W JACKSON

This book has been DIGITIZED and is available ONLINE

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 80-81

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Professor an der Universität zu Berlin.

Achtzigster Band.

Januar bis Juni 1867.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EV
1880-81

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 2. Januar. № 1.

Vorwort.

In Allem, was sich ereignet, soll die Kirche stets auf dasjenige achten, was sie in ihrem eigentümlichsten Wesen, im Glauben und in der Liebe fördern kann. Fern von allem müßigen Gerede, von aller Neuigkeitssucht, aller unfruchtbaren Aufregung soll der Christ in der kurzen Frist, die uns hier auf Erden vergönt ist, überall nur darauf bedacht sein, Speise für seine Sele zu gewinnen, die sobald vor ihrem Richter stehen kann. Da tritt uns nun in dem vergangenen Jahre besonders mahnend die in dem Kriegswesen entfaltete Energie entgegen, welche lebhaft an das Wort des Propheten erinnert: „es ist kein Ermüdeter und es ist kein Strauchelnder unter ihm, er schlummert und schläft nicht und nicht wird gelöf't der Gurt seiner Lenden und nicht reißt der Riemen seiner Schuhe. Seine Pfeile sind scharf und alle seine Bogen sind gespant, die Hufe seiner Rosse sind wie Kiesel geachtet und seine Räder gleich dem Sturme." Warum steht es auf dem geistlichen Gebiete nicht ebenso, warum ist in der „streitenden Kirche", in dem Dienste des himlischen Kriegsherrn so viel Feigheit, Schlaffheit, Lauheit, Trägheit und Halbheit? Wer es überhaupt ernstlich mit seinem Christenberufe und mit seinem Amte meint, der wird Angesichts solcher Tüchtigkeit im Dienste des irdischen Königs Alles aufbieten, daß er auf dem geistlichen Gebiete männlich und stark werde, brennend im Geiste, und alle Trägheit gründlich von sich abthue. Daß wir so das Kriegswesen zum Heile unserer Sele ausbeuten sollen, dazu leitet uns schon der Apostel hin in Ephes. 5, 11 — 17. Auf dies Ziel richten wir diesmal unsere Schriftbetrachtung. Wir legen ihr das 25. Capitel in dem Evangelium des heil. Matthäus zu Grunde.

Der Herr hatte in der Rede, die er kurz vor seinem Scheiden an seine Jünger auf dem Oelberge hielt, zuerst eingehend von der Zukunft des Menschensohnes geredet, ihrem Wesen und ihren Zeichen. Er hatte ihre Gemüter mit dem Bewußtsein erfüllt, daß der jezt in Niedrigkeit vor ihnen stehende, der Bedrängung und dem Gerichte entgegengehende dereinst in Herlichkeit wiederkehren werde, eine Verkündung, deren Erfüllung bei der Zerstörung Jerusalems den ersten Anfang ihrer Erfüllung fand, deren Enderfüllung am Ende der Tage erfolgen wird. Das ist der Inhalt von Matth. 24, 1—41, des Abschnittes, den wir in dem Vorworte des Jahres 1865 eingehend besprachen. Von V. 42 bis zu Ende von Cap. 25 legt er dar, wie die Gläubigen sich zu dieser Zukunft zu stellen haben, damit sie ihnen nicht verderblich, sondern heilsam werde. Der Grundgedanke wird gleich zu Anfang ausgesprochen in den Worten: „darum wachet, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird", V. 42, und ebenso in den Worten: „darum seid ihr auch bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde, da ihr nicht meinet", V. 44. Dieser Gedanke nimt Fleisch und Blut an in einer Reihe von Gestalten, die, einmal ins Gemüt aufgenommen, nimmer wieder entschwinden: der gegen den Dieb wachsame Hausherr, der treue und kluge Knecht, der auf seinen Herrn wartet, und ihm entgegengesezt der böse Knecht, der seine Mitknechte schlägt, isset und trinket mit den Trunkenen, die klugen und die thörichten Jungfrauen, die verschiedene Stellung der Knechte zu dem anvertrauten Gute, und endlich das Schlußgemälde: die große Scheidung zwischen den Schafen und den Böcken auf Grundlage der Werke.

Der Herr hat es überall hier nicht mit der Welt zu thun, sondern mit denjenigen, welche durch die Apostel repräsentirt werden, die er zunächst anredet, mit den Gliedern seiner Kirche, solchen, in denen der Anfang des Glaubens bereits vorhanden ist, die in ihm den Herrn erkennen und durch ihn selig werden wollen. Diese sucht er vor den Gefahren zu bewahren, die ihre Seligkeit bedrohen, und wenn ihnen nicht kräftig widerstanden wird, seine Zukunft, die ihnen heilsam und erfreulich sein sollte, die ihnen zuruft: „hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet", in eine verderbliche und erschreckliche verwandeln. Diese Gefahren kommen alle auf das Eine heraus, daß man im Vertrauen auf die in Christo gewonnene Gnade wähnt, sich gehen lassen zu können, daß man den Glauben, der die Werke schaffen und in den Werken sich vollenden soll, als Surrogat für die Werke betrachtet, die Gnade auf Mutwillen zieht, statt sich durch sie züchtigen zu lassen, zur Verläugnung des ungöttlichen Wesens und der weltlichen Lüste. Das muß ein gar gefährlicher Feind sein, in der menschlichen Natur eine unendliche Fülle von Trägheit, sittlicher Schlaffheit, Hang, bloße Blätter darzubieten wo Früchte verlangt werden. Mit dem Ende geht der Anfang Hand in Hand, schon die erste größere Rede Christi, die Bergpredigt, verfolgt dasselbe Ziel. „Ich sage euch, es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen", „ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird

194442

abgehauen und ins Feuer geworfen", „es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel", bis zu dem klugen Manne, der sein Haus auf den Felsen der Treue und der Standhaftigkeit in guten Werken baute, und dem thörichten, der hörte und nicht that.

Paulus sagt: „Heben wir das Gesez auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir richten das Gesez auf." (Röm. 3, 31.) Das hat er in der Schule Christi gelernt, der es hier in der eindringlichsten Weise zu Gemüte führt, mit solcher Löwenstimme proclamirt, daß auch die Tauben, wie es scheint, es hören müßten. Er darf nicht fürchten, daß der Accent, der hier auf das eigne Wachen und Thun, das Anschaffen des Oeles, das Handeln mit dem anvertrauten Pfunde, das Wirken in den Werken der Barmherzigkeit gelegt wird, seiner Ehre nachteilig werde. Je mehr wir auf uns selbst gewiesen werden, desto mehr werden wir an Christus herangedrängt. Wer ernstlich eingeht in das Thun der Gebote Gottes, merkt bald, daß mit eigner Kraft nichts gethan ist; ein wirklich lebendiger Gaube, der wahrhaft ergreift, was Christus für uns gethan und gelitten, wird nur auf dem Wege des Wirkens gewonnen; die Werke offenbaren nicht blos den Glauben, sie schaffen ihn auch. Für die Faulheit ist Christus umsonst gestorben, sie braucht ihn nicht, in ihrem schlaffen Wesen kann sie ohne ihn auskommen. Schon der erste Anfang des Glaubens ist durch die Werke bedingt. Wer Gottes Willen thun will, spricht Jesus, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, Joh. 7, 17. Gottes Willen ist, daß wir ihn lieben sollen von ganzem Herzen und unseren Nächsten als uns selbst. Wer dem eifrig nachringt, der kann nicht anders, als mit Begierde an Christus herantreten, um in ihm den Tod seiner Lüste und Leidenschaften zu finden, welche die Liebe ersticken. Wer nicht in solchem Ringen steht, weiß mit Christo nichts anzufangen. Das sehen wir an dem Beispiele der Pharisäer. Was den Anfang, das bedingt auch den Fortschritt. Die Trägheit und Schlaffheit ist der gefährlichste Feind des Glaubens. Wer sich sein Lebensziel niedrig steckt, kann auch mit einer bloßen Glaubenseinbildung auskommen, mit einem beschränkten Quantum von süßen Gefühlen, Stunden der Andacht und frömmelnden Redensarten. Wer ernstlich zu streiten hat mit Sünde, Welt und Satan, sieht sich verlangend um nach dem Einzigen im Himmel und auf Erden, der in diesem heißen Streite helfen kann und will. Wer sich bei jedem Schritte auf der Lebensbahn das Wort vor Augen stellt: „so wird der Herr desselbigen Knechtes kommen an dem Tage, des er sich nicht versieht, und zu der Stunde, die er nicht meinet, und wird ihn zerscheitern und wird ihm seinen Lohn geben mit den Heuchlern", in dem wird das Kyrie eleison ganz von selbst lebendig werden, nicht jenes ohnmächtige, wimmernde, welches den vergeblichen Versuch macht, sich der verdienten Strafe zu entziehen und die ewigen Gesetze der göttlichen Weltordnung zu durchbrechen, übertönt und gebrochen durch die Stimme des Gewissens, welche laut ruft: „Gott wird vergelten einem Jeglichen nach seinen Werken", sondern jenes gesunde und lebendige, welches Kraft verlangt und erlangt zum Laufen in den Geboten Gottes, und wenn man gethan hat, was man konte, zugleich Gnade für die gar mannigfachen Schwächen, die Fehltritte, von denen es heißt: „wer kann sie merken", die auch bei dem besten Willen noch unterlaufen und uns täglich das Bekentnis abnötigen: „es ist doch unser Thun umsonst auch in dem besten Leben."

Wir wollen nach diesem Ueberblick noch das 25. Capitel nach seinen drei Teilen schärfer ins Auge fassen. Hiob sagt: „Ist nicht Kriegesdienst dem Menschen auf der Erde?" Er hat dabei zunächst die Mühsale und Leiden im Auge. Das Wort gilt aber auch in Bezug auf die Thätigkeit. Für diese hat uns der oberste Kriegsherr kurz vor seinem Scheiden in diesem Capitel die beste Instruction hinterlassen.

In Bezug auf das Gleichnis von den zehn Jungfrauen gilt das Wort des Apostels: „was gehen mich die draußen an", es hält sich ganz innerhalb des christlichen Kreises. Es ist ja zunächst den Aposteln zur Anreizung und Warnung hingestellt. Wir haben es mit Jungfrauen zu thun, solchen, von denen das Wort des h. Paulus gilt: „ich habe euch vertraut einem Manne, daß ich eine reine Jungfrau Christo zubrächte", und ebenso das Wort der Apokalypse: „sie sind Jungfrauen und folgen dem Lamme nach, wo es hingeht", 14, 4. Wären sie von vornherein der Welt und ihrem Fürsten ergeben und angetraut, hätten sie nicht die Anfänge des Glaubens, hätten sie sich nicht Christo zugesagt, so würden sie nicht Jungfrauen genant werden. Dann würde auch das Zahlenverhältnis, die Gleichheit der Zahl der Klugen und der Thörichten auffallend sein und sich kaum mit dem Worte vereinigen lassen: „viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Alle Jungfrauen ferner gehen dem Bräutigam entgegen und auch die Thörichten haben noch das Verlangen, von ihm zu Gnaden angenommen zu werden, und wissen, daß außer ihm nur Jammer und Elend ist. Alle haben Anfangs Oel, welches nach der fest ausgeprägten Bildsprache der Schrift nichts anders bedeuten kann, als daß sie den Heiligen Geist empfangen haben, welcher die Christen, die Gesalbten, von den Kindern dieser Welt unterscheidet, die der Kraft aus der Höhe entbehren. Alle haben Anfangs, weil Oel, brennende Lampen, von dem heiligen Leuchter im Tempel an das Sinnbild des geistlichen Lichtes, welches die geisterfüllte Gemeinde und der einzelne Gläubige in die umgebende Finsternis ausstrahlt.

Der Unterschied zwischen den klugen und thörichten Jungfrauen tritt erst im Verlaufe der Zeit hervor, wenn auch der Keim des Unterschiedes in der Regel schon in den ersten Anfängen vorhanden ist, oft tief verborgen und nur den Augen des Herzenskündigers erkennbar. Dieser Unterschied beruht darin, daß die Klugen darauf bedacht sind, sich einen größeren Vorrat von Oel anzuschaffen, während die Thörichten sich genügen lassen an dem, was sie von Anfang an haben, ohne daran zu denken, daß es plözlich ausgehen kann, ausgehen muß. Mit Recht sagt Chrysostomus: „sie hatten Oel, aber nicht in hin-

reichender Fülle, darum werden sie gestraft." Das Oel komt, wie alle gute Gabe, von oben, der Mensch kann es nicht bereiten, aber es komt auch nicht von selbst, er muß es nehmen, muß es sich aneignen. Wer die ersten Anfänge des Glaubens und eben damit des Geistes aus Gott erhalten hat, der muß unabläßig danach ringen, daß er geistvoll werde, daß sein ganzes Leben und Wesen von dem Geiste durchdrungen und durchzogen werde, nirgends eine geistlose Partie übrig bleibe. Die Frucht des Geistes, sagt der Apostel (Gal. 5, 9), ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Wer das Herz offen hält für den Geist Gottes, bei dem stellen sich auch diese Früchte ein. Die thörichten Jungfrauen hatten es unterlassen, mit solchem Oele ihre Gefäße zu füllen. Sie wähnten auszureichen mit dem wenig Geist, womit sie den Weg begonnen hatten, und deshalb war beides in gleicher Weise dürftig und unvollkommen, ihr Glaube und ihre Werke: denn daß der Fehler nur in den lezteren gelegen habe, das ist eine ganz falsche Annahme Römischer Ausleger. Statt nach der Mehrung des Geistes zu ringen, sprachen sie: „ich bin reich und darf nichts", Apok. 3, 17, ließen ihrer Natur den Zügel schießen und „betrübten" und „dämpften" dadurch den Heiligen Geist. Es war ihnen lästig, es erschien ihnen ängstlich und borniert, so immer auf der Wacht zu stehen, so unabläßig danach zu trachten, den Beruf und die Erwählung durch Treue im Kleinen festzumachen, 2 Petr. 1, 10. Sie meinten sich mit dem begnügen zu können, was so ganz von selbst aus dem Glauben floß, den sie schon erlangt hatten. Das war der verhänguisvolle Irrtum, den sie erst dann erkanten, als es zu spät war, und auch da nicht von ganzem Herzen. Denn wäre die Buße eine gründliche gewesen, so würde ihnen die Thür nicht verschlossen worden sein. Sie rufen in bitterm Schmerze: „Herr, Herr, thue uns auf", sie wünschen die Seligkeit, sie haben eine Angst vor der Verdamnis, aber zu einer wahrhaftigen, alles hingebenden Liebe zu dem Bräutigam sind sie damit noch nicht gelangt. Wäre es ihnen gestattet gewesen, den Lebensweg von Neuem zu beginnen, sie würden es wieder ebenso gemacht haben. Der Fehler saß tief in ihrem Willen, und wer ein ganzes langes Leben hindurch gegen diesen nicht ernstlich gearbeitet hat, troz aller ihm dargebotenen Gnade, aller zur Läuterung verhängten Heimsuchungen Gottes, der kann nicht auf einmal noch durch einen Sprung in ein neues Wesen versezt werden.

Da der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen. Auch die Klugen werden von dem Schlafe überrascht und können sich seiner nicht erwehren. Der Schlaf erscheint hier so zu sagen als eine Naturnotwendigkeit, eben damit gegeben, daß der Bräutigam so lange ausbleibt. Damit scheint die Ermahnung in Widerspruch zu stehen, in welche das ganze Gleichnis ausläuft: „so wachet nun, weil ihr den Tag nicht kennet, noch die Stunde." Allein der Widerspruch ist in Wahrheit nicht vorhanden. Eben durch diese Aufforderung, zu wachen, wie nicht minder auch durch die von den klugen Jungfrauen ausgesagte Bereitschaft, erhält das Schläfrigwerden und das Entschlafen, so weit es von den klugen Jungfrauen gesagt wird, seine Beschränkung. Es ist auf dem geistlichen Gebiete anders wie auf dem leiblichen. Da schließen sich Schlafen und Wachen ebenso wenig aus, wie in dem Worte: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben" ein Widerspruch liegt. Der Schlaf der thörichten Jungfrauen ist ein unbedingter. Von den klugen Jungfrauen gilt das Wort des Hohenliedes (5, 2): „ich schlafe und mein Herz wacht." Sie schlafen, denn das Fleisch ist schwach, sie wachen, denn der Geist ist willig. So lange der Herr fern ist und nur mit dem Auge des Glaubens erkennbar, ist auch das Wachen zugleich ein Schlafen. Das haben so manche eifrige Diener Gottes auf ihrem lezten Krankenlager und nachdem sie die himlische Wegzehrung zur Reise in die Heimat erhalten hatten, erkant. Wie viele haben geäußert: wenn ich noch einmal ins Leben zurückkehren könte, wie ganz anders würde ich es führen, erst jezt sind meine Augen helle geworden.

„Um Mitternacht ward ein Geschrei: siehe der Bräutigam komt." Das zeigt uns, daß die lezte Erscheinungsform der durch die ganze Geschichte hindurchgehenden Zukunft des Herrn erfolgen wird, wenn tiefe geistige Dunkelheit den Erdboden bedeckt, im Einklange mit dem Worte des Herrn: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinest du, daß er auch werde den Glauben finden auf der Erde", Luc. 18, 8. Es fällt aus diesen Worten Licht auf den Zug, daß auch die klugen Jungfrauen einschlafen. Der Herr redet für alle Zeiten der Kirche, aber er hat besonders die lezten Zeiten seines Reiches auf Erden im Auge, denen wir nach allen Anzeichen mit starken Schritten entgegengehen. Da erkaltet die Liebe der Vielen, weil die Ungerechtigkeit überhand nimt, da ist es gar schwer, sich des Schlafes ganz zu erwehren, eben deshalb aber um so dringender notwendig, daß man gegen den Schlaf ankämpfe. Denn sonst wird er uns unausbleiblich ganz hinnehmen und auch das wachende Herz wird einschlafen.

Dem Bräutigam gehen die Jungfrauen zur Vermälung entgegen. In gewöhnlichen Verhältnissen holt der Bräutigam die Braut heim, aber hier ist der Bräutigam der Herr vom Himmel und die Bräute zugleich seine Dienerinnen. Von einer von den Jungfrauen verschiedenen Braut komt in dem ganzen Gleichnis keine Spur vor. Der alte Syrische Uebersetzer und Hieronymus in der Vulgata fügen nach den Worten: „dem Bräutigam entgegen" auf eigne Hand hinzu: und der Braut. Sie werden dabei von einem richtigen Gefühle geleitet. Die Braut könte nicht fehlen, wenn die Jungfrauen von der Braut verschieden sein sollten. Da sie aber fehlt und es willkürlich ist, sie auf eigne Hand einzuschieben, so muß in den Jungfrauen selbst sich die Braut darstellen. Eine Vielheit von Bräuten Christi tritt uns schon in dem 45. Psalme und in dem Hohenliede entgegen, welche die alttestamentliche Grundlage des Gleichnisses bilden, nach der Weise des Herrn im Vorbilde seiner Diener aus seinem Schatze Neues und Altes hervorzubringen Matth. 13, 52. Auch das Gewichtlegen auf den jungfräulichen Stand zeigt, daß es sich nicht um bloße Gefährtinnen der Braut,

daß es sich um die Braut selbst handelt, besonders wenn 2 Cor. 11, 2 verglichen wird: „ich habe euch verlobt einem Manne, daß ich eine reine Jungfrau Christo zubrächte.“ Die Bereitschaft, die hier von den Jungfrauen, wird in Apok. 19, 7 von dem Weibe des Lammes ausgesagt, welche sich von den Jungfrauen hier nur so unterscheidet, wie die ideale Einheit von der realen Vielheit: die leztere mußte grade hier hervortreten, weil sonst der Grundgedanke des Gleichnisses, die große Scheidung, nicht ausgeführt werden konte. Von Brautjungfern, wie sie die Ausleger hier zum tiefen Schaden des Verständnisses finden, weiß die ganze heilige Schrift nichts. Abigail erscheint bei David nicht im Geleite von Brautjungfern, sondern ihrer Mägde, und in Ps. 45, 15 ist nicht von Brautjungfern die Rede, sondern von Bräuten, den Heidenvölkern, die neben dem Volke des A. B. Christo zugeführt werden sollen. Die Brautjungfern verdanken dem Misverständnisse unsers Gleichnisses einen großen Teil ihrer Bedeutung.

Weil die vollendete Gemeinschaft der Gläubigen mit dem Herrn erst in dem Reiche der Herlichkeit eintritt, so erscheint mehrfach das Leben in der Kirche des Diesseits als Brautstand, und erst wenn die Kirche in den jenseitigen Zustand eintritt, wird die Hochzeit des Lammes gefeiert, Luc. 12, 36. Apok. 19, 7. 9. Anderwärts wird die Ehe schon bei der ersten Erscheinung Christi geschlossen, wie in dem Gleichnisse von der Königlichen Hochzeit. Da wird die wesentliche Gleichheit in dem nur durch Stufen sich unterscheidenden Verhältnisse ins Auge gefaßt.

Die Worte der Thörichten an die Klugen: „gebt uns von eurem Oele, denn unsere Lampen verlöschen“, hätten Sinn gehabt, wenn sie vor der Erscheinung des Bräutigams gesprochen wären. Da hätte eine Mitteilung stattfinden können, bei der beide Teile gewannen, die Thörichten durch Empfangen, die Klugen durch Geben. Daß das Oel, der Geist, mitteilbar ist, zeigt Josua, auf den von dem Geiste Mose's, Elisa, auf den von dem Geiste Elia's gelegt wurde, zeigt das Wort des Paulus an die Römer (1, 11): „mich verlangt, euch zu sehen, auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken.“ Allein da es noch Zeit war, dachten die Thörichten nicht daran, solches Verlangen zu stellen: sie sahen auf die Klugen herab. Jezt, wo die Zeit der Entscheidung eingetreten ist, hat das Verlangen keinen Sinn mehr. Eine Mitteilung, bei der blos gegeben wird, aus dem einen Gefäß gleichsam mechanisch in das andere herübergegossen, kann nicht stattfinden. Da hat jeder das Seine nötig. Auch der Rath, zu den Verkäufern zu gehen, gilt nach den Zeitumständen der schmerzlichen Klage gleich, daß sie früher, wo es noch Zeit war, dies zu thun, es unterlassen, daß sie die herzliche Einladung des Wortes Gottes (Jes. 55, 1): „komt her und kaufet ohne Geld und umsonst“ so schmälich überhört, daß sie nicht auf ihren Gott und ihren Heiland, die Apostel und die treuen Diener der Kirche geachtet haben, die

ihnen so reichlich die Mittel darboten, in einen Stand guter Werke zu gelangen, und dagegen der eignen Neigung gefolgt sind, die unausbleiblich zum Ausgehen des Oeles führen mußte.

Die Thür wird verschlossen, für immer verschlossen, troz dem, daß sie zu den Jungfrauen gehörten, brennende Lampen gehabt hatten und damit in dem Dunkel dieses Lebens dem Bräutigam entgegengegangen waren. Sie hatten es verschmäht, sich reinigen und heiligen zu lassen, wie es einer wahren Braut des Herrn ziemt, Ephes. 5, 26. 27, und so wird das Verlöbnis aufgelöst, und sie müssen, troz ihres Herr! Herr! sagens, welches gar keinen Eindruck macht, daß furchtbare Wort des früheren Bräutigams vernehmen: „wahrlich ich sage euch, ich kenne euch nicht“: ich bin euch so lange ein Fremder gewesen, andere Dinge habt ihr gesucht, an alle möglichen Erbärmlichkeiten euer Herz gehängt, nun will ich auch nichts mehr mit euch zu thun haben. Habt ihr kein Oel mehr, so habe ich keine Gnade mehr. Ich liebe nur die mich lieben, und die mich frühe suchen werden mich finden.

Im Jahre 1322 ward am Sontage Misericordias Domini zu Eisenach ein Schauspiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufgeführt, dem Landgraf Friedrich mit dem Zunamen von der gebissenen Wange beiwohnte. Wie alles Bitten und Flehen und Weinen der thörichten Jungfrauen abgewiesen wurde, von den klugen und von dem Bräutigam selbst, da erschrak der Fürst heftig und fiel von da an in unheilbaren Tiefsinn. Das war eine einseitige Auffassung des Gleichnisses, in dem uns nicht blos der richtende Ernst Christi entgegentritt, sondern auch die Tiefe seiner Liebesfülle, welche Alles aufbietet, die Seinen vor den Wegen des Verderbens zu bewahren. Aber das ruft freilich dies Gleichnis mit erschütternder Gewalt uns zu, daß wir nicht mit Halbheiten und Oberflächlichkeiten uns begnügen dürfen, sondern eingehen müssen in das Kämpfen und Ringen, um durch die enge Pforte zu gelangen, daß wir die erste Liebe nicht verlassen dürfen, sondern vielmehr danach trachten müssen, daß aus ihr eine wahrhaftige „Flamme des Herrn“ hervorwachse.

Das Gleichnis von den Jungfrauen geht alle Christen an, in dem Gleichnis von den anvertrauten Centnern faßt Jesus wieder, wie in dem Gleichnis von dem treuen und klugen Knechte, welches dem von den Jungfrauen vorangeht, die Apostel, welche in doppelter Eigenschaft anwesend waren, als solche, als Träger des Amtes ins Auge. Er legt ihnen ans Herz, welch ein hohes Ding es sei um die treue Verwaltung der ihnen erteilten Gnadengaben, wie sie über Seligkeit und Verdamnis entscheide. Doch ist der Unterschied, der nach dieser Seite zwischen diesem Gleichnis und dem vorigen stattfindet, nicht so groß, als wie es wol auf den ersten Anblick scheinen möchte. Es gilt auch hier das Wort Jesu (Marc. 13, 37): „was ich aber euch sage, das sage ich Allen: wachet.“

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 5. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Knechte Christi sind nicht blos die Diener der Kirche, auch der Staat bildet eine Abteilung des Reiches Gottes, so gewiß als das Reich Christi nicht aus dieser Welt stamt, sondern aus dem Himmel, und daher die ganze Erde, das Filial des Himmels, umfassen muß, und nicht auf eine einzelne Sphäre eingeschränkt werden darf. Und auch wer kein öffentliches Amt bekleidet, ist darum nicht weniger Träger von Aemtern und Amtsgnaden, von deren treuer Verwaltung er Rechenschaft abzulegen hat. Das Weib, die nach der Weisung des Apostels in der Kirche schweigen soll, ist darum nicht weniger mit hohem und wichtigem Amte betraut.

Ein dem vorliegenden Gleichnis sehr ähnliches komt bei Lucas in C. 19 vor. Der Herr sprach es, da er zu dem lezten Passa zog, auf dem Wege von Jericho nach Jerusalem, kurz vor dem feierlichen Einzuge in diese Stadt. Man wird bei aller Uebereinstimmung doch beide Gleichnisse auseinanderhalten müssen und die Annahme ist ganz verfehlt, daß wir hier zwei verschiedene Berichte über dasselbe Gleichnis vor uns haben. Die Verschiedenheiten bleiben nicht bei bloßen Einzelheiten stehen, beschränken sich nicht darauf, daß bei Lucas die Gaben gleich sind, um den Gedanken der Gleichheit der Verantwortlichkeit hervorzuheben, der Gewinn aber und der Lohn ungleich, daß Lucas Abstufungen im Lohne hat, während bei Matthäus nur die Gemeinsamkeit im Lohne hervorgehoben wird: die beiden treuen Knechte gehen ein in die Freude des Herrn, nehmen Teil an seiner Seligkeit und Herlichkeit, im Gegensatze gegen den Untreuen, welcher von dieser Freude ausgeschlossen wird. Bei diesen Einzelheiten bleibt die Verschiedenheit nicht stehen: die ganze Tendenz ist verschieden. Bei Lucas tritt das Gleichnis der Meinung entgegen, daß bei dem unmittelbar bevorstehenden Einzuge in Jerusalem, dessen falscher Deutung das Gleichnis begegnen will, sogleich das Reich der Herlichkeit werde eröffnet werden: nicht dieses soll der Einzug einleiten, sondern das Kreuzreich. Der Herr weist darauf hin, daß der Vollendung des Gottesreiches noch eine ganze lange Zeit vorangehen muß, wo seine Knechte im Schweiße ihres Angesichts arbeiten und auf eigene Verantwortung handeln müssen, daß die Teilnahme an dem Reiche der Herlichkeit bedingt ist durch die Treue während dieser Zwischenzeit, daß diejenigen, welche sich während derselben nicht bewähren, von der Teilnahme an dem Reiche der Herlichkeit ausgeschlossen werden. Während seine Knechte den Lohn nicht vor der Arbeit erhalten können, dürfen seine Feinde, deren Jerusalem voll ist, noch weniger die Teilnahme an dem Reiche der Herlichkeit erwarten. Für sie steht vielmehr ein schweres, vernichtendes Gericht in Aussicht, dessen Stätte dasselbe Jerusalem sein wird, für das die Jünger voreilige Verklärungshoffnungen hegten. Bei Matthäus ist der Zusammenhang ein wesentlich anderer. Da tritt das Gleichnis nicht der voreiligen Erwartung des Reiches Gottes entgegen, sondern es ist eine einzelne Illustration zu dem Texte: „wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr komt," ein einzelnes Moment in der Instruction, welche der scheidende Jesus seinen Jüngern im Blicke auf seine Wiederkunft gibt. Wir haben also bei Matthäus nicht eine Wiederholung des Gleichnisses bei Lucas, sondern das Seitenstück zu demselben, wie Jesus es ja so sehr liebt, denselben Gedanken, dasselbe Bild in Variationen zu geben, die bald zusammentreffen, bald wieder auseinandergehen, wofür sich schon aus dem A. T., namentlich aus David und Jeremias mannigfache Analogien beibringen lassen. Daß Lucas nicht etwa einen Bestandteil aus der Rede Christi über seine Zukunft seinem ursprünglichen Zusammenhange entnommen und in einen anderen Zusammenhang eingereiht hat, erhellt aus den Aussprüchen Christi über das bevorstehende Gericht gegen die Feinde in Jerusalem, die in den Zusammenhang bei Matthäus nicht passen; und daß Matthäus nicht hier bei anderer Gelegenheit Gesprochenes eingereiht hat, das erhellt daraus, daß die Rede Christi bei dieser Annahme sofort den Eindruck der Verstümmelung macht. Die Ausführlichkeit in der Darlegung der Zukunft des Herrn läßt von vornherein erwarten, daß Jesus auch in der praktischen Anwendung seine Fülle und seinen Reichtum entfalten werde.

Der Herr stellt sich hier unter dem Bilde eines Menschen dar, der auf die Reise geht. Die Ausführung haben wir bei Lucas: „ein Edler zog fern in ein Land, daß er sich ein Reich nähme und dann wiederkehrte." Ebenso gibt uns auch Lucas die geschichtliche Erläuterung. Er sagt in C. 24, 50. 51 seines Evangeliums: „Und er führte sie hinaus bis gen Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. Und es geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen," und in C. 1, 9 der Apostelgeschichte: „Und da er solches gesagt, ward er aufgehoben zusehens und eine Wolke nahm ihn vor ihren Augen weg."

Solche Hinwegnahme, solches „Verreisen“ ist die Bedingung der Empfangnahme des Reiches. Jesus muß zur Rechten des Vaters erhöht werden, damit dieser seine Feinde lege zum Schemel seiner Füße. In Folge dieser Erhöhung ist er bei den Seinen bis ans Ende der Welt, er läßt sie nicht als Waisen, er komt zu ihnen; wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, ist er mitten unter ihnen, aber seine Gegenwart ist doch eine andere, wie bei der ersten und zweiten Zukunft, und das: er verreisete, behält seine Wahrheit, bis die leztere eintritt. Schon unter dem A. B. war auf die Zeit der Gründung der alttestamentlichen Haushaltung, wo der Herr offenbarlich unter seinem Volke waltete, eine andere lange Zeit getreten, wo seine Gegenwart sich mehr verbarg und eben damit der menschlichen Entwickelung freierer Spielraum gewährt war. „Es war ein Hausvater“, sagt Jesus Matth. 21, 33, „der pflanzte einen Weinberg und führte einen Zaun darum und grub eine Kelter darin und baute einen Thurm und that ihn den Weingärtnern aus und verreisete.“ Das war oft sehr schmerzlich, vielfach entrang sich der bangen Brust der Seufzer: „Ists denn ganz und gar aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung ein Ende? Ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab.“ Aber es war heilsam. Das Volk Gottes kann nicht immer am Gängelbande geführt werden. Ebenso nun geschieht es wieder unter dem N. B. Es wird neues Capital dargereicht und dann die Verwendung erprobt. Das ist der Weg Gottes vom Paradiese an, der Weg, den er noch bis auf den heutigen Tag auch bei den Einzelnen einschlägt. Der Kirche soll Spielraum für die eigene Entwickelung gegeben werden, es ist die große Periode des ringenden Glaubens, der nur erstarken kann, wo das Schauen ausgeschlossen ist, womit dieser Glaube einst belohnt werden soll, die Zeit, wo die Kräfte der Knechte sich frei entfalten sollen, damit die Treue und die Untreue recht offenbar werden. Im Einklange mit dem: er verreisete, an unserer Stelle hatte Jesus schon früh zu den Seinen von der Zeit geredet, da sie trauern werden, weil der Bräutigam von ihnen hinweggenommen worden. Paulus sagt, troz seiner hohen Gesichte von dem Herrn: „so lange wir im Leibe wallen, sind wir fern von dem Herrn. Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir möchten aber lieber außer dem Leibe wallen und daheim sein bei dem Herrn,“ 2 Cor. 5, 6—8.

Jesus übergibt für diese Zeit seiner Abwesenheit seinen eigenen Knechten, die als solche zur treuesten Verwaltung verpflichtet sind, sein Vermögen. Worin diese Güter bestehen, das hat Paulus in 1 Cor. 12 weiter entfaltet: „es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist. Und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr. Und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket Alles in Allem. In einem Jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen. Einem wird gegeben, durch den Geist zu reden von der Weisheit, dem Andern wird gegeben, zu reden von der Erkentnis nach demselbigen Geiste. Einem Anderen Wunder zu thun, einem Anderen Weissagung, einem Anderen Geister zu unterscheiden, einem Anderen mancherlei Sprachen, einem Anderen die Sprachen auszulegen.“ Das also ist das Vermögen: der ganze unerschöpfliche Reichtum von Gaben und Kräften, welche von Christo zur Wiedergeburt der sündigen Welt, zur Heilung der Wasser des todten Meeres derselben, seiner Kirche und namentlich dem Amte in der Kirche übergeben worden sind.

Diese Gaben und Kräfte gehören ursprünglich Christo an, auf dem allein schon nach der Weissagung Jesaia's der Geist des Herrn ruht, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rathes und der Stärke, der Geist der Erkentnis und der Furcht des Herrn. Niemand hat etwas, das er nicht von ihm empfangen. Er teilt aus seinem Schatze jedem „nach seinem eigenen Vermögen“ zu, im Einklange mit seiner natürlichen Begabung, die er auch nicht von sich selbst hat, die aus demselben Quell hervorgegangen ist, aus dem die Amtsgnaden fließen. Bis dahin stehen alle gleich, ebenso wie die zehn Jungfrauen anfangs gleichstehen, aber wie die Gaben benuzt werden, damit beginnt der Unterschied. Es gilt die Gabe Gottes zu erwecken, 2 Tim. 1, 6, es gilt sie treu zu gebrauchen und eben durch diesen treuen Gebrauch sie zu mehren. Daran lassen es so viele fehlen und so wird die Gnade ihnen zum Verderben.

Auch die großen Gaben haben ihre Gefahren, nicht minder wie die geringen. Es gilt auch hier das Wort: „wie schwerlich wird ein Reicher in das Himmelreich kommen.“ Man kann gar leicht in Selbstbespiegelung, Eitelkeit und Hochmut fallen und damit die Gabe verderben und unnütz machen, ja man wird unausbleiblich diesem Gerichte verfallen, wenn man nicht ohne Unterlaß wacht und betet, denn das menschliche Herz ist stets geneigt, sich zuzuschreiben, was Gottes ist. Man ist ferner der Gefahr ausgesezt, sich gehen zu lassen, auf die Gaben zu vertrauen und die Arbeit im Schweiße seines Angesichtes zu unterlassen, auf die wir seit 1 Mos. 3 unter allen Umständen angewiesen sind und ohne die alle Gaben unfruchtbar werden. Was aus dem Aermel geschüttet wird, ist auch bei den besten Gaben wenig wert. Man wird versucht, sich nach allen Seiten auszubreiten und was man an der Breite gewint an der Tiefe zu verlieren, die viel wichtiger ist. Es hat mindestens einseitige Wahrheit was Quesnel sagt: „Wenn auch der menschliche Hochmut es nicht begreifen will, so ist es doch ein Vorteil nur Ein Talent zu haben, und zwar ein gemeines aber nützliches Talent. Der Glanz der großen Talente verblendet und berauscht. Die Mannigfaltigkeit teilt und ist der Concentration nachteilig.“

Das Vorhandensein der Gefahren auch für die größeren Talente erhellt schon daraus, daß auch wer große Gaben erhalten hat, Rechenschaft thun muß von seinem Haushalten und zwar zuerst, weil wem viel gegeben ist, von dem auch viel gefordert wird, Luc. 12, 48. Doch faßt der Herr diese Gefahren hier nicht näher ins Auge. Er richtet den Blick zunächst nur auf die Gefahren, welche die mindere Begabung mit sich führt, um diese durch die einseitige Hervorhebung recht lebhaft zum Bewußtsein zu bringen, was um so wichtiger war, da die außerordent-

liche Begabung selten vorkomt, das eine Talent durchaus die gewöhnliche Gabe ist. Solche Einseitigkeit ist in der Schrift, wie in jedem lebendigen und einschneidenden Vortrage ganz gewöhnlich. Das Wort z. B.: „es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelör gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme", gilt mit Aenderung eines Wortes auch von dem Armen, aber der Reiche würde nicht so scharf getroffen werden, wenn der Herr das hinzufügen wollte.

Das Geldmachen muß schon damals bei den Juden sehr geblüht haben. Weil dies Geschäft am schwunghaftesten betrieben wurde, die ganze natürliche Energie des Jüdischen Menschen sich in dasselbe hineinlegte, so trägt der Herr kein Bedenken, daran den Gedanken anzuknüpfen, daß der Eifer, die Energie ein notwendiges und unerläßliches Merkmal seiner Diener ist.

Zu seiner Entschuldigung macht der Knecht mit dem einen Centner geltend: „Herr, ich wußte, daß du ein harter Mensch bist, erndtend wo du nicht gesät hast und sammelnd wo du nicht gestreut hast." Er beruft sich auf die Unzulänglichkeit seiner Gabe, mit der er sich nicht hinauswagen mag auf das Gebiet des Handelns. Er will lieber nichts thun, als sich der Verantwortung aussetzen, welcher das mit unzulänglichen Mitteln unternommene Thun ausseżt. Mit jeder Thätigkeit ist die Gefahr verbunden, Fehler zu machen, und wenn man keine hervorstechenden Gaben besizt, so scheint es unmöglich, diese Fehler zu vermeiden, notwendig, daß man dem Gerichte des Herrn verfalle, der wo geringe Gaben vorliegen nicht minder strenge richtet als wo große. So scheint es also am besten, die Gabe ungenüzt zu lassen, z. B. fremde Predigten zu halten statt der eignen, sich in der Selsorge auf dasjenige zu beschränken, was gar nicht abgewiesen werden kann, und sich dafür auf andern Gebieten und in andern Thätigkeiten zu ergehen, bis zum Düngerhaufen herunter. Die Entschuldigung hat einen gewissen Schein, aber sie dient doch nur als Deckmantel für die Trägheit, die freilich denjenigen gar leicht beschleicht, dem Alles schwer wird und der auch bei der anstrengendsten Thätigkeit nur spärliche Früchte gewint. Es ist wahr, der Herr will erndten auch da, wo er nur spärlich gesät hat, aber er will doch nur nach dem Maaße der Aussat und des Bodens erndten und hat Geduld mit dem guten Willen, legt seinen Segen auch auf die schwächere Leistung, während dagegen das Nichtsthun unausbleiblich in seine Gerichte verwickelt. Mit vollem Rechte sagt Bengel: „thue was dir befohlen ist und was du kanst: erwarte den Erfolg und du wirst dich wundern."

Der Knecht ist, weil faul, auch böse, er wird blos, weil er unnütz ist, hinausgeworfen in die äußere Finsternis, die Finsternis, welche die lichten Räume des Reiches Gottes umgibt. Man kann an seinem Amte sich die Hölle verdienen, es mag angehen, daß einer ein guter Mensch ist und ein schlechter Musikant, aber es geht nimmer an, ein guter Mensch zu sein und ein schlechter Pastor oder Professor der Theologie. Es ist schrecklich und allein schon zur Verdammnis hinreichend, wenn man die Gaben, auch die geringen, welche der Herr für seine Kirche

unter schwerer Verantwortung verliehen hat, nicht gebraucht, wenn man nicht alle Kraft daransezt, sie auszubilden, nicht unabläßig danach ringt, daß sie fruchtbar werden, daß man sich mit ihnen nüzlich mache. Wir sind in einem gewissen Sinne Alle unnüze Knechte, Luc. 17, 10, keiner von uns ist unentbehrlich, keiner darf denken, daß der Herr nicht ohne ihn fertig werden könne, aber es ist schmählich, wenn man jenen Ausspruch, der gegen die Selbstüberhebung gerichtet ist, zur Beschönigung der Trägheit gebrauchen will und meint mit ihm der strengen Rechenschaft sich entziehen zu können, die ein Jeder von seinem Haushalten thun muß. Es gibt leider eine nicht geringe Anzahl von Pastoren, welche sich zu dem Glauben der Kirche bekennen und denen der tiefe Ernst dieses Ausspruches noch nie auf die Sele gefallen ist, die wirkungsloser sind, wie so manche unter den älteren Rationalisten, die wenigstens einen gewissen Eifer für das Geseż hatten. Das ist eine der traurigsten Erscheinungen in der Kirche.

Wenn aber schon der faule Knecht so gestraft wird, wie wird es dann denjenigen ergehen, welche die Gaben, die ihnen zum Heile der Kirche verliehen sind, geradezu zu ihrem Verderben misbrauchen, den Herrn verläugnen, der sie erkauft hat und seine Ehre schmälern statt sie zu fördern.

Wie bedenklich es ist, die Gabe durch Nichtgebrauch zu verwahrlosen, darauf weist der Herr durch die Worte hin: „Wer da hat, dem wird gegeben werden und wird die Fülle haben, wer aber nicht hat, dem wird auch das er hat genommen werden." Nicht gebrauchen ist schon an sich so gut als nicht haben, denn nur zum Gebrauche ist die Gabe verliehen worden. Der Fluch des Nichtgebrauches ist aber, daß die Gabe selbst abnimt und nach und nach ganz verschwindet. Es ist nicht wahr, was der Mensch sagt: „siehe, da hast du das Deine", als ob noch nichts verloren wäre. Er hat das Geliehene ganz verrostet zurückgegeben. Die meisten, ja in gewissem Maße alle, die sich als unbegabt darstellen und die man geneigt ist, damit zu entschuldigen, wenn sie in ihrem Amte nichts leisten, haben in Wahrheit ihre Gabe schmählich verkommen lassen, und hätten sie nur Treue, Eifer und guten Willen gehabt, worauf unendlich mehr ankomt, als auf das Maß der Gabe, so würde Niemand an ihrer Begabung zweifeln. Es findet in solchem Falle eine Art von Confiscation statt. Was auf der einen Seite, der der treulosen Schlaffheit, verloren geht, das wird auf der anderen gewonnen, so daß es ist, als ob das dem Treulosen genommene Pfund auf den anderen übertragen würde.

Ein frommer und getreuer Knecht, der schon längst den Zuruf vernommen: gehe ein in deines Herrn Freude, Vitringa, hat gesagt: „Wie schändlich ist es, wenn ein Diener des Evangeliums in solche Untugenden verfällt und solche Beschuldigungen auf sich zieht! Und gleichwol, wie mühsam und schwer fällt es, allezeit gleich fertig und geschickt zu sein, Müh und Arbeit auf sich zu nehmen, um das Reich Jesu fortzupflanzen." Muß nicht unter solchen Umständen das: die Herzen in die Höhe! und das: Herr erbarme dich! der Grundton des Lebens werden?

Den großartigen Schluß der Rede des Herrn über seine Zukunft bildet die Schilderung des Weltgerichtes. Auch diese gehört noch zu dem Texte: „wachet, seid bereit", wie es denn ja auch sich von selbst versteht, daß die Rede nicht am Schlusse noch von einem mit solcher Energie verfolgten Ziele abweichen und einen Nebenweg einschlagen kann: das würde ihren Eindruck ganz schwächen. Wachet, seid bereit im Angesichte meiner Zukunft, seid Schafe und nicht Böcke, seid fleißig in guten Werken, namentlich in Werken der Barmherzigkeit, hütet euch, daß ihr nicht der Selbstsucht Raum gebet, denn der Herr wird bei seiner Zukunft die Schafe von den Böcken scheiden, die Gerechten und namentlich die, welche Barmherzigkeit geübt haben, zu Teilnehmern seiner Herlichkeit machen, dagegen die der Selbstsucht fröhnten ewiger Strafe übergeben. Es ist klar, daß diejenigen, welche die Werke der Barmherzigkeit geübt haben, in gleichem Verhältnisse stehen mit dem wachenden Hausherrn, dem klugen und getreuen Knechte, den klugen Jungfrauen, den Knechten, die mit ihrem Pfunde wucherten, ebenso diejenigen, welche die Werke der Barmherzigkeit nicht übten, mit dem bösen Knechte, der seine Mitknechte schlägt, isset und trinket mit den Trunkenen, den thörichten Jungfrauen, dem faulen Knechte, der sein Talent in der Erde verbarg. Der Zusammenhang liegt um so deutlicher vor, da hier nicht minder wie bei den thörichten Jungfrauen und dem faulen Knechte grade die Unterlassungssünden, die der Mensch so geneigt ist, gering anzuschlagen, als Ursache der Verdammnis hervorgehoben werden. Auch in der Form stimt dieser Teil der Rede mit den vorigen auffallend überein. Die Darstellung ist so lebhaft und anschaulich, die Unterscheidung zwischen dem Gedanken und der Form der Rede so notwendig, daß man mehrfach auch unsern Abschnitt zu den Parabeln gezählt hat.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß hier von einem Gerichte über die Glieder der christlichen Kirche die Rede ist. Das: „es werden vor ihm versammelt werden alle Völker" spricht nicht dagegen, denn nach C. 24, 14 wird das Gericht erst dann kommen, wenn das Evangelium vom Reiche auf der ganzen Erde verkündet worden ist, zum Zeugnis für die Völker, und nach Röm. 11, 25 soll vor dem Ende „die Fülle der Völker" eingegangen sein; „lehret alle Völker," mit diesem Worte beschließt der Herr nach Matthäus gerade seinen Lauf auf Erden. Allerdings lautet das: „es werden vor ihm versammelt werden alle Völker" ganz allgemein, so daß auch diejenigen mitbefaßt werden, welche unter den Völkern hartnäckig dem Evangelium widerstreben, und auf diesen umfassenden Charakter des durch Christus zu haltenden lezten Gerichtes führt auch das Wort des Petrus: „er hat uns befohlen zu bezeugen, daß er ist der von Gott bestimte Richter der Lebendigen und Todten," Apgsch. 10, 42, ebenso das Wort des Paulus zu Athen: „er hat einen Tag bestimt, an dem er den Weltkreis richten wird mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, den er bestimt hat" u. s. w., Apgsch. 17, 31. Allein in der folgenden Ausführung werden die Pfützen und

Lachen, welche sich ganz abgesperrt haben gegen die Wasser aus dem Heiligtum (Ezech. 47, 11) außer Acht gelassen: es werden in ihr nur diejenigen ins Auge gefaßt, welche in der Gemeinschaft der christlichen Kirche gestanden haben, im Einklange mit dem Zwecke der ganzen Rede, welche zunächst an die Apostel als Repräsentanten der christlichen Kirche gerichtet ist und überall darauf ausgeht zu bewirken, daß den Christen die Zukunft des Herrn heilsam wird und nicht verderblich. Daß die Glieder der christlichen Kirche es sind, die hier gerichtet werden, dagegen wird man auch das nicht geltend machen dürfen, daß die Gerechten und ebenso die Bösen es nicht zu wissen scheinen, daß sie in dem Verhalten gegen die Elenden der Pflicht gegen Christus genügt und nicht genügt haben. Denn die Unwissenheit bezieht sich nicht im Allgemeinen auf das Verhältnis zu Christo, sondern auf die scharfe und so zu sagen paradoxe Fassung dieses Verhältnisses, daß in den Elenden Christus selbst sich darstellt, was den Gerechten zur beschämten Freude zu erkennen gegeben wird, den Bösen zum Schrecken. Endlich auch auf ein früheres Wort des Herrn, Matth. 10, 40—42, darf man sich nicht berufen zum Beweise dafür, daß das Gericht hier über die außerhalb der christlichen Kirche stehende Heidenwelt ergeht, im Gegenteil auch die Vergleichung dieses früheren Ausspruches zeigt, daß es die Christen sind, die hier gerichtet werden. Der Herr sagt dort in der Instruction an die Apostel, nachdem er ihnen die schweren Leiden verkündet hat, die sie im Kampfe mit der Welt zu bestehen haben werden, tröstend und ermunternd: „Wer euch aufnimt, der nimt mich auf; und wer mich aufnimt, der nimt den auf, der mich gesandt hat. Wer einen Propheten aufnimt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen. Wer einen Gerechten aufnimt in eines Gerechten Namen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen. Und wer einen dieser Kleinen nur mit einem Becher kalten Wassers tränkt, in eines Jüngers Namen, wahrlich, ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben." Gemeint sind da die Erquickungen, welche für die um Christi willen Leidenden aus der Mitte des nichtleidenden Teiles der Christenheit selbst hervorgehen. Die Propheten bilden die Spitze des Apostolates und überhaupt des christlichen Lehrstandes, wie in dem Kreise der Apostel z. B. Paulus und Johannes Gesichte des Herrn sahen und sich der prophetischen Gabe erfreuten. Den Propheten treten zur Seite die Gerechten, wie das Allgemeine zu dem Besonderen, und unter den Gerechten werden dann noch besonders die Kleinen genant, die z. B. unter den Aposteln durch Matthäus repräsentirt wurden, den früheren Zöllner und Sünder, als die unterste Stufe der Gerechten, den Propheten als der höchsten gegenüberstehend, zu denen troz ihrer Niedrigkeit und troz der noch erkennbaren Spuren ihres früheren Sündenlebens, die göttliche Belohnung für die ihnen geleisteten Dienste noch herabgeht. Das sind die dreigeteilten Empfänger der Liebesbeweise. Die Spender sind die nicht verfolgten Christen. An besser gesinte Heiden dürfen wir dort nicht denken. Diese können einen

Propheten, einen Gerechten nicht aufnehmen, weil er ein Prophet, ein Gerechter ist, können einem Kleinen nicht einen Becher kalten Wassers darreichen, weil er ein Jünger ist. Sie können noch viel weniger den Lohn eines Propheten, eines Gerechten empfangen. Denn das sezt Gleichheit der Lebenssphäre mit dem Propheten, dem Gerechten voraus, welche dadurch bezeugt wird, daß sie sein Leid wie das eigne empfinden. Mit vollem Rechte sagt Euthymius: „solches sprach er, indem er den Jüngern die Häuser der Gläubigen eröffnete." Mit dem Troste für den leidenden Teil der Christenheit ist die Ermahnung für den nichtleidenden Teil verbunden. Es ist heilige Pflicht, sich derjenigen liebend annehmen, welche um Christi willen leiden.

So zeigt sich uns also, daß es nur Scheingründe sind, womit man zu erweisen gesucht hat, daß das Gericht hier nicht die Christenheit trifft, sondern die Heidenwelt. Für die Beziehung auf die Christenheit aber spricht, daß Schafe in allen Evangelien Gläubige sind, daß auch nur Gläubige die Gesegneten des Vaters, die Erben des Reiches, die Teilhaber des ewigen Lebens sein können, daß Gerechte (V. 37) nur innerhalb des Reiches Gottes gefunden werden, daß der Eingang zu dem Reiche der Herlichkeit, der den Gerechten zugesprochen wird, nach der ganzen Lehre des N. T. nur solchen zu Teil werden kann, die schon in dem Diesseits Mitglieder des Reiches Gottes gewesen sind, daß Beide, die Gerechten und die Bösen, Christus als Herr anreden, daß auch die Bösen es nicht auf sich kommen lassen wollen, daß sie Christus die Dienstleistung versagt haben, daß sie als solche erscheinen, die durch ihre eigne Schuld nicht Gerechte sind, daß der Segen über die Gerechten, der Fluch über die Bösen nur dann die notwendige Grundlage besizt, wenn sie inmitten des Christentums standen und ihre Christenpflicht, sich der Elenden anzunehmen, ihnen deutlich vorgezeichnet war, daß den Gerechten nur die Erfüllung dieser Christenpflicht zum Lobe angerechnet wird, die Bösen nur deshalb gestraft werden, weil sie in den Leidenden sich gegen Christus vergangen haben, die Leidenden nur als die „geringsten Brüder" Christi, im Gegensatze gegen eine andere besser gestellte Classe der Brüder Christi, in Betracht kommen, in denen er selbst von diesen Glücklicheren geliebt und geehrt und lieblos behandelt und verachtet wird. Denken wir uns Heiden als Gegenstand des Gerichtes, so erscheint dasselbe als unmotivirt und ungerecht und ganz dem göttlichen Canon zuwiderlaufend, wonach jeder nur gerichtet wird je nach dem Maße der Gabe und Erkentnis, die er empfangen hat.

Die Schafe und die Böcke, die der Hirt von einander scheidet, weisen zurück auf das 34. Capitel Ezechiels, wo der Gegensaz ebenfalls ein einheimischer ist, ein solcher, der sich auf die inneren Verhältnisse des Volkes Gottes bezieht. Danach sind die Schafe das Bild der Sanftmut und Mildigkeit, die Böcke kommen insofern in Betracht, als sie stoßen und allerlei Unfug und Mutwillen treiben, man vergleiche dort besonders V. 18 und V. 21.

Es kann auffallen, daß der Herr bei dem lezten Gericht nicht den Glauben ins Auge faßt, der allein den Werken Bedeutung geben kann, so gewiß, als was nicht aus dem Glauben komt, Sünde ist, und als der Herr selbst gesprochen: „ohne mich könt ihr nichts thun", sondern die Werke. Handelte es sich um ein menschliches Gericht oder läge der Zweck vor, die göttliche Rechtsübung den Menschen einleuchtend zu machen, so wäre die Sache einfach. Menschen können nicht in das Innere sehen, über das Innere nicht richten, und die Gerechtigkeit eines blos auf das Innere gehenden Gerichtes nicht einsehen. Hier aber richtet der Herzenskündiger, und der Zweck, Andere von der Gerechtigkeit des Gerichtes zu überführen, tritt in keiner Weise hervor. Das Gericht hat seinen Zweck allein in sich selbst, es dient nur dazu, das Resultat herbeizuführen: „es gehen diese in die ewige Pein und die Gerechten in das ewige Leben." Die Zeit der lehrhaften Gerichte, der Gerichte, von denen das Wort gilt: „auf daß ganz Israel höre und fürchte sich und nicht mehr solch Uebel vornehme unter euch", 5 Mos. 13, 11. 17, 13, wie z. B. das Gericht über Sodom und Gomorra ein solches war, ist vorüber. Die Lösung des Knotens ist die, daß der Herr die gefährliche Neigung des menschlichen Herzens im Auge hat, statt der Früchte bloße Blätter darzubieten, durch Herr, Herr sagen, Glaubensbeteurungen, müßige Gefühle den Mangel des wahrhaftigen Glaubens zu ersetzen, der als solcher sich in Werken bethätigt und in dieser Bethätigung wächst und gedeiht. Mit Rücksicht auf diese gefährliche Neigung werden die Werke genant, die ohne Glauben nimmer vorhanden sein können, nicht aber der Glaube, der freilich, wo er vorhanden ist, die Werke mit sich führt, an dessen Stelle aber gar zu leicht eine bloße Einbildung gesezt werden kann. Den Gedanken an selenlose todte Werke hat der Herr nachdrücklich genug ausgeschlossen. Alles hat ihm nur insofern Bedeutung, als es um seinetwillen geschieht, das heißt mit andern Worten, als es aus der Quelle des Glaubens hervorgeht, der allein ihn in den Mittelpunkt der menschlichen Verhältnisse stellen kann. Die hier erwähnten Werke, sagt Bengel, setzen den Glauben an Jesus Christus und die Liebe gegen ihn und seine Brüder voraus und schließen das Bekentnis seines Namens ein.

Die Norm des Gerichtes sind die Werke überhaupt, alles was ein jeder als Mensch, als Christ, als Träger des Amtes zu thun hat. Die Werke der Barmherzigkeit werden nur beispielsweise herausgegriffen, nach der Weise der Schrift überall individuell und anschaulich zu reden. Daß die Werke der Barmherzigkeit diesen Charakter tragen, darauf weist schon die bedeutungslose Sechszahl hin, die einem u. s. w. gleich gilt und die um so weniger zufällig sein wird da der Herr sonst so mannigfach die naheliegende Siebenzahl in Anwendung bringt. Sehr

mit Unrecht haben Katholische Ausleger durch gewaltsame Operationen hier die Siebenzahl zu erzwingen gesucht. Sie würde um so weniger an ihrer Stelle sein, da selbst die Werke der Barmherzigkeit hier in keiner Weise vollständig aufgezählt werden. Mit Recht sagt Calvin: „Traurige trösten, ungerecht Unterdrückten beistehen, Einfältige mit Rat zu unterstützen, Elende aus dem Rachen der Wölfe zu erretten, ist nicht weniger Barmherzigkeit und nicht minder lobenswert als Nackte zu kleiden oder Hungrige zu speisen." Den Vorrang vor den Werken der Barmherzigkeit aber haben in gewisser Hinsicht die Werke der Gerechtigkeit. Diese werden vor Allem von uns verlangt und wer meinte auf ihre Kosten die Werke der Barmherzigkeit üben zu können, wer mit den Mitteln wolthätig sein wollte, die er Anderen ungerechterweise entrissen, würde sich sehr täuschen. „Christus, sagt Calvin, wollte nichts weniger als die Lebensregel, welche in den beiden Tafeln des Gesetzes enthalten ist, nur auf einen Teil der zweiten beschränken." Daß die Werke der Barmherzigkeit unter den Werken eine sehr bedeutsame Stelle einnehmen, daß die Kirche Schaden an ihrer Sele leiden würde, wenn sie dies verkänte, darauf weist allerdings der Umstand hin, daß der Herr gerade sie hier als Beispiel herausgreift. Doch wird man nicht ohne praktischen Nachteil verkennen dürfen, daß sie eben nur Beispiel sind. Niemand wird sich ohne Schaden für seine Sele der Uebung der Barmherzigkeit entziehen dürfen, die ihm durch die Verhältnisse nahe gelegt wird, in die ihn Gott gestellt hat. „So oft wir träge sind Elenden zu helfen, trete uns der Sohn Gottes vor Augen, dem etwas abzuschlagen im Uebermaß gottlos ist." Aber die berufsmäßige Uebung wird nie auf Kosten der näheren Pflichten geschehen dürfen, welche Gott uns auferlegt hat. Die Hausmutter ist zunächst auf den Mann und die Kinder gewiesen, sie wird gerichtet werden nach den Werken die sie in diesem ihrem Berufe verrichtet und nicht nach den Werken der „inneren Mission", 1 Tim. 2, 15. Der Professor hat Zeit und Kraft den Studirenden und der Förderung der Wissenschaft zu widmen, und für die „innere Mission" wird er kaum einen Ueberschuß behalten. Diese darf nur mit den Kräften arbeiten, die nicht sonst schon in Anspruch genommen sind, sie darf nur Arbeiter dingen, die müßig am Markte stehen.

Die Böcke haben, wie schon ihr Name zeigt und dann die Grundstelle des Ezechiel, viel Böses gethan. Der Herr hebt aber hier nur die Unterlassung des Guten als Ursache der ewigen Verdamnis hervor, weil grade diese den meisten so wenig auf das Gewissen fällt, so Manche meinen vor Gott bestehen zu können, wenn sie sich nur vor Begehungssünden in Acht nehmen.

Der tiefste Grund der in neuerer Zeit so vorherschenden Schlaffheit ist, daß wir das „o Ewigkeit du Donnerwort" verlernt haben, der Zweifel an dem jüngsten Gericht, an Himmel und Hölle, die aus der pantheistischen Grundneigung hervorgehende Sucht Alles in das diesseits zu ziehen, welche auch in die Theologie durch Schleiermacher förmlich eingebürgert ist. „Und es gehen diese in die ewige Pein, die Gerechten aber in das ewige Leben", wer diese Worte recht ins Herz schließt, der wird mit brennendem Eifer in dem Wege der Gebote Gottes laufen. Wer erkent, daß in dieser Spanne Zeit die Entscheidung für die Ewigkeit gegeben wird, der kann unmöglich träge sein, der Bequemlichkeit, dem Vergnügen, dem Lebensglücke nachjagen, er wird unablässig sich getrieben fühlen jeden Augenblick auszukaufen. Dazu gebe Gott in dem beginnenden Jahre uns allen seinen Segen.

Beim Rückblick auf die Begebenheiten des verflossenen Jahres tritt der Krieg unbedingt in den Vordergrund. Dürften wir unserer Neigung folgen, so würden wir die zunächst sich darbietende Frage in Bezug auf Recht und Unrecht in demselben ganz mit Stillschweigen übergehen. Es ist in der Beantwortung dieser Frage auch von gläubiger Seite so viel gesündigt, es sind so viele unbesonnene Urteile gefällt worden, die Gefahr liegt so nahe, daß die Ev. K.-Z. durch den Uebertritt auf ein fremdartiges Gebiet sich manche Gemüter entfremde und also ihre eigentliche Mission beeinträchtige, daß wir gar gern in der bisher beobachteten vorsichtigen Zurückhaltung beharren würden. Und das um so mehr, da diese Zurückhaltung in Einklang steht mit der principiellen Stellung, die wir stets zu den politischen Angelegenheiten eingenommen, die wir namentlich bei der Beurteilung des Verfahrens der Kirchen zur Zeit des Krieges in den Vereinigten Staaten entfaltet haben. In den politischen Verhältnissen ist Recht und Unrecht so schwer zu erkennen, so durcheinander gemischt, daß die Kirche am besten thut dies unsichere Gebiet nicht zu betreten, sich nicht das Terrain für ihre eigentliche Mission zu verderben, indem sie in das Getreibe der entfesselten politischen Leidenschaften eintritt. Auch das Vorbild der heiligen Männer Gottes in der Schrift kann hier zur Warnung dienen. Ein Gad und Natan, ein Jesaias, Jeremias, Ezechiel lassen sich nie auf das Detail der politischen Kämpfe in ihrer Zeit ein, hüten sich stets vor der Beurteilung von Recht und Unrecht in denselben, außer wo, wie bei dem Eidbruche des Zedekias, das leztere ganz klar zu Tage lag, beschränken sich überall darauf den Blick auf Gottes Walten zu lenken, welches das durch politische Leidenschaft verdüsterte Gemüt so leicht verkent. Unser Herr tritt dem Versuche der Pharisäer ihn in das politische Gewirre hineinzuziehen entschieden entgegen. Und seine Apostel sind eifrig bemüht eine Mauer zu ziehen zwischen der jungen Christlichen Kirche und dem Judentum mit seinem fleischlichen Patriotismus, der nicht eher ruhte bis er den Untergang herbeigeführt hatte.

Indessen ganz werden wir die bisher innegehaltene Stellung nicht behaupten können. Wäre schreiendes Unrecht so klar auf Preußens Seite, wie Viele das mit der entschiedensten Zuversicht behaupten, stände Prenßen in demselben Verhältnisse zu dem übrigen Deutschland, wie einst Assur und Babel zu Israel, wie Napoleon I. zu den von ihm unterjochten Völkern, so würden die Männer der Kirche zu solchem offenbaren Unrecht, sol-

chen „Kainsthaten“ nicht schweigen dürfen und ein gegen den Aufsaz der Ev. K.-Z.: Die vier Reiter, gerichteter, dem Vernehmen nach aus Erlangen hervorgegangener Artikel in der Beilage der Augsb. A. Zeitung vom 20. Juli (als Verfasser wird C.-R. Dr. Ebrard genant —) würde Recht haben, wenn er sagt: „Weil man die nur zu bekanten Urheber des Bruderkrieges nicht verletzen will, erklärt man diesen für eine Veranstaltung Gottes. Aber Gott ist ein Gott des Rechtes und ein Rächer unschuldig vergossenen Blutes. Er macht zwar das Böse seinen Weltplanen dienstbar, aber er fordert von seinen Knechten, daß sie ihre Stimme wie eine Posaune erheben und das Böse strafen und diesem selbst mit Gefahr ihres Lebens freimütig entgegentreten. Ueber diese versäumte Pflicht hilft hinterdrein keine scheinheilige Grimasse hinweg, und dieser blutige Flecken im Gewissen läßt sich mit einem Haufen von Citaten aus den alten Propheten nicht hinwegbringen.“ Wir müssen also zur Abwehr gegen diesen Angriff und so viele andere, besonders in Katholischen Blättern, dann auch in brieflichen Mitteilungen, nach der apostolischen Mahnung: „seid stets bereit zur Verantwortung“, wenn auch mit widerwilligem Herzen, soweit auf die politische Frage eingehen, als zu dem Beweise erforderlich ist, daß die Entschiedenheit, mit der hier das Unrecht auf Preußen geworfen wird, keine Berechtigung hat, die Vorwürfe also, die hier auf uns geschleudert werden, auf das Haupt desjenigen zurückfallen, der sie so schonungslos erhob. Schon der eine Umstand hätte ihn vorsichtiger machen sollen, daß er diese Vorwürfe nicht gegen Einzelne richten muß, sondern gegen die Gesamtheit der lebendigen Glieder und Diener der Kirche in Preußen. Die nur völlig vereinzelte Ausnamen erleidende Einmütigkeit dieser wäre doch wahrlich nicht zu begreifen, wenn die Sachen so einfach ständen, wie jener Verfasser meint. Unter denjenigen, auf welche seine schwere Anklage fällt sind doch gar Manche, die mit Paulus sprechen können: „hinfort mache mir niemand weiter Mühe, denn ich trage die Malzeichen des Herrn Jesu an meinem Leibe“, die es vielfach bewiesen haben, daß sie nicht einem Rohre gleichen, das von dem Winde der Zeit und Volksstimmung bewegt wird, daß sie sich vor den Wellen nicht fürchten, sondern vor dem Herrn, der noch größer ist in der Höhe, und daß ihr höchstes Streben dahin geht, vor diesem Herrn ein gutes Gewissen zu haben.

Wir stimmen von ganzem Herzen mit dem verehrten Verfasser der „Rundschauen“ überein, wenn er in der Schrift: „die Annexionen und der norddeutsche Bund“ sagt: „„Nationale Bedürfnisse und Forderungen, welthistorische Momente und welthistorische Mission, providentieller Beruf und providentielle Ziele““, diese und ähnliche Ideen haben sich tief unterzuordnen unter die Majestät der Gebote Gottes. — Gerechtigkeit und Wahrheit sind die weiseste Politik, und der beste Patriotismus ist der, welcher spricht: was hülfe es meinem Vaterlande, wenn es die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Sele.“ Wir bedingen uns nur das eine aus, daß „der providentielle Beruf“, „die welthistorische Mission“ u. s. w. innerhalb des Gebietes der Gebote Gottes wirklich ihre Berechtigung haben.

Wir verzichten auf jeden Vorteil, den Dr. Fabri*) in dem Bestreben Preußen zu vertheidigen aus Sätzen zu ziehen sucht wie der: „Sie sind mit mir der Ueberzeugung, daß von Christlichen Staaten nur in einem annähernden relativen Sinne gesprochen werden kann, und daß, was wir Christliche Staaten nennen, nicht in seinem vollen Wortsinne, sondern mehr nur als Ausdruck eines durch das Evangelium gewirkten und diesem eigentümlichen Culturfortschrittes zu verstehen ist. Sie sind mit mir der Ueberzeugung, daß die Reiche dieser Welt in dieser Weltzeit nie völlig in das Reich Gottes ein und aufgehen werden, daß vielmehr eine Zeit noch in Aussicht steht, wo dieselben unter dem bewußten Abfall der Massen von den Grundlagen des Evangeliums sich in Haß und Verfolgung wider die Gemeinde Jesu kehren werden. — Die zehn Gebote als die Grundgesetze aller Sittlichkeit halte ich für alle Menschen gleich verbindlich. Aber ich unterscheide allerdings zwischen Gottesreich und Weltreich und glaube, daß für jenes und alle die ihm zugehören wollen, ein Gesez des Geistes, ein Gesez der Vollkommenheit, ein königliches Gesez der Liebe und der Freiheit besteht (z. B. in der Bergpredigt teilweise enthüllt), welches der Welt und ihren Reichen unfaßbar, nur für den Christen begreiflich und verbindlich sein kann. Denn wenn das Evangelium uns lehrt uns selbst zu verläugnen, Böses mit Gutem zu vergelten, dem der uns den Rock nimt, lieber auch den Mantel zu lassen, so ist klar, daß solche Forderungen auf der Voraussetzung einer geistlichen Neugeburt stehen. Ich habe noch nie gesehen, daß irgend jemand solche Forderungen an unser Staats- und Völkerleben, daß seinem Grundwesen nach national und damit schon egoistisch bedingt ist, gestellt hätte.“ Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit nachgewiesen, daß diese Sätze einer unrichtigen Auslegung des Wortes Gottes entstammen. Sie gehören einer modernen exegetischen Schule an, die sich hier, wie auch in so manchen andern Punkten, weit von den Wegen der Christlichen Kirche entfernt. So gewiß als das Reich Christi schon mit seiner ersten Erscheinung begonnen hat, als Er gesprochen: „das Reich Gottes ist unter euch“, als Er vor Pilatus sich als König bekante, als Er nach seiner Auferstehung sich als Den hinstellt, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden bereits gegeben worden, als sein Reich nicht aus dieser Welt ist, sondern vom Himmel, und daher keine andere Herschaft neben sich leidet, die durch ein anderes Princip bestimt ist: so gewiß ist auch der Staat von Gott und Rechtswegen ein Christlicher, der Gesamtheit der Gebote Gottes und auch der Bergpredigt unterworfener, und wenn er sich dieser Herschaft entzieht, so wird er dafür gerichtet. Seit Christus im Fleische erschienen ist, gilt das Wort: „Welches Geschlecht auf Erden nicht heraufkommen wird gen Jerusalem, anzubeten den König, den Herren Zebaoth, über die

*) In der interessanten, lehrreichen und lesenswerten Schrift: „Die politischen Ereignisse des Sommers 1866“, Barmen 1866.

wird's nicht regnen. Ihr Fleisch wird verwesen also daß sie noch auf ihren Füßen stehen, und ihre Augen in den Löchern verwesen und ihre Zunge im Maule verweset." Das sehen wir an der Türkei und an China, das sehen wir auch an den Christlichen Staaten, die sich von dem Quell alles Heiles abwenden und zu Pfützen und Lachen werden, die sich gegen das Wasser aus dem Heiligtum abschließen. Der Staat steht in gar keinem anderen Verhältnisse zu dem Gesetze Gottes, wie der Einzelne und die Kirche, in denen ja doch auch das Christentum überall ein werdendes ist, die doch auch mit dem Apostel sprechen müssen: nicht daß ich es schon ergriffen habe, und wenn sie das vergessen wollen, recht derbe daran erinnert werden. Die Gebote der Bergpredigt von der Selbstverläugnung u. s. w. sind nicht Zusazartikel zu den zehn Geboten, dem heiligen, geistlichen, für alle Zeiten gleich giltigen Gesetze Gottes, sondern nach richtiger Auslegung, wie sie von der Kirche stets geübt worden, in diesem schon beschlossen. Der Herr ergänzt die zehn Gebote nicht, sondern er stellt ihren richtigen Sinn wieder her, im Gegensatze gegen die flache und ausleerende ungeistliche Auslegung der Pharisäer, welche darauf gerichtet war, das Gesez Gottes mit den Neigungen des natürlichen Menschen in Einklang zu bringen, es in seine Niedrigkeit herabzuziehen und alles zu beseitigen, was ihm ans Herz griff. Die Gebote der Bergpredigt richten sich überall nur gegen die von den Pharisäern vertretene lieblose Selbstsucht, und wenn man diese Richtung außer Augen läßt, so passen sie auf den Einzelnen und auf die Kirche ebenso wenig, als auf den Staat. Wer z. B. verkänte, daß die Vorschrift: „dem, der dich bittet, dem gib", nur gegen die selbstsüchtige Kargheit gerichtet ist und daß ein Versagen aus selbstlosen Motiven dadurch nicht getroffen wird, der würde gar bald inne werden, daß er sich auf falschem Wege befindet. König Friedrich Wilhelm IV. hat in der Politik der Erfüllung der richtig verstandenen Gebote der Bergpredigt nicht minder nachgetrachtet, wie in seinen Privatverhältnissen, und er und sein Volk haben des keinen Schaden gehabt. Der Egoismus, als politisches Princip proclamirt wird nicht minder zum Ruin und schließlich zur Hölle führen, wie der Egoismus in den Privatverhältnissen. In Oestreichischen Blättern war früher eine der gangbarsten Phrasen, der Egoismus sei die einzige richtige nationale Politik. Aber wir haben nicht gesehen, daß Oestreich durch solche Politik groß geworden ist. Die praktische Befolgung dieses Grundsatzes in dem Verhalten gegen Rußland namentlich hat ihm den empfindlichsten Nachteil gebracht.

Also der Maßstab ist uns mit unsern sittlich strengsten Gegnern gemeinsam. Wir folgen mit ihnen der ernsten Mahnung: „du sollst nichts dazu thun und sollst nichts davon abthun", sollst kein Wegscheider sein, auf politischem Gebiet so wenig, wie auf jedem andern. Es liegt uns ob, zu zeigen, nicht

etwa, daß Preußen nach diesem Maßstabe Recht hat, diese Entscheidung stellen wir dem anheim, der ins Verborgene sieht, sondern daß unsere Gegner, die zum Teil unsere teuren Freunde und Brüder sind, Unrecht haben und thun, wenn sie ohne Weiteres das Unrecht auf die Seite Preußens werfen und uns verdammen und für „Füchse in den Weinbergen" und falsche Propheten erklären, wenn wir gegen dies „schreiende Unrecht" unsere Stimme nicht laut machen wie eine Posaune.

Der gegen Preußen sehr erregte süddeutsche Theologe, gegen den die Schrift von Missionsinspector Fabri gerichtet ist, trägt kein Bedenken, zuzugestehen: „Der Wunsch nach einer einheitlichen Staatsordnung in Deutschland, in dem wir alle übereinstimmen, ist gerecht, und die Ansicht, daß nicht das alternde Oestreich, sondern das lebenskräftige Preußen an die Spitze zu treten berufen sei, ist Niemand zu verargen." Daß Preußen in der That eine solche Mission zu Teil geworden ist, das kann, wenn es vor dem Kriege noch zweifelhaft gewesen wäre, doch jedenfalls nach dem Kriege kaum mehr zweifelhaft sein, wie denn auch jezt wol nur wenige sind, die es noch in Zweifel ziehen. Selbst der streng katholische und entschieden preußenfeindliche „Augsburger Sendbote" redet unter dem 7. October von dem „uneinigen, sorglosen, schlaffen Süden." Oestreich mußte sehr morsch sein, denn sonst wäre es nicht beim ersten Stoße zusammengebrochen, hätte nicht Napoleon auf die Aufforderung, ihm beizustehen, geantwortet: soll ich mich mit einem Leichnam verbünden? und daß in den übrigen Staaten nicht das Vermögen vorhanden war, ohne eine von außen kommende Oberleitung zur Erfüllung der Aufgabe mitzuwirken, welche dem Deutschen Volke gestellt ist, das erhellt aus der Thatsache, daß sie bei dreifacher Uebermacht und bei aller Trefflichkeit des Materials so gar nichts auszurichten vermochten, so ganz ohnmächtig und hilflos waren.

Die Mission, um die es sich hier handelt, ist eine hohe. Es komt nicht blos die Machtstellung Deutschlands nach außen in Betracht, es handelt sich um das Ganze des Volksgeistes, der nur dann gedeihen kann, wenn das Volk einen einheitlichen Organismus bildet, handelt sich auch um den Aufschwung der Kirche, der nur da stattfinden kann, wo der Volksgeist sich kräftig und ungehemt entfaltet. Welchen traurigen Einfluß die jämmerlichen politischen Zustände auf die Entwickelung der Kirche der Reformation in Deutschland ausgeübt haben, das liegt klar am Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 9. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Hat Preußen eine Mission für Deutschland, so gilt das Wort des Apostels: wer ein Amt hat, der warte des Amtes, es muß mit allen Kräften danach trachten, diese Mission zu erfüllen. Es sind diesem Trachten freilich sehr bestimte Gränzen gestellt. Es ist zuerst dabei die Selbstsucht ausgeschlossen, die nur das Ihre sucht, nicht das des andern ist: gegen sie tritt Alles in Kraft, was in der Bergpredigt gegen das selbstsüchtige Gebahren geschrieben steht, von dem: „so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete auch den linken dar" an, bis zu dem: „gib dem, der dich bittet." Es handelt sich auch darum, daß man sich in der Wahl der Mittel sorgsam innerhalb des Gebietes der Gebote Gottes hält, daß man nach dem Vorbilde Davids, nachdem ihm das Reich Israels von dem Propheten Gottes zugesprochen war, einen wahren Schauder hat vor allem Unerlaubten, und statt sich in solches einzulassen, ruhig auf Gottes Zeit und Stunde wartet. Der Zweck heiligt so wenig die Mittel, daß man vielmehr, je edler und göttlicher der Zweck ist, desto ängstlicher in dem Gebrauche der Mittel sein muß, damit man nicht Gottes Werk durch sein eignes Zuthun verderbe.

Wie steht es nun hier mit Preußen? Jene erste Anforderung, welche auf das Innerliche der Motive gerichtet ist, entzieht sich, was die leitenden Persönlichkeiten betrifft, der Controlle. Die Thatsachen liegen da nur Dem offen, der Herzen und Nieren prüft. Daß in der Preußischen Presse da viel Unlauteres vorgekommen ist, das läßt sich nicht läugnen, besonders wenn man bis zu Blättern herabsteigt, wie die Preußische Staatsbürger-Zeitung. Preußischer Egoismus ist vielfach ganz unverhüllt aufgetreten und hat außerhalb Preußens gerechten Anlaß zur Empörung gegeben. Wo Christus nicht ist, da waltet eben der Egoismus. Dem Herzen ihres Königes aber und der von ihm erwählten Diener zu trauen, wird den Preußen doch erlaubt sein, so lange keine offenkundigen Beweise für das Gegenteil beigebracht werden können.

Die ganze Aufmerksamkeit wird sich sonach auf den zweiten Punkt richten müssen, auf die Wahl der Mittel. Grade hier glauben unsere Gegner, ihrer Sache sehr gewiß zu sein. „Die furchtbare Preußische Losung: Blut und Eisen" tritt uns hier von allen Seiten entgegen. Aber der Ausspruch des Grafen Bismarck, auf den jene Losung zurückgeführt wird, kündigt in keiner Weise den Entschluß an, auf eigne Hand mit Blut und Eisen vorzugehen, er spricht nur die Ueberzeugung aus, daß es bei dem unablässig auf die Verringerung des Preußischen Macht-einflusses gerichteten Streben Oestreichs, bei dem durch die Erfahrung eines halben Jahrhunderts documentirten gehässigen Neide der Mittelstaaten, und bei der für Preußen gegebenen Notwendigkeit, an seiner Mission festzuhalten, zulezt zu einer Entscheidung durch das Schwert kommen werde. Diese Ueberzeugung konte man hegen bei allem Abscheu vor Blut und Eisen, bei dem gewissenhaftesten Bestreben, Alles zur Abwendung einer solchen Catastrophe zu thun. Im Frühjahr besuchte den Herausgeber ein ihm seit lange befreundeter Prediger der Brüdergemeinde, der eben im Begriff war, seine jährliche Besuchsreise nach Böhmen anzutreten. Der Abscheu dieses Mannes gegen den Krieg geht noch über die Grundsätze seiner Gemeinde hinaus: er äußerte einst, er wolle lieber seinen Sohn vor seinen Augen sterben, als ihn die Muskete tragen sehen. Die Aussichten waren damals plözlich sehr friedlich geworden und ich sprach meine Freude darüber aus, daß er im Frieden seine friedliche Mission werde erfüllen können. Der Mann, der die Welt gesehen hat und dem ein tieferer Blick verliehen ist, antwortete: „ja für den Augenblick mag wol Friede bleiben, aber die Entscheidung durch die Waffen komt doch, sie ist eine welthistorische Notwendigkeit." Dav. Strauß verdächtigt die geschichtliche Wahrheit des evangelischen Berichtes über Johannes den Täufer, namentlich das Wort: „er muß wachsen, ich aber muß abnehmen", weil es unmöglich sei, daß ein welthistorischer Mann sich dem später gekommenen unterordne. Von der Gnade weiß Strauß nichts, wo sie in Betracht komt, tappt er überall im Finstern, aber die menschliche Natur hat er da ganz richtig erkant. Oestreich, wie es sein sollte, würde sich freilich in Gottes Fügung geschickt haben. Aber Oestreich, wie es ist und wie Gr. Bismarck hinreichende Gelegenheit gehabt hatte, es kennen zu lernen, mußte sich aus aller Macht der Mission Preußens widersetzen und der Krieg war nur eine Frage der Zeit. Die Worte des Rundschauers: „Oestreich ist keine erobernde Macht, Preußen hatte von Oestreich wenig oder gar nichts zu fürchten" haben nur dann Bedeutung, wenn man Preußens Mission verkent, und hätten, wir bitten unsern verehrten Freund um Erlaubnis, dies sagen zu dürfen, nach den Erfahrungen über die

Realität dieser Mission, die der Krieg gebracht hat, nicht geschrieben werden sollen.

Neben jener misverstandenen und entstellten Aeußerung beruft man sich besonders auf die dem Kriege unmittelbar vorangehenden Verhandlungen über den Uebergang von Schleswig-Holstein an Preußen. Diese, meint man, haben den Krieg notwendig herbeiführen müssen, ja den Zweck gehabt, ihn herbeizuführen. Aber jene Verhandlungen sind noch zu sehr in Dunkel gehüllt, als daß darauf eine Anklage gegründet werden könte. Jeder zieht sich hier scheu zurück, wenn man ganz bestimte Data von ihm verlangt. Die Absicht, den Krieg herbeizuführen, wird gewiß Niemand beweisen können. Was der Herausgeber erfahren konte, führt darauf, daß man von der Ueberzeugung geleitet wurde, Oestreich werde nachgeben, weil es nicht im Stande sei, einen Krieg zu führen, es werde den alten Deutschen Spruch beherzigen: wer sein Geld zählen kann, der fange keinen Krieg an. Der Behauptung, daß das Dringen auf Entscheidung in Bezug auf Schleswig-Holstein, und ganz besonders die damalige Haltung der Preußischen Presse, Oestreich wie es war zum Kriege treiben mußte, vermag der Herausgeber nicht so bestimt entgegenzutreten. Er selbst hat hier Bedenken gehabt und sie in dem Aufsatze: der Feigenbaum, offen ausgesprochen. Aber das ist gewiß, daß, sobald als diese Folge eintrat, als die Kriegsrüstungen, mit denen Oestreich und mit ihm Sachsen voranging (und dies Vorangehen ist doch ein Factum von großer Bedeutung), bekant wurden, von Seiten Preußens Alles aufgeboten worden ist, bis zu der äußersten Gränze, wohin zu gehen seine Ehre und sein Beruf ihm erlaubte, um den Krieg abzuwenden, daß nicht minder wie Se. Majestät der König auch seine Minister hier durch ihr christliches Gewissen getrieben wurden, und daß es unter die so lebhaft geltend gemachten zehn Gebote fällt, wenn man ihren Handlungen das Motiv unterlegt, für die öffentliche Meinung die Schuld von sich auf Oestreich abzuwälzen. Was unser König am 8. Mai in der Versamlung der Generalsuperintendenten sprach, das ist wahrlich so beschaffen, daß es sich vor jedem christlichen Gewissen selbst als wahr bezeugt. Er äußerte: „Es sei merkwürdig, die Zeitungen sagten ihm täglich, Er solle bedenken, was es heiße, Krieg führen, und wie es enden könne, als ob Er der einzige Mann im Lande sei, der das nicht bedächte, während Er grade der Erste sei, der täglich mit seinem Gewissen vor Gott stände und alle Tragweiten tief und schwer erwägen müsse. Er habe den Kaiser von Oestreich gebeten, wie nur ein Bruder den andern bitten könne, die Hand zur Ausgleichung zu reichen. Aber Alles sei vergeblich gewesen. Man wolle die Erniedrigung Preußens, man wolle die Lebensbedingungen, an welche die Entwickelung Preußens zu seinem und Deutschlands Besten geknüpft sei, hemmend unterbinden. Das aber könne und dürfe er nicht zugeben. Er sei alt und grau und fürwahr zum Kriege nicht geneigt. Werde er genötigt, sein Volk zu den Waffen zu rufen, so möchten sie und alle die beten können, beten, daß Gott da Sieg geben möge, wo die gerechte Sache sei." Wer wird

Angesichts solcher Worte mit gutem Gewissen sagen können, daß Preußen den Krieg mit Oestreich gewollt, daß es ihn mit Gewalt herbeigezogen habe? Wer darf es wagen, uns die Verpflichtung aufzuerlegen, daß wir hätten den lauten Ruf erheben sollen: „wehe dem, der sein Haus mit Blutschulden baut"? Die Behauptung, daß die ersten Rathgeber des Königs anders zu der Sache gestanden haben, entbehrt jeder thatsächlichen Begründung: uns sind auf zuverlässigem Wege Aeußerungen aus dem vertrautesten Privatkreise bekant geworden, die mit denen Sr. Majestät vollkommen übereinstimmen.

Wie verhält es sich aber mit dem Verfahren Preußens nach dem Siege? Ist nicht jedenfalls hier Grund zur Anklage vorhanden? Haben wir nicht etwa hier geschwiegen, wo es Pflicht war zu reden? Hatte Preußen ein Recht, Gebiete sich anzueignen, die eine tausendjährige Geschichte hatten, alle Bande der Pietät zu lösen, die auf diese Geschichte sich gründeten, die Gewissen in die schwersten Conflicte zu bringen, mit rauher, schonungsloser Hand die ganze süße Gewohnheit des Daseins von Millionen zu stören? Mit vollem Rechte wird in der Schrift: die Annexionen, gesagt: „Unsere conservative Partei und ihre Organe konten seit 1860 nicht schneidende Worte genug finden, um die Italienischen Annexionen und ihre Urheber zu verdammen. — Man hat auf das Recht der Eroberung sich berufen. Dieses Recht hängt jedoch ab von der Veranlassung und Beschaffenheit des Krieges, der der Eroberung vorangegangen." Das ist stets die Lehre der Kirche gewesen. Sie hat zu allen Zeiten das Recht der Eroberung anerkant, aber sie hat es unbedingt abhängig gemacht von der Gerechtigkeit des vorangegangenen Krieges. Augustinus z. B. in dem Werke von der Stadt Gottes B. 4 C. 6 sagt: „Seine Nachbarn mit Krieg überziehen, und dann weiter fortschreiten und friedliche Völker aus bloßer Herschbegierde zermalmen und unterjochen, ist nicht anders zu nennen, als ein großes Raubwesen", grande latrocinium. Aber, fragen wir, ist denn die Ungerechtigkeit des hier vorliegenden Krieges so sonnenklar, daß man es denen, die sie läugnen, ins Gewissen schieben könte? Weiß man eine sich jedem lautern Gewissen sofort bezeugende Antwort auf das Wort von Dr. Fabri zu finden: „Ich will nur fragen, welche politischen, welche sittlichen Gesichtspunkte berechtigten die Deutschen Mittelstaaten, freiwillig und ohne jegliche Nötigung die von Preußen bis zum lezten Augenblicke gebotene Neutralität zurückzuweisen und an Oestreichs Seite Preußen zu nötigen, auch wider sie die Waffen zu kehren?" Will man etwa antworten: die Regierungen der jezt an Preußen gefallenen Gebiete haben nichts weiter gethan, als ihrer Bundespflicht genügt? Aber nur durch ihre Mitwirkung ist ja der verhängnisvolle Bundestagsbeschluß vom 14. Juni zu Stande gekommen, und hätte nur eine oder zwei von ihnen gegen Oestreichs Antrag gestimt, so wäre er nicht durchgegangen. Warum es sich handelte, das lag damals klar vor. Der Antrag auf Mobilmachung ging von dem in Waffen stehenden Oestreich aus, dessen Presse laut und unaufhörlich verkündete, es sei nicht auf eine bloße Demütigung Preußens abgesehen, die sei so große

Opfer nicht wert, es handle sich um Zerstückelung Preußens, Unschädlichmachung für immer. Wer diesem Antrag zustimte, der trat eben damit in die Gemeinschaft dieses vor der ganzen Welt offenbaren Planes ein, und vorsichtige Cautelen, die man aufstellte, um sich gegen die möglichen Folgen dieser Gemeinschaft zu sichern, hatten gar nichts zu bedeuten. Die Tragweite solcher Zustimmung konte um so weniger sich der Betrachtung entziehen, da Preußen die Folgen derselben so entschieden vor Augen stellte. Wir können hienach nicht anders, als den Krieg für einen gerechten halten und müssen das hier aussprechen, nicht um unsere christlichen Brüder, die anderer Meinung sind, zu ärgern, sondern um uns gegen ihre Angriffe zu decken. Wir sind nicht der Meinung, daß es angemessen sei, dem eignen Vaterlande Alles zum schlechtesten, den Gegnern desselben Alles zum besten zu kehren, wir halten das vielmehr für eine schlimme Verkennung der Verhältnisse, in die uns Gott gesezt hat, für eine Verletzung der Pietät gegen dieselben, und glauben dabei die zehn Gebote mehr auf unserer Seite zu haben, als diejenigen, die uns das: zum Gesez und zum Zeugnis! zurufen. Jedenfalls ist die Sache nicht so angethan, daß hier für eine Mahnung im Stile der Propheten das rechte Terrain wäre. Die ist nur da angebracht, wo man sich unmittelbar an das Gewissen wenden kann. In zweifelhaften Dingen angewandt, ruft sie gerechte Entrüstung hervor. Hätte der Herausgeber gethan, was man so mannigfach von ihm verlangt hat, so hätte er damit gar nichts ausgerichtet und sich „um Nichts und Eitles" für immer mundtodt gemacht.

Wäre der Sieg auf der andern Seite gewesen, wie das von ihr so zuversichtlich erwartet wurde und auch menschlicherweise, da man die große Uebermacht auf seiner Seite hatte, wol erwartet werden konte, so würde man ohne Bedenken bei der Teilung Preußens genommen haben, was man bekommen konte, wie ja Hannover schon früher mit Englands Beistand sich das Preußen so innig verbundene Ostfriesland angeeignet hatte und überhaupt einem großen Teile seines Gebietes nach aus neu erworbenen Territorien bestand. Bei der Entrüstung über Preußens Zugreifen scheint man überhaupt ganz zu vergessen, daß Deutschland noch zu Anfang dieses Jahrhunderts aus nicht weniger als 253 Staaten bestand, die 1200 reichsfreien Ritter noch ungerechnet. Der Herzog von Nassau, der, was ihm begegnete, als einen unerhörten Frevel ansah, besaß selbst die Hälfte seines Landes als neu erworbenes Gut, und hat gewiß nie auch nur daran gedacht, es seinen „rechtmäßigen Herren" zurückzugeben. Wer sich in einen Krieg einläßt, bei dem es sich um die Existenz handelt, der muß von vornherein entschlossen sein, auch die seinige preiszugeben, wenn die Entscheidung gegen ihn ausfällt, und muß statt ungerechter und ohnmächtiger Zornausbrüche sprechen, wie einst der Kurfürst Johann Friedrich in gleicher Lage: „Was mein Gott will, das geschehe allzeit, sein Will der ist der beste." Freilich aber, unter christlichen Völkern wird es in der Regel nicht angemessen sein, von seinem Rechte vollständig Gebrauch zu machen; man wird, so weit es irgend angeht, die Großmut und Liebe walten lassen müssen und es vermeiden, so viele Herzen durch die Lostrennung von ihren angestamten Landesherren in ihrer innersten Tiefe zu verwunden. Das erkennen wir vollkommen an. Wir haben aufrichtiges Mitgefühl für den Schmerz so vieler unserer Deutschen Brüder, um so mehr, da es grade die Gottesfürchtigen sind, bei denen dieser Schmerz am tiefsten geht, während die Gottlosen ihre früheren Regenten mit Freuden fahren lassen, ja wol gar noch die Ferse wider sie erheben und bittern Hohn ihnen nachsenden, wie man das z. B. in den „Gränzboten" lesen kann. Aber eine Berechtigung, nach dieser Seite hin unsere Stimme zu erheben, hätten wir auch dann nicht gewinnen können, wenn es sich auch nicht als völlig fruchtlos dargestellt hätte. Die Frage ist hier die, ob nicht die vollständige Benutzung des Rechtes eine politische Notwendigkeit, ob sie nicht durch das Wol Preußens und Deutschlands unbedingt geboten war. Wenn man die abgetretenen Regentenfamilien ins Auge faßt, nicht wie sie sein könten und sollten, sich aufrichtig demütigend unter Gottes gewaltige Hand, sondern wie sie wirklich sind, voll von Erbitterung gegen Preußen, begierig auf jede Gelegenheit, sich seinem Einflusse zu entziehen, entschlossen, Alles daran zu setzen, um die von Gott geordneten Verhältnisse zu zerstören, so wird es schwer sein, eine sichere Unterlage für die Verneinung dieser Frage zu gewinnen.

Wer auch gegen das Ausgeführte manches Bedenken hat, der wird doch, hoffen wir, so viel Sinn für Gerechtigkeit haben, daß er das Ungegründete der gegen die Preußischen Theologen gerichteten Anklage einsieht und es ihnen nicht zum Verbrechen macht, daß sie sich schweigend verhalten haben. Wir haben die Stellung eingenommen, welche in solchen Dingen im Geiste der Lutherischen Kirche Jo. Gerhard empfiehlt (loci Th. 14 S. 282): „Wenn die Ursache des Krieges zweifelhaft oder verborgen ist, so sollen die Unterthanen die gemeine Regel beobachten: halte dich an das Gewisse, laß fahren das Ungewisse. Nun ist es aber gewiß, daß die Unterthanen der Obrigkeit Gehorsam leisten müssen, wenn sie nicht offenbar Ungerechtes oder Gottloses befiehlt. Darum muß man nicht allzugenau und naseweis die Ursachen des Krieges und die Rathschläge der Obrigkeit untersuchen, sondern vielmehr thun, was man schuldig ist. Wenn auch die Ursache des Krieges nicht nach allen Seiten hin hinreichend und gesezmäßig sein sollte, so thun doch die Untergebenen keine Sünde, wenn sie auf Befehl der Obrigkeit die Waffen ergreifen."

Wie in allen menschlichen Dingen, so ist freilich auch hier im Einzelnen solches, worin wir uns nicht finden können. „Die Verbindung mit dem revolutionären Italien" rechnen wir nicht dahin. Was bei der Bildung dieses Staates vorgegangen, komt für uns wenig in Betracht. Ein Privatmann, der sich im Stande der Notwehr befindet, wird sich gewiß nicht nach den Antecedentien derjenigen erkundigen, die ihm zu Hilfe kommen. Wir haben aber auch stets die Stellung, die man in manchen conservativen Kreisen zu den dortigen „Annexionen" nahm, für eine

einseitige gehalten, haben schon in einem früheren Vorworte darauf hingewiesen, daß man über dem widerlichen und verdammlichen revolutionären Getreibe nicht die richtende Hand Gottes übersehen dürfe, deren Walten ja selbst in der französischen Revolution nicht verkant werden darf. Wer irgend aus eigner Anschauung die dortigen Zustände kent, dem wird nicht entgehen, daß Oestreichs Herschaft in Italien auf die Dauer sich nicht halten konte, daß es sich hier nicht um die Nationalitätsfrage im Allgemeinen handelte, sondern um die Frage, ob die Oberherschaft grade dieses Volkes eine angemessene und dem göttlichen Willen entsprechende sei. Auch bei dem Könige von Neapel wird man nicht verkennen können, daß er erntete, was sein Geschlecht gesät, und die legitimistische Huldigung, die ihm lange nach seiner Entsetzung aus Deutschland dargebracht wurde, konte sich wol als ein Protest gegen die richtende Gewalt Gottes darstellen.

Daß wir an den directen Urwahlen zum norddeutschen Parlamente mit geheimer Abstimmung kein Wolgefallen haben, brauchen wir nicht erst zu sagen. Indessen das eigentliche Uebel liegt in den Kopfzahlwahlen überhaupt, die nicht anders als demoralisirend wirken können, weil sie Massen in die Beteiligung an den politischen Angelegenheiten hineinziehen, die von ihnen nichts verstehen. Das zugespizte System ist vielleicht minder gefährlich als das abgestumpfte. Die Vollendung des Irtums wird vielleicht die Rückkehr zu gesunderen Principien anbahnen. Ein gefährliches Experiment bleibt es doch immerhin, besonders für Zeiten, wo etwa der Zügel nicht in einer ganz festen Hand liegen sollte.

Was uns aber entschiedenes Bedenken erregt hat, das sind die Versuche, an der Revolution einen Bundesgenossen gegen Oestreich zu gewinnen, die Proklamation an die Böhmen und Mähren, und ganz besonders die Bildung einer ungarischen Legion. Jo. Gerhard (t. 14, S. 299) verneint mit Recht die Frage, ob man im Kriege den Verrat zu Hilfe nehmen dürfe. Seine Gründe sind: 1) Der Apostel nent unter den Menschen, die mit den schwersten Schandthaten belastet sind, die Verräter, 2 Tim. 3, 4. 2) Die Verräter begehen einen Meineid, da sie zu Heil und Verteidigung des Vaterlandes durch einen Eid verpflichtet sind. 3) Sie verletzen das Recht der Natur, welches verlangt, daß die Bürger und Unterthanen das Vaterland gegen den Andrang der Feinde verteidigen, sie dagegen trachten danach, es zu Grunde zu richten. — Zudem verlangt das Recht der Natur, daß man Anderen nicht thue, was man gegen sich selbst nicht gethan haben will, Matth. 7, 12. Wer fremde Unterthanen zum Verrate anreizt, der lehrt die eigenen den Verrat. Indessen, über die Ausdehnung der Rechte des Krieges haben von jeher verschiedene Meinungen stattgefunden, und die Versuchung, ihnen den weitesten Spielraum zu geben, lag hier darin, daß man es mit einem Staate zu thun hatte, der in Bezug auf die Mittel

nie wählerisch gewesen ist, der eben mit der Errichtung einer polnischen Legion vorgehen wollte und dadurch den Gedanken nahelegte, ihm durch Wiedervergeltung die Beschaffenheit seines Thuns vor Augen zu stellen. Von Misgriffen (und ein solcher liegt hier nach unserer Ueberzeugung unläugbar vor) ist kaum eine Kriegsführung frei, auch nicht die Davids. Das Urteil über das Ganze darf durch den Blick auf solche Einzelheiten nicht bestimt werden. Wir fehlen eben Alle mannigfach. Wie kann man verlangen, daß gerade die, denen die schwersten, versuchungsvollsten Aufgaben gestellt sind, eine Ausnahme bilden sollen von der Regel, der man selbst unterworfen ist?

Das sind unsere Anschauungen. Wir dringen sie Niemand auf, wir beharren bei unserem Entschlusse, nicht Politik zu treiben. Nur widerwillig und notgedrungen haben wir uns auf dies Gebiet begeben, zu dem einzigen Zwecke, denen den Mund zu stopfen, die, selbst in der Politik verstrickt, uns unter die Zahl der falschen Propheten rechnen wollen, weil wir nicht in ihrem Sinne Politik getrieben haben.

Wir müssen noch einmal auf das dringendste dazu ermahnen, daß man in allem kirchlichen Thun die Gränzen sorgfältig beachte, welche die Kirche von der Politik scheiden. Um ein begründetes Urteil in Verhältnissen zu gewinnen, wie die vorliegenden, muß man eine umfassendere Erkentnis der Gegenwart besitzen, als wie sie eine einzelne Zeitung gewähren kann, dazu eine tiefgehende Einsicht in die ganze politische Entwickelung seit länger als einem Jahrhundert, zugleich einen divinatorischen Scharfblick in Bezug auf die Zukunft. Auch wenn man das Alles besizt, bleibt der Boden noch immer ein schlüpfriger. Wem das fehlt und wer sich doch ohne äußeren Beruf auf das politische Gebiet einläßt, der verfällt dem Urteil der Schrift, die unter den schwersten Vergehen das anführt, in ein fremdes Amt zu greifen. Die Kirche verliert durch solche Unvorsichtigkeit die Autorität, die sie auf ihrem eigenen Gebiete in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Und auch die Spaltung, welche bei dem weiten Auseinandergehen der politischen Ansichten unter ihren Dienern und Gliedern entstehen muß, ist ein großes und schweres Uebel, das diejenigen zu verantworten haben werden, die es angerichtet.

Wir müssen es tief beklagen, daß die Kirche in der Prüfung, die in dieser Beziehung im vergangenen Jahre an sie herangetreten ist, vielfach so schlecht bestanden hat. Die schwersten Niederlagen treten uns hier bei Katholischen Stimmführern entgegen. Man muß erschrecken über die Zuversicht, mit der sie die Sache ihrer Kirche mit den politischen Interessen Oestreichs vermengt haben, über den gänzlichen Mangel aller reservirten kirchlichen Haltung, das blinde prüfungslose, nichts auf das Gewissen nehmende Zufahren. Wir wollen nur einige Beispiele anführen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 12. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Das „Hirtenschreiben des Hochwürdigsten Bischofes von Brixen", eines Mannes, dem man sonst viel Gutes nachrühmt, beginnt mit den Worten: „Sonst vermöge meines Amtes ein Friedensbote, verkündige ich euch heute den Krieg." Das erinnert an Mohammeds Posaune des heiligen Krieges. Es heißt dann ferner: „Was hat denn Oestreich verschuldet? Es haftet an ihm keine andere Schuld, als daß es der wahnsinnigen Vergrößerungslust Preußens, die es antrieb, seine Hand auszustrecken nach dem, was nicht sein ist, nicht huldigen wollte und nicht huldigen konte." Tyrol wird zugerufen: „Dein Wahlspruch für Gott, Kaiser und Vaterland ruft dich in die vordersten Reihen der Kämpfer für Religion, Recht und Wahrheit." Stände die Sache in Wahrheit so, wäre der Kampf Oestreichs und Preußens einfach ein Kampf des Lichtes gegen die Finsternis gewesen, so müßten die Leute ja wahrlich an dem lieben Gotte ganz irre werden, der dem Lichte den Sieg versagt hat, sie müßten versucht werden zu sagen, was einst der Dichter Seume sagte, da die Sachen anders gingen, wie sie nach seiner Ansicht gehen sollten: „wer mir nun noch von einem Gotte redet, dem speie ich die Antwort ins Gesicht." Das kirchliche Manifest des Kardinales Fürstbischofes von Wien vom 18. Juni, das in allen Kirchen verlesen und von den Geistlichen noch weiter ausgelegt werden sollte, trägt ganz den Charakter eines Zeitungsartikels der allerordinärsten Art und entbehrt jeder Scheu vor Gott, der oft gar anders sieht, wie kurzsichtige Menschenaugen sehen. Es heißt darin u. A.: „Der zweite deutsche Staat überläßt sich der Leitung eines Mannes, welcher Mazzini und Genossen zum Vorbilde erkoren hat. Er kann nicht läugnen, daß Preußen auf Schleswig-Holstein keine andern Ansprüche hat, als Oestreich; aber Preußen braucht die Herzogtümer, also hat es ein Recht sie zu besitzen. Allein Preußen braucht noch weit mehr." — „Der Mann, welcher das Vaterland in einen frevelhaften Bruderkrieg stürzt, hat bei Jungitalien noch Anderes gelernt, als die Verhöhnung des Rechtes durch freche Gewaltthat. Die gemeinen Ränke, die boshaften Kunstgriffe, die schamlosen Lügen, durch die er seit Monaten das Ausland zu täuschen, Preußens Bevölkerung aufzustacheln und Oestreichs Geduld zu erschöpfen sucht, haben nichts Deutsches an sich." Und so geht es durch sechs lange Spalten fort! Das Thun des Herrn sieht der Kardinal nicht und das Werk Seiner Hände erkent er nicht. Seine Gedanken kriechen gleich denen Nebucadnezars, dem umsonst der aufrechte Gang verliehen war, an der Erde. Ein Aufsaz in dem Septemberhefte der Katholischen Zeitschrift Sion beginnt mit den Worten: „So hätte denn gesiegt die furchtbare Preußische Losung Blut und Eisen, und mit zitternder Hand schreibt Klio mit dem vom Blute des Brudermordes blutenden Griffel," und so weiter fort. Ein anderer Artikel in derselben Zeitschrift (18. August) sagt gleich im Eingange, aller Wahrheit kühn ins Angesicht schlagend: „Da die auf ihre Bildung und Intelligenz so sehr pochenden Preußen in Böhmen, Mähren, Schlesien und Oestreich wie das wildeste Raubgesindel hausten, so dürfte man in allen Ländern beten: o Gott bewahre uns gnädig vor der Preußischen Intelligenz und Bildung." Und bei solchem Tone, den die Katholischen Blätter fast überall anschlugen, die Preußischen natürlich sehr gedämpft, wagt es der Fürstbischof von Breslau noch über die „unerhörten Verdächtigungen und Beschuldigungen" zu klagen! Muß man da nicht zu der in irdisches Getreibe versunkenen Kirche sagen: „Dein Mund beschuldigt dich und nicht ich, und deine Lippen zeugen wider dich."

Die süddeutschen und schweizerischen evangelischen Blätter bieten leider auch mannigfache Beispiele dar. Wie in Süddeutschland ein politischer Taumelgeist die Gemüter weit und breit ergriffen hatte, auch die vieler evangelischer Geistlichen, darüber berichtet auf Grund persönlicher Anschauungen die Schrift von Dr. Fabri. Aus den von den Bayerschen Geistlichen Wucherer und Weber herausgegebenen Zeitschriften hat noch kürzlich die N. Preuß. Z. Belege gegeben. In dem evangelischen Preußen hat im Ganzen weit mehr keusche Zurückhaltung stattgefunden. Doch sind auch da Erscheinungen hervorgetreten, welche Anlaß zu dem Zurufe geben: „reinigt euch, die ihr die Gefäße des Herrn tragt"! Die Diener der Kirche dürfen mit keinem politischen Programm, mit keiner politischen Partei, mit keinem Ministerium, mit keiner politischen Zeitung rückhaltslos Hand in Hand gehen. Sie dürfen nie vergessen, daß ihnen nicht dieselbe Entschuldigung zu Gute komt, welche denen, die unter schwirigen Verhältnissen, in einer verderbten Welt zu handeln oder zu reden berufen oder verpflichtet sind. Sie sollen nie von dem Berge, der hohen Warte sich entfernen, auf die der Herr sie gestellt hat. Hier und da hat man in Preußen selbst auf der Kanzel ohne Berechtigung, was in dem A. T. von dem

Gottesvolke geschrieben steht, auf Preußen bezogen, was von Amalek u. s. w. auf seine Gegner. Sogar in den Hirtenbriefen evangelischer Generalsuperintendenten ist Einzelnes vorgekommen, was die scharf gezogene Gränze überschreitet, welche die Kirche von der Politik trent. Es liegen aber eine Reihe von Schriftstücken vor, in welchen der kirchliche Standpunkt in voller Reinheit sich ausprägt. Wir nennen nur das von Sr. Majestät dem Könige erlassene Ausschreiben eines allgemeinen Bettages, die von dem Evangelischen Oberkirchenrath vorgeschriebene Einschaltung in das allgemeine Kirchengebet, den Hirtenbrief des Generalsuperint. der Neumark und Lausitz, die Erklärung der Niederrheinischen evangelischen Predigerconferenz, Düsseldorf 12. Juni. Die dort Versammelten erkennen in dem Kriege „ein Gericht Gottes über das Volk", bekennen, daß sie mit ihrem Volke diese Züchtigung verdient haben, heben einzelne besonders im Schwange gehende Sünden hervor, und finden in den Zeitverhältnissen die dringendste Aufforderung zum Gebete und ferner eine Mahnung zur thätigen Erweisung der christlichen Liebe und Erbarmung. Nicht minder frei von politischen Schlacken ist die an die Gemeinden gerichtete Ansprache der Synode Coblenz (vom 30. Mai), deren trefflicher Superintendent Past. Schütte, ein werter Jugendfreund des Herausgebers, einige Monate darauf die Ruhe von seiner treuen Arbeit gefunden hat und eingegangen ist zu seines Herrn Freude. Die Predigt des Diaconus Lamparter in Ulm, gehalten am 15. Juli und zu Stuttgart gedruckt, war eine Mannesthat, die ihm im Himmel wol belohnt werden wird. Er hat es gewagt, mit Gott den ihn umgebenden Wogen der politischen Leidenschaft Troz zu bieten. Er sprach darin u. A.: „Ich sage, wenn ein ganzes großes Volk und sein König an der Spitze sich öffentlich vor Gott beugt und Gott die Ehre gibt, als der allein helfen kann, das ist etwas Großes. Sind wir Herzenskündiger, daß wir ihnen Heuchelei vorwerfen können? — Dort fühlten die Leute die göttliche Züchtigung, es war ihnen angst und bange vor den Schrecken des Krieges und sie schrien zu Gott um Hilfe, bei uns war bisher Siegesgewisheit und Prahlen, Pochen auf „„unsere gerechte Sache"", ein Eifern in großer Gerechtigkeit wider die Preußischen Sünden." Nicht minder ehrenwert als Erzeugnis christlicher Freimütigkeit ist auch die in der evang.-luth. Pfarrkirche in Wien am 29. Juli gehaltene Predigt von Pfarrer C. Fischer, einem gebornen Würtemberger. Er hat es gewagt, einzugehen auf die Ursachen, welche die Catastrophe über Oestreich herbeigeführt haben, hat hingewiesen auf die furchtbare Macht, welche dort die Phrase hat, die Unzuverlässigkeit und Käuflichkeit der Gesinnung, den Mangel an gründlicher geistiger Bildung. Auch der Jesuit Pater v. Klinkowström hat wenigstens in einer Predigt einen ähnlichen Ton angeschlagen und namentlich den Schaden der Genußsucht und des materiellen Treibens aufgedeckt, die Freude darüber aber später getrübt, indem er (wenn anders die Zeitungen recht berichteten) den Grund der Niederlage Oestreichs in der Erwählung eines Protestanten zum obersten Feldherrn gesucht hat und also in das ordinäre Römische Wesen zurückgesunken ist.

Eine der erfreulichsten Thatsachen des vergangenen Jahres ist die, daß das Preußische Volk im Ganzen und Großen, dem Charakter der Evangelischen Kirche treu, deren Wahlspruch es ist: „Gott allein die Ehre, uns aber Scham und Beschämung", im Angesichte der Gefahr sich alles stolzen Rühmens enthalten und sich im Gebet und Flehen zu Gott gewandt hat. Das ist der Weg, auf den die heilige Schrift uns hinweist. David, ehe er den Kampf gegen Amalek begann, „stärkte sich in dem Herrn seinem Gott", 1 Sam. 30, 6. Die Hagariter wurden in die Hände der Kinder Ruben und Gad gegeben (1 Chron. 6, 20), „denn diese schrien zu Gott im Streite, und er ließ sich erbitten, denn sie vertrauten ihm." Josaphat sprach (2 Chron. 20, 12) in der Bedrängung durch die Völker der Wüste: „In uns ist nicht Kraft gegen diesen großen Haufen, der wider uns komt. Wir wissen nicht, was wir thun sollen, sondern unsere Augen sehen nach dir." Das ganze Juda „stand damals vor dem Herrn." „Solchen Beispielen" — sagt Jo. Gerhard — „müssen wir folgen, wenn wir glücklich Krieg führen wollen. Wir müssen das Gemüt bewaffnen mit Glauben und die Hände mit Gebet und das Leben mit keuschen Sitten. Wenn auch die Ursache des Krieges eine gerechte ist und Alles zum Kriege Notwendige in Bereitschaft, so dürfen wir doch nicht auf die Güte der Sache vertrauen, noch auf die große Anzahl der Krieger, noch auf menschliche Klugheit und Macht, sondern allein auf die Hilfe und den Schuz Gottes. Als das die Israeliten in dem Kriege gegen die Benjaminiten (Richt. 20, 18) vernachlässigten, wurden sie einige Male geschlagen." Man hatte wol Grund zu der Befürchtung, daß es bei uns an dieser notwendigen Grundlage des Sieges fehlen möchte. Denn die Neigung zur Selbstüberhebung ist eine Erbsünde Preußens, wie aller kräftig aufstrebenden Völker und Staaten. Aber im Ganzen und Großen ist diese Befürchtung nicht in Erfüllung gegangen. Mit vollem Rechte sagt Dr. Fabri: „Ich muß hier laut bezeugen, weder mündlich noch in der Presse bin ich in jenen Wochen irgend einer Art der Selbstüberhebung und des Hochmutes begegnet. Man hoffte, man glaubte, daß man siegen werde, wenn auch erst nach Wechselfällen und vielen Opfern des Krieges; denn man war entschlossen, Alles für den Bestand des Vaterlandes einzusetzen." In dieser Stimmung des Volkes erkennen wir einen Beweis, daß die Arbeit so vieler treuer Diener des Herrn nicht vergeblich gewesen ist. Viel hat dazu auch beigetragen, daß unser König seinem Volke in dieser Demütigung vor dem Herrn und in dieser Hoffnung auf seine Hilfe vorangegangen ist. In dem Ausschreiben, in dem er einen allgemeinen Bettag anordnete, sprach er diese seine Herzensstellung in ergreifender Weise aus. „Ohne des Herrn Hilfe vermögen wir nichts. Vor Ihm und Seinen heiligen Gerichten wollen wir uns in Demut beugen und der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst uns getrösten, und von Ihm Sieg und Heil erflehen. So gereinigt und gestärkt können wir getrost dem Kampfe entgegengehen. In diesem Gefühle mich eins zu finden mit Meinem Volke, ist Mein festes Vertrauen." Welchen Wiederhall diese Stimme vom

Throne in den Gemütern des Volkes fand, zeigt die Thatsache, daß die Kirchen die Menge der Hinzuströmenden nicht fassen konten. Auch nach dem Siege hat der König jede Gelegenheit benuzt, Gott die Ehre zu geben. Als am 31. Juli unweit Ebenthal, im Angesichte der Thürme Wiens eine Heerschau gehalten wurde, sprach der König, zu den anwesenden Feldpredigern gewendet: „Meine Herren! der Krieg war kurz und glorreich; so ist wol noch nie ein Krieg geführt worden. Das ist unter der sichtbaren Führung des Himmels geschehen; wir verdanken es den Gebeten daheim und den ihrigen. Gott hat uns so sichtbar geholfen, daß wir ihm auf den Knien dafür danken müssen. Also Demut, keine Ueberhebung!" Auch zu den Generalen gewendet bekante der König: „es ist Gottes Gnade, durch die wir gesiegt." Auf der Seite der Gegner Preußens war es anders. „Mit Hohn", sagt Dr. Fabri auf Grund persönlicher Wahrnehmungen, „hat man in Süddeutschland den religiösen Ernst, der in jenen entscheidenden Tagen in Preußen König und Volk bewegte, überschüttet." Des stolzen Rühmens, der fleischlichen Zuversicht war gar kein Ende. Oestreich namentlich meinte ohne Gott des Sieges gewiß zu sein. Man hatte der Stätte, wo man Preußen zu vernichten dachte, schon im Voraus den Namen: das Preußengrab gegeben. Das war ein sicherer Vorbote der Niederlage. Ein Mann des classischen Altertums sogar äußerte, er wisse in der Geschichte kein Beispiel, daß auf solch stolzes Rühmen Sieg gefolgt sei. Mit dem Uebermute vor dem Kampfe hielt die Entmutigung nach der Niederlage gleichen Schritt. Das Katholische „Salzburger Kirchenblatt" vom 6. Sept. sagt: „Leider verlor man das Vertrauen auf Gott, so wie man den Krieg in Böhmen ohne Gott geführt hatte." Ja wahrlich, es hat sich vor unsern sehenden Augen das Wort des Psalmisten von Neuem bewährt: „Jene verlassen sich auf Wagen und Rosse; wir aber denken an den Namen des Herrn unsers Gottes. Sie sind niedergestürzt und gefallen, wir aber stehen aufgerichtet." Das ist Speise für die Sele und ein Beweis, daß diejenigen sehr oberflächlich urteilen, die in dem Kriege nichts anders erblicken, als Blut und Eisen.

Wir haben in dem vorigen Jahre den Ernst Gottes in dem Gerichte über Oestreich geschaut. Forschen wir den lezten Ursachen dieses Gerichtes nach, so bleibt unser Blick wie geheftet an der gewaltsamen Ausrottung der Kirche der Reformation in Oestreich. Wie es dabei zuging, das sagt uns ein gleichzeitiger Berichterstatter in Raupach's evang. Oesterreich 1, 268: „Den Friaulischen und anderem Kaiserlichen Volk, darunter auch Türken und Tartaren gewesen, wurde Ordinanz in Oestreich gegeben, durch welche den allda wesenden Evangelischen Ständen mit Raub und Nahm, Verheerung des Landes, Niederhauung Mann, Weib und junger Kinder, Abbrennung der Evangelischen Dörfer und allerhand übler und feindseliger Tractation dermaßen zugesezt, daß es Scythen, Hunnen, Barbaren, Attilaner und Tamburlaner nicht wol ärger und grausamer machen können." Eine noch authentischere Kunde gewährt uns die „allerunterthänigste Supplication etlicher niederöstreichischer Landstände an die Kaiserliche Majestät" (Raupach 1, Beil. S. 56). Sie begint mit den Worten: „Das unaufhörliche und fortbrechende Landesverderben, Jammer, Elend, Angst und Not, so von den hereingeführten unglückseligen Cosaggen und anderem Ew. Majestät Volk mit rauben, morden, plündern, brennen, niederhauen und anderen Barbarischen Gräuelthaten verübt werden, verursacht uns, unsere Zuflucht abermals nach Gott zu Ew. Majestät zu nehmen. Wir haben Ew. Majestät schon öfters zu Gemüte geführt, wie das Land insgemein versengt und verderbt, Herren und Landleute geplündert, der Bauersmann teils erschlagen, teils von Haus und Hof in die Wälder und Steinritzen verjagt, der Weingarten und Feldbau darniederliegen, die Handtierung gesperrt, die Nahrung dem armen Manne entzogen, die Mannschaft abnehme, Tugend, Zucht, Ehrbarkeit, Polizei, Recht und Gerechtigkeit verhindert, und unzählig viel Sünd, Schand und Laster von den Soldaten begangen worden. Es werden solche Barbarische unchristliche und unmenschliche Gräuel begangen, daß wir uns darob entsetzen, wenn wir nur daran gedenken, auch fast ein Abscheu haben, Ew. Majestät selbige namhaft zu machen. Sie haben die Leute jung und alt, Weib und Mann auf allerlei grausame unerhörte Art gemartert, mit Stricken gerüttelt, mit Hölzern gepreßt, ihnen das Fleisch mit Zangen vom Leibe gerissen, in die Kinnbacken, Schienbein und Knieschеiben gebort, sie an Hälsen, Händen und Füßen, ja auch an heimlichen Gliedern aufgehenkt, Frauen und Jungfrauen, ja gar unzeitige Kinder bis auf den Tod geschändet, schwangeren Weibern Feuer so lange aufgelegt, bis man die Frucht im Leibe sehen können und Mutter und Kind todt blieben." „Sollte ich darob mich zufrieden geben, spricht der Herr." Kaiser Ferdinand II., an den diese Klageschrift gerichtet wurde, hatte sich nach der Aussage seines Beichtvaters, des Jesuiten Lamormaini (Raupach 1, S. 69) „im 20sten Jahre seines Alters, gleich im Anfange seines übernommenen Regiments zu Loretto in Welschland, in Gegenwart der allerseligsten Jungfrau Gott dem Allmächtigen verlobt, daß er auch mit Leibes- und Lebensgefahr die Secten und die sectischen Prädicanten aus Steyer, Kärnten und Krain ausschaffen wolle." Als er einst daran erinnert wurde, daß er bei seiner Thronbesteigung seinen Ständen ihre Freiheiten beschworen, antwortete er: „sein Mund habe wol den Protestanten, aber sein Herz den Katholiken geschworen." Er hatte also beschworen, was er schon bei dem Schwure fest entschlossen war nicht zu halten. Das hatte er in der Schule der Jesuiten gelernt. Er war kein Wütherich, kein Nero und Domitian. Wir zweifeln nicht, daß er die Wahrheit redete, da er sprach (Raupach S. 72): „Die Unkatholischen irren weit, wenn sie meinen, daß ich ihnen feind sei, indem ich ihnen ihren Irtum verbiete. Ich hasse sie gar nicht, sondern ich liebe sie treulich. Denn wenn ich sie nicht also liebte, so wäre ich ihrethalben ohne alle Sorge und ließe sie irren. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihr Heil auch mit Verlust meines Lebens befördern wollte. Wenn ich wüßte, daß sie mit meinem Tode könten zu dem wahren Glauben wiedergebracht werden, wollte ich diese Stunde willig und gern dem Nachrichter

meinen Hals darbieten." Aber seine Religion war nicht von oben gekommen, sie war ihm blos von den Jesuiten anerzogen worden, und so hatte er kaum eine Ahnung davon, welchen Frevel er beging, da er mit gewaltthätiger Hand in Gottes Werk an den Selen eingriff. Die Jesuiten, die ihren Schüler stets am Gängelbande hielten, spiegelten ihm vor, daß er im Dienste Gottes und bei Verlust seiner Seligkeit so handeln müsse. Die Bedenken, welche der Eid und so manche andere Erwägungen einflößen mußten, konten für eine Richtung nicht vorhanden sein, die neben der Kirche selbständige Ordnungen Gottes nicht anerkent, die es für ein Verdienst achtet, alles andere mit Füßen zu treten, wenn die Zwecke der Kirche dadurch gefördert werden können. Das ist bei den Jesuiten leitender Grundsaz, und mehr oder weniger sind davon alle entschiedenen Katholiken inficirt. Wir sehen das auch in dem Preußischen Abgeordnetenhause. Die Sache schien in Oestreich vortrefflich von Statten zu gehen. Lamormaini berichtet (Raupach 71): „Herr Kardinal Clesel, als er zu Rom verstanden, wesmaßen die Predicanten aus ganz Oestreich wären ausgeschafft worden, welches er jederzeit für unmöglich gehalten, vermeldete mit lauter Stimme: Dies hat ohne Wunderwerke nicht geschehen können. Ich will hinziehen und selbst persönlich sehen, was Gott durch Ferdinandum für Mirakel wirkt." Aber es liegt hier Stoff zu einem Nachtrag vor zu der Schrift Plutarch's: „von der späten Rache der Gottheit," ebenso auch zu der Schrift des Lactanz: „vom Tode der Verfolger." Daß damals recht eigentlich der Grund zu Oestreichs Ruin gelegt wurde, das war dem tiefer sehenden schon längst klar: seit dem Tage von Königgrätz ist es auch für die oberflächlichere Betrachtung zugänglich geworden. Ein aus östreichischer Feder hervorgegangener Aufsaz in der bei Cotta erscheinenden Zeitschrift: das Ausland, führt aus: Bei Königgrätz haben die Preußischen Schulmeister die Oestreichischen geschlagen. Das war wenigstens ein Fortschritt gegen die fade, Anfangs in Oestreich so weit verbreitete Ansicht, welche den Sieg allein dem Preußischen Zündnadelgewehr zuschrieb, dessen Leistungsfähigkeit, von allem Anderen abgesehen, durch die Beschaffenheit derer bedingt ist, die es führen. Außer den Schulmeistern und vor ihnen hätten aber doch jedenfalls die Pfarrer genant werden müssen, deren Einfluß auf die Volksbildung ein viel tiefer greifender ist und auch die Schullehrer selbst beherscht. Die Hauptfrage aber ist, wie komt es denn, daß die Oestreichischen Pfarrer und Schulmeister samt den anderen leitenden Persönlichkeiten, bis zu den Ministern und Generalen herauf, so unfähig geworden sind, ihre Aufgabe zu erfüllen? Und eine befriedigende Antwort wird sich auf diese Anfrage nicht gewinnen lassen, wenn man nicht auf jene verhängnisvolle Ferdinandeische Gewaltthat zurückgeht. Durch sie wurde gerade der Kern der Oestreichischen Bevölkerung, der das Salz für das Ganze hätte werden können, dumm und fade gemacht. Am Geiste tödtlich geschlagen, sanken sie in das Fleisch herab, dem allein in Oestreich noch freier Spielraum gelassen wurde. Die Katholische Geistlichkeit verlor den anregenden Sporn,

der ihr durch das Zusammensein mit der evangelischen gegeben war. Wozu sollte sie sich um tiefer gehende Bildung bemühen? Es war ja viel bequemer, die Gegner auf den Kopf zu schlagen. Durch die Beteiligung an den Gewaltmaßregeln der Regierung hatte die Geistlichkeit Schaden an der eigenen Sele genommen. Das Zeichen des Brudermörders Kain war ihr aufgedrückt, in Oestreich nicht minder wie in Spanien; aus der eigentlichen Heimat der Religion war sie vertrieben und irrte unstätig und flüchtig auf anderen Gebieten herum, die mit der Religion in Wahrheit nichts gemein haben, wenn sie auch sich den Anschein davon geben. Der freie Aufschwung der Sele zu Gott kann unmöglich ferner stattfinden, wo eine Kirche sich zu solchen Dingen erniedrigt hat. Es gilt da das Wort des Propheten: „wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch, denn eure Hände sind voll Blutes." Den Glauben konte man nicht pflegen, auf das Innerliche konte man keinen Einfluß ausüben, so legte man sich auf die Cultur des Aberglaubens und überlud das arme Volk mit Aeußerlichkeiten. Man that das mit um so größerem Eifer, da gerade gegen diesen Aberglauben und gegen diese Aeußerlichkeiten die „Ketzer" ihren Angriff gerichtet hatten. Es ist dem Stolze eigentümlich, daß er gerade die angegriffenen Unarten aufs stärkste betont und in sie den Schwerpunkt seines Wesens verlegt. Wie weit man es in dieser Beziehung in Oestreich getrieben hat, das möge ein Beispiel zeigen, das wir aus tausenden herausgreifen. Wir entlehnen dasselbe aus P. Phil. Wolf's Geschichte der Röm.-Kath. Kirche unter Pius VI., Bd. 3, 1795, S. 43. In einem zu Wien 1780 gedruckten Büchlein: „Kurzer Inhalt aller Ablässe der zu ewigen Zeiten bestätigten und in der Kaiserlich-Königlichen Hofkirche (!) zu Maria Loretto in Wien bei den Augustiner Barfüßern unter höchst kaiserlichem Schutze stehenden Erzbrüderschaft Maria vom Trost der gesegneten schwarzledernen Gürtel des heiligen Vaters Augustin und der heiligen Mutter Monicä" lesen wir Folgendes: „Vermöge der Brigittinerablaß haben alle diejenigen, so an unsern Bruderschaftsrosenkränzeln beten, für jedes Vaterunser und für ein jedes Avemaria und für das Salve Regina hundert Tage Ablaß. Wenn sie aber das ganze Rosenkränzel durchaus alleinig, oder mit einem andern, welcher eben auch solchen Ablaß gewinnen sollte, andächtig beten, haben sie sieben Jahre und soviel Quadragen zu erhalten. Diejenigen aber, so täglich durch ein ganzes Jahr dieses Rosenkränzlein beten, haben freie Wahl, an einem selbstbeliebigen Tage vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden zu erlangen, mit Erlaubnis solchen auch den armen Selen zu überlassen, wenn sie gebeicht, communicirt, für Einigkeit der christlichen Potentaten, Ausrottung der Ketzereien und Erhöhung der katholischen Kirchen beten werden." Da löst sich also das ganze Christentum grundsazmäßig in ein bloßes Lippengeplärre auf, und auch dies braucht man nicht einmal selbst zu übernehmen, man kann gegen Geld eine „Betschwester" für sich einstellen. Solche Dinge gehören nicht etwa blos der Vergangenheit an. Man kann Aehnliches noch bis auf den heutigen

Tag an den Thüren Oestreichischer Kirchen selbst der Hauptstadt lesen, nur daß man vorsichtiger geworden ist. Als unter Joseph II. die Aufklärung einbrach, stürzte dies ganze mühsam erbaute Haus des Aberglaubens und Aeußerlichkeitsgeistes haltlos zusammen. Alles, was irgend an Bildung teilnahm, wandte sich mit Ekel und Spott von einer Kirche ab, die einen solchen Geist gepflegt hatte. Dieser Geist aber hatte das Volk so tief herabgebracht, daß auch die Aufklärung, in ihrem tiefsten Grunde selbst geistlos, so scheinbar geistreich sie auch in ihren ersten Vertretern, namentlich einem Voltaire, auftreten mochte, hier noch einen besonders geistlosen Charakter annehmen mußte. Wenn man eine Reihe von Schriften aus der Zeit Joseph's II. liest, so blickt man in einen wahren Abgrund von Gemeinheit des Denkens und der Gesinnung, in eine Oede und Leere, wie man sie unter christlichen Völkern gar nicht für möglich halten sollte. Das von dem Aberglauben begonnene Werk der Zerrüttung des Geistes hat der Unglaube vollendet. „Was die Raupen ließen, das fraßen die Heuschrecken." Ein neuer Aufschwung, wie ihn der religiöse Geist in Preußen seit der Schlacht bei Jena nahm, konte in Oestreich nicht stattfinden. Gegen die Kirche hatte sich ein tiefes Mistrauen gebildet. Die einmal ihr Entfremdeten konten sich niemals ihr wieder hingeben. Sie hatte es zu arg gemacht. Unter dem geringen Volke hat sich dort noch Gottesfurcht erhalten: über die Gebildeten hat die Kirche ihre Macht für immer verloren, wenn sie sich nicht vorher von Grund aus regenerirt und in Folge dessen von ihrer Vergangenheit lossagt, wozu aber bis jezt wenig Aussicht ist: die Wenigen, die dazu einen Ansaz nahmen, wie z. B. den trefflichen geistvollen Domprediger Veith, einen Proselyten aus dem Judentum, hat die ultramontane Partei bald mundtodt gemacht. Der Augsburger Sendbote vom 9. September sagt in Bezug auf Frankreich und die dort verübten Verfolgungen, deren Verderblichkeit er zu seiner Ehre offen eingesteht, dabei aber den vergeblichen Versuch macht, ein Hauptwerkzeug dieser Verfolgungen, Bossuet, der nur feiner und klüger war wie die Anderen, weiß zu waschen: „In den Gemütern der Unterdrückten blieb ein giftiger Stachel." Dasselbe gilt auch von Oestreich. Der Stachel wird um so giftiger, je mehr dort die geschichtlichen Erinnerungen lebendig werden, was namentlich in Böhmen der Fall ist, wo die Blüte der Nationalität durch die Gewaltmaßregeln der Kirche so schonungslos zerstört wurde: in dem Buche des Katholiken Gindely über die Böhmischen Brüder sieht man, wie Literatur und Bildung ganz auf Seite der reformatorischen Bewegung war und zugleich mit ihr zu Grabe ging. Oestreichs Lage ist menschlich betrachtet eine hoffnungslose. Es hat Gott nicht mehr in seiner Mitte und davon ist steigender Verfall die unausbleibliche Folge. Gott schwebt nicht etwa blos über den menschlichen Verhältnissen, so daß diese von ihm unabhängig fortbestehen könten, sondern er ist ihrer aller Grund, und es ist wehmütig anzusehen, wie man alle möglichen Mittel und Systeme versucht, um den verfallenden Staat aufzurichten, und damit keinen anderen Erfolg erreicht, als daß der Verfall noch größer wird. Nur Gott vom Himmel kann helfen und wir bitten von Grund des Herzens, daß er helfen möge. Es ist ein merkwürdiges Beispiel göttlicher Vergeltung, daß sich die öffentliche Stimme dort so laut gegen die Jesuiten erhebt, daß die Gemeinderäthe in Prag, Wien, Triest, Salzburg fast einstimmig ihre Vertreibung beantragt haben. Ihnen vorzugsweise hat Oestreich seinen Ruin zu verdanken. Sie waren es, die überall das Feuer der Verfolgung angeblasen und geschürt haben. Schon im Jahre 1581 gab ein Jesuit dem Kaiser Rudolph den Rath: „Gebrauche dein Recht, o Kaiser, und tödte die Knechte Luthers mit Schwert, Rad, Wasser, Strick und Feuer." Hinter ihnen stand der Papst, dessen getreue Diener sie waren. Noch am 30. Januar 1759 sandte Clemens XIII. dem General Grafen Daun ein geweihtes Schwert, daß er damit die von der Hölle ausgehauchte stinkende Ketzerei von Grund aus vertilge. „Der Würgeengel, schrieb er, wird an deiner Seite kämpfen, die infame Nachkommenschaft Luthers und Calvins auszurotten, und der höchste Rächer des Lasters wird deinen Arm gebrauchen, um die gottlose Nation der Amalekiter und Moabiter von Grund aus zu vertilgen." Da gilt wahrlich das Wort: ihre Sünden reichen bis in den Himmel und Gott denket an ihren Frevel. Bezahlet sie wie sie euch bezahlet hat und machets ihr zwiefältig nach ihren Werken, und mit welchem Kelche sie euch eingeschenket hat, schenket ihr zwiefältig ein. Gott sucht die Sünden der Väter an den Kindern nur dann heim, wenn die Kinder in den Fußstapfen der Väter wandeln, aber das ist leider auch hier der Fall; in der Reformirten Kirche wird einstimmig verworfen, was Calvin einst an Servet that, in Folge einer Nachwirkung mittelalterlicher Grundsätze, dagegen die Jesuiten und der Papst halten noch jezt an jenen verderblichen Grundsätzen fest, diese sind von Neuem in der Encyclika ausgesprochen, und sie würden noch jezt gerade so handeln wie früher, wenn sie die Macht dazu hätten.

Soll uns das Gericht über Oestreich zur Selbsterhebung dienen? Nein wahrlich nicht, es soll uns das Wort des Heilandes vor die Sele stellen: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen." Ebenso das Wort des Apostels: „darum schaue die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest, sonst wirst du auch abgehauen werden." Oeffentliche Blätter berichten: „Am 18. Mai d. (des vorigen) Jahres saßen in der Ortschaft O. Kanton L. (Rheinpfalz) ein Katholik und ein Protestant in einem Wirtshause und spotteten über religiöse Dinge. Unter Anderem kam die Rede auf den Himmel; da sagte der Eine: ich gebe meinen Anteil Himmel wolfeil; der Andere sagte: ich verkaufe meinen Anteil um einen Groschen. Kaum war diese Aeußerung ausgesprochen, so stürzte der Eine

der Spötter vom Stuhle und war eine Leiche, der andere Spötter fühlte sich plötzlich unwol, ließ den Arzt kommen, und einige Stunden darauf war er ebenfalls eine Leiche." Da haben wir das Bild Oestreichs und Preußens. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Schlacht von Königgrätz die von Jena vorangegangen ist, die große Abrechnung, welche Gott mit Preußen hielt wegen des vorzüglich von ihm gepflegten Geistes der Gottlosigkeit, der von der Fußsohle bis zum Scheitel an ihm nichts Gesundes übrig gelassen und Alles hohl und morsch gemacht hatte. In Jena erhielten wir die göttliche Antwort auf den Rationalismus. Können wir läugnen, daß dies „Geheimnis" sich auch jezt wieder unter uns regt, daß es weit und breit die Lehrstühle einnimt, und mit seinen kräftigen Irtümern die öffentlichen Blätter erfüllt? Ist es nicht eine Schande, daß mit der Preußischen Occupation die Ausbreitung des Freimaurerordens Hand in Hand geht, z. B. in Cassel und in Kiel, der recht eigentlich zu dem Zwecke gestiftet wurde, die Ehre Christi in den Staub zu ziehen, und der an die Stelle des Gottes der Offenbarung, reich an Gnade und an Gericht, das Nebelbild des deistischen Gottes sezte, einen bloßen „Baumeister der Welt", der die fertige Welt frei neben sich hinstellt, der nicht lieben und nicht zürnen kann, der sich auf der Wölbung des Himmels ergeht und den Menschen die Erde überläßt, so daß sie ohne genirt zu werden den Neigungen des natürlichen Herzens folgen können. Zeigen nicht die Vorgänge in Bahn, wo der treue Hirte im vergangenen Jahre der unkirchlichen Opposition aufgeopfert wurde, und in Königsberg in der Neumark, wo „so ziemlich Alles, was die Mauern der Stadt an Intelligenz beherbergen, von 800 Gemeindegliedern 627*)" sich gegen die Kirche und ihren treuen Diener erhoben hat, daß „auch bei uns noch grünet der freche schnöde Sündendorn", und daß es an manchen Orten nur geschickter und zungenfertiger Agitatoren bedarf, um ein lichterloh brennendes Feuer hervorzurufen, Jak. 3, 5. Wir sehen das Gericht nicht blos in der Ferne, Gott hat uns schon thatsächlich die Zuchtruthe vor Augen gestellt. Nicht allein, daß der Krieg auch uns schmerzliche Verluste gebracht hat und in der Lähmung von Handel und Gewerbe noch fortwährend bringt, die Cholera, die das siegreiche Heer heimsuchte und auch in der Heimat in den Siegesjubel das Grabgeläute und das Jammergeschrei hineintönen ließ, „daß das Volk nicht erkennen konte das Tönen mit Freuden vor dem Geschrei des Weinens im Volke", zeigt uns, daß Gottes Arm auch wider uns bereits ausgereckt ist. Still und geräuschlos hat die Pestilenz, die im Finstern schleichet, wenigstens das Zehnfache der Opfer des Krieges hinweggerafft, „daß einen jeglichen sein Vetter und sein Ohm nehmen und die Gebeine aus dem Hause tragen muß, und sagen zu dem, der in den Gemachen des Hauses ist: ist ihr auch noch mehr da? und der antwortet: sie sind alle dahin." Die Zahl der im Kriege Gefallenen aus Berlin wurde nach Bekantmachung der Verlustlisten zu 70 angegeben, an der Cholera starben 6000. Aus Prenzlau verlangte der Krieg zwei Opfer, die Cholera raffte zwischen 1000 und 1100 von den 13000 Einwohnern hinweg. Die Art, wie diese Heimsuchung an so manchen Orten aufgenommen ist, die dumpfe Gleichgiltigkeit gegen Gottes Gerichte, läßt uns fürchten, daß es auch in Bezug auf uns heißen wird: „bei alledem kehrt nicht zurück sein Zorn und noch ist seine Hand ausgereckt." Mit der Energie der Sünde geht die der göttlichen strafenden Gerechtigkeit gleichen Schritt, so gewiß als unser Gott ein verzehrend Feuer ist, ein eifriger Gott. Doch danken wir Gott, daß nicht von allen Orten die Berichte so traurig lauten, daß vielfach die Mahnung und der Trost des Wortes Gottes mit Eifer gesucht worden ist, daß die gewöhnlichen Gottesdienste sich füllten, auch die eingerichteten außerordentlichen Betstunden und die damit verbundenen Communionen rege Teilnahme fanden, in vielen Gemütern das: „straf mich nicht in deinem Zorn, großer Gott, verschone!" lebendig geworden ist. Wir freuen uns auch, daß in dieser nicht leichten Probe der geistliche Stand, so weit unsere Kentnis reicht, sich bewährt hat. Das ist ein Zeichen, daß wir fortgeschritten sind. Im Anfange dieses Jahrhunderts, in der Zeit, wo die Predigten über die Gesundheitspflege so beliebt waren, würde wol nicht mancher Pastor ein Cholerahaus besucht haben. Sie nanten sich ja selbst Prediger. Jezt ist es wol kaum vorgekommen, daß ein Pastor es unterlassen hat, denen, die im finsteren Todesthale wanderten, nach dem Vorbilde des guten Hirten Stab und Stütze zu werden. Es gibt auch wol kein Consistorium mehr, welches es unterlassen hätte, einen solchen Geistlichen zur Verantwortung zu ziehen. Das Consistorium der Provinz Brandenburg verfehlte nicht, auf das bloße Gerücht von einem solchen Falle eine Untersuchung anzuordnen. Die Erfüllung solcher Pflicht ist bei der Cholera schwerer, wie manche sich das denken mögen, eine Reihe von Pastoren, wie der Oberprediger Stöckert in Calbe an der Saale und der Prediger Thiel in Breslau, haben sie mit ihrem Leben bezahlt, noch mehrere haben hier den Keim lange andauernder Kränklichkeit empfangen. Aber das steht fest: wer hier seine Gemeinde verläßt, der ist ein Mietling und verdient nicht länger ihr Hirte zu sein. Ein solcher Pastor müßte sich ja schämen vor jedem braven Kriegsmann.

*) Nach der Angabe der Protest. K. Z., die aber, wie wir eben erfahren, bedeutend übertrieben und wesentlich unrichtig ist.

Der Krieg des vergangenen Jahres war kein Religionskrieg, so wenig wie der siebenjährige. Er hatte rein politische Wurzeln: es handelte sich um die Führerschaft in Deutschland. Aber doch hatte dieser Krieg eine Seite, nach der er auch für die Kirchen und ihr Verhältnis zu einander von Bedeutung war. Wäre dies nicht, so würde nicht die ultramontane Partei in der Katholischen Kirche, die sich gar wol auf ihren Vorteil versteht, so einmütig bestrebt gewesen sein, das Feuer gegen Oestreich zu schüren, so würde nicht der Katholische König von Sachsen so entschieden gewesen sein in dem seinem Lande so verderblichen Anschluß an Oestreich, so würde nicht Cardinal Antonelli, als er die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz erhielt, ausgerufen haben: „die Welt stürzt ein", so würde nicht die instinctive Er-

kentnis des katholischen und des evangelischen Volkes das Vorhandensein eines religiösen Hintergrundes überall als selbstverständlich angenommen haben, würden auch nicht die Katholischen Abgeordneten in der Kammer so tief verstimt sein. Die Excesse der Bayerschen Truppen in dem Pfarrhause in Kaltennordheim erinnerten gradezu an den dreißigjährigen Krieg. Warum es sich hier handelte, das enthüllt uns in wenigen Worten das Salzburger Kirchenblatt vom 6. Dec., wenn es Oestreich „die lezte Stütze eines weltlichen Armes" für die Katholische Kirche nent. Das Verlangen nach einer solchen Stütze liegt in der Veräußerlichung des Kirchenbegriffes bei den Katholiken tief begründet. Und die Oestreichischen Kaiser sind von dem Geiste dieser Kirche zu allen Zeiten so tief durchdrungen gewesen, daß sie ihren weltlichen Arm mit Freuden dieser Kirche geliehen haben. Wie tief die Neigung zu Gewaltmaßregeln auf kirchlichem Gebiete in diesem Kaiserhause sizt, das zeigt uns recht deutlich das Beispiel Josephs II. Er war ein abtrünniger Sohn seiner Kirche, Herz und Mund flossen ihm über von Aufklärung und Toleranz, und dennoch die Neigung zu religiöser Gewaltthat konte auch er nicht unterdrücken, sie saß bei ihm noch tiefer wie die Toleranz, er hatte sie von seiner Habsburgischen Mutter geerbt. In Böhmen waren manche durch die im Namen der christlichen Religion verübten Gräuel zu heimlichen Offenbarungsläugnern geworden, wie ja auch in England der Deismus seine Wurzel in dem dort getriebenen Unfuge der Offenbarungsgläubigen hatte. Die Mittel besserer Belehrung durch die evangelischen Geistlichen waren ihnen gewaltsam entzogen. Als das Toleranzedict proclamirt war, meldeten sich etliche Tausend dieser armen Leute als Deisten an. Sie verlangten zwar keinen öffentlichen Gottesdienst, aber sie wollten gleich den übrigen Confessionen geduldet sein. Gegen sie erließ Joseph II. unter dem 11. März 1783 ein Edict, worin es heißt: „Alle Männer, Weiber, Dienstmägde und Wittfrauen, welche sich erklären werden, auf dem Deism beharren zu wollen, sollen, um Ansteckung zu vermeiden, unter die ungarischen Militärcorps gesteckt, und dort zu fünf und fünf Personen in die slavonischen, siebenbürgischen, galizischen und andere Regimenter zerstreut werden." Unter dem zehnten Brachmonat dess. Jahres erging ein kaiserliches Hofdecret, welches verordnete: „Wenn ein Mann, Weib oder wer immer bei einem Ober- oder Kreisamte als Deist sich meldet, sollen ihm ohne weitere Rückfrage 24 Prügel oder Karbatschstreiche auf den Hintern gegeben und er hiermit wieder nach Hause geschickt, auch dieses so oft wiederholt werden, als er sich neuerdings zu melden komt, nicht weil er ein Deist ist, sondern weil er sagt, das zu sein, was er nicht weis, was das ist." (Wolf, Th. 3 S. 242—44.) Wie würde es der Evangelischen Kirche in Deutschland ergangen sein, wenn der laut und öffentlich proclamirte Plan, den König von Preußen wieder in einen „Marquis von Brandenburg" zu verwandeln, gelungen wäre! Das ist eine Seite der Sache, die unbegreiflicher Weise von so manchen übersehen wird, von deren evangelischer Gesinnung man erwarten sollte, daß sie ihnen besonders nahe liegen müßte. „Opfere Gott Dank", das haben sie über der Entrüstung gegen das Werkzeug göttlicher Hilfe ganz vergessen. Die Freude über die uns gewährte Hilfe ist nicht zugleich eine Freude über den Schaden der Römischen Kirche. Im Gegenteil, was sie selbst für einen Gewinn achtete, auf den Höhen der Erde einherfahren zu können und Alles unter ihren Füßen zu haben, das wäre in Wahrheit ihr Schaden gewesen, und der vermeintliche Verlust ist für sie ein Segen, der vielleicht noch größer ist, als der uns gewährte. Der Prophet Micha kündigt in C. 5, 9. 10 Israel an: „Zu derselbigen Zeit, spricht der Herr, will ich deine Rosse von dir thun und deine Wagen umbringen. Und will die Städte deines Landes ausrotten und alle deine Vesten zerbrechen." Das erscheint hier als Verheißung, als die notwendige Bedingung der Erscheinung des wahrhaftigen Heiles. Der Aufgang aus der Höhe kann nicht eher erscheinen, als bis das Volk „die lezte Stütze eines weltlichen Armes" verloren hat. Das übermütige Vertrauen auf diesen weltlichen Arm bildet grade die schwache Seite der Römischen Kirche. Grade hieraus sind ihr die schlimsten Verunreinigungen hervorgegangen und in Folge derselben die schwersten äußeren Niederlagen, wie z. B. in der Französischen Revolution und jezt in Oestreich. Wenn ihr die weltliche Macht genommen ist, wenn es ihr unmöglich gemacht ist, Fleisch für ihren Arm zu halten, wird sie hoffentlich ihren Blick zu dem himlischen Helfer wenden, wenn ihr die äußeren Mittel fehlen, so wird sie die geistlichen um so sorgsamer pflegen. Dazu wünschen wir ihr von ganzem Herzen Gottes Segen. Was wir von Oestreich zu fürchten hatten, dessen Kaiserhaus, wenn wir von Joseph II. absehen, nie aus inneren Motiven sich der Evangelischen Kirche freundlich gezeigt hat, immer nur wo politische Gründe dazu drängten, und bis auf den heutigen Tag unter Jesuitischen Einflüssen steht, das dürfen sie, wie sie selbst gar wol wissen, von Preußen nicht fürchten. Die Katholische Kirche kann da ungehemt alles entfalten, was sie an geistlicher Kraft besizt. Ein Staat, der sogar die kürzlich von Neuem aus der freien Schweiz ausgewiesenen Jesuiten tragen kann, wird sicherlich nicht als ein solcher betrachtet werden können, der der Katholischen Kirche die Adern unterbindet. Freilich, auf ihre Herschergelüste wird sie verzichten müssen, und wo sie sich in diese Lage nicht schicken will, wie in dem kürzlich auf der Kreissynode Duisburg behandelten empörenden Fall der heimlichen Entführung von zwei Töchtern, da wünschen und hoffen wir, daß sie kräftig an sie erinnert werde. Aber daß das ein Segen für sie ist, das geht doch wol aus der Thatsache hervor, daß die Katholische Kirche wol in keinem Lande in der Welt so geistesmächtig ist, als grade in Preußen und in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, während sie überall da hinsiecht, wo ihrer Erbsünde freier Spielraum gewährt wird. Man vergleiche doch einmal die Beiträge, die zu den katholischen Missionen und zu dem Bonifaciusvereine aus Preußen und aus Oestreich gegeben werden, man vergleiche die theologischen Facultäten in beiden Ländern*), die Persönlichkeiten, welche den Bischofsstuhl ein-

*) Der einzige namhafte Theologe, den die Facultät in Wien

nehmen, den Bildungsstand des Clerus und seine Macht über die Gemüter. Ueberall wird der Vorteil entschieden auf Seiten Preußens sein. Vor einer Reihe von Jahren nahmen wir auf einer Reise durch Oestreich in Salzburg einen Wagen für eine längere Strecke. Beim Einsteigen bemerkten wir, daß der Rücksiz schon von einem Herrn eingenommen war. Wir beschwerten uns über diese Verletzung des Vertrages, das anständige Betragen des Fremden dabei veranlaßte uns aber bald, die Opposition aufzugeben. Es war ein höherer Beamter aus Wien, ein feiner angenehmer Mann. Bei dem längeren Zusammensein kam das Gespräch unwillkürlich und stets von Neuem auf religiöse Gegenstände. Der Fremde ließ sich das eine ganze Zeit gefallen, dann bat er um Erlaubnis, eine Frage thun zu dürfen. Er sei, sagte er, schon grau geworden, und habe noch nie gehört, daß gebildete Leute sich über Religion unterhalten hätten, sei bis dahin der festen Meinung gewesen, daß diese Sache für Gebildete längst abgethan sei, nun müsse er zu seinem Erstaunen sehen, daß Leute, vor deren Bildung er alle Achtung haben müsse, Protestanten sogar, diese Sache so in den Mittelpunkt stellten; wie das zu erklären sei? Wir meinen nicht, daß in dem Katholischen Preußen eine solche Erscheinung vorkommen könte. Wer die kirchliche Versamlung bei einem Hochamt in dem Cölner Dom und in der Stephanskirche in Wien vergleicht, wird einen auffallenden Unterschied finden. In der lezteren sind die höheren Stände so sparsam vertreten, daß sie fast ganz verschwinden.

Wir wollen jezt noch einige Wünsche aussprechen, welche durch den lezten Krieg und die durch ihn entstandenen Verhältnisse nahe gelegt werden.

Was in Bezug auf eine neue Ordnung des Regimentes der Kirche zu wünschen ist, haben wir schon früher ausgeführt. Daß die Lutherische Kirche in den neuerworbenen Gebieten unter den Berliner Evang. Oberkirchenrath zu stellen sei, daran wird wol Niemand im Ernste denken und wenn Jemand dennoch solche Gedanken hegte, so ist ihnen durch die Kabinets-Ordre vom 8. Dez. ein Ziel gesezt worden, welche den unveränderten Fortbestand der evangelisch-lutherischen Kirche in Hannover gewährleistet. Erkent man aber dort das Recht der Lutherischen Kirche an, so würde es ein schreiender und auf die Dauer unerträglicher Widerspruch sein, wenn man es ihr in den alten Provinzen versagen wollte. So weit wir bis jezt wahrnehmen können, haben unsere Vorschläge in den weitesten Kreisen Anklang gefunden. Es komt zunächst darauf an, daß alle lebendigen Glieder der Kirche der Deutschen Reformation in dieser Sache eins werden und mit klarem und festem Geiste das zu erstrebende

Ziel ins Auge fassen. Ist dies Ziel erst erreicht, so wird sich das Weitere, so Gott will, finden.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß dem traurigen Unfuge der Spielhöllen, dieser Menschenfallen und öffentlich autorisirten Aergernisse, von denen das Wort gilt: „sie ziehens alles mit dem Hamen und fahens mit ihrem Netze und sammelns mit ihrem Garne, des freuen sie sich und sind fröhlich, opfern ihrem Netze und räuchern ihrem Garne weil durch dieselbigen ihr Teil so fett und ihre Speise so völlig geworden ist, derhalben werfen sie ihre Netze noch immer aus und wollen nicht aufhören Leute zu erwürgen" gleich bei dem ersten Einrücken Preußischer Truppen mit einem Schlage ein Ende gemacht worden wäre. Der Anfang dazu wurde auch in der erfreulichsten Weise in Ems gemacht: nicht einmal das begehrte lezte Spiel wurde dort von dem Husarenofficier gestattet, den General von Manteuffel abgesandt hatte. Die Gegenwart wurde aufs schärfste abgegrenzt gegen die Vergangenheit, die unter anderem auch durch die Begünstigung der Spielhöllen Gottes Gericht herausgefordert hatte: der Kurfürst von Hessen hatte in seinem kleinen Lande nicht weniger als fünf concessionirt und sich den Anteil an dem schnöden Gewinn wolgefallen lassen. Bald aber machten sich Bedenklichkeiten geltend, man richtete das Auge auf die Schwirigkeiten die immer mit der Beseitigung eingerosteter Uebel verbunden sind, und übersah, daß es hier eine christliche Mannesthat galt, die vor keinem Opfer zurückbeben darf, übersah, daß es galt durch solche That das Andenken Friedrich Wilhelms IV. zu ehren, der durch alle Remonstrationen und bureaukratischen Unmöglichkeiten sich nicht abhalten ließ die Spielhöllen in Aachen aufzuheben. Sobald das gewiß falsche, aber gern geglaubte Gerücht sich verbreitete, Preußen wolle die Spielhöllen noch auf fünf Jahre bestehen lassen, um während dieser Zeit von dem Sündengelde einen „eisernen Fonds" zu sammeln, zur Erhaltung der woltätigen und gemeinnützigen Anstalten, mit welchen satanische Klugheit die Spielhöllen verflochten hatte, wurden auch die spielhöllischen Hoffnungen in Baden-Baden wieder lebendig. Die dort mit dem Jahre 1867 zu Ende gehende Spielpacht sollte nicht wieder erneuert werden. Jezt erklärte man, wenn Preußen nicht vorgehe, so werde man auch das Spiel noch fortdauern lassen müssen, das dort alle Verhältnisse ganz vergiftet hat und namentlich mit der gestatteten freien Bewegung der Prostitution in engem Zusammenhange steht: die Buhldirnen müssen die Opfer für die Spielhölle herbeilocken!

(Fortsetzung folgt.)

---

in diesem Jahrhundert gehabt hat, der treffliche J. Jahn wurde abgesezt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 16. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Nach Allem aber, was wir vernehmen, sind jezt die Tage der Spielhöllen in Preußen gezählt, und der bessere Volksgeist, der sich stets gegen sie empörte, wird bald seine Sühne erhalten. Sind sie erst in Preußen gefallen, so wird auch bald ganz Deutschland von diesem Uebel befreit sein und sich nicht ferner vor Frankreich schämen dürfen. Die durch so viele Bürgertugenden geziertz alte Hansestadt Lübeck wird dann auch eilen, den häßlichen Fleck abzuwaschen. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wäre gern schon Preußen vorangeeilt und es ist sehr zu bedauern, daß sein edler Eifer durch den Widerspruch der Stände eine Hemmung erlitten hat, die auch den bösen Schein mangelnden Eifers in dieser Sache hätten meiden sollen.

Die Entwickelung der christlichen Liebesthätigkeit, wie sie in dem Kriege stattfand, kann man nur mit herzlicher Freude ansehen. Die Opferwilligkeit für die Verwundeten und Kranken und für die Familien der Landwehrmänner, die sich überall in Preußen kundgab, wird hauptsächlich nur aus den Einflüssen des christlichen Geistes abgeleitet werden können, der allein die natürliche Selbstsucht bewältigen kann. Die Sache bietet aber auch der Betrachtung eine andere Seite dar. Die patriotische Opferwilligkeit läßt den Mangel des willigen Geistes zur Abhilfe der eigentlich kirchlichen Notstände um so greller hervortreten. Vergleichen wir die großen Summen, welche in der Hauptstadt für alle Bedürfnisse des irdischen Vaterlandes beigesteuert wurden, mit den winzigen Beiträgen für den Kirchbauverein, so können wir uns tiefen Schmerzes nicht erwehren. Es liegt nun noch klarer vor Augen wie früher, wir dürfen die Spärlichkeit dieser Beiträge nicht aus dem Mangel an Mitteln ableiten, auch nicht aus einer allgemeinen engherzigen Unwilligkeit zu geben, sondern sie kann nur aus einer inneren Gleichgiltigkeit gegen die schreiendsten Notstände der Kirche abgeleitet werden, die als solche grade bei dem allgemeinen Betrage recht deutlich vor Augen traten, und nicht minder auch bei dem Friedensfeste, wo die wenigen Kirchen bei weitem nicht hinreichten, die sich zudrängende Menge aufzunehmen. Solche Gleichgiltigkeit kann nur darin ihren Grund haben, daß das Herz dem innersten Wesen der Kirche entfremdet ist, wenn es sich auch ihren wolthätigen Einflüssen nicht ganz entziehen kann. Wer aber so den Quell nicht mag, den straft Gott dadurch, daß er ihm nach und nach auch die Bächlein versiegen läßt, die von dem Quell ihren Ursprung haben. Möge dies Gericht von uns abgewandt werden! Möchte Gott das Herz unsers Königes lenken, daß er durch den Eifer in Betreibung des Dombaus seinem Volke voranleuchte und die Nachlässigkeit desselben beschäme. Es gilt dem vorzubeugen, daß nicht das Wort von Neuem in Erfüllung gehe: „Ihr wartet wol auf viel und es wird wenig, und ob ihrs schon heimbringt, so zerstäube ichs doch. Warum das? spricht der Herr Zebaoth: Darum, daß mein Haus so wüste steht und ein jeglicher eilt auf sein Haus. Darum hat der Himmel über euch den Thau verhalten und das Erdreich sein Gewächs."

Die Thätigkeit der evangelischen Feldgeistlichen kann im Allgemeinen nur Gegenstand der lebhaftesten Freude sein. Doch hat der Krieg auch den Beweis geliefert, daß in der Besetzung der Militärpredigerstellen während der Friedenszeiten die allerhöchste Sorgfalt anzuwenden ist, ebenso auch, daß die improvisirte Anstellung jugendlicher Diaconen, troz der ausgezeichneten Leistungen einzelner, doch auch manches Bedenken gegen sich hat, überhaupt, daß man wolthun würde, die Organisation, die in Bezug auf die Armee in Friedenszeiten für den Krieg stattfindet, auch auf die geistlichen Kräfte auszudehnen. Dabei möchte ins Auge zu fassen sein, daß für den Krieg überall nur die erfahrensten und bewährtesten Selsorger auszusuchen sind, während die minder geübten Kräfte zur Stellvertretung in den Gemeinden als dem leichteren Dienste zu verwenden wären.

Die erfolgreiche Thätigkeit des Johanniterordens hat das segensreiche Andenken Friedrich Wilhelms IV. erneuert, der diesem Orden eine neue Bestimmung anwies und einen neuen Geist einhauchte. Ist auch dieser Geist noch nicht zur vollen Entfaltung gelangt, sind auch unter den Persönlichkeiten bedeutende Unterschiede zu Tage getreten, so hat doch der christliche Rittersinn schon jezt den Mittelpunkt gebildet und der tieferer Grundlagen entbehrende Adelsgeist hat sich vor ihm gebeugt. Wir wünschen und hoffen, daß der grade in diesem Stande jezt so sichtbar wirkende Sauerteig nach und nach die ganze Masse durchsäuern wird.

Die evangelischen Diakonissen haben mit den katholischen barmherzigen Schwestern, die ihrem Namen wol in dem Verhalten gegen die Kranken Ehre gemacht haben, nicht aber überall

in dem Verhalten gegen die evangelischen Mithelferinnen, in treuer Hingebung an ihren Beruf gewetteifert, dagegen aber in der Zahl sind sie bedeutend hinter ihnen zurückgeblieben. Die Katholische Kirche hat ziemlich das Doppelte an Arbeiterinnen in das Feld gestellt. Das zeigt, daß in unserer Kirche der Brief des Jakobus noch mehr zu seinem Rechte kommen muß und daß es die Aufgabe der Pastoren ist, recht nachdrücklich zu predigen, daß der Glaube sich in den Werken wirksam erweist und nur in ihnen zu seiner Vollendung gelangen kann, ohne die Werke, wenn er auch ursprünglich lebendig war, ersterben muß. Wie viele ältere christliche Jungfrauen stehen bei uns müßig am Markte und unterlassen es, in einen Stand einzutreten, der zwar schwere Arbeit und Opfer auferlegt, dafür aber auch das Bewußtsein gewährt, nicht umsonst gelebt zu haben und eine Freudigkeit im Angesichte des Wortes: „dies that ich für dich, was thust du für mich?“ eine Sicherheit dagegen, nicht einst das Wort zu vernehmen: du faule und böse Magd.

Die Eidesfrage, welche in den lezten Monaten die Gemüter in den von Preußen neu erworbenen Ländern so lebhaft bewegt hat und zum Teil noch bewegt, findet ihre ganz bestimte Lösung in dem Worte Gottes, und zwar eine solche, bei der es als unwesentlich sich darstellt, ob die früheren Regenten oder Prätendenten die Gewissen von den Eiden entbinden oder nicht. Ebenso auch, ob man die neue Regierung für eine im politischen Sinne rechtmäßige hält oder nicht, eine Frage, deren Beantwortung nach kirchlicher Lehre davon abhängt, ob Preußen ein Recht zum Kriege hatte. Sobald man dies zugesteht, tritt das Wort Jo. Gerhards (13, 186) in Kraft: „Eine gesezmäßige Besiznahme findet statt durch einen gerechten und gesezmäßigen Krieg. Denn es ist ein Saz des Naturrechtes, daß Alles, was den Feinden genommen wird, der Herschaft des Siegers unterworfen wird.“ In diese schwirige Untersuchung dürfen wir, wie gesagt, nach biblischer Anschauung nicht erst eintreten. Sie macht die Prüfung der Rechtmäßigkeit der Obrigkeit nicht von Bedingungen abhängig, die im besten Falle weit über den Horizont der Meisten hinausgehen, auch der meisten Pastoren, die manchmal so wenig von der Sache verstehen, daß sie die Schwirigkeiten nicht einmal merken, vielfach aber gar nicht zu erfüllen sind. Ihr Merkmal ist ein ganz populäres, jedem in die Augen fallendes, ja sich ihm mit Gewalt aufdringendes, so daß er mit Recht dafür gestraft werden kann, wenn er es nicht beachtet. Die Schrift ist eine ebenso entschiedene Gegnerin des Legitimismus, wie der Revolution, welche beide darin übereinstimmen, daß sie das Auge von Gott abwenden und ihn nicht in den Mittelpunkt der politischen Verhältnisse stellen. Der Legitimismus ist auch nicht aus dem Boden der Kirche der heiligen Schrift entsprungen, er ist aus der Katholischen Kirche hervorgegangen, und führt auch, wo er gehegt und gepflegt wird, zur Katholischen Kirche hin, wie man das in so vielen Beispielen sehen kann: die meisten Conversionen zur Katholischen Kirche aus dem Adel sind aus dem Legitimismus hervorgegangen. Wenn man in der Kirche an die Stelle Christi den Papst sezt, so liegt es nahe, auch im Staate die Fürsten zu irdischen Göttern mit unverlierbaren Rechten zu erheben: in einem Katholischen Blatte wurde es kürzlich als eine „reformirte Unsitte“ bezeichnet, überall den Blick gradezu auf Gott zu richten. Die heilige Schrift dagegen, so wie sie uns von dem Papste hinweg auf Christus hinweist, der bei seiner Kirche alle Tage ist bis ans Ende der Welt, so lehrt sie, daß Gottes Königtum eine Wahrheit ist, daß er Könige abseZt und Könige einseZt, Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie, wem er will, Dan. 2, 21. 4, 22, und daß es den Menschen gebürt, diesen Urteilen Gottes, welche durch die Geschichte vollzogen werden, beizustimmen. „Das Recht ist seinem Wesen nach nichts anderes, als der Wille Gottes“, und dieser Wille gibt sich durch die vorliegenden Thatsachen zu erkennen. Die im höheren Sinne rechtmäßige Obrigkeit ist nur die bestehende. Der Legitimismus, indem er hartnäckig die Rechtmäßigkeit der abgetretenen verteidigt, widerstrebt nicht minder der Ordnung Gottes, als die Revolution, indem sie die bestehende angreift. Diese Betrachtungsweise liegt deutlich vor in der Antwort, die unser Herr, dessen Autorität uns doch wahrlich höher stehen soll, als die Hallers und seiner Restauration der Staatswissenschaft, in Matth. 22 den Pharisäern gibt auf ihre Frage: ists recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? Die Pharisäer verneinten diese Frage. Sie hielten es für ein unverbrüchliches Privilegium des Volkes Gottes, keine Abgaben zu geben. War doch das Volk Gottes gleich in seinen Anfängen zu der Würde eines „Herschertums von Priestern“ erhoben worden, 2 Mos. 19, 6. Sie hatten das Privilegium erhalten, Niemanden über sich zu haben und unmittelbar unter Gott zu stehen, souverän zu sein. Grade so wie unsere Legitimisten betrachteten sie das ursprünglich und geschichtlich gegebene Recht als ein unbewegliches, während es in Wahrheit ein perpetuum mobile ist. Der Herr dagegen fordert sie auf, ihm die gangbare Münze zu zeigen. Diese erwies, daß der Kaiser thatsächlich Herr des Landes war. Wenn er aber den Besiz hat, so hat er auch nach der Seite, die hier allein in Betracht komt, das Recht. Er kann dabei nach einer andern Seite hin sehr im Unrecht sein, wie ja die Römer im Verhältnis zu den Juden wirklich im Unrecht waren. Diese Seite aber hervorheben, die für die Juden practisch ohne Bedeutung ist, heißt dem Gerichte Gottes widerstreben, unter dessen gewaltige Hand man sich vielmehr demütigen sollte. Im Einklange mit diesem Ausspruche des Herrn steht der des Paulus in Röm. 13, 1. Die Ermahnung zum Gehorsam wird auch hier in specieller Beziehung auf die Römische Obrigkeit ausgesprochen, welche ihre Gewalt durch schweres Unrecht erlangt hatte. Es ist ferner von nicht geringer Bedeutung, daß der Gehorsam hier (wie ebenso auch Tit. 3, 1) nicht für die Personen in Anspruch genommen wird, an welche sich der Legitimismus hängt, sondern für das Amt: ein jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, woraus unmittelbar folgt, daß die Pflicht des Gehorsams nur so lange dauert, als die Person Träger des Amtes ist. Wenn das Amt durch Gottes Fügung

dem bisherigen Träger entrissen wurde und auf einen anderen überging, so gehört auch diesem die Pflicht des Gehorsams und man muß ihm denselben, wenn auch mit blutendem Herzen, nicht blos äußerlich (denn das ist kein wahrhaftiger Gehorsam), sondern auch innerlich leisten, und wenn er es verlangt, zuschwören. Melanchthon bemerkt zu diesen Worten: „das ist die Politik des Evangeliums, zu wissen, daß es die gegenwärtigen Obrigkeiten anerkent", und Calvin sagt: „Der Apostel will dem frivolen Vorwiz der Menschen steuern, die es lieben, danach zu forschen, mit welchem Rechte diejenigen die Macht erlangten, die sich in den Besiz sezten." Das ist biblisch correcter, wie die Bemerkungen in dem gelesensten neueren populären Bibelcommentar, die nicht von legitimistischen Einflüssen frei geblieben sind. Es war das zu allen Zeiten ein Differenzpunkt zwischen dem Herausgeber und seinem seligen Freunde. Der Apostel fügt noch hinzu: „wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet." Dazu bemerkt Dr. Philippi: „αἱ οὖσαι, die seienden, die vorhandenen, die factischen, nicht blos die rechtmäßig bestehenden." In V. 3 werden von dem Apostel diejenigen, denen man Gehorsam schuldet, als οἱ ἄρχοντες bezeichnet, die factisch Regierenden, und nach V. 4. 5 gehört es zu ihrem Wesen, daß sie das Schwert tragen und im Stande sind, den Guten Gutes zu thun und die Bösen zu strafen. Wo sich das nicht findet, da entbehrt die Ermahnung zur Unterthänigkeit der notwendigen Grundlage. In 1 Timoth. 2, 1. 2 wird aufgefordert zur Fürbitte für Könige und alle, die eine hervorragende Stellung einnehmen, „damit wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." Bengel sagt: „Das ist die Ursache, warum wir für die Könige beten sollen." Es gehört hiernach zur Sache, daß die Könige und obrigkeitlichen Personen im Besitze der Mittel sind, zu einem ruhigen und stillen Leben zu verhelfen. Wo die Leistung aufhört, da hört auch die Gegenleistung auf. Nach 1 Petr. 2, 13 soll man dem Könige deshalb sich unterwerfen, weil er Inhaber der höchsten Gewalt ist und im Stande, die Uebelthäter zu bestrafen und sich derer anzunehmen, welche Gutes thun. Zum Könige gehört hienach der Thron: wer diesen nicht zu behaupten vermag, verliert auch den Anspruch auf Gehorsam, und wenn er ihn noch erhebt, so ist er troz tausendjährigen Rechtes ein Usurpator. Wer nicht mehr geben kann, darf auch nicht mehr verlangen. Das ist wahrlich eine imponirende Einheit des Wortes Gottes, vor der man sich beugen muß. Nichts steht hier auf Schrauben, Alles ist klar und durchsichtig, und wer es durch seine Glossen dennoch entstellen will, thut es auf seine Gefahr. Danken wir doch vielmehr Gott, daß er uns in einer die Gewissen so beängstigenden Frage so bestimmten Aufschluß gegeben hat.

Freilich, vorsichtige Beschränkung ist hier notwendig. Momentane Uebermacht reicht noch nicht hin; so lange der Kampf noch fortdauert, oder wenn gegründete Aussicht vorhanden ist, daß er nächstens wieder mit Glück aufgenommen werden wird, hat man festzuhalten an der bisherigen Obrigkeit, welche die Voraussetzung für sich hat, daß sie die von Gott gewollte sei.

Nach diesem Grundsatze hatten z. B. die Beamten in Hohenzollern bei der Occupation durch Würtemberg zu handeln und haben danach gehandelt. Sie haben die ihnen zugemutete Eidesleistung abgelehnt. Wo aber die Macht völlig und definitiv auf den neuen Träger der obrigkeitlichen Gewalt übergegangen ist, wo man die Herstellung der früheren Verhältnisse nicht einmal wünschen darf, weil sie nur im Zusammenhange mit dem Ruin des ganzen Vaterlandes erfolgen könte, da heißt an dem Alten festhalten wider Gott streiten, und es tritt das Wort des Apostels in Kraft: „wer sich wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen", ein Wort, welches in schauriger Weise sich an den legitimistischen Juden bei der Zerstörung Jerusalems bewährt hat. Im Blicke auf ihre Verführung ermahnt Paulus in 1 Tim. 2, 8 die Christen für die Römische Obrigkeit heilige Hände emporzuheben ohne Zorn und (legitimistische) Zweifel.*) Das ist der entscheidende Punkt, hier muß jeder sich klar werden. Die Entbindungen von den geleisteten Eiden durch die abgetretenen Fürsten haben nur insofern Bedeutung, als sie selbst damit die Hoffnungslosigkeit ihrer Sache eingestehen. Man wird aber nicht übersehen dürfen, daß Illusionen nach der legitimistischen Seite hin sich überlassen nicht minder gefährlich ist, als nach der anderen. „Die bestehende Obrigkeit" — heißt es in einem älteren Aufsatze der Ev. K. Z. — „hat auch das für sich, daß sie schon durch ihr Bestehen den Gräueln der Anarchie entgegenwirkt, und dadurch Ansprüche auf den Gehorsam, den Dank, die Ehrfurcht, die Anerkennung derer, welche sie schüzt, erwirbt." Wer ein Amt hat, der hat eben damit die Pflicht, seine Gaben und Kräfte dem gemeinen Besten nuzbar zu machen, das nur durch ein herzliches Anschließen an die bestehende Obrigkeit gefördert werden kann. Ganz besonders aber die Diener der Kirche würden sich schwer versündigen, wenn sie um einer politischen Phantasie willen ihr hohes und heiliges Amt preisgeben wollten. Mögen doch unsere Brüder recht das Wort ins Herz schließen, welches Jeremias an die durch legitimistische Hoffnungen und Umtriebe aufgeregten und zerrütteten Juden in der Verbannung schrieb (C. 29, 7. 8): „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie zum Herrn; denn wenns ihr wolgehet, so gehets euch auch wol. Denn so spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels: laßt euch die Propheten, die bei euch sind, und die Wahrsager nicht betrügen, und gehorchet euren Träumen nicht, die euch träumen. Denn sie weissagen euch falsch in meinem Namen; ich habe sie nicht gesandt, spricht der Herr." Mögen sie sich recht in die Weissagungen Ezechiels vertiefen, dessen Wirksamkeit ihren eigent-

*) Diese Ermahnung schließt sich an V. 1 u. 2 an. In dem dazwischen stehenden eröffnet der Apostel, um die Liebe zu der heidnischen Obrigkeit anzufachen, die Hoffnung auf ihre dereinstige Bekehrung. „Ohne Zorn und Zweifel", diese Worte sind ein wichtiger Gegenstand der Meditation für so manche unserer Brüder in Neupreußen, die sich in die neue Lage durchaus nicht finden können.

lichen Schwerpunkt in der Gegenwirkung gegen diese legitimistischen Träume hatte. Diese sind für Hannover schon verhängnisvoll genug geworden: daß er die Gesichte seines Herzens sah, das hat seinen früheren König ins Unglück gestürzt. Wir sind keine Polen, uns komt die Entschuldigung nicht zugute, welche diesen, wir sind Söhne der Kirche der heiligen Schrift und müssen dieser unbedingt folgen, so schwer auch die Wege sein mögen, die sie uns gehen heißt. Sie führen um so sicherer zum Heile.

In Bezug auf die Form der Fürbitte für die neue Obrigkeit schließen wir uns den Wünschen an, welche in dem Artikel aus Hessen im Decemberhefte ausgesprochen worden sind. Das allgemeine Kirchengebet der Preußischen Agende ist längst als der Verbesserung bedürftig erkant worden. Man sollte den neuen Provinzen diese Form der Fürbitte nicht aufzwingen, sollte ihnen gestatten, die hergebrachten einfacheren und nicht so ins Specielle eingehenden Formen mutatis mutandis beizubehalten. In solcher Weise würde der Gewissen geschont und ärgerlichen Störungen des Gottesdienstes, wie sie schon vielfach vorgekommen sind, der Vorwand entzogen werden.

Wir haben nun noch hinzuweisen auf eine große Gefahr, von der die Zukunft Preußens und also auch Deutschlands bedroht ist und welcher mit allem Ernste entgegenzutreten wir besonders die Diener des Wortes untern den Lesern dringend auffordern. Es ist die, daß in Folge der großen Erfolge, welche Preußen gewonnen hat, sein Herz sich erhebe, wozu es nach seiner ganzen Eigentümlichkeit so sehr geneigt ist, daß deshalb Gottes Gnade und Segen von ihm weiche und es seinen Gerichten verfalle, zum Schaden für unser ganzes Deutsches Vaterland, dessen Geschicke mit den seinen unzertrennlich verflochten sind und dem kein Halt übrig bliebe, wenn dieser schwände.

Luther sagt (zu Jes. 10): „Gott verleiht zwar seine Gaben ohne Maß, aber wenn wir damit hoffärtig einhertreten und machen ein ego und ein feci daraus, so ists schon aus, weil es Gott nicht leiden will noch kann. Gott machte uns gern reich; weil wir aber alsbald, nachdem wir reich geworden, das verhaßte Wörtlein dazu setzen, deswegen wird er genötigt, uns mit Dürftigkeit, Schande u. s. w. zu züchtigen."

Die Schrift weist auf das Nachdrücklichste auf die Größe und Schwere dieser Gefahr hin, die einesteils darin begründet liegt, daß der Gott der heiligen Schrift Jehova ist, das reine absolute Sein, das kein selbständiges Sein neben sich dulden kann, und andernteils darin, daß der Mensch seit dem Sündenfall so gar geneigt ist, aus der unbedingten Abhängigkeit von Gott herauszutreten, der Vorspiegelung der alten Schlange Gehör zu geben, welche ihm unablässig das: „ihr werdet sein wie Gott", oder: „ich bin ein Preuße" ins Ohr flüstert. In 5 Mos. 8 sagt der Herr zu Israel und in ihm zu den Völkern aller Zeiten: „Hüte dich, daß dein Herz nicht hoch werde und

du vergessest des Herrn deines Gottes, der dich herausgeführt aus dem Lande Egypten, aus dem Diensthause. Und sprechest in deinem Herzen: meine Kraft und die Stärke meiner Hand hat mir dies Vermögen geschafft. Und du sollst gedenken des Herrn deines Gottes, denn er ist, der dir Kraft gibt, Vermögen zu schaffen." Wie groß die Neigung des menschlichen Herzens zum Hochmute ist und wie wenig Gott solche Neigung leiden kann, wie entschieden die Bescheidenheit, die ihn zum Götzen erniedrigen würde, seinem Wesen widerspricht, darauf weist uns schon in der Urzeit die Erzählung von dem Babylonischen Turmbau hin. „Wolauf", so spricht das von dem Hochgefühle der in der Einheit liegenden Kraft erfüllte Menschengeschlecht, „laßt uns eine Stadt und Turm bauen, des Spitze bis in den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen." Und sofort auch ergeht die göttliche Gegenrede: „Wolauf, laßt uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme", und mit der Stadt und dem Turm nahm es ein schmähliches Ende. Zu Saul spricht Samuel (1 Sam. 15, 17), da er ihm seine Verwerfung ankündigt: „Ists nicht also, da du klein wareſt vor deinen Augen, wurdest du das Haupt unter den Stämmen Israels", nun, da er groß geworden in seinen Augen, muß er herunter, so tief herunter, daß er kaum ein ehrliches Begräbnis erhält, 1 Sam. 31.

Ueberall erscheint als eine große und schwere Versuchung zum Hochmute das Glück, welches die gefallene menschliche Natur so schwer ertragen kann. Die heidnischen Völker, welche ganz dieser Natur hingegeben sind, erliegen widerstandslos dieser Versuchung, und Erhöhung und Ruin gehen bei ihnen stets Hand in Hand. Von Assur sagt Ezechiel (31, 10): „sein Herz erhob sich sowie er groß ward" und verkündet, wie es wegen dieses Hochmutes den Völkern preisgegeben wird. Nebucadnezar, der Repräsentant des chaldäischen Volksgeistes, hob nach Dan. 4, 27 an und sprach: „das ist die große Babel, die ich erbaut habe zum Königlichen Hause durch meine große Macht, zu Ehren meiner Herlichkeit." Er wird bald nachdem sein Hochmut solche Frucht zur Reife gebracht, herabgestoßen in das tiefste Elend, auf daß er erkenne, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie, wem er will. Aber auch unter dem Bundesvolke, unter dem die Kräfte Gottes walten, die allein gegen diese Versuchung Widerstandskraft verleihen können, erscheint sie als eine sehr schwere. Von Israel heißt es in 5 Mos. 32, 15: „Da er fett ward, schlug er aus. Er ist fett und dick und stark geworden und hat den Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 19. Januar. № 6.

Vorwort.

(Schluß.)

Von dem Könige Usias, der so lange Zeit that, das dem Herrn wolgefiel und den Herrn suchte, so lange der Prophet Sacharja lebte, an den er sich anschloß, dem Gott so Vieles und Großes gelingen ließ, so lange er den Herrn suchte, heißt es zulezt noch am Ende seines langen und thatenreichen Lebens: „Und so wie er stark wurde, ward sein Herz hoch.“ Er wurde vom Aussatze befallen, dem leiblichen Widerschein des Aussatzes, welcher sein Gemüt überzogen hatte, und als ein von Gott Gezeichneter ausgeschlossen vom Hause des Herrn. Und selbst von dem aufrichtig gottesfürchtigen Hiskias lesen wir, nachdem sich der Herr so herlich zu ihm bekant hat durch den Sieg, den er ihm gegen Assur verlieh: „Und Hiskias vergalt schlecht die Gabe, die ihm geworden, denn sein Herz ward hoch und es erging über ihn Zorn und über Juda und Jerusalem“, deren Herz mit ihm hoch geworden, oder vielmehr, die ihn mit ihrem Hochmute angesteckt hatten. Denn so wie er von den Assyrern mit der leiblichen Pest angesteckt wurde, so erhielt der arme König von seinen Unterthanen das noch schlimmere Miasma des Hochmutes. Wie müssen wir Angesichts solcher Thatsache Gott danken, daß das Waffenglück und der Siegesrausch so Vieler unter dem Volke auf unsern in der Demut beharrenden König keinen Einfluß ausgeübt hat!

Besonders lehrreich aber und reich für jeden unter uns an Mahnung ist Davids Volkszählung und auf diese wollen wir daher hier noch etwas tiefer eingehen.

Davids schönster Schmuck und seine durchgreifende Eigentümlichkeit war seine tiefe Demut und daß er so gar nichts auf sich selbst gab, Alles nur von seinem Gotte erwartete. Schon als Jüngling spricht er zu Goliat: „Du komst zu mir mit Schwert und mit Spieß und mit Schild, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn.“ Zum Throne erhoben spricht er zu seiner stolzen Gemalin Michal, der leiblichen und geistigen Tochter Sauls, da diese ihm seinen Tanz vor der Bundeslade als erniedrigend vorgeworfen hatte: ich will noch geringer werden, denn also, und will niedrig sein und mit den Mägden, davon du geredet hast, zu Ehren kommen, 1 Sam. 6, 21. Davids Psalmen sind ganz durchdrungen von dem Geiste der demütigen Hingabe an Gott, die nichts sein, nichts haben und nichts werden will, als was Er gewährt. Er spricht in Ps. 33: „Dem Könige hilft nicht seine große Macht, ein Held wird nicht errettet durch seine große Kraft. Eitel ist das Roß zum Heile und durch seine große Stärke errettet es nicht. Siehe das Auge des Herrn siehet auf die so ihn fürchten, die auf seine Huld harren. Unsere Sele harret auf den Herrn, er ist unsere Hilfe und Schild. Denn in ihm freuet sich unser Herz, weil wir auf seinen heiligen Namen vertrauen.“ Er spricht in Ps. 132: „Herr, mein Herz ist nicht hoch und meine Augen sind nicht stolz und ich wandle nicht in großen Dingen und die mir zu wunderbar.“ „Zu wunderbar“ ist für einen jeden, was über seine Kraft und Sphäre hinausliegt. Davids Herz weidete sich an den großen Verheißungen, die er nach seiner Thronbesteigung erhalten, und an den herlichen Hilfen, die der Herr ihm und seinem Volke bereits gewährt hatte, wie sie das göttliche Wort ihm in 2 Sam. 7 vor Augen hält: „Ich habe dich genommen von den Schafhürden, daß du sein solltest ein Fürst über mein Volk Israel. Und ich bin mit dir gewesen, wo du hingegangen bist und habe alle deine Feinde vor dir ausgerottet und habe dir einen großen Namen gemacht, wie der Name der Großen auf Erden. Und ich machte Raum meinem Volke Israel und pflanzte es und es wohnet an seiner Stelle und nicht wird es ferner beunruhigt.“ Er war fern von der falschen Demut, welche das von Gott Angetragene ausschlägt, Bedenken trägt, die von ihm erteilte Mission freudig zu übernehmen. Aber er regte nicht Hand und Fuß, um auf eigne Hand sich zur Größe zu erheben. Er beschränkte sich überall nur auf die Verteidigung und ließ sich nie auf Eroberungskriege ein, obgleich er willig und freudig dasjenige hinnahm, was ihm in den gerechten, durch ihn nicht provocirten Kriegen zufiel und allen Eifer anwandte, es zu erwerben und zu behaupten. Daß eine solche Herzensstellung, die unbedingte Abhängigkeit von dem Herrn, das stille Harren auf sein Heil, der wahre Weg zum Heile sei, daß man zum Großen nur gelangt, wenn man nicht im Großen wandelt, das zeigt uns Davids Beispiel recht deutlich. Auf diesen Weg weist er in Ps. 132 auf Grund seiner Erfahrungen die Kirche Gottes zu allen Zeiten hin: „Harre Israel auf den Herrn, von nun an bis in Ewigkeit.“ Das Harren auf den Herrn bildet den Gegensaz gegen das hochmütige Trachten nach hohen Dingen auf eigne Hand. Welcher seine Zuversicht auf Gott sezt, den verläßt er nicht, während er zerstreut die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

Und dieser selbe David mußte, wenn auch durch Gottes Gnade nur vorübergehend, der Gesinnung untreu werden, die ihn während seines ganzen Lebens beseelt hatte und dadurch Gottes Gericht über sich und sein Volk herbeirufen. O wie nahe muß doch der Hochmut der menschlichen Natur liegen, und wie sehr gilt hier das Wort: wer stehe, sehe zu, daß er nicht falle, wie sehr muß man namentlich im Glücke darüber wachen, daß sich das Herz nicht erhebt!

Die Begebenheit wird in 2 Sam. 24 an das Ende von Davids Leben gesezt. Sie kann auch nach inneren Gründen nur dem höheren Lebensalter Davids angehören. Die Zählung, zu deren Ausführung ziemlich ein Jahr Zeit erfordert wurde, konte nur in einer Zeit der Ruhe von den Feinden ringsum vorgenommen werden, und der über diese Feinde bereits erlangte Sieg bildet den Ausgangspunkt für die Versuchung, welcher David unterlag. Die Kinder Israel waren durch Gottes Gnade zum herschenden Volke in dem südwestlichen Asien erhoben worden. Bei dem Trachten des menschlichen Herzens nach mehr schloß sich daran der Gedanke an, auf eigne Hand die Gränzen noch weiter auszudehnen. An die allerlezte Zeit Davids, da er den Tod täglich vor Augen hatte, wird man freilich nicht denken dürfen. Da nimt man nicht mehr solche weitaussehende Geschäfte vor.

Worin bestand Davids Versündigung? Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Zählung eine militärische war, eine Art von Musterung. Sie wird in der Versamlung der Kriegsobersten beraten und von Joab, dem Feldhauptmann, in Verbindung mit ihnen ausgeführt. Gezählt wurden nicht alle Selen, sondern nur „kräftige Männer, die das Schwert ziehen." Man schlug zu dem Behufe der Zählung ein Lager auf: das wird bei dem Orte, wo die Zählung begann, ausdrücklich erwähnt und ist bei den übrigen hinzuzudenken. Die beträchtliche Zeit, welche die Zählung in Anspruch nahm, beinahe ein Jahr, zeigt, daß es sich um ein schwiriges und verwickeltes Geschäft handelte. Der militärische Charakter erhellt auch daraus, daß Joab es möglichst lange aufschob die Maßregel auf Benjamin auszudehnen, um den aufrührischen Sinn dieses Stammes nicht zu reizen, der die unter Saul besessene Führerschaft nicht vergessen konte. Man wird aber der Maßregel keinen direct militärischen Zweck beilegen dürfen. Daß es zunächst nur darauf ankam, die Zahl der kriegstüchtigen Mannschaft festzustellen, zeigt 2. Sam. 24, 2, wo als Zweck angegeben wird „die Zahl des Volkes zu erfahren," zeigt auch die Tatsache, daß in Folge des göttlichen Gerichtes die Zahl der Mannschaften nicht in den Reichsannalen verzeichnet wurde, 1 Chron. 27, 24. Darauf mußte es also zunächst abgesehen sein. Im Hintergrunde standen aber allerdings kriegerische Gedanken: wenn man das verkent, so verliert man den Schlüssel zu dem ganzen Vorgange und das göttliche Gericht wird unbegreiflich. David weidete sein Herz an den großen Zahlen, in dem Gedanken an dasjenige, was seine Nachfolger auf dem Throne mit solcher Macht würden erreichen können. Israel war von seinen ersten Anfängen an zur Weltherrschaft berufen. „Deinen Feinden wirds fehlen, aber du wirst auf ihren Höhen einhertreten," das war ihm schon in dem Segen Mose's (5. Mos. 33, 29) gewährleistet. Zu solcher Höhe meinte David nunmehr auch ohne Gott, der für die Anfänge gesorgt hatte, von Stufe zu Stufe emporsteigen zu können. Die Annalen sollen es für alle Zeit bezeugen, daß er zu diesem der Zukunft angehörenden großen Werke den soliden Grund gelegt hatte.

Wäre Davids Auge klar gewesen, so würde die specielle Hinweisung auf die bei Volkszählungen drohende Gefahr von ihm nicht unbeachtet geblieben sein, welche schon das Gesez Gottes enthielt. In 2. Mos. 30, 11 f. wird vorgeschrieben, daß bei einer Volkszählung jeder Israelit ein Sühngeld entrichten soll, „daß sie nicht treffe eine Plage bei ihrer Musterung." Durch das Gott dargebotene Sühngeld werden sie gleichsam losgekauft von dem Tode, dem sie durch hochmütige Einbildung verfielen. Es erinnerte an die Gefahr, die menschliche Ohnmacht zu vergessen, die so leicht eintritt, wenn der Einzelne sich als Glied eines großen Ganzen fühlt. Selbst die leiseste Regung des nationalen Hochmutes, das ist die für alle Zeiten wichtige Lehre, ist Verschuldung gegen Gott, die, wenn nicht kräftig gegen sie reagirt wird, in Gottes Gerichte verwickelt. Sogar die Römer brachten in gleichem Gefühle bei ihrem Census Sühnopfer dar. Wie muß man Angesichts solcher Thatsachen erschrecken über den Leichtsinn, mit dem selbst ernst gesinte Männer, selbst Diener der Kirche den Mund vollnehmen in Bezug auf die Siege der glorreichen Armee. Wahrlich, unser Gott ist ein eifriger Gott, der seine Ehre keinem Andern gibt.

Die Erzählung wird in 2 Sam. 24, 1 mit den Worten eingeleitet: „Da entbrante der Zorn Gottes wider Israel." Die Strafe trifft das Volk, und David nur insofern, als er des Volkes Leiden als sein eignes empfand. Wir ersehen daraus, daß die Hauptschuld bei dem Volke lag, daß dies mit seinem durch das Glück hervorgerufenen Hochmute das demütige Herz des Königes angesteckt hatte, welches sich auch darin kundgibt, daß er bei dem Einbruche der Strafe die Schuld nur bei sich sucht und das Volk davon ausnehmen will. Mit vollem Rechte sagt Gregor der Große: „Die Herzensstellung der Regenten und der Unterthanen ist also miteinander verknüpft, daß oft durch die Schuld der Fürsten das Leben der Unterthanen schlechter wird, oft auch durch die Beschaffenheit des Volkes das Leben der Hirten Schaden leidet. Daß die Schuld des Volkes dem Leben der Hirten sehr schadet, das sehen wir an dem Beispiele Davids. Dieser versündigte sich durch die Zählung, welche er in einer augenblicklichen Aufwallung des Hochmutes unternahm, und dennoch mußte die Strafe für Davids Sünde das Volk tragen. Warum das? Weil die Herzen der Regenten durch die Richtung des Volkes bestimt werden, der gerechte Richter aber strafte die Sünde nicht an dem, der sie zunächst begangen, sondern an denen, die ihn dazu verleitet hatten."

Wir schließen an diesen Ausspruch Gregors ein Wort des ehrwürdigen Würtemberger Theologen aus der Reformationszeit

Brenz an, welches uns das Wesen des ganzen Vorganges in großer Klarheit vor Augen stelt, und eben damit die nationale Gefahr in der wir schweben: „Da das Reich in der Hand Davids befestigt war, da alle Gegner bezwungen waren, mitten im tiefsten Frieden, da eine ausgezeichnete Sicherheit blühte, vergaßen das Volk und sein König Gottes, rühmten sich ihrer Tugenden, sagten nicht ferner Gott Dank, sondern schrieben sich selbst und ihrer Klugheit und Tapferkeit Alles zu. Da nun also die Israeliten gegen den Herrn stolzirten, so konte der Allerhöchste Gott solche Anmaßung nicht länger ertragen, damit nicht in Folge des Ausbleibens der Strafe David mit den Seinen an der Impietät erstickte."

Der Entschluß zu der Volkszählung wird in 1 Chron. 21, 1 aus einer Einwirkung Satans auf Davids Gemüt abgeleitet, in 2 Sam. 24, 1 aus einer Einwirkung Gottes. Daß damit nicht etwa Davids und des Volkes eigner Anteil an der Verschuldung ausgeschlossen werden soll, erhellt aus der Thatsache, daß über David und das Volk die, Verschuldung voraussetzende Strafe erging; aus der allgemeinen Lehre der Schrift, welche den ersten Ursprung der Sünde überall in den Menschen verlegt, wie Jakobus sagt: „niemand wenn er versucht wird sage: ich werde von Gott versucht", 1, 13, „widerstehet dem Satan, so wird er fliehen vor euch"; und endlich speciell aus dem sich auf diese Begebenheit beziehenden 30. Psalm. In diesem schildert David selbst uns den Zustand seines Gemütes, welcher der Versuchung einen Anknüpfungspunkt darbot und sie herbeirief: „Und ich sprach in meiner Sicherheit: ich werde nicht wanken ewiglich. Herr, durch deine Huld hattest du meinem Berge" (d. h. meinem Reiche) „Kraft bestelt; du verbargst dein Antlitz, ich ward bestürzt." Die Sicherheit, das war hiernach bei David und ebenso bei dem Volke die traurige Sündenwurzel. Eine weichliche Trägheit, sagt Calvin, hatte sein Gemüt in Beschlag genommen, so daß er unlustig war zum Gebet, nicht von Gottes Gnade abhing, und dem vergänglichen Glücke allzusehr vertraute. Wo eine solche verderbliche Disposition in der Seele sich findet, da wird durch Gottes Wirkung, die sich des Satans als ihres Werkzeuges bedient, der verderbliche Keim zur Entfaltung, das in der Seele Schlummernde zur Handlung gefürt, damit also das vergeltende Gericht herbeigefürt werde, in dem der Mensch, wenn er anders gutwillig ist, seinen sündigen Zustand gründlich kennen lernt und also zur Buße gelangt. Es handelt sich nicht um eine bloße Zulassung, es handelt sich um eine wirkliche Action Gottes, und zwar um eine solche, dergleichen jeder noch jezt in seinen eignen Führungen wahrnehmen kann. Wer erst die sündige Disposition in sich aufkommen läßt, der wird, so sehr er sich auch dagegen sträuben mag, unausbleiblich in die sündige That verwickelt, welche das vergeltende Gericht herbeifürt.

Wenn also die Sünde erst zur Tat gereift ist, so steht der Richter alsbald vor der Thür. Wenn Gott, sagt ein alter Theologe, einem Volke oder einem Manne zürnt, so findet er in

seiner Weisheit leicht eine Weise zu strafen, an welche die Menschen gar nicht denken.

Schon vor der Strafe und noch entschiedener sobald die Strafe ihren Lauf begonnen hat, bricht der bessere Grund in David wieder hervor, und die Barmherzigkeit Gottes, an die er sich in demütigem Flehen wendet, fällt der Gerechtigkeit in die Zügel. Die Strafe hatte schon in der Hauptstadt ihren Lauf begonnen, einzelne Todesfälle hatten schon dort sich ereignet, 1 Chron. 21, 15. Auf die Nachricht von diesen Todesfällen erwachte Davids Gewissen völlig, das schon vor dem Einbrechen des Gerichtes, gleich nach Vollendung der Zählung, sich mächtig geregt hatte. Das erwachte Gewissen öffnete sein geistiges Auge, daß er in seinem Hause den Engel des Herrn erblickte „bei der Tenne Arafna's des Jebusiters", 2 Sam. 24, 16, „stehend zwischen der Erde und dem Himmel, das Schwert gezogen in seiner Hand, ausgereckt über Jerusalem", 1 Chron. 21, 15. Wie in 2 Kön. 6, 17 der Quellpunkt des Schauens der himlischen Mächte bei Elisa war, durch seine Vermittlung die Augen seines Dieners geöffnet wurden, so teilte sich hier der Aufschwung von Davids Gemüte den Aeltesten seines Gefolges mit, die er um sich versammelt hatte, und nachdem er sich zu der Stätte begeben hatte, über der er die Erscheinung erblickte, sogar den Söhnen Arafna's.*)

„Solches Alles widerfuhr ihnen zum Vorbilde, es ist aber geschrieben uns zur Warnung." David und sein Volk wurde wie ein Brand aus dem Feuer errettet. Möchte uns das Feuer erspart werden! Dahin zu wirken ist die hohe Aufgabe treuer Pastoren und aller wahren Freunde des Vaterlandes.

Was sonst sich noch in dem vergangenen Jahre ereignet hat, das wird durch die großen Tatsachen, mit denen wir uns bereits beschäftigt haben, so in den Schatten gestelt, daß wir uns nur in einem kurzen Ueberblick damit beschäftigen können.

Die Erklärung der theologischen Facultät in Halle gegen das vorjähr. Vorwort**), vom 1. März 66, in der die Unterschrift von Prof. Dr. Wuttke fehlt und die deshalb nicht im Na-

---

*) Es wird nicht ohne Interesse sein, mit der gegebenen Darstellung des Vorganges die von Dr. Fr. Wilh. Krummacher zu vergleichen in dem Werke: David, der König von Israel, Berlin 67. Wir empfehlen dies Werk unsern Lesern als eine anziehende und lehrreiche Lectüre. Der Verfasser des Elias und des Elisa hat durch dasselbe gezeigt, daß die edle Gabe das Angenehme mit dem Nüzlichen zu verbinden, in ihm noch in ungeschwächter Kraft fortbesteht. Auch der Commentar über das 5. Buch Mose's von Schröder, Pastor in Elberfeld, Bielefeld 66, wird hoffentlich Eingang in weiteren Kreisen gewinnen.

**) Der Herausgeber bedauert, daß einige Stellen in diesem dahin misverstanden worden sind, als enthielten sie einen Angriff gegen seinen alten geliebten und verehrten Freund Dr. Tholuck und gegen Dr. J. Müller, den Mann, der zuerst in der Ehesache der Kirche das stumpfgewordene Gewissen geschärft hat. Das ist ihm gar nicht in den Sinn gekommen.

men der Facultät hätte ausgehen sollen, umging die Hauptsache und beschäftigte sich nur mit kleinlichen Einzelheiten, die für dieselbe von gar keiner Bedeutung waren, und auf die wir nicht eingehen mochten um die Aufmerksamkeit von dieser nicht abzuziehen, so leicht uns auch die Widerlegung geworden wäre: die einzige wirkliche Berichtigung war, daß die erste theologische Prüfung nicht erst unter dem Ministerium Eichhorn, sondern schon unter dem Ministerium Altenstein der theologischen Facultät zugewiesen worden ist! Durch den Tod Hupfelds, dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit, auf den ihm nach seinem Glaubensstandpunct zugänglichen Gebieten, und ehrliche Gesinnung der Herausgeber stets von Herzen anerkant hat, wurde es sehr leicht gemacht dem gerechten Verlangen der Ravensberger Pastoren oder vielmehr der Kirche zu entsprechen, in deren Namen sie geredet hatten. Die Facultät stelte auch wirklich den Antrag auf Berufung eines zweiten Professors für das A. T., eine außerordentliche Maßregel, da in allen Deutschen Facultäten nur eine ordentliche Professur für das A. T. vorhanden ist, aber sie schlug einen Mann vor, an dem die Ravensberger auf der Westfälischen Synode ihren entschiedensten Gegner hatten, der sogar den Antrag, daß die Synode eine Erklärung gegen Dr. Schenkel abgebe, fruchtlos und nur mit Zustimmung einiger Wenigen bekämpfte. Mag Dr. Schlottmann auch in einzelnen Puncten sich der kirchlichen Auffassung mehr nähern als Dr. Riehm, so legt er doch auf der andern Seite auf die Puncte, in denen er sich im Gegensatze gegen die Kirche befindet, so entschieden den Accent, daß wir in seiner Berufung die Erfüllung des gerechten Verlangens nicht erkennen können, und außer Stande sind einzusehen, warum die Facultät überhaupt die Berufung eines zweiten Professors des A. T. beantragt hat, wenn sie sich nicht entschließen konte, einen anerkanten Vertreter der kirchlichen Richtung in ihre Mitte aufzunehmen, wie das in der Tat nicht blos die Gerechtigkeit, sondern auch das eigne Interesse der Facultät erfordert hätte. Stets abnehmende Frequenz wird die Folge sein, wenn sie auf dem Wege engherziger und ungerechter Ausschließlichkeit fortgeht.

Past. Rhode ist durch einen Beschluß des Evang. Oberkirchenrates unter Aufhebung der entgegengesezten Entscheidung des Consistoriums der Provinz Brandenburg als Prediger an der Berliner Louisenstädtischen Kirche bestätigt worden, auf Grund einer eingereichten „zufriedenstellenden Erklärung betreffs seiner Stellung zur Kirchenlehre über die Person Christi." Nach unserer Ansicht kam die Stellung der Person zur Lehre der Kirche hier zunächst nicht in Betracht. Es handelte sich um eine einzelne vorliegende Leistung, und wenn diese für den Zweck, dem sie dienen sollte nicht geeignet, der von Gliedern der Gemeinde erhobne Einspruch ein begründeter war, so konte die Bestätigung nicht erfolgen. Weitere Erklärungen waren nur von Bedeutung für die bisherige Amtsstellung des Betreffenden oder für seine Versetzung auf eine andere Stelle. Die Wahlpredigt war ein rein nach den allgemeinen Regeln der Auslegung zu

behandelndes und dann an dem Bekentnis der Kirche zu messendes Erzeugnis.

Der ordentliche Professor der Theologie und Universitätsprediger Plitt in Bonn hat dem Ministerium Niederlegung seines Amtes angeboten und dies Anerbieten ist angenommen worden. Offenbar war dies die beste Lösung der schwierigen Frage. Es kann unmöglich stillschweigend hingenommen werden, wenn ein Professor der Theologie und zumal der practischen mit seiner Tochter eine Audienz beim Papste nachsucht, bei der die von der lezteren dargebotenen Rosenkränze, gleichviel für wen, geweiht werden, und wenn er in einem an einen Katholiken gerichteten und in katholischen Blättern abgedruckten Briefe in ungemessenen Ausdrücken über die geistliche Herlichkeit Roms sich ergeht. Die Sache wurde noch bedenklicher durch das gespannte Verhältnis, in dem grade in der Rheinprovinz in Folge der früheren Religionsbedrückungen die Evangelische Kirche zu der Katholischen steht. Durch die von Dr. Plitt vor der theologischen Facultät abgegebene Erklärung, „daß er die betr. Zeilen in großer unvorsichtiger Eile, nach augenblicklichen Eindrücken, ohne die eigne kirchliche Stellung und ihre Pflichten zu bedenken niedergeschrieben habe und den dadurch gegebenen Anstoß aufrichtig beklage" wurde dieser Anstoß allerdings bedeutend gemindert, aber doch zugleich auch der Amtsauctorität ein bedenklicher Abbruch getan.

Die Erklärung der Synode des Cantons Bern gegen den alle Grundlagen der christlichen Kirche antastenden Religionsunterricht des Lehrers an dem Schullehrerseminar in München Buchsee, Langhans, ist ohne Erfolg geblieben. Die dortige Regierung hat ungeachtet dieser Erklärung den Lehrer Langhans auf 5 weitere Jahre als einzigen Religionslehrer bestätigt. Das zeigt wieder einmal recht deutlich, was die Kirche zu erwarten hätte, wenn sie unter die Herschaft der Majoritäten geriete. So weit wir sehen steht die Schweiz in Bezug auf die Verbreitung christlicher Gesinnung gegen Deutschland nicht zurück und doch sind alle ihre aus der Volkswahl hervorgegangenen Regierungen gegen die Kirche feindlich gesinnt. Diese Entscheidung sollte aber zugleich ein neuer Warnruf sein gegen die auf der Schweizer Predigerconferenz stattfindende Gemeinschaft der Gläubigen mit den Ungläubigen. Den von der Regierung ausgehenden auflösenden Einflüssen kann die kirchliche Partei nur dann widerstehen, wenn sie sich in sich fest zusammenschließt und nach außen abgränzt. Wir haben es sehr bedauert, daß die ernste Mahnung nach dieser Seite hin, die wir in dem lezten Vorworte aussprachen, auf der Baseler Versamlung des Vereins von einem Sprecher der gläubigen Richtung abgelehnt worden ist. Die Instanz: „wir sind alle Schweizer", kann doch nicht bestehen gegen den Ernst des Wortes Gottes, welches so dringend ermahnt, nicht mit den Ungläubigen am fremden Joche zu ziehen, und gegen die Praxis der gesamten christlichen Kirche aller Zeiten. Wir müssen in dieser Instanz selbst ein Zeichen der durch die widernatürliche Gemeinschaft hervorgerufenen Erweichung erblicken.

Beilage.

Zu Barletta im Neapolitanischen wurden am 19. März auf Anstiften fanatischer Priester von einer Pöbelrotte neun dem Evangelium zugethane Personen ermordet, mehrere verwundet. In Bezug auf Einen der Ermordeten, Ruggero, wird berichtet: „Man ließ ihn aufs Knie nieder, legte ein Kreuz auf seine Schulter, und als er ausrief: ihr habt Recht, denn Christus ist mein Heiland, stieß ihm einer den Dolch durch die Brust.“ Dieser traurige Vorgang, über den wir in der ganzen uns zugänglichen Katholischen Presse nirgends einem Ausdrucke des Abscheus begegnet sind, zeigt doch, mit welchem Rechte man in allen Angriffen, welche die Katholische Kirche und besonders der Jesuitenorden erfaren muß, „nur einen Ausspuck des Vaters der Lüge, des Satans“ erblickt. Wir freuen uns nicht über das was die Katholische Kirche, wenn anders die Berichte der Augsb. A. Z. Wahrheit geben, jezt in Rußland erleiden muß*), über die massenhaften Zwangsbekerungen, die dort jezt vorgenommen werden, aber das ist doch klar, daß sich in diesen Tatsachen die ewige Norm des göttlichen Gerichtes vollzieht: „mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maß ihr messet wird euch gemessen werden.“

Mit der weltlichen Herschaft des Papstes scheint es zu Ende zu gehen. Katholische Blättter trösten sich damit, schon 38 male haben die Päpste zum Pilgerstabe greifen müssen, und ebenso oft habe Gott sie wieder an ihre Stätte zurückgefürt. Wir zweifeln daran, daß es jezt unter völlig veränderten Verhältnissen, da die Ueberzeugung von der Unverträglichkeit der weltlichen Herschaft mit dem geistlichen Oberhirtenamte in das Innerste des Volkslebens eingedrungen ist, so leicht abgehen wird, zweifeln auch daran, daß die weissagende Aeußerung des Papstes gegen einen fremden Prälaten: ich sehe ein Jahr voll Jammer, Blut und Thränen voraus, doch im nächsten viele Freude, im dritten meine Bestattung, sich durch den Erfolg bewähren wird, obgleich es richtig ist: wenn der Papst der ist, für den er sich hält, der Nachfolger der Apostel in allen ihren Privilegien, so muß er weissagen können, so gewiß als das Apostolat mit dem Prophetentum innig verbunden ist. Wir erblicken aber in dem Sturze der weltlichen Macht des Papstes ein Zeichen, daß Gott noch Gutes mit der Katholischen Kirche vorhat, wenn sie anders die Zeit ihrer Heimsuchung erkent und sich gründlich reinigt von alle dem traurigen Wesen, was mit dieser weltlichen Herschaft in einem innerlichen Zusammenhange steht. In unsern Augen ist der Fall der weltlichen Macht des Papstes, nicht minder wie die Aufhebung der ihrem ursprünglichen Beruf entfremdeten Klöster (societas otiosorum, so soll sie Pio nono selbst genant haben) die Hinwegnahme einer schweren Bürde, mit der die Katholische Kirche bis jezt belastet war. Wer die Führungen Gottes recht versteht, der erblickt in dem Nehmen oft eine größere Woltat als in dem Geben. Daß wir überall auf seine Hand sehen, und in den Begegnissen der Zeit etwas Anderes erblicken als Anlaß zu ohnmächtiger Entrüstung, die eines Thieres würdiger ist als eines Menschen, dem nicht umsonst der Aufblick nach oben gewährt wurde, daß wir in den Wellen, womit das Schifflein bedeckt wird, überall seine Wellen erblicken (Ps. 42, 8. 107, 25), das gebe Gott uns Allen in dem neuen Jahre.

*) Auch die gerechten Beschwerden der Lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen, welche wir in unserm lezten Vorworte besprachen, haben leider bis jezt noch keine Abhilfe gefunden. Eine getreue Darstellung des Tatbestandes gibt die kleine übermäßig vorsichtig gehaltene Schrift: Die Luther. Kirche in den R. Ostseeprovinzen im November 1866, Leipz., Köhler. Wir meinen, die christliche Zeugenpflicht müsse dort noch ganz anders geübt werden, und namentlich die Pastoren haben recht ernsthaft zu erwägen, was der gute Hirt von dem Mietlinge sagt.

An den Herausgeber.

So eben erhalte ich die Neue Ev. K. Z. Nr. 51 vom 22. December v. J. Ich bin fast erschrocken über den Aufsaz mit der Ueberschrift: „Ein Hengstenberg'sches Votum.“ Die Zeitung hat zwar schon öfters starke Beweise geliefert, daß sie nicht eben ein Organ des heil. Geistes ist, sondern auch dem Fleische und Blute des alten Menschen dient, aber so etwas hat sie doch wol kaum je geliefert. Ich muß dabei freilich bemerken, daß ich sie Anfangs nicht gelesen habe, und erst seitdem man mir gesagt hat, daß in derselben die Ansichten und Tendenzen des Hochw. Evangelischen Oberkirchenrathes vertreten werden, daß sie also einen officiösen Character hat, habe ich von ihr Kentnis genommen. Mit diesem Artikel aber dürfte der hohen Behörde ein schlechter Dienst erwiesen sein. Der Aufsaz ist offenbar in einer sehr leidenschaftlichen Aufregung geschrieben, und wenn es auch wol einem Christen begegnen kann, daß er von der Heftigkeit übereilt wird, so ist doch diese Heftigkeit über das Maß hinausgegangen, und das, was man in den Druck gibt, unterliegt einer anderen Beurteilung als was man in der Erregtheit spricht. Es ist als wenn ganz zur Unzeit und ohne eigentliche Veranlassung die rabies theologorum erwacht wäre. Welche Vorwürfe werden Ihnen gemacht! Man möchte fragen, ob Sie denn wirklich der geschmähete und verhöhnte Mann sind, von dem gesagt wird: er habe ein jüdisch-gesezliches Christentum; über den die Lutheraner lächeln müssen, weil er über Dinge redet die er nicht versteht; der ein Blinder ist und sich nicht eignet Andere zu leiten; der die Kirche verknechten will; der Grundsätze des Jesuiten Canisius zur Geltung bringen will u. s. w. Wenn der Verfasser in einer ruhigen Stunde den

Aufsaz noch einmal durchliest, so ist er wirklich nicht zu beneiden um das Gefühl der Scham das ihn überfallen muß. Er hat wirklich fast das Unglaubliche geleistet in künstlich herbeigezogenen Misverständnissen und offenbar absichtlichen Verdrehungen. Auch an Verdächtigungen nach Oben und Unten hin läßt er es nicht fehlen. Auch Schlagwörter, welche die Leute mit Grauen und Entsetzen erfüllen sollen, werden gebraucht. Der Verfasser, der sonst offenbar mit den Verhältnissen der Kirche sehr wol bekant ist, sollte der wirklich nicht ein anderes Urteil über den Professor Hengstenberg haben? —

Doch was ich eigentlich will. — Ich will Sie bitten auf diese maßlosen Angriffe und Beschuldigungen nicht zu antworten. Die Ev. K. Z. hat auch einst, als der Rationalismus mit sehr lauter Stimme das große Wort führte, die Macht in Händen hatte und nicht allein den Geist der Zeit sondern auch die Zukunft der Kirche für sich gepachtet hatte, sich ebenso wie jezt in vornehmer Weise verhöhnen lassen müssen, aber der Rationalismus ist an seinen Ort gegangen. Die liberalen Zeitungen haben oft das Mögliche in Spott und Hohn gegen Sie geleistet, aber Sie sind ruhig und still Ihre Wege weiter gegangen und haben die Entwicklung der Dinge für Sich sprechen lassen. Jezt haben Sie nun die große Diana der Epheser, die Union, angegriffen, klug war das freilich nicht, weil vom Regimente die Union mit allen Mitteln geschüzt und von der Welt als ihre Fahne verehrt wird. Sie haben es aber ohne Furcht gethan, und das alte Geschrei ist wieder da. Fast möchte man glauben, daß der Verfasser des Aufsatzes in der Neuen Ev. K. Z. seine Existenz bedroht sieht, wie der Goldschmid Demetrius in Ephesus, daß er so gar sehr böse ist. In der Politik ist der alte Liberalismus der Schwindsucht anheimgefallen und liegt so ziemlich in den lezten Zügen. Auf kirchlichem Gebiete hat er in der Neuen Ev. K. Z. sein Organ gefunden, das weder kalt noch warm ist, und sucht unter dem schönen Namen der Union sein armes Leben zu fristen, während er doch das Gefühl nicht überwinden kann, daß die Zeit seiner Blüte vorüber ist. Es ist doch recht zu beklagen, daß die edle Sache der Union immer in solche Hände fällt, die ungewaschen sind, und sie verderben und mishandeln. Sind die Vertreter des Friedenswerkes der Union von solchem Geiste beseelt, dann sind sie freilich vollständig unfähig der guten Sache zu dienen. Der Miscredit, in den die Union bei den Lutheranern stehen soll, rührt wahrlich nicht von ihren Gegnern, sondern von denen her, die sich als ihre Freunde und Beförderer geriren. Die Kunst komt herunter durch die Künstler, die Union durch die Unionisten. Mit dem Wunsche, daß Sie Gott der Herr wolle stärken, in den Kämpfen unsrer Tage den Frieden der Seele zu bewahren, verbinde ich die vielleicht überflüssige Bitte, daß Sie nicht schelten wollen wenn man Sie schilt, und nicht drohen wenn man Sie verhöhnt.

Ein alter Leser der Alten Ev. K. Z.

Nachrichten.

Aus Nassau.

Die Conferenz für „beide Hessen und Nassau," bestehend aus den Schenkelianern beider genanten Länder, hat am 18. Oktober in Weilburg den Beschluß gefaßt, an Se. Majestät den König eine Petition für Wahrung der kirchlichen Eigentümlichkeiten der unirten Landeskirche in Nassau einzureichen. Am 21. November haben sie diese Petition Herrn v. Patow in Frankfurt überreicht. An diesem Vorgehen ist nun gewiß nicht viel, was des Registrirens wert wäre, desto bemerkenswerter ist indessen die von Herrn v. Patow bei dieser Gelegenheit abgegebene Erklärung. Nach Nr. 48 der „evangel. Blätter für beide Hessen und Nassau" nahm Herr v. Patow die Petition freundlichst entgegen und er „erfreute die Deputation durch die Erklärung":

„Daß die Regierung sicherlich nicht an die Eigentümlichkeiten der unirten Kirche rühren werde. Eine Besorgnis, daß die Union von nun an im confessionellen Sinne gedeutet werden würde, sei wol daher entstanden, daß nach der etwas unvermittelten Einführung derselben in Preußen eine Reaktion gegen dieselbe entstanden sei und man derselben einige Rechnung in confessionellem Sinne getragen habe. Davon komme man indessen mehr und mehr zurück und werde gewiß die als reine Unionsbildung einzig dastehende Landeskirche in Nassau in ihrem vollen Werte würdigen und anerkennen. — Ein Anschluß derselben an die rheinische Kirche würde das erste Beispiel in Preußen sein, die Grenzen einer Provinzialkirche anders als nach denen der Verwaltungsprovinz zu legen und sei daran nicht zu denken, wofern nicht etwa die ganze Landeskirche in voller Einmütigkeit dieses directe Verlangen stelle, und da dieses nur als ein vereinzelter Wunsch bei der Dietzer Conferenz, dem vielleicht nur zufällig nicht widersprochen worden sei, laut geworden sei, so liege kein Grund zu Befürchtungen vor, daß die unirte Kirche durch eine Verbindung, die sie als nicht naturgemäß nicht wünsche, in ihrer Eigentümlichkeit bedroht werde. Eine Denkschrift, welche die Verhältnisse in Nassau näher beleuchte, werde sehr willkommen sein." — —

Aus dem Großherzogtum Hessen.

Das natürliche Gefühl der über alle Landesgränzen hinausreichenden kirchlichen Gemeinschaft und das Bewußtsein von der „Solidarität der kirchlichen Interessen", um einen modernen Ausdruck für eine alte Wahrheit zu gebrauchen, gibt dem Ref. auch in diesem Jahre die Feder in die Hand zu kurzem Berichte über unsre kirchlichen Zustände und die wichtigeren kirchlichen Ereignisse des Jahres 1866.

1. Im vorigen Jahre konten wir mit großer Freude berichten, daß unsre theologische Facultät in Gießen durch Berufung des Prof. von Zezschwitz an die Seite unsres schon seit einigen Jahren im Segen wirkenden Prof. Zöckler einer neuen segensreichen Entwicklung entgegensehe. Wir durften die Hoffnung aussprechen, daß von einer so erneuerten Facultät eine tiefere Anregung ausgehen werde. Leider ist diese unsre wolbegründete Hoffnung nur zu bald gestört worden. Prof. Zöckler hat einen Ruf nach Greifswald angenommen und Prof. von Zezschwitz einen solchen nach Erlangen. Unsre

Regierung hat leider nichts gethan, um wenigstens einen der Beiden zu halten, sei es, daß es an der rechten Erkentnis oder am guten Willen oder am leidigen Gelde — oder gar an dem allen gefehlt hat. Von unsrem Kirchenregiment konten wir nicht erwarten, daß es für Professoren lutherischer Confession und ausgesprochen lutherischer Richtung etwas thun würde; im Gegenteil müssen wir nach allen Erscheinungen annehmen, daß man in den maßgebenden Kreisen froh ist, solch unbequeme Leute los zu sein. Wir sind nach dem bereits erfolgten Abzuge der genanten Professoren ungefähr wieder auf demselben Standpunkte angekommen, wo wir vor Jahren und Jahrzehnten waren, nur dürfen wir von Prof. Dillmann nach Allem, was über sein Wirken verlautet, allerdings eine tiefere Anregung erwarten, als von seinem Vorgänger auf dem Lehrstuhl der alttestamentlichen Exegese. — Troz der früher und seit längeren Jahren so überaus dürftigen Besetzung unsrer theol. Lehrstühle hat sich in Hessen eine große Schar bekentnistreuer Pastoren gesammelt, recht augenscheinlich durch Gottes Gnadenwirken, und so hoffen wir, daß auch die jezt wieder eingetretene Dürre das frische Leben nicht unterdrücken wird. Es liegt in diesen beklagenswerten Zuständen unsrer Hochschule eine lebendige Aufforderung für unsre Pastoren zu desto größerer Treue und desto brennenderem Eifer.

2. Die Erwähnung der Zustände unsrer Hochschule legt es uns nahe, hier auch einen Blick auf unsre Gymnasien zu werfen. — Schon im vorigen Jahre deuteten wir an, daß unsre Gymnasien Vieles zu wünschen übrig lassen. Wir können diese Klage nur wiederholen, bis uns Abhilfe gewährt ist. Unsre Gymnasien stehen, im Vergleiche mit den preußischen und anderen norddeutschen Gymnasien, viel zu tief und leisten entschieden Geringeres. Daß trozdem manche tüchtige Kraft emporwächst, soll natürlich nicht geleugnet werden; wir reden von den durchschnittlichen Leistungen. Wir können und wollen einzelne Lehrer selbstverständlich nicht dafür verantwortlich machen; vielmehr liegt der Schaden in der ganzen Einrichtung. Man hat offenbar keine Erkentnis davon, wie schlecht es bei uns bestellt ist, sonst würde man auf Abhilfe sinnen. Welchen tiefen Einfluß aber eine dürftige Gymnasialbildung auf das ganze Staatsleben haben muß, das liegt auf der Hand. Wohin muß es nach und nach kommen, wenn die Geistlichkeit und Beamtenschaft eines Landes auf zu niedrig stehenden Gymnasien erzogen wird und in dem ziemlich engen Kreis der Hochschule eines kleines Landes ihre Bildung vollendet? Kleinstaaten haben ohnedies schon den Nachteil, daß sie den Gesichtskreis einengen und die aufstrebende Kraft lähmen; ist dabei die grundlegende allgemeine Bildung dürftig und oberflächlich, haben die Gymnasien es nicht vermocht, eine tiefere, nachhaltige, geistige Anregung zu geben, so wird nur zu leicht die Amtsroutine Alles gelten und das geistige Leben erlahmen und vertrocknen. Und dieser Zustand äußert dann wieder in bedenklichster Weise seine Rückwirkungen auf das Schulwesen, indem Viele dort nichts suchen, als eben nur die Abrichtung zu der Alles geltenden Routine. Folge wie Ursache dieser bedenklichen Erscheinung ist u. A. auch die völlige Vernachlässigung des philosophischen Studiums, die seit langer Zeit bei uns üblich geworden ist. Wir hoffen in dieser Beziehung ein neues geistiges Leben von den ernsten und hochwichtigen politischen Umgestaltungen des lezten Jahres. Man kann doch nun nicht mehr die Augen gegen so manchen Schaden verschließen. Es fehlt bei der leider so vorwaltenden Selbstgenugsamkeit der kleinen Staaten an dem lebendigen geistigen Austausch; man hat sich zu sehr abgeschlossen und fremde Einflüsse abgewehrt. Wir hoffen, daß das jezt anders wird. Höhere Anforderungen an die Gymnasien sind unbedingt nötig; daneben sollte man aber auch die Pforten etwas öffnen für fremden geistigen Einfluß. Die Berufung eines oder mehrerer auf der Höhe der Zeit stehenden Schulmänner von auswärts für die leitenden Stellen erscheint als ein dringendes Bedürfnis, denn natürlich macht der Einfluß des bisherigen Systems sich auch in den höheren Regionen geltend. Preußen beruft und verwendet tüchtige Schulmänner, wo es nur solche bekommen kann: auch aus Hessen sind schon jüngere Leute hinübergegangen. Wir sollten nicht so selbstgenugsam sein und fremde Hilfe nicht in solch engherzigem und kurzsichtigem Local-Patriotismus verschmähen. Freilich müßte unsre Regierung auch für bessere Besoldungen unsrer Gymnasiallehrer sorgen. — Weiter würde von segensreichem Einfluß sein, wenn man durch Gründung von Reisestipendien wenigstens etlichen hervorragenden jungen Leuten aus verschiedenen Fächern Gelegenheit gäbe, fremde Länder und Einrichtungen zu sehen und so ihren Gesichtskreis zu erweitern. Ein Kleinstaat muß mit besonderem Fleiße dafür sorgen, daß nicht ein kleiner, enger Geist die Oberhand gewint. Welche ein Segen würde es sein, wenn alle Jahre, oder auch nur alle paar Jahre, wenigstens ein Schulmann, ein Theologe, ein Jurist, ein Mediciner, ein Architekt u. s. f. durch ein nicht zu dürftiges Stipendium veranlaßt und in den Stand gesezt würde, durch eine größere Reise seine Ausbildung zu vollenden und seine Anschauungen zu erweitern und zu bereichern! Wir möchten die Stiftung solcher Stipendien der Regierung sowol, als auch den mit Glücksgütern gesegneten Privaten angelegentlichst empfehlen. Wer bedenkt, welch segensreiche Impulse im geistigen Leben von einzelnen Männern ausgehen, der wird gewiß die Wichtigkeit solcher Förderung einzelner begabter Männer zu würdigen wissen. Die Förderung aber des geistigen Lebens im Allgemeinen kann nur segensreich auf das kirchliche Leben einwirken.

Wie sehr traurig es mit der kirchlichen Stellung vieler unsrer Beamten aussieht, — dafür könten wir die allerbetrübendsten Beispiele anführen. Wir dürfen uns aber darüber nicht wundern, wenn wir den Zustand unsrer Gymnasien und unsrer Hochschule bedenken. Dort liegt die Wurzel dieses großen Schadens und nur von dort aus kann demselben abgeholfen werden.

3. Auch im vergangenen Jahre haben die alten Arbeiten für äußere und innere Mission ihren stillen Fortgang genommen, wenn auch die Kriegsunruhen die Abhaltung vieler Missionsfeste verhindert haben. Diese notgedrungene Pause hat vielleicht ihren Segen und wir fürchten nicht, daß der Eifer dadurch erkalten möchte. — Auch für unsere Pfarrerconferenz war die kriegerische Bewegung des Jahres nicht günstig, insbesondere mußte die Conferenz in Ulrichstein ausfallen, weil in den unruhigen Tagen des Sommers kein Pfarrer gern seine Gemeinde verlassen mochte und die politischen Ereignisse alle Herzen zu sehr bewegten, als daß sie zu wissenschaftlichen Verhandlungen die rechte Ruhe hätten gewinnen können. Nach dem Kriegssturm werden nun auch die Arbeiten des Friedens wieder aufgenommen werden.

4. Daß auch in Hessen während des kurzen und doch so folgeschweren Krieges für die verwundeten und kranken Soldaten von

kirchlicher Seite etwas geschehen ist, darf als ein erfreuliches Zeichen unsrer Zustände nicht unerwähnt bleiben. Wir nehmen keinen Anstand, die ausgezeichnete Thätigkeit etlicher Herrn vom Adel, Glieder des Johanniter-Ordens, hier in erster Reihe als eine wesentlich kirchliche Thätigkeit zu erwähnen: Der erlauchte Graf Carl von Schlitz gen. von Gürtz, z. Z. leitender Ritter des Johanniterordens in Hessen hat das große Verdienst, dies gesegnete Wirken für die Kranken und Verwundeten angeregt und organisirt zu haben. Das Obercommando des Armeekorps, zu dem die Hessen gehörten, hatte die rechte Einsicht und übertrug dem genanten Herrn auch amtlich die obere Leitung des Sanitätswesens in ähnlicher Weise, wie das auch im preußischen Heere geschehen ist. So mit der nötigen Autorität begabt, mit dem rechten Blick und Geschick ausgerüstet und vor Allem mit dem rechten Herzen für die gute Sache gelang es dem genanten Herrm eine überaus gesegnete Thätigkeit zu entwickeln, insbesondre in Aschaffenburg, Lauffach und Fronhofen, wo größere Lazarethe zu organisiren und zu leiten waren. Etliche andere Herrn und Johanniter halfen aufs treueste und unsere Diaconissinnen aus dem Elisabetherstift zu Darmstadt dienten mit allgemein anerkanter Treue und Sorgfalt im Vereine mit barmherzigen Schwestern. Für die Selsorge hat man von Seiten des Kirchenregiments zwar auch gesorgt, aber keineswegs in ausreichender Weise. Zwar entsandte man einige jüngere ganz wolgesinte und wackere Geistliche; das richtige würde aber gewesen sein, für den so schweren Dienst gerade ältere, erfahrene und in der Selsorge wolgeübte Pastoren auszuwählen. Die freiwillige Liebe hat den Mangel zu ersetzen gesucht und einer der beßtverfolgten ausgesprochensten Lutheraner hat mit seiner reichen selsorgerischen Erfahrung unter den armen Verwundeten in Lauffach im Segen gewirkt.

5. Zu den bei uns, dem Herrn sei Dank, in gesegneter Tätigkeit stehenden christlichen Anstalten (drei Rettungshäuser, Diakonissenhaus und Blindenanstalt) wird in der Kürze noch eine Blödenanstalt hinzukommen. Die Gründung einer solchen, die ein dringendes Bedürfnis ist, ist von kirchlicher Seite angeregt worden und selbstverständlich sollte die Anstalt als eine kirchliche und evangelische ins Leben treten. Leider ist dieser Plan zu nichte geworden. Die Gemalin Sr. K. H. des Prinzen Ludwig, Prinzessin Alice, hat nämlich die ganze Sache in die Hand genommen und erklärt, sie wolle, daß die zu gründende Blödenanstalt auf allgemein humanistischem Grunde erstehen solle. Weder evangelisch, noch katholisch, ja nicht einmal specifisch christlich soll die Anstalt sein. Es ist kaum zu begreifen, wie man auf solchen Gedanken kommen kann und wir beklagen diesen Schritt aus mehr als einem Grunde. Das ganze Verfahren hat natürlich viele Herzen mit Besorgnis und tiefem Mistrauen erfüllt. Uebrigens hat man bereits über 30,000 fl. zusammengebracht. Mit all dem Gelde wird aber den armen Blödsinnigen nicht geholfen werden, wenn man den Plan ausführt und mit Absicht dem evangelischen Geiste und dem christlichen Wesen die Pforten des Hauses verschließt und nur durch die allgemeine Menschenliebe jenen Elenden helfen will. Wir können uns der Hoffnung nicht verschließen, daß doch noch eine bessere Einsicht sich Bahn machen wird.

6. Wollen wir ein kurzes Referat über unser kirchl. Leben geben, so dürfen wir nicht versäumen, auf etliche literarische Erscheinungen des lezten Jahres hinzuweisen, — doch verwahren wir uns von vornherein dagegen, als ob wir auf Vollständigkeit hierbei Anspruch machen wollten; vielmehr notiren wir nur Einiges, was zugleich ein Schlaglicht auf unsre kirchlichen Zustände wirft. — Dr. Haupt, Pfarrer in Gernau, hat das zweite Heft seines schon früher angezeigten Buches: „Der Episcopat der deutschen Reformation“ erscheinen lassen. Man mag über diese Frage denken, wie man will, jedenfalls darf Niemand, welcher sich darüber ein Urteil bilden will, fortan das Buch Dr. Haupt's unbeachtet lassen. Die warme, von tiefer Liebe zu unsrer Kirche und von voller, wir möchten sagen, liebender Hingabe an seinen Gegenstand zeugende Schreibweise des Verf. hat demselben den Vorwurf zugezogen, als ob er in schwärmerischer Weise alles Heil für die Kirche von der Einführung der Episcopal-Verfassung erwarte. Das ist aber die Meinung des Verf. keineswegs und würde freilich weit gefehlt sein. Seine warme und hingebende Sprache wird der aber sehr erklärlich finden, der, wie wir in Hessen, täglich mit tiefem Schmerze vor Augen sieht, wie durch ein bureaukratisches Aktenwesen die Kirche ihres geistigen Lebens entleert und nicht erbaut wird. Es herrscht in Hessen überhaupt vielfach ein geistloser Formalismus, der das frische, volle Leben einschnürt und hemmt, am meisten leidet darunter die Kirche, weil ihr Wesen am geistigsten ist. — Die Kirchenbureaukratie rechnet nur mit Akten und Aktenfascikeln statt mit lebendigen Persönlichkeiten. Wenn nur alles fein unter der rechten Rubrik steht und die Formulare alle die rechte Länge und Breite haben, dann ist sie schon zufrieden. Welche Ungerechtigkeiten und Misgriffe eben bei aller aktenmäßigen Ordnung geschehen, das lehrt die Erfahrung nur zu schmerzlich; doch exempla sunt odiosa. — Der Verf. oben erwähnter Schrift erwirbt sich ein großes Verdienst, und wenn er auch nur das uns recht zum Bewußtsein bringt, daß das Wesentliche der Kirchenregierung lebensvollen, durchgeisteten und geweihten Persönlichkeiten in die Hand gelegt werden sollte, einerlei, ob man sie Bischöfe oder Superintendenten oder wie sonst nennen mag. Wir halten uns vollkommen überzeugt, daß dies die altkirchliche, je und je von allen Einsichtigen gewünschte und, was mehr ist, von dem Herrn gewollte Ordnung ist. Er hat Apostel gesendet und nicht Verfügungen und Verordnungen; Er will Hirten und Lehrer und nicht büreaukratische Actenschreiber. Das notwendige Actenwesen wollen wir natürlich nicht verwerfen, aber es soll nicht vorwalten, nicht das frische Leben einschnüren, nicht an die Stelle des lebensvollen, persönlichen Regierens treten. Es ist der büreaukratische Actengeist oder richtiger die Geistlosigkeit, die wir bekämpfen, weil sie unsrer Kirche schon so tiefe Wunden geschlagen hat. Möchte das angeführte Buch dazu helfen, daß wenigstens die Erkentnis dieses Schadens gefördert werde. Die Abhilfe komt vom Herrn, Menschen können sie nicht nach Belieben schaffen und das will auch der Verf. nicht.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 23. Januar. № 7.

Kirchliche Zustände in der Schweiz.

Das Jahr 1866 hat in den kirchlichen Verhältnissen der Schweiz wieder Mancherlei mit sich gebracht.

Im Kanton Bern war es der Religionslehrer am Seminar, der Bruder des durch seine gewandten Angriffe gegen die Mission berüchtigten Pfarrer Langhans, der die Gemüter in Aufregung sezte. Derselbe hatte einen Leitfaden der Bibelkunde herausgegeben, welcher zwar eine gewisse ästhetische Begeisterung fühlen ließ, den Begriff der Offenbarung aber in bedauerlicher Weise preisgab. Es wurden verschiedene Schriften hinüber und herüber geschrieben, unter denen besonders Dr. E. Güders „offener Brief" ein bedeutendes Aufsehen machte. In lichtvoller und besonnen abwägender Weise wird hier die Grundanschauung der Gläubigen im Unterschiede von der modernen Theologie dargestellt, und in treffenden Worten die Gefahren eines zersetzenden Religionsunterrichtes bei jungen Lehrern entwickelt. Ich kann mich nicht enthalten, eine längere Stelle hier auszusetzen. Nachdem er gezeigt, wie zwar tiefere Gemüter troz des Lehrers zum wahren Glauben hindurchdringen werden, Andere beunruhigt und unsicher an ihre Aufgabe gehen, fährt er fort: „Und wenn wir dies als den schlimsten Fall annehmen dürften! Bedenklicher als diese von der Qual des nagenden Zweifels herumgeworfene Unsicherheit ist die satte Gleichgiltigkeit, die Blasirtheit im Gebiete der Religion, die nach vielfachen, mir ungesucht zugegangenen Mitteilungen sich je der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Seminaristen zu bemächtigen droht. Der Unterricht auf Grund und im Geiste ihres Leitfadens regt viel weniger an, als man sich leicht vorstellen möchte. Die principiellen Voraussetzungen desselben bleiben unbegriffen. Die verneinenden Teile, aufgeführt in dem imponirenden Panzergewande feststehender Ergebnisse der Wissenschaft, setzen sich selbst schon vor ihrer gedächtnismäßigen Einübung fest gleich Pfeilen mit Widerhaken, die nicht mehr aus dem Fleische zu bringen sind. Nun bedarf es wenig mehr, und man dünkt sich, wie leider auch zahlreiche Theologen unserer Zeit, fertig zu sein, man meint, es gemerkt zu haben, wol es gar aufs Beste zu wissen, wie es um das Geheimnis der geoffenbarten Religion, um diese selbst bestellt sei; man hat nichts mehr zu lernen, alles warme Interesse an den thatsächlichen Offenbarungen Gottes hat sich in einige allgemeine Ideen verflüchtigt. Das ist die Geistes- und Herzensverfassung, welche der Lehrer, im Uebrigen mit Kentnissen aller Art ausgerüstet, aus dem Seminar in die Schule bringt. Wenig oder nichts von heiliger Begeisterung, die es ihnen als vornehmste Aufgabe erscheinen ließe, die Kinder zu leiten zu dem, der spricht: „Lasset sie zu mir kommen und wehret ihnen nicht!" und in den jugendlichen Selen wenigstens eine Ahnung zu wecken von der Herlichkeit des Christenglaubens! An der Erteilung des Religionsunterrichtes, der wie kein anderer Geist und Leben hauchen sollte, weniger Freude und herzliche Beteiligung, als an dem Unterricht aller übrigen Schulfächer. Häufige Verlegenheiten, da man den Schülern doch nicht Alles sagen kann und es mit dem Hinwegsehen über den erzählten äußern Hergang, mit dem Schmelzen nicht immer glücklich von Statten geht! Wenn nicht Kälte, so doch zurückhaltende Kühle, schale Moral und aber Moral, so daß auch den Kindern die Religionsstunde zur gleichgiltigsten und unwertesten wird." — Mit Recht wurde von gläubiger Seite der Kampf entschieden geführt. Das erfreuliche Resultat war das, daß die Berner Synode, die kirchliche Vertretung des Kantons, welche aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern besteht, erklärte, sie bekenne sich frei und unumwunden zu dem göttlichen Ansehn der heil. Schrift, als der Urkunde der göttlichen Heilsoffenbarung, und es sei die Verneinung derselben unverträglich mit dem Bestand der evangelisch-reformirten Kirche, sie müsse deshalb im Interesse des einheitlichen Zusammenwirkens von Kirche und Schule wünschen, daß am Religionsunterrichte des Seminars dieses oberste Princip der reformirten Kirche jederzeit zur Geltung gebracht werde. Im Einklang mit dieser Erklärung der Bernerischen Synode beantragte im lezten großen Rathe Herr von Büren, die Regierung sei eingeladen, Vorsorge zu treffen, daß der Religionsunterricht im Seminar zu Münchenbuchsee nicht im Widerspruche mit der Autorität der heil. Schrift und der Lehre der Landeskirche erteilt werde. Nach lebhafter Diskussion wurde der Antrag mit 73 gegen 61 Stimmen angenommen. Man sieht mit großem Interesse dem weitern Verlaufe der Sache entgegen.

Im Kanton Graubünden gingen die Wogen des kirchlichen Kampfes auch sehr hoch. Ein ehrwürdiger Veteran, der seither verstorbene Pfarrer Wilhelm in Schuders, hatte ein Schriftchen: „Zur wahren Aufklärung" herausgegeben, das den grimmen Zorn derer erregte, welche sich dadurch getroffen fühlten. Es ist ein mannhaftes, schwungvolles Wort „aus altfry Rhätia" gegen die neuheidnische Richtung unserer Tage,

welche die Menschen lehre wie des Winters Bären in der Höhle an den Pfoten ihres Selbstbewußtseins zu saugen, und gegen eine vermittelnde Theologie, welche die widerstrebendsten Gegensätze in eine Kirche zusammenzwängen wolle, so daß dann in den Verhandlungen der Synoden u. s. w. die Heilsthatsachen und Glaubenslehren oft behandelt werden wie Sohlleder in den Händen des Schuhmachers. Pfarrer Wilhelm wirft der gläubigen Partei vor, sie hätte nur Mut zu den Wortkämpfen von der unangreifbaren Festung der Kanzel aus oder vom Schreibpult in der Studirstube, in gewundenen und schüchternen Adressen Vieler, in gelehrten, wissenschaftlichen Wortplänkeleien an Conferenzen und Synoden, welche Kampfart wol etwa dem Gegner einen Cirkonflex an den Kopf versetze, aber sich sorgfältig in Acht nehme, ihn ins Herz zu treffen. Den neuheidnisch Gesinten wirft er vor, daß sie die Kirche nicht verlassen, deren Glauben sie nicht mehr teilen, und etwas Eigenes, Neues bauen. „Es möchte wol die Furcht dabei verborgen sein, des eigenen Hauses Fundament, Dach und Wand möchte troz der logischen Begriffsdämme und Klammern dem Anprall der Plazregen, Gewitter und Stürme nicht gewachsen sein, und keine solide Assekuranz das Gebäude versichern lassen, daher ziehen sie es vor, sich in fremdes Eigentum einzudrängen, und den rechtmäßigen Eigentümer allgemach zu verdrängen und auf die Gasse zu stellen." Der Verfasser tritt auf nicht in theoretischen, homiletischen, spekulativen Glanzstiefelchen, sondern in festen Bergschuhen, härenem Mantel, den Knotenstab des prophetischen Wortes in der Hand.

In Zürich hatte man die ordentliche Synode des Jahres mit Spannung erwartet, da die vielbesprochene Liturgiefrage und in derselben die principielle Stellung des apostolischen Glaubensbekentnisses zur Besprechung kommen sollte. Es lagen Vorschläge vor, welche das leztere bei der heiligen Taufe stehen ließen, aber mit einer Einleitungsformel von möglichster Zweideutigkeit, welche den verpflichtenden Wert desselben völlig aufhob. Entgegen einem Antrag auf unveränderte Beibehaltung der alten Liturgie, welche bei der Abstimmung vierzig Stimmen auf sich vereinigte, wurde mit 91 Stimmen die Sache zu nochmaliger Prüfung an die Commission zurückgewiesen. Das Ergebnis dieser nochmaligen Vertagung wird das sein, daß sich unsre Liturgie zu einem Kirchenbuch erweitert, und für die Tauf- und Abendmalshandlung zwei Formulare mit oder ohne das Apostolicum in dasselbe aufgenommen werden. Abgesehen davon, daß dadurch die biblische Richtung zu einer Partei in der Kirche degradirt wird, neben der eine andere auch noch zu Recht besteht, führt dasselbe zu unangenehmen Conflikten zwischen den Geistlichen und den Gemeindegliedern, oder die lezteren werden wie in der Predigt so auch in der Liturgie ganz von der Willkür der ersteren abhängig. Die Diskussion war belebt gewesen. Die linke Seite der Versamlung wurde nicht müde, der rechten ihr Pathos vorzuwerfen, sie selber aber gab hie und da Tiraden zum Besten, die schon mehr einen komischen Eindruck machten. Herr Helfer Hirzel z. B., den sentimentale Gemüter immer noch als einen Gemütsmann mit allerdings nicht korrekter dogmatischer Haltung bewunderten, redete in einem Style, wie er etwa im Bauernkriege oder Hussitenkriege am Platze sein mochte, und Herr Prof. Schweizer genirte sich nicht zu sagen, er habe mit Schrecken die Entstehung eines Synodalvereins vernommen (die regelmäßig stattfindende Fraktionsversamlung der Positiven), während er wissen konte, daß derselbe bereits schon seit 11 Jahren existirt. Die Minorität konzentrirte sich auf den Hauptpunkt, das apostol. Glaubensbekentnis. Man spürte den Rednern an, es handelte sich nicht um eine diplomatische Sache, sondern um eine Herzens- und Gewissenssache. — Noch in einer andern Beziehung war diese Synode wichtig. An die Stelle des wegen Alters zurückgetretenen Antistes Brunner wurde von der Zürcherischen Synode, resp. dem aus einem Dreiervorschlag wählenden Großen Rath an diese Stelle gewählt Dr. G. Finsler, bisheriger Redaktor des Kirchenblattes, Führer der vermittelnden Richtung, in formeller Beziehung, mit Rücksicht auf aristokratische Manieren, vornehme Haltung, Gewandtheit in der Diskussion, in Redaktion von Beschlüssen, und eine gewisse Liebenswürdigkeit des Standpunktes, allerdings das hervorragendste Mitglied der Zürch. Geistlichkeit. Die Stellung eines Antistes ist schon wegen der Traditionen, die sich an dieses Amt knüpfen, immer noch eine bedeutende.

In Basel versammelte sich dieses Jahr die schweizerische Predigergesellschaft. Der Präsident derselben, Professor und Pfarrer Stockmeier verwahrte sich in der Eröffnungsrede gegen den Vorwurf der Ev. K. Z., es liege in solchen freundschaftlichen Zusammenkünften zweier so auseinandergehenden Richtungen eine Unwahrheit, da sich dann doch immer die Versammelten als liebe Väter und Brüder behandeln. Pfarrer Stockmeier meint, die Geister seien hier jederzeit in aller Offenheit aneinandergeplazt, und da man den Gegner nicht ignoriren könne, sondern sich mit ihm messen müsse, officiell in Synoden u. s. w., literarisch in gelehrten Werken und Journalartikeln, so dürfe das auch in freier Weise in solchen Versamlungen geschehen. Es läßt sich freilich fragen, ob nicht doch hie und da in der Festesstimmung ein gewisser Vertrauensdusel über die Gemüter komt, oder, wenn dies nicht der Fall ist, wenn der Kampf losbricht, ob da nicht das immer von Neuem beginnende Streiten über die ersten Principien der theoretischen und praktischen, belehrenden und erbaulichen Nuzbarkeit solcher Versamlungen nachteilig sei. Bemerkenswert sind jedenfalls die bekanten Ereignisse auf den Pariser Conferenzen mit ihrem offenen Bruch zwischen beiden Seiten. Im Uebrigen fängt sich in der Schweiz an die Sache so zu gestalten, daß bei dem einen Feste mehr die liberalen Theologen vertreten sind, auf dem andern mehr die biblisch Gesinten, je nach dem Festort. In Basel war die Mehrheit auf der positiven Seite, auch die Referenten aus deren Mitte genommen. Herr Prof. von der Goltz redete über das Thema: Durch welche Mittel können die Glieder unserer Gemeinden am fruchtbarsten in die heil. Schrift eingeführt werden? indem er zuerst die Mittel ins Auge faßte, welche die Eigentümlichkeit der

heil. Schrift fordert, und sodann deren Anwendung in Bezug auf die Zustände und Gliederung unsers kirchlichen Lebens erörterte. Das Referat war ansprechend, allseitig, gründlich, aber zu wenig gedrängt und nicht auf die Diskussion berechnet. Praktisch, gedrängt, originell, mit schlagendem Wiz und frappanten Exempeln gewürzt behandelte der Redner des zweiten Tages, Pfarrer Beck in Lohn (Kanton Schaffhausen) die Lehre vom Gebet mit besonderer Rücksicht auf den pastoralen Gebrauch desselben. Er entwickelte zunächst den allgemeinen Begriff und dann das einsame und das gemeinsame Gebet des Pfarrers als Hirten seiner Gemeinde. „Mit Recht huldigt zwar jeder ächte Mediziner dem Grundsaz: post hoc non semper est propter hoc, dennoch ist er überzeugt, daß Chinin nicht blos „zufällig" gegen Wechselfieber, Baldrian nicht blos „zufällig" gegen Krämpfe geholfen hat." So verhält es sich mit dem Gebet. . . . . „Es mag vielleicht ein Kalenderwiz sein, daß ein Geistlicher in Nordamerika, der von seiner Gemeinde angegangen wurde, im öffentlichen Kirchengebet um bessere Witterung zu flehen, geantwortet haben soll: „„Ich will es thun, nur muß ich euch vorher sagen, liebe Freunde: so lange dieser Wind anhält, bekommen wir kein anderes Wetter."" Kann man die Stellung des Deisten zum Gebet plastischer darstellen? So lange dieser Wind geht, gibts kein anderes Wetter; das ist klar, denn das Wetter hängt vom Wind ab, und der Wind hat seine Gesetze, und der Naturzusammenhang kann nicht durchbrochen werden. Nun aber soll ich als Pfarrer um bessere Witterung beten; die Gemeinde wünscht es, also — man thuts, gibt aber — und das ist unter diesen Umständen noch das Beste an der Sache — dabei zu verstehen, daß es nichts hilft. Stellen Sie neben diesen Mann den grundgelehrten Theologen Bengel, wie er, als bei einem Hagelwetter eine Person in sein Zimmer stürzt und ausruft: „„Ach, Herr Prälat, es ist Alles verloren!"" ganz gelassen vor das Fenster tritt, dasselbe öffnet, seine Hände in die Höhe hebt und fleht: „„Halt inne, Vater!"" und die Freude hat, zu sehen, daß das Gewitter nachläßt. Thu' als ein Kind, und lege dich in deines Vaters Arme, oder wenn Sie lieber wollen: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt, wohne nun dieses Gemüt im Herzen eines Prälaten oder eines Kindleins." In diesem Tone, aber auf alle Einwendungen Rücksicht nehmend, war der Vortrag Pfarrer Becks gehalten. — Die nächste Predigergesellschaft wird in Glarus stattfinden.

Ich mußte mich in meinem Berichte auf einige Hauptpunkte beschränken, zu schreiben gäbe es noch viel, von dem Missionsfest und der Conferenz in Baden, von erschienenen Büchern und dahingeschiedenen Kämpfern für die gute Sache. Ich kann aber nur noch Eines erwähnen, daß kommenden Jahres bei Detloff in Basel ein neues Blatt erscheint: „Der Kirchenfreund", mit der Absicht, das gute Recht des biblischen Christentums in unserer deutschen reformirten Schweizerkirche zu vertreten. Als Herausgeber sind genant: die Herren Dr. Gilder in Bern, Dr. Riggenbach in Basel und Pfarrer Heer in Erlenbach bei

Zürich. Sie wollen mit einer namhaften Zahl von Mitarbeitern in jeweiligen Leitartikeln sich über die kirchlichen Fragen aussprechen, bedeutende literarische Erscheinungen zur Anzeige bringen, die wichtigen religiösen Ereignisse der Gegenwart übersichtlich darstellen. Wir wünschen dem Blatt von Herzen eine frische, männlich entschiedene Haltung. Daß zur Samlung gerufen werde thut allerdings not.

Ein Weckruf an das geistliche Amtsgewissen.

Die kirchliche Behandlung der Ehesachen in Preußen ist in verhängnisvolle Bahnen eingelenkt. Die schönen Hoffnungen, denen man sich auf Grund der Gewissensregungen des geistlichen Amts bezüglich der leichtfertigen Scheidungen und Wiedertrauungen hingeben konte, sind, seitdem diese Angelegenheit gänzlich in die Hände der kirchlichen Behörde gelegt ist, so gut wie vernichtet, da deren Entscheidungen der laxesten Praxis huldigen, so daß selbst die schon sehr weit gehenden Bestimmungen des Evang. Oberkirchenraths in seinem Rescripte vom 15. Februar 1859 zu streng erscheinen, um befolgt werden zu können. Die Bereitwilligkeit von Consistorien, Geschiedenen, ohne daß ein eigentliches Trauungsgesuch eingegangen ist, sobald nur auf indirectem Wege die Absicht einer Eheschließung zu den Ohren der Behörde dringt, schleunigst zu einer anderweiten Ehe zu verhelfen, während andere, für das kirchliche Leben höchst wichtige Angelegenheiten gar lange auf Erledigung warten, so daß man daran verzweifelt, sie je zum Abschlusse gebracht zu sehen, berechtigt zu der Annahme, daß diese Consistorien die ausnahmslose Genehmigung der Wiedertrauung aller Geschiedener, gleichviel aus welchem Grunde die bürgerliche Ehescheidung stattgefunden hat, als die wichtigste ihrer Functionen ansehen. Von Trauungsweigerungen der Pastoren gelangt wenig in die Oeffentlichkeit, so daß es den Anschein gewint, als ob sie nur äußerst selten vorkämen. Es scheint, als sollte die ganze, einst so viel verheißende Bewegung auf dem Ehegebiete im Sande verlaufen*), was Referent für ein großes Unglück ansehen müßte. Nach wie vor ist die Ehefrage eine brennende Frage. Sie darf nicht von der kirchlichen Tagesordnung verschwinden, so lange sie nicht allseitig im biblischen Geiste gelöst und zu einem befriedigenden Ende geführt ist. Da die Ev. K. Z. so lange das Banner in dieser hochheiligen Sache vorgetragen hat, so sei es vergönt, sie nochmals in derselben zur Sprache zu bringen, auf die Gefahr hin oft und besser Gesagtes zu wiederholen. Es ist hohe Zeit, in dieser Angelegenheit wieder ein kräftiges Zeugnis abzulegen und einen Weckruf an das geistliche Amtsgewissen ertönen zu lassen.

Es gab bekantlich eine Zeit — und ihre Ausläufer ziehen

---

*) Der Verf. redet von den Erfahrungen aus, die sich ihm in seinem nächsten Kreise darbieten. Es steht doch nicht überall so. Allerdings aber ist eine neue Anregung in der wichtigen Sache dringend nötig. Anm. der Red.

sich bis in unsere Tage hinein —, wo alle bürgerlich Geschiedenen ohne Weiteres von Neuem kirchlich getraut wurden, wenn nur das Staatsgesez dieses gestattete. Das war die Zeit, in welcher das Bewußtsein davon, daß die Kirche ein selbständiger, für sich bestehender Organismus ist, so gut wie ganz geschwunden war. Die Kirchenangelegenheiten wurden von politischen Beamten als ein Departement der Staatsverwaltung behandelt. Die Geistlichen galten als Staatsdiener. Als ihre vornehmste Aufgabe wurde angesehen, den in ihren Gemeinden herschenden Aberglauben und Vorurteile aller Art zu bekämpfen, gemeinnützige Kentnisse zu verbreiten, zweckmäßigen Einrichtungen zur Verbesserung des Ackerbaus unter ihren Pfarrkindern Eingang und Ausbreitung zu verschaffen, eine der Gesundheit vorteilhafte Lebensweise zu empfehlen, Achtung vor dem Landesgesetze und Ehrfurcht vor der Obrigkeit den Gewissen einzuschärfen. Bei diesem Zustande der Kirche ist es nicht zu verwundern, wenn es als unerhört galt und in der That unerhört war, daß ein Geistlicher auf Grund der Schrift die Geltung des Landesgesetzes für seine kirchliche Wirksamkeit auch nur in Frage stellen, geschweige denn bestreiten könte. Die kirchlichen Behörden, wenn es deren überhaupt gab, entschieden gar nicht über die Frage, ob das christliche Eherecht mit den Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzes in Widerspruch stünde. Stillschweigend ging man über diese Frage hinweg. In Praxi wurden alle civiliter Geschiedenen getraut, sobald sie dieses begehrten. Dieses Verhalten der Kirche in Ehesachen legt ein trauriges Zeugnis davon ab, daß sie in der schmachvollsten Weise ihrem eigenen Wesen untreu geworden war und den Felsengrund verlassen hatte, auf dem factisch gegegründet zu sein sie troz ihres Abfalls nicht aufgehört hatte. Eine Anerkennung wird man aber dieser Stellung nicht versagen können: die Kirche übte Consequenz und naive Ehrlichkeit, die offen und unverhüllt die eigene Schande zur Schau trug, ohne sich ihrer zu schämen.

Diese Position zur Ehesache ist, Gott sei Dank! ein überwundener Standpunkt. Zögernd und mit Widerstreben haben die kirchlichen Behörden dem Andrängen des wachgewordenen Amtsgewissens der treuen Geistlichen, die auf die Gefahr hin, Brot und Amt zu verlieren, ihre Mitwirkung zur Einsegnung schriftwidrig Geschiedener zu ehebrecherischen Verbindungen versagten, nachgegeben. Es ist officiell anerkant, daß nicht jeder bürgerliche Scheidungsgrund auch kirchliche Giltigkeit hat. Das Recht der Kirche, die Ehesachen, soweit sie in ihr Gebiet hineingreifen, selbständig und unabhängig von den Vorschriften des bürgerlichen Gesetzes nach den Grundsätzen der heiligen Schrift zu beurteilen und zu behandeln, ist wieder erobert. So oft bürgerlich Separirte Wiedertrauung beantragen, muß von dem competenten Geistlichen die Entscheidung der Kirchenbehörden über die Zulässigkeit der intendirten Eheschließung eingeholt werden. Das Wort Sr. Majestät des Königs schüzt den Geistlichen, dessen Gewissen ihm nicht gestattet, die Verbindung eines Geschiedenen mit einer Person andern Geschlechts amtlich einzusegnen, selbst wenn das Kirchenregiment dieses erlaubt hat, und ordnet für solchen Fall Substitution eines andern Geistlichen für Trauung und Aufgebot an. Nachdem der wichtige Grundsaz des selbständigen Verfahrens der Kirche in Ehesachen anerkant ist, sollte man erwarten, daß die kirchlichen Organe die vor ihr Forum gelangenden Ehesachen nach Norm des göttlichen Wortes entschieden, daß sie also jedem schriftwidrig Geschiedenen die Eingehung einer anderweiten Ehe und die kirchliche Trauung versagten. Allein diese gerechte Erwartung wird durch die Praxis der Kirchenbehörden nicht bestätigt. Dem Referenten sind Fälle bekant, in denen schriftwidrige Ehescheidungsgründe, z. B. entehrende Gefängnisstrafe, von der Behörde zwar als kirchlich nicht giltig anerkant wurden. Dennoch wurde die kirchliche Trauung solcher wegen kirchlich nicht giltiger Gründe geschiedener Personen erlaubt, weil ihnen günstige Zeugnisse ihrer Pfarrer zur Seite stünden. Fallen die Berichte der Geistlichen über geschiedene Nupturienten ungünstig aus, so werden sie in den Entscheidungen der Behörden nicht berücksichtigt, selbst dann, wenn die Bestimmungen des Evang. O. K. R. thatsächlich im Lebenswandel sich documentirende Reue, über deren Vorhandensein selbstverständlich nur der Selsorger urteilen kann, als Bedingung zur Genehmigung einer anderweiten Eheschließung feststellen, oder es kommen Aufforderungen zu neuen Berichten, etwa mit der Anfrage: ob denn gar keine Milderungsgründe zum Urteile über den Petenten vorlägen? so daß man es merkt: es soll von Seiten des Pfarres durchaus so berichtet werden, daß dem Kirchenregimente die Erlaubnis der Trauung erleichtert werde. Bleibt aber der Pfarrer trozdem bei seiner ursprünglichen Ansicht, so wird dennoch die kirchliche Mitwirkung zu einer neuen Eheschließung — — — gestattet. Die Frage liegt nahe: wozu die vielen Schreibereien, die weitläufigen Beratungen und Beschlüsse der Kirchenbehörden und die vielen Umstände, wenn doch von vornherein feststeht: der Eheconsens wird erteilt? Es wird erklärlich, wie ein hochgestellter Geistlicher, der Oberhirte einer ganzen Provinz, ein durchaus milder Mann*), über die Weise, wie man die Ehesachen behandele, dahin sich äußern konte: er vermisse in dieser Beziehung häufig den sittlichen Ernst, der der Heiligkeit des Gegenstandes gebühre.

(Schluß folgt.)

---

*) Der kürzlich heimgegangene Gen.-Superint. der Provinz Sachsen Dr. Lehnerdt.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 26. Januar. № 8.

Ein Weckruf an das geistliche Amtsgewissen.

(Schluß.)

In den bezüglichen Erlassen, noch mehr in der Art ihrer Ausführung tritt unverhüllt die Tendenz hervor, die Möglichkeit einer anderweiten Eheschließung geschiedener Personen, sobald sie diese beantragen, in ausgedehntestem Maße zu gewähren, während das Streben nach Beschränkung derselben gerechtfertigt gewesen wäre durch die Heiligkeit der Ehe und durch die Verwüstungen, welche der Rationalismus im Vereine mit einer dem Worte Gottes entfremdeten Gesezgebung in unserm Volke angerichtet hat. Diese Tendenz hat bisweilen die Aufstellung der eigentümlichsten Grundsätze zur Folge gehabt. So fand die altkirchliche Schriftauslegung, auch wenn die Ehe wegen eines schriftmäßigen Grundes geschieden war, für den schuldigen Teil keine Erlaubnis zur Wiederverheiratung in der Schrift. Das Rescript des Evang. O. K. R. vom 15. Februar 1859 erkent dieses ausdrücklich an mit den Worten: „Es ist einst — und zwar auch dann noch, als die Ansichten über die Beschränkung der Scheidegründe ihre alte Strenge längst verloren hatten — ein allgemeiner Grundsaz gewesen, daß ein Recht auf Wiederverheiratung dem schuldigen Teile nicht zustehe. Davon ist in dem vaterländischen Gesetze fast nicht mehr die Rede." Was wäre also natürlicher gewesen, als daß das Kirchenregiment auf den alten Grundsaz zurückgegriffen und diesen als feste Norm für seine Entscheidungen anerkant hätte, um so mehr, als die hohe Behörde „aus der Betrachtung der lebendigen Zustände" selbst den Schluß zieht, „daß es gerade hier einer Abhilfe, sowol zur Schonung des sittlichen Gefühls, als zur Bewahrung unschuldiger Personen vor künftigem Unglück sicher bedarf." Aber statt dessen hat man „den ergänzenden Grundsaz" aufgestellt, „daß dem schuldigen Teile vorläufig und bis dahin die Trauung zu versagen sei, wo er durch seinen Wandel Zeichen der innerlichen Umkehr gegeben habe." Ist aber die Reue rechter Art, so muß der Gefallene darauf bedacht sein, sich mit dem gekränkten Ehegatten zu versöhnen und dadurch, so weit thunlich, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, was durch Wiederverheiratung unmöglich wird. Das müßte so sein, auch wenn nicht ausdrücklich geschrieben stände 1 Cor. 7, 11: *μενέτω ἄγαμος ἢ τῷ ἀνδρὶ καταλλαγήτω.* Und welche praktische Schwirigkeiten entstehen durch Anwendung dieses Grundsatzes! Wie wird dadurch, daß auf die Beweise wahrer Reue gleichsam eine Prämie gesezt wird, nämlich die Erfüllung des sehnlichsten Herzenswunsches, der gemeinsten Heuchelei Thor und Thür geöffnet! Wer kann so vermessen sein, beurteilen zu wollen, ob Jemand wirklich Reue, Zerknirschung des Herzens, rechtschaffenen Haß gegen seine Sünde hat, ob sein äußerer Wandel eine Frucht dieser inneren Zustände ist? Das vermag Niemand, als der Herzenskündiger.

Man mag über die jetzige kirchliche Behandlung der Ehesachen denken, wie man will, — — den Vorzug der Consequenz und der unbefangenen Ehrlichkeit wird man der Kirche in der rationalistischen Periode nicht versagen können. Doch sehen wir zu, wie dieselbe gerechtfertigt wird!

Man hat zur Verteidigung der Praxis des Kirchenregiments die Unterscheidung von Gesez und Princip aufgestellt. Die bekanten Schriftstellen über die Ehe enthielten nicht ein Gesez, an dessen Befolgung die Kirche unbedingt gebunden sei, sondern ein Princip, „das auf die Verhältnisse des Lebens mit Weisheit und Milde — — angewendet werden soll." Schreiber dieses gesteht unumwunden, daß ihm diese Distinction unverständlich ist, und daß er Jahre lang vergeblich sich bemüht hat, den Sinn, welchen man mit den Begriffen von Gesez und Princip verbindet, sich klar zu machen. Beide Begriffe haben eins mit einander gemein, was sie nicht mit einander gemein haben dürften, wenn ihre Unterscheidung den gewünschten Dienst leisten soll, nämlich das, daß sie einen schöpferischen Willen voraussetzen, der sowol das Gesez, als auch das Princip ins Leben gerufen hat. Mag Gott der Herr in seinem Worte ein directes Gesez gegeben oder ein Princip aufgestellt haben: — in beiden offenbart Er Seinen Willen, und dem in Seinen Gesetzen und in Seinen Principien sich kund thuenden Willen zu folgen, ist Pflicht der Kirche. Erfüllt sie diese nicht, so entfernt sie sich von Seinem Willen, thut also Sünde. Mithin kann auch die Auffassung, welche in den bekanten Schriftstellen über die Ehe nur ein Princip findet, kein Gesez, zur Abweichung von diesem Principe nicht berechtigen. Es ist wahr: der Herr Christus hat kein codificirtes Eherecht in der Schrift uns hinterlassen. Er hat überhaupt für Seine Anhänger keine in bestimte Paragraphen verfaßten Gesetze gegeben, und ist in diesem Sinne kein Gesezgeber. Er hat über die göttliche Stiftung des Ehestandes uns belehrt. Diese Lehren sind Principien, Anfänge, lebenskräftige Anfänge, aus denen organisch dasjenige herauswächst, was drin ist, ebenso wie aus dem Kerne sich der Baum entwickelt, der

drin liegt. Alles, was die an Sein Wort gebundene Kirche bezüglich der Ehe festsezt, jede Erlaubnis oder Versagung einer Wiedertrauung, jedes Ehegesez, das ganze kirchliche Eherecht muß als mit diesen Principien in Einklang stehend sich documentiren. Läßt sich von einem die Ehe betreffenden Decret oder Statut nicht nachweisen, daß es aus diesem Principe erwachsen ist, so hat es seinen Ursprung nicht in dem Willen Christi, nicht in der von Gott gesezten Institution der Ehe; es ist eine Verleugnung des von Christo selbst aufgestellten Princips, ein Abfall von dem Herrn selbst und Seiner Lehre.

Ferner hat man behauptet: das vom Herrn aufgestellte Princip des Wesens der Ehe müsse angewendet werden „zur Erhaltung der Heiligkeit der Ehe, aber auch zur Rettung der Personen und zum Schutze des Rechts." Dieser Unterscheidung liegt die Annahme zu Grunde, daß die Erhaltung der Heiligkeit der Ehe den einzelnen Personen Untergang bringen und Rechtsverletzungen herbeiführen könne. Von Weltkindern hört man oft die Rede: die Vorschriften des Christentums lassen sich im praktischen Leben nicht durchführen; sie mögen gut sein für den Himmel, aber sie sind nicht gut für die Erde; nicht auf dem Fundamente des Christentums, sondern auf andern Grundlagen muß das öffentliche Leben mit seinen Rechten, Gesetzen und Ordnungen sich aufbauen. Die Verblendung, welche in dergleichen Auffassungen sich kundgibt, ist tief zu beklagen; sie verhindert Tausende und aber Tausende, der ewigen Wahrheit sich zuzuwenden. Aber wundern darf man sich darüber nicht, denn es ist eben die von dem lebendigen Gott und Seinem heiligen Worte abgefallene Welt, die solche Meinungen äußert. Die Kirche wird sich an ihnen nicht beteiligen dürfen. Der heilige Ehestand ist eine Stiftung, die Gott der Herr gemacht hat zum Besten der Menschen, ein göttliches Gnadengeschenk für uns arme Sünder. Seine Einrichtungen für uns arme Menschen trifft Er so, wie sie für unsere Natur passen; sie sind uns unbedingt heilsam. Nun und nimmermehr kann es uns Schaden bringen, wenn wir uns ihnen in Demut und Gehorsam unterordnen. Nun und nimmermehr kann die Anwendung des in Seinem Worte aufgestellten Rechtes eine Verletzung eines andern Rechtes mit sich bringen. Alles menschliche Recht, welches in Collision mit dem göttlichen Rechte tritt, ist kein wahres Recht und hat daher diesem unbedingt zu weichen nach dem bekanten Spruche: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Dieses Wort, welches seit der Apostel Tagen das Panier war, unter dem die Kirche gegen verderbliche Menschensatzungen zu Felde zog, welches vor Allem die Reformatoren nicht müde wurden ihren Gegnern entgegen zu halten, ist noch heute die Richtschnur für das Verhalten der Jünger Jesu in solchen Fällen. Wer die Pflicht der unbedingten Beugung unter Gottes Ordnungen leugnet, ladet den Vorwurf auf sich, daß er Gottes Weisheit meistert, daß er, das Geschöpf, über seinem Schöpfer Gericht hält mit der Prätension, besser zu verstehen, was dem Menschen fromme, als der lebendige Gott im Himmel. Ueberdies belehrt uns ein Blick auf die römisch-katholische Kirche, daß die Menschen sogar ohne jegliche Ehescheidung existiren können, und das Beispiel der Katholiken wirkt in Gegenden gemischter Bevölkerung dermaßen günstig auf die Protestanten ein, daß unter diesen die Zahl der streitenden Ehepaare im Vergleich zu rein evangelischen Gegenden sehr gering ist. Nein! nicht für die Sünde, nicht zum Abfalle von Gott, der einzigen Quelle alles wahren Glückes in Zeit und Ewigkeit, hat der Schöpfer uns geschaffen, sondern zur Gemeinschaft mit Ihm, zur Unterordnung unter Seine heiligen Institutionen, zum Gehorsam gegen Seine Gebote.

Man hat die nachgibige Praxis in Eheangelegenheiten damit rechtfertigen wollen, daß man gesagt hat: sie sei der einzige Weg, um den beklagenswerten Conflict zwischen Kirche und Staat auszugleichen; durch Aufrechthaltung der strengen kirchlichen Ehepraxis dränge man den Staat mit Notwendigkeit zur drohenden Einführung der Civilehe; auch würden dadurch Viele zum Uebertritt zu den freien Gemeinden bewogen. Schreiber dieses stimt nicht dem Geschrei der großen Massen bei, die Trennung der Kirche vom Staate fordern. Kirche sowol als Staat, beide sind Gottes Schöpfungen. Beide haben Ein Ziel: Gottes Ehre zu fördern, Sein Reich zu bauen, jedes in seiner Weise. Zur Erreichung dieses Zieles wird gelangt nicht durch feindlichen Antagonismus beider Gewalten, sondern dadurch, daß sie Hand in Hand gehen und so ihre gemeinsame Aufgabe, jede auf dem ihr zugewiesenen Gebiete, erfüllen. Also kein Aufgehen des Staats in der Kirche, oder der Kirche im Staate! Selbständigkeit beider Gemeinschaften, reinliche Sonderung der Sphäre der Kirche von der des Staats, freundschaftliches Zusammengehen beider durch Förderung der eigenen Interessen und der des andern, durch Gott gewollten Gebrauch der eigenen Rechte und durch volle Anerkennung der Rechte des andern! Das ist der Wille Gottes. Wollte jedoch die Kirche blos um des lieben Friedens willen, um den zwischen ihr und den Bestimmungen den preuß. Allg. Landrechts bestehenden Conflict wegen Ehescheidungen zu beseitigen, von der im Worte Gottes ihr vorgezeichneten Norm sich entfernen, so würde sie damit ihre Selbständigkeit dem Staate gegenüber aufgeben, sie würde sich gegen diesen versündigen, indem sie es unterließe, die souveraine Majestät des göttlichen Wortes auch für das Gebiet des Staates nach Kräften zur Geltung zu bringen, sie würde den Felsengrund, auf dem sie gebaut ist, verlassen und den Boden, auf dem sie steht, sich selbst unter den Füßen wegziehen. Darüber kann nach den vielfachen Erörterungen auf Kirchentagen, Pastoralconferenzen und in der theologischen Presse unter wahren Christen kein Zweifel obwalten, daß zwischen dem landrechtlichen und dem auf Gottes Wort basirten Eherechte eine Versöhnung nicht möglich ist, weil die beiderseitige Auffassung des Wesens der Ehe diametral einander entgegensteht. Das Landrecht und das in ihm enthaltene Ehegesez ist ein Kind des vom Christentum abgefallenen Zeitgeistes des vorigen Jahrhunderts. Aufklärerischer, eudämonistischer, verflüchtigender Humanismus, die Tendenz der möglichsten Beförderung der Population liegt seiner Auffassung der Ehe zu Grunde. Angesichts dieses Geistes und seiner Ausgeburten muß

bei jedem Versuche, ihn mit christlichen Anschauungen auszusöhnen, das Wort Anwendung finden: „wie stimt Christus mit Belial?“ Besonders significant für die damalige Ansicht über die Ehe ist das bekante Edict Friedrichs II. von Preußen vom 17. November 1782, worin es heißt: „daß man mit der Trennung der Ehe nicht gar zu difficil sein muß, sonst hindert das die Population. Denn sobald zwei Eheleute durchaus soweit wider einander aufgebracht und erzürnt sind, daß gar keine Vereinigung wieder zu hoffen steht und die Gemüter in einer beständigen Verbitterung gegen einander verbleiben, so werden sie auch keine Kinder miteinander erzeugen und das ist der Population zum Nachteil. Dagegen wird das Paar geschieden und das Weib heiratet dann einen andern Kerl, so kommen doch noch eher Kinder davon. Ihr müßt daher immer auf die Umstände sehen“ ꝛc. Jede Vermengung des reinen Wassers mit unreinem hat erfahrungsmäßig stets die Verunreinigung der durch solche Vermischung entstehenden Flüssigkeit zur Folge. Es ist sonderbar: in die Kirchenbehörden dringt man mit der Aufforderung, sie möchten dem Landrechte gegenüber nachgeben; man echauffirt sich, wenn dieser Aufforderung nicht sofort nachgekommen wird. Warum gibt denn der Staat nicht die dem göttlichen Worte widerstrebenden Bestimmungen seines Eherechts auf? Würde dieser Weg zur Beseitigung des Conflictes eingeschlagen, das wäre eine Lösung, die der Kirche und dem Staate Heil und Segen brächte. Es ist ein böses Zeichen für unsere conservative Partei, daß grade an ihrem Widerstande die hierauf zielenden Bestrebungen der Staatsregierung gescheitert sind. Wie aber jezt die Sachen liegen, ist der Conflict nicht zu beklagen, nur das ist beklagenswert, daß er nicht schärfer hervortritt, daß er nicht mehr intensive und extensive Kraft entwickelt. Die Zeit, da die Kirche, in tiefen rationalistischen Todesschlaf versunken, gegen die landrechtliche Ehepraxis nicht reagirte, kante diesen gesegneten Conflict nicht. Danken wir Gott, daß sie vergangen ist! Dieser Conflict ist der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und der Welt. Wer ihn à tout prix ausgleichen will, mag zuvor Christum und den Teufel mit einander versöhnen und das Wort aus der Schrift entfernen: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.“

Das Schreckbild der Civilehe versagt gleichfalls den gewünschten Dienst, wenn man bedenkt, daß die finstern Mächte, welche unaufhörlich auf Einführung der Civilehe hindrängen, den in Rede stehenden Conflikt lediglich als Vorwand gebrauchen, um auf die Erreichung ihres Zieles hinzuarbeiten. Ihnen liegt daran, entweder ihre Doctrin vom religionslosen Staate zur Wahrheit zu machen, oder der christlichen Religion Wunden zu schlagen. Beide Ziele, so lange sie fest gehalten werden, werden zu stets erneuten Versuchen, die Civilehe gesezlich einzuführen, veranlassen, selbst wenn dieser Conflikt gelöst ist. Steht die Regierung nur fest gewurzelt in der christlichen Wahrheit, so wird sie um so weniger sich bewogen finden, dem Geschrei der Massen nachzugeben, als ja denen, die den christlichen Ordnungen sich nicht fügen wollen, der Uebertritt zur freien Gemeinde und sodann das

Recht, eine Civilehe einzugehen, bereits jezt gewärt ist. Würde sie dennoch auch für die Glieder der christlichen Kirche eingeführt, die etwaige strenge Ehepraxis der Kirche hätte sicherlich nicht dazu genötigt.

Aber die freien Gemeinden? Schreiber dieser Zeilen fürchtet sie nicht. Er sieht es als ein Unglück an, daß die freigemeindliche Bewegung in den lezten Jahren ins Stocken gerathen ist. Die Schuld davon schiebt er darauf, daß die wahren Glieder der Kirche es an Entschiedenheit, Mut, Treue, Glauben haben fehlen lassen. Die Kirche braucht offene ehrliche Gegner, die nackt und unverhüllt ihres Herzens Meinung, wenn diese auch noch so verwerflich ist, heraussagen, nicht zu fürchten. Schaden thun ihr die heimlichen verborgenen Feinde, die sich für ihre Freunde ausgeben, die Heuchler, die Gottes Wort im Munde, aber nicht im Herzen haben, die faulen, todten Glieder, die mit Centnerlast sich an ihre Füße hängen und ihren wahren Fortschritt, sowie jede freie Bewegung hindern. Auch hier gilt das Wort: „Ach, daß du kalt oder warm wärest!“ Besser ein frischer fröhlicher Krieg in offener Feldschlacht, als ein fauler Friede, der die Kräfte schlaff macht und alles Leben tödtet! Die freien Gemeinden ziehen ihre Hauptnahrung aus den Sünden und Schwächen der Kirche. Diese werden von ihnen gründlich ausgebeutet, um eine schmähliche Verachtung der Kirche und ihrer Diener den Gemütern einzupflanzen und darin zu befestigen. Der positive Inhalt des Freigemeindlertums ist zu jämmerlich, zu trostlos, zu öde und leer, um das religiöse Bedürfnis unsterblicher Menschenseelen befriedigen zu können. Soll der freigemeindlichen Bewegung mit Erfolg und in der rechten Weise entgegengetreten werden, so gilt es vor Allem, den unglücklichen Verirten Achtung vor der Kirche und ihrem Glauben einzuflößen, und dieses geschieht einzig und allein dadurch, daß diese sich mehr und mehr klar macht, was nach den Lehren ihres göttlichen Meisters ihre Aufgabe ist, daß sie diese ihre Aufgabe gegen ihre eigenen Glieder und gegen die ungläubige Welt immer völliger erfülle, und daß sie in ihrer äußeren Erscheinung je mehr und mehr ihrer Idee entspreche. Eine derartige Haltung nötigt auch dem Gegner Achtung ab. Verläßt aber die Kirche bei jedem Anlauf der antichristlichen Rotten, bei jedem Andrängen des von Gott abgefallenen Zeitgeistes feig ihre Position, verleugnet sie die Pflichten ihres Berufs, schlägt sie durch ihr Verhalten ihren eigenen Grundsätzen ins Angesicht so ist die nächste Folge davon, daß die Welt sagt: die Kirche weiß selbst nicht, was sie will. Man mag sich dann nicht wundern, wenn alle entschiedenen und energischen Geister unter ihren Gegnern sich innerlich von ihr abwenden und mit größter Geringschätzung ja mit offener Verachtung sie strafen.

Nein! nicht durch schmähliches Nachgeben gegen unchristliche Zeitströmungen, nicht durch allerhand weltliche Rücksichten wird der heiligen Sache des Christentums gedient. Alle Mittel, die man angewandt hat, um die laxe Ehepraxis zu beschönigen, sind Feigenblätter, welche die eigene Blöße nur schlecht verhüllen. Hier, wie in allen andern Stücken, verlangt Gott der Herr von Seinen Dienern Nichts als Unterordnung unter Seinen heiligen

Willen, als Gehorsam gegen Sein Wort. Welchen Erfolg das menschliche Thun hat, das steht allein in des Herrn Hand. Man sucht nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Und wo der Herr Treue findet, da läßt Er auch die im Aufblick auf Ihn gethane Arbeit nicht unbelohnt. So hat die in den lezten Decennien eingetretene kräftige Reaction des christlichen Geistes gegen die laxe landrechtliche Ehepraxis bereits reichliche Früchte getragen. In manchen Schichten der Gesellschaft, namentlich unter dem Adel, hat eine größere Scheu vor der Heiligkeit der Ehe wieder Wurzel geschlagen, so daß Scheidungen in diesen Kreisen sehr wenig, Verheiratungen Geschiedener fast gar nicht vorkommen. Der eigentliche Kern des Volks, die von der modernen Cultur noch wenig beleckte Landbevölkerung, hatte, wenigstens in vielen Gegenden, mit der ihm eigentümlichen Zähigkeit an der guten alten väterlichen Sitte festgehalten, so daß die leichtfertige Auffassung der Ehe wenig Eingang bei ihm gefunden hat; wo die alte Sitte wankend wurde, hat eine Rückkehr zu ihr wieder begonnen. Dem Referenten sind Fälle bekannt, daß geschiedene Männer des bäuerlichen und Arbeiterstandes, welche ihre Frauen durch nichtswürdige Behandlung, die sie ihnen zu Teil werden ließen, zwangen sie zu verlassen und dann von diesen wegen böslicher Verlassung sich scheiden ließen, vier, fünf Jahre und noch länger vergeblich nach Frauen gesucht und bis jezt ihr Ziel noch nicht erreicht haben. In der Meinung des Volks ruht auf Geschiedenen ein Makel, der viele Personen des weiblichen Geschlechts abhält, sie zu heirathen. Die meiste Verbreitung hat die leichtsinnge Ansicht über Ehescheidung und Wiederverheirathung in der religiös am meisten verwahrlosten Klasse der „Gebildeten," der Geldmenschen, niederen Beamten ꝛc. gefunden. Unter diesen hat der Unglaube seine festeste Burg. Sie für den christlichen Glauben wieder zu gewinnen, ist die schwerste Aufgabe, an der die Kirche aber auch nicht zu verzweifeln braucht, wenn sie ihre heilige Lehren mit Wort und That treu und gewissenhaft bekent.

Welche Stellung hat nun das geistliche Amt gegenüber dieser Behandlung der Ehesachen einzunehmen?

Man hat gesagt: die Pastoren sollten vertrauensvoll die Entscheidung über die Zulässigkeit einer anderweiten Eheschließung Geschiedener den Behörden überlassen und Alles trauen, was diese zu trauen erlaubten. Etwaige sich regende Gewissensbedenken seien durch Vorhaltung der im vierten Gebote vorgeschriebenen Pflicht des Gehorsams zu beschwichtigen. So würde die Autorität gewahrt und der durch die Geistlichkeit hindurchgehende Riß den Augen der Welt verborgen. Einsender muß diese Ansicht als romanisirend, als unevangelisch verwerfen. Gewiß gibt es für einen treuen Diener der Kirche besonders in unserer Zeit nichts schmerzlicheres, als wenn er seinen Vorgesezten aus Gehorsam gegen Gott den Gehorsam auffagen muß. Trotzdem ist dieses in gewissen Lagen Pflicht, namentlich in dem vorliegenden Falle, wo das deutliche Wort: „wer eine Abgeschiedene freit, bricht die Ehe" keinen Zweifel darüber läßt, daß der Pastor, welcher die von den geistlichen Behörden gestattete Trauung eines schriftwidrig Geschiedenen vollzieht, damit eine von Christo als ehebrecherisch gebrandmarkte Verbindung sanctionirt, mithin einer Sünde sich teilhaftig macht. Die Sünde hört darum nicht auf, Sünde zu sein, weil sie mir von meinen Vorgesetzten geboten oder vielmehr erlaubt ist. In diesem Sinne blinden Gehorsam gegen das Kirchenregiment zu üben, ist nicht evangelische Vorschrift. Es ist ein Grundsaz des Jesuitenordens, daß der Untergebene in den Händen seiner Obern wie eine Leiche sei, die willenlos sich hinlegen lasse, wohin man will. Wir Geistliche sollen nicht Maschinen sein, die unbesehens Alles ausführen, was die Vorgesezten befehlen. Das sagen uns die Freigemeindler nach. Zeigen wir ihnen, daß wir ein Gewissen und eine selbständige, in Gottes Wort gewurzelte Ueberzeugung haben! Was wäre aus Luther geworden, wenn er mit Verletzung seines Gewissens den damaligen kirchlichen Machthabern sich unterworfen hätte? Ueberdies begeht der Geistliche, welcher um seines in Gottes Wort gegründeten Gewissens willen eine Trauung verweigert, keinen Ungehorsam gegen seine kirchliche Obrigkeit, weil diese dergleichen Trauungen zwar gestattet, aber nicht dem einzelnen Pastor gebietet, diesem vielmehr ausdrücklich das Recht zugestanden hat, aus gewissenhaften Gründen seine Mitwirkung bei einer Eheschließung schriftwidrig Geschiedener zu versagen. Alle menschliche Autorität kann nur dadurch wahrhaft gestüzt werden, daß man sie als einen Abglanz der himmlischen Majestät anerkent und um Gottes willen ihr unterthan und gehorsam ist, nicht dadurch, daß man ihr zu Liebe von den Lehren des göttlichen Wortes abweicht. Mag dann auch dadurch, das ein anderer Pfarrer bei der von mir als sündhaft erkanten Eheschließung mit Gutheißung seiner Obrigkeit amtlich mitwirkt, vor aller Welt offenbar werden, daß die evangelische Geistlichkeit über diese so wichtige Sache gespaltener Meinung ist, daß der eine für Recht hält, was der andere für Sünde erklärt: — — — ich halte mich zwar nicht für berechtigt, die Blößen unserer Kirche ohne Not aufzudecken, aber ich habe doch die Sünde nicht auf mich geladen, mein Gewissen zu verletzen um eine in Wirklichkeit doch nicht vorhandene Einigkeit zu erheucheln. Wer's wissen will, weiß es doch ohnedem, daß die bis aufs Mark gespaltenen Gegensätze unserer Zeit auch im geistlichen Stande sich abspiegeln.

Man hat ferner darauf hingewiesen, daß Geschiedene, die mit ihrem Trauungsgesuche abschläglich beschieden werden, erfahrungsmäßig in schwere Sünden fallen: Concubinat und andere Hurerei. Es sei besser: ihnen die Eingehung einer Ehe zu gestatten, als sie zu solchen Sünden zu veranlassen, da zwischen zwei Uebeln immer das geringere zu wählen sei. Hierauf ist zu antworten, daß der Christ in seinem Thun einfach an die Norm des göttlichen Wortes sich zu halten hat, unbekümmert um die möglichen Folgen seiner Handlungen. Vor jeder Sünde hat er sich zu hüten, mag dieselbe schwer oder leicht sein. Durch Einsegnung des Ehebruchs begeht der Pfarrer eine schwere Sünde, die er einst vor Gottes Richterstuhl zu verantworten haben wird. Hat

er sonst an seinen Pfarkindern seine Schuldigkeit gethan, so kann er, falls sie in schwere Sünden fallen, getrost seine Hände in Unschuld waschen. Seit wann ist es denn evangelische Lehre, daß der vermeintlich gute Zweck das Mittel heilige? Ich sage der vermeintlich gute Zweck, denn in Mehrheit ist er nicht gut. Man denke sich die Lage eines Geistlichen, der einen schriftwidrig Geschiedenen zu einer neuen Ehe eingesegnet hat, der nun nachdem dieser zum lebendigen Glauben, sowie zur Erkentnis seiner Sünde gekommen ist, ihn in seiner Gewissensangst selsorgerlich behandelt, der geistlichen Beistand leisten soll wider eine Sünde an der er selbst sich beteiligt hat! Hat dieser Mann wirklich unter zwei Uebeln das kleinere gewählt?

Als vor mehreren Jahren die Ehefrage auf den Kirchentagen und Pastoralconferenzen vielfach ventilirt wurde, haben viele Hunderte von Pastoren einander das Wort gegeben, jede Trauung schriftwidrig Geschiedener zu verweigern. So lange die Sache gänzlich in unseren Hände ruhte, wurde auch von vielen Seiten diesem Versprechen gemäß gehandelt. Jezt scheint aller thatsächlicher Widerstand von Seiten des geistlichen Amtes aufgegeben zu sein.(?) Worin hat diese Erscheinung ihren Grund? Sind etwa jene Entschlüsse nur die Früchte einer momentanen Erregung gewesen, die schnell wie ein aufflackerndes Strohfeuer verschwunden ist? Sind wir selbst noch nicht fest gegründet in dieser hochheiligen Sache und lassen wir uns noch wägen und wiegen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen zu verführen, Eph. 4, 14? Lassen wir uns von Menschenfurcht und Menschengunst in unserer Amtsführung bestimmen? Fürchten wir vielleicht einen Sturm der ungläubigen Elemente unserer Gemeinden? Agiren wir überhaupt mehr mit dem großen Munde, als mit großen Thaten? Unsere Gegner sagen uns das alles nach. An uns ist es, sie durch unsere Thaten Lügen zu strafen. Zu allen Zeiten, ganz besonders aber in unseren Tagen braucht Gott der Herr in Seinem Dienste ganze Männer, die alle ihre Kräfte Ihm weihen. Halbirte, schwankende, wetterwendische Geister werden von den großen gewaltigen Gegensätzen, die einander bis aufs Blut bekämpfen, zerrieben. Er segne in Gnaden diese Zeilen dazu, daß die geistlichen Amtsgewissen erwachen, und daß alle Seine Diener in der wichtigen Ehesache die ewigen Wahrheiten Seines Wortes mit Herzen, Mund und Händen treu und gewissenhaft bekennen.

Aus dem Hannoverschen.

Nur mit ernsten Befürchtungen können die kirchlich gesinten Glieder unserer Landeskirche bei der Jahreswende in die Zukunft sehen.

Das verflossene Jahr riß mit der politischen Selbständigkeit zugleich einen Damm hinweg, der die andringenden Wasser der Union aufhielt. Die Union, weil sie dem Zeitgeiste entspricht, gleicht nicht dem Felsen, der fest und zuweilen schroff auf seinem Platze steht, sondern den Wasserwogen, die nach innewohnendem Triebe über die Flächen sich ausbreiten und überall durchsickern, wo sie keinen entschiedenen Widerstand finden. Werden sie bei uns diesen Wiederstand finden? Vorläufig allerdings; dazu ist schon die Spannung des Augenblicks zu groß. Eine Unterordnung unter den Oberkirchenrath lehnen nicht nur die kirchlich Gesinten, ihn lehnen auch, freilich aus anderen Motiven, Ewald und Genossen im Protestantenverein entschieden ab. Nun haben wir ja wol auf Ersuchen unseres hart vor Thoresschluß eingesezten Landesconsistoriums von Berlin das Königliche Wort, welches vor der Hand unserer Landeskirche das lutherische Bekentnis garantirt, so weit — Menschen es eben garantiren können. Auch soll man ein Königswort nicht drehn noch deuteln. Aber eben darum dünkts uns heiligste Pflicht unserer obersten Kirchenbehörde dies Wort zu ergreifen, nicht als ein Beruhigungsmittel der Gemüter, sondern als Grundlage zum Handeln, als Fundament zu einem festen Wall, der gegen die Unionstendenzen um die lutherische Landeskirche her aufgeworfen werden müßte. Ein passiwes Abwarten dessen, was an uns kommen wird, ist hier übel angebracht. Die Strömung geht stark zu uns herüber; Soldaten und Beamte machen den Anfang, andere werden folgen; die preußischen Gesetze binden ohnehin weniger fest an die Scholle, die politische Spannung läßt mit der Zeit nach, und dann noch eine kirchliche Besonderheit halten wollen, wenn man sie nicht befestigt hat bis oben hin, wird nicht mehr möglich sein. Also, ohne eine lutherische Kirchenbehörde in Berlin, welche dem Oberkirchenrath ebenbürtig zur Seite steht, ist auf die Dauer für uns wenig zu hoffen. Die haben wir uns zu erbitten, etwa gemeinsam mit den anderen lutherischen Ländern, welche zu Preußen geschlagen sind. Diese Bitte ist so natürlich, daß man sie nicht zu rechtfertigen braucht. Diese Bitte kann man, wird man uns in Berlin jezt nicht abschlagen. Jezt nicht; der Augenblick muß ergriffen werden, mit jedem Tage wird die Lage ungünstiger. Wir suchen keine künstliche Centralisation, aber wir suchen die uns im Augenblick so natürliche, so nahe liegende, so heilsame Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft Halt.

Unser Landesconsistorium scheint anders zu denken und nach Beseitigung der ersten Gefahr sich lediglich einer zweiten Aufgabe zuzuwenden, nämlich dem Aufbau der bereits fertig gezimmerten Synodalverfassung. Wir haben nichts dagegen, daß mit der Garantie fürs Bekentnis zugleich Garantie für die Verfassung vom Könige erbeten ward, obwol wir, offen gesagt, beide nicht gern in einem Athem nennen. Aber diese Synodalverfassung ist einmal da, sie ist in der Vorsynode vereinbart, durch den König bestätigt und in ihrem untersten Stockwerke bereits hergestellt. So ist denn auch nichts dagegen einzuwenden, wenn

das neue Landesconsistorium jede Gelegenheit ergreift um auszusprechen, daß es ihm mit der Durchführung der neuen Verfassung ein Ernst sei. Nur das beklagen wir, daß es sich bei solchen Gelegenheiten auch jedes Mal großen Segen von ihr verspricht und selbst unbedenklich liberalen Elementen gegenüber sagt: In Betreff der Verfassung denken und hoffen wir wie ihr. Furcht und Zittern schienen uns am Platze zu sein, daß nicht das Kirchenschifflein mit vollen Segeln in eine Scylla hineinfahre, welche schlimmer ist als die Charybdis der Union. Es ist mehr als ein Stück in der neuen Synodalverfassung, das in hohem Grade bedenklich bleibt und der Kirche so schwere Wunden schlagen kann, daß eine kirchenregimentliche Union Kleinigkeit dagegen ist.

Man wird einwenden: da haben wir ja aber den glücklichen Passus in § 65: „Die Lehre selbst bildet keinen Gegenstand der Gesezgebung der Landeskirche." Dieser Passus, fürchte ich, wird sich wie Jener von den akademischen Gesezen gesagt hat, durch zweierlei bemerklich machen: durch Druckerschwärze und durch — Uebertretungen. Denn freilich die Lehre in abstracto wird nicht discutirt oder neu fixirt werden, aber die Lehre wie sie in Büchern und Ordnungen mit Fleisch und Blut bekleidet vor uns steht, ins Leben greift, Schule und Kirche gestaltet und wie ein Sauerteig die Landeskirche durchsäuert, wird bald von den Einflüssen der Synode zu sagen wissen. Und nun die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, die der Großmacht Presse Zutritt und Einfluß eröffnet, welch ein bedeutendes Hindernis wird sie sein, geistliches geistlich zu richten! Und die Predigerwahlen mit der Vollmacht, welche dabei vorab dem Synodalausschuß zugestanden ist! Ueberhaupt dieser Synodalausschuß mit seinen Befugnissen, der sich in die Kirchenbehörde eindrängt und mitrichtet bei den zartesten und discretesten Angelegenheiten — das geht doch noch über den Constitutionalismus des modernen Staats. So etwas macht sich nur auf dem Papier, die Kirche kanns auf die Dauer nicht tragen. Und auch deswegen würden wir ein lutherisches Oberconsistorium in Berlin mit Freuden begrüßen, welches über dem Ausschuß steht und an welches Appellation möglich ist.

Man wird uns des Schwarzsehens beschuldigen, man wird sagen: „Dergleichen macht sich doch in anderen Ländern ohne Gefahr. Man wage doch und traue dem guten kirchlichen Sinn, der noch in Vielen lebt. Wirds auch nicht gleich nach Wunsch gehen, später werden Wahlen und Verhandlungen schon anders ausfallen." Man bedenkt dabei nicht, aus welchen Keimen unsere Kirchenverfassung erwachsen und welche Kräfte dabei thätig gewesen sind. Erwachsen ist sie aus einer Agitation gegen ein kirchliches Lehrbuch, das in treuer Arbeit unserer besten geistlichen Kräfte, unter Anerkennung sämtlicher Consistorien und der theologischen Facultät zu Stande gekommen war, um alsdann denen zu lieb preis gegeben zu werden, welche die gesunde Lehre nicht leiden wollten und deren Angriffe fast durchweg gegen den Kern des Buchs, den Lutherischen Katechismus, mithin gegen das Bekentnis der Kirche sich richteten. So erlebten wir denn auch schon gleich auf der Vorsynode das

traurige Schauspiel, wie eine kirchlich gesinte Geistlichkeit eingeengt zwischen die liberale Partei und eine Kirchenregierung, die einen Vergleich herstellen und ein Verfassungswerk zu Stande bringen wollte, oft an entscheidenden Punkten machtlos war und nach beendetem Werk, wenn auch nicht mit verwundetem Gewissen, doch mit schwerem Herzen heimging. Die Keime wirken sich aus und tragen Früchte nach ihrer Art, nicht blos auf dem Gebiete der Natur, sondern auch auf dem des Geistes. Synodale Einrichtungen, Predigerwahl u. dergl., ists erwachsen aus einer Zeit des Glaubens, auf dem gesunden Stamme einer von Gottes Wort ergriffenen Generation, so behält es selbst in nachmaliger trüber Zeit leicht einen Schimmer seiner ursprünglichen Reinheit und kann ein Halt sein wider den Zeitgeist. Was aber nicht aus dem heiligen Geiste von oben, sondern aus dem unheiligen Geiste der Zeit geboren ist, das kann nicht, auch in Jahrhunderten nicht der Kirche zum Segen werden ohne — schmerzliche Wiedergeburt.

Wie viel auf die Zeit der Entstehung und die eben herschende Strömung ankomt, das zu beobachten haben wir noch an einem anderen Punkte Gelegenheit. Es ist den Gemeinden unlängst bei Pfarrbesetzungen ihr gutes altes Recht der Vocation und Recusation nach kirchlichen Normen zurückgegeben oder eigentlich nur aufgefrischt und in Erinnerung gebracht. Die Gleichgiltigkeit der Gemeinden hatte dies Recht in Verfall kommen lassen, und die kirchlichen Behörden hatten — ohne Zweifel eine kirchenregimentliche Versündigung — diesen Verfall begünstigt. Es wäre ihre Sache gewesen, beim ersten Regen des wiedererwachenden Glaubens dies Recht wieder aufleben zu lassen und seinen rechten Brauch (als Hort reiner und mit entsprechendem Wandel gezierter Lehre) vorkommenden Falls zu schützen und zu pflegen; während es gegenteils öfter vorgekommen sein soll, daß Gemeinden, welche, ohne es erst auf ihr Recusationsrecht ankommen zu lassen, um gläubige Prediger vertrauensvoll baten, recht übel abgefunden wurden. Nun hat man also in unseren aufgeregten Tagen den Gemeinden ihr Recht erneuert und durch Anordnung von Aufstellungspredigten demselben zum Ausdruck verholfen. Und welcher Gebrauch wird nun von diesem Rechte gemacht? Daß sich Gott erbarme! Es ist jezt fast zu verwundern, wenn ein entschiedener Prediger ohne Einsprache angenommen wird. Unsere Kirchenbehörden haben sich in solchen Fällen der ohne Grund verschmähten und wol auch bald in öffentlichen Blättern geschmähten Pastoren treulich angenommen, das soll ihnen zu Dank nicht verschwiegen werden. Aber über sie hinaus schlägt man schon den Weg nach Berlin ein. Wer wird dort bei solchen Entscheidungen zu Rathe gezogen werden? wer wird für uns eintreten, wenn erst noch schwerere Entscheidungen, als: Bestätigung kirchlicher Lehrbücher, Besetzung der Consistorien und der lutherischen Facultäten in Frage kommen? Macht sichs nicht auch von dieser Seite abermals fühlbar, daß wir dort etlicher Männer bedürfen, mit Weisheit, Treue und Entschiedenheit ausgerüstet, die von den Unsern sind, über der Strö-

mung stehen und dem Könige unmittelbar vortragen können? Das wäre ein Großes für uns. Es sind ja doch auch manche tröstliche Zeichen vorhanden, daß es noch nicht gar aus ist und Gott noch Sein Volk unter uns hat, und daß es nur einer kräftigen Hand bedarf, welche die Zügel sich nicht entwinden läßt, um auch bei uns noch Manches zu halten, was schon verloren scheint. Eine in der Kraft Gottes und in der Macht Seiner Stärke sichere, feste Hand gebe der Herr in dem neuen entscheidungsreichen Jahre Allen, die hier und sonst aller Orten zu Wächtern unserer Kirche gesezt sind, Er führe die neue Ordnung der Dinge gnädig in eine für uns heilsame Bahn!

Zur Huldigungsfrage.

Faktische Berichtigungen eines mecklenb. lutherischen Geistlichen.

1. Die 12 Glieder der mecklenb. Ritterschaft, welche gegen die in der Ev. K. Z. und der Kreuzz. abgedruckten Anschauungen und Darlegungen des Sup. Dr. Brömel eine Erklärung veröffentlicht haben (Ev. K. Z. 104), haben darin als Beleg zu ihrer Auffassung u. A. auch „das Verhalten der meckl. Stände gegen Wallenstein, dem sie allen Gehorsam versprachen, aber dringend baten, ihnen nichts anzusinnen, was ihren Eiden gegen ihre angestamten Fürsten widerstreite," angeführt.

Der historische Verlauf und Sachverhalt ist aber folgender:

Am 29. März 1628 leisteten die Stände „nach erhaltener Confirmation ihrer Privilegien" Wallenstein den Pfandhuldigungseid, allerdings in Voraussetzung, daß ihre Herzöge sie des Gehorsams entbunden hätten (was aber nicht geschehen war!) und entsandten am 4. April eine Deputation, welche Wallenstein zum Antritt seiner Regierung gratuliren sollte. Am 22. Januar 1630 leisteten die Stände ebenfalls „gegen Confirmation ihrer Privilegien und ihrer Religion" viritim den Erbhuldigungseid, nachdem sie tagelang denselben auf- und abzuschieben bemüht gewesen, auch eine Bitte für ihre bisherigen Landesherren (Betreffs des Privatvermögens) vorher gewagt hatten. Aus einem am 19. erhaltenen, vom 14. aus Lübeck datirten Briefe der Herzöge wußten sie aber auch, daß diese noch nicht Verzicht geleistet, sondern noch zu ihrem Rechte wiederzugelangen Anstrengungen machten.

Die Hoffnung dieser war eine andere als die des Königs Georg V. von Hanover. Bis 1629 hatte der verwandte König von Dänemark für die Herzöge gekämpft und war noch auf ihrer Seite. Während der Jahre 1628 und 1629 hatten die Herzöge von ihrem leiblichen Vetter Gustav Adolf, König von Schweden, immer deutlichere Zusicherungen der Hilfe erhalten zu ausdrücklicher Mitteilung an die Stände. Man wußte von den großen Rüstungen G. A.'s, der schon 5000 Mann in Pommern stehen hatte, ehe er am 25. Juni mit 15000 M. landete. Die deutschen Kurfürsten, auch die katholischen, wie auch der König Christian IV. von Dänemark als Glied des niedersächsischen Kreises waren entschieden für das Recht der Herzöge beim Kaiser

eingetreten. Man wartete noch immer auf eine rechtliche Untersuchung, die bisher nicht vom Kaiser eingeleitet war. Frankreich stand der kaiserlichen Sache ebenfalls feindlich entgegen. Der Kaiser, in Furcht vor dem schwedischen Angriffe, pflog Anfang Januar schon Verhandlungen mit Schweden, worin er u. A. auch „selbst die Wiederabtretung Mecklenburgs gegen Geld durchblicken ließ" (v. Lützow, Meckl. Gesch.). Also unter ringsum günstigen Chancen!

Endlich am 6. Dec. 1633 leisteten die Stände wiederum den Huldigungseid an ihre Herzöge, wobei diese aussprachen, daß sie „die wichtigsten Ursachen hätten, an den Ständen zu ahnden, daß sie so leichtlich dem Albr. v. Wallenstein gehuldigt, sie wollten es aber vergeben und nur diejenigen strafen, welche — — — mit der That dazu geholfen" ꝛc. Hiebei ist zu bemerken, daß die mecklenb. Stände damals keineswegs von Wallenstein des frühern Eides entbunden waren. Und doch betont die „Erklärung der 12 mecklenb. Ritter" diesen Umstand als fundamental.

Hienach wird sich das Beispiel der damaligen meckl. Stände nicht für die Auffassung jener anführen lassen, welche ein „Hin und Wieder von hinfallenden Eiden in kürzester Frist" ausdrücklich perhorresciren. Im Gegenteil!

2. Weiter hebt das „Zeugnis" der 12 Herren auch die Stellung der luth. Geistlichkeit hervor, welche hätte die Auslassungen Dr. Brömels „entschieden zurückweisen" sollen. Im Munde mecklenb. „Laien" ein directer Vorwurf für die meckl. luth. Geistlichkeit.

Mit welchem Rechte?

Die Stellung der meckl. luth. Geistlichkeit zu dieser Frage gegenüber dem „Usurpator" Wallenstein war die, daß sie ohne Weiteres Röm. 13 darauf anwandten, sogar das landesherliche Recht des katholischen, von Jesuiten geleiteten Wallenstein circa sacra der luth. Kirche anerkanten, und das Rostocker geistl. Ministerium erkante ohne Rückhalt den von Wallenstein confirmirten Sup. Dr. Goldstein 1628 an, als ersterer noch bloßer Pfandinhaber war. Die Landesgeistlichkeit that auch die dem Landesherrn gebührende Fürbitte im Kirchengebet für Wallenstein, wenn sie daneben auch fürbittend ihrer angestamten Herzöge gedachte, worüber ausdrücklich Erklärungen gefordert und gegeben wurden.

Prof. Dr. Krabbe zu Rostock äußert sich darüber in s. Buche: „Aus dem kirchl. u. wissenschaftl. Leben Rostocks, Berlin 1863", folgendermaßen:

„Die Geistlichkeit war überdies dem Herzog Adolf Friedrich wegen seines treuen Haltens am luth. Bekentnis persönlich zugewandt. Wo daher die Geistlichkeit mit ihrem Herzen, mit ihren Wünschen und Hoffnungen stand, darüber konte Niemand in Zweifel sein. Aber ihre geistliche Stellung richtig erkennend und würdigend, hielt sie sich fern von allem politischen Parteitreiben und ordnete sich unbedingt der in Wallensteins Person vertretenen factischen Obrigkeit unter. Weil entfernt also, gegen ihn eine feindselige oder auch nur zweifelhafte Haltung anzunehmen, geschweige denn sich in die vielfältigen, über die damalige Sachlage stattfindenden Controversen hineinziehen zu lassen, hielt sie daran fest, daß sie dem Herzoge von Friedland als ihrem nunmehrigen Landesherrn Alles das in ihrer persönlichen wie amtlichen Stellung zu leisten hätte, was sie ihm als ihrer höchsten weltlichen Obrigkeit dem Worte Gottes gemäß schuldete. Je schwerer die Zeitläufte waren in dem furchtbaren Religionskriege, der das deutsche Vaterland zerrüttete und alle öffentlichen Verhältnisse in Frage gestellt hatte, desto drückender und versuchlicher war es für das Ministerium, sich in diesen Conflict politischer Interessen und persönlicher Sympathien hineingestellt zu

sehen. Goldstein legte das Schreiben Wallensteins dem Ministerium im Convente vor, das nach seinem ganzen Inhalte auf das ernsteste erwogen wurde. Das Ministerium schwankte nicht; es erkante, daß es ihm nicht zukomme, sich an der politischen und staatsrechtlichen Frage zu beteiligen, und das um so weniger, als dieselbe für den Augenblick durch die von den berechtigten Organen des Landes geleistete Erbhuldigung entschieden war. Daß Wallenstein somit ihr Landesherr geworden sei, und daß sie darin, so entschieden ihre Sympathien ihm entgegenstanden, eine Ordnung Gottes zu erkennen hatten, der sie nicht widerstreben durften, war ihnen gewiß. Durften sie nun in keinem Stücke sich wider Wallenstein als ihre Landesobrigkeit setzen, so stand es ihnen auch fest, daß sie ihm die ihm zukommende Ehrfurcht zu bezeugen und die für den Landesherrn übliche Fürbitte ihm unweigerlich zu leisten hätten. Aber obgleich ihnen die ganze Lage des Landes schmerzlich und schwer war, so hielten sie sich doch nicht aus Furcht vor der Ahndung des Mächtigen, sondern um des Gewissens willen zum Gehorsam gegen Wallenstein verbunden — — um die göttliche Ordnung, auf der das Heil der Staaten ruht, zu ehren. Nicht sich und seine Wünsche und Meinungen hielt es für maßgebend, wol aber Gott zu fürchten und der Obrigkeit, die über uns Gewalt hat, unterthan zu sein, unbedingt geboten. Indem die Rostocker Geistlichkeit sich unter diese Regel des göttlichen Wortes stellte, war ihr Gehorsam gegen Wallenstein kein erzwungener, sondern in der That ein freier, ein um des Gewissens willen, das sich in Gottes Wort gebunden fand, geleisteter. Fern von aller fleischlichen Gesinnung, welche den eignen Willen dem Gesetze Gottes entgegenstellt und diesem jenen nicht unterordnen will, erfüllte sie die ihr obliegende, schwere Pflicht, fand aber auch in dieser heiligen Gewissenhaftigkeit den Mut und die Freudigkeit, die alte nicht gebrochene Liebe zu den vorigen Landesherren zu bezeugen und unverholen zu bekennen, daß sie sich gedrungen fühle, ihrer, welche der Herr so schwere Wege geführt, fürbittend zu gedenken. Es war dies das rechte christliche Verhalten, das ebensosehr alle Gerechtigkeit erfüllte und dem Gebote der Obrigkeit entsprach, als es die geistliche Gesinnung betätigte, welche, in der Liebe Christi wurzelnd, sich bewußt war, gegen die alten Landesherren und nachdem das Band der Unterthanenpflichten factisch gelöst war, eine unabtragbare Schuld der Dankbarkeit zu haben, welche allein in der christlichen Fürbitte sich zu erweisen vermöge."

Zu diesen berichtigenden Erklärungen fühlt sich Schreiber dieses als luth. Geistlicher Mecklenburgs gegenüber der in dem „Zeugnis" der 12 meckl. Ständemitglieder ausgesprochenen Bitte um Belehrung und Aufklärung verpflichtet.

Nachrichten.

Aus dem Großherzogtum Hessen.

(Schluß.)

Ein andres für andre Leserkreise bestimtes Schriftchen, das wir hier nennen wollten ist: „Das Luther-Denkmal in Worms. Bilder aus der Reformationsgeschichte von K. Palmer (Darmstadt, Fr. Würtz'sche Buchh.) Es ist das Büchlein bestimt, als Wegweiser und Handleiter zu dienen bei Betrachtung des seiner Vollendung und Enthüllung entgegensehenden großartigen Denkmals in Worms. Wir haben uns nie sehr für dies Denkmal begeistern können, weil uns Luther fast etwas zu groß für ein Denkmal ist. Daß man aber grade in Hessen dem Vater der deutschen Reformation ein Denkmal sezt, mahnt stark an des HErrn Wort: „Wehe euch, — die ihr der Propheten Gräber bauet" (Matth. 23, 29). Ein Land, in welchem der lutherischen Kirche und den luth. Pfarrern gewehrt ist, sich lutherisch zu nennen, — ein Land, darin die luth. Kirche fort und fort um ihr einfachstes Recht und um ihre Existenz ringt, — ein Land, in welchem man noch den unirten, zudem dogmatisch und pädagogisch als durchaus schlecht erkanten badischen Katechismus duldet, — ein Land, in welchem die luth. Kirche nicht einmal ein ihrem Bekentnis zugethanes Regiment hat, — gewis ein solches Land hat nicht den Beruf, dem großen Reformator ein Denkmal zu bauen. Man ehre erst in Wahrheit und mit der That den edlen Namen und gebe der luth. Kirche ihr Recht. So lange das nicht geschieht, erscheinen alle Reden für das Denkmal gelinde gesagt als Phrasen. Daran wird es freilich nicht fehlen bei der bevorstehenden Enthüllung! — Nun, vielleicht wird das Denkmal eine stumme Mahnung zur Abhilfe! — Das Büchlein übrigens, das wir hier nennen wollten, hat mit dem falschen Phrasenwesen nichts gemein, im Gegenteil möchte dasselbe die Bewegung, welche das Denkmal in vielen Herzen hervorrufen wird, zur innerlichen Förderung benutzen und die Gedanken von der Form auf das Wesen lenken. Es bietet eine Reihe von Biographien der auf dem Denkmal zur Darstellung kommenden Vorläufer und Gehilfen der Reformation und zwar in solch einfacher, edler und warmer Sprache, daß wir das Büchlein nur mit Freuden begrüßen können und als ein kerngesundes Volksbuch namentlich den Lehrern zur Benutzung in den Schulen und dem Volke als förderliche Lektüre in die Hand geben möchten. In welchem Sinn und Geist der Verf. seine Aufgabe gelöst hat, das bezeugt am besten das Schlußwort. Es heißt da: „Angesichts dieses Denkmals müßten wir uns vor Scham das Haupt verhüllen, wenn wir Gottes Wort und der Väter Bekentnis treuloser Weise den Feinden preisgeben wollten. Das Denkmal mahne uns zur Treue gegen Wort und Bekentnis, es treibe uns auch in's Gebet um die Erhaltung des göttlichen Wortes und unsres evangelischen Bekentnisses. Dann dient das Denkmal nicht der Ehre armer sündiger Menschen, sondern, wie sichs gebührt der Ehre des HErrn." — Möge das Denkmal in diesem Sinne allerseits aufgefaßt werden! — Daß es auch sonst nicht an geistigem und literarischem Leben unter der hessischen Geistlichkeit fehlt, bezeugen die theologischen Zeitschriften und Bücherkataloge, in welchen man mehrfach den Namen hessischer Pastoren begegnet. Als eine hervorragendere homiletische Erscheinung nennen wir nur noch: Der Stern aus Jakob. Ein vollständiger Jahrgang Predigten über die von Dr. C. J. Nitzsch proponirten alttestamentlichen Vorlesungen von G. Chr. Deichert, Pf. zu Grüningen (Stuttgart, Liesching).

7. Endlich können wir unsern Bericht unmöglich schließen ohne unsere beiden noch immer unerledigten pia desideria wieder vorzubringen. — Die lutherische Kirche in Hessen hat nach göttlichem und menschlichem Rechte einen Anspruch auf ein ihrem Bekentnisse zugethanes Kirchenregiment; aber man gewährt ihr nicht einmal eine Vertretung in der oberen Kirchenbehörde. Es ist und bleibt dies ein schreiendes Unrecht, und die ihrer Toleranz sich allezeit rühmende Union, verbunden mit der Büreaukratie, beweist, wessen sie fähig ist. Es ist recht schwer, nicht verbittert zu werden solchen Zuständen gegenüber, Hilfe wäre so leicht zu gewähren; wir haben aber keinerlei Hoffnung auf baldige Aenderung eines Systems, das doch in keiner Weise verteidigt oder auch nur entschuldigt werden kann. Es ist nur eine natürliche Folge dieses Systems, daß der badische Katechismus noch immer im Lehrer-Seminar als Grundlage des Religions-Unterrichts dient, daß wir noch immer mit einem durchaus schlechten Gesangbuche uns behelfen müssen, daß das zweideutige Ordinations-Formular in fortwährender Geltung ist und an seinem Teile die Existenz der luth. Kirche in Hessen untergräbt, daß sehr edle und tüchtige Kräfte unverwertet bleiben, weil man Lutheraner consequent von allen einflußreichen Stellen ferne hält. Wollten und dürften wir auf Einzelheiten eingehen, wir hätten nur zu viel Trauriges und Schmerzliches zu berichten. Wir harren des HErrn! Er wird Seiner Kirche auch bei uns helfen trotz aller Hindernisse und trotz alles Widerstrebens von Seiten der Menschen. „Es ist gut auf den HErrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen!" Das wollen wir thun. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 30. Januar. № 9.

Zur Bezeichnung und Erwägung der Lage der Lutherischen Kirche im erweiterten Preußen.

I.

Um die Bedeutung des Einflusses richtig zu schätzen, welchen die jüngste Ausdehnung der preußischen Gränzen auf kirchliche Verhältnisse übt, ist zu beachten, daß die Entstehung gesamtkirchlicher Beziehungen unter den protestantischen Gemeinschaften, welche im vergrößerten Staatsgebiete nebeneinander gestellt sich finden, nicht lediglich noch Gegenstand fraglicher Möglichkeit ist. In gewissem Grade und Umfange hat die Aufnahme der dem alten Bestande hinzugekommenen Confessionsteile in den Verband der Landeskirche, im Sinne eines Complexes der dem landesherlichen Kirchenregiment unterstellten Gesamtheiten, bereits stattgefunden. Soweit in den zugewachsenen Bereichen landesherliches, beziehungsweise obrigkeitliches, Kirchenregiment sich vorfand, ist dasselbe an die Landeshoheit in Preußen, als deren Annexum, mit übergegangen. Mit der aus der Verschiedenheit des Bekentnisses selbstverständlich fließenden Maßgabe und Beschränkung ist daher namentlich auch die Lutherische Kirche der neu erworbenen Gebiete unter das bestehende Kirchenregiment des Landesherrn getreten. Dieser stillschweigend vollzogene Wechsel ist, dem in Deutschland geltenden Rechte entsprechend, dadurch schon ersichtlich geworden, daß in die Zuständigkeiten des Cultusministeriums, welches unter Anderm auch in Hannover nicht auf bloße Wahrnehmung der Staatshoheit beschränkt war, der preußische Minister der geistlichen Angelegenheiten auch für die jüngsten Landesteile unmittelbar eingetreten ist.

Könte nun die in Preußen unternommene Union wesentlich und entschieden auf den Gesichtspunkt eines Confessionswechsels zurückgeführt werden, so würde die weitere Entwickelung kirchenregimentlicher Einrichtungen für die Lutherische Kirche des Landeszuwachses praktisch auf erhebliche Bedenken nicht stoßen, denn die mit verhältnismäßiger Sonderung verknüpfte Zusammenordnung der Kirchenleitung für verschiedene protestantische Confessionen ist eine dem deutschen Kirchenrechte gemäße Gestaltung und bereits häufig, unter den gegen selbst unbeabsicht nachteiligen Einfluß des einen Standpunkts auf den andern getroffenen Vorkehrungen, mit mehr oder minder günstigem Erfolge, wenigstens erträglich, in ähnlichen Verhältnissen zur Anwendung gebracht. Allein jene Auffassung des Verhältnisses der Union und Confession steht mindestens nicht fest. Die Gründe für und wider hier bei Seite gesezt, und von der Besonderheit der auf den Consensus gestützten Verhältnisse zunächst abgesehen, ist allerdings zuzugestehen, daß das Kirchenregiment den verkündeten Grundsaz, nach welchem die Union kein Aufgeben des seitherigen Bekentnisses und seiner Geltung bedeutet, nicht in der erforderlichen Klarheit und Vollständigkeit durchgeführt hat, so daß bedeutende Schwankungen nach der entgegengesezten Seite aufzuzeigen nicht schwer fällt. Ja, es fehlt nicht an beachtenswerten Gründen für die Ansicht, daß die Union in ihrem thatsächlichen Stande recht eigentlich durch teils wechselnde, teils gleichzeitige Ueberneigung nach jeder der beiden sich widersprechenden Auffassungen sich kennzeichne. Troz dieser Mängel aber würde der entschiedene Uebergang zur Annahme eines durch die Union hervorgerufenen neuen Bekentnisses, einer „unirten Confession", die es thatsächlich nicht gibt, als Leitstern für das preußische Kirchenregiment, nichts anderes bedeuten, als eine rücksichtslose Verurteilung der bisherigen Verfahrensweise desselben, die, namentlich was die behauptete Rechtslage betrifft, dogmatisch auf die Verneinung eines erfolgten Confessionswechsels sich stüzt. Ueberdem würde die an die Stelle der Negation tretende Bejahung, praktisch durchgeführt, wenn dies überhaupt ginge, die an dem Gegensatze von Union und Confession haftenden Unzuträglichkeiten voraussichtlich bis zu völliger Zerrüttung des landeskirchlichen Friedensstandes steigern, welcher unter genauer Not, nicht ohne mancherlei Beschwerung und Herzeleid, noch eben leidlich erhalten ist. Weil demnach der auf die Union, als auf ein kirchliches Bekentnis, zurückgreifende Ausweg sich verschließt, so erübrigt blos, den Entschluß zu fassen, die jenen Gegensaz betreffenden Fragen innerhalb jedes Bekentnisses nach dessen eigenem Richtmaße, also für die Lutherische Kirche ihrem Symbole gemäß, dem allein richtigen Austrage entgegen zu führen, welcher ihnen bisher noch nicht zu Teil geworden ist. Dieses Friedensmittel schließt freilich die Bedingung ein, dem also zu gewinnenden Ergebnisse entsprechend auch die Ermäßigung, Berichtigung und Ergänzung bisher angewandter Maximen eintreten zu lassen, wo sich dies als erforderlich darstellt. Jeder dieser Bedingung sich entziehende Versuch, ein einheitlich landeskirchliches Gesamtregiment organisch herzustellen, muß scheitern, weil kraft innerer Notwendigkeit ein unüberwindliches Hindernis dem Unternehmen entgegentreten wird. Es widerspricht sich nicht, wenn beide protestantische Bekentnisse für

gemeinsame Bedürfnisse einer, soweit der Unterschied es gestattet, zusammenfassenden Leitung teilhaft sind. Unerträglich aber würde es sein, wenn, innerhalb desselben, namentlich des lutherischen Bekentnisses, als diesem gemäß, etwas an einem Orte grundsäzlich für geboten, untersagt oder zulässig erachtet würde, während dieselbe Autorität in einer anderswohin ergehenden Entscheidung im entgegengesezten Sinne es festsezte. Die Aufgabe ist also, eine Ordnung herzustellen, welche eine auf geistlichem Gebiete unbedingt verwerfliche Erscheinung solcher Art ausschließt. Einer reinen Lösung dieser Aufgabe bereitet freilich die durch die Union veranlaßte Verschiebung der Verhältnisse Schwirigkeiten von nicht geringer Bedeutung. Unüberwindlich sind sie aber noch nicht, wenn dem Grundsatze, daß das Bekentnis die höchste Norm für alle kirchlichen Maßnahmen ist, die unverkümmerte Anerkennung, welche ihm gebürt, wieder gewährt wird.

Für den Anfang und Uebergang zur räumlich erweiterten Wirksamkeit des Kirchenregiments war es durch mehrfache Rücksichten geboten, die den neuen Gebieten gewidmete Leitung, wie zunächst auch kaum anders möglich, in völliger Sonderung von den Angelegenheiten des älteren Bestandes der Landeskirche sich vollziehen zu lassen. Hiefür spricht auch das Erfordernis, die Zustände der hinzugetretenen Kirchenkörper, mit ihren eigentümlichen Vorzügen und Mängeln, in dem ungetrübten Bilde kennen zu lernen, welches am besten hauptsächlich aus unbeirrter Selbstdarlegung des betreffenden Organismus zu entnehmen ist. Es könte ferner für die von der Union noch nicht berührte Lutherische Kirche im Bereiche des Gebietszuwachses in Aussicht genommen werden, nicht allein die Verwaltung in dem seither ihr angewiesenen Geleise weiter fortgehen zu lassen, sondern selbst bleibende formale Scheidung von den altländischen Kirchenangelegenheiten in weitem Umfange als ein Definitivum vorzubereiten, da einer solchen Trennung kein Princip entgegensteht. Hierdurch würde einigermaßen dem Hervorbrechen materieller Conflikte der Anlaß entzogen werden. Daß die Sonderung aber nicht unbedingt fortbestehen kann, geht schon äußerlich aus dem über die Zuständigkeiten des Cultusministers Angedeuteten hervor. Und sogar wenn die völlige Auseinanderhaltung auf Dauer als thunlich sich zeigte, so würde dies die Bedenken nicht beseitigen, welche die Zulässigkeit zwiespältiger Erledigungen tiefer Principienfragen innerhalb des gleichen Bekentnisses mit gebieterischer Notwendigkeit ausschließen. Fragen, wie sie die Union gebracht hat, werden, wie vereinzelte Spuren bereits erkennen lassen, auch in den neuen Kirchenprovinzen nicht ausbleiben. Jedenfalls wird das höhere Kirchenregiment auf das Auftauchen derselben gefaßt sein müssen, wenn es auch einer unzeitigen und unnötigen Anregung derselben vorsichtig sich enthalten wird. Soll alsdann das, was seither in Preußen für maßgebend erachtet ist, auf eine Lutherische Kirche confessionell unversehrten Rechts unmittelbar übertragen werden, ohne zugleich auf dem allein legitimen Wege des Nachweises aus Schrift und Bekentnis ihr die Ueberzeugung des Einklangs mit dieser Richtschnur zu ermöglichen? Dies erhellt sofort als unthunlich, auch wenn nicht hervorgehoben werden könte, daß in den seitherigen regimentlichen Kundgebungen an einem irgend erheblichen Versuche jenes Nachweises es gänzlich fehlt. Das Kirchenregiment wird daher nicht umhin können, in der gegebenen Lage die unabweisliche Aufforderung zu erblicken, den dermaligen Stand der Sache mit Hinsicht auf die außerordentlichen Umstände der Gegenwart einer grundsäzlichen Erwägung erneut zu unterziehen. Eine ähnliche Besinnung und Ueberlegung hat epochemachend bereits 1834 und 1852 stattgefunden, ohne daß die damaligen Ergebnisse zu ungetrübter Entfaltung gelangt sind. Es erscheint demnach als zeitgemäß angezeigt, im Rückblick auf jene Stufen der Unionsgeschichte, die Frage wieder aufzunehmen, ob die aus dem Bekentnisse abgeleiteten Einwürfe gegen verschiedene Maßnahmen zur Förderung und Pflege der angebahnten Union keiner andern als der bisher thatsächlich gegebenen Beantwortung fähig seien.

Von einer Prüfung dieser Frage darf nicht abschrecken, daß schon ihre Aufstellung Voraussetzungen erkennen lasse, welche nicht eingeräumt würden. Dieselben entziehen sich ja der Prüfung nicht. Da aber der Zusammenhang fortgesezt vorkommender Wirren und Aergernisse mit den Maßnahmen für die Union thatsächlich vorliegt, so darf nicht ohne Recht der Nachweis einer blos zufälligen Verknüpfung erwartet werden. Ja in der so merkwürdig durch große Ereignisse der Kirche zugefallenen Aufgabe, wichtige Einrichtungen zu treffen, bei welcher die Rücksichtnahme auf die Lage der Bekentnis und Union angehenden Verhältnisse an erster Stelle erforderlich wird, ist sicher Gottes Finger, ungeahnt in dieser Richtung erhoben, nicht zu verkennen. Gnädige Fügungen können, unbeachtet, zu schweren Verhängnissen werden. Es sei daher die in treuem Ernst gemeinte Andeutung gestattet, ob nicht gerathen sei, nachdenklich stille zu stehen, und, rückblickend auf den zurückgelegten Weg und dessen Biegungen, umherzuschauen, wohin weiter zu schreiten. Durch das Zusammentreffen mancher Umstände sind bessernde Näherbestimmungen bisher befolgter Gesichtspunkte wesentlich erleichtert. Und der weiteren Einhaltung einer Richtung, welche dem mit dem Namen der Union sich schmückenden Hasse gegen lauteres und festes Bekentnis im Ganzen und im Erfolge nicht misfällt, steht schwerlich die Vermutung kirchlicher Richtigkeit zur Seite. Vorerst aber wird als ausgemacht zu betrachten sein, daß eine einheitlich organische Gliederung der gesamten Landeskirche, mit Heilighaltung des Rechtes der Bekentnisse, eine vorgängige oder gleichzeitige Auseinandersetzung mit der bisherigen Weise, die Union zur Geltung zu bringen, bedinge.

Etwa, so dies denkbar, in Aussicht genommenes Gelingen thatsächlicher Durchsetzung kann die innere und rechtliche Begründung nicht ersetzen, wenn es auch gut römisch wäre, in diesem Sinne vorwärts zu gehen.

Nachrichten.

Provinz Posen.

Während der Kriegs- und Cholerazeit.*)

Der Artikel in Nr. 99 u. 100 v. J. der Ev. K. Z.: „Während der Cholerazeit" ist gewiß von Manchem mit Trauer und Schmerz, von Manchem mit Schrecken gelesen worden. Das Bild ist mit so düstern Farben gezeichnet, daß man fast versucht sein könte, an der Wirklichkeit desselben zu zweifeln. Die Gemeinden in unserer Provinz haben gewiß ihre großen Gebrechen; manche Sünden, zumal die Sünden des Trunkes, gehen stark im Schwange; aber Gottlob! ich glaube, Derartiges, wie dort geschildert, komt wol kaum in der Provinz vor; wenigstens so weit meine Erfahrungen reichen, die ernste Zeit der Heimsuchung hat manche segensreiche Früchte getragen; für Manchen ist sie nicht blos eine Erinnerung gewesen, „daß wir hier keine bleibende Stätte haben", sondern eine Mahnung, „die zukünftige zu suchen und die Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen." Wenn ich auf das vergangene Jahr zurückblicke, das so ernst und folgenschwer war, dann muß ich bekennen: es ist reich an köstlichen Erfahrungen und Erlebnissen gewesen.

Der 27. Juni war ein schöner, sonniger Tag. Früh um 9 Uhr schon strömten die Scharen zum Gottesdienste. Der katholische Gottesdienst war früh gewesen — wol nur eine Messe, ich weiß nicht; aber es wurde hernach gesagt, daß viele Katholiken in unserer Kirche gewesen, daß sie unwillig waren, weil man in ihrer Kirche nicht gepredigt. Viele andere Katholiken mochten auch nicht darüber unwillig gewesen sein. Es ließe sich Manches darüber sagen. Gegen ½10 Uhr, als es zum ersten Male läutete, war schon kein Plaz mehr in der Kirche zu finden. Um 10 Uhr war der Plaz um die Kirche ganz mit Menschen angefüllt, man hatte Stühle, Bänke, ja selbst Sophas zum Sitzen geholt, um dort wenigstens dem Gottesdienste beizuwohnen. Mit Mühe kam ich selbst ins liebe Gotteshaus. Wir sangen: „Wir liegen hier zu deinen Füßen." In meiner Sakristei suchte ich an der Thür ein Pläzchen zu erlangen und sang aus einem Gesangbuche mit einer Frau, deren Mann so eben die Ordre erhalten hatte. Ihr Mann, ein lieber, frommer, arbeitsamer Christ, zog getrost in das Feld und kehrte bald zur großen Freude der Seinigen unversehrt heim. Seine Frau aber liegt längst auf unserm Kirchhofe. Eines Tages folgte sie in der Cholerazeit einem Sarge; am andern Abend haben wir sie unter vielen Thränen bestattet!

Ich arbeitete mich zum Altar hindurch durch die Menge. Welch ein Anblick! Die Kirchenfenster waren alle ausgehoben und ich sah vor mir die ungeheure Menschenmenge. Welche Gefühle bewegten mich da! Wie innig waren unsere Gebete! Welch ein gewaltiger Augenblick war es, als ich am Altar niederkniete und die ganze Menge draußen und in der Kirche niederkniete, und wir unter Weinen zu Gott riefen, daß er mit uns sein möchte. Was soll ich über die Predigt sagen? Ich habe mir selbst Trost gepredigt; ich hatte selbst Hoffnung im Herzen und glaube, was ich mir selbst gepredigt, ist auch Andern zu Herzen gegangen. Man hat mir nachher gesagt, einfacher, inniger, verständlicher hätte ich nie gepredigt. Es müßte auch in der That eine Kunst sein, in solchen Augenblicken nicht innig zu predigen.

Nun kamen schöne, sonnige, unvergeßliche Tage! Es war, als ob der Siegesnachrichten kein Ende sein solle. Das Herz schlägt noch heute lauter beim dran Denken. Es war fast, als ob die Hand Gottes zu viel Segen über uns streute. Manchmal fragte man sich, wird denn nicht ein Unfall kommen, ist denn nicht des Segens zu viel! Ich erinnere mich, daß einmal ein lieber Amtsbruder zu mir kam und mich nach der ersten Begrüßung fragte: Ist Dir denn nicht bange? Der große Segen hatte ihm fast das Herz schwer gemacht, und mir ging's nicht besser. Die Zeit der Freude wurde nicht lässig zugebracht. Ein Reservelazareth von 400 Betten wurde angekündigt. Da gab's zu thun. Zuerst Mittel zu schaffen. Eine Gemeinde brachte gegen 80 Thlr. auf, eine andere Gemeinde verpflichtete sich, 24 Thlr. monatlich zu zahlen und dazu Milch und Butter zu liefern; in der Stadt wurden 400 Thlr. gesammelt. Und die Stadt ist wahrlich nicht reich zu nennen, sondern vielleicht arm. Es wurde ein Comité gebildet, um die Verpflegung der Kranken und Verwundeten selbst in die Hand zu nehmen. Es war ein schönes rühriges Treiben. Da traf die Nachricht ein, die ersten Verwundeten kommen. Alles strömte nach dem Bahnhofe. Es waren Oestreicher. Am Abend ging ich durch die weiten Räume des Lazareths, in denen an 200 Verwundete lagen. Ich spähte nach Evangelischen; aber das war wol schwer; ich mußte es lassen und konte nur zunächst den Krankenwärtern die Weisung geben, unter der Hand doch einmal bei den Verwundeten nach der Confession zu fragen. Ich habe dann später manchen Evangelischen getroffen aus Siebenbürgen, aber die Siebenbürger sprachen ein so verzweifeltes Deutsch, daß man weit eher mit deutsch radebrechenden Ungarn oder Polen fertig werden konte. Alle Verwundeten aber, gleichviel ob evangelisch oder katholisch, sind mir stets mit der größten Ehrerbietung und Bescheidenheit entgegengetreten. Ich habe unter sie neue Testamente in ihren Sprachen, die mir die englische Bibelgesellschaft aufs Freundlichste zugesendet hatte, vielfach ausgeteilt. Die Freude, ein Testament in der Muttersprache zu empfangen, war oft unbeschreiblich rührend. Nur einen Fall will ich erwähnen. Als später die Verwundeten geheilt entlassen wurden, sagte ein Böhme, sein böhmisches Testament küssend: das soll mir eine Erinnerung an S. bleiben, die ich mein lebtag nicht vergessen will. Das Buch soll mir nicht von der Seite kommen, so lang ich lebe.

Eines Tages — ich befand mich eben in dem Lazareth mit einem Rittergutsbesitzer vom Lande, der Johanniter war und sich lebhaft und aufopfernd an dem Lazarethwesen beteiligte — kam ein Bote und sagte: Ein Kranker im Garnisonlazareth wünscht das h. Abendmal Ich fragte, was dem Kranken fehle. Die Antwort lautete: Er hat die Cholera. Schon zwei Tage vorher lief durch die Stadt das Gerücht, daß ein östreichischer Gefangener den Zug cholerakrank verlassen und dann hier gestorben sei. Ich gestehe, der Gedanke, zu einem Cholerakranken zu gehen, war mir nicht gleichgiltig. Zum ersten Male in meinem Leben sollte ich der schrecklichen Seuche nahe treten, und ich schäme mich nicht zu bekennen, es überkam mich auch Angst und Bangigkeit. Als ich zu Hause geeilt war und die heil. Geräthe ordnete und mein alter Kirchendiener trocken sagte: Es ist eine schreckliche Krankheit, ich habe sie schon zweimal durchgemacht, aber wer sich nicht

*) Wir fahren in den Mitteilungen über den lezteren Gegenstand um so mehr fort, da das neue Erwachen der Cholera an so manchen Orten auch im Winter, die Pastoren auffordert sich auf einen Sommerfeldzug zu rüsten. Anm. der Red.

fürchtet, bekomt sie nicht — dachte ich an meinen Lieblingspsalm, den ich gern an Krankenbetten betete: der Herr ist mein Hirt — und ich ging gestärkt und ohne Furcht zu dem ersten Cholerakranken. Es war richtig, wie das Gerücht gesagt. Ein Oestreicher war gestern an der Cholera gestorben; der Lazarethapotheker, der Sohn eines verstorbenen Majors, ein hübscher, junger Mann, lag todesbleich auf seinem Lager. Der Herr ist mein Hirte — ich betete es inbrünstig an seinem Lager. Der Kranke hatte für mich nichts Schreckendes. Die Krämpfe hatte er überstanden; auf seinem Gesichte lag große Ruhe und Ergebung. Er hatte dem sterbenden Oestreicher die lezten Liebesdienste gethan und sich dabei angesteckt. Ich bat für des Kranken Leben. Ich bin sonst ziemlich vorsichtig mit diesen Bitten. Man erweckt dadurch oft Hoffnungen, die doch nicht in Erfüllung gehen, und diese Hoffnungen können von dem einen, was Not thut, abziehen. Hier aber rang ich mit Gott im Gebete für das Leben des Kranken. Es wäre mir ein schöner Trost gewesen, wenn der erste Cholerakranke, dem ich das h. Abendmal reichte, genesen würde. Ich dachte unwillkürlich, als ich die Worte sprach: dies ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der stärke dich im rechten Glauben — möchte er dich auch stärken, daß du wieder genäsest. Und als ich sagte: das ist das Blut unseres Herrn Jesu Christi, das bewahre dich zum ewigen Leben — wer mag es mir verdenken, wenn ich betete: möchte es dich jezt bewahren vor dem Tode. Gott hat die Gebete erhört, nicht meine — das will ich nicht sagen; aber die Gebete einer Mutter, die mit betete, deren Stütze der Kranke war. Nach 14 Tagen konte mir der Kranke die Hand reichen und ich ihn verwundert fragen, ob er denn wirklich der Kranke sei, so frisch und wol sah er aus.

Aber es sollte leider bald anders kommen. An einem Sonnabend wurde ich aus dem Confirmanden-Unterricht zu einem Kranken gerufen. Als ich dort in das Zimmer trat, sah ich die Krankheit zum ersten Male in ihrem ganzen Schrecken. Ein Kind von 9 Jahren lag todt da, es war so eben gestorben; der Vater, ein Mann von 36 Jahren, rang mit dem Tode unter entsezlichen Krämpfen und Erbrechen. Da waren nicht viel Worte zu reden. Da war es genug, dem armen Kranken die Wegzehrung zu reichen; der Kranke hatte selbst schon die heisere, unheimliche Stimme der Cholerakranken, die fast jedesmal, wenn ich nicht sagen soll immer, den gewissen Tod andeutet. Ich verließ das Haus mit Schrecken. Am Abend des Tages überfiel mich selbst mit einem Male ein unheimliches Gefühl. Ein plözliches Unwolsein und eine Art Schwindel überkamen mich. Ich eilte aus dem Zimmer und hoffte in der frischen Luft mich zu erholen. Aber ich konte kaum wieder ins Zimmer kommen. Angstschweiß trat mir auf die Stirn; ich gestand mir selbst mit Schrecken, daß ich von der Cholera ergriffen sei. Der Arzt wurde geholt, ich mußte zu Bett — ich gerieth in Schweiß und Gott half. So schwach ich am andern Morgen, am Sontage, war, ich beschloß zu predigen. Der Arzt rieth selbst dazu. Mit der Medicinflasche in der Tasche — ich mußte alle ½ Stunde einen Eßlöffel Medicin nehmen — ging es in die Kirche. Das Gotteshaus war sehr besucht; eine drückende, schwüle Hitze war es; wir beteten inbrünstig um Abwendung der Seuche; wir feierten das Abendmal — und was soll ich sagen — ich war frisch und wol, nur schwach noch; namentlich wollten die Beine nicht mit.

Und nun begann eine Arbeitszeit, wie ich sie noch nie gehabt. Es ist fast kein Erwachsener gestorben, dem ich nicht die lezte Wegzehrung gereicht, an dessen Sterbelager ich nicht gebetet, den ich nicht auf seinem lezten Gange begleitet hätte. Nichts von Frivolität ist mir begegnet; von allen dem, was Nr. 99 u. 100 der Ev. K. Z. uns schildert, ist hier Gottlob! gar nichts geschehen. Die Kirche war besuchter, denn je; das heil. Abendmal begehrter, denn sonst. Mancher, der längere Zeit zum Tische des Herrn nicht gewesen, erschien. In manchen Häusern wurde wieder gebetet und zwar gemeinschaftlich. Ich hatte beim Beginn des Krieges ermahnt, gemeinschaftlich in den Häusern für unsere Brüder zu beten und auf den Segen des gemeinsamen Gebetes hingewiesen: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet.“ Wir beteten Abends und Morgens für unsern König, für die Prinzen, für das Heer. Wie lieblich war es, wenn nach dem gemeinsamen Gebet die Kinder fragten: Nicht wahr, Vater, wir haben wieder gesiegt. Dann mußte ich wol erzählen, auch vorlesen, und den Kindern leuchteten die Augen vor Freuden, und der älteste Knabe versicherte allen Ernstes, daß doch ein Schade beim Kriege sei, nämlich der, daß er nicht 10 Jahre später gekommen sei.

Nein, von Frivolität und was sonst in jenem Artikel erzählt wird, ist hier keine Spur gewesen. Es sind hier viele Thränen geflossen. Wir haben 250 Gräber gegraben, und der Ernst der Zeit lag gewaltig auf uns. Manchmal wollte man vor körperlicher Anstrengung ermatten. Oft bin ich um 9 Uhr Abends erst vom Kirchhofe heimgekommen. In den frühen Stunden des Morgens ging ich zu den Kranken. Das ist mir klar geworden, daß wenn die Cholera ein bestimtes Stadium erreicht hat, keine menschliche Hilfe mehr anschlägt. Wenn der heisere Ton und die schwerfällige Aussprache die Lähmung der Zunge verräth, dann ist der Tod eine gewisse Folge. Nur einmal ist's mir in der ganzen Zeit begegnet, daß ein junger Mensch ohne diese Symptome starb; vielleicht ist etwas anderes dazu gekommen. Ich wurde eines Nachts gegen 1 Uhr geweckt; das Wetter war kalt und unfreundlich, es regnete fein. Ein Wagen stand vor der Thür, um mich zu einem Kranken aufs Land zu holen. Ich gestehe, daß ich zuerst etwas unwillig war, denn es gibt allerdings Leute, die mit dem heil. Abendmal bis auf den lezten Augenblick warten und dann häufig in der Nacht den Geistlichen holen lassen. Der Fuhrmann versicherte mir, der Kranke habe bis gegen Abend gearbeitet und dann unter schrecklichen Krämpfen die Cholera bekommen. Als ich zu dem Kranken kam, fand ich denselben anscheinend wol. Die Hände waren weiß; die Sprache zwar schwach, aber doch sicher. Ich teilte das Abendmal aus. Als ich den Kranken verließ, sprach ich es ihm aus, daß ich die Hoffnung habe, er werde noch einmal gesund werden. Nein, entgegnete der 22jährige Jüngling, „ich wäre schon gestorben, wenn ich nicht das heil. Abendmal noch zuvor hätte nehmen wollen. Nun werde ich bald scheiden, ich fühle es.“ Ich gestehe, ich schied unter einigen Zweifeln. Aber der Kranke hatte Recht: eine halbe Stunde nach meinem Fortgange ging er ein zur Ruhe.

Ende September verließ uns die schreckliche Krankheit. Wie viel Not, gräßliche Not hatte man nicht vielfach gesehen. Ich fühlte in dieser Zeit den Segen des Vereinswesens. Der Armenverein, an dessen Spitze ich stehe, hatte mir Vollmacht erteilt, sofort zu geben, wo ich es für notwendig erachtete. Auch die städtischen Behörden halfen gern und willig. Wir teilten uns gegenseitig die Namen der Kranken mit und conferirten wegen Abhilfe der Not. Ja wie viel Elend ist doch in der Welt! Und man kann noch oft unzufrieden sein!

Das Militär kam wieder heim, festlich empfangen. Noch einen jungen Unterofficier, der den Feldzug mitgemacht, der sich sehr brav gezeigt, mußte ich bestatten. Es war mit der lezte, der an der Cholera starb.

Wol konte man am Neujahrsmorgen auf des Lebens Hinfälligkeit hinweisen; konte sagen, daß der Mensch wie ein Gras ist, das doch bald welk wird, und konte hinweisen auf das Wort: das macht dein Zorn, das wir so vergehen, und dein Grimm, daß wir so plözlich dahin müssen. Wir konten uns demütigen; wir konten geloben, unsere Tage nicht mehr wie ein Geschwäz zuzubringen. Gibt es auch manche, die nie glauben mögen, daß Gott so zürnt, die nie vor seinem Grimm sich fürchten — wahre Christen beten: Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 1. Vorwort: Betrachtungen über Matth. C. 25. 1

— 2. Vorwort: Betrachtungen über Matth. C. 25. 9

Beilage. Vorwort: Der Krieg: über Recht und Unrecht in demselben 20

— 3. Vorwort: Der Krieg: über Recht und Unrecht in demselben. — Die Kirche und die Politik . . . 25

— 4. Vorwort: Der Krieg: Vertrauen auf Gott und stolze Zuversicht. — Die Ursachen des Gerichtes über Oestreich 33

Beilage. Vorwort: Wer steht sehe zu, daß er nicht falle. — Die kirchliche Bedeutung des Krieges. — Die Spielhöllen 41

— 5. Vorwort: Die christliche Liebesthätigkeit im Kriege. — Die Feldprediger. — Der Johanniterorden. — Die Diakonissen. — Die Eidesfrage. — Eine Gefahr für Preußen 49

— 6. Vorwort: David's Volkszählung. — Die theologische Facultät in Halle. — Pastor Rhode. — Dr. Plitt 57

Beilage. Vorwort: Barletta. — Die weltliche Herrschaft des Papstes 65

An den Herausgeber 66

Nachrichten. Aus Nassau 68

Aus dem Großherzogthum Hessen 68

— 7. Kirchliche Zustände in der Schweiz 73

Ein Weckruf an das geistliche Amtsgewissen 78

— 8. Ein Weckruf an das geistliche Amtsgewissen. (Schluß) 81

Beilage. Aus dem Hannoverschen 89

Zur Huldigungsfrage 93

Nachrichten. Aus dem Großherzogtum Hessen (Schluß) 95

— 9. Zur Bezeichnung und Erwägung der Lage der Lutherischen Kirche im erweiterten Preußen I. . . . 97

Nachrichten. Provinz Posen: während der Kriegs- und Cholerazeit 101

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 2. Februar. № 10.

Die sittliche Bedeutung des Krieges.

Vortrag im Ev. Verein zu Berlin von Prof. Wuttke in Halle.

Beim ersten Anblick der Sache gibt es kaum etwas so widersinniges, thörichtes, sündliches, als den Krieg. Daß Völker, statt ihre Streitigkeiten friedlich oder schiedsrichterlich zu schlichten, einander das möglichst größte Uebel zufügen, gegenseitig ihre Kraft und ihr Wol zerstören, einander massenweise morden und einander Elend bereiten, das scheint so sehr allem sittlichen Verhältnis der Liebe der Menschen zu einander und dem eignen Wole jedes Volkes zu widersprechen, daß der Krieg, in welchem statt der Liebe der Haß seine höchste geschichtliche Steigerung darzustellen scheint, als der Gipfelpunkt der sündlichen Zerrüttung der Menschheit erscheinen müßte. Gott hat dem Menschen die Erde zu seiner paradiesischen Heimat bestimt, der Mensch bedeckt sie seit Kains Brudermord mit Blut und Jammer; und ein Schlachtfeld nach dem Kampfe, die grauenvollste, alle menschlichen Gefühle empörende Erscheinung des Lebens, bekundet mit herzzerreißendem Wehe die traurige Verirrung der Menschheit von ihrer sittlichen Bestimmung, und die Erde, die das Blut getrunken, scheint um Rache zu dem heiligen Gott empor zu schreien, um Rache gegen die Frevler, welche die Furie des Krieges entfesselten. Dies ist die erste, die scheinbar natürlichste Betrachtung. Ein großer und bekanter Mann sagt hierüber: „Ich begreife nicht, wie Wesen, welche sich für vernünftig ausgeben, und die nur vorübergehende Erscheinungen auf dieser Welt sind, das kurze Leben nicht dazu benutzen, einander zu lieben, einander zu helfen und so ruhig als möglich ihre Tage zu vollbringen, sondern im Gegenteil dazu, einander zu vernichten, als wenn die Zeit nicht schnell genug selbst dieses Geschäft übernähme. Der Krieg und die Todesstrafe, welche die Gesellschaft zu verhängen sich anmaßt, sind nichts als organisirte Barbarei, eine Erbschaft aus dem Zustande der Wildheit, welche durch wol ausgedachte Einrichtungen verkleidet und ausgeschmückt wurde, wie nicht weniger durch trügerische Beredsamkeit.“ Dies sind die im Jahre 1831 geschiebenen Worte des Prinzen Louis Napoleon*), vormaligen Königs von Holland, des Vaters des jezt regierenden Franzosenkaisers; dies ist die Auffassung, der wir allenthalben begegnen als der unumstößlich richtigen.

*) Réponse a Sir Walter Scott, 1831, p. 84 etc.

Und doch ist fast die ganze außerchristliche Geschichte eine durch wenige friedliche Zeitpunkte unterbrochene Kette von Kriegen, und die bei weitem meisten Völker richteten ihre höchsten Kräfte und ihren höchsten Eifer, ja ihre Begeisterung und Leidenschaft auf den Krieg, auf die Besiegung und Unterwerfung oder Vernichtung anderer Völker; und am höchsten geehrt waren nicht die Männer des Friedens, der Wissenschaft, der Kunst, sondern die Helden des Krieges, deren gesamte Lebenskraft auf die Vernichtung anderer Menschen ausging; und nur wenige Völker gelangten, und nur selten, zu einem Genusse des Lebens in Frieden. Grade die am höchsten stehenden Völker der außerchristlichen Geschichte sind auch die am meisten kriegerischen, und Roms Janustempel wurde in 700 Jahren nur dreimal auf kurze Zeit geschlossen. Die Blüte des Volks, die jugendliche Manneskraft, wurde bei den meisten Völkern grausam dahingerafft; und nirgends finden wir ein Gefühl der Reue über solchen absichtlich herbeigeführten Jammer, sondern der Ruhmeslorbeer umkränzt die Stirn der Helden, und jubelndes Hochgefühl erfüllt der Völker Herzen, wenn sie ihre Krieger einziehen sehen durch die Siegespforten, die gefangenen Fürsten und Helden in Ketten einhergehend vor den Triumphwagen der Feldherrn. — So machen sich die Völker das Leben gegenseitig zur Qual, und ihre höchste Geistes- und Willenskraft ist darauf gerichtet, andern Völkern Jammer zu bereiten, sie ihrer Freiheit, Selbständigkeit und ihres Wolstandes zu berauben, die Erde zu einem Schauplaz blutigen Elendes zu machen.

Und in diese Welt der Zerrissenheit und des Kriegesjammers tritt die Religion der Liebe und des Friedens, die Religion dessen, der die Seinen begrüßte mit dem Worte: „Friede sei mit euch“, des Friedensfürsten, von dem der Prophet Jesaias (32, 1 f., 17 f.) sagt: „Siehe es wird ein König regieren, Gerechtigkeit anzurichten; und die Fürsten werden herschen, das Recht zu handhaben; — — und der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein, und der Gerechtigkeit Ertrag wird ewige Stille und Sicherheit sein, daß mein Volk in Häusern des Friedens wohnen werde, in sicheren Wohnungen und in stillen Ruhestätten“; und Sacharja (9, 10): „Er wird Frieden lehren unter den Heiden, und seine Herschaft wird sein von einem Meere bis ans andere, und von dem Strome bis an die Enden der Erde“; der zu den Seinen sagte: „den Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch“ (Joh. 14, 27); und zu Petro: „Stecke dein Schwert ein; denn wer das Schwert ziehet, soll durch das Schwert um-

kommen"; und der da verlanget: „so dich jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem reiche den andern auch dar", — und von dem Paulus sagt (Eph. 2, 14 ff.): „Er ist unser Friede, der aus beiden [aus Juden und Heiden] eins hat gemacht und hat abgebrochen des Zaunes Zwischenwand, die Feindschaft, ... und ist gekommen und hat verkündiget im Evangelium den Frieden, euch, die ihr ferne waret, und denen, die nahe waren, denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in einem Geiste zum Vater, so seid ihr, [die aus den Heiden], nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes." — Soll da nicht die Pforte des Kriegstempels für immer geschlossen sein, und der Oelbaum und die Friedenspalme statt des Lorbeers grünen? Soll da nicht ein einiges brüderliches Friedensband alle Völker umschlingen, denn da ist nicht Jude, nicht Grieche, sondern allzumal einer in Christo Jesu?

In der That schien es anfangs so zu werden; die Christen waren die Stillen im Lande, die Menschen des Friedens und des innerlichen Lebens; sie beteiligten sich nicht an dem Aufstande der Juden gegen die Römer; und obgleich von den Römern bald schlimmer und wütender verfolgt, als die Juden, erhoben sie doch gegen ihre Verfolger nie das Schwert, sondern ließen sich widerstandslos kreuzigen, morden, den wilden Thieren vorwerfen, und ihre einzige Waffe war das Gebet, das Bekentnis und höchstens die Flucht. Ja es bildete sich bei den Christen in weiten Kreisen eine entschiedene Misbilligung aller Gewalt, also auch des Krieges, und der in geistreicher Uebertreibung die Grenzen des allgemeinen kirchlichen Bewußtseins bisweilen überschreitende Tertullian behauptete, nicht ohne vielen Anklang zu finden, es gebüre dem Christen überhaupt nicht, Waffen zu tragen und Kriegsdienste zu thun.

Aber diese Zeit friedlichen Sinnes war nur sehr kurz und dauerte nur so lange, als die Christen nur Fremdlinge in einem heidnischen Staate waren, wo der Krieg allerdings auf heidnischen Grundlagen ruhte und mit der heidnischen Religion aufs engste verflochten war, also daß die christlichen Krieger gezwungen waren, an heidnischen Sitten und Religionshandlungen teilzunehmen; und jene Stimmung gegen allen Krieg änderte sich alsbald, sowie der Staat selbst christlich wurde; und unter den christlichen Kaisern seit Konstantin wurde das Kreuz in das Kriegsbanner aufgenommen. Nur sehr vereinzelt erhielt sich, mehr bei unkirchlichen Secten als in der Kirche, die Ansicht, daß der Krieg für Christen überhaupt unerlaubt sei, der Kriegsdienst also verweigert werden müsse; so bei den Quäkern und Mennoniten. Und wenn ein idealer Zug nach allgemeiner Friedensherschaft in der Christenheit durch das Mittelalter hindurchging, und die Kirche in ihrem höchsten Vertreter den Anspruch erhob, die Vermittlerin des Friedens unter den christlichen Völkern zu sein, so ist dieser Anspruch doch nie in dem Maße zur Geltung gekommen, daß ein wirklicher Friedensstand dauernd eingetreten wäre. Ja wir sehen sogar die merkwürdige Erscheinung, daß grade bei den am meisten christlichen Völkern, den germanischen, die in mannigfacher Mischung fast das ganze gebildete Europa beherschten, der kriegerische Sinn seine höchste, idealste Ausbildung und Kraft empfing in dem Rittertume, welches seinem ganzen Wesen nach nicht im Gegensatze zur Kirche, sondern im Dienste derselben und der christlichen Idee stand; und statt des altchristlichen Abscheus vor dem Kriege finden wir nun eine hoch begeisterte Liebe für den Krieg, wie das alte deutsche Volkslied sie ausspricht:

Kein schön'rer Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.
Im engen Bett sonst einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.

Und wenn wir von dem unheilvollen dreißigjährigen Kriege absehen, der bald nach dem ersten Anfang in wilde Rohheit umschlug und die deutsche Gesittung um Jahrhunderte zurückwarf, knüpfen sich grade die erhebendsten geschichtlichen Erinnerungen und der gewaltigste Aufschwung des Geistes und der Volkskraft an siegreich geführte Kriege; was wäre Preußen ohne die drei schlesischen Kriege, was Deutschland ohne die Befreiungskämpfe?

Als die große französische Revolution begann, schmeichelte man sich eine Zeitlang mit dem kindlichen Gedanken eines allgemeinen, ewigen Friedens, denn man betrachtete die Fürsten als die eigentlichen Urheber der Kriege; die Völker selbst hätten, meinte man, keinen Grund zum Kriege, sondern nur zum Frieden. Aber in Wirklichkeit entsprang aus der französischen Revolution eine so furchtbare Kette schrecklicher Kriege, wie seit der Römerzeit nie gewesen war. In den Kriegen der französischen Republik kamen nach den amtlichen, wahrscheinlich viel zu niedrig gegriffenen Angaben 948000 Franzosen um, und unter Napoleons Kaiserreich in 10 Jahren: 2,200,000, ohne die Verluste der mit ihm verbündeten Völker. Und daß auch republikanische Völker gewaltige und haßvolle Kriege gegen republikanische führen können, das zeigt nicht blos das griechische und römische Altertum, sondern auch die neueste Zeit in dem unseligen Amerikanischen Kriege. Die Völker sind meist für die Kriege ganz ebenso verhaftet wie die Fürsten, und häufiger fast, als die Fürsten die Völker zum Kriege drängen, werden die Fürsten von den Völkern zum Kriege gedrängt.

Es scheint sonach, als ob der Krieg in der geschichtlichen Entwickelung der Völker etwas unvermeidliches, etwas mehr oder weniger notwendiges sei, als ob diese Geschichte nur über blutige Schlachtfelder und rauchende Trümmerhaufen hinweg ihren Fortschrittsweg durchlaufen könne. So stehen wir bei einem nach allen Seiten sich bekundenden seltsamen Widerspruch, bei einem geschichtlichen und sittlichen Rätsel. Die schrecklichste Gewalt, welche alle zerstörenden, das Leben und das Wol der Menschen vernichtenden Mächte entfesselt, ist thatsächlich eine von fast allen

Völkern mit Eifer, ja oft mit Begeisterung und Leidenschaft umfaßte Lebenserscheinung, welche der mächtigste Hebel in der Bewegung der Geschichte der Menschheit wird, zum Unheil für die einen, zum hohen Aufschwung für die andern, zur kraftvollen Fortentwickelung für das Ganze.

Die Frage nach der sittlichen Bedeutung des Krieges, nach Recht oder Unrecht desselben, ist nur auf christlichem Boden wahrhaft zu beantworten. Die außerchristlichen Völker, welche den Gedanken einer einigen Menschheit überhaupt noch gar nicht kennen, sondern nur eine Vielheit von einander fremden und feindseligen Völkern, wissen es nicht anders und können es nicht anders wissen, als daß der Krieg eine schlechthin natürliche und notwendige Erscheinung des Völkerlebens sei, und zwar meist in dem einfachen Sinne, daß das bestimte Volk an und für sich befugt sei, die andern Völker sich zu unterwerfen, das Recht der freien Selbstbestimmung nur sich selbst beizulegen, andern Völkern es zu bestreiten. So lehrten auch die größten der alten Philosophen. Aristoteles, der hier sehr getreu den Geist des Griechenvolks ausdrückt, betrachtet den Krieg nicht als ein Uebel, sondern als eine durchaus ordnungsmäßige, natürliche Lebensbewegung der Völker, nämlich der griechischen, indem die Nichtgriechen von Natur dazu bestimt seien, von den Griechen, als den von Natur höherstehenden, beherscht zu werden, und er behandelt in seinen ethischen Schriften den Krieg bei dem Abschnitte von den Erwerbszweigen, nämlich bei der Jagd. „Deshalb ist auch der Krieg", sagt Aristoteles, „seiner Natur nach ein Erwerbszweig, denn die Jagd ist ein Teil der erwerbenden Thätigkeit, die in Anwendung komt sowol in Beziehung auf die wilden Thiere, als auch in Beziehung auf diejenigen Menschen, welche von Natur dazu bestimt sind, beherscht zu werden, aber dies nicht wollen, weshalb ein solcher Krieg ein gerechtfertigter ist." *) Ganz ähnlich dachten die Römer, welche den Gedanken der Welteroberung am nachdrücklichsten durchgeführt haben. Und ebenso wird jede nichtchristliche, naturalistische Weltanschauung in dem Kriege eine unabweisbare Notwendigkeit erblicken, nämlich nicht eine durch eine sündliche Entartung der Menschheit bedingte Notwendigkeit, sondern eine in der rechtmäßigen Natur der Menschheit und in dem Wesen der Geschichte selbst liegende. Nach Hegel ist der Krieg eine dem Staate, als dem höchsten sittlichen Gemeinwesen, notwendig eignende, schlechthin vernünftige Erscheinung, welche die allem Endlichen anhaftende Zufälligkeit und Vergänglichkeit thatsächlich bekundet, und in dem sittlichen Gebiete dieselbe innere Notwendigkeit und Berechtigung hat, wie in dem Naturgebiete der Tod; der Krieg ist nichts anderes als der in das Sittliche erhobene Tod.

Das Christentum faßt die Sache notwendig völlig anders auf. Auf dem Boden des Gedankens, daß die gesamte Menschheit von einem Blute sei, und berufen zu gleicher Gotteskindschaft und zu gegenseitiger vollkommener Liebe auf Grund der göttlichen, erbarmenden Liebe, kann der Gedanke, daß der Krieg

*) Polit. I, 8.

eine in der rechtmäßigen Natur des Menschen selbst liegende Weltordnung, also eine ursprüngliche göttliche Anordnung sei, schlechterdings nicht aufkommen; da hat der Krieg überhaupt nur einen Sinn und eine Möglichkeit in Betracht der sündlichen Entartung der Menschheit. Der Krieg sezt unter allen Umständen eine sittliche Schuld voraus, eine sündliche Störung des wahren Verhältnisses der Völker zu einander, also etwas, was überhaupt nicht sein sollte. Es ist also auf christlichem Standpunkte die Frage nur so zu stellen: ob der Krieg selbst immer und an sich schon sündlich sei, oder ob er auch eine in der Gerechtigkeit der sittlichen Weltordnung begründete, rechtmäßige Gegenwirkung gegen die sündliche Entartung sein könne, d. h. ob er auch als gerechte Züchtigung und Strafe für die Sünde betrachtet werden könne, und zwar nicht blos in dem Sinne, wie Gottes Vorsehung die Sünde des einen zur Strafe des andern werden läßt, die Schuld durch Schuldige straft, sondern auch in dem Sinne, daß der Krieg, als ein sittlich rechtmäßiger, ohne Verschuldung, ja als sittliche Pflicht geführt werden könne.

Seitdem der Mensch durch die Sünde mit Gott in Gegensaz getreten, ist auch Zwiespalt unter den Menschen; die sündliche Menschheit, welche die Einheit und den Frieden mit Gott verloren, kann nicht mehr eine in sich selbst einige sein; die Völker treten, einander auch geistig fremd, einander nicht mehr verstehend, in feindselige Gruppen auseinander, und an die Stelle der liebenden Einheit tritt nun die gewaltsame Unterwerfung eines Volks durch das andere. Darin ist die Sünde und die Strafe der Sünde zugleich ausgesprochen. Die heilige Schrift alten Testaments, welche das Schuldvolle der Zertrennung der Menschheit hinreichend bekundet, betont dann vorzugsweise den Gedanken der göttlichen Züchtigung und der Strafe der Völker durch den Krieg, und erklärt die Unterjochung eines Volkes ausdrücklich als einen göttlichen Fluch. „Verflucht sei Kanaan, (des frevelnden Ham's Sohn), und sei ein Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern" (1. Mos. 9, 28); und zu dem ungehorsamen Volke Israel spricht Jehovah: „ich will mein Antlitz wider euch wenden,und ihr sollt geschlagen werden vor euern Feinden, und die euch hassen, sollen über euch herschen; . . . und ich will ein Racheschwert über euch bringen, das meinen Bund rächen soll; . . . und ihr sollt umkommen unter den Heiden, und eurer Feinde Land soll euch fressen" (3. Mos. 26, 17. 25. 38.) Dem Volke Israel wird die Bekriegung und sogar die Ausrottung der entarteten Völker Kanaans ausdrücklich von Jehovah aufgetragen, und die Unterwerfung der Feinde erscheint als ein Segen Gottes über seine Frommen. „Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten Sem's, und Kanaan sei sein Knecht" (1. Mos. 9, 27.) Isaak segnet seinen Sohn mit den Worten: „Völker müssen dir dienen, und Leute müssen dir zu Fuße fallen" (1. Mos. 27, 29.); und Jacob segnet den Juda: „deine Hand wird deinen Feinden auf den Nacken sein" (1. Mos. 49, 8.); und Jehovah selbst segnet sein Volk: „du wirst über viele Völker herschen, und über dich wird niemand herschen," und: „der Herr wird deine Feinde, die sich wider dich erheben, vor dir

schlagen lassen" (5. Mos. 15, 6; 28, 7.) — Für die Zeit des alten Testaments ist also das Recht des Krieges auf Grund ausdrücklicher göttlicher Anordnung unzweifelhaft. Gott vollbringt seine Strafe und Züchtigung an den Völkern durch den Krieg. Es fragt sich nur, gibt es in der christlichen Zeit, wo die Völkerschranken gefallen, und alle Völker zur Erlösung berufen sind, und wo andrerseits unmittelbare göttliche Weisungen, wie im alten Bunde, nicht zu erwarten sind, noch ein sitliches Recht zum Kriege?

Da ist nun die nächstliegende und gewönlichste Antwort die: Da nach der ausdrücklichen Erklärung des Apostels (Röm. 13) die Obrigkeit das Schwert empfangen hat zum Schutze der Gerechten und zur Strafe für die Uebeltäter, so ist sie auch nicht blos berechtigt, sondern auch verpflichtet, einen feindlichen Angriff von Seiten anderer Völker abzuwehren, und sich und das eigne Volk gegen solche Uebeltat zu schützen. Eben darum aber darf sie nicht selbst eine Uebeltat begehen, nicht selbst ein anderes, in Frieden lebendes Volk angreifen. Ein Verteidigungskrieg also ist recht mäßig und ist Pflicht, ein Angriffskrieg ist unrechtmäßig und sündlich, denn er sezt die Gewalt an die Stelle des Rechtes. — Wäre die Sache so einfach, wie hier gesagt ist, dann wäre die sittliche Lösung sehr leicht, und wir wären mit der Antwort fertig; dann hätte der Angreifende immer Unrecht, der sich Verteidigende immer recht. Aber so viel Wahrheit jener Satz auch enthält, so wenig reicht er für die wirkliche Lösung der sittlichen Frage aus.

Wir weisen zunächst darauf hin, daß das sich nur verteidigende Volk ja der Sache nach vollständig im Unrecht sein kann. Es verweigert dem andern Volke dasjenige, woran dieses einen rechtmäßigen Anspruch hat, und ist durch gütliche Verhandlung durchaus nicht dazu zu bewegen, demselben Genüge zu tun. Es bleibt also im äußersten Falle dem berechtigten Volke kein anderes Mittel, als die Gewalt, also als der Angriff, wenn es nicht das Recht preisgeben will; die Obrigkeit hat aber den ausdrücklichen Beruf, das Recht nötigenfalls durch das Schwert zu schützen und zu vollbringen. Man erwäge ferner, daß die wirkliche Unterscheidung zwischen einem Angriffs- und einem Verteidigungskriege oft gar nicht durchzuführen ist, daß die notwendige Verteidigung oft gar nicht anders oder gar nicht besser geführt werden kann als dadurch, daß man dem beabsichtigten Angriff zuvorkomt. So war der siebenjährige Krieg der Sache nach ebenso unzweifelhaft von Seiten Preußens ein Verteidigungskrieg, wie der erste Schlesische ein Angriffskrieg; und doch trat jener unter der Gestalt eines ersten Angriffs auf. Ebenso war der Befreiungskrieg des Jahres 1813 ganz unbestritten ein Verteidigungskrieg gegen die schmachvollste Unterdrückung, und doch geschah der Angriff von Seiten der Völker, die nichts anderes wollten, als ihre heiligsten Güter und ihr geschichtliches Dasein verteidigen.

Wenn es also unzweifelhaft ist, daß es eine unrechtmäßige

Verteidigung und einen rechtmäßigen Angriff gibt, so werden wir genötigt, die zuerst versuchte Lösung der Frage nach dem sittlichen Rechte des Krieges, die Lösung durch Unterscheidung von Verteidigungs- und Angriffskriegen etwas anders zu wenden; und wir werden nun geneigt sein zu sagen: nur der Krieg ist sittlich gerechtfertigt, welcher das bestehende Recht verteidigt, gleichviel ob dies in der äußerlichen Form der bloßen Abwehr oder des tatsächlichen Angriffs gegen den das Recht verleugnenden Staat geschieht; die Gewalt geht nicht vor Recht, sondern das Recht vor der Gewalt. Wir treten mit dieser Auffassung der Wahrheit unzweifelhaft näher; es fragt sich nur, ob wir damit schon die Wahrheit selbst ergriffen haben. Hiernach soll der Krieg nur das Recht, welches schon besteht, erhalten, nicht neues Recht schaffen, das bestehende nicht ändern.

Es ist von vornherein anzuerkennen, daß das rechtmäßig bestehende Recht gegen unrechtmäßigen Angriff nötigenfalls auch mit Gewalt verteidigt, die verweigerte Erfüllung desselben mit Gewalt erzwungen werden kann, von denen nämlich, denen nach der göttlichen, sittlichen Ordnung das Schwert anvertraut ist, welches sie nicht umsonst tragen. Die Gewalt hat in dem tatsächlichen Leben der Völker eine viel weitergehende Bedeutung, als es beim ersten Blick scheint. Allerdings wird in einem geordneten Staate alles Recht der Einzelnen wie das der Gesamtheit gegen die Einzelnen durch gesezliche und richterliche Entscheidung festgestellt und gehandhabt; aber diese rechtliche Entscheidung wäre gänzlich umsonst und nichtig, wenn nicht die Gewalt hinter dem Rechte stände, wenn nicht die, welche dasselbe anzuerkennen nicht geneigt wären, gezwungen würden, es tatsächlich gelten zu lassen. Das Recht gilt in Wirklichkeit nur so weit, als es auch über die entsprechende Macht zu verfügen vermag; und die gesamte Rechtspflege ist nichts anderes als ein Krieg des rechtlich geordneten Staates gegen alle, welche das Recht anzweifeln oder anfechten; und Gott selbst hat der Obrigkeit den Auftrag gegeben, den Schutz des Rechtes auch, wenn es nötig ist, durch Gewalt durchzuführen. Hat aber eine geordnete Obrigkeit das Recht und die Pflicht, das wirkliche Recht gegen seine Verächter auch durch Anwendung von Gewalt zu sichern, so gilt dies jedenfalls nicht bloß in Beziehung auf die eignen Unterthanen, die gegen das Recht sich auflehnen, sondern ganz ebenso auch in Beziehung auf andere Völker und Staaten, welche dieses Recht antasten. Darin liegt die unzweifelhafte Berechtigung zum Kriege, insofern dieser das wirkliche Recht eines Staates gegen Beeinträchtigungen schüzt und verteidigt. Solcher Krieg ist einfach eine Rechtsvollstreckung, ist Execution.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 10.

Der Episkopat der deutschen Reformation.

Von Dr. Friedr. Haupt, luth. Pfarrer in Gronau an der hess. Bergstraße. Zweites Heft, Frankf. a. M. 1866.

Gleich weit irren von der Wahrheit, die, welche Kirchenverfassung und Kirchenregiment für Nichts, und die, welche sie für Alles oder auch nur für die Hauptsache halten. Wie der Wein nicht ohne Gefäß sein kann, so die Kirche auch nicht ohne Verfassung und Regiment; und wie ein unreines Gefäß auch guten Wein verdirbt, so muß auch die Kirche von übeler Verfassung Schaden nehmen. Nun kann wie den schlechten Wein das Gefäß nicht zum guten machen, so auch die beste Verfassung für sich allein die daniederliegerde Kirche nicht aufrichten. Man wird nicht sagen dürfen: Wie die Verfassung, so die Kirche; viel eher: Wie die Kirche beschaffen ist, so auch die Verfassung. Ist doch die Verfassung auch keineswegs blos ein Gefäß, in das von außen die Kirche hineingethan wird, sondern die Kirche selbst bildet sich ihre Verfassung als einen Teil ihres Wesens. So haben alle verschiedenen Confessionen jede ihre eigentümlich gestaltete Verfassung und jede ihre besonderen Principien über Verfassungsbildung. Da ist es sehr wichtig, diese besonderen Grundgedanken über Verfassung und Regiment richtig zu erkennen. Es komt ja vor, daß von der richtigen Theorie abgewichen ist. Dann wird die Aufgabe sein, zu der lezteren, sobald es die Umstände leiden wollen, zurückzukehren, und man wird allerdings von solcher Rückkehr Etwas, vielleicht auch Bedeutendes für die Kirche selbst hoffen dürfen, wiewol das eine Täuschung sein würde, wenn man meinte, mit der völlig adäquaten Verfassung müsse auch sofort die kirchliche Blüte eintreten.

Schon in dem ersten Heft seines Episkopats (erschienen 1863) hat Hr. Dr. Haupt nachzuweisen gesucht, daß die Augsburgische Confession und namentlich der 28. Artikel derselben der bischöflichen Verfassung durchaus günstig ist. In diesem vorliegenden zweiten Hefte beschäftigt er sich nun vorzugsweise mit Luther, den von ihm verfaßten Schmalkaldischen Artikeln und seinen Privatschriften, insbesondere: „An den christlichen Adel", und: „Sendschreiben an den Rath zu Prag." Es zeigt sich hier ein fleißiges Studium der großen Regesten-Samlung aus der Zeit der Reformation, welche wir in dem Corpus Reformatorum besitzen, dessen Herausgabe Bretschneider begonnen und Bindseil fortgesezt hat; die Mitteilungen aus diesen Acten, welche wir empfangen, sind großenteils wichtig und interessant. Dabei wird alles mit solcher Wärme und Lebendigkeit vorgetragen, daß man gern folgt, auch wo die Gegenden, durch die man geführt wird, etwas dürre scheinen könnten. Auch in dem Resultat, daß die Schmalkaldischen Artikel für den Episkopat sich aussprechen, können wir beistimmen und allenfalls mit dem Verfasser Luther den „großen grundlegenden Episkopalisten der reformatorischen Kirche" nennen, wenn wir dabei nur Freiheit behalten, die absolute Notwendigkeit, das göttliche Recht (jus divinum) des Episkopats abzulehnen. So viel hat Haupt bewiesen, daß Luther und die Symbole nicht nur nicht gegen, sondern für den Episkopat sind, daß sie denselben lieben und empfehlen. Aber es ist doch noch sehr Zweierlei, eine Sache lieben, sie empfehlen, ihre Vorzüge preisen — und für sie Notwendigkeit und göttliches Recht in Anspruch nehmen.

Es will uns scheinen, als ob dem Verf. selbst noch nicht mit voller Klarheit und Bestimtheit feststände, was und wie viel er eigentlich für den Episkopat in Anspruch zu nehmen habe. Einmal sagt er (S. 205, Anmerk.), Schreiber dieser Zeilen, in seiner Recension über Dieckhoffs Schrift: „Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt" in diesen Blättern habe ihm mit Unrecht nachgesagt, daß er den Episkopat als „göttliche Stiftung" betrachte. Dabei führt er aus, daß für ihn nicht jener römische Episkopat mit seiner apostolischen Succession göttliches Recht habe. Aber er behauptet dann doch (S. 208), das Bischofamt in persönlicher geistlicher Führung sei göttlichen Rechts, was wir nur so verstehen können: das Bischofsamt sei zur Kirchenregierung göttlich berechtigt, und z. B. nicht die consistoriale Form des Kirchenregiments. Er sagt gradezu, die Reformatoren hätten den Episkopat als göttliche Ordnung und hoch von Nöten erkant und gewollt (S. 236); auch der Augsburgischen Confession liege durchaus die Anschauung zum Grunde, daß in keiner anderen als in der Episkopalverfassung Heil für die Kirche sei; die Reformatoren seien von der ganz einzigartigen Zweckmäßigkeit, Heilsamkeit und Notwendigkeit des Episkopats so sehr durchdrungen gewesen, „daß durch Vater Luther derselbe gradezu zum symbolischen Postulate erhoben werden konte." Darin können wir nur die Behauptung finden, daß der Episkopat, wenn er auch nicht in der römischen Gestalt mit der apostolischen Succession göttlichen Rechts sei, doch von den Symbolen durchaus gefordert werde. Dann kommen freilich wieder Stellen vor, wo auch in den Synoden der Missourier in Amerika mit einem allgemeinen und vier Districtspräses das Wesen der bischöflichen Verfassung gefunden wird (S. 251), ja wo schon überhaupt jedes höhere Kirchenregiment mit der lezten scheint identificirt zu werden (S. 205). Hier also werden sich wol die Gedanken des Hrn. Verfassers noch weiter zu klären haben.

Es wird aber doch die Anschauung desselben darauf hinausgehen, daß das, was wir insgemein Epikopalverfassung nennen, was auch Stahl darunter versteht, diese besondere Gestalt des Kirchenregiments, göttlichen Rechts sei und von der Schrift und den Symbolen gefordert werde. Dagegen müssen wir uns erklären.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Nassau.

Die liberale Limburger Conferenz und Consorten lassen seit einiger Zeit eine Menge Artikel ausgehn, um wo möglich ihre Principien bei einer zu erwartenden Umgestaltung unserer kirchlichen Sachen zur Geltung zu bringen. Die Ablagerung findet namentlich in ihren „Evangelischen Blättern für beide Hessen und Nassau" und in der „Protestantischen Kirchenzeitung" statt. Das Auffallendste dabei ist die totale Wandlung, die sich eingestellt hat. Früher war ihnen an der nassauischen Kirche Alles verzweifelt bös und Preußen wurde als Retter begrüßt; seit einiger Zeit aber finden sie hier große Schätze zu hüten, und Preußen wird ziemlich schlecht gemacht. Lassen sie mich dies durch einige Anführungen dokumentiren.

Nr. 3 jener Blätter von 1866 macht sich nicht ohne Humor lustig über unsere Herbstkonferenzen und Kirchenvisitationen. Nr. 10 klagt über schlechte Verwaltung des Centralkirchenfonds. Nr. 15 schreit über die jämmerliche Dekanatseinrichtung, Gemeindevertretung und über die Diätenreiterei und Küchenvisitation der Kirchenvisitation. Nr. 32 hat den frommen Wunsch: Gebe uns der Staat vorerst was uns gebührt, eine zeitgemäße Presbyterial- und Synodalverfassung wie etwa in Rheinpreußen. Nr. 36 vom 8. September freut sich, daß nun endlich durch Preußen die so lange unterbliebene Regelung unserer kirchlichen Verhältnisse ins Leben treten wird. Nr. 40 weiß nur zu klagen, weiß nichts von „Schätzen"; Verfassung, Besoldung, Geschäftsüberhäufung, ja selbst Katechismus und Agende werden schwarz notirt und „danken wir einmal recht von Herzen Gott dafür, daß wir preußisch geworden sind" und „es ist kein Grund vorhanden, so viel an den kirchlichen Verhältnissen Preußens zu mäkeln. Wir Nassauer, wir Kurhessen dürfen uns getrost in jene Verhältnisse einfügen lassen, wir verlieren durchaus nichts dabei."

Es ist also Alles spruchreif zum verbrennen und das neue kirchliche Heil wird von Preußen erwartet. Aber siehe da, auf Nr. 40 folgt Nr. 41 und da hat auf einmal der „herzensfromme" Fritze*) den Schatz gefunden, den andre unwissentlich so lange mit Füßen getreten, er erklärt, daß die Dietzer Conferenz durch ihr Votum für Anschlus an Rheinland-Westfalen „nicht allein die Pietät, sondern auch Vorsicht und Umsicht verläugnet habe; das wirklich Gute und Vollkommene, das wir besitzen und das wolverstanden dem ganzen evangelischen Deutschland zum Frommen gereichen könne, müsse uns erhalten werden." Benant aber wird dies Gute und Vollkommene mit keiner Sylbe und wenn Herr Fritze das obige von seinen Gesinnungsgenossen aufgestellte schwarze Register gelten lassen will — und das doch wol gewis — so muß ihm selbst dies Gute und Vollkommene wol sehr mikroskopisch erscheinen. Aber mit den Klagen ist es nun aus, vielmehr wird gegen die „Anklageepistel" der Meßnerschen Kirchenzeitung in Nr. 44 und 45 Front gemacht und in Nr. 48 und 50 ist große Freude über die der Deputation in Frankfurt erteilte Zusicherung, denn „wir haben in unsrer Union und Lehrfreiheit noch andre*) Schätze, die uns um alle Vorzüge der rheinischen Kirche nicht feil sind." Benant werden aber die Schätze mit keiner Sylbe. Die „Protestantische Kirchenzeitung" stimt in das Loblied kräftigst ein: Nr. 43 vom 27. Oktober 1866: „die nassauische Kirche besitzt auch Güter und Vorzüge, die andre Kirchen nicht besitzen, die sie nicht in Uebereilung, Leichtsinn und Mißachtung wegwerfen darf und ebenso besitzt sie einen Reichtum von Männern, die unantastbar und jedes Vertrauens wert sind, um in einer so ernsten und heiligen Sache zu Rathe gezogen zu werden." Aus diesem Reichtum an Männern werden nun außer Fritze und Hergenhahn ein Dutzend genant; allen wird wol diese Zumutung ziemlich befremdlich gewesen sein; was ist dem Sohne Kis geschehen, ist auch Saul unter den Propheten? Nr. 44 fährt fort: „niemals und nirgends hat es überschäumt und gesezliche Dämme durchbrochen; die Pfarrer sind noch in ihrem Amte, die Dekane auch, die Seminare stehen noch, die Feiertage werden noch geheiligt; die Sakramente gespendet, die Kranken besucht u. s. w., darum verdient die nassauische Kirche Anerkennung und es ist Niemand befugt, die ganze bisherige Verfassung der Kirche durch einen Gewaltakt umzustürzen und eine neue an ihre Stelle zu setzen und die dem Herrn Cultusminister gemachte Zumutung ist unverständlich und ungebürlich." Auch Nr. 45 macht Front gegen Anschlus an Rheinland-Westfalen und macht der Dietzer Conferenz wegen ihres Antrags Vorwürfe. Nr. 47 rühmt in allen Tonarten, daß die Kirche in Nassau eine wahre Unionskirche sei nach Constitution und Einlebung. Den Schluß alles Rühmens macht dann ein Akt: Die Absendung einer Deputation nach Frankfurt mit Petition, um Bewahrung der eigentümlichen Schätze und Vorzüge. Wir werden auf Nr. 47 zurückkommen.

Der Umschlag ist also vollständig; anfangs stärste Selbstkritik und Hoffnung auf Preußen, darnach stärkstes Eigenlob und Verzicht auf Preußen. Wie ist das nun gekommen? Waren diese Männer früher so blind, daß sie von den Vorzügen ihrer Kirche gar nichts sahen, oder liegt es an etwas anderm, daß sie für gut finden, sich jezt so reich zu dünken? Wir glauben, daß der Grund der Wandelung nicht in Nassau, sondern in Preußen zu suchen ist. Es ist ihnen etwas spät eingefallen, sich die Preußen von allen Seiten zu betrachten und da haben sie denn auf einmal viel gefunden, das die Hoffnung auf Preußen in Furcht vor Preußen verwandelt hat. Wem die Ehre dieser Erfindung oder Entdeckung gebührt wird die Limburger Conferenz wol wissen. Nr. 40 der „evangel. Blätter" hatte noch guten Mut gemacht und von einer Bemängelung Preußens nichts wissen wollen — aber Fritze drang in Weilburg auf der Versamlung durch. Die Bemängelung ließ sich nicht mehr todschweigen. Sie ist in Nr. 37 zu lesen: „Sind die Anschauungen des orthodoxen Pastorentums in beiden Hessen und Nassau nicht unbekant geblieben, so haben sie doch nirgends eine so ausschließliche Herrschaft erlangt, als in Preußen. — Wie nun, wenn die confessionellen Hetzer, die pastoralen Herzenskündiger und Geisterunterscheider, durch die große Zahl der weniger entschiedenen in kritischer Zeit verstärkt, anfingen, über die Zustände in beiden Hessen und Nassau öffentlich Zeter zu schreien, um die Herrschaft der Partei über diese Länder zu proklamiren. Wie würden die Brüder in Preußen antworten und welch ein Echo würde erschallen

*) Hofkammerrath Fritze wird in Nr. 45 der „Protestantischen Kirchenzeitung" gegen eine Bemängelung der „neuen evangelischen" in Schutz genommen und als „Herzensfrommer, grundbraver, preußenfreundlicher, seine Zeit verstehender, auch kirchlich gesinter Mann und bewährter Vorsteher und Woltäter der Kirche" belobt.

*) Nach einer Aeußerung der „neuen evangelischen" bestehen nämlich unsere Schätze allein in dem Pensionsgesez und dem Pfarrwittwenfond.

von Pommern, aus den Marken und selbst vom Rhein." Das ist vernehmlich gesprochen! Ach ja leider „wie nun", das hatte man nicht reiflich überlegt; es war die höchste Zeit einzulenken, damit uns diese „Brüder" aus Preußen nicht auf den Hals kommen und über den Kopf wachsen. In Nr. 45 der „Protestantischen" werden diese „Brüder" in Preußen noch stärker karrikirt. Sie sagt nämlich, die Dietzer Conferenz habe nur deßhalb auf Anschlus an Rheinland-Westfalen angetragen, um einen Pastoren- und Theologenstreit, den Streit über die Geltung der kirchlichen Symbole, kurzer Hand faktisch und praktisch abzumachen, aber „in Preußen sind diejenigen wieder auf den Beinen, die dem Staate und auch der Entwickelung der Landeskirche schon so unsäglich viel geschadet haben und je nach ihrer Art treiben sie ihr Spiel. Sitzen sie auf verbrämten Stühlen, so rufen sie: mehr Regiment her, Kirchenregiment! Stehen sie auf der Kanzel, so rufen sie: mehr Zwang her, Symbolzwang.*) Schreiben sie Blätter, so rufen sie: mehr Confession her, nur Confession und nichts von Union und während einige von diesen dem Staate anrathen, die römische Kirche in den annectirten Ländern, um sie für sich zu gewinnen, gänzlich frei zu lassen und zu stärken, schämen sie sich nicht ihm anzurathen, die evangelische Kirche in diesen Ländern durch die bekanten Bande einzuengen und zu lähmen."

Nun hat sich dieser Tage noch eine dritte Versamlung über unsere kirchlichen Angelegenheiten vernehmen lassen. Am 2. Januar erweiterte sich die Schiersteiner Dekanatsconferenz zu einer curatrix ad hoc. Man hat aber der Sache einen officiellen Anstrich gegeben und eine Petition an Sr. Majestät aufgesezt, die den Pfarrern durch die Dekane zugesandt ist, damit sie dieselbe mit dem Kirchenvorstande unterschreiben; begleitet ist die Petition von einem an die Dekane gerichteten motivirenden Gutachten. Man mutet also den Pfarrern im ganzen Lande zu, zu unterschreiben, was einige Herrn in Schierstein bei Wiesbaden zusammengedacht haben. Ja, aber man entschuldigt sich doch deshalb; man sieht wol ein, daß das etwas viel verlangt ist, aber wegen der Eile der Sache ist kein anderer Weg übrig! — die Eile ist nicht motivirt; kein Wort wird verloren, um uns zu beweisen, warum es eilt! Daß die Herren in Schierstein Eile haben merkt man freilich, denn ziemlich undelikat wird angegeben, daß troz der Information, welche Herr de la Croix sich hier zu Lande verschafft habe, eine einseitige Entscheidung der Königlichen Kirchenbehörde zu besorgen sei. Wenn die Eile nun so groß ist, daß die Herren in Schierstein für das ganze Land denken müssen, wie kommen sie dazu, in der Petition die Limburger und Dietzer herabzudrücken; sie reden nämlich in der Petition den König darauf an, daß sie eigentlich die rechten Leute seien, indem die Dietzer und Limburger nur „privaten Character" an sich trügen und unter dem Eindruck augenblicklicher Stimmungen „gehandelt" haben. Wahrlich, die Schiersteiner handeln viel „augenblicklicher", ihnen muß Alles „in Eile" und „kürzester Frist" parat sein und woher wollen sie einen andern Character als privaten erborgen. Sehr gewagt; oder sie müssen bereits vollständig versichert gewesen sein, daß ihre Petition von der Majorität der Pfarrer und Kirchenvorstände unterzeichnet werden würde. Vielleicht möglich! Sehen wir uns denn die vier Punkte, um welche petitionirt wird, einmal näher an. Zum Ersten soll die nassauische Kirche „in ihrem Bekentnis, Cultus, inneren Einrichtungen" erhalten bleiben; denn von Anschlus

*) Wo in Preußen wird der Mann wol solche Predigten gehört haben.

an Preußen oder Hessen besorgen sie confessionelle Wirren für die Consensus-Union; die Provinz Hanau allein wäre willkommen, meint das Gutachten; nach den Zeitungen ist in der Conferenz namentlich vor der „Vilmarschen Partei" große Angst gewesen. Also auch hier das Gespenst vor dem Pastorentum auf den Beinen! Aber es soll doch nicht Alles beim Alten bleiben; Sr. Majestät wird zum Zweiten gebeten, uns mit einer Presbyterial und Synodalverfassung zu beglücken „damit die Gemeinden zu ihrem Rechte kommen" und „damit die nassauische Kirche sich auf ordnungsmäßigen Bahnen weiter entwickeln und über ihre Zukunft selbst entscheiden kann," wie es im Gutachten heißt. Man ist also im Grunde mit den Limburgern einverstanden, man fürchtet sich vor auswärtigen Elementen, damit es nicht zu Unordnungen kömt und Unordnung ist demnach Alles was nicht Nassauisch ist; wir sind so eigentümlich, daß fremde Elemente sogleich alles in Gährung bringen werden! Was unter diesen fremden Elementen verstanden ist, haben die Schiersteiner mit „confessionellen Wirren" naiv genug angedeutet. Und troz alledem wird dennoch sub. 4 gebeten — um eine organische Verbindung mit der ganzen evangelischen Kirche Preußens und Deutschlands! Sollten wir denn nicht zu originell sein, um in irgend eine organische Verbindung zu passen! Sr. Majestät soll also alles beim Alten lassen und doch auch Neuerungen machen, aber das Alte lassen und die Neuerungen machen, welche die Schiersteiner für gut finden. — Nr. 3 betrifft dann den Geldpunkt, daß es mit Besoldungen und Pensionen so bleiben soll, und auch das liebe Geld muß herhalten, um zu zeugen, daß wir in unserer Union gar nicht zu uniren sind mit irgend einer andern Kirche. Denn nach dem Gutachten könten ja sonst anderswoher Geistliche nach Nassau versezt werden, und also mitten in „Nuznießungen" herein versetzt werden, „an welche sie gar keine rechtliche Ansprüche haben." Aber nun haben die Schiersteiner ja selbst gedruckt, daß sie mit dem unirten Hanau u. s. w. wol vereinigt sein könten. Ob sie denn nun den Hanauern um der Union willen die Nuznießungen schenken wollen an die sonst Niemand außer Nassau rechtliche Ansprüche hat? — Diese Schriftstücke sind ausgegangen von der Schiersteiner erweiterten Dekanatsconferenz; unterschrieben haben 33 Männer, teils Geistliche, teils Beamte und Bürger. Einige Namen hätten wir gern nicht gelesen. In 8 Tagen soll Alles fertig sein, „weil wir handeln müssen, ehe es zu spät ist." *)

Wir kommen nun auf Nr. 47 der „Protestantischen Kirchenzeitung" zurück. Der dortige Artikel „vom Rhein" rühmt die nassauische Kirche, als die wahre Unionskirche nach Konstitution und Einlebung; sie habe sich nicht mit einem Fuße auf das Evangelium und mit dem andern auf die Symbole gestellt, sondern mit beiden Füßen auf den einen Grund, auf das Evangelium und „da steht sie noch" — in wahrer Katholicität! Der Artikel rühmt alsdann, daß damit dem Segen der Symbole kein Abbruch gethan, denn diesen Segen empfange der, welcher die Symbole studire. Man wisse hier so gut als anderswo „was lutherisch reformirt u. s. w. ist, aber man sieht keinen darauf an und torquirt ihn nicht darum." Was nun das Studiren der Symbole betrifft, so ist davon nach unserer 26jährigen Erfahrung wenig zu merken. Die Richtung der Kirche und des Examens der Theologen weist nicht auf

*) Neulich haben auch die Schullehrer in Limburg getagt und eine Petition berathen, damit auch im Schulwesen Alles beim Alten bleibt und namentlich haben sie sich sub. I. vor den Regulativen verwahrt, die uns gerade not thun.

die Symbole hin; die Kentnis dessen, was lutherisch und reformirt, ist sehr oberflächlich; es ist wol nicht zu viel behauptet, daß der bei weitem größte Teil unsrer Geistlichen die Symbole nicht gelesen, wie viel weniger studirt hat. Vom „Torquiren" weiß der Mann entweder nichts oder er will nichts wissen. Wie hat man die Altlutheraner torquirt, die doch austraten und die Union nichts mehr angingen. Wie hat man die Lutheraner in der Union torquirt. Wir könten das dem Manne vom Rhein mit einem ziemlichen Aktenfascikel belegen. Wurden wir doch gerichtlich unter Ablegung eines körperlichen Eides torquirt, zu erklären, nicht etwa was wir, sondern was der und der Altlutheraner mit den und den Ausdrücken habe sagen wollen. — Wenn es in jenem Artikel weiter heißt, für eine solche Union wie hier habe das Volk ein Herz, es liebe das Klare und Einfache, kein Wischiwaschi, kein Ja — Nein, so bitten wir zu erwägen, was klar und einfach, was Ja — Nein ist, eine Confession oder zwei in einander gezwängte. Ueber das, was lutherisch oder reformirt, ist nirgends Streit, weil es klar und einfach vorliegt, aber was Union ist, was zur Union gehört, wie weit die Union und wie weit die Confession geht, darüber ist überall Streit, auch unter uns; oder sind die Dietzer und Limburger etwa darin einig?

Man sollte Gott danken, daß es troz der Union bei uns in Vielem besser geworden ist; man sollte billig aufhören, der hiesigen Union an sich Lobreden zu halten, denn damit sieht es bedenklich aus. Will man den Geist kennen lernen, aus dem die Union hervorgegangen ist, so muß man zurückblicken in jene Jahre, wo sie gemacht wurde und auf die Folgen, die man sogleich als selbstverständlich aus der Union abgeleitet hat, dann ergibt sich Folgendes: 1. Die Union ist unanständig, denn wenn sie Brod und Hostien mit Eiweiß zu pinseln und auf einander zu kleben befiehlt und dieses Backwerk den Leuten beim Abendmal zu essen zumutet, so ist der Ausdruck unanständig dafür wol noch ziemlich zart. 2. Sie lebt mit der Moral auf einem gespantem Fuß; durch das Rescript vom 29. Nov. 1816 wurden die Schwächungsstrafen aufgehoben. Dieses über 2 Bogen lange moralphilosophische Specimen bringt nun auch den Pfarrern und Amtleuten die Gründe bei, warum das geschehen müsse, nämlich die Strafen von 5—10 Gulden oder ebensoviel Tagen Gefängnis seien zu gering, um von Unzuchtssünden abzuschrecken, der Geschlechtstrieb sei überhaupt mit solcher Heftigkeit der Natur eingepflanzt, daß es nur eine Strafe gebe, die davor abschrecken könne — die Todesstrafe. Dadurch würde aber dem Staate größerer Schaden geschehen, als durch die betreffenden Sünden. Daher sei jede Strafe aufzuheben, zumal die Moralität durch keine Strafen gefördert werde; es sei daher zu sorgen, daß für jene Sünden keine Kirchenbuße mehr stattfinde und selbst der Verweis vor den Pfarrherrn unterbleibe. 3. Sie ist bureaukratisch-centralisirend und intolerant gegen jede Eigentümlichkeit. Kein Gemeindeglied war zu der Unionssynode berufen und dennoch hat sie bei den Limburgern so großes Lob, die doch sonst immer auf dem Gemeindeprincip reiten; sie hat die kirchlichen Lokalstiftungen eingezogen, die Kirchen ihres Schmucks beraubt, die gemalten Fenster ausgebrochen und die Altarbilder an die Katholiken verkauft. 4. Sie ist eine Feindin des Glaubens, denn sie hat die Erbauung in schriftmäßigen Glauben verkürzt, die Kapellen zugeschlossen oder abgebrochen, die Wochengottesdienste und Leichenpredigten verboten, die Geistlichen angewiesen, nach der Vernunft und nicht nach dem Glauben ihr Amt zu verwalten. Rescript vom 28. Febr. 1818 und vom 2. Mai 1818. Letzteres sagt: „Die Diener der evangelischen Kirche sind daher Volkslehrer, Selsorger, bestimt, jenen geheiligten Zweck der evangelischen Kirche zu befördern, die Herschaft des Sittengesezes im unsichtbaren Gottesreiche zu erhalten. Einen andern Begriff mit dem geistlichen Stande zu verbinden, würde zu Verirrungen, entweder zum Systeme der Herschaft der Kirche über den Staat oder zum Systeme der vollendeten Theokratie führen, wo der Geistliche als Priester die Unmoralität des Individuums durch sein Vertreten bei der Gottheit austilgt, das Gewissen durch Versöhnungsgebräuche und Absolution beruhigt, in der Sinnlichkeit die Ahnung des Uebersinnlichen, die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen hält." 5. Die Union ist eine Unterdrückung des Luthertums, zu dem sich doch $\frac{2}{3}$ der zu Univenden bekanten, denn mit der Union wurden die lutherischen Gebräuche im Gottesdienst verboten und die reformirte kurpfälzische Agende eingeführt. Manche nahmen daran doch Anstoß; in einer lutherischen Gemeinde ging zwei Jahre lang Niemand zum Abendmale, als der Pfarrer, der Lehrer und der Schultheiß, einzelne Glieder anderer Gemeinden sind seitdem nie mehr zum Abendmale gegangen. 6. Die Union ist „Ja — Nein, Wischiwaschi." Es ist bis zu dieser Stunde Streit darüber, auf welchem Grunde sie steht. Die einen mit den Limburgern versichern hoch und theuer, „nur auf der Schrift mit völliger Lehrfreiheit," denn das Edict rede nur von einer religiösen Verehrung der Lehren des Evangeliums neben völliger Unabhängigkeit von allem Gewissenszwange — die Dietzer Conferenz aber bekent sich zu dem dort gehaltenen Vortrage des Dr. Stamm, wonach das Edict nicht maßgebend sei, während in den Verhandlungen der Unions-Synode das Apostolikum, die Augustana und die Bibel genant seien; ein Dritter meint, die Symbole könten gar nicht abgeschafft werden; ein Vierter, wenn jene genante Augustana die invariata gewesen, so gebe es eigentlich gar keine Union, es sei nun Alles lutherisch! Liest man dann die Formulare in der Agende, so wechseln da reformirte und lutherische Bekentnissätze ganz naiv miteinander ab. Wo kömt nun die gerühmte Klarheit und Einfachheit her, für die das Volk ein Herz haben soll, wenn selbst die Gelehrten noch nach 50 Jahren über das Bekentnisfundament der Union nicht klar sind!

Was uns fehlt ist eben diese Klarheit des Bekentnisstandes — Synoden thun uns nicht not, die Kirche ist kein Sprechsaal, nur die möchten sie zu einem Sprechsaal machen, die es gern vergessen, daß des Glaubens Ende unserer Selen Seligkeit ist — am wenigsten können wir Synoden gebrauchen bei diesen zerfahrnen Zuständen des Bekentnisgrundes, bei dieser gerühmten Lehrfreiheit, die fort und fort die Kirchen und die Selen leer macht. Was uns not thut *) — wir haben es früher schon genant — vor Allem möchten wir noch das Eine sagen, not thun uns Männer, die für die Kirche Christi ein Herz haben und die im Glauben stehend nun auch wissen, was der Kirche zu geben und zu lassen ist, damit sie Glauben erwecke.

*) Ob wir an Hessen oder Rheinpreußen angefügt werden, ist kaum eine Frage zweiten Ranges — das Natürlichste scheint jedoch eine Vereinigung mit Kurhessen zu sein.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 6. Februar. № 11.

Die sittliche Bedeutung des Krieges.

(Schluß.)

Da tritt uns nun eine auf diesem Standpunkt sehr natürliche Frage entgegen, ob nicht der Krieg überhaupt dadurch beseitigt werden könte, daß alle unter den verschiedenen Staaten vorkommenden Streitigkeiten über bestimte Rechte durch eine höchste richterliche, von allen Bildungsstaaten anerkante Instanz entschieden würden. Wir wollen in Antwort hierauf nicht die Frage erörtern, ob eine solche gewiß sehr wünschenswerte und zu erstrebende Vereinigung aller Kulturstaaten so leicht zu verwirklichen wäre, wie es sich eine idealistische Phantasie träumen läßt, und ob in den nächsten Jahrhunderten eine solche und zwar lebensfähige Vereinigung zustande kommen könne; wir haben hier einfach zu bemerken, daß eine solche Vereinigung eben noch nicht besteht, und daß, wo eine solche in kleinerem Umfange bestanden hat, wie im Deutschen Bunde und in Nord-Amerika, sie grade in den Zeiten, wo sie ihre Friedensaufgabe zu erfüllen berufen war, sich nicht bewärt hat, sondern in Stücke brach. Wir bemerken ferner, daß wirkliche Rechtsentscheidungen eines solchen Obertribunals doch nur dann einen Erfolg haben könten, wenn eine hinreichende Macht hinter ihnen stände, welche dieselben nötigenfalls mit Gewalt durchzuführen im Stande wäre; da haben wir also doch wieder den Krieg, sobald nicht freiwillige Unterwerfung stattfindet. Wir müssen endlich auf die fast an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit hindeuten, für Streitfragen, wie sie gewönlich den Krieg veranlassen, ein wirklich unparteiisches Tribunal zu finden, und Normen aufzufinden, nach welchen sie entschieden werden sollen. Wir Alle haben ja in der neuesten Zeit hinreichende Erfahrungen gemacht, daß in wichtigen, die Völker aufregenden Fragen das Urteil auch der scharfsinnigsten Rechtskenner sich von Befangenheit kaum freizuhalten vermag, daß diese Urteile je nach den verschiedenen Standpunkten und Interessen einander oft völlig unvereinbar gegenüberstehen.

Indes brauchen wir auf die Erörterung über die Möglichkeit und Ersprießlichkeit einer richterlichen Entscheidung aller Völkerstreitigkeiten in der That nicht weiter einzugehen, denn eine tiefergehende Betrachtung der Sache wird uns auch die dem unmittelbaren Gefühle sich aufdrängende Erkentnis geben, daß der ganze bisher eingenommene Standpunkt der Auffassung ein ungenügender sei, daß die bei weitem meisten Kriege, und grade die, welche die wesentlichsten und woltätigsten Umwandelungen in der Geschichte der Völker bewirkt haben, gar nicht einfache Rechtsfragen, sondern Lebensfragen der Völker auszutragen bestimt waren. Sind auch Streitigkeiten über bestehende Rechte der gewönliche Anlaß zum Kriege, so sind sie doch meist nicht der eigentliche Grund desselben; dieser liegt fast immer viel tiefer und entzieht sich jeder juridischen Entscheidung. Die einfache Erfahrung, daß grade die die Geschichte recht eigentlich fortbewegenden Kriege mit Begeisterung geführt worden sind, weist schon die Ansicht zurück, daß es sich dabei um bloße Rechtsstreitigkeiten und deren Vollstreckung handle. Die Entscheidung der Rechtsfragen ist Sache des kühlen Verstandes, nicht der Begeisterung; jene will schlechterdings nur einen schon bestehenden Rechtszustand bewaren, der Krieg aber will, das gibt ihm die Kraft und Begeisterung, wesentlich neues Recht schaffen, neue geschichtliche Wirklichkeit, will etwas für das Leben des Volkes erringen, was dasselbe überhaupt noch nicht besizt. Kriege, welche bei ihrem Abschluß eben nur den vorher schon geltenden Rechtszustand wiederherstellen, lassen die Völker kühl, und erwecken meist das Bewußtsein, daß sie eigentlich unnütz waren. Ja wir können uns der Beobachtung nicht verschließen, daß solche rechtliche Executionskriege, wie wir sie ja in neuerer Zeit auch gehabt haben, im Volke nirgends rechten Boden gewinnen, daß Volk und Heer dabei ohne Begeisterung sind, weil solchem Kriege aller Nimbus, alles ideale Element fehlt; die vollständige Prosa desselben erweckt bei dem Krieger leicht ein unbefriedigtes Gefühl, als handle es sich um bloßen Schergendienst. Es drängt sich uns hierbei eine beim ersten Anblick seltsame Erscheinung im Gebiete der Völkermeinungen auf. Was müßte, könte man glauben, in der Gesellschaft ehrenhafter sein, als der Vollstrecker des Rechtes gegen seine Uebertreter zu sein? was unehrenhafter, als der Vollstrecker der Gewalt gegen die zu sein, die gegen uns im Rechte zu sein glauben? Nun ist zwar der Stand der Richter, die das Recht sprechen, in jeder Gesellschaft ein hochgeehrter, — der Stand der Henker, die den Rechtsspruch an dem Verbrecher vollziehen, galt bei fast allen Bildungsvölkern als ein unehrlicher, dessen Berührung man gern vermied; — der Stand der Krieger genießt bei allen Bildungsvölkern des allerhöchsten Ansehns und ist mit allen Ehren umgeben. Wir wollen nicht weiter nach dem Grunde dieser für den oberflächlichen Verstand thöricht erscheinenden, und

doch vollständig richtigen und sittlich begründeten Tatsache fragen, das aber können wir daraus sicher entnehmen, daß nach dem allgemeinen Bewußtsein der Völker der Krieg wirklich noch etwas anderes und höheres ist, als bloße gewaltsame Vollstreckung eines Rechtsurteils. Und die bei weitem meisten Kriege haben tatsächlich neue Rechtszustände geschaffen; und der größte Teil der europäischen Rechtsverhältnisse unter den Staaten ruht auf den Ergebnissen der Kriege.

Aber grade an diesem Punkte, grade wenn der Krieg nicht blos den Zweck hat, das bestehende Recht zu verteidigen, sondern neues Recht zu schaffen, erhebt sich das schwerste sittliche Bedenken, da scheint der Satz: „Gewalt geht vor Recht" unzweideutig ausgesprochen zu sein.

Urteilen wir nicht voreilig. Daraus, daß ein Krieg vielleicht nicht den Zweck hat, ein bestehendes ausdrücklich anerkantes Recht zu verteidigen, folgt keineswegs, daß er nicht das Recht überhaupt zu seinem Beweggrund und Ziel habe. Das menschliche Recht ist, im Unterschiede von dem göttlichen, nicht ein stets sich gleich bleibendes, sondern von bestimten Verhältnissen bedingtes und daher mit deren Aenderung sich notwendig änderndes. Das Kind hat ein anderes Recht als der schon mündig gewordene Mann, der noch Lernende hat weniger Recht als der zur Meisterschaft gelangte. Das Rechtsleben in einem Staate ist in einer beständigen Entwickelung begriffen; und während es die richterliche Tätigkeit mit dem bestehenden Recht zu tun hat, davon weder etwas hinwegnehmen, noch etwas hinzutun darf, hat es die gesezgebende Tätigkeit mit der Veränderung, der Fortentwickelung des Rechtes zu tun, und sie geht so lange fort, als das Leben des Staates überhaupt dauert. Jede neue Gesezgebung aber verändert bestehende Rechte, beschränkt sie oft oder hebt sie auf, ist in vieler Beziehung ein Krieg gegen bereits bestehende Rechte; es wird wol kaum irgend ein neues Gesez geben, welches nicht manche Staatsangehörige in ihren bisherigen tatsächlichen Rechten oder Interessen schädigte, und welches nicht zu seiner vollen Durchführung des Hinblicks auf die dem Staate zu Gebote stehende Gewalt bedürfte.

Von hier aus eröffnet sich uns ein neuer und höherer Gesichtspunkt für die sittliche Beurteilung des Krieges. Wie der einzelne Mensch durch seine persönliche Fortentwickelung, durch seine gesteigerte Erkentnis, Geschicklichkeit und Characterausbildung ein immer höher steigendes Recht in der menschlichen Gesellschaft erlangt, Anspruch an Achtung, an Ehre, an Wirksamkeit und Einfluß, ganz ebenso ist es bei den Völkern. So wenig das ganze und volle Recht einer sittlichen Person in geschriebene Formeln, in statutarische, contractmäßige Bestimmungen gebannt werden kann, sondern sich mit der weiteren Entwickelung des Menschen entsprechend umwandelt, ganz ebenso unterscheidet sich das wahre und lebendige Recht eines Volkes von dem blos juridischen, welches in Uebereinkunftsformeln gebracht ist. Die Völker sind nicht bloße Rechtssubjecte, die in todter, stehenbleibender Erstarrung verharren, und durch Jahrhunderte dieselbe langweilige Alltäglichkeit zeigen; sie sind lebendige, sittliche Persönlichkeiten, die sich, so lange ihre geschichtliche Jugend und Manneszeit währt, zu immer höherer Kraft fortentwickeln, oder, wenn sie schuldvoll sich selbst zerrütten, in altersschwacher Kränklichkeit hinsiechen. Dieses wahre, lebendige Recht der Volkspersönlichkeit ist nicht immerfort dasselbe und darf es nicht bleiben; das Volk tritt von Rechtswegen über die anfangs natürlichen, dann aber es beengenden, veralteten Formen des bloßen Uebereinkunftsrechtes hinaus und sucht und fordert für sein gesteigertes Dasein ein höheres Recht; die Kleidung des Knaben ziemt nicht mehr dem erwachsenen Jüngling und Manne. Das Recht der geschichtlichen Kraft und Bildung steht sittlich höher als das blos geschriebene. „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich; Macedonien ist für dich zu klein"; — darin haben wir schon als Schüler eine sehr berechtigte Aufgabe und ein sehr natürliches Recht des jungen Alexander gefunden. Die Weltgeschichte ist kein Gerichtszimmer, in welchem streitige Processe nach geschriebenen Gesetzesformeln entschieden werden; sie ist das Feld des berechtigten Wetteifers der geistigen und sittlichen Kräfte der Völker und ihrer Führer.

Mut allein kann hier den Dank erringen
Der am Ziel des Hippodromes winkt;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen;
Wenn der Schwächling untersinkt.

In der Weltgeschichte haben nur lebenskräftige Gestalten das Recht, zu existiren. Das Recht, das haben wir gesehen, ist nur so lange wirklich, als eine Macht da ist, es durchzuführen. So ists im Staate in Beziehung auf seine Angehörigen; in der Geschichte der Menschheit erscheint dieser Gedanke in anderer und höherer Weise. Da hat ein Recht nur der, wer im Stande ist, es durchzuführen; das ist nicht ein Unrecht, sondern die wahre geschichtliche Gerechtigkeit. Völker und Staaten, die zu schwach sind, um in dem geschichtlichen Ganzen sich selbständig zu erhalten, beweisen eben damit, daß sie kein geschichtliches Recht auf ein selbständiges Dasein haben, und das Recht der Geschichte, welches eben nur selbständige, kräftige Gestalten anerkent, vollbringt sich an ihnen; und wenn es auch zunächst ein Leiden für sie ist, daß sie unter die höhere Macht eines kräftigeren Volkes sich beugen müssen, so ist es in Wirklichkeit eine Woltat für sie, daß sie in eine höhere, kräftigere Lebensgestaltung eingegliedert werden. Umgekehrt, wenn ein anfänglich schwächeres Volk in Abhängigkeit von einem stärkeren steht, sich von diesem leiten und bevormunden lassen muß, oder wenn es nur in einer Zusammenknüpfung mit mehreren anderen zu einer Sicherheit des Bestehens gelangt, so wird dieses ganz rechtmäßige und natürliche Verhältnis zur Unnatur, zum geschichtlichen Unrecht, sobald jenes Volk zu höherer Kraft erstarkt, während die andern es bevormundenden oder bindenden Staaten stehen bleiben oder in ihrer Kraft sinken. Solche ursprünglich rechtmäßigen und natürlichen Bande werden für das kräftig erstarkte Volk zu peinlichen Umflechtungen, in denen es, wie Laokoon von den Schlangen, erdrückt und erstickt zu werden Gefahr läuft, wenn es dieselben nicht mit starker Hand von sich streift. Die stärker werdenden Wurzeln des Baumes sprengen das Gestein, in welches sie

anfangs sich ungefährdet senkten und einklammerten. Und das Feld, auf welchem die geschichtlichen Kräfte der Völker sich messen, auf dem sie ihr wahres geschichtliches Recht finden und erringen können, ist eben, wenn die Verständigung unmöglich wird, der Krieg, und im höchsten Maße gerade der Krieg, der nicht mit gemieteten Söldnerscharen geführt wird, wobei also das Volk selbst sich nur zuschauend und leidend verhält, sondern welcher alle geistigen und sittlichen Kräfte des Volkes aufbietet und zur tatsächlichen Offenbarung bringt. Ja wäre der Krieg nur ein gegenseitiges Todtschlagen, Verwüsten, Sengen und Brennen, wäre er nur ein Wettstreit der gegenseitigen physischen Kräfte, so wäre er bei Völkern geistiger Gesittung von vornherein ein Widerspruch gegen das gesamte Wesen des Völkerlebens. Aber ein wahrer, weltgeschichtlicher Krieg wird eben geführt durch das Aufbieten aller, auch der geistigen und sittlichen Kräfte, er ist ein Wettstreit der geistigen Bildung und sittlichen Entwickelung. Die Völker setzen ihr Höchstes, das Leben ihrer besten Söhne ein, und bekunden durch solchen Opfermut, daß das, was sie verteidigen oder erringen wollen, nicht ein blos äußerlicher Vorteil, daß es eine heilige Lebensaufgabe, ein hohes, durch die teuresten Opfer zu erreichendes Recht sei. Nicht die größere Zahl, nicht die größere physische Kraft trägt den Sieg davon, sondern die höhere Einsicht, der höhere Mut, die größere Opferwilligkeit; und geschlagen ist nicht, wer die meisten Todten verliert, sondern wer zuerst den Mut verliert, wer für seine Sache am wenigsten Opfer zu bringen geneigt ist.

Friede ist nur möglich bei waltender Gerechtigkeit. Aber die Gerechtigkeit besteht nicht in dem bloßen Festhalten eines bestehenden Uebereinkunftsrechtes, sondern fordert für die höhere geschichtliche Kraft auch ein höheres, geschichtliches Recht; und der Kampf für solches wirkliches Recht ist dem Scheine nach oft ein Angriffskrieg, in Wahrheit aber ein Verteidigungskampf, und darin hat er seine sittliche Geltung. Es gilt nicht der unsittliche Satz: „Gewalt geht vor Recht", wol aber der höhere: „Das geschichtliche Recht ruht auf der Kraft." — Die Furcht aber, daß die Anwendung dieses Satzes in der Wirklichkeit doch leicht in den ersten umschlagen könne, wird dadurch gemindert, daß ja doch unter allen Bildungsvölkern eine gewisse Gemeinsamkeit besteht, daß also bei jedem Völkerstreit die Gesamtheit notwendig mit in die Beteiligung und in die Entscheidung gezogen wird. Wenn diese Gesamtheit in den Kampf zweier Völker sich nicht einzumischen für gut befindet, so erklärt sie damit eben tatsächlich, daß hier ein Streit vorliege, der nach bloßen Rechtsnormen nicht geschlichtet werden könne, sondern daß da ein geschichtlicher Proceß des Wettstreites der Völkerkräfte sich vollziehe, dessen Ausgang ein neues Recht begründen soll.

Eben darum nun, weil der rechtmäßige Krieg nicht eine Bekundung bloßer, roher Gewalt, sondern der Anspannung aller Volkskräfte ist, und die geschichtliche Lebensstellung des Volkes klarzustellen die Aufgabe hat, darum wird er getragen von feuriger Begeisterung, ist er Sache des rechtmäßigen, nationalen Ehrgefühls; darum bringt das Volk gern sein Edelstes zum Opfer. Es ist eine beim ersten Anblick sehr auffallende Erscheinung, daß sehr leichte Anforderungen einer Regierung an die Untertanen, geringe neue Steuern und ähnliche Lasten, Beschränkungen von Gewonheiten u. dgl. oft großen Widerstand und selbst Empörungen erregen, während der Aufruf zu dem höchsten Opfer, zum Kriege, fast immer, wo nur irgend ein hohes Ziel im Bewußtsein ist, freudige Bereitwilligkeit findet, selbst bei denen, die sonst in steter Widersezlichkeit gegen ihre Regierung waren. Es bekundet dies, daß es sich hierbei um höhere Güter handelt als den äußerlichen Besiz, um die Ehre und die weltgeschichtliche Bewärung des Lebens eines Volkes.

Wäre der Krieg als Angriff immer nur eine schlechthin unberechtigte Durchbrechung des Rechtes, also ein Frevel an der Menschheit, so müßte seine moralische Folge dann jedenfalls eine tiefgehende Verwilderung des Volkes sein; es wäre unmöglich, daß er die Grundlage eines wirklichen sittlichen Aufschwunges desselben werden könne; und doch ist dies mit wenigen Ausnahmen der Fall. Das deutsche Volk wäre versunken in sittliche Schlaffheit, wenn nicht die an die französische Revolution sich anknüpfenden Kriege es aufgerüttelt und durch schwere Schläge zur Selbsterkentnis und Selbstermannung gebracht hätten. Ein langer Frieden im Wolstande birgt schwere sittliche Gefahren in sich; das Volk versinkt sehr leicht in weichliche, üppige Genußsucht, in spielende, tändelnde Zerlotterung des Lebens, in Knechtschaft unter die Alleinherschaft der materiellen Interessen. Wolsein und Glücksgenuß wird von den meisten viel schwerer ertragen als Drangsal und Unglück. Der Krieg hat in dem sittlichen Leben der Völker eine ähnliche Bedeutung und Wirkung, wie das Gewitter in dem Leben der Natur nach langer, eine drückende Schwüle bereitenden Heiterkeit des Sommerhimmels. Er reinigt, er erfrischt den Luftkreis der Völker, und ob er auch mit schweren Niederschlägen manche Blüte und aufsprießende Saat vernichtet, gibt er für das Ganze doch neue, gesteigerte Lebenskraft. Der furchtbare Ernst des Krieges wendet die Herzen von dem weichlichen und üppigen Genuß eines tändelnden Lebens ab, weist der Volkskraft und dem übersprudelnden Jugendmute hohe, edle Ziele, weckt den Sinn für das Ideale, für die Ehre und die Kraft des Volkes, den Sinn für Ordnung, Gehorsam, stärkt die Achtung vor den Lenkern des Staates, schließt Volk und Fürsten enger und inniger zusammen, indem beide nur mit und für einander ringen und für dasselbe teure Gut kämpfen und Opfer bringen. Der ehrenhaft geführte Krieg erzeugt im Volke ein edles, männliches Selbstgefühl, sehr verschieden von dem Uebermut des in der behaglichen Wärme der Friedensgenüsse ausgebrüteten demokratischen Souveränitätskitzels. Die Krieger aus den untersten Ständen des Volks, die sonst nur um des täglichen Brotes willen die niedrigsten Knechtesdienste verrichten mußten, und nun neben den edelsten Söhnen des Landes und unter den Augen ihrer Fürsten im Kugelregen standen und um der höchsten Güter des Volkes willen dem Tode ins Angesicht schauten, die Väter, die ihre Söhne im ruhmvollen Heldenkampfe für das Vaterland bluten sahen, — sie haben ein ganz anderes,

höheres und unvertilgbareres Gefühl ihrer sittlichen Würde und ihrer Stellung in dem sittlichen Leben des Volkes und zu dessen hohen Aufgaben gewonnen, als die, die nur in den niedrigen Alltagssorgen oder in den noch niedrigeren Alltagsgenüssen dahinleben.

Und ganz ähnliches gilt von dem religiösen Leben. Das im niedrigsten Weltgenuß, in Gottvergessenheit und Unglauben tief gesunkene und fast erstorbene religiöse Leben des deutschen Volkes am Ende des vorigen, am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erwachte zu neuem und hohem Aufschwunge in den herlichen Befreiungskämpfen des Jahres 1813, und das vergangene Jahr mit seinem furchtbaren Ernst hat uns ähnliche, erfreuende Erfahrung gebracht. Das menschliche Herz ist nie so sehr auf das Ewige gerichtet, als wenn das Zeitliche ihm erschüttert wird; und rechte todesmutige Zuversicht in den Kampfeswettern und Kriegsdrangsalen erwächst nur aus lebendigem Gottvertrauen, und der Krieg weckt das schlummernde, stärkt das schwache, läutert das beirrte. — Aber auch nur der Krieg ist ein sittlicher, christlicher, der als lezte Rettung der höchsten, rechtmäßigen Aufgaben des Volks, im frommen Aufblick zu Gott, in demütiger Beugung vor ihm begonnen werden kann und begonnen wird, und dessen Sieg allein als Gottes unverdiente Gnadengabe empfangen und mit christlichem Edelmute durchgeführt wird.

Soll denn aber die drohende Kriegesfackel unverlöschlich fortglimmen, um immer wieder von neuem aufzulodern und den verheerenden Brand in die friedlichen Wohnstätten zu schleudern? sollen die Völker immer von neuem an den Schrecken des Krieges verbluten? komt denn nie eine Zeit, wo der ewige Friede blüht? Bestimt nicht eher, als bis der ewige Friede eingezogen ist in die Herzen der Menschheit, der Friede Gottes heimisch geworden ist nicht blos bei diesem und jenem, sondern bei den Völkern. So lange die Menschheit noch in Widerstreit ist mit dem heiligen Gott, so lange bedarf sie zu ihrem eigenen Heile auch noch der göttlichen Züchtigung. Aber allerdings kann und hoffentlich wird die christliche Menschheit sich dem Zustande des bleibenden Friedens immer mehr nähern, je mehr die christliche Gesittung fortschreitet, je mehr Gerechtigkeit und Demut bei den Völkern wohnt, und — auch das ist eine unabweisbare Bedingung, — je mehr die christlichen Völker sich zu großen, auf natürlich-geschichtlichem Boden ruhenden, einander in ihren Aufgaben und Eigentümlichkeiten ergänzenden Staaten gestalten. Wie die Flüsse im Winter erst Grundeis bilden, dessen anfänglich kleine Schollen aufeinander stoßen, einander zerbrechen, bis sich aus den Trümmern größere Massen bilden, die einander berührend zu einer festen, tragenden Eisdecke sich vereinigen, so zertrümmert der fortdrängende Strom der Weltgeschichte das lose, lockere Geschiebe kleiner Völkergestalten, bis er in großen festeren Massen auf seiner Oberfläche zum Stillstand komt und eine tragende Decke bildet. Die nähere Zukunft weist auf diese Gestaltung; ob aber, wie am Ende der alten Geschichte der Thauwind der Völkerwanderung die gewaltige Eismasse des römischen Weltreichs in tausend, tobend sich fortwälzende Trümmer brach, die spätere Zukunft noch einmal eine ähnliche Auflösung festgeeinter Völker- und Staatenmassen bringen werde, das zu erschauen, vermag kein menschliches Auge. Das aber wissen wir, daß, im Unterschiede von jenem heidnischen Weltreiche, ein Reich besteht, welches die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, und daß die Reiche dieser Welt in dem Maße Bestand und Frieden hoffen dürfen, je mehr in ihnen jenes Reich des Friedens Wohnstätte und Kraft und sittliche Herschaft gewinnt.

Die Cholera.

Ein Schreiben an den Herausgeber aus Pommern.

In Nr. 99 der Ev. K. Z. v. J. werden von einem Amtsbruder Mitteilungen aus der Cholerazeit gemacht, die ja freilich betrübender Art sind, und an welche die Redaction die Bemerkung knüpft, es seien Berichterstattungen von anderen Orten willkommen. Gott sei Dank, daß wir erfreulichere Erfahrungen machen durften! Es mag daher erlaubt sein, Einiges davon mitzuteilen, redet man doch gern von überstandenen Leiden, besonders wenn die Gnade Gottes sich in ihnen verherlichte. Unser Städtchen D. wurde früh im Sommer schon von der furchtbaren Seuche heimgesucht. In den Siegesjubel von Sadowa hinein mischte sich die Schreckenskunde, daß der unheimliche Gast in unsern Mauern weile. Es war, wie wenn ein Funke in aufgehäuften Zündstoff hineinfällt, so flog die Seuche von Haus zu Haus, nachdem der erste Todesfall vorgekommen war. Da ging wol ein Zittern und Beben durch die Herzen, als eine Trauerpost nach der anderen kam, als die Krankenwärter und Todtenbestatter selbst in kurzer Zeit dahingerafft wurden, und es schwer hielt, Andere für den gefährlichen Dienst zu gewinnen. Da war es wol verzeihlich, wenn auch in gläubigen Seelen der Gebetswunsch aufstieg: Herr, wie Du willst, nur an dieser Seuche laß mich nicht sterben. Es war dieser Wunsch verzeihlich, wenn man sah, wie so wenig Stunden genügten, das blühendste Leben dem Tode zur Beute zu geben, wie die Leichen dann ohne die sonst üblichen lezten Dienste der Liebe gleich in die Kapelle des Friedhofes geschafft und am folgenden Tage schon ohne Sang und Klang (denn Glockengeläut und Gesang des Schülerchors war polizeilich untersagt) — doch keine ohne Begleitung des Geistlichen — beerdigt wurden. Ergreifende Scenen gab es da, wo Hügel an Hügel schnell sich reihte. Ja, um Trost war uns sehr bange. Und wo anders war der zu finden als in dem Worte des Herrn!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 9. Februar. № 12.

Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen?

I.

Die Veranlassung zur Behandlung dieses Themas haben wir durch ein Schreiben eines unserer geehrten Leser erhalten, aus dem wir hier Folgendes mittheilen:

„Durch besondere Erlebnisse und Gedankenführungen veranlaßt, verfolgt und beschäftigt mich seit einiger Zeit die Frage: Weshalb hat der Herr die Heilsentwickelung so vorzugsweise in den Glauben verlegt; oder eigentlich, welcher Segen läßt sich aus dieser Anordnung nachweisen, der in einer andern nicht zu finden sein würde?

Es macht wol nicht allein mancher Ungläubige die Anforderung, sondern auch gewis mancher Gläubige wird in Anfechtungen, Ungewisheiten, Schwirigkeiten und Sehnsuchtsstimmungen von dem Wunsche beschlichen und ergriffen, daß ihm ein weiterer tröstlicher, aufklärender Blick in das Jenseits, oder ein gleich wirksames Zeichen aus demselben — wie sie in den heiligen Schriften vielfach so lieblich mitgeteilt werden — vergönnt werden möchte, und er stelt sich gern einen bedeutenden Einfluß dar, den ähnliche Offenbarungen auf ihn, auf Andere, ja selbst auf die täglich sich vermehrende Zahl der Zweifler an ein Jenseits üben würden. Wurde nicht der Apostel Paulus durch eine Erscheinung aus der Höhe mit einem Male sogar umgewandelt, und sind nicht in vergangenen Zeiten mehrere Gottes-Freunde und Feinde durch solche Erscheinungen geleitet, getröstet, gestärkt, gewarnt worden? Nun weiß ich zwar, daß solche Erscheinungen wirklich noch heute stattfinden, aber im Verborgenen, bei Einzelnen, vielleicht nur bei Wenigen. Der Herr muß zu dieser, ich möchte sagen, Zurückhaltung seine guten Gründe haben; daran zweifele ich nicht; aber was sind das für welche und in wie weit lassen sie sich erkennen? Aus den hierauf bezüglichen Bibelstellen, die ich freilich nur wenig auszudeuten und auszubeuten verstehe, konte ich keinen genügenden Aufschluß erhalten; in meinen Büchern habe ich ihn auch nicht gefunden; die Ev. K. Z. hat zu demselben, so viel ich weiß, auch nie etwas Directes gebracht; und Besprechungen mit meinen theologischen Freunden legten es mir nahe, daß sie über diese „Professorenfrage" (wie einer derselben etwas spöttelnd schreibt) unklar sind und wenig wissen. Wenn ich nun auch dahin geführt worden, daß die Beantwortung dieser Frage wirklich eines Professors bedarf, so glaube ich doch, ist sie an sich nicht eine eigentümliche, sondern immer recht eine Zeitfrage, indem alle Welt nur am liebsten den eigenen Augen trauen will und die Notwendigkeit und den Segen des Glaubenslebens auf Erden nur wenig oder gar nicht zu achten und zu erklären weiß. Ich habe nun freilich selbst über dieselbe allerlei gedacht, und das Annehmbarste davon schien mir dieses zu sein: daß in jener Ordnung Gottes die Freiheit des Menschen in der Aneignung der Wahrheit am besten gewahrt bleibt; denn es deucht mir in besondern augenscheinlichen Offenbarungen ein gewisser äußerlicher Zwang und Drang zu liegen, welcher im Allgemeinen der freien innerlichen Entwickelung nicht angetan werden soll, und welcher überdem den zur Feindschaft gegen Gott sich hinneigenden Menschen zu einer vorzeitigen unseligen Entscheidung führen könte. Aber diese Gedanken haben meine Freunde nicht berücksichtigt; und wiederum kann ich auf die ihrigen, troz deren gelehrte Ausholungen und Umschweife, keinen Wert legen, indem sie zur eigentlichen Frage hauptsächlich nur darauf hinauslaufen: daß man das Jenseitige doch nicht verstehen, ja gar nicht ertragen würde, wie man eben an dem Beispiel des von dem Licht des Herrn „darniedergeschmetterten" Apostel Paulus sehen könte. Komt aber hier wol die erschütternde Wirkung gegen die gleichzeitig gesegnete überhaupt in Betracht, und wird nicht mancher Mensch, wenn auch auf andere Weise, von dem Herrn darniedergeschmettert oft ohne eine gesegnete Wirkung? Und besonders, können himlische Erscheinungen sich nicht jederzeit in einer Weise und Form, in jeder beliebigen, geben, welche dem Menschen erträglich oder angenehm sind, wie sie das nach Berichten der heiligen Schrift und in mir sonst noch bekanten Fällen wirklich getan haben? Nein, ich kann mir nicht anders denken, es müssen andere Gründe sein, die den Herrn zu der gemeinten Ordnung bestimt haben, Gründe die nicht aus Unmöglichkeiten oder Verschuldungen, sondern aus erfreulichen Notwendigkeiten und Zwecken, aus Begnadigungen und Segnungen herzunehmen sind. Aber was sind das für welche? Sind wir in Bezug ihrer auch nur auf den Glauben angewiesen, oder ist uns ein weiterer Blick auf dieselben vergönt? Wenn lezteres aber der Fall ist, und ich also nicht mehr frage, als zehn Weise beantworten können, so möchte ich Sie bitten, ob Sie hierauf nicht eine Antwort gelegentlich erteilen wollten, und dieses, wenn es angemessen erscheint, in einem Aufsatze der Ev.

K. Z., damit die Antwort zugleich Vielen gegeben würde, welche im Stillen gewis die Vorfrage auf dem Herzen tragen."

Wir müssen zuerst unsere Verwunderung darüber aussprechen, daß Pastoren dies Thema für eine „Professorenfrage" erklären konten und ohne Scheu bekanten darüber unklar zu sein und wenig zu wissen. Es ist eine Frage, die alle Christen angeht, über die jeder Gebildete sich klar werden muß, die für die Predigt sich vortrefflich eignet, falls die Zuhörer vorwiegend den gebildeten Ständen angehören. Es handelt sich bei ihr nicht blos darum, daß man im Stande sei einem scheinbaren Einwande der Ungläubigen zu begegnen: auch die Zweifel und Einwendungen des eignen Herzens haften gar oft an diesem Punkte. Wer den schweren Kampf des Uebergangs vom Unglauben zum Glauben durchgemacht hat, wird sich gewis erinnern, daß er gar oft, wenn der vom Zeitgeiste und der aus ihm erwachsenen Wissenschaft begünstigte Zweifel ihm zu mächtig war, den sehnlichen Wunsch im Herzen getragen hat, daß doch nur einmal der verklärte Christus oder überhaupt ein Bote aus der andern Welt ihm erscheine, nur einmal an die Stelle des Glaubens das Schauen treten möge. In unser aller Herzen regt sich etwas von dem Wesen des Thomas, der da die andern Jünger zu ihm sagten, wir haben den Herrn gesehen, sprach: „es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ichs nicht glauben." Wie erklärte sich es sonst wol, daß in der Katholischen Kirche ein solches Gewicht darauf gelegt wird, wenn ein Marienbild die Augen verdreht haben soll? Wie hätte man sonst Anlaß gefunden zu dem frommen Betruge mit dem Blute des heiligen Januarius, dem heiligen Feuer in Jerusalem? Wie kam man in Würtemberg dazu solches Gewicht auf die Erscheinungen abgeschiedner Geister zu legen?

Die Anstöße beginnen schon auf dem Gebiete der natürlichen Religion. Warum liegen die Dinge da so, daß ein Humboldt einen Kosmos schreiben konte ohne des Schöpfers zu gedenken, ja ausdrücklich erklären, daß die Wissenschaft die Spuren desselben nicht aufzuweisen vermöge? Warum tritt uns dort überall zwar ein ewiges ehrnes Gesez entgegen, der Schöpfer aber nirgends so deutlich und handgreiflich, daß wir auch den Widerstrebenden zu seiner Anerkennung nötigen und alle Ausflüchte ihm verschließen könten? Warum sind wir in Verlegenheit, wenn wir der materialistischen Behauptung, daß kein Geist sei (Apgsch. 23, 8) mit einem recht handgreiflichen Beweise begegnen sollen? Warum müssen wir darauf verzichten, denjenigen wider seinen Willen zur Anerkennung eines ewigen Lebens zu nötigen, der sich darauf beruft, das Leben, welches in der Zeit begonnen habe, müsse auch in der Zeit ein Ende nehmen? Treten wir auf das Gebiet der Offenbarung herüber, so häufen sich die Schwirigkeiten. Ein Buch, wie z. B. Luthardts Apologetik wird den Gläubigen anziehen, wenn er es aber einem entschieden Ungläubigen in die Hand geben will, so wird er von dem Gefühle des Unzureichenden ergriffen werden. Die überzeugendsten Gründe, die es darbietet, rechnen überall auf eine gewisse entgegenkommende Disposition des Gemütes. Es läßt sich nicht läugnen, daß sich viel stärkere und zwingendere Garantien für die Aechtheit der angefochtenen Bücher der heiligen Schrift denken lassen, als die jezt vorliegenden. Die Aechtheit des Evangeliums des heiligen Johannes z. B., die dem in lebendigem Glauben stehenden so sicher ist, wie das eigne Leben, ist doch nur so weit bezeugt, daß der gute Wille zu einer festen Ueberzeugung gelangen kann. Und wie mit den Büchern, so steht es auch mit den Tatsachen. Bei der Auferstehung Christi, dieser Tatsache, welche recht eigentlich zu dem Fundamente der Kirche und des Glaubens des Einzelnen gehört, sind die Berichte, wie absichtlich so eingerichtet, daß sie demjenigen, welcher zweifeln will, Vorwand gewähren. Wie ganz anders könte die Beglaubigung dieser Grundtatsache sein! Und nun in den Führungen der Kirche und des Einzelnen, wie verborgen sind da oft die Wege Gottes, wie scheint er die Lose der Gottlosen und der Frommen mit einander zu vermischen und vielfach wie geflissentlich alles so einzurichten, daß man an seinem Dasein oder an seiner Güte und Gerechtigkeit zweifeln muß! Welche Anfechtungen daraus entstehen, das legt uns das Buch Hiob in der anschaulichsten Weise dar und ebenso der Prediger Salomo, wo es u. A. heißt: „Es begegnet einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem Guten und Reinen, wie dem Unreinen, dem der opfert, wie dem, der nicht opfert. Wie es dem Guten geht, so gehts auch dem Sünder. Wie es dem Meineidigen geht, so gehts auch dem, der den Eid fürchtet. Das ist ein bös Ding unter allem, was unter der Sonne geschieht, daß es einem geht wie dem anderen; daher auch der Menschen Herz voll Arges wird und Thorheit ist in ihrem Herzen, dieweil sie leben; danach gehts zu den Todten." Die Verfasser dieser Bücher und ebenso auch Assaph in dem 73. Psalme bleiben bei diesen Tatsachen nicht stehen, sie lassen die durch sie hervorgerufenen Zweifel nur deshalb zu Worte kommen um sie mit dem Scheidewasser des Glaubens zu zersetzen. Aber die Frage bleibt doch bestehen: Warum hat Gott den Lauf der Welt so eingerichtet, daß diese Zweifel entstehen konten, bei Gemütern, die nicht unverwandt auf ihn gerichtet sind, entstehen mußten? „Warum", spricht Hiob in schmerzlicher Klage, „werden von dem Allmächtigen Schicksale nicht verborgen, und die ihn kennen schauen nicht seine Tage." Warum läßt er die Gottesfürchtigen treffen, was sie nicht treffen sollte, und dagegen erfahren, was sie nicht erfahren sollten? Und Assaph klagt: „Siehe das sind die Gottlosen, die sind glückselig in der Welt. Solls denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebt, und ich meine Hände in Unschuld wasche? Und bin geplagt täglich, und meine Strafe ist alle Morgen da? Ich gedachte ihm nach, daß ichs begreifen möchte; aber es war mir zu schwer." Wohin wir nur blicken, in der Natur, in der Geschichte der Offenbarungen Gottes und in den eignen Führungen, stellt sich Gott als der „verborgne Gott" Jes. 45, 15 dar, drängt sich die Frage auf, warum er nicht sichtbarer und handgreiflicher sich kundgibt. Nur zeitweise tritt Gott aus seiner Verborgenheit heraus, und grade wenn er das getan hat, zieht er sich gar

bald in tiefes Dunkel zurück. Nach den Wundern und Zeichen in Aegypten folgt die Führung durch die Wüste, wird das Volk Gottes, dem die Herschaft über die Welt mit allen ihren Gütern in Aussicht gestellt war, mit der Entziehung des notwendigsten Lebensunterhaltes heimgesucht. „Und es murrete" — heißt es in 2 Mos. 16, 2. 3 — „die ganze Gemeinde der Kinder Israel wider Moses und Aharon in der Wüste und sprachen: Wollte Gott wir wären in Aegypten gestorben durch des Herrn Hand, da wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten die Fülle Brot zu essen; denn ihr habt uns darum ausgeführt in die Wüste, daß ihr die ganze Gemeinde Hungers sterben laßt." Warum sezt Gott sein Volk auf so magere Kost, warum gibt er ihm so geflissentlich Anlaß an ihm irre zu werden? In den späteren Jahrhunderten treten allerdings von Zeit zu Zeit recht sichtbare und handgreifliche Erweisungen Gottes ein, bei denen sein Volk singen kann: „wie wir gehört haben, so sehen wir an der Stadt des Herrn Zebaoth", Ps. 48, 9. So unter David, unter Josaphat, unter Hiskias. Aber im Ganzen ist die Herlichkeit des Volkes Gottes eine tief verborgne, es stellt sich als das „Würmlein Jakob" dar, es muß klagen und flehen: „ach daß du den Himmel zerrissest und führest herab", statt der ihm verheißenen Weltherschaft kann es sich kaum in einem obscuren Winkel behaupten, es steht in diesem Winkel durch Jahrhunderte hindurch unter heidnischen Zwingherrn, es muß klagen: „siehe wir sind heutiges Tages Knechte, und im Lande, das du unsern Vätern gegeben hast, zu essen seine Früchte und Güter, siehe, da sind wir Knechte innen." In der Erscheinung Christi wurde endlich die Herlicheit Gottes vollkommen offenbar, aber auch da ging mit dem Offenbaren das Verbergen Hand in Hand. Es war wie geflissentlich darauf angelegt, daß Christus recht unkentlich sein sollte und wir dürfen uns gar nicht darüber wundern, daß er troz der Hoheit seiner Person und der vielen Wunder und Zeichen, die er that, unter den Juden so wenig Eingang fand. Des Menschen Sohn ging aus den ärmlichsten Verhältnissen hervor, er hatte keine Gestalt noch Schöne, hatte nicht wo er sein Haupt hinlegte. Nathanael sprach: was kann aus Nazaret Gutes kommen, und die Bewohner von Nazaret wiederum sprachen: „ist er nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria (dieses armen Weibes) und der Bruder des Jacobus und Joses und Judas und Simon" (die kaum haben ihre Blöße zu decken), und ärgerten sich an ihm. Sein königlicher Einzug in Jerusalem war recht geeignet ihn zum Gespötte zu machen und von ihm abzuschrecken, wo es nach aller natürlichen Vernunft galt anzulocken und alle Anstöße zu beseitigen. In dieselbe Stadt, in welche David und Salomo so oft auf prächtig geschmücktem Maulesel und Rosse eingezogen waren, begleitet von einer Menge stolzer Reiter, zog Jesus auf einem geliehenen noch niemals zum Reiten gebrauchten Esel, einem erbärmlichen „Eselein." Die Stelle der Decke vertraten die ärmlichen Kleidungsstücke seiner Jünger, sein Gefolge bestand aus solchen, die von der Welt für Pöbel gehalten wurden und auf welche die weisen Pharisäer und feinen Männer in Jerusalem tief herabsahen: „glaubt denn einer von

den Oberen an ihn oder von den Pharisäern? Aber diese Menge, die das Gesez nicht kent, ist verflucht." Wenn Jesus den selig preist, der sich an ihm nicht ärgert, warum hat er denn selbst zu solchem Aergernis so vielfach Anlaß gegeben? Warum hat er sich in so dichte Hüllen gehüllt, warum hat er ein so tiefes Incognito angenommen, warum ist er so in Knechtsgestalt erschienen, als der allerverachtetste und unwerteste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg? Solcher Anlaß zum Aergernis findet sich nicht minder, wie in seiner persönlichen Erscheinung, auch in der heiligen Schrift, die in so wichtigen Beziehungen für die spätere Kirche ihre Stelle vertreten soll. Auch ihre Herlichkeit ist eine tief verborgne und von Steinen des Anstoßes und Felsen des Argernisses ist ihr Gefilde weit und breit bedeckt. Die ungläubige Kritik hat vielfach diese Anstöße nicht erst geschaffen, sie hat sie nur aufgedeckt. Solche Anstöße bietet ebenso auch die Führung der Kirche in reicher Fülle dar. Welch ein großes Fragezeichen ist z. B. der Mohammedanismus! Hätten wir es zu thun gehabt, wir hätten ihm gewis nicht so vielen Spielraum gegeben. Und noch in der jetzigen Mission, wie fühlt man es den aufrichtig geschriebenen Berichten der Baseler Mission so oft ab, daß es den Leitern derselben schwer wird sich in Gottes Willen zu finden.

Es findet sich also Anlas genug, unsere Frage aufzuwerfen. Diese hat auch schon längst die Gemüter beschäftigt, und es sind mannigfache Versuche gemacht, sie zu beantworten. Mit einer kleinen Auswahl aus der Geschichte dieser Frage, die dazu dienen wird, das Interesse für sie lebhaft anzuregen, wollen wir unsern ersten Artikel beschließen.

Den Bedenken, welche dem zweifelnden Verstande aus dem Walten des sich verbergenden Gottes hervorgehen, hat Rousseau in dem Emil den schärfsten Ausdruck gegeben, obgleich er nicht die ganze Frage ins Auge faßt, sondern nur eine einzelne Seite derselben. Die Schuld davon, daß sein Herz fern von Gott war, meinte er mit vollem Rechte auf Gott selbst zurückwerfen zu können. „Gott hat geredet", sagt er. „Das ist gewis ein großes Wort. Und zu wem hat er geredet? Er hat zu den Menschen geredet. Warum denn habe ich nichts davon vernommen? Er hat andere Menschen damit beauftragt euch sein Wort zu überliefern. Ich verstehe: es sind Menschen, die mir sagen wollen, was Gott gesagt hat. Ich möchte aber lieber selbst Gott gehört haben: es hätte ihm nicht mehr gekostet, und ich wäre gegen die Verführung gesichert gewesen. Aber er hat dich ja davor bewahrt, indem er die Mission seiner Abgesandten bestätigte. Wodurch geschah dies? Durch Wunder! Und wo sind diese Wunder? In den Büchern. Und wer hat diese Bücher gemacht? Menschen. Und wer hat diese Wunder gesehen? Menschen, die sie bezeugen. Wie? Immer Menschen, die mir berichten, was andere Menschen berichtet haben! Wie viel Menschen zwischen Gott und mir! Jedoch laßt uns sehen, prüfen, vergleichen, die Wahrheit feststellen! O wenn es doch Gott gefallen hätte mich von dieser ganzen Arbeit zu entbinden! Würde ich ihm deshalb weniger mit gutem Herzen gedient haben?"

Die Reihe derer, welche den Stein des Anstoßes, an dem so manche Füße gestrauchelt haben und noch straucheln, zu beseitigen suchen, wird von dem gelehrten und theologisch gerichteten Staatsmann Hugo Grotius eröffnet, der zwar selten in die eigentliche Tiefe der Fragen eindringt, aber für das mehr auf der Oberfläche liegende ein helles und klares Auge hat. Er sagt zu Ende des zweiten Buches seines berühmten Werkes: „von der Wahrheit der christlichen Religion," welches ursprünglich zu dem löblichen Zwecke geschrieben wurde, Holländischen Seefahrern die Mittel zur Einwirkung auf die Heiden zu gewähren, und noch jezt wol wert ist von allen gekant zu werden, die sich irgend eingehender mit der Apologetik beschäftigen wollen: „Gott hat nicht gewollt, daß dasjenige, was wir glauben sollten, so klar und offen darliege, wie dasjenige, was durch die Sinne oder die Demonstration erkant wird, sondern er hat ihm nur so viel zugeteilt, als hinreicht, einen nicht hartnäckigen Menschen zu überzeugen, damit also das Evangelium gleichsam ein Probirstein würde, an dem die heilbaren Geister geprüft werden könten. Denn da die vorgetragenen Gründe sich die Beistimmung vieler braven und zugleich weisen Männer erworben haben, so erhellt eben daraus, daß bei den Uebrigen die Ursache des Unglaubens nicht in dem Mangel der Beweismittel liegt, sondern darin, daß sie dasjenige nicht als wahr erkennen wollen, was ihren Neigungen widerstrebt; weil es ihnen unendlich hart ist, die Ehren und andere Vorteile gering zu achten, wie sie das thun müssen, wenn sie annehmen, was von Christo erzählt wird." Ein Beispiel, zu dem was Grotius hier sagt, läßt sich gleich von Rousseau entnehmen. So sehr er auch die Miene eines redlichen Forschers annehmen mag, die Wahrheit in Christo hätte keinen Zugang zu seinem durch und durch eitlen, von Wollust und Selbstsucht erfüllten, dabei verlognen, heuchlerischen Gemüte gewinnen können, wenn sie ihm auch in der von ihm verlangten Weise bezeugt worden wäre. Wäre ihm eine solche Bezeugung wirklich angeboten, er würde sie abgelehnt haben, wie einst der König Ahas von Juda nach Jes. 7, der lieber im Elende verderben wollte, als eingehen in eine seinem Herzen fremdartige Ordnung der Dinge; und wäre sie ihm wider Willen zu Teil geworden, so würde er wie Pharao, wenn auch momentan überwältigt, doch sobald er Luft bekommen, sein Herz wieder verhärtet haben.

Ein Geistesverwandter des Grotius, Le Clerc, oder wie er sich in seinen lateinischen Schriften zu nennen pflegt Clericus, der bedeutendste Gelehrte unter den Arminianern, einer rationalisirenden Abzweigung der holländisch-reformirten Kirche des 17. Jahrhunderts, sagt in seinem Tractate: de l'incredulité, in dem er diejenigen bekämpft, die auf seinen eignen Geist mannigfachen Einfluß gewonnen hatten: „Was für eine Belohnung kann jemand dafür empfangen, daß er sich auf eine mathematische Demonstration gefangen gibt?"

Tiefer als beide schreibt Pascal, dessen Pensées auch in der kleinsten Büchersamlung eines gebildeten Christen nicht fehlen sollten, ein Buch, das man nie ausliest, zu dem man stets von neuem zurückkehren muß; bei weitem am besten liest man es im Originale, da es auch in der Darstellung, wie selbst ein Voltaire anerkennen mußte, classisch ist; für diejenigen, welchen das Original weniger zugänglich ist, liegen die Uebersetzungen von Blech und von Merschmann vor. Tiefe Schärfe und Klarheit treten selten in solcher Verbindung hervor, wie bei diesem hochbegabten Geiste. Er hat unser Thema mit besonderer Vorliebe behandelt. Er sagt u. A.: „Gott erscheint aufgedeckt denen, die ihn suchen von ganzem Herzen, und verborgen denen, die ihn fliehen von ganzem Herzen; er bietet also seine Erkentnis dar, daß er Merkmale von sich gegeben hat, welche sichtbar sind denjenigen, die ihn suchen, und dunkel denjenigen, die ihn nicht suchen. Es ist genug Licht vorhanden für diejenigen, die nur verlangen zu sehen, und genug Dunkelheit für diejenigen, welche eine entgegengesezte Gemütsrichtung haben. Es ist genug Klarheit um die Erwählten aufzuklären und genug Dunkelheit, um die Verworfenen zu verblenden." Wenn Gott gewollt hätte, führt er aus, so hätte er auch die Hartnäckigkeit der verstocktesten Menschen besiegen, und sie zur äußeren Anerkennung der Wahrheit nötigen können. Aber „die Absicht Gottes ist mehr den Willen zu vervollkommnen als den Geist. Die vollkommne Klarheit würde nur für den Geist sein." — „Es gibt genug Klarheit um die Erwählten zu erleuchten und genug Dunkelheit, um sie zu demütigen. Es gibt genug Dunkelheit die Verworfenen zu verblenden, und genug Klarheit um sie zu verdammen und unentschuldbar zu machen. — Es ist nicht wahr, daß Gott sich völlig entdeckt, und nicht wahr, daß er sich völlig verbirgt. Aber es ist beides zusammen wahr, daß er sich verbirgt denen, die ihn versuchen, und daß er sich entdeckt denen, die ihn suchen, weil die Menschen zugleich Gottes unwürdig sind und Gottes fähig sind. — Wir können die Hartnäckigkeit der Ungläubigen nicht überführen, aber das macht nichts gegen uns aus, weil wir sagen, daß nichts Ueberzeugendes ist in dem ganzen Verfahren Gottes für die auf ihre Meinung versteiften Geister und die nicht aufrichtig die Wahrheit suchen. — Was sagen die Propheten von Jesus Christus? Das er offenbarlich Gott sein wird? Nein, sondern daß er ein wahrhaftig verborgener Gott ist; daß er verkant werden wird, daß man denken wird, er sei es nicht; daß er ein Stein des Anstoßes sein wird, an dem viele sich stoßen werden u. s. w. — Es geschah um den Messias erkenbar den Guten und unkentlich den Bösen zu machen, daß Gott ihn in solcher Weise ankündigen lies. — Statt sich zu beklagen darüber, daß Gott sich verborgen hat, muß man ihm vielmehr Dank dafür sagen, daß er sich also kund gegeben, und Dank ihm auch dafür sagen, daß er sich den Weisen nicht kundgegeben, noch den Stolzen, die unfähig sind, einen so heiligen Gott zu kennen." — Der Schlußsaz des 13. Kapitels in zweiten Teile, das sich ganz mit dieser Materie beschäftigt, lautet: „Man versteht nichts von den Werken Gottes, wenn man nicht zum Grundsaz nimt, daß er die einen blind macht, und die andern erleuchtet." Die Ausdrucksformen weisen hier bei Pascal mehrfach hin auf die Lehre von der göttlichen Vorbestimmung, die er von Augustinus herüberge-

nommen hat, an den sich der Jansenismus überhaupt zu unbedingt anschloß, wie nicht minder auch die Reformation in ihren Anfängen. Die Sache selbst aber wird durch diese zu große Abhängigkeit von Augustinus kaum berührt. Die Erwählten und die Verworfenen sind keine andern als die Gutwilligen und die Böswilligen, die Gläubigen und die Ungläubigen. Hinter dem göttlichen Faktor, den Pascal allein hervorhebt, ist der menschliche verborgen. Pascal gebührt das Verdienst in dieser wichtigen Materie zuerst den soliden Grund gelegt zu haben.

Ein katholischer Apologet mehr gewöhnlichen Schlages Houteville in dem Werke, la religion chretienne prouvée par les faits antwortet auf die Klage der Ungläubigen, daß ihnen der Glaube durch den Mangel der Beweismittel unmöglich gemacht werde: „Ist es wahr, daß diese Prüfung ihre vornehmste Beschäftigung gewesen? Wo ist ein Mensch, der eine solche Prüfung angestellt hätte und gleichwol nicht glauben sollte? Ein kleiner Scheinwiderspruch, der sich ihnen darstellt, eine einzige Anordnung, deren Gottanständige Beschaffenheit sie nicht einsehen, ein einziger Satz, der ihnen Mühe macht, und ein geringer Umstand, der dem Scheine nach bei einer göttlichen Offenbarung anders sein müßte, ist oft hinlänglich, sie gegen alle Beweistümer unempfindlich zu machen.“ Verdienen solche Geister, daß Gott die Offenbarung ihretwegen anders einrichtet? Soll er ihrem bösen Willen den Weg gewaltsam versperren? Soll er in einem Dasein, wo Alles nur durch den Schweiß des Angesichtes gewonnen wird, das höchste Gut so darbieten, daß es spielend gewonnen werden kann? Muß man um das vergängliche Gold zu gewinnen, mit saurer Arbeit und schweren Entbehrungen in das Innerste der Erde eindringen, und das Gold der ewigen Wahrheit und des ewigen Heiles sollte offen zu Tage liegen für jeden der nur die Hände darnach ausstrecken will?

Von dem frommen und denkenden Leipziger Theologen Crusius, dem auch Berlin durch Vermittlung seines Schülers Jänicke so Manches verdankt, haben wir eine Predigt: „von der Weisheit des göttlichen Ratschlusses, daß uns unser Glaube helfen soll,“ abgedruckt in seiner dem Verfasser nicht zugänglichen „Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes.“

Ein ganzes Buch über die uns vorliegende Frage schrieb der Professor der Theologie in Frankfurt a. O, J. Gottl. Töllner, ein Uebergangstheologe, von bedeutendem Scharfsinn, aber ohne Tiefsinn, wolgesint, aber schon mannigfach anbrüchig, im Ausdrucke trocken und welk und ohne alle Prägnanz, ein Mangel, dessen er sich selbst bewußt ist und worüber er klagt. Es war eben Herbst geworden und der Winter nahte mit starken Schritten heran. Die Schrift führt den Titel: „wahre Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlichen Beweisen versehen hat,“ Züllichau 1764. Der Einfluß Pascals ist unverkenbar, aber seine Gedanken gleichen hier nicht mehr dem frischen Quellwasser, die am marasmus senilis siechende Theologie hat ihnen einen Character der Abgestandenheit mitgeteilt.

Zur Feststellung des Fragepunktes bemerkt Töllner Folgendes.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes mit einer so lauten und vernehmlichen Stimme, daß es bei einiger Aufmerksamkeit und Untersuchung fast nicht möglich ist, in Ansehung derselben unwissend oder ungewis zu bleiben. Wenigstens hat es dabei sein Bewenden, daß niemand im Stande ist anzuzeigen, wie Gott natürlich mehr thun konte, als Er wirklich thut. Aber mit der geoffenbarten Religion verhält es sich anders und ich läugne schlechterdings, daß die Beweistümer derselben so dringend sind wie die der natürlichen.

(Schluß folgt.)

Der Episkopat der deutschen Reformation.

(Schluß.)

Wir geben willig zu, der Verf. hat gezeigt, das der Episkopat von den Symbolen und von den Reformatoren geliebt und empfohlen wird, und daß auch die Schrift Hinweisungen auf und Vorbilder für ihn enthält. Auch das ist unsre Ueberzeugung, daß die Episkopalverfassung dem Wesen der Luth. Kirche am meisten entspricht. Mit Recht weist der Verf. zum Beweise für Luthers Vorliebe für den Episkopat vor allem auf die bekante Stelle im zweiten Teil der Schmalkaldischen Artikel, IV. §. 9, hin, wo Luther allerdings für die beste Art des Kirchenregiments erklärt, wenn dasselbe durch Bischöfe geübt wird. Noch viele andre Stellen aus Luther sind angeführt, aus denen dasselbe hervorgeht. Deutlich spricht dafür auch die Bestellung Luth. Bischöfe in Naumburg und Cammin, an welcher Luther wesentlichen Anteil nahm.

Aber aus dem Allen geht doch nicht hervor, daß Luther dem Episkopat göttliches Recht zugeschrieben hätte. Hätte er das gethan, so hätte er denselben an jener Stelle der Schmalkaldischen Artikel nicht als die „beste“, sondern als die absolut nötige Kirchenverfassung bezeichnen müssen. Ist eine Einrichtung nur die beste, nicht die absolut nötige, so hat man sie nur empfohlen, nicht geboten, und auch empfohlen nur für den Fall, daß die Umstände nicht fordern, statt des Besten sich mit dem blos Guten zufrieden zu geben. — Auch eine andre Stelle der Schm. Art., mit welcher Haupt sich viel beschäftigt, zeigt, daß Luther nichts weiß von einem göttlichen Recht des Episkopats. Es ist die im dritten Theil X. §. 3. Da ist ohne Zweifel die richtige Lesart: „Gleichwie Hieronymus schreibet von der Kirche zu Alexandrien, daß sie erstlich ohne Bischöfe (absque episcopis) durch Priester und Prediger insgemein regiert sind worden.“

So steht in der von Luther selbst im Jahre 1538 veranstalteten Ausgabe. Es läßt sich wol erklären, wie aus absque ab („von Bischöfen", nach der andern Leseart) entstehen konte, aber nicht umgekehrt. Hier und an dem vorhin erwähnten Orte der Schmalk. Art. hat Luther allerdings 2 Stellen aus Hieronymus Schrift zusammengezogen, ganz ähnlich wie dasselbe auch Melanchthon thut im Tract. „Von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes" §. 62. Aber geirrt, wie Haupt meint (S. 50), wird Luther sich doch nicht haben. Ich nehme mit Huschke an, daß Luther die von Hieronymus in dem Briefe an Evangelus beschriebene Verfassung zu Alexandrien, wo alle Presbyter des Sprengels immer einen aus sich erwählt, ihm den Vorsitz unter sich gegeben und ihn Bischof genant haben sollen, gar nicht als Episkopalverfassung angesehen hat, wie denn auch Hieronymus gewis sagen wollte, daß die Presbyter in Alexandrien alle Werke, die anderswo den Bischöfen reservirt waren, verrichtet hätten. Liegen die Sachen aber so, dann zeigt auch diese Stelle der Schmalk. Art., daß Luther die bischöfliche Verfassung, als die nicht überall von Anfang an bestanden habe, auch nicht für absolut notwendig hält. — Auch das möchte doch bei Luther nicht so sehr, wie es Haupt (S. 804) scheint, ein bloßer ganz abrupt hervortretender Einfall sein, wenn er im Sermon an den Adel für die Ordnung der Schrift erklärt, daß jede Stadt ihren Bischof haben sollte, also ganz kleine Sprengel; nur ergibt sich auch hier das nicht, was man nachher unter bischöflicher Verfassung verstand und auch jezt noch darunter versteht. — Wäre die bischöfliche Verfassung für Luther absolut nötig und juris divini gewesen, dann ferner hätte er auch nicht zugeben dürfen, daß die Fürsten die Stellung als Notbischöfe einnahmen. Denn von dem, was göttlichen Rechtes ist, kann auch die Not nicht dispensiren. — Wir sind begierig zu sehen, wie unser Verf. im folgenden Hefte die Stelle im Tractat §. 65 erklären wird. Bis er dann ein Andres zeigt, muß ich der Meinung sein, daß es gegen die Symbole ist, der bischöflichen Verfassung göttliches Recht zuzuschreiben. Da heißt es: „Es ist nach göttlichem Recht kein Unterschied zwischen Bischöfen und Pastoren", worin ich nur finden kann, daß also der Unterschied der Bischöfe, und die ganze Einsetzung von Bischöfen über den Presbytern, die dann also doch von den leztern unterschieden sind, wie heilsam und relativ nötig auch immer, doch aber nur menschlichen Rechtes ist. — Wenn Stellen angeführt werden, wo Luther ausdrücklich den Episkopat für göttlich erklärt, so kann ich dieselben nicht für beweisend halten, vermag nicht, in denselben zu finden, daß Luther für diese Form der Kirchenverfassung göttliches Recht in Anspruch nähme. In der Vorrede zu den Visitationsartikeln nennt es Luther ein „göttlich heisam Werk", die Gemeinden durch verständige geschickte Leute zu besuchen. Aber darum ist noch nicht der Episkopat göttlichen Rechtes. In der Vorrede zum kleinen Katechismus, Lateinische Ausgabe, ist die Rede von einer Sorge, die von Gott (divinitus) den Bischöfen vertrauet ist. Aber dabei kann doch immer ihr Amt menschlichen Rechts sein, wenn grade sie nun die im Allgemeinen für das geistliche

Amt von Gott befohlene Sorge überkommen haben, so kann sie doch wol ihnen von Gott übergeben genant werden.

So lassen wir also gern Luther einen Episkopalisten sein. Auch darin stimmen wir mit Haupt durchaus überein, wenn er nichts davon wissen will, daß Luther dem sogenanten Gemeindeprincip sei zugetan gewesen. Ja wir gehen hier noch weiter als Haupt: wie wir von einer Retraction Luthers, als der nie ausgesprochen hat, daß er hier früher in einem Irtum gesteckt habe, den er nun zurückrufe, nicht glauben reden zu dürfen, so behaupten wir, daß Luther zu keiner Zeit seines Lebens so „wirrsinnig" gedacht hat, wie er würde getan haben, wenn er das Gemeindeprincip so gelehrt hätte, wie Haupt meint. Es stimt recht wol mit einander, wenn Luther die Amtsträger Namens der ganzen Gemeinde oder Kirche die Amtsfunctionen verrichten und in denselben das thun läßt, was eigentlich alle können, aber um der Ordnung willen nicht dürfen — und dann doch das Amt von Gott läßt gestiftet sein. Luther hat nicht gesagt, daß es nicht Gottes erklärter Wille sei, daß Amtsträger im Namen der Gemeinde thätig sein sollen, daß je eine Zeit gewesen sei, wo die Gemeindeglieder alle ohne Vertretung selbst amtirt haben; das Erste wird er eben so entschieden behaupten, wie das Zweite läugnen. Und darin ist keine andre Veränderung bei Luther vorgegangen, als die, daß er sich immer klarer geworden ist und mehr und mehr jeden Schein eines falschen Liberalismus abgestreift hat. Die Uebertragung des Amts durch die Gemeinde ist also kein historischer, sondern ein idealer Act; sie ist nichts weiter, als was auch der Tract. §. 24 lehrt, daß die Schlüssel „ohne Mittel" der ganzen Kirche gehören. Diese Anschauung hat Luther auch unverrückt bis an sein Ende festgehalten, wie sie z. B. auch deutlich — was immer Dieckhoff (Luth. Lehre v. d. kirchl. Gewalt S. 169 ff.) dagegen bemerke — ausgesprochen ist in den Predigten über Johannes aus den Jahren 1537—40, Erl. Ausg. der Werke, Bd. 47, p. 161. — Nur das können wir nicht zugeben, daß die Symbole oder Luther ein göttliches Recht des Episkopats lehren.

Auch darin vermögen wir dem verehrten Verf. uns nicht völlig anzuschließen, wenn derselbe so ganz überschwengliches Heil von der Wiedereinführung der bischöflichen Verfassung erwartet. Er ist zwar billig genug, die Reformatoren nicht darüber zu tadeln, daß sie nicht sofort die bischöfliche Regierungsform auch in der ganzen Lutherischen Kirche hergestellt haben. Die Erklärung darüber, warum dies nicht habe geschehen können, ist einer der gelungensten Teile seines Buchs. Auch fehlt ihm nicht die nötige Besonnenheit, um deutlich zu erkennen und auszusprechen, daß die Einführung des Episkopats in der Gegenwart nicht möglich sein würde, am wenigsten mit Uebergehung oder Zurückstoßung der Landesfürsten, bei denen einmal das Kirchenregiment ist. Aber er nennt doch einmal über das andre den Episkopat einen „Rettungsanker", von dem die Kirche allein, wann er nun auch könne ausgeworfen werden, ihr Heil zu erwarten hat. Sich selbst mit seiner Entdeckung über „den Episkopat als göttliche Ordnung" (S. 236) vergleicht er einem Matrosen, „der an der

aufgehißten Notflagge sich hinaufschwingend, am fernen Horizont einen grünen Streifen entdeckt und mit dem Tubus alsbald immer heller und deutlicher die Umrisse des gastlichen Eilandes und seines rettenden Hafens erkent — der dann nicht anders kann, als sein Land! Land! mit lautestem Jubel hinausrufen unter seine durch die lange Irfart in düstrer Verzweiflung hinstarrenden, hoffnungslos trauernden Genossen" (S. 216). — Das ist mir zu überschwenglich. So viel könte ich vom Episkopat, auch wenn wir in der Lage wären, ihn jezt schon aufzurichten, nicht erwarten. Bei dem Episkopat ist die Kirche verdorben, er wird sie auch nicht allein retten können; nicht er macht die Kirche, sondern die Kirche ihn. Wie gesagt, das soll aber nicht heißen, daß wir nicht auch wünschten, wir möchten noch Bischöfe haben, oder bald wieder haben können. Nur wollen wir unsre auf sie zu setzenden Hoffnungen einschränken, und uns nicht verbergen, daß die Not, welche die Fürsten zu Trägern des Kirchenregiments forderte, jezt wol noch eben so groß ist, wie zur Zeit der Reformation. Was dann werden soll, wenn aus nur zu nahe liegenden Gründen der Summepiskopat der Fürsten zugleich mit den Landes- und Volkskirchen zusammenfällt: — das müssen wir dem Herrn der Kirche überlassen. Wir nehmen dankbar von dem Verf. den Rat an (S. 208), es sei dahin zu sehen, daß das Regiment geübt werde in „persönlicher geistlicher Führung." Aber wenn das denn auch schon für episkopal angesehen wird, so darf uns mit unsern Superintendenten dieses Prädikat wol eher wenigstens beigelegt werden, als den Missouriern mit ihren verschiedenen Präsiden.

Die Cholera.

(Schluß.)

Es erwachte daher alsbald der Gedanke, die Gemeinde täglich um das Wort Gottes zu sammeln. Gleich am ersten Sontag Abends, nachdem wir am Tage schweren Herzens die Dankespredigten für den Sieg bei Königgrätz gehalten, wurde der Anfang gemacht. Und wie tröstlich begrüßte uns da sofort der 91. Psalm: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet. Seitdem wurden eine Reihe von Wochen hindurch abwechselnd von den beiden Geistlichen täglich Abendandachten gehalten. Mit Gesang begannen sie, an ein Schriftwort wurde eine erbauliche Betrachtung angeknüpft; den Schluß machte ein Gebet auf den Knien; dann noch ein Vers des Gesanges. Und die Gemeinde kam, sie kam willig und gern; der Hunger nach dem Worte war groß, das Gotteshaus zum Teil gedrängt voll. Wie ward bald Allen diese stille Stunde so lieb. Nachdem man Tags unter Kranken und Sterbenden und zwischen Gräbern gewandelt, wo Alles nachdrücklich predigte: Alles Fleisch ist Heu, dann fand man hier an dem ewigen unwandelbaren Gottesworte Trost und Stütze, dann kam Friede in die verzagte Sele, und ruhig und getrost ging man heim, das Lager zu suchen, das sobald ein Sterbebette werden konte. Gar beweglich war dann am folgenden Tage zuweilen die Nachricht, wenn ein Gesicht, das man Abends noch unter der andächtigen Menge gesehen, schon im Tode erblaßt war. Es ging ein tiefer Ernst durch die ganze Gemeinde; still war's auf den Gassen, kein Lachen, kaum ein lautes Wort ertönte. Und es war nicht blos ein Schweigen des Schreckens; sie beugte sich unter Gottes gewaltige Hand, man darf es wohl aussprechen. Und o! was soll ich erst sagen von den ergreifenden Abendcommunionen! Von der Gemeinde selbst wurde der Gedanke hierzu angeregt. Die Krankencommunionen hatten sich sehr gemehrt. Wol Wenige nur sind gestorben, ohne das Sacrament empfangen zu haben. Da wollte nun auch von den Gesunden ein Jeder zu dem lezten Gange gerüstet sein mit der heiligen Wegzehrung. Zugleich wurde die Absicht ausgesprochen, den Geistlichen ihre Mühe und Arbeit zu erleichtern. Dreimal feierten wir in jener Zeit Abends das heil. Abendmal. Hunderte drängten tief bewegt zum Altar des Herrn. Es waren feierliche Stunden, die wol Keinem, der sie erlebt, je aus der Erinnerung schwinden werden. — Aber während so die Selen mit dem Brote des Lebens gespeist wurden, galt es auch für den Leib nach Kräften zu sorgen. Unsre Stadt gehört nur zu den armen. Eine sehr große Zahl dürftiger Arbeiterfamilien wohnt darin. Denen mußte gesunde Nahrung geschafft werden, damit die vorzeitig in Angriff genommenen Kartoffeln, die Hauptnahrung, der Seuche nicht Vorschub leisteten. Die Not schaffte offne Herzen und Hände. Ueber sechs Wochen lang wurde täglich für die Armen gekocht. Jeden Tag wurde ein Schaf geschlachtet, das von den umwohnenden Gutsbesitzern und Gemeinden erbeten und willig gegeben wurde. Dazu wurde die nötige Zukost an Erbsen, Graupen ꝛc. teils geschenkt, teils gekauft, wozu auch die Herren Kirchenpatrone aus der Hospitalkasse Geld bewilligt hatten. Auf dem Rathhause wurde das Essen Portionsweise verteilt. In einem andern Hause wurden für die Kranken und Genesenden angemessene Suppen bereitet, die Jedem dargeboten wurden, der zu holen kam. Die Privatwolthätigkeit, die im Stillen geübt wurde, übergehe ich. Es gab Männer, die sich der Krankenpflege energisch annahmen. Zwei Brüder aus der Züllchower Anstalt bei Stettin kamen auf unsre Bitte und blieben einige Wochen bei uns. In aufopfernder Liebe nahmen sie sich der Elenden an. Das gab auch Andern wieder Mut, anzugreifen. Da haben wir alle den Segen der inneren Mission und speciell der Anstalten, die solche Leute ausbilden, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Die Gemeinde nahm die Brüder auch mit großer Freude auf. Man stritt sich fast, wer sie den Tag über verpflegen durfte. Ein Mitglied des Gemeindekirchenrathes, das an der Spitze der städtischen Sanitätscommission stand und die äußeren Anordnungen hinsichtlich der Fortschaffung der Leichen, der Desinficirung ꝛc. zu treffen hatte, wirkte unermüdlich und drang selbstverleugnend und unerschrocken, wenn es Not that, selbst in die Stätten des Elends ein. Ja, wir können für manches Erfreuliche Gott preisen. Die Trübsal verbindet die Herzen. Einige Züge noch will ich an-

führen. Eine Wittwe, die Mann und Sohn an der Seuche verloren und aus der Stadt zog, hinterließ bei ihrem Scheiden eine Quantität Getreide, damit es allen ihren Leidensgefährtinnen Weihnachten wenigstens nicht an Brot fehle. Ein Ehepaar, das nicht zu den bemittelten gehört, brachte nach dem Erlöschen der Krankheit in aller Stille und unter Bedingung der Namensverschweigung 25 Thlr., die es in der Schreckenszeit gelobt. Treulich bezahlte es nun sein Gelübde, dessen Gabe in ähnlicher Weise verwendet wird. Auch jezt ist die Liebe wieder thätig, den armen Kindern zu Weihnachten Anzüge zu beschaffen.

Ich weiß ja freilich, daß diese kurze Schilderung nur Lichtpunkte hervorgehoben hat, ich verhehle mir nicht, daß viele erfreuliche Züge nur oberflächliche Regungen waren, die zugleich mit der Not wieder verschwinden. Aber ein Segen ist doch geblieben. Der ernste Eindruck kann nicht ganz verwischt werden, und ein Volk, das durch die Not sich noch treiben läßt, seinen Gott zu suchen, ist kein verkommenes, wie ja Gottlob! unsere Gemeinde auch in ruhiger Zeit des Herrn Wort und Sacrament nicht verachtet. —

Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung.

Nach dem Erlaß des Königlichen Consistoriums zu Berlin vom 8. Februar v. J. in den amtlichen Mittheilungen Nr. 2 steht zwar eine amtliche Verordnung über die kirchliche Versorgung der wandernden Arbeiterbevölkerung zu erwarten; da aber auch bei dem Vorhandensein allgemeiner Formen noch so manches Einzelne zu besprechen bleibt, so dürfte es vielleicht gestattet sein, die Sache, wie sie sich in einer speciellen Gegend gestaltet, bescheidentlich zur Sprache zu bringen, um erfahrenere Amtbrüder zur Veröffentlichung ihrer Rathschläge darüber zu veranlassen. Nicht um Belehrung zu geben, sondern zu empfangen, schreibt der Verfasser diese Worte nieder.

Aus hiesiger Gegend an der Netze wandert jährlich eine zahlreiche Menschenmasse aus, um ihr täglich Brod in gesegneteren Landstrichen zu verdienen. Weder unser heißer und trockener Sandboden, welcher sich am breiten Thalrande der Netze hinzieht, noch auch der humusarme Torf- und Moorboden des Netzbruches ist im Stande, die dicht wohnende Bevölkerung zu ernähren, zumal es an großen Gütern fehlt, welche den besitzlosen Arbeitern lohnenden Erwerb bieten könten. Die Gegenden, welche die Auswanderer ins Auge fassen, sind ebenso verschieden, wie die Beschäftigungen, welche sie treiben. Eine große Anzahl von ihnen geht der Holzflößerei nach und wendet sich daher in die holzreichen Niederungen von Russisch Polen, um die darin gefällten Stämme auf der Weichsel, Netze, Warthe und Oder nach Stettin zu führen. Hierzu verstehen sich nur Männer und zwar im besten arbeitsfähigen Alter. Andere gehen in die Wälder des Großherzogtums Posen entweder zu demselben Zwecke oder um Kohlen zu schweelen, wobei zu allerlei Handlangerdiensten auch schwächere Personen verwandt werden können. Noch Andere nehmen Arbeit in Ziegeleien, in Torfstichen, bei Eisenbahnbauten, in Steinbrüchen u. s. w. an, wozu überall nur Männer tauglich sind. Die Meisten aber befassen sich mit Feldarbeit und wandern besonders in die Provinzen Sachsen und Pommern oder nach Mecklenburg, und hierbei sind die Geschlechter gemischt. Die Anzahl der Auswandernden beträgt in manchen Gemeinden 9 pC. der Gesammtbevölkerung, und da es überwiegend Männer sind, welche ihren Erwerb in der Fremde suchen, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn den ganzen Sommer hindurch des Sontags in der Kirche so viele Männersitze leer bleiben.

Was zunächst die Persönlichkeit der Auswandernden betrifft, so sind es in erstens Miethsleute oder kleine Eigentümer, Familienväter, welche, um Weib und Kind zu ernähren, die Mühseligkeiten des Wanderlebens auf sich nehmen. Der Miethsmann pachtet sich ein Stückchen Acker, welches die zurückbleibende Frau mit den Kindern während der Abwesenheit des Mannrs, die wol vom Anfange des Frühjahrs bis in den Herbst hinein dauert, bebauen muß, um die notwendigsten Wintervorräte zu gewinnen. Der Mann arbeitet in der Fremde auf Accord oder um Tagelohn, seine Ersparnisse bringt er im Herbste nach Hause, und da er sein Hauswesen für den Winter mit Lebensmitteln versorgt findet, so kann nunmehr die Miethe bezahlt, die notwendige Kleidung beschafft, auch wol die zurückgebliebene Schuld, welche von der Frau den Sommer hindurch hat gemacht werden müssen, oder die sich noch vom Winter herschreibt, berichtigt werden. In glücklichen Jahren, wenn die Arbeit des Mannes bei gutem Verdienst ohne Unterbrechung von Statten geht, die zu kaufenden Lebensmittel nicht zu theuer sind und die Familie von schweren Krankheiten verschont bleibt, wird auch wol noch ein Sparpfennig erübrigt, den man dem Aermeren bereitwillig leiht. Wol ebenso häufig bleiben aber die Eltern daheim und die erwachsenen Kinder, Söhne und Töchter wandern aus. Das geschieht bei kleinen Eigentümern, wo das Stück eigenen Feldes so groß ist, daß es die Frau mit den Kindern nicht bewürdigen kann, wie der technische Ausdruck dafür lautet. In diesem Falle stellt sich nicht selten ein relativer Wolstand ein; denn wenn daheim für die Notdurft des Winters gesorgt wird und mehrere Kinder legen ihren baaren Erwerb dazu, so können schon Schulden, welche auf der kleinen Wirtschaft haften, bezahlt, oder auch kleine Kapitalien erspart werden.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 13. Februar. № 13.

Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen?

I.

(Schluß.)

In der Aufstellung dieses Unterschiedes zwischen der natürlichen und der geoffenbarten Religion stand Töllner unter dem Einflusse seines Zeitalters, in dem der Freimaurerorden blühte, der Unglaube sich in der Gestalt des Deismus darstellte, die Wahrheiten der sogenanten natürlichen Religion anerkante und sie zur Basis seiner Operationen gegen die Offenbarung machte. Jezt, da der Unglaube die Gestalt des Atheismus und Pantheismus angenommen hat, ist der auf der zufälligen Zustimmung der Gegner beruhende Schein des durchgreifenden Unterschiedes (nur einen relativen lehrt Paulus in 1. Cor. 1, 21) geschwunden: es stellt sich heraus, daß der Glaube an die Wahrheiten der Naturreligion ebenso wenig dem Widerwilligen aufgezwungen werden kann, wie der an die Offenbarung, daß hier wie dort Steine des Anstoßes niedergelegt sind, wie schon Paulus sagt in Apgsch. 17, 27. daß die auf die Naturoffenbarung angewiesenen Heiden „den Herrn suchen sollten, ob sie ihn doch fühlen und finden möchten."

Töllner fährt fort: Es ist und bleibt ein Umstand, der manchen scheinbaren Argwohn und Zweifel verursacht, daß Gott die Kirche seit so vielen Jahrhunderten auch nicht mit einem einzigen solchen Beweistume begnadigt, mit welchem er ehedem so freigebig gewesen ist, und daß der Gott, welcher ehedem das Wort seiner Boten mit einer solchen Menge von Wundern und Zeichen bekräftigte, seit 1700 Jahren fast nicht ein einziges recht deutliches Zeichen, daß solches sein Werk sei, erteilt hat.

Der Gedanke, wenn Gott den Menschen eine nähere Offenbarung verliehen hat, so hat er auch alle nur möglich gewesenen Mittel zur Ueberzeugung von derselben angewandt, hat viel Blendendes und ich wundre mich daher gar nicht ihn zum Lieblingsgedanken aller Freigeister aufgenommen zu sehen. Sie verlangen, daß die Göttlichkeit der heiligen Schrift und die geoffenbarte Religion überhaupt völlig so evident sein müsse, als etwa die Wirklichkeit Gottes und die natürliche Religion ist.

Es ist falsch und der Erfahrung zuwider, daß der Mangel des Glaubens allezeit eine Folge eines bösen Herzens und Willens ist. (Töllner hat sich hier sehr misverständlich ausgedrückt: er meint: einer ordinären Schlechtigkeit; daß der Unglaube überall in der Verderbtheit des Willens seinen Grund hat, lehrt die Schrift auf das Bestimteste, man vergleiche z. B. das Wort Christi in Joh. 3, 19—21.) Der Unglaube — fährt Töllner fort — ist bei nicht wenigen eine Folge entweder von der Unwissenheit in den Gründen des Glaubens oder von dem Unvermögen sich von demselben zu überzeugen. Er ist vielleicht ebenso oft eine Folge stiller Zweifel und Anstöße, welche der Zweifelnde nicht bei sich zu heben im Stande ist. Ich lasse mir nicht ausreden, daß viele, welche jezt zweifeln und läugnen, bei einer größeren Unläugbarkeit des Glaubens nicht zweifeln und nicht läugnen würden.

So stellt Töllner die Frage. Zur Lösung derselben bemerkt er Folgendes.

Meines Erachtens verschwinden alle Anstöße vollkommen wenn ein höherer Grad von Gewisheit zwar an sich möglich gewesen ist, aber die allergütigsten und allerheiligsten Absichten Gottes mit seiner näheren Offenbarung nicht befördert, sondern gehindert haben würde, wenn erweislich ist, daß eine unwiderstehliche Evidenz in den Gründen des Glaubens die ganze Natur des Glaubens verändert und ihn aller göttlichen Belohnung unfähig gemacht haben würde, wenn grade die Dunkelheiten, mit welchen die Offenbarung umgeben ist, zur Vergrößerung der Seligkeit des Menschen, und also zu dem Endzwecke der Offenbarung nötig gewesen sind: und wenn also mehr Deutlichkeit und Gewisheit mit der vollkommensten Güte und Weisheit Gottes gestritten haben würde.

Ich sehe gegenwärtig aufs klarste, daß, wenn Gott den Menschen eine nähere Offenbarung verleiht, er zwar dieselbe mit zur Ueberzeugung hinlänglichen Merkmalen versehen muß, daß es aber seinen Vollkommenheiten widersprechen würde, solche ganz augenscheinlich zu machen, oder auch nur von allen Anstößen und Dunkelheiten zu befreien.

Fast hat die Erfahrung die Regel gemacht, daß diejenigen die eifrigsten Christen sind, welche eine Zeit lang gezweifelt haben.

Die Frage, ob Menschen, welche die Offenbarung glauben und doch nicht ausüben, bei einem höheren Grade der Gewisheit dieselbe ausüben würden, ist von derjenigen durchaus verschieden, ob alle diejenigen, welche bei dem gegenwärtigen Maße von Beweistümern zweifeln oder nicht glauben, auch bei einem höheren Maße zweifeln und nicht glauben würden.

Da Gott niemand zur Anerkennung des Naturlichtes nö-

tigt, so muß seiner Vollkommenheit gemäs sein, auch Niemanden zum Glauben an die geoffenbarte Religion zu nötigen. Die Freiheit des Menschen ist so wenig als möglich einzuschränken.

Durch die Dunkelheiten, mit welchen der Beweis für das Christentum umgeben ist, hat Gott einen Jeden bewegen und nötigen wollen, sich der Erfahrungen zu befleißigen, welche zu einer vollkommen Gewisheit führen, und da diese Erfahrungen an die Ausübung der Religion geknüpft sind, so wollte er also auch die Beweggründe dazu vermehren.

Die ewige Weisheit hat es so eingerichtet, daß der Glaube selbst eine Tugend, ja ein Inbegriff aller Tugenden wird. Und so hat sie es auch eingerichtet, daß ihre nähere Offenbarung ein wirkliches Mittel wird, uns zu einer größeren Seligkeit zu führen.

Der Glaube darf kein blinder sein. Beweistümer sind nötig und sie sind reichlich vorhanden. Aber Gott hat dieselben weislich und gütig also eingerichtet und abgemessen, daß sie uns nicht wider unseren Willen überzeugen, daß wir mehrere gewissenhafte und mühsame Handlungen vornehmen müssen, um dieselben zu erkennen und überzeugend zu befinden.

Wären die Beweistümer handgreiflicher, so würde der Beifall allgemeiner sein. Aber daraus folgt noch nicht, daß es auch die Ausübung der Religion sein würde, auf die es doch allein ankomt. Diejenigen, von welchen Gott vorhersah, daß sie mit ihrer natürlichen Erkentnis so gewissenlos umgehen würden, waren nicht wert, daß Gott zum Nachteil redlicher Gemüter die Versamlung derselben zur geoffenbarten erleichterte.

Töllner macht sich den Einwurf: Wie steht es dann mit alle den Gläubigen, für welche die Gründe des Glaubens eine unwiderstehliche Klarheit hatten? Wie steht es mit den Aposteln und allen Heiligen der ersten Kirche, welche die Wunder sahen oder gar selbst verrichteten, und also nicht zweifeln und nicht läugnen konten? Also war der Glaube dieser Heiligen keiner Belohnung fähig, weil er ihnen gar nicht zugerechnet werden konte. Und also müssen sie zu einer weit geringeren Seligkeit gelangt sein. Die Antwort, die er auf diesen Einwurf gibt: „sie haben Opfer für das Ganze werden müssen", ist sehr seltsam. Er hätte vielmehr darauf hinweisen müssen, daß es auch für die Apostel gar schwer war, den Glauben zu bewahren, daß den Thatsachen, welche die wahre Gottheit Christi bekundeten andere gar scheinbare gegenüberstanden, welche das Gegenteil zu bekunden schienen, wie Christus selbst das anerkent, indem er sie fragt: wollt ihr auch weggehen? daß nur durch eine Entscheidung des Willens zwischen der einen und der andern Reihe von Thatsachen gewählt werden konte, daß sich für die Beweise der Gottheit entscheiden zugleich hieß mit Allem brechen, was ihnen von den Anfängen des Daseins an teuer und wert gewesen und mit diesem Dasein selbst verwachsen war, daß sie gegen uns in sofern weit im Nachteil sind, als wir die ganze imponirende Geschichte der Kirche vor uns haben, mit allen thatsächlichen Erweisungen der Gottheit Christi.

Neben dem Hauptgesichtspunct, aus dem das Fehlen der handgreiflichen Beweise zu betrachten ist, der Absicht Gottes den Glauben zu üben, eröffnet Töllner noch einen andern. Wenn, sagt er, die Gründe des Glaubens eine unwiderstehliche Klarheit hätten, so würde es keine Ungläubigen oder wenigstens keine einer Prüfung werte Einwürfe und Schwirigkeiten geben. Und wie viele vortreffliche Untersuchungen der Religion würden alsdann niemals zum Vorschein gekommen sein! Wie viel heilige Anwendungen des Verstandes zur Rettung Gottes und seiner Offenbarung, wie viel merkwürdige Aufschlüsse, wie viel Erweiterungen der Erkentnis der Ehre Gottes würden alsdann unterblieben sein! Die vortrefflichste Ausbildung der Religion würden wir ohne den Unglauben nicht haben. In den Ländern, wo man die Religion nicht untersucht, findet sich die größte Unwissenheit. Die Offenbarung, so ließe sich in weiterer Ausführung dieser Gedankenreihe sagen, mußte so eingerichtet sein, daß sie nicht blos den Anforderungen des Gemütes genügte, daß sie auch durch alle Jahrhunderte hindurch dem denkenden Geiste, der eindringendsten Forschung nach allen Seiten Anregung und den weitesten Spielraum darbot, daß sie nie ausgelernt werden konte, daß jede Entdeckung den Anreiz enthielt auf neue Entdeckungen auszugehen. Sie mußte deshalb nicht einem einfachen Hause, sondern einem weiten Labyrinthe gleichen. Würde dem Gedanken der Sporn und Reiz entzogen, so würde mit ihm auch die practische Frömmigkeit erschlaffen. Wäre für die großen Geister das Problem ein gelöstes, so würde es auch die kleinen nicht mehr anziehen. Nur wo die Wege Gottes gar verschlungene sind, wie das bei der gegenwärtigen Einrichtung der Offenbarung der Fall ist, bleibt die Theologie stets eine werdende Wissenschaft und grade die am weitesten in ihr vorgedrungen sind, müssen aus vollem Herzen sprechen: nicht daß ich es schon ergriffen habe.

Töllner steht Pascal an Tiefe nach, aber in einem Puncte ist er ihm überlegen: in der Erkentnis der menschlichen Freiheit besizt er einen Schlüssel zur Lösung des Problems, der Pascal fehlte. Freilich ist er darin ein Kind seiner Zeit, daß er wenig Einsicht hat in die göttliche Bedingtheit des Glaubens, daß er diesen zu einseitig unter den Gesichtspunct einer Tugend stellt, und demgemäß von einem durch eigne Kraftanstrengung verdienten Lohne redet. Er lebte in einer Zeit, der das Bild Gottes mehr und mehr verblich, der Mensch immer entschiedner in den Vordergrund trat.

Die neueren Apologeten haben sich unseres Wissens nicht so eingehend mit der Frage beschäftigt, wie sie es verdient, auch der Katholische Theologe Hettner nicht, dessen Apologetik, nach ihrem ersten Teile, sonst zu den bedeutendsten Leistungen gehört, auch für Evangelische Leser anziehend und lehrreich ist und einen erfreulichen Beweis liefert, wie bedeutend doch immer das gemeinsame Terrain für geistlich Gerichtete in den verschiedenen Kirchen ist. Vereinzelte treffliche Andeutungen finden sich in der Apologetik von Prof. von Zezschwitz. Nie wird es gelingen, sagt er, die menschlich wissenschaftlichen Beweise für unsere Sache so stark und einleuchtend zu machen, daß denen, die von entgegengesezten Principien aus argumentiren, die Gründe ausgehen.

Dann grade wäre vielmehr das Christentum, dessen Wahrheit wir zu beweisen suchen, in Wahrheit nicht mehr es selbst. Der allmächtige Gott ehrt selbst des Menschen Freiheit so hoch, daß er von keinerlei Zwang, auch von keinem Zwang der Gründe erwartet, was der Geist des Menschen, in freier Liebe angezogen von seiner Offenbarung, Gott darbringen soll, als That und Opfer persönlicher Hingabe. Es steht auf dem lezten Blatt der biblischen Offenbarung: „Wer gottlos ist, sei immerhin gottlos, und wer fromm ist, sei immerhin fromm. Wen aber dürstet, der komme und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst."

Die kleine geschichtliche Chrestomathie, die wir gegeben haben, wird hinreichen im Allgemeinen in dem Gegenstande zu orientiren. In einem zweiten Artikel wollen wir es versuchen an der Hand der Schrift tiefer in denselben einzudringen.

Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten.*)

Irre ich mich in dieser Ansicht, dann bitte ich an dieser Stelle um Belehrung. Ich habe zunächst nun anzugeben, was ich für eine Hausandacht, also auch von einem Buche für Hausandachten, verlange. Auch bei dieser Angabe erwarte ich Berichtigung, wo ich irre. Ich schreibe als Laie; ich erwarte die Berichtigung aber von einem Manne, der aus eigener Erfahrung spricht, sei er Geistlicher oder Laie. Gute Lehren gibt es allerwärts; hier ist es besonders nötig, daß der nur belehre, der selbst erlebt und durchlebt hat. Selten wol sind so viele und doch so verkehrte Anforderungen und Belehrungen gemacht als über Hausandachten. Bei den meisten derartigen Belehrungen werde ich an die aus einer besterfahrenen Feder geflossenen auch über Hausandacht handelnden Worte der Ev. K. Z. von 1865 erinnert: „Ich glaube kaum, daß die, die dazu rathen, bei der Hausandacht in dieser Weise die h. Schrift zu gebrauchen, es selbst geübt und durchgeführt haben." Die Worte treffen mutatis mutandis bei den meisten Ratschlägen zu; deshalb richten die Ratschläge nichts aus; deshalb werden die der Hausandacht entgegenstehenden scheinbaren und wirklichen Schwierigkeiten so schwer überwunden.

*) Die Erörterung des wichtigen Gegenstandes ist grade jezt sehr zeitgemäß, da eben drei Pastoren von bewährter Tüchtigkeit im Ravensbergischen die gemeinsame Abfassung eines solchen Hausbuches für den Evangelischen Bücherverein übernommen haben. Es würde ersprießlich sein, wenn auch anderweitig aus verschiednen Lebenskreisen (der vorliegende Aufsaz ist von einem adligen Gutsbesitzer) auf Erfahrung beruhende Wünsche in diesen Blättern ausgesprochen und überhaupt lebhafte und eingehende Verhandlungen, auch polemische, über denselben eröffnet würden. Anm. der Red.

Ich verlange für eine Hausandacht:

1. Ein Gebet.
2. Gottes heiliges Wort.
3. Eine Auslegung des Wortes.

Ich befinde mich mit meinem Verlangen ziemlich in Uebereinstimmung mit dem Aufsatze der Ev. K. Z.: „Was kann ein Prediger zur Beförderung der Hausandachten thun?" (Jahrg. 1862, S. 146). Dieser Aufsaz verlangt ad 3 ein geistliches Lied; davon später.

1. Ein Gebet.

Ich finde es gut, wenn alle Tage dasselbe Gebet wiederkehrt; wenn wenigstens nicht zu viele wechseln; keinenfalls darf täglich ein neues kommen. Das täglich wiederkehrende wissen alle Hausgenossen bald auswendig und beten andächtiger und selbsttätiger mit, als wenn immer ein neues Gebet gesprochen wird. Mir genügte auf die Dauer am besten der den Kindern so leicht faßliche, Gebildeteren und Ungebildeten genügende und ohne besondere Samlung sogleich zugängliche Luthersche Segen: Ich danke dir, mein lieber himlischer Vater durch Jesum Christum deinen lieben Sohn u. s. w. Bei einer größeren Versamlung, einem sehr gewachsenen Hausstande hat jezt mir dies Gebet etwas Befremdliches; der Hausvater kann nicht wissen, in wie weit Alle aufrichtig danken können: „daß sie vor Schaden und Gefahr (Leibes und der Seele) behütet sind." Wer diese Bedenken trägt, findet viele andere Gebete, z. B. das schöne:

Laß' dich, Herr Jesu Christ,
Durch mein Gebet bewegen,
Komm in mein Haus und Herz
Und bring' mir deinen Segen.
All' Arbeit, Müh' und Kunst
Ohn' dich nichts richtet aus,
Wo du mit Gnaden bist,
Kommt Segen in das Haus.
Amen.

Daß

2. Gottes heiliges Wort,

also ein Passus aus der heiligen Schrift, ganz notwendig und als Hauptsache zur Hausandacht gehört, wird wol nirgends bestritten. Alle Hausandacht hat ja den Zweck, auf dem Wege zum ewigen Leben zu erhalten oder auf denselben zu leiten; Gottes Wort trägt die Verheißung des ewigen Lebens. Ebenso ist selbstverständlich, daß das Wort Gottes, welches der Hausandacht als bestes Teil dienen soll, besonders für diesen Zweck ausgewählt sein muß.

3. Eine Auslegung des Wortes

wünsche ich für die Hausandacht; eine kurze, und ich wiederhole nochmals: eine kurze. Die Auslegung möge entweder mit einem Gebete im Sinne des Bibelwortes endigen — das wäre mir das Erwünschteste — oder es möge sich als Gebet ein Gesangvers anschließen oder die ganze Auslegung möge in Gebetsform gehalten sein.

Ich habe das „Vater unser“ absichtlich nicht erwähnt; denn wer es haben will, kann es als Anfangsgebet nehmen oder am Schlusse noch außerdem folgen lassen.

Eine kurze Auslegung wünsche ich aber, weil ich aus Erfahrung weiß, daß eine solche Auslegung, Nutzanwendung oder Erklärung das Bibelwort befestigt; daß eine Anwendung aufs practische Leben dem Gedächtnisse und dem Begriffe das Wort geläufiger macht.

Viele der schönsten Bibelworte sind ohne Erklärung nicht Allen klar.

Diese drei genanten Teile der Hausandacht sind für mich wesentlich; ein Buch, welches alle Tage Hausandachten in dieser Form bietet, wünsche ich dringend; ich vermisse es täglich. Ich wünsche vorläufig ein Buch für Morgenandacht; es scheint mir das dringendste Bedürfnis.

Was die Anordnung des Druckes betrifft, so würde ich jede Andacht eine Seite einnehmen lassen, möglichst großer Druck; darnach richte sich das Format. Obenan das Gebet oder nur das Wort „Gebet.“ Am Anfange oder am Ende des Buches mögen eine oder einzelne Seiten für die wiederkehrenden Gebete eingeräumt sein; dadurch wird der Druck auf jeder Seite gespart und läßt dem Bedürfnisse des Einzelnen Raum.

Nach dem Gebete folge ein Gesangvers für diejenigen, welche Gesang zu Gebote haben, um auch ihnen zu genügen. Wer nicht singen lassen kann, liest vielleicht gern diesen Vers, nach dem Gebete oder statt des Gebetes nach Belieben.

Dann folge das Bibelwort mit Angabe der Stelle; dann die Auslegung in einer der oben bezeichneten Formen. Endlich noch ein Gesangvers für diejenigen, welche auch am Schlusse noch singen wollen. An dem Ende des Buches finden dann noch Hausandachten auf einigen Seiten für besondere Zeiten und Verhältnisse Raum. Ich weiß aus Erfahrung, wie erhebend und stärkend eine auf die durch Gottes Gnade nun beseitigte Kriegsnot bezügliche kurze Hausandacht ist. Die Hausandacht am Geburtstage des Königs oder Landesfürsten darf nicht fehlen; sie ist oft besonders feierlich.

Ich erwähnte am Anfange des Aufsatzes: „Was kann ein Prediger zur Beförderung der Hausandachten thun?“ Der Verfasser wünscht als dritten Teil statt meiner kurzen Auslegung des Schriftwortes ein geistliches Lied. Daher möge — wie gesagt — ein Gesangvers voran und am Schlusse gedruckt sein. Gewis wird der Verf. gegen die von mir verlangte Auslegung, besonders mit Gebet im Sinne des Gotteswortes schließend, nichts einzuwenden haben, sie wird ihm nur willkommen sein; wo der Gesang fehlt und fehlen muß, ist sie aber um so notwendiger zur Vollständigkeit, zur Abschließung, zur Abwechselung im Vortrage. Der Verf. obigen Aufsatzes verlangt unter allen Umständen Gesang, auch schlechten Gesang, „weil auch ein schlechtes Singen der Herr durch die trüben Wolken dringen läßt.“ Das Verlangen ist ernsthaft gemeint; aber doch wol nur dort richtig, wo schlechter Gesang keine Ohren trifft, die bei demselben alle Andacht störende Qualen leiden. Der liebe Gott muß vieles durch die Wolken dringen lassen, ohne daran besonders Wolgefallen zu finden.

Zuerst höre ich nun gegen alles bisher Gesagte einen Haupteinwand; ich habe ihn mir selber oft genug gemacht; er hält aber nicht Stich.

Ich habe mir oft gesagt: „Was ich verlange, habe ich zwar in keinem Buche beisammen gefunden; aber Gebete, Gottes Wort, kurze Ansprachen, Gesangverse sind zusammenzustellen.“ Theoretisch richtig; practisch ganz falsch. Es gehören zum Vortrage solcher zusammengesuchten Andachten 3 bis 4 verschiedene Bücher. Wenn ein Pastor mit Bibel, Concept, Gesangbuch die geweihten Stätten betritt, um eine Gemeinde eine Stunde lang zu erbauen, so ist das etwas ganz anderes als wenn ein Hausvater so gerüstet erscheinen soll; es stört seine Ruhe und es stört den kurzen und desto mehr in einem einzigen langsamen klaren Zuge zu haltenden Act, wenn er erst nach verschiedenen Büchern greifen und wechseln soll. Außerdem stehen nicht jedem Hausvater viele Bücher zu Gebot, aus denen täglich zu sammeln ist; es würde eine tägliche Vorbereitung und Auswahl nötig sein; die leztere macht ein Laie ein Mal und einzelne Male gewis oft gut, tagtäglich durchschnittlich schlecht; er wird — abgesehen vom Verlassen des Kirchenjahres — sich sehr oft wiederholen. Auch fehlt es den meisten Hausvätern an Zeit. Es kann nicht anders sein, als daß der dringend beschäftigte Hausvater oft erst mit dem Glockenschlage zur Andacht, die bereits beginnen soll, erscheint. Dann ist die Hauptsache, daß er innerlich sich schnell sammelt und daß er ein Buch ergreifen kann, von dem er weiß: Es ist Alles bereit. Wer da sagt: „Auch zur Vorbereitung auf den Text der Andacht mußt du Zeit haben“, gewährt unseren Verhältnissen nicht die gebührende Berücksichtigung. Ich finde es immer besser, Alles so einzurichten, daß es auch in der Not paßt, als zu verlangen, daß man nicht in Not kommt.

Das Buch, welches ich verlange, soll ja grade Lust und Liebe fördern; es soll grade über Schwirigkeiten forthelfen, damit der gute Wille nicht müde werde und der halbe Wille keine Entschuldigung habe. Es liegt in der Sache selbst, daß Geistliche ein solches Buch besorgen, zusammenstellen und schreiben müssen, mit einem Plane für's ganze Kirchenjahr.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 16. Februar. № 14.

„Auf der Höhe."

Ein Vortrag.

I.

Der bekante Professor Dr. H. Leo sagt in seiner Universalgeschichte, daß die Wahlverwandtschaften von Göthe ein treues Bild enthalten von den staatlichen und kirchlichen Zuständen jener Zeit, in welcher dieser Roman erschien. Ich kann nicht umhin, Ihnen einige Worte dieses berühmten Geschichtsforschers über diesen Roman mitzuteilen. Er sagt: „Dieses Werk, in dem sich Göthe ein Denkmal gesezt hat als Meister der Sprache und des Ausdrucks, als gruppirender, alle Verhältnisse des Kunstwerks messender Künstler, als reicher Dichter, als schaffender Geist, obwol auf einem an Motiven armen Raume, dieses Werk, eines der größten Göthes, ist zugleich für die Nation eine Schmachsäule zu ewigen Andenken."

Wir fragen uns nach diesen Worten wol, warum gerade dieser Roman für unsere Nation eine Schmachsäule zu ewigem Andenken sei? Und ich muß Ihre Aufmerksamkeit noch länger auf fremde Worte richten; ich muß Ihnen diese Frage mit des Geschichtsschreibers eignen Worten beantworten. Seine klassischen, unübertrefflichen, weil wahren Worte lauten: „Betrachten wir das Leben, was sich in dieser Dichtung darstellt, so findet man das treueste Abbild der geistigen Atmosphäre, in der sich in jener Zeit der größte Teil der vornehmen deutschen Welt bewegte. Für die Nation kein Herz, für nationale Freiheit und Würde kein Sinn und an den Staat so wenig Gedanke als möglich. Der Staat hatte in Deutschland seine sittliche Würde verloren. Er erhielt überall die geistige Hauptdirection vom Auslande, hatte keine selbständigen Ehren und gewährte keinen Trost. Die Folge war, daß ihn diejenigen, die die Mittel hatten, sich ihr Privatleben auszuschmücken, nur ansahen als einen ziemlich gleichgiltigen Rahmen, an den man sein Herz so wenig als möglich zu hängen habe; der doch gut sei, inwiefern er im Wesentlichen Ruhe und Ordnung erhalte, und das aufrecht, was man damals Gesittung zu nennen anfing, damit die Leute, die täglich ein Desert verzehrten, in Sicherheit ihre Mandeln bei einem Glase Wein knacken könten. Oeffentliches Unglück ward im Allgemeinen so ruhig als möglich, ward als etwas erfaßt, wobei man Privattugenden ruhiger Reflexion und verständiger Wolthätigkeit oder Dankbarkeit zeigen könte. Auch zeigte sich die allgemeine Staatsordnung noch dadurch wolthuend, daß es durch sie möglich ward, ausgezeichnetere Stellungen in der Welt zu gewinnen, Geheimerrat zu werden, oder Oberst. Es war mit einem Worte die Sattheit des Todes in die öffentlichen Verhältnisse eingekehrt, und mit dieser Physiognomie etwa blicken einen die Beziehungen an, welche jener Roman beiläufig auf allgemeinere Verhältnisse nimt. Geistige Lebensmotive sind in der Beziehung zu Volk und Vaterland in jenem Romane gar keine, und das war das Bild im Ganzen der höhern Gesellschaft, so weit sie ihre Bildung dem vorigen Jahrhundert verdankt hatte. Diese höhere Gesellschaft hatte vor der französischen Revolution für ganz allgemeine Interessen der Humanität geschwärmt und sich den nationalen entfremdet, die Nationalität als eine hemmende Schranke für ein angeblich höheres, für ein allgemein Menschliches fassen lernen, also als ein hinderndes Vorurteil. Der Gang der französischen Revolution hatte nüchtern werden lassen aus jenem Champagnerrausche allgemein menschlicher Ideale; nun war man in verdrießlicher Stimmung zu allem Politischen, suchte sich das Privatleben so genießlich als möglich zu machen, und schaute mit altkluger Gleichgiltigkeit dem Einsturze aller alten Formen des nationalen Lebens zu. Diese altkluge Gleichgiltigkeit, diese Sattheit des Todes, sie spiegelt sich auf jeder Seite der Wahlverwandtschaften."

Es würde natürlich viel zu weit führen, wenn ich Ihnen zeigen wollte, daß auch die Kirche zu damaliger Zeit in geistlosem, verödetem Zustande gewesen sei. Die Wahlverwandtschaften geben davon ein nur zu wahres Bild. „Von religiösen Aeußerlichkeiten ist darin viel die Rede; von der Art und Weise wie sich die Menschen die Dinge dieser Welt zurecht zu legen hätten, um sie leidlich behaglich führen zu können; — auch ein Kapellchen wird gemalt und eine Leiche mit Kränzen hineingelegt und ein Köfferchen mit Frauenkrimskrams und sentimentalen Liebeserinnerungen — aber vom Glauben, von einem ursprünglich, und aus dem Verständnis der Menschenseele mit Gott aufsprudelnden Lebensquell, davon ist nirgends die Rede — die 10 Gebote, die heilige Gestaltung der Ehe durch die Kirche, werden, um zum Gegenstande der Diskussion zu dienen, in Frage gestellt — aber in der Hauptsache steht alles genau in demselben Verhältnisse wie unter Tiberius in Rom, denn für alle Verwickelungen des Lebens gibt es nur den Tod, oder die Resignation altkluger Verständigkeit d. h. auch den Tod, aber bei lebendigem

Leibe, als Lösung. Wo sich wenigstens in der Leidenschaft, wie in der Liebe Eduards und Ottiliens noch eine Ader unmittelbaren Lebens zeigt, wird sie in ihrer Bedeutung den Naturmächten zur Seite gestellt und durch chemische Affinitäten erklärt — kurz, es ist auch hier die Sattheit des Todes, die in der Kirche wohnt, und nicht ein Funke lebendiger Glaube. Vom Glück, d. i. von dem Genügen, welches sich die Altklugkeit schafft, ist fast auf jeder Seite die Rede; nirgends aber von der Seligkeit d. h. von dem Genügen, das in der lebendigen Gewisheit Gottes liegt. Ein altkluger Mensch, wie jener Mitler, das ist der eigentliche Priester; altkluge Leute wie der Major und die Baronin das sind die wahren Katechumenen dieser klassischen Gemeinde — die Sattheit des Todes in allen."

Warum, so werden Sie fragen, warum alles dies bei einem Vortrage, welcher das Thema behandelt „Auf der Höhe." Darum, weil ich Ihnen zunächst zeigen wollte, daß ein Roman der Spiegel einer Zeit sein kann; ja mehr, daß gewissermaßen jedes große dichterische Werk ein Spiegel der Zeit sein muß.

„Auf der Höhe" ist der Titel eines Romans. Berthold Auerbach ist der Verfasser. Der Roman wird viel gelesen. Mehrere Auflagen in kurzer Zeit sind davon ein Zeugnis. Daß die Feder eines Auerbach gut schreibt, wissen wir. Wer hätte nicht die Dorfgeschichten gerne gelesen; wer müßte sich nicht sagen, daß ein Auerbach etwas mehr ist, als ein Litterat, der fürs tägliche Brot schreibt. Aber Auerbach ist kein Göthe. Göthe hat in seiner großen klassischen Ruhe und Objectivität die damalige Zeit in seinen Wahlverwandtschaften sich abspiegeln lassen; Auerbach legt seine Gesinnungen, seine Ansichten in den Roman hinein; ebenso wie er in seinen Dorfgeschichten die einfachen Dorfbewohner, oft mit unendlich tiefer zutreffender Feinheit geschildert, doch mit dem Weltschmerz und dem Ringen der eigenen Seele ausstaffirt. Es mag dies pikant sein; aber wahr ist es nicht. Und so soll denn auch das mit ein Gegenstand meines Vortrags sein, Ihnen zu zeigen, daß der Roman „Auf der Höhe" nicht ein treuer Spiegel der Zeit ist. Immerhin aber ein Spiegel! Ich bitte Sie, während meines Vortrags auch an diese Worte sich zu erinnern!

Ueber den Roman selbst habe ich keine Kritiken gelesen; sie sind mir nicht zu Gesicht gekommen; wenn sie es wären, ich würde sie nicht gelesen haben. Das Urteil, was ich mir gebildet, wollte ich mir nicht verkümmern lassen. Ich bitte Sie nun, lassen Sie uns ein wenig auf der Höhe verweilen; erlauben Sie mir aber dann, Sie auf eine andere Höhe zu führen, um von dieser Höhe das menschliche Leben zu betrachten.

Lassen Sie uns also ein wenig auf der Höhe verweilen. In kurzem erzähle ich Ihnen zuerst den Inhalt des Romans „Auf der Höhe." Auerbach hat bis dahin meist die Zustände des Volkes geschildert, er führt uns in die Dörfer und auf die Gebirge — sein neuester Roman führt uns auf die Höhe der menschlichen Gesellschaft. An einem Königshofe spielt der Roman. Die höchsten Personen handeln darin, aber daneben auch wieder einfache Landbewohner; neben einer Königin die Bäurin Walpurga; durch die Klänge Beethovens tönen die Jodler der Alpenbewohner. König und Königin leben scheinbar glücklich zusammen. Gott segnet ihre Ehe mit einem Kinde. Eine Frau des Volkes wird die Amme dieses Kindes. Die Königin, welche ihren Gemal unendlich liebt, die durch die Geburt eines Sohnes auf den höchsten Gipfel ehelichen Glückes gekommen, beschließt aus Liebe zu ihrem Manne ihrem evangelischen Glauben zu entsagen, sie beschließt katholisch zu werden, um mit dem Könige an derselben Stätte beten zu können. Der König nimt dies Opfer nicht an. Ihm erscheint diese Liebe zu sentimental. An des Königs Hofe lebt auch eine Hofdame Irma von Wildenort, schön und geistvoll. Sie ist nicht blos die Hofdame, sie ist die Freundin der Königin. Zu ihr fühlt sich der König hingezogen. Ihre Schönheit, ihre Reize, ihr geistvolles Wesen, ihre Liebe zur Kunst gefallen ihm. Auch des Königs stolzes, schönes Wesen imponirt der Irma. Aus gegenseitigem Wolgefallen entsteht eine ehebrecherische Liebe. Es wird ein offenes Geheimnis, daß Irma die Geliebte des Königs sei. Der Vater der Irma, der Graf Wildenort, ein seltsamer Mann, der vom Hofe zurückgezogen ein einsames Leben als Verbesserer seiner Güter führt, hört von dem Verhältnis seiner Tochter, während er als liberaler Abgeordneter zum Landtag gewählt wird. Der Schlag rührt ihn. An sein Sterbebette eilt die Tochter. Dort erst wird ihr das Verhältnis, in dem sie gestanden, klar. Sie gesteht in einem Briefe der Königin Alles und flieht dann die Welt und lebt, todtgeglaubt, unbekant auf dem Bauerhofe der Walpurga, die einst die Amme des Kronprinzen war. Dort sucht sie in der Arbeit den Frieden der Seele. Die Königin vermag anfänglich den Schlag nicht zu ertragen, an Glaube und Treue verzweifelnd. Indeß ein Leibarzt heilt sie von ihrem Seelenschmerze durch Philosophie. Sie lebt nun neben dem Könige, ihrer Pflichten sich bewußt, kalt und stolz. Der König wird durch die Katastrophe seines Lebens ein anderer. Er erkent nun auch ein Gesez neben sich, über sich. Nach einigen Jahren kalten Nebeneinanderlebens versöhnen sich König und Königin am Sterbebette der Irma. —

Das ist kurz der Inhalt des Romans. Sie werden mir schon nach dieser kurzen Skizze zugestehen, daß der Inhalt des Romans nicht befriedigen kann. Wie viel mehr ist dies aber der Fall, wenn wir den Roman lesen. Zunächst ist es, rein von ästhetischer Seite betrachtet, ein Misgriff, eine so unsittliche Handlung, wie das Verhältnis zwischen dem König und der Irma, zum Hauptgegenstande des Romans zu machen. Aber unbefriedigter noch werden wir uns fühlen, wenn wir die Heilmittel betrachten, womit die Träger der unseligen Handlung, und die welche in Mitleidenschaft gezogen sind — sich — ich kann nicht anders sagen — sich zu erlösen suchen. Daß ich es kurz ausspreche: der Roman ist für jedes wahre sittliche Gefühl verletzend. Es stände verzweifelt böse um die höhere menschliche Gesellschaft, wenn der Roman ein treues Bild der gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit wäre. Und doch immerhin ein Bild

der gesellschaftlichen Zustände unserer Zeit — ich muß das noch einmal sagen. Philosophie — und ich werde Ihnen später zeigen, welche — Genuß, Arbeit — das sind die erlösenden Mächte, von welchen der Roman spricht. Von der Religion steht nicht viel darin, und wenn von ihr etwas steht, dann sinds verbissene, verbitterte Bemerkungen, selbst da, wo diese Bemerkungen im Munde der Dorfbewohner sind.

Selbsterlösung — das Wort, welches der Roman in seinem Werte darlegen soll — ich frage sie aber, ist das nicht ein rechtes Wort der Zeit. Selbsterlösung ist das nicht die Phrase, die heut zu Tage Tausende bethört! Selbsterlösung ist das nicht die Zauberformel des Erdgeistes, mit welcher er offen zerstörend oder leise schleichend, die Menschenseelen umstrickt, um wieder mit der Sattheit des Todes Kirche und Staat zu erfüllen. Wehe uns, wenn der Roman „auf der Höhe" ein treues Bild der Zeit würde!

Erlauben Sie mir daher, Ihnen zunächst im Einzelnen die Hohlheit und Phrasenhaftigkeit der Selbsterlösung zu schildern. Gestatten Sie mir, zuerst auf negative Weise gleichsam zu zeigen, daß Philosophie, Genuß und Arbeit uns nicht erlösen können, indem ich Ihnen einzelne Personen des Romans vorführe. Ich appellire dabei an Ihr Gefühl, an Ihr Herz. Aber nicht daran allein. Ich weiß zwar daß Pascal Recht hat, wenn er sagt: das Herz hat seine Beweisgründe, welche der Vernunft unbekant sind; aber es könte doch gedacht werden, was Schiller sagt:

Dacht ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern
Schieben sie's einem geschwind in das Gewissen hinein.

Nein, nicht an Herz, Gewissen, Gefühl allein, an die Vernunft will ich appelliren, wenn ich mit Auerbachs eigenen Worten zeige, daß Selbsterlösung ein Unding, eine Phrase und mehr als das, der größte, schrecklichste Selbstbetrug ist, den es geben kann.

Da ist zunächst der Graf Wildenort. Wahrlich ein seltsamer Mann! Er hat sich vom Hofe zurückgezogen, er lebt als der Verbesserer der Ländereien auf seinen Gütern. Seine Frau ist ihm früh gestorben; an seinen Kindern sieht er eben nicht große Erfolge seiner Selbsterlösung. Der Sohn ist ein elender Wüstling; seine Tochter die Irma, deren Schlechtigkeit der Grund seines Todes wird. Der Herr Graf Wildenort ist troz seiner Selbsterlösung ein höchst unglücklicher Mann. Er hat seine erlösenden Gedanken niedergeschrieben; er hat bestimt: „Für den Tag und die Stunde, da sich mein Denken verdunkeln will, sei mit dies zur Erleuchtung." Von nichts anderm weiß der arme Mann in der Stunde, da er der Sprache beraubt der Ewigkeit entgegen geht, als sich mit selbsterlösenden Redensarten zu trösten. Armer Mann! Von deinem Lager ist der Wüstling Sohn geflohen, um der häßlichen Comödie Trauer, wie er's selbst nent, zu entgehen und an deinem Lager knieet eine Tochter, die sich sagen muß, daß sie Treue und Glauben geheuchelt und Treue und Glauben gebrochen hat. Wahrlich ein würdiges Ende für

einen Mann, der mit Geistern wie Shakespeare und Spinoza verkehrt — ein würdiges Ende für den Pantheisten, der statt sich selbst zu erlösen selbstverzweifelnd in das Nichts hinübergeht. Erleuchtung will er für die Stunde, wo sein Denken sich verdunkeln will; aber diese Erleuchtung ist nichts wie Finsternis. Statt der Wahrheit nichts wie Phrasen, welche weder erleuchten noch erwärmen!

Lassen Sie uns die Phrasen dieses wunderlichen Grafen etwas näher betrachten. Als die Irma beim Vater zum Besuche ist, deutet derselbe auf die Werke Spinozas und Shakespeares und sagt: Vor diesen beiden ist die ganze Welt offenbar. Ich habe die, die vor Jahrhunderten gelebt, auf meinen stillen Bergen immerdar bei mir. Ich werde dahin gehen und keine Spur meines Denkens hinterlassen; aber ich habe das ewige Leben gelebt mit den höchsten Geistern.

Die ganze Welt ist den beiden, Shakespeare und Spinoza offenbar, so sagt der wunderliche Graf — leider ihm selbst, der mit diesen Geistern das ewige Leben führt, ist sie nicht offenbar, denn er kann zu seiner Tochter, in deren Seele eine tiefe Leidenschaft wütet, sagen: „Ich habe dich heute betrachtet, wie du im Schlafe lagst. In dir ist kein Falsch, über dieses Antliz stürmte noch keine schlimme Leidenschaft." Die ganze Welt ist ihm offenbar; aber nicht das menschliche Herz, dieses trotzige und verzagte Ding!

Troz Shakespeare und Spinoza herscht also die Unklarheit in des Grafen Seele und nicht blos Unklarheit, sondern auch Bitterkeit. Er ist ein Philosoph, dieser Graf und natürlich als Philosoph glaubt er auch ein freisinniger Mensch sein zu müssen. Urteilen Sie aber selbst, in welche Stimmung diese Freisinnigkeit den Grafen bringt: „So sind die Menschen, sagt er, sie wissen selbst, was sie sind, sollten es wissen und geben dem Fürsten das Prägrecht. Er hat zu bestimmen; du bist so und so viel wert; du einen Dukaten, du einen Thaler, du eine Spielmarke, du geheimer Rath, du Oberst. Die Schöpfungsgeschichte erneuert sich immer. Da heißt es, daß der Schöpfer dem Menschen die Thiere vorführte, daß er ihnen Namen gebe; jezt komt das Menschengethier zum Fürsten und sagt: Gieb mir einen Namen, bekleide mich mit einem Titel, sonst bin ich nackt und bloß und schäme mich."

Nicht wahr, ein wunderlicher Graf! Ich kann ihnen seine Lebensgeschichte nicht ganz erzählen, es würde das zu weit führen. Seine Tochter muß an einem Sontagsmorgen diese Lebensgeschichte hören — ausdrücklich wird gesagt: „Eberhard ging nie in die Kirche." Sehr natürlich, auch ohne diese Bemerkung selbstverständlich! Was braucht ein Graf Eberhard die Kirche, der mit Spinoza und Shakespeare ein ewiges Leben führt.

Graf Eberhard hat sich also selbst erlöst; er ist die personificirte Selbsterlösung. Und nun frage ich — ist er auch ein glücklicher Mann? Ganz abgesehen davon, daß seine Familienverhältnisse trostloser Art sind, ich frage, wie kann man glücklich sein, wenn man in der Seele so viel Verachtung gegen die Verhältnisse des Lebens, so viel Weltschmerz, so viel Geringschätzung

gegen die Menschen trägt? Er sagt zwar, und seine Worte sind uns abermal ein Beweis seiner völligen Unklarheit, er sagt zwar: „Ich liebe alle Menschen. Ich weiß, daß sie im Grunde nichts anderes sein können, und unter all der krausen und überladenen und flitternden Maskerade steckt doch in Jedem schließlich eine ehrbare Natur; sie können sie nur nicht herausholen, und was sie Falsches, Hinterlistiges, Böses thun, da bleibt doch zulezt der Spruch des großen Weisen: Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Herr Graf Eberhard kent den großen Weisen also auch; aber was in dem Munde des großen Weisen das tiefste, erhebendste Wort der Demut ist, in dem Munde des Herrn Grafen ist es grenzenloser Hochmut, klingt es fast wie eine Blasphemie!

Betrachten wir schließlich die Sterbestunde des Grafen. Die Sterbestunde offenbart ja ohnehin so Manches. Als der Graf, der Sprache beraubt, dem Tode entgegen geht, läßt er sich ein Buch bringen, auf welchem das Wort „Selbsterlösung" steht. Daraus läßt er sich vorlesen. Hören wir das mit an:

„In meiner Sterbestunde möchte ich so klar und hell mir bewußt sein, daß ich in Gott bin und Gott in mir.

Wir müssen uns als einen Teil Gottes denken, lehrt Spinoza.

Indem mein Geist das Ganze zu erfassen strebte, habe ich erkant, was es heißt, der Menschengeist ist ein Teil des Gottesgeistes.

Auf dem ewig bewegten Meere taucht ein Tropfen auf; ist eine Sekunde — man nent sie 70 Jahre — sonnenhaft leuchtend und durchleuchtet, dann taucht der Tropfen wieder unter.

Der einzelne Mensch als solcher, wie er geboren und gebildet wird, ist gleichsam ein Gedanke, der auf die Schwelle des Bewußtseins Gottes tritt; stirbt er, so taucht er wieder unter die Schwelle des Bewußtseins. Er geht aber nicht zu Grunde, er bleibt in Ewigkeit, wie jeder Gedanke in seiner Nachwirkung bleibt.

Es hängt Staub an meinen Flügeln, wie an den Flügeln der Lerche, die ich dort sich aufschwingen sehe aus der Ackerfurche in den Aether. Die Ackerfurche ist so rein, wie der Aether, der Wurm wie die Lerche; — ein Verlorner und scheinbar Versunkener ist doch noch in Gott. Und bricht mein Auge — ich habe das Ewige gesehen, mein Blick ist ewig. Frei über alle Verzerrung und Selbstvernichtung hinüber rauscht der ewige Geist." —

So Graf Eberhard in der Todesstunde. Von dem Staube an den Flügeln werden wir noch einmal etwas hören. Wenn darin die Selbsterlösung besteht, daß man glaubt man ist ein Gedanke, ein Tropfen, sonnenhaft leuchtend und durchleuchtet, und dann Nacht, ewige Nacht, ein Untertauchen — wenn das Selbsterlösung ist, dann überlasse ich einem Jeden selbst sich zu sagen, wie viel Erlösung in dieser Selbsterlösung ist. Diese Selbsterlösung heißt ohne Phrase „Selbstvernichtung." —

Armer unglücklicher Mann! Wie muß es um deine Seele stehen, wenn du mit diesen Gedanken dem Tode entgegen gehst, wie muß es um deine Seele sein, wenn du in der Sterbestunde

an deine Kinder denkst. Du sagst: „Mein Lehrer war zwar ein Geistlicher, aber dabei ein freier Mann." Ich glaube es wäre dir besser gewesen, du hättest zum Lehrer einen Geistlichen gehabt, der kein freier Mann nach deinem Sinne gewesen wäre, sondern ein Mann, der auch zu den Füßen dessen gesessen, der da sagt: „So euch der Sohn Gottes frei macht, seid ihr recht frei."

Wir gehen zur Irma über, der Hauptträgerin des Romans, der Sünderin, auf deren Selbsterlösung wir wol mit Recht gespannt sein können. Ich muß Ihnen zunächst sagen, lebendiger, schöner hätte kaum ein Herz geschildert werden können, das unerlöst doch einen Zug nach Edlerem in sich trägt; das verkomt, weil es keinen Halt hat; das verkommen, fallen muß, weil ihm die Religion fehlt. Sie ist schön, geistreich, lebensfrisch diese Irma — aber Alles hilft nichts gegen die Sünde, sie ist den finstern Mächten der Leidenschaft geweiht, weil eben Kunst, Kentnisse, Schönheit, Bildung, Lieblichkeit kein Schutzmittel gegen Lüge, Sünde und Verbrechen sind. Ein grauenhaftes, grauenvolles Bild diese Irma. Sie kann an der Wiege des Kindes ihrer Freundin, der Königin stehen und sich von der Amme Walpurga sagen lassen: „Das hat mir nicht gefallen, wie der König dich gestern angesehen hat und du ihn, und er hat am Wiegengeländer seine Hand auf die deinige gelegt und er ist Ehemann und Vater. Du bist ein lediges Mädchen, da weiß man nicht, was das ist, wenn ein Mann einen so ansieht; aber ich bin eine Ehefrau und kann dich warnen und ich darf und ich muß. Du hast gesagt, wir wollen gut Freund sein; jezt komt gleich die Prob' d'rauf." Sie kann sich das sagen lassen und kann nicht erschrecken, sie kann nicht fliehen, sie kann ihren sündhaften Gedanken nachhängen, bis sie zulezt zur Verteidigung ihres Verbrechens gelangt und zur Verkennung alles Sittlichen. Das ist psychologisch fein angelegt von Auerbach. Noch kann die Irma erröten über die Worte der Amme, aber bald kann sie sprechen, als die Königin sie bittet auf dem Balle den Tanz mit dem Könige zu eröffnen: „Nicht du gibst mir. Ich gebe. Ich entsage. Mein ist er. Dir hat ihn der Priester gegeben, mir die ewige Natur! Du bist eine zarte feine Blume; wir aber, wir sind ein Adlerpaar, das in den Lüften schwebt."

Fichte, der Philosoph, hat einmal gesagt: „Unser Denksystem ist oft nur die Geschichte unseres Herzens. Alle meine Ueberzeugung komt aus der Gesinnung, nicht aus dem Verstande und die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit." Wie richtig ist das! Auch die Irma beweist die Wahrheit dieses Ausspruches!

Doch ehe wir zur Selbsterlösung der Irma kommen, müssen wir leider die Beklagenswerte noch etwas in ihrer Sünde betrachten; es ist dies notwendig um zu sehen, wie die Sünde ein Menschenherz nimmer befriedigen kann, und wie auch in der Sünde die Sehnsucht nach Erlösung bleibt. Als Irma, von der sündigen Leidenschaft hingerissen, fühlt, wie schändlich sie doch eigentlich handelt, da wird ihr Alles zuwider. Sie mag weder lesen noch denken; nur unselige Gedanken ziehen durch ihre Seele.

Ihr Tagebuch zeigt die innere Zerrissenheit, den unseligen Zustand ihrer sündenbelasteten Seele. Sie sagt: „Ich möchte ein Buch lesen. Es gibt keins in solcher Not. Es gibt kein Denken. Nichts, gar nichts. Alle Weisheit aller Bücher ist nichts." Hätte sie doch nur an ein Buch gedacht, welches in solcher Sündennot Trost gibt. Ein Roman ist's freilich nicht, auch nicht ein philosophisches Werk. Aber es ist ein Buch, welches uns von der Liebe eines Vaters erzählt, welcher auch den verlornen Kindern seine Arme öffnet. Hätte sie doch nach dem Buche in solcher Zeit der Not gegriffen, von dem selbst ein Philosoph, wie Kant, der auch stark von Selbsterlösung geredet hat, sagte: „Kein Buch der Welt hat mir den Trost gegeben, den mir die Bibel gegeben hat." Sie mag nicht lesen die Irma; alles, was sie liest, erscheint ihr so fade, so langweilig; ja das Leben endlich selbst fade und langweilig. „O," schreibt sie, „es ist Alles so öde um mich her; wie schaal, wie leer erscheint mir Alles." Sie komt mit ihren Gedanken immer weiter; die Sünde treibt sie in ihren Anschauungen immer tiefer herab; sie ruft aus: „Was ist der Mensch, ein Thier. Und da malen sie und bauen sie und ackern und studiren und exerciren sich zum gegenseitigen Todtschlagen, und der einzige Unterschied zwischen Menschen und Thieren ist doch nur, daß die Menschen ihre Todten begraben."

Nicht wahr, hier zeigt sich das Fichtesche Wort in seiner ganzen Wahrheit: „Unser Denksystem ist oft nur die Geschichte unseres Herzens." — Und dazwischen nun bei der Irma das Erwachen des Gewissens — es kann wol schauerlich schöner nicht geschildert werden, als in den Worten, welche Irma an eine Freundin nach dem großen Sturme, der die Statuen vor dem Schlosse eingestürzt, schreibt: „Wie kunstreich, wie ausgeklügelt ist Alles zur Betäubung, zur Einschläferung, zum Gewissensschlummer — wenn nur das Aufwachen nicht wäre; das Aufwachen — am Morgen, der Morgen ist das Schrecklichste."

Aber ich will Sie nicht länger mit dem Herzenszustande der Irma behelligen — die Geschichte der Sünde ist nie schön, wenn sie auch lehrreich sein mag. Irma ist verloren, ganz verloren. Wer noch am Sterbebette eines Vaters, der aus Schmerz über eine gefallene Tochter stirbt, wer da noch schreiben kann: „Die ewige Natur weiß, daß wir nicht sündigen wollten, aber es mußte geschehen", der ist noch gar nicht zur Erkentnis der Sünde gekommen. Und das ist's ja eben; Selbsterlösung ist überall da, wo der Mensch noch nicht zur Selbsterkentnis gelangt ist. Irma ist verloren, ihre Reue und Buße ist eine Farce; ihre Selbsterlösung ein Wahn. — Sie hat selbst ihre Reue und ihre Selbsterlösung beschrieben. Ihr Tagebuch, im Hause der Walpurga geführt, wird uns etwas beschäftigen müssen, um diese Selbsterlösung kennen zu lernen. Es beginnt:

„Aus Ufer geschleudert, was soll ich nun? Blos leben, weil ich nicht todt bin.

Tage lang, Nächte lang hielt mich diese Räthselfrage wie in der Schwebe zwischen Himmel und Erde, wie in jener grausenhaften Minute, da ich vom Felsen niederglitt.

Jezt bin ich das Räthsel los.

Ich arbeite."

Arbeit also soll die Selbsterlösung sein — ich bitte Sie, achten Sie darauf. Irma schreibt: „Warum hat keine Religion vor allem andern das Gebot: Du sollst arbeiten." Sie bemerken, daß es mit den Kentnissen in der christlichen Religion bei der Irma etwas schlecht bestellt ist; sie möchte sonst wissen, daß in der heil. Schrift geschrieben steht: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen."

Die unglückliche Irma fühlt, daß es eine Erlösung auch für sie geben muß, sonst geht sie zu Grunde, sie sagt: „Ich dürste nach einer Quelle außer mir, die mich tränkt, erlöst; ich schmachte nach Musik, nach Glauben, nach einer befreienden Weihe. Ich finde sie nicht. Ich muß die Quelle in mir finden."

Und sie findet sie in sich — sie arbeitet. Sie schreibt: „Ich weiß doch, warum ich aufstehe. Du sollst arbeiten! ruft es mir zu. Heut wird das, morgen jenes fertig, und wenn ich mich niederlege, so ist etwas mehr in der Welt als am Morgen da war. Hammer und Aexte, Feile und Säge, und Alles, was mir als Marterwerkzeuge der armen geknechteten Menschheit erschienen war, das sind die erlösenden Werkzeuge. Sie jagen die Dämonen aus dem Hirn; wo diese Werkzeuge sich rühren und die Hand rüstig wirkt, können die Schwarmgeister nicht weilen. Der Erlöser muß noch kommen, der die Arbeit und den Werktag heiligt."

Aber ach, auch die Arbeit gibt ihr nicht Frieden! Wol kann die Arbeit manche Schwarmgeister vertreiben — das ist vollständig richtig — aber keine Gewissensbisse. Darum ruft auch Irma aus: „Ich möchte nach einem Ort, zu einem Menschen wallfahrten, daß ich gesühnt würde." Darum klagt sie: „Es gibt eine Kindschaft der Seele, o könte ich diese Kindschaft gewinnen! Aber hat sie nicht der auf ewig verloren, der sie sucht?" Und wenn sie so klagt, wenn es fast scheinen möchte, als ob ihr der Gedanke einmal nahe komme an den Einen sich zu wenden, der allein sagen kann: dir sind deine Sünden vergeben — bald, nur zu bald fällt sie wieder zurück in den unerlösten Hochmut und in die selbstverblendete Eitelkeit. Troz der Seelenschmerzen, troz der Mahnung des eignen Herzens, troz der Frömmigkeit der einzigen wolthuenden Person im Roman, der alten Großmutter — Irma ruft aus: „Ich will ruhig die Folgen meines Thuns tragen, ganz allein auf mich gestellt, auf keine materielle und geistige Hülfe von außen."

Du stolze Seele, du willst deine Sünde dem nicht bekennen, der dir allein helfen könte, und es wird dir doch so nahe gelegt. Als Hansei, der Mann der Walpurga, zur Beichte geht, komt

er und sagt zur Irma: „Irmgard, wenn ich dir wieder einmal was Leids getan habe, so bitt' ich verzeih mir's." — „Warum fragst du mich das jezt", entgegnete Irma. „Ich gehe morgen mit den Meinigen zur Beichte und zur Communion" erwidert er.

Irma erzählt dies in ihrem Tagebuche und sagt dazu: „Meine Thränen, die auf dies Blatt fallen, beichten. In Worte kann ich es nicht fassen."

Sie kann nicht sprechen, nicht bekennen, diese stolze ungebrochene Sele, sie fällt darum immer wieder zurück zur Selbsterlösung: „Einsam und arbeitsam, das ist mein Alles," und dazwischen wieder zur Verzweiflung: „alte Ochsen und alte Kühe, so ruft sie aus, schlachtet man; alte Pferde und alte Hunde schießt man todt, und alte Menschen füttert man zu Tode — das ist der einzige Unterschied." Dabei ist sie so stolz auf ihre Selbsterlösung. Sie sagt: „Seht her, meine Hände sind rauh von der Arbeit, ich habe sie nicht blos betend erhoben." Nicht blos — das ist eine Unwahrheit, denn von ihren Gebeten lesen wir nichts. Hochmut und Unwahrheit gehen immer Hand in Hand!

Wunderbar ist es, daß sie dann wieder von Zeit zu Zeit selbst nicht an ihre Selbsterlösung glaubt. Sie sagt: Ich kann die Arbeit doch nicht als das Höchste der Menschen betrachten. Der schöne Mensch ist der, der müßig geht, sich hegt und pflegt, sich entwickelt; so leben die Götter und der Mensch ist der Gott der Schöpfung.

Aber werden wir uns fragen, komt denn für Irma niemals der Gedanke, in der Religion den Trost des Herzens zu suchen, den doch weder Einsamkeit noch Arbeit ihr geben können. Manchmal scheint es so; aber es scheint eben nur so. Wenn sie an die Religion denkt, dann ist es nur die Kunst, nur die Poesie in der Religion, die sie wert achtet. Sie spricht: „Das Beste in den Kirchen, in allen Religionen ist das, was sie von Poesie in sich haben." Alles Sehnen des unbefriedigten, unglücklichen, zerrissenen Herzen — Arbeit soll es beschwichtigen. Arbeit ist die große Selbsterlöserin, sagt sie, und wenn sie in hohen Gedanken geschwelgt, dann ruft sie mit einmal prosaisch aus: „Ich schnitzle wieder an meiner alten Werkbank."

Aber wir wollen zu Ende eilen, da ich fast fürchten muß, daß ich Ihre Aufmerksamkeit schon zu lange bei dieser einen Person des Romans in Anspruch genommen habe. Arbeit kann die Irma nicht ganz erlösen; sie fängt daher zu philosophiren an. Wir werden Gelegenheit haben diesen philosophischen Gedanken noch einmal zu begegnen; wir werden sie dann ein wenig betrachten: es sind die trostlosen Gedanken eines Arthur Schopenhauer. Im Tagebuche hat auch Irma diese Gedanken niedergelegt. Das Schlußwort lautet:

„Komm du dunkle dunkle Stunde, du bist mir Licht. — In mir ist Licht, ich fühle es. O ewiger Geist aller Welten ich bin eins mit dir.

Ich bin gestorben und ich lebe; ich werde sterben und ich lebe.

Alles ist verziehen und ausgelöscht. — Es war Staub auf meinen Flügeln; ich schwirre hinauf zur Sonne, in das All, in die Unendlichkeit. Siegend werde ich sterben, siegend und die Sele so voll. — Genug!"

Genug, so wollen auch wir sagen; ja genug, ich denke, es bedarf keiner Worte mehr, um ihnen zu zeigen, welch ein schmähliches, klägliches Ende diese Selbsterlösung nimt. Woher hat denn die Irma Vergebung? Weil sie eine Zeit lang gearbeitet; woher denn Erlösung? Weil sie sich pantheistischen Gedanken hingegeben, weil sie nicht mehr an ein persönliches Leben nach dem Tode glaubt, weil sie nicht mehr den Glauben an einen persönlichen Gott hat? Die Unglückliche! Am Ende des Lebens ist sie eigentlich noch mehr zu beklagen, als zu jener Zeit, da sie wirklich in der Sünde lebte. Da kamen die Schrecken des Gewissens doch noch manchmal über sie, da kann sie doch noch sagen: Wenn nur das Aufwachen nicht wäre, das Aufwachen, am Morgen, der Morgen ist das schrecklichste — aber am Ende des Lebens, ich bitte Sie, achten Sie auf die Phrase, die uns zum zweiten Male begegnet: „Es war Staub auf meinen Flügeln."

Nein diese Selbsterlösung ist nur Verzweiflung und Selbstvernichtung. Als Irma zum Hansei zieht liest sie am Giebel seines Hauses die schönen Worte:

Trink und iß	Gott nicht vergiß
Bewahr deine Ehr	Dir wird nit mehr
Von all deiner Hab'	Denn ein Tuch ins Grab.

Wol gibt es ihr einen Stich durchs Herz, als sie das liest — aber nichts mehr. Sie liest es alle Tage „Gott nicht vergiß" und doch vergißt sie den, der bei allen Sünden zunächst beleidigt ist. Freilich wenn Gott die Unendlichkeit ist, wer zur Sonne aufschwirrt, dem ist die Sünde auch nur Staub auf den Flügeln.

Lassen Sie uns nun zu der Königin übergehen, zu der betrogenen Königin, zu der Dulderin, die mit Recht Anspruch auf unsere Teilnahme hat. Wir wollen ihr diese Teilnahme gewiß nicht versagen — es gibt ja gewiß für ein Weibesherz kein größeres Leid als das, was die Königin erduldet. Aber unsere Teilnahme darf uns die Fehler der Königin nicht übersehen lassen. Die Königin mag eine gutmütige Frau sein, aber sie ist eine schwache. Ihr fehlt, was einem Frauenherzen allein Stärke und Festigkeit geben kann, ihr fehlt der Glaube. Sie will aus Liebe zu ihrem Gatten den Glauben ändern — sie muß wahrltch den Glauben nicht gekant und nicht hoch gehalten haben, wenn sie ihn so leicht opfern kann. Sie fühlt es, daß sie für diese beabsichtigte Untreue bestraft sei. Sie sagt: „Ich sehe es als eine Strafe Gottes oder der Natur an, daß ich mit Untreue und Abfall gelohnt werden mußte, weil ich den Glauben meiner Väter hatte aufgeben und einen fremden annehmen wollen." Hätte die Untreue, welche sie erfahren, sie zur Treue gegen Gott und zum Glauben geführt — wol ihr, sie würde für ihr wundes Herz einen seligen Frieden gefunden haben. Aber sie erlöst sich auch selbst, und urteilen sie selbst, wie!

Der Leibarzt ist der Prophet, welcher die Selbsterlösung predigt. Sie lernt zuerst einsehen: Es haben andere gelitten wie du, und sie haben gelernt, weiter zu leben.

Dieses Bewußtsein geht der Königin auf und sie athmet zum ersten Male wieder im Licht, und betritt die erste Stufe der Selbsterlösung.

Welches ist nun die zweite Stufe? Das ist die, wenn man erkent, daß es überhaupt keine Glücklichen gebe. Der Leibarzt führt die Königin auf diese zweite Stufe, indem er ihr folgende Geschichte erzählt: „Ein König war krank, er konte nur gesund werden, wenn ihm das Hemd eines Glücklichen verschafft würde. Man sucht und sucht und findet endlich einen unsäglich armen und dabei glücklichen Menschen und — er hat kein Hemd auf dem Leibe."

Eine witzige Geschichte, aber der Leibarzt kann auch sehr ernst sein. Er sagt: „das Unglück ist notwendig, um das Glück zu fühlen, wie wir nur aus dem Schatten das Licht erkennen." Freilich die arme Königin ist mit dieser kalten, trostlosen Lehre wenig zufrieden. Wie rührend klagt sie: „Ich möchte die Weltordnung kennen, ich möchte die Vernunft im menschlichen Geschick verstehen. Warum muß ich das erleben? Macht es mich besser? Bringt es mich zu edlerm Thun? Wäre ich nicht viel besser, wenn mein Leben ungetrübt geblieben? Ach es war so schön Niemanden auf der Welt zu wissen, den ich hassen und verabscheuen muß. Und nun, was soll ich noch thun? Mir ist als wenn ich mit jedem Schritte über eine Schwelle müßte, darauf eine Leiche liegt. Ich habe keinen freien Schritt mehr in der Welt. Sie sind ein weiser Mann. Helfen sie mir! führen Sie mich hinweg über diesen entsezlichen Gedanken." — Aber der weise Mann kann nicht helfen; er spricht: „Ich bin nicht weise, und wäre ich's, ich könte Ihnen nicht helfen. Unser Leben ist nichts als eine harte Notwendigkeit. Duck unter, heißt es, laß es auf dich hageln und stehe fest." Die arme Königin hat einen andern Trost von dem Manne gehofft, der ihr als Mensch so hoch stand. Sie sagt ihm spottend in's Gesicht: „Es gibt nur titeltragende Geschöpfe auf Erden, keine Männer." Diese verbitterte Stimmung scheint der Leibarzt erst für nötig gehalten zu haben, ehe er seine Heilgeschäfte fortsezt. Er beweist der Königin, daß Laster und Missethaten wirklich bei Licht betrachtet gar nicht da sind, sie sind nichts als Mängel, die Tugend ist allein die Wirklichkeit. „Stellen Sie Sich hier herauf, ruft der Selendoctor aus, und es sind nur noch Schatten, die Sie quälen. So lange man an die Güte der Menschen glaubt, kann uns das Verkehrte, wo man Gutes erwartet, irre machen. Sobald man aber weiß und erkent das Göttliche in Jedem, das der Träger selbst nicht kent, ist man geborgen im Höchsten, und die Welt ist uns geborgen im Höchsten."

Ich gestehe Ihnen offen, meinem Geiste fehlt es an den Flügeln, um auf diese Höhe der Erkentnis mich aufzuschwingen. Der Königin geht es anders. Sie hört's und ruft aus: „Sie sind ein Wunderthäter." Aber es ist ihr auch, als wenn sie auf einem Luftballon aufstiege immer höher, aber auch immer einsamer und kälter, immer mehr Ballast abwerfend, aber immer freier auch. —

Erlauben Sie es mir, wenn ich Ihnen gerade an dieser

Stelle ein Wort von Arthur Schopenhauer vorlese. Es kann uns Aufschlus geben über Manches im Roman. Dieser einsame Denker sagt: „Das Leben stellt sich dar als ein fortgesezter Betrug, im Kleinen, wie im Großen. Hat es versprochen, so hält es nicht; es sei denn, um zu zeigen, wie wenig wünschenswert das Gewünschte war; so täuscht uns also bald die Hoffnung, bald das Gehoffte. Hat es gegeben, so war es, um zu nehmen. Der Zauber der Entfernung zeigt uns Paradiese, welche wie optische Täuschungen verschwinden, wenn wir uns haben hinäffen lassen. Das Glück liegt demgemäß stets in der Zukunft oder in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer dunklen Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonte Fläche treibt: vor ihr und hinter ihr ist alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten. Sie ist demnach allezeit ungenügend, die Zukunft aber ungewiß, die Vergangenheit unwiderbringlich. Das Leben mit seinen stündlichen, täglichen, wöchentlichen und jährlichen, kleinen, größeren und großen Widerwärtigkeiten, mit seinen getäuschten Hoffnungen und seinen alle Berechnung vereitelnden Unfällen, trägt so deutlich das Gepräge von etwas, das uns verleidet werden soll, daß es schwer zu begreifen ist, wie man dies hat verkennen können und sich überreden lassen, es sei da, um dankbar genossen zu werden und der Mensch, um glücklich zu sein. Stellt doch vielmehr jene fortwährende Täuschung und Enttäuschung, wie auch die durchgängige Beschaffenheit des Lebens, sich dar, als darauf abgesehen und berechnet, die Ueberzeugung zu erwerben, daß gar nichts unseres Strebens, Treibens und Ringens wert sei, daß alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Ecken banquerott, und das Leben ein Geschäft das die Kosten nicht deckt."

Zu dieser trostlosen Ansicht hat die arme Königin ihre Zuflucht genommen. Sie hat Abschied von allem genommen, sie ist nun frei d. h. sie ist leer; im Herzen todt und öde. Das ist eine andere Art von Selbsterlösung. Sie kann nun zu dem einst so heißgeliebten Manne sagen: „Ich hasse und verachte dich. Das wisse und geh." Man sieht, die Philosophie des Selendoctors hat gewirkt. Er hat zwar gelehrt: der steht noch auf der Vorstufe, der noch etwas verlangt. Das ist die rechte Liebe noch nicht. Weil Gott in dieser Welt ist, in Allem, was darin erscheint und nur in den Dingen, darum haben wir das Göttliche in Allem zu befreien. Das Gesez der Liebe soll walten.

Wahrscheinlich redet die Königin in diesem Gesez der Liebe: Ich hasse dich — vielleicht will sie das Göttliche im Könige befreien, wenn sie ihm zuruft: Ich verachte dich. Doch hier keine Ironie, — die Sache ist zu ernst. Was sind alle Phrasen von Liebe, wenn das Herz leer ist. Wol will auch das Christentum, daß unser Herz leer werden soll. Haben als hätten wir nicht, ist auch im Christentum die Lösung. Aber indem das Christentum unsere Herzen von der Liebe zu den Dingen der Welt befreit, füllt es die Sele mit der Liebe Gottes. Selbsterlösung ist Selbstverachtung, Verzweiflung und Tod. Nur da wohnt Friede, wo das arme gekränkte Herz durch Gott erlöst ist; da heißt es:

Nun ist groß Fried' ohn' Unterlaß
All' Fehd' hat nun ein Ende. —

Was soll ich Ihnen nun noch von den andern Personen des Romans sagen? Sie sind ziemlich unbedeutend! Wie der König sich selbst erlöst, macht einen etwas komischen Eindruck; er fängt an liberal zu regieren. — Das ist seine Selbsterlösung und da keine Erlösung ohne Buße ist und ohne Strafe, so mag das wol für den König eine Strafe gewesen sein. Der Leibarzt, wir kennen diesen Heilkünstler schon, er liest Sontags Morgen, wenn die Kirchenglocken läuten, den Horaz, dessen Liebeslieder erquicken ihn dann. Dazwischen schopenhauert er — Schopenhauer und Horaz, wie die zusammen zu reimen sind, ist etwas unklar, aber les extrêmes se touchent. So ist ferner der Hansei, der Mann der Valpurge. Die Scene seiner Versuchung ist schön geschildert, sie ist ergreifend. Es ist brav, wenn Hansei sagt: Gottlob, daß ich nur in Gedanken schlecht gewesen bin; es ist zart, daß er die Thiere futtert und jedem Liebe erweist, als ihm ein Kind geboren; aber doch ist Hansei nicht mehr der einfache Dorfbewohner, er reflectirt zu viel. Wenn er sagt: Genießen, was man kan und liederlich sein, das gilt ja für eine Ehre bei denen, die keine Nahrungssorgen haben, so klingt das in seinem Munde schon nicht so einfach mehr. Eben so ists mit der Valpurge, der Amme, der Frau des Hansei. Manches schöne, manches natürliche in ihrem Wesen, aber doch nicht recht Ursprüngliches. Ueberall verkümmert die Reflexion den Eindruck. Sie schreibt von der Königin: „Wenn sie nicht lutherisch wäre, so könte sie eine Heilige werden; aber in den Himmel komt sie doch. Das glaub ich, und glaub du's nur auch; brauchst's aber Niemand zu sagen." — So stört solche Reflexion den Eindruck; und wenn sie zu dem Königskinde sagt: „Mach die Augen auf, Guck um, so hast du die ganze Welt. Da sind Bäume und Wiesen und der blaue Himmel, den kann dir auch dein Vater nicht herunterholen, den mußt du dir selber verdienen mit Bravheit und wenn du brav bist und ich bleib's auch, dann kommen wir da oben wieder zusammen" so berührt uns die Selbstgerechtigkeit in diesen Worten eben nicht sehr angenehm. Zu diesen Personen nehmen sie nun noch einen Hoflakai Baum, einen Thomas und die schwarze Esther, eine saubere Familie, ein würdiges Kleeblatt — das ist wol der Schatten, damit das Licht stärker hervortritt. Der Hoflakai ist eine kriechende gemeine Sele und dabei voll Reflexion. Als er die Leute betrachtet, die er aus seiner Jugendzeit her kent, sagt er: „Ach was für ein erbärmliches Leben führen doch diese Menschen, das ganze Jahr keine Freude! Zum Sontag einmal rasirt und angepredigt und nachher geht wieder das alte schmutzige Elend an." Wahrlich wenn doch gewisse Leute nur eine Ahnung davon hätten, wie das Wol des Volkes in den festen Ordnungen der Religion und Sitte beruht. Wenn das Volk keinen Sontag mehr hat und ihn selbst nicht mehr als einen Tag des äußern Schmuckes ansieht, da wird sich bald der Schmuz des Lebens auch an die Sele ansetzen; wenn das Volk sich nicht mehr anpredigen läßt, sondern wenn es in Wirtshäusern und Klubversamlungen sich lieber anpolitisiren läßt, wird es gar bald zum Pöbel troz vermeinter Bildung werden.

Doch es sei genug! Nur auf eine Person des Romans will ich noch einmal hinweisen — es ist die Großmutter. Das ist die einzige erquickliche Person. Warum, sie betet und sie arbeitet. Sie hat die Aufgabe des Lebens erfaßt, ohne viel zu reflektiren. Beten und arbeiten, das ist ja die Losung des Lebens. Ich will nun versuchen Ihnen positiv zu zeigen, daß es eine Erlösung für den Menschen gibt, die das Herz zufrieden und selig macht, eine Erlösung, nicht durch uns selbst, sondern durch Gott. Ich will dies versuchen, indem ich Sie bitte mir auf eine andere Höhe zu folgen. —

Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung.

(Fortsetzung.)

Leider fehlt es aber auch nicht an Beispielen, wo die Bereitwilligkeit, womit die Kinder das Ihrige hingeben, vom Vater gemisbraucht wird, indem er sich gute Tage macht und die Kinder für sich arbeiten läßt; doch geschieht das immer nur selten. Bisweilen zieht auch der Vater mit den erwachsenen Söhnen fort und die Mutter mit den Kleinen bleibt daheim; dagegen komt es in der hiesigen Gegend niemals vor, daß eine ganze Familie, die Eltern mit den Kindern auf die Wanderschaft geht.

Wie vieles Andere, so hat auch dieses Verhältnis seine Licht- und seine Schattenseiten. Zu den ersteren gehört vor Allem die Hebung des materiellen Wolstandes, wie das so eben angedeutet worden. Es ist ein sehr großer Unterschied, wie sich die arbeitende Klasse durch das Leben hilft, ob man sich damit begnügt, von der Hand in den Mund zu leben, oder ob man sich um einen dauernden Besiz bemüht. Obgleich auch das Erstere nicht ohne alles sittliche Moment ist, sofern die Arbeit zur bloßen Erhaltung des Lebens seit dem Sündenfalle nach 1 Mos. 3, 19 nach Gottes Willen geschieht, so gehört doch das Zweite einer höheren Stufe der Sittlichkeit an, da es sich dabei nicht mehr um das bloße nackte Leben, sondern bereits um einen Lebenszweck handelt, welcher ein sittliches Moment enthält, so beschränkt und äußerlich es auch sei. Die richtige Beurteilung der Sache wird aus Ephes. 4, 28 zu entnehmen sein, wo der Apostel dem Diebe gebietet, sein böses Handwerk zu lassen, zu arbeiten und mit den Händen etwas Gutes zu schaffen, damit er habe, zu geben dem Dürftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 20. Februar. № 15.

Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten.

(Schluß.)

Ich höre als zweiten Einwand: „Gibt es denn unter allen Büchern kein genügendes?“ Ich habe keins gefunden.

Zuerst nahm ich Johann Arndts Schatzkästchen; aber das Wort Gottes ist in zu kurzen Sprüchen und nur aus den Psalmen geboten; die Auslegung zwar in richtiger Länge, aber in der Sprache veraltet; das Ganze zu kurz.

Lange Zeit habe ich die christlichen Morgenandachten von Spieker gebraucht. Einige Andachten sind sehr schön, ich habe viele gezeichnet und greife in der Not noch oft darnach; viele aber sind zu süßliche Betrachtungen ohne kräftige Selenspeise; einzelne nur im engsten Familienkreise möglich; die Lieder, welche Andachten ausfüllen sollen, ganz ungeeignet. Der größte Fehler ist, daß das Wort Gottes oft ganz fehlt, oft in den kürzesten Sätzen nur geboten wird.

Sehr schön sind Langbeins Erquickstunden. Ich glaubte am Ziele meines Suchens zu sein. Das Wort Gottes ist leider auch nicht vorgedruckt, man muß die Bibel zur Hand haben. Um das Buch festzuhalten, ließ ich es mit Papier durchschießen und fing an, in Mußestunden die Bibelworte vorzuschreiben; mit dieser Arbeit hatte ich freilich nur ein einzelnes Buch für mich gewonnen und der gleichen Not anderer Laien und Hausväter wäre nicht abgeholfen. Aber bald gewann ich die Ueberzeugung, daß von anderer Seite das Buch doch nicht paßt. Es ist sehr wertvoll für den Gebrauch des einzelnen Menschen zur einsamen Erbauung; für Hausandachten, denen Kinder und Gesinde beiwohnen sollen, ist die Erklärung des Geistlichen, die Erläuterung der gelesenen Bibelworte zu lang; es ist zu viel Abhandlung und Erzählung darin; diese ermüden statt zu sammeln und zu stärken. Es geht durch das Buch die Tendenz des Verfassers, den Zusammenhang des Alten und Neuen Testaments klar zu stellen, gleichzeitig den Zusammenhang der Wochentexte mit den Sontagsperikopen. Diese Darstellung gehört in solcher Ausdehnung nicht in eine Hausandacht, wie ich sie für den Durchschnitt der Zuhörer in christlichen Häusern wünschen muß. Ein großes Uebel liegt endlich in der Schwirigkeit, mit der die Worte laut vorzulesen sind. Construction und Sprache bieten große Hindernisse.

Bei diesem Buche habe ich gleichzeitig erfahren, wie längerer praktischer Gebrauch erst über den Wert entscheidet; grade dies mit so großer Vorliebe ergriffene Buch nehme ich nie mehr zur Hausandacht.

Augenblicklich gebrauche ich nun der Regel nach:

„Morgen- und Abendsegen für das christliche Haus vom Hauptverein für christliche Erbauungsschriften.“

Leider sind auch hier die Bibeltexte nicht vorgedruckt; leider sind die angegebenen Bibeltexte nicht mit Auswahl zusammengestellt; einige Texte sind absolut ungeeignet; dies gilt von Texten Alten und Neuen Testaments. Man vergleiche: Seite 441, Freitag nach Trinitat. den Text Röm. 2, 17—29; S. 539 den Text 1 Cor. 7, 17—29; S. 547 den Text 1 Cor. 9, 1—12; S. 601 den Text Gal. 2, 1—10; S. 597 den ganzen Psalm 105. So begegnen mir oft mehrere Tage hinter einander ohne alle Auswahl gegebene Texte, absolut ungeeignet für eine Hausandacht mit Kindern, Hausgesinde, Gästen.

Die Gebete sind meist brauchbar; oft leiden sie aber an sehr störender, gezwungener Wiederholung des Textes. Eine Erklärung der Textesworte fehlt ganz. Das Buch füllt ja immerhin die Lücke etwas aus, ganz füllt es die Lücke sicherlich nicht aus. Ich sehne mich danach, es entbehren zu können.

Von den übrigen mir bekanten Büchern, als Müllers Erquickstunden, Thomas a Kempis, Luthers Spruch- und Schatzkästlein, Goßner, Bogatzky, kann nur für die ersten Anfänge einer Hausandacht die Rede sein, bei denen mir selber Johann Arndt genügte oder ein Gesang aus dem Gesangbuche. Auch Müllensiefens Andachten möchte ich als nicht geeignet für diesen Zweck — so schön sie für den Einzelnen sind — noch erwähnt haben.

Ich habe mein längeres Suchen aufgegeben, seit mir kürzlich von einer durchaus maßgebenden Seite als die besten Bücher immer noch die oben behandelten: „Langbein“ und „Morgen- und Abendsegen fürs christliche Haus“ empfohlen wurden und seit in der Ev. K. Z. 1865 ein Aufsaz: „die Selsorge“ bei Besprechung der Hausandachten mir zeigte, daß ich in meinem Verlangen nach einem passenden Hausandachtsbuche eine Auctorität auf meiner Seite habe, die mich ferneren Suchens überhebt. Der Verfasser hat sich zwar nicht genant, aber wol alle Leser der Ev. K. Z. wissen nach den ersten gelesenen Zeilen, wer endlich einmal wieder schreibt. Das klare Verständnis des menschlichen Herzens, die genaue Kentnis des alten Menschen, dem in allen seinen Wegen und Schlupfwinkeln, in seinen tiefsten Nöten und elenden Trugbildern ein Selsorger mit seltener Treue nachgegangen

ist, erfüllen die Worte mit einer Wahrheit und Gerechtigkeit, mit einer Liebe und Geduld, daß der alte und der neue Mensch gleichzeitig fühlen, wer so verständlich schreibt und mit ihnen redet. Es heißt in diesem vortrefflichen Aufsatze:

„Oft ist mir der Wunsch nahe getreten, ein in der Ausübung des Hausgottesdienstes erfahrener Geistlicher möchte die Abschnitte aus der heil. Schrift, die leicht verständlich und für Kinder und Ungebildete erbaulich sind, nach den Tagen des Jahres und nach dem Kirchenjahre geordnet, abdrucken lassen, so daß der Hausvater ohne Bibellesezettel für jeden Tag leicht zur Hand hätte was er vorzulesen hat. Die Abschnitte dürfen nicht zu lang sein, aber auch nicht nur einzelne Sprüche, wie die Losung der Brüdergemeinde, darbieten."

Hier sehe ich zu meiner Genugthuung dies längst von mir empfundene Bedürfnis bestätigt durch einen Geistlichen, der aus langjähriger und reicher Erfahrung spricht. Meine Wünsche reichen allerdings noch ein gutes Stück weiter; die Hauptsache wäre aber der Abdruck solcher Schriftabschnitte; sollte es schwer sein, das von mir noch weiter Verlangte hinzuzutun, sobald das Bedürfnis, sei es auch nur die Nützlichkeit, sich herausgestellt?

Ich richte an alle Geistlichen, die diese Zeitung lesen, die Frage: Ist das Bedürfnis nicht da? Wenn es aber da ist, soll es nicht eine Freude sein, daß es auch lebhaft empfunden wird?

Wie viele der hochgeehrten Herren Geistlichen in dieser schweren drohenden Zeit die Gemeinden an Wiedereinführung der Hausandachten erinnert haben, ebenso viele werden zugeben, daß Alles, was in ihrer Macht liegt, dem Bedürfnisse abzuhelfen, erst geschehen oder begonnen sein muß, ehe sie wieder und wieder erinnern dürfen. Es ist vielleicht sehr schwer für den einzelnen Geistlichen, gerade ein solches Buch zu schaffen. Wer es am besten kann, hat in der Regel die wenigste Zeit. Aber es könten sich ja mehrere zu dem Werke vereinigen.

Wäre ein solches mit vereinter Liebe und Kraft geschaffenes Werk nicht ein schönes Werk grade in dieser Zeit?

Ich habe geglaubt, in dieser Zeitung eine Anregung geben zu können und zu müssen, aussprechen zu dürfen, was ich als Bedürfnis empfinde. Ich habe es hiermit getan und erwarte Belehrung oder — Abhilfe.

Zum Schlusse gebe ich die Probe einer täglichen Lection nach Inhalt, Länge, Form, wie ich sie mir wünsche und sie sontäglich aus Ahlfelds Predigten mir zusammenzustellen pflege; diese Probe enthält aber das alleräußerste Maß an Länge in Text und Erklärung oder Ansprache. In Ahlfelds Predigten hätte ich wol noch ansprechendere Einleitungen und Abschnitte aufsuchen können. Es folgt aber hier besonders klar und einfach die Ansprache auf den tiefen und schweren Text; außerdem ist Text für sich allein und Ansprache für sich allein ein Ganzes.

Sonntag Rogate.

Gebet.

Gesang.

Mel.: Wenn wir in höchsten ꝛc.

Wol dem, der fest im Glauben steht
Und in dem Namen Jesu fleh't;
Denn wahrlich, wahrlich es geschicht
Was ihm des Herren Mund verspricht.

Doch müssen's Gottes Kinder sein,
Die sonder Trug und Heuchelschein
Zu ihm aufheben heil'ge Händ'
Zu solchen er sein Antlitz wend't.

Text: Ev. Joh. 16, 23 — 33.

Beten soll der Christ alle Tage. „Betet stets in allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist" schreibt Paulus an die Epheser. „Betet ohne Unterlaß" schreibt derselbe Apostel an die Thessalonicher. Wenn man von dem äußeren Menschen wissen will, wie es um seine Gesundheit steht, dann fühlt man ihm an den Puls. Wie erfährt man es denn von dem inwendigen Menschen? Kann man dem auch an den Puls fühlen? O wol. Thue es selber, thue es heute. Wie soll ich es aber anfangen? Prüfe dich, wie es um deine Gebetsordnung und Gebetsfreudigkeit steht. Wenn das Gebet ganz und gar schweigt, wenn dieser Puls des innern Lebens ganz stille steht, dann bist du todt vor Gott. Wenn er matt und langsam in todter Alltäglichkeit dahinschleicht, dann schläfst du vor Gott. Du sollst aber nicht todt sein in diesem theuersten Leben, du sollst auch nicht schlafen, am wenigsten in der jetzigen Zeit. Denn siehe, der Herr unser Gott hat seine Rüsttage, ehe er seine großen Gnaden und Gaben gibt, daß wir sie würdiglich empfangen. Er hat auch seine Rüsttage, ehe seine großen Züchtigungen hereinbrechen, daß wir gewappnet sind, sie zu tragen. Christus war auferstanden, er wandelte mit seinen Jüngern, er fuhr endlich auf gen Himmel. Die Jünger warteten des Tröster's, des heiligen Geistes, der da kommen sollte. Das war eine rechte Gebetszeit. Womit konten sie besser warten als damit, daß sie ihre Herzen schickten zu Gott, daß sie ihre Lampen helle, daß sie die Thore weit machten, damit der König der Ehren einziehe. Darum fällt, ehe der Geist ausgegossen wird, der Sontag Rogate, d. h. Betsontag.

Herr Jesu, lehre uns in diesen Tagen beten, wie du einst deine Jünger beten gelehrt hast. Ach, wenn wir doch zu dir rufen könten, daß es den Himmel durchdränge, daß du drein sehen müßtest! Ja gieb den Glauben in unsere Herzen, der dem Himmelreich Gewalt thut; dann wird auch das Gebet nicht fehlen, durch das er diese Gewalt übt. Ja, Herr Jesu, lehre uns beten! Amen.

Gesang.

Du aber Jesu lehre mich
Zum Vater beten würdiglich,
Damit ich dadurch früh und spat
In dir erlange Gnad' um Gnad'.

Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung.

(Fortsetzung.)

Komt man in die Hütte des Armen, der von der Hand in den Mund lebt, so ist es nicht möglich, eine Gabe der Liebe für den Dürftigen zu erlangen, teils weil nichts zu geben da ist, teils weil eine Zerfallenheit mit dem Leben und eine Erbitterung gegen alle Welt Statt findet, welche die Abforderung einer Liebesgabe für einen Hohn ansehen möchte. Wo aber gearbeitet wird um des Besitzes willen, da ist der Woltätigkeit wenigstens die Thür aufgetan, und es wird viel auf das Geschick des Bittenden ankommen, daß er vielleicht nach kurzem Verhandeln die Freude erlebt, zu erfahren, wie die Arbeitenden, welche Gottes Segen in der Mehrung ihrer Habe sehen, ihre Hand für den Dürftigen auftun. Dieser große Segen liegt auf der Auswanderung der arbeitenden Bevölkerung, daß ihnen die Möglichkeit geboten wird, zu einem bleibenden Besiz zu gelangen, um das Reich Gottes für sich und für Andere zu fördern. Es ist bisweilen wahrhaft rührend anzuhören, mit wie saurem Schweiße und mit wie kleinen Summen der Einzelne es allmälig zu seinem Besiztum gebracht hat; aber dafür hat er auch die Freude, nicht allein an ehrbarer Haltung für sein ganzes Leben gewonnen, sondern auch so viel erworben zu haben, um der obigen Mahnung des Apostels folgen zu können. Ohne den Zufluß an fremdem Segen, der durch den Erwerb der Auswandernden in unsere arme Gegend geleitet wird, hätten wir hier ein schlimmes Proletariat, wie sich das auch deutlich genug an den Familien zeigt, deren Angehörige aus Bequemlichkeit daheim bleiben und daher meist in den allerdürftigsten Umständen leben.

Damit hängt ein anderer Punkt zusammen, welcher ebenfalls schon berührt ist. Personen nämlich, welche nicht genötigt sind, ihre Ersparnisse unmittelbar nach der Rückkehr zu verwenden, werden dadurch in den Stand gesezt, Anderen zu helfen, und da sie, obgleich nie anders als gegen Zinsen geliehen wird, keine andere Sicherheit verlangen als das ehrliche Wort oder höchstens die Gegenwart von 2 Zeugen, so verbreitet der Erwerb aus der Fremde seinen Segen über den ganzen ärmeren Teil der Gemeinde und wird dadurch der Woltätigkeitssinn in erfreulicher Weise gefördert. Es scheint beinahe, daß es sich hierin mit dem erworbenen Besitze anders verhalte als mit dem ererbten. Was ererbt ist, erscheint entweder von vornherein als zusammengehörige, unteilbare Masse und als solche zum Verleihen weniger geeignet, oder wenn doch dazu angelegt, so verlangt es eine größere Sicherheit, um nicht durch Verluste geteilt zu werden; das Erworbene dagegen, wie es den Besitzenden durch verschiedene Kanäle zugeflossen ist, scheint auch die Natur des Flüssigen mehr beizubehalten und daher auch handlicher zum Verleihen zu sein. Die kleinen Leute hiesiger Gegend wenigstens sind durch verliehene und entliehene kleine Summen weit und breit mit einander verkettet, und das sind zum größten Teil Ersparnisse aus der Fremde. Zinsen zu nehmen und zu geben wird von beiden Seiten für billig erachtet und man hört niemals, daß damit oder mit den kleinen Kapitalien Betrügereien geschähen.

Durch den Verdienst in der Fremde wird ferner die Dankbarkeit der Kinder gegen die Eltern in hohem Grade gefördert. Die Schuld der Dankbarkeit können zwar die Kinder in allen Fällen abtragen, wo sie in den Stand gesezt werden, durch ihren Verdienst den Eltern Beistand zu leisten; aber es ist doch zu beachten, daß die Kinder ausdrücklich den Eltern zu Liebe die Gefahren und Entbehrungen der Fremde übernehmen, und eben darin liegt das höhere Maß der Opferfreudigkeit, als wenn sie einfach das im Dienst bei einer Herschaft erübrigte Lohn den Eltern überantwortet hätten. Was andererseits in ihren Kräften steht, das tun die Eltern, um ihre Kinder zur Reise und zum Aufenthalt in der Fremde auszurüsten; reinliche Wäsche und kleine Vorräte von Lebensmitteln werden ihnen mitgegeben, und dafür schicken die Kinder den Ihrigen einen Teil der Ersparnisse bald zu, um der dringendsten Not abzuhelfen, während sie den Rest mit in die Heimat bringen. Dabei ist wol zu beachten, daß die Arbeiter in der Fremde sich selbst beköstigen und der Tagelohn hierauf berechnet ist; was sie sparen, das darben sie daher ihrem Munde ab, wie es denn zahlreiche Beispiele gibt, daß Kinder sich mit der dürftigsten Kost bei schwerer Arbeit begnügen, um ihren dürftigen Eltern einen desto größeren Schatz überbringen zu können. Dies Verhältnis besteht aber freilich nicht überall in seiner ungetrübten Reinheit und Züchtigkeit; denn manche Kinder übergeben den Eltern nur so viel, daß damit ihre Zehrungskosten bei den Eltern während des Winters gedeckt werden; andere händigen das Ihrige mit Widerwillen aus und lassen es dabei an harten Vorwürfen wegen schlechter Wirtschaft nicht fehlen, wie es denn auch vorkomt, daß die Väter dem Trunke fröhnen, während es sich ihre Kinder sauer werden lassen. Im Ganzen genommen aber hat das Geben und Nehmen doch eine nahe Verwandtschaft mit dem Verhältnisse, wie es St. Paulus Phil. 4, 15 rühmt.

Ebenso ist die ganze Lage im hohen Grade geeignet, die Selen sowol der Auswandernden als auch der Zurückbleibenden für das Wort Gottes empfänglicher zu machen. Der die Heimat verlassende Vater windet sich wehmütig von den Seinen los, und das Einzige, was ihm dabei Mut und Entschlossenheit gibt, das ist das Gottvertrauen, welches ihn auf seiner Reise begleitet und ihn eine glückliche Rückkehr hoffen läßt. Auch den Kindern wird der Abschied von der Heimat zum größten Teile gar schwer und manches trägt unter der äußern Hülle der Fröhlichkeit ein trauriges für himlische Dinge offenes Herz. Da die Auswandernden vor ihrer Abreise das heilige Abendmal zu ge-

nießen pflegen, so wird auf ihr Vorhaben in der Beichtrede und in der Predigt besondere Rücksicht genommen. Eine herzliche Ermahnung, sich jeden Morgen der treuen Obhut des barmherzigen Gottes in der Fremde von Neuem zu befehlen, die Warnung vor Verführung zur Sünde da, wo die Eltern nicht mehr wachen können, sowie die Einschärfung der gewissenhaftesten Pflicht- und Beruftstreue in der Ferne fällt dann auf einen gar fruchtbaren Boden. Es wird ferner die christliche Gebetsgemeinschaft der Abreisenden mit den Zurückbleibenden zu empfehlen sein, die gegenseitige Fürbitte zu einer bestimten Tagesstunde und die Bitte um Glaubenstreue und Wachstum in der Heiligung in Christo Jesu dem Herrn. Ebenso tut es dem Herzen wol, wenn für die Abreisenden und die Zurückbleibenden eine Fürbitte getan und der gnadenreiche Gott mitten in der Gemeinde angerufen wird, sich beider freundlich zu erbarmen. Die Lezteren bedürfen ihrer ja ebenso wie die Ersteren, da sie in der Abwesenheit des Familienhauptes auf die Hilfe der Freunde und Nachbarn in allerlei Not angewiesen sind. Knüpft sich daran die Ermahnung an die Gemeinde, sich der Verlassenen mit Rat und Tat anzunehmen, so kann der Pastor darauf rechnen, auch hierzu willige Herzen zu finden, wie es denn seinerseits der Mann nach seiner glücklichen Rückkehr in der Regel nicht an vergeltender Dankbarkeit fehlen läßt. Da die auswandernden Arbeiter nichts als ihre kräftigen Arme haben, womit sie das tägliche Brod für sich und die Ihrigen erwerben und da eine etwaige Krankheit in der Fremde mit doppelten Gefahren und Mühsalen verbunden ist, so komt Alles darauf an, daß ihnen in ihrer zum Teil langen Abwesenheit die leibliche Gesundheit erhalten werde; wenn ihnen daher an das Herz gelegt wird, daß diese eine Gnadengabe von Gott ist, um welche wir ihn tagtäglich im Namen Jesu Christi von Neuem anzurufen, für welche wir ihm ohne Unterlaß zu danken und für deren Erhaltung wir durch Mäßigkeit, Nüchternheit und ordentlichen Lebenswandel zu sorgen haben, so findet sich auch hierfür Ohr und Sele offen. Auch ist es gewis zu empfehlen, daß die Kinder in der Schule angehalten werden, für ihre abwesenden Väter und Geschwister zu beten nicht blos um der Erhörlichkeit ihres Gebetes willen, sondern auch, weil dadurch die Gottesfurcht und die Kindesdankbarkeit reichliche Nahrung empfangen.

Man könte vielleicht gegen dies ganze Verfahren das Bedenken erheben, ob es auch angemessen sei, eine Angelegenheit, welche verhältnismäßig doch nur eine geringe Anzahl von Gemeindegliedern betrifft, so zu behandeln, als ob sie die ganze Gemeinde anginge. Aber man darf gewis auch in der Predigt das Wort 1 Cor. 12, 26 nicht außer Acht lassen, wonach, wenn ein Glied leidet, alle Glieder mitleiden, und wenn ein Glied herlich gehalten wird, sich alle Glieder mitfreuen. Die Angehörigen und Verwandten der Auswandernden nehmen von selbst an deren Begegnissen einen regen Anteil; aber auch die übrigen Gemeindeglieder sind bei der durchgängigen Bekantschaft mit den einzelnen Persönlichkeiten nicht gleichgiltig dagegen, und wenn sie es sind, so sollen sie eben lernen, aus ihrer Indolenz herauszukommen um sich um ihre Mitchristen zu bekümmern. Wie bei den Abdankungen von der Kanzel, obgleich der Gegenstand nur einzelne Glieder betrifft, doch die ganze Gemeinde mit ihrer Fürbitte eintritt und dadurch Zeugnis gibt, daß wir alle Glieder eines Leibes sind, dessen Haupt Christus ist; so ist es Pflicht des Pastors, auch andere Vorkomnisse von diesem Standpunkte aus zu behandeln, um die christliche Einigkeit unter ihrem Haupte nach Kräften zu fördern.

Da der Pastor die Familien weiß, welche Glieder in der Fremde haben, so wird er es nicht unterlassen, bei seinem selsorgerischen Verkehr oder wie es sich hier und da im Hause und auf dem Felde trifft, sich teilnehmend nach den Abwesenden zu erkundigen, auch wol denen, die es wert sind, einen freundlichen und mahnenden Gruß schreiben zu lassen, um mit ihnen auch in der Ferne sein beichtväterliches Verhältnis fortzusetzen. Das tut beiden, den Abwesenden wie den Zurückgebliebenen wol und ist dies ein Band mehr, welches die Glieder der Gemeinde an den Selsorger bindet. Daher komt es, daß die Anwesenden dem Pastor auch wol aus eigenem Antriebe über das Ergehen der Ihrigen in der Ferne Nachricht geben, ihm die angekommenen Briefe bringen und ihm besonders die Freude mitteilen, wenn der lange ersehnte Notgroschen endlich angelangt ist. Man tut dann wol, der Abwesenden auch in der Predigt wieder zu gedenken und überhaupt von Zeit zu Zeit das Licht des Evangeliums auf das ganze Verhältnis fallen zu lassen, da in dieser Lage die Herzen dafür empfänglicher als sonst sind. Der Pastor ist ja außerdem durch seine ganze Stellung gedrängt, des Wortes 2 Cor. 11, 28. 29 fleißig zu gedenken: Ohne was sich sonst zuträgt nämlich, daß ich täglich werde angelaufen und trage Sorgen für alle Gemeinen. Wer ist schwach, und ich würde nicht schwach? Wer wird geärgert, und ich brenne nicht? Sieht aber die Gemeinde, daß er an den Begegnissen des Einzelnen aufrichtigen Anteil nimt und ihre Begegnisse in der Kirche und daheim auf betendem Herzen trägt, so kann das nur vom segensreichsten Einflusse für seine amtliche Wirksamkeit überhaupt sein, wobei es sich von selbst versteht, daß Alles mit dem gehörigen christlichen Zartgefühl geschehen muß, welches sich vor jedem Anstoß hütet.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 23. Februar. № 16.

„Auf der Höhe."

Ein Vortrag.

II.

Was lieſt man doch eigentlich heut zu Tage alles zuſammen! Täglich wandern wir in unſeren Gedanken durch die Welt! Bald beſchäftigt uns die römiſche, bald die mexikaniſche, bald die orientaliſche Frage; wir dringen mit den Reiſenden in das Innere Afrikas; wir malen uns den Traum aus, wie ſchön es wäre, wenn die Inſel Formoſa an Chinas Küſten uns gehörte zum Heil unſerer jungen, tapfern Flotte. Wir winden uns durch lange Kammerreden — kurz es iſt erſtaunlich, was man täglich alles lieſt; und erſtaunlicher faſt noch, wenn man erwägt, wie man das Alles lieſt. In wenigen Minuten, oft in Augenblicken überfliegen wir eine Zeitung, die genau durchzuleſen Stunden erfordern würde. Dazu kommen nun noch die vielfachen Zeitſchriften, das Heer der ernſten und leichten Lektüre; dazu die Romane und größere wiſſenſchaftliche Werke. Von allen Seiten dringt die Lektüre auf uns ein — haben Sie ſchon das geleſen? iſt dieſer Roman, iſt jenes Werk Ihnen bekant? — das ſind Fragen, womit man uns drängt. Und nun gar dieſe Flut von Meinungen, Anſichten, Gedanken; täglich neue, täglich andere. Ja in der That wahre Fluten von Meinungen, Anſichten, Gedanken dringen auf uns ein. Man iſt verſucht mit Göthes Zauberlehrling zu rufen:

Herr die Not iſt groß
Die ich rief, die Geiſter
Werd' ich nun nicht los! —

Es mag das faſt eine komiſche Seite haben; aber es hat auch eine gewaltig ernſte Seite. In der That der Menſch kann unter dieſer Flut von Lektüre untergehen. Legen Sie es nicht als eine Unbeſcheidenheit, wol gar als eine Anmaßung von mir aus, wenn ich ein offenes Geſtändnis von mir ſelbſt ablege. Ich leſe auch gern und leſe auch ziemlich viel. Kann doch auch der Geiſtliche heut zu Tage ſich ſchwerlich ohne Schaden gegen die Tagesliteratur abſchließen. Sagt doch auch der Apoſtel: „Alles iſt euer." Aber da muß ich nun weiter bekennen, wenn ich nach all' dem Leſen zur Bibel greife, dann iſts mir allemal, als wenn ich wieder zu Athem komme; dann überkommt's mich jedesmal, als träte ich in die Heimat, in die ſüße traute Heimat. Das ſind doch die rechten Klänge, die da tönen! Was iſt doch alle Weisheit aller Bücher gegen die Weisheit, die in dieſem Buche ſteht!

Geſtatten Sie es mir nun, daß ich Sie auf eine Stelle dieſes Buches — der Bibel nämlich — hinweiſe, um uns poſitiv zu zeigen, daß es eine Erlöſung gibt, um uns auf die Höhe zu führen, wo Friede wohnt. Ein wunderbar ſchöner Abſchnitt der heiligen Schrift iſt jenes 5. Capitel des Lukas. Es erzählt uns von der Berufung des Petrus zum Apoſtel, zum Jünger des Herrn. Eine einfache Geſchichte iſts — aber das iſt ja das wunderbar Große an Gottes Wort, daß in einfachen Worten die größte Weisheit ruht, daß im Kleinen und Unſcheinbaren die ſeligen Geheimniſſe des Menſchenglückes verborgen ſind. Hören wir, wie der Herr den Petrus, den Fiſcher ruft! Der liebliche See Genezareth liegt vor unſern Augen. In ſeinen blauen Fluten ſpiegelt ſich der Himmel; grünende Ufer faſſen ihn ein. Zwei Kähne ſtehen am Ufer; die Fiſcher ſind ausgetreten; ſie waſchen ihre Netze. So einfach iſt das alles in jenem 5. Cap. geſchildert, daß es uns iſt, als ob wir die ganze Scene ſehen. Da ſteht Jemand am Ufer; um ihn her iſt eine Menge Volks verſammelt. Man ſieht's den Schaaren an, ſie ſind begierig die Worte dieſes Einen zu hören. Da tritt der große Unbekante zu Simon Petrus, dem Beſitzer der Kähne, und bittet ihn, daß er ein wenig vom Lande fahre. Petrus willfart der Bitte. Und der Unbekante ſezt ſich und lehrt das Volk aus dem Schiffe. Da lauſcht ein Petrus; es hören die Scharen am Ufer — es müſſen wunderbare Worte ſein, die der im Kahne ſpricht. Als er aufgehört hat zu reden, ſpricht er zu Simon: Fahre auf die Höhe, und werfet eure Netze aus. Und was geſchieht? Ein reicher Fiſchzug lohnt die Mühe. Da ruft Petrus aus: Gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch. Aber der große Wundermann, der Worte des ewigen Lebens redet, und der auch der Natur gebietet, ſpricht freundlich zu Petrus: „Fürchte dich nicht." Und nun iſts geſchehen um Petrus. Das Wort hat ihm das Herz gebrochen. Er verläßt Alles, was er hat und folgt dem Herrn nach!

Und nun laſſen Sie mich dieſe herliche Erzählung deuten! Das Meer iſt die Welt, die unruhige, ſtürmiſche, ungewiſſe Welt. Darauf treibt unſer Lebensſchiff. Was thun wir? Wir werfen auch die Netze aus, um etwas zu fangen. Und doch, was müſſen wir von dieſem Leben bekennen: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Iſt nicht das Leben

dunkel? Ist es nicht scheinbar voller Widersprüche? Wir arbeiten mit unserm Verstande die ganze Erdennacht daran diese Widersprüche zu lösen, und lösen sie nicht. Daher auch die schmerzliche Klage aller Weisen zu allen Zeiten über das Dunkel des Erdenlebens. Daher durch alle Jahrhunderte hindurch die bange Klage in Liedern und Sprüchen. „Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen." Warum diese Klagen hier aufführen? Sie haben die Menschen dahin gebracht, daß sie schreiben konten: „Was man auch sagen mag, der glücklichste Augenblick des Glücklichsten ist doch der seines Einschlafens; wie der unglücklichste des Unglücklichen der seines Erwachens", daß sie sich damit zu trösten suchen, daß dies Leben nur kurz sei, und auf dasselbe ewiges Vergessen, ewiger Schlaf folge: „Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht — so schreibt Schopenhauer — findet der Wille sich als Individuum in einer end- und grenzenlosen Welt unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend; und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit." Was aber doch immer noch wie eine bange Klage durch edlere Gemüter zieht, mit Spott und Hohn wird es von denen ausgesprochen, die uns heut zu Tage lehren: der Mensch sei nur was er esse; der Gedanke nur eine Bewegung der Gehirnfasern. Diese neue Propheten und Volksbeglücker lehren deshalb auch: „Die Befriedigung des Ich ist die einzige, vernünftige Religion — der Mensch allein ist unser Gott, unser Vater, unser Richter, unser A und O. Stirbt der Körper, so hat damit auch die Sele ein vollständiges Ende." Es gilt auch hier das Wort des Apostel: Im Geiste ists angefangen, um im Fleische zu enden. —

Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen — so klagte einst Petrus, so klagen vor ihm und nach ihm die Menschen. Aber diese Klage verstumt, so bald wir den kennen lernen, welcher einst zu Petrus sprach: Fahre auf die Höhe. Dieser eine ist der Erlöser; er löst die Räthsel des Lebens uns, so weit es uns not ist; er verleiht uns, daß wir uns selbst erkennen; er spendet uns die Vergebung der Sünden; er gibt uns den Frieden. Nur von ihm geht die Erlösung aus, von ihm, der da sagen kann: Wer mich siehet, der siehet den Vater. —

Welche kämpfenden, mit einander ringenden Gegensätze sind doch in unserer Zeit — aber im Grunde genommen sinds doch nur zwei Gegensätze, die sich einander bekämpfen. Entweder Erlösung aus Gott und durch Gott — oder Selbsterlösung. Entweder der Glaube an einen Gott, der aus freier Liebe uns erlöst, uns los macht von den Banden der Endlichkeit und uns auf die Höhe führt, wo das Getreibe der Welt unter uns liegt, wo die Arbeit ein Segen für uns ist, wo Stille und Friede wohnt — oder der Glaube an das All, an das Ich und damit kein Gott mehr und keine Unsterblichkeit, damit innere Zerfahrenheit, Zerrissenheit, Elend und endlich die Sattheit des Todes. Gehen Sie alle Verhältnisse in unsern Tagen durch, ob nicht diese Gegensätze überall mit sich ringen — es ist der alte Kampf des Erdgeistes gegen den Geist Gottes.

Doch lassen Sie uns zu der einfachen Geschichte der Bibel zurückkehren. Christus bittet den Petrus, er möchte ein wenig vom Lande fahren. Wie wenn nun Christus auch uns bäte, ihn aufzunehmen und ein wenig vom Lande zu fahren; wenn er uns veranlaßte, ein wenig von seinem Worte zu hören! Wenn wirs thäten, und unser Herz los lösten von Erdenhoffnung, Erdentrost, und alle dem, was menschlich und vom Staube ist! Wie wenn wir nun gegen alle Klugheit des Verstandes auf die Höhe führen; wenns uns gelänge und wider Erwarten so reiche Gnade über uns käme, daß wir auch zuerst rufen möchten: Gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch! Wie wenn wir dann im Schmerz über unsere Unwürdigkeit doch des Herrn freundliche Stimme hörten: „Fürchte dich nicht" und wir nun voll seliger Dankbarkeit ausriefen:

Wenn alle untreu werden
So bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei!

Und ich sage — weiter bedarf es von uns nicht, als uns erlösen lassen zu wollen, als Christi Bitte und Mahnung zu folgen, um ein seliges Menschenkind zu werden, um in seiner Gemeinschaft den Frieden zu haben, welchen die Welt nicht geben kann.

Sehen Sie jenen Roman „auf der Höhe" an; vom Worte Gottes steht nichts darin, obwol vom Elend des menschlichen Lebens genug darin steht — vom Gebet steht nichts darin, obwol uns Selen genug geschildert werden, die des Gebetes bedürfen. Ein Leibarzt liest den Horaz, als die Sontagsglocken läuten; ein Sterbender tröstet sich mit philosophisch-pantheistischen Phrasen; gebrochene Herzen heilt man mit kalter Verzweiflung. Das also ist die Rettung welche uns die Selbsterlösung verspricht — nun ich meine: „auf der Höhe" zu stehen, ist kein Glück; seliger ists, wenn man auf die Höhe fährt, um sich durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes erlösen zu lassen. —

Fahre auf die Höhe, lassen Sie mich es Ihnen kurz sagen, was das heißt. So oft wir im Worte Gottes lesen; so oft wir betend uns in Gottes Barmherzigkeit versenken — so oft fahren wir auf die Höhe. Das ist die rechte Höhe, welche wir alle Tage zu erklimmen haben. Es gibt keinen andern Weg zum Frieden, als wenn wir auf diese Höhe fahren. Auf dieser Höhe erleben wir die Wunder Gottes, wie einst Petrus; auf dieser Höhe lernen wir uns selbst kennen; auf dieser Höhe liegen wir in Demut vor der Majestät Gottes; auf dieser Höhe hören wir das Wort: Fürchte dich nicht; auf dieser Höhe empfangen wir die Kraft Alles zu verlassen, um Christo nachzufolgen.

In unserer Zeit der Selbsterlösung — wie viel Häuser gibt es doch, in denen ein gemeinsames Gebet, wie gemeinsames Lesen des Wortes Gottes die Glieder einer Familie auf die Höhe führt! Und doch ist grade das gemeinsame Lesen des Wortes Gottes, das gemeinsame Beten, was eine Familie hebt, was die Glieder innig verbindet; was Not und Sorgen leichter

tragen läßt; was in guten Tagen die Demut verleiht, ohne welche das Glück das gefährlichste für ein Menschenherz ist. —

Ich will Ihnen hier die Worte eines Mannes anführen, dessen Schriften ja viel gelesen, aber immer noch nicht genug gelesen sind; eines Mannes, der wie keiner fast tief die wahren Bedürfnisse des Herzens, des Hauses, des Staates erfaßt und geschildert hat, die Worte Riehls: „Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, mit einem gemeinsamen Gebet zu welchem sich Alle versammeln, das Tagewerk einleitet, dann meint man wol, das sei Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des Hauses. Darum ist er ganz abgesehen von seiner sittlich religiösen Bedeutung auch im socialen Betrachte Geld wert. Wenn man nicht in die Kirche gehen konte, dann las nach alter Sitte der Hausvater dem ganzen Hause am Sontag Morgen aus der Postille vor. Am Weihnachts- und Neujahrs-Abend versammelte er das Haus um sich, und las ein Capitel aus der Bibel. Das gleiche geschah auch wol auch an jedem Sontag Abend. Ging die Familie zum Abendmal, dann sprach der Hausvater als Eröffnung des Ganges zur Kirche ein Gebet. Merken wir denn nicht, daß wir mit dem Aufgeben dieser Sitte freiwillig eines der stolzesten Attribute unserer Stellung im Hause aus der Hand gegeben haben? Wahrlich der Hausvater sollte den lezten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt „dem ganzen Hause" vorzubeten, nicht so leichsinnig wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herscherrecht darin für einen stolzen Geist, als in einer ganzen Collektion von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienväter sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der „feingebildete" Nachbar möchte sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein im eignen Hause; aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, deß schämen sie sich. Die Feigheit ists, die uns verdirbt, wie's in dem alten Burschenliede heißt. Denn es gehört mehr Mut und begeisterte Ueberzeugung dazu, in der Sitte, in dem socialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen, als im Politischen."

Diese ernsten Worte Riehls sind durchaus wahr. Fahren wir auf die Höhe d. h. versenken wir uns betend in Gottes Wort, dann erfahren wir die erlösenden Taten Gottes auch an dem eigenen Herzen. Wie Gott uns von der Erde Banden loslöst, wie er Trost und Frieden uns einflößt — warum darüber vorher philosophiren, warum mit Fragen sich abquälen, die keinen Wert haben, warum Geheimnisse lösen wollen, die ewig auf Erden Geheimnisse sind, warum hier wissen wollen, was die Ewigkeit uns aufdecken wird. Es kann auch hier das Wort Christi gelten, das er zu Petro einst sprach: Was ich jezt thue, weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren — man kann auch sagen: „Wie ich es jezt thue, weißt du nicht, du wirst es aber hernach erfahren."

So wären wir denn auf die Höhe gelangt, wo wir Gott nahe sind, wo die Luft klar ist, der Blick weit und frei; wo die

Brust sich hebt und ein unnennbarer Friede die Sele füllt. Von der Höhe lassen Sie uns noch einmal herabsehen, herabsteigen auch hinübersehen; und ich bitte Sie, mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit noch ein wenig zu gewähren.

Von der Höhe wollen wir herabsehen. Was wir sehen, ist in der Tat wenig Erfreuliches. Mag man uns auch sagen, daß die menschlichen Gebrechen nur ein minus oder plus von Kraft seien und daher zu ertragen; mögen die Materialisten auch sprechen: Es sei eine Abgeschmacktheit von „Sünde" zu reden; mögen Dichter und Philosophen uns auch mit Schiller zurufen:

Des Menschen Taten und Gedanken — wißt! —
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Die inn're Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln,
Hab ich des Menschen Kern recht untersucht
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln. —

wir wissen doch — alles Meinen der Menschen verfliegt wie Nebel vor dem Lichte jener Wahrheit: „die Sünde ist der Menschen Verderben." Und grauenhaft ist die Sünde. Wer Gelegenheit hat, viele Menschen kennen zu lernen, der wird einen Blick in das höllische Treiben der Sünde tun, so daß er manchmal erbebt. Wer aber von der Höhe herabsieht, der hat auch Blicke in das eigne Herz getan, in dies trotzige und verzagte Ding, und hat dort nicht blos die Sünde oberflächlich gesehen, sondern in ihren Schrecken auch so erfahren, daß es Stunden für ihn gab, in denen er auch seinen Gott bitten mochte: „Gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch."

Aber wer auf der Höhe gestanden, schaut nicht blos hinein und herab in das Elend, sondern es eröffnet sich ihm ein weites Arbeitsfeld.

Zunächst lernt der Mensch für sich die Treue im Kleinen. Im eignen Berufe, im eignen Stande — was hat der Mensch doch zu arbeiten, um mit steter Treue denselben auszufüllen. Man hört so viel Klagen, so viel Unzufriedenheit in der Welt bei den Menschen über ihren Stand und Beruf! Es ist ja wahr, es mag schwerer sein, wie früher zu einer ruhigen, sorglosen Stellung zu gelangen; es mag das an der Zeit und ihren Forderungen liegen, aber schließlich liegt es doch am meisten an den Menschen. Die rechte Treue im Kleinen, welche um Gotteswillen arbeitet, auch in dem niedrigsten Beruf, versüßt das Leben, macht, daß wir uns ruhig niederlegen und frisch aufstehen und zerstört eine Menge krankhafter Gedanken, die sich in Gehirn und Herzen festnisten wollen. Hat man auf der Höhe gestanden, sieht man auch, daß ohne die Treue im Kleinen d. h. im Stande und Berufe die Treue im Großen d. h. Arbeit für das Reich Gottes, für die Mitmenschen, für Staat und Kirche gefahrbringend, wol oft sogar eitel und hohl ist. Es

gibt in der That heut zu Tage oft eine geschäftige Treue im Großen, die sich mit ihren Werken brüstet; die etwas Blendendes hat und Manchen bethört; es gibt in der That Menschen, die von sich reden machen, die alles was sie thun, an die große Glocke bringen und darüber die Treue im Kleinen ganz vernachlässigen. Solche Menschen können wol auch einmal auf der Höhe gestanden haben; aber das Licht dort oben hat sie mehr geblendet als erwärmt. Die scheinbare Treue im Großen kann den Menschen oft zu wundersamen verzwickten Ideen bringen. Eine bekante Frau eines Dichters, selbst Dichterin, die ein tragisches Ende genommen, schreibt: „Es scheint mir nur ein feiner Egoismus darin zu liegen, wenn Jemand seine eigne Schuldigkeit thut. Der höchste Grad von Edelsinn liegt darin, wenn man sogar auf den Genuß verzichtet seine Pflicht zu thun und sie lieber mit schmerzhafter Aufopferung versäumt, um für höhere Ideen zu wirken." Sie sehen, wohin es führen kann, wenn der Mensch nicht an der Treue im Kleinen festhält. Die Welt würde ein gut Teil besser aussehen, wenn ein Jeder nach dieser Treue im Kleinen strebte!

Von der Höhe steigen wir hinab gestärkt zur Arbeit, zum frischen, fröhlichen Tun. Das Wort: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" es ist für uns ein Segenswort. Wir steigen herab, auch zu helfen, wir steigen herab zu jener seligen Arbeit der dienenden, helfenden Liebe. Freilich wir leben in einer Zeit, in der die Materialisten wie Max Stirner uns zurufen: Die Befriedigung das Ich ist die einzige vernünftige Religion, oder wie Buchner: Die Feindesliebe ist ein Unsinn, weil sie der Natur widerspricht; aber Gottlob, wie jener Roman „auf der Höhe" uns noch kein treuer Spiegel der Zeit ist, so hat auch das Jahr 1866 gezeigt, daß unser Volk noch anders denkt und fühlt wie die Materialisten. Wir haben im Jahre 1866 so große weltgeschichtliche Taten erlebt, daß darüber die Taten der dienenden Liebe in den Hintergrund getreten sind. Ist auch für diese Taten gut — aber ich frage Sie, hat nicht die Feindesliebe, wenn man auch hört, daß sie ab und zu einen etwas sentimentalen Charakter gehabt hat, hat sich dieselbe nicht aufs schönste bewährt. Wer die Aufopferung des Jahres 1866 schildern wollte, die freudige Hingabe von Gut und Blut, die stille dienende Liebe in Krankenhäusern, die gefahrbringende Pflege bei Cholerakranken — ja, der müßte bekennen, es gibt noch eine Schwärmerei der Liebe, wenn die Welt es so nennen will, einer Liebe nämlich, die nicht das Ihre sucht, sondern das, was des Andern ist.

Wer täglich den Befehl Christi beachtet: „Fahre auf die Höhe" und wer nur von dieser Höhe herab ins Leben niedersteigt, der übt diese Schwärmerei der Liebe, welche die Welt Thorheit nent. Wer auf dieser Höhe gestanden hat, der wird die Arbeit unter den Menschen kennen, die anderen eine Last sind und von ihnen gemieden und geflohen werden, die Arbeit an Armen, Verkommenen, Gefangenen, Kranken. Ist solche Arbeit nicht eine Qual, nicht eine Zerstörung des eigenen Lebens? Das ist wahr: Es ist schwer und wer nicht auf der Höhe gestanden

hat, der sucht diese Arbeit nicht; und ob er sie suchte, er wird sie bald wieder lassen. Aber in allen Schweren ist dieser Beruf ein herlicher. Der Freund des Schönen sucht an und unter den Ruinen nach den Denkmälern der Kunst. Er fürchtet weder Schutt noch Staub, weder Arbeit noch Mühe, um aus den Trümmern der Vergangenheit und aus dem Moder des Todes die Gebilde des Lebens, die kostbaren Werke der Kunst zu retten. So gibt es eben auch eine Kunst und Wissenschaft der Liebe, die den Schutt und die Trümmer des Elends aufsucht, um aus Staub und Ruinen das edle Gebilde des nach Gottes Bilde geschaffenen und durch seine Barmherzigkeit zur Wiedergeburt und zum ewigen Leben berufenen Menschen zu retten. Diese Kunst und Wissenschaft der Liebe ist geboren aus dem Gottmenschen, der selbst in die Trümmer und in das Elend dieser Welt niedergestiegen ist und die Geringsten und Elendesten seine Brüder genant hat, um zu retten, was verloren ist. —

Manch einen, der den Roman „auf der Höhe" gelesen, hat vielleicht eine Stelle frappirt. Die Königin fragt die Walpurga, die Amme ihres Kindes: Und habt ihr nie Langeweile?

Nein gar nicht, wir haben keine Zeit dazu — so lautet die Antwort. — Die Königin schaut lächelnd in die Astrallampe, die auf dem Tische stand. Wie viel Mittel braucht die vornehme Welt um die Stunden los zu werden.

Es gibt ja ein gut Teil Menschen, denen Gott die Mittel verliehen, sorglos durch das Leben zu wandern. Ob sie darum glücklicher sind, wie andere Sterbliche, wer weiß. Es mag ja wahr sein, was man uns doch so oft sagt, daß sie an der Langenweile einen gefährlichen Feind des Glückes haben. Aber ich meine, wenn diese im Sinne der Welt Glücklichen auf die Höhe fahren und von da herabsehen und herabsteigen, an Arbeit wird's ihnen dann nicht fehlen und gerade an einer seligen Arbeit; ich denke, eine Tätigkeit eröffnet sich ihnen, die wahrhaft befriedigt und die das Gespenst der Langenweile auf immer bant!

Von der Höhe haben wir herabgesehen und sind herabgestiegen. Von der Höhe wollen wir noch hinübersehen. Noch einmal führe ich Sie im Geiste auf eine geheiligte Stätte. Wir lesen im lezten Capitel der Bücher Mosis folgendes: Moses ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo. Der Herr zeigt ihm das gelobte Land. Das war die Lebens-Aufgabe für Moses gewesen, sein Volk aus dem Lande der Knechtschaft in das gelobte Land zu führen. Daran hatte er gearbeitet all die Jahre seines Lebens. Aber Gott sprach zu ihm: „Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinübergehen." Also 120 Jahre gearbeitet, und bei der Arbeit, so lesen wir, waren seine Augen nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen — und doch nicht hinübergehen, nur hinübersehen!

Daran lerne der Mensch, daß hier nur eine Seligkeit in Hoffnung ist, kein volles Glück! Was hätte der Himmel uns auch sonst noch zu bieten. Daran lerne der Mensch zufrieden sein auch in thränenschweren Zeiten. Wir sind hier nicht im gelobten Lande — wir schauen nur hinüber. Luther sagt so

schön wie wahr: „Unser Leben ist nicht Frömmigkeit, sondern Frommwerden; nicht eine Gesundheit, sondern ein Gesundwerden; nicht eine Ruhe, sondern eine Uebung; wir sinds noch nicht, wir werdens aber; es ist noch nicht getan oder geschehn, es ist aber im Gang und Schwange."

Ja der Mensch lerne: nicht hinübergehen, nur hinübersehen soll er. Das ist unser Hiersein: tragen und sich hinübersehnen und herausarbeiten, und dann wieder tragen und durch jenes Hinübersehnen und Herausarbeiten und dieses Tragen tüchtiger werden zum Wiedertragen — bis wir zu seiner Zeit hinübergehen und daheim sind.

Schöner aber hätte das Alles keiner schildern können als der Dichter in seinem köstlichen Liede, mit dessen Strophen ich schließe.

Ich habe von ferne Herr deinen Thron erblickt
Und hätte gerne mein Herz vorausgeschickt
Und hätte gerne mein müdes Leben
Schöpfer der Geister dir hingegeben.

Das war so prächtig, was ich im Geist gesehn!
Du bist allmächtig, drum ist dein Licht so schön!
Könnt ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heut' an ewig wohnen.

Nur ich bin sündig, der Erde noch geneigt,
Das hat mir bündig dein heil'ger Geist gezeigt.
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz eng mit dir vereinigt.

Doch bin ich fröhlich, daß mich kein Bann erschreckt,
Ich bin schon selig, seitdem ich das entdeckt.
Ich will mich noch im Leiden üben
Und dich zeitlebens inbrünstig lieben.

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehn
Und ohn' Ermüden will ich ihr näher gehn,
Und ihre hellen goldnen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen.

Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung.

(Schluß.)

Der geistlichen Einwirkung bietet ferner die Rückkehr der Ausgewanderten willkommenen Raum dar. Sie kommen zum großen Teil den ersten Sontag, welchen sie in der Heimat verleben, von selbst zur Kirche; der Geistliche, welcher mit der Gemeinde lebt, wird es leicht erfahren, wenn eine größere Anzahl heimgekehrt ist und sich von ihren Erlebnissen in der Fremde Kunde verschaffen, um dann lobend und dankend auf Gottes gnädige Hilfe und Führung hinzuweisen und den nach Erbauung verlangenden Herzen volle Genüge zu bringen. Viele haben während ihrer 2 bis 3 und mehr Monate langen Abwesenheit nicht ein einziges Mal die Kirche besuchen können; aber sie lassen sich dadurch, Gott sei Lob und Dank! der Kirche nicht abwendig machen, sondern indem sie ihren Morgen- und Abendsegen auch in der Fremde halten, so empfinden sie nach ihrer Rückkehr nur desto lebhafter das Verlangen nach gemeinsamer Anbetung im Hause des Herrn, und es ist Sache des Pastors, demselben volle Genüge zu gewähren, wobei er nicht versäumen wird, durch specielle Selsorge sich ihrer besonders anzunehmen.

Der zurückbleibenden Hausmutter mit ihren Kindern fällt in der Bearbeitung des gepachteten Feldes eine nicht geringe Last zu, zumal der abwesende Mann ihr nichts hat hinterlassen können und sie daher häufig mit Schulden zu kämpfen hat. Auch ihr hat daher der Pastor seine geistliche Sorge zuzuwenden. Der größeren Anzahl wäre freilich mit materieller Unterstützung am meisten gedient; da das aber nicht angeht und auch nur in einzelnen seltenen Fällen direct verlangt wird, so geschieht desto häufiger die Bitte an ihn, den Kindern die Schulversäumnisse nachzusehen. Damit gerät er oft in einen schweren Stand. Die Mutter bedarf schon auf dem Felde der schulpflichtigen Kinder zu ihrer Hilfe, noch mehr aber daheim zur Wartung der Kleinen, und am allermeisten, wenn Krankheitsfälle noch dazu kommen. Verfährt man nach der gesezlichen Strenge, so gilt man für hart und tut den Armen materiellen Schaden; gibt man den Bitten nach, so begünstigt man den Leichtsinn der Eltern und versündigt sich an den Kindern, wenn sie ohne hinreichende geistliche Pflege aufwachsen. Es bleibt daher nichts übrig, als jeden einzelnen Fall gewissenhaft zu prüfen, vor Gott darüber zu beraten und dann die Entscheidung so zu treffen, daß man die Folgen davon mit reinem Gewissen der Fügung des barmherzigen Gottes anheimstellen kann. Auch im Uebrigen findet sich bei den Zurückbleibenden viel zu trösten, zu raten und zu ermahnen, besonders wenn die Briefe von den Entfernten lange ausbleiben und damit Angst und Not immer höher steigt. Ein Hauptpunkt dabei ist, daß man das arme verlassene Weib dazu bringe, den Gottesdienst regelmäßig zu besuchen, da sie daraus Stärke und Geduld gewinnt, ihre schwere Last zu tragen und den Kampf mit Fleisch und Welt immer von Neuem zu bestehen. Ganz besonders ergreifend ist es, wenn während der Abwesenheit des Mannes in der Familie ein Todesfall eintritt oder die Frau entbunden wird. Da ist dem Pastor viel in die Hände gelegt, und es mag manches Samenkörnlein, welches in so schwerer Zeit ausgestreut ward, im Stillen seine Früchte getragen haben. In der Taufrede will es sich zwar nicht recht ziemen, die Abwesenheit des Mannes besonders zu betonen, wol aber eignet sich die Einsegnung der Wöchnerin dazu, und ist es alsdann gewis recht an-

gemessen, der Taufhandlung eine größere Ausdehnung zu geben, um den nach Trost und Erbauung sich sehnenden Herzen Befriedigung zu gewähren, oder sie zu erweichen, wenn sie hart sind.

Ist es somit nicht zweifelhaft, daß die zeitweilige Auswanderung der arbeitenden Bevölkerung in hiesiger Gegend manchen leiblichen und geistlichen Segen mit sich bringt, so bleiben doch auch die Schattenseiten nicht aus, welche im betreffenden Erlaß des Königlichen Consistoriums angedeutet worden.

Zunächst findet in der Auswanderung die Weltlust gar manche giftige Nahrung. Die auswandernden Hausväter, welche nur durch die Frauen und das Familienleben noch einigermaßen in Zucht und Ordnung gehalten werden, fühlen sich in der Fremde aller lästigen Fesseln entledigt und geben sich einem ausschweifenden und lüderlichen Lebenswandel hin, wozu sie um so mehr versucht werden, da ihnen ihr Verdienst in baarem Gelde ausgezahlt wird, während sie in der Heimat häufig mit Naturalien belohnt werden, welche sich nicht so leicht verschwenden lassen. Dazu komt, daß, da sie bei ihrem Aufenthalte auf dem Wasser und im Walde, obgleich sie sich eine Hütte bauen und regelmäßig eine gesunde Kost bereiten können, doch bei Kälte und Unwetter der Bequemlichkeiten des Hauses entbehren müssen, sie daraus das Recht für sich ableiten, sich durch den Genuß von Brantwein schadlos zu halten, während sie Satan auch wol noch mit dem Gedanken überlistet, daß im Winter die Not nicht eben groß werden könne, da dafür während ihrer Abwesenheit von Weib und Kind gesorgt sei. Finden sich dann unglücklicher Weise noch lüderliche Kameraden dazu, so ist dem Verderben für Leib und Sele Thür und Thor aufgetan. Es komt daher hier und da vor, daß Hausväter all ihren Verdienst verzehren und mit leeren Händen zurückkehren, nachdem sie auch wol noch ihr weniges Handwerkszeug unterwegs verkauft haben. Was sich daraus für ein Familienleben den ganzen Winter hindurch ergeben muß, liegt auf der Hand. Daher findet sich in solchen Hütten die bitterste Armut und die unglücklichste Störung des ehelichen Friedens. Was soll der Geistliche da tun? Das Beste scheint zu sein, einem solchen Manne das Auswandern zu widerraten und ihn zum Arbeiten in der Heimat, wenn auch mit geringerem Lohne zu bewegen. Das ist in der Tat das Richtige, wenn noch Hoffnung auf Besserung vorhanden ist. Hat aber die Trunksucht bereits so zugenommen, daß sie ihr Opfer ebenso daheim wie in der Fremde quält, dann dringt die Frau selbst auf die abermalige Abreise des Mannes, weil sie dann doch wenigstens so lange er fern ist Frieden findet, während ihr sonst auch nicht ein Augenblick Ruhe gegönnt ist. Da gilt es, viel Beten, Ermahnen und Strafen. Wo das Herz von der Sünde so eingenommen ist, da ist von Kirchenbesuch und Genuß des heiligen Abendmals nicht mehr die Rede; es fehlt dazu am Sontagskleide wie an der Willigkeit des Herzens; dem Pastor bleibt daher nichts übrig, als die verirrten Schafe in ihrer Hütte aufzusuchen; wolle der Herr den treuen Selenhirten dazu die Füße stärken; denn der Weg ist oftmals lang und sauer und die Mitglieder des Gemeinde-Kirchenrates leisten dazu nur ganz geringen Beistand.

Ebenso groß ist die Gefahr für das junge Volk, welches zur Feldarbeit auswandert. Auch wenn im Uebrigen Alles in Ordnung hergeht, so droht der Sele doch noch ernstlich Schaden. Denn wenn der Sommer mit seiner Arbeit vorüber ist, so sind sie durch ihre Ersparnisse in den Stand gesezt, den Winter mit aller Gemächlichkeit in Trägheit zu verleben. Daher fängt Mancher ein schlimmes Krug- und Sündenleben an, und wenn die Ersparnisse verzehrt sind, so werden, da es an Credit besonders beim Juden nicht fehlt, Schulden gemacht und wird dadurch bisweilen der Grund zu lebenslänglichem Unglück gelegt; doch muß bemerkt werden, daß solche Fälle in hiesiger Gegend äußerst selten sind, da eine löbliche Wirtlichkeit entschieden vorherschend ist.

Dagegen tritt ein anderes Uebel recht merklich hervor. Da nämlich die jungen Leute wissen, daß sich ihnen während der ganzen Zeit des Jahres, wo die Landwirtschaft getrieben wird, ein reichlicher Verdienst darbietet, der ihnen im Winter eine leichte Existenz gewährt, so verstehen sie sich nicht leicht dazu, sich als Gesinde zu vermieten, und ziehen es vor, im Sommer dem Verdienste in der Fremde nachzugehen und im Winter zu feiern oder nur leichte Arbeit zu übernehmen. Das hat auf das Gesindeverhältnis überhaupt einen tiefgreifenden Einfluß. Denn wenn es auf der einen Seite auch nicht zu beklagen ist, daß die Herschaften, um überhaupt noch Gesinde für ihre Dienste zu gewinnen, genötigt sind, bedeutende Lohnerhöhungen zu gewähren, so ist es auf der andern Seite desto schmerzlicher zu beklagen, daß diejenigen, welche sich noch zu einem Dienste bequemen, anmaßend und trotzig werden, weil sie wissen, daß es ihnen, auch wenn sie von der Herschaft entlassen werden, an lohnender Arbeit nicht fehlt; ja es komt vor, daß besonders Knechte, wenn sie den Winter hinter sich haben, es förmlich darauf anlegen, im Frühjahre von ihrem Dienste loszukommen, um in die Fremde zu wandern. Für den Pastor ist es hier sehr schwer, mit kräftiger Wirksamkeit einzutreten; denn es ist der Kampf des Proletariats mit dem Besitze im Kleinen. Die Herschaften glauben mit ihren strengen Anforderungen im Recht zu sein; aber auch das Gesinde ist weit davon entfernt, sich aus seiner Untreue einen Vorwurf zu machen. Der Pastor darf daher nicht unterlassen, das christliche Verhältnis zwischen Herschaften und Dienstboten in seinen Predigten zu behandeln; da jedoch daraus jeder Teil gern das herausnimt, was zu seinen Gunsten spricht, und in der Tat die betreffenden Gebote nur von einer lebendig wiedergebornen Sele befolgt werden können, so muß auch hierin wie in allen Stücken die Predigt von der Buße und vom Glauben das Beste tun, damit die Herschaft lerne, daß sie einen Herrn im Himmel hat, und das Gesinde inne werde, daß es frei in Christo ist, und beide Teile zu der Erkentnis geführt werden, daß sie beide durch göttliche Ordnung in ihren Stand gesezt und beide vor Christo einander gleich sind.

Ein mehr lokaler Uebelstand ist der, daß es einzelne Güter gibt, die so isolirt liegen, daß sowol das stehende Gesinde als auch die zeitweise Arbeiterbevölkerung derselben dem regelmäßigen Kirchenbesuche entzogen wird, was denn vorzüglich die Aufmerk-

samkeit der höchsten Kirchenbehörde auf sich gezogen hat. Viel Worte darüber zu machen, ist nicht nötig; denn die Gottesdienste sind einfach einzurichten, wo sie fehlen; dagegen wäre es wol der Mühe wert, zu constatiren, ob durch den stattfindenden Mangel die Ausgewanderten dem Gottesdienste so entfremdet werden, daß sie nach der Heimkehr die Kirche seltener besuchen als vor der Auswanderung. Dazu würde jedoch die allerspeciellste Controle über den Kirchenbesuch gehören, wie sie sich bei etwas größeren Gemeinden nicht üben läßt; nach den angestellten Beobachtungen muß jedoch versichert werden, daß die Frage in hiesiger Gegend zu verneinen ist.

Ob endlich durch die Auswanderung das Familienleben Schaden leidet und die Sünden der Unzucht, Völlerei u. s. w. gemehrt werden, das sind Fragen, die mit großer Vorsicht beantwortet werden müssen. Denn bei der strengen und sorgfältigen Aufsicht, welche auf den Gütern geübt wird, wo sich eine fremde Arbeiterbevölkerung in starker Anzahl einfindet und bei dem Respecte, mit welchem die heimgekehrten Arbeiter selbst von der erlebten Zucht und Ordnung reden, spricht die Vermutung durchaus dagegen, und da ferner bekant genug ist, daß die genanten und ähnliche Sünden ebenso daheim wie in der Fremde begangen werden, so sprechen wir unsere Ueberzeugung dahin aus, daß zeitweilig die Auswanderung der arbeitenden Bevölkerung mehr Segen als Nachteil bringt.

Noch einmal die französischen Bonnen.

Der geehrte Verfasser des Aufsatzes: „Die französischen Bonnen" im Dezemberheft der Ev. K. Z. vom vorigen Jahre ist nicht gut zu sprechen auf das, was er „französische Bonnenwirtschaft nennt. Er wünscht: „es möchten doch alle conservativ sein wollenden Familien derselben entgegentreten und ihr, wo sie darin verstrickt sind, entsagen." Das ist ein alter Text. Unter andern hat ihn auch Rudolph von Raumer ebenso drastisch wie erfolglos den deutschen Eltern gelesen. Wir erlauben uns einen Unterschied zu machen zwischen „Bonnen" und „Wirtschaft," und treten darum dem Wunsch des Herrn Verfassers unbedenklich und von ganzem Herzen bei, insofern es sich um leztere handelt. Die „französische Wirtschaft" soll abgestellt werden, wo sie sich irgend findet. Aber die französischen Bonnen selber, die möchten wir, auch ohne uns einer besondern Vorliebe für dieselben schuldig zu fühlen, doch nicht ohne Weiteres preisgeben. Der Herr Verfasser mag seine speziellen Gründe zu einem Feldzuge gegen die Bonnen haben. Das ist ja möglich, und es wäre gewiß recht dankenswert gewesen, wenn er uns dieselben wenigstens hätte andeuten wollen. Was er allein geltend macht, das scheint uns weniger uns einer unbefangenen Würdigung der Dinge, wie sie wirklich liegen, als vielmehr aus einer sehr ausgebildeten Antipathie gegen „das elende Zwittergeschöpf des näselnden Französisch" hervorgegangen zu sein. Obwol nun die französische Sprache, wie jede andere, auch von Gott ist, so hat doch solche Antipathie bei uns Deutschen wenigstens ihre historische Berechtigung. Das geben wir dem Herrn Verfasser gern zu. Aber daß sie besonders geneigt mache, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das muß geleugnet werden. Der Beweis davon liegt gleich vor in der entente cordiale, die der Herr Verfasser für seinen besondern Zweck mit dem Altmeister Ernst Moritz Arndt eingegangen ist. Arndt in Ehren! Aber eine brauchbare Autorität in Sachen der französischen Bonnen ist er nicht. Er hat mit seiner Borghesischen Fechterstellung gegenüber allem Ausländischen seine Zeit gehabt. Die ist vorüber, ebenso wie das Siècle de Louis XIV., das der Herr Verfasser als warnendes Schreckbild hinter den Bonnen aufrollt. Was soll es doch damit? Fürchtet der Herr Verfasser im Ernst, daß nach allem, was in deutscher Literatur und Geschichte, der kirchlichen und profanen, seit dem Zeitalter der Franzosennachäfferei geschehen ist, wir noch jezt in Gefahr wären, durch französische Bonnen hinterlistiger Weise zu Franzosen abgerichtet zu werden? Wir fürchten es nicht, und wenn in den Zeitungen noch einmal so viel französische Bonnen gesucht werden. Das Jahr 1866 hat doch noch ein so markiges und reinliches Deutsch geredet, daß wol zu vermuten steht, es werde sich dasselbe mit Gottes Hilfe der französischen Bonnisirungsversuche noch eine geraume Zeit zu erwehren wissen.

Und wer „plappert" denn eigentlich französisch? Kleine Kinder von 5—10 Jahren, hauptsächlich Mädchen aus den höheren Ständen. Das ist richtig. Nur gehts noch viel weiter. Schreiber dieses ist an einer deutschen höhern Erziehungsanstalt für Mädchen thätig, in welcher, nebenbei bemerkt, nur Töchter adliger Familien Aufnahme finden können, und wo das Französische geradezu die Umgangssprache bildet.*) Was soll man dazu sagen? Die Sache liegt ziemlich einfach. Die meist schon leidlich erwachsenen Schülerinnen sollen mit Hilfe des grammatischen Unterrichts und des obligatorischen Französischredens außerhalb der Unterrichtsstunden dahin gebracht werden, daß sie nicht blos ein gutes französisches Buch ohne Schwierigkeit lesen, sondern auch fließend und correkt Französisch schreiben und sprechen lernen. Wenn man nun bedenkt, daß man bei den meisten dieser Schülerinnen das französische Parliren schon in sehr zartem Alter bei der Bonne begonnen hat und etwa im 15., 16. Jahre seine Blüthe erreicht, so sollte man doch erwarten, sie müßten nachgerade mit französischem Wesen völlig getränkt und deutschem Leben und deutscher Art völlig entfremdet sein. Es würde sich das vielleicht ereignen, wenn die Voraussetzungen zuträfen, von denen der Herr Verfasser bei seinen Befürchtungen ausgeht, wenn insonderheit das Französische „das erste geistige Leben gewesen wäre, womit ihre Kindheit gespeist wurde." Aber wo trifft denn das dermalen noch zu? Welche wirklich deutsche Familie sieht denn in dem Französisch, das die Kinder lernen müssen, etwas anderes als ein Bildungs*mittel* neben vielen andern? Und

*) Das ist doch wol gewiß ein Ueberbleibsel aus einer längst entschwundenen Zeit. Anm. der Red.

sind denn die Hand voll französischer Vocabeln und Phrasen, die einem Kinde mechanisch beigebracht werden, wirklich eine solche Macht, daß sie alles, was in und an demselben deutsch ist, alsbald unfehlbar ersticken? Oder lebt das Kind mit seiner Bonne auf einer wüsten Insel, in einer Zelle, in die kein Laut der Muttersprache mehr hineinfällt? Sind die Rechte und Pflichten der Eltern gegen das Kind während der Bonnenzeit suspendirt? Gibt denn die Bonne dem Kinde auch den Religionsunterricht? Darf das Kind nicht mehr deutsch beten? Nach den Ausführungen des Herrn Verfassers wird man beinahe versucht, solche und ähnliche Dinge für selbstverständlich zu halten, während sie doch, wenn von ihnen überhaupt die Rede sein kann, höchstens eine traurige Anomalie bilden, bis zu welcher sich rechtschaffne christliche Eltern schwerlich verirren dürften. Aber selbst den ungünstigen Fall angenommen, von dem der Herr Verfasser überall nur auszugehen scheint, daß nämlich Eltern ihr Kind dem Einflusse der Bonne gänzlich überlieferten und daß diese es raffinirter Weise auf völlige Französirung desselben abgesehen hätte — das Urteil Friedrichs d. Gr. über das Nibelungenlied würde ein also verrathnes Kind doch schwerlich unterschreiben, wenn es erst aus den Umarmungen der Bonne erlöst und zu Verstand gekommen ist. Der moralische Einfluß, den ein Kindermädchen auf das ihr überlassene Kind ausübt, ist groß und nachhaltig, von dem geistigen haben wir eine sehr bescheidne Vorstellung. Und was ist eine noch so französisch zugespitzte und dressirte Bonne anders als ein französisches Kindermädchen? Ihr Opfer wächst ihr in der Regel sehr bald über den Kopf, und wenn erst wirklich deutsches Wesen und Leben an das Kind herantritt, so wird sich bald zeigen, daß es eben trotz des Interregnums der Bonne, trotz aller Fremdherrschaft, doch ein deutsches Kind geblieben ist und eine deutsche Jungfrau und Mutter werden kann. Die Muttersprache, die ja der Potenz nach in jedem Kinde schlummert und nur Gelegenheit braucht, sich entwickeln zu können, wird bald mit aller Macht wieder durchbrechen. Von all dem angelernten französischen Wesen — dem wir übrigens den vom Herrn Verfasser gerügten Firlefanz von Knixen, Verneigen, Handküssen ꝛc. nicht ausschließlich überlassen, den wir vielmehr auf ein richtiges Maß zurückgeführt auch für uns in Anspruch nehmen — wird schließlich nicht viel mehr übrig bleiben, als eine gewisse Behendigkeit der Sprachorgane und Urbanität im Ausdruck und Benehmen. Wir erfreuen uns der Bekantschaft mit distinguirten Damen, zu deren Erinnerungen aus frühester Kindheit auch das gehört, daß sie im elterlichen Hause ein Kauderwelsch von deutsch-französisch und französisch-deutsch radebrechten, wie: nous trinkons, nous eßons, haben aber nie zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sie in Bezug auf ächt deutschen Frauencharacter zurückständen hinter andere Frauen, über deren Lippen nie ein französisches Wort gekommen ist. Wir können uns zum Ueberfluß auch noch auf den Aufschwung berufen, welchen das deutsch-christliche Leben in der neuern Zeit gerade in den Kreisen der Gesellschaft genommen hat, für deren Deutschtum der Herr Verfasser von den Bonnen so verheerende Wirkungen befürchten läßt. Ja endlich, wir können versichern, daß die Schülerinnen der vorhin genanten Anstalt trotzdem daß französische Gouvernanten und französische Conversation bei ihnen zum täglichen Brot gehören, doch an Lebhaftigkeit des Interesses und der Empfänglichkeit für deutsche Sprache, Literatur und Geschichte nichts zu wünschen übrig lassen. Das Französische ist eben nicht Zweck, sondern nur Mittel.

Wozu? Das ist die Frage. Der Herr Verfasser behauptet, es sei auf nichts anderes abgesehen, als auf ein „ganz mechanisches Conversiren, um etwa bei Tisch loses Geschwätz vor Kindern und Gesinde zu verhüllen, in Assembleen mit französischen Brocken zu brilliren, und mit etwa durchziehenden Gästen dieser Nation, oder auf Reisen und in Bädern sogleich zu nicht geringen Erstaunen derselben in ihrer Sprache parliren zu können.“ Ein wenig despectirlich — aber hält der Herr Verfasser unverhülltes loses deutsches Geschwätz den Kindern und Gesinde für zuträglicher, als verhülltes loses französisches Geschwätz, wenn denn doch einmal lose geschwazt sein muß? Und mit Brocken brilliren? In Assembleen? Was müssen das für Assembleen sein! Und die durchziehenden überrheinischen Gäste? Aber, wenn man mit diesen Leuten überhaupt reden will oder gar muß — und das kann sich doch auch bei einer Dame ereignen — in welcher Sprache in aller Welt soll man denn mit ihnen reden? Diese Gäste lernen ja nun einmal selten Deutsch, und wenn wir uns gegenseitig nicht ewiglich anschweigen wollen, so müssen wir eben französisch lernen. Es geht wirklich nicht anders, auch für die Frauen. Im Mittelalter half man sich mit dem Lateinischen. Das war die internationale, die Universalsprache. Und dem Herrn Verfasser wird ja wol nicht unbekant sein, daß es da auch der lateinischen Sprache beflissene Damen gegeben hat. Heutzutage ist es noch immer die französische Sprache. Will man nun die Frauen der höhern Stände von dem in denselben nicht zu vermeidenden Verkehr mit Franzosen, überhaupt mit Nichtdeutschen, nicht völlig ausschließen, so muß man ihnen gestatten, französisch sprechen zu lernen. Das ist der nächste, praktische Zweck, den man bei den Bonnen im Auge hat.

Dem gegenüber läßt nun der Herr Verfasser das Französisch allenfalls noch gelten, wenn es sich handelt um „ein gründliches Eingehen in die fremde Sprache, und kennen lernen der bessern Werke ihrer Literatur“ und will, daß man damit nicht „bei den Kindern in dem unmündigen Alter unter 14 Jahren, sondern bei schon Erwachsenen anfange.“ Ganz recht. Aber einmal, wird denn dieser Zweck durch die Bonnen vereitelt oder auch nur ausgeschlossen? Und dann, ist das nicht auch ein erlaubter Zweck, mit einem Franzosen in seiner Sprache, überhaupt mit einem Fremdlig auf dem neutralen Gebiet des Französischen sich verständigen lernen wollen? Reden lernt man aber nur durch Reden, wie Schwimmen nur im Wasser. Ist's nicht auf's Reden abgesehen, so sind die Bonnen vollständig überflüssig. Ein Kandidat mit einer leidlichen Grammatik genügt dann schon. Das Französische wird ihm dann beim Unterricht seiner Schülerinnen im Deutschen gute Dienste leisten, im Uebrigen aber gar bald sich unschädlich im Sande verlaufen. So lange aber die französische Sprache in den höhern Ständen nun einmal nicht füglich entbehrt werden kann, wird man darauf Bedacht nehmen müssen, die Kinder schon frühzeitig und zwar durch Sprechen, als die einzig ersprießliche Weise, damit vertraut zu machen. Daher die vielen Nachfragen nach französischen Bonnen.

Daß gewisse Uebelstände mit dem ganzen hergebrachten Bonnenwesen verbunden sind, wollen wir übrigens durch das Vorstehende nicht in Abrede gestellt haben, nur daß nach unserm Dafürhalten dieselben nicht da liegen, wo sie der Herr Verfasser von seinem theoretischen Standpunkte aus zunächst findet. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 27. Februar. № 17.

Zur Bezeichnung und Erwägung der Lage der Lutherischen Kirche im erweiterten Lande Preußen.

II.

Die mit dem vergrößerten Umfange Preußens zunächst äußerlich eingetretene Zusammenfügung bisher getrenter Kirchenabteilungen trägt zugleich, wie bereits gezeigt, die Forderung in sich, zu einer mehr innerlichen Verbindung, soweit dies zulässig, umgebildet zu werden. Unbestreitbar jedenfalls ist der lutherischen Bekennerschaft zu beiden Seiten der gefallenen Landesgrenze der Anspruch erwachsen, daß die Scheidung hinweggethan werde, welche die Verschiedenheit der Beziehungen zur Union zwischen denselben errichtet hat. Wie ist diese Beseitigung zu bewerkstelligen? Denkbar erscheint, daß die Union *oder* das von ihr unverkümmerte Bekentnis zur Alleinherschaft gelangen müsse, *auch* läßt sich als möglich setzen, daß ein mittleres Verhältnis, wiederum mehrfach vorstellbar, zu gestalten sei. Diese Spaltung der Frage macht recht augenfällig, welchen Schwirigkeiten die Lösung unterliege. Sie sind in der That so bedeutend, daß sie selbst von Erörterung nur der Möglichkeit zurückschrecken könten, wenn nicht noch größer die Gefahr wäre, welche sowol der lutherischen, als der protestantischen Kirche überhaupt droht, so es gelänge, die Union im bisher regimentlich geltend gemachten Sinne vorerst über das ganze Preußen in seiner erweiterten Begrenzung auszudehnen.

Dem entschiedenen Bekentnisse überhaupt steht in der Union nicht allein das unklar vermittelnde Wolmeinen gegenüber, von welchem sie getragen und gepflegt wird. Sie ist vielmehr, zwar wider Wissen und Willen, aber dennoch nicht zufällig, sondern vermöge wesentlicher Ursprungsfehler, in einen Zusammenhang mit kirchenfeindlichen, widerchristlichen Mächten gerathen, dessen Fäden sie nicht zerreißen kann, wenn nicht eine gründliche Reform vorwaltender Auffassungen, eine Rückkehr zu den Wegen der Einigung sich vollzieht, wie sie dem soliden Verfahren des früheren Protestantismus als grundsäzlich geboten angehörten. Die Abschüssigkeit des Unionismus führt vornehmlich nach zwei Seiten in bodenlosen Abgrund.

Was der „gläubigen Theologie", als geistlicher Unterlage der Union, der Consensus bedeutet, ist nicht etwa der Schaz von Glaubenswahrheiten, welchen Luther gemeinsam mit den Schweizern zu Marburg bekante, oder die Summe von Sätzen, in welcher später das Leipziger Gespräch ein weiter erreichtes Einverständnis bezeugt hat, auch nicht der dogmatische Inhalt, welchen der in Gott ruhende König Friedrich Wilhelm III., laut seines bekanten Anteils am Agendenwerke, so wie nach anderen Kundgebungen, als unveräußerliches Gemeingut der gesamten Landeskirche betrachtet hat und gewahrt wissen wollte. Seit den Tagen der General-Synode von 1846 liegt es im weitesten Umfange der Kentnisnahme von kirchlichen Dingen enthüllt vor, daß mit dem modernen Consensus es ganz anders bewandt ist. Abgesehen von den Schwirigkeiten einer exakten und zugleich konkreten Darlegung des objektiv zu ermittelnden Glaubens, welcher identisch den lutherischen und reformirten Symbolen zumal angehört, steht nämlich fest, daß der unionistischen Symbolik dieser Gehalt blos den Wert eines Rohstoffes hat, welcher erst zerschlagen, geschmolzen und durch wiederholte Umgießung vielleicht zur Darstellung des von der Union anzuerkennenden reinen Goldes führen könte. Daß ein solcher Läuterungsprozeß nur Ergebnisse zu liefern vermag, die in verfließender und vielartiger Gestalt selbst an einen Standpunkt hinanreichen, welcher der Unchristlichkeit zusagt, bedarf keines näheres Nachweises. Ein Arianer, welcher zur vollen Consequenz der Leugnung von Christi Gottheit nicht den Mut besaß, würde sicher nicht den reinen Ausdruck der Orthodoxie als Bekentnis wählen, wenn er mit dem kirchlichen Glauben blos ähnelnden Formel sich gegen die Ausschließung von der Kirche schützen konte. Gleichermaßen ist es fast naturnotwendig, daß der große Haufen der jeder kirchlichen Bestimtheit entfremdeten Christen, welche aus Rücksichten verschiedener Art Bedenken tragen, erklärte Bekentnislosigkeit zu wählen, sich unter das Zeichen der Union stellen wird, da diese, wie bei ihren Dogmatikern die Sache einmal steht, eine geräumige Stufenleiter verschiedener Standpunkte zu beliebiger Aneignung darbietet, ohne evangelische Kirchlichkeit im unionistischen Verstande auszuschließen. Für diese besteht der Kanon, daß die Union durch die Vergleichgiltigung der konfessionellen Differenzen eine ebenmäßige Schätzung derjenigen Punkte begründe, welche jene Unterschiede nicht an fundamentaler Bedeutung überragen. Diese Richtschnur aber, welche die Leugnung möglicher Reinheit *jeder* Kirchenlehre bedingt, die innerhalb eines bestimten Bekentnisses sich bewegt, kann von grundsäzlicher Auflösung der ohne gemeinsamen Glauben undenkbaren Kircheneinheit nicht mehr unterschieden werden: sie schließt die Nötigung ein, die kirchliche

Einheit in Dingen zu suchen, welchen Gottes Wort diese Bedeutung nicht zuspricht. Hiemit ist der Punkt berührt, an welchem der andere Hauptschaden im Unionswesen sich offenbart: die von dem Streben, die Union zu befestigen und zur Alleinherschaft zu erheben, beeinflußte Neigung zu gefährlichen Unternehmungen im Gebiete der Verfassung. Unerachtet geläufiger Versicherungen von dem unantastbaren Rechtsbestande der Union, sogar in Ausdehnung auf die ganze Landeskirche, hat sich die unionistische Ansichtsweise dem Zugeständnisse nicht entziehen können, daß der rechtlichen Feststellung wenigstens die Vollendung noch fehle. Die Ergänzung wird, im Einklange mit den unionistisch ausgeprägten Voraussetzungen des Collegialismus, in der die confessionellen Besonderheiten beseitigenden Beschlußnahme einer synodalischen Gesamtvertretung der Landeskirche gesucht. Der Faden dieses mehr oder minder auch unbesinnlich wirkenden Beweggrundes ist in dem ganzen Verfolge der die Fortbildung der Verfassung betreffenden Erörterungen unschwer zu erkennen. Solchem Standpunkte begegnet nun die in schlüpfrigen Stellungen auf geneigter Ebene schwer überwindliche Lockung, welche, nach menschlicher Voraussicht ziemlich gewiß, der Union durch die übergroße Zahl ihrer Anhänger von allen Farbenstufen bekenntniswidriger Richtung den endlichen Sieg verheißt. Die Herbeiführung dieses Erfolges wird auch durch die auf den Abschluß der Kirchenverfassung mittels einer allgemeinen Synode gerichteten Vorbereitungen insofern wahrscheinlich, als nach denselben nicht erwartet werden kann, daß in dieser Versamlung die lutherische Kirche durch ein nach ihren Grundsätzen gebildetes und durch lauteres Bekentnis zuverlässig beglaubigtes Organ selbständig zum Worte gelangen werde. Vielmehr ist zu besorgen, daß die die Verhandlungen regelnden Bestimmungen keinerlei Schuz gegen die numerische Uebermacht einer Verbündung gewähren werden, die, aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesezt, nichtsdestoweniger an dem gemeinsamen Widerwillen gegen lutherisches Wesen einen festen Mittelpunkt so lange besitzen wird, als es darauf ankomt, die lutherische Minderheit des kleinen Häufleins ohnmächtig zu machen.

Aus diesen Andeutungen erhellt genügend die genaue Beziehung, in welcher das hinsichtlich der Union zu gestaltende Verhältnis des neupreußischen Gebietes zum altlandeskirchlichen Bestande mit der Frage sich befindet, was für die Zukunft der lutherischen, dann auch der protestantischen Kirche überhaupt, sofern diese mehr sein soll als ein Babel der Verwirrung und Auflösung, zu hoffen oder zu fürchten sei.

Der Ausweg, die lutherische Kirche des Landeszuwachses ganz in ihrem bisherigen Zustande der Absonderung zu erhalten und ebenso die davon geschiedene Landeskirche ihrer eigenen Entwickelung lediglich zu überlassen, könte auf den ersten Blick sich empfehlen, weil ein sicherer Vorteil beschränkten Umfangs einem größeren Gute, dessen Erreichung höchst unsicher ist, vorzuziehen sei. Allein, von allem andern abgesehen, es handelt sich nicht um ein Mehr oder Minder von Rathsamkeit: jener Ausweg ist, bei bereits vorhandenem Beginn einer nicht auf Aeußeres beschränkten Verbindung, welche unaufhaltsam weiter sich bethätigen wird, bereits nicht mehr wählbar. Der nach Lauenburg beruhigend und dankenswert ergangene Ministerialerlaß vom 30. Juni 1866 gestattet nach der Fassung, seinen Inhalt auch auf die später erworbenen Landesteile, bei Aehnlichkeit der Voraussetzungen, für anwendbar zu halten. Allein auch ohne ängstlich beschränkende Deutung scheint er überwiegend aus den dem politischen Standpunkte angehörenden Erwägungen geflossen zu sein, die mit der Zeit anderen Rücksichten Raum geben können. Jedenfalls verleiht der ministerielle Bescheid nicht das Recht, mehr in ihm zugesagt zu erblicken, als er ausdrückt. In dem Blatte, welches von kundigen Autoritäten als zuverlässiges Zeugnis von den Auffassungen der Regierung bezeichnet wird, ist mit Beziehung auf Hannover die Besorgnis, der „bisherige Bekentnisstand und die Einrichtungen der evangelischen Kirche daselbst" könten seitens der Preußischen Kirchenbehörden willkürliche Aenderungen erfahren, als unbegründet dargestellt: solche Ansichten lägen der Regierung des Königs durchaus fern, vielmehr sei es der ernste Wille derselben, die Bevölkerung der neuen Landesteile in ihrem Gewissen und Bekentnis in jeder Beziehung zu schützen. Diese Kundgebung, welche einer ausdrücklichen Erwähnung der lutherischen Kirche entbehrt, läßt die Frage zu, ob der lezteren insonderheit und als solcher der unbeeinträchtigte Fortbestand zugesprochen sei. Dies Bedenken gewint an Gewicht, wenn erwogen wird, daß nach mehrfachen Erklärungen des Kirchenregiments die die Union angehenden Maßnahmen, wie sie die alten Landesteile berührten, überhaupt das lutherische Bekentnis und das Gewissen der Kirchenglieder unverlezt lassen. Hiernach schließt der Ausdruck jener Versicherung nicht die Meinung aus, daß zur geeigneten Zeit auch in den neuen Kirchengebieten mit Maßnahmen wesentlich gleicher Art und Richtung vorgeschritten werden könne, ohne dem Einwande kirchlicher Willkür anheimzufallen. Auch in der Königlichen K. O. vom 8. December fehlt es nicht an jedem Anhalte für solche Meinung, obgleich in derselben der Lutherischen Kirche ausdrücklich gedacht wird. Alsdann aber würde die Gefahr einer der lutherischen und folgeweise der protestantischen Kirche überhaupt seitens des Unionismus bevorstehenden Zersetzung höchstens für die nächste Zukunft als abgewendet gelten können. Hiedurch erhält Bestätigung, was vorab sich angekündigt hatte. Die Lösung der Widersprüche, in welche die Union geführt hat, die Hemmung der Ausbreitung der ihr anhängigen Uebelstände kann nur erfolgen, wenn das Kirchenregiment prüfend auf den Ursprung zurückgeht. Die Grundfrage ist, ob die Union Maß und Schranke vom Bekentnisse zu empfangen hat, oder das umgekehrte Verhältnis das richtige ist. Der prinzipielle Zusammenhang, der thatsächliche Hergang, und das, was aus den regimentlichen Erklärungen, in begründeter Folge, hervorgeht, führen zur ersteren Annahme. Nächst dem Worte Gottes bildet das aus demselben abgeleitete Bekentnis die oberste Norm für alle Ordnungen und Einrichtungen in der Kirche: die Union ist als ein Abgeleitetes zweiter Stufe aufzufassen. Sie

ist daher nicht anders denkbar, als daß zuvörderst aus dem Symbole dargethan werde, ob und wie weit Union stattfinde, denn sie ist wesentlich eine Regelung der Beziehungen von Kirche zu Kirche. Wenn und soweit das Bekentnis die Einigung nicht zuließe, würde dieselbe, falls nicht die Autorität der Confession in ihr Gegenteil verwandelt werden soll, nur in Folge einer vorgängigen Correctur des Bekentnisses, widerspruchslos zu vollziehen sein. So ist auch faktisch die Sache genommen worden. Es sollten und wollten Lutheraner und Reformirte, welche meinten, solche zu sein und zu bleiben, näher zu einander treten. Indessen ist die Bedeutung des Aktes nicht zu klarer Darstellung gelangt, indem die hervorgehobene Vorfrage, dem damals vorherschenden Stande der Ansichten und Stimmungen gemäß, welchem ein entschieden lutherisches Bewußtsein fern lag, kaum oder doch nur oberflächlich erwogen, einer mehr stillschweigend als ausdrücklich, für selbstverständlich erklärten Bejahung anheimfiel. Wäre der bereits 1823 kirchenregimentlich ausgesprochene Saz von der fortdauernden Geltung der Bekentnisschriften, welcher 1834 maßgebende Beurkundung von der höchsten Spitze der Kirchenregierung erhielt, gleich Anfangs eben so deutlich hingestellt worden, so würde, man kann sichs nicht anders vorstellen, die Entwickelung eine von dem gegenwärtigen Stande sehr abweichende Gestalt gewonnen haben. Weil die Klarstellung nur absazweise erfolgte, so haben Rückstände der Anschauungen aus früherer Periode weitere Verwirrung hervorgebracht, indem sie als harmonische Elemente eines einheitlichen Systems, welches in der That nicht vorhanden war, angesehen sein wollten. Ungetrübter Einklang der altpreußischen Landeskirche lutherischen Teils in sich und mit der gleichnamigen Kirche der neuen Provinzen läßt einzig und allein dann sich erreichen, wenn dem Bekentnisse sowol im Grundsatze als in der Anwendung vollständig wiederum die Anerkennung gewährt wird, welche in Folge der Union verkümmert ist.

Läuft dies nicht, so wird gefragt werden, auf gänzliche Beseitigung der Union hinaus? Freilich, aber doch nur: je nachdem. Es komt darauf an, was unter Union zu verstehen sei. Von jedem der mit einander ringenden Standpunkte, namentlich auch von lutherischer Seite, kann und muß zugestanden werden, daß die von der Union vorgefundene Sonderung der beiden protestantischen Confessionen nicht in der ganzen Ausdehnung der zuständlichen Trennung notwendiger Ausfluß der Bekentnisverschiedenheit war. An die von dem Bekentnisse unbedingt geforderte Scheidung hatte sich eine Anzahl andrer Fernhaltungen angeschlossen, welchen nicht gleiche Bedeutung zusteht. Diese unterliegen einer abweichenden Beurteilung, indem sie nach Verschiedenheit von Zeit und Umständen für geboten oder frei, rathsam oder vermeidbar zu erachten sind, es leidet auf dieselben der lutherische Grundsaz, die Mitteldinge betreffend, Anwendung. Dieser Gesichtspunkt ist für die gegenwärtige Lage von nicht geringer Wichtigkeit. Es folgt daraus, daß der Grad von thatsächlicher Zusammenschließung der beiden Confessionen, welcher in Altpreußen innerhalb grundsäzlicher Zulässigkeit besteht, nicht um prinzipieller Uebereinstimmung willen auf die Kirchenprovinzen des Zuwachses übertragen werden muß. Umgekehrt erhellt hieraus zugleich, daß in den lezteren Gebieten die Fortdauer gesonderter Einrichtungen in einem diesseits nicht mehr vorhandenen, vielleicht auch nicht mehr zurückführbaren Umfange, ohne Verletzung wesentlicher Ansprüche des lutherischen Bekentnisses, gedacht werden kann, daß Abweichungen solcher Art mit lutherischer Kircheneinheit verträglich sind. Damit ist, was das Besondere anlangt, weder der Fortdauer bestimter Ungleichförmigkeiten, noch ihrer Vertilgung das Wort geredet, sondern nur ein den desfallsigen Erwägungen offen bleibender Raum aufgezeigt. Die Entscheidung hängt davon ab, bis zu welchem Grade vom Bekentnisse die Sonderung schlechthin oder nur verhältnismäßig erheischt werde. Ueber diese Frage besteht weder auf konfessioneller, noch auf unionistischer Seite eine solche Einhelligkeit der Meinungen, welche die Verwerfung jeder Mitte zwischen den äußersten Consequenzen des Gegensatzes, als einer Halbheit, zur Folge haben müßte. Vorläufig ist daher weder zu schließen, daß eine auf ermäßigte Zusammenfassung zurückgeführte Union ohne Bedeutung und Wert sei, noch auch, daß dieser Name, welcher bei seiner Sinnverschiedenheit nur eine ungefähre Bezeichnung ist, hinreiche, um ein bekentnisgemäß statthaftes Verhältnis als unannehmbar erscheinen zu lassen. Schließlich würde theoretisch das Ergebnis von der richtigen Fassung des Grundsatzes in seiner die Scheidung und Gemeinsamkeit genau abgrenzenden Zuspitzung abhängig bleiben. In abstrakter Bezeichnung könte gesagt werden, daß mit lutherischem Bekentnisse nur eine Kirchenunion sich vereinigen läßt, welche beziehungsweise blos Conföderation ist. Die aus der Schwirigkeit, dies konkret zu verwenden, erwachsenden Misverständnisse haben nicht wenig zu den obwaltenden Misverhältnissen beigetragen. Was indessen lehrhaft einer ohne zurückbleibenden Bruch dargestellten Lösung der Aufgabe auch noch abgeht, ist nicht von dem Belange, um zu verhindern, daß mit Hilfe des leitenden Grundsatzes von dem christlichen und konfessionellen Bewußtsein für die hauptsächlichen Bedürfnisfälle des kirchlichen Lebens, welches vermöge seiner geistlichen Art nicht selten einer abstrakt scharfen Abmessung sich entzieht, das vom Gewissen als richtig anzuerkennende Verhalten praktisch sicher getroffen werde.

Nachrichten.

Berlin.

Einem Sendschreiben des Berliner Hauptvereins für die evang. Mission in China entnehmen wir Folgendes:

„Der Berliner Hauptverein für die evang. Mission in China, durch des verewigten Dr. Gützlaff persönliche Anregung bei seinem Besuche im Juni 1850 entstanden, hat im Verein und seit einigen Jahren in Einheit mit dem pommerschen Haupt-

verein die Arbeit der chinesischen Mission mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln betrieben. Nachdem mehrere seiner Missionare wegen Krankheit und anderer Umstände das Arbeitsfeld in China haben verlassen müssen, steht jezt noch der Missionar Hanspach, dem so eben der neue Arbeiter Hubrig (im hiesigen Missionshause gebildet) zur Seite getreten ist, in voller Arbeit auf dem Kampfplatze. Fast die Hälfte aller Heiden auf dem Erdboden bildet die Bevölkerung des chinesischen Reichs. Außer den Missionsgesellschaften zu Barmen und zu Basel, den einzigen deutscher Zunge, wirken noch eine Anzahl englischer und amerikanischer Gesellschaften an der Bekehrung dieses Volkes von 400 Millionen. Die heilige Schrift ist den Händen der Chinesen. Die Pforten des so lange verschlossenen Landes stehen offen. Die Missionare arbeiten nicht vergeblich und auch unser Hanspach hat in den lezten drei Jahren 170 Chinesen in den Tod Christi getauft und ebensoviele bereitet er für die Taufe vor. Unter seiner Aufsicht stehen 138 Schulen, in welchen die chinesische Jugend (im Jahre 1865 1782 Schüler) zum Verständnis des Evangeliums zubereitet wird.

Aber die Mittel des Vereins sind durch diese neue Aussendung dung erschöpft. Er hat sich deshalb an den Evang. Ober-Kirchenrath mit der Bitte um eine Kirchen-Collecte für diese große Sache gewandt, um mit Hilfe derselben einen neuen Aufschwung für die Verbreitung der Missionskunde und die Gewinnung fernerer Beiträge zu gewinnen. Der Erlaß der hohen Kirchenbehörde lautet wie folgt:

> „Auf die Vorstellung vom 15. November v. J. wegen Gewährung einer einmaligen Kirchen-Collecte in den sechs östlichen Provinzen für die Zwecke des Vereins erwiedern wir dem Haupt-Verein im Einverständnis mit dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten, daß wir zwar Anstand nehmen müssen, mit der erbetenen Anordnung einer Collecte vorzugehen, in Rücksicht auf die anerkennenswerten Bestrebungen des Vereins und die augenblickliche Lage desselben jedoch gestatten wollen, daß diejenigen Geistlichen der genanten Provinzen, welche sich dazu bewogen fühlen, im Laufe dieses Jahres einmal in ihren Gemeinden eine Kirchen-Collecte für den Verein abhalten."

Wir empfehlen diese Angelegenheit bestens der Teilnahme unserer Leser und hoffen, daß recht viele Pastoren von der ihnen erteilten Erlaubnis der Abhaltung einer Collecte Gebrauch machen werden. Die Beiträge sind an den Schazmeister des Vereins Herrn Kaufmann Jacobi (Fischerbrücke 25) einzusenden.

Hessen-Homburg.

So klein das vormalige Landgraftum Hessen-Homburg war, so reich war es doch an christlichen Confessionen. Die altheſſischen Ortschaften sind lutherisch und haben heute noch das Marburger Gesangbuch. Das landgräfliche Haus ist im 17. Jahrhundert zur reformirten Kirche übergetreten und hat französische Calvinisten sich ansiedeln lassen. Die Herschaft Meisenheim endlich ist teils unirt, teils katholisch. Die Landesregierung zu Homburg ist zugleich evangelisches Consistorium für die lutherischen, reformirten und unirten Gemeinden. Von den geistlichen Räthen ist der eine luth. Pfarrer, der andere ref. Hofprediger. In Folge des vorjährigen Krieges ist nun der Bezirk des Consistoriums in Homburg stillschweigend dadurch ausgedehnt worden, daß die weltlichen Beamten in dem von Hessen-Darmstadt abgetretenen Gebiete der Homburger Landesregierung unterstellt worden sind, womit als Appendix auch die Angelegenheiten der luth. Gemeinden jenes Gebietes der genanten Behörde ohne weiteres zufielen. So bedauerlich diese Abhängigkeit der Kirche vom Staate ist, so erfreulich ist es, daß jene Gemeinden dem Regimente des Darmstädtischen unionsfreundlichen Oberconsistoriums entzogen und dem redlich an das suum cuique sich haltenden Homburger Consistorium untergeben worden sind. Dies erhellt namentlich aus einem unterm 1. Februar d. J. erfolgten Erlaß der leztgenanten Behörde, welcher den Confessionsstand des von Darmstadt abgetretenen s. g. Hinterlandes betrifft. Die Majorität der Geistlichen in den vormals Großherzoglich Hessischen Landesteilen hatte nämlich im Anfang des November v. J. außer einer Reihe von auf ökonomische Verhältnisse gerichteten Bitten auch das Petitum bei der Landesregierung vorgebracht, es möge das s. g. Hinterland in kirchlicher Beziehung mit dem unirten Nassau vereinigt werden. Diese Bitte ist von der Behörde als völlig unstatthaft zurückgewiesen worden. Es heißt in dem Erlaß, daß die Gemeinden der Bittsteller de jure et de facto der lutherischen Kirche angehören, daß dagegen die Nassauische Landeskirche auf der Grundlage einer bekentnislosen Union errichtet sei. Der Bekentnisstand sei aber ein Recht der Gemeinden, das weder auf den Wunsch der Geistlichen, noch auch durch Anordnungen des Kirchenregiments willkürlich geändert werden könne, sondern auf die Achtung, Pflege und den Schuz von Seiten beider den begründetsten Anspruch habe. Auch sei es Sache des obersten Kirchenregiments, die größeren kirchlichen Verbände, sowie die kirchlichen Behörden zu bestimmen, welchen die einzelnen Landesteile zugewiesen und unterstellt werden sollen, in dessen Recht nicht einzugreifen, sondern dessen Anordnungen ruhig und vertrauensvoll abzuwarten die Petenten wolthun würden. Durch die Dekane sind gleichzeitig die Pfarrer angewiesen worden, besonnen und sorgfältig alles zu vermeiden, wodurch die Gemüter beunruhigt, der kirchliche Friede gestört und der Geist sektirerischer Absonderung geweckt werden und Nahrung erhalten könte.

Es liegt auf der Hand, daß die Landesregierung, auf dem Boden des Rechtes und der altkirchlichen Bekentnisse stehend, sich den Dank aller treuen Lutheraner verdient und mit ihrem Erlasse mancher oberen Kirchenbehörde in Deutschland ein nachahmungswertes Beispiel gerechten Kirchenregimentes gegeben hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 10. Die sittliche Bedeutung des Krieges 105
Beilage. Der Episkopat der deutschen Reformation 113
Nachrichten. Aus Nassau 115
— 11. Die sittliche Bedeutung des Krieges. (Schluß) 121
Die Cholera 128
— 12. Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen? I. 129
Beilage. 137
Der Episkopat der deutschen Reformation. (Schluß) 138
Die Cholera. (Schluß) 141
Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung 143
— 13. Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen? I. (Schluß) 145
Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten 149
— 14. „Auf der Höhe." I. 153
Beilage. 161
Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung. (Fortsetzung) 168
— 15. Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten. (Schluß) 169
Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung. (Fortsetzung) 173
— 16. „Auf der Höhe." II. 177
Beilage. 185
Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung. (Schluß) 185
Noch einmal die französischen Bonnen 189
— 17. Zur Bezeichnung und Erwägung der Lage der Lutherischen Kirche im erweiterten Lande Preußen. II. 193
Nachrichten. Berlin. 198
Hessen-Homburg 199

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 2. März. № 18.

Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen?

II.

Es liegt klar zu Tage, daß die heilige Schrift auf diesem Gebiete nicht etwa von den Einwürfen der Freigeister, den Zweifeln der Gläubigen überrascht wird, daß sie vielmehr von Anfang bis zu Ende selbst dasjenige hervorhebt, was den Gegenstand dieser Einwürfe und Zweifel bildet, daß sie sich seiner nicht schämt, sondern es als ganz in der Ordnung betrachtet, ja als ein notwendiges Merkmal wahrhaft göttlicher Offenbarung, daß sie das Eintreten des Göttlichen in die Region erzwingbarer Ueberzeugung entschieden ablehnt.

Schon in dem ersten Buche Mose's lesen wir: „Abram glaubte an den Herrn und er rechnete es ihm als Gerechtigkeit." Was Abram hier in seine innerste Ueberzeugung aufnahm und eben dadurch des göttlichen Wohlgefallens teilhaftig wurde, das war ganz dem Gebiete der Handgreiflichkeit und Sichtbarkeit entnommen, ja dem auf diesem Gebiete liegenden völlig entgegengesezt. Er war auf Grund des Wortes Gottes überzeugt, daß er eine Nachkommenschaft erhalten werde so zahlreich, wie die Sterne am Himmel, da er noch nicht einmal einen einzigen Sohn hatte, und alle menschliche Hofnung, einen solchen zu erhalten, geschwunden war. Der Name, den er auf Gottes Befehl seinem Sohne beilegen soll: Isaac, der Lächerliche, zeigt, daß ihm zugemutet wird, solches zu hoffen, was auf die natürlichen Ursachen gesehen abgeschmackt war. Alle Weltmenschen, die etwas von seiner Erwartung vernahmen, mußten ihn für einen Phantasten halten, und je weniger er das war, je klarer und schärfer sein Blick für die Wirklichkeit, desto schwerer mußte es ihm werden, das Wort Gottes Angesichts derselben festzuhalten. Daß solcher Glaube ein großes und hohes Werk ist, weit größer und höher als die Werke, auf welche der natürliche Mensch stolz ist, das hat Paulus in Röm. 4 entwickelt: „er hat geglaubt auf Hofnung, da nichts zu hoffen war. Und er ward nicht schwach im Glauben, sah auch nicht an seinen eignen Leib, welcher schon erstorben, weil er fast hundertjährig war, auch nicht den erstorbenen Leib der Sara. Er zweifelte nicht an der Verheißung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre und wußte aufs allergewisseste, daß, was Gott verheißt, das kann er auch thun. Darum ists ihm auch zur Gerechtigkeit gerechnet." „Das lehrt die Erfahrung, sagt Luther, daß Gottes Wort anhangen, daß ein Herz vor Sünde und Tod nicht erschrecke viel ein saurer und schwerer Ding ist denn aller Cartäuser und Mönche Orden." Ob der Glaube auf sein von Luther in diesen Worten hervorgehobenes höchstes Object, die Vergebung der Sünden, oder auf ein anderes Verheißungswort Gottes gegründet und gerichtet ist, das macht in Bezug auf sein Wesen keinen Unterschied. Das Gemeinsame ist die Abkehr von dem Sichtbaren, das Eindringen in Gott, das sich Anklammern an sein Wort, das Festhalten an demselben, troz aller Zweifel, die von dem Sichtbaren ausgehen. Solcher Glaube erscheint hier an der Schwelle der Offenbarung als die höchste Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die notwendige Bedingung dieser Lösung die Entziehung der Stützen im Sichtbaren; diese Stützen überall gewähren würde heißen den Menschen seiner Lebensaufgabe entfremden, ihn des Glaubens berauben, ohne den es unmöglich, Gott zu gefallen. Was die natürliche Vernunft verlangt, daß Gott überall in die Handgreiflichkeit eintrete, das würde hienach grausame Härte sein.

Freilich, der Glaube bedarf einer soliden Grundlage von Thatsachen, welche in das Gebiet der Sichtbarkeit hineintreten. Eine solche war auch Abraham gewährt worden, ehe von ihm verlangt wurde, im Worte und im Glauben zu leben. Gott war Abraham *erschienen* und erst in Folge dieses Herabsteigens Gottes wurde es ihm möglich, sich zu Gott zu erheben. Bei der Gründung der Mosaischen Oeconomie wurde in den Wundern und Zeichen in Aegypten dem Glauben der Jahrhunderte eine solche Grundlage der handgreiflichsten Thatsachen gewährt. Aber schon bei diesen Thatsachen selbst wurde mit merkwürdiger Absichtlichkeit dafür gesorgt, daß der hartnäckige Unglaube eine Handhabe erhielt, daß ihm der Raum nicht entzogen wurde, in dem er sein Nachtleben fortsetzen konte. Schon das ist auffallend, daß sich die Wunder und Zeichen so nahe an dasjenige anschließen, was in Aegypten jährlich wiederkehrt, so daß noch der Rationalismus versuchen konte, es einfach aus demselben zu erklären (Eichhorn, de Aegypti anno mirabili). Einen noch deutlicheren Fingerzeig aber gewährt die Thatsache, daß bei den ersten Zeichen den Aegyptischen Weisen ein freier Raum für ihre Blendwerke gewährt wurde. Der Herr verstockte in solcher Weise das Herz Pharaos. Sein Herz verhärtete sich und er hörte nicht auf sie. Er wandte sich und

kam zu seinem Hause und nahm auch das nicht zu Herzen. Er wird zwischen eine doppelte Reihe von Thatsachen gestellt und und sein Herz soll sich für die eine oder die andere entscheiden. Da es nicht aufrichtig zu Gott gewandt, sondern entschieden von ihm abgewandt ist, so wendet es sich zu der minder entscheidenden Reihe, die als eine Falle für ihn aufgestellt ist. So verfällt er dem verdienten Gerichte. Auch für Israel hören die handgreiflichen Erweisungen Gottes gar bald wieder auf. Bei dem Zuge durch die Wüste wird es aus dem Gebiete des Schauens wieder in das des Glaubens herübergeführt. Und gar Vieler Leiber müssen fallen in der Wüste, weil sie in dieser Probe nicht bestehen, weil sie stets neue Wunder und Zeichen suchen, weil sie es verschmähen, auf Grundlage der bereits gewährten sich im Glauben zu ihrem Gott emporzuringen und dadurch in die allein wesenhafte Gemeinschaft mit ihm zu gelangen, die einzige, die eines freien Wesens würdig ist, eines Wesens, das zum Bilde Gottes erschaffen ward, und das herabgewürdigt wird, wenn die Beziehung zu Gott blos eine ihm angethane, aufgezwungene ist, die einzige auch, die wahrhaft heiligende Kräfte für das Leben mit sich führt, auf die doch zulezt Alles ankomt.

Jesaias ruft in C. 45, 15, nachdem er dargelegt hat, wie der Herr sein Volk in die tiefsten Kümmernisse hineinführt, wie er aber doch die Sache endlich herlich hinausführt, wie das Würmlein Jakob endlich zur Weltherschaft erhoben wird, was in Christo geschah und noch täglich weiter fortgeht, aus: „Fürwahr du bist ein verborgener Gott“ (eig. ein solcher, der sich verbirgt), „Gott Israels, du Heiland.“ Er stellt es hier als ein wesentliches Merkmal des wahrhaftigen Gottes hin, daß er sich in seinen Führungen verbirgt, so daß er nur von den Suchenden gefunden werden kann, daß diese sich zu ihm hindurchringen müssen, durch alle Anstöße, welche von ihm abhalten, durch alle dichten Nebel, welche sein Angesicht verhüllen. Hand in Hand damit, daß Gott hier als der sich Verbergende bezeichnet wird, geht die Thatsache, daß die Frommen im A. T. so vielfach als die Gott Suchenden bezeichnet werden. Im Einklange damit werden die großen Heilserweisungen in der Geschichte des Volkes nur dann ihm zu Teil, wenn vorher der Glaube der Erwählten den noch verborgenen Gott ergriffen hat: sie stellen sich als die Belohnung dar, welche dem Glauben erteilt wird, wozu das sich Verbergen Gottes auffordert. Als unter Josaphat die Völker der Wüste Verderben und Untergang drohend gegen Israel heranzogen, sprechend: „wol her, laßt uns sie ausrotten, daß sie kein Volk seien und des Namens Israel nicht mehr gedacht werde“, Ps. 83, 5, heißt es in 2 Chron. 20: „Und sie machten sich des Morgens frühe auf und zogen auf zu der Wüste Tekoa. Und da sie auszogen, stand Josaphat und sprach: Höret mir zu Juda und ihr Einwohner zu Jerusalem: glaubt an den Herrn euren Gott, so werdet ihr sicher sein und glaubt euren Propheten, so werdet ihr Glück haben. Und er unterweisete das Volk und stellte die Sänger dem Herrn, daß sie lobten im heiligen Schmucke, und vor den Gerüsteten herzogen und sprachen: danket dem Herrn, denn seine Barmherzigkeit währet ewiglich.“ So energisch ist der Glaube, daß er mitten in der Gefahr loben und danken kann, als wäre das Heil bereits empfangen. Wo es so steht. da kann der verborgene Gott aus seiner Verborgenheit heraustreten, weil der Zweck, weshalb er sich verhüllt, erreicht worden ist. Als unter Hiskias die allmächtig auf Erden erscheinende Macht Assurs gegen das arme wehrlose Volk Gottes heranzieht, spricht Hiskias nach 2 Chron. 32, 7: „Seid getrost und frisch, fürchtet euch nicht und zaget nicht vor dem Könige von Assur, noch vor alle dem Haufen, der bei ihm ist, denn es ist ein Größerer mit uns weder mit ihm.“ Und nachdem die Verborgenheit Gottes diese edle Frucht gezeitigt hat, bricht sofort die Errettung ein, für die alle menschliche Bedingungen fehlen, das Assyrische Lager wird durch eine plözlich einbrechende Seuche in ein großes Leichenfeld verwandelt. Ein größerer Gewinn aber, als diese äußere Errettung, war der Glaube, der ihre Bedingung bildete, und in der äußern Errettung selbst war das der eigentliche Kern, daß sie diesem Glauben zur Bestätigung diente, der gar bald durch neue Kämpfe geübt werden sollte. Denn die Verborgenheit Gottes, das ist so lange wir in diesem Leben wandeln die Regel. Wenn das nicht so wäre, so würde das Kämpfen und Ringen bald nachlassen, welches die Bedingung unseres Heiles ist, wir würden zum stehenden faulen Sumpfe werden; je reichlicher sich Gott kundgäbe, desto sicherer würden wir ihn verlieren. Wie tief verbarg sich Gott gleich darauf wieder, da Hiskias von derselben Seuche ergriffen wurde, die Gott als Strafmittel gegen die Feinde angewandt hatte, und scheinbar hoffnungslos darniederlag, da Gotte ihm alle seine Gebeine zerbrach wie ein Löwe und er winseln mußte wie eine Schwalbe und girren wie eine Taube, da selbst der Prophet, der sonst die Stütze seines Glaubens war, zu ihm sprach: „so spricht der Herr: bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht lebendig bleiben.“ Da wurde er gleich darüber geprüft, ob er die sichtbare Erweisung Gottes in der rechten Weise ausgenuzt hatte.

Wir wenden uns vom A. T. zum N. T. Hier ziehen vor Allem die Erklärungen des Herrn selbst unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Wir lesen bei Matthäus in Cap. 11: „Zu jener Zeit antwortete Jesus und sprach: ich preise dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses verborgen hast vor den Weisen und Verständigen und es geoffenbaret hast den Unmündigen.“ Statt: ich preise dich, heißt es eigentlich: ich bekenne dir. Aller Lobpreis des Herrn ist kein gemachter, auf eigene Hand ersonnener, wie das bei dem Lobe so oft der Fall ist, das armen Menschen gespendet wird, er ist nur Anerkennung der wirklich vorhandenen, durch geschichtlich vorliegende Thatsachen bezeugten Vortrefflichkeit, Thatsachen, zu deren Wahrnehmung freilich das Glaubensauge gehört: das Thier sieht sie nicht und ebensowenig der zur Stufe des Thieres herabgesunkene Mensch mit seinen dunklen Fleischesaugen. Als „Herr des Himmels und der Erden“ komt Gott hier in Betracht, weil er als solcher Recht u

Befugnis hat seine Offenbarungen so einzurichten, wie es ihm beliebt, wie es seinem Wesen entspricht, ohne sich an die Ansprüche zu kehren, welche die natürliche Vernunft an ihn macht, „die Scherbe an ihren Töpfer." Die „Weisen" und „Verständigen" sind hier solche, wie sie damals das Privilegium der Weisheit und Wissenschaft zu besitzen wähnten, angefüllt mit den Vorurteilen der natürlichen Vernunft, stolz im Besitze ihres vermeintlichen Wissens, überall zum Richten bereit, abgeneigt und unfähig, in Demut in das ihnen von oben Dargebotene einzugehen. Die „Unmündigen" sind solche, die nichts haben, aber auch wissen, daß sie nichts haben, nicht wie die Weisen von leerer Einbildung aufgeblasen sind, und daher bereit mit unbefangenem Sinn das Göttliche aufzunehmen, wenn es sich ihnen darbietet, wenn es sich anders nur ihrem Gewissen bezeugt, wenn sie darin nur den Tod ihrer Lüste und Leidenschaften finden, was unter allen Kennzeichen das sicherste ist: „ich war ein wilder Rebe, du hast mich gut gemacht." Schon Paulus muß im Angesichte dieses Ausspruches in Ephes. 4, 14, 1. Cor. 14, 20 davor warnen, daß man nicht an die Stelle des unbefangenen Kindersinnes, welcher die nüchternste Prüfung wohl verträgt, ja mit derselben Hand in Hand geht, nur daß sie nach den rechten Principien angestellt werde, nicht nach den Vorurteilen des alten durch Lüste in Irtum verderbten Menschen, das kindische Wesen setze, welches prüfungslos Allem zufällt, was sich durch irgend einen Schein empfiehlt und bewirkt, daß aus den fideles crediuli, aus den Gläubigen Leichtgläubige werden. Das ist eine Warnung, deren Ueberhörung über die Brüdergemeinde die traurige sogenannte Sichtungszeit brachte, wie sie am besten von v. Schrautenbach geschildert wird, und die auch jezt noch wol beachtet sein will, z. B. da, wo die Baptisten oder die Irvingisten ihre Netze auswerfen. — Es liegt hier klar vor, daß die Offenbarung nicht so eingerichtet ist, daß sie Menschen allen Schlages imponiren könnte, daß sie der handgreiflichen Beweise entbehrt, welche geeignet sind Alle zur Anerkennung zu nötigen, daß ihre Beweise nur für eine sittliche Grundstimmung zugänglich sind, daß diejenigen weit irren, welche meinen, die christliche Wahrheit Allen ohne Ausnahme annehmlich zu machen, und daß wir uns eines unedlen Ausdruckes für eine vornehm thuende aber nichts weniger als edle Sache bedienen, anschmieren zu können, ebenso diejenigen, welche, wie R. Rothe aus der Wirkungslosigkeit der Predigt ohne Weiteres auf ihre schlechte Beschaffenheit schließen. Die Apologetik kann Angesichts dieses Ausspruches sich überall nur an die homines bonae voluntatis, die Menschen guten Willens richten. Der scheinbare Widerspruch, in dem unser Ausspruch gegen Ezech. 18, 28. 33, 11 steht, wo Gott spricht, er wolle nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, so wie gegen 2 Petri 3, 9, wonach Gott nicht will, daß jemand verloren gehe, sondern daß alle zur Buße gelangen, wird beseitigt durch die Bemerkung, daß die „Weisen" wenn die Offenbarung anders eingerichtet, wenn sie mit zwingenderen Beweisen versehen wäre, zwar allerdings zur Anerkennung genötigt werden, aber damit noch nicht zur aufrichtigen

Buße, der unerläßlichen Bedingung des Heiles gelangen würden. Ihr Unglaube würde erdrückt, aber nicht ausgerottet werden, ihr Herz würde fern von Gott bleiben. Den Unglauben aber blos zu erdrücken, das ist nicht blos ein unfruchtbares Geschäft, es streitet auch gegen das Wesen Gottes, welcher von dem nach seinem Bilde geschaffenen Menschen freien durch eine Willensthat bedingten, alle Hindernisse durchbrechenden Gehorsam verlangt. Die Bahn des Glaubens muß notwendig eine solche mit Hindernissen sein. Der Glaube im logischen Sinne ist ein Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen. Dasselbe gilt auch von dem religiösen Glauben, nur daß da die Gründe unzureichend nur für eine gewisse Klasse von Menschen sind, die durch ihre eigene Schuld nicht sind was sie sein sollten. Auch da muß neben dem Für ein Wider sein, bei dem die Entscheidung durch das Herz gegeben wird. Chrysostomus will, in Erwägung daß Jesus beim Anblicke des widerwilligen Jerusalems nicht sich freut, sondern weint, die Danksagung hier nicht auf das Verbergen für die Weisen, sondern nur auf das Offenbaren für die Unmündigen beziehen: ich danke dir, daß du, was den Weisen verborgen ist, den Unmündigen geoffenbaret hast. Aber er muß den Worten Gewalt anthun, und was auf der einen Seite Gegenstand des Schmerzes ist, das kann füglich nach der andern Seite hin, auf Gott und die Offenbarung seiner Herrlichkeit gesehen, Gegenstand der Freude sein. Auch wir dürfen und müssen uns freuen, nicht blos, daß Gott die Wahrheit den Unmündigen geoffenbaret, sondern auch daß er sie den Weisen verborgen hat, daß er sich an ihren Stolz so gar nicht kehrt, ihre Prätensionen so gar nicht achtet, daß er ihnen so absichtlich Steine in den Weg wirft, während die natürliche Vernunft meint, daß er sie sorgfältig beseitigen sollte, um doch solche große Leute zu gewinnen, daß er seine Wahrheit so tief verhüllt, so daß sie nur von den aufrichtig suchenden gefunden werden kann. Darin aber müssen wir Chrysostomus beistimmen, wenn er erinnert, wir dürfen keinen Anstoß nehmen an der niederen Erscheinung der Kirche, daran, daß die Weisen sich um das Evangelium nicht kümmern, die Kleinen es umfassen, sondern wir müssen die unverdiente Gnade Gottes preisen, daß er das Evangelium nicht wegnimt, welches die Weisen verwerfen, sondern es den Niedrigsten mitteilt und aus ihnen sich seine Kirche sammelt. — Im Blicke auf diesen Ausspruch findet es Paulus in 1 Cor. 1, 26 nicht anstößig, sondern erbaulich, daß in der christlichen Kirche seiner Zeit nicht viele Weise nach dem Fleische, nicht viele Mächtige, nicht viele Edle sind. Die göttliche Offenbarung hätte sie doch nur äußerlich gewinnen können, und um dies Ziel zu erreichen ihr Wesen zum Nachteil der Gott suchenden Gemüter alteriren müssen. Es gehört aber zu dem Gerichte der Hohen und Stolzen, daß sie auch äußerlich von der Wahrheit ausgeschlossen werden, für die ihr Herz nicht disponirt ist.

Von Bedeutung für unsere Frage ist ferner das Gleichnis vom reichen Manne und vom armen Lazarus, Luc. 16, zu dem Bengel bemerkt: „Niemand wird gezwungen; durch treues Hören werden wir selig, nicht durch Erscheinungen. Profane Menschen

verlangen, daß ihnen vor Allem in einem Augenblicke handgreiflich und ohne Glauben die Wahrheit der unsichtbaren Dinge gezeigt werde: die Prüfung, den Glauben und die Geduld fliehen sie." Jesus sagt nicht etwa, daß es überhaupt kein Eintreten des Göttlichen in die Sichtbarkeit gebe, läugnet nicht, daß dem werdenden Glauben unter Umständen eine solche Unterstützung gewährt werden könne, dem ermattenden eine Kräftigung. Er läugnet auch nicht, daß durch ein solches Eintreten auch auf den von dem Göttlichen abgewandten Menschen ein gewisser Eindruck gemacht werden könne. Wenn es heißt: „hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben (eig. überzeugt werden), ob jemand von den Todten aufstände", so ist ein solches Glauben oder Ueberzeugtwerden gemeint, welches zur gründlichen Buße führt. Nur daran kann nach dem Zusammenhange gedacht werden. Der reiche Mann in der Hölle hält die Erscheinung und die Predigt eines Verstorbenen für ein Mittel, seine Brüder zu einer gründlichen Bekehrung zu bringen. Und Abraham versichert hierauf, daß wenn die heilige Schrift sie nicht dazu bewege, es auch die Erscheinung eines Verstorbenen nicht thun werde. Danach kann nur eine solche Ueberzeugung gemeint sein, welche nicht blos auf die Erkentnis, sondern auch auf den Willen entscheidenden Einfluß ausübt. Wir haben hier die Lösung des Räthsels, daß die Offenbarung nicht mit handgreiflicheren Beweisen versehen ist und in der Führung des Einzelnen das Göttliche nicht mehr in die Sichtbarkeit eintritt. Für den guten Willen ist hinreichend gesorgt, wo dieser sich der Wahrheit von oben entgegenbewegt, da reichen die göttlichen Veranstaltungen hin, sie in Herz und Gemüt einzuführen. Mehr zu thun würde fruchtlos und dabei Gottes nicht würdig sein, der es verschmäht, den Verstand derer zu überzeugeu, deren Herz fern von ihm ist. Es gehört zu ihrem verdienten Gerichte, daß auch der Verstand im Finsteren tappen muß, wenn der Wille die Finsternis mehr liebt als das Licht. — Der Lazarus der Parabel steht in einem nahen Zusammenhange mit dem Lazarus der Geschichte. An dem lezteren war das: „sie werden nicht überzeugt werden", thatsächlich offenbar geworden. Die Offenbarung der Hoheit Christi in der Auferweckung des Lazarus hatte momentan auch den Unglauben überwältigt. Gar bald aber brach er bei denjenigen, die nicht guten Willens waren, wieder aus seinem Dunkel hervor. „Einige von ihnen aber", heißt es Joh. 11, 46, „gingen zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Jesus gethan hatte." „Das müssen Gottlose gewesen sein", sagt Grotius, den Zusammenhang des Lazarus der Parabel mit dem geschichtlichen Lazarus ahnend, „welche Art von Menschen nicht einmal Buße zu thun pflegt, wenn sie die Auferstehung der Todten erblickt, Luc. 16, 31." Die Aufforderung zur Buße, welche in der Anfangs auch sie überwältigenden Thatsache lag, war ihnen fatal. Sie erniedrigten sich zu der Annahme eines verabredeten Spieles zwischen Jesus und den Geschwistern in Bethanien. Die Menschen guten Willens aber, diejenigen, welche Moses und die Propheten gehört hatten,

machten sich die Thatsache zu nutze. „Viele von den Juden — heißt es — gingen seinetwegen hin und glaubten an Jesus." Dem, der da hat, dem wird gegeben: denjenigen, die aufrichtig in den Geboten Gottes wandeln und ihn suchen von ganzem Herzen, wird überall auch in dem Sichtbaren so viele Klarheit dargeboten, als zur Anfachung des Glaubens erforderlich ist. Das wird jeder auch aus seinen eigenen Führungen bestätigen können. Es wird wol kein Gläubiger sein, in dessen Leben Gott nicht hie und da auch mit sichtbarer Klarheit hineingeleuchtet hätte, der nicht mit Paul Gerhard sagen könte: „hat er dich nicht von Jugend auf versorget und ernährt, wie manchen schweren Unglückslauf hat er zurückgekehrt", und mit David in Ps. 18: „Er schickte aus von der Höhe und holete mich und zog mich aus großen Wassern." Aber der gute Wille bildet überall die Voraussetzung, und auf die Klarheit folgen überall wieder die dunkeln Wege, die Führungen des sich verbergenden Gottes, der mit ringendem Glauben gesucht werden will. Mit wachsendem Alter steigern sich diese Dunkelheiten, da der Mensch doch endlich gelernt haben muß, im bloßem Worte zu leben, und wenn er es nicht gelernt hat, billig dafür heimgesucht wird. — Aus dem Gleichnis von dem reichen Manne erklärt es sich auch, daß Jesus nach seiner Auferstehung nur den Gläubigen sich kundgab, vor der Welt sich verbarg. Sie war es nicht wert, daß er ihr sich kundgab. Es fehlte ihr das seiner Kundgebung entgegenschlagende Herz. Es wird hier nach der Regel verfahren, welche die Weisheit schon in C. 8, 17 der Sprüche ausspricht: „die mich suchen, werden mich finden."

„Er verreiste", so heißt es von Gott, nachdem er durch Wunder und Zeichen die Haushaltung des A. B. eingerichtet hatte, Matth. 21, 33, und ebenso wieder heißt es von dem fleischgewordenen Worte in Matth. 25, 14. Luc. 19, 12. Gott, nachdem er in die Sichtbarkeit eingetreten ist, zieht sich zurück, in den Führungen der ganzen Kirche und der einzelnen Gläubigen, damit die Gemüter sich von den sichtbaren Dingen los und zu ihm emporringen, „ihn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten", den, „der nicht ferne ist von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir", der, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, mitten unter ihnen ist, aber nur für das Glaubensauge. Wir sind göttlichen Geschlechtes, darum müssen wir freien Spielraum haben, uns zu Gott hin zu bewegen, die Freiheit muß einen kräftigen Antrieb erhalten, aber sie darf nicht erdrückt und überwältigt werden, wie das der Fall sein würde, wenn das Göttliche überall handgreiflich in die Erscheinung hineinbräche. Diese Freiheit ist oft lästig und schmerzlich, aber sie ist heilsam, das erkennen wir oft schon in diesem Leben, wenn wir auf früheres zurückschauen. Wir können oft Gott bei einem solchen späteren Rückblicke danken, daß er nicht in solcher Weise sich uns kundgegeben, nicht in solcher Weise uns geholfen, wie wir es früher in der Angst unsers Herzens ersehnten und erbaten, wenn Gott sich so tief verbarg, daß wir wähnten, ihn verloren zu haben.

Beilage.

Es wäre nicht eine Wolthat, es wäre eine Härte gewesen, wenn Gott Jakob den Kampf erspart hätte, durch den er Israel wurde. Die Bedingung dieses Kampfes war, daß Gott „verreiste", sich Jakob verbarg, daß er ihn mit seinem zornerfüllten Bruder allein ließ. Johannes der Täufer wurde von Gott so verlassen und preisgegeben, daß er anfing, an Christo irre zu werden. Grade auf dies Verreisen Gottes wird er in jenem Leben als auf eine der herlichsten Gnadenerweisungen zurückblicken. Scheinbar Gott verlierend wurde er dadurch recht fest in Gott gegründet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Johanniterinnen.*)

Innerhalb des höchsten und ewigen Berufes eines Christen den Willen Gottes zu thun und seine Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, bei dem nicht Mann noch Weib ist, nicht Knecht noch Freier, hat die heilige Vorsehung jedem Einzelnen auch seinen Lebensweg irdischer Wirksamkeit, seine zeitliche Aufgabe und Arbeit zugewiesen. Und wie es im Allgemeinen mit Recht von der Frau gilt, daß ihr besonderes Amt auf Erden die Auferziehung der Kinder, die Sorge für das Alter, die Pflege der Armen und Kranken sei, so ist doch auch jeder einzelnen Sele darin ihr besonderes Teil, ihr Thun und Leiden durch die göttliche Fügung zugeteilt.

Die Schrift sagt uns ganz ausdrücklich, daß die Ehe nicht der ausschließliche irdische Beruf des Weibes sei, und eben deshalb wäre es auch ein großer Irtum, den Stand der Ehelosigkeit als eine bloße Negation, gewissermaßen als eine Berufslosigkeit zu betrachten. Unter denen die ihm angehören, Wittwen und Jungfrauen, finden auch die Meisten ihren bestimten Wirkungskreis innerhalb oder außerhalb der Familien von der Vorsehung selbst ihnen vorgezeichnet. Dennoch gibt es auch solche denen nur der allgemeine Fingerzweig des Herrn für die weibliche Arbeit im Reiche Gottes geworden, daneben aber die volle Freiheit der Selbstbestimmung, vielleicht als ein besonderes Gnadengeschenk gewährt wurde, und denen es also vorbehalten bleibt ihren eigenen Weg hierin zu wählen. Unter diesen Freien, denen kein Ruf geworden ist der sie an eine bestimte Aufgabe, an eine eigene Familie bindet, haben sich von jeher Gemeinschaften gebildet, welche die Werke der Barmherzigkeit zu ihrem ausschließlichen Beruf erwählend in der vereinten Kraft besseres Gelingen, in dem vereinten Leben reicheren Segen fanden.

Es ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß schon die Diakonissen der Apostolischen Zeit sich von dem Hausstand trenten, aus dem sie hervorgegangen waren, und nachdem sie von der Gemeinde zum besonderen Dienste Christi in seinen armen Gliedern erwählt worden, eine Art Körperschaft unter sich bildeten, die auch äußerlich zusammenhielt und zusammen lebte. Besonders wenn wir hören wie ansehnlich ihre Zahl in bedeutenderen Gemeinden war, wo ein Ordnen, Berathen und Verteilen der gemeinsamen Arbeit notwendig wurde, wie zur Zeit des heiligen Chrysostomus in Byzanz derselben allein um das Jahr 400 über 40 aufgezählt werden, darunter die Töchter der vornehmsten Geschlechter. In den geistlichen Körperschaften und Nonnen-Orden der Katholischen Kirche finden wir dies Bestreben der Vereinigung auf das Ausgebildeste dargestellt und mit wie großen Bedenken auch die ganze Entfaltung des Klosterwesens im Mittelalter betrachtet werden muß, das von idealen, wahrhaft religiösen Aspirationen ausgehend, teils trügerische Irwege einschlug, teils in verwerfliche Entartungen sich verlor, dessen trauriger Verfall oft selbst die leuchtend reine Quelle seines ersten Entstehens dem Blick verdeckt, so schmerzlich hier Verirrung und Sünde das Bild des Ganzen entstellt hat, so groß muß hingegen die Bewunderung und Anerkennung bleiben, mit welcher der Anblick der thätigen Kloster-Orden uns erfüllt. Schon zur Zeit der Kreuzzüge um das Jahr 1100 entstand einer derselben, ein weiblicher Zweig der adligen Johanniter-Stiftung, die Johanniterinnen, welche sich ausschließlich der Krankenpflege, und besonders im Orient der Pflege der Kreuzfahrer und Pilger weihten. Sie verbreiteten sich später vorzugsweise in Frankreich und in Toulouse bestanden noch Häuser derselben beim Ausbruch der Revolution. Auch jezt hat dieser Orden noch einige Klöster in Spanien, in denen die Aufnahme auf adliche Jungfrauen beschränkt ist. Später gründete der fromme Bischof von Mailand Carl Boromäus, während der großen Pest, die jene Stadt 1576 verheerte, einen Convent barmherziger Frauen, welche freiwillig sich der Pflege der Pestkranken und der Sorge für die verlassenen Waisen der Verstorbenen unterzogen. Eine Zeitlang erlosch diese Stiftung wieder, bis St. Vincenz di Paula in der allgemeinen Not und Verarmung, welche dem dreißigjährigen Krieg folgte, dieselbe in wenig veränderter Gestalt erneut ins Leben rief, zuerst zu Nancy um das Jahr 1652. Hier nahm eine Congregation dieser barmherzigen Schwestern, von ihm geleitet und geführt, welche vorzugsweise das Hospital zu St. Charles bediente, im Andenken an jenen Bischof, der ein so treuer Vater der Armen und Kranken war, den Namen der Schwestern vom heil. Carl Boromäus an. Der Orden verbreitete sich durch den Eifer des unermüdlichen St. Vincenz bald über ganz Frank-

*) Der Aufsatz ist von weiblicher Hand. Die edle Verfasserin hat sich durch reiche Uebung der Liebe das Recht erworben, über diese Uebung zu reden. Wir können nicht grade Alles hier Gesagte vertreten, aber mit der Grundrichtung sind wir vollkommen einverstanden und hoffen, daß die Mittheilung Segen stiften wird. Unsere Kirche hat auf diesem Gebiete eine sehr große Schuld abzutragen.

Anm. der Red.

reich, unter dem bloßen Namen der barmherzigen Schwestern oder dem der Vincentinerinnen. Dieselben stehen an den verschiedensten Orten Kranken- und Waisen-, Findel- und Irrenhäusern vor und widmen sich dem Dienst des menschlichen Elends in allen seinen Gestalten. Die Schwestern von St. Carl Boromäus haben in Lothringen jezt allein einige 60 Häuser, die Vincentinerinnen haben deren in Frankreich über 300, und im Ausland nahezu 200 Häuser, an denen mehrere Tausende von Schwestern arbeiten. Neben diesen beiden großen Orden bestehen gegenwärtig in der katholischen Christenheit noch eine Anzahl weniger ausgebreiteter Stiftungen, wie die grauen Schwestern, die Salesianerinnen, die Schwestern vom heiligen Kreuz in Straßburg und ein ähnlicher Orden in Verona zur Rettung verwahrloster Kinder, ja im Jahre 1807 bestanden laut eines amtlichen Berichts außer den Genanten allein in Frankreich noch 31 verschiedene wolthätige Orden, welche Centralhäuser besaßen, und eine etwa doppelte Reihe solcher, die nur zu bestimten Zwecken, für besondere Anstalten und Hospize oder andere rein lokale Bedürfnisse gegründet waren, und beide Arten haben sich in den lezten 20 Jahren auf eine wahrhaft Staunen erregende Weise noch vermehrt. — Aber nicht blos Klöster und Ordenshäuser, sondern auch weltlich freie Vereinigungen zu gemeinsamem Leben in Andachtsübungen und Liebeswerken finden wir bereits in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche. Unter dem Namen Beghinen begegnen wir solchen Genossenschaften zuerst im 7. Jahrhundert, gestiftet durch die heil. Begha, Wittwe des Herzogs Angesild, Mutter Pipin von Heristals und Großmutter Carl Martels. Um das Jahr 1000 bis in das 12. Jahrhundert hinein bestanden in fast allen Städten Belgiens und der Niederlande vornehmlich Schwesterhäuser der Beghinen von teils größerem, teils geringerem Umfang, welche damals ausschließlich die Stelle unserer jetzigen, von der weltlichen Obrigkeit errichteten Kranken- und Armenhäuser vertraten, und neben etwa sonstigen Mängeln den lieblichen Vorzug besaßen, aus freier Liebe hervorgegangen zu sein. Im Jahre 1180 ward die Stiftung der Beghinen neu gereinigt und vervollkomnet durch den Geistlichen Lambertus von Lüttich und auch die zerstreut Lebenden in gemeinsamen Häusern und Conventen gesammelt.

Im Jahr 1251 zählte man bereits über 1000 Beghinen-Schwestern allein in der Stadt Cöln, 1254 deren an 2000 in Nivelles, und der größte Beghinenhof jener Zeit in Mecheln faßte damals über 5000 Schwestern, deren gemeinsame Häuser dicht vor der Stadt gelegen beinahe eine zweite kleine Stadt für sich bildeten. Die zahlreichen Gebäude umschloß eine Mauer, und innerhalb derselben herschte ein Gott geweihtes und Segen verbreitendes reges Leben. Aber nicht nur in den Niederlanden standen die frommen Armenhäuser der Beghinen in voller Blüte, auch in Frankreich und im nördlichen Deutschland waren dieselben aller Orten verbreitet.

Die Grafen Johann und Gerhard von Holstein errichteten 1255 den zerstreut lebenden Schwestern im Hamburg einen

Beghinenhof. Ludwig der Heilige schenkte ihnen ein eigenes umfangreiches Gebäude in Paris, welches 400 Schwestern faßte. Ein frommer Edelmann, Philipp von Montmirail, welcher 1280 starb, gab sein ganzes, beinah fürstliches Vermögen her, um Häuser für Beghinen-Schwesterschaften zu bauen, deren er zum Dienste Christi und der Armen, laut Urkunden, an verschiedenen Orten gegen 5000 in Conventen vereinigte. In Trier und Coblenz, wie im ganzen Rheingau, in Straßburg, Soissons und Valenciennes, in Hannover, in der Schweiz, in ganz Schlesien, namentlich in Görlitz, in Leipzig und in Lübeck, überall finden wir im 13. und 14. Jahrhundert gerühmte und segensreich wirkende Beghinen-Stifter genant, in Lübeck allein drei große Beghinenhöfe, welche Götz in seinem Buche: „de Lutheranismo Beguinarum“ 1710 erwähnt, und welche hier, wie in den meisten Gegenden Deutschlands und der Schweiz sich selbstverständlich der Reformation anschlossen. Ganz erloschen sind die Beghinen auch gegenwärtig nicht. In Amsterdam bestand die große Congregation derselben bis zur französischen Revolution, der Beghinenhof in Gent zählte im Jahr 1830 noch an 900 Schwestern, und auch in Brüssel und Mecheln findet man deren noch jezt mehrere Hunderte in ihren alten Conventhäusern. Sie genossen alle Vorzüge der geistlichen Orden ohne deren Schattenseiten. Frei von Klostergelübden oder Ordensregeln entsagten sie dennoch dem weltlichen Leben und dem Dienst der Eitelkeit, und waren liebend bemüht, durch unermüdliche Barmherzigkeit Christo ihre Schuld abzutragen. Sie hielten Freischulen, nahmen alle Waisen bei sich auf und hatten in jedem ihrer Häuser ein Hospiz, wo sie Kranke und Gebrechliche mit großer Milde und Sorgfalt ernährten und verpflegten, gingen in die Hütten der Armen umher, auch dort die Kranken zu warten und ihnen liebreich zu dienen, wachten und beteten mit den Sterbenden, kleideten und schmückten die Leichen, und hatten den Ruhm, alle diese frommen Werke selbst in Pestzeiten, wo jede andere Hilfe flieht, standhaft und getreulich zu verrichten. Die Statuten eines Straßburger Beghinenhauses aus dem Jahre 1276 sind uns aufbewahrt geblieben und bezeugen die große Einfachheit der wenigen Regeln, welche diese gottseligen Frauen verbanden. Sie mußten sich selbst kleiden und nähren, oder eine Summe Geldes dem Hause zubringen, welche zur Sorge für ihren Unterhalt genügte. Oft auch zahlten sie dem Hause ein Kostgeld und demselben fiel bei ihrem Tode die Hälfte ihres Vermögens als Erbe zu. Die Aufzunehmende gelobte der Vorsteherin des Conventes, welche Meisterin hieß, mit ihrem Handschlag unbedingten Gehorsam während ihres Bleibens in der Genossenschaft. Es stand einer jeden frei, auszutreten und zu heiraten, sobald sie wollte, aber vor dem wirklichen Eintritt in die Congregation mußte ein Noviziat von einem Jahre, an manchen Orten sogar von drei Jahren vorangehen, und in den Rheinlanden bestimte in spätterer Zeit ein Dekret der Bischöfe von Mainz, gegeben 1244 und dann 1310 und 1489 wieder erneuert, daß die Aufnahme nicht vor zurückgelegtem 40. Lebensjahre erfolgen dürfe. In den Stiftshäusern hatte jede Schwester

ihre eigene kleine Zelle, für Alle gemeinsam aber waren die Schlaf- und Speisesäle. Diese Häuser lagen meist in der Nähe einer Kirche, um den Besuch der Gottesdienste zu erleichtern, nur die größten Beghinenhöfe hatten ihre eignen Kirchlein und eigne Geistlichen. Die vorschriftsmäßig gleichartige Kleidung bestand aus einem langen wollenen Gewand von grauer oder schwarzer Farbe und einer weißen schleierartigen Kopfbedeckung. Die Beghinen versammelten sich zu bestimten Stunden, vorzugsweise früh und Abends, zum Gebet und zu Vorlesung geistlicher Schriften, und brachten die Zeit, welche ihnen der Schulunterricht und die Krankenpflege übrig ließen, in gemeinsamer Handarbeit für die Armen zu. Es ist bemerkenswert, daß auch im Schoße der Griechischen Kirche ähnliche Genossenschaften noch heutigen Tages bestehen, besonders in Rußland, wo dieselben ziemlich zahlreich sind und „Klöster ohne Gelübde" heißen. Das größte derselben im Gouvernement Archangelsk faßt gegenwärtig über 1000 freie Nonnen, welche von keinem Gelübde gebunden in dieser Weise beisammenleben in strengster Ordnung und Zucht, und ihre Zeit einzig geteilt zwischen frommer Arbeit und Andachtsübungen. Ist die Genossenschaft sehr arm, so werden die Arbeiten der Nonnen verkauft, um ihren Unterhalt davon zu bestreiten, hat sie jedoch eigenes Vermögen, so dienen diese zur Unterstützung der Armen.

Ins Besondere aber gehören zu den Vorläufern der Reformation in Deutschland eine Anzahl derartiger freier Ordenshäuser oder Schwesterschaften, welche ähnlich wie die Beghinen, aber unter anderen Benennungen die gleiche gottselige Lebensweise und dieselben frommen Zwecke verfolgten, zum Teil jedoch mit denselben ein geistiges Streben verbanden. Die belebende und befreiende evangelische Wirksamkeit dieser Genossenschaften war an manchen Orten eine sehr bedeutsame, wo sie in der Stille, ohne äußere Bekämpfung der herschenden Kirche, mit heiligem Eifer und reichem Segen ein innerliches und thätiges Christentum im Bereich ihres Einflusses zu pflanzen suchten. Auch Brüderschaften ähnlicher Gestalt und von demselben Geist erfüllt finden wir in namhafter Zahl in dem Zeitalter, das der Reformation voranging. Sie widmeten sich ausschließlich dem Studium der Theologie, hielten Schulen für arme Kinder und Vorlesungen für Jünglinge und Erwachsene, führten ein strenges enthaltsames Leben in Armut, Keuschheit und Entsagung aller weltlichen Freuden ohne jegliches Gelübde, und dienten den Kranken und Armen mit rührender Treue und Selbstentäußerung. Die ausgezeichnetsten Männer jener Zeiten näherten sich gegenseitig durch diese Vereine und traten durch dieselben in Verbindung mit einander, um in ächt evangelischem Sinn an der Verbesserung der Sitten, der Hebung einer allgemeinen Volksbildung und der ernsten Förderung des religiösen Lebens zu arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Ein Hilferuf von der Goldküste.

Ein Correspondent der „African times" entwirft uns ein Bild von den Not- und Uebelständen des östlichen Distrikts der Goldküste und des westlichen Teils der Sklavenküste, das alle Missionsfreunde auffordert, der deutschen Sendboten, die dort im Dienste der Bremer und Basler Missionsgesellschaften arbeiten, in treuer Fürbitte vor dem Herrn zu gedenken.

Das Schreiben ist dat. Odumase, Krobo, östlicher Distrikt der Goldküste, 12. Nov. 1866, und lautet also:

Wie groß ist doch der Unterschied zwischen dem Kriege einer christlichen Nation und dem eines heidnischen Volkes. Dort, sobald das Schwert in die Scheide gesteckt ist, hellleuchtende Züge des Christentums, der Menschenliebe und wahren Bildung, hier noch Monate nach Beendigung eines elenden Krieges die schwärzesten Bilder des diabolischen Heidentums, der Grausamkeit, des Raubens und Mordens, und Niemand, der helfen könte und wollte. Die Lage unseres Landes verschlimmert sich von Tag zu Tage. Die einander feindselig gegenüber stehenden Stämme wetteifern mit einander an Unverschämtheit und Unzuverlässigkeit. Diesseits des Wolta ist das Land überschwemmt von englischen und eingebornen Vagabunden, die die Schwäche und Unthätigkeit des Gouvernements benutzen und das Volk noch mehr verwirren. Die Wege sind unsicher. Menschen und Güter werden gegenseitig weggeraubt. Die verkommensten Subjekte geberden sich als Herrn des Landes, setzen sich in ihrer Frechheit als Friedensrichter in ein Dorf oder in eine Stadt und erpressen von dem gutmütigen fleißigen Volke große Geldforderungen für ihre aufgedrungenen Dienste. Niemand hindert sie in ihrem Treiben. Sucht Jemand den Schutz der englischen Regierung, so erhält er die naive Antwort: „Wir können uns in diese Angelegenheit nicht mischen!" Kürzlich forderte der englische Statthalter den König in Okwamu auf ihm Rechenschaft zu geben über seine gesetzwidrigen Handlungen. Der König versagte rundweg allen Gehorsam; noch selbigen Tages schlachtete er einen Mann; seine Unterthanen verweigerten einem Missionar die Durchreise nach Anum. Der Weg nach Ayigbe ist geschlossen, Missionare, Kaufleute und Händler sind abgeschnitten von der Küste; der Baumwollenhandel ist ruinirt, und das Leben und die Güter derer, die sich in diesem Lande etablirt haben, auf die Ermunterungen und Versprechungen der englischen Regierung hin sie zu beschützen, schwebt in Gefahr. Alle diese Gräuelthaten werden von einigen Tausend Menschen verübt, die mit ihrem Handel auf Akra und Ada angewiesen sind, von wo aus die Regierung sie mit der größten Leichtigkeit im Zaume halten könte. Der Frieden und die allgemeine Sicherheit könte wieder hergestellt werden ohne dabei einen Tropfen Blut zu vergießen, wenn er nur mit Nachdruck unterstützt von einem Kriegsdampfschiff gefordert würde. Aber weder für den Krieg noch für den Frieden ist bis jezt etwas Uebereinstimmendes geschehen. Das Land geht dabei zu Grunde. Selbst unter den Stämmen, die unter dem unmittelbaren Schutz Englands stehen, werden die schändlichsten, grausamsten Thaten verübt, ohne daß Jemand Notiz davon nimt. Früher genoß jeder englische Unterthan den Schutz seines großen herlichen Reiches; so freuten auch wir uns, als die dänischen Besitzungen auf der Goldküste unter englisches Protektorat gestellt wurden. Nun aber ist ihre Macht hier außen zum Sprüchwort geworden. Zeigen sich

aber an den äußersten Gliedern des großen britischen Reiches solche Symptome der Auflösung, so läßt dies auf ein Herzleiden zurückschließen. Viele Jahre nach Christi Geburt, da das heidnische Rom bereits innerlich verfault war, wollte und konte es doch noch seine Ehre und seine Interessen in den entlegensten Teilen seines großen Reiches schützen, und zwar in einer Zeit in der die Verkehrsmittel und der Gedankenaustausch zwanzigmal schwieriger waren, als jezt.

1850, als England von der dänischen Goldküste Besiz ergriff, besaß die englische und deutsche Mission zusammen 4 Stationen, 12 Missionare, einige eingeborne Gehilfen, etliche Schulen und etwa 50 Christen. Heut sehen wir in den einstigen dänischen Besitzungen eine christliche Gemeinde über 1500 Seelen stark; auf etwa 20 Stationen und Außenstationen arbeiten 60—70 Europäer, 30 eingeborne Gehilfen. Es bestehen 2 Predigerseminare, 10 Erziehungs-Anstalten mit 300—400 Zöglingen und 1000 Tagschülern, vielen Abend- und Sontagsschülern, einige 1000 Personen können lesen und schreiben englisch, oder in 1 oder sogar in 2 Landessprachen; die Mission besizt große ökonomische, industrielle und kaufmännische Etablissements, ein großes Vermögen in Häusern, Möbeln und Land. 1850 war erst ein kleiner Anfang gemacht mit der Erhebung der Landessprache zur Schriftsprache. Der Schulunterricht wurde nur in Englisch erteilt. Jezt sind die drei Hauptsprachen Otschi, das in Fante, Asante, Akim, Akuapim und Akwamu, Ewe, das in Dahome, Ayigbe und Aungla und Gã, das im Akra-Lande gesprochen wird, zur Schriftsprache erhoben. Bereits sind in dieselben verschiedene Bücher übersezt und abgesezt. Grammatiken, Wörterbücher, Fibeln, Gebet- und Gesangbücher, die Bibel in Gã ganz, und die Otschi und Ewe teilweise. Einige dieser Schriften durften bereits mehrere Auflagen erleben; dieselben werden viel begehrt und gelesen und sind von Asante bis Dahome verbreitet. — Die Dänen hatten keinen eigenen Handel zu beschützen; das einzige Schiff, das jährlich 1 Mal vor Christiansburg Anker warf, gehörte der Regierung, und doch haben sie im Innern die Europäer nicht blos beschüzt, sondern sie haben auch in Anbetracht der Mulatten, gegen die sie sich besonders verpflichtet wußten, die Erziehungs-Anstalten der Mission mit einem jährlichen Beitrag von ca. 3000 Frc. unterstüzt. Sie sorgten für gute Straßen. Für Schulen und Straßen hat die englische Regierung auf der Goldküste kein Geld. Ihr Protektorat erstreckt sich nur auf die nächste Umgebung der Forts im Umkreis von 15 engl. Meilen. Und dies ist die Regierung, die einen großen Teil der Welt mit ihren Fittigen deckt, die Macht, die viele wahre Interessen schüzt, der wir schon Tausende von Pfund Sterling Eingangszoll entrichtet, für deren Wolfahrt wir das Aeußerste gethan, was in unsern Kräften stand und dabei Hab und Gut, Leib und Leben aufs Spiel sezten. Hier spreche ich nicht zunächst gegen seine Exc. den Statthalter; in Wirklichkeit weiß ich nicht, wer dabei am Meisten zu beschuldigen ist; das aber weiß ich, daß ein solcher Stand der Dinge für jede christliche Regierung eine Schmach und Schande ist, am allermeisten für England, dem Gott so große Gewalt, Gelegenheit und viel Verantwortlichkeit gegeben hat, Gutes zu thun. Etwa 50 Missionare liegen an der Goldküste und Sklavenküste begraben, mehr stehen noch in der Arbeit mit Frau und Kindern, worunter einige über 20, 18 und 15 Jahre. Sie haben nicht umsonst gearbeitet, gelitten und ihr Leben in den Tod gegeben. Das Clima des Landes,

so schädlich es ist, kann teilweise durch christlichen Einfluß überwunden werden. Ist es nicht schmerzlich, daß jezt nach einer mehr als 300jährigen Communication, Protektion und Einfluß von und mit Europa, nachdem so manches schöne Werk begonnen und teilweise vollendet worden, uns England selbst überlassen will? Ist es nicht ihre Pflicht, ich will nicht sagen ihr Interesse, das was unter ihrem Schutz gewonnen und gesammelt worden, so lange zu schirmen bis die Eingebornen es selbst können? Wenn aber nicht, so mögen sie uns doch unter den Schutz einer anderen christlichen Herschaft stellen, um nicht der Gnade der Asantier, Dahomier und ihren Imitatoren en miniature, den unbedeutenden heidnischen Häuptlingen anheim zu fallen. Ich rede hier menschlicher Weise, denn ich weiß zu gut, daß der Herr zur Wiedergeburt Afrikas weder England noch Europa noch Amerika bedarf. Für das aber, was er England und Europa anvertraut, wird er auch Rechenschaft fordern. Nein, England kann sich nicht auf die Länge von Afrika zurückziehen. Afrika war bis vor Kurzem der abgeschlossenste Weltteil, um so mehr aber sollten alle christlichen Nationen ihre ganze Energie koncentriren, um denselben nach und nach mit dem Evangelio und einer christlichen Civilisation zu durchdringen, wenn derselbe sie nicht noch als ein böser Geist quälen soll. Derjenigen Nation, die am ersten auf dem Plane ist und trotz aller Schwierigkeiten ausharrt, wird das herlichste Erbe zufallen. Die aber, die ihre Hand abzieht, wird ihres Teiles verlustig werden. Die Zeit ist vorbei, da die christlichen Großmächte mit ihren uncivilisirten Brüdern schalten und walten können, eine Verbindung muß und wird zwischen ihnen bestehen, entweder zum Guten oder zum Bösen."

So weit der Brief.

Zieht England teilweise oder ganz seine Hand von der Goldküste ab und überläßt die vielen Missionare der Basler und Bremer Mission mit ihren Anstalten und Gemeinden der Laune und Willkür der eingebornen Fürsten, wie wünschenswert wäre es dann, daß sich eine andere Nation um die Schirmherschaft derselben bewerben würde. Am natürlichsten wäre es, wenn deutsche Missionare unter dem Schutze einer deutschen Macht ständen. Deutschland mit Preußen an der Spitze und dem ihm einverleibten Schleswig-Holstein dürfte durch die Vergangenheit auf die Goldküste hingewiesen werden. Der östliche Teil derselben mit der westlichen Sklavenküste, wo die Bremer Missionare arbeiten, stand bis 1850 unter dänischem Protektorat. Im Westen der Goldküste in der Nähe des Assiniflusses stehen heute noch die Ruinen des Forts Brandenburg auf einem großen Felsen etwa 115' über der Meeresfläche und sind nun mit Bäumen und Gesträuch überwachsen, deren tiefe grüne Blätter einen starken Contrast bilden zu der Küste mit ihrem weißen Sande. Diese Ruine mit dem in einen Stein eingegrabenen brandenburgischen Wappen über dem Hauptportal ist unter den vielen verfallenen Forts der Goldküste vielleicht die Einzige, die nicht ein stummer Zeuge des Sklavenhandels ist. Deutschland aber ruft sie zu: „Komm herüber und hilf uns!"

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 6. März. № 19.

Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen?

(Fortsetzung.)

Besonders reich an Aussprüchen, welche über unsere in die Tiefe gehende Frage Licht verbreiten, ist das von den Kirchenvätern sogenante geistliche Evangelium, das des Johannes. Diese Aussprüche schließen sich mit denen der ersten Evangelien aufs freundlichste zusammen, wie überhaupt die Schrift in dieser Frage, wie überall, eine Kette bildet, deren Glieder stets in einander greifen.

In Joh. 6, 29 antwortet Jesus den Juden auf die Frage: „was sollen wir thun, damit wir die Werke Gottes wirken?" „Das ist das Werk Gottes" (das von ihm verlangte und ihm wolgefällige), „daß ihr glaubet an den, den er gesandt hat." Der Glaube erscheint hier als ein Werk, als eine saure und schwere Arbeit. Diesen Charakter kann er nur dann tragen, wenn die Beweismittel nicht handgreiflich sind, wenn er mit großen Schwirigkeiten zu ringen hat, wenn ihm schwere Anstöße, ganze Felsstücke in den Weg geworfen sind. Wenn diese Anstöße fehlten, so könte der Glaube sein eigentümliches Wesen nicht entfalten. In Einklang mit unserem Ausspruche redet Paulus in 1 Thess. 1, 3 von dem Werke des Glaubens. Er sagt: „ich bin unabläßig eingedenk des Werkes des Glaubens bei euch und der Arbeit der Liebe und der Standhaftigkeit der Hofnung." Das Werk des Glaubens kann da nicht, wie Calvin will, der von Gott gewirkte Glaube sein, denn das Werk des Glaubens steht in gleichem Verhältnis mit der Arbeit der Liebe und der Standhaftigkeit der Hofnung und ist dort von einer Selbstthätigkeit der Leser die Rede, so muß auch das Werk des Glaubens eine solche bezeichnen. Der Glaube ist in einem gewissen Sinne kein Werk, ja der entschiedene Gegensaz der Werke, nach anderer Seite aber ist der Glaube nur da seines Namens würdig, wo er ein Werk ist, ja das Werk aller Werke, „ein lebendig, schäftig, mächtig Ding", wie Luther ihn nent, „ein saurer und schwerer Ding, denn aller Karthäuser und Mönche Orden." Er unterscheidet sich von allen andern Werken dadurch, daß er sich nur empfangend verhält, daß er die bittende Hand ist, die nach oben ausgestreckt wird, aber mit dieser unbedingten Passivität in Bezug auf das Ziel ist die höchste Activität in Bezug auf den Weg verbunden. Es gilt sich loszuringen von dem sichtbaren, und damit dies in der That ein Werk sei, „eine große Arbeit", wie Luther sagt, darf das Göttliche nicht völlig in die Sichtbarkeit hinabsteigen, müssen vielmehr in diesem die mannigfachsten Anlässe zum Zweifel vorhanden sein, ohne den der Glaube nicht gedeihen kann. „Die Speise komt von dem Fresser", das gilt auch von dem Verhältnisse des Glaubens zum Zweifel. Er ist dem Glauben so notwendig, wie dem Reiter das Pferd. Er ist der Drache, in dessen Besiegung der Glaube zum Helden wird. Ohne Wolke kein Regenbogen. Im Einklange mit jenem Ausspruche des Herrn bei Johannes steht auch 2 Thess. 1, 11, wo Paulus Gott bittet, daß er die Thessalonicher mit aller ihm wolgefälligen Güte oder Gutsein erfüllen wolle, und speciell oder namentlich mit dem Werke des Glaubens, der bei der „Güte" die erste Stelle einnimt, die zweite nach dem ersten Briefe die Liebe, die dritte die Hofnung. Der Glaube ist hiernach eine sittliche Virtuosität. Das kann er aber nur dann sein, wenn er durch Dunkel sich zum Lichte emporzuringen hat. Wäre alles klar, so würde es gar keinen Glauben geben, keinen Unterschied zwischen Abel und Kain, zwischen Noa und der Welt, welche er durch die Erbauung der Arche verdamte.

In Joh. 7, 17 spricht Jesus: „meine Lehre ist nicht mein, sondern dessen, der mich gesandt hat. So jemand will dessen Willen thun, so wird er erkennen in Bezug auf die Lehre, ob sie aus Gott ist oder ob ich aus mir selbst rede." Danach gehört zur Erkentnis der Wahrheit auf religiösem Gebiete eine sittliche Beschaffenheit. Es heißt nicht: „wer den Willen Gottes thut", wenn das als Bedingung gesezt würde, so könte Niemand zur Erkentnis gelangen, es kann erst aus der gewonnenen Erkentnis hervorgehen, so gewiß als wir ohne die Verbindung mit Christus, deren Bedingung die Erkentnis ist, nichts thun können. Aber der herzliche Wunsch, den Willen Gottes zu thun, muß schon vorher vorhanden sein. Wer zu Christo gelangen will, bei dem muß troz aller seiner Ohnmacht, unter dem Beistande von Gottes vorbereitender Gnade, die Grundrichtung des Willens darauf gerichtet sein, mit dem Willen Gottes Hand in Hand zu gehen, dem Gesetze Gottes zu genügen das Sinnen bei Tage und bei Nacht, wenn auch mit vielen andern Gedanken untermischt, welche aus den dunklen Regionen unsers Wesens kommen. Das grade, das Wollen und nicht können, das Lusthaben an dem Gesetze Gottes und doch unter die Sünde verkauft sein, thun das man nicht will, sondern das man haßt, ausrufen müssen: „ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem

Leibe dieses Todes", das ist es, was zu Christo hintreibt, bei dem allein der Tod der Lüste und Leidenschaften zu finden ist. Wer sich in diesen behaglich fühlt, der wird die helfende Hand nicht mit Begierde ergreifen, er wird sie zurückstoßen. Wer Böses thut, der hasset das Licht und komt nicht an das Licht, damit seine Werke nicht gestraft werden. Ist nun also die Erkentnis Christi an eine sittliche Bedingung geknüpft, so muß dafür gesorgt sein, daß diejenigen von ihr ausgeschlossen sind, bei denen diese sittliche Bedingung fehlt. Das Evangelium muß für sie durch dichte Hüllen, durch undurchdringliche Schwirigkeiten verdeckt sein, so daß sie meinen, ganz in ihrem Rechte zu sein, wenn sie es verwerfen.

Nach der Heilung des Blindgebornen spricht Jesus Joh. 9, 39: „ich bin zum Gericht gekommen in diese Welt, damit die Nichtsehenden sehen und die Sehenden blind werden." Wir haben hier die Parallele zu Matth. 11, 25, wo Jesus Gott preist, daß er die Wahrheit den Weisen verborgen hat. Die Sehenden sind solche, wie die Pharisäer, die sich, was sich so leicht an das Sehen anschließt, ihres Sehens, ihres doch so elenden und mit Irtum geparten Wissens rühmen und darauf eingebildet sind. Christus geht nicht darauf aus, solche um jeden Preis zu gewinnen. Er würde dann seinem himlischen Vater gar ungleich sein, welcher, weil er hoch ist, nur auf das Niedrige sieht und kennet den Stolzen von ferne. Er bezeichnet es vielmehr unbeschadet des in C. 3, 17 aufgestellten Hauptzweckes seiner Erscheinung im Fleische, daß die Welt durch ihn gerettet werde, als einen Mitzweck derselben diese stolzen Klüglinge zur vollendeten Blindheit zu führen. Ist dies, so muß die göttliche Offenbarung so eingerichtet sein, daß sie der natürlichen Vernunft die unerträglichsten Schwirigkeiten darbietet.

Zu Thomas spricht Jesus Joh. 20, 29: „Weil du mich gesehen hast glaubest du, selig sind die nicht sehen und glauben." Jesus will hier nicht alles Sehen ausschließen. Er selbst hat früher zu den Jüngern gesprochen (Luc. 6, 23): „Selig sind eure Augen, die ihr sehet, was ihr sehet. Denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten was ihr sehet und sahen es nicht." Auch wir *sehen* noch jezt in der mannigfachsten Weise. Der Gedanke erhält seine nähere Bestimmung aus dem vorliegenden Fall: wer so viel gesehen hat wie Thomas, mit seinen eignen Augen und durch die Vermittlung der Augen seiner Mitjünger, der sollte billig fähig sein, durch den Glauben allein, ohne weitere Hilfe des Sehens sich zu den übersinnlichen Dingen zu erheben. Doch da Thomas das herzliche Verlangen hatte zu glauben, so komt Jesus seiner Schwachheit noch einmal zu Hilfe und bewirkt eben dadurch, daß er fortan glauben kann ohne zu sehen, wie er schon früher zu dem Königlichen strafend spricht: „wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht", und doch seiner Schwachheit durch ein Zeichen und Wunder zu Hilfe komt, ebenso auch da ein Mensch seinen mondsüchtigen Sohn zu ihm bringt, erst sagt: „o du ungläubige und verkehrte Art, wie lange soll ich bei euch sein, wie lange soll ich euch dulden?" und dann doch hinzufügt: „bringet ihn hieher", wie auch schon unter dem A. B. Gideon und Hiskias mit Rücksicht auf ihre Schwachheit dasjenige durch ein Zeichen beglaubigt wird, was sie billig auf das bloße Wort Gottes hätten glauben sollen. Troz der Schwachheit des Thomas erkent Jesus in seinem Ausruf: „mein Herr und mein Gott!" einen Act des Glaubens, zum Beweise, daß dieser durch das Sehen nicht schlechthin ausgeschlossen wird. Kaiphas würde, wenn er dasselbe gesehen hätte, nicht ein solches freudiges Bekentnis gethan haben, wenn auch sein Unglaube momentan erdrückt und zum Verstummen gebracht wäre. Aber das liegt hier klar vor, von jezt an muß Thomas in den Wegen des nicht sehenden Glaubens wandeln, von dem Calvin sagt: „es hat zwar auch der Glaube seine Augen, aber solche, die in das unsichtbare Reich Gottes durchdringen und die mit dem Spiegel des Wortes zufrieden sind. Denn er ist die Ueberzeugung von den unsichtbaren Dingen." Als die eigentliche Aufgabe dieses Lebens erscheint hier der nackte Glaube, das Eintreten des Göttlichen in die Sichtbarkeit nur als dienendes Mittel, welches nur soweit gewährt wird, als zur Unterlage für den Glauben erforderlich ist. Danach dürfen wir uns nicht wundern, es muß uns vielmehr ganz in der Ordnung erscheinen, wenn die Beweise für die Offenbarung vielfach mangelhaft sind und Zweifeln Raum geben, und ebenso auch wenn wir dunkle Wege geführt werden und Gott sich uns tief verbirgt. Es gehört das recht eigentlich zum Christenstande, und allen Bedenken, die uns daraus entstehen, sollen wir das Wort: „selig sind die nicht sehen und doch glauben" als einen undurchdringlichen Schild entgegenhalten. Wird aber die Anfechtung, die daraus entsteht, uns zu übermächtig, so tritt Christus auch jezt noch, wie einst bei Thomas, vielfach helfend ein und bestätigt und kräftigt den Glauben dadurch, daß er sich durch die That als unsern Herrn und Gott zu erkennen gibt. „Du verlässest nicht, die dich suchen, Herr", davon wissen alle zu berichten, die in den Wegen des Glaubens wandeln. Freilich, wir dürfen nicht nach unserer Empfindung urteilen. Es erscheint uns oft so, daß es auf den Wegen des nackten Glaubens gar nicht mehr fortgehen will, daß Gott aus der Verborgenheit heraustreten muß, wenn wir nicht zu Grunde gehen sollen. Aber Gott urteilt anders, und wenn wir später auf seine Führungen zurückblicken, so können wir ihm danken, daß er uns nicht voreilig aus unsern Nöten herausgerissen, daß er sich in seiner Verborgenheit gehalten und dadurch unsern Glauben gefördert hat, der oft grade dann am besten gedeiht, wenn er ganz „auszugehen" scheint. Wir sind sehr weichlich. Das: Herr hilf uns, wir verderben, haben wir gleich bei der Hand. Wenn es aber nicht gehört wird, so entwickeln sich Kräfte, von denen wir selbst keine Ahndung hatten. Was sollte aber wol aus uns werden, wenn so auf den ersten Wink und Seufzer Gott gleich aus seiner Verborgenheit herausträte! Der Glaube könte dann nicht zu seiner Stärke gelangen, und das Verhältnis zu Gott würde gar bald zu einem bloßen Geschäfte werden, wir würden Gott nicht um sein selbst willen suchen, sondern nur wegen seiner Gaben.

Das sind die wichtigsten Aussprüche unsers Herrn. In seinen Fußstapfen gehen seine Apostel einher.

Paulus tadelt es in 1 Cor. 1, 22 an den Griechen, daß sie Weisheit, an den Juden, daß sie Zeichen suchen. Beide stimmen darin überein, daß sie das Evangelium dem Gebiete des Glaubens entrücken wollen, der sich durch eine sittliche That emporringt zu den unsichtbaren Dingen, und in das Gebiet der Demonstration versetzen, die geeignet ist, auch den Widerwilligen zu überführen und offen sich empören, wenn das Evangelium dieser ihrer Anforderung nicht entspricht. „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkel wohnen", 1 Kön. 8, 12. Das Evangelium soll nach der Seite der begrifflichen Erkentnis und nach der Seite der bestätigenden Thatsachen Schwirigkeiten darbieten, damit nur diejenigen zu ihm hindurchdringen können, denen ihr Herz Wegweiser wird. Die allein sind würdig auf des Herrn Berge zu wohnen, das profanum vulgus wird von ihm durch ein dichtes Gehege abgehalten. Man kann diese Schwirigkeiten, soweit sie namentlich für die Erkentnis stattfinden, nicht beseitigen ohne die Sache selbst zu zerstören. Das Evangelium hört auf Evangelium zu sein, wenn es nicht mehr für die natürliche Vernunft eine Thorheit ist. Das Wort vom Kreuze wird zu nichte, wenn es im Sinne der Welt sich als Weisheit darstellt. (V. 17.)

Nach 1 Cor. 13 sind wir für jezt, für die ganze Dauer des gegenwärtigen Lebens auf den Glauben gewiesen und es heißt die Schranken verkennen, welche dies Leben von dem zukünftigen scheiden, wenn wir es anders haben wollen. Wir sollen hier nur stückweise und unvollkommen erkennen, damit unsere ganze Energie sich dem Glauben zuwende, für den diese Unvollkommenheit des Erkennens der notwendige Stachel ist. Wäre es anders, so würde auch die Sehnsucht nach dem jenseitigen Dasein, nach dem ewigen Leben in uns ersterben, welche anzufachen die Schrift so sehr bemüht ist, wir würden uns nicht mehr als Gäste und Fremdlinge fühlen, die eine Heimat suchen, und eben damit den Versuchungen und Verlockungen viel zugänglicher werden, welche die Erde an uns herantreten läßt. Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, das gehört notwendig zum Christenstande, und daß das in uns lebendig bleibe, dazu gehört notwendig, daß wir auf der rauhen Bahn des Glaubens wandeln und überall von Dunkelheiten und Schwirigkeiten umgeben sind.

In 2 Cor. 5, 6—8 sagt der Apostel: „Wir wissen, daß wir so lange wir im Leibe wallen, fern sind von dem Herrn. Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Wir sind aber getrost und haben vielmehr Lust außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn." Danach gehört für dieses Leben das Glauben, für jenes Leben das Schauen. Für dieses Leben das sich aus Dunkel und Finsternis zu dem in der Ferne winkenden Lichte Emporringen, für jenes Leben das Schauen des Lichtes in unmittelbarer Gegenwärtigkeit. Der Zustand in diesem Leben erscheint als ein schmerzlicher, als ein Entferntsein von dem Herrn, aber dieser Schmerz ist die Bedingung der Freude. Die Abwesenheit des Herrn steigert das sehnliche Verlangen nach ihm und die Energie dieses Verlangens reinigt die Sele, so daß sie des Schauens fähig wird.

Der Brief an die Hebräer bezeichnet in C. 11 den Glauben als das Vertrauen auf gehofte Güter, die Ueberzeugung von Dingen, die nicht gesehen werden, und weist eben dadurch darauf hin, daß der ganze Christenstand zerstört werden würde, wenn keine Schwirigkeiten und Anstöße vorhanden wären, wenn Christus sich überall handgreiflich kundgäbe. Auch die Wahrheiten der Naturreligion treten in tiefer Verhüllung auf: nur „durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes bereitet ward." Der Brief wurde an schwer Angefochtene geschrieben, an solche, die den Raub ihrer Güter bereits erduldet hatten und denen es eben ans Leben ging. Der Verfasser weist darauf hin, daß dieser scheinbar abnorme Zustand der Christengemeinde in Wahrheit normal ist: auf den Glauben gewiesen zu sein, das Sichtbare gegen sich zu haben, das ist so recht eigentlich der Zustand, in dem der Christ in seinem Elemente ist, wie der Fisch im Wasser. Wenn es ihm recht wol geht, so ist das eine Ausnahme, die er dankbar hinnehmen, aber zugleich darauf gefaßt sein muß, daß bald die Regel sich um so kräftiger geltend machen wird. Die Region des Glaubens, das irdische Dasein, ist von so engen Schranken umzogen, daß lange dauernde Ausnahmen hier nicht gewährt werden können. Ferien müssen wol sein, aber wenn sie zu lange ausgedehnt werden, so verwildern die Kinder, und die Schule ist die Hauptsache, nicht die Ferien, die nur im Interesse der Schule gewährt werden. Die Gläubigen sind unter uns vielfach angesteckt von weltlichen Vorstellungen in Bezug auf das sogenante Lebensglück und eben darin liegt es, daß sie, wenn das Kreuz sie überfällt, so weichmütig und so verzagt werden. Es komt ihnen kaum ein Gedanke daran, daß sie jezt grade in dem normalen Zustande sind, daß in dem Worte leben, sprechen: und ob das Herz spräch lauter nein, soll doch dein Wort gewisser sein, recht eigentlich der Christenstand ist, daß der Herr uns nirgends Vollmachtsbriefe zum Glücke in diesem Leben gegeben, daß er uns vielmehr überall auf das ewige Leben angewiesen hat.

In C. 3, 6 des Briefes an die Hebräer heißt es: „Wir sind sein Haus, wenn wir die Zuversicht und die freudige Hofnung bis ans Ende festbehalten", und in V. 14: „wir sind Christi teilhaftig, wenn wir den Anfang der Zuversicht bis ans Ende fest behalten." Da erscheint der Glaube als die unerläßliche Bedingung der Zugehörigkeit zu Christo. Der Glaube aber und eben damit auch die auf dem Glauben beruhende Gemeinschaft mit Christo hat seine Stufen und die lezte Stufe fällt erst mit dem Ende dieses Lebens zusammen. Der „Anfang des Glaubens", der erste Aufschwung des Gemütes zu Christo genügt nicht. Es gilt durch das ganze Leben hindurch, den Glauben gegen alle Anfechtungen zu behaupten und durch diese Behauptung zu immer innigerer Gemeinschaft mit Christo vorzudringen, im Gegensatze gegen den traurigen und verderblichen

Wahn so Vieler, welche, wie Calvin sagt, nachdem sie das Evangelium oberflächlich gekostet haben, als wenn sie schon zum Höchsten gelangt wären, an den Fortschritt nicht denken. Die Lehre von Stufen des Glaubens und der Gnade, welche Manche in dem Vortrage über Jakobus anstößig gefunden haben, liegt hier klar vor. Die Schrift redet von einem kleinen Glauben und von einem großen Glauben — Christus redet die im Sturme zagenden Jünger als Kleingläubige an und die Jünger bitten ihn: Herr stärke uns den Glauben; auf der andern Seite sagt Christus von dem heidnischen Hauptmann: „wahrlich ich sage euch: einen so großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden", und zu dem Cananäischen Weibe: „o Weib, dein Glaube ist groß." Mit dem Glauben aber geht das Wolgefallen Gottes und die aus ihm fließende Gabe Hand in Hand. Was Jesus zu dem Hauptmann sagt: dir geschehe wie du geglaubt hast, das sagt er zu Allen. Gewis, auch die zitternde Hand ist eine Hand, wie Heinrich Müller sagt, aber die feste erhält doch mehr, und wenn die zitternde gar zu sehr zittert, so erhält sie gar nichts, wie uns das Jakobus, der liebe Apostel, den der Auferstandene nach dem Berichte des heil. Paulus durch eine besondere Erscheinung geehrt und der Kirche aller Zeiten empfohlen hat und für den man willig und freudig Schläge leiden muß, in C. 1, 6 so nachdrücklich sagt. Oft aber ist die Hand, die sich selbst in ihrer Demut und in der Glut der Anfechtung für eine zitternde hält, im tiefsten Grunde grade eine recht feste. Fühlen und Glauben ist weit von einander unterschieden. Die Schrift lehrt aufs klarste, daß man aus dem Glauben fallen, am Glauben Schiffbruch leiden kann, Col. 1, 23. 1 Tim. 1, 19, und daß diejenigen, welche also weichen und wanken, das Wolgefallen Gottes und die mit ihm zusammenfallende Rechtfertigung verlieren, Hebr. 10, 38. Steht dies fest, hat das Nachlassen im Glauben so entscheidende Folgen, so muß auch das Beharren in ihm auf eine höhere Stufe versetzen, als die bis dahin innegehabte. Wenn es von Jesus, unserm Vorbilde, nach seiner menschlichen Natur heißt, er habe zugenommen an Gnade bei Gott, so sollen auch wir mit allem Eifer nach diesem Ziele ringen, und uns hüten, daß es nicht von uns heiße: wer sich auf seine Schwachheit steurt, der bleibt in Sünden liegen. Das ganze menschliche Dasein wird ein Räthsel, es verliert seinen Zweck und seine Bedeutung, wenn wir nicht Stufen des Glaubens und der Rechtfertigung annehmen. Wenn schon der „Anfang" des Glaubens genügt, warum holt Gott die Seinen nicht sofort heim, wenn dies Ziel bei ihnen erreicht ist? Man hat gemeint, eine nur unvollkomne Rechtfertigung sei gar keine Rechtfertigung, es gebe kein Drittes zwischen dem in Gnaden sein und nicht in Gnade sein. Aber solche Dinge sind nicht nach Formeln zu beurteilen, sondern nach der Wirklichkeit des Lebens. Ein frommes Kind hat der Eltern ganze Liebe. Wenn aber das

Kind zum Jünglinge erwächst und sich in ihm ein selbständiges geistliches Leben entwickelt, wenn es die Lüste der Jugend flieht und dem Bösen kräftig widersteht, so nimt auch die Liebe der Eltern zu ihm einen neuen Charakter an. Wenn aus dem Jüngling ein Mann wird und dieser in den Dienst des Reiches Gottes tritt und sich seinem Herrn opfert zu allem Wolgefallen, so tritt wieder eine neue Stufe ein. Das ist ein Gleichnis für das Verhältnis der Gläubigen zu Gott. Schon mit dem Anfang des Glaubens geht die Gnade Gottes und die Vergebung der Sünden Hand in Hand, aber so gewis dies ist, so gewis ist es auch, daß derselbe Segen, der auf dem Anfange ruht, wachsend auch den Fortschritt begleiten muß. Das beruht auf demselben Princip. Das Leben wird schal, wenn dies verkant wird, wenn es in dem Leben in Christo keine Kleinen und Großen mehr gibt, keine Kinder, Jünglinge und Männer.

Petrus bezeichnet im ersten Capitel des ersten Briefes den Glauben als das einige Mittel zur Seligkeit der Selen zu gelangen. Das Wesen dieses Glaubens sezt er in Anspielung auf das Wort Christi an Thomas darin, das man Christus liebt ohne ihn zu sehen, woraus nach Calvin Jo. Gerhard den Schluß zieht: „der Glaube ist keine nackte, müßige und kalte Kentnis, sondern er entflamt das Gemüt zur Liebe Christi." Weil es dem Glauben wesentlich ist, Christus nicht zu sehen, so muß er, um sein eigentümliches Wesen recht entfalten zu können, durch schwere Leiden und Anfechtungen hindurchgeführt werden, deren Bedeutung eben darin liegt, daß Christus sich in ihnen aufs tiefste verbirgt, so daß das Gemüt sich zu ihm emporringen muß. Diese Leiden sind für den Gläubigen, was für das Gold das Feuer. Der Gläubige empfängt durch sie die notwendige Läuterung und Bewährung. Erst wenn er diese vollständig erhalten, kann an die Stelle des Glaubens, der in dem Diesseits die leitende Macht ist, das Schauen treten. Petrus geht hier Hand in Hand mit Jakobus, welcher ausruft: „selig ist der Mann, der die Versuchung erduldet, denn nachdem er bewährt geworden, wird er die Krone des Lebens empfangen." Wir sind bei dem Glauben, wofür Gott Dank und Preis sei, zunächst nicht auf uns selbst gewiesen. Die Kraft Gottes bewahrt uns, wie Petrus sagt, durch den Glauben auf die Seligkeit. Der Glaube ist nur Mittel, wodurch sich die Kraft Gottes wirksam erweist. Aber das darf uns nicht zur Trägheit verleiten, es soll uns vielmehr zur höchsten Activität auffordern, welche hervorzurufen grade der Zweck des Petrus ist. Komt Alles auf die Kraft Gottes an, so muß das höchste Streben darauf gerichtet sein, daß sie in uns ungehemt ihre Wirksamkeit entfalten könne.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 9. März. № 20.

Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen?

(Schluß.)

„Die göttliche Kraft", sagt Jo. Gerhard, „bewahrt uns nicht nach einem unveränderlichen Beschlusse im Glauben zum Heile, sondern durch dieselben Mittel, durch welche sie den Glauben zuerst entzündet, nämlich durch das Hören des Wortes und den Gebrauch der Sacramente, wozu bei den Wiedergebornen das tägliche Gebet treten muß für Erhaltung und Wachstum des Glaubens und die Scheu vor Sünden gegen das Gewissen, wodurch der Glaube, die Gnade Gottes und die Einwohnung des heiligen Geistes zerstört wird. Wer solcher Sünden sich schuldig macht, der entsagt der göttlichen Kraft und leidet Schiffbruch am Glauben", wenn er auch in dem Herr Herr sagen und in dem Pochen auf eine vermeintliche Rechtfertigung fortfährt.

Im Einklange mit dem Bewußtsein jedes im Glauben Stehenden lehrt die heilige Schrift auf das deutlichste, daß der Glaube nicht in der Menschennatur seinen Ursprung hat, sondern von dem komt, von dem jede gute Gabe. Niemand kann zu mir kommen, spricht Jesus Joh. 6, 44, wenn ihn nicht der Vater zieht. Zu Petrus sprach er, nachdem dieser seinen lebendigen Glauben kundgegeben: Fleisch und Blut hat dir das nicht kund gegeben, sondern mein Vater im Himmel. Den Vater erkent nach seiner Aussage Niemand als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. Er verheißt in Joh. 12, 32: „und ich, wenn ich erhöht worden von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen." Nach dem Ausspruche des Apostels in 1 Cor. 12, 3 kann Niemand Jesus den Herrn nennen außer im heiligen Geiste. Durch unsern Herrn Jesus Christus haben wir nach Röm. 5, 2 den Zugang im Glauben zu dieser Gnade, darin wir stehen.

So gewis es aber ist, daß in dem Glauben die Kraft Gottes wirksam ist, ebenso gewis ist es auch, daß unter dem Beistande der vorbereitenden Gnade der Wille des Menschen sich der Kraft Gottes entgegen bewegen muß, wenn der Glaube zu Stande kommen soll. Der Mensch kann sich gegen diese Kraft absperren und verhärten und damit fällt er dem Unglauben und mit ihm dem Verderben anheim. Ihr habt nicht gewollt, spricht Jesus zu den Juden, und erklärt eben damit, daß zu dem Glauben neben dem göttlichen auch ein menschlicher Factor erforderlich ist. Daß Niemand zu dem Sohne kommen kann, als wen der Vater zieht, das läßt Jesus den ungläubigen Juden nicht etwa als Entschuldigung gelten, er spricht es vielmehr als Beschuldigung gegen sie aus: warum sind sie so beschaffen, daß sie nicht gezogen werden können? Um zu Christo zu gelangen, dazu gehört nach Joh. 1, 12. 5, 43 auch das Annehmen und Aufnehmen, nach C. 7, 17 der Wille, den Willen Gottes zu thun. Der Mensch müßte nicht nach Gottes Bilde geschaffen sein, wenn es anders wäre, wenn hier eine reine Leidentlichkeit stattfände. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, dies Wort des Apostels hat zur Voraussetzung, daß der Glaube unter sittlichen Bedingungen steht. Er würde jedermanns Ding sein, wenn er auch wider Willen eingegossen werden könte. Wie hoch Gott die menschliche Freiheit hält, das sehen wir an der Thatsache der Versuchung der ersten Eltern und des Sündenfalls. Besser, wenn es nicht anders sein kann, durch das unendliche Wehe der Sünde hindurch, besser auch, daß so Viele dem ewigen Tode anheimfallen, als das Verharren in bloßer Leidentlichkeit, das rein passive Bleiben in dem nur Anerschaffenen.

In dieser Beteiligung des Willens, wie sie grade bei dem Glauben stattfindet, liegt die eigentliche Lösung des Problemes, warum wir im Glauben wandeln und nicht im Schauen. Würde die Wahrheit uns in handgreiflicher Weise dargeboten, so könte der Wille nicht zur Entfaltung gelangen, so wäre unsere Wahl nicht ein Act der Freiheit, sondern sie würde durch eine zwingende Gewalt bestimt.

Wie mit dem Anfange des Glaubens, so ist es auch mit dem Fortgange, ja es nimt da der menschliche Wille noch eine viel höhere Bedeutung ein, da er nun wirken kann mit den Kräften, die durch den Anfang des Glaubens erworben worden. Die Schrift redet in einer Reihe von Stellen von einem Kampfe des Glaubens, Stellen, die sämtlich auf der urgeschichtlichen vorbildlichen Thatsache des Kampfes Jakobs beruhen. Der Heiland spricht: Ringet danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet. Paulus sagt in Phil. 1, 29. 30: „Euch ist gegeben, daß ihr nicht allein an Christus glaubet, sondern auch um seinetwillen leidet. Und habet denselben Kampf, welchen ihr an mir gesehen habt und nun von mir höret." Er ermahnt die Philipper in V. 27, daß sie mit ihm ringen sollen in dem Glauben an das Evangelium. Er schreibt an

die Colosser in C. 2, 1: „ich lasse euch aber wissen, welchen Kampf ich habe um euch.“ Den Thessalonichern hat er nach 1 Thess. 2, 2 freudig in Gott das Evangelium verkündet in vielem Kampfe. Den Timotheus ermahnt er in 1 Tim. 6, 12: „kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, zu dem du berufen wurdest.“ Er schreibt an ihn in 2 Tim. 4, 7, da seine eigne Laufbahn zu Ende geht: „ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter geben wird, nicht mir aber allein, sondern allen, die seine Erscheinung lieb haben.“ Der Brief an die Hebräer fordert in C. 12, 1. 2 auf: „lasset uns laufen mit Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens“ (denjenigen, der im Glauben uns allen vorangegangen ist, und diesen Glauben bis zu Ende durchgeführt hat, ohne matt zu werden und abzulassen), „welcher im Blicke auf die ihm vorliegende Freude das Kreuz erduldete und der Schande nicht achtete, und sitzet nun zur Rechten des Stuhles Gottes. Gedenket an den, der ein solches Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, daß ihr nicht in eurem Mute matt werdet und ablasset.“

Auf diesen Kampf ist es abgesehen, wenn wir in diesem Leben auf den Glauben hingewiesen sind, das Schauen dem jenseitigen Dasein vorbehalten bleibt, wo es uns als Lohn für die Erfüllung der Aufgabe dieses Lebens zu Teil werden soll, ein Gnadenlohn, so gewis als wir ohne Christus nichts, gar nichts schaffen können, als Gott allein in uns das Wollen und Vollbringen schafft, aber doch zugleich ein sauer erworbener Lohn, unter Kämpfen und Ringen, unter unablässigem Wachen und Beten. Würde das Schauen uns schon hier zu Teil, so wäre das keine Gnade, es wäre grausame Härte. Der Kampf des Glaubens allein kann die Sele reinigen. Wie der Schweiß des Angesichtes seit 1 Mos. 3 überhaupt für uns heilsam ist, so sind wir auch in Bezug auf die höchste Aufgabe auf ihn gewiesen. Wir sind mit den stärksten Banden an die Sichtbarkeit gefesselt, unser Herz wird von ungöttlichen Leidenschaften hin- und hergezogen, aus diesem elenden Zustande können wir nur dann gründlich herauskommen, wenn ein Ringen nach Gott in der Sele lebendig wird, und zu diesem Ringen gehört, daß Gott sich aus der Sichtbarkeit zurückzieht. Kämpfen heißt Gott suchen, und wenn er gesucht werden soll, so muß er verborgen, tief verborgen sein. Es ist ebenso seiner Majestät angemessen, als unserm Heile förderlich, daß er im Dunkeln thronet.

Neben allem Kreuze, welches uns laut zuruft: „wo ist dein Gott?“ hat bei diesem Kampfe auch der Satan seine Stelle. Sein Amt ist, daß er suche, welchen er verschlinge, daß er uns Gottes Offenbarung und seine Gnade unsicher macht, und eben dadurch uns in den Kampf hineintreibt, daß er uns aufschüttelt aus dem sicheren, selbstzufriedenen Wesen, welches uns unfähig macht, der Aufgabe dieses Lebens zu genügen. Die Gefährlichkeit des Feindes ist eine notwendige Bedingung der Energie des Kampfes. Der Satan ist der Gehilfe Gottes in der Selsorge. Hiob wäre in der Selbstgerechtigkeit liegen geblieben, wenn Gott den Satan nicht auf ihn losgelassen hätte. Seid nüchtern, wachet, kämpfet, widerstehet, denn ihr habt nicht blos mit Fleisch und Blut zu kämpfen, das alles würde wegfallen, wenn der Satan nicht wäre, dessen Existenz freilich zum Räthsel wird, sobald man wähnt, daß der Christenstand in einer rein passiven Hinnahme der von oben dargebotenen Güter bestehe, verbunden mit einem unablässigen Beseufzen der eignen Ohnmacht und Unwürdigkeit, eine Meinung, die aufs Aeußerste getrieben ist in der kürzlich erschienenen Selbstbiographie eines namhaften Würtemberger Geistlichen, der, gewis in guter Meinung, selbst den Eifer im Gebete für unnüz, ja schädlich erklärt, weil Christus für uns schon Alles ausgerichtet habe. Verhielte es sich so, so müßten freilich Lieder wie: „Ein Christ ein tapfrer Kriegesheld, voll Geist, voll Kraft und Stärke“, „Wer das Kleinod will erlangen, der muß laufen was er kann“, „Mir nach spricht Christus unser Held“, „Lasset uns mit Jesu ziehen“, „Auf ihr Christen Christi Glieder“, „Jesu hilf siegen“, „Ringe recht wenn Gottes Gnade“, „Löwen laßt euch wiederfinden“, „Rüstet euch ihr Christenleute“, aus unsern Gesangbüchern gestrichen werden. Aber biblisch ist solche Lehre sicher nicht. Die ganze Schrift athmet Kampf, Eifer, unablässigen Fortschritt. Paulus, der im Einklange mit der Erfahrung jedes Christen so nachdrücklich die Werke als Früchte des Glaubens darstellt, will doch nichts weniger, als daß man müßig warte, bis sie sich einstellen, sondern er ermahnt auf das eindringlichste, daß man mit den durch den Glauben gewonnenen Kräften in das Schaffen der Werke eingehe. Er hätte sich blos auf die Darstellung der Rechtfertigung beschränken, sich den ganzen moralischen Teil seiner Briefe ersparen können, wenn die Sache sich so ganz von selbst machte. Er steht sicher nicht auf der Seite derer, welche die Lehre von der Rechtfertigung zum Deckmantel ihres schlaffen weltfreundlichen Wesens machen und damit ihr wimmerndes Gewissen beschwichtigen möchten. Er hat einen guten Kampf gekämpft und mahnt uns dringend, es ebenfalls zu thun.

Dem Herrn Briefschreiber danken wir herzlich für die gegebene Anregung. Der Gegenstand bietet noch andere Seiten dar. Vielleicht finden sich Andere veranlaßt, diese zu beleuchten.

Die Johanniterinnen.

(Fortsetzung.)

Als nach und nach das Bedürfnis nach Reformation der kirchlichen Zustände immer gewaltsam drängender wurde, versuchten die tieferen und bedeutenderen Geister überall und so auch in diesen Vereinen, so weit nur ihre Kräfte reichten, auch darin Hand ans Werk zu legen. Um das Jahr 1400 etwa war diese Art von Brüderhäusern in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland am meisten verbreitet, und wir hören zu

dieser Zeit ihr hohes Lob aus dem Munde des berühmten Gerson, Kanzlers der Universität von Paris, welcher 1418 auf dem Conzil zu Constanz, wo die ihnen feindlich gesinten Ordensgeistlichen, besonders die Dominikaner und Bettelmönche, sie hart verläumdeten, durch eine glänzende Verteidigungsrede die Brüder vor der drohenden Verfolgung rettete. Vielleicht wurde von Allen am bekantesten der Brüder-Convent zu Deventer in der Provinz Ober-Yssel, mit welchem Thomas a Kempis bis zu seinem Tode 1471 in der innigsten Gemeinschaft lebte. Das nahe von Deventer bei Zwoll gelegene Kloster der Augustiner Chorherren, dem Kempis angehörte, hatte zwar noch die althergebrachten Gelübde geleistet, schloß sich jedoch nicht nur in seinem ganzen sittlichen und freisinnig evangelischen Streben eng an die Freunde zu Deventer an, sondern es nante sich selbst auch nur: „Kloster von der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens auf dem Berge der heil. Agnes." — Hier war es, wie bekant, wo Thomas a Kempis das segensreiche Buch von der Nachfolge Christi schrieb, und uns unter vielen andern gottseligen Schriften auch ausführliche Biographien seiner frommen Gesinnungsgenossen und geistlichen Brüder aus dem Convent zu Deventer hinterließ.

Mehr als alle übrigen Nachrichten aus jener Zeit geben die Schilderungen aus diesen Lebensbildern ein deutliches Bild von dem Geist jener Genossenschaften, die damals in ihrer größten Kraft und Wirksamkeit standen, ebenso wie die neben ihnen in lebendiger und geheiligter Thätigkeit arbeitenden Schwesterhäuser. Das beste Lob Beider in unseren Augen aber muß ein Brief Luthers sein, am 30. Januar 1532 zu Gunsten der Congregation zu Herford in Westfalen geschrieben. Der Vorsteher derselben, Jacob Montanus aus Speier, mit Melanchthon befreundet und innig für das Werk der heiligen Reformation begeistert, hatte auch die Brüder bewogen, sich derselben anzuschließen. Sie traten sämtlich zu der neuen Lehre über, verkündeten öffentlich den evangelischen Glauben und unterrichteten auch in ihren Schulen die Jugend der Stadt darin. Im Uebrigen jedoch behielten sie das ihnen so teuer gewordene abgesonderte klösterliche Leben bei, vor Allem ihre Armut, Enthaltsamkeit und strenge äußerliche Zucht. — Die Bürgerschaft zu Herford, der Reformation ebenfalls auf das Eifrigste ergeben, nahm Aergernis an dieser klösterlichen Gestalt des Brüderhauses, bestand darauf, dasselbe aufzuheben und die Gebäude zu anderweitigen Zwecken zu verwenden. In dem hieraus erwachsenden Conflikt wandte Montanus sich an Luther, ihn um seine endgiltige Entscheidung bittend. In dem oben erwähnten Brief, welchen Luther als Erwiderung auf diese Anfrage an den Rath und Bürgermeister zu Herford richtet, heißt es unter Anderem:

„Es ist an mich gelangt, wie man die Schwestern und die im Brüderhause nötigen will, ihren Stand und Kleidung zu verlassen. — Doch wisset Ihr ohne Zweifel, daß unnötige Verneuerungen, sonderlich in göttlichen Sachen, sehr gefährlich sind. Weil denn die Brüder und Schwestern, die bei Euch das Evangelium ernstlich angefangen, ein ehrbarlich Leben führen und eine ehrliche, züchtige Gemeinde sind, daneben das reine Wort Gottes treulich lehren und halten, so ist meine freundliche Bitte, E. W. wolle nicht gestatten, daß ihnen Unruhe und Erbitterung um dieser Sache willen widerfahre, daß sie geistliche Kleider tragen und alte löbliche Gewohnheiten, so nicht wider das Evangelium sind, halten. Denn solche Brüderhäuser mir aus der Maßen gefallen, und wollte Gott, alle Klöster wären auch also, so wäre allen Pfarrherren, Städten und Landen wol geholfen und gerathen. Versehe mich, E. W. wird sich hierin christlich und ehrbarlich wissen zu halten, angesehen, daß sie weder dem Pfarrherrn noch dem Kirchspiel schädlich, sondern sehr nützlich und besserlich sind."

In der Antwort an Montanus selbst, welche zu gleicher Zeit abgefaßt ist, finden wir folgende Stelle:

„Denn Eure Lebensweise, die Ihr rein nach dem Evangelium Christi lehret und lebet, gefällt mir ausnehmend und möchten doch mehrere solche Klosteranstalten vorhanden sein! — Aber ich wage nicht viele zu wünschen, denn wenn alle so wären, so würde die Kirche allzu selig in diesem Leben sein. Eure Kleidung und anderen löblichen Sitten stehen dem Evangelium durchaus nicht entgegen, ja sie unterstützen sogar das Evangelium kräftig gegen die frechen aufrührerischen Geister, die heut zu Tage nichts als einreißen, aber nichts zu erbauen verstehen." —

Ein Lob von so großer Wärme und Herzlichkeit wie wir es hier aus dem Munde Dr. Luther's hören, muß den Zweifel auch des sorgsamsten Gewissens heben als ob in den scheinbar nur klösterlichen Einrichtungen von Abgeschiedenheit, Gehorsam, fester Regel und abweichender Tracht und Sitte einer solchen Brüder- oder Schwesterschaft irgend etwas liegen könne was den Irtümern des Katholicismus ähnlich, gegen den Geist unserer heiligen evangelischen Kirche sündige. Warum sollte nun unsere Zeit, in welcher der allmächtige Odem Gottes die verborgene Glut des lebendigen Glaubens aus der verglimmenden Asche des todten Indifferentismus wiederum zur lichten Flamme angefacht und entzündet hat, warum sollte unsere Zeit, welche die Stiftung der Diakonissen aus den Apostolischen Zeiten neu erweckt hat nicht auch die Johanniterinnen der Kreuzzüge und die Schwesterhäuser aus dem Zeitalter der Reformation wieder ins Leben zurückrufen? — Die Johanniterinnen wären ein brauchbares Werkzeug in der thatkräftigen Hand des neu belebten Johanniterordens, dessen wachsende Rührigkeit jede Hilfe verwerthen kann. Ihre Arbeit und Ausbildung müßte durchaus gleichartig mit derjenigen der Diakonissen sein, vielleicht mit dem Unterschiede, daß jede Eintretende durch einen jährlichen Beitrag zur Kasse des Haushaltes für ihren eigenen Unterhalt sorgte. Dieser Beitrag dürfte nicht höher sein als der einfachste Lebensunterhalt für eine Person ihn bedingt, etwa von 150 Thlr. Zur Unterstützung der Hospize selbst, welche der Ordenskasse anheimfallen, wäre er nicht bestimt, sondern nur zum eigenen Unterhalt der Schwestern. Dennoch würde auch dieser geringe Beitrag das raschere Wachstum der zu gründenden Mutterhäuser und die leichtere Entfal-

tung derselben fördern. Man sage nicht, die Diakonissen seien ja vorhanden und diese genügten. Ihr Segensgebiet ist so groß, daß wir nur wünschen müssen, sie möchten täglich wachsen und sich an Zahl verzehnfachen, aber auch für Andere wird immer noch Raum und Arbeit übrig bleiben. Das Element der Mannigfaltigkeit und Gliederung und vor Allem der Freiheit aller Eigentümlichkeiten die sich geläutert haben im Feuer der Liebe und der Heiligung ist ein wunderbares Gesetz im Reiche Gottes. Zuweilen bringt eine kleine Abweichung, ein geringfügig scheinender Umstand großen Segen. Aber nicht eine jede Frau ist dieser angestrengten Thätigkeit der Krankenpflege fähig, die volle Kraft der Jugend und der Gesundheit gehört dazu, und viele von denen, die gern der Welt entsagten und sich ungeteilt dem Dienste Gottes und der Armen widmen möchten, sind einer solchen Aufgabe körperlich nicht gewachsen. Manche kommen erschöpft aus einer bestandenen schweren Trübsal, Andere haben Mut und Thatkraft in langen Jahren harter Arbeit oder bitteren Grams verloren, und gibt es nicht auch solche, die von der Kindheit an das Kreuz der Krankheit und körperlicher Schmerzen getragen haben, das ihnen nur noch ein bestimtes Maß der Anstrengung möglich macht? — Aber selbst unter den Jugendlichen und Gesunden sind Naturen, für welche das rege Leben der Unruhe und Geschäftigkeit, das der Dienst in einem gefüllten Krankenhause und seine täglich neu hinzukommenden Hilfebegehrenden naturgemäß und notwendig mit sich bringt, etwas Ueberwältigendes ja beinah Beängstigendes und Aufreibendes haben würde. Ihre physische oder phychische Befähigung macht sie zu den Leistungen die jenes bedingt, absolut untauglich und ihre selischen Bedürfnisse fordern einen tieferen Grad von Verborgenheit, von Schatten und Schweigen, und Stunden des Alleinseins und der inneren Einkehr beinah als eine Lebensnotwendigkeit für sie. Die Schwesterhäuser des gemeinsamen Lebens wären für solche eine passendere Zufluchtsstätte. Jede einzelne Gemeinschaft könte ihre individuelle Gestaltung nach dem Wunsch und Bedürfnis derer für sich selbst begründen, welche in derselben zusammenträten, und in der vollen evangelischen Freiheit das Wort ergreifen: „Es ist Alles Euer, Ihr aber seid Christi.“ Es ist hier die Frage, ob die Bestimmung des Mechler Beghinenhauses, die ein gewisses Alter zum Eintritt vorschreibt, eine empfehlenswerte sei, und ob nicht grade die Genossenschaft unter Jüngeren und Aelteren ein wolthätiges Moment gegenseitiger Anregung und Ergänzung bietet, wie in dem Schoße der Familie und wie überall im Leben selbst? — So müßte die Hausordnung ebenso, wie die Berufsgestaltung eines jeden Schwesterhauses, denen als ihr eigenstes Recht angehören, welche zuerst in demselben sich vereinigen, und später Hinzutretende wählten dann zwischen den Eigentümlichkeiten verschiedener Schwesterschaften. Das Eine muß man immer festhalten, daß ohne Ordnung nichts besteht und ohne Gehorsam es keine Ordnung gibt, schlechtweg, weder im Himmel noch auf Erden. „Ein jegliches Haus, so es mit sich selbst uneins wird, mag nicht bestehen.“ — Zum segensreichen Gedeihen

einer Vereinigung gehört ferner ein Zweifaches: einmal ein fester, innerer Einheitspunkt, ein klares Bewußtsein über den Grund und Zweck, zu dem man sich mit einander verbunden hat, und zweitens eine geregelte und zugleich thatkräftige Wirksamkeit in der Erfüllung eines nüzlichen Berufes für die übrige Welt. Die erste Regel eines solchen Vereinshauses kann aber auch hier nur das königliche Gebot des Herrn und die tägliche Ermahnung des Evangelisten Johannes sein, wahrhafte, herzliche, lebendige Liebe, die da ist alles Gesetzes Erfüllung. Im Geiste der Liebe und im Wesen der Ordnung versteht sich der Gehorsam gegen die Vorgesezten des Hauses von selbst. So liegt das verwirklichte Ideal eines doppelten Strebens schon beglückend und Befriedigung bringend vor uns, das eigene Wachstum in der Frömmigkeit, der Heiligung und der Gnade bei Gott, und eine gesegnete, geheiligte Thätigkeit, die jene köstlichen Worte der Verheißung vor Augen hat: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan“, und: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ — Gibt es einen auserwählteren Lebensweg heimwärts durch die Welt dem Himmelreiche zu, als dem lockenden Rufe dieser zwei Worte sein Herz zu weihen und ihm ungeteilt zu folgen? — Wie der Herr nicht gekommen ist in die Welt, daß Er sich dienen lasse, sondern daß Er diene und gebe Sein Leben zur Erlösung für Viele, so wird auch der Pfad, der Seinen heiligen Fußstapfen folgen will, auf seinen Meilensteinen und Wegweisern die Worte als Richtschnur führen: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesez Christi erfüllen. In einer geistlichen Familie, wie eine Schwesterschaft sie gründet, müssen eben Alle darnach vor Allem trachten, eines Sinnes zu sein, das Ziel im Herrn täglich und stündlich im Auge zu behalten, in Demut gegenseitig einander zu dienen, kein Geschäft zu scheuen, dasjenige am liebsten zu verrichten, das am wenigsten Ehre und am meisten Arbeit bringt, und in Gleichheit der Sitten nichts eifriger und herzlicher zu suchen, als das Heil der Selen und den Frieden des Hauses. Aber auch Niemand darf in eine solche aufgenommen werden, der sich nicht durch seiner Hände Arbeit nüzlich zu machen versteht. In der leiblichen Arbeit liegt ein großer Gewinn für das Wachstum der Sele in allem Guten, sie bekämpft die Weichlichkeit und den Uebermut des Fleisches, hält den zerstreuten Geist in Schranken und ist die beste Arznei wider alle Sünden der Zunge und alle Versuchungen des Müßiggangs, bei dem die Andacht erkaltet, der Eifer erlischt und das Leben in Gott seine tödtlichsten Feinde findet.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 20.

Durften wir im Kirchengebet um Glück und Sieg für unsere Waffen bitten?

Ein Pastor in der Priegnitz, der von Bedenken gegen dieses Gebet sehr beunruhigt worden ist, und, wie er schreibt, es wieder werden kann, hat dieselben in einem Briefe an den Herausgeber mit der Bitte ausgesprochen, den Gegenstand, wenn er ihn für wichtig genug hielte, in der Ev. K. Z. zu besprechen. Diesen Brief schickte Dr. Hengstenberg einem Pastor in der Mittelmark zu mit der Anfrage, ob er eine kurze, runde, biblisch-motivirte Antwort darauf geben könne. Dieser glaubte es zu können, und versucht es hiermit, sie zu geben.

Jener Amtsbruder schreibt: „Die Form des in der Agende, wie auch des im vorjährigen Kriege vorgeschriebenen Gebetes ist die einer unbedingten Bitte: „Verleihe .... Glück und Sieg.“ Eine solche unbedingte Bitte darf nur dann gen Himmel steigen, wenn gar keine Zweifel mehr an ihrer Rechtmäßigkeit und Gottgefälligkeit und also auch kein Zweifel mehr an der Gerechtigkeit der von unserm Regimente vertretenen Sache obwaltet. Ist dieser Zweifel nicht gehoben, so ziemt es sich, entweder für die gerechte Sache überhaupt und um Beendigung des Blutvergießens zu bitten, oder wenigstens etwa solche Worte hinzuzufügen: So es möglich ist, oder: So es nach deiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit möglich ist. Man kann doch der Kirche nicht zumuten, für zweifelhafte oder ungerechte Sachen unbedingt oder überhaupt zu bitten. Wenn nun also die Kirche dennoch unbedingt um Sieg bittet für unsere Waffen, so muß sie zweifelsohne bereits entschieden haben, daß unsere Waffen auch die gerechte Sache verteidigen. Mit dieser Entscheidung greift sie offenbar vor, greift auch in ein Gebiet hinüber, wo sie nicht zu Hause ist, wo sie nach dem Worte Christi, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, nicht urteilen darf; sie wird Richter und Erbschichter in Sachen, die viel größer sind, als jene waren, in denen Christus selbst das Erbschichteramt abgelehnt hat. Ja, wenn die Kirche dennoch urteilt mit ihrem unbedingten Gebet um Sieg, so maßt sie sich ein Urteil an, wo sie nicht einmal die Einsicht der Acten gehabt hat, die sich allen denen, die nicht unmittelbar am Regimente teilnehmen, entziehen. Es wird gesagt, über Recht und Unrecht müßten die Könige entscheiden, und keinen Unterthanen stehe das Recht zu, darüber zu richten, sondern er gehorche und lege sein und seines Vaterlandes Geschick in seines Königs Hand. Da ist recht geredet; aber eben deswegen soll Niemand, auch die Kirche nicht, durch ein unbedingtes Gebet um Sieg richten, daß sein König Recht habe, denn dies Urteil muß der unbedingten Bitte zu Grunde liegen. Gerade weil es eine Prärogative der weltlichen Obrigkeit, der Könige ist, das Schwert ein- und ausgehen zu lassen und über die Rechtmäßigkeit des Ausgehens des Schwertes zu entscheiden, so ist es ein Uebergriff der Kirche, wenn sie durch ein unbedingtes Gebet am Altare das Bekentnis ablegt, daß dieser König im Rechte und jener im Unrechte sei. Man kann nicht, wie es geschieht, hinweisen auf die kriegerischen Psalmen, die eine unbedingte Bitte um Sieg Israels vor Gottes Thron bringen. Israel war Gottes Reich und für dessen Sieg muß unbedingt gebetet werden, aber weder Preußen, noch Oestreich, noch Sachsen, noch Hannover können sich mit Gottes Reich identificiren, sie sind alle im Schoße der einen heiligen allgemeinen Kirche, zum Teil sogar derselben evangelischen Kirche. Und wenn auch die gegnerischen Könige erklären, daß sie das Schwert nur um der Gerechtigkeit willen in der Furcht Gottes zögen, hat dann die Kirche ein Recht zu erklären, daß sie nicht die Sache des Reiches Gottes verträten, daß sie entweder heuchelten oder sich irrten? Ist es nicht vielmehr ein Kampf, der als ein rein politischer zunächst ganz außerhalb des Reiches Gottes liegt? Er muß, wenn er nicht vermieden wird, durch Gottes Gnade auch dem Reiche Gottes dienen; und daß er es thue, das allein kann die unbedingte Bitte der Kirche sein. Wenn die einzelnen Abteilungen der Einen Kirche, die der Leib Christi ist, je nachdem sie in verschiedener Herren Länder liegen, auch ohne Weiteres mit ihren Gebeten für die verschiedenen Parteien eintreten, welch eine traurige Zerklüftung der Einen Kirche, die doch nur ein Interesse haben sollte! Welch eine traurige Unselbständigkeit, Knechtschaft, Cäsareopapismus? Man gebe Gotte, was Gottes ist, d. i. lasse die Kirche unvermengt mit der Politik, und man gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist, d. h. man lasse die Könige und Fürsten die Staaten regieren und die Krie e führen, man sei ihnen unterthan auch in Kriegszeiten und hebe heilige Hände auf, für sie zu beten um tapfern Mut, starken Arm, heilsame Rathschläge, gerechte Werke u. s. w., damit sie rechte Säugammen des Reiches Gottes werden, aber man bete nicht unbedingt um Sieg des einen Teiles.“

Diese Aussprache ist gewiß die Frucht vielen Nachdenkens und ernster Forschung in Gottes Wort, ein schönes Zeichen von Eifer um das Haus des Herrn und von einem christlichen und kirchlichen Gewissen. Wenn es meine Aufgabe und Raum dazu wäre, wollte ich gern meine unbedingte Zustimmung zu vielen darin ausgesprochenen Wahrheiten mit Freuden bezeugen, und in andern Punkten mich, wie ich hoffe, leicht mit dem Amtsbruder verständigen. Aber der Anwendung, welche er davon macht, den Schlüssen, welche er daraus zieht, kann ich in der Hauptsache nicht beitreten.

Nach 1 Tim. 2, welches ganze Capitel Vorschriften für die Versamlungen der Christen enthält, hat die christliche Gemeinde vor allen Dingen auch Bitten, Gebete, Fürbitten und Danksagungen für die Könige und alle in Hoheit Gesezte zu thun. Der Apostel ermahnt dazu mit großem Nachdruck, weil

diese Gebete in den Zeiten des Druckes und der Verfolgungen vielleicht schon etwas vernachlässigt worden waren und die Gläubigen auch innerlich sich ganz schieden von den Händeln ihrer ungläubigen Oberherren. Der Apostel erwartet aber von diesen Gebeten eine große Wirkung, ein ruhiges und stilles Leben für die Gemeinde. Schon im A. T. war im Namen des Herrn verordnet, daß die Juden auch für das Leben und die Wolfahrt ihrer heidnischen Oberherren beten sollten, Jer. 29, 7. Esra 6, 10. Diese Sitte behielten sie nach dem Exil in ihrem Gottesdienste bei. Augustus verordnete, daß täglich im Tempel ein Lamm für ihn sollte geopfert werden, und es geschah. Als aber die Wogen der jüdischen Revolution immer höher gingen, forderten die Zeloten das Aufhören dieses Opfers, und gerade um die Zeit, wo St. Paulus jene eindringliche Ermahnung gab, nicht lange vor der Zerstörung Jerusalems, wurde das Opfer und Gebet im Tempel für die römischen Kaiser aus fanatischem Hasse gegen sie abgestellt. Die christliche Kirche blieb aber vor solchem Abwege mitten im Drucke und unter Verfolgungen bewahrt, wie die alten Liturgien und die Schriften vieler Apologeten und Kirchenväter beweisen. Tertullian sagt: „Wir beten für alle Kaiser, daß ihnen langes Leben, eine sichere Regierung, tapfere Heere, ein treuer Senat, ein redliches Volk, ein ruhiges Reich und was der Mensch und Kaiser wünschen kann (et quaecunque hominis et Caesaris vota sunt), zu Teil werde." Offenbar also haben sie auch um „Glück und Sieg" für des Kaisers Waffen im Kriege gebeten, ohne Einsicht in die Acten und Actionen, und ohne damit über Recht und Unrecht zwischen den Kriegführenden zu entscheiden und entscheiden zu wollen. Außer bei offenbaren Raub- und Vertilgungskriegen, wobei es sich um keinerlei national-sittlichen Güter und Aufgaben handelt (und so einer war doch gewiß der vorjährige nicht), steht es auch in keines Menschen Weisheit und Macht, so eine Entscheidung zu geben, und eben deshalb entsteht ja der Krieg. Das bestehende Völkerrecht kann die Verwicklungen zwischen Fürsten und Völkern nicht lösen, es können sogar beide Teile Recht haben, aber die Rechte collidiren, und es ist keine Weisheit und Macht auf Erden zu finden, diese Collision aufzuheben, es bleibt beim besten Willen auf beiden Seiten nichts übrig, als die Entscheidung durch's Schwert. Darum hat Gott auch den armen, elenden Menschen solchen Krieg nicht verboten und nicht verbieten können, so wenig wie die Rechtsstreite vor Gericht. Wenn die Hohen, denen Gott das Schwert gegeben hat, sich in ihrem Gewissen für den Krieg entscheiden, suchen sie ihr Recht bei Gott im Himmel, die Kirchen der betreffenden Länder haben kein Recht und keine Pflicht und kein Mittel, sich als Tribunale des Allerhöchsten zu constituiren, jede hat aber für ihre Obrigkeit einzutreten mit besonderer Fürbitte. Jede Obrigkeit ist eine heilige Ordnung Gottes und ein so hohes göttliches Gut, daß die Kirche nicht kann gleichgiltig bleiben, wenn ihre Existenz gefährdet ist, wenn sie in den Wechselfällen des Krieges wankt und schwankt, umzustürzen und zu fallen droht. Nur die fanatischen, von Gott abgefallenen Juden

wünschten ihren heidnischen Oberherren Niederlagen und Untergang, die Kirche hat ihnen auf ihren Kriegszügen „Glück und Sieg" erbeten, und sie erfüllte damit in Einem die beiden Gebote: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist!" denn sie ist dem Kaiser nicht blos den Zinsgroschen schuldig, sondern ebenso sehr und noch vielmehr diese Fürbitte.

Aber die Frage ganz allgemein und abstract gestellt: darf die Kirche in Kriegszeiten für einen Teil um Glück und Sieg bitten? läßt sich nicht genügend beantworten, es müßten viele Suppositionen gemacht und die Discussion mit mancherlei Wenn und Aber geführt werden. Es komt auf die concreten Umstände, die Art und Weise, die ganze innere und äußere Situation an. Wir haben ja auch eine ganz bestimte Position, bei welcher die Frage aufgeworfen worden ist. Wir bleiben bei unserm Falle, gehen auf denselben ein und fragen: Durften wir bei dem Kriege vorigen Jahres im Kirchengebete für unsere Waffen um Glück und Sieg bitten?

Ja, sagt der Amtsbruder, bitten durfte und sollte die Kirche, aber ob „unbedingt?" das ist die Frage. — Kein christliches Gebet ist unbedingt, es sind für das Gebet uns sehr bestimte Bedingungen gestellt, Selbstprüfung, Aufrichtigkeit, Buße, Glaube, Demut u. s. w. Wenn sie erfüllt sind, wird das Gebet unbedingt; auch das um Gesundheit, Nahrung, Kleidung, Glück und Sieg. Es wird so vom Geiste Gottes in unserm Geiste geläutert und erfüllt, daß es Reichsgebet wird, wir wissen, was wir beten sollen, unserer Schwachheit ist auf-, aller Ungewißheit ist abgeholfen. Es ist freilich eine große Höhe, die wir auf der Leiter jener Bedingungen ersteigen sollen, und da wir oft weit unten bleiben, wagt unser Gebet nicht unbedingt zu werden, der Geist Gottes räumt die Schranken: „so es möglich ist", „so es dir gefällig ist", nicht weg. Wir dürfen aber nicht lehren, daß außer den Bedingungen, die Gott selbst gemacht hat, auch wir noch selbst welche machen müßten, nein, unbedingt Gott um Alles bitten können und dürfen, ist die höchste Staffel des Glaubenslebens.

Wie war's nun mit unserm Gebete im Kriege? hatte die Kirche unseres Landes sich in eine solche innere Verfassung gesezt, daß sie mit freiem Herzen und Munde Gott um die Rettung des Landes, um Sieg unserer Waffen bitten konte? Als die Angst, Not und Gefahr immer näher traten, ging es unserem teuren Könige, wie dem König David im Kriege mit den Amalekitern, 1 Sam. 30, Alles stürmte auf ihn los, auch seine eigenen Leute, die im fleischlichen Zorn ihn für die Ursache ihres Jammers hielten. „David aber stärkte sich in dem Herrn seinem Gott."

Wir haben kein besonderes Wolgefallen gehabt an der Veröffentlichung dessen, was damals in dem königlichen Kämmerlein zu Berlin geschehen ist, denn es soll nach des Herrn Worte bei verschlossenen Thüren verhandelt werden und im Verborgenen bleiben, er allein will es veröffentlichen, nämlich öffentlich vergelten. Aber da es einmal öffentlich geworden, nehmen wir es

hin als eine Beglaubigung der Aechtheit und Lauterkeit dessen, was der Landesvater und Inhaber der Gewalt unserer Landeskirche um dieselbe Zeit laut ausgesprochen hat. Am 8. Mai sprach er vor den versammelten General-Superintendenten tief bewegt aus, er habe sich redlich bemüht, den Frieden zu erhalten, aber die Gegner wollen ihn nicht, sondern die Erniedrigung Preußens, er sei alt und grau und wahrhaftig nicht kriegslustig, werde er aber genöthigt, sein Volk zu den Waffen zu rufen, so möchten sie und alle, die beten können, beten, daß Gott den Sieg geben möge, wo die gerechte Sache sei. Ja, sagt hier der Amtsbruder, dabei hätte es nur bleiben sollen im Gebete der Kirche. Aber wir können diese Neutralität nicht als das Höchste erkennen, wie wir schon ausgeführt haben. Denn es gilt auch hier der Spruch: „Wer da hat, dem wird gegeben," im Gebete gegeben, mehr zu bitten. — Als der Krieg immer drohender nahte, forderte der Ev. Ob. K. R. unter dem 4. Juni und nach ihm alle Consistorien der ganzen Landeskirche zum Gebet um Erhaltung des Friedens auf, und sollte es Gott anders beschlossen haben, sich in Buße unter Gottes Rathschluß zu beugen, im Hinblick auf das, was auch in unserm Volke in Verkennung der Segnungen des Friedens vielfach gesündigt worden ist. Der Krieg brach aus, er fand die Kirche vorbereitet, diese Mahnungen des Hohen und Allerhöchsten Kirchenregimentes waren auf ein gutes Land gefallen, oder hatten das Land zubereiten helfen zum Anrufen und Beten. Da kam am 18. Juni der königliche Erlaß, der den allgemeinen Bettag ausschrieb, ein Document ebenso einzig in der Kriegs- wie in der Kirchengeschichte. Der König fordert darin sein Volk auf, sich zuvörderst in vier Stücken mit ihm zu vereinigen: 1. In dem Glauben, daß der Krieg eine Schickung und Fügung Gottes sei. 2. Vor ihm und seinen heiligen Gerichten sich in Demut zu beugen. 3. Uns der Vergebung unserer Sünden durch Christi Verdienst neu getrösten. 4. So gereinigt und gestärkt von ihm Heil und Sieg erflehen. Ohne des Herrn Hilfe vermögen wir nichts. — Gleichzeitig erließen die geistlichen Oberhirten aller Provinzen Mahnungen in demselben Geiste an die Pastoren und Gemeinden. Um Vergebung der Sünden müssen wir immer von Neuem bitten. In allen unsern Gebeten muß das Flehen um Vergebung voranstehen, heißt es in so einem Hirtenbriefe, dann erst um den Schuz für den König, das Heer, das Vaterland, um Sieg unserer Waffen und baldigen ehrenvollen Frieden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus dem Hannoverischen.

Mit großer Befriedigung habe ich die Andeutungen, Vorschläge und Ausführungen gelesen, welche das Dezemberheft über die Neugestaltung und Fassung der Evangelischen Kirche bringt, wie sie nun einmal geschichtlich erwachsen vor uns liegt. Das wären wirklich drei ächte Ringe mit drei Edelsteinen und jeder der Brüder könnte sich seines Ringes freuen, und brauchte nicht in Sorgen zu sein, daß ihm der andere seinen Ring rauben, vertauschen oder wegescamotiren möchte. Möchte sich jeder Einzelne doch immerhin getrösten, daß doch sein Ring der beste und sein Stein als der edelste vom reinsten Wasser im schönsten Lichte funkele und strahle. Wir wollten es ihm so gerne gönnen, sogar wünschen, lebten in Frieden neben einander, und würden gegenseitig an einander erstarken und uns freuen, wenn es dem anderen recht wohl geht.

Der Gedanke an sich ist ja kein neuer, er ist schon oft genug im stillen Herzen von Tausenden wach geworden, ausgesprochen und als das Ziel aller Wünsche hingestellt. Aber, so viel ich weiß, hat noch Niemand die Freudigkeit und den Mut gehabt die praktische Gestaltung zu hoffen, oder dafür zu wirken. Er ist immer nur so in das Reich der frommen Wünsche gewiesen, deren Realisirung, wie die Dinge einmal lagen, nicht möglich schien. Freilich muß man auch zugeben, daß noch kein Moment geschichtlicher Entwickelung so danach angethan gewesen ist, für diese dreifache Ausgestaltung der evangelischen Kirche zu wirken, als der jetzige. Möge das Samkorn in einen gottgesegneten Boden fallen. Es wäre damit eine Lösung der babylonischen Gefangenschaft gefunden, ein gesegneter Hauch des Friedens würde durch tausend Herzen gehen und die Versöhnung und Ausgleichung gefunden werden für ein tiefes Weh, was insonderheit wir Hannoveraner immer schmerzlicher zu tragen haben, und dessen Tragung und Ueberwindung nicht leicht ist.

Wie wenig Hoffnung wir für die wirkliche thatsächliche Erhaltung und Ausgestaltung der lutherischen Kirche haben, das müssen wir schon erfahren.

Wir haben gewünscht und unser Landes-Consistorium hat gebeten, daß ein Königlicher Erlaß uns die Zusicherung der Erhaltung, Förderung und des Schutzes der lutherischen Kirche gewährleiste. Es sollte damit eine schwer wiegende Sorge von vielen Herzen genommen werden. Dieser Bitte ist in Königlicher Huld nachgegeben durch den bekanten Erlaß vom 8. December. Ich will die Worte dieses Erlasses nicht mäkeln und nicht deuteln, sondern einfach auf die Worte bauen: „dieses Vertrauen soll sich nicht getäuscht finden," wie er denn auch freudig von dem Landes-Consistorium aufgefaßt und bekant gemacht worden ist. Aber noch ehe der Erlaß da war, sprachen wir mit einem der Union angehörigen Geistlichen darüber, daß uns ein Ministerielles Schreiben, wie es die Lauenburger erhalten, nicht genügen könte, und daß eben darum um einen Königlichen Erlaß gebeten wäre. Es war uns sehr befremdlich, daß der Mann erwiderte: „den Erlaß werden sie wohl erhalten, aber glauben Sie ja nicht, daß Sie damit gegen die Unions-Fanatiker geschüzt sind, deren es nicht blos in der Neuen Ev. K. Ztg. gibt, und die ihre Ideen durchführen, bis sie vom Könige auf die Finger geklopft werden, und das hat weite Wege. Sie können nicht immer zum Könige gehen und der König kann sich um die Details der einzelnen Fälle nicht kümmern." Es war mir, wie gesagt befremdlich, denn wir kennen bislang ein solches Vorgehen gegen des Königs feierlich und förmlich ausgesprochenen Willen nicht.

Dennoch haben wir vielleicht schon etwas davon erfahren. Wir haben im Hannoverischen das Institut der Divisions-Prediger, welche einzelnen Truppenteilen beigegeben und mit ihnen dislocirt werden, nicht, wol aber Garnison-Prediger, welche beständig an dem Garnison

orte bleiben. Die bei Weitem größte Garnisongemeinde war in Hannover. Es gehören dazu sämtliche im Dienst befindlichen Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere mit ihren Familien, auch Invaliden und Pensionäre, so daß auch eine eigene sehr große Garnisonschule besteht, worin mehr als 300 Soldatenkinder vom Feldwebel abwärts bis zur Confirmation frei unterrichtet werden. An der Gemeinde sind zwei ordentliche Prediger und ein Hilfsgeistlicher angestellt, an der Schule drei Lehrer, welche zugleich Kirchendiener sind und Kantor-, Küster- und Organistendienst wahrzunehmen haben. Diese alle sind dem betreffenden Superintendenten und dem Consistorio untergeordnet und haben von irgend einer Militärstelle keinerlei Weisung zu empfangen. Nur das Kriegs-Ministerium deputirt zu der betreffenden Schulkommission einen seiner Räthe. Selbstverständlich sind sämtliche Kleriker Glieder der lutherischen Kirche, wie auch die ganze Gemeinde eine rein lutherische ist. Denn einzelne katholische oder noch wenigere reformirte Soldaten sind einfach an die betreffenden Kirchen und Schulen ihrer Confession gewiesen.

Als nun die preußischen unirten Truppen in Hannover einrückten trat sofort das Bedürfnis der Einrichtung eines Gottesdienstes ein, und da sie keinen Feldprediger — so viel ich weiß, — mit sich führten, so wandte sich die Militärverwaltung an den älteren Garnisonprediger — der zweite hatte die anfänglich verweigerte Erlaubnis erhalten, den hannoverischen Truppen nachzureisen und befand sich in Langensalza — um durch ihn einstweilen die Wahrnehmung der geistlichen Aemter, insbesondere der Einrichtung eines Gottesdienstes für die eingerückten Truppen zu beschaffen. Dieser ging insoweit auf das gestellte Ansinnen ein, als er durch seinen Gehilfen in der Garnisonkirche für die betreffenden Truppen einen Gottesdienst abhalten ließ, während der zweite Garnison-Prediger Hoffmann von Langensalza erklärt eseine Mitwirkung dazu um deßwillen versagen zu müssen, weil er sich nicht von einem vorhandenen Notstande überzeugen könne, da ja von Berlin aus ein unirter Geistlicher für die unirten Truppen nachgesandt werden könne.

Mittlerweile ist indeß ein unirter Divisions-Prediger nach Hannover gesezt und die Schloßkirche für die Militärgottesdienste in Anspruch genommen. Allein es ist seitdem auch eine nicht unbedeutende Zahl von einheimischen Lutheranern bei den Regimentern eingestellt, und für diese ist nur insoweit gesorgt, als der unirte Divisions-Prediger mit den lutherischen Gemeindepredigern ein privates Abkommen getroffen, daß nach freier Wahl die lutherischen Soldaten sich bei allen vorzunehmenden Amtshandlungen an die Garnison-Prediger halten können. Diese sollen dann auch zwar die Gebühren empfangen, allein sie sollen gehalten sein, den Divisionspredigern die Notizen für deren Kirchenbuch zugehen zu lassen, denn sie nehmen für sich alle Soldaten, welche Uniform tragen und nicht katholisch sind in Anspruch. Um das Consistorium, das allein competent ist, die Verhältnisse der Garnisonkirche zu ordnen, scheint man sich dabei von Seiten der Militärverwaltung gar nicht zu kümmern. Daß alle diese Verhältnisse nicht so bleiben können, liegt auf der Hand. Es sind auch Vorstellungen beim General-Gouvernement gemacht, allein sie sind bislang ohne Antwort geblieben. Man hat eben auf die Notwendigkeit hingewiesen, für die große Zahl von lutherischen Soldaten eigene lutherische Divisions-Prediger anzustellen, wie ja auch wol durchaus in der Ordnung wäre, wenn der Schuz des lutherischen Bekentnisses nicht blos auf dem Papier stehen soll.

Es kommen aber noch zwei andere Punkte hinzu, welche uns eine Härte zu involviren scheinen. Es hat nämlich sofort der betreffende Divisions-Prediger für seine unirten Gottesdienste in der Schloßkirche die lutherischen Kirchendiener der noch immer ziemlich großen hannoverischen Garnisongemeinde, den Küster, den Kantor und Organisten in Anspruch genommen, so daß hier schon die Mischung vollständig ist. Noch auffallender aber ist es, daß die lutherische Garnisonschule, worin etwa 300 Kinder lutherischer Eltern von lutherischen Lehrern unterrichtet werden, und die jezt auch von einem kaum nennenswerten Bruchteile von Kindern unirter Soldaten besucht wird, ohne Weiteres dem bisherigen ersten Garnison-Prediger, Feldprobst Reinecke abgenommen und dem unirten Divisions-Prediger zugewiesen ist. Alles, so viel ich weiß, ohne Mitwirkung des allein zuständigen Consistorii zu Hannover. Der betreffende Divisions-Prediger hat einfach die Aufsicht der Schule als selbstverständlich in Anspruch genommen und ein desfalsiges Rundschreiben an die Lehrer erlassen.

In wie weit dies ganze Verfahren mit dem Königl. Erlaß vom 8. Dezember im Einklange steht, muß ich Ihrer Beurteilung überlassen. Es mahnt mich etwas an die Worte des eben erwähnten Geistlichen und ich bin gespant, wie sich die Conflikte lösen werden.

Die Eidesfrage anlangend, so bedauere ich recht sehr, daß sich unter den Geistlichen einige finden werden, welche meinen den geforderten Eid verweigern zu müssen, während Andere sich durch eine Protokoll-Anheimgabe glauben schützen zu sollen. Es werden dadurch aufs Neue feste Bande zerrissen und ein Teil der Gemeindeglieder in Verwirrung gesezt. Die betreffenden Blätter füllen sich noch immer mit dem Für und Wider und ein betreffender Erlaß des Landes-Consistorii wird den gewünschten Zweck einer Einmütigkeit dieser neusten und wichtigen Frage nicht herbeiführen können, Es ist aber eine Gewissenssache, wo Jeder für sich selbst einstehen muß.

Daß neuerdings ein Pastor durch das General-Gouvernement ohne Zwischenkunft geistlicher Behörden mit gänzlicher Entziehung seines Gehalts suspendirt und, wie es heißt, seine Amtsentsetzung bei Sr. Majestät dem Könige beantragt ist, werden Sie aus den öffentlichen Blättern gehört haben. Doch haben nachträglich elf Kirchenvorsteher — (von zwölfen) — bei Sr. Majestät erklärt, daß derselbe beständig zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, auch gegen die jetzige ermahnt habe und daran die Bitte geknüpft, die Sache in den Weg Rechtens zu verweisen. Mir steht über den Fall ein Urteil nicht zu, weil mir die Einzelheiten unbekant sind, doch der Wunsch, daß der Rechtsweg eingeschlagen werden möchte. Es ist das wohl um so billiger, da eine ganze Familie durch die getroffene Maßregel dem äußersten Mangel Preis gegeben ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 13. März. № 21.

B. G. Niebuhr.

Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr von Dr. Otto Mejer, Rostock 1867.

Der Titel dieses kleinen Büchleins ist eigentlich nicht präcis genug, da in demselben Niebuhr nicht überhaupt vorgeführt wird, sondern nur in seiner christlichen Entwicklung und in seiner Stellung zur katholischen und evangelischen Kirche. Nach dieser Seite hin entspricht aber das Büchlein seinem Zwecke. Wir sehen Niebuhr in seines Vaters Hause und dessen reicher Umgebung aufwachsen im Abendroth der verbleichenden Kirche. Was man in den Biographien von Stolberg, Claudius, Perthes ꝛc. sieht, das tritt uns auch hier entgegen: die Kirche verliert ihren Glanz, die Weltweisheit will ihre Stelle ersetzen, die großen Geister suchen nach Wahrheit und — finden sie nicht. Niebuhr gehört zu denen, die, unbefriedigt von der Philosophie, eine große Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott und zwar dem lebendigen, nicht dem „metaphysischen" in sich tragen. Am meisten scheint Jacobi auf Niebuhr in seiner Jugend Einfluß gehabt zu haben. Und obschon ihn Jacobi nicht befriedigt, so ist die bekante doppelte Strömung, die Jacobi anzieht und abstößt, so daß er mit dem Kopfe ein Heide, mit dem Herzen ein Christ zu sein meinte, doch bei Niebuhr bis an sein Ende spürbar. Mejer drückt das freilich liebevoller mit dem lutherischen Worte aus: „ein Christ ist nicht, sondern wird." Niebuhr ist herausgetreten durch seine Führung, sein Studium, seinen historischen Sinn aus der „Schule der Suchenden", er hungert und dürstet nach der „Wahrheit der Besitzenden". Da der „metaphysische" Gott ihn nicht befriedigt, die „Sophistereien" der französischen Philosophen ihn nie angezogen haben, die rationalistische Auffassung des Christentums aber ihn gradezu anwidert, so bleibt dem mit ganzem Herzen nach Wahrheit suchenden Niebuhr freilich nichts übrig — als die Kirche. Aber ach, die Kirche! „Ich frage mich oft", sagt Niebuhr, „wie soll es werden? In den katholischen Ländern stirbt die Clerisei aus. Bei uns haben wir Namen und Formen und ein allgemeines dumpfes Bewußtsein, daß es nicht richtig sei. Jedermann ist unheimlich. Wir fühlen uns als Gespenster bei lebendigem Leibe. Ich bin aber dabei ruhig. Man wird wahrer und lautrer werden, wenn sich alles entscheidet, was nicht von Herzen zu irgend einer der vielen Gemeinden gehört, die sich bilden werden. Ich möchte die todte Kirche nicht einreißen, aber wenn sie fallen soll, wird es mich nicht beunruhigen. Laß uns vertrauen, daß ein Tröster kommen kann, wenn wir es am wenigsten ahnen." Ein Christ aber, der so gestellt ist, kann nicht ruhen in passiver Haltungslosigkeit, er muß suchen. Und Niebuhr hat gesucht. Auf alle Stimmen hört er, die aus der Kirche kommen, z. B. auf die Predigt in der schottischen Capelle zu Rotterdam, wo er einen Prädicanten hört, „dem nicht die Worte fehlten, um seine Gedanken auf das Allerwürdigste auszudrücken, noch weniger aber die Gedanken fehlten zu seinen Worten, wie es den Predigern gewöhnlich geht. Vor Allem war sein tiefer Ernst und Eifer, sein männlicher Geist, den er zeigen konte und zeigte, ehrwürdig und Bürge, daß er, wenn es je Not thun sollte, Bekenner bis zum Tode sein würde". Wie er von solch lautrer Gestalt eines Heroldes der evangel. Wahrheit angezogen wurde, ebenso verächtlich waren ihm „unsere jungen Prediger, die nach einem rohen oder faulen Universitätsleben, wenn sie eine Pfarre haben, selbst nicht wissen, was sie sind, und durch die Unfähigkeit, sich in ihren Stand hineinzudenken und darin zu handeln, dahin kommen, daß sie ihn gern versteckten und verleugneten".

Weiter werden in dem Büchlein Familienereignisse erzählt, die auf Niebuhr wirkten und ihn zur Wahrheit der Schrift hinzogen. Er studirt die heilige Schrift sehr ernstlich. Er der große Kritiker verlangt von „jedem protestantischen Christen buchstäblichen Glauben als an geoffenbartes Wort Gottes". Und wie mit der Bibel, so war er auch mit dem Liederschatze unserer Kirche genau vertraut und sorgte dafür, daß auch seine Kinder sich darin einlebten.

Besonders anziehend ist die Schilderung Niebuhrs in seiner gesandtschaftlichen Wirksamkeit in Rom. Mit aller Kraft vertrat er da die freie Stellung der staatlich neu zu fundirenden römischen Kirche, so daß er bei Fürst Hardenberg in den Verdacht der Frömmelei, bei seinem alten Freunde Voß in den Verdacht des Katholisirens gerieth. Sehr richtig, bemerkt Mejer, hat Niebuhr mit der freien Stellung der römischen Kirche im Staate auch der evangelischen Kirche gedient, „denn ein der einen Kirche gegenüber vollzogener principieller Fortschritt kann gegenüber der andern Kirche nicht ohne Folgen bleiben." Aber dennoch hatte Niebuhr nicht die leiseste Anwandlung zum Uebertritt zur katholischen Kirche; im Gegenteil, er hielt es für seine Pflicht, „noch Unverführte vor diesem Unglück zu bewahren." Und er gesteht, grade in Rom werde man gewahr, welche Segnungen man

Luther verdanke. Daher strebt er auch mit Entschiedenheit dahin, daß in Rom ein Preußischer Gesandtschaftsprediger angestellt werde. „Die Sache ist so dringend", schreibt er darüber nach Hause, „daß, wenn man sie abwiese, ich mein Möglichstes thun würde, mit den größten Aufopferungen den Geistlichen auf eigne Kosten herzuziehen." Und wie freut er sich, als Schmieder ihm als erster Gesandtschaftsprediger nach Rom geschickt wird. Mit vielen Lobeserhebungen feiert er diesen jungen Prediger. „Ich kann nicht aussprechen, wie wir ihn alle lieben und verehren." Diese Freude, alles Aechte zu lieben und zu loben, hatte Niebuhr mit allen wirklich großen Geistern gemein. Ich denke hierbei, um Aeltere, z. B. Luther, zu übergehen, an die jüngst herausgegebenen Briefe Meyerbeers, in denen dieselbe Lust sich zeigt, anzuerkennen, was nur irgend ächt ist. Kleine Geister, die sich groß dünken, machen es bekantlich oft anders.

Am lieblichsten aber zeigt sich Niebuhrs Frömmigkeit in seiner Kindererziehung. Mit einem heiligen Eifer wacht er darüber, daß die Kinder christlich erzogen werden und namentlich daß sie beten lernen. Sobald sein erstes Kind geboren war, spricht er den Entschluß aus, den Knaben zu einem rechten Christen zu erziehen. Er will ihm die alten Dichter so vorsagen und vorlesen, daß sein Sohn merken soll, die Alten hätten den wahren Gott unvollkommen gekant und diese Götter seien gestürzt, als Christus in die Welt gekommen sei. „Ich wünsche sehnlichst", sagt er, „daß Marcus recht von Herzen und aus dem Herzen fromm werde, daß er unbedingt gläubig erwachse, aber so, daß der Glaube nicht angeklebt sei und nachher abfallen müsse, wenn seine Vernunft thätig wird." Aus Rom schreibt Niebuhr: „es würde Dich rühren, wenn Du das liebe Kind Abends aus dem Herzen beten hörtest." Und aus Berlin schreibt er seiner Frau: „was Du vom Gebete der Kinder schreibst, fällt mir unaufhörlich wieder ein. Ja, laß sie beten und fromm werden!" Stets brachten Vater oder Mutter und wenn keine Gäste da waren Beide die Kinder Abends zu Bette und beteten mit ihnen. Mejer erinnert neben Niebuhr an den ihm in so vielen Dingen gleichen Wilhelm v. Humboldt, der aber in der Hauptsache, im Erkennen der evangelischen Wahrheit, total verschieden von Niebuhr war. Von Wilhelm von Humboldt erzählt, sagt Mejer, sein Biograph, er sei in christlichen Dingen der Meinung jenes mediceischen Papstes gewesen, der „die Fabel von Christo nüzlich fand". Aus dieser Nebeneinanderstellung aber lernen wir von Neuem, daß die einflußreiche Weltstellung, die Kentnis der Welt und vieler Bücher allerdings, wie Bluntschli sagt, nicht zu dem einen Buche hinführen muß, zugleich aber lernen wir auch, daß die Kentnis der vielen Bücher nicht vom Lobe des einen Buches abhält. Die Kentnis der vielen Bücher hält nicht ab und führt nicht hin zur Bibel. Der Geist Gottes weht eben, wo er will. Die christliche Kirche ist auch nicht darauf angewiesen, sich des Glaubens der Großen und Klugen der Welt zu rühmen, 1 Cor. 1, 26, aber wenn dieselben troz ihrer Größe und Klugheit die misères des grand seigneur, die misères des roi depossedé, wie Pascal sagt, auch fühlen, wie andere Menschen, dann darf man sich freuen, daß Gott ein Gott der Gnade ist, der die Weisen aus dem Morgen- und Abendlande auch durch ihre Wissenschaft zu sich ziehen kann, wie die Fischer und die Teppichmacher bei ihrem Handwerke, wenn sie nur nicht den Menschen in sich ersticken und der Wahrheit des Evangeliums sich nicht verschließen in der Thorheit ihres Hochmutes, der allein schlecht macht vor Gott und Menschen.

Wie ein alter Geistlicher seine täglichen Hausgottesdienste eingerichtet und bewährt gefunden hat.

Ein Beitrag zu den gewünschten weiteren Aeußerungen in dem betr. Aufsaz in der Ev. K. Z. Nr. 13 u. 15 d. J.

Von dem ersten Tage der Ehe an war ein täglicher Morgen- und Abendsegen mit Frau und Dienstmädchen hergestellt, zu welchem auch später die Kinder, resp. auf dem Schos der Mutter ihre Hände falteten. Gar oft aber war diese Andacht nur ein opus operatum, wurde kurz, aber nicht gut in einigen Minuten abgemacht, fiel auch zuweilen Abends aus. Diese Zeit, in den ersten dreißiger Jahren, gehört auch in dieser Hinsicht in das Capitel: „Herr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend."

Seit einer Reihe von Jahren wird es folgendermaßen gehalten: An jedem Morgen und Abend versammeln sich alle Hausgenossen, resp. auch mit der Arbeitsfrau, zu einer bestimten Zeit, und das Hauswesen ist so geordnet, daß dann 8—10 Minuten ohne Abhaltung zum Gottesdienst verwendet werden können. Dieser beginnt mit dem Gesange von zwei Versen aus dem Liederschatze, für gewöhnlich durch das Kirchenjahr und durch besondere Auswahl bestimt — welche durch den ganzen Liederschaz mit einem Strich unter der Nummer der ausgewählten Lieder bezeichnet und also im Voraus festgestellt ist — ohne Beziehung auf den zu verlesenden Bibeltext. Hierauf folgt am Morgen die Losung der Brüdergemeine, die zugleich c. 70,000 Brüder und Schwestern in allen Erdteilen zu Herzen nehmen, und die der Herr den Einzelnen manchmal wunderbar zum Segen werden läßt, dann der Bibelabschnitt aus dem Berliner Morgen- und Abendsegen mit seinem Gebet, nachdem früher die meisten in dem betr. Aufsaz aufgeführten Erbauungsbücher durchprobirt worden waren. Schlechthin notwendige Erklärung wird vom Hausvater beim Vorlesen mit wenigen Worten eingefügt. Die, besonders bei Anwesenheit junger weiblicher Hausgenossen, nicht wol passenden Texte sind durch andere ersezt.

Ein Hausvater, der Geistlicher ist, sollte freilich eigentlich jedesmal aus dem Herzen beten. Weil der Schreiber dieses aber auch ein armer sündiger Mensch ist, so betet er, besondere Veranlassungen abgerechnet, nur einige Mal in der Woche frei, gewöhnlich beim Beginn und Beschluß der Arbeitstage, am Mon-

tag Morgen und am Sonnabend Abend und am Freitag Morgen, als am Todestage des Heilandes.

Von Allen wird hier auch das Vaterunser gebetet, dem der Hausvater Tempo und Ausdruck gibt. Beim Abendsegen sagt das Dienstmädchen (auch die während der Ferien anwesenden Söhne, Gymnasiasten) zwei Verse aus einem in der Schule gelernten Kirchenliede, oder der Hausvater fragt einen kleinen Abschnitt aus dem Katechismus ab. Den Schluß macht Morgens und Abends der Gesang des folgenden Verses aus dem angefangenen Liede.

In das freie Gebet werden jederzeit die auswärtigen Kinder, Gemeinde, König und Vaterland eingeschlossen. Auch des Dienstmädchens wird besonders vor dem Herrn gedacht, wenn es seinen Geburts- oder Abendmalstag hat. — Jedes Gebet sollte eigentlich auf den Knien gebetet werden. Die Familie ist aber noch nicht so weit, und so wird noch stehend gebetet, an besondern Tagen aber, wie Abendmals-, Geburtstagen, bei der Abreise eines Kindes ꝛc. auf den Knien.

Auf dem Gesange und dem von Allen gesprochenen Vaterunser liegt gewiß ein besonderer Segen der Familiengemeinschaft.

Da rhythmisch gesungen wird, so komt der Hausvater allerdings mit 5 Büchern. Das erscheint aber allen priesterlich, und das vorhergehende Aufschlagen derselben — ein Aufsuchen ist nach dem oben Bemerkten nicht nötig — vertritt die Stelle des Vorspiels in der Kirche. Das Decken des Tisches zum Essen dauert ja weit länger.

Komt jemand während des Morgen- oder Abendsegens, so wird gebeten, Teil zu nehmen, und die Gemeindeglieder danken dann gewöhnlich als für „eine rechte Erquickung". Für das Dienstmädchen gibt es keine ernstere Zurechtweisung, als einmal nicht an diesen Gottesdiensten Teil nehmen zu dürfen; was aber in c. 30 Jahren nur zwei- oder dreimal vorgekommen ist. Es kam dann: „Vergeben Sie mir; ich will nicht wieder so sein." Und daß der Schreiber dieses an drei Söhnen Freude erleben durfte, daß eine Tochter Diakonissin gewesen ist und als solche auch im vorigen Jahre gedient hat, und die andere als Lehrerin in der Brüdergemeine ihrem Herrn dient: das rechnet er vorzugsweise zu dem Segen dieser (nicht Hausandachten, das scheint ihm zu wenig) Hausgottesdienste.

Die geistliche Tracht.

Die lutherische Kirche hatte bekantlich bei ihrer Entstehung mehr zu thun, als eine Kleiderordnung zu entwerfen. Luther stieg in seiner schwarzen Mönchskutte auf die Kanzel, und die Amtstracht war im Wesentlichen fertig. Die ganze bunte Farbenpracht katholischer Priestergewandung schmolz zusammen in die Grundfarben Schwarz und Weiß: Schwarzer Talar, darüber eine Zeitlang wenigstens beim Altardienst ein kurzes weißes Obergewand, am Hals ein paar weiße Streifen von sehr zweifelhafter Herkunft, oder auch ein weißer Halskragen, auf dem Kopfe ein Barett, wie man es im Reformationszeitalter allgemein zu tragen pflegte. So sah der lutherische Pastor aus, und so sieht er noch jezt aus — in der Kirche, bei seinen amtlichen Functionen. Versteht sich, daß in Bezug auf Stoff und Façon der einzelnen Bekleidungsstücke da, wo es angeht, der individuelle Geschmack sein Recht geltend macht und daß man wol gelegentlich einem Pastor begegnet, der einen sog. schwarzen Cylinder zum Talar kleidsamer findet, als ein Barett. Aber das ist Nebensache. Im Allgemeinen sehen sich alle lutherischen Geistlichen ähnlich in ihrer Amtstracht. Sie ist überall und zu allen Zeiten und bei allen die nämliche. Sie wird nur abgelegt, um wieder angelegt zu werden. Der Student und der Oberhofprediger, der Candidat und der Professor, wenn auch für das Gehör und sonst wesentlich verschieden, sehen doch aus wie Zwillingsbrüder, sobald sie auf der Kanzel stehen oder am Altar. Das nämliche Kleid umgibt sie mit der nämlichen Würde. Das größte Kirchenlicht und das bescheidenste Kirchenlämpchen begegnen sich auf dem neutralen Gebiete des Talars als ebenbürtig und coordinirt. Der schwarze Talar ist somit das eiserne Kreuz der lutherischen Geistlichkeit. Der General trägt die nämliche Uniform wie der jüngste Rekrut. Mit dem Unterschiede hierarchischer Gliederung fällt auch der Unterschied der Amtstracht. Es leuchtet ein, daß demnach die lutherischen Geistlichen in ihrem Verhältnis zu einander einer besondern Amtstracht streng genommen überhaupt nicht bedürfen. Das Amtskleid macht ja keinen auszeichnenden Unterschied der Amtsthätigkeit und Amtswürde. Ein lutherischer Pastor kann getrost mit Inful und Pallium einherschreiten, kein Amtsbruder wird darum in ihm ein Mitglied des höheren Klerus argwöhnen. Er bleibt in jedem Kleide seinen Standesgenossen gegenüber derselbe. Eine andere Frage ist, ob nicht das Amt selber eine besondere Amtstracht erfordere. Und das ist nicht eine theologische Frage, die mit Berufung auf Christus und die Apostel verneint werden müßte, sondern das ist eine rein praktische Frage, die schon mit Berufung auf das geschichtliche Herkommen bejaht werden muß. Es kann allerdings ein geistlicher Stand, wie derselbe ja auch in unserer Kirche zum Unterschied von dem Laienstande thatsächlich existirt, recht wol gedacht werden ohne ein Standeskleid und ein Amt recht wol verwaltet werden ohne ein Amtskleid. Das ist richtig. Wer wollte behaupten, daß der englische Baptistenprediger Spurgeon darum weniger ein Pastor sei und in seiner Amtsthätigkeit weniger erfolgreich, weil er vor seiner Gemeinde wie ein Weltkind gekleidet erscheint? Und umgekehrt, würde ein freigemeindlicher Prophet hinter einem Talar mehr Menschen bekehren, als in dem bürgerlichen Rocke? Zur Sache selber also, die ein Mensch vertritt, verhält sich das Kleid völlig gleichgiltig, die wird durch das Amtskleid nicht besser und auch nicht schlechter ohne dasselbe. Kein noch so reglementsmäßiger Talar deckt die Armut einer schlechten Predigt zu und kein noch so bürgerlicher Rock hindert die Wirkung einer guten. Anders aber gestaltet sich das Verhältnis in Bezug auf den Amtsträger. Da gilt wirklich der

Gemeinplaz: das Kleid macht den Mann. Da schwört die Gemeinde in der That darauf: der Talar macht den Pastor. Bekant ist die Geschichte mit dem Büchselschen Knechte. „Herr Pastor, Herr Pastor, was haben Sie denn für einen Rock an? — Ist das nicht der Tralar, und doch nicht einmal hübsch sanftmütig und geduldig"? Büchsel schalt unmittelbar nach beendigtem Gottesdienste, im Talar, einen Bauer wegen eines unverschämten Ansinnens (Erinnerungen, I. S. 185). „Herr Pastor, heute lassen Sie einmal den Talar zu Hause", das ist dieselbe Anschauung, nur nach ihrer scherzhaften Seite. Was liegt darin? Man betrachtet nicht sowol das Amt selber, als vielmehr das Amtskleid als das unterscheidende Merkmal zwischen Geistlichen und Laien und als eine Schranke für beide Teile. Der Talar hindert den Pastor, eine Sünde zu begehen. Die Sünde ersucht den Talar, ihr Plaz zu machen. Der Talar umgibt den Pastor mit einem gewissen Heiligenschein und schüzt ihn zugleich vor der zudringlichen Vertraulichkeit der Welt. Im Talar scheint er etwas zu sein, das er in Wahrheit nicht ist, ohne Talar scheint er etwas nicht zu sein, das er doch in der That ist. Im Talar scheint er gefeit und geweiht, eines Hauptes höher denn alles Volk, die Blüte der Gemeinde, außerhalb des Talars ist er wieder der umgängliche Nachbar, der mit den Kleinen vor der Hütte spielt und dem nichts Menschliches fremd ist. Das ist die Wirkung des Amtskleides, eine völlig unbeabsichtigte, aber eine ganz unvermeidliche. Das Kleid, das ein Mensch trägt, ist ja überhaupt keine gleichgiltige Hülle, die zu seinem innersten Wesen in keinerlei Beziehung stände. Im Gegenteil. „Womit werden wir uns kleiden"? Das ist nicht blos eine Frage der unerlaubten Sorge, das ist auch eine Frage der Berechnung, der List, der Eitelkeit, überhaupt des Geistes, der einen Menschen und eine Zeit erfüllt und treibt. „Glaube mir, Jüngling", sagt Richardson, „dein Geist verräth sich durch deinen Anzug." Das Kleid enthüllt noch viel mehr, als es verhüllt. Jede wechselnde Mode ist nichts als eine neue Rinde, die sich am Baume der Gesellschaft ansezt in Folge des Saftwechsels, eine Schuppung und Häutung der Gesellschaft. Die besorgt also nicht der Schneider. Der ist nur der photographische Apparat, welcher mechanisch wiedergibt, was in sein Bereich komt. Dem gegenüber behauptet sich nun der Talar in einer unerschütterlichen Stabilität schon seit Jahrhunderten. Das macht ihn ehrwürdig. Die Kirche hat ihn erzeugt. Das macht ihn zu einem adäquaten Ausdruck dessen, was in der Kirche lebt und wirkt. Die Stätte ist heilig und geweiht, wo er erscheint. Das schließt jeden profanen Gedanken aus. Ein Mensch trägt ihn, das gibt dem Menschen selbst eine höhere Würde und Weihe. Man kann daher sagen: Nicht der Pastor trägt den Talar, sondern der Talar trägt den Pastor, wie er nicht das Amt, sondern wie das Amt ihn trägt und hebt. Das ist wenigstens im Prinzip richtig. Die unscheinbarste und wunderlichste Menschengestalt nimt sich, wenn auch nicht hinter jedem Amtskleide, so doch wenigstens hinter einem langen, faltenreichen Talar immer noch ganz erträglich aus. Man erinnere sich der Claus Harms'schen Storchbeine, Kälberkniee, Windhundslenden. Und welche Abnormitäten und Verirrungen der bürgerlichen Kleidung muß nicht oft der Talar vor dem spähenden Auge verhüllen, im Sommer und im Winter! Ja, welcher Pastor wollte ferner leugnen, daß sogar seine Stimmung bis zu einem gewissen Grade, wenn auch unbewußt, durch das bloße Anlegen und Tragen des Talars beeinflußt werde. In jungen Jahren tritt das namentlich stark hervor. Da fühlt sich der Pastor im Ornat, aber freilich nicht wie ein junger Lieutenant, wenn er die ersten Epauletten anlegt, sondern wie Petrus, als er sprach: Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch. Da macht sich ihm mit der Freudigkeit und Herlichkeit zugleich auch die ganze Last und Verantwortlichkeit seines Berufs vornämlich fühlbar. Denn das gehört doch wol zu den Ausnahmen, daß ein Pastor das sichere Versteck seines Talars benuzt, um von da aus die wehrlose Heerde tapfer zu beschießen, während er ihr im Schlafrock feige den Rücken kehrt. Oder daß einer in stolzer Sicherheit darauf pocht: Wem Gott den Talar gibt, dem gibt er auch die rechte Pastoralweisheit, ihn zu tragen. Und die Gemeinde endlich. Der Pastor im Ornat ist für sie immer ein Phänomen, wenn auch ein sehr locales. Man grüßt ihn ehrerbietiger, wenn er durchs Dorf geht. Ein unwillkürliches sursum corda! ist die Folge seines Erscheinens im Talar.

Nach alle dem hängt nun doch wol der lutherische Talar zu viel im Schranke. Er wird im Allgemeinen zu wenig getragen, und darum komt mancher Pastor sein Lebenlang nicht recht in denselben hinein. Das Amt erfordert ihn im Allgemeinen zu wenig. Für Hausbesuche will er nicht recht geeignet erscheinen, ein Hausrock ist er nicht, und in die Gesellschaft ist ihm nur ein Weg gestattet, der Berufsweg.

Welches ist nun das Surrogat für den Talar im häuslichen und Verkehrsleben des lutherischen Pastors, so zu sagen sein geistlicher Interimsrock, an dem man ihn unter allen Umständen erkennen mag?

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn hat über diesen Punkt nicht sonderlich rosige Ansichten. Sie nent die lutherischen Pastoren „die Herren im schwarzen Frack und der weißen Cravatte." Wir müssen die bittre Pille schon hinunterschlucken.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 16. März. № 22.

Durften wir im Kirchengebet um Glück und Sieg für unsere Waffen bitten?

(Schluß.)

Es ist uns also nicht auf einmal ein Polizeibefehl zugekommen: Betet um Sieg unserer Waffen! Die vorzüglichsten Glieder und höchsten Spitzen der Kirche haben dieselbe aufgefordert, und nicht blos dazu, ohne Weiteres um Sieg zu bitten, sondern erst und dabei viel, viel mehr zu thun und abzuthun, erst die Hände und Herzen zu waschen vor der Erhebung zum Gebete, und noch viel, viel mehr, aber Alles nach dem Evangelium und dem ganzen Worte Gottes. Da das Recht in Kriegsfällen nicht ganz absolut auf der einen Seite ist, da jeder Teil an dem unvermeidlichen Uebel eine Schuld hat, so thut jedem Teile zuerst Beugung und Buße not und immer wieder not. Auch Israel, wenn es die Kriege des Herrn führte, mußte „den Streit heiligen". Als die Fürsten der Philister heraufzogen wider Israel, fürchteten sie sich vor den Philistern und sprachen zu Samuel: „Laß nicht ab, zu schreien zu dem Herrn, unserm Gott, daß er uns helfe aus der Philister Hand." Da nahm Samuel erst ein Milchlämmlein und opferte dem Herrn ein ganzes Brandopfer, und dann schrie er zu dem Herrn für Israel, und der Herr erhörte ihn. 1 Sam. 7, 7—9. Wir haben aber nicht ein Milchlämmlein genommen, sondern „Gottes Lamm und Leue", von dessen Blute wir glauben und bekennen, „daß auch ein Tröpflein kleine die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen frei, los und ledig machen." Kraft dieses Blutes von unserm Unrecht und unserer Schuld bei diesem Kriege gewaschen, konten wir getrost dem Gnadenstuhle nahen, das mächtige Kriegslied unserer Kirche: „Treuer Wächter Israel" anstimmen und darin bitten: „Eine Mauer um uns bau, daß dem Feinde vor uns grau und mit Zittern sie anschau." Der Amtsbruder ruft aus: „Welch eine traurige Unselbständigkeit, Knechtschaft, Cäsareopapismus!" Wir können aber bei alle dem weder Cäsarismus, noch Papismus entdecken. O wenn doch die Fürsten immer so wahrhaft bischöflich und geistlich mit den Landeskirchen gesprochen und gehandelt hätten, wie unser teurer König im vorigen Jahre! Der Königliche Erlaß vom 18. Juni ist ein wahrer Hirtenbrief, während die damaligen Hirtenbriefe mancher katholischen Bischöfe mehr wie Proclamationen politisirender Generale klingen. Und wo wäre ein Fünklein Papismus? Wir stellten uns ja gerade in das Herz unseres Bekenntnisses hinein, um welches unsere Kirche sich vom Papismus geschieden hat, wir zogen zu unsern Altären, Glück und Sieg zu erflehen, mit der Fahne und dem alten Feldgeschrei: Sola fide. Ich muß bekennen, daß ich meines priesterlichen Amtes selten mit solcher Parrhesie und Salbung gewartet habe, als in den Kriegsbetstunden, in den Tagen jener großen Zornes- und Gnadenheimsuchung, und muß den Amtsbruder bedauern, daß er des seinigen unter solcher Anfechtung hat warten müssen.

Das verordnete Gebet war nicht, wie man nach dem Briefe meinen sollte, die Einlage in der Agende bei Kriegszeiten: „O Gott der Heerscharen, ziehe allenthalben aus mit des Königs Heer und Truppen, verleihe ihnen Glück und Sieg, damit ein redlicher Friede bald herbeigeführt werde." Es lautete nach dem Königlichen Hirtenbriefe so: „Da es aber Dein heiliger Schluß und Wille ist, Du ewiger Herr in allen Reichen, die Drangsale des Krieges über uns ergehen zu lassen, so hilf in Gnaden, daß wir gleich unsern Vätern vor Zeiten uns von Herzen demütigen unter Deine gewaltige Hand bis Du uns erhöhest zu seiner Zeit. Um Deiner großen Barmherzigkeit willen aber, o Herr der Heerscharen, ziehe aus mit des Königs Heer, decke mit Deiner allmächtigen Hand wie mit einem Schilde den König und die Prinzen seines Hauses, segne unsere Waffen zur Ueberwindung unserer Feinde, gib Gnade, daß wir auch im Kriege uns als Christen gegen sie verhalten, neige sie durch Deines Geistes Kraft zur Versöhnung mit uns und verhilf durch Deinen allmächtigen Beistand uns bald wiederum zu einem redlichen, gesegneten und dauernden Frieden für uns und das ganze deutsche Vaterland. Sei Du sein starker Schuz und Schirm, vereinige von Neuem seine Fürsten und Völker durch das Band des Friedens und fördere es in Treue und Eintracht. Laß Alle, die Christi Namen tragen, insbesondere alle christliche Obrigkeit, den Frieden suchen, den die Welt nicht geben noch nehmen kann, und laß Deine Ehre wohnen in allen Landen."

Wir können kurz sein. In dem ganzen Gebete wird nur der eine Saz, aus sieben Worten bestehend, angefochten. Aber warum wird um Ueberwindung der Feinde gebetet? Rache an ihnen zu nehmen, sie zu zertreten und zu vernichten? O nein, um zu einem dauernden Frieden mit ihnen zu gelangen. Es geht also nach dem Wort: Si vis pacem, para bellum, was ja auch im Reiche unseres Friedefürsten seine Geltung hat. Unser Kriegsgebet ist ein Gebet um Frieden. Und der barm-

herzige Gott hat aus lauter Gnaden Ja und Amen dazu gesagt, und weit über Bitten und Verstehen gegeben, was wir gebeten haben. „Von vornen läßt sich Gott nicht sehn, doch lezt wird er's aufdecken." O wie Vieles hat er aufgedeckt von seinem Rathe, von dem Herzen unseres Königs, von dessen Demut, Großmut, Lauterkeit und Friedensliebe und von der argen List und Bosheit der Feinde. Und doch steckt der Amtsbruder immer noch in seinem Zweifel und seiner Anfechtung. Ich glaube die zwei allgemeinen Ursachen davon aus seinem Briefe zu erkennen, und hoffe ihm einen brüderlichen Dienst zu thun, wenn ich darüber noch ein Wort sage. Die eine Ursache ist eine unrichtige oder doch unrichtig angewandte Theorie, die andere eine richtige, gute Praxis.

Die Augustana sagt Art. 28 von der Zeit vor der Reformation: „Und haben Etliche unschicklich die Gewalt der Bischöfe und das weltliche Schwert unter einander gemengt." Es ist jezt allgemein erkant und anerkant, daß das auch nach der Reformation in der evangelischen Kirche wieder geschehen ist, aber es ist auch schon Vieles geschehen, diese Vermengung abzuthun, eine Unterscheidung und Scheidung zu machen. Wir sind in dieser Beziehung mitten in einer großen, wichtigen Entwickelung. Von zwei ganz entgegengesezten Seiten wird aber dabei eine völlige, absolute Trennung von Staat und Kirche verlangt und angestrebt, von den heutigen Judenchristen und Heidenchristen, denen es um Schwächung und Vernichtung der Kirche zu thun ist und die deshalb das Princip durch- und den Zustand herbeiführen wollen: L'état est athée et doit l'être. Von der andern Seite wird jene Trennung verlangt und angestrebt, damit die Kirche zu ihrer vollen Kraft, Freiheit und Herlichkeit gelange, und zwar von ganz verschiedenen christlichen Persönlichkeiten, wie Rudelbach und Vinet, denen beiden die Bekämpfung des christlichen Staates eine Gewissensache war. Unter dem Einflusse der Anschauungen dieser steht der Amtsbruder. Wir können den Streit hier nicht aufnehmen und ausmachen, wollen auch annehmen, daß die Wünsche, Hofnungen und Bestrebungen dieser Freunde jener Trennung erfüllt und mit Erfolg gekrönt werden. Kein Teil darf doch aber jezt so handeln, als ob die Trennung geschehen, und durchgeführt wäre. Als unser König mit seinem Heere in den Krieg zog, ist er da mit ihm aus der Kirche getreten? Er nahm ja Diener der Kirche, Wort und Sacrament mit in das Feld. Und der Kirche daheim war das noch nicht genug, sie sandte noch eine große Anzahl Feldprediger, Diakonen und Diakonissen nach. Diese Kirche im Felde durfte doch gewiß um Glück und Sieg bitten, um Ueberwindung der Feinde. Und die Kirche zu Hause sollte es nicht gedurft haben unter Beugung, Buße, Reinigung durch das Blut Christi, Bitten um den Geist des Friedens und der Versöhnung mit den Feinden und für die Feinde? Das ganze Volk war als solches in jenen entscheidenden Tagen patriotisch und religiös so tief bewegt, daß auf solche Fragen nur geantwortet werden konte: „Wir können es ja nicht lassen." In Süddeutschland überschüttete man diesen religiösen Ernst mit Hohn und Lästerung. Dr. Fabri erzählt, er habe dort von Männern, die alle Sontage zur Kirche gehen, ausrufen hören: „Pfui über diesen Buß- und Bettag! welche Heuchelei!" Ein jüngerer Geistlicher in einer würtembergischen Stadt nante, wie er aus glaubwürdigem Munde gehört, aus Anlaß des Buß- und Bettages von der Kanzel herab den evangelischen Oberkirchenrath „eine Falschmünzer-Gesellschaft." „Das war", sezt Fabri hinzu, „die geistliche Tonart in vielen Kreisen Süddeutschlands beim Ausbruch des Krieges."

Das führt mich auf den zweiten Grund des Zweifels und der Anfechtung in Betreff des Kirchengebetes für unsere Waffen, um Ueberwindung unserer Feinde. Der Amtsbruder schreibt: „Wenn die einzelnen Abteilungen der Einen Kirche, die der Leib Christi ist, je nachdem sie in verschiedener Herren Ländern liegen, auch ohne Weiteres mit ihren Gebeten für die verschiedenen Parteien eintreten, welch eine traurige Zerklüftung der Einen Kirche, die doch nur Ein Interesse haben sollte!" Das „ohne Weiteres" haben wir sattsam berichtigt, sonst erkennen wir den Trieb und die Praxis, über die Landesgrenzen hinaus mit den Glaubensgenossen Gemeinschaft zu halten, natürlich vollkommen als ein Stück der Beweisung des Glaubens und heilige selige Pflicht an. Es ist eine der beklagenswertesten Folgen des Krieges gewesen, daß die Kirchen, ja auch die Gläubigen in denselben einander so entfremdet und verfeindet worden sind. Aber daran ist doch nicht unser Gebet schuld, das ging ja einesteils auf die Heilung dieses Schadens Josephs, auf Frieden und Versöhnung. Hätten nur unsere Brüder sich nicht dem politischen Fanatismus und Parteihaß so überlassen, hätten nur die andern Kirchen auch Buß- und Bettage gehalten, statt den unsrigen zu schmähen. Dann hätten wir doch mitten im Kriege dieselbe „geistliche Tonart" mit ihnen gemein gehabt, wenn auch nicht jeden einzelnen Ton, und wie viel hätte der Herr dabei beiden Seiten geben können. Denn ich sage mit ihm noch einmal: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat." Eine gewisse Kluft wäre freilich immer noch geblieben, das brachte der Krieg unvermeidlich mit sich. Die war aber hüben und drüben nicht durch Unterlassung des Gebetes um Sieg auszufüllen, sondern so, wie es fort und fort nur geschehen kann. Auch mitten im Frieden gehen durch die Kirchen und die sichtbare Gemeinschaft der Heiligen Trennungen, Spaltungen, Disharmonien, Gegensätze, verschuldete und unverschuldete, mehr oder weniger verschuldete. Sie gehören mit zu der großen Knechtsgestalt der Kirche in diesem Weltlaufe. Was verschuldet daran ist, muß in Buße abgethan, was unverschuldet, in dem Glauben an die Una Sancta Catholica ertragen und überwunden werden. Una, troz der Verschiedenheit und Vielheit, Sancta, troz der Flecken und Runzeln, Catholica, troz der Ländergrenzen und des Particularismus. „Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen."

Die Johanniterinnen.

(Schluß.)

Sollte nun die Frage gestellt werden, wie die sichtbare Thatsache eines solchen gemeinsamen Lebens praktisch ausführbar und möglich zu machen sei, so ließen sich einige allgemeine Umrisse nach dem Vorbilde früherer Zeiten, wenn auch nur andeutungsweise wol hinzeichnen. Und dennoch erscheint es voreilig und fast vermessen darin dem Sinn und der Entschließung derer vorgreifen zu wollen, von denen allein diese näheren Bestimmungen ausgehen müssen. Wenn etwas Eingehenderes hier darüber gesagt sein soll, so kann es eben nur ganz versuchsweise, als Rudiment und rohes Baumaterial betrachtet werden, aus dem einsichtsvollere Prüfung erst das Dienliche auswählen, und das Unbrauchbare verwerfen muß.

Was die Geldmittel betrifft, um die Existenz der Genossenschaften materiell zu sichern, so würde allerdings das Zusammentreten absolut unbemittelter Personen große Schwierigkeiten bieten. Vorläufig ist daher nur von solchen die Rede, die ohnehin für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen, sei es auch in noch so bescheidener Weise. Nehmen wir nun als Minimum an, daß eine Zahl von sechs, acht oder zwölf Wittwen und Jungfrauen zusammentritt, deren jede eine jährliche Einnahme von 150 Thlr. besitzt, die sie dem Gesamtwesen übergibt, so entsteht daraus die Möglichkeit eine gemeinsame Wohnung zu mieten, und durch die Vereinigung dieser geringen Mittel die Kleidung und Ernährung der Schwestern auf die bescheidenste Weise zu bestreiten. Dabei müßte soviel erübrigt werden, um einem nahe wohnenden Hülfsgeistlichen oder gläubigen Kandidaten des Predigtamts eine jährliche Gratifikation überweisen zu können für die Mühwaltung, jeden Morgen der kleinen Schwesterschaft eine Hausandacht zu halten. Im Uebrigen würde diese natürlich ihre Lebensweise und die Benutzung ihrer Zeit durch bestimte Regeln ordnen, zu besonderen Stunden sich zum Gebet versammeln, die Hausarbeit unter sich verteilen, ebenso wie die nötige Handarbeit zu ihrer eigenen Bekleidung, während je Eine von ihnen durch Vorlesen eines geistlichen Buches die Gedanken heiligte und unnötigen Worten wehrte. Ihre freie Zeit würde die kleine Schwestergemeinde dem Dienst der umwohnenden Armen zuwenden, die Wöchnerinnen und Kinder pflegen, bei den Kranken wachen, mit den Betrübten und Sterbenden beten und den Uebermüdeten beistehen. Wären viele Schwache und Kränkliche unter den Schwestern, für die das Pflegen außer dem Hause zu anstrengend sein dürfte, so würde es statt dessen auch ohne weitere Kosten möglich sein, in ihrer eigenen Räumlichkeit eine kleine Kinderbewahranstalt einzurichten, welche ihnen erlaubte, auch ihre wenigen Kräfte und den Besiz ihrer Zeit segensreich auszukaufen. Dies Ganze bildete allerdings ein Leben großer Entbehrungeu, doch muß man sich vergegenwärtigen, daß Personen, welchen keine größeren Subsistenzmittel zu Gebote stehen als 150 Thlr., glücklicherweise an Einfachheit und Bedürfnislosigkeit gewöhnt sind. Ferner, daß wenn dieselben allein stehen, diese Summe zu ihrer Erhaltung gar nicht ausreicht, und daß die Vereinigung mit Andern, abgesehen davon, daß sie ihr materielles Leben hiermit möglich macht, ihnen noch einen Ueberschuß an freier Zeit gewährt, in der sie im Weinberg ihres Herrn arbeiten können. Und bei alledem bleiben sie immer noch selbständiger und ruhiger als im Dienst eines Krankenhauses. Ein schönes Beispiel demütigen Dienstes an den Armen bietet in ähnlicher Weise eine fromme Congregation in Frankreich: „Les petites soeurs du pauvre.“ Dieselbe wurde vor etwa 30 oder 40 Jahren durch eine arme Nähterin gestiftet, deren Herz in Mitleid für die Not die sie rings umgab erweckt ward, und die nichts zu geben hatte als ihrer Hände Arbeit. Es ist rührend, in wie unglaublich kurzer Zeit dieser Orden sich verbreitet hat, sich einzig ergänzend aus Mädchen der armen und ärmsten Klassen der städtischen Bevölkerungen selbst. Er zählt bereits Hunderte von Mitgliedern in allen französischen Landestheilen, hat kein Centralordenshaus und erhält sich einzig durch milde Beiträge und Wolthaten frommer Personen. Die petites soeurs leben gruppenartig zusammen zu Dreien oder Vieren in kleinen gemietheten Wohnungen, in denen sie wenig zu Hause sind, und bringen ihr Leben unter den Hilfsbedürftigen jeder Gattung, als eigentliche Freundinnen und Trösterinnen des Elends zu.

Gehen wir aber nun weiter zur Vereinigung einer Schwesterschaft, in welcher es einer jeden Eintretenden möglich wäre, dem Hauswesen jährlich etwa 300 Thlr. zubringen zu können, so würde es hier schon ausführbar sein, ein kleines Haus mit einem Garten zu miethen, und zu einer wohnlichen und traulichen Häuslichkeit einzurichten. Vielleicht fände sich unter den Schwestern eine Wolhabendere, die im Stande wäre dem Verein ein Haus zu schenken, oder ein Woltäter und Beschützer der Congregation thäte dies gute Werk. Fiele hierdurch die Ausgabe für die Miete weg, so wäre bei sparsamer Einrichtung es den Schwestern leicht möglich, ein Siechenhaus und eine Waisenstiftung mit eigenem ihrem Hauswesen zu vereinigen. Etwa in der Weise, daß eine jede Schwester, die sonst nur ihr eigenes Bett und eine ganz geringe Aussteuer an Wäsche und Hausrath dem Gemeinwesen zubrächte, hier drei Betten mitbringen müßte, und dadurch das Recht gewönne, einen unheilbar Kranken oder irgend einen elenden alten Mann und ebenso ein elternloses kleines Mädchen mit in das Haus aufzunehmen. Es ist absichtlich hier nur von alten Männern und Kindern weiblichen Geschlechts die Rede, weil Knaben zu erziehen für Frauen unmöglich ist, und weil anderseits selbst kranke und gebrechliche alte Frauen sich fast immer noch in ihrer Familie nüzlich zu machen oder ihr Leben zu fristen vermögen, während es nichts Hilfsloseres, Traurigeres und Beklagenswerteres gibt, als einen kranken alleinstehenden alten Mann. Wenn es der Umfang des Hauses gestattet, ein oder zwei Zimmer zur Unterbringung der Kranken und ebenso zwei Räumlichkeiten zum Schlaf- und Schulzimmer der Kinder zu bestimmen, so wäre damit die Thätigkeit des Vereins auf das Wolthuendste und Tröstlichste für die Schwestern selbst und ihre Schuzbefohlenen in ihrem eigenen Hause gefesselt und ausgefüllt.

Jede erhielte aus der Hand der Barmherzigkeit selbst einen Verlassenen, den sie als Vater pflegen und ein unglückliches Kind, das sie als Tochter lieben und auferziehen dürfte.

Unbeschadet der von der Weisheit und Notwendigkeit gebotenen Teilung der Arbeit, die jeder Schwester ihr eigenes Amt zuwiese, hätten die Einzelnen in den gemeinsamen Arbeitsstunden die weibliche Handarbeit für ihre zwei Pflegebefohlenen zu verrichten. Was die eben erwähnte Gliederung unter sich und Verteilung der verschiedenen Arbeitszweige betrifft, so wäre dies etwa in der Weise zu denken, daß die Schwestern eine Mutter oder Oberin aus ihrer Mitte wählten, eine Subpriorin zu deren möglicher Vertretung, und unter den Uebrigen sich Einige als Pflegerinnen vorzugsweise der Sorge für die Kranken, Andere als Lehrerinnen dem Unterrichte der Kinder widmeten, eine Schwester den Garten und eine zweite den Haushalt speziell übernähme u. s. w. u. s. w. Es ist bemerkenswert, daß in den Statuten der alten geistlichen Schwesterschaften wir niemals die Sorge für das Hauswesen mit dem Amt der eigentlichen Vorsteherin vereinigt in derselben Hand finden. Leztere hieß in jenen Conventen durchgehend die Mutter oder Meisterin, während die Schwester, welcher das Amt der Hausfrau zufiel, den feststehenden Namen Martha als Bezeichnung dieser Thätigkeit führte. — Wäre das Gemeinwesen groß genug, um dies zu bedürfen, und die helfende Arbeit der Kinder nicht ausreichend, so würden einige Mägde für die Wäsche und die groben Arbeiten, ein Gärtner und ein Krankenwärter als Hilfe bei dem Männer-Siechenhaus notwendig sein. Und sollten Schwesterschaften sich gestalten, in denen die Eintretenden noch größere Einnahmen dem Ganzen zubrächten, etwa jährlich 500 oder 600 Thlr., so würden die Mittel ihrer frommen Thätigkeit, die geheiligten Freuden des Gebens und Helfens dadurch eben verdoppelt, ohne daß in dem anspruchslosen arbeitsamen Leben der Schwestern selbst eine wesentliche Aenderung einzutreten brauchte. In solchen Häusern würde es zum Beispiel möglich sein, eine bestimte Anzahl junger Mädchen aufzunehmen, welche sich dem Dienst der Heidenmission widmen wollten, und ihnen dadurch während einiger Jahre die Mittel zu gewähren, sich gründlich zu dem Berufe vorzubereiten entweder als Schullehrerinnen oder als Krankenschwestern zur Hilfe der Missionare an die größeren Stationen versandt zu werden. Die Erlernung der dazu erforderlichen Sprachen wäre ein Hauptmoment dieser Ausbildung. Zur Uebung in der Krankenpflege und im Schulunterricht fänden sie im Schoß des Hauses selbst schon vollkommene Gelegenheit. Daß die Fürsorge für die umwohnenden Armen, so weit es die Kräfte der Genossenschaft erlauben, nicht ausgeschlossen wäre bei diesem inneren Ausbau derselben in Bestrebungen zum Dienste Gottes, versteht sich wol von selbst. — Es ist kaum anzunehmen, daß unter mehreren der Art begüterten Schwestern nicht Eine sein sollte, die der Congregation ein Haus oder ein Kapital zur Erwerbung eines solchen verschaffen könte, oder nicht ein Freund und Beschützer der Anstalt ihr ein unverzinsliches Kapital für eine Reihe von Jahren zu diesem Zweck leihen würde. Dann könte man, statt der wegfallenden Ausgabe des jährlichen Miethszinses dieselbe Summe zur allmäligen Abzahlung des Darlehns verwenden. — Und ist erst ein eigener Wohnort, eine bleibende Stätte und Heimat gewonnen, so ist damit schon Vieles gewonnen. Man gibt dem Haus ein Sinnbild, irgend ein christliches Symbol oder Wahrzeichen als Siegel und Signatur dessen, welcher der Hausherr ist, ein Kreuz, einen Stern, eine Dornenkrone in Stein über der Hausthür eingemeißelt, und das Haus hat einen Namen, jenes geheimnisvolle Gut, das dem Wesen der Dinge seinen Ausdruck gibt, den zu verleihen das erste Recht war, was der Herr dem neuerschaffenen Menschen über die Schöpfung gab. Die Vereinsglieder nennen sich darnach, wenn sie wollen, also ferner: Die Schwesterschaft zum heiligen Kreuz, zum Stern von Nazareth, oder zur Krone Christi, u. s. w. Diejenige, die hier eintritt, hat einen Namen, eine Heimat, eine Familie, eine Zuflucht für ihr Alter und eine Friedensstätte für ihr Herz! — Wird sie in diesem Kreise geheiligter Pflichten und gleichgesinter Schwestern nicht glücklicher und befriedigter leben, als wenn sie mit ihren 300 Thalern vielleicht selbst inmitten der eigenen Familie steht, falls ihr darin kein wirklicher, positiver Beruf zugefallen ist, sie sich wie „das fünfte Rad am Wagen" fühlt, oder unter denen ist, die zu Gott klagen: „wir stehen müßig am Markte, es hat uns keiner gedingt!" — Wird sie ihre 300 Thlr. nicht vielleicht hier notwendig brauchen, um nach den Anforderungen der Welt sich einzig damit zu kleiden, und seufzen daß ihr nichts zum Dienst der Armen übrig bleibt? — Aber wenn sie allein steht, wird sie sich nicht plagen und mühen, mit diesen 300 Thlrn. kümmerlich ihre Existenz zu bestreiten und verurteilt sein wie Unzählige, zur einzigen Arbeit ihres Daseins die Sorge für sich selbst zu machen? — Kann es etwas Traurigeres und Wehmütigeres geben als eine so unfruchtbare Lebensaufgabe? — Und daneben ist sie überdem noch eine der schwersten, denn welcher Kampf mit den äußeren Dingen und welcher Grad von Entsagung gehört dazu, alleinstehend, mit sehr beschränkten Mitteln, nur wie die Welt sagt „anständig" zu leben? — Ist die arme Vereinsamte dagegen aus dieser Welt ausgetreten, so hat sie sich mit derselben abgefunden und mit einem einzigen Schritt von allen ihren Gesetzen und Forderungen befreit. Sie wählt die freiwillige Armut um Christi und der Armen willen, sie wählt die Entsagung, die keine Schande noch Demütigung mehr kent, um ihr Brod mit den Hungernden zu teilen, sie trägt ein schlichtes, schmuckloses Gewand, um die Nackten zu kleiden und kein Vorwurf erreicht sie mehr, da sie jedem Anspruch entsagt hat!

Sollte es möglicher Weise, ehe wir hier abbrechen, für irgend jemand, den diese Angelegenheit beschäftigt, von Interesse sein, noch auf die konkrete Außenseite derselben sachlich näher einzugehen und einige wenige Punkte herauszuheben, welche in dieser Beziehung besonders in die Augen fallen, so dürften vielleicht ein paar rein praktische Bemerkungen hier noch Raum finden. Dahin gehört vor Allem in Betreff der Oertlichkeit, daß

ein Schwesternhaus inmitten einer ländlichen Gemeinde zu gründen besondere Schwierigkeiten hat. Das Landleben bedingt notwendig ein eigenes wirtschaftliches Anwesen, es bedingt die Verbindungsmittel mit einer Stadt, also Pferde und Wagen, und wenn man Kinder und Kranke im Hause hat, so ist es theuer und mißlich, vom Arzt und anderen Hülfsmitteln weit entfernt zu sein. Am rathsamsten bleibt immer eine Niederlassung in den Vorstädten oder am Rande einer größeren Stadt, in der womöglich mehr als drei Geistliche angestellt sind. Denn ein Haus, das eine kleine Gemeinde in sich schließt, muß einen Vorstand haben, eine Obrigkeit, die auch äußerlich für dasselbe Sorge trägt und es vertritt. Die Erfahrung gebietet aber, einen solchen Vorstand nicht zu klein zu wählen, mindestens etwa von drei Geistlichen, natürlich vor Allem den, in dessen Kirchspiel es liegt und dann noch zwei von anderen Sprengeln. Ist das Schwesternhaus neben einer sehr kleinen Stadt gelegen, so kann man auch die Pfarrer der beiden nächsten Dorfgemeinden mit zum Vorstand heranziehen. Die Oberin des Hauses und ihre Subpriorin oder die an Jahren Aelteste unter den übrigen Schwestern müssen ebenfalls zum Vorstand gehören, der demnach aus fünf Mitgliedern bestehen würde, und zur Regelung aller wichtigeren Angelegenheiten und fraglichen Fälle etwa zweimal in jedem Monat zusammen tritt. Auch wäre, um schon früher in dieser Beziehung Gesagtes noch einmal zu wiederholen, es vor Allem wünschenswerth, daß ein jüngerer Theologe, dessen Zeit noch frei genug ist, um eine derartige Mühwaltung zu gestatten, für das Haus in Pflicht genommen würde, um jeden Morgen zu kommen, eine Andacht oder einen kurzen Gottesdienst in demselben zu halten. Ebenfalls Sontags vor der Kirchzeit für die Kranken und Schwachen, während die Schwestern, die Kinder und alle Gesunde natürlich nachher zur Kirche gingen. Die Kleidung der Schwesterschaft dürfte vielleicht in Farbe und Stoff den Diakonissen ähnlich, aus einem schwarzen Kleid und einer weißen Kopfbedeckung bestehen, höchstens in Form und Schnitt ein wenig von derselben abweichend, um ihr ein eigenes Gepräge zu erhalten. Alle Hausregeln in Bezug auf die gleichmäßigen Sitten und die Lebensweise der Conregation müssen sorgfältig niedergeschrieben und aufbewahrt werden. Jede neu Eintretende macht sich zuvörderst mit denselben bekant, um sich zu prüfen, ob ihr eigener Sinn in den Geist des Hauses hinein passe, versucht dann als Probeschwester praktisch ein Jahr hindurch, ob es ihr ein Ernst sei mit ihrem Eintritt, und ob sie in Wahrheit sich in diesem Leben glücklich fühle. Erst nach Beendigung des Probejahres darf die wirkliche Aufnahme erfolgen, die Anlegung des Gewandes, die Verpflichtung in die Hände des Geistlichen, durch Zusage und feierlichen Handschlag in freiwilliger Armut um Christi willen, und freiwilligem Gehorsam der Schwesterschaft angehören zu wollen. Ein Versprechen darin zu verharren muß nicht erfolgen, weder für immer, noch für eine Zahl von Jahren darf irgend ein bindendes Wort gegeben werden. Jedoch um Unordnung zu vermeiden und Nachteile oder Verluste für das Haus selbst, und ebenfalls um die Verpflichtungen lösen zu können, die in der Tatsache des bloßen Eintritts einer Schwester dem Verein und ihren Pflegebefohlenen gegenüber liegen, muß eine jede ihren etwaigen Wiederaustritt ein volles Jahr vorher dem Vorstand anzeigen, ehe sie zu demselben berechtigt ist. Jedoch auch von dieser Bestimmung sollte es den Vorstehern gestattet sein, unter gegebenen Umständen diejenigen zu entbinden, für die ein beschleunigter Austritt durch irgend eine dringende Pflichtforderung oder einen andern ernsten Umstand notwendig wird. —

Möchte es doch nicht den Anschein gewinnen, als ob das Wenige hier Gesagte ein Rathgeben oder eine Art von Anweisung sein wollte! — Der Wunsch in vereinter Liebe und Wirksamkeit Gott besser zu dienen, und reicheren Segen inneren Friedens schon hier zeitlich aus seiner milden Hand zu nehmen, lebt als heißes, inbrünstiges Verlangen in dem tiefsten Grunde so vieler Herzen. Was hier mit ungenügenden Worten angedeutet, schüchtern und zagend berührt, halb ausgesprochen und halb in Erinnerung gebracht worden, will sich nur wie eine Frage an fromme Gemüter wenden, um Gedanken und Bedürfnisse erneut anzuregen, die auch in ihnen lebendig reden, und ihnen zu sagen, daß ihre Sehnsucht eine vielfach geteilte und mitempfundene ist, vor Allem aber ihnen freudig zuzurufen, wie bald und wie leicht das scheinbar Schwierige zu verwirklichen ist!! —

Der Herr wolle diejenigen zur That ermutigen und stärken, denen es ein Ernst ist Ihn zu suchen, er wolle beredte Zungen erwecken auch diesen Weg dazu, den Weg der Gemeinsamkeit glänzender und kräftiger zu preisen, und wolle sich gnadenreich zu denen bekennen, die ihn einschlagen, und er selber ihr Schild sein und ihr sehr großer Lohn!

Die geistliche Tracht.

(Fortsetzung.)

Nach dem Talar rangirt in der That unter uns der Frack, dieser ganz abscheuliche Bekleidungsfetzen, der wie das Känguru der Gartenlaube „bei der Erschaffung der jetzigen Thierwelt nicht fertig geworden zu sein scheint, indem wahrscheinlich die Zeit nicht ausreichte, um die Vorderfüße völlig fertig zu bringen.“ Und nun vollends das, was man den Pastorenfrack nennen kann! Es ist schwer, keine Satyre zu schreiben. Seine Heimat hat er zumeist in den stillen, abgelegenen Landpfarrhäusern. Da lebt er einsam und beschaulich in den Träumen seiner Jugend, bis ihn plötzlich eine Conferenz, ein Kirchentag oder was sonst noch für Tage sind, ans Tageslicht zieht. Da

sieht man denn oft wahrhaft rührende Gestalten, überraschende Meisterstücke einer schalkhaften, dabei aber treuherzigen und todesmutigen Bekleidungskunst! Und dazu die meist nicht minder primitiven Hüte! Man braucht kein Humorist von Profession zu sein, man braucht sich nur dem Eindruck der Scene unbefangen hinzugeben, um so etwas wie Malergelüste in sich zu verspüren. Die lieben Amtsbrüder freilich, die das Gesagte trifft, haben davon keine Ahnung, daß ihre anspruchslose Außenseite die Mundwinkel derer beschäftigen muß, die nicht, wie der heilige Antonius, blos bei Gelegenheit einer Christenverfolgung einmal nach Alexandrien kommen. Sie lassen den Dampfwagen der Zeit an ihrer Landeinsamkeit vorüberbrausen und überlassen es allenfalls den erwachsenen Töchtern, einmal einen sehnsüchtigen Blick in den Bazar zu thun. Das ist theoretisch richtig, aber praktisch nicht wolgethan. Der unselige Frack, um ihn noch einmal zu erwähnen, ist nun einmal kein Amts-, sondern ein Allerweltskleid. Nun kann das nicht die Meinung sein, daß ein Pastor mit Kellnern und Handlungsdienern in seiner Garderobe zu concurriren habe. Die Meinung ist nur, wenn ein Pastor sich einmal entschließt, ein der Mode unterworfenes Kleid anzulegen, so darf sich dasselbe mit dem augenblicklich herschenden Geschmacke in nicht gar zu schreiendem Widerspruche befinden. Sonst gebe er lieber den Versuch ganz auf, conventionell gekleidet erscheinen zu wollen. Nicht jeder, der weißes Haar trägt, ist in Dingen der Convenienz sicher vor dem, wenn auch oft harmlosen Spotte der Welt. Und an seiner nicht antiken, sondern lediglich antiquirten, bizarren Tracht soll man doch wahrhaftig den Pastor nicht erkennen. Woran denn nun aber? An dem gemeinen, bürgerlichen Rocke? Auch der hat seine Wanderungen und Wandelungen. Den trägt beinahe die ganze gebildete Christenheit heute so, morgen anders, und die Pastoren tragen ihn mit, je nach Bedürfnis und Geschmack länger oder kürzer, heller oder dunkler. Denn was insbesondere die Farbe betrifft, so gilt in dieser Hinsicht, was der weißgekleidete Novatianische Bischof Sisinnius dem Freunde eines schwarzgekleideten Bischofs auf die Frage, wo es geschrieben stände, daß ein Bischof weiß gekleidet sein müsse, geantwortet hat: „Sage Du mir erst, wo es geschrieben steht, daß ein Bischof schwarz gekleidet sein müsse." (Alt, Kirchl. Gottesd. S. 129.) Viel älter als die schwarze ist die weiße Geistlichkeit. In der Sache selber liegt gar kein Grund, warum die „Schwarzröcke" nicht gelegentlich auch einmal zu Weißröcken werden könten. Nur das dürfte unangemessen erscheinen, wenn es einem Pastor einfallen sollte, seine Glieder, und wärs auch nur für das Haus, in blühende und brennende türkische Teppichmuster einzuhüllen. Soll man ferner den Pastor an seinem Hut erkennen? Der ist allerdings vielfach charakteristisch. Es gibt historisch gewordene Hutformen und Hüte, selbst aus neuester Zeit. Die Pastoren huldigen auch im Punkte der Kopfbedeckung meist einem ächt conservativen Princip. Dennoch im Allgemeinen steigen auch sie mit der großen Masse die ganze bunte Scala des Hutthermometers auf und ab, von dem kühnen automatischen Calabreser

und Flibustierfilz bis zu dem faden schwarzen Thurmzwinger. Soll man den Pastor erkennen an der verhöhnten weißen Cravatte? Das ist kaum zu verlangen. Oder am Haarschnitt? Ein solcher wird doch häufig auf unüberwindliche Schwirigkeiten stoßen. Oder an der Fußbekleidung? Der ganze norddeutsche Bund ist ziemlich gleichmäßig mit seinen Pastoren bestiefelt oder beschuht. Oder soll der Pastor im gemeinen Leben durch sein Aeußeres überhaupt nicht als Pastor zu erkennen sein, überhaupt kein besonderes Standeskleid tragen?

Die pastorale Praxis hat, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, diese Frage im Laufe der Zeit immer mehr mit Nein beantwortet. Aus den alten ehrenfesten und gelahrten Herren mit der Allongeperücke, den Eskarpins und Schnallenschuhen sind endlich die Herren „im schwarzen Frack und der weißen Cravatte" geworden, oder mehr volkstümlich und familiär gewendet, die Herren „in Schlafrock und Pantoffeln". Ein geübtes Auge mag jezt einen lutherischen Pastor ausnahmsweise an dem erkennen, was man geistliches Air, geistliche Würde und Haltung nent, an Gang und Geberden, wol auch an specifisch pastoralen Wunderlichkeiten, im Uebrigen verschwindet er unter der Masse, so lange er sich nicht ausdrücklich als Pastor decouvrirt. Er bildet, sobald er den Talar abgelegt hat und etwa die Bannmeile seines Berufs überschreitet, so recht eigentlich ein Stück der unsichtbaren Kirche. Einen guten Teil seines Lebens führt er im strengsten geistlichen Incognito.

Noch im vorigen Jahrhundert, schreibt Riehl (Culturstudien ꝛc. S. 321), waren Protestanten und Katholiken in Augsburg erkennbar an ihrer Tracht. Bekant sind außerdem die strengen Kleiderordnungen aus früherer Zeit, die zum Teil noch heute in manchen Ländern gesezlich wenigstens nicht aufgehoben sind. Nun ist nicht gerade viel Grund vorhanden, mit manchen Culturhistorikern für die Kleidersepparation der Altwordern zu schwärmen, es kann aber noch viel weniger jemandem zugemutet werden, in der eingerissenen allgemeinen Kleiderunion der Gegenwart einen Anlaß zur Freude finden zu sollen. Die Kirche Christi wird zwar deshalb nicht gerade einfallen und die Gemeinden werden deshalb nicht zu Grunde gehen, wenn die Pastoren fortfahren, die Idee des geistlichen Priestertums aller Christen den Leuten dadurch praktisch und handgreiflich zu machen, daß sie ihnen außerhalb des Talars möglichst ähnlich werden. So schlimm steht es zum Glück nicht. Aber wir Pastoren müssen zunächst um unserer selbst willen neben dem Amtskleide ein besonderes Standeskleid wünschen.

Der Wehrstand veranschaulicht am deutlichsten sowol die Notwendigkeit als auch den Nutzen eines besondern und auszeichnenden Standeskleides. Was man da Haltung nent und Corpsgeist, Gefühl der Zusammengehörigkeit, des gleichen Dienstes — das wird durch das bloße Kleid auch außerhalb des Dienstes und der Kaserne mächtig gefördert. Sobald der Officier seine Uniform mit einem Civilrocke vertauscht, betrachtet er sich nicht mehr als Officier und wird von Niemandem als solcher betrachtet. Die Pflichten und Rechte seines Standes sind augen-

bliklich suspendirt. Er kann, wenn es ihm sonst zuträglich erscheint, sogar unter seinen Stand heruntersteigen, manches thun und hinnehmen, was sonst mit seinem Stande unverträglich wäre. Er hat gleichsam den Officier ausgezogen. Ist das nun auch eine bloße Fiction, so liegt doch in ihr eine praktische Wahrheit. Das Standesbewußtsein in gutem und schlimmem Sinne kann ebenso wie das Amtsbewußtsein aus- und angezogen werden. Es ist in einem Standeskleide besser bewahrt und aufgehoben als in einem beliebigen Makintosh oder Bonjour. Das gilt vom Wehrstande, das gilt in gleichem Maße vom Lehrstande, der ja nicht minder zugleich ein Wehrstand ist. Wir sind ja auch als Pastoren nie und nimmer außer Dienst. Unser Dienst ist ein permanenter. Er fällt namentlich in dieser Zeit noch viel mehr extra als intra muros. Das ist nur ein Bruchteil der geistlichen militia, was wir im Talar üben. Dies nun vorausgesezt, kann es doch gewiß nur zum Vorteil des geistlichen Amtes und Standes gereichen, wenn sich seine Glieder an allen Orten und in allen Lagen und Lagern auch äußerlich erkennen als Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse.

Man reist nicht im Talar. Da sitzen sich nun zwei Menschen im Coupé gegenüber still und stumm. Der eine hat vielleicht den andern in dem leisen Verdachte eines Weinreisenden. Das Mitleid wächst von Station zu Station. Eben will es den Mund öffnen — da hält der Zug. Vielleicht daß draußen noch die verrätherischen Hutschachteln den Zauber lösen. So endigt das erste Capitel der Reiseerinnerungen manches Pastors. — Die mancherlei Pastoralversamlungen sodann, was bieten sie doch im Allgemeinen dem Auge für ein Bild! Schwarz und weiß ist es ja freilich wol grundirt, aber das ist jeder politische Klubb nicht minder. Die Pastoren, die da auf den Stühlen sitzen, könten ebenso gut Ornithologen oder Bauunternehmer sein, ihr Aeußeres gibt sie jeder beliebigen Vermutung preis. Nun wird zwar Niemand die Naivetät besitzen, in einer Turner- oder Schützenversamlung einen geistlichen Convent zu argwöhnen und umgekehrt; aber, wenns die Leute nicht aus der Zeitung wüßten, es sind Pastoren, die an dem und dem Tage bei uns zusammenkommen, ansehen würden sie den Ankömlingen die Pastoren nicht. Welcher von Beiden eigentlich der Pastor ist, der zur Rechten mit dem Reisesack, oder der zur Linken mit dem Regenschirm — wer will das sagen?

Man wird einwenden: Aber was liegt denn auch daran, daß der Pastor unter allen Umständen erkennbar sei? Ist er denn darum weniger ein Pastor, weil ihm der Charakter nicht auf dem Rockkragen geschrieben steht? Das gerade nicht. Pastor bleibt er in jedem Gewand, selbst in dem abenteuerlichsten. Das bergmännische Costüm, in welchem er gelegentlich in die Eingeweide der Erde hinunterfährt, macht seine Ordination nicht rückgängig. Aber darum handelt es sich auch gar nicht. Das heißt, das Ding auf die Spitze treiben. Die Helden der jüngsten Kriege bleiben was sie sind, auch nachdem sie die weiße Feldbinde abgelegt haben. Aber warum haben sie denn dieselbe nun für immer mit dem Kreuze, oder was es sonst sei, vertauscht? Doch wol nicht zu dem Ende allein, daß sie selbst für alle Folgezeit das lebendige Bewußtsein ihrer Thaten sich erhalten — daran wird manchen noch viel lebendiger die blutige Denkmünze erinnern, die er davon getragen — sondern das ist neben vielen andern die Rücksicht, daß sie sich unter einander in jeder späteren Verhüllung als Waffenbrüder erkennen, auch ohne Visitenkarte, Paß und Fremdenbuch. Es ist das ein Vorzug, um den wir die katholischen Geistlichen zu beneiden haben, der Vorzug eines geistlichen Standeskleides. Er gibt nicht erst das Gefühl der Zusammengehörigkeit, des gemeinsamen Dienstes, wol auch des gemeinsamen Kämpfens und Leidens, aber er hilft es pflegen und fördern. Christen sind wol alle Brüder und Streiter unter der einen Fahne, es ist aber doch ein Unterschied, ob ich in der Diaspora einem radebrechenden Taglöhner die Hand reiche oder einen Amtsbruder mit dem φίλημα ἅγιον begrüße.

Weiter komt hier in Betracht, was freilich um des leicht möglichen Misverstandnisses willen am liebsten ganz unerwähnt bliebe. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die praktische Exegese vieler Pastoren in Bezug auf den ersten Satz von Röm. 12, 2 oft mit einer recht bedenklichen Weitherzigkeit und Unsicherheit behaftet ist. Ein Pastor im Privatverkehr und ein Pastor in pontificalibus sind oft verschieden wie Tag und Nacht. Die theologische Richtung begründet hierin keinen wesentlichen Unterschied. Der zweideutige Ruhm eines sogenanten liebenswürdigen Gesellschafters ist nicht gerade ein Privilegium des Rationalismus. Es gibt Dinge, die spotten selbst bei manchem recht gläubigen Pastor der gemessensten Bestimmungen der Pastoraltheologie. Was die Thorwache der Schrift nicht ohne lästige Händel passiren läßt, das entschlüpft durch die Hinterthür der Adiaphora. Es ist oft blos Sache des pastoralen Tactes, das Richtige zu treffen. Irren wir nun nicht ganz, so dürfte das gute Gedächtnis eines Standeskleides der Selbstvergessenheit manches Pastors in vielen Fällen als ein wirksames Menetekel sich erweisen. Das Kleid ist unter allen Umständen empfindlicher gegen Befleckung, als was dahinter sizt. Die Scrupulosität manches Zollbeamten dürfte oft in bedenkliche Versuchung gerathen, ohne den wolthätigen Terrorismus seiner Uniform. Nun kann man sich allerdings im Gefühl geistlicher Sicherheit über dergleichen elende Nothbehelfe sowol als unstatthafte Vergleiche sittlich entrüstet erheben. Man kann dies sogar thun mit einem pharisäischen Seitenblick auf die notorischen Verstöße gegen alles geistliche Standesdecorum troz des Standeskleides bei katholischen Geistlichen. Man kann sagen: Ein schlechter Pastor wird sich auch an das Palliativ und Correctiv seines Standeskleides nicht kehren, und ein guter bedarf überhaupt solcher Krücke nicht. Ein schlechter Pastor wird seinen Stand durch ein Standeskleid nur noch mehr verunehren, ein guter wird sich desselben in jedem Kleide würdig erweisen. Das kann man sagen, und mit vollem Recht. Aber es ist das doch dieselbe Geschichte, wie mit den guten Werken, die auf dem Acker des Glaubens ganz von selbst wachsen sollen, was auf der einen Seite ebenso richtig ist, als

auf der andern falsch. Der Mensch soll doch erst noch geboren werden, der bei der gottgemäßen Ausgestaltung seines inwendigen Lebens jedes äußern Stachels und Mahners entbehren könte. Ob nun freilich ein Pastor im betreffenden Fall auf den Hahnenruf seines Kleides hören will oder nicht, das hängt von ihm ab, von der Schärfe seines geistlichen Gehörs. Ein tauber Petrus wäre auch durch einen Kanonenschlag nicht erweckt worden. Und ob die Feinfühligkeit eines Pastors nicht durch die Gewohnheit abgestumpft werde, das hängt von seiner Gewöhnung ab. Der Müller merkt die Mühle erst, wenn sie still steht. Die Stahre wetzen sich zulezt die Schäbel an der Vogelscheuche. Das gehört eben zur Natur aller rein menschlichen Zuchtmittel. Ihre Leistungsfähigkeit steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Anwendung. Aber darum wird man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und die äußerlich pädagogischen Adminicula überhaupt für überflüssig erklären wollen. Zu dem „leiblich sich bereiten" gehört auch das leiblich sich bekleiden in jedem Sinn als eine feine äußerliche Zucht.

Ich will da nur noch an etwas „aus unsern vier Wänden" erinnern. Im Allgemeinen herscht unter den Pastoren, deren Predigten keinen Anspruch auf Mustergiltigkeit machen, eine gewisse Scheu, vor Amtsbrüdern zu predigen. Mancher selbst treue Pastor kann sich doch eines gewissen, nicht immer gerade behaglichen Eindrucks nicht ganz erwehren, wenn da während der Predigt im unbelauschten Dorfkirchlein unerwartet eine pastorartige Erscheinung auftaucht. Mag das ein Teil der Pastoren als eine verdächtigende Insinuation von sich zurückweisen, weil er sich nichts dergleichen bewußt ist, der andere Teil wird es als eine Erfahrungsthatsache constatiren. Was liegt darin? Dies: wo sich Pastoren als solche erkennen, da üben sie unbewußt unter sich eine gegenseitige Zucht. Man kann dies aussprechen und dabei doch sehr hoch halten vom geistlichen Stand. Man braucht da nicht gleich Polizei und Jesuitismus zu wittern. Heutzutage, wo die Flagge des Amtes in ungleich geringerem Grade, als früher, die Waare deckt, bedarf es eben darum einer gesteigerten persönlichen Zucht. Und für die muß man dankbar sein, wo man sie findet.

Was nun aber dem geistlichen Stande selbst zugute komt, das dürfte auch für die Gemeinde nicht ohne Vorteil sein. Man hört da oft die scheinbar paradoxe Behauptung, der Pastor müsse sich seiner Gemeinde gegenüber „selten" machen. Man bringt damit die allerdings auffallende Erscheinung in Zusammenhang, daß die Filialgemeinden in der Regel kirchlich höher stehen, als die Muttergemeinden. Soll dies nun den Sinn haben, daß das ununterbrochene Leben eines Pastors als solchen unter den Augen seiner Gemeinde derselben nachteilig sei, so enthält die obige Behauptung einen Unsinn. Soll aber damit gesagt sein, daß der Pastor als Privatperson die Oeffentlichkeit

möglichst zu meiden habe, so hat es damit, wie jezt die Dinge liegen, seine vollkomne Richtigkeit. Die Leute sehen an dem pflastertretenden, allgegenwärtigen Herrn Pastor nur den müßigen Nachbar, der umgekehrt wie sie sein Sontagskleid ablegt, um auszuruhen von des Tages Last und Hitze, und nehmen ein Aergernis daran. Mancher Pastor hat in Rücksicht hierauf sich sogar die notwendige Erfrischung des Spaziergangs versagen zu müssen geglaubt. Das ist indeß eine zu weit gehende, ungesunde Aengstlichkeit. Mancher glaubt sogar seine Hausbesuche im Talar machen zu müssen. Zur Hebung des Talars wird das indessen kaum etwas beitragen. Das einfachste und wirkungsvollste Auskunftsmittel ist und bleibt ein Standeskleid, an dem man den Pastor erkennen mag, auch wenn er zur Säge und Holzaxt greift. Dem hartnäckigen, nicht blos vulgären Eigensinn, der sichs nicht nehmen läßt, daß zwei Selen in des Pastors Brust wohnen, eine amtliche und eine nichtamtliche, wird dadurch mit begegnet, daß der Pastor, wo er auch erscheint, ein Kleid trägt, an dem sich nicht eine Menge profaner Gedanken angeschuppt haben, das eben sowol zum Ausdruck seines Amtes und Standes dient, wie es den Eindruck desselben auch in den alltäglichsten Beziehungen lebendig erhält. „Am Prediger predigt Alles." Es gilt da vom Standeskleide im Wesentlichen dasselbe, was oben vom Talar gesagt werden mußte. Nun wird sich zwar die Gemeinde bald an den unveränderlichen, aller Mode Troz bietenden Anzug des Pastors gewöhnen, aber sie wird auch nicht ferner Anlaß haben, Vergleiche anzustellen zwischen dem altmodischen Senior und dem modernen Substituten, über der Gecken- und Stutzerhaftigkeit manches jungen Geistlichen sehr gemischten Empfindungen nachzuhängen, den Pastor ohne Weiteres in eine Klasse zu werfen mit den „Städtern" überhaupt, und, was die Hauptsache ist, die Achtung und Pietät, die man jedem Standeskleide schuldig ist, eben weil es einen ganzen Stand repräsentirt, wird dem Träger des Kleides in unzähligen Fällen gute Dienste thun.

Es ist hier namentlich zu denken an die städtische Geistlichkeit. Daß man wochenlang in mancher Stadt leben kann, ohne auch nur jemals auf der Straße einen lutherischen Geistlichen zu Gesicht zu bekommen, soll nur im Vorübergehen erwähnt werden. Diese äußerliche geistliche Ausgestorbenheit scheint so sehr zum Charakter lutherischer Städte zu gehören, daß mancher verwundert fragen dürfte, warum man denn hierin etwas Auffälliges finden könte. Die stadtläufige Meinung sieht in der Studirstube eine Klosterzelle.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 20. März. № 23.

Die Sünderin.

Luc. 7.

Warum wir grade jezt diese Erzählung behandeln? Die Veranlassung liegt in der Aufname, welche der Vortrag über den Brief des Jakobus gefunden hat. Die Vermittlungstheologie hat diese Gelegenheit benuzt, ihren aus ganz anderen Veranlassungen entstandenen Groll an dem Verfasser auszulassen. Sie stellt sich plözlich als Hüterin der evangelischen Rechtgläubigkeit dar, sie führt selbst die sonst stets von ihr perhorrescirte Concordienformel als Zeugin auf, sie wirft dem Verfasser vor, daß er ein abtrünniger Sohn seiner Kirche sei, daß er die Ehre Christi beeinträchtige, dem tröstlichen Evangelium von der freien Sündenvergebung die trostlose Irlehre einer Rechtfertigung aus den Werken entgegensetze, Rechtfertigung und Heiligung vermenge, den wahren Quell der Heiligung verschütte, einen Weg betrete, der weiter verfolgt zur Läugnung der Gottheit Christi führen müsse. Wahrlich man wird hier an die Geschichte von Potiphars Weibe erinnert. Grade der Patron der Vermittlungstheologie Schleiermacher ist es, den diese hier am unrechten Orte ausgesprochenen Vorwürfe wirklich treffen. Dieser von ihr sogenante größte Theologe des Jahrhunderts, der Mann, „der den persönlichen Gott aus der Religion, das A. T. aus der Bibel, das Gesez aus dem N. T. hinausgewiesen", hat den Christus für uns völlig beseitigt. Ihre namhaftesten Vertreter participiren mehr oder weniger an dieser Verirrung. Es ist auch nicht einer unter ihnen, der in die Worte Paul Gerhards aus vollem Herzen einstimte: „Wie heftig unsere Sünden den frommen Gott entzünden, wie Rach und Eifer gehn, wie grausam seine Ruthen, wie zornig seine Fluten, will ich aus diesem Leiden sehn", nicht einer, der nicht das Gesicht verzöge, wenn von der stellvertretenden Genugthuung Christi die Rede ist, diesem süßen Troste aller Christenherzen, dieser notwendigen Grundlage der ihres Namens werten Rechtfertigung aus dem Glauben, die so häufig in unserer Zeit nur eine leichte Verhüllung ist für den rationalistischen Wahn von dem Allvater, der es mit den Sünden nicht so genau nimt. Grade in der Mitte der Vermittlungstheologie wird das Bekentnis zu der wahren und vollen Gottheit Christi vermißt, ohne die an eine wahrhaftige Stellvertretung nicht gedacht werden, Christus nicht in Wahrheit das Lamm Gottes sein kann, welches die Sünden der Welt trägt. Wer davon abließe, Christo diese seine Ehre zu schmälern, würde eben damit aus dem Kreise der Vermittlungstheologie heraustreten. Selbst eine so grundstürzende Lehre von Christo, wie die von Dr. Beyschlag, hat keine einzige entschiedene Zurückweisung aus diesem Kreise erfahren, wol aber hat man sich strafend gegen die erhoben, welche ihre Zeugenpflicht hier erfüllten. Man hat sich mit Dr. Beyschlag in Altenburg die Hände geschüttelt, statt sich in ernstem Zeugnisse gegen ihn zu erheben und die Schmach von der Versamlung abzuwaschen, die durch seinen Vortrag über sie gebracht war. Wie konte man auch anders, da er nur auf die Spitze trieb, was man selbst angebahnt hatte. Wo ist denn innerhalb der Vermittlungstheologie ein klares Bekentnis zu den von der ganzen Christenheit gelehrten zwei Naturen in Christo, welche Lehre der Prüfstein ist, an dem die Echtheit des Bekentnisses zu der Gottheit Christi erkant wird, im Unterschiede von einer vagen Göttlichkeit, bei welcher troz aller hohen Redensart die Vermittlungstheologie stehen bleibt. Angesehene Führer der Vermittlungstheologie haben die Lehre von den beiden Naturen als einen Grundschaden in der kirchlichen Lehre bezeichnet. Auf der Generalsynode des Jahres 1846 hat man bei Gelegenheit der Aufstellung des Consensus zwischen der Lutherischen und der Reformirten Kirche dem Bekentnis zu der wahren Gottheit unsers Herrn unvermerkt die Spitzen abzubrechen und an die Stelle des wahren Gottes von Ewigkeit einen bloßen Gottessohn zu setzen gesucht, wie dies in unserm Vorworte von 1847 näher nachgewiesen wurde. Wahrlich, wo es so steht, wo man Licht und Schatten zwischen der Kirche Christi und den Socinianern gleichmäßig verteilt, wo die einfachsten Grundlagen der Kirche so wankend und schwankend sind, und demgemäß die Gränze nach der Welt und ihrer Weisheit zu eine so fließende, da hat man keine Berechtigung, gegen solche aufzutreten, die durch eine lange Reihe von Jahren an diesen Grundlagen unerschütterlich festgehalten haben.

Man ignorirt ferner, daß der Vortrag über Jakobus keine dogmatische Abhandlung ist über die Lehre von der Rechtfertigung, sondern, daß ihm die Aufgabe gestellt war, den Einklang zwischen Jakobus und Paulus nachzuweisen, namentlich den Paulinischen Saz: der Mensch wird allein aus dem Glauben gerechtfertigt, mit dem Satze des Jakobus in Uebereinstimmung zu bringen: der Mensch wird aus den Werken gerechtfertigt. Man hütet sich wol, es auszusprechen, daß die Schläge eigent-

lich gegen Jakobus gerichtet sind, daß man diesen preisgibt. Man hätte aber die Pflicht gehabt, dies offen einzugestehen, damit die Sachlage denjenigen klar vor Augen stehe, welche zum Urteil aufgefordert werden. Von einer Seite wird gelehrt, die Polemik des Jakobus sei gegen Paulus gerichtet, aber nicht gegen die wirkliche Lehre desselben, sondern gegen eine dem Jakobus fälschlich hinterbrachte. Den für das Apostolat nachteiligen Schlüssen sucht man dadurch vorzubeugen, daß man aus dem einen Jakobus zwei schneidet und dem angeblichen Nichtapostel den Brief beilegt. Ein Anderer verläugnet grundsäzlich das Schriftprincip der evangelischen Kirche, behauptet, man müsse an die Stelle der zwei Principien ein einziges setzen, die Rechtfertigung aus dem Glauben, und mit diesem Principe an dasjenige herantreten, was ihm in den überlieferten Schriften widerspricht und es danach corrigiren. Wer so das eine Princip der Kirche aufgibt, verliert eben damit das Recht, auch gegen wirkliche Verletzungen des andern aufzutreten. Wenn er aber gar ungerechte Anklagen erhebt, so ist das Gegenstand gerechter Verwunderung.

Die evangelische Kirche, die Kirche der heiligen Schrift, spricht in ihren Bekentnissen aus: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurteilt werden sollen, seien allein die prophetischen und apostolischen Schriften alten und neuen Testamentes, andere Schriften aber, der alten und neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleichgehalten, sondern allzumal miteinander derselben unterworfen werden." Hienach urteile man, was davon zu halten ist, wenn man angeblich auf Grund der Bekentnisschriften ohne Weiteres ein verdammendes Urteil ausspricht, ohne irgend einzugehen auf die in dem Vortrag dargelegten hellen und klaren Schriftgründe, die nicht blos aus dem Briefe des Jakobus entnommen sind, sondern auch aus den Briefen des Paulus, ja aus den Worten unsers Herrn selbst. So haben es die Männer des 16. und 17. Jahrhunderts nicht gemacht, denen von der Vermittlungstheologie so vielfach ihre zu starre Anhänglichkeit an das Bekentnis der Kirche zum Vorwurfe gemacht wird. Bei Chemnitz, Gerhard, Calov, Quenstedt kann man lange suchen, ehe man eine Beziehung auf die Bekentnisschriften antrifft. Sie gehen immer unmittelbar auf die Schrift zurück und sie würden es sich nie verziehen haben, einen Lehrer der Schrift, welcher sich auf die heilige Schrift beruft, privatim oder gar öffentlich zu verdammen, ohne in der eingehendsten Weise seine Schriftbeweise widerlegt zu haben. Aber selbst was das Bekentnis der Kirche betrifft hat man es an aller irgend eingehenden Beweisführung, an aller Solidität fehlen lassen, man hat gemeint, daß es mit dem bloßen Verketzern genug sei und von einem so leichten Zufahren möchte sich selbst in den Acten der Spanischen Inquisition kaum ein Beispiel finden. Man wirft etwa hin, die in dem Vortrage dargelegte Lehre komme ganz auf die von den Bekentnisschriften verworfene fides formata der katholischen Theologen hinaus. Die betreffende Stelle findet sich in der Apologie der Augsb. Conf. S. 81 des Concordienbuches, das wol in der so leicht zugänglichen Ausgabe des Evangelischen Büchervereins in den Händen der meisten unserer Leser sein, gewiß auch in Veranlassung dieser Verhandlung von manchen angeschafft werden wird: „Darüber haben die gottlosen Leute eine sophistische Glosse erdichtet und sagen, die Sprüche der Schrift, so sie vom Glauben reden, sind von fide formata zu verstehen; das ist, sie sagen, der Glaube macht Niemand fromm und gerecht, denn um der Liebe und der Werke willen. Und in Summa, nach ihrer Meinung, so macht der Glaube Niemand gerecht, sondern die Liebe allein." In wem nur ein Funke von Gerechtigkeit ist, der muß sogleich erkennen, daß mit dieser Lehre von der fides formata die in dem Vortrage dargelegte Ueberzeugung nichts zu thun hat. Es ist dort aufs entschiedenste ausgesprochen, daß der Glaube allein rechtfertigt, daß Liebe und Werke genau nur insoweit Bedeutung haben, als der Glaube sich in ihnen kundgibt, daß es ein schwerer Irtum ist, ihnen irgend selbständige Bedeutung beizulegen. Der Verf. hat sich nicht gescheut, den crassen Vergleich von dem Rosse und dem Floh anzuwenden, um solche Misdeutungen auch dem Uebelwollenden unmöglich zu machen. Aber was ist nicht alles möglich, wenn die Neigung das Auge verblendet!

Die wirkliche Sachlage ist die. Der Verfasser des Vortrages bekent sich auf das allerentschiedenste zu der Lehre der evangelischen Kirche von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, oder allein durch das Verdienst unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, welches der Glaube ergreift. Wie könte er anders, da diese köstliche Wahrheit die tägliche Speise seiner Sele ist, da er täglich sich weidet an den Liedern der Kirche, die mit der vollsten Entschiedenheit diese Lehre aussprechen. Meint man denn, er würde ohne den Trost dieser Wahrheit noch aufrecht stehen, nach alle den Wettern, die über sein Haupt ergangen sind? Wenn diese Lehre in dem Vortrage nicht so entfaltet hervortritt, wie manche auch Wolwollende das gewünscht haben, so liegt das einfach an dem Thema des Vortrages, wobei zu bemerken ist, daß dies Thema von dem Vortragenden nicht auf eigne Hand gewählt, sondern ihm gestellt wurde, und zwar von einer Seite, der er ungern etwas abschlagen mochte, und der er, obgleich Anfangs widerstrebend, sich fügte. Schon etwa 1½ Jahre früher hatte sich dies Thema dem Verf. dargeboten, er hatte seinen Vorsaz, es zu behandeln, mit seinem verehrten Collegen St. besprochen, es aber fallen lassen, da er einsah, daß seine Behandlung leicht zu Misverständnissen führen konte. Jezt konte er es um so weniger von der Hand weisen, da er in der ihm so ganz unerwartet zukommenden Aufforderung einen Wink der Vorsehung erblickte. Der Einseitigkeit glaubte er um so weniger aus dem Wege gehen zu dürfen, da auch sein Vorgänger, der h. Jakobus, ihr nicht aus dem Wege gegangen ist, da es die durchgängige Weise der heil. Schrift ist, auf die Gefahr des Misverständnisses hin die ganze Wucht des Schlages auf einen bestimten Punkt zu richten, und die andern Seiten bei anderer Gelegenheit ebenso vollständig zu ihrem Rechte

kommen zu lassen. Wer überall sich ängstlich verclausulirt, wird nirgends eine durchgreifende Wirkung ausüben. Grade hier aber erschien ihm die Einseitigkeit gut angebracht, ja geboten, da es die Aufdeckung großer und tiefer Schäden in dem Leben der Kirche der Gegenwart galt.

Das Interesse, welches den Verfasser leitete, war zunächst die Nachweisung der Harmonie zwischen Paulus, dem auserwählten Rüstzeuge des Herrn, und Jakobus, dem Apostel, den Paulus als eine Hauptsäule der Kirche bezeichnet, den der Herr selbst seiner Kirche dadurch empfohlen hat, daß er ihn nach seiner Auferstehung einer besondern Erscheinung würdigte. In zweiter Stelle stand daneben das Interesse, welches den heiligen Jakobus bewog, seinen Brief zu schreiben, das Verlangen, den Uebelständen zu begegnen, welche die misverstandene Paulinische Lehre von der Rechtfertigung mit sich führt. In diesem Streben hat der Verfasser sehr würdige Vorgänger. Schon in der apostolischen Zeit hat der Misbrauch der Paulinischen Rechtfertigungslehre im Interesse der heidnischen Fleischesfreiheit die bedeutendsten der damals noch lebenden Apostel auf den Kampfplaz gerufen. In den Briefen des Paulus sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche die Ungelehrigen und Leichtfertigen verkehren zu ihrer eigenen Verdammnis, 2 Petr. 3, 16: den aus dieser Thatsache hervorgehenden Gefahren für die Kirche treten Petrus und Johannes, Jakobus und Judas entgegen. Alle Bücher des N. T., welche auf die Paulinischen Briefe folgen, dienen vorzugsweise diesem Zwecke, ja Paulus selbst hat in seinen lezten Briefen, denjenigen, welche in der Zeit der bereits aufkeimenden heidenchristlichen Häresis geschrieben sind, in dieser Beziehung schon kräftig vorgearbeitet, ohne deshalb irgend an seiner früheren Weise irre zu werden, deren energische Einseitigkeit notwendig war, um den judenchristlichen Irtum der Werkgerechtigkeit zu brechen. Der Gärtner, der einen Baum grade machen will, biegt ihn nach der andern Seite herüber. Daß das Apostolat in seinen lezten Zeiten so nach dieser Seite hin seine ganze Energie concentrirt, das ist eine Thatsache, welche der Kirche laut das: wer Ohren hat zu hören, der höre, zuruft, sie darauf aufmerksam macht, daß hier große Gefahren vorliegen, vor denen sie die Augen nicht verschließen kann ohne Schaden an ihrer Sele zu nehmen. Der herlichste Schmuck der Reformation ist der, daß durch sie im Gegensatze gegen die in die Kirche eingedrungene und sie weit und breit verwüstende judaisirende Werkheiligkeit das Paulinische: „sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten; und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum geschehen ist", in einer Weise lebendig gemacht wurde, wie noch nie zuvor. Wer die einschlagende Wirksamkeit sich recht vergegenwärtigen will, welche die Reformation nach dieser Seite übte, der lese das kürzlich erschienene Leben Henhöfers, des aus der Katholischen Kirche übergetretenen Badischen Pfarrers, von Frommel: da tritt das reformatorische Princip mitten in die Verhältnisse der Gegenwart hinein und zermalmt in einem weiteren Kreise die todte Werkgerechtigkeit.

Für aufrichtige Gemüter war in der Reformation Alles gegeben, wessen sie bedurften. Aber bald zeigte sich doch grade so wie in der Apostolischen Zeit, daß noch andere Seiten der Wahrheit hervorgehoben werden mußten, um der Feigenblätter suchenden sittlichen Schlaffheit wirksam zu begegnen, welche die Rechtfertigung aus dem Glauben, die an sich ein Sündengift ist, zu einem Sündenkissen machte. Der dreißigjährige Krieg war die große Abrechnung, welche Gott mit dem evangelischen Deutschland wegen des schmäligen Misbrauches dieser heilsamen Medizin hielt, mit dem Katholischen wegen ihrer Verschmähung und Lästerung. Die edelsten Geister traten hier in den Riß. Joh. Arnds wahres Christentum war nichts anders als ein Versuch, diese Wunde zu heilen. Wie tief er sie erkante, das zeigen die Angesichts des dreißigjährigen Krieges geschriebenen Worte in dem ersten Sendschreiben an den Professor der Theologie Franz in Wittenberg, abgedruckt in dem 6. Buche des wahren Christentums: „Wollen wir mit einem Schein und Heuchel- oder gefärbten Glauben ins Verderben fahren? Sollte man nicht eifern wider die Bosheit, die nun so groß ist, daß sie in den Himmel steigt und schreit, darauf entweder eine blutige und giftige Sündflut oder das Feuer zu Sodom, oder der Hunger zu Samaria und Jerusalem gehört. Wahrlich, der Zorn Gottes wird sich mit schlechter Heuchelbuße nicht abwenden lassen. Wo ist jemand, der wider den Riß stände und sich zur Mauer mache wider den Zorn Gottes? Das wäre besser, als daß man unschuldige Leute und Bußprediger mit sectirerischen, ketzerischen Namen befleckt, und um sich wirft mit Enthusiasterei, Weigelianern, Osiandristen, Schwenkfeldisten, Papisten." Es erhob sich gegen das Buch und seinen Verfasser eine lebhafte Verfolgung, aber es ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Es grünt und blüht noch bis auf den heutigen Tag, während Vergessenheit die Schriften seiner Gegner längst bedeckt hat und ihr Name kaum noch genant wird. Der ganze in seinen Wirkungen so tiefgreifende, so ehrwürdige Namen vor Augen stellende Pietismus ist wesentlich Reaction gegen die Schäden, welche aus dem Misbrauche der Rechtfertigungslehre hervorgingen. Das Ziel war ein edles, aber in den Mitteln vergriff er sich. Er wagte es nicht, nach dem Vorgange der Apostel in der Lehre von der Rechtfertigung selbst neue Seiten hervorzuheben, welche ohne ihr Wesen zu beschädigen und der Ehre Christi zu nahe zu treten, ihrem Misbrauche steuerten, Seiten, deren Vorhandensein schon von vornherein feststeht, da alle geistlichen Wahrheiten von tiefgreifender Bedeutung an sich vielseitig sind, alles gar zu Einfache und leicht auf eine Formel zu bringende sich hier von vornherein als einseitig und nur teilweise richtig, nur einen Bruchteil der Wahrheit enthaltend darstellt. Der Pietismus war zu wenig productiv in der Schriftauslegung, von welcher, wie schon das Beispiel der Reformation zeigt, allein heilsame Fortschritte in der Lehrweise ihren eigentlichen Ausgangspunkt nehmen können, und ebenso in der Glaubenslehre, welche das durch die Schriftauslegung gewonnene weiter zu verarbeiten hat. Dabei fürchtete er die Wellen, fürchtete

sich den Ruf der Rechtgläubigkeit zu gefährden, was er um so weniger für angemessen hielt, da er dasselbe Ziel auf anderm Wege erreichen zu können meinte. So ließ er die Rechtfertigung stehen, wie er sie vorgefunden hatte, aber er nahm den Accent von ihr hinweg und legte ihn auf die Heiligung. Durch die fast ausschließliche Betonung derselben erwarb er sich Anfangs sehr bedeutende Erfolge. Aber er stieß doch auch viele redliche Gemüter ab durch den frömmelnden Ton, der sich immer einstellt, wo das, was wir thun sollen, mehr betont wird als das, was Christus für uns gethan. Und dann dauerte es nicht lange, so wurden die tiefen Schäden dieser Weise vollkommen offenbar. Es ist nicht zufällig, daß der Rationalismus auf den Pietismus gefolgt ist, der Pietismus hat in Wahrheit den Rationalismus hervorgerufen, weshalb auch die Uebergänge von dem einen zum anderen in der Geschichte ganz unmerklich sind. Wird der ganze Nachdruck auf das thätige Christentum gelegt, so muß nach und nach der Quell des Glaubens ganz versiegen. Wie der Pietismus die Vorstufe des Rationalismus ist, so dieser wieder des Atheismus, der sich aus ihm nach kaum einem Menschenalter entwickelt hat. Die nach dem Rationalismus wiedererwachte christliche Frömmigkeit hat einen doppelten Weg eingeschlagen, sie ist teils in die Fußstapfen des Pietismus getreten, teils hat sie gemeint, den Pietismus als einen Eindringling ganz über Bord werfen zu müssen und will einfach in den Fußstapfen der Reformatoren einhergehen. Beide Weisen haben ihre Bedenken. Die eine wird dieselben Erfahrungen von Neuem machen müssen, welche den Pietismus hervorgerufen haben, die andere wird an derselben Klippe scheitern, an welcher der Pietismus gescheitert ist. Es ist eine der größten Aufgaben der Gegenwart, den Schaden, welchen der Pietismus in der falschen Weise zu heilen suchte, in der rechten Weise zu heilen, und jeder Versuch nach dieser Seite hin sollte, wenn er aus ernstem, redlichem Gemüte und eindringender Beschäftigung mit der Schrift hervorgeht, mit liebender Teilnahme aufgenommen werden, statt mit roher Verketzerung sogleich zuzufahren. Bloßes Zurückgehen auf die Reformatoren reicht um so weniger aus, da die terrores conscientiae, die Gewissensängste, welche den eigentlichen Ausgangspunkt der Reformation bildeten, die Bedingung des fröhlichen und frischen Glaubenslebens, welches sich durch sie entwickelte, in der Gegenwart so sehr fehlen, die sittliche Schlaffheit so sehr vorherscht, die Gefahr so nahe liegt, daß die Lehre von der Rechtfertigung als eine wolfeile Abfindung mit der Heiligkeit des Gesetzes gemisbraucht werde, als ein Deckmantel für ein weichliches, laues und flaues Laodicäisches Wesen, welches die Kirche noch tiefer herunterbringt, als kräftige Irtümer.

Der Vortrag über Jakobus bekent sich mit der vollsten Entschiedenh it zu der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben oder durch das Verdienst Christi allein. Er stimt mit großer Freudigkeit ein in das Wort Luthers in den Schmalkaldischen Artikeln: „Von diesem Artikel kann man nicht weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben soll. Denn es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, dadurch wir selig werden, spricht Petrus, Apgsch. 4. Und durch seine Wunden sind wir geheilet, Jes. 53. Und auf diesem Artikel steht alles, was wir wider Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gar gewiß sein, und nicht zweifeln, sonst ist es alles verloren, und behält Papst und Teufel und alles wider uns den Sieg und Recht." Das dem Vortrage Eigentümliche besteht in einem doppelten Satze. Zuerst, der Glaube und die ihm entsprechende Vergebung der Sünden ist nicht in einem Akte vollendet, sondern wie überall auf dem geistlichen Gebiete, so gibt es auch hier einen lebendigen Fortschritt: es gibt Stufen des Glaubens und der Vergebung der Sünden oder Rechtfertigung. Dann: der Glaube muß in der Liebe thätig sein, er, die einzige Bedingung der Rechtfertigung auf allen ihren Stufen, gelangt nur dann zu seiner Vollendung, wenn er in die Werke eingeht; nur derjenige, welcher von Herzen darauf ausgeht, zu thun, was er kann, seine Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, nirgends zu weichen und zu wanken, im Kleinen und im Großen treu zu sein, hat Veranlassung Christus, seine Versöhnung und die in ihr wurzelnden Kräfte mit aller Inbrunst zu ergreifen; der nicht in die Werke eingehende, nicht in der Liebe sich bethätigende Glaube wird unausbleiblich zum todten Glauben, oder mit andern Worten, er erstirbt völlig; der Glaube allein rechtfertigt, aber die Werke sind der notwendige Wetzstein des Glaubens.

Das dem Vortrage Eigentümliche beschränkt sich auf diese Sätze. Der Saz, daß das Maas der Werke zugleich das Maas des Glaubens sei, an dem manche sich gestoßen, ist einfache Folgerung aus dem altkirchlichen Satze, daß die Werke überhaupt den Glauben weisen, aus der Frucht der Baum erkant wird. „Durch die Liebe, sagt Luther, wird unsere Rechtfertigung nicht blos Andern kundgethan, sondern auch für uns selbst sichergestellt, damit wir nicht etwa durch einen blos scheinbaren und todten Glauben uns betrügen." Und Lyser zu Luc. 7 fügt hinzu: „Wenn die Liebe entweder nicht folgt oder verloren ist, so ist das ein Zeichen, entweder daß der Glaube nicht wahr ist, oder wenn er da war, wieder verloren wurde. Und das muß jeder von uns bedenken." Wird überhaupt aus der Liebe der Glaube erkant, so muß auch das Maas des Glaubens aus ihr erkant werden, was über die Werke hinauszugehen scheint, kann nur eitle Phantasie sein, von der das Wort gilt: „ein betrogen Herz hat ihn verführt, und er spricht nicht: ist nicht Trug in meinem Herzen." Wenn es zweifellos wahr ist, was Luther sagt: „wie der Glaube ist, so sind die Werke auch, nicht anders", so ist es auch nicht minder wahr: „wie die Werke sind, so ist der Glaube auch, nicht anders."

(Forts. folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 23. März. № 24.

Die Sünderin.

(Fortsetzung.)

Die dem Vortrag wirklich eigentümlichen Sätze aber hat der Verf. nicht aus sich herausgeklügelt, oder sich nach der Weise der Vermittlungstheologie von den Geistern zuflüstern lassen, die in der Luft herschen, sondern er hat sie einfach aus dem klaren Born Israels geschöpft, hat sie besonders von Jakobus entlehnt, wo jezt noch sie durch gezwungene Deutung beseitigen zu wollen, zu spät sein würde. Mit den Bekentnissen der Kirche stehen diese Sätze in keiner Weise in Widerspruch, wie man das schon von vornherein erwarten kann, da sie zur Zeit der Bildung der Bekentnisse gar nicht zur Sprache gekommen sind. Die Bekentnisse betonen allein die Rechtfertigung aus dem Glauben, ohne alles Verdienst der Werke und davon wollen wir kein Stäublein abthun. Wer aber auf diesem, wie auf jedem andern Gebiete blindlings alles verwerfen will, was nicht ausdrücklich in den Bekentnissen der Kirche geschrieben steht, wer der Kirche verbieten will, daß sie unter völlig veränderten Verhältnissen neue Seiten der alten Wahrheit hervorkehre, der sehe zu, wie er mit Matth. 13, 52 zu rechte komt, wo der Herr es als die Obliegenheit des rechten Schriftgelehrten bezeichnet, aus seinem Schatze Neues und Altes hervorzubringen, wobei nicht zufällig das Neue voransteht, zum Beweise, daß das Alte nur insofern Wert hat, als es zugleich neu ist. Bloße Herstellung des Alten, Repristination kann hienach nimmer zum Ziele führen. Mit dem Alten muß das Neue Hand in Hand gehen, sonst wird die Kirche zum stehenden Sumpfe und unfähig, ihre Aufgabe zu lösen. Das Stabilitätsprincip ist an sich zu verwerfen, und es macht in der Hauptsache keinen Unterschied, ob die „Väter", denen man sich unbedingt unterwirft, Thomas und Bellarmin heißen oder Gerhard und Quenstedt. Das ist eine Erkentnis, die dem Verf. nicht jezt erst aufgeht, von der er vielmehr von den ersten Anfängen seiner Wirksamkeit an geleitet worden ist. Alle seine Schriften huldigen unter Voraussetzung der ewigen Grundlagen der Kirche, die vor Allem mit lebendiger Pietät zu umfassen sind, dem Fortschritt, und blos Altes zu wiederholen wäre ihm der Tod.

Wir wollen nun einmal von den Bächen zu dem Quell aufsteigen, von den Aposteln zu dem Herrn, der sie gesandt hat. Die reichhaltigsten Aufschlüsse über die Rechtfertigung des Sünders vor Gott gewährt uns hier die von Lucas, dem Genossen des h. Paulus, mitgeteilte köstliche Erzählung von der Sünderin.

Wir legen hier die früher eingehend in diesen Blättern bewiesene Annahme zu Grunde, daß die Sünderin, Maria Magdalena und Maria die Schwester des Lazarus verschiedene Bezeichnungen derselben Person sind. V. 39 bei Lucas, wo Simon bei sich selbst spricht: „wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt, denn sie ist eine Sünderin", entscheidet nicht etwa dagegen: man darf daraus nicht schließen, daß die Sünderin eine bis dahin Jesu völlig unbekante Person war, mit der er hier zuerst in Berührung trat, während die Maria des Lazarus schon längere Zeit in einem näheren Verkehr mit ihm gestanden, von ihm schon früher das Lob erhalten hatte: Maria hat das gute Teil erwählt. Man muß nur ins Auge fassen, daß Simon, der absichtlich nicht mit seinem Eigennamen benant, sondern als Pharisäer bezeichnet wird: „da das der Pharisäer sah, der ihn eingeladen", hier nicht von der Vergangenheit redet, sondern von dem gegenwärtigen Stande des Weibes: denn sie ist eine Sünderin. Der selbstgerechte Pharisäer weiß nichts von den Wundern der Gnade. Die frühere Sünderin, die man sich übrigens auch in ihrem früheren Stande nicht als in den Koth der Gemeinheit herabgesunken denken darf, sondern nur als eine Weltfrau von wenig strengen Sitten, etwa so wie die frühere Frau v. Krüdener nach der Darstellung von Capefigue*), in dem Suchen schöner Perlen auf große Abwege gekommen, ist und bleibt für ihn eine Sünderin, troz alles Echauffements, ja in diesem Echauffement selbst will er eine Spur ihres früheren sündigen Wesens entdecken: „welche ihn berührt." Daß Jesus die frühere Sünderin nicht also betrachtet, daß er sich ihre Liebeserweisung gefallen läßt, darin erblickt er einen handgreiflichen Beweis, daß er mit dem gewöhnlichen Menschenauge sieht, und zwar mit einem wenig scharfen, viel schwächer, wie das, welches

*) Weit richtiger als einer der jüngsten Bearbeiter der Evangelien: „sie war als eine Person in der Stadt bekant, welche in der Stadt ein unrühmliches Gewerbe trieb" (O.-C.-R. v. Burger in dem sonst so viel Gutes darbietenden, von dem Geiste der Andacht durchdrungenen Werke: die Evang. nach Matth., Marc. und Luc., Nördlingen 1865) sagt Grotius: non publicae libidinis victima, sed alioqui vitae parum pudicae.

er selbst besitzt, daß er des Tiefblickes völlig entbehrt, den er notwendig besitzen müßte, wenn er auch nur ein Prophet wäre. Von einer solchen läßt er sich etwas vormachen! Damit schüttelt er sich die Beschämung ab, welche die durch seine Lieblosigkeit hervorgerufene Liebeserweisung über seine Sele bringen mußte, so weit diese der Scham noch fähig war. Also dieser Grund beweist nicht für die Isolirung der Sünderin. Dagegen dient diese Erzählung in mancherlei Weise der Annahme der persönlichen Identität der Sünderin mit Maria Magdalena und der Maria des Lazarus zur Bestätigung. Schon Schleiermacher hat darauf hingewiesen, daß die Sünderin in einem näheren Verhältnis zu dem Gastgeber stehen mußte, da es in hohem Grade unwahrscheinlich sei, daß ein angesehener Pharisäer bei einem großen Gastmale einer im ganzen Orte übel berüchtigten Person den Zutritt in das Speisezimmer gestattet habe. Hand in Hand damit geht V. 45, wo Jesus sagt: „du hast mir keinen Kuß gegeben, diese aber, von dem an da ich hereingekommen bin" (Luther fälschlich: nachdem sie hereingekommen ist, wie es freilich nach der gangbaren Ansicht heißen müßte), „hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen." Die Sünderin war hienach schon im Speisezimmer, als Jesus mit seinen Jüngern eintrat. Das führt darauf, daß sie zu der Hausgenossenschaft gehörte. Auf dasselbe Ergebnis leitet uns aber auch die Thatsache der Salbung. Diese hat polemische Beziehung auf das, was Simon unterlassen hatte, und sezt voraus, daß die Sünderin diese Unterlassung mit angesehen. Die Unterlassung aber bezog sich auf dasjenige, was man irgend werten Gästen gleich beim ersten Empfange zu gewähren pflegte, den Kuß bei der Begrüßung, und die Darbietung des Wassers zum Fußwaschen, des Oeles zur Salbung des Hauptes. Was aber noch mehr ist, jene polemische Demonstration muß von einem Mitgliede der Familie ausgegangen sein: ein Fremder konte wol weggehen, aber sich eine solche nicht erlauben, und sie wird nur dann recht verständlich, wenn sie unter den Gesichtspunkt der Rettung der von dem Gastgeber selbst so schmälich verlezten Hausehre gestellt wird, wie sie nur von einem Mitgliede des Hauses ausgehen konte. Die arme Martha durfte nicht vorgehen, sie war unter dem Manne und gewiß von Jesu selbst gelehrt worden, dies Verhältnis heilig zu halten, wie der Apostel es als ganz in der Ordnung betrachtet, daß das Weib dem Manne zu gefallen suche; so fiel die Pflicht, die Schmach abzuwaschen, ihrer freier stehenden Schwester zu. Aber es liegt noch Anderes vor. Jesus bezieht sich hier auf eine doppelte Thatsache der früheren Zeit, auf die Wolthat der Sündenvergebung, welche er der Sünderin und welche er dem Pharisäer erwiesen hat. Isoliren wir diese Erzählung, so schwebt diese geschichtliche Beziehung in der Luft, was von vornherein kaum denkbar ist, und wofür sich aus dem ganzen N. T. kaum ein ähnlicher Fall beibringen läßt. Dagegen erkennen wir in dem Simon den Aussätzigen, in dessen Hause Jesus kurz vor seinem Leiden in Bethanien war, in der Sünderin die mit der Maria des Lazarus identische Maria Magdalena, so finden wir das Vermißte. Jesus hat, worauf wir später noch zurückkommen werden, geraume Zeit vor diesem Gastmal Simon von seinem Aussatze geheilt, und aus Maria hat er die sieben Teufel der Weltlust ausgetrieben, die nur da weichen, wo Vergebung der Sünden erlangt ist. Auch die Liebeserweisung der Sünderin an sich und abgesehen von ihrer bereits erörterten polemischen Beziehung sezt voraus, daß sie bereits zu Christo in einer näheren Beziehung stand und von ihm Vergebung ihrer Sünden erlangt hatte, in den Kreis der Seinen zugelassen war. Hätte die erste beste Person von zweideutigem Rufe solches gethan, so wäre es eine aufdringliche Anmaßung gewesen und nichts weniger als ein Beweis einer guten Herzensstellung. Mit vollem Rechte sagt Ittig*): „Hätte wol ein Weib, die durch so große Furcht wegen ihrer Sünden erschreckt und bestürzt war, es gewagt, so nahe an Christus heranzutreten und seine Füße zu küssen und zu salben?" Man beachte wol: das Weib tritt nicht herzu, um Vergebung ihrer Sünden zu erbitten. Diese Absicht hat man ihr nur untergelegt. Sie tritt herzu, um Christo Liebe zu erweisen. Grotius schon bemerkt: „ihre Thränen werden von Christo angenommen, nicht als ein Zeichen der Buße, sondern als ein Zeichen der Liebe." Zu solcher Bezeugung der Liebe muß sie ein Recht haben. Auch der Liebesdrang selbst aber zeigt, daß sie schon in einem näheren Verhältnis zu Christo stand, von ihm schon Vergebung ihrer Sünden erhalten hatte. Christus selbst sagt uns in dem Gleichnisse, daß die Liebe wesentlich Dankbarkeit ist, daß sie aus der Vergebung der Sünden hervorwächst. Ein Herz, das diese noch nicht erhalten hat, ist so mit sich selbst beschäftigt, daß die Liebe in ihm keinen Raum findet. Nehmen wir nun noch hinzu, daß Lucas den Namen Maria Magdalena, den er hier aus bestimmtem, früher angegebenem Grunde nicht nennen will, gleich darauf verstolen und mit einem heimlichen Winke nachbringt, in C. 8, 2, so kann an der persönlichen Identität der Sünderin mit Maria Magdalena und der Maria des Lazarus wol kein Zweifel sein. Zu welchen verlegenen Annamen die Losreißung der Salbung hier bei Lucas von der Salbung in Bethanien Anlaß gibt, das zeigt das Beispiel von Dr. Hase, welcher in dem Leben Jesu, 5. Aug. Leipz. 1865, S. 210 meint, „der Name Simon scheint aus der andern Salbung herüberzuklingen." Uebrigens ist unsere folgende Untersuchung mit ihren Ergebnissen in der Hauptsache ganz unabhängig von der Ansicht, die man über das Verhältnis der Sünderin zu Maria Magdalena und zu der Maria des Lazarus hat. Doch haben wir hier nicht durch das gänzliche Absehen von diesem Punkte denjenigen die volle Einsicht in das Ganze des Vorganges entziehen wollen, welchen in Bezug auf die Einheit der Person ein Licht aufgegangen ist und die sich in der Lage jener Freundin der Schrift befinden, welche aussprach, sie freue sich, daß sie endlich der lästigen Verpflichtung überhoben sei, Personen auseinander zu halten, die ihr stets wieder zusammenlaufen. Die Anderen können ja leicht von allem dem absehen, was in dieser

*) Zu Luc. 7, 47. 48 in den opusc.

Beziehung zu ihrer einmal angenommenen Meinung nicht paßt, die wir ihnen gern lassen wollen, da die Berichte in der Schrift absichtlich so eingerichtet sind, daß ihr ein gewisser Spielraum gelassen wird. Wer die Sünderin noch nicht mit der Maria des Lazarus in Einklang bringen kann, der lasse sie so lange auseinander, bis ihm ein tieferer Einblick in die Wunder der vergebenden und heilenden göttlichen Barmherzigkeit gewährt worden ist.*)

Treten wir nun der Erzählung näher. Der Pharisäer Simon ist im Herzen Jesu tief entfremdet, so tief, daß er ihm nicht einmal die Würde eines Propheten zugestehen kann. Er hat einen tiefen Haß gegen den, welchen man hassen muß, wenn man ihn nicht lieben kann, und lieben konte er ihn nicht, weil er dann die liebsten Besitztümer seines Herzens hätte aufgeben müssen. Aber er hat doch nicht umhin gekont, ihn mit seinem ganzen Gefolge einzuladen. Die Bitten Martha's und Maria's, seiner Frau und seiner Schwägerin allein würden ihn gewiß nicht dazu vermocht haben, so innig auch das Verhältnis war, in dem Jesus zu ihnen stand, aber es mußte in diesen Bitten ein Moment zur Sprache kommen, dessen Eindruck sich Simon nicht entziehen kann. Jesus hatte ihn früher von einem Uebel befreit, das den Menschen bei lebendigem Leibe zu einem faulenden und stinkenden Abscheu macht (der Kopf eines mit dem Aussatze Behafteten in der Schrift des Arztes Schilling de lepra führt die Aufschrift: horridior morte, schauriger als der Tod) und der tugendsame Pharisäer will nicht gradezu als ein Undankbarer erscheinen. So fügt er sich in das Unvermeidliche, aber der reiche Mann, der als solcher uns auch in dem Gleichnisse entgegentritt, das Jesus ihm vorlegt und das ganz aus dem Gebiete eines solchen entlehnt ist, in dessen Kopf und Herz sich nichts findet, als credit und debet, ladet sich seine fünf Brüder ein, um einen festen Halt zu bekommen gegen die ihm aufgedrungene Gesellschaft. Die Anwesenheit jener fünf Brüder erschließen wir nicht blos aus der bei dem Gastmal in seinem späteren Verlaufe vorgetragenen Parabel von Lazarus und dem reichen Manne, sie tritt uns auch in der Erzählung selbst entgegen, in den mit zu Tische Liegenden, die bei sich selbst sprechen: wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt? In welchem Sinne das gesprochen wurde, daß es Ausfluß des Pharisäischen Unglaubens an den Sohn Gottes ist, zeigt Matth. 9, 3, wo, da Jesus zu dem Gichtbrüchigen gesagt hatte: „mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben", etliche unter den Schriftgelehrten bei sich selbst sprachen: „dieser lästert Gott", und auch der

Umstand, daß sie wie Simon in V. 39 bei sich selbst reden, also solches, was sie dem Heilande nicht gradezu ins Angesicht sagen mochten. Doch dabei bleibt Simon nicht stehen. Da Jesus mit seinem Gefolge erscheint, kann er es nicht über das Herz bringen, ihm, dem Feinde seiner Lieblingsneigungen, die gewöhnlichen Liebesdienste zu erweisen, mit denen man jeden geehrten Gast gleich bei seinem Eintritte empfing und die er gewiß seinen fünf Brüdern dies Mal mit besonderer Anstelligkeit erwies, um die Kränkung um so fühlbarer zu machen. So stand Jesus da als der allerverachtetste und unwerteste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg.

Die Sünderin muß das mitansehen und es scheint völlig unmöglich, daß sie etwas dagegen thut. Sie war eben eine Sünderin gewesen, und sie weiß, daß sie es in den Augen der Welt noch immer ist, um so mehr, je gründlicher sie sich bekehrt hat. Solch ein Feigenblatt läßt sich die Welt um keinen Preis nehmen. Bei dem Gedanken an ein Einschreiten tritt ihr der Hohn ihres Schwagers entgegen, das grinsende Gesicht seiner fünf Brüder, die zu erwartenden teils unwilligen, teils verlegenen Blicke und verletzenden Reden auch der Jünger, unter denen ein Judas war, und die erst mit der Ausgießung des heiligen Geistes den Pharisäer völlig auszogen, das Aufleben aller ihrer alten Sünden in der Stadt. Wie gern hätte sie den Tod erlitten für ihren Heiland, aber hier war mehr als der Tod. Und wollte sie auch sich selbst preisgeben, was war mit dem Bekentnisse einer solchen Person dem Heilande geholfen? Mußte es seiner Sache nicht vielmehr schaden? Und doch auf der andern Seite: dies that ich für dich, was thust du für mich? Es muß im Angesichte so frevelhafter Undankbarkeit ein Zeugnis abgelegt werden, „daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei", die Ehre des Hauses, dessen sämtlichen Gliedern, Simon, Martha, Lazarus und am meisten ihr selbst der Heiland sich als solchen erwiesen, des Hauses, das in dieser Beziehung einzig dastand, muß gerettet werden. Leidentlichkeit ist hier um so weniger möglich, da Jesus, wie die Sünderin weiß, Matth. 26, 12, eben dem Tode entgegengeht, dem Tode, den er auch für ihre Sünden leiden soll. Was jezt versäumt wird, kann später nicht nachgeholt werden. Die Ueberzeugung, daß gehandelt, daß thätig in die Liebe eingetreten werden muß, ruft den höchsten Aufschwung des Glaubens hervor, der allein die Kraft zu solchem Handeln verschaffen kann. Sie richtet das Auge fest auf Jesus, den Mann, der ihr ihre Sünden vergeben und sie aus einem Weibe wild und unbändig zu einer sanften und stillen Jüngerin gemacht hat, die zu seinen Füßen sizt; und aus seinem milden Auge strömt Kraft in ihre Seele. Sie wirft sich zu seinen Füßen, sie nezt sie mit den Thränen ihrer Augen, die Jesus rein und keusch gemacht hat, sie trocknet sie mit den Haaren ihres Hauptes, des früher im Dienst der Eitelkeit so sorgfältig gepflegten, sie salbt ihn mit der kostbaren Salbe, die ihr aus ihrem früheren Weltleben noch übrig geblieben war. Das war alles bedeutsam. Sie sagte dadurch beredter als durch Worte: wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu, denn du

*) Als Nachtrag zu der früheren Ausführung bemerken wir, daß in einer Zeit, wo die Theologie der Römischen Kirche an der Identität der Sünderin mit der Maria des Lazarus zweifelhaft geworden war, Clemens VIII. die Entfernung der Worte: Maria soror Lazari, quae tot commisit crimina aus dem Brevier befahl, in dem jedoch noch Anderes genug zurückblieb, was von der durch Gregor den Gr. vertretenen Annahme der Identität ausgeht, vgl. Ittig S. 322.

haſt meine Sele vom Tode gerettet, meine Füße vom Gleiten, daß ich wandle vor dir im Lande der Lebendigen,

Eine ſtumme Scene folgt: man redet „bei ſich.“ Simon und ſeine Genoſſen bewegen den Gedanken im Herzen: ſie iſt eine Sünderin, und ihr Jeſus nimt die Sünder an, Luc. 15, 2. Jezt iſt es Zeit für Jeſus handelnd aufzutreten, die Sache des Weibes zu führen, das ſich zu ihm bekant hat, und zugleich ſeine eigene, die Beſchämung auf den zurückzuwerfen, dem ſie gebürt. Daß Jeſus ein Prophet war und mehr als Prophet, das mußte Simon zu ſeinem Schrecken erfahren, indem Jeſus ihm durch die That bewies, daß ſein Herz wie das der Sünderin vor ihm blos und aufgedeckt lag, daß er an dem Privilegium deſſen Teil nimt, der Herzen und Nieren erforſcht.

„Simon, ich habe dir etwas zu ſagen“, das ſind ſehr einfache Worte und doch, wer ſie ohne tiefe Bewegung leſen und hören könte, der müßte ein Herz von Stein haben. Sie erinnern an die tuba mirum spargens sonum und ſelbſt ein Simon erbebte gewis im tiefſten Innern, da er ſie vernahm.

Das Gleichnis, mit dem Jeſus begint, bezieht ſich ebenſo direct auf die vorliegenden Verhältniſſe, wie die Parabel Nathans in 2 Sam. 12, wo Nathan in V. 7 zu David ſpricht: „Du biſt der Mann“, wie die Parabel in 1 Kön. 20, 35 f., wie das Gleichnis vom Weinberge in Matth. 21, wo die Weingärtner einfach die Phariſäer ſind. Daß jeder Zug bedeutſam iſt, das zeigt die folgende Ausdeutung und Anwendung. Danach iſt Jeſus der Gläubiger, nicht Simon, der gewis an ſich ſelbſt dachte, da er von dem Gläubiger hörte, denn das war die Stellung, die der reiche Mann gewöhnlich einnahm, und alſo arglos in die Schlinge hineinging, die beiden Schuldner ſind die Sünderin und Simon, der reiche und doch ſo arme Mann. Jeſus läßt Simon ſich ſelbſt verurteilen, indem er ihm unter fremdem Namen die eigene Sache zur Entſcheidung vorlegt. Das iſt ein wirkſamer Stachel für das Gewiſſen, ein Brandpfeil, der in daſſelbe geworfen wird.

Jeſus hat beiden ihre Schuld geſchenkt. Das iſt eine beſtimte Thatſache und es komt darauf an, ſie geſchichtlich auszumitteln. Bei der Sünderin hat dieſe Ausmittelung keine Schwirigkeit. Lucas ſelbſt bringt da die Thatſache in C. 8, 2 nach, zugleich mit dem Namen der Sünderin. Jeſus hat aus Maria, genant Magdalena, ſieben Teufel ausgetrieben, denen ſie nach gerechtem göttlichen Gerichte übergeben war. Die Teufel waren bei ihr eingezogen, weil ſie ihr Haus gekehrt und geſchmückt gefunden haben, Matth. 12, 44, und ſie haben ſo lange da ihr Recht, bis die Sünderin dieſe ihre Schuld los geworden iſt. Die eigentlichen Exceſſe der Sünderin gehören dieſen Teufeln an, die gewis gar gern den Neigungen ihres Herzens innerhalb der Schranken der bürgerlichen Ehrbarkeit gefröhnt hätte. Wenn ich nur die verzweifelten ſieben Teufel los wäre, das war gewis ihr erſter Gedanke wenn ſie aufſtand, der lezte, wenn ſie zu Bette ging, der ſie in alle Sünden begleitete, zu denen ſie von den ſieben Teufeln fortgeriſſen wurde. Saufen mag niemand, aber trinken mögen viele, und wenn ſie das Trinken nicht laſſen wollen, ſo müſſen ſie ſaufen, wenn es Gott gefällt ihre Sünde heimzuſuchen. Die Hingabe an die Teufel war ihre Strafe, und dieſer Strafe war ſie ſo lange unterworfen, bis ſie für ihre Sünde Vergebung geſucht und gefunden hatte. Bis dahin mußte ſie die unſäglich läſtige Einquartirung tragen. Auch bei Simon kann die Sache nicht zweifelhaft ſein. Er wird bei Matthäus in C. 26, 12 und bei Marcus in C. 14, 3 als Simon der Ausſätzige bezeichnet. Das kann nur der geweſene Ausſätzige ſein, der nach ſeiner Vergangenheit bezeichnet wird, weil er im geiſtlichen Sinne noch war oder wieder war, was er früher in Bezug auf den Leib geweſen, wobei daran zu erinnern iſt, daß der Ausſaz im Geſetze ſelbſt ſinnbildlichen Charakter trägt. Ausſätzig im gewöhnlichen Sinne (und dieſer allein kann hier zunächſt in Betracht kommen) konte Simon nicht mehr ſein, da ein ſolcher von der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen war und niemand bitten konte, daß er bei ihm eſſe, Luc. V. 36. Der Artikel weiſt darauf hin, daß dieſer Ausſätzige ſchon in der früheren Erzählung vorgekommen ſein muß. Wir erwarten nach dieſer Zurückweiſung auf das vorige, daß Matthäus und Marcus im Vorhergehenden nur von einem Ausſätzigen reden werden, denn nur dann war der Fingerzeig von Bedeutung. Und in der That berichten Matthäus und Markus nur über die Heilung eines einzigen Ausſätzigen, der erſtere in C. 8, 1—4, der leztere in C. 1, 40—45: die andere Erzählung von den zehn Ausſätzigen iſt dem Lucas eigentümlich. Wir müſſen aber um ſo mehr annehmen, daß Matthäus und Markus ſich auf dieſe von ihnen mitgeteilte Thatſache beziehen, da ſie über dieſelbe mit ſo ſichtbarer Angelegentlichkeit berichten, da auch Lucas eingehend von ihr redet, in C. 5, 12—16. Daß grade dieſe Thatſache aus der Menge gleichartiger hervorgehoben wird, daß die ſpäteren ſo darauf bedacht ſind durch die Mitteilung der einzelſten Züge den Bericht der früheren zu ergänzen, das führt darauf, daß es ſich hier um einen für die evangeliſche Geſchichte bedeutſamen Mann handelt. Dabei bemerken wir, daß die Heilung des Familienhauptes Simon wahrſcheinlich die erſte Grundlage abgab für das ganze Verhältnis der Familie von Bethanien zu Jeſus, was anzunehmen um ſo näher liegt, da dieſe Heilung ſchon in den Anfängen des Lehramtes Jeſu in Galiläa, unmittelbar nach der Bergpredigt erfolgte. Es lag nahe, daß Martha zunächſt durch die Dankbarkeit zu dem gezogen wurde, der ſie von dem ſchweren Hauskreuz befreit hatte, daß Maria bei demſelben Arzte Hilfe gegen ihre unerträglichen ſieben Teufel ſuchte, der ihren Schwager von dem Ausſatze befreit hatte. Für Simon paßt trefflich der Charakter des Geheilten, wie er ſich nach der Heilung kundgibt. Man hat vielfach bemerkt, daß leidenſchaftlicher ausgelaſſener und tobender Schmerz bei Wittwern und Wittwen ein Zeichen iſt, daß ſie bei erſter Gelegenheit wieder heiraten werden. So geht auch bei jenem Ausſätzigen alles nach außen. Er zeigt ein ſo aufgeregtes Weſen, daß Jeſus ihn herauswerfen muß, Marc. 1, 43, der einzige Fall der Art, der bei einem Geheilten in der evan-

gelischen Geschichte vorkomt. Jesus muß ihn bedrohen, ihm zürnend verbieten, das an ihm geschehene in dieser aufgeregten Weise auszuposaunen, ihm ganz den Mund verbieten, weil er weiß, daß er, wenn er redet, nur so reden kann. Auch dies Bezeigen Jesu führt ihn nicht in sich selbst zurück. Er ging nach Markus dennoch unter das Volk und rief durch seine aufgeregten Reden eine solche Bewegung hervor, daß Jesus nicht mehr öffentlich in der Stadt gehen konte, sondern außen war an den wüsten Orten. Dies aufgeregte Wesen bildet eine schlechte Vorbedeutung für die Zukunft, es ist der Gegensaz zu Maria, welche still zu Jesu Füßen saß und ihm zuhörte. Der Aussaz war ein gar böser gewesen, Lucas in C. 5, 12 bezeichnet ihn als einen Mann voll von Aussaz. Dem: er schenkte es (ἐχαρίσατο) hier entspricht bei Markus in V. 41 das: Und es jammerte (σπλαγχνισθείς) Jesum und reckte die Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich wills thun, sei gereinigt.

Wir haben hier ein leuchtendes Zeugnis für das Bewußtsein Jesu um seine wahrhaftige Gottheit. Er ist der Gläubiger, die Sünder sind ihm alle verschuldet, er erläßt wem er will die Sünden aus eigener Machtvollkommenheit, nicht als ein Diener, der in seines Herrn Namen redet. Das ist eine Teilnahme an dem Privilegium Gottes, die nur auf der Wesenseinheit mit dem Vater beruhen kann. Nur der, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, wird durch die Schändung dieses Bildes verlezt, nur er hat das Recht diese Kränkung seines Rechtes und seiner Ehre wie zu richten, so auch zu vergeben. Auch der auf der höchsten geschöpflichen Stufe Stehende, würde, wie die Juden ganz richtig erkennen (Matth. 9, 3, hier V. 49), Gott lästern, wenn er sich zwischen das Geschöpf und seinen Schöpfer in dieser Sache eindrängen wollte.

Was uns aber nach dem vorliegenden Zwecke bei dem Gleichnis und den Thatsachen, die ihm zu Grunde liegen, vor Allem von Bedeutung sein muß, ist die klare nnd helle Bestätigung für die Grundlehre der Reformation, welche hier vorliegt. Wir erhalten hier Anlaß zum Danke gegen Gott, der uns in einer Kirche geboren werden ließ, deren Schmuck die Erkentnis dieser Lehre ist. Die Schuldner vermögen nicht zu bezahlen, ihre Schuld wird ihnen geschenkt ohne irgend eine Leistung, ohne daß sie irgend etwas anderes darbringen, als die herzliche Bitte, sich ihrer Ohnmacht zu erbarmen, die Liebe geht nicht voran, sie wird erst durch den Erlaß der Schuld hervorgerufen und hängt so sehr von demselben ab, daß auch ihr Maas genau bedingt ist durch den Umfang des Erlasses. Die Römisch-Katholischen Ausleger befinden sich hier in einer Verlegenheit, die selbst der geschickteste unter ihnen, der Jesuit Maldonat, obgleich sonst ein Mann mit eiserner Stirn, nicht bergen kann. Er sagt: „nicht deshalb wird in dem Gleichnisse dem, der fünfhundert schuldig war, mehr erlassen, weil er den Herrn viel geliebt hat, sondern deshalb liebte er den Herrn nachher mehr, weil er ihm mehr als dem andern erlassen hatte. Dies hat Calvin und den andern neuen Ketzern einen scheinbaren Grund zu ihrem Irtum gegeben." Es ist jämmerlich mit anzusehen, wie der arme Mann sich abmüht, von der Schlinge loszuwerden, in der er gefangen ist, und dem Jesus, von dem er den Namen führt, die Worte im Munde zu verdrehen. Die genügende Antwort auf alle Verdrehungskünste des in einen Jesuwider verwandelten Jesuiten ist das: „die Priester vergewaltigen das Gesez." Wir haben hier die Aufgabe klar vorgezeichnet, die jeder, der in das Reich Gottes eingehen will, vor allen zu lösen, jeder, der in dasselbe einführen will, vor allen sich vor Augen zu stellen hat, die feste Grundlage für das Lied, welches in der Reformationszeit alle Gemüter entflamte: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte." Jedes Wort, was Luther über dies Gleichnis sagt (in der Disputation über den Spruch Luc. 7, 47 vom J. 1535, W. W. Th. 7 S. 1332 f.), ist wahr und dem Verf. aus der Sele gesprochen: „Die Parabel sagt klar, daß ein Wucherer zwei Schuldnern, die nicht bezahlen konten, umsonst die Schuld schenkt. Und da die Schuld geschenkt ist, fragt Christus, welcher unter beiden am meisten liebe, ob es der sei, welchem viel, oder der, welchem wenig geschenkt ist. Der Pharisäer urteilt hier recht, wie es auch Christus billigt, nämlich daß derjenige mehr liebe, welchem mehr vergeben ist. Dies alles beweist gewaltig, daß die Vergebung der Sünden vorhergehe vor der Liebe, und daß die Liebe auf die Vergebung folge. Denn die Schuldner lieben nicht den Wucherer, so lange sie ihm schuldig sind, sie erlangen auch keinen Erlas durch die Liebe. Viel weniger lieben sie, indem die Zahlung gefordert wird, und sie nichts haben, und befürchten müssen, daß sie werden verdamt werden. Aber da fangen sie an zu lieben, als sie nach erlassener Schuld frei und sicher gelassen werden. Also werden auch wir gerechtfertigt allein durch die Gnade dessen, der da vergibt, weil wir die Bezahlung der Schuld nicht leisten können. Denn wenn wir als Schuldner durch Verdienst könten erhalten die Vergebung der Sünden, so hätten wir allerdings etwas, damit wir bezahleten. Es sagt aber der Text klar: da sie nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Das Geschenk aber ist nicht ein Verdienst des Schuldners, der es empfängt, sondern eine Gnade des erbarmenden und schenkenden Wucherers. Also unterscheidet auch Paulus Röm. 4, 4. 5 das Geschenk oder die Zurechnung von dem Lohne, der aus Pflicht gegeben wird. Dies Geschenk wird nicht ergriffen durch die Liebe, welche noch nicht da ist, sondern durch den Glauben, welcher hernach liebt und danksagt."

Wir haben hier das unerschütterliche Fundament für die Ausführung Melanchthons in der Apologie der Augsburgischen Confession (Concordia p. 66): „Zulezt so ist auch das närrisch

und ungeschickt von den Widersachern geredet, daß die Menschen, die auch ewiges Zornes schuldig sein, Vergebung der Sünden erlangen durch die Liebe, oder actum elicitum dilectionis, so es doch unmöglich ist, Gott zu lieben, wenn das Herz nicht erst durch den Glauben Vergebung der Sünden ergriffen hat.

Denn es kann je ein Herz, das in Aengsten ist und Gottes Zorn recht fühlet, Gott nicht lieben, er gebe denn dem Herzen Luft, er tröste und erzeige sich denn wieder gnädig. Denn dieweil er schreckt und also uns angreift, als wolle er uns in wiger Undnade in den ewigen Tod von sich stoßen, so muß der armen schwachen Natur das Herz und Mut entfallen, und muß je vor so großem Zorn erzittern, der so gräulich schreckt und straft, und kann je alsdann ehe Gott selbst tröstet, kein Fünklein Liebe fühlen.

Müßige und unerfahrene Leute mögen wol ihnen selbst einen Traum von der Liebe erdichten, darum reden sie auch so kindisch davon, daß einer, der gleich einer Todsünde schuldig ist, könne gleichwol Gott über alles lieben. Denn sie wissen noch nicht recht, was Sünde für eine Last, was es für eine große Qual sei, Gottes Zorn fühlen.

Aber fromme Herzen, die es im rechten Kampf mit dem Satan und rechten Aengsten des Gewissens erfahren haben, die wissen wol, daß solche Worte und Gedanken eitel Gedanken, eitel Träume sind. Paulus sagt: das Gesez richtet nur Zorn an, Röm. 4. Er sagt nicht, daß durch das Gesez die Leute verdienen Vergebung der Sünden. Denn das Gesez klagt allzeit das Gewissen an und erschreckts.

Deshalb macht das Gesez fromm und gerecht vor Gott. Denn ein erschrocken Gewissen fleucht vor Gott und seinem Urteil. Deshalb irren diejenigen, die durch ihre Werke oder durch das Gesez wollen verdienen Vergebung der Sünden."

Eine Kirche, die auf solchem Grund gebaut ist, darf sich nicht fürchten. Es gilt ihr das Wort: „da nun ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam und weheten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht, denn es war auf einen Felsen gegründet."

(Fortsetzung folgt.)

Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst.

I.

Wenn wir überhaupt, wie unter den Kundigen ausgemacht ist, einen Verfall unsers gottesdienstlichen Wesens, welcher im Laufe der beiden lezten Jahrhunderte eingetreten ist, zu beklagen haben, so betrifft dies nicht zum mindesten auch den Chorgesang. Ehedem hatten in jeder größeren und kleineren Stadt eigene Kirchenchöre bestanden, die aus Schülern der Lateinschulen und

Gymnasien gebildet waren und von einem Cantor unter Beihilfe von sog. Gesellen geleitet wurden. Diese Kirchenchöre begleiteten nicht allein den Gemeindegesang, sondern sangen auch teils im Unisono die liturgischen Stücke wechselsweise mit dem Liturgen, teils führten sie im mehrstimmigen Chor größere Gesangstücke von verschiedener Art aus, wie es die Liturgie mit sich brachte. Und dies geschah nicht blos an Fest- und Feiertagen, sondern selbst allsontäglich. Ja alle Tage gingen die Schüler zu Chore, um „Mette und Vesper zu singen". Ferner fand ihre Mitwirkung bei Begräbnissen, Trauungen und ähnlichen Vorkomnissen statt, und als Currende hielten sie selbst regelmäßige Umzüge in der Stadt, um vor den Häusern zu singen. Diese Sing-Chöre waren ein Stolz der Städte. Und der Cantor, der ihnen vorstand, war eine angesehene Person, dessen Amt höher stand als das eines gewöhnlichen Lehrers. Selbst in kleinen Dorfkirchen, lesen wir, daß solche Chöre aufgerichtet wurden, obwol es hier nicht durchgängig der Fall war, wie in den Städten.

Von dieser Einrichtung haben sich in unserer Zeit nur schwache Spuren, von jenem Amte hat sich meist nur der Titel erhalten. Die Hauptperson auf dem Chore ist der Organist geworden, und die Lehrer sehen ihre Stellung als Cantoren nur wie eine untergeordnete Thätigkeit neben ihrem eigentlichen Amte an, das sie als Volkslehrer bekleiden. Die ständigen Kirchenchöre aber sind in den allermeisten Orten eingegangen, und pflegen nur in der Form von bloßen Schülerchören zu bestehen, die den Gesang der Gemeinde begleiten. Daß die Gymnasien und die Lateinschulen ihre Gesangskräfte der Kirche zu Dienste stellen, ist fast gänzlich abgekommen. Wenn aber einmal an einem Festtage in der Kirche oder bei einem Leichenbegängnis am Grabe etwas gesungen werden soll, so wird ein Männergesang-Verein oder ein anderer Privat-Gesangverein dazu herbeigezogen. Und man empfängt von ihrem Gesang mehr den Eindruck eines kirchlichen Concertes, das der Gemeinde zum Besten gegeben wird, als daß sich dasselbe dienend in den Gang der Liturgie eingliederte.

Die Bedeutung des Singchors ist unsern Gemeinden so fremd geworden, daß man nicht einmal darauf bedacht zu sein pflegt, ihm den nötigen Plaz auf dem Chorraum der Orgel auszusondern und zu sichern. Man baut die größesten Orgeln — in der Regel größer als es für die Kirche und die Größe der Gemeinde angemessen ist — kaum aber läßt man vor derselben noch einen schmalen Raum übrig, wo die Schulkinder in einer oder zwei Reihen stehen können, geschweige daß man für die ordnungsmäßige Aufstellung eines mehrstimmigen Singchors oder vollends eines Doppelchors Sorge trüge.

Wo aber noch Kirchenchöre bestehen, wo an Fest- und Feiertagen und bei Begräbnissen noch Chorgesänge üblich sind, was bekomt man in der Regel da zu hören? Ach! dieselben unterscheiden sich nur wenig von den Produktionen unserer weltlichen Gesangvereine. Ihr Ton ist der profane, welcher unsere

moderne Musik beherscht, und höchstens sucht man ihm durch langsameres Tempo einigen Ernst zu verleihen. Vollends aber versezt uns die Vortragsweise dieser Gesänge mit den schneidenden Gegensätzen des Piano und Forte und den Künsteleien des schmelzenden Crescendo und Decrescendo in ganz andere Sphären, als in das heilige Gebiet des christlichen Gottesdienstes.

Kein Wunder, daß man in unserer Zeit, geärgert durch die verweltlichten Weisen und die concertmäßigen Aufführungen der kirchlichen Chöre, den Chorgesang vielfach grundsäzlich aus der Kirche verbant hat! So sehr jedoch dieser Eifer gegen ungeistliches Wesen im Gottesdienste an sich zu ehren ist, heißt es aber nicht: das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man solchen Misbrauchs wegen dem Chor überhaupt keine Stätte mehr im Gottesdienste gönnen will? Läßt sich das Heilige in seiner Reinheit nur erhalten durch die Beseitigung des Schönen? Ist es nicht unnatürlich, daß die Kunst, welche die Kirche zur Mutter hat, mit dieser keine Gemeinschaft mehr haben solle? Gibt es etwa keine Gesänge von wahrhaft kirchlichem Charakter? Ist es unmöglich, den Chorgesang organisch unsern Gottesdiensten einzufügen? Lassen sich in unsern Gemeinden die Kräfte nicht gewinnen zur würdigen Ausführung gottesdienstlichen Kunstgesanges?

Wir wollen versuchen, auf diese Fragen zu antworten. Das Erste ist, daß wir zusehen, ob und welche Stellung dem Chorgesang im evangelischen Gottesdienste zukomme.

Es wird gewöhnlich angenommen, der Chorgesang sei ein katholisches Gewächs, und sein Wesen bestehe darin, die Stelle der Gemeinde im Gottesdienst zu vertreten. Weil nun aber im evangelischen Gottesdienste die Gemeinde selbstthätig handle und keine Vertretung zulasse, so sei in demselben auch kein Raum für den Chorgesang. Hieran ist nun allerdings so viel richtig, daß der Chorgesang aus der katholischen Kirche in die unsrige gekommen ist. Allein auch die Liturgie haben wir aus derselben empfangen, selbst die Predigt. Wir müßten dann überhaupt unsern ganzen Glauben aufgeben, der uns gleichfalls durch die katholische Kirche, von welcher sich die evangelische abgetrennt hat, überliefert worden. Also dies, daß wir den Chorgesang aus der katholischen Kirche empfangen haben, kann noch nichts gegen seine Zulässigkeit in unserm Cultus beweisen. Wichtiger ist die Bezeichnung seines Wesens, daß er ein Stellvertreter der Gemeinde sei. Und doch bildet auch dies keine absolute Instanz dagegen. Denn wenn auch evangelischerseits der Grundsaz festgehalten werden muß, daß die Gemeinde das eigentliche Subject des Gottesdienstes ist, so will dies doch cum grano salis verstanden sein, und es folgt daraus keineswegs, daß die Gemeinde alle Handlungen des Gottesdienstes auch als Gesamtheit vollziehen müsse. So ist gewiß das Fürbittengebet recht eigentlich ein Gemeindegebet. Und doch spricht es nicht die Gemeinde selbst, sondern der Geistliche liest es in ihrem Namen, und sie bekent sich höchstens mit einem Amen dazu. So kann nun auch der Chor in die Handlungen des Gottesdienstes mit eintreten, ohne daß dadurch die Gemeinde aus ihrer berechtigten Stellung in derselben verdrängt würde. In der katholischen Kirche ist das Leztere allerdings wirklich geschehen. Während in den ersten Jahrhunderten der Kirche die Gemeinde beim Psalmengesang nach dem Vorgang des Alten Bundes (1. Chron. 25), dem Vorsänger und Chor wenigstens respondirt und die Hymne selbst allein ohne den Chor gesungen hatte, so ist sie im 5. und 6. Jahrhundert allmälig in fast ausschließliche Passivität getreten, und der Chor hat, etliche Responsen, die der Gemeinde verblieben sind, abgerechnet, in den eigentlichen Gottesdiensten ihre Stellung eingenommen. Aber nötigt uns dies, ihm die gleiche Stellung zur Gemeinde auch bei uns anzuweisen? Oder wird sich die evangelische Kirche mit ihrer Praxis nicht vielmehr auf jene der altchristlichen Kirche gründen können, welche in ihren Gottesdiensten den Chor ohne Beeinträchtigung der Gemeinde in ihrer Sphäre verwendete?

Diese berechtigte Stellung des Chors neben und im Einklang mit der gottesdienstlichen Thätigkeit der Gemeinde ergibt sich uns aber nicht blos durch den Blick auf den ursprünglichen Gebrauch des Chors in der christlichen Kirche, sondern nicht minder auch aus dem Wesen des Chors selbst.

In dieser Hinsicht beziehen wir uns auf die Erfahrung, daß sich die Gemeinde, zumal bei festlichen Feiern, in ihrem einfachen Liedgesang noch nicht genüge, sondern es lebt in ihr zugleich der Drang, ihre Gefühle der Anbetung in noch herlicheren, kunstvolleren Weisen auszusprechen. Hiefür aber trägt sie in ihrem Schoße die entsprechende Gabe, das musikalische Charisma, die Gabe des heiligen Kunstgesangs. Indem sich in ihrer Mitte Glieder befinden, welche in heiliger Tonkunst gebildet sind, so besizt sie eben hierin die Organe, wodurch sie jenen Drang ihres Herzens zu befriedigen, und Gefühle, die ihr selbst als einer Gesamtheit unaussprechbar sind, zum Ausdruck zu bringen vermag. Und wenn mithin der Chor als Mund der Gemeinde denselben wirklich Ausdruck leiht, so erbaut sie sich daran als an einer Offenbarung ihres eigenen heiligen Lebens. In diesem realen Sinne aufgefaßt haben wir also im Chor den musikalisch gebildeten Teil der Gemeinde zu erkennen, welcher diejenigen aus dem Glaubensgeiste der Gemeinde entsprungenen und ihren Glauben aussprechenden Gesänge ausführt, wozu höhere Kunstbildung erfordert wird und mithin die Gemeinde als Ganzes nicht geschickt ist.

(Schluß folgt.)

Die geistliche Tracht.

(Schluß.)

Davon, daß die lutherische Geistlichkeit eine Weltgeistlichkeit vom reinsten Wasser ist, haben viele darum keinen rechten Begriff, weil der Geistliche, sobald er den Ornat abgelegt hat, in

der großen Masse verschwindet wie ein untergehendes Meteor. Es kann da geschehen, daß einem Pastor Dinge begegnen, vor denen ihn selbst ein Minimum von Anstandsgefühl Seiten der Leute sichergestellt hätte, wenn sie hinter dem schlichten bürgerlichen Rocke nicht einen ihresgleichen vermutet hätten. Das bequemste in solchen Fällen ist dann freilich für den Pastor, einmal gewitzigt künftig die Berührung mit allerlei Volk nach Kräften zu vermeiden. Daß diese Vorsichtsmaßregel nicht häufig geboten sein könne und daß sie nicht immer nach einem Monologe über Tapferkeit zu schmecken braucht, soll natürlich nicht geleugnet werden, eben so wenig aber, daß sie im Allgemeinen nicht gebilligt werden kann! Es ist das Verdienst der „innern Mission", mit Nachdruck wieder darauf hingewiesen zu haben, daß wir, anstatt den Leuten aus dem Wege zu gehen, sie aufsuchen sollen, geflissentlich, überall, in der gemeinsten Spelunke. Nur aber nicht wie die geheime Polizei, sondern mit dem offnen Visir eines Standeskleides, das in vielen Fällen schon allein genügt, uns den Weg bahnen zu helfen, die Ansprache vorzubereiten, ungesuchte Ehre oder Schmach zu bringen. Was Culmann (Christ. Ethik S. 384) vom Ignoriren Gottes sagt: „Es gehört zum guten Ton, in weltlichen Cirkeln nicht von Gott zu reden. Und wo etwa je durch unglücklichen Zufall derartiges zur Sprache komt, da ist es, als ob sich eine drückende Stickluft über die gottentfremdeten Gemüter herwälze. Man mag an Gott nicht erinnert werden, eben so wenig, wie der Schuldner an seinen Gläubiger" — das läßt sich auch, natürlich mit allem Vorbehalt auf das Erscheinen eines Geistlichen unter Weltkindern aller Art anwenden. Wenn ein Pastor, was ja gar nicht zu vermeiden ist, auch ohne missionirende Absicht in eine solche Zone verschlagen wird, da wird seine bloße Anwesenheit genügen, in vielen Fällen wenigstens den rohesten Sturmausbrüchen zu wehren, falls man ihn überhaupt an seinem Kleide erkent. Nicht jeder hat die Gabe bei solchen Veranlassungen wie ein deus ex machina aus dem verborgenen Hintergrunde mit irgend einem schlagenden Worte hervorzubrechen. Die stumme Predigt seines Kleides wird für ihn reden. Wer begegnet einem katholischen Priester, ohne daß dadurch seine Gedanken, wenn auch nur für einen Augenblick, nach einer der Erscheinung entsprechenden Richtung abgelenkt würden?

Das sind Aeußerlichkeiten. Aber wir Lutherischen sollten uns doch auch nicht gar zu spirituell geberden. Mancher Christ gäbe vielleicht etwas darum, wenn er hie und da für einige Augenblicke nur eines Pastors habhaft werden könte, aber so weit sein Auge reicht ist die ganze Menge grau in grau gemalt. Der Mann, den er sucht, steht vielleicht neben ihm. Feindliche Blicke schießen freilich nicht nach dem Pastor, den niemand als solchen erkent, aber die freundlichen suchen ihn auch vergebens. Ein stummer Gast wandelt er durch die Menge, niemandem zum Aergernis, aber auch niemandem zum Trost. Unser Wandel soll ja freilich wol wie der aller rechten Christen im Himmel sein, und nicht das Kleid, sondern die Treue macht den Pastor. Aber wenn wir das vermögen, schon durch unser Aeußeres und wärs auch nur eine Sele gelegentlich an den Himmel zu mahnen, so wöge das allein schon eine ganze Wagenladung von Gründen auf, die gegen die Einführung eines geistlichen Standeskleides beigebracht werden können.

Unbedenklich wird die Sache ja freilich wenigen erscheinen. Sie riecht stark nach Katholizismus und Pfaffentum. Dem Pastor em. Schlag (der Landpfarrer, S. 307) überläuft es schon kalt bei dem Gedanken, „daß man denselben (den Pastor) schon aus weiter Ferne als Geistlichen (an seiner außeramtlichen Kleidung) erkent." Er findet es „auffallend, daß die Rechtgläubigsten unserer Tage sogar durch eine sonderbare Tracht, namentlich durch Rock mit Stehkragen und einer Reihe Knöpfe, ja wol auch durch eine brennend gelbe Weste sich auszuzeichnen suchen." Das ist die eigentümliche Ironie des Schicksals, daß gerade diejenigen, die mit ihrer Handvoll Christentum im dicksten Katholizismus befangen sind, am empfindlichsten sich geberden bei jedem katholischen Zuglüftchen, dergleichen jezt wieder, wenn man dem neuesten Polemiker unserer Kirche trauen darf, manches durch manchen Winkel der protestantischen Kirche weht. Es ist aber doch nicht Alles haut goût der Verwesung, was in der Alpengegend aufsteigt. Es wehet da doch auch ein gut Teil frischer, gesunder Bergluft. Und von der wollen wir uns doch ja zu nutze machen, was wir irgend können.

Das Standeskleid hat nichts mit dem katholischen Priestertum zu schaffen, aber auch nichts mit dem allgemeinen. Jenes wird dadurch so wenig aufgerichtet, wie dieses aufgehoben. Es handelt sich ganz abgesehen von der Amtstheorie lediglich um eine Frage der äußern Disciplin. Wer sich nun nicht bis zu der Illusion aufschwingen kann, daß die Buntscheckigkeit der außeramtlichen lutherischen Geistlichkeit aus der Freiheit eines Christenmenschen etwa oder gar aus dem Begriffe der lutherischen Kirche als einer Volkskirche resultire, wer dies periodische Auf- und Untertauchen der lutherischen Geistlichkeit in den Wogen des Lebens nach jeder Seite hin für nachteilig erachten, wer endlich ein Standeskleid unter allen, selbst den desolatesten Verhältnissen für anständig und achtunggebietend erklären muß, der wird den Wunsch nach Einführung eines solchen wenigstens begreiflich finden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 27. März. № 25.

Die Sünderin.

(Fortsetzung.)

Wir haben gezeigt, daß das Gleichnis, welches Jesus dem Simon zu bedenken gibt, die unerschütterliche Grundlage abgibt für die Rechtfertigung allein aus dem Glauben. Es bietet aber der Betrachtung noch eine andere Seite dar. Es lehrt mit gleicher unwiderstehlicher Evidenz, daß es Stufen in der Vergebung der Sünden gibt und fordert uns auf, bei den Anfängen uns nicht träge zu beruhigen, sondern mit dem in ihnen empfangenen Pfunde zu wuchern und rastlos vorzudringen, bis wir in den Vollbesiz dieses höchsten aller Güter gelangt sind, auf dem alle andern beruhen.

Dem einen der beiden Schuldner werden fünfhundert Denare erlassen, dem anderen funfzig. Simon wird nach V. 47 nur „wenig vergeben". Die Deutelung: „es wird ihm wenig vergeben, d. h. gar nichts", scheitert an der Beziehung dieser Worte auf das Gleichnis, wonach Simon wirklich Vergebung erhalten hat, aber nur ein geringes Maas. Gar nichts, das tritt erst ein als Strafe seiner Lieblosigkeit, welche eine Folge des geringen Maßes von Vergebung war. Der Grund davon, daß ihm nur wenig vergeben wird, kann nicht darin liegen, daß bei ihm weniger zu vergeben war. Wollte man das annehmen, so würde man zu ganz bedenklichen sittlichen Folgerungen gelangen. Den Grund des Mangels an Liebe bei Simon sezt Jesus darin, daß ihm wenig vergeben war. Da konte er keine rechte Liebe haben. Wurde ihm wenig vergeben, weil ihm nur wenig zu vergeben war, so müßte man schließen: also wollen wir sündigen, damit die Gnade recht mächtig werde. Nur dann kann man dieser Folge entgehen, wenn das geringe Maas der Vergebung ihm zur Last fiel, und das ist nur dann der Fall, wenn er viele Sünden hatte, aber nur wenige erkante. Ferner, es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß Simon tiefer stand als die Sünderin. Das tritt uns schon in seinem widrigen Betragen nach der Heilung von dem Aussatze entgegen. Besonders aber können wir seinen Stand vor der Vergebung nach dem Stande bemessen, in dem er sich befindet, nachdem er das Wenige von Vergebung, welches er erhalten, wieder verloren. Gilt hier auch allerdings das Wort: „und es wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorhin war", Matth. 12, 45, so wird doch der Abstand kein großer sein, eben weil das Maas der empfangenen Sündenvergebung ein so geringes war. Simon, der Aussätzige, der reiche Mann der Parabel, ist eine überaus widrige Persönlichkeit, nach der Erklärung des Herrn selbst, troz seines äußerlich ehrbaren Lebens, ein eigentlicher Höllenbrand, voll von Anhänglichkeit an das Irdische, von Selbstgerechtigkeit, von Lieblosigkeit, von Haß gegen Christus und seine Glieder. Der Grund, daß ihm nur wenig vergeben wird, kann nur darin liegen, daß ihm von seinen vielen Sünden nur wenige aufs Herz gefallen sind. Die Schuld wird nur denen erlassen, welche den Gläubiger mit demütiger Bitte angehen. Dies sich von selbst ergebende Moment wird in der andern ähnlichen Parabel Matth. 18, 26. 29 ausdrücklich hervorgehoben. Die Sünden kommen nicht nach ihrem Vorhandensein in Betracht, sondern nach dem sie ins Bewußtsein getreten sind. Simon ist durch die Strafe seiner Sünden zu einer gewissen oberflächlichen Erkentnis derselben gelangt. Er hat, wie es scheint, die Bergpredigt aus der Ferne mit angehört und die Stimme dessen, der gewaltig predigte und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer, ist ihm ans Herz gedrungen, wenn auch nicht bis in die Tiefen des Herzens. Der Eindruck, den die Hoheit der Person Christi auf ihn gemacht hatte, ruft einen gewissen Glauben bei ihm hervor, um so mehr, da dieser Glaube ihn anwehte aus der gläubigen und zum Teil tief ergriffenen Zuhörerschaft, von der Jesus umgeben war. Er steigt von seiner pharisäischen Höhe herab und begehrt Erlaß für die funfzig Groschen: „er bittet ihn und fällt vor ihm auf die Füße und spricht zu ihm: Herr, wenn du willst, kanst du mich wol reinigen." Und Jesus wird von Mitleiden ergriffen und streckt die Hand aus und berührt ihn und spricht: „ich will, sei gereinigt." Wie er aber die Strafe losgeworden ist, so wird das alte Sündenwesen wieder lebendig, das Wenige von Sündenerkentnis und Glauben schwindet, schwindet um so rascher und vollständiger, da er sich ärgert an seinen tiefer gegründeten Hausgenossen, an seiner Frau, wenn diese auch alles thut, ihn zufrieden zu stellen, in ihrem Hauswesen noch eifriger ist als zuvor, so eifrig daß Jesus sie warnen muß, damit ihr Mann nur ja keine Sache an ihr finden möchte ohne über ihren Gottesdienst, Dan. 6, 5, an seiner Schwägerin, die ihm gewiß oft recht zusezte, und seinem Schwager; wer nicht hat, dem wird auch genommen was er hat.

Richtet sich bei Simon das Maas der Sündenvergebung nach dem Maße der subjectiven Bedingung, der Sündenerkentnis und des Glaubens, mit einem Worte der Buße, so können auch

bei der Sünderin die fünfhundert Groschen nicht ihr sündiges Wesen nach seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Tiefe bedeuten, sondern nur dasjenige, was ihr davon auf das Herz gefallen, und da durch das Maas der Buße, wie wir an Simon sehen, das Maas der Sündenvergebung bestimt wird, so muß auch bei ihr die Sündenvergebung, wenn auch eine reichliche, doch eine begränzte, es müssen für sie noch höhere Stufen vorhanden sein. Damit im Einklange steht das Folgende, wo die Sünderin, nachdem in der Uebung der Liebe ihr Glaube sich zu einer höheren Stufe erhoben hat, der Sündenvergebung als einer ganz neuen Wolthat teilhaftig wird. Ist die Sündenvergebung subjectiv bedingt, so versteht es sich ganz von selbst, daß die höchste aller Wolthaten nicht bei dem ersten Anlaufe vollständig erlangt werden kann. Jeder in den Wegen Gottes erfahrene wird zugestehen, daß auch die tiefste und gründlichste Buße im Anfange noch eine unvollkommene ist. Nur in einem fortgesezten Leben in der Gnade lernen wir recht verstehen, was es mit der Sünde, die nicht minder wie die Gnade ein dem natürlichen Menschen unzugängliches Geheimnis ist, auf sich hat, nur nach und nach werden die dunklen Tiefen des Inneren immer vollständiger beleuchtet, und ist die Erkentnis der Sünde Anfangs noch unvollständig, so muß es in gleichem Grade auch der Glaube sein, dessen Energie durch die Energie des Sündenbewußtseins bedingt ist.

Wer das Vorhandensein von Stufen in der Sündenvergebung läugnet, der bricht die Auctorität Christi, der hier dasselbe so klar und deutlich lehrt, in dem Gleichnis und dadurch, daß er nachher bei der Sünderin auf die erste Rechtfertigung eine von ihr wesentlich verschiedene zweite folgen läßt. Er komt aber auch nach vielen andern Seiten mit der heiligen Schrift in Conflict. Wir wollen hier nur Einiges hervorheben.

Nach der ausdrücklichen Aussage der Schrift, Marc. 1, 4. Luc. 3, 3, führte die Taufe des Johannes Vergebung der Sünden mit sich. Diese Vergebung ist als eine gegenwärtige zu denken, nicht als eine künftige, erst durch Christus zu erteilende. Dies zeigt der Parallelismus von Apgsch. 2, 38, wo ganz dasselbe von der christlichen Taufe ausgesagt wird, was hier von der Johanneischen: ist da die Sündenvergebung eine sofort eintretende, so muß sie es auch hier sein. Nur wenn die Sündenvergebung eine gegenwärtige war, konte die Taufe auch Schuz gewähren gegen den zukünftigen Zorn, Matth. 3, 7, ganz so wie nach 1 Petr. 3, 20. 21 die christliche. Der Taufe des Johannes ferner ging nach Matthäus V. 6 das Bekentnis der Sünden voran. In der ganzen Schrift aber, von der Mosaischen Opferordnung an, folgt auf das Bekentnis der Sünden sofort die Vergebung, man vergleiche z. B. Ps. 32, 5: „Meine Sünde bekante ich dir und meine Missethat verhehlte ich nicht, ich sprach: ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen, da vergabst du mir meine Sündenmissethat." Wenn die Taufe des Johannes eine bloße Ceremonie gewesen wäre, keine Gnade mit sich geführt, sondern nur auf eine zukünftige hingewiesen hätte, so wäre sie von der christlichen in ihrem innersten Wesen verschieden. Dagegen aber entscheidet, daß Apollo nicht wiedergetauft wurde und ebenso auch nicht die Apostel. Der Fall in Apgsch. 19, 1 f. ist ein singulärer, er betrifft solche, welche die Johanneische Taufe erhalten hatten ohne ihre tiefere Bedeutung zu erkennen, wie schon Bengel zu dieser Stelle nachgewiesen hatte. Daß die Johanneische Taufe wirklich Gnade mit sich führte, erhellt auch aus der Thatsache, daß bei der Taufe durch Johannes auf Christus der heilige Geist herabkam. Diese zeigt, daß bei der Taufe des Johannes überhaupt ein Geisteselement vorhanden war. Christus erhielt was alle erhielten, die sich der Taufe des Johannes nahten, nur er ohne Maas. Den Sündern aber kann der heilige Geist nur auf Grund der bereits gewährten Vergebung der Sünden zu Teil werden. Diese mußte also an die Taufe selbst geknüpft sein. Aber auch die Symbolik des Ritus selbst führt darauf, daß die Sündenvergebung an ihn geknüpft war. Er ruht auf Ezech. 36, 25: „ich will rein Wasser über euch sprengen, daß ihr rein werdet", und ist nichts anderes als eine Verkörperung dieses prophetischen Wortes. Wie das gewöhnliche Wasser auf der Stelle rein macht, so muß auch das Wasser der Taufe sofort Vergebung der Sünden mit sich führen. Behauptet man nun, es gebe bei der Sündenvergebung ein einfaches entweder oder, die Sündenvergebung werde entweder gar nicht erteilt oder vollständig, so würde die an die Taufe des Johannes geknüpfte Sündenvergebung in Conflict treten mit der Wolthat Christi, mit dem Worte des Johannes selbst: „siehe da das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt auf sich nimt." Das Richtige ist offenbar, die Taufe des Johannes führte Sündenvergebung und heiligen Geist mit sich, aber es waren nur die keimartigen Anfänge der Erteilung der Sündenvergebung und des heiligen Geistes, es war nur so viel als hinreichte, den Hunger zu erwecken nach der Wolthat Christi. Hand in Hand mit diesem Argumente steht Alles, was von der Sündenvergebung im A. T. geschrieben steht, namentlich in der Mosaischen Opferordnung. Niemand wird läugnen, daß es unter dem A. B. eine Sündenvergebung gab. Sie für eine vollständige zu erklären würde heißen Christum verläugnen und in Gegensaz treten gegen Jeremias, der die Vergebung der Sünden als den Hauptvorzug des N. B. vor dem A. B. bezeichnet, C. 31, 34, gegen Sacharja, welcher in C. 13, 1 den freien offnen Born wider die Sünde und Unreinigkeit als ein Gut der Zukunft darstellt, und gegen den Brief an die Hebräer, welcher mit einem: „wie viel mehr" die Sündenvergebung des N. B. der des A. B. entgegenstellt, C. 9, 14. Wie ist es möglich, hier sich dem Zugeständnis zu entziehen, daß die Sündenvergebung mannigfache Stufen hat, nicht minder wie alle anderen geistlichen Gaben Gottes?

Jesus selbst hat während seines Erdenlebens vielfach Vergebung der Sünden ausgeteilt. Gibt es keine Stufen in der Vergebung, so stellt sich das Versöhnopfer am Kreuze als unnötig dar. Es erscheint nur dann in seiner Notwendigkeit, wenn die von Christo früher schon erteilte Sündenvergebung nur eine vorläufige war, ein Anreiz, die am Kreuze bewirkte vollkomne Erlösung zu ergreifen.

Ferner nach der Lehre der ganzen Schrift A. und N. B. ist mit der Vergebung der Sünden Heil in jeder Beziehung unzertrenlich verbunden. Die Grundlage für diese Lehre haben wir schon in der Geschichte des Sündenfalls. Knüpft sich da an die Sünde die Heilslosigkeit in jeder Beziehung, so kann es ja nicht anders sein, daß mit dem Aufhören der Ursache auch die Wirkung aufhört. Diese Lehre liegt in unserer Erzählung selbst klar vor. Jesus spricht zu der Sünderin, nachdem er ihr die Vergebung der Sünden erteilt hat: „gehe in Frieden." Der Friede bezeichnet das Gesichertsein gegen alle feindlichen Mächte, unter denen nach Marc. 5, 34: „gehe in Frieden und sei gesund von deiner Plage", Luc. 8, 48, auch die Krankheit eine Stelle einnimt. Wer Frieden hat, der hat die ganze Fülle des Heiles. Im A. T. sind Gerechtigkeit als Gabe Gottes oder Rechtfertigung und Heil überall unzertrenlich verbunden, namentlich im zweiten Teile des Jesaias. Da heißt es z. B. in C. 61, 10: „meine Sele ist fröhlich in meinem Gott, denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heiles und mit dem Rocke der Gerechtigkeit bekleidet", in V. 11 dort gehen Gerechtigkeit und Lob oder Herlichkeit Hand in Hand. Derselbe Prophet, nachdem er in C. 33 die ganze Fülle des Heiles geschildert hat, welches Zion nach der Strafe zu teil wird, sagt: und kein Einwohner wird sagen: „ich bin schwach", das ist das Gegenteil des Besitzes aller im Vorigen dargelegten Heilsgüter — „denn das Volk, das darin wohnt, hat Vergebung der Sünden." Also wo und in wieweit Vergebung der Sünden stattfindet, da gilt auch das Wort: „da wird Mangel und Verdruß liegen unter unserm Fuß." Nach Luc. 1, 77 gehen Vergebung der Sünden und Heil, wozu nach V. 74 auch die Erlösung von der Uebermacht der Welt gehört, nach Röm. 8, 30 Rechtfertigung und Verherlichung Hand in Hand: „welche er gerecht macht, die macht er auch herlich." Bei dieser Unzertrenlichkeit der Vergebung der Sünden und des Heiles ist jedes Leid, das uns trifft, bis zum Zahnschmerz herab, ein Zeichen, daß in Bezug auf die Vergebung der Sünden noch höhere Stufen zu erringen sind, daß hier, wie in Bezug auf alle andern geistlichen Güter, das Wort des Apostels gilt: ich vergesse was dahinten ist und strecke mich zu dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziele, nach dem Kleinod, welches vorhält die himlische Berufung Gottes in Christo Jesu, Phil. 1, 13. 14.

Es ist früher in diesen Blättern, ohne daß bis jezt eine Widerlegung auch nur versucht worden wäre, nachgewiesen worden, daß nach der Anschauung der Schrift, des N. T. nicht weniger wie des A. T., jedes Leiden, auch das der Gerechtfertigten, Strafe ist. Wir wollen hier aus der großen Menge der Belege nur einige von Neuem vor Augen stellen. Paulus bekent demütig, daß er einem Satansengel von Gott zur Bestrafung (vgl. 1 Cor. 5, 5. 1 Tim. 1, 20) übergeben sei, 2 Cor. 12, 7. Der Verf. des Briefes an die Hebräer bezeichnet in Cap. 12 das schwere Bekentnisleiden, welches über die Christen in Jerusalem in den lezten Zeiten des Jüdischen Staates erging, als Züchtigung, das Ineinander der aus dem Grunde der Vergeltung fließenden Strafe und der Liebesabsicht. Petrus stellt das Bekentnisleiden der Christen, welches von der Römischen Weltmacht ausging, unter den Gesichtspunkt des Gerichtes, welches am Hause Gottes anfangen müsse, 1 Petr. 4, 17. Durch Johannes spricht der Geist Gottes in Apok. 3, 19: „welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich." Strafe und Vergebung schließen sich aus. Sofern einer gestraft wird, kann er nicht Vergebung haben, obgleich er nach der andern Seite ein recht reiches Maas von Vergebung besitzen, das: „ich bin bei Gott in Gnaden" und das: „obgleich er schlägt und Kreuz auflegt, bleibt doch sein Herz gewogen" mit vollem Rechte und aus ganzem Herzen singen kann. Mit dieser ganzen langen Reihe von Aussprüchen der heiligen Schrift komt man in Conflict, man muß sie ignoriren oder freventlich über Bord werfen, man muß sich des reichen Segens berauben, welchen diese Aussprüche gewähren, die allein Vernunft in das Leiden zu bringen und dahin zu wirken vermögen, daß es die heilsame Frucht der Buße und Gerechtigkeit trägt, sobald man nicht Grade in der Vergebung der Sünden anerkent. Von denen, die sich des weigern, verlangen wir alles Ernstes und unter Berufung an ihr Gewissen, daß sie sich mit diesen Stellen auseinandersetzen, die man nicht preisgeben kann ohne die ganze Schrift zu brechen. „Die Schrift kann nicht gebrochen werden", dies einzige Wort des Herrn reicht hin gegen diejenigen, welche sich unterfangen, zu Gunsten ihrer Auffassung der Lehre von der Rechtfertigung das Schriftprincip der evangelischen Kirche aus dem Wege zu räumen, was troz aller hohen Redensarten nichts anderes ist, als ein tüchtiges Stück Rationalismus.

David spricht in 2 Sam. 12 zu Natan: „ich habe gesündigt gegen den Herrn", und sofort Natan zu David: „so hat auch der Herr deine Sünde hinweggenommen, du wirst nicht sterben." Damit wäre nach der Ansicht unserer Gegner, die viel zu bequem ist, um wahr sein zu können, die Sache abgethan. Daß sie es aber nicht war, das ersehen wir aus Ps. 51, wo David um die Sündenvergebung bittet und nach ihr ringt, als hätte er noch nichts empfangen, das ersehen wir auch aus dem Tode des in der Sünde erzeugten Kindes und aus der ganzen Reihe der andern vergeltenden Leiden, welche über David einbrachen und welche so deutlich und handgreiflich sich als Illustrationen zu dem Satze darstellen: worin einer sündigt, damit wird er gestraft, ein Saz, dessen Wahrheit wol jeder, dem die Augen geöffnet sind, aus seinen eignen Führungen erkant hat. Die Wahrheit ist, daß David durch die Zusicherung der Vergebung der Sünden und den Anfang ihrer wirklichen Erteilung so viel Zuversicht erhalten hatte, als erforderlich war, um mit Inbrunst nach ihr zu ringen, was fortan die Aufgabe seines ganzen Lebens war, durch welches der gebrochene Geist, das gebrochene und zerschlagene Herz nach V. 19 ihn fortan begleiten mußte. Mit vollem Rechte sagt Calvin: „wir können mit dem kleinen Maße unseres Glaubens nicht gleich die ganze Fülle der göttlichen Gnade fassen, welche uns dargeboten wird." In diesen Worten Calvins ist im Keime die ganze Lehre von

Stufen der Vergebung der Sünden und der Rechtfertigung enthalten, die dem Gewissen unauslöschlich eingeschrieben ist und zu der im tiefsten Inneren sich jeder Gläubige bekent, auch wer sie im Dogma leugnet.

Der Herr lehrt uns in dem Gebete, welches er uns zum täglichen Gebrauche vorgeschrieben hat, bitten: „vergib uns unsere Schulden." Gibt es keine Grade der Sündenvergebung, so bitten wir in dieser Bitte nicht um Vergebung desjenigen, „was ich mein Tag begangen", sondern nur um Vergebung für die lezten 24 Stunden. Jeder wende sich von den Formelmännern ab und steige in sein Gewissen herab, so wird er gewiß die Antwort erhalten, daß auch die vergebenen Sünden, von der Erbsünde an, noch Gegenstand der Bitte sind. Wer das jezt nicht erkennen will, wer es im Vertrauen auf die einmal erhaltene Sündenvergebung unterlassen hat, täglich nach ihr zu ringen, der wird es auf dem Sterbebette um so gründlicher erfahren.

Einen Beweis für Stufen in der Vergebung der Sünden und in der Rechtfertigung bietet auch die Erzählung von den zehn Aussätzigen, bei Lucas in C. 17, 11—19, dar. Alle zehn werden auf die Bitte: „Jesu, Meister, erbarme dich über uns" von dem Aussatze gereinigt. Alle Heilungen Jesu haben die Vergebung der Sünden zur Grundlage. Das erhellt aus den Fällen, in denen Jesus dies ausdrücklich ausspricht, ohne daß irgend eine Ursache zu der Annahme vorläge, daß grade in diesen Fällen ein specieller Zusammenhang des leiblichen Uebels mit der Sünde stattfände, bei dem Gichtbrüchigen, Matth. 9, 2. 5, bei dem Kranken an dem Teiche Bethesda. Bei dem Aussatze liegt der Gedanke an die Sünde um so näher, da er im Gesetze als Strafe der Sünde gedroht wird, und in geschichtlichen Beispielen, bei Mirjam, Gehasi und Usias als solche vorkomt. In Bezug auf Simon haben wir in dem Gleichnisse hier den bestimten Beweis, daß die Vergebung der Sünden die Grundlage der Heilung vom Aussatze bildete. Nur auf Grund des Zusammenhanges von Sünde und Leid konte Matthäus in den Krankenheilungen Jesu eine Erfüllung von Jes. 53 erblicken. War nun bei den Aussätzigen die Grundlage der Heilung die Vergebung der Sünden, so wird wol Niemand daran denken, daß diese Vergebung hier in ihrem ganzen Umfange erteilt wurde. Es gilt hier vielmehr genau das Wort, welches Jesus in Bezug auf Simon ausspricht: „es wurde ihnen wenig vergeben", grade so viel, als zur Grundlage für die Heilung notwendig war. Die neune, welche ein so undankbares Herz hatten, daß sie es nicht einmal für der Mühe wert hielten umzukehren und Gott die Ehre zu geben, waren offenbar nicht in der Verfassung, daß ihnen die volle Vergebung erteilt werden konte. Sie liebten wenig, dadurch zeigten sie, daß ihnen nur wenig vergeben war, weil nur wenig von ihren Sünden ihnen aufs Herz gefallen und ihr Glaube nur ein oberflächlicher war. Jesus konte ihnen das köstlichste aller Güter, die volle Vergebung der Sünden, nicht erteilen ohne die Perlen vor die Säue zu werfen. Der arme Samariter, dessen Glaube die Liebe hervortrieb und in der Liebe sich entfaltete, erhielt eben damit eine höhere Stufe der Sündenvergebung, ebenso wie die Sünderin. Oder meint man, daß Jesus das Wort: „dein Glaube hat dir geholfen", auch zu den neunen gesprochen haben könte, und daß Er dem Samariter damit nur bestätigte, was den neunen mit ihm gemeinsam war? Wahrlich, so leicht nimt es Jesus nicht mit der Sünde. Der einzige Abschnitt im N. T., der ihm eine solche Stellung zuweist, der Abschnitt von der Ehebrecherin in Joh. 8, ist unächt.

Man trete mit der Lehre von dem entweder oder der Sündenvergebung einmal an die sieben Sendschreiben in der Apokalypse heran und man wird bald sehen, daß sie eine dogmatische Abstraction ist, die sich Angesichts der Wirklichkeit des Lebens nicht festhalten läßt. Beschränken wir uns auf das erste und lezte Sendschreiben. Ephesus hat ohne Zweifel Vergebung der Sünden. Denn der Apostel rühmt an ihr Werke, die nur aus der im Glauben erfaßten Vergebung der Sünden hervorgehen können: „Ich weiß deine Werke und deine Arbeit und deine Geduld — du hast getragen wegen meines Namens und bist nicht müde geworden — du hassest die Werke der Nicolaiten, welche ich auch hasse." Auf der andern Seite: die Gemeinde in Ephesus hat keine Vergebung der Sünden: denn der heilige Geist spricht zu ihr: „ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlassen hast", und droht ihr: „gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße und thue die ersten Werke. Wo aber nicht, werde ich dir kommen und deinen Leuchter wegstoßen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust." Der Vorwurf ist kein specieller. Er betrifft den Grund des Christentums. Die Wurzel selbst ist am Absterben. Wo das Feuer der Liebe am Erlöschen ist, da muß auch der Glaube, der Quell der Liebe, am Ausgehen sein, da fehlt die bittende Hand, welche die Vergebung der Sünden ergreifen muß. Sie hat Vergebung und sie hat keine Vergebung, wie läßt sich dies anders in Uebereinstimmung bringen, als durch die Annahme einer lichten und einer dunkeln Seite? Laodicäa die volle Sündenvergebung zusprechen würde eine Blasphemie sein. Sie ist weder kalt noch warm, lau zum Ausspeien, elend und jämmerlich, arm, blind und blos. Und dennoch werden wir auch sie nicht ganz von der Sündenvergebung ausschließen dürfen, was nichts anderes heißen würde, als ihr jeden Anteil an Christo nehmen. Noch ist ihr Leuchter nicht von seiner Stelle gerückt, noch hat sie Teil an dem, der da wandelt mitten unter den sieben goldnen Leuchtern, noch kann an sie das Wort gerichtet werden: „welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich." Noch steht Jesus bei ihr vor der Thür und klopft an. Die Lehre von dem entweder oder der Sündenvergebung steht vor diesem Lebensbilde in rathloser Verlegenheit. Sie hätte sie sich ersparen können, wenn ihre Vertreter in das eigne Herz gegriffen und nicht blos mit dem Kopfe speculirt hätten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 30. März. № 26.

Die Sünderin.

(Schluß.)

Im Angesichte dieser und so vieler andern Gründe für das Vorhandensein von Stufen im Glauben und der Vergebung der Sünden bleibt den Gegnern nur ein Einwand übrig. Sie berufen sich darauf, diese Lehre gefärde die Zuversicht des Christen, einen unbedingt versöhnten Gott zu haben. Wir fragen aber: müssen wir es uns in allen andern Beziehungen gefallen lassen, werdende Christen zu sein, was Luther als den Christenstand in diesem Leben bezeichnet, warum wollen wir denn in Bezug auf diesen einen Punkt gleich von vornherein schon fertige Christen sein? Warum soll eine fromme Confirmande von 14 Jahren hier schon Alles erreicht haben, was überhaupt zu erreichen möglich ist, und nicht mit dem Apostel sprechen dürfen: nicht daß ich es schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möchte, sondern mit denen von Laodicäa: „ich bin reich und habe gar satt und darf nichts"? Warum wollen wir hier dem Jüdischen Knäblein gleichen, welches auf die Frage des die Schule visitirenden Geistlichen: was willst du werden? keck antwortete: Soldat, aber nicht Gemeiner, nicht Offizier, gleich General? Warum wollen wir uns denn nicht die Demut des Psalmisten zum Vorbilde nehmen, der zufrieden ist, wenn er nur an der Schwelle liegen darf in seines Gottes Hause, oder die Demut des Cananäischen Weibes, die sich genügen läßt an den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen? Die Sache ist aber nicht so gefährlich, wie man sie darstellt. Ein rechtschaffener Glaube ergreift schon in seinen Anfängen, wie das Beispiel der Sünderin zeigt, so viel von der Wolthat Christi, daß die Empfindung des Zornes von der der Liebe weit überwogen wird, und daß sich an der in der Vergebung der Sünden reichlich bewiesenen Liebe Gottes die Gegenliebe entzünden kann. Und dann, wenn es auch Stufen des Glaubens gibt, so bezieht sich dies doch nur auf die Aneignung des Heiles. Dies Heil selbst ist mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, und dies Opfer ist nicht für die Sünden der Welt allein, es ist auch speciell für meine Sünden dargebracht. Darauf hinzublicken, gewährt in dem mühseligen stufenweisen Fortschreiten auf den Wegen der Aneignung, unter den harten Schlägen, die uns treffen, damit wir in diesem Fortschreiten nicht lässig werden, ein seliges Ausruhen, eine labende Erquickung. Ein früh in die ewigen Hütten Aufgenommener äußerte kurz vor seinem Heimgange, nicht die Rechtfertigung durch den Glauben sei sein Trost, sondern Christus allein und abgesehen von seinem armen Glauben. Das hat für Kreuzträger tiefe Wahrheit, denen auch der Glaube oft auszugehen scheint. Es ist unsere einzige Zuflucht im Angesichte des Todes, und auch wenn wir ein längeres Leben noch vor uns haben, dürfen wir unsern Blick dahin richten, doch so, daß wir stets dazu zurückkehren, die Bedingung scharf ins Auge zu fassen, welche schon der Prophet hervorhebt, wenn er sagt: „durch sein Erkentnis" (d. h. dadurch, daß sie ihn erkennen) „wird er der Gerechte, mein Knecht, die Vielen rechtfertigen und ihre Missethaten wird er tragen", Jes. 53, 11. In dieser „Erkentnis", dem Glauben zu wachsen von Tage zu Tage, darauf muß unser Hauptbestreben gerichtet sein, die selige Ruhe darf nur Ruhe von der Arbeit sein.

Führt so das Vorhandensein von Stufen im Glauben und die Bedingtheit der Fortschritte im Glauben durch das Eingehen in die Werke in keiner Weise zur Verzweiflung, so ist auf der andern Seite diese Lehre notwendig, um dem in unserer Zeit viel gefährlicheren Feinde des Leichtsins, der Trägheit, des Sichgehenlassens, des Buhlens mit der Welt und ihren Göttern zu steuern. Wie manche sind jezt, die von dem: „mir nach, spricht Christus unser Held" nichts hören mögen, die die heiligsten Gebote Christi hinter sich werfen, nicht in der Praxis allein, sondern auch grundsäzlich, die nicht dem lebendigen Gott dienen, sondern dem Herrn Omnes, die Isaschar gleichen, von dem zum warnenden Beispiel geschrieben steht: „Und er sah die Ruhe, daß sie gut ist, und das Land, daß es lustig ist, und neigte seine Schultern zu tragen und ward zum dienenden Fröhner" (1 Mos. 49, 15), und die dann alle diese Schande mit der Rechtfertigung aus dem Glauben zudecken möchten. Man sage nicht, solchem Wesen zu begegnen, dazu sei die Lehre von der Heiligung da. Tilgt man aus der Rechtfertigung die Stufen und zerstört also die Brücke, die von ihr zur Heiligung herüberführt, so gelangt man gar leicht zu dem Standpunkte jenes dem Trunke ergebenen Geistlichen in Pommern, welcher sagte, die Gnade der Rechtfertigung sei ihm zu Teil geworden, nicht aber die Gnade der Heiligung. Geht es mit der Heiligung nicht fort, so flieht man zurück in die Rechtfertigung, als in das „sichere Schloß gejagter Selen." Es hilft wenig zu entgegnen, ein Glaube, der die Werke nicht zur Folge habe, sei kein wahrer Glaube. Man sucht dann wieder Vergebung dafür, daß man bis dahin nicht den wahren

Glauben gehabt habe, und die Rechnung ist von Neuem abgemacht, das wimmernde Gewissen von Neuem mit falschem Troste beschwichtigt. Es geht von Neuem an das Trinken oder an das Buhlen mit dem Zeitgeiste und dem „Gemeindeprincip."

Das Gleichnis mit seiner Deutung gibt die Motive für das Urteil, auf diese folgt dann das Urteil selbst, welches der Menschensohn als der von Gott bestellte Richter der Lebendigen und der Todten spricht, derselbe, der einst als der Engel des Herrn das Urteil im Garten Edens gesprochen. Er spricht auf Grund ihres Glaubens, der sich so eben in der Liebe bewährt und entfaltet hat, der armen verachteten Sünderin ein noch höheres Maas der Vergebung der Sünden zu, als sie früher schon besessen, dagegen dem stolzen Pharisäer nimt er auch das geringe Maas von Sündenvergebung, welches ihm früher schon zu Teil geworden, zieht ihn nackt aus und stellt ihn dar, wie er war, da er geboren ward (Hos. 2, 3). In der Anrede an Simon liegt der eigentliche Schwerpunkt nur in dem, was ihn selbst betrifft. Was von der Sünderin zu ihm gesagt wird, dient nur dazu, durch ihr Licht seinen Schatten recht dunkel zu machen.

Wie sind die an Simon gerichteten Worte: „deshalb sage ich dir sind ihre vielen Sünden vergeben" zu verstehen? Nach der einen Auffassung, neben der man in der gesamten christlichen Kirche bis zur Mitte des 16. Jahrh. keine andere kante, erscheint hier die von der Sünderin bewiesene Liebe als der Grund der Sündenvergebung, dagegen nach der andern erscheint sie als Beweismittel für die Sündenvergebung: denn sie hat durch ihre große Liebe bewiesen, daß sie der Sündenvergebung teilhaftig geworden ist, so daß also denn stände für darum. Wir können nicht umhin, uns für die erstere zu entscheiden.

Für die zweite wird besonders geltend gemacht: nach dem Gleichnisse fließe die Liebe aus der Vergebung, danach könne sie hier unmöglich als Grund der Vergebung hingestellt werden. Aber das Gleichnis bezieht sich auf eine der Vergangenheit angehörige Thatsache, den ersten Zugang zu Christo. Da stellt sich die Liebe als Folge der Sündenvergebung dar, diese als Bedingung und Grundlage der Liebe. Dagegen hier handelt es sich von einer neuen Stufe der Sündenvergebung. Da tritt die allerdings aus der Vergebung der Sünden geflossene Liebe in ein anderes Verhältnis ein. Der in der Liebe wirksame Glaube begründet da ein innigeres Verhältnis zu Christo, eine reichere Beteiligung an dem bei ihm niedergelegten Schatze der Sündenvergebung.

Dagegen aber sprechen für die erstere Auffassung, die der Verf. troz seiner angeblichen fünf „Wandlungen", die ihn an den armen Mann im Mährchen erinnert haben, der ganz vertauscht ward, ohne selbst das mindeste davon zu wissen, zu allen Zeiten als die allein zulässige erkant hat*), u. a. folgende Gründe.

Das: „deshalb", womit Jesus den Urteilsspruch begint, sieht zurück auf den Beweis der Liebe, welchen die Sünderin, der Lieblosigkeit, welchen Simon gegeben: auf die Thatsachen wird das Urteil gegründet. Mit diesem deshalb steht nur die Erklärung in Einklang, nach welcher die Liebe als Grund der Sündenvergebung erscheint, nicht die, wonach sie als Beweis sich darstellt. Das: „denn sie hat viel geliebt", ist nur Entfaltung desjenigen, was in dem deshalb schon eingeschlossen liegt: deshalb, weil sie nämlich viel geliebt hat. Das: „sage ich dir", ist am natürlichsten als Einschaltung zu fassen: deshalb, sage ich dir, sind ihre vielen Sünden vergeben, wie im A. T. das: „spricht der Herr" unzählige Mal so steht. Wenn man aber auch interpungirt: „deshalb sage ich dir", so gewint man doch nichts für die andere Erklärung. Jesus kann nur deshalb das Aussprechen der Sündenvergebung auf die Erweisungen der Liebe und Lieblosigkeit begründen, weil die Sündenvergebung selbst in diesen Erweisungen ihren Grund hat. Wir gelangen also nur auf einem kleinen Umwege zu demselben Ziele.

Die Erklärung ferner, wonach die Liebe sich hier nur als Beweismittel für die Sündenvergebung darstellt, ruht auf der Annahme, daß hier von einer Sündenvergebung die Rede ist, welche der Sünderin schon vor diesem Vorgange zu Teil wurde. Denn nur für diese kann die Liebe als Beweismittel dienen. Dagegen aber entscheidet, daß man dann das: sind vergeben, ἀφέωνται hier in unnatürlicher Weise losreißen muß von dem: sind vergeben, ἀφέωνται, in der Anrede an die Sünderin, in der offenbar das erste ἀφέωνται wieder aufgenommen und der Sünderin persönlich zugeteilt wird, zu Simon: „ihr sind vergeben", zu der Sünderin: „dir sind vergeben." Das zweite: sind vergeben, aber kann nur so viel sein, als: ich vergebe dir jezt deine Sünden. Das erhellt aus den gleich sich anschließenden Worten: „und es fingen an die mit zu Tische lagen und sprachen bei sich selbst: wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?" Die Anwesenden nehmen Anstoß daran, daß Jesus eben jezt die Sünden vergibt. Dazu komt, daß das: „deine Sünden sind vergeben", auch in Matth. 9, 2. 5 in der Anrede an den Gichtbrüchigen in Bezug auf die eben jezt erteilte Sündenvergebung vorkomt: „sei gutes Mutes, Kind, dir sind deine Sünden vergeben", s. v. a. ich vergebe dir deine Sünden, eine Stelle, die der unsrigen um so näher liegt, da auch dort sich an das Wort Christi der Anstoß knüpft, der an der Vergebung der Sünden genommen wird. Auch bei Lucas selbst in C. 5, 20. 23, Marc. 2, 9 steht: „sind vergeben", von der eben erteilten Vergebung der Sünden. Und die ähnliche Formel: „Weib, du bist gelöst von deiner Schwachheit", C. 13, 42, steht in dem Sinne von: Weib, ich löse dich eben jezt.

Die Liebe als Beweismittel für die Vergebung der Sünden komt in der ganzen Schrift A. und N. T. nicht vor. Ein so fremdartiger Gedanke mußte mit unzweideutiger Klarheit ausgedrückt werden. Die jedenfalls fernliegende Bedeutung des denn, die sich aus der ganzen heiligen Schrift mit keinem wirklich entsprechenden Beispiele belegen läßt, durfte also grade hier nicht angewandt werden. Selbst das bei den Auslegern stets wieder-

*) Er hat sie vor jezt ziemlich 40 Jahren in einem freundschaftlichen Streite mit Dr. Th. vertreten (in R.), dessen sich dieser vielleicht noch erinnern wird.

kehrende Beispiel aus dem Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens: es ist Tag, oder es ist helle, denn die Sonne scheint, ist zweifelhaft. Denn wer überhaupt so redet, wird die Sonne oder das Hellesein als den Grund des Tagseins ansehen. Das Licht macht den Tag.

Schon Grotius bemerkt, daß wenn man die Liebe als Beweismittel für die Vergebung der Sünden betrachtet, der folgende Saz, statt: wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig, heißen müßte: wer aber wenig liebt, dem ist wenig vergeben. So wie die Worte hier stehen, können sie nur den Eingaug bilden zu dem mit dem Urteil über die Sünderin Hand in Hand gehenden Urteil über den Pharisäer, das Jesus nicht zu Ende führt, um den Gastgeber nicht ins Gesicht zu schlagen. Er überläßt es dem Gewissen dieses den Schlus hinzuzufügen: wem aber wenig vergeben ist, der liebt wenig, „und darum wird ihm auch das Wenige von Sündenvergebung entzogen, was er bereits besaß", nach der Norm: wer da hat u. s. w. Nach dem Satze: wem aber wenig vergeben ist, der liebt wenig, ist also in der mündlichen Rede eine Pause zu denken, in der schriftlichen ein Gedankenstrich. Nach dieser legitimen Ergänzung kann das denn bei der Sünderin nur den Grund der Sündenvergebung bezeichnen. Ist der Grund, weshalb dem Pharisäer die Sündenvergebung entzogen wird, der Mangel an Liebe, so kann auch der Grund der Erteilung der Vergebung an die Sünderin nur das Vorhandensein der Liebe sein.

Schon das muß gegen die Erklärung von der Liebe als Beweismittel der Sündenvergebung sehr mistrauisch machen, daß bei einem so einfachen Satze ganze funfzehn Jahrhunderte hindurch Niemand auf sie gekommen ist, und daß sie, wo sie zuerst auftaucht, bei solchen vorkomt, die offenbar durch ein dogmatisches Interesse geleitet wurden. Sie findet sich in der Hitze des Streites gegen die Römische Kirche bei Calvin und Beza und ist offenbar nicht lange vor ihnen entstanden, wenn sie überhaupt vor ihnen vorhanden gewesen ist. Die Kirchenväter erkennen einfach die Liebe als Grund der Sündenvergebung an. Ambrosius z. B. sagt: „Auch du liebe viel, damit dir viel vergeben werde. Viel sündigte Paulus, der auch ein Verfolger war: aber er liebte viel, indem er bis zum Martyrium Stand hielt. Es wurden ihm viele Sünden erlassen, weil auch er viel liebte, der für den Namen Gottes seines eigenen Blutes nicht schonte." Noch Melanchthon folgt einfach dieser Auffassung und es komt ihm gar kein Gedanke daran, daß die Stelle anders gefaßt werden könne. Er faßt die Liebe nicht als Beweismittel für die Vergebung der Sünden, sondern als Grund derselben, und weist nur darauf hin, daß hinter der Liebe der Glaube verborgen ist, der die Liebe erzeugt und die Sele derselben bildet, und daß die Liebe nur gegen den Pharisäer geltend gemacht wird, der den Glauben, die eigentliche Quelle nicht erkennen kann, worin wir uns natürlich mit ihm im vollem Einklange befinden. Er sagt in der zu den Bekentnisschriften der evangelischen Kirche gehörenden Apologie der A. C. p. 88: „Daß aber Christus Lucae am 7. Cap. spricht: Ihr werden viel Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; da legt Christus sein Wort selbst aus, da er sagt: dein Glaube hat dir geholfen. — Er hat dies Wort: sie hat viel geliebt, nicht gebraucht, als er mit der Frauen, sondern als er mit dem Pharisäer redet. Denn der Herr Christus hält gegeneinander die ganze Ehre, die ihm der Pharisäer gethan hat, mit dem Erbieten und Werken, so die Frau ihm erzeiget hat. — Darum lobt er da nicht allein die Liebe, sondern den ganzen Cultum oder Gottesdienst, den Glauben mit den Früchten, und nennet doch vor dem Pharisäer die Frucht. Denn man kann den Glauben im Herzen andern nicht weisen und anzeigen, denn durch die Früchte, die beweisen vor den Menschen den Glauben im Herzen."*) Auch Luther in der bereits angeführten Disputation über Luc. 7 vom J. 1535 weis von keiner andern Erklärung als der, wonach die Liebe als Grund der Sündenvergebung erscheint. Er sagt u. a.: „Er schweiget mit Fleiß der Liebe, da er zum Weibe redet, und rümet allein den Glauben. Gleichwie er auch im Gegenteil des Glaubens schweiget, da er zu dem Pharisäer redet und allein die Liebe rümet. Er erzälet die besten Thaten des Weibes, womit sie auch das Gesez erfüllt habe, da indessen der so heilige Richter der Sünderin nichts dergleichen gethan. — Weil sie nun durch rechtschaffene Früchte der Buße öffentlich ihren Glauben bezeugt und die Liebe darlegt, soll sie auch öffentlich von euch absolvirt und gerecht gehalten werden."

Die Sündenvergebung, welche hier der Sünderin erteilt wird, ist keine bloße Bestätigung, sie stellt sich vielmehr als eine neue Stufe dar. Es wird mit keinem Worte angedeutet, daß es sich blos um Erneuerung der früheren Sentenz handelte. Was der Herr dem Weibe zuteilt, tritt als ein wesentlich Neues auf, was zwar die Frucht der früheren Sündenvergebung ist, aber doch als ein Fortschritt sich darstellt. Die Ausdrücke, deren sich Christus bedient, kommen sonst überall nur bei Erteilung einer neuen Wolthat vor. Man vergleiche in Bezug auf das: deine Sünden sind dir vergeben Matth. 9, 3, Luc. 5, 21, in Bezug auf das: dein Glaube hat dir geholfen, gehe in Frieden, Luc. 8, 48. 17, 19. 18, 42. Auf eine neue die frühere übersteigende Wolthat führt auch die Begründung auf die Liebe der Sünderin gegen den Pharisäer, auf ihren Glauben gegen sie selbst. Sind die Liebe und der Glaube gemeint, wie sie sich so eben bewährt haben, in einer Weise, daß Christus ausspricht: „wahrlich ich sage euch, wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtnis, was sie gethan hat", daß auf Grund dieser Thatsache Maria Magdalena bei allen vier Evangelisten wo der heiligen Weiber

*) Daß sie Melanchthon hier gegen sich hatte, wußte die spätere lutherische Theologie ganz wol. Man vgl. z. B. Hackspans notae philol. p. 3 Altorf 1664 S. 307. Eigentümlich ist, daß dieser Melanchthon nent und widerlegt, ohne die Schrift näher zu bezeichnen, worin er seine Ansicht ausgesprochen. Es will ihm nicht über die Lippen, daß die von ihm bekämpfte Auffassung in einer der ursprünglichsten Bekentnisschriften der evangelischen Kirche enthalten ist.

gedacht wird, die erste Stelle einnimt, grade so wie Petrus regelmäßig in den Verzeichnissen der Apostel an der Spitze steht, daß ohne Zweifel ebenfalls auf Grund dieser Thatsache Christus nach seiner Auferstehung zuerst der Maria Magdalena erscheint: so wird auch Christus ihr die Schätze seiner vergebenden Barmherzigkeit in noch anderer Weise geoffenbart haben wie früher. Wir haben hier dasselbe Verhältnis, welches zwischen 1 Mos. 15, 6: „Und Abram glaubte dem Herrn und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit", und 1 Mos. 22, 16 besteht, wo Abraham zu einer neuen Stufe der Gerechtigkeit vor Gott erhoben wird, nachdem sein Glaube in die Werke eingegangen ist und an denselben zur vollen Kraft gelangt: „Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr, dieweil du solches gethan hast und hast deines einigen Sohnes nicht verschont" u. s. w. Auch Matth. 16, 17. 18, wo Jesus den Simon nach seinem aus tiefstem Herzensgrunde hervorgegangenen Bekentnis zu dem Sohne Gottes feierlich einsezt in seine Würde als Petrus, im Verhältnis zu Joh. 1, 43, wo er ihm zuerst den Namen Petrus zuteilt, bietet eine Analogie dar.

Jesus spricht zu dem Weibe noch: „dein Glaube hat dir geholfen." Dies Wort durfte in keiner Weise fehlen, denn sonst würde die Begründung der Sündenvergebung auf die Liebe misverständlich sein. Glaube und Christus gehen Hand in Hand: der Glaube ist die bittende Hand, welche Christus ergreift. Aber wenn so der eigentliche Quell nur in dem Glauben zu suchen ist, so hört doch die Liebe nicht auf, ein wesentliches Moment zu sein. Die Liebe ist zuerst die Frucht des Glaubens, ein Glaube, der die Liebe nicht aus sich herausseszt, ist kein Glaube, ist nur die eitle Phantasie eines bethörten Herzens: „daß er da sei, kann man merken an der Lieb und ihren Werken." Und weil so die Liebe dasjenige ist, worin der Glaube zur Erscheinung komt, so kann ihr beigelegt werden, was eigentlich dem Glauben angehört, der ihre Voraussetzung ist und ohne den sie gar nicht vorhanden sein kann, wobei zu bemerken ist, daß es sich hier um die Liebe im Sinne der Schrift handelt, die uneigennützige, die aus dem Principe fließt: lasset uns ihn lieben, denn er hat zuerst geliebt, nicht um die Handelsfreundschaft im Verhältnis zu Gott und zu den Menschen, welche die Welt als Liebe bezeichnet, die Schrift aber als Hurerei. Diese kann ohne den Glauben vorhanden sein, sie kann auch nie die Stelle des Glaubens vertreten, sie als Grund der Sündenvergebung bezeichnen würde ein schwerer Irtum sein. Man kann sie in reichem Maße haben und doch zum Teufel fahren, ja man kann eben deshalb zum Teufel fahren, weil man sie, die als Liebe verkleidete Selbstsucht, im reichen Maße hat. „So ihr die liebet, die euch lieben", spricht der Herr, „was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr sonderlichs? Thun nicht die Zöllner auch also?" Die Liebe ist ferner das solicitirende Moment für den Glauben. An der durch die Verhältnisse gegebenen Notwendigkeit, Liebe zu üben, im Gegensatze gegen die schmähliche Lieblosigkeit des elenden Simon, an der absoluten Unfähigkeit, dies aus eigner Kraft zu thun im Angesichte der ungeheuren Schwirigkeiten, entzündete sich der Glaube des Weibes, sie versenkte sich in Christus, der allein die Kraft zu dem schweren Werke verleihen konte, mit einer Inbrunst, wie noch nie zuvor, und so trat sie mit einem: mit Gott, in das schwere, nun leicht gewordene Werk ein. Wäre sie zurückgeprallt vor dem Werke der Liebe, hätte sie sich ihrer Pflicht entzogen, so würde sie nicht blos auf der früheren niederen Stufe des Glaubens stehen geblieben sein, sie wäre vielmehr im Glauben schwach geworden, und hätte ihn nach einigen ähnlichen Pflichtversäumnissen ganz verloren. Das ist der Schlüssel zu so vielen uns vor Augen liegenden betrübenden Thatsachen, das ist es, was den Werken solche Bedeutung für den Glauben verleiht. Die Feinde sind lebendig, so muß auch der Glaube lebendig sein, und zum rechten Leben kann er nur gelangen, wenn er in die Werke eintritt. Was wir an Christus haben, das lernen wir erst dann verstehen, wenn wir ihn gebrauchen. Wer darin sich übt, der erkent immer mehr, weshalb Paulus in Gal. 5, 6 das Wesen des Christentums in den Glauben sezt, der in der Liebe thätig ist. Wahrlich „es ist kein Kindertand, der Christen Stand", mit müßigen Gefühlen kann man zur Hölle fahren, auch wenn sie sich den Namen der Rechtfertigung aus dem Glauben geben.

Es liegt in dieser Erzählung klar vor: eine Lehre, welche den Saz: die Vergebung der Sünden oder die Rechtfertigung ruht auf der Liebe, unter allen Umständen als verwerflich bezeichnet, auch dann, wenn er sich in vollen Einklang sezt mit dem Satze: dein Glaube hat dir geholfen, wenn die Liebe auf der einen Seite als Erzeugnis und Bewährung des Glaubens betrachtet wird, auf der andern Seite als Anreiz zum Glauben, und die eigentlich rechtfertigende Kraft allein dem Glauben verbleibt, hat die Auctorität Christi gegen sich. Es steht hier klar und deutlich geschrieben: ihre vielen Sünden sind ihr vergeben, weil sie viel geliebt hat, und wer diesen Sinn durch seine Glossen zu entfernen sucht, der thut es auf seine Gefahr und ohne Erfolg, da die Zeit der confessionel befangenen Exegese jezt vorüber ist, nicht minder wie die Zeit der confessionel befangenen Geschichte, mögen auch Ausleger wie Meyer schwach genug sein, sich ihr zu accomodiren. Was bei unbefangener Auslegung an falschem Troste verloren geht, das wird an rechtschaffenem Wesen in Christo reichlich wiedergewonnen und diesen Gewinn haben wir wahrlich sehr nötig. Ist es doch bei uns so weit gekommen, daß in weiten Kreisen der durch das Beispiel Christi empfohlene Eifer um das Haus des Herrn (Joh. 2, 17) mindestens als eine Krankheit angesehen wird, der man mit schlauem überlegenen Lächeln entgegentritt, wenn nicht gar als eine Sünde, der Eifer, von dem Luther sagt: „je frommer ein Pfarrherr oder Prediger ist, je mehr er den Eifer fühlt, er soll ihn auch fühlen", wobei es doch wol noch erlaubt sein wird, zu dem Pfarrherrn den Consistorialrath hinzuzufügen und daran zu erinnern, daß bei einem größeren Maas dieses Eifers die Gemeinden längst das Lebens-

brot zurückerhalten haben würden, welches ihnen mit ihren Gesangbüchern entrissen worden ist.

Bei alledem bleibt aber das Sola, das Panier der evangelischen Kirche, hoch aufgerichtet. Es gibt Stufen des Glaubens, aber auf allen diesen Stufen ist allein der durch den Glauben ergriffene Christus unsere Gerechtigkeit, der Glaube muß durch die Liebe und durch die aus ihr fließenden Werke hindurchgehen, wenn er fähig werden soll, was Christus für uns gethan und gelitten, immer vollkomner zu ergreifen, aber der Glaube ist der einzige Quell der ihres Namens werten Liebe, und was sie an rechtfertigender Kraft besizt, liegt nicht in ihr selbst, sondern wird ihr vom Glauben mitgeteilt.

Der Verf. schließt mit den Worten Jo. Arnds: „Ich führe rein den hohen Artikel von der Rechtfertigung vor Gott, so aus dem Verdienste Christi als aus einer lebendigen Quelle entspringt, welche so hell und klar sein muß, daß nicht ein Stäublein menschlicher Werke darin muß geführet werden. Darum thut man mir vor Gott und seiner Kirche Unrecht und Gott wird zu seiner Zeit solche Lästerung richten." Er hat das bei Arnd schon gethan, Er wird es auch hier thun.

Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst.

I. (Schluß.)

Weniger besagt die Bezeichnung des Chors als erweiterten Cantors, auf die man in neuerer Zeit gekommen ist. Denn hier bleibt immer noch dahin gestellt, welches die Aufgabe des Cantors selbst, dessen Erweiterung der Chor sein soll, im Gottesdienste sei, speziell ob er blos den Gesang der Gemeinde zu leiten oder auch selbständige Gesänge neben dem Gemeindegesang auszuführen habe. Wird nämlich die Aufgabe des Cantors, wie gewöhnlich, im ersteren Sinne aufgefaßt, so darf auch dem Chor nichts Weiteres, als die Leitung des Gemeindegesangs zugestanden werden. Nimt man's aber im zweiten Sinne, so bleibt eben immer noch vorerst die Frage zu beantworteu, worin jenes selbständige Handeln des Cantors und hiemit des Chors bestehe und wie weit es gehe. Dies bestimt uns, jener ersteren Auffassung, welche im Chor den Träger des musikalischen Charisma der Gemeinde erkent, vor dieser den Vorzug zu geben. Dennoch aber ist auch bei ihr eine nahe liegende Gefahr nicht zu verkennen, die nämlich, daß vom Chore nun ein schrankenloser Gebrauch gemacht werde, und diese Gefahr liegt um so näher, wenn man jenes Charisma der heiligen Tonkunst an die Stelle des dem apostolischen Zeitalter eignenden Zungenredens treten läßt.

Dies fordert uns dazu auf, nach einem noch weiteren Gesichtspunkt für das Verständnis des Chors zu suchen. Und ein solcher bietet sich dar, wenn man, von jenem praktischen Gesichtspunkt weiterschreitend, sich die Frage stellt, ob denn im Singchor nicht auch eine gottesdienstliche Idee zur Verwirklichung komme. Eine solche hat man denn auch deutlich zu erkennen gemeint. Man ging nämlich von der Anschauung aus, daß unsere irdischen Gottesdienste ein Vor- und Abbild von der himlischen Feier der vollendeten Gemeinde seien, und daß sich in ihnen die irdische Gemeinde mit der himlischen im Geiste zusammenschließe, wie dies die Kirche namentlich in dem Dank- und Lobgebete der Präfation von je ausgesprochen habe. Indem sich's aber darum handle, dies Verhältnis zum ständigen Ausdruck zu bringen, so biete sich eben hiefür das ideale Element des Kunstgesangs in naturgemäßer Weise dar, und der Singchor im Gottesdienste sei somit der Repräsentant der himlischen Gemeinde. Wer erkent nicht das Schöne in diesem Gedanken und die gewisse Wahrheit, die demselben inwohnt? Doch aber kann er nicht als völlig zutreffend bezeichnet werden. Denn von je hat der Chor nicht, wie es in diesem Falle doch sein müßte, blos Lob- und Preisgesänge, sondern nicht weniger auch Buß- und Trauergesänge angestimt. Der Gegensaz ist vielmehr weiter zu halten, und insofern ist es richtiger, den Gegensaz als den der idealen und realen Gemeinde aufzufassen. Doch leidet diese Fassung wieder an Unbestimtheit. Und wir treten deshalb lieber jener Ansicht bei, wonach der Chor der Repräsentant der allgemeinen Kirche im Unterschied von der Einzelgemeinde sei. Dieser Gegensaz ist ein so umfassender, daß er gleicherweise den Unterschied und Zusammenhang der himlischen und irdischen als den der alt- und neutestamentlichen und den der christlichen Kirche aller Orten und Zeiten im Verhältnis zur Einzelgemeinde in sich schließt. Und es wird in den Gesängen des Chors je nach ihrem Inhalte und ihrer liturgischen Stellung bald mehr die eine, bald mehr die andere Seite des Gegensatzes hervortreten, wie z. B. der psalmodische Ton und Inhalt des Introitus die Stimme des Alten Bundes, das Sanktus nach der Präfation die Jubeltöne der himlischen Gemeinde in den Gottesdienst der Einzelgemeinde hineinklingen läßt.

Uebrigens kann die Verschiedenheit in der begrifflichen Auffassung vom Chor nichts über seinen Wert und seine Bedeutung für den Gottesdienst an sich entscheiden, und man sollte hievon seinen Gebrauch selbst nicht abhängig machen. Es ist hierin mit dem Chorgesang wie mit der Liturgie. Von je ist die Bedeutung der Liturgie und sind ihre einzelnen Momente verschieden aufgefaßt worden; dessenungeachtet stand ihre Notwendigkeit im Gemüte der Kirche fest. So verbleibt auch dem Chorgesang sein wesentlicher Wert für den Gottesdienst, man mag neben jener realen Seite diese seine ideale leugnen oder nicht. Praktisch wichtig ist aber dies, daß man von der Auffassung seines Wesens aus einen klaren, sichern Maßstab für seine Verwendung, für das Wann und Wie derselben gewinne. Und von diesem Gesichtspunkte aus komt jener idealen Seite ihre höhere Bedeutsamkeit zu. Denn wenn man den Chor nur von seiner praktischen Seite,

als den musikalisch gebildeten Teil der Gemeinde auffaßt, so liegt die Gefahr nicht ferne, daß man seinen Gebrauch schrankenlos erweitere und ihm die subjektivsten Empfindungen in den Mund lege, oder daß man ihn zu geistlicher Ergötzung der Gemeinde in concertmäßiger Weise auftreten lasse. Dem wird aber durch Anerkennung jener idealen Seite, wonach der Chor die allgemeine Kirche in der Einzelgemeinde vertritt, vorgebeugt, indem hiedurch der rein gemeindliche Charakter der Gesänge gewahrt und ebenso ihre organische Einfügung in das Ganze der Liturgie als die Mannigfaltigkeit ihrer Form im einfachen und Wechselgesang begründet wird. Jedenfall muß, auch wo man im Chor blos den musikalisch gebildeten Teil der Gemeinde erblickt, das festgehalten werden, daß derselbe nichts anderes singen dürfe, als was auch die ganze Gemeinde, wenn sie die künstlerische Begabung dazu besäße, singen könte.

Von welcher Seite man aber auch das Wesen des Chors auffasse, immer vertritt er im gottesdienstlichen Gesange dem Gemeindegesang gegenüber ein Kunstelement. Und hiedurch tritt sein Wert für den Gottesdienst noch vollends in ein klares Licht. Denn der Cultus kann zu seiner Vollendung der Kunst durchaus nicht entbehren. Selbst wenn man den Cultus blos unter den Gesichtspunkt des Zweckes stellt und in ihm das Hauptmittel zur Erbauung der Gemeinde erkent, so lehrt die Erfahrung, daß dieselbe nicht allein auf dem Wege der Erkentnis, sondern auch des Gefühls und selbst der heiligen Phantasie erreicht werde; und die Kunst eben ist es, welche hiefür die höchsten Gegenstände in den reinsten Formen darbietet. Vollends aber wenn man den Cultus in der Unmittelbarkeit seines Lebens erfaßt, wonach sich in demselben die Glaubensgemeinschaft der Gemeinde mit ihrem Herrn in darstellender Weise vollzieht, so erweist sich eben die Kunst für solche Darstellung als das angemessenste Mittel, weil durch sie die im Gemüte der Gemeinde lebenden Ideen und Gefühle zum reinsten Ausdruck gelangen, oder vielmehr weil die reinste Offenbarung des Glaubenslebens von selbst künstlerische Form annimt. — Dies gilt von allen Künsten. Ein Kirchengebäude, in edlem gothischen Style aufgeführt, verwirklicht die Idee des Cultus und entspricht seinen Zwecken in weitaus vollkommerer Weise, als ein weißgetünchter Saal mit Rednerstuhl, Tisch und Bänken. So auch ist es mit der heiligen Tonkunst. Wie ein künstlerischer Bau die angemessenste Stätte für die Versamlung der anbetenden Gemeinde bildet, so verleiht der Kunstgesang ihren gottesdienstlichen Handlungen ein höheres Gepräge. Und wenn auch der subjektive Wert derselben nicht hievon abhängt, dieser vielmehr durch den Glauben der Herzen bedingt ist, der auch bei unvollkommenen gottesdienstlichen Formen vorhanden sein kann, so ist doch die objektive Vollkommenheit, die aber auf das Leben des Glaubens wiederum fördernd zurückwirkt, durch die Einpflanzung des Kunstelements und hier speziell der heiligen Tonkunst in die gottesdienstliche Feier bedingt, und es erlangt diese erst hiedurch ihre eigentliche Verklärung.

Blicken wir nun nach dieser Feststellung vom Wesen und

der Bedeutung des kirchlichen Chorgesangs auf die Thätigkeit, die vom Singchor im Gottesdienste auszuüben, so kann dieselbe in sehr verschiedener Weise stattfinden.

Die nächstliegende Weise ist die des Wechselgesangs mit der Gemeinde, indem er mit ihr Verse eines Liedes wechselsweise singt. Doch darf dies nicht nach Belieben geschehen, sondern im Allgemeinen wird solches nur da an seiner Stelle sein, wo teils die Handlung dazu auffordert, teils der Inhalt des Liedes den Wechsel nahe legt. In unsern alten Kirchenordnungen finden wir diese Weise des Gesangs häufig für das Graduale der Festtage angeordnet, sei es, daß Chor und Gemeinde mit Versen desselben Liedes oder mit Versen verschiedener Lieder wechseln. Wir besitzen aber auch eigentliche Wechselgesänge, bei welchen das Alterniren zweier Chöre zur wesentlichen Form derselben gehört. Und dieselben können entweder zwischen zwei Hälften des Singchors in mehrstimmigem Tonsaz oder zwischen zwei Hälften der Gemeinde selbst im Unisono ausgeführt werden, oder es kann die eine Zeile oder Strophe vom Chore mehrstimmig und die andere von der Gemeinde einstimmig gesungen werden. Solcher Art ist der Hymnus: „Herr Gott, dich loben wir", da der Chor singt: „Herr Gott, dich loben wir", und die Gemeinde: „Herr Gott, wir danken dir", hierauf der Chor: „Dich Vater in Ewigkeit", und die Gemeinde: „Ehrt die Welt weit und breit" u. s. w. Bei wie vielen festlichen Gelegenheiten hat dieser uralte Lobgesang der Kirche ehedem den Höhepunkt der Festfeiern gebildet! Jezt steht er in unsern Gesangbüchern nur noch als Ueberbleibsel vergangener Zeiten da und als traurige Erinnerung an das, was wir verloren haben, als ernste Mahnung an das, was wir wieder gewinnen sollten. — Nicht weniger empfiehlt sich der Chor zum Wechselgesang mit der Gemeinde da, wo diese sich die erbauliche Weise des Psalmodirens, d. h. die Psalmen nach bestimten melodischen Weisen, den sog. Psalmentönen, zu singen, angeeignet hat — ein Gebrauch der Psalmen, welcher das Gemüt erst wahrhaft in den Geist derselben einzuführen geeignet ist. Ferner können auch Strophen von biblischen Lobgesängen in psalmodischer Weise vom Chor gesungen werden, und die Gemeinde tritt je nach einem oder etlichen solcher Verse mit den Versen eines Liedes der Reihe nach zwischenein, wie z. B. wenn an Weihnachten der Chor den Lobgesang Mariä, das Magnifikat, nach einem der herkömlichen Psalmentöne singt, und die Gemeinde auf je einen oder zwei Verse desselben mit einem Verse des Liedes: „Gelobet seist du Jesu Christ" oder eines andern passenden Liedes respondirt; und so singen Chor und Gemeinde beide Gesänge wechselsweise zu Ende — eine Art des Wechselgesangs, welche gleichfalls in den Cantionalen unserer Kirche sich vorgezeichnet findet.

Der Wechselgesang, welcher in den angegebenen verschiedenen Weisen zwischen Chor und Gemeinde stattfinden kann, ist aber nicht die einzige Art, wie der Chor handelnd in den Gottesdienst eintritt. Derselbe kann weiter auch eine Ein- und Ueberleitung zu den Responsen bilden, in welchen sich die Gemeinde das Handeln des Liturgen aneignet. So z. B., wenn

die Gemeinde das Credo, welches der Geistliche gesprochen, mit einem dreifachen Amen abschließt, kann der Chor zu diesem Amen durch den Gesang des Gloria patri („Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste ꝛc.") überleiten. Oder der Chor kann, um das Beispiel des Vaterunsers zu wählen, im Anschluß an die Sitte der alten Kirche, nach den sieben Bitten des Vaterunsers die Doxologie: „Denn dein ist das Reich ꝛc." singen, und die Gemeinde zulezt beides, Gebet und Doxologie mit ihrem Amen bekräftigen. Umfangreicher wird dieser vermittelnde Gesang des Chors, wenn z. B. in dem Akte des Sündenbekentnisses der Chor den Text des Fest-Kyrie mehrstimmig singt, und die Gemeinde nach jedem an eine der drei göttlichen Personen gerichteten Abschnitt den Refrain: „Eleison" im Unisono wiederholt.

Aber auch eine noch *selbständigere Stellung und Thätigkeit* kann dem Singchor zugewiesen werden, z. B. im Introitus, wo er der Gemeinde die Bedeutung des Tages in Weissagungssprüchen des A. B. oder in anderen Worten der Schrift ankündigt, desgleichen wenn von ihm nach der biblischen Lesung die in dieser verkündigte Heilsthatsache des Tages im sog. Graduale durch einen eigenen Festgesang gepriesen und verherlicht wird, woran sich die Gemeinde mit ihrem Festliede anschließt. An dieser Stelle der Liturgie hat in der Reformationszeit ebenso der Chor sich in ausführlichem Lobpreis der Festgnade ergangen, als die Gemeinde eben hier, und nicht vor der Predigt, ihr Hauptfestlied zu singen pflegte.

Wieder an anderen Stellen der Liturgie kann der Chor sogar in *völliger Selbständigkeit*, ohne Beziehung auf den Gemeindegesang seine Stimme zur Erbauung der Gemeinde erheben. Vornehmlich wird dies da der Fall sein, wo die Gemeinde im Gange der Liturgie, anstatt selbstthätig in die Handlung einzugreifen, lieber der stillen Betrachtung sich hingibt, mit anbetendem Sinne sich in die Segnungen der göttlichen Gnade versenkend. Dahin gehört z. B. die Handlung der Distribution im heil. Abendmale.

An allen den genanten und anderen Stellen der Liturgie, im Haupt- und in den Nebengottesdiensten, der Vesper und Matutine, wird der Chor, weit entfernt, als fremdes, störendes Element zu erscheinen oder den Gesang der Gemeinde zu beeinträchtigen, vielmehr die Bedeutung der liturgischen Handlung noch klarer und lebendiger ins Licht treten lassen und die Gemeinde zu einem um so innigeren und freudigeren Mithandeln erwecken.

Und wie mannichfaltig sind die *Arten des Gesanges*, deren sich der Chor im Gottesdienste zu bedienen vermag!

Das Einemal geht der Gesang in den strengen Formen des traditionellen Tons wie in der Psalmodie, im Introitus ꝛc., ein ander Mal dagegen bewegt er sich in freien, eigentümlichen neugeschaffenen Weisen wie im Graduale, in den Responsorien ꝛc. Der eine Gesang wird von tiefen Stimmen im Unisono unter Orgelbegleitung ausgeführt wie in der Regel die Antiphonen, der andere hingegen in beliebiger Mehrstimmigkeit des gemischten Chors wie die meisten Hauptgesänge. Dann wechseln wieder Strophen, die von einzelnen Knaben zwei oder dreistimmig gesungen werden, mit andern, die der ganze Chor ausführt, wie z. B. wenn in dem Sanktusgesang: „Jesaia dem Propheten das geschah", nach der früher üblichen Weise der vollstimmige Chor- oder Gemeindegesang bei der Stelle: „Heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth" von einzelnen Chorstimmen unterbrochen wird, welche bei der dreimaligen Wiederholung dieser Worte dieselben zuerst zwei-, dann drei- und zulezt vierstimmig singen, mit den Schlußworten des ganzen Gesanges aber wieder der vollstimmige Chor oder die Gemeinde einfällt. Hat man doch früher gewisse Hauptfestlieder wie z. B. „Ein Kind geboren zu Bethlehem", „Erstanden ist der heilig Christ", mit ihren vielen Versen in der Weise ganz durchgesungen, daß der erste Vers etwa von der Gemeinde unisono mit Orgelbegleitung oder vom Chor fünf- und mehrstimmig, der zweite vom Chor zweistimmig, der dritte drei-, der vierte vierstimmig, und der fünfte wieder wie der erste, oder wie der Inhalt sonst die Vertheilung fordert, gesungen wurde und in ähnlicher Weise bis zu Ende.

Zumal aber haben je *die einzelnen Fest- und Feiertage ihre auszeichnenden Weisen von Gesängen*, teils für den Chor allein, teils in Verbindung mit dem Gemeindegesang gehabt. So sangen z. B. ehedem am Weihnachtsabend vom ersten Verse des Liedes: „Den die Hirten lobten sehre" (Quempas genant von den lateinischen Anfangsworten: Quem pastores laudavere) zuerst einzelne Knabenstimmen die einzelnen Zeilen, dann sezte der ganze Chor das Lied fort, und die Gemeinde sang Vers um Vers abwechselnd das Lied: „Nun singet und seid froh" (in der ursprünglichen Fassung: In dulci jubilo) oder man verband damit andere Lieder und Weisen. An Mariä Reinigung — um ein anderes Beispiel anzuführen — sang vor Anstimmung des Lobgesangs Simeons der Chor im Unisono mit Orgelbegleitung die vorausgehende biblische Erzählung von der dem Simeon gewordenen Offenbarung, zwischenein aber traten mit erläuterndem Text einzelne Knabenstimmen in folgender Weise: Der Chor begann: „Eine Antwort war geworden dem Simeon", dann sangen Knaben dreistimmig: „Weil er ohn Unterlaß nach Christo verlangte", sodann fuhr der Chor fort: „Vom heiligen Geiste (sc. war ihm die Antwort geworden), die Knaben aber sezten hinzu: „Hoch bereits an Jahren, wie auch hoch an Würde", hierauf der Chor: „Er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen", und die Knaben wieder: „Unter übergroßer Freude". Und so geht die Erzählung weiter, bis das Nunc dimittis (der Lobgesang Simeons), vom ganzen Chor im Wechselgesang gesungen, dieselbe abschloß.

Was hindert uns, diese Weise von Gesängen, vielleicht unter der einen oder anderen Modifikation und unter Heranziehung des Gemeindegesangs, auch heute noch auszuführen?

Welche erhebende Feier ist z. B. am Karfreitag der Gesang der Improperien! Der eine Chor, etwa ein kleinerer, singt die Worte von Jehovah's Vorwurf an sein Volk aus dem Propheten Micha: „Was habe ich dir gethan, mein Volk, und wo-

mit habe ich dich beleidigt? Antworte mir.“ Und ein anderer, größerer Chor antwortet: „Heiliger Herr Gott! heiliger, starker Gott! Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott, laß uns nicht versinken in des bittern Todes Not!“ Dann folgt die nähere Begründung und Ausführung des Vorwurfs mit den Worten: „Habe ich dich doch aus Egypten geführt, und du hast ans Kreuz geschlagen deinen Heiland!“ mit der Wiederholung des biblischen Wortes: „Was habe ich dir gethan, mein Volk?“ ꝛc. worauf der ganze Chor und die Gemeinde in der gleichen Weise mit dem „Heiliger Herr Gott! Heiliger, starker Gott!“ ꝛc. das Erbarmen Gottes anrufen. Und so kann sich die Handlung in noch weiteren, kirchlich festgestellten Vorwürfen fortsetzen. Am Schlusse aber mag sich die Gemeinde der Gnade Gottes getrösten in dem Gesang des Verses: „Nun was du, Herr, erduldet“ oder „Ich danke dir von Herzen“ aus dem Passionsliede: „O Haupt voll Blut und Wunden.“

Und was soll ich vollends sagen von den noch viel umfassenderen Gesängen, wie der Geschichte der heiligen Passion! Im Reformations- und dem darauf folgenden Jahrhundert wurde die Erzählung der Evangelien vom Leiden und Sterben Jesu im stehenden liturgischen Ton, ähnlich wie bei uns noch die Collekte, vorgetragen, wobei die Stimmen der sog. turbae, d. i. der Gesamtheit der Jünger oder des Volkes vom vollen mehrstimmigen Chor, die Worte eines Petrus oder Pilatus ꝛc. von einzelnen Stimmen, ein-, zwei- oder dreistimmig, und die Worte Jesu von einzelnen Stimmen vierstimmig gesungen wurden. Wenn hier nun noch zur Ergänzung an bestimten Punkten der Erzählung Stellen der Weissagung, von einem Doppelchor nach einem der Psalmentöne vorgetragen, eingeschaltet werden, und die Gemeinde dieselben je mit einem Liederverse bekräftigt, entsteht daraus nicht ein herlicher Cyclus von Passionsfeiern, welcher tiefer als irgend eine andere die Sele in den Gnadenreichtum der heiligen Passion einführt? Und selbst dann noch bleibt die Feier eine tieferbauliche, wenn man, wo jene alte Weise der musikalischen Recitation des Schrifttextes den Ohren einer Gemeinde vielleicht noch zu fremd dünken möchte, die biblische Erzählung statt vom Chor singen, vom Geistlichen verlesen läßt, mit dem Gemeindegesang aber noch Passionsgesänge des Chors verbindet.

In all dieser und ähnlicher Verwendung des Chorgesanges ist nichts Gemachtes. Es hat sich auf geschichtlichem Wege gebildet, und unsre Altvordern haben sich daran erbaut. Wir aber habens vergessen und meinen, die Predigt könne alles ersetzen. Nicht, daß ich die Predigt unterschäzte oder zu beschränken gedächte. Nein, sie wird in unsern Hauptgottesdiensten immer das belebende Element bilden müssen, und ich halte dafür, daß sie außer dem Hauptgottesdienste sogar eine noch vielseitigere Anwendung finden könte und sollte. Aber sie kann uns nicht anderes ersetzen, was wir aufgegeben haben. Neben der Predigt sollen auch die Anbetungsakte in unsern Gottesdiensten zu größerer Geltung gelangen, und in diesen komt im Verein mit dem Handeln des Geistlichen und der Gemeinde auch dem Singchor eine bestimte Mitwirkung zu. Ueberdies aber sollen, an den Fest- und Feiertagen wenigstens, Nebengottesdienste, sog. liturgische Andachten, ein Nachbild der alten Fest-Vesper und Mette, bestehen, in welchen das theure Vermächtnis unserer Kirche an Chorgesängen zur Erbauung der Gemeinde in angemessener Weise verwendet wird. Wie viel hierin noch geschehen könne, springt überraschend in die Augen, wenn man die Gottesdienste des reformatorischen und folgenden Jahrhunderts mit unsern jetzigen vergleicht, und einen Blick auf den ungemeinen Reichtum an kirchlichen Kunstgesängen wirft, der aus jenen Zeiten — freilich nur in Bibliotheken, nicht in unsern Kirchen auf uns gekommen ist.

Wenn wir hiemit der Wiedereinführung des Chorgesanges in unsern Gottesdiensten das Wort reden, so thun wir es übrigens nicht in der Absicht, um überhaupt die Kunst in die Kirche zu verpflanzen. Die Kunst um der Kunst willen in den Cultus einführen, hieße: die Kirche entweihen. So wenig das Kirchengebäude mit seinen edlen architektonischen Formen und seinem Reichtum von Skulpturen und Gemälden ein Kunst-Ausstellungslokal ist, so wenig ist es mit den darin erschallenden Orgelklängen und Chorgesängen ein Concertsaal. Man darf die Gesänge in der Kirche nicht singen und hören wollen, weil sie schön sind, sondern weil sie der Ausdruck des gläubigen Gefühls sind, das die Gemeinde in ihrer Anbetung beselt. Allerdings aber, wenn die heiligen Empfindungen der Gemeinde sich in ihrer vollen Reinheit aussprechen, so kann es nicht anders sein, als daß die innere Harmonie derselben sich auch in der Darstellung an den Tag legt. Und hiermit nimt das Heilige die Form des Schönen an. Die Kirche darf sich nimmermehr zur Dienerin der Kunst machen. Aber folgt daraus, daß man die Kunst nun aus der Kirche verbannen solle? Die Kunst aus ihr verbannen, hieße nichts anders, als das Heilige niemals zu seinem vollendet reinen Ausdruck im Cultus sich erheben, und diesen nie seine eigentliche Verklärung gewinnen lassen. Wenn aber das heilige Leben der Gemeinde im Gottesdienste sich in dem göttlichen Einklang seiner innern Bewegungen darstellen will, so bilden eben die Formen der Kunst das Medium, wodurch es allein diesen Drang zu offenbaren vermag. Die Kunst muß auf diese Weise der Kirche dienen, und eben in diesem Dienst entfaltet sie ihre edelsten Kräfte, weil kein Gebiet höher und der Kunst würdiger ist, als das des Heiligen und der Kirche. Dies gilt nun speziell auch von der Tonkunst. Wir reden ihrer Einführung durch den Chorgesang in unsre Gottesdienste deshalb das Wort, nicht weil sie Kunst ist, sondern weil hierdurch die heiligen Empfindungen der Gemeinde zum vollen und reinsten Ausdruck kommen, und eben darin die reichste Quelle zur Erbauung der Gemeinde eröffnet ist — wie schon eine der reformatorischen Kirchenordnungen als Zweck des Chorgesangs angibt: „Damit die göttliche Lehre, Gebet, Danksagungen, Trost, Verheißungen, Drohungen ꝛc. durch den Gesang desto tiefer in der Zuhörer Herzen durchdringen und dieselbigen zu wahrer Gottseligkeit desto brünstiger bewegen und zu christlicher Andacht und Eifer erwecken möchten.“ (Oest. K. O. 1571.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 18. Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen? II. 201
Beilage. Die Johanniterinnen 209
Nachrichten. Ein Hilferuf von der Goldküste 214
— 19. Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen? (Fortsetzung) 217
— 20. Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen? (Schluß) 225
Die Johanniterinnen. (Fortsetzung) 228
Beilage. Durften wir im Kirchengebet um Glück und Sieg für unsere Waffen bitten? 233
Nachrichten. Aus dem Hannoverischen 237
— 21. B. G. Niebuhr 241
Wie ein alter Geistlicher seine täglichen Hausgottesdienste eingerichtet und bewährt gefunden hat . . 244
Die geistliche Tracht 245
— 22. Durften wir im Kirchengebet um Glück und Sieg für unsere Waffen bitten? (Schluß) 249
Die Johanniterinnen. (Schluß) 253
Beilage. 257
Die geistliche Tracht. (Fortsetzung) 258
— 23. Die Sünderin 265
— 24. Die Sünderin. (Fortsetzung) 273
Beilage. 281
Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst. I. 283
Die geistliche Tracht. (Schluß) 286
— 25. Die Sünderin. (Fortsetzung) 289
— 26. Die Sünderin. (Schluß) 297
Beilage. Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst. I. (Schluß) 305

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 3. April. № 27.

Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche.

Die politische Lage und die Zukunft der Evangelischen Kirche in Deutschland. Zur kirchlichen Verfassungsfrage von einem deutschen Theologen. Gotha 1867.

Wir lasen neulich irgendwo, was aus Preußen wolthuend hineinwehe in Deutschland, das sei die Nordluft scharfen Wissens und scharfen Wollens. So weit Preußen sich dies Lob aneignen darf, gebührt es zuerst seinem Fürstengeschlecht. Gewiß waren es und sind es an diesem, — namentlich an denjenigen Regenten, die von Gott in hervorragender Weise berufen wurden, Preußen seinem weltgeschichtlichen Berufe entgegenzuführen, — leuchtende Eigenschaften, der durchdringende Blick in die wirklichen Verhältnisse, in Recht, Pflicht und Beruf nach Innen und Außen, ein Blick, der nur bei tüchtigen, d. h. gewissenhaften Gemütern sich findet und durch das rege Gewissen zum Tiefblick wird, um durch selbstische Neigung, Einbildung und Gewirr der Meinungen hindurch die Wirklichkeit zu erfassen, — scharfes Wissen, und ihm entsprechend durchdringendes Wollen. Diese trefflichen Eigenschaften, unwillkommen aller Halbheit und Unlauterkeit, sind mehr als einmal Preußens und mittelbar Deutschlands Retterinnen geworden gegenüber offner oder heimlicher Gegnerschaft, wie zweideutiger Freundschaft. — Scharfes Wissen und Wollen, zumal auf dem Grunde und in den Schranken christlicher Gottesfurcht, sind der beste Staatsschaz, die einzigen Hebel wirklich heilsamen Fortschrittes und dauernder Bauten, ebenso wie sie dem schwächlichen Zuwarten und Zudecken vorhandener Schäden, der ohnmächtigen Doktrin, die das wirkliche Leben nicht faßt, sondern ihren eignen Schemen nachgrübelt, kurz allem aufweichenden (und gesprenkelten) Wesen, zur widerwärtigsten Luft werden, weil sie rütteln, aufdecken und in die Entscheidung stoßen.

Wer könte in den großen Entscheidungen des vergangenen Jahres mit ihren von oben erbetenen und gewährten Erfolgen jene Eigenschaften verkennen, auch wie sie in einem Jahrhunderte langen Treuebande, nach echt deutscher Weise, vom Thron herab zu preußischer Art geworden sind? — Sie haben diesen Staat plözlich auf die Höhe eines großen, ja heiligen und verantwortungsvollen Berufes für das deutsche Gesamtvaterland gerückt. Es ist schon zur Genüge hervorgehoben, — und es bedurfte nur einer kurzen Besinnung nach dem Kriegssturm, um dies zu sehen, — daß sich zu der neuen staatlichen Aufgabe eine gleich hohe oder höhere, eine neue religiöse und kirchliche für Preußen gesellt habe. Es ist die Aufgabe, die unausweichbar zur Lösung ruft, die Behandlung seiner eignen kirchlichen Fragen in Einklang zu setzen mit den Kirchengestalten seiner neuen Gebiete, ja mit seinem ganzen deutschen Berufe, und das ohne jähen Abbruch weder von seiner eignen landeskirchlichen Entwicklung und ihrem heutigen Bestande, noch mit der der neuen Landesteile. Hiermit aber liegt es am Tage, was dies Unabweisliche sei. Es ist die nochmalige und tiefergehende Untersuchung seiner bisherigen Unionsauffassung, ob diese wirklich mit dem, was Recht und Friede in der evangel. Kirche sein kann, in Einheit stehe, — mit dem einst so heiß erwünschten, nun vieler Orten vorhandenem und steigendem Wiedererwachen des kirchlichen Lebens, das freilich, wie es anders nicht möglich war, je länger desto bestimter in der angebornen Leibesgestalt des norddeutschen Wesens geschieht; — und ob dies denn wirklich etwas Unwillkommes, ob es ein Unglück sei, dem zu wehren, oder ein Gnadengeschenk, das zu pflegen? — Und ob die bisherige Unionspraxis diese Pflege, wie sie dieselbe zusage, so auch leiste und leisten könne? — Oder ob erst zu dem lebensvollen Kern des Unionsgedankens zu dringen sei, der die einzig rechtliche und thatsächlich mögliche Lösung noch in sich berge, mit ihr aber den erfreulichen Aufgang der wahren evangelischen Union? —

Es gilt also Weisheitsakte, die gewiß vor dem Auge des Höchsten, dem Volksblüte und Glaubensblüte gleich gelten, entscheidungsvoller sind, als die auf dem politischen Gebiete. Es gilt auch hier ein persönliches Durchschauen und Durchschneiden eingewurzelter Wünsche und Systeme, menschlich gesteckter Ziele, die einer sichtlich von Gott gewirkten anderen Zeitgestalt nicht mehr mächtig sind. — Wird nun dies scharfe Wissen, das hier recht eigentlich aus Erleuchtung von oben komt, — das zum wirklichen Verständnis der neuen Lage und ihrer Mahnung dringt, — uns entledigen von der alten Unionsnot, die den evangelischen Preußen mehr und mehr an Leben und Liebe gezehrt hat? — Wir hoffen es mit Zuversicht. Es geht eine Empfindung durch viele Gemüter, welcher jene Not- und Streitsache zu klein deucht für die erschütternden Weltereignisse und neuen Aufgaben, eine Empfindung, welche die Eröffnung des Sinnes für volle Achtung und Liebe in Sachen des Glaubensgewissens als eine heilige und gesicherte Errungenschaft erhofft.

Dem Christen geziemt Nüchternheit in seinem Hoffen, ungetrübter Blick in die eigne und die allgemeine Schuld, in die ganze noch fortwirkende religiöse und kirchliche Entgründung, die den Glauben sehr schwer macht, daß wir noch eine Zukunft haben für das — nächst dem Evangelium selbst — höchste sittliche Gut der Nation, den christlichen Staat, den heilvollen Verband des Staates und der Kirche, unvermischt und ungetrennt. Aber gleich sehr geziemt es dem Christen, nicht nach seinem blöden Sehen und Verstehen Gottes Gnadengedanken zu messen, sondern offen zu bleiben für Grund und Zeichen eines neuen Hoffens. Es liegt zweifellos eine große politische Errettung vor Augen. Der Gedanke an einen etwa entgegengesetzten Ausgang der jüngsten Kriegsereignisse kann diese Errettung tiefer zu Gemüte führen und fruchtbar erläutern. Aber die Folgen derselben sind noch verhüllt. Sie kann Keim und Beginn wahrer Errettung sein, wenn Gottes Rede in ihr verstanden und als Ferment fortdringt in das Gewissen des Volkes wider die Schmach, durch seine abfälligen Kinder in Schrift und Rede sich seinen Gott und seinen ehrlichen Christennamen stehlen zu lassen. Anderes Falles wird sicherlich das blutige Werk zum beginnenden Ende Preußens und Deutschlands. Denn eine nationale Erhebung ohne religiöse, und diese ohne kirchliche ist ein nichtiger Traum. Ja wo wären die siegreichen Schlachten ohne das noch in der Tiefe ruhende, durch treue Zeugen wieder gehobene Glaubensgut in Volk und Heer samt seinen Führern? Da allein also liegt die Erfüllung aller Hoffnung für eine bessere staatliche Zukunft Preußens und Deutschlands, in seiner kirchlichen. Dadurch ist auch alle Freude am Neuen bedingt und soll alles Handeln bestimt sein. Und das zugleich ist die eigentliche Größe und Verantwortung des neuen Berufes für Preußen, sein Vorgang für die evangelischen Teile Deutschlands in der Behandlung der kirchlichen Frage.

Auf Grund dessen, was der allmächtige Gott schon gethan hat, sollen wir vertrauen, daß er auch dies alles Entscheidende nicht versagen, sondern den erhabenen Inhaber der evangelischen Kirchengewalt, in dessen Hand leztgiltig die weitere kirchliche Gestaltung des neuen Preußens liegt, zum Segen setzen und mit dem scharfen Wissen des rechten Weges erleuchten werde, das dann nach angestamter Art alsbald auch Gewissen und That wird. Und dies Thun wird um so freudiger sein, weil dann das mehr als zweihundertjährige Erbe unseres Fürstenhauses, der gottgefällige Wunsch, sich mit seinem Volke in kirchlicher Einheit zu sehen, ohne sie zu erkaufen durch Gewissensnot vieler treuer Unterthanen, — weil dies Erbe dann in jenem Wissen sich endlich und für immer erfüllt zeigt. Es wäre aus dem Kampf um die politische Einigung Deutschlands das Höhere geboren, das Bild einer evangelisch-kirchlichen Einheit zunächst in der Preußischen Landeskirche, einer Einheit, die auch regimentlich ausgeprägt verschiedene Kirchensysteme echt evangelisch unter sich duldet, die auch Königshaus und Volk kirchlich eint, und das in freudiger Liebe, weil sie die volle Freiheit und Pflege der besonderen Kirchengemeinschaften je auf Grund ihres Bekenntnisstandes einschließt, wie ja auch jezt schon die lutherischen Preußen sich ihrem Landesvater kirchlich vereint wissen, nicht blos am großen Leibe Christi, der alle Kirchen der Erde umfaßt, sondern auch in der evangelischen Landeskirche, obwol ihrem ererbten Glauben und Bekentnisse lebend, nur leider noch ohne das väterliche Gut und heiligste Recht, dessen alle christlichen Bekenner auf Erden sich freuen, — nur sie allein nicht, — auch eine Kirche ihres Bekentnisses zu haben. Das wäre auch für sie dann wiedergefunden. Es wäre Preußen gewürdigt worden, dem evangelischen Deutschland vorleuchtend, mit scharfem Wissen zu erfassen, was evangelische Union heißen kann, was erfaßt werden mußte, wenn es wol stehen sollte mit ihm, — um das seit 300 Jahren gebetet worden ist, nämlich der endliche Religionsfriede der Evangelischen in einem Deutschland von noch kirchlicher, also auch glücklicher politischer Zukunft. — Das kann und wird nichts anders sein, als landeskirchlicher Organismus, dessen Glieder Kirchen sind, nicht blos Individuen, nicht blos Gemeinden, am allerwenigsten blos geographisch gegebene Provinzen, sondern was allein dem wirklichen Leben gerecht wird, geschichtlich erwachsene Bekentniskirchen, die mit gleicher Sorgfalt von oben berathen, und im Frieden unten sich bauend das landeskirchliche Band hochhalten, auch mit den außerpreußischen evangelischen Landeskirchen jede gebotene Gemeinschaft suchen, sei es im Wechselverkehr ihrer Besonderheit, sei es zum gemeinschaftlichen Betrieb allgemeiner evangelischer Zwecke.

Dieses Bild als ein alle Evangelischen durchleuchtendes, dieser Friedensweg, als ein von Allen angetretener, ist unsers Erachtens dasjenige Gut, zu dessen Verwirklichung jezt eine Mahnung vorliegt wie noch nie.

Um so ernstlicherer Samlung und Gebetsruhe wird es bedürfen, damit menschliche Erregung nicht wieder verwirre, was die gute Hand Gottes zu entwirren begonnen hat, damit alle, die berufen sind oder sich berufen glauben, hier zu rathen, die Weihe im Heiligtum dazu erflehen. Dieser erleuchtete Sinn wird die Schwirigkeit der Lage nicht verkennen, aber er wird sie nicht schwiriger darstellen, als sie in der That ist, wenn nur das einfältige Auge für das unzweifelhaft Nötige bewahrt wird, und der reine Wille, diesem nachzukommen. Er wird nicht die Tage hochgehender politischer Unruhe und Wahlkämpfe zu totalem kirchlichen Umbau ersehen achten, oder gar verwegen von Massenerregungen und Majoritätsvoten kirchliches Heil erwarten, sondern gerade jezt von besonnener, geräuschloser, doppelt treuer Pflege des sich regenden noch sehr gefährdeten Glaubenssinnes. Er wird daher nicht an vorhandene, nur zu stärkende, dem Bedürfnis und Leben nachzubildende Ordnungen anfassen, aber ebenso wenig das Bedürfnis sophistisch zu verhüllen, oder durch eingebildete Schrecken den Blick von ihm abzulenken suchen.

Sollte es in der That so schwer sein, den Faden, der sicher leitet, zu erblicken? Er ist vorhanden und er ist nichts anderes, als die willige Anerkennung der Grundlage alles deutsch-protestantischen Kirchenrechts, die seit länger als einem Jahrhundert

verschüttet mit dem erwachenden Glaubens- und Kirchenverständnis Schritt für Schritt sich wieder angekündigt hat, der nun von dem Lenker der Völkergeschicke wie der Kirche zur Wiederaufnahme dargeboten wird. Es wäre ein schweres Verhängnis, wenn dieser Faden nicht angenommen würde. Darum soll ohne Ermüden an ihn erinnert werden. Eine neue und dringende Veranlassung hierzu bietet die oben angeführte wichtige Schrift eines bekanten deutschen Theologen*): „Die politische Lage ꝛc.

Diese Schrift, die schon in Vieler Händen ist und Aufsehen erregt hat, fordert unter reichlichen Gesichtspunkten zu einer eingehenden Beurteilung auf. Sagt doch der Verfasser, daß keine unserer kirchlichen Parteien ein Programm habe, das der eingetretenen kirchlichen Lage irgend entsprechend oder gewachsen sei, während er den von ihm hier vorgelegten Plan eines vollständigen Umbaues unserer ev.-kirchlichen Verfassung als den einzigen durch die veränderte Zeitlage gebotenen, ja im Hinblick auf Gegenwart und Zukunft gebieterisch geforderten bezeichnet. Darin dürfte er zu hoch greifen. Dennoch gibt er zur Sache eine Fülle treffender Ausführungen, die eine selbständige und treugesinte Erwägung der kirchlichen Situation kund thut und dies in lebendiger, nach Geist und Haltung des ernsten Gegenstandes durchaus würdiger Behandlung. Die ganze Schrift ist von fühlbarer evangelischer Wärme getragen, die aus bewußter Würdigung der Kirche, ihres göttlichen Ursprunnges wie ihres Auftrages, stamt, die auch innerhalb der unerläßlichen Schranken jedem Bekentnisse gerecht werden möchte und nur gegen notorisch zerstörerische Tendenzen zu höherer Erregung und einschneidender Polemik sich steigert. So führt er in gewandter Beherschung seines Stoffes, — wie er eben die augenblickliche Lage und ihre Erfordernisse auffaßt, — diese dem Leser vor, und entfaltet auf diesem Grunde das neue Verfassungsbild für unsre evangelische Landeskirche, wie es sowol durch unsre kirchliche Vergangenheit und Gegenwart, als durch den Gang der modernen Staatsentwicklung deutlich indicirt sei, daher ohne Verzug Verwirklichung fordere, zugleich als Vorbild, ja Anfangsbau der gesamten ev.-deutschen Zukunftskirche.

Dies Bild — um es kurz anzudeuten — will unter Aufhebung der landesherlichen Kirchengewalt zuvörderst die ganze ihr selbst zu übergebende evangelische Gebietsmasse in entsprechende Teile sondern, d. h. in c. 18 völlig selbständige Provinzialkirchen, nach dem Princip der Bekentnis-Conföderation, — unirt, reformirt, lutherisch —, wie sie in der Rhein.-W. K.-O. vorliegt. Diese Provinzialkirchen sollen fortan, mit ihrer Spitze gewählter Bischöfe, ferner mit synodaler Gliederung bis zur Provinzial-Synode, welcher die gesezgebende Gewalt zusteht, und mit consistorialer Verwaltung, freieigne Inhaberinnen der Kirchengewalt sein. Jedoch als feststehender kirchlicher Centralpunkt für die Gesamtkirche, zugleich als Repräsentation derselben gegenüber dem Staate soll in der Landeshauptstadt ein neuer Oberkirchenrath gebildet werden, ohne irgend kirchenregimentliche Befugnisse, nur als oberster Gerichtshof oder kirchliches Obertribunal, — vier theologische und vier rechtsgelehrte Mitglieder, unter Vorsiz des als erster Oberhofprediger fungirenden Geistlichen, event. mit dem Titel eines Erzbischofes. Zum Oberkirchenrath soll endlich noch für wichtige Fälle kirchenrechtlicher Entscheidung ein Beirath kommen, nicht ständig, sondern nur jeweilig, — eine Kirchen-Convocation, aus sämtlichen Bischöfen, den Vorsitzenden und je zwei gewählten Mitgliedern der Provinzial-Synode bestehend. Diese soll, vereint mit dem Oberkirchenrath, in bestimten Fällen einen richterlichen Gesamtsenat und oberste Repräsentation sämtlicher Provinzialkirchen sein, mit bindenden Beschlüssen für alle. — Die Bischöfe werden von der Prov.-Synode gewählt, „sei es, daß diese unmittelbar oder durch Vermittlung des O.-K.-R. drei Geistliche dem König präsentirt, von denen dieser einen zum Bischof designirt, sei es, daß von einer vom O.-K.-R. Namens des Königs gestellten Dreizahl die Synode einen erwählt." Gleicherweise wählt die Synode die Consistorialräthe aus einer Dreizahl, welche der Bischof vorschlägt, oder sie wählt eine Dreizahl und der Bischof designirt einen.

Daß in diesen Kirchen die Bischöfe den Consistorien präsidiren, nicht mehr Rechtsgelehrte aus dem Laien-Priestertum, versteht sich von selbst, ebenso daß die Bestätigung für alle höheren Kirchenämter durch den König geschieht. Durch wen weiterhin die Mitglieder des Oberkirchenraths zu ernennen seien, ist schwer ersichtlich. Der Verf. kann jedoch auch bei ihnen nur an Wahlen denken. Denn er bekämpft ja das Fortbestehen des jetzigen O.-K.-R. als kirchlicher Oberbehörde mit drei Senaten durch das Argument, „daß jede politische Schwankung sie bedrohen, in den Persönlichkeiten sie verändern, ja durch landesherlichen Befehl ihr neue und andere kirchenregimentliche Principien vorschreiben könte." —

Das ist der Umzug „aus der alten staatlichen Mietswohnung in die eigne Behausung", für welchen der Verf. nun die Zeit gekommen glaubt, und zwar unter jedem denkbaren Gesichtspunkt, — ein Umzug und Neubau, in dem seines Erachtens aller evang.-kirchliche Bestand des jetzigen Preußens von Ostpreußen bis Hannover und Nassau bereitwillig eintreten und Befriedigung finden werde. In diesem Bilde allein sieht er auch das Vermächtnis Friedrich Wilhelm IV. richtig bewahrt und vollstreckt, nämlich die Gedanken und Wünsche dieses edlen Entschlafenen über die wahre Würde, Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche, daher er seine Schrift dem Gedächtnis desselben widmet. Den Wert seiner Vorschläge findet er jedoch, wie bemerkt, zunächst und ausdrücklich darin, daß allein in ihnen ein Ausweg sich öffne für die in Folge der neuen Umwälzungen eingetretene Verwirrung und allgemeine Rathlosigkeit. Das wird also auch zunächst maßgebend für ihre Beurteilung sein. Da es nach ihnen ferner keine reformirte, unirte und lutherische Kirche geben soll, sondern nur evangelische Provinzialkirchen unter Conföderation der drei Bekentnisse, so wird zu fragen sein, ob auf diese Gestalt einer Föderativ-Union

*) Fabri in Barmen.

nach dem Muster der Rhein.-Westf. drei Bekentnisparagraphen die bisherige Entwicklung des verschiedenen Bekentnislebens hinweise und in sie einzugehen vermöge.

Es liegt am Tage, daß, was die schwebende kirchliche Frage an wirklichen Schwirigkeiten enthält, dies alles auf die preußische Union zurückweist, insofern sie die leitenden Kirchenbehörden zwar unter das Bekentnis stellt, aber nicht in unterschiedener Gliederung für die verschiedenen evangelischen Bekentnisse. Hätten wir die Union schon in dieser Gestalt, mit der Gemeinsamkeit des Kirchenregiments zwar, aber auch mit der in seiner Organisation ausgeführten Anerkennung der Giltigkeit der Einzelbekentnisse in persönlich mitbekennenden Oberen, — eine Gestalt, welche der Gang des neu erwachten Glaubenslebens nach seinen Unterlagen und Mitteln von der Reformation her anzeigt: — dann hätte der Hinzutritt neuer evangelischer Kirchengebiete eine erhebliche Kirchenfrage nicht gebracht. Es fände sich schon unter der Einheit der evang. Landeskirche und deren Gesamt-Oberbehörde eine lutherische Kirche im Lande, überhaupt diejenigen ev. Kirchensysteme, in denen jedes Hinzutretende sein Bekentnis wiederfinden und mit Freudigkeit hinzutreten könte. Nur da könte Anfangs diese Freudigkeit fehlen, wo ein völlig geschwächter Bekentnisstand, wie in dem unirten Nassau, durch den Verband mit dem positiven preußischen Unionsbekentnis eine heilsame Stärkung zu erfahren hätte.

Wie steht nun unser Verf. zur Union? — Troz des Tones, in welchem er von den kirchlichen Parteien redet und einen sehr reservirten, fast vornehmen Ort über denselben einnimt, ist doch sein Bekentnisstand als der eines positiven Consensus leicht erkenbar. Er bekent sich zur Union, aber ebenso entschieden für dieselbe, insofern unter ihr nur die brüderliche Gesinnung, der freie Liebes- und Lebensaustausch unter den evang. Confessionen verstanden wird, als gegen dieselbe, insofern sie noch jezt als kirchenregimentliches Princip und Gesez gelten will, also die faktische Giltigkeit der Sonderbekentnisse mittelst williger Durchführung derselben in der Kirchenleitung zur Wahrheit zu machen noch ansteht. Denn Giltigkeit des Bekentnisses und persönliche Vertretung desselben in der Leitung und Verwaltung sind ja identische Begriffe. Dies Princip oder diese Gestalt der Union weist der Verf. mit klarem Blick in die Lage überzeugend nach als ein durchgelebtes, fernerhin unmögliches. Sowol aus gedrungener Zusammenfassung der bisherigen Unionserfahrungen als aus dem Gebietszuwachs führt er den zwingenden Beweis, daß die bisherige Praxis der plözlich gewandelten Lage und Aufgabe Preußens nicht gewachsen, daher ferner unhaltbar sei.

Dies unbefangene und recht eigentlich unparteiische Zeugnis ist ein nicht unwichtiger Beitrag zu der ernsten Wahrheit, daß die preußische Union durch eine höhere Hand in ein neues Stadium geführt sei, und daß alle Illusionen hierüber je länger festgehalten nur desto schmerzlichere Verwicklungen für das unschäzbare Gut evang. landeskirchlicher Einheit eintragen können. Die Kraft seines Beweises concentrirt der Verf. in der einfachen Schlußfolge, daß für die neuen lutherischen Teile Preußens an den unterschiedslosen Bekentnisstand im Regiment Niemand denken könne, und daß für die altpreußischen lutherischen Unterthanen eine gleiche Stellung nur eine billige Forderung sei, die auf die Dauer nicht unerfüllt bleiben könne.

Wir müssen bei diesem Punkte einen Augenblick verweilen. Denn die ruhige Würdigung dieser schlichten Thatsache ist das Einzige, was wirklich Licht in die Lage bringt, das Einzige unter vielem Zweifelhaften, was einen völlig sichern Anhalt für heilsames Weitergehen gewährt. Hiernach muß sich auch im Voraus und im Wesentlichen unser Urteil über die wertvolle Gabe des Verfs. bestimmen auf Grund unserer Ueberzeugung, daß eine Zeit des politischen Gährens und Neugestaltens wie die jetzige ist, die besonnenste Beschränkung auf das nächste und bestimt angezeigte Bedürfnis gebiete; daß sie vornehmlich nicht die Zeit sei für das Ende des landesherlichen Kirchenregiments, wol aber die Zeit, um zu den vielen erfreulichen Schritten in der Lösung der alles bedingenden Bekentnisfrage auch den zu thun, der endlich den vollen Einklang mit dem unzweifelhaften protestantischen Kirchenrecht herstellt. Das ist eben die klar gewiesene bekentnismäßige Gliederung in der Kirchenverwaltung, und dies nicht zur Gefährdung der landeskirchlichen Einheit, sondern vielmehr und gerade zu ihrer erfolgreichsten Sicherstellung auf dem Grunde des freudig gewährten Rechtes. Nur dann würde sie auf das Ernstlichste gefährdet, wenn für gereifte Bedürfnisse des von Gott wieder gegebenen Glaubensgewissens in vielen tausenden Gemeinden, — eines Gewissens, das troz kräftiger Ungunst wie z. B. der Universitätstheologie nur immer lebendiger ward, — nicht die richtige Auskunft gefunden würde.

Das also ist die Lage und ihre allernächste Frage an jeden nüchternen Beurteiler, der sich den Blick bewahrt eben so für kirchliches Recht als für die Bedingungen eines froh wurzelnden und wachsenden Kirchenlebens, ob es denkbar sei, daß in dem neuen Preußen einige lutherische Teile, die neuen, der Wahrnehmung ihres väterlichen Glaubens durch mitbekennende Verwaltung sich erfreuten, und daß andere Teile, die alten, die nicht minder ihr Glaubenserbe den folgenden Geschlechtern zu bewahren gedenken, — deren Treue gegen ihren angestamten Fürsten seit Jahrhunderten jede Proben, auch die schwersten, bestanden hat, — daß diese sollten der gleichen Wolthat mit ihnen bekennender Oberen für unwert befunden werden?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 6. April. № 28.

Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Ob dies angehe, lediglich indem Rechtsbildung politischer Art auf die Kirche übertragen würde, die diese nicht verträgt, d. h. indem von einem durch die Union gebildeten neuen Bekentnisrecht und Bekentnisstand geredet würde, das in Stammpreußen (Altpreußen) keine Sonderung im Regiment für das Bekentnis wieder zulasse? — Sollte dies wirklich mit dem Cardinalsaz zu vereinigen sein, auf dem alles deutsch-protestantische Kirchenrecht steht, der Gebundenheit der Kirchengewalt an das ihr einst anvertraute Bekentnis? — Dieser einfache Grundsaz war und bleibt der feste und einzig sicherleitende Faden durch alle Kirchenwirren, wie wir seiner oben erwähnten. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in einem viel beklagten Dunkel vergänglicher Systeme den leitenden Händen entfallen, ist er mit dem wieder aufgehenden Licht wiedergefunden und bietet sich jezt in einem der größesten Wendepunkte preußischer wie deutscher Staats- und Kirchengeschichte mahnungsvoll an als Gewähr für den kirchlichen Frieden, als eine der wertvollsten Bürgschaften des höchsten Volksgutes, stillen und recht gepflegten Fortwuchses des neu befruchteten Glaubens je nach Stammesart und Erbgut. Es wird keiner Doktrin und keiner Leidenschaft gelingen, diesen Leitstern wieder zu verhüllen. — Denn es steht fest, — und es schmerzt tief, daß heutzutage daran noch erinnert werden muß, — daß Gottes Gerich e zwar irdische Königreiche absetzen zum Niewiedererstehen, aber nicht kirchliche Bekentnisse, daß deren Recht nicht sich wandelt wie politisches Recht, sondern daß der, von dem sie einst erbeten und errungen wurden, wenn sie begraben schienen im Gericht über entschlafene Treue, sie wieder einführt in ihr Recht, wenn die Bekenner wieder erwachen. Kein Kirchenrechtskundiger wird es heute noch in Frage stellen, daß es für das Bekentnis einer Kirchengemeinschaft kein Verjährungsrecht gibt, wie auf staatlichem Gebiete. Aber diese über menschliche Macht gestellte Würde der Kirche und ihrer Bekentnisse, wie lange auch und wie vollständig vergessen, — in traurigster Weise bei der Aufhebung aller selbständigen Kirchenbehörden in Preußen 1808 — ist auch seit dem Wiedererstehen Preußens nach den Befreiungskriegen von seinen gottesfürchtigen Königen ausdrücklich und feierlich wiederbekant und von unserem jetzigen Kirchenregiment oft und immer bestimter ausgesprochen worden. In der erfahrungsvoll wiedergewonnenen Einsicht, daß am Ansehen ihres Bekentnisses eine jede Kirchengemeinschaft ebenso sehr ihre Lebensbedingung hat, wie der Leib an der einigenden, alle Glieder und Lebensäußerungen einheitlich leitenden Sele, hat der Ev. O.-K.-R. diese hohe Bedeutung der Bekentnisse in erfreulicher Weise anerkant und namentlich die Ordre vom 28. Febr. 1834 in diesem Sinne wiederholt erläutert. Es ist gut, dankbar an solche Worte zu erinnern, — von denen mit Recht gesagt werden konte, daß sie zu den unumwundensten Zeugnissen für das Recht des Bekentnisses gehören, die in diesem Jahrhundert von deutschen Kirchenbehörden ausgegangen sind. — „Wol aber", — heißt es in einem dieser Erlasse vom 27. Oct. 1851 nach Pommern, — „suchten die Bekentnislosigkeit oder die Feindschaft wider das Bekentnis in der Union ihre Legitimation so sehr, daß sie eine Zeit lang der Bekentnistreue sogar nur außerhalb der Landeskirche ihre Stätte anweisen zu dürfen glaubten. Gegen diese Verwirrung bot die Kab.-Ordre von 1834 die erforderliche Abwehr, der Bekentnistreue aber den gebührenden Schuz, indem sie es ausdrücklich aussprach, daß die Union kein Aufgeben der Glaubensbekentnisse bezwecke, ꝛc. Diese Sühne zur vollen That werden zu lassen erkanten wir für unsre nächste und wichtigste Pflicht." — Es wird dann widerholt, daß die Union hierdurch auf ihr gesezliches Maas zurückgeführt worden sei. Und das findet seine noch klarere Auslegung in den Verhandlungen über die neue Gemeinde-Ordnung, z. B. für Pommern, in der Anerkennung: „daß das lutherische Bekentnis das Princip sei, welches alle Lebensäußerungen der Pommerschen Kirche zu richten und zu gestalten habe."

Das ist — seit 1808 — ein großer und Segen verheißender Fortschritt zu wahrhaft kirchlichen Rechtsanschauungen. Verheißungsvoll nennen wir ihn, weil ja hierin die berufsmäßige Pflege der so klar gewürdigten und gewährleisteten Bekentnisse durch persönlich mitbekennende Verwaltung als etwas Selbstverständliches schon enthalten, auch in der landesherlichen Anordnung einer itio in partes ausgesprochen und als wirkliches kirchliches Recht schon festgestellt ist.

Danken wir also Gott, der jenen Fortschritt gewirkt hat, dessen treues Leiten auch das geben wird, ohne das alles Frühere hinfiele, die Wiedergewährung des rechten Ortes für das wiederbelebte Bekentnis. Mit dieser Hoffnung steht oder fällt uns

die andere, daß noch eine Zeit der Erquickung bereit sei, in welcher die erweiterte Landeskirche Preußens dem übrigen evangelischen Deutschland die gefundene Einigung evangelischer Bekenntniskirchen zeigt als ungehindert sich erbauender Teile und Zweige an dem Leibe Christi, deren jeder, — nach dem Worte: Leidet ein Glied, so leiden sie alle, wird ein Glied herlich gehalten, so freuen sie sich alle, — seine besondern Charismen hat und übt, nicht nur für sich, sondern für alle, aber auch nur dann pflegen kann, wenn er bewahrt, was ihm anvertraut ist, sein gottgegebenes Selbst im Bekentnisgewissen, ohne welches er nicht mehr er selbst, sondern ein anderer würde.

Wir mußten dies vorausschicken. Denn hier liegt in der That der Ausgangspunkt für die ganze gegenwärtige Kirchenfrage, der nicht wieder verdunkelt werden darf, wenn ihre Lösung gefunden werden soll, — wir meinen das wirklich erkennbare, das nächste Bedürfnis für Verfassungsreform, das durch die neue Zeitlage über jeden Zweifel erhaben ist. Nun fordert aber der kundige Blick in das schwer ringende Glaubensleben des Volkes, das umlagert ist von entschlossenen Feinden und Mächten des Abfalles, als unverbrüchlichen Grundsaz, sich auf dies Notwendige, das als gereiftes Bedürfnis sich angekündigt hat, bei jeder Verfassungsveränderung zu beschränken. Dann kann man sichere Tritte thun und auch durch weitere Schwierigkeiten wird der Herr den Weg zeigen. Wagte man dagegen etwas von zweifelhaftem Bedürfnis und Erfolg, so liefe man Gefahr, versuchend in Gottes Gang und Werk einzugreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schreiben an den Herausgeber aus Livland.

Im diesjährigen Vorworte Nr. 6 in einer Anmerkung ziehen Sie die kirchlichen Angelegenheiten, auch der russischen Ostseeprovinzen in den Kreis Ihrer Betrachtung. Gestatten Sie einem mit denselben wol Vertrauten, weil inmitten derselben Lebenden, in folgenden Zeilen einige Ergänzungen.

Daß „die gerechten Beschwerden der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen bis jezt noch keine Abhülfe gefunden," ist leider nur zu wahr. Zwar hat die lutherische Geistlichkeit im Januar 1866 eine „Instruction" vom Minister des Innern erhalten, betreffend die durch Allerhöchsten Befehl vom 15. März 1865 abgeschaffte Nötigung zu Unterschreibung eines Reversales bei Abschließung einer gemischten Ehe mit einem Gliede der griechischen Kirche, in welchem die zu erwartenden Kinder aus einer solchen Ehe der griechischen Kirche zugesprochen werden mußten. In dieser Instruction wird erstens den lutherischen Geistlichen gestattet, die Kinder aus solchen Ehen lutherisch zu taufen und zu unterweisen, — und zweitens die Kinder aus gemischten Ehen, welche mit Unterzeichnung eines solchen Reversales geschlossen worden sind, wenn sie von anderen Personen die Nottaufe nach lutherischem Ritus empfangen haben, in die Kirchenbücher einzutragen, „zu dem Zweck allein, damit die Thatsache der Taufe selbst in der Folge keinem Zweifel unterliegen kann, wodurch übrigens die griechisch-orthodoxe Kirche keineswegs das Recht verliert, eine solche Person als zu dieser Kirche gehörig zu betrachten. Es bleibt daher nichts desto weniger Verpflichtung der griechisch-orthodoxen Geistlichkeit, die Eltern dahin zu vermögen, solche Kinder zur Salbung zu bringen." Also für das aus Ehen, welche nach dem 15. März 1865 geschlossen sind, erwachsende Geschlecht ist der Glaubenszwang aufgehoben, und für die aus früher geschlossenen gemischten Ehen nachgeborenen Kinder weist man auf die Hinterthür der sog. lutherischen Nottaufe, indem die betreffenden Ehen von der griechischen Geistlichkeit nur „vermocht" also nicht gezwungen werden sollen, dieselben zur Salbung zu bringen. Somit ist aber weder das nachwachsende Geschlecht aus rein griechischen Eltern frei gegeben, noch der Gewissensnot der gegenwärtigen Generation abgeholfen, noch viel weniger das göttliche und menschliche, durch völkerrechtliche Stipulationen gewährleistete Recht der lutherischen Kirche in diesen Provinzen, geschweige denn im eigentlichen Rußland, anerkant. Solche halb versteckte Concessionen und halbe Maßregeln können natürlich weder die Gewissen beruhigen, noch den kirchlichen Frieden wieder herstellen, noch auch einen wirklich befriedigenden geordneten und gesezlichen Zustand auf kirchlichem Gebiete schaffen. Vielmehr dauern Unsicherheit und Friedlosigkeit einerseits, und Uebergriffe und Renitenz andererseits fort, und führen mehr und mehr zu allgemeiner Auflösung jeglicher kirchlicher Ordnung. Das Volk thut ungestraft, was es will; wo der Rückströmung zur lutherischen Kirche nicht genügt wird, und auch gewissenhafter Weise, nämlich ohne die nötige Prüfung und Sichtung, nicht genügt werden kann, arripirt man sich heimlich das Abendmahl in der lutherischen Kirche und entweiht die lutherischen Altäre, erschleichen sich griechische Kinder die Konfirmation, werden griechische Kinder ohne irgend welche gesezliche Berechtigung lutherisch getauft, ja werden Leichen als Griechen Verstorbener in lutherische Friedhöfe eingeschmuggelt. Die griechische Geistlichkeit ist nach wie vor renitent: besteht hartnäckig auf Unterzeichnung des Reversales, sucht nicht blos durch Ueberredung und List, sondern auch sogar durch brutale Gewalt die lutherische Taufe an Kindern aus gemischten Ehen zu hindern, wie es denn gerichtlich constatirt ist, daß ein solches Kind, welches der Pope seiner Mutter mit Gewalt entriß, wahrscheinlich in Folge dessen bald darauf gestorben, und daß eine Mutter in Folge einer ähnlichen Scene wahnsinnig geworden, und daß dennoch eben dieser Mensch ungestraft, und im Amte geblieben. Dabei benuzt die griechische Geistlichkeit die socialen und nationalen Spannungen und Gegensätze, um die Bauern gegen ihre Gutsherrn, die Esten und Letten gegen die Deutschen und implicite gegen die lutherische Kirche, als Kirche der „Deutschen", aufzuhetzen, und scheut sich dabei nicht, in öffentlichen Predigten den Deutschen meist erdichtete Greuel aus vor 4 und 5 Jahrhunderten geführten Kriegen schuld zu geben. Der griechische Erzbischof selbst schmäht und verflucht in fast umsonst

vertheilten Druckschriften, so genanten Hirtenbriefen die lutherische Kirche. Es liegen mir zwei solche Pamphlete vor, und ich erlaube mir, eine mehrfach characteristische Blumenlese aus denselben Ihnen mitzutheilen. Da heißt es z. B.: „Sie (die griechische Kirche) ist eine wirkliche Kirche Christi, denn . . . . . sie ehrt Christi allerheiligste Mutter, küßt mit großer Liebe das lebendig machende Kreuz, ebenso auch sein Bild, welches keines Menschen Hand gemacht (!) und alle seine übrigen Bilder (?), was manche andere Kirchen, und unter ihnen die lutherische, nicht thun, und dadurch beweisen, daß sie gegen des Heilandes heilige Dinge und gegen ihn selbst kalt sind." Etwas weiter: „Unsere rechtgläubige Kirche ist eine alte in alle Welt ausgebreitete Vater-Kirche (?). Erstens ist sie eine Kirche deshalb, weil sie bald nach Christi Geburt (!) sich offenbarte (oder: hervortrat), und nicht reichlich 1500 Jahre nach Christi Geburt wie die lutherische Kirche, als die Menschen die Lehre Jesu Christi nicht mehr so gut verstehen konnten als früher." — Weiter: „Unsere rechtgläubige Kirche ist eine Gnadengaben-Kirche, ... denn in ihr geschehen oft und geschehen auch jezt noch wunderbare Krankenheilungen ohne Hilfe des Doctors." *) Als Belag wird ein Tractat von der Heilung einer Lutheranerin in Petersburg 1860 und eine geistliche Zeitung angeführt. Und endlich in dem paränetischen Schlusse des ersten Hirtenbriefes lautet es: „Der Herr hat zu unserer Seligwerdung nicht 2 oder 3 Kirchen erbaut (errichtet), sondern eine einzige: darum wer diese Gnadengaben-Kirche verläßt, und in eine Kirche anderen Glaubens geht, welche Menschen ausgedacht haben, der thut offenbar wider Gottes Willen, und verläßt die Quelle der Erlösung." — Aus dem zweiten Hirtenbriefe wollen wir, — eine kirchenhistorische neue Entdeckung, nämlich daß Cyprian Bischof zu Corinth gewesen sei, welche allerdings ein eigenthümliches Streiflicht auf den Stand der theologischen Bildung Sr. Eminenz wirft, bei Seite lassend, — nur ein paar Kraft-Stellen aus der pars pathetica anführen: „Zulezt, diejenigen, welche nicht nach den Gesetzen und Satzungen der Kirche thun, und allermeist die Lügenprediger und von der Kirche Abtrünnigen, welche mit ihrer falschen Lehre den Frieden der Kirche stören, und einen anderen Glauben aussinnen, und ihren Irrtum nicht bereuen wollen, sondern noch dazu Andere in Irrtum führen, diese Alle verdamten die heiligen Väter vollkommen, offenbarten vor allem Volke, daß solche aus der Gemeinde ausgetrieben, — verflucht sind. So thaten sie dem Arias (!), dem Makedonias (!) . . . . dasselbe thaten sie auch denen, welche in alter Zeit dem Bilderdienste widerstrebten, wie jezt die Lutheraner" u. s. w. Und endlich zum erwünschten Schlusse: „Aber wenn Jemand diese oben geschilderte Glaubenslehre nicht fest hält, und nicht annimt, und nicht so denkt und predigt, sondern wider dieselben anzugehen sich bestrebt (wie es jezt die Lutheraner thun), der soll verflucht werden! — Diese von dem Erzbischof Platon — sein Name soll nicht ungenant bleiben — ausgegangenen Schriftstücke bedürfen keines Kommentares weder in sittlicher noch in wissenschaftlicher noch in confessioneller Beziehung. Schaden werden sie freilich unter den bibelfesten Nationalen wenig stiften, aber characteristisch sind sie jedenfalls. Characteristisch für die Lage der lutherischen Kirche ists auch, daß ein solches Elaborat gedruckt werden darf, sowie eine ganze Reihe gegen die lutherische Kirche gerichteter Tractate, welche freilich, da sie nach Form und Inhalt mitleiderregend elend sind, sehr wenig Verbreitung finden, — während lutherischer Seits nicht einmal das Protokoll der livländischen Synode, welche in der ernstesten und maaßvollsten Weise die griechische Angelegenheit behandelte, als Manuscript gedruckt werden konte. Da man aber mit diesen geistigen Waffen, wie bemerkt, nichts Rechtes ausrichten kann, so greift man nach Handgreiflicheren. Es ist bekant, welche verhängnisvolle Bedeutung das so genante Selenland in der Geschichte der Conversion hat. Es wurde damals nämlich den Leuten eingeredet, Alle, welche den Glauben des Kaisers annähmen, würden vom Kaiser Land nach Zahl der Selen zum Geschenk erhalten. Zwanzig Jahre lang ist nichts geschehen, um diese Verheißung wahr zu machen, da man glaubte, die Sele ohnehin fest genug im Garne zu haben, — jezt, da sie im Begriff stehen, es zu zerreißen, wird auf den Krongütern (Domainen) das so genanten Hofsland, welches bisher Bauern nicht verpachtet wurde, auf Anordnung der Domainen-Verwaltung vorzugsweise Bauern griechischer Confession in Pacht gegeben. Es wird also aus Staatsmitteln für begangene und festgehaltene Glaubensverläugnung eine Prämie bezahlt, und das Domainen-Ministerium macht die Vorspiegelungen lügnerischer Priester wahr. Der Anfang ist factisch gemacht, und wird man ohne Zweifel darin fortfahren. Freilich scheint auch selbst dieses Mittel keine rechte Wirkung zu haben, wenigstens ist ein Rückgang der Bewegung in weiteren Kreisen nicht zu bemerken. So ist also die Lage der lutherischen Kirche in den Ostseeprovinzen, namentlich in Livland: Alles ist noch in der Schwebe, Unsicherheit und Unklarheit in den obrigkeitlichen Maaßregeln, Unruhe und Unordnung im Volke, Remitenz und wachsender Fanatismus bei der griechischen Geistlichkeit, vielleicht grade in dem Gefühle, daß der Boden, auf dem allein sie steht, die Gewalt des Staates, unter ihr wankt (spricht doch selbst die Moskau'sche Zeitung, welche an der Spitze der ganzen panslawistischen und slawophilen Meute täglich über alles Deutsche und Evangelische herfallen möchte, ihre Ueberzeugung dahin aus, daß die Religionsfreiheit in Rußland nur noch eine Frage der Zeit ist), — Festigkeit und Klarheit nur bei den handelnd vorgehenden lutherischen Pastoren. —

Das führt mich aber grade zu dem zweiten Satze Ihrer Bemerkung, in welchem Sie dem lutherischen Livland zurufen: „Wir meinen, die christliche Zeugenpflicht müsse dort noch ganz anders geübt werden, und namentlich die Pastoren haben recht ernsthaft zu erwägen, was der gute Hirt von dem Miethlinge sagt." — Die livländische Geistlichkeit ist gewiß weit davon ent-

*) Solche Heilungen ohne Hilfe des Doctors werden übrigens unseren Bauern nicht grade wunderbar vorkommen, da sie daran gewöhnt sind, ohne Arzt zu leben und gesund zu werden oder resp. zu sterben.

fernt, in pharisäischen Dünkel eine so ernst strafende Mahnung ohne Weiteres zurückzuweisen, vielmehr weiß sie den Spruch des Apostels: sie sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten, — auch auf dieses Verhältnis und auf ihr Verhalten in dieser Sache anzuwenden, aber sie nimt auch den Spruch: Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung Jedermann, — als ihr ein Recht ertheilend, sich zu vertheidigen, für sich in Anspruch. Freilich hat selbst eine solche Verantwortung, wie die hier versuchte, schon hire Schwierigkeiten, selbst Gefahren, daher es denn nicht zu verwundern ist, daß die Sache der lutherischen Kirche Livlands litterarisch so wenig oder doch so vorsichtig vertreten wird, wie in der von Ihnen angezogenen Schrift, die mir übrigens, so wie ihr Verfasser, unbekant ist. Größere Gefahr als bei litterarischem droht natürlich noch bei thatsächlichem Zeugnisse gegen die arripirten Vorrechte und brutalen Ausschreitungen der griechischen Kirche. Als Probe der mehr als drakonischen Strenge der einschläglichen Gesetze schreibe ich den Anfang des betreffenden Paragraphen der im Jahre 1833 diesen Provinzen octroyirten Kirchen-Ordnung aus: „Wenn ein Evangelisch-Lutherischer Prediger ein Glied der Griechisch-Russischen Kirche zu seiner Confession aufnimt, so wird er unverzüglich seines Amtes und der geistlichen Würde entsezt und dem weltlichen Gericht zur gesezlichen Bestrafung übergeben." — Und dieses weltliche Gericht kann nach dem Criminal-Codex für hier einschlagende Vergehen bis auf Verschickung nach Sibirien ja auf Ruthenstrafe erkennen! Dennoch hat eine nicht geringe Zahl von livländischen Pastoren es gewagt, sich der verirten und reuig wiederkehrenden Selen zu erbarmen, und sie mit Dransezung ihrer Existenz in die Gnadenmittel-Gemeinschaft der lutherischen Kirche wieder aufzunehmen. Sie sind deswegen denuncirt worden, man hat ihnen Gensdarmen und Commisionen auf Commissionen zur Untersuchung ins Haus geschickt, und endlich sind zwei von ihnen auch wirklich vom Consistorio zu jähriger und resp. halbjähriger Suspension verurteilt worden. Warum aber hat das evangelisch-lutherische Consistorium sie verurteilt? — wird gefragt. Nun, zu beklagen ist es ja allerdings,*) daß das Consistorium nicht von Anfang an klar und entschieden Position in dieser Angelegenheit genommen, sich nur als judiciäre Behörde nicht als Trägerin des kirchlichen Wächteramtes betrachtet, sich auf den Boden der Kirchen-Ordnung nicht auf das Wort Gottes gestellt hat, und darum in nicht zu vermeidender Consequenz, wie oben erwähnt, zwei Pastoren hat verurteilen müssen. Aber es ist auch nicht zu verkennen, daß die Stellung des Consistorii eine überaus schwierige war und ist: seine Glieder sind eben auf die Kirchen-Ordnung vereidigt, sind zur Hälfte aus Juristen bestehend, daran gewöhnt, sich nur als Behörde zu betrachten, und sich darum an den Buchstaben des einmal üblichen

*) Ja wol, gar sehr zu beklagen. Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe, das gilt doch auch für die Consistorialräthe.
Anm. der Red.

Gesetzes gebunden zu erachten, fürchteten wol auch, wenn sie, wie ein Votum aus dem Schooße der Behörde die Indemnität über die angeklagten Pastoren aussprächen, daß ein gewaltthätiger Eingriff von oben her die ganze rechtliche Existenz der lutherischen Kirche Livlands gefährden könne, und was der ängstlichen Erwägungen und Besorgnisse mehr waren. Es steht aber zu hoffen, daß, da ernste und gläubige Männer in der Behörde sitzen, dieselbe sich auch auf ihre höhere Bestallung und auf das höchste Gesez besinnen, und für das Recht der Kirche und ihrer Diener handelnd und, wenn es sein muß, leidend eintreten werde. — Warum aber, dürfte man weiter fragen, hat nicht die gesamte Geistlichkeit Livlands Mann für Mann wie jene handelnd und leidend vorgehenden Pastoren sich erklärt und gehandelt? Die ganze Geistlichkeit hätte man doch eben nicht absetzen können! Gewiß nicht! Aber die lutherische Geistlichkeit Livlands hat es nimmer auf eine Massen-Demonstration abgesehen, sondern hat von Anfang an erkant, daß hier nur Jeder nach seinem Gewissen und nach seinem Verständnisse am Worte Gottes handeln dürfe. Sie hat daher aufs Ernsteste, mit evangelischer Keuschheit und Gewissenhaftigkeit, die ganze Frage in allen ihren Forderungen und Consequenzen am Worte Gottes geprüft und in ihrem Gewissen erwogen. Daß das Ergebnis dieser Prüfung keine völlige Uebereinstimmung in der Ueberzeugung und keine durchgehende Einheit in der Praxis zu Wege brachte, kann nicht Wunder nehmen, wenn man erwägt, wie überaus schwirig die Entscheidung war. Denn einmal war es kein leichter Entschluß, zu dem zunächst ein Sprengel, in welchem durch des Herrn Führung die Sache zuerst zur Reife gediehen war, die Synode aufforderte: sie sollte, einzig und allein auf das Wort Gottes sich stützend, denn menschliche Stützen waren nirgend zu erhoffen, der großmächtigen griechischen Kirche, ja der absoluten Regierung selbst offen den Fedehandschuh hinwerfen, frank und frei erklärend: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! Ferner war die Situation, in welcher sich die lutherische Geistlichkeit Livlands befand, eine so absolut neue, ein unicum in der Kirchengeschichte, für welche sich keine Präcedenz, kaum eine Analogie in derselben findet, so mußte also eine Reihe überaus schwiriger Fragen durchaus selbständig entschieden werden. Es mußte erwogen werden das Verhältnis des Wortes zum Sakrament, ferner die Notwendigkeit oder relative Entbehrlichkeit des Abendmales für das Selenheil des Einzelnen, die Notwendigkeit oder relative Entbehrlichkeit der äußeren Kirchengemeinschaft, ferner kam in Frage das Verhältnis des Staates zur Kirche, des Kirchenregimentes zum Amte, es mußten gegen einander abgewogen werden die nächste Verpflichtung des Geistlichen der eigenen Gemeinde und die fernere den aus der fremden Confession kommenden hungernden und durstenden Selen gegenüber, es mußten die Kriterien zur Beurteilung der Lauterkeit ihrer Motive festgestellt werden u. s. w.

So dürfte es wol nicht Miethlings-Sinn sein, wenn ein Teil der Geistlichkeit sich noch nicht genötigt fühlte, sofort zum

Handeln zu schreiten, besonders da viele Pastoren sich nicht selbst praktisch dieser Frage gegenüber gestellt sahen, entweder weil sie in ihren Gemeinden überhaupt keine oder keine zur lutherischen Kirche zurückdrängenden Griechen hatten. Wenn nun auch die Ansichten der livländischen Geistlichen darüber auseinander gehen, ob man die betreffenden Glieder der griechischen Kirche völlig in die Gnadenmittel-Gemeinschaft der lutherischen Kirche aufnehmen könne und müsse, — die staatliche Anerkennung als Gliedern der rechtlich constituirten Landeskirche ihnen zu verschaffen, vermögen sie natürlich nicht, — oder ob man ihnen nur gleichsam das Gastrecht am lutherischen Altar gestatten dürfe, oder ob man es dem Volke selbst überlassen müsse, die Rechte, welche es durch eigne Schuld verloren, auch selbst sich wieder zu erobern, — darin sind aber Alle einig, daß die lutherische Kirche der reuig Wiederkehrenden sich erbarmen, sie mit dem Worte und der Absolution trösten und unter Umständen sie auch mit dem Sakramente versehen müsse, so wie endlich in dem Gebete des Psalmisten: „Du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen; denn es ist Zeit, daß du ihr gnädig seist, und die Stunde ist gekommen. Denn deine Knechte wollten gerne, daß sie gebauet würde, und sähen gerne, daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden; daß die Heiden den Namen des Herrn fürchten, und alle Könige auf Erden deine Ehre; daß der Herr Zion bauet und erscheint in seiner Ehre: Er wendet sich zum Gebet der Verlassenen und verschmähet ihr Gebet nicht!

Nachrichten.

Aufruf zum Bau einer Evangelischen Kirche in Smyrna.

1767 — 1867.

Geliebte Brüder!

Im Jahre 1767 feierte die deutsche Gemeinde in Smyrna das Weihnachtsfest, indem sie den Grundstein zu einer Kapelle legte. Obgleich sie nur 30 Selen zählte, so konte sie sich doch ein eigenes Gotteshaus bauen. Leider wurde dies Gebäude, das nur aus Holz erbaut war, in einer allgemeinen Feuersbrunst ein Raub der Flammen.

Seit 15 Jahren ist die Zahl von 30 auf 170 Selen gewachsen, die, im Gegensatze zu früherer Zeit, frei und offen feiern dürfen. Seit 10 Jahren genießen wir den Schuz und die Hilfe der Preußischen Krone. Seine Majestät der hochselige König und die Gustav-Adolf-Stiftung sandten uns einen Pfarrer. Von Kaiserswerth aus wurde eine Diakonissenlehranstalt gegründet, die jezt über 220 Schülerinnen der verschiedensten Nationen zählt. Im vorigen Jahr ist dieser Stiftung ein Waisenhaus hinzugefügt worden, das bereits 28 Kinder aufgenommen hat.

Seit zwei Jahren hat der jetzige Pfarrer eine Anstalt ins Leben gerufen, die für unsere Knaben sorgt. Durch Seine Majestät den König huldreichst unterstüzt, hat sie sich schnell gehoben, zählt bereits 72 Schüler, und hat 6 evangelischen Waisenknaben eine Zufluchtsstätte geboten. In einer dritten Lehranstalt unter der Leitung eines Missionslehrers aus Karlsruhe werden über 100 arme Juden und Armenier unterrichtet.

Die neu erstandene deutsche Gemeinde Smyrna's ist also sowol für die zerstreuten Evangelischen ein Sammelpunkt, als für die Orientalen eine Quelle der Wahrheit und des Lichts geworden. Aber noch fehlt viel, vor Allem eine Kirche. Der Betsaal, den uns die englischen Missionen gegen eine jährliche Miethe mitbenutzen sollen, liegt in einem lärmenden Durchgange, und ist nicht immer für unsere Gemeinde ausreichend, am wenigsten wenn Handels- oder Kriegsschiffe mit zahlreicher Mannschaft unsern Hafen besuchen.

Aber der Bau einer Kirche würde auch bei den bescheidensten Ansprüchen gegen 20,000 Thlr., der Platz allein in dieser volkreichen Stadt 10,000 Thlr. kosten. Bei der Armut der Gemeinde haben wir indeß erst 2180 Thlr. zusammenbekommen, und möchten doch gerne wie Weihnachten 1767 die erste deutsche Kirche in Smyrna gebaut wurde, so im Jahre 1867 den Grundstein zum Bau einer neuen Kirche legen.

Lieben Brüder! Helft uns den Segen, welchen unsere Vorfahren einst von den Völkern des Morgenlandes empfangen haben, zurückzugeben, helft uns in der Stadt Polykarp's eine Kirche bauen, in welcher das reine Evangelium gepredigt wird. Dienet in diesen lezten Tagen zur Verherlichung dessen, der einst in den ersten Zeiten der Kirche dem Engel der Gemeinde zu Smyrna vom Himmel zurief: Ich bin der Erste und der Lezte und der Lebendige.

Smyrna, den 7. März 1867.

Julius Arenfeld, Pfarrer der an die preußische Landeskirche angeschlossenen deutsch-evangelischen Gemeinde.

Graf Reichenbach, Königlich preußischer Consul ad int. zu Smyrna.

In Berlin ist die Redaction der Kreuzzeitung bereit, Gaben in Empfang zu nehmen.

Aktenstücke die Union betreffend.

Indem wir dem Königlichen Konsistorium unsere anliegende Denkschrift übersenden, welche in ausführlicher Weise die gegenwärtige Lage der Preußischen Landeskirche und die Gefahren erörtert, um deren Abwendung es sich handelt, veranlassen wir Dasselbe, diese Denkschrift zur Kentniß der Superintendenten und durch sie der Geistlichen zu bringen.

Wir dürfen der frohen Zuversicht leben, daß das Königliche Consistorium unsere, auf dem Grunde des evangelischen Bekentnisses sich ergebende Auffassung der gegenwärtigen Lage der Kirche von Herzen teilt und der daraus fließenden Pflichten vor dem Herrn eingedenk ist Dasselbe wolle sich überzeugt halten, daß der Evangelische Ober-Kirchen-

Rath unter fortwährender treuer Bewahrung des Rechtes der Confession, mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln sowol das Recht der Union, wo sie besteht, als die bestehende landeskirchliche Einheit gegen alle anarchischen Angriffe und Agitationen, von welcher Seite her sie kommen mögen, pflichtgemäß vertreten und schirmen wird.

Das Königliche Consistorium wolle daher mit der seiner Leitung übergebenen Geistlichkeit seine eifrigen Bemühungen mit den unsrigen in der angegebenen Richtung vereinigen und uns über etwa in Seinem Bezirke vorkommende Bewegungen oder Ereignisse der angedeuteten Art in steter Kunde erhalten.

Berlin, den 23. Februar 1867.

Evangelischer Ober-Kirchen-Rath.
gez. Mathis.

An das Königliche Consistorium
in Stettin.

Vorstehendes Rescript des Evangelischen Ober-Kirchen-Raths bringen wir Euer Hochwürden unter Zufertigung von ... Abdrücken desselben, sowie der Denkschrift der hohen Behörde vom 18. Februar cr., betreffend die gegenwärtige Lage der evangelischen Landeskirche, mit der Veranlassung zur Kentnis, von diesen Schriftstücken nicht blos selber Einsicht zu nehmen, sondern sie auch bei den Herren Geistlichen Ihres Aufsichtskreises zur aufmerksamen Beachtung und Erwägung circuliren zu lassen, demnächst aber nach Ihrer Bestimmung an einzelne Pfarrarchive zur Aufbewahrung zu überweisen.

Wie wir selber dem Evangelischen Ober-Kirchen-Rath unsere volle Uebereinstimmung mit der von ihm eingenommenen Stellung zu der berührten brennenden Kirchenfrage zu erkennen gegeben und Denselben unserer treuen und gewissenhaften Mitwirkung in der Durchführung seiner Bestrebungen versichert haben, so gewärtigen wir mit Zuversicht, daß auch die Herren Superintendenten der Ihnen anvertrauten kirchlichen Stellung entsprechend mit Hingebung die Bemühungen der Central- und Provinzial-Kirchenbehörden unterstützen und im Verein mit Ihren Herren Synodalgeistlichen pflichtgetreu allen Bestrebungen mit Festigkeit entgegentreten werden, welche geeignet sind oder bezwecken, die bestehende landeskirchliche Einheit in Frage zu stellen. Sofern derartige Bewegungen oder Ereignisse in Ihrem Aufsichtskreise hervortreten sollten, wollen die Herren Superintendenten uns sofort davon Kentnis geben.

Stettin, den 6. März 1867.

Königliches Consistorium der Provinz Pommern.
gez. Heindorf.

An die sämtlichen Herrn Superintendenten
der Provinz Pommern.

Die gegenwärtige Lage unserer Landeskirche drängt uns zur Wachsamkeit und zum Gebet, denn wir stehen vor einem sehr ernsten kirchlichen Kampfe. Es wird nach allen Seiten hin viel Mühe und Arbeit, viel Schmerzen geben. Gott helfe uns, daß wir die uns anvertrauten Güter treu bewahren, und alle Eigenheit, allen Eigenwillen in Seinen heiligen Willen versenken. Es ist aber gewiß weder Gottes noch des Königs Wille, daß die lutherische Kirche in unserer Landeskirche unterdrückt, vernichtet werde, wir dürfen vielmehr zuversichtlich hoffen, aus

der Unionsverwirrung nun endlich herauszukommen und einen Schritt vorwärts zu thun zur wahren Union.

Unsere evangelische Landeskirche bestand bekantlich schon längst vor dem Jahre 1817 aus Lutheranern und Reformirten. Durch die Unionsmaßregeln ist nun, wie schon Friedrich der Große ganz richtig voraussagte, eine dritte Partei hinzukommen in den Unirten. Diese neue dritte Partei, die Unirten haben zwar bis jezt kein Glaubensbekentnis, keine kirchliche Selbständigkeit gewonnen, leben von den Gütern der Lutheraner und Reformirten und haben nach allem Kirchenrecht gewiß die wenigste Berechtigung in der Landeskirche, aber sie sind da und wollen sogar Richter, Herren unseres Glaubens und Gewissens sein. Das geht nun zwar auf die Dauer nicht, aber sie sind doch jezt da, und so besteht die Preußische evangelische Landeskirche jezt aus dreierlei christlichen kirchlichen Persönlichkeiten aus Unirten, Reformirten und Lutheranern, umschlungen von dem Bande eines gemeinsamen Kirchenregimentes.

Das ist nun die Eigentümlichkeit oder Eigenheit unserer evangelischen Landeskirche, daß sie nur nach katholischen, aber nicht nach evangelischen Begriffen eine Kirche ist, indem ihre Einheit nur im Kirchenregimente besteht, und von allen Seiten wird immer klarer erkant, immer lauter bezeugt, daß es nicht so nicht bleiben kann. So entstand die vorliegende brennende Frage: Was soll nun werden?

Unter den mir bis jezt bekant gewordenen Vorschlägen sind wol nur zwei ernstlichlich gemeint, und zwar:

1. Beschränkung der Union auf das rechte Maß, Bildung einer dreieinigen Landeskirche.

2. Durchführung der Union, Bildung einer einigen Landeskirche.

ad 1. Wenn jeder von den drei Teilen der Landeskirche — schiedlich, friedlich — sein eigenes Kirchenregiment bekomt, wie es die Natur der Sache erheischt, so können sie doch in vielen Dingen verbunden sein und für diese Dinge einen gemeinsamen Ober-Kirchen-Rath erhalten, denn da es einen dreieinigen Gott gibt, und wir auf denselben getauft sind, so können wir auch — ohne Verletzung, ohne Vernichtung der Persönlichkeiten — eine dreieinige Landeskirche haben, nach dem Wort des Herrn. Wo zwei oder drei — Persönlichkeiten Gemeinden, Kirchen — beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. — So kommen die Confessionen zu ihrem Recht und die Union auch.

ad 2. Die Durchführung der Union die Bildung einer einigen Landeskirche, wie man sie jezt anzustreben scheint, würde, wenn sie überhaupt möglich wäre, nur durch Abbrechen des geschichtlichen Zusammenhanges, nur auf revolutionärem Wege, nur durch Verdrängung der Lutheraner aus der Landeskirche, nur durch eine sehr ernstliche Christenverfolgung erreichbar sein. Und was wäre dann gewonnen? Nach meiner Ueberzeugung nur eine neue Secte, nur ein neues Babel.

Ein kirchlicher deutscher Bund wäre jezt gewiß sehr wünschenswert, und Preußen würde auch in diesem Bunde membrum praecipuum sein, aber Träger der Hoffnung für die Kirche Deutschlands ist nicht die Preußische Landeskirche, sondern das ist seit Luthers Zeiten bisher immer die lutherische Kirche gewesen, und wird es auch bleiben, denn sie hat — schon in ihrem kleinen Katechismus — die Gnadenmittel lauter und rein, und Gnade ist es, was das deutsche Volk, was alle Völker bedürfen. Da aber Niemand zweien

Herren dienen kann, so kann sich auch Niemand auf die Dauer gleichgiltig verhalten gegen die Gnadenmittel der Kirche.

Barzwitz, den 23. März 1867.

gez. Meinhof, p. l.

An die geehrten Herren Amtsbrüder
der Rügenwalder Synode.

Aus dem Henneberg'schen.

Wer kent nicht das Henneberger Land mit seinen gen Himmel weisenden Bergen und seinen stillen, einsamen Wäldern, das Henneberger Land mit seinen arbeitsamen, genügsamen Männern, mit seinen schlichten, frommen Frauen, das Henneberger Land mit einfachen, freundlichen Kirchen. Ja, in Henneberg ist gut wohnen! Zwar reich an irdischen Gütern ist unser Henneberg nicht, aber was thut's, wir suchen unser Glück nicht in ihnen, wir haben ein besseres funden. Henneberg zehrt noch heute an dem alten Segen. Wenn du, lieber Leser, einmal Reinhardsbrunn und den Inselsberg besuchst, so scheue doch die Mühe nicht und kehre ein in unserm Henneberger Lande, wo es den Bewohnern nicht Sontag ist, wenn sie nicht zur Kirche gehen können, wo der schönste Kirchenschmuck, zahlreiche aufmerksame Beter, noch allsontäglich Vor- und Nachmittags zu finden, wo Epiphanias- und Reformationsfest noch in den verdienten Ehren begangen werden, wo man die Marien- und Apostel-Tage noch feiert, wo alle Leichen noch mit feierlichen Gottesdiensten bestattet werden, wo man die jungen Kindlein noch frühzeitig in die Kirche an den Taufstein trägt, wo schon in aller Morgenfrühe die Glocken zu den Wochen-Betstunden rufen, wo das Gotteshaus noch „unser Gotteshaus" und der Pastor noch „unser Herr Pastor" heißt, wo die erwachsene Jugend noch willig und freudig zur Katechisation an den Altar tritt, wo selbst die Alten öffentlich Antwort zu geben sich noch nicht schämen. Es ruht noch etwas von dem alten Segen auf Henneberg, wo der Tag noch begonnen und beschlossen wird mit Morgen- und Abendsegen, wo man vor Tisch noch sein „Komm, Herr Jesu" spricht, wo beim Abendläuten der Hausvater die Seinen um sich sammelt und mit ihnen das heilige „Vater-Unser" und das „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ" betet, wo draußen auf Straße und Feld alle Braven ihr Haupt entblößen und still mit und für einander zu ihrem Gotte flehen, wo der Arme erst um ein Almosen bettelt, nachdem er ein Gebetlein gesprochen, wo Taufen und Hochzeiten nicht gefeiert werden, ohne mit der Gästen zu beten und zu singen: „Nun danket Alle Gott", wo man in den Spinnstuben da und dort noch geistliche Gespräche, geistliche Lieder hört, wo der erste Gang der genesenen Wöchnerin in die Kirche zur Aussegnung ist, wo die Bauern und Weber und Holzhauer noch keine Zeitungen lesen, wo der Sohn den Vater, die Tochter die Mutter noch mit „Ihr" anredet, wo die Eltern noch auf ihre Kinder hinweisen: „Siehe, das sind meine Juwelen", wo die Mütter in Befolgung des Wortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" und selbst verlangend und sich sehnend nach den Vorhöfen des Herrn schon die Säuglinge mit in die Gottesdienste tragen.

Freilich der arge böse Feind reißt auch hier ein und neben dem mancherlei Guten ließe sich vieles minder Wollautende unsern Hennebergern nachsagen. Auch daß das, was hier zum Lobe Gottes so eben gerühmt ist, noch überall in der Grafschaft in gleichem Maße sich erhalten, wagt Ref. nicht zu behaupten. Es ist aber noch Gutes vorhanden, an dem man sich freuen, für das man Gott danken, das man zu erhalten und zu vertiefen suchen muß. Und Eines vor Allem darf dabei nicht übergangen werden, das ist der Gesang der Henneberger. Wer sie hat singen hören: „Eins ist not, ach Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch", wer es erfahren hat, wie schnell sie Lieder singen lernen, wie das: „Gott der Vater wohn' uns bei", oder das alte: „Herr Gott, dich loben wir", wie sie singen, nicht schreien, wie nicht da und dort nur eine Stimme sich hören läßt, sondern Alle mit Herzen, Mund und Händen danken, der muß sie liebgewinnen.

Wie entsezlich traurig aber ist es, daß es auch im Hennebergschen noch Gesangbücher gibt, die auch dem größten Freunde des Gesanges das Mitsingen verleiden, ja unmöglich machen müssen. Man höre nur eine Probe, wie man heutzutage in einem Teile der einst so gesegneten Grafschaft Henneberg, wo man Gottes Fußstapfen noch immer deutlich genug eingedrückt findet, singt und singen muß. Dem Ref. hat es in der Sele wehe gethan, als er z. B. folgendes Abendmalslied bei der Feier des heil. Sakramentes hörte:

1. „Naht mit Andacht im Gemüt,
Brüder, christlich dem Altare,
Wer von Jugendfeuer glüht,
Und der Greis in Silberhaare,
Hoch und niedrig, arm und reich,
Naht, hier seid ihr Alle gleich.

2. Stärkt euch für die höh're Welt!
Fließt der Liebe Thränen, fließet!
Wer vom Brote jezt erhält,
Wer vom Weine jezt genießet,
Fühl Entzücken inniglich,
Stärke für den Himmel sich.

3. Stärkt euch, bleibet rein und gut,
Denket alle: wir sind Brüder;
Denket: Jesu Christi Blut
Floß uns am Kreuze nieder;
Menschenwürde, Menschensinn
Uns zu lehren, floß es hin.

4. Der uns lehrte, Kraft und Gut
Für der Brüder Wol zu geben,
Gab für Wahrheit hin sein Blut,
Gab für Tugend hin sein Leben,
Hat, was er empfahl, geübt,
O, wie hat er uns geliebt!

5. Denket seiner, Thränen fließt!
Freudenthränen weinet, Brüder!
Wer vom Brote jezt genießt,
Wer vom Weine trinket, Brüder,
Denket an den Menschenfreund,
Denkt an Jesum, dankt und weint!

6. Alle gehn wir Eine Bahn,
Alle gehn wir zu dem Ziele
Edler Menschlichkeit hinan!
Voll der seligsten Gefühle
Bete jeder inniglich,
Stärke für den Himmel sich!

7. Wer den Kelch des Nachtmals trinkt,
Wer vom Brote jezt genießet,
Wer in Andacht fromm versinkt,
Wem der Reue Thräne fließet,
Ist mein Bruder, ist mein Freund,
Und ich habe keinen Feind.

8. Fließt der Liebe Thränen, fließt!
Vorgefühl der Himmelsfreuden

Fühle, wer das Mal genießt,
Kraft zum Guten, Trost im Leiden;
Fühlt euch All' als Menschen gleich,
Fühlt als Himmelsbürger euch.

9. Jesus Christus hat sein Blut
Für der Menschen Wol gegeben;
Laßt uns Kräfte, Geist und Gut
Menschen widmen, für sie leben,
Laßt uns zu des Himmels Höh'n
Auf der Bahn der Liebe gehn."

Oder man denke sich eine Jugend, die etwa das alte Lutherlied: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort", nach folgendem Texte lernen oder singen müßte:

1. „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!
Den finstern Irtum treibe fort!
Bewahr uns vor Gewissenszwang!
So preist dich unser Lobgesang.

2. Die Völker sei'n dir unterthan!
Es weiche falscher Lehre Wahn
Vor deiner Wahrheit klarem Licht!
Gewalt hilft dem Gewissen nicht.

3. Die Herschsucht, die den fremden Knecht,
Er glaube falsch, er glaube recht,
Gewaltsam ziehet vor's Gericht,
Verlezt Gerechtigkeit und Pflicht.

4. Wer für die Wahrheit kämpfet, sei
Der Menschenliebe Pflicht getreu.
Durch Gründe sieg er und Beweis,
Und durch des frommen Beispiels Fleiß.

5. Wir gehn in Dämmrung, irren leicht,
Dies mach' uns zum Verzeih'n geneigt;
Laß Fried und Duldung allgemein
Herr, unter deinen Christen sein.

6. Wer friedsam ist, nicht Laster lehrt,
Deß Freiheit bleibe ungestört!
Wer redlich prüft, den führe du,
O Gott, dem Licht der Wahrheit zu.

7. Zerbrich des Zwanges hartes Joch!
Die freie Wahrheit sieget doch.
Sie mache uns von Irtum frei,
Von Laster und von Heuchelei.

Es bleibt hier Nichts hinzuzufügen, als ein: Gott helfe!

(B.) (F. G.)

Hessen-Darmstadt. Union oder Confession?

Es gibt Wahrheiten, die so einfach, natürlich und selbstverständlich sind, daß man kaum wagt, ein Wort darüber zu verlieren; man fürchtet für einfältig in üblem Sinn, für höchst beschränkt zu gelten, wenn man eine so einfache Wahrheit nur ausspricht. — Zu diesen Wahrheiten gehört uns die, daß jeder Confession ihr gesondertes Regiment und Kirchenwesen zukomt nach göttlichem und menschlichem Rechte wie nach der einfachsten Logik und Billigkeit. Wir erklären uns für vollkommen unfähig zu begreifen, wie irgend Jemand mit einem Schein von Recht und Wahrheit das bestreiten kann. Gewiß geht es vielen andern Leuten auch so, aber eben darum schweigen viele still; man schämt sich ordentlich, eine so offenbare, auf der Hand liegende, wir möchten sagen, platte Wahrheit erst noch besonders hervorzuheben. — Und dennoch wird factisch gegen diese so einfache Wahrheit fort und fort gehandelt. So in vielen Landeskirchen, in denen man unbedenklich lutherische, reformirte und unirte Gemeinden unter Ein Kirchenregiment zusamenfaßt und nach Einer Norm, und zwar oft nach einer sehr unkirchlichen regiert. Man scheint in gewissen Kreisen Berlins nicht wenig Lust zu haben, nach diesem System auch in den neu erworbenen Landesteilen zu verfahren. Damit würde der Jammer des Unionskampfes auch in die neuen Territorien getragen, die bis dahin zum größten Teil davon verschont geblieben sind. Es zweifelt Niemand daran, daß es mit der Union ursprünglich gut gemeint war und jedes evangelische Herz wünscht und erfleht eine wahre Union der ganzen heiligen Kirche und bekent im Glauben die Einheit der Kirche, — aber ebenso steht es unzweifelhaft fest, daß der Erfolg nicht der guten Absicht entsprochen hat, und wie die Sachen lagen, auch nicht entsprechen konte. Ja, die Unionsbestrebungen haben das gerade Gegenteil von dem bewirkt, was man erreichen wollte. Statt Einigung ist Zwiespalt entstanden, — statt aus zwei Kirchengemeinschaften eine zu bilden, hat man drei hervorgerufen. Wer nicht ganz blind ist, muß das erkennen, und nach solchen Erfahrungen sollte man doch von einem Wege ablassen, der sich als ein Irweg so deutlich erwiesen hat. Nirgends ist dadurch rechter Friede hergestellt worden, vielmehr ist überall nur Kampf und Streit entstanden; nirgends hat die Union wahre Einigkeit erzeugt, sondern nur Zwietracht. Wie manche edle Kraft hat sich in den unseligen Unionskämpfen aufgerieben, oder ist zum Fanatismus gedrängt worden. Wie viel Lebenssäfte sind dadurch der Kirche entzogen worden. Gaben, welche der Kirche Gottes zur Zier und Förderung hätten dienen können und sollen, sind in diesen Kämpfen zu Grunde gegangen oder haben sogar Schaden angerichtet und die Kirche zerrissen und zerrüttet. Herzen, deren warmer Pulsschlag ein Segen für weite Kreise hätte sein können, sind in der Enge des sectirerischen Wesens vertrocknet. Manches Licht, dessen Strahlen die ganze Kirche hätten durchleuchten können, ist unter den Scheffel gestellt worden.

Nur eins wüßten wir an der Union zu rühmen und das ist kein Ruhm: sie hat das bureaukratische Regieren erleichtert. Es ist allerdings bequem für den „Staat" nur Eine Kirche unter seinem Regiment zu haben und nur Eine Behörde, nur Ein Gesangbuch und Einen Katechismus; es ist leichter, die Pfarrer, Kandidaten und Lehrer nach Belieben hin und her zu setzen, als bei jeder Stelle zunächst auf die Confession zu schauen. — Daß im Bereiche der Union oftmals christliches Leben sich entfaltet hat, ist nicht sowol Verdienst der Union als solcher, sondern die Frucht einer ganz andern Aussaat. Nicht weil, sondern obgleich man die Union eingeführt hat, ist das christliche Leben neu erwacht.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 10. April. № 29.

Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche.

(Fortsetzung.)

An dieses Maß müssen wir auch den vorliegenden Reformplan des deutschen Theologen anlegen, und können hiernach nur urteilen, daß er weit über jenes sicher Erkennbare hinausgeht. Nur das war als ein Ergebnis der Erschütterungen des vorigen Sommers mit Evidenz erwiesen, daß ein Weiterschritt auf dem Verfassungsgebiet unerläßlich sei. Für seine positiven Rathschläge dagegen zieht der Verf. noch ganz andere Vordersätze und Anschauungen über unsere kirchliche und politische Lage — auch Zukunft — herbei. Diese vermögen wir als objective, zu so folgenschweren Entscheidungen gutes Gewissen und Freudigkeit gebende, nicht zu erkennen, so beredt auch der begeisterte Rathgeber für sie eintritt und nicht vorsichtige Leser leicht für seine Schlußfolge mitbegeistern könte. Mit jenen anderweiten Voraussetzungen aber, erwiesen sie sich als lediglich subjective Ansichten, bez. Vermutungen, würde auch das ganze imposante Verfassungsbild in seinen wesentlichen Zügen hinfallen.

Wir müssen diese unannehmbaren Anschauungen, welche nicht blos die Rathsamkeit, sondern die Notwendigkeit des principiellen Umbaues begründen sollen, näher bezeichnen, beschränken uns jedoch auf kurze Hervorhebung der zwei entscheidenden Punkte. Sie betreffen die neue Wohnung und die Bewohner.

Der erste berührt sich mit einer tiefgewurzelten Begriffsverwirrung in Bezug auf evang. Kirchengewalt. Es ist kein feiner Ruhm für die neuere Theologie, daß sie noch immer kirchenrechtliche Theorien anerkent, ja geflissentlich nährt, die das Wesen der Kirche als einer Pflanzung offenbarter Wahrheit aufheben, und der Zeit der beginnenden, endlich vollbrachten tiefsten Erniedrigung der Kirche angehören; namentlich, daß noch immer die landesherliche Kirchengewalt im Sinne des von der gesunden Theorie mit Recht als absurd bezeichneten Territorialsystems eines Thomasius und Nachfolger verstanden, ja völlig mit dieser zusammengeworfen werden kann. Das sind zwei himmelweit verschiedene Dinge, der reformatorische Territorialismus und jenes System. Dies hat den widersinnigen Grundsaz aufgestellt, — und endlich zur Praxis geführt, — daß die Kirchengewalt nur ein Zweig der Staatsgewalt sei und hat so den schweren Irtum eines unbedingten landesherlichen Kirchenregimentes, d. h. der Cäsareopapie gedient, während urkundlich in Deutschland nirgens ein solches Regiment entstand ohne die Bedingtheit durch das kirchliche Bekentnis. Wie oft auch zu großer Verwirrung der Religion diese Ordnung durchbrochen und dieser Bruch zum Brauch geworden ist, so hat doch daraus kein neues Recht erwachsen können.

Wir sehen in dem Gange der Ereignisse, welcher die protestantische Kirchengewalt im Landesherrn als vornehmstem Kirchenglied und Volkshaupt ihr Subject finden ließ, nicht blos, wie herkömlich geworden ist, eine bittre Notsache oder gar einen unglücklichen Zufall, sondern eine positive göttliche Fügung, bedacht auf echt deutsche Anlage und Aufgabe für Staat und Kirche, und dargeboten zu großem Segen. Wir möchten es nicht auf uns nehmen, die tiefen Segnungen, die sie zu Zeiten gebracht hat, mit ihren Schädigungen zu anderen Zeiten abzuwägen, zu Ungunsten jener, auch keinesweges mit Bestimtheit behaupten, daß wider die Stürme und Geister des Abfalls im vorigen Jahrhundert die evang. Kirche mit einer sogenanten eignen Kirchengewalt in bischöflicher oder presbyterialer Form eine bessere Selbständigkeit behauptet haben würde, als unter der landesfürstlichen. Ihre Freiheit und Selbständigkeit, wol verstanden, war durch das landesherliche Regiment nicht geopfert, oder auch nur principiell bedroht. Sie ist dort, wo die Kirche ihrem Wesen gemäß regiert wird. Der Fürst hat ja diese Gewalt als getauftes Glied der Kirche, der Consistorial-Präsident, der rechtsgelehrte Rath desgleichen. Sie haben sie als Laienpriester, und wenn die Kirche deren Regierungsgabe in ihren Dienst zieht, so ist es die Kirche, die in ihnen regiert, nicht der Staat. Wird also von ihnen nach dem Rechte der Kirche, der Bewahrung der doctrina publica, d. i. des Evangeliums gemäß dem recipirten Bekentnisse, regiert, so ist die Kirche in ihrer Würde frei und selbständig, sie leitet ihre Angelegenheiten selbst, was die Vermehrung der Kirchenämter aus dem frommen Laienstande nicht ausschließt, aber auch nicht hierdurch bedingt ist. — Daß diese Freiheit auch unter Bischöfen ihr entfallen könne, zeigt die Geschichte. Sie hat in der Reformation, um ihre Freiheit in Christo wiederzugewinnen, von den alten Bischöfen scheiden müssen, und ihre Regierung gemäß der gereinigten Lehre den Landesfürsten anvertraut. Daß sie einer gleich tiefen Knechtung durch Presbyterien und Synoden erliegen könne, liegt gegenwärtig nur zu grell vor Augen.

Das ist die Verwirrung der Begriffe, der ein Ende zu machen an der Zeit wäre, — die auch für §. 15 der Verfassung ausgebeutet wird, — daß die Selbständigkeit und Freiheit der Kirche principiell in einer Form der Regierung liege, ob das an entscheidender Stelle Successions-Bischöfe, oder gewählte Bischöfe, oder gewählte Vertretung, oder landesherlich ernante Verwaltung seien. Darin liegt sie nicht, sondern sie liegt in der Treue der verantwortlichen Leitung gegen die rechtsbeständige Lehre der Kirche. Ihr Schuz und ihre Pflege war der ausgesprochene, fast in allen Kirchen-Ordnungen wiederholte Zweck der fürstlichen Kirchengewalt. Nicht also als einen Zweig der Staatsgewalt empfingen sie oder nahmen sie sich die evangelischen Fürsten, sondern als Kirchengewalt, als ein geheiligtes, von der Landeshoheit unterschiedenes Annexum zu ihr, zur Uebung nicht durch staatliche, sondern durch kirchliche Behörden. Es ist längst von gründlichen Kirchenrechtslehrern der richtige Unterschied wieder hervorgehoben, daß nicht im Staate, als irdischer Rechtsinstitution, sondern in der Person des Fürsten, als einem Gliede der Kirche, ihre Gewalt beruhet; daß sie daher keinen weiteren Umfang habe, als den, der mit dem Wesen der bestimten unter diese Fürsorge getretenen Kirche stimte, also innerhalb der ursprünglichen Ausübung und Anerkennung des reformatorischen Lehrstandes lag. Aber hieraus ergibt sich auch, daß in einem neu gewonnenen Gebiete mit der Landeshoheit zugleich die Kirchengewalt, wenn sie dort eine fürstliche war, auf den neuen Landesherrn übergeht, nur mit ihrer Bedingtheit durch den dortigen Bekentnisstand. — Dieser Unterschied des politischen Rechtes vom kirchlichen ist in unsern Tagen wieder in sein volles Licht gestellt nicht nur durch Theoretiker, wie Stahl, selbst Eichhorn, sondern, was mehr gilt, durch unsere Könige und, worauf wir oben hinwiesen, durch unser Kirchenregiment selbst. Wie sollten wir also jezt die Aufhebung der landesherlichen Kirchengewalt fordern oder nur wünschen können, wo sie selbst den Wiederbau des abgebrochenen Rechtes in die Hand genommen hat?

Hiernach verliert die ganze Begründung des Verf. ihre Bedeutung, wenn er im Blick auf den jetzigen Hinzutritt kleinerer Landeskirchen von einem „seiner tragenden Basis beraubten Partikularismus" redet, woraus die Unerläßlichkeit der geforderten Reformen folgen solle. Es haben ja diese Kirchen eben dieselbe tragende Basis an dem neuen landesherlichen Kirchenregiment gefunden, wodurch sie, einer größeren Gemeinschaft lebendig angehörend, nur des Bedenklichen, was der Partikularismus haben kann, entledigt werden, aber ihrer kirchlichen Eigentümlichkeit nach ihrem Bekentnisstande versichert bleiben in Folge der rechtlichen Schranken des landesherlichen Regimentes. Auch die Zugehörigkeit der neuen Teile zum Preußischen Oberkirchenrath wäre unzweifelhaft, wenn er für die auch in Preußen zu Recht bestehenden Bekentnisse schon organisirt wäre.

So leuchtet es ein, daß die Bekentnisfrage, welche dem Verf. mit Recht die große Vorfrage vor allen Verfassungsfragen ist, die Notwendigkeit der Aufhebung landesherlichen Kirchenregimentes keineswegs in sich enthält, sondern nur die ihrer Richtigstellung nach ihren ursprünglichen Grenzen. Diese ist in der That durch die Ereignisse herbeigeführt, zu einer neuen und zur schönsten Bewährung des preußischen scharfen Wissens und Wollens in dem wichtigsten Rechtsgebiete.

Aber der Verf. geht noch weiter. Er verneint auf das Bestimteste die fernere Möglichkeit des landesherlichen Kirchenregimentes, weil der moderne Staat die constitutionelle Form angenommen hat. Der Fürst könne in vielen Fällen das Kirchenregiment in gesezlicher Machtvollkommenheit nicht mehr führen, z. B., wenn die Kammer Mittel verweigerte, die er zu kirchlichen Zwecken für unumgänglich geboten halte. Man müßte daher in der That den bisherigen s. g. Summepiskopat zwischen Fürst und Kammer auch rechtlich teilen, zur Aufrechterhaltung des bisherigen Hörigkeitsverhältnisses der Kirche zum Staate.

Wir bedauern, den werten Verf. in diesem Beweisgange, noch mehr aber ihn in der Voraussetzung eines zur Herschaft gelangenden Constitutionalismus zu sehen, der, wie er keine geschichtliche Gestalt und kein göttlich geheiligtes Recht mehr versteht, so am wenigsten das einer selbständigen Kirche, die in dem Inhaber der souveränen Majestät nach einem noch unerschütterten Rechtsverhältnisse die Fülle ihrer Regierungsmacht sieht, einer Macht, die nur durch den Inhaber selbst geändert werden könte, und durch nichts beschränkt ist, als durch das Wesen der Kirche selbst. Der Verf. leugnet nun zwar die Berechtigung der Volksrepräsentation zu irgend einer Regierungsgewalt in der Kirche, nent es aber „bedenklich, sich an die Hofnung zu klammern, daß der Militärstaat die volle Consequenz der constitutionellen Theorie doch wol noch eine Weile aufhalten werde", ja erinnert daran, „daß gerade die Freunde der Kirche auch eine sittliche Verpflichtung haben, den einmal zu Recht bestehenden staatlichen Zustand auch als solchen zu respectiren."

Wir verstehen dies nicht. Zu Recht besteht bei uns ein selbständiger, wirklich souveräner König, dessen nächster Vorfahr auf dem Throne seinem Volke aus freiem Entschluß die Mitbeteiligung an der Gesezgebung gewährt hat, ein König, ohne dessen Willen kein neues Gesez giltig, kein vorhandenes ungiltig wird. Wir hoffen es, — und wie dürften wir es anders? — daß, so lange ein Hohenzoller den Thron Preußens inne hat, es von dem schmählichen System aufgedrungener Majoritätsminister und eines Schattenkönigs, der willenloses Werkzeug des souveränen Volkes ist, nicht verwüstet werde.

So lange wir aber einen wirklichen König haben, — der eben aus Liebe zu seinem Volke mit scharfem Wissen das selbständige Königtum bewahrt, ohne den wir wenigstens Preußen nicht zu denken vermögen, — so lange werden wir nicht Cultus-Minister empfangen „aus schwankenden politischen Parteien", und keiner Kammer wird der König einen Eingriff in sein schönstes Amt, den Patronat über die evangelische Landeskirche gestatten. Wir bemerken dies unter dem Eindruck des Königlichen Schreibens, das wir so eben gelesen, das den Bau eines evangelischen Doms in der Hauptstadt verheißt. — Also verstehen wir es,

Angesichts des ungebeugten Thrones in Preußen, nicht, wie die Aufhebung der landesherrlichen Kirchenregierung zur Notwendigkeit geworden sein solle, „wegen der unvermeidlichen vollen Consequenz der constitutionellen Theorie", des „zu respectirenden, zu Recht bestehenden staatlichen Zustandes." Ist diese Consequenz der parlamentarische Volksstaat? — Der Verf. muß uns im vollen Laufe zu ihm erblicken. „Die entscheidende Initiative", — sagt er, — „in allen kirchenregimentlichen Fragen würde also dem aus den parlamentarischen Kreisen bestellten, oft wechselnden Cultus-Minister zufallen. Die obersten Principien der Kirchenleitung ständen demnach beständig in Frage, und ein Jagen nach Herschaft würde unter den kirchlichen Parteien alle gesunde Entwicklung trüben. Jede Partei, die eben durch eine politische Schwankung ans Ruder getreten, würde eilen, alle kirchlich einflußreichen Stellen mit ihren Anhängern zu besetzen." — Wir haben mit dem Verf. nicht zu rechten, wenn er solch eine Wüste nahe sieht. Wem kämen nicht bei gewissen Erscheinungen im Volksleben, beim Blick auf die geistigen Sümpfe, aus denen es noch täglich vergiftet wird, solche Anwandlungen? Aber es würde einem evangelischen Kirchenregiment nicht anstehen, aus solcher Voraussetzung, welche die andere eines rettungslosen religiösen und kirchlichen Sinkens im Volke, ja einer Revolution, klar in sich enthält, die Maßregeln zu entnehmen für seine Verfassungsschritte, und für so abschneidende, unwiderrufliche, wie die geforderten.

Auch in dem angeführten Hinweis auf die mögliche Streichung nötiger kirchlicher Mittel Seitens der Kammer können wir kein Motiv sehen. Würde eine Kammer Derartiges verweigern, so bewiese das nur, daß das Volk seine Ehrenpflicht noch nicht gelöst hat gegen seine Könige, ihnen eine Vertretung zu senden, die gerechte und wolerwogene Gesetzesvorlagen in Sachen des höchsten Volksgutes nicht verwerfe. Am tiefsten aber muß es befremden, wenn der Verf. an einer anderen Stelle, — wo er die geringe Dotation der evangelischen Kirche, namentlich im Verhältnis zu der der katholischen, gründlich und treffend ans Licht stellt, — die Kammern geneigt zu finden hofft zu Bewilligungen, bei gleichzeitigem Handanlegen an eine „gesunde und freiheitliche Verfassung der evang. Kirche." Es könte das ein sehr teurer Kauf werden, und hat uns bei den ungünstigen Erwartungen des Verf. für unsere Kammerzukunft einigermaßen unheimlich berührt. Eine Kammer, in welcher geziemende Würdigung kirchlicher Interessen und Verständnis kirchlicher Freiheit im Unterschiede von politischer vorwaltet, wird gerechte Forderungen nicht versagen. Anders Falles möchten wir sie nicht zum Gerichtshof dafür einsetzen, ob eine Verfassung ihr freiheitlich genug erscheine, um für diesen Preis die evang. Kirche zu unterstützen. Wir stehen eben hier vor einem Gebiete tiefer Gottesgerichte. Die sollen durchgetragen und durchgekämpft werden, nicht umgangen durch menschliche Compromisse. Hat das wählende Volk noch so wenig Ehrgewissen und Sinn für das erste Attribut seiner Vertreter, daß sie notorisch seine Heiligtümer achten, und brächte das eine Vereitelung genügender Fürsorge für sein kirchliches Leben, so schlägt es sich selbst an seiner empfindlichsten Stelle. Es liegt also in diesem Blicke nicht eine Motivirung zu freiheitlicherer Verfassung der Kirche, sondern eine ernste Bußmahnung an alle Stände, und ein starker Antrieb für die, die wissen, was ihnen Christus gibt, seiner darbenden Kirche mit den ihnen möglichen Opfern zu Hilfe zu kommen.

So wird denn die „Unausweichbarkeit" und nicht weniger die Räthlichkeit der geforderten Reform sofort hinfällig, sowol wenn wir richtig unterscheiden zwischen dem wahren evangelischen Territorialismus und dem falschen, der im Principe längst aufgegeben ist, als auch unterscheiden zwischen dem wahren Constitutionalismus, — den wir gern mit Stahl „die tiefsinnigste und christlichste Staatsform" nennen, — von dem falschen, dessen Scheitern an dem preußischen Throne wir zu hoffen haben, oder er würde Thron und Krone samt allen Ehren und Gütern des christlichen Staates begraben. Käme solch ein Gericht Gottes, dann würde er der ausgewiesenen Kirche auch ihr Pella und ihre neue Wohnung zeigen für die bisherige. Diese eine staatliche Mietswohnung zu nennen, ist keine entsprechende Wendung. Sie ist ihre eigene Wohnung, von ihr selbst erbauet unter sichtlicher höherer Führung, da die rechte seligmachende Wahrheit in der alten Behausung der Hierarchie ferner nicht gesichert erschien, und da geschieden sein mußte. Und es ist bei dem dann nötig gewordenen Bau ein tiefer Zug der deutschen Art mit verwendet worden, nämlich die Kirche nicht über dem Staate als seine Herscherin, und auch nicht neben dem Staate zu sehen, sondern im Staate, im innigsten Verbande mit der staatlichen Gliederung, vornehmlich im irdischen Volkshaupt auch den Schirmherrn des Volksglaubens zu ehren. So ist diese Wohnung der evang. Kirche lieb geworden, und nicht wenig durch die Leiden, die sie ihr gebracht hat. Sie ist daran gewiesen, auch noch Gutes in ihr zu erhoffen. Jedenfalls freuen sich ihre lebendigen Glieder des evangelischen Königs als des oberbischöflichen Pflegers und Freundes der Kirche, auch wo sie an ihrem besonderen Bekentnis halten.

Es rückt dies Band ihren Herzen den König näher, sie denken ihn nicht anders, als mitbetend und mitbauend in der Kirche. — „Hier ist Sr. Majestät der König der leidende Teil", pflegte ein alter Kirchvater zu sagen bei der Abnahme der Rechnung, wo es sich um eine Patronatspflicht handelte. Leidend und mitbetroffen sehen sie ihn aber auch bei jedem Schaden, der dem Glauben und der Gottesfurcht im Lande geschieht. Solch ein mitleidender König, im höchsten evangelischen Kirchenamt stehend, ist ein Gut, tief eingewurzelt im Bewußtsein des Volkes, das wir nicht fortwünschen noch lassen sollen, ehe nicht Gott selbst das unzweifelhafte Zeichen gibt.

Endlich noch ein Wort über den zweiten Punkt, die Bewohner, die in das neue Haus einziehen sollen. Es wird so eingerichtet sein müssen, daß sie ihre Güter auch darin geborgen sehen. Der Verf. zeigt einen so unbefangenen Blick in die Berechtigung der Stammeseigentümlichkeit und des geschichtlich un-

verschiedenen Bekentnislebens, wie wir ihn kaum schon bei Jemand seines kirchlichen Standpunktes gefunden haben. Dennoch hat er eine wichtige Thatsache der neueren Kirchengeschichte nicht genügend gewogen. Das ist diese, daß es wieder eine lebendige lutherische Kirche in Deutschland gibt, auch der Hauptsache, dem vollbewußten Geistesleben nach, in Preußen. Wer könte auch eine neue religiöse und kirchliche Lebensfülle für uns hoffen, ohne auch diesen Zweig, eine lutherische Kirche, dabei grünend zu denken? Sie wird da sein, mit anderen Kirchen auch, wenn das deutsche Volk seinen Gott festhalten und ihn eifriger wieder suchen wird. Sie war ja unter den Zweigen, in denen sich die Kirche der römischen oder lateinischen Christenheit erneuerte, derjenige, in welchem erst die deutsche Art der Frömmigkeit ihre bewußte Ausprägung empfing, und ist nicht unpassend nach Luther genant, weil in ihm einmal jene Art zur lange vorbereiteten vollen Blüte kam. Man sagt auch wol, die treue Uebersetzung der bisherigen römischen Kirche in das specifisch deutsche Element mit wortgemäßer Reinheit sei da erst geschehen. Dieser Zweig ist nach langem Schlafe wieder erwacht, und es ist nicht mehr zu leugnen, daß die deutsche Theologie mit ihrer jetzigen Phase, d. h. ihren lebensvollsten Erscheinungen, mehr und mehr mit jener Art sich wieder durchdringt, nach dem gesunden Zuge der Zeit, überall den geschichtlichen Zusammenhang wiederzugewinnen und das Zerstreute um seinen individuellen Mittelpunkt zu sammeln. Denn nur kräftige Bildung des Eigentümlichen kann das Ganze bereichern. Auch die Unionstheologie war eine Phase, und eine gesegnete; aber sie war ein Uebergang und ist jezt im Verblühen. Ihrer reichen Glaubens- und Erkentnisarbeit hat die lutherische Theologie Vieles zu danken, ohne doch bei ihr stehen bleiben zu können. Vornehmlich hat sie das Verdienst, daß sie in ihrem Ringen nach dem Einklange der beiden Bekentnisse die durchgehende Verschiedenheit der schweizerischen und der deutschen Reformation völlig ans Licht gestellt hat, daß man daher in keinem Stück des kirchlichen Lebens zugleich reformirt und lutherisch denken könne, von dem Centrum, der Person Christi, und der Kirche, seinem Leibe, an, durch Alles hindurch bis zu dem Verhältnis der Kirche zum Staate, des Christentums zum Volkstum. — So findet es sich auch im wirklichen Leben. Es ist inzwischen eine neue Bekennerschaft entstanden, die mit Absehen von dem Unterschiede aus dem gemeinsam Evangelischen sich erbauen will, und gewiß entspricht diese neue Kirchenbildung als ein Mittelglied des religiösen Lebens manchem Bedürfnis der Gegenwart, namentlich in der beweglichen städtischen Bildung. Allein nach einem geschichtlichen Gesez, — und soweit wenigstens unsere Beobachtungen reichen, am Rhein im Bergischen, oder in den östlichen Provinzen, vollzieht sich dies schon, — ist für diese Form eine bedeutende Zukunft nicht zu erwarten. In den ursprünglich reformirten Gebieten

nimt die Union, wo sie kirchliches Leben hat, die reformirte Art an, in den lutherischen die lutherische. Was sich dieser Belebung nach jener oder nach dieser Seite entzieht, ist in Gefahr, von den bekentnisfeindlichen Zeitströmungen ergriffen zu werden. Es zeigt sich darin nur die unendliche Wichtigkeit einer faßbaren öffentlichen Lehre, doctrina publica, für ein kräftiges Glaubensleben, und ebenso die Macht der Wirklichkeit gegenüber der Katheder-Wissenschaft. Das Volk kent sein Bedürfnis besser und hat einen tieferen Sinn für geschichtliche Continuität und deren Nährkraft, als die Doktrin. Das erfahren heute Hunderte junger Theologen, wenn sie von der Universität in die Schulstube, an den Altar, an das Krankenbette, an Katechismus und Gesangbuch treten. Einer 300jährigen Eiche, wenn sie plözlich wieder grünt nach anscheinendem Tode, kann man nicht, indem sie vorher eine Neigung nach Osten hatte, nun eine nach Westen geben. Sie wächst in der Richtung ihrer ersten Pflanzung. So wird auch der Glaube in dem früheren lutherischen Preußen wachsen, wenn er wächst. Wer wollte sich dessen nicht freuen? — Die Kraft Preußens beruht auf der Liebe zwischen König und Volk, und diese auf lebendiger Gottesfurcht. Vaterländische Treue und Glaubenstreue sind eins, und diese wird desto vollere Frucht bringen, je voller sie nach ihrer Stammesart sich nähren kann. Der Ertrag der neuen Glaubenserweckung, das lebendigere Bewußtsein von der reformatorischen Zusammengehörigkeit aller Evangelischen und ihrer Pflicht verbrüderten Kampfes gegen neue Feinde, wird dadurch nicht Einbuße, sondern Mehrung erfahren.

Das ist die kirchengeschichtliche Thatsache, von der wir reden. Es lebt wieder eine lutherische Kirche, und sie hat Güter zu bewahren, wie andere auch. Dieser Pflicht kann sie sich nicht überhoben achten, weil die Unionstheologie versichert, sie besorge dies ihrerseits mit, und bewahre jene Güter auch. Es würde dies gewiß misrathen. Schon Seb. Brand hat die Deutschen erinnert, daß jeder seines Auftrages pflege, nicht zu Vieles auf sich nehme. „Wer zwei Wege zumal will gan, der muß lange Schenkel han", „Vielerlei Handwerk, vielerlei Unglück", sagt er.

Das will nun auch unser tiefer blickende Verf. nicht. Er will die Arbeit teilen, und für jeder Bekentnis zum Frommen des Ganzen freie Gewähr und Enthaltung des Eigentümlichen haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 13. April. № 30.

Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche.

(Schluß.)

Die verschiedenen Charismen sollen mit einander wetteifern in gegenseitiger Achtung. Aber daß sein Verfassungsplan dies verbürge, müssen wir bezweifeln. Denn da die Provinzial-Synode die gesezgebende Gewalt übt auch in Sachen des Bekentnisses in der Applikation desselben für die ganze Kirchenprovinz, so ist es unausbleiblich, daß das eben vorwaltende Bekentnis in der Conföderation der drei eine offnere oder verborgnere Absorption übe gegen andere, wie dem Schreiber dieses als mehrjährigem Zeugen und Mitgliede der Rheinischen Kirche dies passive Verhältnis des Lutherischen nicht entgehen konte. Ja selbst das nach bestimtem Rechte Vorwaltende könte durch die starken Befugnisse der Synode bei einbrechenden Zeitmächten unter Druck und Verlust gerathen.

Troz alledem wird Niemand die inhaltreiche und anziehende Schrift ohne fruchtbare Anregung für die wichtigste Zeitfrage lesen, wenn auch vielleicht mit einem ähnlichen Gefühl, wie sie es dem Schreiber dieses zurückließ. Es ist ihm wieder auf das Herz gefallen, wie gewagt nicht nur, sondern wie unmöglich dem einzelnen Manne es sei, auch dem erfahrungsreichsten, — für eine solche kirchliche Gebietsmasse mannigfachster Zustände, — und mit so tiefem Abbruch des gegebenen Bestandes, — einen alle umfassenden Plan zu concipiren. Hierzu ist ein Mensch zu klein. Er würde ein Wissen der Gegenwart, bis in die Tiefe der einzelnen Wachstümer, ihres Lebens und ihrer Bedeutung für das Ganze, ja ein Wissen der Zukunft mitzubringen haben, das mehr als ein menschliches wäre. Dies Wissen steht allein bei dem Herrn, der die Zügel und alle Fäden in der Hand hält, dem wirklichen und gegenwärtigen Regierer seiner Kirche. Bei Ihm allein liegt auch das Zukunftsbild der evangelischen Kirche Preußens und Deutschlands, das ein weit anderes sein dürfte, als das hier uns gezeichnete. Von Ihm müssen wir in Geduld erwarten, wie er Zug für Zug es anzeigt, und nur um geübte Sinne und Glaubensgehorsam ist zu bitten, um ihn zu verstehen und ihm allein zu folgen. Das erfordert recht eigentlich, mächtige Geistesantriebe und Glaubensthaten. Wenn daher an unserem teuren entschlafenen Friedrich Wilhelm IV. es fast beklagt wird, daß er kein Mann der That war, daß er sich gescheut habe, sein auf ihm, — und wie schwer in seiner Zeit, — lastendes oberbischöfliches Amt in andere Hände zu legen, und dem allgemeinen Andrange zu weiten synodalen Machterteilungen zu weichen, so haben wir vielmehr Gott dafür hoch zu danken, — für dies wachende kirchliche Gewissen, das vor Schritten zurückschrak, zu denen es die sichere Anzeige und genügende Geistesantriebe vermißte. Und wie fordert wieder unsere jetzige Lage jenes erleuchtete kirchliche Gewissen, damit für die friedliche Zusammenfügung und Bewahrung so verschiedenen kirchlichen Lebens der rechte Weg getroffen werde. Wie bedarf es hier der Glaubensruhe und der Glaubenszuversicht, um weder zu bedenklichen Schritten sich fortreißen zu lassen, noch durch unbestimte Schreckbilder, politische oder kirchliche, von dem wirklich weiterhelfenden Schritte Blick und Fuß abzuwenden. —

Sehen wir zurück auf die unsägliche Not unserer kirchlichen Ober-Behörde während der funfziger Jahre, — die voll gegebene Gewähr der Bekentnisse und die Erhaltung der Union in Einklang zu erhalten, — auf die bekanten Erlasse vom 31. October 1850, vom 10. Juni und 27. October 1851, auf die Ordre vom 6. März 1852, — „nicht den Uebergang der einen Confession in die andere soll die Union herbeiführen, noch viel weniger die Bildung eines neuen dritten Bekentnisses", „es soll in dem Regiment der evangelischen Landeskirche auch die Selbständigkeit jedes der beiden Bekentnisse gesichert werden", „der Ober-Kirchenrath soll ebensowol die evangelische Landeskirche in ihrer Gesamtheit verwalten und vertreten, als das Recht der verschiedenen Confessionen und der auf dem Grunde derselben ruhenden Einrichtungen schützen und pflegen", er solle daher „aus Gliedern der verschiedenen Confessionen" bestehen, um bei Sachen confessionellen Gesichtspunktes in partes zu gehen: — dann scheint uns in der That die volle Lösung schon in der kirchlichen Gesetzgebung vorbereitet, — und das wie providenziell für die nun eingetretene politische Lage.

Dr. Schöberlein, Schaz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs in der deutschen evangelischen Kirche.

Dieses bei Vandenhöck und Ruprecht in Göttingen erscheinende wichtige Werk, dessen erste Lieferung wir bereits sofort bei ihrem Erscheinen mit Freuden begrüßten und den Lesern der Ev. K. Z. dringend empfahlen (1864, S. 155), ist jezt in seinem ersten Teile vollendet. Derselbe umfaßt 96 Bogen (hoch Quart-Format) und kostet 6⅓ Thlr. Auch von dem zweiten Bande, der den besonderen Titel: „Kirchliche Chorgesänge auf alle Fest- und Feiertage des Jahres" führt, liegen die ersten vier Lieferungen (80 Bogen umfassend) vor. Zugleich ist, bei lebhafter Teilnahme der deutschen evangelischen Kirche an diesem Unternehmen, ein dritter Band in Aussicht genommen, welcher größere und schwirigere kirchliche Chorgesänge, die grundsäzlich von den beiden ersten Bänden ausgeschlossen blieben, enthalten wird. Der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin und das Oberconsistorium in München haben dieses Werk dringend empfohlen und in Preußen sind die Königl. Regierungen durch den Cultusminister unterm 25. Februar 1865 ermächtigt worden, die Anschaffung desselben aus den Kirchenkassen zu genehmigen. Dadurch, daß jeder Teil für sich gesondert bezogen werden kann, ist diese auch weniger Bemittelten wesentlich erleichtert.

In der That ist der Kirche hier ein reicher „Schaz" dargeboten, dessen fleißige Benutzung zur Hebung unsers gottesdienstlichen Lebens sehr wesentlich beitragen wird. Dabei ist für einen vollständigen und gründlichen Unterricht hinsichts der Gottesdienstordnung im Allgemeinen wie in Betreff der einzelnen liturgischen Stücke und ihrer historischen Entwicklung, desgleichen hinsichts jeder besonderen Festfeier und der Art ihrer liturgischen Gestaltung mit einer Ausführlichkeit gesorgt, welche auch dem weniger Kundigen eine sachgemäße und fruchtbare Benutzung des Werkes ermöglicht. So enthält der erste Band, und zwar in der ersten, den Hauptgottesdienst betreffenden Abteilung, neben einer allgemeinen Einleitung des Herausgebers und seines musikalischen Mitarbeiters, des Cantors und Organisten, Professors Riegel zu München, noch besondere Einleitungen zu dem Introitus, Kyrie, Gloria, Versikel, Collekte, Epistel, Graduale, Evangelium und dem Zusaz zu den biblischen Lesungen, zum Credo, zur Predigt mit den einleitenden und angeschlossenen Akten, zum Offertorium, zur Präfation, zum Sanctus, zu den Stiftungsworten des heil. Abendmals, zum Vater-Unser, Pax und Agnus Dei, zur Distribution, Postcommunion, zum Segen und zum communionlosen Gottesdienst; demnächst in der zweiten die Nebengottesdienste betreffenden, Abteilung wiederum nach einer allgemeinen Einleitung besondere Bemerkungen zu den Eingangs-Antiphonen, dem Invitatorium, zur Psalmodie, zur Lection und Responsorium, zu den Canticis (Te deum, Benedictus, Magnificat, Nunc dimittis, Lobgesang der Hanna ꝛc.), zur Ovation, dem Benedicamus, zu den canticis in ingress- et egressu templi und zur Litanei. Der zweite Teil führt in derselben Weise in den Festkreis überhaupt, dann in Advent, Weihnachten, Neujahr, Epiphanien, Mariä Reinigung, Mariä Verkündigung, die Passionszeit, Palmsontag, die stille Woche, Gründonnerstag, Karfreitag, den großen Sabbat und Ostern (welches Fest mit der vierten Lieferung noch nicht beendigt ist,) ins Besondere ein. Den Einleitungen folgen dann in jedem Abschnitt die mitgeteilten Gesänge, von denen der erste Teil 447, der zweite (bis jezt) 386 Nummern umfaßt.

Um ein Bild zu geben von der Art und Weise, wie die Aufgabe gelöst ist, wählen wir den Abschnitt von der Psalmodie. Die Einleitung in diesen Abschnitt (S. 550 — 558) geht auf die Zeiten des Alten Bundes zurück und führt aus, wie sich durch die Pflege des heiligen Gesanges in den Prophetenschulen und durch Davids umfassende gottesdienstliche Anordnungen der Psalmengesang in dem Cultus des Tempels ausgebildet habe. Derselbe sei von den Priestern in Wechselchören, gewöhnlich mit einem feststehenden Refrain verbunden, unisono, unter Begleitung von Instrumenten in einer sehr ausdrucksvollen, ja überwältigenden Weise vorgetragen worden. Näheres hierüber wissen wir leider nicht. Die christliche Kirche nahm den Psalmengesang aber schon in der apostolischen Zeit in ihren Cultus auf, wobei wiederum die Wechselgesänge nach dem Zeugnis des Plinius nicht fehlten. Es bestand ein eigenes Amt der Vorsänger. Der Sänger sang den Psalm vor und die Gemeinde antwortete entweder mit den Schlußworten der einzelnen Verse oder Abschnitte oder sie schloß den ganzen Psalm mit Amen, Halleluja oder Gloria ab, oder sie erwiderte jede erste Hälfte des Verses mit der zweiten (hypophonisch, epiphonisch, antiphonisch). Die lezte, spätestens in der Mitte des vierten Jahrhunderts aufgekommene Weise verbreitete sich von der syrischen in die griechische Kirche, während neben dem antiphonischen Gesang von Anfang an auch der einchörige, symphonische, bei dem die Gemeinde selbst unter Führung des Vorsängers oder Geistlichen den ganzen Psalm sang, üblich war. Der Vortrag war nach Augustins und Isidors Zeugnis ein recitirender, man sang alle Worte nach dem natürlichen Wort-Accent auf Einen Ton und nur am Ende jeder Zeile erhob oder senkte man denselben ein wenig. Dieses singende Lesen hieß Psalliren. Jedem Psalm folgte das Gloria patri und um zugleich den Inhalt des Psalms kurz zu bezeichnen und ihm auf die kirchliche Zeit eine bestimte Beziehung zu geben, ließ man bezügliche Schriftstellen vorausgehen und nachfolgen, die man Antiphonen nante. Die alte Kirche begann die Katechumenen-Messe mit dem Gesange mehrerer Psalmen, fügte sie dann den biblischen Lectionen ein und in der Gläubigen-Messe wurden Psalmen während der Distribution gesungen. Karfreitag hatte den 22., jeder Morgengottesdienst den 63., jeder Abendgottesdienst den 141. Psalm zu eigen. Besonders aber wurden die Vigilien der ersten Christen mit Psalmengesang erfüllt, woraus sich der Horengesang in den Klöstern gestaltete. Nach Benedict von Nursia (529) mußte wöchentlich der ganze Psalter in den Klöstern durchgesungen werden.

In der orientalischen Kirche hat sich der Psalmengesang in der Weise erhalten, daß Versweise 2 Chöre sich mit der Recitation abwechseln ohne Beteiligung der Gemeinde. Für die abendländische Kirche bestimte Gregor d. Gr. 8 antiphonische Weisen (Psalmentöne), nach denen die Psalmen gesungen werden sollten. Als neunter kam hinzu der sogenante Pilgerton für Ps. 114 und 115. Nach diesen Psalmentönen werden die Worte auf Einen Ton gesungen, nur am Schluß des Verses geht der Gesang in eine melodische Cadenz über, welcher in der Mitte des Verses eine andere Basis entspricht, die mit jener ein jedem Psalmtone eigentümliches musikalisches Ganze bildet. Außerdem kann im ersten Chor die Recitation durch einige Noten feierlich eingeleitet werden, was namentlich an hohen Festen gebräuchlich ist. Auf den bestimten Psalmton leitet die Antiphone über, die im Grundton desselben schließt. Das Gloria, das jeden Psalm abschließt, wird in demselben Tone gesungen. Der Psalmengesang der katholischen Kirche ist bloßer Chorgesang, Anfangs ein-, später auch mehrstimmig. Auf jeden Psalmton können alle Psalmen gesungen werden. Nach dem Römischen Breviarium fallen 91 Psalmen auf die Metten, 13 auf die Laudes, 35 auf die Vespern und 11 auf die kleineren Tageszeiten.

Die lutherische Kirche nahm diesen Psalmengesang fast allgemein auf, nur in einzelnen Teilen Süddeutschlands gebrauchte man versificirte Psalmen. In der Regel sollten in der Mette und Vesper nicht mehr als 3 Psalmen gesungen werden, und zwar nach der Reihe des Psalters mit Ausnahme der Feste, für welche besondere Psalmen bestimt zu werden pflegten. In der Mette wurden die ersten 109 und der 119te Psalm, in der Vesper die übrigen gesungen. Fehlte es an Chorschülern, so daß nicht täglich, sondern nur Sonnabends und an den Sonn- und Feiertagen Mette und Vesper gehalten wurde, so empfahl man besondere Psalmen. Als Vesperpsalmen galten im Allgemeinen Ps. 4. 25. 91. 110—114. 134, als Mettenpsalmen Ps. 1. 2. 3. 43. 47. 93. 100. 148. Ps. 119 teilte man in 22 Teile zu 8 Versen und sang ihn so stückweise in der Mette. In den Städten sang man die Psalmen Anfangs lateinisch, in den Dörfern sofort deutsch. Die Antiphonen wurden in bestimter Weise für die einzelnen kirchlichen Zeiten geordnet; man gebrauchte aber auch allgemeine wie „Komm, Herr Gott, heiliger Geist" oder „Nun bitten wir den heil. Geist". Bald wurde jeder Psalm mit einer Antiphone begonnen, bald nur der Psalmengesang überhaupt. An Wochentagen ließ man die Antiphonen oft ganz fort. Die übliche Weise der Ausführung war die, daß vor dem Psalm entweder der Kantor oder einzelne Knaben, an einer besonderen Stelle des Chors, die Antiphone intonirten, und zwar in dem Tone, in dem der Psalm selbst gesungen werden sollte, und daß am Schluß des Psalmengesanges dieselbe Antiphone vom ganzen Chor wiederholt wurde. Der Psalmengesang wurde vom Schulmeister mit den Schülern ausgeführt, welche in 2 Chöre gesondert waren, die sich Versweise im Gesange abwechselten. Der Psalmton wurde mit Rücksicht auf den Inhalt gewählt. Der Vortrag sollte nicht „überrumpelt" werden, sondern fein syllabatim pronuncirt, langsam und mit Andacht, „auf daß nicht ein Gespött und Heulen mehr als ein Singen wiederum daraus werde."

In der reformirten Kirche betrachtete man dieses Psalmiren als papistischen Gesang und sang statt dessen versificirte Psalmen nach anderen Melodien. Nur in der englisch-bischöflichen Kirche hat sich der Psalmengesang in der alten Art erhalten, wenngleich auch hier teils durch Aufnahme neuer Psalmentöne, teils durch bloßes Sprechen statt des Recitirens Modificationen eingetreten sind. Die in der deutschen reformirten Kirche übliche Weise versificirter Psalmlieder brach sich auch in der lutherischen Kirche, namentlich auf den Dörfern, wo man keinen Schülerchor hatte, Bahn und verdrängte das Psalmodiren namentlich im südlichen und südwestlichen Teile von Deutschland fast ganz. Teils trat Gemeindegesang, teils und namentlich an Festtagen der Vortrag einer figurirten Motette an seine Stelle.

Neuerdings ist das Streben auf Wiedereinführung des Psalmengesanges gerichtet. Das bloße Lesen genügt nicht. „Die Psalmen sind für den Gesang gedichtet und sind von je in der Kirche gesungen worden." Die Gemeinde hat am Gesang der Psalmen selbst Teil zu nehmen, wenigstens denselben ein Gloria anzuschließen. Erst gesungen werden die Psalmen ganz verstanden. „Wenn der Protestantismus das Princip seines Glaubens im Worte Gottes hat, sollten wir nicht dahin streben, daß unsere Gemeinden einen so bedeutsamen Teil desselben, wie die Psalmen sind, durch eigene gottesdienstliche Uebung in Fleisch und Blut aufnehmen könne? Um dieser Wichtigkeit willen sollte doch die Sache mit allem Ernst angefaßt werden. Und die Versuche, welche man bereits damit gemacht hat, zeigen auch, daß sie nicht ganz unausführbar sei. Ist ja in der englischen Kirche der Psalmengesang der Gemeinde schon seit Jahrhunderten eingeführt. Freilich gewährt es dort eine Erleichterung, daß die Gemeinde nur halblaut singt; denn es hat dann nichts Störendes, wenn die Stimmen im Aussprechen der Worte und Silben einigermaßen auseinandergehen, und erst in der melodischen Cadenz sich wieder zusammenfinden. Aber unsere deutschen Gemeinden, welche frisch vom Herzen weg zu singen gewohnt sind, würden daran sich schwer gewöhnen. Und wollte die Orgel Wort für Wort mit ihrem Takt und Ton begleiten, dies würde vollends unerträglich klingen. Das Meiste komt auf einen guten Vorsänger an, dem die Gemeinde folgt, während die Orgel etwa im jedesmaligen Finale die Stimmen zusammenfassend in ihre Accorde aufnimt."

Es werden sodann 80 Antiphonen zu allen Psalmen und 32 längere zu den Psalmtönen und für die Prediger mitgeteilt, sodonn die 9 Psalmentöne selbst, sowol deren bloße Melodie, als auch nach der Lesart und Harmonisirung von D. Georg Major (1594), endlich das Gloria als Schluß der Psalmen und 4 einzelne Psalmen (24, 106, 114, 150) nach Melch. Vulpius (1609). Gereimte Psalmen sind nicht aufgenommen, da sie aus den Gesangbüchern bekant sind. Die Weisen der Psalmentöne weichen zum Teil von der in der römischen Kirche

vorgeschriebenen (wie solche namentlich sich in den Hengstenbergschen Vesper-Gottesdiensten finden) ab. Das hat seinen Grund nach der S. 755 befindlichen „Schlußbemerkung zur Psalmodie" darin, daß im 16. Jahrhundert, wie auch heut noch bei modernen liturgischen Stücken, innerhalb der römischen Kirche mannigfache Abweichungen in der Psalmodie bestanden. Die zur Zeit der Reformation in Deutschland üblichen Weisen sind von Lucas Lossius in seiner Psalmodia 1553 wiedergegeben. Ihm ist die evangelische Kirche gefolgt, während erst 1589 in Guidetti's Directorium chori die für die römische Kirche maßgebende Zusammenstellung der liturgischen Stücke auf päpstliche Anordnung erfolgte. Der Verf. hat daher geglaubt, die in Deutschland und namentlich in der evangelischen Kirche von Anfang an gebräuchlichen Weisen bei Lossius suchen zu müssen, er hat indessen stets auch die römischen Weisen beigefügt. Es ist die Differenz von keiner wesentlichen Bedeutung, indessen bleibt es immerhin wünschenswert, daß überall, wo in der evangelischen Kirche mit dem Psalmodiren neue Bahn gebrochen wird — denn an alte Traditionen wird sich schwerlich noch irgendwo anknüpfen lassen — dies in Uebereinstimmung mit der seit 3 Jahrhunderten von der römischen Kirche fest bewahrten Uebung geschehe. Wozu Differenzen, wenn sie auch noch so geringfügig sind, auf's Neue säen und pflegen, wo jeder Rest der Gemeinschaft des gottesdienstlichen Lebens von der deutschen Christenheit jeder Confession auf das Gewissenhafteste erhalten werden sollte und ein innerer Grund die Differenz nicht im Entferntesten begründet.

Aus diesem Beispiel ergiebt sich, wie der Verf. seine Aufgabe mit großem Fleiß und mit der treusten Gewissenhaftigkeit zu lösen gesucht hat. Besonders anziehend sind im zweiten Teile die Mitteilungen über die Entstehung der verschiedenen Festfeiern und die herlichen Gesänge die sich daran anschließen. So finden sich in der stillen Woche mehrere vollständige, aber durchaus einfache Passionsmusiken zu kirchlichem Gebrauche nach Mancinus (1620) und Gesius (1588), die Lamentationen nach Nic. Selnecker (1567), die Improgerien nach Vittoria (1560), mehrere Adoramus von Palestrina und Roselli (das herliche von Perti wird hoffentlich noch der dritte Teil bringen). Kurz, der Reichtum an Gesängen, der in diesem „Schatze" niedergelegt ist, muß in der That dem Unternehmen die lebhafteste Teilnahme der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands sichern.

Was die Ratschläge betrifft, die der Verf. teils in der allgemeinen Einleitung, teils hie und da bei den einzelnen liturgischen Stücken ausgesprochen hat, um die Reformation unseres Cultus zu fördern, so sind auch diese der Beachtung der Kirche, namentlich ihres Regiments, dringend zu empfehlen. Nur selten würden wir eine abweichende Ansicht zu notiren haben. So möchten wir in Betreff der schwierigen und deshalb oben ausführlich behandelten Frage vom Psalmodiren und der Gewöhnung unserer Gemeinden an diese eigentümliche Art der Recitation das Hauptgewicht auf die Uebung gemeinsamen Sprechens legen, wie der sel. P. Hengstenberg, der sowol die eigene Anschauung des römischen Cultus, als die in seiner Gemeinde gesammelten praktischen Erfahrungen zu der Arbeit auf diesem Gebiete hinzubrachte, in seinen Vespergottesdiensten S. 3. darauf hinweist, indem er sagt: „Das Zusammensprechen des Psalms in zwei Chören in der Schule wird die beste Vorübung für den Gesang sein, dem sehr schnell in der Kirche die erfreulichsten Resultate folgen werden." Aber auch die Gemeinden selbst müssen gemeinsam sprechen lernen, wie der Verf. dies S. 258 für das Credo und S. 374 für das Vater Unser empfiehlt, wobei er bemerkt, daß die Ausführung, wie die Erfahrung lehrt, keine besonderen Schwierigkeiten darbiete. Es ist dies nicht nur wirklich für gewisse liturgische Akte das allein richtige, sondern es gewährt dies auch die wichtigste und sicherste Vorübung für den gemeinsamen recitirenden Vortrag der Psalmen, ja die nötige Grundlage für das Verständnis dieser Art der betonten Recitation und ihres Ueberganges in den vollen Gesang. Eine Gemeinde, die nicht gemeinsam sprechen kann, wird niemals gut psalmodiren und niemals gut singen lernen, ja sie wird das Bedürfnis der Sele für Recitation und Gesang nicht verstehen und den letzteren, wie gemeinhin geschieht, nur als ein Stimmungs- und Vorbereitungsmittel anwenden und üben, nicht aber als einen von der Erbauung durch Gottes Wort erzeugten Strom erhöhten und gesteigerten, das Innerste der Andacht und Anbetung kund gebenden Lebens der Gemeinde. Es hängt dies wesentlich zusammen mit der Frage nach dem Ort des Cultus, wo naturgemäß Gesang des Chors und der Gemeinde eintritt. Der Verf. schließt sich hierin durchaus an die Tradition der Reformationszeit an und überschätzt hierbei, wie wir glauben, das Maß, das unsere Gemeinden tragen können. So läßt er in dem Hauptgottesdienst 26 mal den Gesang der Gemeinde mit Liedern, Responsorien und kurzen liturgischen Sätzen, wie Amen und Halleluja, den Chor aber 15 mal eintreten. Die Gemeinde soll ein Anfangslied, dann im Introitus ein Eingangs-, im Kyrie ein Bußlied, im Gloria ein Danklied, ein Vor- und Nachlied zur Predigt, vor der Communion ein Opferlied und schließlich ein Schlußlied, beim Ausfall der Communion aber die Litanei und ein Schlußlied singen, außerdem aber das Credo und Vater Unser sprechen. Dies ist, wie wir glauben, nicht dazu angethan, die Liebe zum Gesange zu wecken, vielmehr Ueberdruß zu erregen und den Sinn für das Verständnis des Bedürfnisses nach dem Gesange zu verschließen. Wir haben schon früher oft darauf hingewiesen, daß durch Nichts der Liebe zum Gesange gründlicher aufgeholfen werden kann, als durch dessen naturgemäßen, sein organisches Verhältnis zum gesprochenen Wort beachtenden Gebrauch im Cultus. Wir begegnen uns darin mit einer kleinen, soeben gleichfalls bei Vandenhöck und Ruprecht zu Göttingen erschienenen Schrift, betitelt: „Mein Haus ist ein Bethaus. Eine Stimme für und wider die liturgischen Anschauungen des Hrn. Prof. Dr. Kliefoth in Rostock." Hier wird das Thema „die Erbauung voran und der Gesang hinterdrein" sehr eindringlich behandelt und namentlich auf das Bedürfnis hingewiesen, die durch die

Erbauung geweckten Gefühle zu einem richtigen und gottgefälligen Ausströmen zu bringen. Es ist ja ohne Zweifel richtig, daß die Gemeinde durch Gesang in eine erbauliche, der Aufnahme des göttlichen Wortes förderliche Stimmung versetzt werden kann und daß man einer christlichen Gemeinde die Fähigkeit zutrauen darf, schon am Beginn des Gottesdienstes Gott loben und preisen, auch Bitte und Danksagung im Gesange mit voller Wahrheit aussprechen zu können. Allein es komt trozdem darauf viel an, daß um des Wachstums der Gemeinde willen, und wäre es nur in den jüngeren Gliedern, um der Förderung der Wahrhaftigkeit und Energie ihres gottesdienstlichen Lebens willen, Alles vermieden werde, was der organischen Verbindung der einzelnen Cultusteile mit einander, und namentlich des Gesanges mit der Rede zuwider ist, was diese organische Verbindung nicht fortgehend im Fluß erhält, sondern sie vielmehr hemt und stört. Es komt viel, sehr viel darauf an — ja es ist dies der innerste Nerv aller gottesdienstlichen Ordnung — daß sich Eines aus dem Andern naturgemäß also entwickle und gestalte, daß es die Anbetung im Geist und in der Wahrheit fördere, dem Bedürfnis, wie es in Wahrheit vorhanden ist, Befriedigung giebt, der Gemeinde jedesmal den ihrem inneren Leben und seinem Grade entsprechenden Ausdruck verleiht und also eben so wenig diesen Ausdruck da, wo er hin gehört, zurück drängt, als ihn an einer Stelle verwendet, an der, im Vergleich zu andern, wenig oder nichts zu äußern im Innersten vorhanden ist. Wir haben uns deshalb gefreut, daß der Verf. S. 298 auf das Lied *nach* der Predigt, zur Aneignung und Bekräftigung derselben, Wert legt. Daß er aber den Chorgesang unmittelbar nach der Predigt abweist — die oben citirte Schrift legt gerade hierauf mit Recht großen Wert — ist uns um so unverständlicher, als der Grund, den er anführt, der Chor vertrete ja die allgemeine Kirche, die ideale Gemeinde, während die Predigt der Lokal-Gemeinde gelte, durchaus nicht zutrifft. Der Chor, der das Wort versiegelt und verklärt, hat hinter der Predigt die Aufgabe, das Wort des Geistlichen der Gemeinde fest zu singen und den Eindruck desselben zu confirmiren.

Dagegen können wir, wie gesagt, den meisten liturgischen Rathschlägen des Verf. unbedingt zustimmen, so namentlich denen die Feier des heil. Abendmals betreffenden und die Wahl der dabei zu singenden Lieder (II. 8.). Auch wenn er dem Kreuzschlagen, der Elevation der Elemente bei der Consecration, dem Kniebeugen das Wort redet und die Wiedereinführung eines Ersatzes für die schöne Sitte des in der alten Kirche üblichen Bruderkusses durch Reichung der Hände (S. 306) empfiehlt, können wir nur Beifall schenken und von Herzen wünschen, daß in's Besondere die Form der Einsamlung der Opfergaben endlich aus der jetzigen Erniedrigung und Bettelgestalt heraus gehoben, und in eine lebendige Verbindung mit den heiligsten Teilen des Cultus gebracht werde. In Bezug auf diesen Punkt komt alles darauf an, unseren Gemeinden, wie der Verf. sagt, das Verständnis darüber zu öffnen, daß dieses kirchliche Opfer nicht ein bloßes Almosen sei, sondern Ausdruck jenes inneren Opfers, wonach die Gemeinde in heiliger Selbstverleugnung und Liebe Gott im Gebet ihre Herzen darbringt und diese Liebe auch gegen die Brüder bethätigt. Für das Angemessenste erklärt der Verf., daß die Gemeinde ihre Gaben, die nicht im bloßen Gelde bestehen müßten, auf dem Altar niederlege, nachdem der Geistliche sie von der Kanzel nach der Predigt hierzu ausdrücklich aufgefordert hat.

Hiermit schließen wir für dieses Mal die Anzeige dieses wichtigen Werkes, dem wir eine baldige Vollendung, eine recht weite Verbreitung und einen segensreichen Einfluß auf die Gestaltung unseres kirchlichen Lebens von ganzem Herzen wünschen.

Das Geheimnis des Altarsakramentes.

Ist es jezt an der Zeit, die Mysterien des Sakraments zur Sprache zu bringen? Unsre Bildung, das Wunder leugnend, dem Uebernatürlichen sich verschließend, allem Geheimnisvollen abhold, ist sie solchen Betrachtungen zugänglich? Und wir, Kinder unserer Zeit und getränkt mit dieser Bildung, sind wir überhaupt dazu fähig?

Durch das Mittelalter geht mit mächtiger Woge der Strom des Realismus. Was sich ihm entgegenstellte, das ward hinweggeschwemt. Paschasius, Scotus Erigena und Berengar von Tours haben es erfahren, wie ohnmächtig die nüchterne Verstandesanschauung gegen den in Saft und Blut übergegangenen Realismus war, wie wenig die schärfste Dialektik gegen ihn ausrichtete. Gegen das Zeugnis der äußeren Sinne sah das innere Auge den heiligen Frohnleichnam leibhaftig, und der Sanguis realis — Sangreal — wurde zum heiligen Gral, der Schale, in welcher Christi Opferblut aufgefangen war und an irgend einem unbekanten Bergungsorte aufbewahrt wurde, dieses höchste Heilsgut, für welches das christliche Rittertum und Bürgertum seine edelsten Kräfte einsezte und an welches die Christenheit ihre heiligsten Hofnungen knüpfte. Aus diesem Strome hat auch Luther noch getrunken, darum, wenn er auch angeweht wurde von der spiritualistischen Zugluft, die durch seine Zeit ging, wenn er auch bekante, daß Karlstadts und Zwinglis Lehren seinem Fleische gar zusagend gewesen, die in ihm noch so mächtige kirchliche Tradition gab ihm die Kraft, sich ihrer zu erwehren und dem Worte Gottes rückhaltslos sich hinzugeben.

Für uns, gestehen wir's, hält das viel schwerer. Die Zeitbildung, hin- und herschwankend zwischen den Extremen des Ma-

terialismus und Spiritualismus, hat keinen unberührt gelassen. Von dem sichern Daheim der lutherischen Kirche bis zur öden kalten Höhe Zwinglischer Abstraction liegen viele Stufen; wir müssen sie alle durchschreiten und jede derselben ladet uns versuchungsvoll ein, auf ihr auszuruhen. Wer den jetzigen Bestand des lutherischen Lehramts unverhüllt vor Augen hätte, der würde wahrscheinlich alle Schattirungen speculativer Lösungsversuche, wie sie je und je aufgestellt worden sind, darin vertreten finden: die Einen mit dem großen Systematiker Calvin die Realität vergeistigend, die Andern nach Art des feinen Diplomaten Bucer vermittelnd, Andere nach dem Vorgange des nüchternen Verstandesmannes Oecolampad das Mysterium beseitigend, Manche auch wol mit Heppe und Schenkel zu der erhabenen Ansicht sich aufschwingend, daß das Sakrament eigentlich nur für die Schwachen sei, die Starken im Glauben aber eigentlich nichts darin empfangen, was sie nicht schon haben. Wahrlich, ein schwerer Notstand, in welchem nur das Einzige tröstlich ist, daß man anfängt die Not zu empfinden. Denn schon das ist Gewinn, daß die vornehme Kälte Planck's und seiner theologischen Schule, da man in dem jahrhundertelangen Kampfe der schärfsten und edelsten Geister um die Abendmalslehre nichts sah als nuzlose theologische Zänkereien, zu weichen anfängt, daß die Erkentnis allmälig durchdringt, wie notwendig es ist, in dieser Lehre eine feste Position wieder zu gewinnen.

Die Lehre von der sakramentalen Union ist der eigenste Besitz, ja das Charakteristische der lutherischen Kirche. Keine der andern Confessionen hat sie, kann sie haben. Die katholische hat Wahrheitselemente, die notwendig conservirt werden müssen: das wirkliche Vorhandensein der himmlischen Substanz und die Unteilbarkeit des Leibes Christi. Mit ihr bekennen auch wir:

Wer ihn nimt, zertrent ihn nimmer,
Unverstümmelt ganz bleibt immer
Christi Leib und Christi Blut.
Einer oder tausend — Alle
Nehmen gleich, in keinem Falle
Zehrt sich auf das Himmelsgut.*)

Aber seitdem die katholische Kirchenlehre gewagt hat, nicht blos dem Augenschein, sondern noch vielmehr dem Schriftworte zum Troz, den Satz festzustellen, daß die irdischen Elemente von der himmlischen Substanz völlig absorbirt, gänzlich vernichtet werden, kann von einer sakramentalen Union nicht mehr die Rede sein. Das ist die tiefe Kluft, die uns von der römischen Kirche scheidet. Und eine nicht minder tiefe ist zwischen uns und der reformirten Kirche befestigt. Denn sie „erkent als objectiv reell nur die Elemente an, so daß die Substanz nur verbal

*) A sumente non concisus — non confractus, non divisus — integer accipitur. — Sumit unus, sumunt mille — quantum isti, tantum ille — nec sumtus conficitur.

gegenwärtig ist, höchstens der Kraft nach, wenn der Empfänger das Organ des Glaubens hinzubringt." Daß demzufolge eine Union der Substanz mit den Elementen nicht intritt, das ist der eigentliche Grund der tiefeinschneidenden praktischen Differenzen zwischen den sonst so nahe verwandten Confessionen. Nach reformirter Anschauung ist das Abendmal ein Dankopfer für empfangene Gnade, nach lutherischer ein Bundesopfer, in welchem Gnade und Gabe ausgeteilt wird. Nach jener muß der Empfänger schon mitbringen, was ihm das Abendmal gesegnet macht, den wahren Glauben, nach dieser darf freilich der Glaube nicht fehlen, um es würdig zu genießen, aber die Frucht ist eine Vertiefung und Stärkung des Glaubens, die ohne das Sakrament nicht eintreten würde. Nach jener hat der gläubige Christ das Abendmal eigentlich nicht nötig, er genießt es aus Gehorsam, aus Condescendenz, aus einem gewissen Anstandsgefühle; nach dieser treibt ihn dazu ein sonst auf keine Weise zu befriedigendes Bedürfniß. Nach jener sind die Zeichen Siegel und Pfänder der schon vorher empfangenen Gnade; nach dieser sind sie das auch, schließen aber zugleich einen ganz eigentümlichen Gnadenschaz in sich. Nach jener endlich kan man von Wirkungen des Sakraments nur bei dem Gläubigen reden, für den Ungläubigen ist's gar kein Sakrament; nach der lutherischen Lehre kan es den Empfangenden nie unafficirt lassen, sondern Leib und Sele erfahren entweder eine Segenswirkung, oder der volle Gnadenstrom ergießt sich in dem ungläubig dagegen Reagirenden zum Verderben.

Die reformirte Kirche hat zu allen Zeiten gegen unsre Abendmalslehre mit der größten Energie angekämpft, als gälte es das reine Christentum von paganistischer Befleckung zu säubern. Wogegen sie ihre Angriffe gerichtet hat, bald mit Heftigkeit und Spott einherstürmend, bald vorsichtig untergrabend, bald freundlich zur Versöhnung ladend, bald wieder in fanatischer Unduldsamkeit die Existenz versagend, das ist in seinem Kerne die sakramentale Union, die Verbindung der himmlischen Substanz und der irdischen im Abendmale. Ihrer innersten Natur nach konte sie nicht anders.

Es ist oft ausgesprochen, daß die reformirte Abendmalslehre mit den übrigen Dogmen der reformirten Kirche innig zusammenhängt, mit der Prädestinationslehre, mit ihrer Auffassung des Verhältnisses von Wort und Geist, Endlichem und Unendlichem, göttlicher und menschlicher Natur in Christo. Ebenso darf mit Bestimtheit behauptet werden: Die lutherische Abendmalslehre steht und fällt mit der lutherischen Lehre von der Person Christi.

Warum hat man auf der Gegenseite nicht aufgehört, in mannigfachster Weise die Einsetzungs-Worte tropisch oder symbolisch zu erklären? Doch wesentlich darum, weil der wörtliche Verstand noch ihrer Meinung einen Widersinn enthalten würde. Unsere Kirchenlehrer haben die tropische Deutung zurückgewiesen, weil Testamentsworte wörtlich und eigentlich zu nehmen sind, und weil, wenn sie tropisch aufzufassen wären, Christus für seine

Kirche etwas Geringeres eingesezt hätte, als was das A. T. in seinem Passa besaß. Sie haben die uneigentliche Deutung nur für den Fall für zulässig erklärt, wenn die eigentliche eine Unmöglichkeit, eine Undenkbarkeit in sich schlösse. Wir werden aber zugeben müssen, daß dieser Fall wirklich vorhanden ist, wenn die reformirte Kirche über die Person Christi richtig lehrt. In eine Kritik dieser Lehre uns einzulassen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur angedeutet, daß die ganze Anschauung von einer so zu sagen nur mechanischen Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, und von dem Himmel als einem besondern Orte, in welchem die verklärte Menschheit Christi wohne — diese von der lutherischen Kirche stets mit größter Entschiedenheit zurückgewiesene Anschauung — längst antiquirt ist und daß die moderne Naturwissenschaft, indem sie das Christentum zu bekämpfen meint, recht eigentlich specifisch reformirte Lehren angreift.

Kann das gläubige Bewußtsein, ohne zu grübeln, in unmittelbarer Gemütlichkeit daran festhalten und sich damit zufrieden geben, daß der Herr wirklich austeilt, was er als seine Gabe bezeichnet, so ist die theologische Wissenschaft, die die himlische Substanz im heil. Abendmale präcis angeben soll, in schwiriger Lage. Man begegnet in dieser Beziehung oft recht mangelhaften Lehrsätzen. Da heißt es etwa: Die unsichtbare Gabe bei der Taufe ist die Seligkeit, beim Abendmale die Vergebung der Sünden" — wo offenbar die himlische Substanz mit der Heilswirkung verwechselt wird. Gefährlich ist's überdies, den Parallelismus der beiden Sakramente zu weit zu verfolgen. Wasser und Wort in der Taufe, Elemente und Wort im Abendmale, das deckt sich nicht völlig. Man vermag wol zu sagen, was das Wort im Abendmale zu dem Elemente hinzubringt, nicht aber so in der Taufe. Wenigstens hat sich keine constante Lehrform über das himlische Element gebildet, welches vermöge des Wortes mit dem irdischen — dem Wasser — vereinigt wird. Hat man es in dem Namen Christi, im Erlösungsblute des Herrn, oder in der Einwohnung der heil. Dreieinigkeit gefunden, so ist es damit doch immer anders, als mit dem himlischen Gute im Abendmale. Was da durch das Wort mit dem irdischen Element verbunden ist, muß in jedem Falle eine überirdische Realität sein.

Der kleine Katechismus in seiner ersten Frage nennt kurz und bündig diese Realität: Christi Leib und Blut. In den drei folgenden Fragen wird in unübertrefflich schönem Parallelismus die Frucht des Sakraments bezeichnet: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Von der Substanz schweigen sie. Der große Katechismus läßt gerade wie bei der Taufe das Wasser, so beim Abendmale Brot und Wein in Gottes Wort und Gebot gefasset sein und führt den Saz Augustins weiter aus: komt das Wort zum Elemente, so wirds ein Sakrament. Und vor Allem die Concordienformel entwickelt weiter, daß durch das allmächtige Wort mit der irdischen Substanz die himlische sich einigt.

Was das Wort betrifft, so ist gegen eine unrichtige Auffassung Verwahrung einzulegen. Man findet nicht selten die Ansicht ausgesprochen, dieses Wort, das das Sakrament zum Sakramente macht, sei nichts Anderes, als das Wort des Evangeliums selbst von der sündenvergebenden Gnade, angewandt auf und bestätigt für den einzelnen Gläubigen.*) Man sagt, „eine bloße Handlung kann als solche unser inneres Leben gar nicht erreichen." „Das hinzukommende Wort ist es, welches das Sakrament über den Misverstand und den Misbrauch des Opus operatum hinaushebt." Immer die alte Scheu vor dem Magischen, vor Wirkungen, die durch die Leiblichkeit vermittelt werden! Wir müssen Protest dagegen erheben, als hätten die Reformatoren mit dem „Worte" im Sakrament nur die allgemeine, aber auf den Einzelnen angewandte Heilspredigt gemeint. Allerdings hat es den Anschein, als bezeichne das „Für euch gegeben" des kleinen Katechismus vorzugsweise die Application auf den Einzelnen, und die ist ja auch eine Hauptsache. Trozdem sind wir gewiß, daß Luther mit den „Worten, so da stehen", und welche „neben dem leiblichen Essen und Trinken als das Hauptstück sind im Sakramente", ganz besonders das schöpferische Allmachtswort des Herrn gemeint hat, welches, bei der Einsetzung gesprochen und mit seiner Kraft durch die ganze zeitliche Entwickelung der Kirche fortwirkend, eben die himlische Substanz im Sakramente zu erzeugen bestimt ist. Dies anzunehmen nötigt uns die Darstellung aller nachfolgenden Symbole und aller rechtgläubigen lutherischen Kirchenlehrer. Hat Luther das im kleinen Katechismus nicht besonders betont, so wurde es als selbstverständlich von ihm vorausgesezt, während es ihm vorzugsweise darauf ankam, auf die praktische Seite, die Aneignung von Seiten der Einzelnen, das vornehmste Gewicht zu legen. Bei jener Auffassung des „Wortes" komt aber nichts heraus, als das oben als specifisch reformirt bezeichnete verbale Vorhandensein der himlischen Substanz, nimmer die dem Abendmale eigentümliche reale Prüfung des Leibes und Blutes Christi.

Hier ist der Siz des Mysteriums, und es liegt nahe zu fragen, ob es denn erlaubt sei, über dieses Mysterium weiter zu forschen und zu grübeln. Aber was einmal in die Erörterung eingetreten ist, läßt sich nicht todtschweigen. Die Concordienformel selbst geht uns voran mit manchen Versuchen, das Mysterium zwar nicht zu erklären, aber doch vorstellbar zu machen.

(Schluß folgt.)

---

*) So äußert sich noch neuerdings Dr. Düsterdieck, bisher Studiendirector in Loccum. Studien und Kritiken 1865. IV.

Nachrichten.

Hessen-Darmstadt. Union oder Confession?

(Schluß.)

Was ist nun zu thun? — In den meisten Ländern existiren jezt factisch drei Confessionen neben einander; es sind da lutherische, reformirte und unirte Gemeinden. Diese durch die Union entstandene Dreiteilung kann man sehr unbequem finden, zumal man ja das Gegenteil gewollt hat, aber man kann sie nicht leugnen. Die einfachste Gerechtigkeit wie die kirchliche Weisheit erfordern darum volle Beachtung dieser Dreiteilung. Suum cuique! Einer jeden Confession ihr Recht, ihr gesondertes Regiment, ihre gesonderten Ordnungen, Gesangbücher und Katechismen, ihre dem besonderen Bekentnis zugethanen und darauf verpflichteten Pfarrer und Lehrer!

Ist denn wirklich eine solche friedliche Scheidung so schwer, wie oft behauptet wird? Wir können uns davon nicht überzeugen. In der Heimat des Referenten steht dem nichts entgegen — als der dem Unionismus eigne Mangel an Gerechtigkeit und der üble Willen, wol auch der Mangel an rechter Erkentnis. Von jeder Gemeinde des Landes ist es rechtlich und amtlich festgestellt, ob sie lutherisch, reformirt oder unirt ist; es hat nicht die geringsten Schwirigkeiten, einer jeden Confession ihr Recht zu geben. Eins nur ist hierbei von größter Bedeutung: man muß den Schwerpunkt der Kirchenleitung nicht, wie bisher, in die büreaukatischen Consistorien legen, sondern in die mehr persönliche Stellung der Superintendenten. Es gehört nur ein klein wenig Organisationstalent dazu, die Superintendentur-Sprengel practisch und mit sorgfältiger Berücksichtigung der confessionellen Verhältnisse abzugränzen. Eine über den Superintendenten stehende Kirchenbehörde, die nach solcher Umgestaltung natürlich sehr an Bedeutung verlieren würde, ist auch nicht schwer herzustellen. Man müßte nur unter Benutzung unserer sehr entwickelten Verkehrsverhältnisse Pastoren der verschiedenen Confessionen ins Kirchenregiment ziehen, resp. einige der Superintendenten damit betrauen. Auch die Eisenbahnen müssen dem Herrn dienen, wie einst das Schifflein Petri. So würde es ein Leichtes sein, jeder Confession ihr besonderes Regiment zu geben, ohne irgend bedeutende Geldmittel dafür aufzuwenden. — Die innerlichen Angelegenheiten würden wesentlich von den Superintendenten geleitet, die zur Erhaltung der Einheit und Gleichmäßigkeit, wie zum Austausch ihrer Erfahrungen leichtlich alle Jahre zu einer Synode zusammentreten könten. — Wären die drei Confessionskirchen so friedlich und ehrlich getrent, so würde es dann keine Schwirigkeiten haben, in besonderen Fällen zu gemeinsamem Wirken zusammenzutreten.

Wir vermögen nicht einzusehen, weshalb eine ähnliche Ordnung nicht auch in Preußen mit seinen neuen Territorien herzustellen sein sollte, wenn wir auch zugeben, daß dort manche Schwirigkeiten zu überwinden sein würden, die anderwärts nicht in dem Maße existiren. Schwirigkeiten bieten aber auch die gegenwärtigen Verhältnisse mehr als genug. Dagegen läßt sich in einem großen Lande auch Manches wieder leichter ordnen, insbesondere ist es hier nicht schwer, drei Kirchenräthe oder Consistorien zu bilden.

Zunächst würde der Confessionsstand jeder Gemeinde und jedes Pastors festzustellen sein, wobei ja mit aller möglichen Schonung der Personen verfahren werden kann. Solche Umgestaltungen werden ohnehin nicht über Nacht fertig und gehen freilich auch nicht ohne manches Schmerzliche ab. Die Existenz einer unirten Confession ist hierbei natürlich zu berücksichtigen, weil sie nicht geleugnet werden kann. — Hierauf wären auch hier Superintendentur-Diöcesen abzugränzen nach localen und confessionellen Verhältnissen, nicht zu groß, um von einem Manne übersehen werden zu können, und nicht zu klein, weil sonst das kirchliche Leben eingeengt werden würde. — Jeder Confessionskirche würde dann ihr Regiment zu geben sein, welches nach Bedürfnis zusammengesezt werden müßte; vielleicht würde es sich empfehlen, den verschiedenen Kirchenbehörden verschiedene Residenzen anzuweisen. — Dann würde es auch kein Bedenken haben, wenn für bestimte, wirklich gemeinsame Fragen die drei Kirchenbehörden in gemeinsame Berathung träten. Die Itio in partes, also der gerade entgegengesezte Modus, hat sich nicht als practisch bewährt, wie das auch ganz in der Natur der Sache liegt. Auf diese Weise würde jeder Confession und jedem Einzelnen sein unverkürztes Recht zu Teil und so würde auch der fortwährende Hader leicht aufhören. Es ist eine sehr unnötige Furcht, daß mit der Neubelebung des confessionellen Bewußtseins auch der alte Streit aufwachen werde. Der Zug unserer Zeit ist ein anderer, besserer. Nach friedlichem Wirken und Bauen, nach einem Wetteifer in Werken der Liebe geht er, nach immer tieferer Erforschung des Gotteswortes, nicht nach unfruchtbarem Gezänke. Eine solche friedliche Scheidung des einmal innerlich Getrenten nimt die Ursache vieler Streitigkeiten hinweg und viele Kräfte, die sich jezt abraufen im Kampfe für das Recht und die Existenz der Confessions-Kirche, würden dann andere Verwendung finden. Es könte dann jede Kirche sich im Frieden bauen und die ihr eigentümlichen Gnadengaben verwerten. Dadurch würde die wahre Union viel mehr gefördert, als durch das äußerliche Zusammengehen und die ohne Ungerechtigkeit nicht zu vollziehende äußerliche Vereinigung. — Wir sehen nirgends unüberwindliche Schwirigkeiten in dieser Anordnung und sind vollkommen gewiß, daß jede Gestaltung, die den rechtlichen und factischen Verhältnissen nicht gerecht wird, verderblich und unhaltbar ist. Es wird der Kampf fortdauern, bis eine klare Entscheidung gewonnen ist. Wir haben's in der Politik erlebt. Die höchst unnatürliche und künstliche Union zwischen Preußen und Oestreich im Bundestage ist immer unhaltbarer und unerträglicher geworden, bis sie in unserer, nach klaren und entschiedenen Verhältnissen hindrängenden Zeit zerrissen ist, um hoffentlich nie wieder in alter Weise geschlossen zu werden. Nun kann jeder der beiden Staaten die ihm eigentümliche Mission erfüllen, und je mehr dies geschieht, desto leichter kann dann in einzelnen Dingen auch ein gemeinsames Handeln eintreten. — Wo ist der Mann, der auch in unsre kirchlichen Verhältnisse endlich einmal Klarheit bringt und mit kühner Hand die einmal vorhandenen Parteien scheidet, die durch gezwungene Vereinigung nur zu Zwiespalt und Streit gedrängt werden, und allein durch ehrliche Scheidung zum Frieden und zu schließlicher Einigung gelangen können?

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 17. April. № 31.

Sele geh nach Golgatha.

So klang es in mancherlei Weise und mehr als jezt durch die deutsche Dichtung des Mittelalters und der späteren Zeit. Wie oft mag ein Walter von der Vogelweide im Geiste dorten geweilt sein, der Dichter der Gottesminne, der, als er endlich „die liebe Reise" machen durfte, sein herliches und doch so einfaches Kreuzlied (im J. 1228) sang:

1. Nun erst leb ich gern auf Erden,
seit mein sündig Aug' dich sah,
heil'ges Land! Gepriesen werden
soll was Großes da geschah!
Mir geschah, was ich je bat:
ich bin kommen an die Statt,
die in Menschheit Gott betrat!

2. Schöne Lande, reich und hehre,
was ich deren hab gesehen,
du bist doch ihr aller Ehre,
was ist Wunders hier geschehen!
Daß 'ne Magd ein Kind gebar
hehr vor aller Engel Schar,
war das denn nicht wunderbar?

3. Hier ließ sich der Herre taufen,
daß die Menschheit reine sei;
hier ließ er sich auch verkaufen,
daß die Knechte würden frei.
Ohn sein Speer und Kreuz und Dorn
wären immer wir verlor'n,
sie sind aller Feinde Zorn!

4. Von hier fuhr der Sohn zur Hölle
ans dem Grab, darin er lag,
dem der Vater war Geselle
und der Geist, den Niemand mag
scheiden; eins sind alle drei,
immerdar bleibt es dabei,
daß Gott nicht zu scheiden sei.

5. Durch ihn kam der Feind in Schande,
kein Kaiser siegte baß im Streit,
fuhr dann wieder her zu Lande.
Da begann der Juden Leid,
daß Er ihre Hut durchbrach,
auferstand am dritten Tag,
den ihr' Hand doch schlug und stach.

6. In dies Land hat er gesprochen
einen wehevollen Tag,
da die Wittwe wird gerochen
und die Waise klagen mag
und der Arme die Gewalt.
Alte Schuld wird dann bezahlt,
wol ihm dort, der hier entgalt!

7. Juden, Christen, wie die Heiden
sagen, daß ihr Erbe sei
dieses Land. Gott muß entscheiden,
Er, durch seinen Namen Drei.
Alle Welt die streitet her,
doch wir haben die Gewähr,
Daß dies Land uns zugehör.

Ein anderer Sänger, Meister Rumeßland genant, singt in seinem schönen Liede: „Christ, gib Friede":

Herr, durch den Freitag sind wir einstens frei gegeben,
dein Blut uns Alle kaufte frei, dein Tod gab uns das Leben.
Von Todes Herschaft sind wir nun gefreiet.
Dein Ostermorgen nimt die Furcht dem Grab,
er brachte Licht und friedereichen Trost hinab,
dein Ostermorgen alle Welt erfreuet.
Viel süßer Gott, dein Arbeit laß an uns doch nicht verloren sein,
gib allen Königen und Fürsten solchen Mut,
daß in der Christenheit der Friede werde gut,
in dieser Welt will Friede nicht gedeihn.

Es ist derselbe Dichter, von dem das folgende, „Christ Kaiser, Herzog und Bischof" überschriebene Lied herrührt:

Der für uns starb, für uns erstanden ist,
der Kaiser, Herzog, Bischof Jesus Christ,
auf einen Tag er alles das vollbrachte.
Er war ein Kaiser, da er trug
die Marterkrone, als man ihn mit Dornen schlug;
er war ein Herzog auch, wie ich erachte,
da er dem Herrn zog voran
bis an die Zeit, da ihn umfing das Sterben

für unsre Not, freiwillig war's gethan,
er wollt um uns in seiner Liebe werben.
Er war auch Bischof zu der Stund,
er opferte für uns den Leib, so wund —
Dreifaltger Fürste, laß uns nicht verderben!

Neben diesen eigentümlich deutsch gefärbten Liedern tönt die Klage des heil. Bernhard durch die Jahrhunderte. So wird die Klage „Zu dem Antliz" im 14. Jahrh. also wiedergegeben:

1. Dich grüß ich, aller Ehren Fürsten,
nach dem die reinen Herzen dürsten.
Schau auf mich, der mit Verlangen
möchte deine Gnad empfangen,
in deiner Lieb entzünde mich!
Reines Antliz, hoch gezieret,
über alle Kunst formiret,
alle Farbe ist entwichen,
rote Wangen sind erblichen,
des Himmels Bürger fürchten dich.

2. Kraft und Farbe sind entschwunden
von dem Schmerze tiefer Wunden,
Tod dir aus den Augen blicket,
Stärk und Macht ist gar zerknicket,
wo ist Schöne und Gestalt?
So verstellet, so verwandelt,
so gemordet, so mishandelt!
Deiner Lieb ein wahres Zeichen
wolltest du mir heute reichen
mit Genaden mannigfalt.

3. Herr, in deiner Marter Ehre
Schau dein Schäflein Hirt, so hehre,
der aus seinem Mund mir schenket
Honigseim, mit Milch getränket
mich ob aller Welten Lust.
Nicht verschmäh' den schnöden Armen,
laß des Sünders dich erbarmen,
neige dich, wenn ich nun sterbe,
zu mir, daß ich Gnad erwerbe,
zieh mich an die reine Brust!

4. Deiner großen Marter Härte
wäre gern ich ein Gefärte;
stürb ich unter Kreuzesfahn,
des Kreuzes Freund, und zöge dann,
Jesu, fröhlich hin zu dir!
Deinem bittern Tod und Wunden
sag ich Dank zu allen Stunden.
Du bist, Jesu, gegenwärtig,
mach mich, Herre, zu dir fertig,
wenn ich sterbe, sei bei mir!

5. Wenn ich zieh aus dem Elende,
scheid dich nicht von mir und sende
starken Trost für alle Schrecken!

Komm dann, Herr, heiß mich erwecken
durch die Kraft der Gnade dein!
Wenn du willst, daß ich verscheide,
so erscheine mir im Leide,
o du Freund in allen Nöten,
zeig am Kreuze dich und treten
laß mich zu den Freuden ein! Amen.

In ergreifender Weise wird die Armut des Herrn gepriesen. Während der Herr Christus im altsächsischen Hêliand noch als ein reicher Fürst von Burg zu Burg zieht, von reisigen Mannen umgeben ist, sagt Konrad von Würzburg:

Du wolltest hier auf Erden sein
ein Gast und Pilger heimatlos,
war auch der ganze Himmel dein,
die Armut nimmer dich verdroß.

Bekant ist das Tauler zugeschriebene Lied von der Armut, „ein Lied, genommen aus einem uralten Büchlein von rechter Armut, so unter des Herrn Taulers Schriften gefunden ist worden. Im Ton Oh n'aurai je jamais ce que mon coeur desire. Auch durch Adams Fall u. s. w.", dabei die Worte Taulers: „Habs nit viel geändert, sondern etwas verständigere Wort dabei gebraucht." Es ist das Lied: „Hab eigen Lehn und alles Gut ganz willig aufgegeben." Der Grundton dieses, wie aller Taulerschen Lieder ist das:

Mir ist wol, ich minne dich,
hilf, daß ich verliere mich,
will mich selber gar aufgeben
und nach deinem Willen leben.

Wo ich immer komme hin,
zu dir richtet sich der Sinn,
kehre in dich immer ein,
kann nicht anders selig sein.

Von allen andern Liedern dieser Art unübertroffen bleibt das in seliger Kindeseinfalt gedichtete Lied, das sich an Gottfrieds von Straßburg Namen knüpft, aus verschiedenen Gründen aber ihm abgesprochen wird:

1. Kind, wenn dich das Glück will immer meiden,
daß dir Armut wird zu Teil am Leib und Leben,
sollst du Armut nur geduldig leiden
und dem froben Mute nicht den Abschied geben,
du sollst sie loben allezeit mit Worten und Gedanken
und daran nimmer zweifeln oder wanken,
so wirst du einst im Himmelreich für deine Armut danken.

2. Armut, wisse Kind, du traut Geselle,
wer die geduldig trägt, du magst mir sicher trauen,
den bewahrt sie vor der tiefen Hölle,
man kann am armen Leib 'ne reine Sele schauen.
Vor Gottes Zorn ist Armut eine Sühnerinne,
zwischen Gott und uns füget sie die Minne,
die kein Engel fügen kann, das nimm in deine Sinne!

3. Armut, Kind, die minnete der Hehrste
und der Erste, der da war und sein wird bis an's Ende.

Armut war sein Anfang hier zuerste,
da ihn die süße Mutter bracht in dies Elende.
Armut litt er Tag und Nacht und schied so arm von hinnen,
mit Armut mußt er wieder uns gewinnen:
sieh, die mußt du minnen auch, willst du der Höll entrinnen.

Bei der lezten Strophe des Liedes gedenkt man an jenes Bild eines neueren Künstlers, wo der an's Kreuz erhöhte Herr von dieser Erde nichts mit sich genommen als die Armut, die er sterbend umfaßt, um sie dort zu Ehren zu bringen. Ist's nicht, als wenn der Künstler eben die Worte des Liedes habe darstellen wollen: „Armut, Kind, die minnete der Hehrste und der Erste"?

In den geistlichen Schauspielen des 14. Jahrh. wird das ganze Leiden des Herrn und seiner Mutter mit deutschen Farben dargestellt. Maria, wie die übrigen Personen, Johannes, Longinus, Josef von Arimathia, Pilatus — alle treten in selenvoller und charakteristischer Weise auf. So sagt Maria:

Hebt eure Augen in die Höh!
Sah man solch eine Marter je?
Nun merket Marter, Not und Tod
und all der Leib von Blute rot!
Laßt leben doch den Herren mein
und tödtet mich, die Mutter sein,
Maria, mich viel armes Weib!
Was soll mir Leben noch und Leib!

Longinus, der Kriegsknecht, indem er dem Herrn in die Seite sticht, thut hier nur eine That des Mitleids:

Ich will ihm stechen das Herze sein,
daß ende sich der Marter Pein.
Dies ist des wahren Gottes Sohn,
Er hat ein Zeichen an mir gethan,
Durch ihn ich wieder sehen kann.

Josef von Arimathia, der im Gekreuzigten den Sohn Gottes erkent und ihm „Königes Ehre" wünscht, wendet sich an Pilatus, den Richter, mit seiner Bitte, ihm die geraubte Ehre wenigstens im Tode geben zu dürfen; er spricht in edler deutscher Freimütigkeit zum ungerechten Richter:

Jesus von Gottes ewger Art,
ein Mensch ohn alle Sünde,
der ohne Schuld gemartert ward,
daß ich ihn also finde
genagelt an das Kreuze hoch,
das ist nicht Königs Ehre:
Drum sollt ihr mich ihn lassen doch
bestatten, Richter hehre.

Pilatus:
Wer redlich solche Ding begehrt,
begehrt nicht über Maßen,

er werde solcher auch gewährt!
Du bittest, dich zu lassen
bestatten deinen Jesum Christ,
das mag ich wol erfüllen;
weil dir so lieb der Todte ist,
nimm ihn nach deinem Willen.

Ergreifend sind die Marienklagen in diesen Passionsspielen. So klagt einmal Maria:

Johannes lieb, nun höre mich,
da ich niemand hab als dich,
hilf mir heute weinen.
Große Klage wär mir not.
Daß mein Kind ist leider todt,
klag ich dir alleine.
Drum hilf klagen mir mein Kind!
Alle Andern, die hier sind,
wollen ihn nur richten.
Daß er sei ein böser Wicht
sagen sie und wissen nicht,
daß er sie wird richten.
Wehe wer
hat den Speer
ihm in's Herz gestochen!
Wer hat dir
und auch mir
so das Herz gebrochen!

Johannes: Liebe Muhm und Mutter mein,
laß die Klage, Frau, sein
und das tiefe Wehe!
Wär'n wir doch verloren gar,
reine Mutter, das ist wahr,
wenn es nicht geschähe.
Litt er nicht die große Not,
diesen bitterlichen Tod,
wär'n wir All' verloren.
Diese große Todesnot
freie Liebe ihm gebot,
eh er ward geboren.
Frau, sein Blut
ist so gut,
nun kann nichts uns fehlen:
laß so sein
diese Pein,
weh sonst allen Selen!

Der leidende Herr ruft der Mutter, die zum Kreuzesstamme gewendet klagt: „Kreuzes Ast, nun neige dich, zu dir sollst zu ziehen mich zu meines Kindes Herzen", die Worte zu:

Sieh Mutter, sieh, dein Kind bin ich,
Johannes dem befehl ich dich.
Mutter, laß die Klage dein,
dein Sohn soll nun Johannes sein,
er sei dir was ich dir gewesen,
so mögt ihr beide wol genesen.

So ziehen sich wahre und tiefe Züge des reinen deutschen Familienlebens durch diese Passionsspiele, Züge, welche der Einfachheit und Großartigkeit der evangelischen Erzählung keinen Eintrag thun, wol aber die Innigkeit des deutschen Gemüts offenbaren, für welches keine größere Geschichte auf Erden war, als die des Leidens und Sterbens des Herrn. Wer sich überhaupt an dem leidenden Christus nicht ärgert, wird sich auch an diesem Christus der deutschen Dichtung nicht ärgern.

Auch das Volkslied des 15. und 16. Jahrh. offenbart neben der Kraft und dem „kecken Wurf", der ihm eigen ist, die eigentümlich deutsche Innigkeit der Auffassung; so in dem „Oelbergruf":

1. Da Gott der Herr zur Marter trat,
wie schön er seinen Vater bat.
2. Er kniete nieder auf einen Stein
und betet zu Gott dem Vater sein.

3. Er betet betrübt zum Tode tief,
bis ihm 'ne Stimm vom Himmel rief:
4. „Willst du des Kelchs überhoben sein,
so muß die Welt des Teufels sein."
5. „Und soll die Welt verloren sein,
eh' will ich leiden groß Jammer und Pein."
6. „Und willst du leiden groß Jammer und Pein,
so soll die Welt dein eigen sein."
7. Maria war um ihr Kind in Sorgen,
sie sucht es bis auf den andern Morgen.
8. „Liebster Freund, Johannes mein,
hilf mir suchen mein Kindelein."
9. Sie ging durch die Gassen breit und eng,
sie fand der Juden ein groß Gedräng.
10. Maria ging unter die Juden hinein,
sie fand ihr liebes Kindelein.
11. Sie sah ihn stehn in großer Not,
sein Leib war ihm von Blut so rot.
12. Maria sah ihr Kindlein an:
„wie haben dir die bösen Juden gethan!"
13. Was sezten sie ihm aufs Haupt im Zorn?
Ein' Kron, ein' Kron von scharfem Dorn!
14. Er trug ein Kreuz, war also schwer,
Maria sah's und weinte sehr.
15. Maria unter das Kreuze ging,
ihr liebes Kind am Kreuze hing.
16. Maria gar heiße Thränen weint
und auch Johannes, der liebe Freund.
17. Maria sprach: „O liebes Kind,
wie bleich dir deine Wangen sind!
18. Deine Wangen bleich, dein Mund verdorrt!
O liebes Kind, sprich nur ein Wort!"
19. Jesus am Kreuz schwieg stille gar,
Maria von Leid umfangen war.
20. Nun höret, wie der Herre spricht,
als er auf sie sein Auge richt't:
21. O Weib, so bitterlich nicht wein,
dein Sohn soll nun Johannes sein.
22. Johannes, liebster Diener mein,
laß dir mein Mutter befohlen sein.
23. Und führ sie von dem Kreuz hintan,
daß sie nicht seh' mein Marter an!
24. Mein Marter währt gar lang jetzund,
sie währt bis auf die neunte Stund.
25. Mehr als mein Marter thut mir weh
die Mutter, die ich weinen seh.
26. Ihr heißes Weinen geht durch's Herz
mehr als der tiefen Wunden Schmerz.
27. Laß dich doch ihr Leid erbarmen,
stütze sie mit deinen Armen!
28. Da Jesus am Kreuz gestorben war,
sie brachten ihn Marien dar.
29. Sie nahmen ihn von dem Schoß herab,
sie legten ihn in ein neues Grab.
30. Bis an den dritten Tag er lag,
Christ stand auf am Ostertag.
31. Also der Herr erstanden ist,
zu Schanden ward der Juden List.
32. Zu Trost der armen Christenheit,
drum loben wir Gott in Ewigkeit.
33. Also hat dieser Ruf ein End,
Gott sei bei uns am lezten End!

Neben diesen Liedern gehen hohe Dank- und Preisgesänge für die Leiden der Karwoche durch die Jahrhunderte. Die vorstehenden Lieder verlieren an ihrer eigentümlichen Kraft bei jeder Uebersetzung in die neuhochdeutsche Sprache. Dennoch sind sie hier aus naheliegenden Gründen so wiedergegeben. Wer den ganzen vollen Genuß haben will, dem ist er bereitet in dem noch nicht zum Abschluß gekommenen Werke Wackernagels: das deutsche Kirchenlied. Hier wird das höchste geistige Besiztum unseres Volkes vor uns ausgebreitet. Mit innigem Danke und hoher Freude nehmen wir jede neue Lieferung des Werkes zur Hand, dem wir weite Verbreitung wünschen möchten! Grade in den Festzeiten der Kirche werden wir an diesen Liedern nicht nur die ewigen Thatsachen des Heils nacherleben lernen, sondern auch in der wahrsten, geschichtlichen Weise in den Geist der deutschen Vorzeit eingetaucht und am Ende versöhnt mit dem vielgeschmähten „finsteren Mittelalter", mit dem wir immer noch loben dürfen:

1. Wir danken, lieber Herre, der bittern Marter dein,
daß du uns erlöset von der ewgen Pein.
Durch deine heilgen Wunden, durch dein Blut so rot
hast uns, Herr, gewonnen von dem ewgen Tod.
2. Unsre großen Sünden und schwere Missethat,
den wahren Gottes Sohn an's Kreuz geschlagen hat,
drum wir den armen Judas, dazu der Juden Schar
nit heftig dürfen schelten, die Schuld ist unser gar.
3. Drum danken wir dir, Christe, der bittern Marter dein,
daß du uns erlöset von der ewgen Pein,
durch deine heilgen Wunden, durch dein Blut so rot
hast uns, Herr, gewonnen von dem ewgen Tod.

Unter dem Kreuze auf Golgatha ist schon mancher Haß geschwunden, vielleicht versöhnt man sich da auch mit dem verhaßten deutschen Mittelalter.

P. A. Fr.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 20. April. № 32.

Das Geheimnis des Altarsakramentes.

(Schluß.)

Auf Grund ihrer Lehre von der Person Christi lehrt sie eine (verklärte) Leiblichkeit des Herrn, die mit seiner göttlichen Natur unauflöslich und auf ewig verbunden ist, die daher an der Ueberall-Gegenwärtigkeit Gottes Teil hat und kraft des göttlichen Allmachts- und Liebeswillens sich mitteilen kann, wo und an wen es ihr gefällt. Sie sucht dies zu erläutern durch die Analogien von Licht und Schall. „Wie Klang oder Ton durch Licht und Wasser oder Brett und Wand fährt, und ist, und auch nicht Raum gibet noch nimt. Oder wie Licht und Hitze durch Luft, Wasser, Glas, Krystall und dergleichen fähret, und ist, und auch nicht Raum nimt noch gibet." Neuere ziehen die Analogien vom Magnetismus und electrischen Fluidum heran. Da wird ein voller Ernst gemacht mit der übersinlichen und doch realen Substanz, deren Träger die irdischen Zeichen sind. Kahnis nante die verklärte Leiblichkeit Christi etwas zwar Unsinnliches, aber doch vollkommen Reales. Die göttliche Allmacht und Liebe vereinigt diese Leiblichkeit nicht nur immerdar in dem Abendmal der Kirche mit den Elementen, vermöge des fortwirkenden Einsetzungswortes, sondern auch bei der ersten Stiftung konte der Herr sie mitteilen und hat sie den genießenden Jüngern mitgeteilt. Darum lehrt dann unsre Kirche die mündliche, aber nicht fleischliche (capernaitische) Nießung, den Genuß der Ungläubigen sowol wie der Gläubigen.

Zur Voraussetzung und Bedingung hat die sakramentale Union ordnungs- und stiftungsgemäße Feier des Abendmals. Nur wo es der Absicht und der Einsetzung des Stifters gemäß gefeiert wird, kann sie eintreten. Wir können nicht im Sinne der katholischen Kirche die Intention des Administrirenden als unerläßliche Bedingung anerkennen: wie könte man sonst je sicher sein, daß das wahre Abendmal gehalten werde? und wie sollte der Herr an die Absicht eines Menschen sich binden oder durch das Thun eines elenden Heuchlers sein Werk zu nichte machen lassen? Aber so gewiß der Glaube des Administrirenden und der Communicireuden für Jenen und für Diese Bedingung der Heilswirkung ist, ebenso gewiß ist der Gehorsam gegen des Herrn Gebot, die stiftungsmäßige Verwaltung Bedingung der Integrität des Abendmals. Nach fester kirchlicher Lehre und Praxis gehören dazu die drei Stücke: Consecration, Distribution und Sumtion.

Die Consecration hat zwei Momente: Gebet, wodurch Brot und Kelch zu „gesegneten" werdeu, und Erklärung, daß das Abendmal des Herrn soll gefeiert werden. Jenes ist teils Dankgebet, Eucharistie, Eulogie, teils Bitte um Empfang des geistlichen Segens, und ausgesprochen wird es teils durch das Vaterunser (nach einigen Kirchenordnungen vor, nach andern nach den Einsetzungsworten), teils durch die die göttliche Herlichkeit preisende Präfation. In der Erklärung aber oder Erzählung, in der Recitation der Einsetzungsworte liegt der Nerv der Consecration. Der äußere Ritus dabei kann mehr oder weniger sachentsprechend sein, wesentlich ist er nicht. Die Elevation, wenn sie nicht an päpstliche Misbräuche erinnerte, das Brotbrechen, wenn es nicht von gewisser Seite zur gesezlichen Notwendigkeit gemacht werden wollte, oder auch, was von beachtenswerter Seite empfohlen ist, das Ausgießen des Weines aus der Kanne in den Kelch, selbst das Kreuzeszeichen über den Elementen, dies Alles sind begleitende Aeußerlichkeiten, die den Kern der Sache nicht afficiren. Der liegt in dem der Kirche befohlenen Worte Christi, dem Worte seiner Allmacht und Liebe, dadurch die Handlung erst zum Sakramente wird. Wenn Gerhard sagt, dieses Wort sei nicht eine magica incantatio, eine Zauberformel, durch welche Brot und Wein verwandelt würden, sondern der wirkungsvolle, von Christi eigener Einsetzung her der Kirche anvertraute Heiligungsspruch, so ist das vollkommen richtig. Nur soll man Gerhard nicht so verstehen, als hätte er mit der Abweisung des Magischen die übernatürliche Kraft und Wirkung leugnen wollen. Auch an das Gebet überhaupt hat Gottes Barmherzigkeit übernatürliche Wirkungen geknüpft. Man hat in gewissen theologischen Regionen eine unglaubliche Scheu vor dem Magischen, als wäre die Annahme, daß der Herr sein Thun durch Anwendung der von ihm selbst dargebotenen Mittel bestimmen ließe, eine Beleidigung Gottes — oder auch der menschlichen Würde und Vernunft. Die davor so sehr sich ängstigen, machen es ähnlich wie Planck in seinem Pfarrer von S. In diesem in vieler Hinsicht trefflichen Buche kommen viele Gebete vor; jedes Gebet wird erhört, aber auch bei jedem nachgewiesen, daß die Erhörung durch den Einfluß des Gebetes auf den Betenden selbst oder auf Andere bewirkt worden ist. Es sei ferne behaupten zu wollen, daß Planck damit den Willensact des

erhörenden Gottes habe leugnen wollen; aber jedenfalls sucht er zu zeigen, daß auch ohne diesen Willensact der Erfolg eingetreten sein würde. Das ist der unselige Pragmatismus, der am Ende den Menschen auf sich selbst stellt und Gott aus der Welt hinausbringt. Wir finden keine Erniedrigung Gottes darin, wenn er in seiner göttlichen Herablassung dem Menschen die Macht verleiht, seinen Willen zu bestimmen, und die Consecration ist uns darum keine magische Zauberformel, wenn der Herr es so geordnet hat, daß, wo sie gesprochen wird, seine Gegenwärtigkeit in ganz eigentümlicher Weise eintritt. Uebrigens bleibt es bei der Verwahrung der Concordienformel: „Nicht unser Werk, nicht unser Aussprechen, sondern Christi Befehl und Anordnung macht, daß zum Brote der Leib, zum Kelche das Blut des Herrn hinzutritt."

Zu der Consecration tritt als zweites und drittes die Distribution und Sumtion hinzu. Erst in ihrer Verbindung machen sie das aus, was die Dogmatiker die „Form", d. h. den vollständigen, richtigen Vollzug des Sakramentes nennen. Fehlen die beiden lezten, so kann wol eine römische Messe, nicht aber ein wahres Abendmal gedacht werden. Denn dessen Wesen schließt ja das Ausgeteiltwerden und Genossenwerden notwendig ein. Aus dem rechten Verstande der Consecration ergibt sich übrigens, daß die Formel, mit welcher die Elemente ausgeteilt werden, nicht zu den gleichgiltigen oder Mitteldingen gehört. Ist jene das Allmachtswort, durch welches die Gegenwärtigkeit Christi vermittelt wird, so kann die lutherische Kirche die unirte Spendeformel: Christus spricht, das ist mein Leib — sich nicht gefallen lassen. Es wäre das gerade so, als wenn der Act der Taufe begleitet würde mit den Worten: Christus spricht: Gehet hin — und taufet sie im Namen u. s. w. Der Administrirende ist dazu gesezt, daß er im Namen und an Stelle Christi verwalte und austeile, daher gehört in diesen Act nicht die Erzählung oder Recitation, die ja bei der Consecration vorhergegangen ist, sondern die Aufforderung („nehmet, esset"), die Bezeugung („das ist der Leib ꝛc."), wozu als drittes das Votum: „das stärke und erhalte dich (euch) im rechten Glauben zum ewigen Leben", oder ähnliche Worte freigelassen bleiben mögen. — In der Hinnahme (Sumtion) und dem mündlichen Genusse vollendet sich der Act. Ob der Empfangende die Elemente zuvor in die Hand nimt oder nicht, kann nur als ein Adiaphoron betrachtet werden.

Es ist die Frage aufgeworfen, in welchem Zeitmomente die eigentliche sakramentale Union, die Verbindung der himlischen mit der irdischen Substanz eintrete. In den symbolischen Büchern findet sich keine Aussage darüber und auch die alten Kirchenlehrer drücken sich in dieser Beziehung nicht bestimt aus. Die negative Bestimmung, daß außer dem stiftungsmäßigen Vollzuge des Sakraments von jener Verbindung keine Rede sein könne, findet sich überall; aber ob sie während der ganzen Feier von Anfang bis zu Ende gleichmäßig anzunehmen sei, oder auf welchem Punkte der Handlung sie verwirklicht werde, darüber finden sich weder klare noch ganz übereinstimmende Bestimmungen.

Hafenreffer und Quenstedt scheinen die Vereinigung in den Moment der Consecration zu verlegen, doch sagt der Leztere an einer andern Stelle, daß sie nicht anders als in der Distribution eintrete. Wird sie in den Augenblick der Consecration gesezt, so ergibt sich die Schwirigkeit, daß für den Fall, daß die sakramentliche Handlung aus irgend einem Grunde unvollendet bliebe, oder auch für denjenigen Teil der Elemente, welcher nicht verwandt wäre, eine Wiederaufhebung der sakramentalen Union angenommen werden müßte. Für diejenige Ansicht, welche nur von einer ideellen Union, von einer verbalen Präsenz des Leibes und Blutes Christi weiß, tritt diese Verlegenheit nicht ein. Macht man aber mit der lutherischer Lehre von der realen Präsenz Ernst, so ergeben sich allerlei Fragen, die an die casuistischen Erörterungen der Scholastiker über die dem heiligen Gebrauche entzogenen und profanirten Elemente erinnern.

Vielleicht ist die Lösung von Hollaz angebahnt, der nach dem Vorgange älterer Dogmatiker eine verschiedene Präsenz Christi im Sakramente annimt, so daß in der ganzen Abendmalsfeier der ganze Christus gegenwärtig sei und (nach Joh. 6) rein geistlich mit dem Beginn des Glaubens aufgenommen werden müsse; für den eigentlich sacramentlichen — mündlichen — Genuß dagegen die besondere Einigung der himlischen Substanz mit der irdischen eintrete. Danach möchten wir den Augenblick der Sumtion, des persönlichen Genusses, als denjenigen annehmen, in welchem die sacramentale Union sich vollziehe. Es würde sich dann Folgendes ergeben: Vermöge des göttlichen Allmachtswortes, das in der Consecration wirksam wird, ist Christi gottmenschliche Persönlichkeit während der ganzen Abendmalsfeier gegenwärtig, anders gegenwärtig, als er es seinen Jüngern allezeit und dem gläubigen Beter besonders ist, ebenso gegenwärtig, wiewol unsichtbar, wie ihn die Jünger bei der Stiftung des Abendmals in ihrer Mitte hatten. Was er aber gibt, die himlische Substanz seines Leibes und Blutes, das einigt er mit den Elementen ausschließlich im Momente des Empfangens, und jedem Empfangenden wird es vermittelt durch die mündliche Nießung. —

Schließlich noch ein Wort über die mehrerwähnten Adiaphora oder Mitteldinge. Selbstverständlich hört jeder Gebrauch auf, ein Adiaphoron zu sein, so wie er eine principielle Geltung beanspruchen will, so z. B. die Elevation und das Brotbrechen. Im Uebrigen müssen die Rücksichten auf das Wolanständige, auf Zweckmäßigkeit und Sitte entscheiden. Eine Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit in solchen Dingen stimt nicht zu der Würde des Sakraments. So sollte man es sorgfältig vermeiden, daß während der Handlung ein Mangel an den Elementen sich herausstellte, daß sie nachgeliefert werden müßten, und wo etwa solche Notwendigkeit einträte, nicht versäumen, sie durch das Kreuzeszeichen oder stilles Gebet für den Gebrauch zu weihen. — Im Allgemeinen aber steht Weitherzigkeit und penible Aengstlichkeit gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse zu dem Maße der Glaubensfreudigkeit, mit der man die Gegenwart des Herrn erfaßt hat. Wer dem Gnadenworte des Herrn mit festem Glau-

ben traut, dem macht es wenig aus — wie Hollaz sagt — „ob das Brot groß oder klein, rund oder eckicht, gesäuert oder ungesäuert, von Roggen, Weizen oder Gerste ist, ob rother oder weißer, unvermischter oder mit Wasser versezter Wein gebraucht wird" — wir können hinzusetzen, ob Altarlichter brennen oder nicht, ob der Empfangende die Elemente mit der Hand nimt oder nur mit dem Munde. Fehlt aber dieser Glaubensgehorsam, ist das Bewußtsein von der Nähe und Gegenwart dem inneren Sinne nicht aufgegangen, dann stemt und steift man sich notwendig auf die Aeußerlichkeiten, als wenn sie es wären, die das Abendmal machten, ohne die es nicht vollgiltig sein könte.

Hat unsere Kirche in diesen Stücken von jeher eine großartige Toleranz geübt, so richtet sie dagegen an jeden ihrer Diener die ernste Frage: Wie stehst denn du zu der Stiftung, die dein Herr dir zu verwalten gibt? Durchschauert dich auch das Gefühl seiner lebendigen Nähe? Hast du dich auch gehütet, diese Handlung je handwerksmäßig zu verrichten? — Und diese Frage wolle doch keiner überhören, kein Christ und vor Allem kein Diener des Herrn an seiner Gemeinde. An dieser Frage hängt das Heil der Selen.

Die Apostel von Ernst Renan, Mitglied des Instituts von Frankreich. 1866.

I.

Wer erinnerte sich nicht noch des großen Aufsehens, welches seiner Zeit das Leben Jesu von Renan machte? Welch' ein Interesse zeigten Menschen an der christlichen Religion und ihrem Stifter, welche sich bis dahin gleichgültig gegen das Christentum verhalten hatten! Für den wahren Christen war diese Erscheinung nichts Ungewöhnliches. Nur eine alte Geschichte war's. Es wurde wieder einmal klar, daß die scheinbare Gleichgültigkeit Vieler gegen das Evangelium nur eine verhaltene Feindschaft ist. Kommt nur der rechte Augenblick, dann rufen auch die Gleichgültigen aus: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile" Ps. 2, 3; dann sperren sie auch das Maul weit auf, wie Ps. 35, 21 sagt und sprechen: da, da, das sehen wir gerne." Aber wie auch das Böse unter Gottes gnädiger Leitung zum Heile dienen kan, so ist auch der Renan'sche Angriff gegen das Christentum nicht ohne Segen geblieben. Seit dem Erscheinen des Lebens Jesu von Renan, wie ernstlich hat man sich doch mit dem Leben unseres Heilandes beschäftigt, wie hat man durch apologetische Schriften und Vorträge das christliche Bewußtsein zu stärken gesucht. Sehr wahr sagt Tischendorf: „Wir können es nur willkommen heißen, daß durch den radikalen Charakter der beiden berühmtesten modernen Biographen Jesu, des Tübinger Luftbildners und des Pariser Zerrbildners die Gegensätze einer gläubigen und einer ungläubigen Stellung zu den Evangelien nnd zum Herrn selbst allenthalben geklärt worden sind. Nur die Klarheit führt zur Entscheidung.

Noch nie hat mit den Theologen auch die christliche Gemeinde, auch die gebildete Welt so angelegentlich danach gefragt: Wie steht's denn im Grunde um unsern evangelischen Glauben an den Herrn? Es ist nichts leichter als diejenigen, die selbst nicht im Stande sind, diese größte Frage der Christenheit wissenschaftlich zu ergründen, über die Wahrheit zu täuschen, sogar unter dem Scheine gelehrter, aufrichtiger Forschung. Und so komt es, daß so viele zu der Meinung gebracht worden sind, wissenschaftlich genommen stehe es schlecht, stehe es verzweifelt schlecht um das evangelische Leben Jesu. Dabei hat kaum etwas einen blendendern Schein angenommen, als die Behauptung, daß die früheste Geschichte der christlichen Kirche gegen die Aechtheit unserer Evangelien, besonders gegen die des Johanneischen Evangeliums, aus welchem die gottmenschliche Erscheinung des Welterlösers weit klarer als aus den synoptischen hervorleuchtet, ein schlagendes Zeugniß ablege. Bei Gelehrten so gut wie bei Ungelehrten Zweifel darüber erweckt, vielen sogar die Verneinung vermittelt zu haben, das gehört dem sceptischen Geiste, der in den lezten hundert Jahren zur Herschaft gelangt ist, als eine unleugbare Errungenschaft an. Dennoch gibt es in der gesamten Literatur des Altertums wenig Beispiele von einer so großartigen historischen Beglaubigung, wie sie unsere vier Evangelien, fragen wir aufrichtig danach, in der That besitzen.

Gegen den Unglauben, wie er wurzelt in der modernen Frivolität, in jener fleischgebornen Emancipation der Geister, die sich nicht mehr vom Geiste Gottes mögen strafen lassen, hat die Wissenschaft keine Waffen. Eben dieser Unglaube hat sich in Renan's Buch verkörpert; darin liegt seine Kraft, sein Erfolg; die schillernden Kleiderlappen, die er von der Wissenschaft geborgt, schlottern allzu durchsichtig um die nackten Gebeine. Hiegegen gilt es auf Grund strenger wissenschaftlicher Forschungen mit aller Entschiedenheit zu protestiren. Der Wahrheit gehört der Sieg von Gottes und Rechts wegen. Nur schwächlicher Kleinglaube könte in den Erfolgen unehrlicher Waffen, wie sie die Gegenwart aufzuweisen hat, die heilige Sache der Wahrheit gefährdet sehen. Aber wer im Dienste dieser siegesgewissen Wahrheit steht, hat es zu beweisen nach seinem besten Wissen und Gewissen." — So Tischendorf. Ein Segen dürfte es auch wohl sein, den übrigens auch die Gleichgültigen und Zweifler haben könten, wenn sie nur wollten, daß es wieder einmal klar geworden ist, wie die Zeit ein gar unbarmherziger Richter gegen alles Seichte und Hohle ist. Was ging für ein Gerede durch die Tagesblätter, als das Leben Jesu von Renan erschien; man konte kaum die Zeit abwarten, ehe es übersezt war; Ausgaben für's Volk sorgten dafür, daß das kostbare Gut nicht blos in den Händen der Wohlhabenden wäre, sondern auch zu den Unbemittelten käme — und nun? Wer spricht von Renan! Seine Apostel sind erschienen und wer beachtet sie! Es könte beinahe Mitleid erwecken, das zu sehen, wenn nicht eben doch ein anderes Gefühl in uns erregt würde. Es ist das Gefühl der Scham, daß so viele sich immerfort täuschen lassen durch eine vermeinte Wissenschaftlichkeit, daß so viele gar keinen Ekel bekommen vor der

losen Speise, und des Schmerzes, daß so viele vergessen, von dem lebendigen Wasser zu trinken, von welchem der Herr sagt: „Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, der wird ewiglich nicht dürsten; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet. Ev. Joh. 4, 14.

Doch „die Apostel von Renan" sind nun einmal da, wenn gleich von der Presse gleichgültig empfangen, vom Publikum fast mit völligem Stillschweigen aufgenommen. Der Theologe kann sie nicht ganz ignoriren. Auf den Schreiber dieser Zeilen haben sie sogar den Eindruck gemacht, als ob sie für eine Critik geeigneter wären, als das Leben Jesu. In diesem Buche ist alles so phrasenhaft, daß die Phrase darin rein zum Ekel werden kan; in den Aposteln ist doch hie und da etwas Wirklichkeit, an die sich anknüpfen läßt.

Renan schickt seinem Buche zunächst eine Critik der ursprünglichen Dokumente als Einleitung voraus, und diese Critik dürfte wol zuerst zur Beurteilung des ganzen Buches betrachtet werden. —

Renan verheißt noch ein Buch, in welchem er den Apostel Paulus, „den Repräsentanten des fliegenden und wandernden Christentums" zu schildern versuchen wird. In den Aposteln wird er die entscheidendsten Jahre in der Weltgeschichte, die Jahre von 30 bis circa 50 beleuchten. Die Monate „heiterer Begeisterung" waren vergangen seit jenem geheiligten Augenblick, wo die Leidenschaft einer Verzückten der Welt einen auferstandenen Gott schenkte. Von Jerusalem verbreitet sich das Christentum über Syrien und Antiochien. Quellen dieses wichtigen Zeitabschnittes sind die ersten Capitel der Apostelgeschichte, die lezten Capitel der Evangelien und besonders die Briefe Pauli. Renan prüft zuerst diese Urkunden. „Beinahe alle Gelehrten, welche bei der Geschichte der Theologie die vernunftgemäße Methode anwenden, weisen das vierte Evangelium nach allen Seiten als apokryphisch zurück." Leider sieht Renan sich nicht in der Lage, diese „vernunftgemäße" Methode anzuwenden, denn er nimt in Summa die vier kanonischen Evangelien als ächt an. Die Worte Christi im ersten Evangelium sind durchaus ächt; alles dagegen, was geschichtlich in demselben ist, das ist Legende, oft von ziemlich schlaffem Umrisse. Das Evangelium Marci ist fester, bestimter, mit weniger später hinzugekommenen Fabeln überladen. Das Werk des Lukas ist eine Urkunde aus zweiter Hand; die Erzählung darum gereifter, durchdachter; doch manches Uebertriebene und Gefälschte auch. In seinem Evangelium hat Johannes schon einen Jesum beschrieben, wie er ihn sich denkt. „Unsere Erinnerungen bilden sich mit allem Uebrigen um; das Ideal einer Person, welche wir gekant haben, ändert sich mit uns." —

Das ist Renans Urteil über die Evangelien. Ein Urteil über dies Urteil ist leicht. Wo dem Schreiber des Lebens Jesu die geschichtliche Urkunde nicht paßt, da enthält sie Legenden und Fabeln; wo die Aussprüche Christi nicht mit dem Christus, wie ihn Renan denkt, harmoniren, da sind sie übertrieben und gefälscht. Allerdings eine recht bequeme Art, Geschichte zu treiben und zu schreiben. Man construirt vorher die Geschichte und will die Urkunde mit dieser Construktion nicht passen, dann ist die Urkunde Fabel oder Unsinn. Unsere Zeit zeigt genugsam, daß auch Profanscribenten diese Methode ebenso angenehm wie bequem finden. „Johannes hat sich ein Bild von Christo gemacht, wie Plato vom Sokrates; er hat ihm zugeschrieben, was er selbst für wahr hielt" sagt Renan weder neu noch wahr. Mit Recht sagte schon Schelling: „Am auffallendsten ist immer der Contrast gewesen zwischen den drei ersten Evangelien und dem des Johannes, wiewol stellenweise das paulinische Evangelium des Lucas sich dem Johanneischen nähert. Man hat unmöglich gefunden, daß beide Erzählungen gleich wahr sein können. In neuerer Zeit ist an das naheliegende Aehnliche bei Sokrates erinnert worden; denn kaum kann der Christus des Evangelisten Markus und bei Johannes verschiedener sein, als der Sokrates des Xenophon und des Platon. Aus der großen Verschiedenheit auch dieser im Wesentlichen gewiß gleich wahren Darstellungen folgt weiter nichts, als daß Sokrates groß genug war, die ganze Distanz zwischen der xenophontischen und platonischen Darstellung auszufüllen. Die wahre Größe besteht in der Herablassung, in der Fähigkeit bis zu den tiefsten Standpunkten herabzusteigen, ohne seiner Hoheit zu vergeben."

Zum Glück läßt sich übrigens mit Bestimtheit sagen, daß das Leben Jesu von Renan schwerlich der Nachwelt sagen wird, wie das Mitglied des Instituts von Frankreich den Heiland construirt hat. Das glaubt freilich Renan selbst, daß er von der Nachwelt vergessen wird, aber nicht weil seine Schriften seicht seien, sondern weil dann die Irtümer, gegen die er heute kämpft, geschwunden sein würden. Er sagt mit großer Selbstgefälligkeit: „Diejenigen, welche die Magie und die gerichtliche Astrologie im 16. und 17. Jahrhundert widerlegten, haben der Vernunft einen unermeßlichen Dienst geleistet, und doch sind heute ihre Schriften unbekant; ihr Sieg selbst hat sie vergessen lassen."

„Die Apostelgeschichte und das dritte Evangelium bilden ein sehr gut verfaßtes Werk, welches mit Ueberlegung und selbst mit Kunst verfaßt durch eine Hand und zwar einem strengen Plane gemäß geschrieben ist." Renan nimt es als wahrscheinlich an, daß die Apostelgeschichte in Rom geschrieben ist und hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Lukas den Flavius Clemens gekant, vielleicht sogar von seiner Familie war. Seine Worte sind so eigentümlich und werfen ein solches Licht auf seine ganze Anschauungsweise, daß sie zum Verständnis angeführt werden müssen. „Einige Andeutungen führen zu der Vermutung, daß die Apostelgeschichte in Rom geschrieben worden sei. In der That sollte man meinen, daß die Grundsätze der römischen Kirche auf dem Verfasser gelastet haben. Diese Kirche hatte von den ersten Jahrhunderten an den politischen und hierarchischen Charakter, welcher sie immer auszeichnete. Der gute Lukas konte in diesen Geist eingehen; seine Ansichten über die kirchliche Autorität sind

schon sehr vorgeschritten; man sieht den Keim des Episkopats schon treiben; er schrieb die Geschichte in dem Tone eines alles bis auf die Spitze treibenden Apologisten, welcher derjenige der officiellen Geschichtsschreiber des römischen Hofes ist; er handelte wie es ein ultramontaner Geschichtsschreiber Clemens' XIV. thun würde, der, zu gleicher Zeit den Papst und die Jesuiten lobend uns durch eine fromme Erzählung zu überzeugen sucht, daß man auf beiden Seiten in diesem Kampfe immer die Regeln der christlichen Liebe beachtet habe. In zwei Jahrhunderten wird man auch behaupten, daß der Cardinal Antonelli und Herr von Merode sich wie zwei Brüder liebten. Der Verfasser der Apostelgeschichte war aber mit einer Natürlichkeit, die nicht ihresgleichen hat, der erste dieser gefälligen, selig zufriedengestellten Erzähler, welche entschlossen sind, alles so darzustellen, als ob alles in der Kirche auf eine evangelische Weise zugehe. Zu ehrlich, um seinen Lehrer Paulus zu verdammen, zu rechtgläubig, um sich nicht zu der vorherschend officiellen Meinung in Einklang zu stellen, löschte er die Verschiedenheit der Lehren aus, um nur das gemeinsame Ziel sehen zu lassen, das alle diese großen Begründer in der That auf so entgegengesezten Wegen und mitten durch die ärgsten Eifersüchteleien verfolgten." —

Darum behauptet nun auch Renan, daß dem Lukas die historische Treue eine gleichgültige Sache sei — Lukas macht Geschichte. Ganz abgesehen von der rohen Art und Weise Christentum und christliche Schriften durch einen großartigen Schwindel und durch die gemeinsten Betrügereien entstehen zu lassen — ist auch die Annahme von der Entstehung und der Zeit der Abfassung der Apostelgeschichte eine durchaus falsche. Die Schriften des neuen Testaments nur aus „innern Gründen" — die zumeist nichts als Vorurteile d. h. vorher gefaßte Urteile sind — als unächte darzustellen ist eine ebenso bequeme Art zu critisiren, als es bequem ist nach Vorurteilen Geschichte zu machen. Schon de Wette hat aus innern Gründen die Aechtheit der Apostelgeschichte angefochten, und Baur und Schwegler haben schon lange vor Renan behauptet, daß die Apostelgeschichte eine Tendenzschrift sei. Wer unbefangen und ohne Vorurteile die Apostelgeschichte liest, findet darin keine Tendenzen, es sei denn die Tendenz, durch die Geschichte zu zeigen, daß in keinem andern Heil, als in Christo sei, daß auch kein andrer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden. Apostelgesch. 4, 12. Was die Zeit der Abfassung der Apostelgeschichte betrifft, so läßt sich darüber streiten. Mag die Apostelgeschichte vor der Zerstörung Jerusalems, mag sie nach derselben geschrieben sein — sie ist jedenfalls in den Jahren 63—80 verfaßt.

Renan will namentlich an einem Beispiel zeigen, daß die Apostelgeschichte eine Tendenzgeschichte sei. Im ersten Capitel des Galaterbriefes zeigt Paulus, daß er das Evangelium von Gott habe, daß er durch die Gnade Gottes nach seiner Bekehrung zum Apostel der Heiden bestimt sei und er sezt hinzu Gal. 1, 16—18: „Alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut, kam auch nicht gen Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog hin in Arabien, und kam wiederum gen Damaskus. Darnach über drei Jahre kam ich gen Jerusalem, Petrus zu schauen, und blieb 14 Tage bei ihm." In der Apostelgeschichte wird diese Reise nicht erwähnt, weil sie keine durchgreifende Bedeutung hatte. Renan wittert hierin sofort Tendenz. Ihm ist es klar, daß Lukas den Paulus so bald wie möglich nach Jerusalem kommen lassen will, daß er alle Zwistigkeiten unter den Aposteln, wie ein geschickter Geschichtskünstler, ängstlich zu vertuschen sucht. Die Sache liegt aber einfach so. Paulus ist zu Damaskus ein Jünger dessen geworden, den er bis dahin verfolgte. Es ist ihm ein Bedürfnis, in der Stille sich auf den Beruf vorzubereiten, den er nun hat, durch die Verkündigung des Evangeliums seine Schuld an Christo abzutragen. Man sieht durchaus nicht, daß Lukas die Absicht hat, Paulum so bald wie möglich nach Jerusalem kommen zu lassen. Er spricht von den ἡμέραι ἱκαναί, welche Paulus in Damaskus war. Paulus komt nach dieser geraumen Zeit nach Jerusalem und sieht dort die Apostel.

Freilich der „gute" Lukas macht Geschichte, „nur der Skeptiker kann eine Geschichte ad narrandum schreiben." Nur der Skeptiker à la Renan; denn der legt nicht aus, sondern der legt unter, und es wird dann nicht eine wahre Geschichte, sondern ein Mährlein ad narrandum. Und unter dies Mährlein werden Citate über Citate gesezt, so daß die Welt sagt: Welch' ein Gelehrter, ja nur er kann eine Geschichte ad narrandum schreiben! Daß manches im Worte Gottes scheinbar nicht harmonirt, ist, wie schon Chrysostomus sagt, eher ein Beweis für die Wahrheit des Evangeliums als gegen dieselbe. Dieser berühmte Bischof spricht: Wenn alles im Evangelium bis auf das Geringfügigste mit einander übereinstimte, so würden die Feinde nicht glauben, sondern sicher annehmen, die Evangelisten hätten nach menschlicher Uebereinkunft zusammen gearbeitet."

Die Apostelgeschichte ist aber ferner in allen ihren Einzelnheiten falsch, weil namentlich die ersten zwölf Capitel ein Gewebe von Wundern enthalten. Wunder existiren natürlich nach Renan nicht. „Alle als Wunder behaupteten Thatsachen, die man in der Nähe prüfen kann, gehen schließlich in Täuschung oder Betrug auf. Wenn ein einziges Wunder bewiesen wäre, so könte man nicht alle die der alten Geschichte in Bausch und Bogen verwerfen; denn nach allem, wenn man annimt, daß eine große Anzahl dieser leztern falsch wäre, könte man glauben, daß gewisse andere wahr wären. Allein so verhält es sich nicht. Alle Wunder, welche bestritten werden können, lösen sich auf. Ist man

nicht berechtigt, daraus zu schließen, daß Wunder, die Jahrhunderte von uns entfernt liegen und über welche sich keine sich widersprechende Berathung pflegen läßt, auch ohne Wirklichkeit sind? Mit andern Worten, es gibt nur dann Wunder, wenn man daran glaubt; was das Uebernatürliche macht, das ist der Glaube. Der Katholicismus, welcher behauptet, daß die Wunderkraft in seinem Schoße noch nicht erloschen ist, steht selbst unter dem Einfluß dieses Gesetzes, die Wunder, welche er zu thun vorgibt, geschehen nicht an den Orten, wo sie geschehen sollten. Wenn man ein so leichtes Mittel besizt, die eigne Behauptung zu beweisen, warum dasselbe nicht vor aller Welt gebrauchen? Ein in Paris vor competenten Gelehrten vollzogenes Wunder würde so viele Zweifel für immer beseitigen. Ach, aber solches geschieht niemals. Nie geschah ein Wunder vor dem Volk, das man bekehren sollte, ich meine vor den Ungläubigen. Die Bedingung des Wunders ist die Leichtgläubigkeit der Zeugen. Kein einziges Wunder kam vor den Augen derjenigen zum Vorschein, die darüber zu berathen und dasselbe zu beurteilen vermocht hätten."

Hierauf läßt sich nun Folgendes sagen. Renan streitet mit vollem Rechte gegen jenen Wunderbegriff, der sich ja auch in die Theologie eingeschlichen hat, wonach ein Wunder nur das noch Unerklärliche sei. Das Wunder ist eine natürliche Begebenheit, die Wissenschaft kann sie nur noch nicht ergründen. Er hat Recht, wenn er sagt: „Das Wunder ist nicht das Unerklärte; es ist eine förmliche Abweichung im Namen eines besondern Willens von den bekanten Gesetzen." Man kann sich eines gewissen — man möchte fast sagen — Ekels nicht erwehren, wenn man hört, wie selbst auf den Kanzeln das Wunder ängstlich umgedeutet oder bildlich gefaßt wird, so daß man es merkt, der über das Wunder spricht, glaubt selbst nicht an ein Wunder. Wer an keinen persönlichen Gott mehr glaubt, wem die Schöpfung der Welt und des Menschen unbekante Größen sind, für den kann natürlich das Wunder nur Unsin sein, oder ein natürliches Ereignis, das die Wissenschaft noch nicht erklären kann. Aber wer an einen persönlichen Gott glaubt, wer an dem Wunder der Schöpfung der Welt und des Menschen festhält, wer die Sünde noch ansieht als das, was sie ist, als die Trennung des Menschen von Gott, wer in dem Glauben selig ist, daß der persönliche Gott den Menschen aus dem Elend der Sünde retten will, wie sollte der nicht an Wunder glauben? Martensen sagt mit vollem Rechte: „Würde der Begriff der Vorsehung, würde der Begriff eines freien Schöpfergottes Wahrheit haben, wenn er in seiner Offenbarung an den Gegensatz zwischen Natur und Geschichte gebunden wäre; wenn die Natur, die gewiß eine Schranke für den in der Geschichte kämpfenden Menschengeist, für die Freiheit des Geschöpfes ist, es auch für den heiligen Willen der Gottheit wäre; wenn die Herschaft Gottes geteilt wäre, so daß er, wo er sich als Herr der Geisterwelt offenbart, dem entsagen müßte, sich als Herr der Natur zu offenbaren, und wo er als dieser sich offenbart, seine geistige Majestät verbergen müßte. Ist es nicht der schlechteste Anthropomorphismus, die schlechteste Uebertragung unserer eigenen Beschränktheit auf den Schöpfer, ihn als den Gott zu bestimmen, der das Reich der Heiligkeit zu seinem letzten Zwecke macht und ihn doch eine unüberwindliche Schranke haben zu lassen an einem Naturgesetz, welches gleichgültig ist gegen das Gesez der Heiligkeit, die er nicht die Macht hat auszugleichen, obgleich er doch selbst als das Princip beider gesezt wird? Ist das Wunder Gott unmöglich, so ist er selbst in dem Gegensaz zwischen dem Gesez der Freiheit und der Natur befangen, an welchem der geschaffne Geist gebunden ist und an welchem dieser das unauslöschliche Kenzeichen der Creatürlichkeit hat."

Was nun andererseits den Glauben beim Wunder betrifft, so steht selbstverständlich das Wunder in einem gewissen Zusammenhang mit dem Glauben. In Paris vor kompetenten Gelehrten — unter denen natürlich das Mitglied des Instituts von Frankreich, Renan nicht fehlen dürfte — wird kein Wunder geschehen, denn Gott ist nicht ein Taschenspieler, welcher Gelehrten à la Renan Kunststücke vermachen will. Von Christo heißt es Mrc. 6, 5: „Und er konte allda nicht eine einige That thun; ohne, wenigen Siechen legte er die Hände auf und heilte sie." Es soll dies nicht sagen, wie sich dies Renan auslegt, es waren keine leichtgläubigen Leute da, darum geschahen dort auch keine Wunder, sondern Starke sagt richtig: „der Unglaube konte zwar die Allmacht Christi nicht hindern oder schwächen, weil aber die Wunderwerke vermöge der Ordnung Gottes zu dem Ende geschehen, daß dadurch der Glaube gestärkt werde, so bedurfte es, da sie sein Wort nicht annahmen, keines Wunders." Der Glaube ist nicht nötig zu dem „Können", aber wol zu dem „Wollen", wie Steinmeyer sehr wahr bemerkt, „nicht die Voraussetzung zu dem irdisch-sinlichen Erfolge, sondern kann nur die Erreichung eines weit darüber hinausliegenden höheren Zweckes bedingen."

Was nun endlich die Behauptung betrifft, daß wenn man die Wunder des Juden- und Christentums zugäbe, man auch die Wunder der heidnischen Religionen nicht abläugnen könne und solle, so ist bekantlich diese Behauptung in noch höherem Grade von Strauß aufgestellt, als von Renan. Der deutsche Schreiber des Lebens Jesu thut sich ordentlich etwas zu gut darauf, daß er durch diese Behauptung den Theologen Verlegenheit bereitet habe. Er sagt, die Wissenschaft verlange es, entweder alle Wunder als wahr anzuerkennen, oder alle zu verwerfen. In der That ein zwar kühner, aber nicht sehr wissenschaftlicher Schluß. Hierauf ist einfach zu erwidern: die Gottheiten der Heiden sind Gebilde der Phantasie oder des Nachdenkens, sind Götter, in denen der Mensch sich malte; die Wunder dieser Götter sind erdichtete, wie die Götter selbst. Der Gott Israels ist kein erdichteter Gott, nicht ein Gott, in dem der Mensch sich malt, sondern ein Gott der Offenbarung, ein Gott der Liebe, der das Verlorne retten will, und darum sind seine Wunder

sittliche Thaten der rettenden Liebe, es sind Wirkungen einer heiligen Macht.

So viel über die Wunder. In dem lezten Teile der Einleitung spricht Renan die Hofnung auf eine Kirche der Zukunft aus, in welcher reine Duldsamkeit, Friede und Freiheit herschen werden. Er tröstet sich über die Excommunication der Menschen in der Gegenwart, „was heißt übrigens die Excommunication der Menschen. Der himlische Vater schließt nur die trocknen Selen und die engherzigen Gemüter aus. Wenn der Priester sich weigert, uns auf seinen Gottesacker aufzunehmen, verbieten wir unsern Familien Einspruch zu thun. Gott ist es, der richtet; die Erde ist eine gute Mutter, die keinen Unterschied macht; der Leichnam des Ehrenmannes, der in einen nicht geweihten Winkel gelegt wird, trägt in sich die Weihe." Renan ist in der Gegenwart selbst damit zufrieden, daß Geistliche, welche durch einsame Studien und durch die Reinheit des Lebens die Unmöglichkeit des Buchstabenglaubens einsehen, daß sie diejenigen nicht traurig stimmen, die sie bis dahin getröstet haben, indem sie den einfachen Selen Veränderungen erklären, welche sie nicht verstehen können. In elegischen Worten ruft er aus: „Wie viele einsame Grabstätten rings um die Dorfkirchen bergen solch' poetische Zurückhaltung, solch' engelgleiches Schweigen! Werden diejenigen, deren Pflicht es gewesen ist zu reden, nur das gleiche Verdienst haben, wie dieses von Gott allein gekante Zurückhalten?" Die Meinung, daß die Reinheit des Lebens den Menschen dahin bringen wird, an dem Buchstaben zu zweifeln, ist durch des Herrn Wort gerichtet Joh. 7, 17: „So Jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." Die Zurückhaltung aber, sie mag poetisch sein, engelgleich ist sie sicher nicht!

Deutsche Lieder.

Von Philipp Wackernagels „Trösteinsamkeit" ist vor Kurzem die vierte Auflage erschienen, es ist dies zugleich die erste, welche mit Noten versehen ist. Aber auch um 70 neuer Lieder willen ist die Auflage eine vermehrte zu nennen. Daß der Herausgeber in der Weihnachten v. J. geschriebenen Vorrede all das Beherzigenswerte nicht gesagt hat, was er für unser Volk auf dem Herzen hat, dafür kann ihm, so seltsam dies klingt, nur gedankt werden. Es sind ja in Süddeutschland noch gar Viele, welche grade durch ein gut preußisches oder gut deutsches Vorwort von dem Buche wären abgeschreckt worden. Auch liegt uns der jüngste deutsche Krieg noch viel zu nahe, als daß man auf unserer Seite ein durchaus sicheres Urteil haben und mit Augen sehen könte, die sich durch nichts blenden lassen. Eben deshalb ist auch die Beschränkung der den lezten Krieg betreffenden Lieder auf 9 eine weisliche zu nennen. Das Kriegsgewitter ist so schnell vorübergezogen, die Tage der Gefahr und Not haben sich fast so wenig als ein Traum dem Gedächtnis unseres Volkes eingeprägt, ja der Sommer 1866 ist — wenigstens in dem Teile Neupreußens, in welchem Referent wohnt — so wenig als eine Heimsuchung Gottes angesehen worden, daß wol an ein Singen jener Lieder nicht zu denken ist. Wie ganz anders war in all diesen Beziehungen die große und heilige Zeit der Freiheitskriege! Auch fehlt es zweien unter den neuen Liedern — „Wilhelmus Rex", nach dem bekanten „Friedericus Rex", und „Friedrich Karl, der rote Reiter", nach dem noch bekanteren „Prinz Eugenius der edle Ritter" — an der durch die Ursprünglichkeit bedingten Frische. Es soll indessen nicht in Abrede gestellt werden, daß in den kurzen Wochen des vorigen Sommers auch manch treffliches, volkstümliches, im Tone eng an die guten Lieder aus den Freiheitskriegen sich anschließendes Lied entstanden ist, der kürzeste und beste Beweis dafür, daß in jenen Wochen Geist und Leben des deutschen Volkes ganz andere waren als in den in diesem Betracht völlig öden und unfruchtbaren Jahren 1848 und 1849. Doch damit sei genug recensirt. Was Referent eigentlich will, ist die Mitteilung seiner Freude darüber, daß ein Buch, wie Trösteinsamkeit, nun schon in der vierten Auflage dem deutschen Volke dargeboten wird.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Ein von der Redaction bestens empfohlener Hilferuf aus Frankreich.

In Christo geliebte Brüder in Deutschland!

Als im Jahre 1855 die Zahl der unserer Kirche Augsburgischer Confession angehörigen Selen in der Pariser Vorstadt, welche das Faubourg St. Antoine heißt, fortwährend anwuchs, fühlte ich mich als ihr Selsorger dazu getrieben, den Verlassensten unter ihnen, den zahlreichen alten Leuten und Waisenkindern, eine Zufluchtsstätte aufzuthun. Dieselbe wurde bald zu klein, und durch ihre Einrichtung auf größerem Fuß, sowie neuerdings durch die so empfindliche Teurung aller Lebensmittel, ist uns eine Schuld von mehr als 4000 Fr. erwachsen.

Diese Anstalt, „Bon Secours", auf deutsch „Gute Hilfe" genant, befindet sich in der rue de Charonne Nr. 99, im Faubourg St. Antoine, und beherbergte im Jahre 1866 ungefähr 50 Waisenkinder, meistenteils deutscher Abkunft, und 13 alte Leute, worunter ebenfalls 9 aus Deutschland. Wir dürfen sagen, daß menschlicher Voraussicht nach alle diese Pfleglinge unserer Anstalt ohne diese „gute Hilfe" dem Verkommen und Verderben an Leib und Sele ausgesezt gewesen wären, in dieser ungeheuren Stadt des großartigsten Luxus und des grenzenlosesten Elends.

Im Jahre 1863 hat durch des Herrn Gnade grade neben unserer Anstalt, zu einem besondern Segen für dieselbe, eine Kapelle er-

öffnet werden können, in welcher sontäglich und in der Woche in deutscher und französischer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Leider hat uns die Herrichtung dieser Kapelle, verbunden mit der Miete der dazu verwandten Lokalitäten, eine Last auferlegt, in Folge deren uns jezt eine Schuld von etwa 2500 Fr. zu tilgen bleibt.

Der heilige Apostel Paulus ermahnet uns, Gutes zu thun an Jedermann, allermeist aber an den Glaubensgenossen, und unser Heiland sagt: Was ihr den Geringsten unter diesen meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan.

Ich hoffe, die lieben deutschen Brüder, denen dieser Aufruf zu Gesicht komt, werden denselben freundlich aufnehmen. Sind doch die armen alten Leute und Waisenkinder, um derenwillen wir ihre Hilfe ansprechen, in einem doppelten Sinne ihr „Fleisch", von dem sie nach Jes. 58, 7 sich nicht entziehen dürfen und sollen, zunächst als ihre deutsche Landsleute, dann aber auch als Glieder derselben Kirche. Je größer aber die Gnadengüter sind, welche unserer teuren ev.-lutherischen Kirche anvertraut worden, um so ernster ist für uns die Mahnung, daß unser Glaube sich in der Liebe thätig erweise.

Mit aufrichtiger Liebe in Christo,

J. J. Hosemann, Pfarrer.

Paris, den 1. März 1867.

Ich bitte die Gaben, 14 rue des Minimes, mir zu übersenden. In Berlin hat Frau Hofpredigerin v. Hengstenberg, geb. v. Quadt, die Annahme von Beiträgen gütigst übernommen. (Segershof Nr. 6.)

Eine Erklärung aus Bahn.

Erst jezt komt uns die Nummer der Protest. Kirchenzeitung zu Gesicht, welche einen Aufsaz enthält, überschrieben „der Schluß des Kirchenstreites in Bahn", dessen Inhalt darauf hinausläuft, durch eine von uns zu Protokoll gegebene Erklärung sei der Beweis geliefert, daß in Bahn zwar ein kirchliches Streitsubject, aber kein Streitobject vorhanden gewesen sei. Auch die Neue Ev. K. Z. enthält bei Besprechung der Königsberger Sache eine ähnliche Bemerkung. Dies nötigt uns zu folgender Erklärung:

Hätten wir es für möglich gehalten, daß unsre Unterschrift als Waffe gegen die lutherische Kirche oder gegen Herrn Sup. Petrich gebraucht werden könte, wie es in jenen Zeitungen geschehen ist, wir würden ganz gewiß dieselbe nicht gegeben haben. Grade das Gegenteil ist uns gesagt worden, als wir zur Unterschrift veranlaßt wurden. Der Nachfolger des Hrn. Sup. Petrich, Hr. Sup. Müller, sprach mit Achtung von seinem Vorgänger und stellte sich uns dar als dessen Freund und Schützer unserer Sache, stellte uns vor, wie wir doch gewiß nicht den Streit um des Streites, sondern um des Friedens willen geführt hätten und zum Frieden bereit sein würden, sobald die Ursache des Streites hinweggeräumt wäre. Wir mußten das bejahen und hinzufügen, daß es überhaupt ganz verkehrt sei, uns als streitlustig anzusehen; wir haben ja längere Zeit unbefangen die

referirende Spendeformel gebrauchen können, erst die Angriffe auf den Bekentnisstand unserer Kirche haben uns zur Gegenwehr gezwungen, sobald also die Angriffe aufhören, höre die Gegenwehr von selbst auf. Wir würden aber nur allein unter der Bedingung von der Sondercommunion abstehen können, daß der Bekentnisstand unserer Kirche in unzweideutiger Weise sichergestellt würde und sodann, daß der Geistliche unserer Stadt, der allen Angriffen auf das lutherische Bekentnis sich zum Werkzeug darbot, entfernt werde. Hr. Sup. Müller erwiderte, daß ja das lutherische Bekentnis bereits gesichert sei und nicht angefochten werden könne, auch könne er uns versichern, daß die Entfernung jenes Geistlichen bereits beschlossene Sache sei. — So haben wir uns bewegen lassen zu der Erklärung, daß wir auf die Separatcommunion verzichten würden, sobald jene Bedingungen erfüllt sein würden. In jenen Zeitungen sind aber diese Bedingungen ganz verschwiegen, so wie auch, daß bisher diese Sondercommunionen noch bestehen, eben weil jene Bedingungen noch nicht erfüllt sind.

Ferner werden wir in jenen Zeitungen als Vertreter der Gemeinde bezeichnet. Wir haben aber weder eine Vollmacht besessen noch vorgegeben, sondern wollten nur als 6 Einzelne angesehen sein. Nicht einmal eine Besprechung mit den übrigen, über 100 Gemeindegliedern hatte stattgefunden, als wir zu jener Unterschrift bewogen wurden. Wir wollen es nicht verhehlen, daß unsere Unterschrift durchaus nicht die Billigung der übrigen Gemeindeglieder gefunden hat.

Wir sind nun mit jenen beiden Zeitungsblättern zum Hrn. Sup. Müller gegangen, um ihm zu erklären, daß nach solchem Misbrauch unserer Unterschrift wir dieselbe zurücknehmen müssen. Derselbe bat dringend, von diesem Begehren abzustehen, versicherte, daß er diesen Veröffentlichungen gänzlich fremd sei und sie entschieden misbillige; dagegen einzuschreiten würde aber ganz erfolglos sein. Wir möchten nur ferner ihm vertrauen und unsre Sache in seiner Hand lassen. Es habe Niemand das Recht, gegen unsern Willen uns die Sondercommunionen zu verweigern. Daß die Bestrafung jenes Geistlichen noch nicht erfolgt sei, daran trage er keine Schuld.

So haben wir denn von der förmlichen Zurücknahme unsrer Unterschrift vorläufig abgestanden, da wir in so bestimten Versicherungen des Hrn. Sup. Müller doch keinen Zweifel setzen dürfen.

Es muß uns nun aber daran liegen, uns auch in der Achtung des Hrn. Sup. Petrich und dessen Freunden wieder herzustellen und dahin zu wirken, daß nicht ferner unsre Erklärung als Waffe gegen die lutherische Kirche gebraucht werde. Und wir glauben, daß das am besten geschehe, wenn Sie, hochverehrter Herr, sich unsrer annehmen und das Vorstehende entweder ganz oder der Hauptsache nach in Ihrer Zeitung abdrucken.

Hochachtungsvoll

Ziegenrücker, Schuhmachermeister.

Bahn, den 30. März 1867.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 24. April. № 33.

Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst.

II.

Von den aufgestellten Gesichtspunkten aus ergeben sich nun auch die richtigen Grundsätze für die Verwendung, Beschaffenheit, Form und die äußern Verhältnisse des Chorgesangs.

Was seine Verwendung anlangt, so ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Chorgesang nirgends im Gottesdienste eine isolirte oder unmotivirte Stellung einnehmen dürfe; sondern überall soll er in lebendigem Zusammenhang mit dem Handeln des Geistlichen und der Gemeinde stehen und sich auf diese Weise organisch in das Ganze der Liturgie eingliedern. Ist dieses nicht der Fall, so wird sich immer der Eindruck einer Aufführung ergeben, und der Gottesdienst nimt den Charakter eines Concertes an. Wenn man z. B. zwischen das Credo und die Predigt ein Gesangstück des Chors einschiebt, so steht dasselbe außer engerem Zusammenhang mit der Liturgie. Und wenn man nach der Predigt unmittelbar den Chor singen läßt und nicht die Gemeinde, so ist dies unnatürlich; denn die Predigt hat eben speziell der Gemeinde gegolten, so daß ihre Zustimmung und Aneignung im Gesange erwartet wird, aber kein Gesang des Chors, und wol von einer Verklärung des Wortes der biblischen Lesung durch den Lobpreis des Chors kann geredet werden, aber nicht von einer Verklärung der Auslegung des Wortes, wie die Predigt sie gibt. An solchen Stellen würde der Eindruck des Concertmäßigen im Chorgesang mithin nicht ausbleiben. Hingegen wenn der Chor im Introitus der Gemeinde die Bedeutung des Tages ankündigt, wenn er im Graduale die Festgeschichte preist und überdies die Gemeinde mit ihrem Liede in diesen Lobpreis einstimt, oder wenn der Chor das Kyrie singt, das die Gemeinde mit ihrem Eleison bekräftigt, und selbst dann, wenn der Chor während der Distribution des heil. Abendmals der stillen, in die Geheimnisse des Gnadenmales sich versenkenden Betrachtung der Gemeinde durch Töne im höheren Chor Ausdruck und Belebung gibt, so wird Niemand den Eindruck einer künstlerischen Aufführung bekommen, sondern wird sich unbefangen und willig der erbauenden Macht der heiligen Töne überlassen, und sich dadurch zu um so innigerer, lebendigerer Teilnahme an den Akten des Gottesdienstes angeregt fühlen. Da ist der Chor ein organisches Glied des gesamten Gottesdienstes, und die Kunst steht im reinen, keuschen Dienst der Kirche.

Von selbst ist hiemit gegeben, daß sich der Chorgesang im Gottesdienste nicht zu sehr ausbreiten dürfe, damit nicht dadurch der Gemeindegesang zurückgedrängt noch das Handeln des Geistlichen in Schatten gestellt werde. Doch gilt dies zunächst nur für den Hauptgottesdienst, in welchem sich alle gottesdienstlichen Elemente zu organischer Einheit vereinigen sollen. Und hier wird an Fest- und Feiertagen der Chorgesang sich wieder reicher entfalten dürfen als an gewöhnlichen Sontagen. Hingegen in gewissen Nebengottesdiensten, worin speziell das liturgische Element seine Pflege findet, wie in den sog. liturgischen Andachten, wird dem Chorgesang ein weiterer Raum zu gewähren sein. Ja es mögen kirchliche Versamlungen der Gemeinde stattfinden, in welchen der Chorgesang sogar eine überwiegende Stellung einnimt — worauf wir später noch werden zu sprechen kommen.

Weiter komt in Betracht die Beschaffenheit, der musikalische Charakter des Chorgesangs. Dies betrifft vorerst die Gesangsweise selbst nach Melodie und Harmonie. Was für Gesänge bekamen die Gemeinden seither — und noch ist's nicht überall besser geworden — in den Kirchen und an den Gräbern zu hören! Hat man doch nicht selten die Motive dazu aus Opern entnommen! Und wenn man auch kirchliche Weisen, speziell Choräle dafür wählte, so finden sich teils darunter nur noch wenige von den alten Kern-Melodien — zumal sind die alten kirchlichen Fest-Melodien durch spätere verdrängt worden — teils aber hat man sie ihres ursprünglichen Rhythmus entkleidet und ihnen durch moderne Harmonisirung ein fremdartiges Wesen aufgeprägt. Vielfach geschah dies aus Mangel an Sinn für den Unterschied, der zwischen dem Profanen und Heiligen auch auf diesem Gebiete besteht, und man glaubte dem kirchlichen Bedürfnis zu genügen, wenn man profanen Gesängen einen heiligen Text unterlegte, nicht ahnend, daß das Heilige wie seine eigene Gedankenwelt so auch seine eigene Tonwelt habe. Nicht selten aber geschah es auch aus Verlegenheit, indem man, nicht wissend, woher kirchliche Gesangstücke nehmen, zum Nächsten, Besten griff, was die Bekantschaft mit modernen Compositionen darbot. Hier aber will mit strengem, keuschem Sinn Weltliches und Kirchliches geschieden werden! Es ist zwar keineswegs notwendig, daß sich der Kirchengesang auf die ein-

fachen Weisen des Cantus firmus und des Chorals beschränke. Vielmehr ist auch freieren Weisen in der Kirche Raum zu gestatten, und an gewissen Stellen der Liturgie sind sie selbst gefordert. Aber ein ernster, heiliger Ton muß auch in diesen walten. Und der Tonsaz, welcher der Kirche angemessen, darf sich nicht in leidenschaftlichen und sentimentalen Harmonien bewegen, sondern muß beharren im Einfältigen, Volksfaßlichen, welches nicht etwa geistig geringer, aber ethischer und naturgemäßer gebildet ist als die moderne Weltlichkeit.

In dieser Hinsicht ist namentlich noch auf Einen für den kirchlichen Chorgesang wichtigen Unterschied aufmerksam zu machen, auf den Unterschied des Kirchlichen vom Geistlichen, sowie dem Religiösen überhaupt. Ich will denselben an einem Beispiel klar zu machen suchen. Eine Ode von Klopstock kann man für sich und im engern Kreise lesen und sich sehr daran erbauen. Aber wer wird sie im Gottesdienste vorlesen wollen? Natürlich! Sie spricht die heiligen Empfindungen, wovon die einzelne Sele bewegt wird, in der ganzen Mannichfaltigkeit ihrer innern Bewegungen aus. Hingegen bewegt sich das ächte Gemütsleben der Gemeinde in dem sog. Objektiven, d. i. der allgemeinen Volkstümlichkeit, und es darf mithin in der Versamlung der Gemeinde nichts gehandelt werden, was nicht wie seinem Inhalte so seiner Stimmung nach von jedem Gläubigen in dieser Weise und in diesem Maße kann mitempfunden werden. Aus diesem Grunde eignen sich viele Compositionen, selbst von Seb. Bach, so tief geistlich und musikalisch herlich sie sind, doch nicht für den Gebrauch des Gemeindegottesdienstes, sondern sind für andere ernste, heilige Versamlungen und für die einsame Betrachtung zu verwenden. Für den Gemeindegottesdienst genügt es noch nicht, daß ein Gesang geistlich und christlich sei, er muß überdies ein gemeindliches Gepräge tragen, muß kirchlich sein.

An diesem Postulate der Kirchlichkeit liegt es, daß die Compositionen der Neuzeit im Allgemeinen für den öffentlichen Gottesdienst nicht verwertet werden können. Wir sehen dabei ganz ab von jenen, welche des heiligen Tones überhaupt entbehren. Aber auch wo Componisten von religiösem Ernste beseelt sind, vermißt man doch in ihren Arbeiten meistens den eigentlich kirchlichen Ton. Dies darf uns nicht wundern, denn es hat seine sehr natürlichen Ursachen. Und zwar sind es vornehmlich zwei, die wir hervorheben wollen. Die eine liegt in unserm kirchlichen Gemeinleben. Im ersten Jahrhundert der Reformation und noch weiterhin war dasselbe in sich so einheitlich und sein Geist so mächtig gewesen, daß der Einzelne, von demselben getragen, kaum einen andern als den kirchlichen Ton anschlagen konte. Anders ist's dagegen in unserer Gegenwart geworden. Von kirchlichem Gemeingeist ist nur wenig zu spüren, und wo solcher noch vorhanden, ist er vom weltlichen Zeitgeist weit überwogen, so daß der Einzelne mit seiner Frömmigkeit mehr oder weniger auf sich selbst oder auf engere Kreise der Gemeinschaft angewiesen ist. Kein Wunder, daß seine Frömmigkeit ein mehr subjektives als objectives, ein mehr persönliches als gemeindliches Gepräge hat! Wie vermöchte der Musiker da seinen Schöpfungen einen andern Charakter aufzuprägen? Und ein zweiter Grund liegt in der Geschichte der Musik. Bis in das siebenzehnte Jahrhundert hatte in der Musik das vokale Element vorgeherscht, und die Kunst hatte ihre Kräfte in der Vielstimmigkeit des reinen Chorgesangs entfaltet. Der im siebenzehnten Jahrhundert aufkommende Gebrauch der Instrumente aber, mit welchem das Aufkommen der Arie und des Concerts im Zusammenhang stand, drängte den Chorgesang immer mehr zurück, so daß selbst Chöre selten mehr anders als mit Begleitung von Instrumenten gesungen wurden. Dies hatte aber auch auf die innere Entwicklung der Musik seinen Einfluß, indem das Wesen des Instrumentalismus, dessen Eigentümlichkeit sich in der Führung der Stimmen, in der Melodie und Harmonie und deren gegenseitigem Verhältnis ausspricht, sich auch dem Chorgesange mitteilte. Unter diesem Einflusse steht noch heute die kirchliche Musik. Soll es demnach mit unserm gottesdienstlichen Chorgesang besser werden, so müssen sich die Musiker der Gegenwart erst an der klassischen Periode des Kirchengesangs für diese ihre Aufgabe bilden. Denn auch die kirchliche Tonkunst hat wie die kirchliche Dichtkunst ihre klassische Periode, und sie fällt in der Zeit annähernd mit dieser zusammen. Es ist hier wie mit den bildenden Künsten, deren klassische Periode gleichfalls in der früheren Vergangenheit liegt. Die späteren Bausthle eignen sich mehr für den Bau von Palästen und die neueren für Eisenbahnen. Aber wenn wir Kirchen bauen wollen, so greifen wir zurück zu den klassischen Formen des gothischen oder romanischen Styls. Ebenso ergeht es uns auf dem Gebiete der kirchlichen Tonkunst. Der spätere Musikstyl eignet sich für Oper, Concert und Kammermusik. Aber zum kirchlichen Leben fehlt ihm alle Beziehung. Und da wir auf eine neue Blüte der kirchlichen Musik nicht erst warten können, so müssen wir uns an die Schätze vergangener Zeiten halten. Diese Not ist es auch, welche Einzelne bestimt hat, die Schätze liturgischen Chor- und Gemeindegesangs, welche unsre Kirche aus jener Zeit besizt, herauszugeben.*) Da greife nun Jeder hinein und wähle daraus für den gottesdienstlichen Gebrauch, so viel er nach seinen kirchlichen Verhältnissen dafür zu verwenden im Stande ist. Bald wird er sich überzeugen: „das sind ächt kirchliche Klänge", und unsre Gemeinden werden sich ebenso wieder daran erbauen, als es in der Zeit der Reformation geschehen ist. Zugleich aber wird das Verständnis dafür in immer weiteren Kreisen geweckt werden. Und sind wir einmal so weit gelangt, so wird als Frucht auch das nicht ausbleiben, daß unsere Zeit,

*) Unter anderem ist zu verweisen auf: „Schaz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs ꝛc. unter der musikalischen Redaktion von Fr. Riegel herausgegeben von Dr. Schoeberlein. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht" — dessen zweiter Teil auch selbständig unter dem Titel: „Kirchliche Chorgesänge auf alle Fest- und Feiertage des Jahres" erschienen ist.

wovon bereits erfreuliche Anfänge zu erkennen sind, gleich Würdiges zur Erbauung unserer Gemeinden hervorbringe. Welch hohe Aufgabe für die Tonkunst der Gegenwart!

Uebrigens gilt die Forderung, welche wir für die Beschaffenheit kirchlicher Gesänge bisher gestellt haben, nur in Bezug auf jene Feiern, welche die Bedeutung eines öffentlichen Gemeindegottesdienstes haben. Der Kirchenchor kann aber auch in andern Versammlungen der kirchlichen Gemeinde wirken, welche freierer, nicht spezifisch gottesdienstlicher Art sind. So würde ich es ganz angemessen finden, wenn sich die Gemeinde an den Hauptfesten zu einer Abendstunde in der Kirche versammelte, um sich durch Anhören heiliger, auf das Fest bezüglicher Gesänge zu erbauen. Es wären dies gemeindliche Zusammenkünfte, die nicht sowol der eigentlichen Anbetung als vielmehr dem heiligen Genusse gewidmet sind. Man könte sie „musikalische Andachten" oder „Gesangsandachten" nennen im Unterschied von den liturgischen Andachten, welche als festliche Ausführung der alten Mette und Vesper einen direkt gottesdienstlichen Charakter tragen. In solchen musikalischen oder Gesangsandachten würde sich der Chor freier bewegen können, und namentlich könten darin auch solche Gesänge Aufnahme finden, welche mehr oratorienmäßig und überhaupt subjektiver gehalten sind. Ja ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, wenn sich dabei mit dem Gesang auch Instrumentalmusik verbände. Wie erhebend wäre es für die Gemeinde, wenn z. B. am Karfreitags-Abend in unsern Städten die Passion von Seb. Bach, an Weihnachten seine Weihnachts-Cantate und zu andern Zeiten andere passende Cantaten in der Kirche gesungen würden! Für unsere weltlichen Concertsäle sind derartige musikalische Schöpfungen nicht bestimt, und doch fügen sie sich auch in die Liturgie unsers gemeindlichen Fest-Gottesdienstes nicht ein; hier dagegen haben sie ihre angemessene Stelle. Solche musikalische oder Gesangs-Andachten sind von sog. kirchlichen Concerten, die vor einem kunstliebenden Publikum gegen Eintrittsgeld aufgeführt werden, wol zu unterscheiden. Abgesehen davon, daß die Gesänge mehr oder weniger ein auf das Fest bezügliches Ganzes bilden sollen, ist es nicht ein beliebiges Kunstpublikum, sondern die kirchliche Gemeinde, die sich dazu versammelt, wie denn auch, da der Chor seinen Bestand aus den kirchlichen Gemeindemitteln hat, nicht ein Eintrittsgeld bezahlt, sondern nur das gewöhnliche freie kirchliche Opfer eingesammelt wird. Und einen kirchlichen Rahmen könte die Versamlung in der Kirche vollends dadurch bekommen, daß die musikalische Feier durch Liedgesang der Gemeinde eingeleitet und geschlossen wird. Ich weiß, es sind dies hohe und noch etwas ferne Ziele; aber wer wollte leugnen, daß dies eine sehr würdige und erbauliche Feier wäre? Selbst auf dem Lande ließe sich, wenn auch in beschränkterem Maße, etwas Aehnliches erreichen. Und es würden sich hierzu unter Anderem vornehmlich jene Tonsätze von Festliedern eignen, worin, wie z. B. von Mich. Prätorius, die einzelnen Verse besonders und abwechselnd für zwei, drei, vier ꝛc. Stimmen gesezt sind und auch

die Gemeinde mit ihrem Gesang zwischeneintreten kann. Wie wäre dies doch eine viel gesegnetere Begehung der Festtags-Nachmittage, als wenn sich die Jugend und sonstige Glieder der Gemeinde, da nun einmal der ganze Tag nicht mit wirklichen Gottesdiensten ausgefüllt werden kann, ohne Beschäftigung umhertreiben! Wie vielem Unfug könte hierdurch gesteuert werden! Selbst ein veredelnder Einfluß auf die Sitten der Gemeinde würde davon ausgehen, wenn sie hierdurch Geschmack an den edlen Schöpfungen reiner heiliger Kunst gewänne! Und welche liebliche, festliche Erholung und Erquickung ist ihr hierin geboten!

Doch sei dies ein mehr nur nebenbei ausgesprochener Wunsch und Vorschlag. Ich bin darauf geführt worden, weil ich zeigen wollte, wie selbst die nicht sowol kirchlich als vielmehr allgemein geistlich gehaltenen Gesänge gleichfalls ihre Verwendung in der Kirche finden können. Für die eigentlichen Gemeindegottesdienste aber muß an der Forderung des strengen kirchlichen Styls der Gesänge festgehalten werden.

Was nun für die Beschaffenheit des kirchlichen Chorgesangs an sich gilt, das gilt auch für den musikalischen Vortrag desselben. Der Vortrag muß dem heiligen Ernst der Gesänge wie der kirchlichen Feier angemessen sein. Das Tempo sei zwar nicht gedehnt — denn die Dehnung macht den Gesang nicht heilig, sondern langweilig — doch aber ruhig und gemessen. Keine schroffen Gegensätze von Forte und Piano, noch schmelzende Crescendos! Freilich Bewegung im Vortrage je nach dem Inhalte der Stücke und dem Sinn der Composition muß sein — keine Monotonie des Vortrags! Aber es liegt dem Geiste der Kirche fern, übermäßige Stärke und überraschenden Wechsel der Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, und am wenigsten legt sie solches in einzelne Worte, sondern die Bewegung des Gefühls spricht sich mehr nur in größeren Gruppen des musikalischen Inhalts aus. Effektstücke gehören nicht in die Kirche. — Hingegen ist darauf zu sehen, daß der Vortrag sicher und rein sei. Denn der geringste Mangel in diesem Punkte pflegt zu stören. Es wage sich deshalb auch ein Chor nicht an Stücke, die seine Kräfte übersteigen; auf die Ausführung der gewählten Stücke aber wende der Cantor allen Fleiß und unermüdliche Ausdauer.

Das Postulat, wovon wir für den kirchlichen Chorgesang ausgegangen sind, daß er ein homogenes und organisches Glied der gottesdienstlichen Handlung bilden solle, enthält aber weiter auch noch Consequenzen für die Zusammensetzung des Chors.

Fürs erste komt hier das Verhältnis der Stimmen in Betracht. Nach zwei Seiten ist da eine Unvollkommenheit des Chors denkbar und zu vermeiden. Einmal ist zu wünschen, daß sich derselbe nicht auf einen bloßen Knaben- oder Kinderchor beschränke. Um den Gesang der Gemeinde zu leiten und etwa einzelne Responsen mit Orgelbegleitung zu singen, dazu wol reicht derselbe aus. Aber für selbständige Chorgesänge

klingt Zweistimmigkeit zu dünn, und nur durch Einreihung in ein vollständigeres Ganzes können zwei- oder dreistimmige Chöre einen befriedigenden Eindruck machen. Anderseits ist aber auch ein Männerchor unzulänglich. Denn es fehlt ihm die Fülle der Harmonie und vielfach auch für den weiten Raum der Kirche die durchdringende Kraft und Klarheit des Tones. Ohnehin repräsentiren weder bloße Kinder noch Männer für sich die ganze Gemeinde, wie dies doch im Begriffe des Chors liegt. Erst dann ist es der Fall, wenn beide Alter oder beide Geschlechter vereinigt sind. Der eigentliche Kirchenchor ist gemischter Chor, Chor von gemischten Stimmen. Und zwar haben hiebei gutgebildete Knabenstimmen und wiederum wolklingende Frauenstimmen, jede ihren besondern Vorzug. Es empfiehlt sich, beiderlei Kräfte je nach der Art der liturgischen Stücke oder der Beschaffenheit der Gesänge für den Chor zu verwenden. Im Allgemeinen dürften sich die Knabenstimmen mehr für die ständigen liturgischen, die Frauenstimmen mehr für die freien, ausgeführteren Gesänge eignen — doch beide in Verbindung mit den Männerstimmen, außer wo Unisono mit Orgelbegleitung gesungen wird, was ebenso von bloßen Männerstimmen als vom Knabenchor geschehen kann. Bei Wechselgesängen aber mag der eine Chor von hohen, der andere von Männerstimmen gesungen werden, und wie sonst die verschiedenen Stimmen bei verschiedenen Stücken in mannichfacher Weise zusammenwirken können.

Die andere Frage in Zusammensetzung des Chors betrifft das Chor-Personal. Nach dem, was wir oben über die Bedeutung des Chors gesagt haben, soll derselbe nicht aus gemieteten Personen, die einer irgend welchen fremdartigen Lebenssphäre, etwa dem Theater angehören, zusammengesezt sein, sondern wirkliche Gemeindeglieder sollen ihn bilden. Und nur solche sind darin aufzunehmen, die einerseits in bürgerlicher Unbescholtenheit dastehen und anderseits kirchlichen Sinn bezeigen, so daß angenommen werden darf, daß sie dem Gottesdienste nicht um bloßen Soldes willen, sondern mit innerem Anteil beiwohnen. Denn nicht als Last und Notsache oder als Mittel des Erwerbes soll der Dienst, welchen hier der Chor der Kirche leistet, aufgefaßt werden, sondern als Vergunst und Ehre. — Hinwiederum aber darf die Teilnahme daran nicht in das wechselnde Belieben der Mitglieder gestellt sein. Und es ist deshalb weniger rathsam, diese gottesdienstlichen Funktionen einem freien Verein zu überlassen, dessen Glieder nach Gefallen zu kommen und wegzubleiben pflegen. Sondern indem der Gottesdienst der Gemeinde eine feste Ordnung ist, wird auch für die Funktionen des Chorgesangs in demselben ein festgeordnetes Institut gefordert. Der Chor soll nicht ein Privatunternehmen des Cantors sein, sondern soll mit kirchlicher Anerkennung und Auctorität bestehen, deshalb auch unter der entsprechenden Mitwirkung des Pastors und mit Zustimmung des Kirchengemeinderaths gegründet werden und unter deren Aufsicht sein kirchliches Amt verwalten. Und da eine feste Ordnung in der Regel nur dann herzustellen ist, wenn die Glieder durch bestimte äußere Bande gehalten sind, so hat es sein Gutes, wenn wenigstens die mitwirkenden Kinder eine ob auch geringste Vergütung oder Vergünstigung dafür erhalten. Nach Umständen kann dies auch bei den Erwachsenen geschehen, obwol es das Richtigere wäre, daß die sangfähigen Gemeindeglieder sich von selbst für die berufenen Mitglieder des Kirchenchors ansehen und freiwillig mit ihrer Gabe der Kirche dienen. Wer aber eintritt, der verpflichtet sich auch damit, den Uebungen und gottesdienstlichen Aufführungen regelmäßig beizuwohnen und nur in Fällen wirklichen Hinderniſses und unter ausdrücklicher Entschuldigung davon wegzubleiben.

Was schließlich noch den Ort betrifft, wo der Singchor in der Kirche aufzustellen sey, so hat sich in der evangelischen Kirche eine feste Sitte bereits gebildet. In der alten Kirche waren die Sänger auf dem Ambon gestanden, welcher vorn in der mittleren Linie des Schiffes errichtet war. In der griechischen Kirche ist ihnen diese Stelle im Wesentlichen geblieben. Hingegen die römische Kirche hat sie in den Chor selbst hineingezogen — daher auch der Name „Chor" für die Sänger; denn dort sollten sie die Handlungen des Geistlichen in mannichfacher Weise durch Gesang unterstützen. Aber als später die heilige Musik zu größerer Ausbildung gelangte, und der Chor sich eine selbständigere und ausgebreitetere Wirksamkeit im Cultus errang — im 15. und 16. Jahrhundert — verlegte man denselben auf die Orgel, welche damals in den kirchlichen Gesang einzugreifen begann. Anfangs brachte man die Orgel deshalb vielfach in der Nähe des Chors an, später aber verlegte man sie immer allgemeiner gegen Westen über der Gemeinde. Dem schloß sich die evangelische Kirche an. Und dies ist auch von ihrem Standpunkte aus der angemessenste Ort für den Singchor. Denn einerseits stellt derselbe ein Glied der Gemeinde dar, welches mit den Handlungen des Geistlichen in lebendig-responsorischer Wechselwirkung steht, und anderseits vertritt er ein ideales Element über der Gemeinde — dem aber entspricht der höhere Ort im Raume des Kirchengebäudes. Für Wechselgesänge des Chors ist zu wünschen, daß zwei Chöre auch räumlich getrent einander gegenüber stehen können, indem nur so das Antiphonische, welches vielen kirchlichen Gesängen eignet, dem Ohr der Gemeinde deutlich werden wird. In mancher Hinsicht dürfte sich's empfehlen, vornehmlich wo Frauenstimmen mitwirken, daß der Chor durch Gitter oder sonst wie den Augen der Gemeinde etwas entzogen sei. Besondere Akte und Gesänge können auch noch besondere Verteilungen wünschenswert erscheinen lassen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 27. April. № 34.

Welt und Kirche.

I.

Es liegt in der sittlichen Weltordnung begründet, daß das Elementare im Geistesleben nach einem ihm innewohnenden Triebe zu allmälig steigender Ausgestaltung strebt; der Begriff ringt nach seinem Ausdrucke im Wort durch das Medium der Sprache und das Wort hinwiederum ist auf die That angelegt und wird in seiner Berührung mit der Welt zur Handlung. Dabei messen wir Wert oder Unwert einer in die Sichtbarkeit eingetretenen Erscheinung an dem Organischen, welches sich in ihr ausspricht. Also es muß ein Wachstum sein vom Begriff zur That und in den höheren Entwickelungsstufen muß sich die treibende Idee des Keimes aufweisen lassen; sonst ist die Erscheinung eines Dinges, ob sie auch noch so sehr schillere, nicht der Haut gleich, welche, indem sie das Fleisch umschließt, demselben anpassend ist, vielmehr wird ihr Zuschnitt außerhalb der Sache liegen und daher vom Zufall bestimt sein. Den so erscheinenden Dingen wohnt nimmermehr die Wahrheit bei, welche in der Welt der Erscheinungen ihre Wurzeln vornehmlich in den geschichtlichen Boden treibt. In diesem Sinne fordern wir von jeder wahrhaften Idee geschichtlichen Charakter, geschichtlich reift jeder schwellende Keim der Idee seiner Vollendung entgegen, sie, die Geschichte, sizt auch zu Gericht über seine Triebkraft und Lebensfähigkeit, hat sie über den Unwert eines Prinzips gesprochen, indem sie ihm die Frucht versagt, dann helfen weder Manipulationen noch Operationen noch mechanische Experimente dazu, eine künstliche Befruchtung herzustellen.

Wir kommen aus einer Zeit her, welche dem absoluten Begriffe Altäre gebaut hat. Man gewann den Begriff in analytischer Weise so, daß man ihn in absoluten Gegensaz gegen die geschichtlichen Erscheinungen sezte. Wie die Geisterbanner die bösen Geister durch Räuchern und Beschwörungsformeln banten, so fielen die Bannsprüche des vorigen Jahrhunderts hageldicht auf das traditionell Ueberkommene und der beißende Rauch der Kritik verscheuchte aus Sitte und Volksleben langgehegte, eingewurzelte Vorstellungen; in rapider Weise schritt diese Arbeit vor, bis man endlich unter die encyklopädistischen Fündlein den Strich machen und die allgemeinen Menschenrechte und die gemeine natürliche Religion ohne konfessionellen Charakter und die generelle Freiheit des modernen Kosmopolitismus in Scene setzen konte. Der Bankerutt blieb nicht aus, Gott der Herr proklamirte ihn in der ersten napoleonischen Katastrophe, nicht ohne daß ein Eindruck auf die Welt zurückgeblieben wäre, denn es folgte die Reaction einer positiven Wissenschaft und einer historischen Anschauung der Dinge. Aber — und hier liegt der Grund, weshalb die Befreiungskriege nicht ein nachhaltigeres Feuer entzündet und konsistentere Zustände geschaffen haben — man wollte das Neue, Bessere nicht nehmen in demütigem Mariasinn, die Opfer, welche der Krieg gefordert und erhalten hatte, schufen neben dem Gottesbewußtsein ein starkes Selbstbewußtsein. Unvermittelt treiben in der Romantik Liebe zum Alten und Ansätze zur Menschenvergötterung neben einander her, selbst mit dem guten Willen, der Vergangenheit gerecht werden zu wollen, trat man mit einem durch lange Gewöhnung überkritisch gewordenen Auge an den historisch vorliegenden Bestand heran und in das Subject verlegte man den Maßstab der Entscheidung, nach welchem dies konservirt, jenes bei Seite geschoben werden mußte. Dies Janusgesicht zeigen Schleiermachers Reden über die Religion und derselbige Typus hat sich über alle Gebiete des Wissens fortgepflanzt. So sollen auch innerhalb der Sphäre der Theologie, Vernunft und Offenbarung, Welt und Reich Gottes durch Kunststraßen verbunden werden, das ist die durchweg ausgesprochene Aufgabe unsrer Aera, und wieviel nun vom Reiche Gottes annectirt werden muß, um die Verbindung mit der Welt herzustellen, diese Frage ist der Mittelpunkt in dem großen Prozeß der Vermittlungstheologie wider die Rechtgläubigkeit, der jezt vor den Schranken der „gebildeten, protestantischen Welt“ geführt wird. Schon die Einleitung des Verfahrens war für die Gläubigen nach der Väter Weise nicht sehr ermutigend; denn die Voraussetzung und Grundlage der Kirche, das Wort und ihr ins Bekentnis gefaßter Verstand am Worte durfte nicht mehr der Ausgangspunkt der Beweisführung sein. Vielmehr suchte das einzelne System einen möglichst weiten und möglichst dehnsamen Begriff als den Rechtsboden des theologisirenden Subjects, und wenn dann nach geschehener Beraubung oder Umdeutung der genuinen kirchlichen Begriffe, der Rest unter Dach und Fach des leitenden Begriffs gebracht ist, dann ist der Prozeß in Sachen Wissenschaft contra Orthodoxie entschieden. Aber man täuschte sich, wie man sich auf dem Boden der Philosophie getäuscht hatte, wenn man vom abgezogenen Begriffe aus zu den Geheimnissen des Hauses Gottes durch das Medium des menschlichen Bewußtseins hindurch vor-

dringen wollte; die Speculation vielmehr, mit ihrem auf dialectischem Wege gefundenen einfachen Prinzip, hat in der Theologie noch weniger Einheit gewirkt, wie dort, wo doch die Metaphysik ihrer ganzen Natur und Anlage gemäß auf das Abstracte angewiesen ist. Vielmehr kam es auf den größeren oder geringeren guten Willen des theologisirenden Subjects an, wie viel von kirchlicher Wahrheit er seinem System einverleiben wollte; soviel Schüler Schleiermachers, soviel verschiedene bemessene Concessionen an die alte Dogmatik, resp. Schmälerungen ihres Umfangs. Einigkeit nur im Formalen, nur in der Auffassung von der Entstehungsweise eines theologischen Systems und dieses geht nie aus der Tiefe des Heiligtums heraus, sondern will durch die Pforten in sein Inneres dringen. Darin sehen wir den vornehmsten Einfluß der Welt auf die Wissenschaft der Kirche, eine Ausantwortung der Begriffe, die da Geist und Leben sind, an die dürre Abstraction.

Als nächste Folge davon tritt eine Entwertung der bis dahin geltenden Begriffe in ihrem eigentlichen Sinne, und eine totale Verwirrung über ihre Werte und ihre Geltung ein. Die alte Terminologie bleibt aber das allgemeine Prinzip, von welchem aus operirt wird, hölt den Kern aus und füllt ihn mit neuem, unangemessenem Inhalt. Sähe man nur die Aeußerungen im Munde derer an, die von der Substanz der allgemeinen christlichen Bekentnisse sich ein gut Stück haben abhanden kommen lassen, wie das noch glänzt und gleißt, wenn sie von der Gottheit Christi reden und wissen doch nicht recht eigentlich zu sagen, wann der Logos über den Menschen Jesus gekommen sei und wann er ihn verlassen habe; und wenn sie von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein hoch reden und predigen, aber der uns allein rechtfertigen kann, der Sohn braucht sein Leiden entweder für sich, oder in demonstrativer vorbildlicher Weise für uns. Da werden wir denn freilich etwas scheu und mit unserm Beifall etwas zurückhaltend, weil wir doch nicht gerne das Gold aus unserm Beutel ausschütten möchten, um Rechenpfennige dafür einzutauschen. Oder wir hören vom Geiste reden und wie dieser Geist Prinzip der Gemeinde sei, und wenn dieser Geist in die Aktion geräth, dann baut er nicht nach den ewigen Plänen, die er der seligen Ewigkeit abgelauscht hat, da er noch im Schoße des Vaters lag, sondern er greift brevi manu nach einer Schablone, welche ihre Entstehung irgend einer kleineren oder größeren politischen Versamlung verdankt und umkleidet damit das Skelett, zu dem die Magd des Herrn infolge der ihr verabreichten dürftigen Kost schon vorher abgemagert ist. Wiederum steht da die Welt mit ihrer Sprache, welche ja die Gedanken des Menschen laut Talleyrands Rezept verdecken soll, im Heiligtume Gottes, so wie sie vorher ihre begrifflichen Abstractionen an die Stelle der ewigen Gedanken und Rathschlüsse Gottes gesezt hat.

Wir gehen einen Schritt weiter. Die Schrift benent, was von Seiten des bekehrten Menschen oder der christlichen Gemeinde in Kraft des Geistes geschieht, mit dem Namen „Früchte." Sie fordert die Frucht, aber nicht um ihrer selbst willen; eine Vielgeschäftigkeit als solche ist gar nicht das dem Herrn gefällige Opfer, sondern wenn da geschrieben steht: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so ist das christliche Werk der Ausdruck und Maßstab für den verborgenen Grund und die Triebkraft des Handelns, als auf welche die Augen des Herrn sehen. Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde. Woraus wir denn mit Fug und Recht schließen, daß nicht die äußerliche Darstellung die gottgefällige Persönlichkeit bei einem Individuum oder einer Gemeinschaft ausmacht, sondern der inwendige Zustand, das Verhältniß, in welchem der Handelnde zu dem Quell alles Persönlichen steht und welches die rechtschaffene Frucht auszudrücken sich bemüht. Daher denn die Unvollkommenheit aller Werkgerechtigkeit, insofern das Ringen nach angemessener Darstellung der treibenden Ideen in der gewirkten Frucht während dieses Lebens stets im Flusse bleibt; daher weiterhin die Lehre von der Rechtfertigung, als eines richterlich-deklaratorischen Aktes Gottes, der mit der vollgültigen That des allein Heiligen die Löcher und Lücken, so auf unserm Wege liegen, ausfüllt. Was aber bei dem Individuum zutrifft, das ist gewißlich auch der richtige Maßstab für alles das, was die Kirche in ihrem Berufe zu thun hat. Früchte kommen auch bei ihr aus dem Glauben, keine Darstellung der Kirche, die vor Gott gilt, ist denkbar, wenn nicht der Kirchenglaube das Bewegende und Treibende derselben ist. So ist denn Cultus und Verfassungsleben der Kirche die Frucht an ihrem Baume, wol insofern ein Mittelding, als die Form vor Gott nicht das Entscheidende ist in Aufnahme oder Verwerfung eines Dinges, dagegen ist es keineswegs gleichgültig, woher das einer Kirchengemeinschaft anzuziehende Kleid genommen wird, und am allerwenigsten dürfte es vor seinen Augen taugen, wenn ein inwendiger Mangel am Glauben durch pronouzirten Affekt für sogenanntes Leben verdeckt werden sollte; wenn ferner Mängel in der äußerlichen Darstellung ihre Abhülfe finden sollen in dem Auftragen einer Verfassung, die den Stempel ihres Ursprungs nicht durch die heiligende Arbeit des Geistes Gottes, sondern durch die Zufälligkeit augenblicklicher Zweckmäßigkeit und die Velleitäten der herschenden Zeitströmung aufgeprägt erhält. Die Kirche des Geistes und die Formen, welche das Gemeindeprinzip vor sich herträgt, binden sich so wenig, daß erstere vielmehr die letztere mit Gewalt zurückstoßen muß, und wo sie sich „amalgamiren", da ist es eben ein trübes Zeichen davon, daß aus dem Kirchenleibe die Gesundheit und Energie seines Wesens gewichen ist, infolge dessen er sich wie ein Leichnam kehren und wenden läßt durch einen fremden, außer ihm liegenden, also zufälligen Willen. Wo denn nun aber der aus dem eigenen Wesen quillenden Entscheidung die Blässe einer fremdartigen That angekränkelt wird, da steht wiederum die Welt als Siegerin der Kirche gegenüber, von welcher der Herr verlangt, daß sie nicht an einem Joche ziehen soll mit der Welt des Unglaubens, die da nicht rechnen soll mit fremden Faktoren, sondern in geduldigem Vertrauen harren soll des Herrn, der sich seine Zeit ersieht, um der lebendigen Sele den ihr entsprechenden Leib und der gesunden Wurzel die schwel-

lende Frucht zu geben. Was soll auch der Kirche eine trügerische Firma, da sie doch der Menschen Selen nicht blenden, sondern retten soll? Wenn Potemkin seiner reisenden Kaiserin auf ihrem Wege Dörfer von Holz mit trügerischer Coulissenmalerei vorzauberte, die hinter ihrem Rücken in ihr altes Nichts zurückfielen, so können doch die Augen des himlischen Königs durch solche Täuscherei nicht getäuscht werden. Und ebensowenig wird dies bei einfältigen Selen glücken. Sie werden in der Kirche die Braut des Herrn sehen, welche mit einfältiger Treue das einfältige Wort und Verheißung Gottes bewahrt, um deswillen die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen. Oder meint man, selbst die Façade der vielgerühmten Rheinisch-Westfälischen Paragraphen werde einer armen Sündersele so imponiren, daß sie, in ihrem Anschauen versunken, nicht weiter nachsehen und nachfragen werde, was denn eigentlich dahinter steckt? Man sollte solch Verfahren unterlassen, daß man erst das Mittelding der Verfassung als den Inhalt des lutherischen Bekentnisses ausruft und dann eine Provinzialordnung mit einer Fülle von Vollkommenheiten ausschmückt, wie es weiland Kotzebue mit dem edlen Armen gegenüber dem reichen Bösewicht thut, um dann sagen zu können: Seht, das ist die Norm, nach der Alles laufen muß. Es ist auch nicht fein, daß man, um die Lichtgestalt dieser beliebtesten weil bequemsten Kirchenform zu heben, ein düsteres Schauerbild malt von den lichtscheuen, hierarchischen, antievangelischen Tendenzen derer, die im lutherischen Bekentnis dieses Verfassungsbild weder angezeigt noch vorgebildet finden. Denn man will durch Vergleichung des Luthertums und Puseyismus doch wol nicht jenes Publikum gewinnen, welches seine kirchlichen Anschauungen, vom Jesuitismus z. B. nur aus Sue's ewigem Juden hernimt. Will man das nicht, sondern wendet man sich an diejenigen, welche mit Kopf, Herz und Gewissen dabei sind, daß der Leib Christi gebauet werde, so lasse man lieber solche Uebertreibungen — denn im Lager der Competenten werden sie einfach nicht geglaubt.

Hier gilt es aber, stille zu stehen und einem gleichfalls der Welt abgelauschten Irtume zu begegnen. Je was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde, und alle rechtschaffenen Früchte stehen mit dieser Wurzel in Beziehung. Nun ist der Glaube kein Gemächt kreatürlich geistlicher Thätigkeit, sondern eine Gnadengabe und Offenbarung Gottes in uns. Ferner ist diese Offenbarung nicht dem Individuum, als solchem, allein gegeben, sondern sie hat ihr Absehen auf die ganze Welt, und die göttliche Aktion kann und wird erst dann zur Ruhe kommen, wenn alle durch die Sünde in Irtum verderbten und abgelösten Glieder wiederum dem Leibe angefügt sein werden. Die Kirchenarbeit kann deshalb nicht den Cajus und Sempronius zu einer Summe addiren und in dieser Summe den Leib Christi darstellen wollen, denn wo haben Cajus und Sempronius den Glauben her, wenn sie nicht als Nachkommen des ersten Adam in das Verdienst des zweiten Adam eingewiesen sind; den Vollbesitz des Heils hat Gott der Herr deshalb nicht in die Willkür des Menschen gestellt, sondern die Kirche ist, unabhängig von der Willkür der Einzelnen, die Pflegerin der ewigen Güter. Demgemäß kann das Individuum auch nicht der unabhängige, freie Disponent über den Glaubensinhalt sein. Das ist aber das Postulat der Welt. Ihre Parole lautet ein für alle mal: Gib mir, o Vater, das Teil der Güter, das mir gehört! Sie wendet dieselbe überall, auf jedes Gut an. Warum sollte die Glaubensgabe also von dieser Prätension ausgeschlossen sein? Der Weg des verlornen Sohnes aber ist bekant genug; er kommt bei den Träbern an, nachdem er das Seinige umgebracht hat mit Prassen. Und als er vor dem Schweinetrog steht, kann ihn das Bewußtsein: „Tu l'as voulu" nicht trösten über den immensen Verlust, welchen er erlitten; vielmehr fällt ihm gerade diese Erwägung mit Centnerlast auf's Herz und wie er sich umsieht, ob er denn in seinem erniedrigten, unter die Sünde geknechteten Willen nicht noch irgend ein Trümmerstücklein habe, welches er zum Grundstein eines Neubaus machen könte, da gibt ihm der h. Geist den gesegneten Fingerzeig, das lezte Residuum seiner Persönlichkeit zusammenzuraffen zu der lezten, dem armen Sünder erübrigenden That, der Buße, der Rückkehr. „Ich will mich aufmachen" — zu einer rückläufigen Bewegung, welche doch die einzige ist, die vorwärts und weiter bringt. Wie aber wäre eine Rückkehr zum Glauben möglich, wenn nicht für den Glauben des Einzelnen eine unvergängliche Quelle sprudelte, die der Einzelne durch seinen Abfall wol fliehen, aber nicht verschütten kann? —

Troz alles Wortgeklingels ist das Eine fest (und in stillen Stunden gesteht sich's gewiß mancher ein, der vor dem Publikum mitklingelt), daß wir, Ausnahmen nicht eingerechnet, in der Theologie leidliche Verluste an der Substanz des Glaubens erlitten haben und daß manche von den neu aufgekommenen Systemen inacceptable Wechsel sind, weil hinter ihnen durchaus nicht mehr steht: was immer, was überall, was von Allen geglaubt worden ist. Der h. Geist ist aber immer noch da, gleicher Macht und gleiches Wesens, wie in der Urkirche, er wird also auch heute noch an die, welche es angeht, die Forderung von damals stellen. Und ob die Theologie seine Stimme hören mag, das dürfte sich zunächst daran zeigen, wenn man über den Glauben, der geglaubt wird, nicht herfährt, als sei er ein unorganisch Ding, ein lediglich technischen Versuchen hingegebener Cadaver. Er ist eben Kirchenglaube, und weil er das ist, so findet das gläubige theologische Subject für seine Bewegung eine Schranke sowol am Herrn als der Quelle, wie auch an der Gemeinde in altem Sinn, da sie die Trägerin des gemeinsamen Verstandes am Worte Gottes ist. Es konte ja die Reformation in ihren Anfängen den Irtum erzeugen, als degradire sie den Glauben zu einem privaten Geschäft, und es sei daher der Einzelne im Glaubensgericht Gottes verantwortlich allein nach dem Maße dessen, was er als Glaubenssubstanz aus der Schrift reproduzirt habe. Luther aber bittet schon den Melanchthon dringend, zu bedenken, daß die Augustana nicht sein, sondern der Kirche Buch sei, und er thut es, weil er, selbst ein geschichtlicher Character, auch geschichtlichen Sinn hat. Wer nämlich in der Geschichte die Kreuzung göttlicher Rathschlüsse mit menschlicher Freiheit erkennt, der fixirt die Epo-

chen, von denen ein Product dieser Kreuzung offensichtlich an's Licht tritt, als Knoten- und Quellpunkte lebendiger Entwickelung. Dies geschah in dem bekentnisbildenden Jahrhundert unserer Kirche: da traf Kraft des Geistes, Empfänglichkeit der Gemüther, providentielle Gestaltung der Umstände derartig in Verbindung, daß ein organisches Gebilde in den Bekentnisschriften der Kirche geboren wurde, welches in jener wunderbaren, göttlich geordneten Zusammenstimmung eben den legitimirten Character einer öffentlichen Lehre besaß. Nun wäre es aber ein auf totales Verkennen geschichtlicher Art beruhendes Verlangen, daß der Strom des Geistes immer gleichmächtig fließen und jederzeit neuschaffend auftreten sollte. Abrahams schöpferische Epoche vielmehr wird durch das conservirende Zeitalter Isaaks abgelöst und diese Perioden sind der Natur der Sache nach viel ausgedehnter als die produktiven. Handelt es sich ums Neuschaffen, da ist es der Welt Art, mit eigenen Faktoren zu rechnen und sich zu verrechnen, denn insgemein leiden gerade diejenigen Zeiten an einem Uebermaß von Thatendurst, die am wenigsten Mittel zum Neubau mitbringen. Wo hingegen der h. Geist etwas vorhat an der Welt, da sucht er sich die stillen Herzen aus, welche Gottes Zeit abzuwarten gelernt haben. Wol, dann schwellen die Keime unvermerkt und ungetrieben; man glaubt, darum redet man. Daß die Lutherischen die Symbole zu ihrem Papst machten, wird eben aus dem Grunde behauptet, weil man vom Geheimnisse der Geschichte nichts weiß; und daß über die ohnmächtige öffentliche Lehre gespottet wird, das möchte ein Erbteil des Ismaelsinnes sein, der in der Geschichte, ob er auch von einem Rathe Gottes redet, denselben weit hinter die menschlichen Intentionen und die mit Augen zu sehenden Realitäten zurückstellt, daß man sich mit diesem Spotte dem Romanismus sonderlich nähert, übersieht man und doch ist der Gehorsam gegen die in Rom gipfelnde Verfassungseinheit ein Freibrief für den Mangel an Lehreinheit und läßt mancherlei Spielarten von Privathäresie zu. Wo der „mächtige und geschäftige" Glaube aber neben dem römischen Tribunal das Bedürfnis des nach Heil ringenden Herzens durch evangelisches Bekentnis gedeckt sehen will, da erstickt der Notschrei in den Umarmungen des weltlichen Armes oder des index prohibitorum. Und die badische und die pfälzische Synode, auf welchem Wege suchten sie die Kircheneinheit?

Höchst wunderlich aber nimt es sich nun aus, wenn man die Kirche deutscher Reformation mit dem Titel „Theologenkirche", soll ich sagen schmückt oder schilt? Sie hat sich des Titels nicht zu schämen, denn was ihre Theologen geschaffen haben, das ist immer noch eine Fundgrube für den Jünger, der da lernen will. Und dabei haben ihre Werke nicht jenen übelen Beigeschmack, welcher manchem Erzeugnis der Nachkommenschaft anhaftet. Die Leute von damals verstanden das Wort: Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst; sie wollten dienen, und zwar der ganzen Kirche dienen. Selbst in ihrer polemischen Thätigkeit schwebte ihnen der Dienst an dem gesamten Leibe Christi vor, welcher leiden muß, wenn ein Einzelglied krank ist. Aber für's erste gaben sie nicht ungerufen ihr Gutachten ab, sondern sie ließen sich von den evangelischen Ständen und solchen, die ein Amt und Interesse an der Kirche hatten, dazu auffordern. Sie bedienten sich ferner zur Erledigung strittiger Schulfragen der lateinischen Sprache und schütteten nicht in der Hülle gleißender Worte grundstürzende Gedanken in die allgemeine Krippe; sie wußten, daß die Träger des Predigtamts auf ihre Weide geschickt wurden und daß die Hochschule dazu dienen müsse, sie mit festem Herzen in das Amt der Dornenkrone und der Leidenswege zu entsenden — so konte denn auch nicht der Fall vorkommen, daß die gelehrte Theologie über den Köpfen der bekennenden Zeugen hinweg mit den in den unteren Schichten herschenden Strömungen Partei machte. Und wäre nur mit solchem Verfahren die Herschaft des Esoterismus und der Kaste gebrochen, welche man doch wol mit dem Titel „Theologenkirche" dem christlichen Volke denunziren will. Wenn aber die Form des alten Volksglaubens und seine Redeweise von Geistlichen, denen der wissenschaftliche Nimbus höher gilt, als der schlichte Hirtenstab, dazu verwendet wird, um in die vorgefundene Form einen neuen, fremdartigen Inhalt hineinzugießen, so zwar, daß der Sohn Gottes und die Versöhnung durch sein Blut in ihrem Munde nur noch einen nominellen Wert haben, dann steht der Esoterismus im innersten Heiligtum; ehedem durchzog in diesen fundamentalen Dingen Kanzel und Katheder nur ein Ton, und dieser Esoterismus ist eine bedenkliche ethische Erscheinung, eine Anklage gegen das Gewissen der Wissenden, welches sich bei einer substantiellen Differenz zwischen τὰ ἔξω καὶ τὰ ἔσω mit einem terminus medius zufrieden geben kann.

Wo, wie in dieser Zeit, eine Gährung die Verhältnisse durchzieht, wo Widersprüche wie Blasen aufgeworfen werden, wo man andern andichtet, woran man selbst krankt, da braucht zwar noch nicht das große Babel kurz vorm Ende aller Dinge dg zu sein; aber man soll doch in dieser Gährung nicht schlechtweg eine Zeit des Lebens sehen, und was im Rücken liegt, nicht an dem Maße dieser Anschauung messeu wollen. Zunächst sehen wir nur, daß Welt und Gottesreich auf dem Boden der Kirche ringen, so war's gleicherweise in der Reformationszeit, der Sieg der Kirche liegt im Gehorsam ihrer Glieder, wenn wir diesen Begriff so weit wie möglich fassen, als treues Erfassen der individuellen Aufgabe des evangelischen Christen innerhalb des allgemeinen Berufes der Kirche, der nicht ein Gespinst unserer Vorstellung, sondern ein geschichtlich und ethisch sehr genau bestimter ist. Also „halte, was du hast" und halte es mit aufrichtigem Herzen, denn den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 34.

Der Gemeindegesang.

Ueber den Gemeindegesang der evangelischen Kirche von G. Frhr. v. Tucher. Ein Nachtrag zu des Verfassers „Schaz des evang. Kirchengesanges im ersten Jahrhundert der Reformation." Leipzig, 1867. 8. S. 56.

Mit großer Freude haben wir den verehrten Verfasser aufs Neue mit dieser kleinen, aber gediegenen Schrift eintreten sehen in den guten Kampf für die Herstellung des evangelischen Gemeindegesanges. Für Norddeutschland ist dieses Zeugnis aus dem Süden um so wichtiger, als sich bei uns unter dem Vorgang tüchtiger Organisten und ausgezeichneter anderer Künstler ein rein theoretisch construirtes Vorurteil gegen die vor nun mehr als 30 Jahren empfohlene Reformation des evangelischen Chorals nach dem Vorbilde des 16. Jahrhunderts dergestalt festgesezt hat, daß es schwer hält, mit der Praxis vorwärts zu dringen, weil es dazu überall der Hilfe guter Organisten und Kantoren bedarf. Ja, dieselben wissen nicht selten dem begonnenen Werke durch allmäliges Abglätten und Einschläfern der Rhythmen den Nerv zu lähmen und somit die Gewöhnung der Gemeinden an ein festes und sicheres Singen derselben zu hindern. Auch auf literarischem Gebiete hat sich dieser Widerspruch festgesezt und immer aufs Neue geltend gemacht, wodurch Hr. v. Tucher zu dieser Entgegnung veranlaßt worden ist. Indem wir dieselbe der sorgsamen Prüfung aller derer empfehlen, denen es am Herzen liegt, daß es mit unserm Gemeindegesang besser werde, wollen wir, indem wir die sehr lehrreichen Ausführungen des Verf. über das Wesen des Rhythmus, rhythmischen Wechsel und Syncopirungen übergehen, hier zunächst hervorheben, was Hr. v. Tucher zur Entkräftung der häufig und dreist ausgesprochenen, in ihren Wirkungen besonders schädlichen Behauptung anführt, es seien die alten Rhythmen nie von der Gemeinde gesungen worden und an sich ungeeignet für deren Gesang. Mit Recht sagt er zunächst, daß der Beweis dieser Behauptung eigentlich den Gegnern obliege, da die Vermutung doch unstreitig dafür spreche, die Melodien seien wirklich so ausgeführt worden, wie wir sie verzeichnet finden. Sodann aber bringt er mehrere Zeugnisse für diese Ausführung aus Singebüchern des 16. und 17. Jahrhunderts von Lucas Osiander, Johann Eccard, Hans Leo Haßler bei, welche an der bezweifelten Thatsache selbst in der That keinen Zweifel ferner gestatten. Ebenso widerlegt er die Annahme, daß die große Zahl von Varianten, die sich bei Aufzeichnung der alten Rhythmen eingeschlichen, gegen deren lebendige Uebung spreche, indem er nachweist, daß diese Varianten sich auf die in verschiedenen Gegenden allerdings verschiedene Intervallenfolge, nicht aber auf den Rhythmus, die Notenquantitäten, beziehen, und daß bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts hin kein Streben in den Singebüchern wahrnehmbar ist, den charaktervollen Rhythmus abzuschwächen. Die Erfahrung, sagt der Verf., könne allein darüber entscheiden, ob nach dem Stande der heutigen Bildung und Geschmacksrichtung unsern Gemeinden zusage oder widerstrebe, die alten Rhythmen zu singen und überall, wo die Sache nicht fehlerhaft angegriffen worden, habe die Erfahrung — in Baiern, wo Gesang- und Choralbuch die alten Rhythmen den Gemeinden zurückgegeben haben, eine mehr als 20jährige — für die Rhythmen entschieden. Er gibt sodann folgende Rathschläge, denen wir die weiteste Verbreitung wünschen möchten.

„Man beginne mit Weglassung der Zwischenspiele in Mitten der Melodie. Der Ruhepunkt darf nicht zu lange gehalten werden, der Baßton der Orgel im Pedal muß zulezt verklingen. Die Anfangsnote der neuen Strophe kann um einen kleinen Zeitteil vorausgenommen werden, jedoch ohne damit die tactmäßige Bewegung des Gesanges der Gemeinde zu stören. Zwischenspiele, die nicht zu lang oder fremdartig sind, geben am Ende eines Verses einen wolthuenden Ruhepunkt. Man nehme ferner ein bewegteres Tempo und vorerst nur gangbare Melodien in gleich langen Noten so schnell, daß ein Gefühl von Thesis und Arsis hervortreten kann, aber auch nicht schneller als es die kirchliche Würde und Weihe erfordert. Erst wenn die Gemeinde sich hieran gewöhnt und ein accenttactmäßiges Singen sich gebildet hat, nehme man unbekante Melodien zunächst im Tripeltact, dann in leichteren rhythmischen Formen, zulezt aber und erst nur dann, wenn diese befriedigend gesungen werden, die schon bekanten Melodien in rhythmischen Formen. Bei allen diesen Maßregeln unterlasse man nicht, die Melodie, welche Sontags gesungen werden soll, die vorhergehende Woche von den Schulen tüchtig einüben zu lassen. Zur Einführung der Melodien ist es gut, in Städten, wo man Singechöre hat, hie und da die neue Gesangsform durch diese der Gemeinde zu Gehör zu bringen. Auch kann der Organist statt des Vorspiels solche vortragen. Beim Gesang der Gemeinde ist es unterstützend, wenn bei zweimanualigen Orgeln der Organist die Melodie auf dem Hauptmanual mit starken durchgreifenden Registern spielt, während die Mittelstimmen schwächeren zurücktretenden Registern des zweiten Manuals überwiesen werden, was zu unterbleiben hat, wenn die Gemeinde die Melodie singen kann. Förderlich hat es sich erwiesen, wenn der Organist, nachdem die Gemeinde bereits mehreremal eine Melodie gesungen hat, solche etwa zum Schlusse des Gottesdienstes beim lezten Vers ohne Orgelbegleitung singen läßt. Die Gemeinde wird dadurch gezwungen, auf sich zu merken und fest zusammenzuhalten. Der Organist aber lernt dadurch seine Gemeinde besser

kennen und sieht, wo es noch fehlt. Die Gemeinde hat in der Regel dieses Verfahren gern, weil so ein voller Gesang ohne Begleitung immer etwas Ergreifendes hat."

Dieser lezte Punkt scheint uns besonders wichtig zu sein und sich namentlich der Beachtung für Nebengottesdienste, liturgische Andachten ꝛc. zu empfehlen. Wir haben schon früher wiederholt darauf hingewiesen, daß die ausnahmslose Begleitung des Gemeindegesanges mit der Orgel die Singfähigkeit und Singfertigkeit der Gemeinden nicht fördert und daß es von hohem praktischen Wert ist, hierin einen Wechsel eintreten zu lassen. Wo ein Chor der Gemeinde unterstützend zur Seite steht, ist es gar leicht, sofort hiemit zu beginnen, wobei es nicht ausbleiben wird, daß die charaktervolle Kraft des Rhythmus, dieses Kernes jedes wahren Volksgesanges, sich als Band der Gemeinschaft mächtig erweist und die Liebe zu dem Gesange wie zu der gottesdienstlichen Gemeinschaft überhaupt wunderbar erregt und stärkt. *)

Beachtenswert ist der oft gehörte Einwurf gegen die Rhythmen, daß Seb. Bach in seinen großen Werken diese Rhythmen nicht beachtet, die Choräle vielmehr in der jezt üblichen Weise aufgenommen habe. Der Verf. geht auch hierauf näher ein und hebt hervor, daß die Choräle in Bachs, Grauns, Mendelssohns Werken stets tactmäßig im Accent, also rhythmisch vorgetragen werden und daß außerdem der Contrast in der Musik in seiner Wirkung sehr hoch anzuschlagen und ihm vornemlich die oft wunderbare Erhebung in den Gemütern der Hörer zuzuschreiben ist. Wir möchten hinzufügen, daß Bach nicht selten nicht nur da, wo die Gemeinde als mitsingend zu denken ist, in seinen Werken den Tripeltact der Choräle bestehen läßt, sondern auch in den größten und ergreifendsten Chören, sobald er sich frei wußte von der Rücksicht auf die Gewöhnung der Gemeinde, die alten Rhythmen in ihrer Eigentümlichkeit mehr oder weniger zur Geltung kommen ließ. Wir verweisen hierbei vor Allem auf die große Matthäus-Passion, und zwar auf den wunderbar herlichen Chor am Schluß des ersten Teils: „O Mensch bewein dein Sünde groß." Winterfeld spricht sich in seinem großen Werke über den evangelischen Kirchengesang (III, 375) hinsichts dieses Chores und der Behandlung der gedachten Choralmelodie in demselben dahin aus: „Auch hier," bemerkt er, nachdem er hervorgehoben, daß diese Melodie eine der ältesten des deutsch-evangelischen Kirchengesanges und ihm gemeinsam ist mit dem der französischen Calvinisten,

*) Die liturgischen Vesper-Andachten zu St. Matthäus in Berlin geben bekantlich die Choräle im Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde und schließen jeden Gesang dieser Art mit einem von Chor und Gemeinde gemeinsam gesungenen Verse. Dies ist sehr empfehlenswert, auch zur Förderung der Uebung im rhythmischen Gesang, doch muß dieser lezte Vers dann nicht von der Orgel begleitet, sondern von Chor und Gemeinde selbständig vorgetragen werden, wie solches der ursprünglichen Absicht dieser Anordnung entspricht.

„auch hier gewint die alte geistliche Weise ihre vollkommenste Entfaltung durch die anderen Stimmen, die ihrer Eigentümlichkeit wegen wir nicht wagen möchten begleitende zu nennen, eben wie jene auf sie wiederum einen geheimnisvollen Glanz hinstrahlt, in ihrem ruhig-frommen Schritte über ihnen schwebend. Um beides aber webt sich noch in den Tönen der Flöten, Hoboen, Geigen der bedeutsamste Rahmen. In hinauf- und hinabsteigenden Gängen lassen zuerst jene, mit einander wechselnd, sich vernehmen, daran gesellen sich ihnen in ähnlicher Art auch diese; mit großer Stätigkeit wird die anfängliche Wendung von allen festgehalten, der weichere Klang der Flöte, der schärfere und doch zarte des Hoboe, der mehr schwirrende, rauschende der Geigen stehen einander entgegen, vermischen sich, sie gewähren das Bild mannigfachen Gewimmels, auf und ab sich schwingender Fittiche; es gemahnt uns an jene Legionen Engel, die dem HErrn, so er gewollt, zu Gebote gestanden hätten, und die nun anbetend herzueilen, sein heiliges Opfer anzuschauen." Mit solcher Liebe und solchem Reichtum der edelsten Kunst hat Bach jene „alte geistliche Weise" zu ihrer „vollkommensten Entfaltung" gebracht und in ihrem eigentümlichen Wesen recht eigentlich verklärt und verherlicht. Es erhellt hieraus, daß Seb. Bach keineswegs ein Gegner der ursprünglichen Rhythmen war, daß er sie vielmehr in ihrer eigentümlichen Kraft und Schönheit vollkommen zu schätzen und seinen herlichsten Tonwerken zu Grunde zu legen wußte, daß er dagegen, wo der Gemeindegesang als solcher in diesen Werken zur Geltung kam, sich in den Grenzen der üblichen Formen dieses Gesanges bewegen zu müssen glaubte. Dieser Form des Gemeindegesanges entgegenzuwirken, das hat er allerdings nicht für seine Aufgabe gehalten, aber eben so wenig kann man aus dieser Lage der Sache irgend wie ein thatsächliches Zeugnis dieses großen Meisters gegen den rhythmischen Choral herleiten.

Sehr lehrreich ist, was der Verf. über die Weise Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott", um die volle Bedeutung ihres Rhythmus und dessen Zusammenhang mit dem Inhalt der Worte klar zu stellen, sagt. Bis in jede einzelne Note hinein verfolgt er die Intentionen des Sängers dieser herlichen, „jedenfalls zugleich mit dem großartigen Text erfundenen Melodie", und bemerkt zum Schluß dieser Ausführung: „Wenn unsere Gegner mit so vieler Bestimtheit der verflachten Form der Melodie in gleich langen Noten unbedingt den Vorzug geben und, wie dieses erst neuerlich geschehen, die Ansicht aussprechen, daß diese eine ganz entschieden mächtigere, hoheitsvollere Wirkung als der ungleiche, fast stolpernde Gang in der sogenanten rhythmischen Form mache, daß diese Leistung Luthers nicht sehr schwer wiege, da die Melodie des melodischen Schwunges, der das Heldenlied auszeichnet, gar sehr entbehrt, — so läßt sich wol mit Recht annehmen, daß sie nicht so urteilen würden, wenn ihnen die von dem in so vieler Beziehung großen Manne in dieser herlichsten aller Melodien niedergelegten großartigen Intentionen zum Bewußtsein gekommen wären. Zu beklagen ist es aber, wenn solche Urteile von Männern ausgehen, welche bei Vielen und zwar gerade bei

solchen, die in Beziehung auf Ordnung des Kirchengesanges maßgebend sind, als Autorität gelten und hiedurch nicht blos diesen sondern durch sie einer ungemessenen Anzahl Anderer der volle Genuß solcher Herlichkeit verkümmert wird." Ja, wahrlich, sehr zu beklagen ist solche Verhärtung mancher, für den Kirchengesang thätiger, Männer in den gewohnten Bahnen ihrer Kunstübung, sehr zu beklagen ihre Blindheit gegen die wesentlichsten Bedingungen jedes wahren Volksgesanges, welcher mit dem Rhythmus nicht etwa einer willkürlich ersonnenen, zufälligen Form, sondern des innerlich notwendigen Ausdrucks der gottesdienstlichen Communion entbehrt, sehr zu beklagen ihre Leugnung der so offenbaren Schäden unseres kirchlichen Gemeindegesanges, die ihm eben den Charakter echten Volksgesanges verkümmert haben, ihre Verwerfung der so nahe liegenden Mittel der Hilfe, die so bestimt durch Geschichte und Erfahrung vorgezeichnet sind. Freilich sagt Hr. v. Tucher am Schluß seiner Schrift mit Recht, daß die rechte Vollkommenheit des Kirchengesanges durch äußere Mittel überhaupt nicht erreicht werden kann, daß der Geist, der die Form der Rhythmen, deren Verlust wir beklagen, sich zum Ausdruck schuf, in unsere Gemeinden wiederkehren müsse und daß jene Formengestaltung eben in dem Maße anziehend erscheine oder unverstanden bleibe, je nachdem der Geist unsrer Gemeinden zu selbstbewußter kirchlicher Gemeinschaft in Christo einkehre oder sich ferne halte. „So entschieden deshalb auch betont werden muß", so fährt er fort, „daß diese Weise des Kirchengesangs an und für sich diesen Geist nicht hervorzubringen vermag, so wenig können wir doch auch leugnen, daß die Elemente dazu mehr, als es wol den Anschein hat, vorhanden sind und es bei Vielen nur einer Anregung bedarf, die sie aus dem Schlummer weckt, in den sie die falsche, Alles zersetzende Aufklärung versenkt hat." Denn nicht der reflectirende Verstand vermittele den Glauben, sondern der Geist des Gemüts ziehe auf unmittelbare Weise das neue Leben aus dem Worte Gottes und wer wolle es leugnen, daß die Stimmung und Hebung des Gemüts ein wichtiges Moment für gesegnetes Anhören der Predigt des Wortes und guter lebendiger Gesang hiefür ein mächtiger Hebel als Ausdruck des kirchlichen Gemeinschaftsbewußtseins sei. „Daß diese Anregung in einem guten Gesang der Gemeinden, je nach Maßgabe des in ihnen herschenden Sinnes wirklich gegeben wird, beweist die freudige Annahme und das Festhalten der schönen Gesangsweise, was wir so vielfach zu erfahren Gelegenheit haben."

So dieses gute Zeugnis aus dem Süden unsers Vaterlandes. Die Erfahrung, die auch im Norden, grade recht an den Quellpunkten des Lebens, z. B. den Anstalten der inneren Mission, gemacht ist und täglich neu gemacht wird, bestätigt dieses Zeugnis, und wir wollen nicht müde werden zu bitten und zu hoffen, daß die Reformation des kirchlichen Lebens auch den Gemeindesang nicht blos hie und da an einzelnen Punkten, sondern im Großen für unser ganzes Volk gründlich reformiren und zu einem frischen und lebensvollen Volksgesang, der eine wirkliche Macht zur Verbreitung christlicher Wahrheit und christlichen Lebens ist, umbilden werde. Das walte Gott!

Deutsche Lieder.

(Schluß.)

Wenn man erkennen will, wie viel daran gelegen ist, daß eine gute Samlung deutscher Lieder verbreitet wird, so muß man prüfen, wie groß die Menge der schlechten Liedersammlungen oder gelinder ausgedrückt, der gesinnungslos zusammengestellten Samlungen ist, die fortwährend verbreitet werden. Um nicht die hier vorhandene Kluft an ihrer am meisten klaffenden Stelle zu betrachten, stellt Referent eine minder schlechte Liedersamlung der Trösteinsamkeit gegenüber, das hier gemeinte Liederbuch, welches sine die erschienen und nach seinem Verleger Göpel genant ist, hebt an mit dem Arndt'schen Frage- und Antwortlied „Was ist des Deutschen Vaterland!" Aber wie schwach und gespreizt muß das Vaterlandsgefühl sein, wenn später ein Lied folgen kann mit dem Thema Ubi bene ibi patria oder welche Verkehrtheit ist es, den guten deutschen Gesängen, welche die Macht und Herlichkeit des Vaterlandes preisen, die fremden und feindseligen Produkte „Noch ist Polen nicht verloren" und „Allons enfans de la patrie" anzureihen. Und dann merkwürdiger Weise „Ein feste Burg ist unser Gott", und zwar unmittelbar vor der, eine Reihe von ganz rohen Zech- und Kriegsliedern enthaltenden Abteilung „Geselliges Treiben — Lebensgenuß," eine Abteilung mit Liedern, in welchen die altheidische Trunksucht recht absichtlich dem Christentume gegenüber verherlicht werden soll: „Solche Brüder müssen wir haben, die versaufen was sie haben, Strümpf und Schuh, Strümpf und Schuh, laufen dem Teufel barfuß zu." Damit in Verbindung stehen dann die in dem der Liebe gewidmeten Teile vorkommenden Liede: „Vom Zimmergesellen und der Gräfin", „Michel der Schelm" u. a. m., sämtlich in der frivolen, die eheliche Treue verhöhnenden Manier des selbst im vulgären Sinne mit Unrecht unter die deutschen Classiker gerechneten Dichters Langbein. Aber gesinnungslose Liedersamlungen wollen die Kinder dieser Welt haben. Wenn sie nüchtern sind, singen sie Vaterlands- und Wanderlieder und wenn sie trunken sind, dann lassen sich auch die Besseren eine schmutzige und unzüchtige Singerei gerne gefallen. Und dazu komt denn gar noch die armselige Eitelkeit mit Opernarien und mit lateinischen nie gesungenen Stücken, wie z. B. Integer vitae scelerisque purus.

Es ist der bunte Markt der Welt, der uns in den landläufigen Liedersamlungen entgegentritt. Von diesem Markt aus sieht man wol auch einmal vorübergehend und in einiger Entfernung die Kirche, aber die große Hauptsache ist doch das gemeine Treiben des Lebens: Trinklieder und Schelmenlieder. Mit fast teuflischem Behagen und doch zugleich mit erheuchelter Sympathie singen die Leute des großen Marktes, deren ganze

Moral und deren ganzer Glaube in den Versen: „Wir wollen gut durchs Leben gehn und uns einst besser wiedersehn" zusammen gefaßt ist, wie sie nichts sehnlicher wünschen, als unterm Faß begraben zu sein, den Kopf beim Zapfen, statt Glockenklanges Gläserklirren, statt des Kreuzes ein Deckelglas auf dem Grab. Wenn ein Fremder die Deutschen aus diesen Liedersamlungen sollte kennen lernen, wahrhaftig, er müßte uns für die närrischste und nichtsnutzigste Nation, nach den Franzosen natürlich, halten.

Welchen Eindruck macht nun gegen solche Liederbücher Wackernagels „Trösteinsamkeit!" Sie will „denen ein Trost sein, welche in der Einsamkeit der Dinge warten, die da kommen sollen oder die Einsamkeit suchen, um sich zu sammeln und ihr Vertrauen zu stärken." Wir sind herausgetreten aus der Schwüle und dem Brodem des Marktes, da sie essen und trinken, feilschen und lärmen, lachen und buhlen; wir stehen auf den Bergen in einer Gottesluft. Da lassen sich alle Lieder singen, auch die geistlichen und die Kirchenlieder; ja gerade diese klingen nirgends so herlich und mächtig als unter dem blauen Himmel, als in Feld und Wald Wie dringt es zu Herzen, wenn man im Freien singt:

Ihr grünen Blätter in den Wäldern,
bewegt und regt euch doch mit mir!
Ihr schwanken Gräschen in den Feldern,
ihr Blumen, laßt doch eure Zier
Zu Gottes Ruhm belebet sein,
und stimmet lieblich mit mir ein!

Daß man die Kirchenlieder in den Kirchen singt, versteht sich einfach von selbst. Wenn man aber beim Wandern ein geistlich Lied anstimt, dann erfährt man singend, daß der Herr ein Herr über alles, daß er auch ein König über alle Creatur ist. Solcher Gesang hat denn dieselbe Wirkung als ein Crucifix in Feld und Flur. — Natürlich singen sich auch die nichtgeistlichen Lieder, die eigentlichen Volkslieder, wie die Lieder der Studenten, der Jäger, der Schiffer, der Soldaten, die ebenso Gemeingut des Volkes geworden sind, als die Lieder vom Wandern, von der Liebe Leid und Lust, vom Frühling besser im Freien, im Wald und auf der Haide, denn in den engen Gassen und in den comfortablen Wohnungen. —

Referent hat vor einigen Monaten einmal ein Buch in der Hand gehabt, welches nur Lieder und Gedichte von Dichtern enthält die dem preußischen Adel angehören. Welch peinlichen Eindruck macht eine solche Zusammenstellung, wie arm und beschränkt ist es, dem bürgerlichen Buchhandel ein Produkt der Adelskaste zu übergeben. Daß doch unser Adel adligere Gedanken bekäme! Wie ganz anders die Trösteinsamkeit, sie bietet uns aus allen deutschen Landen, aus allen Zeiten und aus allen Ständen die herlichsten, recht aus dem Herzen der Nation gesungenen Lieder: von den alten Minnesängern (Graf Kraft von Toggenburg) bis zu den Berliner Dichtern unserer Tage Georg Hesekiel und Theodor Fontane; Lieder von den Gottesstreitern Martin Luther und Paul Gerhard und von den deutschen Kämpfern Arndt, Schenkendorf und Körner; Lieder vom Weimarischen Premierminister Johann Wolfgang von Göthe und vom schwäbischen Schulmeister Sauter; Lieder von Pastoren und Juristen; Lieder von Professoren und Unbekanten. Und nun der reiche Inhalt und edle Gehalt. Was uns die Trösteinsamkeit bietet, ist alles gesund und rein, christlich und deutsch. Die deutsche, keusche Liebe singt: „Es zogen drei Bursche wol über den Rhein", das deutsche Heimweh klagt: „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an", die deutsche Wanderlust jauchzt: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", die deutsche Freude stimmt an: „Bringt mir Blut der edlen Reben, bringt mir Wein" und „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher", beides Lieder die von frommen Christen gesungen worden sind. Und um anzudeuten, was die deutsche Vaterlandsliebe für Lieder singt, — fürwahr bei der Fülle köstlicher Lieder welche des deutschen Reiches Herlichkeit, die Thaten seiner Helden und „das süße Engelsbild" seiner Freiheit preisen, wird die Wahl beinahe zur Qual. Was aber den Reichtum selbst angeht, so wird man auch in der besten Samlung das eine und andere Lied vermissen. So gehören beispielshalber die in der Trösteinsamkeit nicht enthaltenen Lieder „Preisend mit viel schönen Reden", „Wohlauf Kameraden! auf's Pferd, auf's Pferd," „Aennchen von Tharau" in der Heimat des Referenten zu den am meisten und liebsten gesungenen Stücken. Auch würde gewis das Lied: „Schönster Herr Jesu" besser in die Trösteinsamkeit passen, als das trostlose Grablied von Salis „Das Grab ist tief und stille", ein Lied dessen „unbekantes Land" im schneidendsten Gegensaz zu „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", dem lezten der Samlung, steht. —

Daß doch unser Volk wieder zu dem Quell aller wahren Freude und alles wahren Trostes zurückkehrte und wieder singen lernte, daß es doch wieder fromm würde und fröhlich in seinem Gotte, daß es doch endlich aufhörte stumm und kopfhängerisch durch Wald und Feld zu gehen! Daß es doch wieder zu Herzen faßte den Bibelspruch, welchen ihm Wackernagel in dem Meisterwerke der Vorrede zur ersten Auflage vorhält: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen!"

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 27. Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche 313
— 28. Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche. (Fortsetzung) 321
Ein Schreiben an den Herausgeber aus Livland 323
Beilage. Nachrichten. Aufruf zum Bau einer Evangelischen Kirche in Smyrna 329
Aktenstücke die Union betreffend 330
Aus dem Hennebergschen 333
Hessen-Darmstadt. Union oder Confession? 335
— 29. Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche. (Fortsetzung) 337
— 30. Die Zukunft der Deutschen Evangelischen Kirche. (Schluß) 345
Dr. Schöberlein, Schaz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs in der deutschen evangelischen Kirche 347
Beilage. 353
Das Geheimnis des Altarsakramentes 354
Nachrichten. Hessen-Darmstadt. Union oder Confession? (Schluß) 359
— 31. Sele geh nach Golgatha 361
— 32. Das Geheimnis des Altarsakramentes. (Schluß) 369
Die Apostel von Ernst Renan, Mitglied des Instituts von Frankreich. 1866 373
Beilage. 377
Deutsche Lieder 381
Nachrichten. Ein von der Redaction bestens empfohlener Hilferuf aus Frankreich 382
Eine Erklärung aus Bahn 383
— 33. Der Chorgesang im Evangelischen Gottesdienste. II. 385
— 34. Welt und Kirche. I. 393
Beilage. Der Gemeindegesang 401
Deutsche Lieder. (Schluß) 406

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 1. Mai. № 35.

Welt und Kirche.

II.

Die Gedanken und Geister, welche eine bestimte Zeit zu ihrem Tummelplatze machen, pflegen sich in einen Begriff zusammenzuziehen und dieser Begriff sucht ein sein Wesen konzis ausdrückendes Wort. Und wie des Königs Chiffre dem Staatseigentume aufgeprägt erscheint, wie er den Entscheidungen des Gerichtshofes ihre legale Giltigkeit gibt, so beherscht solch ein Wort oftmals, als ein Schibboleth, die kirchliche Bewegung, an ihm teilen sich die Wogen und fließen nach rechts und nach links ab. War's in der Constantinischen Zeit die Homousie und im Alter der Reformation das Allein durch den Glauben, daran sich die Geister rieben und teilten, so tritt jezt das Wort Union auf den Plan mit sehr verschiedenen An- und Aufforderungen an die Zeitgenossen, je nachdem der Sinn des das Wort Bekennenden gerichtet ist. Von allen den Qualitäten aber, welche diesem Worte nachgerühmt werden, ist einstweilen nur eine, allen erkenbar, in die Erscheinung getreten, die ihm innewohnende chemische Kraft nämlich, zu teilen und zu zersetzen. Es ist um dasselbige gekämpft worden, als es noch in der Geburt lag, ja ehe dies Kind des 19. Jahrhunderts noch bestimte Gestaltung und Velleität zeigte. Nun ist das sicherlich kein Tadel. Unter Kämpfen ist so die Homousie, wie das Sola fide fest geworden, ihnen sind unter den Kämpfen charaktervolle Züge zu eigen geworden. Bedenklich wird das Kämpfen um ein solches Wort eben nur dann, wenn seine Gestaltung statt bestimter, positiver zu werden, mehr und mehr in die Breite verschwimt. Da liegt denn die Gefahr nahe, daß die Sache, die da gemeint ist, weil sie aus sich selbst nicht produktiv werden kann, von außen her sich ihr Gepräge muß aufdrücken lassen. Einstweilen komt es uns nicht eben darauf an, den labyrinthischen Gängen unionistischer Kirchenpolitik nachzugehen, ob wir da erkennen möchten, was es um das vielgenante Wort sei, sondern es nötigt die diesen Zeilen vorangestellte Ueberschrift dazu, den sittlichen Maßstab anzulegen und den kirchenbauenden Gedanken Christi heranzuziehen, welcher sich mit dem Worte Union decken könte. Und da ist es ja sicher, daß das Wort von dem Einen Hirten und der Einen Heerde (Joh. 10, 16), wenn es in geschichtlicher Deutung auch vorerst auf die Verbindung der Heidenwelt und des Judentums zu Einem Volke abzielt, doch der Kirche gesezt ist als ein Hofnungsstern, dessen Schein sie nun und nimmermehr, am allermeisten aber in den Zeiten ihrer Zerklüftung nicht, verlassen soll. Drum auch ist's gerade dann, wenn ein unmotivirtes und übereiltes Handthieren mit diesem Worte und Begriffe die Herzen verwundet und das Getöse des Kampfes erweckt hat, der leidende Teil gewesen, der brünstiger als je zum Herrn des Weinberges geschrien hat um das Herankommen jener Zeit, da unter dem Weinstock der Einen erkanten Wahrheit die Völker in Frieden wohnen sollen. Ja ihr Kampf um diese allererste Bedingung des rechten Friedens ist das vornehmste Zeichen und Siegel gewesen, daß sie, die Bekenner, die durch des Herrn Wort gepflanzte Hofnung keineswegs ausreuten wollten. Die Lieder Paul Gerhardts sind sie nicht viel mächtigere Bänder gewesen, um die christgläubige Schar vorm Angesichte Gottes anbetend zu vereinigen, als ein Schock unionsathmender Broschüren? Dabei ist der singende und der bekennende Gerhardt so wenig eine Doppelsele und ein Janusgesicht, daß wir das Eine ohne das Andere, die Perlenschnur ohne die Trübsalsflut gar nicht haben würden.

Wenn wir nun auf die Königlichen Intentionen sehen, welche den ihren Landeskindern so nahestehenden Preußischen Monarchen den Unionsgedanken plausibel machten, so bezeugen die Unionserlasse, daß sie die Pflege „des Geistes der Milde und Duldung" für ihre landesväterliche Pflicht hielten. Wir weisen mit der Bestimtheit derjenigen Treue, welche Landeskindern geziemt, die Insinuation zurück, als sei die mechanische Einheit der Reichsreligion der leitende Gesichtspunkt für ihre Unionsmanipulationen gewesen. Wenn der moderne Staat diesen Gesichtspunkt aufstellt, so ist das aus seinem abstrakten Wesen erklärbar, von unsern Königen, denen das für Wol und Wehe des Landes warm schlagende Herz noch nicht aus der Brust genommen ist, werden wir nimmermehr glauben, daß die Kirche ihnen Mittel zum Zweck sein könne. Die Zeiten aber, in denen Religion, Katechismus, Kirche als ein Kappzaum für das Volk angesehen und gebraucht ward — mögen sie nimmer wiederkehren! Der Pulsschlag lebendiger Unionshofnung würde ebenso befruchtend auf das Individuum, wie auf das Kirchenganze wirken, wenn man ihn nicht nach der Zeit, Art oder Unart in mechanischer Weise zu Stand und Wesen bringen wollte, vor der Zeit und nach Normen, die ihm nicht immanent sind. Wie vorschnell man damit zu Werke geht, so vorschnell, daß man darüber selbst die gewöhnlichsten Regeln der lieben Gram-

matik in den Wind schlägt, zeigt ein Blick auf die kirchlichen Wirren der lezten 50 Jahre. Denn unio ist ein habitus und als solcher etwas Treibkräftiges. Indem man ihn ohne Grund zum actus macht und ohne Weiteres von unirter Kirche redet, ruft man alle logischen Köpfe zu der Frage heraus: Aus was für Macht thut ihr das? und zwingt sie Abrechnung zu halten mit den Bindegliedern, die den abnormen Sprung ermöglichen sollen. Gehen wir in diesem Sinne ein wenig der Geschichte nach. —

Wenn wir die Periode ansehen, die mit dem vorigen Jahrhundert abschloß, so hat man sie nicht unzutreffend den Winterschlaf der Kirche genant; todtengleich lag der Leib des Herrn da, die Kräfte des Geistes schienen erstorben. Aber einen absoluten Tod gibt es eben in der Kirche nimmermehr, bis ans Ende der Tage, und wie unmerklich der Athemzug des Glaubens und Bekennens ein- und ausgeht, er wird nie ganz fehlen und die Hofnung des Aufwachens ist stets da, so lange die verordneten Wecker, Wort und Sakrament, der Kirche nicht abhanden gekommen sind. In solcher Zeit ist's not, nur um das Eine zu beten, daß der Geist Gottes die todten Gebeine wiederbeleben möge, thut er's, dann wird es von selbst durch die geordneten Canäle geschehen. Wo sollte auch das Leben für die Selen herkommen, wenn es in den Selen erstorben ist, als durch die Vehikel, die unwandelbarer sind, als das wankelmütige Menschenherz, und denen obenein die bestimte Verheißung ihrer Würde aus dem Munde des Lebensfürsten zur Seite steht? Ein nicht zu rechtfertigendes Thun aber ist es, unter dem Schutze des erstarten Lebens anatomische Versuche am Leichname anzustellen, um aus den zerschnittenen Gliedmaßen wo möglich ein neues Gebilde zu produziren. Dazu ist das Experiment bedenklich. Die Schnitte tödten dann entweder das schlummernde, verborgene, aber noch vorhandene Leben völlig, oder der so Behandelte wacht auf und wehrt sich seiner Haut. Wo die Leute schlafen, da ist's kein feines Geschäft, zu säen, und der Herr will „Für die Füll' Seiner Gnadengaben Offne Augen haben." Man hat dann auch durch die Union richtig das erreicht, was man vermeiden wollte; ja, wir brauchen das gar nicht zu leugnen, die angeführte Behandlung hat den gekränkten Körper zu Kraftanstrengungen gereizt, die nicht selten über das Ziel hinausschossen. Aber man sollte billigerweise bei der eingetretenen Separation und bei den Erscheinungen, die das Institutionelle im Kirchenbegriff über Gebühr betonen, die Gefahr ansehen, wider welche man sich zu rüsten hatte und sollte der freien Entwickelung Raum geben, so würden die überfließenden Wellen von selbst ihr Bett wieder suchen. Aber ist es denn wol auch recht ernst gemeint mit der immer wieder beteuerten Berechtigung der Kirche in der Union? Schwerlich, so lange man Union und Kirche identifizirt, denn dann muß eins das andere auffsaugen; schwerlich für die Gesinnung, die sich in der bei Rauh neuerlich erschienenen Flugschrift über die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse breit macht mit dem Zurechtbestehen der preußischen Union. Durch etliche äußerliche, den schlafenden Gemeinden von damals in erfinderisch kluger Weise unmerklich gemachte Veränderungen im Ritual, wie die Verwandlung des crucifixus in die Unionsoblate, einen ganzen Kirchenbestand zu alteriren, das stimt nicht zu der Art der altgermanischen Schöffengerichte, die freie Luft und freien Himmel zu ihren Sprüchen haben mußten. Wie weit denn auch die Consequenzen aus diesem zu Recht Bestehen getrieben werden mögen, auf die Gegenzeichnung von oben, die den Rechtsbestand perfekt machen muß, wird man länger warten müssen, als menschliche Geduld ausreicht. Die ganze beregte Anschauung und das darauf gegründete Verfahren ist eben stark mit Welt verquickt und zwar mit der Welt des vorigen Jahrhunderts, welches den mancherlei Samen, die Gott geschaffen hat, ein jegliches nach seiner Art, den Keim ausschnitt und so die egalité herstellte. Und wenn auch die Körner nach Größe und Umfang dieselben geblieben, in ihrer Qualität hatten sie Eine Uniform angethan — sie trieben alle zusammen nicht mehr. Das ist der Fluch des Abstraktums, welches die Welt als die norma normans der Dinge erfunden hat. So können ja auch innerhalb der weltlichen Union die Kirchen ihr Bekentnis behalten (man versteht darunter den Plaz, wo der Bekentniskeim gesessen hat), denn verborgen, latent muß das Bekentnis sein und Privatübung muß es bleiben, also etwas, was der Kirchlichkeit kontradiktorisch widerspricht. Gott im Materiellen, der Geist im Idealen schaffen wol aus Nichts, nachher aber bauen sie aus dem Vollen und nicht aus dem Leeren. Drum hält die wahre Union an dem Kirchenbilde St. Pauli: „Viel Gaben, Ein Geist" und hält dafür, daß vorab die Gabe dazu gegeben ist, um sie selbständig zu pflegen; ist so viel Freiheit da, dann erst hat die erstgeborne Tochter der Freiheit, die Liebe, Raum und Möglichkeit, sich selbst zu beschränken und den Bruder zu tragen. *Bei abstrakter Gleichheit stirbt die Liebe; es fehlt ihr nicht blos die Luft zum Athmen, sondern auch das Objekt ihrer Thätigkeit.* Nun die Gaben haben sich denn auch, nachdem der Winterschlaf vergangen war, wieder auf den Plan gemacht und ungerecht wäre die Behauptung, daß die Kirche nichts gelernt und nichts vergessen habe, daß ihre dermalige Existenz ein Abklatsch des 16. oder 17. Jahrhunderts sei. Der Gesichtskreis ist weiter geworden, der gemeinsame Feind des Unglaubens mit dem starken Contingent, das er nach sich zieht, treibt zu Allianzen, die früher kaum möglich gewesen wären. Um aber da eintreten zu können, wird jede rechte Kirche dem Oelbaum Richt. 9, 9 nach sprechen: „Soll ich meine Fettigkeit lassen, die beide, Götter und Menschen, an mir preisen, und hingehen, daß ich schwebe über den Bäumen?" Ein entschiedenes Nein ist Gebot der Pflicht und der Weisheit. *Wurzellose Gemeinschaftsbildungen korrespondiren mit bodenlosen Zuständen;* und weil keine rechte Kirche auf die leztern spekulirt, so kann auch keine von ihrem Pfunde und dem Wucher mit demselbigen lassen, noch wird sie ihre innewohnende Stärke verleugnen, um in die Breite zu wachsen.

Die verständlichste Zeit des Unionismus war deshalb die,

als die Consensustheologie ihre Versuche anstellte, die vorausgesezte Uebereinstimmung in eine Formel zu fassen. In diesen Versuchen lag etwas von der alten Schule des Luthertums, welches in der heilsamen Lehre sowol die Grenzmarken für Abscheidung des Fremdartigen, wie auch das Band zum Zusammenhalt des innerlich Geeinten erkante. Es sind gewiß redliche Gemüter gewesen, welche auf das Gelingen dieser Einigungsversuche hoften. Wer aber kann Unmögliches möglich machen und wer möchte dem erkanten Willen Gottes widerstreben? Er hat aber deutlich gesprochen und es würde von einer entsezlichen Voreingenommenheit zeugen, wenn man das göttliche Urteil überall nicht, sondern nur die Hartnäckigkeit des einseitigen Confessionalismus für das Scheitern des Consensusbekentnisses verantwortlich machen wollte. Wenn der Zürcher Schweizer seine Dogmatik auf das Axiom gründet, daß der Calvinismus durchaus nicht, wie der in der Tiefe des Gemüts erregte Luther, von dem rechtfertigenden Glauben her seine Theologie aufbaut, sondern im Verstandesinteresse vorab das Verhältnis zwischen dem absoluten Gott und der Welt der Freiheit durch die Prädestinationslehre festzustellen trachtet, wenn Thomasius, das anerkennend, die Wahrheit dieses Satzes in Bezug auf Luther erhärtet, wenn der an einer reformirten Facultät lehrende Schneckenburger nicht ohne hohe Anerkennung den bedeutenden Fortschritt der Christologie in der Concordienformel über die in nestorianischer Dürre stecken gebliebene reformirte Lehre hinaus konstatirt, so mußten aufrichtige Unionisten einen Lieblingswunsch fahren lassen, der sich doch ohne Schädigung der Wahrheit nicht realisiren ließ. Nun hätte man wol versuchen können, für den Geist der Milde und Duldung ein neutrales Gebiet zu suchen, wo ein Jedes in der Energie seiner Anlage dem gemeinsamen Herrn in den gemeinsamen Angelegenheiten hätte dienen mögen. Aber nicht glücklich gewählt war der Gedanke, hiefür die liturgische Thätigkeit der Kirche auszuersehen. Zwar ist es unbezweifelt und die Gerechtigkeit darf es nimmermehr verschweigen, daß die neue preußische Agende das große Verdienst besizt, die Gemüter für das Verständnis der Anbetung überhaupt wieder geöffnet zu haben. Sie hat die kahle Nüchternheit der rationalistischen Gottesdienste ausgefegt, in welchen freilich von Anbetung nicht die Rede sein konte, da eine wechselseitige Handlung zwischen Haupt und Gliedern überall nicht möglich ist, wenn die Doctrin das Haupt vom Rumpfe schlägt, und also den Leib des Herrn zu einem verwesenden Cadaver macht. Wenn nun aber einmal der Consensus im Bekentnisse fehlte und seine Herstellung da aufgegeben werden mußte, wie konte man meinen, ihn da aufrichten zu können, wo ein jedes Glied durch seinen Zutritt zum Altare ein Bekenner seiner Kirche wird, nämlich im heil. Abendmale? Es ist vergebliche Mühe, die Bedeutung der Communion herabzudrücken und die Differenz an dieser Stelle als geringfügig darzustellen. Wir wissen, wie die Säfte im Baume alle auf ein Ziel hin drängen und arbeiten, nämlich auf die Entfaltung der Blüte, so gipfelt der Gottesdienst in dieser Selbstdarstellung Christi vor der Gemeinde, gleichwie er wurzelt in dem allgemeinen Opfer für der Welt Sünde auf Golgatha. Da, am Tische des Herrn, werden alle übrigen Lehren subsidiär; der katholische Pelagianismus ist von seinen Schranken nicht weniger ausgeschlossen, wie der reformirte Nestorianismus, — die volle Sünde und das ganze Heil, das ist hier die Losung. Es ist auch ganz und gar irtümlich, wenn die Gelehrten meinen, die spizfindigen Distinktionen der Sacramentslehre seien gar nicht für den gemeinen Mann, derselbe könne den vollen Glauben haben und das „in, mit und unter" können ihm doch durchaus unverständlich sein. Wenn ein märkischer Bauer, welcher der lutherischen Separation ganz ferne stand, von der referirenden Spendeformel einmal sagte: Ick will mi nix vertellen laten, ick will jo wat hebben! so wird er in drastischer Weise den Punkt getroffen haben, auf dem der rechtschaffene Christ, er mag es nun aussprechen oder nicht, ein geborner Lutheraner ist. Es handelt sich darum, ob das Sacramentale aus der Anbetung verschwinden soll: und ist das einmal geschehen, so sind wir nicht blos reformirt geworden, sondern dem sacrificiellen Thun der mittelalterlichen Kirche mit allen seinen Bräuchen und Misbräuchen bedenklich nahe gerückt. Es fällt die ganze Liturgie wesentlich zusammen, wenn der Herr nicht selbst handelnd ein- und auftritt, die Kanzel wird zur Tribüne, das Gebet ein Monolog, die Aktion eine Form, der ganze Gottesdienst nicht ein Brunn, aus welchem Ströme des Lebens quillen, sondern eine Ornamentik, um, wie man vor 50 Jahren sich ausdrückte, die Sache feierlicher zu machen. Merkwürdig naiv klingt die Verwunderung darüber, daß man lutherischerseits in den agendarischen Unionshandel nicht mit derselben Dienstbeflissenheit gewilligt hat, wie es von reformirter Seite geschehen ist. Denn abgesehen davon, daß den Reformirten von dem, was sie haben, nichts zu lassen zugemutet wird, so pflegt bei einem Tauschhandel doch gewöhnlich nur der verlierende Teil zu schreien. Und daß er sich dabei ungeberdig gezeigt habe, kann man nicht einmal sagen, da von diesem Lager aus im Geiste der Milde und Duldung die Gastfreundschaft angeboten ist, unter der Bedingung, daß die Ministration des Sacraments der rechten Lehre conform erhalten bleibe. Denn, sprach der Feigenbaum, soll ich meine Süßigkeit und gute Frucht lassen? — das schien und scheint ihm über Liebe und Duldung hinauszugehen.

So erübrigt es denn schließlich, die Unionsversuche an die äußerste Umfassungsmauer einer Kirche zu verlegen und auf den Boden der Verfassung zu übertragen. Hier hat das Luthertum seine schwächste Stelle, das bekent es und ist willig, sich helfen zu lassen. Nur übersieht man oft den Umstand, daß von der andern Seite die Bereitwilligkeit nicht groß ist zu gestehen: Wir sind in gleicher Lage, wie ihr! Das offne Dach wird uns Deutschen oft genug vorgehalten, die ehernen Mauern, in welche die Schweizerstädte ihre Kirche eingepreßt haben, der Cäsareopapismus der Magistrate, die Apathie der Menge, von der Sachkundige erzählen, daß die meisten Gemeindeglieder durch Polizeistrafen in das Wahllokal fürs Presbyterium getrieben werden müssen, wer hört in deutsch-kirchlichen Blättern viel über

diese klaffenden Wunden? Indessen wer selbst schwach ist, der hat genug mit sich selbst zu thun, und mag deshalb nicht an fremdem Schaden rühren. Sei's also, die Gestaltung der Kirche nach außen hin möge die Stätte sein, wo die evangelischen Kirchen sich mit verschlungenen Händen bewegen, dennoch aber, weil es sich um Herstellung einer Kirchenrepräsentation handelt und diese gewissermaßen ein vorgeschobener Posten der Kirche ist, wird große Vorsicht vonnöten sein. Gerade in der Nachbarschaft der Welt ist eine Berührung mit ihren Anschauungen und eine Befleckung durch ihre Elemente am ersten möglich. Nun ist die Verfassung nicht so sehr ein Irrelevantes, für das Kirchenganze Adiaphoristisches, daß man sie beliebig zuschneiden und umnähen könte, wie ein Gewand. Das Grundmaß beim Aufbau der Kirche kann immer doch nur der Glaube sein; daraus folgt, daß die Form in steter Zurückbezogenheit auf die geistlichen Güter stehen und folgeweis sich der geschichtlich schon im Leben der Kirche vermittelten Glaubensregel dergestalt anschließen muß, daß der Zusammenhang und die Harmonie der Gliedmaßen zu Tage tritt. Die weltliche Anschauung des vorigen Jahrhunderts kent nun seit der Rousseau'schen Theorie nur den reinen Menschen, losgelöst von jeder Existenzbedingung außer ihm. Staaten sind zusammengelegte Individuen, der Ausdruck des Gesamtwillens ist die Volkssouverainetät, das Mittel, ihr zur Darstellung zu verhelfen — die Majorität. So lange im Staate noch etwas vom göttlichen Funken lebt, wird er sich wehren gegen diese Theorie, die da pulverisirt, um je nach Laune zusammenzuwürfeln und auseinanderzureißen, was keine organische Bindekraft besizt. Die Kirche muß es noch viel mehr thun. Sind schon im Staate König, Beamte und Volk Correlatbegriffe, die eben nur Sinn und Bewegungsmöglichkeit haben, wenn man sie in der Relation zu einander betrachtet, da aber wertlos werden, wenn man sie in Widerspruch gegen einander sezt, so ist eine Kirche gar nicht repräsentabel, wenn man Klerus und Laien als disparate Elemente ansieht, und das Kirchenregiment als die mittlere Diagonale zwischen beiden statuirt. Da fällt ein ungebührlicher Nachdruck aufs Regiment und das ihm zugemessene, auf Kosten der einigenden Glaubensregel zugemessene Gewicht kann sehr folgenschwer wirken. Hüte man sich, daß diese Union bezweckende Darstellung der Kirche nicht durch die Gewalt der Umstände anlanden möge da, wo die Einheit der Kirche sichtbarlich im Regiment eines Einzigen gipfelt! Uns bleibt Christus der Herr in alle Ewigkeit Monarch der Kirche, die Verfassung kann nur seine Gedanken darstellen auf den Boden der Geschichte. Nun ist der Krystallisationspunkt, um welchen sich alles Leben ansezt, die Schrift, das formale Prinzip der Kirche. Als Prinzip gibt sie weder die vollendete Lehre, noch den ausgebildeten Kultus, noch auch die Musterverfassung. Aber die bewegenden Kräfte reicht sie dar und den materiellen Grund, aus dem zu bauen

ist, und endlich auch die idealen Momente, welche darzustellen sind. So erscheinen denn, um das Wort auf den Kirchenbau hinzuleiten, die Aemter, vornehmlich das Amt am Worte, durch welches die Gemeinde im h. Geiste gebaut wird. Ueber dem Nehmen und Geben aber, das zwischen Amt und Gemeinde hin und her geht, zu wachen und zu walten, ist das Regiment gesezt, ideal aufgefaßt, die Blüte am Kirchenbaume, ein Stück von der Herlichkeit Christi, der da an seiner Statt nicht blos bitten läßt: Laßt euch versöhnen mit Gott, sondern der auch den Hirtenstab über sein Volk in schwacher Menschen Hände legt. Eine Misbildung wird die ganze Verfassung aber, wenn die drei kirchebildenden Faktoren nicht im Geiste Gottes durch's Wort geeinigt sind, wenn sie die Ordnung ihrer Stellung, wie sie eben dargestellt ist, verlassen, so daß entweder im römischen Sinne die Kirchenobrigkeit den Kirchenbestand aus sich heraussezt oder im demokratischen Sinne der Getaufte schlechthin die Einheit wird, mit welcher man rechnet und baut. Was der Christ wird durch Gottes Gnade, das ist er nicht durch die Geburt, sondern durch den h. Geist, vermittelt durch den Dienst des Amtes. Und was das Regiment ebenso wie das Predigtamt hat, das hat es nicht durch Delegation des Haufens. Mag die Gemeinde die Personen ernennen, sich Pastoren wählen, ihre Dignität, zwar nicht vor Gott, aber ihrer Berufsstellung zum ganzen Kirchenkörper ist immerhin vermittelt durch etwas, was sie nicht gesezt hat, weil sie durch dasselbige gesezt ist. Wenn denn nun aber die modernen Verfassungen ausgehen sollen von einer Versamlung, welche nach dem vulgären Wahlgesetze, mit etlichen garantiren sollenden Bestimmungen über Alter, Kirch- und Abendmalsbesuch, aber ohne Nennung des Bekentnisses entsteht, so wird sie nicht aus dem Geist sein, vielmehr hat die Welt die Schablone geliefert. Und ob man auf diesem Wege wirklich zu der von dem neuesten Stadium des Unionismus gewünschten absoluten regiminellen Kircheneinheit kommen wird? Zwar wird man bei der Einzelgemeinde, der ersten Stufe an der Wahlleiter, nicht jene Bekentnismäßigkeit finden, wie bei der Gesamtkirche, welche das ganze Bekentnis umfaßt, während dem Einzelnen und der Einzelgemeinde ein beschränkteres Gesichtsfeld eröffnet ist, so daß sie mit ihrer Erkentnis nicht an alle kirchlichen Lehrsätze voll heranreicht. Aber den Katechism haben sie alle und Zähigkeit der Tadition steckt in vielen, wie dies die Verweigerung der Teilnahme an dem verbrüdernden Abendmal zum Eingang der Synode, wie sie von Geistlichen und Laien hie und da geübt worden ist, zeigt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 4. Mai. № 36.

Welt und Kirche.

II. (Schluß.)

Ohne Zweifel werden freilich die kirchenpolitischen Köpfe, welche ihr Licht in etlichen Blättern leuchten lassen, demonstriren: „Schafft nur die hetzenden Pastoren fort, wir werden dann sehen, was aus dem Widerspruche der ungelehrten Laien wird.“ Der wird sich vielleicht zurückziehen, vielleicht auch nicht, wer kann das von oben herab, ohne Lokalkentnis, beurteilen? Aber wir wollten uns des Erfolges, daß die Laien mundtodt würden, nicht freuen. Man spekulirt vielleicht, daß man dem farblosen, indifferenten Haufen dieselben banalen Phrasen einblasen würde, wie dies auf politischem Gebiete vor einem unmündigen Haufen oft in ekelerregender Weise geschieht. In der Kirche geht das nicht, ist der Pastoren Mund gestopft, dann ist den Unmündigen der von Gott gesezte Vormund genommen und was man aus den Trümmerstücken der alten Gemeinde zusammensezt, wird alles Mögliche werden, nur kein Haus Gottes, kein Leib Christi. Komt nach dieser Sündflut von Verfassungen, in die wir hineingehen, einmal wieder der h. Geist mit dem Oelzweige, dann wird die Kirche sich neubauen genau, wie sie's immer gethan hat, durch das Wort vermittelst des Amtes am Wort. Dies ist aller Phrase diametral entgegengesezt, darum hört man auch die Stimme derer, die es verwalten, nicht auf den Gassen. Einstweilen, da die Gemeinden noch Eigenart und bekentnismäßige Eigenart haben, wenn auch in halbem Bewußtsein, wird diese auch in der Repräsentation berücksichtigt werden müssen, und das Regiment, welches ja wol später die Exekution zu der Constituante sein soll, wird sich auf das Postulat, daß Gleiches durch Gleiches regiert werden müsse, wol noch zum Oeftern gefaßt machen müssen, ehe es gelungen sein wird, die Stiftung Gottes, den Wunderbau von Jahrhunderten, in die Kaserne zu verwandeln. Da wird es sich ja denn wol bequemer regieren lassen, als jezt, vielleicht aber auch nicht.

Was redliche Unirte sind, die sollten doch ja zufrieden sein, wenn sie mit uns in der preußischen Landeskirche eine geschüzte Gewissensstellung haben, daß sie, wenn sie weder lutherisch und reformirt werden können, einen eignen Namen und eigne Gemeinde und ein Regiment für sich finden sollen. So mögen sie denn das Stehen unter einem Summepiscopus und das Zusammenwirken mit den andern Kirchen innerhalb der Monarchie, soweit es vom Bekentnis unabhängig ist, als die mögliche Unionsdarstellung annehmen. Vielleicht gibt Gott noch mehr, nämlich Einigung in der Wahrheit, ohne welche alles unionistische Wesen ein elendes Kartenhaus ist. Und wie bläht der Wind gegen die Wahrheit. Das Gemeindeprinzip pocht an den Mauern und wird bald genug die zahme Presbyterial-Synode ins Altenteil gesezt haben. Das allgemeine Priestertum komt den Jüngern des Gemeindeprinzips gerade erwünscht, es kann so leicht in die kirchliche Volkssouverainetät umgesezt werden. Und dies Gemeindeprinzip, das in Welt ertrunken ist, wird die Kirche dermaßen nach weltlichen Vorbildern ummodeln, daß schließlich die Trennung von Kirche und Staat eine lächerliche Tirade sein wird, weil alle Schranken zwischen beiden gefallen sein werden und kein Hindernis der Union von Kirche und Welt mehr entgegensteht. Dann wird die Schaubühne zur Kanzel, die Nationalversamlung vertritt dann in ihren Mandataren beides, das Fleisch und was von Sele noch vorhanden ist, und all Lehr' hat dann ein Ende. Wir werden an dieser Herlichkeit sicher nicht teilnehmen, auch die positiven Unionsleute werden von solch einem Nihilismus des Anorganischen nichts wissen wollen. Sie werden also zurückgehen müssen auf die geschichtlichen Kirchen und sich da anbauen. Aber so leicht bricht ein Mensch nicht mit einer Anschauung, die er lange Zeit verfochten hat. Man greift, da man den Bekentnisglauben nun einmal verloren gibt und in ihm das Fundament einer Kircheneinheit nicht zu erkennen vermag, nach einem Zuge, der viele Herzen heuer erfaßt hat und treibt, nach dem Nationalen. Die deutsche Nationalkirche zu bauen, im Dienst des alten teuren Vaterlandes, historische Differenzen im Glauben zu vergessen, das ist ein wolgefälliges Opfer. Aber vor wem? Der Begriff ist in genere für die Kirche gefährlich, sein giftiger Charakter wächst und wird unter den Constellationen dieser Zeit unheildrohender, wie je. Im Kosmischen hat das Nationale seine Bedeutung, Gott hat es geordnet, freilich zunächst in negativer Weise als Beschränkung des allgemeinen epidemischen Charakters der Sünde. Demnach darf nicht vergessen werden, daß die Nationalität in ihrer starren Beschänktheit und ihrem defensiven Charakter eine Folge göttlichen Strafgerichts ist, daß aber auch dies Gericht durch Christum abgethan ist, indem der h. Geist die Güter des Hauses Gottes im Sprachenwunder allen Nationen zu eigen gibt, und wenn er auch nicht den modernen lüderlichen Kosmopolitismus schafft, so doch eine Atmosphäre über die ganze Welt ausgießt,

die, weil Alle in ihr athmen, auch die Selbstsucht der Volkspersönlichkeit und die selbstgewählte Gränze ihrer besondern Existenz, wenigstens soweit es die geistlichen Dinge angeht, durchbricht. Nur in Zeiten des Abfalls vom lebendigen Gott kann das Nationale dergestalt zur Norm politischer Bewegung gemacht werden, wie es durch die Stimmgabel des europäischen Concerts in Paris geschehen ist. Es wird aber vollends zur Karrikatur in der Kirche, wenn es da vom Range einer der niedern, kosmischen Gaben zum beherschenden Prinzip aufgeschraubt wird. Dreimal Wehe der Kirche, wenn sie mit diesem Winde auf einer Strömung einhersegelt, welche das Evangelium miskent; sie hätte eben vorzugsweise die Aufgabe, über dem Natürlichen leitend und berichtigend zu stehen, das Sündhafte davon abzustreifen, nicht aber sich von ihm ins Schlepptau nehmen zu lassen. Hat sie doch Gaben viel kräftigerer Verheißung, als irgend eine aus dem Sichtbaren gewachsene Erscheinung an sich trägt. Wenn jedoch der specifische Geist der Offenbarung ihr fehlt, dann muß sie wol nach Stüzpunkten außer sich suchen, und es mag dann ganz gescheidt sein, mit den Potenzen und Faktoren zu rechnen, welche zur Zeit auf dem Weltmarkte am höchsten im Course stehen, aber ein Armutszeugnis für ihre eigne Kraft ist dies Verfahren gewiß. Und wenn diese Säule, daran die Kirche sich halten will, schon für die Welt keineswegs die universelle, gemeingiltige Bedeutung hat, welche man ihr zuschreiben möchte, wenn durch die nationale Idee beispielsweise durchaus nicht die Zusammenlegung der Leute Einer Zunge zu Einem politischen Verbande, oder die Auflösung des durch Kriege veränderten Besizstandes der Länder ethisch zu rechtfertigen ist, so würde nun gar die „Nationalkirche" zu viel sagen, denn sie will historische Bildungen vernichten, und greift doch andrerseits troz ihres pompösen Namens zu wenig weit. In der gegebenen Lage des Augenblicks z. B. würde sie gegen die edlen Gliedmaßen des scandinavischen Nordens die Augen zuhalten müssen, ihre bloße Existenz würde die Kirche Augsburgischer Confession in den Ostseeprovinzen und im Elsaß zu Zwingern machen, welche die besorgte Eifersucht der betr. Landesherren eifriger noch als bisher absperte, sie würde, wenn ihr auch wirklich der Missions- und Gemeinschaftstrieb innewohnte, die Wege über die Gränzen alle verlegt haben. Aber, was das Schlimste ist, sie würde in den Prozeß des verrauschenden Taumels hineingerissen werden, um seine Phasen mit durchzumachen und an seinen Resultaten zu partizipiren. Wenn dann der Rausch verflogen sein wird, wenn nach einer Nacht voll Ungewitter, die uns bevorsteht, die bleiche Sonne durch die Fenster unserer kirchlichen Existenz blicken wird, wie viele Trümmer der ewigen Güter wird sie dann noch bescheinen, die sich etwa zum Neubau verwenden ließen? Siste viator! Was die Alten aus der Tiefe des Worts heraufgeholt haben, das paßt so wenig zu diesen der Welt entlehnten Ideen, daß wir recht beflissen sein sollten, die berechtigten Attribute der Obrigkeit in Bezug auf die Kirche zu halten, nicht aber an deren Stelle eine windige Idee zu setzen, die den Wogenschwall der verweltlichten Elemente unsrer Volkskirchen geradezu einladet, sich über die heiligen Gassen und Plätze verwüstend zu ergießen. Vor dieser Flut, welche gründlich unirt, indem sie das Kirchliche ganz verschluckt, wirds gerathen sein zu fliehen, um die Arche der Rettung, das bergende Zoar oder Pella zu suchen.

Neueste Missionsliteratur.

Ein Geistlicher, dem die Bekehrung der Heiden Sache des Gewissens und des Herzens geworden ist, hat in Bezug auf die Schriften, welche über den Gegenstand erscheinen, eine doppelte Pflicht. Einmal muß er sie für seine eigene Person lesen und studiren und zweitens dafür sorgen, daß auch andrer Christen Lektüre oder Studium sich auf dieselben richte. Wir unterscheiden dabei das Lesen und das Studiren in dem Sinne, daß es bei dem ersteren im Wesentlichen auf Belehrung und Erbauung ankomt, während das zweite eine gewisse Bildung vorausseżt und dann den Vorteil gewährt, daß man nicht allein die Oberfläche und Außenseite der Dinge kennen lernt, sondern in ihr Inneres und zu ihrem Kerne einzudringen versucht und damit seine Kentnis sowie seine Liebe immer tiefer gründet. Namentlich dürfen alle Geistliche, die entweder schon Missionsstunden halten oder mit dem Halten derselben bald einen Anfang zu machen gedenken, das neuerlich ausgesprochene Wort nicht überhören: „Der Pfarrer sollte die Mission, wie Alles, was er vor die Gemeinde bringt, studirt haben." Eine andere Mahnung dazu liegt in dem Umstande, daß sich die Literatur zu mehren begint, welche sich teils selbst als eine „missionswissenschaftliche" bezeichnet, teils als eine solche darstellt, insofern die betreffenden Erzeugnisse aus wissenschaftlichen Forschungen hervorgegangen sind und nach Inhalt und Form einer höheren Sphäre des Erkennens und Wissens angehören. Die Ev. K. Z. aber glaubt ihren Lesern einen Dienst zu thun, wenn sie von Zeit zu Zeit auf diejenigen Früchte dieses Zweiges der theologischen Wissenschaft, welche vor andern durch ihre Reife sich auszeichnen, aufmerksam macht, und will das von Neuem im Folgenden thun.

Der Calwer Verlagsverein gibt seit dem Jahre 1864 eine fortlaufende Reihe von Heften unter dem Titel: „Missionsbilder" heraus, die für das christliche Volk bestimt sind. Ihren Titel führen sie nicht allein von der anschaulichen Darstellungsweise, durch welche die beschriebenen Verhältnisse und Thatsachen plastisch vor Augen treten. Vielmehr hat der Xylograph an der Herstellung der einzelnen Abteilungen sicherlich mehr Arbeit gehabt als der Schriftsteller, denn eine große Anzahl von größeren und kleineren Holzschnitten sind dem Texte eingefügt, um das, was er sagt, gleich sinlich zu zeigen. Diese scheinbare Ueberladung thut dem Werte des gebotenen indeß keinen Eintrag, sondern den Kreisen, auf die das ganze berechnet ist, wird es willkommen sein, daß ihrem Verständnisse durch solch einen Reichtum zu Hilfe gekommen wird. Bis jezt sind fünf Hefte erschienen, jedes zu dem sehr billigen Preise von 7½ Gr. Das erste behandelt Neuseeland, zwei und drei Polynesien, vier die nord-

amerikanischen Indianer, fünf die Mission in den Polarländern. In allen sind selbstverständlich nicht nur die Angelegenheiten des Reiches Gottes, sondern auch die natürlichen Grundlagen, auf denen es sich auferbaut, mit gebührender Ausführlichkeit und in einfacher Weise besprochen, so daß das ganze den Leser auf dem bezüglichen Gebiete rasch heimisch macht und mit guter Hofnung für die Fortschritte der Kirche auf Erden erfüllt. In Familien und öffentlichen Volksbibliotheken sollten diese Hefte nicht fehlen: sie versprechen Segen zu stiften.*)

Einen andern Ton schlagen Joseph Schliers „Missionsstunden für evangelische Gemeinden" an, die in Nördlingen bei Beck herausgekommen sind. Von ihrer Entstehung berichtet der Verfasser im Vorworte: Als er „anfing Missionsstunden zu halten, hat er vergebens sich nach angemessenen Schriften zum Vorlesen umgesehen; was er gefunden, war entweder zu lang oder zu kurz, bald hat es zu viel vorausgesezt und bald sich zu leicht es gemacht, das eine Mal hat es die Gebildeten und das andere Mal die Erweckten in der Gemeinde im Auge gehabt, und etwas, das unsere Gemeinden als Ganzes im Auge hätte, hat sich nicht finden lassen. Was blieb da anders übrig, als selbst Hand ans Werk zu legen und aus dem reichen vorhandenen Stoffe selbst das nötige zusammenzustellen?" Wem das Wort „Vorlesen" aufgefallen sein sollte, dem sei bemerkt, daß Schlier in der That den Rath erteilt, in Missionsstunden „um des nötigen Maßhaltens willen" nicht frei zu sprechen, sondern in ungebundener Weise mit eingestreuten Bemerkungen vorzulesen. „Man lese", sagt er, „den betreffenden Vortrag — es ist nicht ersichtlich, ob einen geschriebenen oder gedruckten — aufmerksam durch und mache sich recht vertraut mit demselben und dann lese man vor!" Er weiß sehr wol, daß eine Autorität ihr kompetentes Urteil dahin abgegeben hat: „Besser gar keine Missionsstunden, als vorgelesen!" Dem gegenüber beruft er sich auf die „Erfahrung". Allein wenn man auch nicht ganz so weit wie jene Competenz gehen und vorgelesenen Missionsnachrichten allen Segen absprechen darf, so wollten wir doch Erfahrung gegen Erfahrung stellen und lieber rathen: „Nur im höchsten Ausnahmefall vorlesen, sonst immer frei erzählen!"

Der dargebotene Inhalt ist in Anbetracht dessen, daß er nur aus abgeleiteten Quellen hat geschöpft werden können, immer noch frisch und ursprünglich genug. Ein einleitender Vortrag spricht über die Mission im Allgemeinen, zwei folgende stellen unter der Ueberschrift: „die Heimat" das alte deutsche Heidentum und die Einführung des christlichen Glaubens in Deutschland dar. In zehn Abschnitten wird sodann neuere Missionsgeschichte behandelt, und zwar sind es sechs interessante Missionsfelder, Ostindien, Nordamerika, Westindien, Madagaskar, Neuseeland und Tahiti, deren Zustände und Erlebnisse kurz dargelegt

*) In der That eine Leistung, an der alle Glieder einer mannigfach zusammengesezten Familie gleiche Freude haben werden.

Anm. der Red.

werden. Darauf hält der Verfasser in zwei Vorträgen eine Missionsrundschau und schließt endlich mit einer Missionspredigt über das Thema: „Komm und hilf!" Als Probe diene der Schluß des Ganzen, der so lautet: „Lasset solchen Hilferuf nicht umsonst an euch ergehen, macht euch auf und helfet, helfet wie ihr könt, helft und thuts gerne, helft und lasset die armen Heiden nicht verschmachten! Gedenkt an den Ruf: Komt herüber und helft uns! Der Herr, unser Gott aber thue uns Allen Herz und Hand auf, mitzuhelfen, daß sein Evangelium laufe und gepriesen werde in allen Landen, und vom Aufgang bis zum Niedergang das Erdreich voll werde der Herlichkeit dessen, der da heißt „Jesus Christus der Herr über Alles, gelobet in Ewigkeit!" Aehnlich warm und andringend ist der Ton in den übrigen Partien, die Erzählungsweise erscheint einfach, nämlich ungesucht, ungeschminkt, ungeziert. Daß Altes und Neues mit einander gemischt wurde, daß man einige viel gebrauchte, um nicht zu sagen verbrauchte oder abgegriffene Geschichten hier wieder findet, soll dem Büchlein nicht zum Vorwurfe gereichen. Wir wünschen, daß des Verfassers Hofnung, „es werde seine Arbeit auch Andern nicht unwillkommen sein", erfüllt werden möge.

Weniger zu praktischen Zwecken als um nach den mannigfachsten Seiten hin zu belehren, ist von dem Basler Missionshause ein umfangreiches Buch edirt worden, welches nur ein einziges, sehr kleines Missionsgebiet zur Anschauung zu bringen bestimt ist, solches aber in einer Weise thut, wie sie in unsrer neueren deutschen Missionsliteratur bis jezt wenig angewandt worden ist. Der überwiegende Hauptteil beschäftigt sich nämlich mit dem Lande, dem Volke, der Geschichte der Gegend, in welcher seit vierzehn Jahren ein Anfang zur Bekehrung der beiden Arten von Heiden, die in ihr wohnen, gemacht worden ist. Wir setzen zuerst den vollständigen Titel her: „Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg. Bearbeitet von Dr. Mögling, Pfarrer, und Weitbrecht, Sekretär. Mit einer Karte und vier Bildern in Tondruck" — und erklären nach dem Vorworte den Umstand, daß die Schrift von zwei Verfassern herrührt. Dr. Mögling war von 1836 bis 1860 Basler Missionar in Indien und Begründer der Kurgmission. Während der Jahre, die er in dem genanten Lande als Missionar zubrachte, that er sich fleißig darnach um, die Leute und ihr Land kennen zu lernen und das zu erforschen, was dieses kleine Königreich in den lezten Jahrhunderten durchgemacht habe. Die Ergebnisse seines Fleißes hat er zu Papier gebracht und hernach in der Muße, die ihm ein würtembergisches Pfarramt ließ, zu einem Buche verarbeitet. Das Manuskript übersandte er dem Comité der Basler Missionsgesellschaft und bat, das von ihm gelieferte durch einen Anhang ergänzen zu lassen, der die Mission im Kurglande zum Gegenstande hätte, eine Arbeit, die er füglich nicht selbst thäte, „weil er nicht gerne über seine eigene Missionsarbeit schreibe." Das hat denn Sekretär Weitbrecht übernommen, und so liegt uns ein geographisch-ethnographisch-historisches Spezialwerk über ein kleines gebirgiges Hinterland der Westküste Vorderindiens vor, dem die

Geschichte einer einzelnen Missionsunternehmung in einem überaus klaren und durchsichtigen Bilde beigefügt ist.

Uns interessirt hier vorwiegend das leztere, und wir glauben von ihm, daß es zusammen mit dem von Dr. Mögling gesammelten und dargebotenen Stoffe leisten wird, was mit der Herausgabe des Buches bezweckt worden ist, nämlich „vielen Lesern ein tieferes Verständnis der ostindischen Mission und neue Liebe zu derselben zu eröffnen und zu schenken." Jenes macht diese allerdings nüchterner, allein unklare Liebe bedarf des kritischen Messers, welches durch das genauere Wissen angelegt wird, zu ihrer Heilung aufs notwendigste. So wird dreierlei von neuem zur Evidenz ans Licht gestellt. Erstens geht es im großen und ganzen mit der Bekehrung der Heiden sehr langsamen Schrittes vorwärts, da mit geringen Ausnahmen nicht Schaaren, sondern nur Einzelne zur Taufe kommen. Der zweite zur Klarheit gebrachte Erfahrungssaz ist dieser: den höheren Ständen einer Volksmasse wird das Heil zwar angeboten, und sie scheinen einen Augenblick sich ihm zuzuneigen, allein sehr bald stockt es mit ihnen, und die Missionare finden unter der Hefe und dem Bodensatze ihre meisten Täuflinge. Wie unter den Hindu und den Kohls, so unter den Kurgs und ihren Tagelöhnern, den Holejas! Drittens, damit zusammenhängend, bestehen die ersten jungen Gemeinden, wenn von einigen „kerngesunden Bekehrungen" abgesehen wird, aus Leuten, über die viel geseufzt werden muß — in der Mission von Israel finden sich übrigens Analogien — und von denen nicht der Maßstab für den sittlichen und geistigen Fond des ganzen Volkes hergenommen werden darf. Daher die Rede der Heiden: „Die Christen, welche Ihr aus unserm Volke gewonnen habt, sind schlechter als wir!" Und jenes andre Wort aus Südafrika: „Die Schulkaffern sind nicht so viel wert, als die freien Kaffern!" Beides natürlich „mit dem Körnlein Salz" zu verstehen! Wegen dieser inneren Wahrheit, die in dem Buche zu Tage tritt, sowie wegen des vielen lehrreichen, das es bietet, wünschen wir demselben eine weite Verbreitung.

Weitaus das wertvollste aber von dem jüngsten Missionsbüchermarkte ist das erste Heft des „Allgemeinen Missionsatlas," welchen „Dr. Grundemann in Gotha nach Originalquellen bearbeitet." Des Verfassers Name hat auf dem Gebiete der betreffenden Kartographie einen guten Klang, und seine „Missionsweltkarte" ist bereits sowol in mehreren deutschen Auflagen als in andern Sprachen erschienen. Seit einigen Jahren ist er mit Justus Perthes' Geographischer Anstalt in enge Verbindung getreten und hat unterstüzt durch die reichen technischen Hilfsmittel derselben eine Arbeit begonnen, die wesentlich neu ist, insofern bei derselben einerseits Quellen aufgegraben sind, die bisher nicht zu diesem Zwecke flossen oder verwertet wurden, andrerseits aber ein Ziel gesteckt worden ist, wie es auch noch nicht, weder in England noch bei uns, jemand erstrebt hat.

Ueber den ersten Punkt hören wir Dr. Grundemann selbst, der in den „Mitteilungen" des erwähnten Instituts, dem bekannten ausgezeichneten geographischen Blatte, sich also ausläßt. „Ein Mal wurde aus den langen Reihen der alten Jahrgänge von Missionsberichten aufs mühsamste mancher wertvolle Beitrag aus den erbaulichen und erzählenden Mitteilungen hervorgesucht, der oft, in einer kurzen Notiz bestehend, über die Lage eines wichtigen Ortes oder selbst auch über bisher dunkle orographische und hydrographische Verhältnisse neues Licht verbreitete. Noch wichtiger aber sind dann die von den Missionaren an Ort und Stelle eingezogenen Nachrichten, die freilich auf ein anfangs ausgesandtes gedrucktes Formular nur sehr spärlich eingingen, dann aber auf spezielles briefliches Ersuchen bei Empfehlung durch Männer von Einfluß bei den verschiedenen Missionsgesellschaften bereitwilligst geliefert wurden und, namentlich wo sie von Kartenskizzen begleitet waren, bedeutende Hilfe zur Bearbeitung der betreffenden Blätter geleistet haben. . . . . Auch hatte der Verfasser mit manchen zurückgekehrten Missionaren in Deutschland und England sehr eingehende mündliche Besprechungen über die Gegenden, mit denen diese durch langjährigen Aufenthalt vertraut geworden waren. Dabei fehlte keineswegs das Bestreben, die festzuhaltenden Angaben durch vergleichende Kritik herauszustellen u. s. w."

In der That „Originalquellen!" Und zwar mit deutschem Fleiße benüzt! Durch sie soll es also zu einem allgemeinen Missionsatlanten kommen. Einzelne Gesellschaften hatten ja schon immer ihre besonderen kartographischen Darstellungen der ihnen gehörenden Arbeitsfelder: wir erinnern nur an die beiden, welche Wallmann für die Rheinische und die Berliner Mission entworfen und besorgt hat. Allein wer hatte bisher an den einzelnen Missionshäusern die Zeit und die Begabung, an die Herstellung eines alles umfassenden Werkes zu denken! Dem Bedürfnisse und dem Verlangen nach solch einem notwendigen Hilfsmittel zum Studium der Missionssache soll jezt genügt werden, und das herausgekommene Erstlingsheft ist vielversprechend, sowol nach der Seite der Form als nach der des Inhalts. Die Karten sind sauber, akkurat und ausführlich, lezteres ohne überladen zu sein, woran andere Atlanten so leicht kranken. Jeder derselben sind genaue Erläuterungen beigegeben, durch die man rasch orientirt wird. Vor der Hand liegen nur die westafrikanischen Gebiete, die auf sieben verschiedene Blätter verteilt sind, vor. Beispielsweise werde die sechste von ihnen erwähnt! Sie stellt die Okuländer, sonst Yoruba genant, dar, in denen die englisch-kirchliche, die wesleyanische und amerikanische Mission arbeitet. Den Hauptstädten sind die Einwohnerzahlen untergeschrieben, und man sieht Abeokuta mit hunderttausend, Illorin mit siebzigtausend, Ogbomoso mit fünfundvierzigtausend Selen Bevölkerung, dazu noch viele andere volkreiche Städte, ein redender Protest gegen die irrige Meinung von dem menschenleeren Afrika!

Der Preis des fertigen Werkes, das auf neunzig bis hundert Karten veranschlagt ist, wird leider kein geringer sein.

Beilage.

Indessen hat diesem Uebelstande dadurch zu Hilfe gekommen werden können, daß unsre Missionshäuser durch Abnahme einer größeren Anzahl von Exemplaren in die Lage gesezt worden sind, ihren Freunden das einzelne so zu vermitteln, daß sie bei dem allmälichen Erscheinen es möglich machen werden, in den Besiz des Ganzen zu kommen. Der Vollendung sehen wir mit dem Wunsche, es möge Alles gelingen, und in guter Hofnung, daß durch den Atlas die Beschäftigung mit der Mission erleichtert, geklärt und vertieft werden wird, entgegen.

Aus der Provinz Preußen.*)

Im Januarhefte der Ev. K. Z. von 1867 finden sich S. 72 Mitteilungen aus dem Großherzogtum Hessen. Auch dort wird über die geistabschwächende Büreaukratie in Kirchen- und Schulsachen geklagt. Es ist sehr gut, daß solche Stimmen sich zahlreicher von allen Seiten hören lassen. Wahrlich, das übermäßige Häufen der Listen, Tabellen, Berichte, Bescheide bringt keinen Segen. Wie viel Zeit und Kraft geht hier verloren, die der Entwickelung innerer Angelegenheiten gewidmet werden könte. Die doppelte Stellung der Geistlichen unter dem Consistorium und den Regierungscollegien bringt schon manchen Uebelstand hervor. Man weiß oft kaum, wo die Gränzen beider Behörden sich scheiden. Ich glaube, Generalsuperintendent und Consistorium könten leicht den Geistlichen bei den Regierungen bedeutende Geschäftserleichterungen schaffen. Ich denke weniger an die Superintendenten als an die Pfarrer. Wenn diese immer und immer vorzugsweise mit externis beschäftigt am Schreibetische sitzen müssen, ist eine Abstumpfung für das Geistige und eine Verknöcherung sehr zu befürchten.

In der Hand der Herren Schulräthe und der Herren Abteilungsdirigenten der Regierungen liegt es, sehr leicht viele Vereinfachungen und Abkürzungen zu bewirken.

Einsender dieser Zeilen hat nie im Geringsten Neigung zu dem Amte eines Schulrathes gespürt. Er würde aber (das spricht er mit vollster Ueberzeugung aus) bei einer mit Vollmacht zur Geschäftsvereinfachung verbundenen interimistischen Verwaltung eines solchen Amtes mit großer Leichtigkeit, ohne Schaden für die gute Sache, bedeutende Geschäftsverkürzung bewirkt haben. Alle Kirchentage, Synoden, Pastoralconferenzen sollten hier immer von Neuem mit ihren Wünschen, Bitten, Anträgen mit Nachdruck, wenn auch in aller Ehrerbietung, hervortreten. Gutta cavat lapidem.

Die ersparten Kosten für Papier, Druck, Kopialien würden manchem armen Schullehrer eine kleine Gehaltverbesserung zuwenden. Die Gemeinen haben vom Pfarrer viel mehr, wenn er die Hütten der Leiblich- und Geistig-Armen besucht, als wenn er Rechnungen, Etats- ꝛc. Berichte ꝛc. schreibt. Das auf solchem Gebiete Notwendige wird jeder aus Pflichtgefühl gern thun, eben darum aber auch Beseitigung des Leichtentbehrlichen, ja Ueberflüssigen von Herzen wünschen. Gern gebe ich zu, daß früher in äußern Dingen bei manchen Geistlichen Sorglosigkeit, ja Leichtsinn stattgefunden hat. Ein verstorbener Bekanter fand einst bei einem längst verstorbenen Geistlichen eine sehr wichtige kirchliche Urkunde in einer stockigen Kammer unter einem Schranke auf der Erde und rettete sie. Ein Pfarrer (vor fast 100 Jahren) hatte (wie mir ein längst verstorbener Geistlicher erzählte, der jenen auch nicht persönlich gekant hatte) seine Registratur hinter dem Spiegel und meinte, daß nur „Hundsfötter" sich an Verfügungen kehrten. Das sind Nichtswürdigkeiten, die Niemand verteidigen kann. Andererseits kann das Verordnungs- und Berichtwesen doch nie den Kernpunkt des geistlichen Amtes bilden. Der Verfasser jenes Berichts aus Hessen (S. 72) sagt mit Recht, daß Christus nicht Verordnungen, sondern Apostel aussandte. Darum soll die lebendige Persönlichkeit stets über dem papiernen Wesen stehen.

Ein Mann im Auslande sagte schon vor etwa 30 Jahren in einer gehaltvollen, auch ins Deutsche übersezten Rede, in seinen Aeußerungen über das Schreibewerk der Neuzeit: „Man möchte glauben, das Menschengeschlecht sei taubstumm geworden. Alles muß jezt schriftlich abgemacht werden. Das Leben nimt immer mehr die Gestalt eines fortlaufenden Protokollauszuges an."

*) Der Artikel ist von einem im Greisenalter stehenden Superintendenten. Von Mangel an Sachkentnis wird also nicht die Rede sein können. Anm. der Red.

Eine kleine Erwiderung auf die Meinung: „Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten."

Es läßt sich denken, daß von competenter Seite diese Meinung gehörig geprüpft und auf den dabei laut gewordenen Wunsch hier in diesen Blättern zur Besprechung und Aburteilung gebracht wird. Da aber seit etwa 30 Jahren in meinem Hause und in vielen mir nahe verwandten und bekanten Kreisen in den verschiedensten Lebenslagen täglich Andachten gehalten werden, so möchte auch mir, als Laie, diese kleine Erwiderung erlaubt werden. Zuerst muß ich es aussprechen, daß in diesen

meinen Kreisen ein passendes Buch für Hausandachten nicht fehlt, ja daß in denselben mehrere Bücher zur nüzlichen Abwechselung erbaulich gedient haben, als ausreichend zu solchem Zwecke befunden und so beliebt geworden sind, daß ein neues Buch schon sehr gesalbt sein müßte, wenn es in jene Zahl mit aufgenommen werden soll. Es sind freilich die Bedürfnisse der Menschen so verschieden, wie ihre Eigentümlichkeiten, und wenn aus ihnen die obige Meinung und der Wunsch nach etwas Entsprechendem hervorgegangen, so kann man sich ja nur freuen, wenn ein solcher Wunsch erfüllt wird; aber wol ist es zu bedauern, wenn eine Eigentümlichkeit zu einer Eigenheit wird, die das Auge für das vorhandene Gute und für viele Christen Ausreichende trübt. Es gibt nur ein Erbauungsbuch, das zu allen Zeiten und unter allen Umständen der ganzen Welt passen soll und kann, und würden alle Menschen so entwickelt sein, es ohne Erklärung zu verstehen, so würde man kein anderes Erbauungsbuch bedürfen und also auch dem Geiste Gottes bei seinem Walten kein besonderes Schema vorzuschreiben haben. Ich will damit nur sagen, daß man in Bezug der Einteilung und Einrichtung eines Erbauungsbuches auch nicht zu eigen sein und ein solches nicht gleich für unpassend erklären sollte, wenn man bei den Betrachtungen desselben — sofern diese nur Gottes Wort und Geist enthalten — auch wirklich ein geschriebenes Gebetlein, einen etwas längern Text, eine etwas kürzere Auslegung, als man bisher für gut eingesehen, vermißt. Es komt nach meiner Erfahrung auf die Façon eines Erbauungsmittels nicht so sehr viel an. Ich muß bei dieser Bemerkung an meine alte fromme, hochbegnadigte Schwiegermutter denken, die ihr Lebenlang mit ihrem Hause dem Herrn diente und täglich Andachten hielt; diese erkante es, als sie ihr Ende nahen fühlte, als eine besondere Pflicht, von allen ihr sonst so lieb gewordenen Erbauungsschriften abzulassen und mit den Ihrigen noch Mal gründlich den Katechismus durchzunehmen, was auch geschah und Allen zu großem Segen gereichte. Ich empfehle seitdem, wo man sich wegen eines Erbauungsbuches in Verlegenheit befindet, immer unbedenklich auch zugleich gern den Katechismus. Jedoch, wie anerkant, eigentümliche Bedürfnisse haben ihre Berechtigung. In meinen Kreisen ist das Bedüfnis, mit unsern Andachtsbüchern zu wechseln. Wenn wir etwa 10 Jahre ein und dasselbe Buch gelesen haben und es beinahe auswendig wissen, so nehmen wir aus unserm reichen Vorrath gern ein anderes. Ist es uns zulezt doch selbst mit unserm Predigtbuch also gegangen, das wir unbeschreiblich lieb haben, nämlich mit der „Ev. Hauspostille, herausg. v. christl. Verein im nördl. Deutschland"; wir wußten endlich bei jedem Saz derselben schon den folgenden, und es war uns deswegen angenehm, als wir mit den geistreichen Kliefoth'schen Predigten wechseln konten. Das Bedürfnis nach Abwechselung, nach einer mannigfachen Beleuchtung der Gegenstände u. s. w. ist ja wol ein ziemlich allgemeines, und aus diesem Grunde wird es auch gewiß weithin Freude bereiten, daß im Ravensbergischen (wie die verehrliche Redaction d. Bl. anmerkt) drei tüchtige Geistliche die Köpfe und Herzen zusammengeschlossen haben, um ein neues Buch für Hausandachten zu liefern, und sie werden dabei von vielen Wünschen begleitet sein, daß der heilige Geist sie regieren und auch zum Genügen mancher separaten Ansprüche führen möge, die an ein solches Buch gemacht werden.

Was nun die erbaulichen Bücher betrifft, die in unsern Kreisen abwechseln, so ist unter ihnen vor Allem Vater Goßners Schazkästchen zu nennen, das durch seine Hülle und Fülle, durch seine Säfte und Kräfte, seine Wahrheit und Klarheit, seine Innigkeit und Sinnigkeit — aber was lobe ich; es ist eben von Goßner und in seinen reifen und frischesten Jahren geschrieben und in vielen tausenden Exemplaren verbreitet — den Gebildeten, wie den Einfältigen unter uns unvergänglichen Segen gebracht und bereits viele der Meinigen treu durch alle Lebenslagen bis ins lezte Stündlein hinein begleitet hat, und das auch uns Lebenden bis an's Ende seine guten Dienste leisten, auch in unsern Hausandachten immer wieder hervorgeholt werden wird.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus der Rheinprovinz.

Die Presbyter als Mitgehilfen des Pfarrers.

Den vielen Theologen und Laien in unsern deutschen Landen gegenüber, welche die Lichtseiten der presbyterialen Institution nicht hell genug zeichnen, ihre Vortrefflichkeit nicht oft und dringend genug hervorheben können, scheint es von Zeit zu Zeit Pflicht, auch auf die Schattenseiten derselben, an denen es wahrlich nicht fehlt, aufmerksam zu machen und denjenigen, die aus eigener Erfahrung heraus die von Vielen begehrte Einrichtung nicht kennen, somit ein richtiges zutreffendes Urteil zu ermöglichen. Es dünkt mir billig und recht, daß die, welche mit einem Gut beglückt werden sollen, zuvor wissen, was sie von diesem Gut zu erwarten haben, was es ihnen bringen wird. Es ist Pflicht eines Bruders, den andern vor Illusionen zu bewahren, die nur Enttäuschung mit sich bringen. So erscheint es als Pflicht, die presbyteriale Institution darauf anzusehen, ob sie für die einzelnen Gemeinden das ist und bringt, was Viele von ihr erwarten mögen, und ob darum anzunehmen ist, daß von der allgemeinen Einführung derselben diejenige Erneuerung und Belebung der Christengemeinden ausgehen wird, die Viele von ihr erhoffen. Ein Urteil darüber wird denen zustehen, welche längere Zeit hindurch im Verkehr mit Presbytern gestanden, somit aus der Erfahrung heraus zu reden im Stande sind. Es soll hier vorwiegend von Dorfgemeinden die Rede sein und die Beantwortung der Frage versucht werden, welche Stützen hat der Pfarrer in vielen Fällen an seinen Presbytern, welchen Segen und welche christliche Förderung erfahren viele Dorfgemeinden durch ihre Presbyterien. Ich sage: viele Gemeinden; denn es wäre ebenso

traurig wie schlimm annehmen zu müssen, daß es in allen Gemeinden in gleicher Weise zugehe. Aber daß es in vielen Gemeinden so steht, wie hier berichtet wird, davon geben Zeugnis mannigfache Erzählungen und Aeußerungen von Pfarrern, denen der Umstand, daß es bei ihnen also stehe, Gegenstand der aufrichtigen und wahren Klage war. Die thatsächlich gemachten Beobachtungen und Erfahrungen sollen nicht verschwiegen werden. Den, der aus Erfahrung redet, wird man willig hören; er hat ein Recht zu reden.

Einem Amtsbruder schrieb unlängst ein im Westen unseres Landes lebender Professor der Theologie: „Die Thätigkeit unserer Aeltesten beschränkt sich doch vielfach darauf, daß sie den Sitzungen beiwohnen." Das Treffende und Wahre dieses Wortes werden Viele erkennen und ihm nur zustimmen können. Viele denken in der That nur dann an ihr Amt, wenn sie zu den Sitzungen eingeladen werden, im Uebrigen entschlagen sie sich nur zu gern den Amtssorgen und Amtspflichten. Es werden oft gerade Solche in die Presbyterien gewählt, die den Gemeinden als gute Wächter des Kirchenvermögens erscheinen und mit Eifer darauf halten, daß den Gemeinden keinerlei kirchliche Auflage, und sei es auch für die beste Sache, zugemutet werde, die darum leicht in Conflict und Widerspruch mit eifrigen Geistlichen gerathen, die gerne ihre Gemeinden fördern und weiter führen möchten; nicht aber Solche, die neben der Liebe den Freimut haben, ihre Mitchristen, wenn sie irren, auf den rechten Weg zu weisen und diejenigen, welche einen unchristlichen und unkirchlichen Wandel führen, zu ihrer Christenpflicht anzuhalten. Komt in den Sitzungen die Sprache auf innere Gemeindeverhältnisse und -angelegenheiten — und das sollte doch in jeder Sitzung der Fall sein — so fühlt der Geistliche und sieht es den Gesichtern schon an, wie wenig Resonanz da ist für das, was er will und wofür er redet, fühlt die Gleichgiltigkeit gegen Dinge des Reiches Gottes und sieht sich in seinem auf Weckung christlichen Geistes gerichteten Streben mehr oder minder vereinsamt. Findet sich aber der eine oder andere Presbyter, der einmütig mit dem Pfarrer handeln möchte, der ein Auge hat für die Misstände in der Gemeinde, der, weil selbst von der christlichen Wahrheit durchdrungen und dem Evangelium zugethan, auch Andre demselben zuwenden möchte, der wird sich in vielen Fällen hüten, in der Sitzung ganz offen zu reden, damit nicht alsbald nach der Sitzung das, was er geredet, die Runde macht in der Gemeinde. Es kann ja nicht anders gehen; es müssen in den Sitzungen auch einzelne Personen oder Klassen der Gemeinde zur Besprechung kommen, auf die einzuwirken des Presbyteriums Pflicht wäre; es soll ja der Pfarrer unter Mitwirkung des Presbyteriums die einzelnen Personen und Familien seiner Gemeinde immer genauer kennen lernen, damit er über jede ein Urteil hat und genau unterrichtet ist über die Verhältnisse der Einzelnen und ihre Vergangenheit; der Pfarrer muß doch Kentnis erhalten von dem sei es christlichen sei es unchristlichen Wandel der Gemeindeglieder. Ist ein Aergernis gegeben, ein Fehltritt gethan, ist ein Misbrauch im Begriff einzureißen, wo anders als im Presbyterium sollte bei Zeiten darauf des Pfarrers Augenmerk gelenkt werden? Es kann und darf dem Pfarrer nicht verborgen bleiben, was das ganze Dorf weiß und was Vielen zum Anstoß gereicht, und doch wird es vielen Brüdern bewußt sein, wie man gerne vielfach den Pfarrer in hermetischer Abgeschlossenheit gegen die unchristlichen Vorkomnisse im Dorf halten möchte. Wenn sonst Alle schweigen und Keiner den Dorfgenossen verrathen mag, des Presbyteriums Aufgabe muß es sein, das, was not thut zu wissen, seinem Präses nicht vorzuenthalten. Tritt nun ein ernster gesinter Aeltester offen mit Tadel über die oder jene Person hervor, so wird sich leicht einer seiner Collegen finden, der seine Aeußerungen schleunigst wieder an den Mann bringt. Die Folge ist Haß und oft recht unangenehme Feindschaft der Personen, über deren zu tadelnden Lebenswandel Einer sich frei geäußert hat. Der Pfarrer aber sieht sich nachgerade genötigt, was der Art zu besprechen ist, mit einzelnen ernsteren Gliedern privatim zu verhandeln und das Collegium fürder mit solchen Fragen gar nicht zu behelligen. Für die Sitzungen bleiben dann nur äußerliche Dinge zur Berathung und man erzeigt den meisten Presbytern eine Wolthat und komt ihren eigenen Wünschen entgegen, wenn man sie möglichst selten zur Sitzung beruft. Es ist gewiß: viele Gemeinden suchen wirklich characterfeste, christlich gesinte und offene Männer von den Presbyterien fern zu halten, oder wenn ein solcher im Presbyterium den Pfarrer nachdrücklich unterstüzt und sich auf seine Seite stellt, so ergreifen sie die erste Gelegenheit, bei einer Neuwahl ihn nicht wieder mit einem Mandat zu betrauen. So sieht sich der Pfarrer oft umgeben von zwar ganz wolmeinenden, aber schwachen alten, zu kirchlicher Mitarbeit ganz oder fast ganz unbrauchbaren Männern. Die eigentlichen rechten Mitarbeiter und Mitstreiter werden oft solche Glieder der Gemeinden sein, die, ergriffen von der Heilswahrheit und voll warmen Herzens für die Sache des Evangeliums, aber fern gehalten von der kirchlichen Vertretung, an ihrem Teil in treuer Gemeinschaft mit dem Pfarrer eintreten für die Sache ihres Herrn. Mancher Pfarrer sieht seine eigentlichen Helfer und rechten Presbyter nicht in, sondern außerhalb des Presbyterii. Es könte nun Einer den Einwurf machen, ein Pfarrer müsse so viel Einfluß auf seine Gemeinde haben, daß er sich die Presbyter auswählen könne und auf seinen Wunsch hin man die von ihm bezeichneten gern zu diesem Amte erwähle. Wer so redet, kent die Verhältnisse nicht. Das kann wol in einzelnen Gemeinden geschehen, in denen lange Jahre hindurch mit treuem Eifer und reger Lebendigkeit das Wort Gottes verkündigt worden ist. In vielen andern wird man ungern Solche, die einmal Mitglieder des Presbyteriums geworden, und die den Meisten genehm sind, weil sie sie möglichst in Ruhe und ihres Weges gehen lassen, bei der Neuwahl ausfallen lassen; wer einmal das Amt, gleichviel durch welchen Umstand, hat, wird sehr oft es bis an sein Ende behalten. Nicht immer aber wohnt dem Alter diejenige Frische und geistige Rüstigkeit bei, die zur Mitarbeit an den Selen dem Pfarrer doch so erwünscht sein muß.

Des Bauern Art ist, daß er zu Aemtern, weltlichen wie kirchlichen, nur Solche zu wählen pflegt, die einen ansehnlichen Besitzstand haben, und die ihm darum mehr geeignet scheinen, in einem Amt mitzureden, als Solche, die Nichts oder nicht viel besitzen. Der reiche und begütertere Bauer will sich nicht gern etwas von einem solchen sagen lassen, der weniger hat als er; es wäre da freilich zu wünschen, daß die Reichen und Vermögenden auch das Vermögen in geistlichen Dingen treulich zu rathen auszeichnete. Bei Berathungen über Umlagen zu kirchlichen Zwecken werden darum oft die Reichern den Ausschlag und zwar gegen irgend zu vermeidende Ausgaben und Auflagen geben, weil sie die größere Last alsdann trifft; es erscheint dann manchmal die Kirche, die schon so viele Jahre hindurch nicht getüncht worden und keinen Oelanstrich erhalten, auch noch fernerhin schön genug und dessen nicht bedürftig; man kann dann auch noch weiterhin einer Orgel entrathen, weil auch die Vorfahren ohne Orgel gesungen, und

wenn auch der Kirchengesang noch so kläglich ist, eine Hebung desselben durch ein begleitendes Instrument noch so wünschenswert wäre, und was dergleichen Dinge mehr sind. Das sind Erfahrungen, wie sie nicht ein Pfarrer nur gemacht hat.

Es wäre sicherlich schön und annehmlich, wenn der Geistliche sich die Tüchtigsten und Eifrigsten in der Gemeinde auswählen könte, nun komt es aber nicht auf die Auswahl des Pfarrers, sondern auf die Wahl der Gemeinde an; die selbständigen Gemeindeglieder vom 25. Lebensjahr an wählen die Repräsentanten (in Gemeinden von 1000—2000 Selen z. B. 24), diese wieder aus ihrer Mitte die Presbyter; und wenn der Herr sagt: Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt, wenn er von dem schmalen Weg redet, auf dem nur Wenige wandeln, so wird sich das auch in der Zusammensetzung der Repräsentation und des Presbyteriums geltend machen. Es würden im besten Fall Einige sein, die freudigen Herzens am Aufbau des Reiches Gottes mitarbeiten, die Meisten werden zu einer Mitarbeit sich nicht entschließen mögen, und manches Jahr wird vergehen, auch bei treuer Amtswirksamkeit, bis das Verhältnis ein umgekehrtes ist, aus den Einigen die Meisten, aus den Meisten Einige geworden sind. Nach dem Allen sage ich getrost: In einer Menge von Gemeinden ist die Mithilfe und Mitarbeit der Presbyter in geistlichen Dingen und Sachen des Reiches Gottes gleich Null; die Last der Arbeit ruht lediglich auf den Schultern des Geistlichen; er wird sich öfters durch einzelne Presbyter oder Repräsentanten mehr gehemt als gefördert sehen in seiner Arbeit; es zeigt sich uns das Bild eines Wagens, der, statt daß er kräftig und mit vereinter Kraft nach vorwärts gezogen wird, von einem Teil rückwärts geführt werden möchte. Wol dem Pfarrer, der lediglich oder vorwiegend andere Erfahrungen gemacht hat! Es bedarf in unserer Zeit ganzer charakterfester Männer, solcher, auf die das Wort des Herrn über Johannes Matth. 11, 7 Anwendung leidet: Wolltet ihr etwa ein Rohr sehen, das vom Winde hin und her gewehet wird? Daß das Gegenteil von solchen Männern sich manchmal in den Presbyterien findet, das zu erfahren, hatte unlängst ein Freund reichliche Gelegenheit.

In Bezug auf die Confirmation bestimt §. 110 der rhein. Kirchen-Ordnung: „Nach geendigter Prüfung bestimt der Kirchenvorstand nach der absoluten Mehrheit der Stimmen, ob der Geprüfte würdig sei, aufgenommen zu werden" (resp. confirmirt zu werden). Ein Knabe, Sohn begüterter Eltern, von denselben trotz öfterer Mahnung und Warnung schlecht zur Schule angehalten, soll confirmirt werden, zeigt aber in der mit ihm vor versammeltem Presbyterium angestellten Prüfung nicht einmal das geringste Maß von biblischen Kentnissen. Das Kollegium verwundert über solche großartige Unkentnis, beschließt einstimmig seinen Ausschluß von der Konfirmation und gibt ihm auf, noch ein Jahr Schule und Confirmandenunterricht zu besuchen. Der Beschluß wird zu Protocoll genommen und von allen (8) Presbytern unterzeichnet. Kaum erfährt das der Vater des Knaben, ein ganz unkirchlicher und höchst unchristlicher Mensch, dem der Pfarrer schon längere Zeit vorher solch einen Beschluß als möglich in Aussicht gestellt hatte, als er zusamt dem Vorsteher des Dorfes, einem Verwandten, die Presbyter der Pfarrei aufsucht und unter viel Drohungen und Verwünschungen sie auffordert, ihren Beschluß wieder rückgängig zu machen. Sontag war derselbe gefaßt, Montag hatten, so schien es, sämtliche Presbyter mit Ausnahme von Einem, der fest blieb und der zu den wenigen oben geschilderten Aeltesten zählt, die den Mut haben zu reden, während die Andern zu schweigen vorziehen, die Ueberzeugung gewonnen, daß der Knabe zur Confirmation vollkommen reif sei. Mehrere Tage hintereinander wurde der Pfarrer von ihnen überlaufen und ersucht, den Beschluß umzustoßen. Das geschah indeß nicht; die übrigen Kinder wurden Sontags darauf ohne diesen Knaben confirmirt; den Presbyterstuhl sah man an diesem Tage leer. Einige Tage nachher kommen 2 der Presbyter zu dem Pfarrer und ersuchen ihn, ihnen nicht böse und feind zu werden, wenn sie eine Petition an das Consistorium unterzeichneten, in der der Vater des Knaben bat, seinen Sohn zur Confirmation zuzulassen und die Presbyter ihren Beschluß als verkehrt bedauerten. Der Pfarrer sezte ihnen noch einmal auseinander, welcher großen Characterlosigkeit sie sich schuldig machten, und wie von ihnen in aller Ruhe und mit allem Vorbedacht und der reiflichsten Ueberlegung der betr. Beschluß gefaßt worden sei; was sie lediglich und allein jezt bestimme, sei das Toben und der Lärm des Vaters; ein ruhiger, vernünftiger, weniger unchristlicher Mann wäre einfach ihrem rechtmäßig gefaßten Beschluß nachgekommen. Trotzdem ging dem betr. Pfarrer eine Woche darauf die Beschwerdeschrift zur Verantwortung zu, nebst des Knaben Vater unterzeichnet von 6 der Presbyter. Das Consistorium entschied natürlich gegen den Vater und gab den 6 characterlosen und feigen Aeltesten einen Verweis. Auf nochmaliges Andringen des Vaters, verbunden mit der Drohung des Katholischwerdens, wurde ihm aber gestattet, seinen Sohn in dem lezten Jahre zu einem benachbarten Pfarrer in den Unterricht zu schicken. Dadurch ist derselbe aus dem Verband der eignen Gemeinde ausgeschieden, besucht weder die regelmäßigen Kinderlehren, noch die Kirche, noch nimt er Teil an dem heiligen Abendmal. — Für diese Gemeinde ist aber §. 110 der Kirchen-Ordnung fortan rein illusorisch. Nur mit Lächeln kann der betr. Amtsbruder vor demselben Presbyterium, mit dem er damals in recht gutem Einvernehmen stand und jezt steht, die Frage alljährlich stellen, die die Kirchen-Ordnung vorschreibt, welches Kind etwa als nicht reif und zulassungsfähig zur Confirmation von ihnen befunden sei. Es erhellt aber zur Genüge, was mit solch einem Presbyterium ausgerichtet ist; und es liegt nichts im Wege anzunehmen, daß das was in dieser Gemeinde geschehen, nicht auch in andern sollte vorkommen können; sind ja doch die dortigen Aeltesten ganz „ehrenwerte," brave Leute, die keine Freude an Zank und Streit haben, darum aber auch Nichts thun mögen, was ihnen Feindschaft oder nur rohe Entgegnungen und Schmähungen bringen könte. Unser Herr sagt freilich Matth. 5, 11: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen ꝛc. — Das ist so ein aus dem Leben gegriffenes Beispiel von Unterstützung der Aeltesten, getreulich berichtet, und exempla — docent.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 8. Mai. № 37.

Welt und Kirche.

III.

Ein Angebinde, welches die Welt der Gemeinde des Herrn darbringt, ist die Abstraction des Begriffes, ein anderes die mechanische Herstellung des zerlegten Organismus, wie dies in den zwei voraufgehenden Betrachtungsreihen darzulegen versucht worden ist. Dem gegenüber gilt es für die Kirche: Halte, was du hast! Denn abstracte Begriffe lassen sich nicht füllen, weil sie grundsäzlich zu der Fülle der Zeit, zu dem Historischen in Gegensaz sich stellen. Weiter aber wird es die Arbeit der Kirche sein, fortzubauen, zwar nicht voraussetzungslos, denn sie ist ja die bedingteste Existenzform in dieser Welt, nach oben hin bestimt durch den Glauben, nach unten durch die Liebe. Diese aber schließt die Augen nicht gegen vorliegende Bedürfnisse, sie sucht ihnen gerecht zu werden, so weit es ohne Gefährdung ihres organischen Bestehens geschehen mag. Wie sie diese Aufgaben gelöst hat, ob sie vergessen hat, mit ihrem Pfunde zu wuchern, ob sie bei ihrer Entwickelung von ihren Prinzipien abgefallen ist, das sind peinliche Fragen, welche ihr vorgelegt werden. Sie aber darf sich der Beantwortung nicht entschlagen, so gewiß ihr Herr im Gerichte des Caiphas das Stillschweigen nicht unter allen Umständen bewahrt hat. Bei der Polemik nun, die gegen sie erhoben wird, in der Form eleganter vielleicht, als die Heißsporne des 17. Jahrhunderts zu thun pflegten, in der Sache viel herzverwundender, fällt uns etwas auf. Man stellt doppelte Zeugen auf. Die Einen wehklagen über die Hartnäckigkeit, vermöge welcher die Orthodoxie von ihrem erstarten Formalismus nicht lassen könne. Schon Schleiermacher in seinen Reden über die Religion versicherte seinen Zuhörern, daß er nicht miteinzustimmen gedächte in die barbarischen Klagen um den Verlust des alttestamentlichen Zions. Damit stimt hinwiederum diejenige polemische Praxis nicht überein, welche die Kirchlichen einer Entstellung des lutherischen Kirchenbegriffs in nicht weniger als allen Stücken beschuldigt. Und diese Anklagen wipfeln in dem oft und viel gehörten Vorwurfe romanistischer Tendenzen. Es komt bei diesem ewigen Anklagen auf Romanisiren nichts heraus, man sollte dies Geschäft den Diis minorum gentium überlassen, welche den protestantischen Norden vermöge mancherlei Weckrufe in kirchlichen und profanen Blättern durch das Schreckbild des Jesuitismus in steter, protestantischer Aufregung zu erhalten suchen. Verfahren doch die süddeutschen katholischen Blätter ebenso mit dem Pietismus. Indessen an einer Markscheide der Ereignisse darf die Kirche denn doch nicht unterlassen, ihr „Halte, was du hast" einmal zu illustriren und den Versuch einer Gegenrechnung anzustellen; vielleicht, daß man dabei findet, wie die Welt keine Beschuldigung schleudern kann, die nicht Wurzeln in ihrem eignen Wesen hat. Denn die römische Kirche wird eine Weltkirche bleiben, so lange sie das Evangelium nicht hat, hält und bekent. Mit dem Protestantismus aber, welcher im Interesse der sogenanten „christlichen Welt" das Schwert mit ihr kreuzen möchte, wird sie vielleicht eher fertig, als es der Kämpe selbst ahnt. Und da ist es denn der niederschmetterndste Schlag, der auf die Kirche deutscher Reformation fällt, daß ihr vorgehalten wird, sie habe sich selbst verloren, sie sei von dem Begriff ihrer selbst, wie ihn die Reformatoren fixirt haben, abgefallen.

Zur Constituirung der Kirche verwendet die moderne Theologie die sogen. reformatorischen Prinzipien der alleingeltenden Schrift und der Rechtfertigung durch den Glauben. Aber die Schrift — sie ist ja ohnehin durch die Kritik leidlich durchlöchert worden, steht der werdenden Kirche gegenüber, wie der deistische Gott seiner Schöpfung, weder soll sie in ihrem gesamten Umfange Gottes Wort sein, noch mag man ihr die Gnadenmittelnatur zuschreiben. Sie ist ein historisches Dokument, die magna charta der neuentstandenen Kirche. Aber wie man von dem englischen Grundgesetze sicherlich nicht behaupten kann, daß seine Bestimmungen sich mit den Zuständen des 19. Jahrhunderts decken, die Erbweisheit hat aber dort im geschichtlichen Flusse eine Menge gerichtlicher oder administrativer Festsetzungen geschaffen, die als Brücke vom Sonst zum Jezt dienen, so sollte man mit Notwendigkeit dahin getrieben werden, das Bekentnis und den Kultus als laufendes Bindeglied zwischen Schrift und Gemeinde anzuerkennen. Doch nein, das hieße ja, die römische Tradition repristiniren. Nun nimt es sich freilich wunderbar aus, wenn im Ordinationsformular der Ordinand auf die Schriften A. und N. Bundes verpflichtet wird und er bringt in Bezug auf den Umfang der Schrift, je nach der Energie, mit der sein Lehrer auf der Hochschule in den kanonischen Büchern gemäht hat, einen größeren oder geringern Bruchteil authentischer Stücke mit. Und merkwürdiger noch ist es, Jemanden auf etwas zu verpflichten, darüber er selbst nach seiner menschlichen Erkentnis zum Richter gesezt ist. Die Uebereinstimmung der reformatorischen Bekentnisse, auf welche er verwiesen wird, dürfte, da bis-

her über dieselbige einige Schwankungen bestehen, für den Armen nur ein mäßiger Anhalt sein. Wo bleibt da aber das Prinzip der h. Schrift, welches doch als Grundmaß aller individuellen Bewegung innerhalb der Kirche von dieser Individualität unabhängig sein muß. Und stellt man die Schrift aus Achtung, wie ein noli me tangere, in recht weite Ferne, so lasse man nur das Prinzip in ihr fallen, welches in der Wirklichkeit doch nur zur Wahrheit wird, wenn es im Bekentnis sich darstellt und darinnen bewährt und beweist. Die Rechtfertigung aber aus dem Glauben ist das Materialprinzip, welches das Leben der Kirche bedingt, wie das Schriftprinzip die Erkentnis. An ihm mißt sich jede Lebensbewegung im Religiösen. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott gefallen. Es entsteht nun aber die Frage, wo komt denn der Glaube her, der ein Verhältnis zwischen Mensch und Gott aufrichten soll, wie es in dem Namen Rechtfertigung bezeichnet ist. Naturgabe ist der Glaube nicht, von einem Organ des Glaubens, welches diesem gegeben ist, jenem abgeht, kann nicht die Rede sein, der Glaube ist vielmehr Centralorgan des Menschen und in Christo Gemeingut aller Welt. Wo Christus fehlt, da ist der Glaube ein Phantasiestück, da braucht man Christum und sein Werk als Zierrath des Systems vielleicht, aber rechtfertigender Mittelpunkt ist der Glaube nicht mehr. Man darf also nicht so von oben herab über diejenigen absprechen, welche sich die wahre Gottheit Christi zu stützen so sehr angelegen sein lassen, denn fehlt dem Glauben dieser Keim, dann haben wir in ihm ein todtgebornes Kind vor uns, welches nichts weniger anrichtet, als ein neu Verhältnis zwischen Gott und Menschen. Vielmehr ist ohne den wahren Christus der Glaube selbst ein Menschenwerk, und zwar nicht Frucht, sondern Wurzel.

Die Kirche hat die Schrift gehalten voll und ganz in der Energie ihrer Gnadenmittelnatur; sie ist neben den Sacramenten der Mutterschoß, der Christum in den Herzen gebiert, und sie weiß von keinem Glauben und keinem Rechtfertigung, welche neben den Gnadenmitteln und ohne dieselben entstände. Will man das eine magische Auffassung nennen, so thue man es, aber man thue es nicht bei den kirchlichen Dogmatikern von heut, sondern bei Joh. Gerhard und seinen Genossen, bei der Schrift, die den Glauben durch die Predigt, das Predigen durch die Schrift bedingt sein läßt; man finde sich ab mit St. Paulus, der die Taufe ein Pflanzen nent, das Gewinnen eines neuen Lebensbodens, dessen Früchte der durch die Taufe mit einem Fruchtkeime versehene Glaube beides zu treiben und zu ärnten hat. So will die Kirche auch jezt noch nichts anderes, als einmal die beiden Prinzipien, jedes in seiner vollen Energie, bewahren, in der Schrift sieht sie das göttliche Angebot, im Glauben die menschliche Annahme, die doch erst durch jenes gesezt wird. Zum andern aber — und zu diesem Versuche treiben sie die antisacramentalen Velleitäten des Tages — läßt sie es sich angelegen sein, die beiden eng mit einander zu verknüpfen und vor Allem die Priorität göttlicher That in Schrift und Sacrament zu halten gegen die Lehre von einer Gemeinde, die irgend woher zusammenkomt, irgend woher den Entschluß nimt, zu glauben und so von unbekanten Quellen her sich konstituirt. Wenn man es scheinbar den pommerschen Pastoren übel nimt, daß sie vom Verhältnisse des Sacraments zur Rechtfertigung redeten, so mag man immerhin die incorrecte und nicht durchsichtige Fassung ihrer Thesen tadeln, was sie im Grunde treiben, ist aber durchaus nichts, was einem Abfall vom Bekentnisse ähnlich sähe. Andere nach ihnen werden die Arbeit fortsetzen und sicherlich nicht zum Vorteile Roms.

Mit der Erkentnis der richtigen Stellung des formalen zum materiellen Princip muß aber auch der heftige Aufschrei gegen die Kirche als Heilsanstalt verstummen. Man müßte sich, wenn man selbst nur den kleinen Katechismus kent, wundern, daß die Kirche, als Heilsanstalt betrachtet, unevangelische Häresie sein soll. In aller Einfalt wird da bekant, daß der h. Geist beruft, erleuchtet, sammelt, und zwar thut er das wider den Zug des natürlichen Menschen, den er erst in die Christenheit, die Kirche hineingearbeitet haben muß, bevor er ihn als Mittel und Werkzeug der Arbeit an ihm selber gebrauchen kann. So hat schon das einfältigste Bekentnis der Kirche, genau wie es die Gläubigen unsrer Zeit thun, die zwei Seiten an der Kirche unterschieden, in denen sie subsistirt, die Anstalt und das in ihr Gesammelte, das Haus und die Hausgenossenschaft Gottes. Und es ist das schier selbstverständlich, daß, wie man sich den Vater und die Familie nicht wählt, sondern man hat sie mit und durch die Geburt, so quillt die Kirchengestaltung aus dem Jerusalem, das droben ist, der h. Trinität und ihrer intelligibeln Gemeinde, die um der zu bekehrenden fleischlichen Menschen willen ihre Offenbarung sichtbarlich in die Zeit der Geschichte hineinstreckt; was sich nun im Glauben darum her krystallisirt, das ist die Gemeinde, die ohne den gegebenen Offenbarungsgehalt ein Haufe sein und eine Rotte werden müßte, eine Rotte, die sich bei sanftmütiger Anlage etwa zum Conventikel zusammenschlösse, die aber, wenn andere Anwandlungen über sie kämen, sich zum Covenant oder irgend einer christlich-socialen Secte ausbilden würde. Die Abfolge von Anstalt zu Gemeinde, sie ist keineswegs eine erst im Mittelalter aufgekommene Corruption des Kirchenbegriffs, sie zieht sich durch den Epheserbrief hindurch, findet ihre Stütze am Bilde des Leibes Christi und hat ihre Formel in Eph. 2, 19 — 22 gefunden. Da werden die als Gäste und Fremdlinge auf Erden wandelnden Christen Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes genant. Die obere Gemeinde, erhoben über menschliches Meinen und Setzen, absoluten Bestandes, ist der Mutterschoß aller Gemeindebildung auf Erden. Hinwiederum vollzieht sich dieser Anschluß der kreatürlichen Geisteswelt nicht in geheimer, inkommensurabler Weise, durch irgend ein Geisteswehen, sondern auf dem Grunde der Apostel und Propheten. Von da geht's weiter zum Eckstein Jesus Christ, auf welchen der ganze Bau ineinandergefügt, wächset zu einem heiligen Tempel Gottes. Hier bemerken wir, daß die nächste Geisteswirkung vom Herrn weg gar noch nicht einmal auf bekehrte Einzelselen geht, sondern durch

die Ausdrücke Bauwerk und heiliger Tempel geht ersichtlich das Institutionelle hindurch. Endlich bescheidentlich in lezter Reihe komt das Heil des Individuums zum Ausdruck, als auf welches die Endabsicht des kirchebauenden Geistes gerichtet ist: Auf welchen auch ihr mit erbauet werdet zu einer Behausung Gottes im Geist. — In gleicher Weise verfahren auch die Bekentnis- und Lehrschriften der Kirche, sie halten beide Seiten des Reiches Gottes auf Erden fest, die Kirche nicht minder wie die Gemeinde. Zwar ist es unschwer, eine Reihe von Citaten aus diesen Dokumenten aufzuführen, wo die Gemeinderechte die ganze Breite des Kirchenbegriffs einzunehmen scheinen. Dazu können beispielsweise die Schmalkaldischen Artikel trefflich benuzt werden, wo Luther in derbster Einseitigkeit seiner Polemik die gottwidrigen Uebergriffe der Hierarchie und ihrer realen Spitze in Rom befehdet, dahin gehören vielfache Auslassungen der Apologie, ja Art. VIII. der Augsb. Confession wird mit ganz besonderm Accent hieher gezogen: „Wiewol die christliche Kirche eigentlich nichts anders ist, denn die Versamlung aller Gläubigen und Heiligen." Aber dabei werden doch die realen Grundlagen der Gemeinde, welche von Zustimmung oder Widerspruch der Einzelnen ganz unabhängig sind, zum Ausgleiche falscher Subjectivität, alsbald herangezogen: „Sowol das Sacrament als auch das Wort sind kräftig wegen der Einsetzung und des Gebotes Christi." Dazu wird der 8te Artikel erst möglich, weil ihn der 7te möglich macht, indem er für ihn die Grundlage abgibt; dort werden richtige Lehre und richtige Sacramentsspendung dazu der Consensus über Beides zu konstituirenden Factoren der Kirche gemacht. Diese Ordnung hielten denn auch die orthodoxen Scholastiker des Luthertums, Quenstedt nicht minder wie Joh. Gerhard. Freilich würde es sich für die Gemeindeschwärmer stattlich ausnehmen, wenn sie aus dem Umstande argumentirten, daß in ihrem locus de ecclesia Kirche vollständig identisch mit Gemeinde gebraucht wird. Und das ist ja nach der Anlage der Theologie der loci völlig correct. In historisch-genetischer Weise konstituiren sie die Kirche nicht a priori, vielmehr an der Hand der geschichtlich gewordenen Offenbarung Gottes. So handeln sie denn die Objectivitäten der Kirche, Wort Gottes, Sacramente, Amt des Wortes Gottes zuerst ab, um dann von der aus diesen Factoren resultirenden Gemeinde und ihren Attributen zu reden. Weil aber das 16. Jahrhundert den Merkur der Spekulation noch nicht in den Knochen hatte, so fiel es ihnen auch gar nicht ein, eine neue Kirche zu präpariren dadurch, daß man die alte tödtete, secirte und sich nach dem anatomischen Befunde mit Vermeidung der anormalen Erscheinungen neu zu konstituiren anfing — dies ist wol die Lehre der Secte, welche die Kirche mit dem Tage anfangen läßt, an dem ihr erster Apostel zum ersten Male seine reformirenden Lippen geöffnet hat. Die Kirche aber erhebt den Anspruch, die Eine zu sein; selbst aus dem abgestorbenen und mit Bewußtsein verworfenen Leibe, wie ihn das Jahr 1517 vorfand, zog sie noch Säfte, denn die Heilsgüter sind ihr, wenngleich entstellt, durch dies Medium überliefert worden. Und weil Luther und seine Genossen das wußten, so redeten sie nicht wegwerfend über den Grund, aus dem sie lebten — hätten sie doch, wenn der Grund unentstellt freigegeben wäre, noch zu Schmalkalden ihren Frieden mit dem Episkopat machen mögen.

Hat man Einsicht davon genommen, daß die in Wort und Sacrament gegen individuelle Willkür gesicherte Heilssubstanz in erster Linie die Existenz der Kirche bedingt, und daß die Gemeinde sich dazu in ein Verhältnis stellt, wie die Glaubensfrucht zum Glauben selbst, dann sind eine Reihe beliebter Angriffsformen hinfällig, die in der breiten Masse der Laienwelt immer gern gehört werden, weil ihnen Interesse oder Leidenschaft dort bereitwillige Aufnahme sichert. Obenan steht der Seitenblick auf die hierarchischen Tendenzen des Amts, in welchen eine Annäherung an die römische Auffassung gefunden wird. Mit welchem Rechte dieser Vorwurf gestellt wird, ist kaum ersichtlich. Der lutherischen Kirche ist das Amt, welches göttliche Einsetzung hat, Gnadenmittelamt, woran man sich freilich stoßen muß, wenn man nicht weiß, was es um das Gnadenmittel ist. Als solches hat es nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem römischen Priestertum, nicht was den Grund anbetrifft. Dort ist ja das Amt ein solches, welches seiner Substanz nach von einem Menschen auf den andern übertragen wird; hier sondern Menschen nur die Persönlichkeit aus, deren Bedeutung im Reiche Gottes durch nichts anderes bestimt ist, als durch das von ihnen verwaltete Heilsgut selbst. Ein werkzeuglicher Dienst und die Fähigkeit, den Leib Christi zu schaffen, wo ist da die Gleiche? Nähert sich nicht vielmehr die rationalistische Neigung, „einen guten Kanzelredner" zu bekommen, viel mehr der Ueberschätzung des Individuellen in der Kirche, als die Festsetzungen der Symbole? Und wenn der oberflächlich musternde Verstand an der scharfen Kante der Beichtfrage: Glaubst du, daß meine Vergebung Gottes Vergebung sei, sich rizt, trägt etwa diese Frage die Schuld, welche das Organ der Absolution zu einem wasserhell durchsichtigen Glase macht, durch welches das göttliche Licht ungetrübt und ungebrochen hindurchfällt? Wie wenig die Kirche aber gemeint war, dem persönlichen Hochmute des Individuums, der über der Verwaltung der himlischen Güter sich vielleicht ansetzen mochte, Vorschub zu leisten, das hat sie in den Jenenser Streitigkeiten gezeigt, wo sie, um dem persönlichen Belieben der Pastoren in Verhängung des Bannes entgegen zu treten, die Consistorialgewalt gründete, als höchsten Gerichtshof zur Entscheidung der Kirchenzuchtsfälle. Die römische Kirche auch in ihren modernen Organen, z. B. Möhler, mag die Kirche als den sich stetig wieder inkarnirenden Christus darstellen und sie darum in noch ganz anderm Sinne Mutter nennen, als wir es thun, sie mag damit ihrer Hierarchie ungebührliche Dignität vindiziren, wir kennen nur den vollendeten Christus, der im Wort und Sacrament neue Menschen gebiert, und was das geistliche Amt dabei zu thun hat, beschränkt sich einfach auf die Heilsmittel und normirt sich an den Heilsmitteln, bei denen es Handlangerdienste zu thun hat. Daß dieser Quell aber nicht durch Unglauben und Gottlosigkeit getrübt werde, dahin weist die Diener Gottes ihr verantwortungsreiches Amt,

Ez. 33, 8. 1 Tim. 4, 16, darum sollen sie Kanzel und Altar keusch erhalten, daß von ihm weder etwas Verderbtes ausgehe, noch, so weit Menschen wehren können, etwas Unreines herangebracht werde. So ist denn ja nach 1 Cor. 10, 16. 17 die Einheit des Leibes Christi auf dem Altar ein Correlat zu der Gemeinschaft des Einen Glaubens vor dem Altar, und wenn diese lutherische Lehre auch manchem unbequem ist, so sollte man sie doch nicht abfertigen als eine neue Lehre. Wenigstens stimt dazu nicht, wenn Luther sagt: „Es ist mir erschrecklich zu hören, daß in einerlei Kirchen und bei einerlei Altar sollten beide Teil einerlei Sacrament haben und empfahen und ein Teil sollt gläuben, es empfahe eitel Brod und Wein, der ander Teil aber gläuben, es empfahe den wahren Leib und Blut Christi. Und oft zweifle ich, ob's zu gläuben sei, daß ein Prediger oder Selsorger so verstockt und boshaft sein könte und hiezu stille schweigen und beide Teile also lassen gehen, ein jegliches nach seinem Glauben. Ist aber etwa einer, der muß ein Herz haben, das härter ist, denn kein Stahl noch Stein, der muß freilich ein Apostel des Zornes sein." — Ist aber das fest, daß das geistliche Amt in lutherischem Sinne nichts weniger ist, als ein Gnadenmittel, durch welches dem dargereichten Heilsgut erst seine göttliche Bestimtheit wird, sondern lebt das Amt, wie alles, was dadurch gebaut wird, aus der Fülle dessen, der dem Einzelnen die Gaben und der Kirche die Aemter darreicht, dann wird ferner durch die Behauptung, als werde in der lutherischen Ordination ein neues Sacrament gesezt, kaum etwas anderes sein, als der Ausfluß einer fieberhaft erregten Phantasie. Denn daß wir in der Ordination drei Factoren haben, die bei ihrem Vollzuge in Anwendung kommen, die Handauflegung und ein evangelisches Wort, aus dem sie ihr Recht ableitet, und endlich die Zusicherung göttlicher Gnade für den Amtsträger, das kann doch nur den nicht theologisch gebildeten Laien zu einer Verwechselung dieser Handlung mit dem Sacrament verleiten. Die Sache liegt im Wesentlichen so. Nach der Lehre des Tridentinum vom sündlichen Verderben des Menschen und dem Grade der durch den Fall eingetretenen Destitution menschlicher Natur glaubt die römische Kirche nicht sowol, daß das Verdienst Christi den ganzen inwendigen Menschen neu herzustellen hat, sondern die verlornen außerordentlichen Gaben, dona superaddita, werden ihm mosaikartig durch die Sacramente und die stückweise Erlösung, welche sie distribuiren, zugelegt. Das Bürgertum im Reiche Gottes fällt aber zusammen mit der Zugehörigkeit zur sichtbaren Kirche. So reicht denn das Einzelsacrament, sei's Ehe, Firmelung, Taufe oder Priesterweihe, immer eine fest bestimte Gabe dar, die in den sittlichen Organismus des Individuums eingelassen wird. Dagegen kent das lutherische Gnadenmittel nur Ein Object seiner Wirksamkeit, „den verlornen und verdamten Menschen", folgeweis auch nur eine Arznei im Gnadenmittel, das Blut Christi zur Vergebung der Sünde. Was wäre also die Ordination als Sacrament? Legt sie die Sündenvergebung in den Ordinanden hinein, daß er sie weiter gebe? Mit nichten, die ist in den blutgefüllten Schalen, im Bade der Wiedergeburt, im Wort, wozu der Ordinand nur Hände und Lippen mitbringt, sie zu spenden. Und damit es reine Hände und Lippen seien, dazu wird ihm, der absolut ein Sacrament sein soll, vielmehr selbst die communio gereicht.

Indessen die Verdächtigung der lutherischen Ordination komt, wenn man nicht etwa die hie und da in überschwänglicher Weise gebrauchten Ausdrücke „Amtsgnade" und „Amtsbewußtsein" mehr, als nötig ist, preßt und daraus ein donum coeleste, eine himlische Gabe, machen möchte, aus einer andern Quelle. Denn das ist ja gewiß, der ganze Aufbau des lutherischen Kirchenbegriffs steht im Gegensaz zu dem Weltlichen, wenn dieses als die Immanenz schlechthin definirt wird. Von dem transcendenten obern Jerusalem baut sich die heilige Haushaltung Gottes in die Welt hinein, Immanenz ist ihr nie bis ans Ende erreichtes Ziel. Dieser Gesichtspunkt widerstrebt nun freilich der landläufigen Auffassung von kirchlichen Dingen, wie sie unter dem Namen „Collegialismus" das vorige Jahrhundert dem unsrigen hinterlassen hat. Diese Auffassung hat sich ja auch in die lutherische Kirche hineingedrängt, die an dem Collegialismus so wenig wie an dem Territorialismus Geschmack hat, beide vielmehr für entgegenstehende Symptome einer und derselbigen Krankheit hält. Der Collegialismus, wenn er dogmatisiren will, wozu er wenig Geschick, weil wenig Material hat, wirft sich mit empressement auf den Begriff des allgemeinen Priestertums. Die sogenante evangelische Freiheit des Menschen, zu setzen und zu hegen, was der Geist eingibt, ist das Substrat der Kirchenbildung, das Amt hingegen der Act der Selbstkrönung der Gemeinde, welche in der Wahl der Einzelpersonen zum Amte sacrificirt. Und die Ordination? Sie ist dann mit Notwendigkeit die Delegation eines Stückes von Gemeindesouveränetät an die Pastoren.

Wir sehen, überall hin verfolgt uns die Welt, die politische Bewegung und ihre Nachahmung. Die lutherische Kirche, wenn sie auch den collegialistischen und territorialistischen Axiomen nicht hold ist, sieht dabei im Episkopalismus, wenn sie sich auch mit gutem Bedachte an diese historische Bildung angeschlossen hat, mit nichten einen Artikel, mit welchem die Kirche steht oder fällt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 11. Mai. № 38.

Welt und Kirche.

III. (Schluß.)

Wenn etliche Stimmen sich vielleicht zu brünstig auf seine Apologie geworfen haben, so sollte man das auf jener Seite gerade erklärlich finden, wo man das göttliche Recht des Laienpresbyterats oft noch viel fanatischer und mit weit weniger Schriftgrund unter den Füßen predigt. Was sich aber die Kirche, so lange sie Haus Gottes, Leib des Herrn sein will, gründlich verbitten muß, ist die Behauptung, der Herr habe die kirchlichen Befugnisse überall der ganzen Kirche ausgeantwortet. Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es doch nicht dasselbe. Wol findet sich in den Kirchenordnungen (obenan darf die Leißniger nicht fehlen, eine wahre Fundgrube für die Collegialisten) der genante Ausdruck, in der polemischen Stellung der Reformatoren wird auch das Recht des Laien dem Klerus gegenüber antithetisch scharf betont, aber es ist eine Parteiunart, die Antithesen thetisch zu machen. Wenn ein Kahn nach rechts schwankt und ich lege mich auf die linke Seite, so daß er dahin überneigt, so ist die leztere Lage darum nicht die normale. Und dann ist vor Allem zu bemerken, daß, wenn die Alten von der ganzen Kirche reden, sie den gegliederten, durch den h. Geist formirten Organismus im Auge haben. Wunderbar lieblich klingen die Schilderungen von „der Kirche Gliedmaß“ in alten Kirchenordnungen, ihnen war das allgemeine Priestertum kein kirchlicher Kosmopolitismus, sondern der Gehorsam, in welchem jedes Glied an dem von Gott verordneten Platze stand, ihn auszufüllen. Daraus die Folgerung, daß nicht ein Glied das andere setze, sondern der Herr, das Haupt, hat sie, die Großen wie die Kleinen, gesezt, mit verschiedenem Pfunde, als Sterne, in mannigfachem Glanze leuchtend. Daher fiel es den Alten auch nicht ein, das Amt als ein Ding zu betrachten, welches man von der Gemeinde, sondern als etwas, das man von Christo zu Lehn trug. Die ganze Kirche nun ist dergestalt bei der Ordination thätig, daß die Gemeinde die Einzelperson aus ihrer Mitte Gott zu seinem Dienste gestellt, denn das Amt soll sich nicht nach Art der Kaste aus sich selbst gebären, der Theologenstand richtet die gestellte Person durch Unterweisung zu, von Kirchenregimentswegen erfolgt die Vokation, aber nachdem dies Alles geschehen ist, folgt erst, was der Ordination ihren wahren Charakter verleiht, Gott selbst bestätigt durch sie das Geschehene, wie Chemnitz im Examen sagt: Durch jenen Brauch wird bezeugt, daß Gott die Berufung billige, welche durch die Stimme der Kirche geschieht. Dadurch wird die Ordination kein Sakrament, aber sie wird über die weltlich mechanische Anschauung eines delegatorischen Aktes von unten her erhoben, und das ist nicht neulutherisch, sondern altevangelisch gedacht.

Diese „ganze Kirche“, nachdem sie im Wort und Sacrament fundirt ist, und in der bekentnismäßig ausgelegten Schrift die Norm ihres ethischen Handelns gewonnen hat, faßt nun ihr darstellendes Thun zusammen im Gottesdienste, dem heiligen Modell für alles ethisch-persönliche Thun, in welchem sich Nehmen und Ausstrahlen der Gnade gleicherweise gatten, wie sacramentum und sacrificium im Kult. Dieses liturgische Handeln der Kirche versteht man dann noch nicht, wenn man darin etwas Willkürliches sieht, das so oder anders eingerichtet sein könte, das sich überhaupt jemals stellen könte neben das Schriftstudium und die Auslegung der Schätze des Wortes Gottes. Wenn das dem liturgischen Thun der rationalistischen Strömung auf Rechnung gestellt würde, das eben die Einheit von Glauben und Thun zerreißt und die Gottesdienste in ihrer innern Hohlheit mit prunkvoller weltlicher Symbolik überkleiden muß, so ließe sich das hören. Sonst eben unterscheiden sich die Liturgien der lutherischen Kirche von denen, die unirterseits aufgestellt werden, dadurch, daß jene harmonisch schön sind, weil sie ihre Handlungen und Formulare durch stete Zurückbezogenheit auf die erforschte Schrift herstellen, während, wo das Bekentnis nicht als maßgebend im Mittel steht, dies und jenes herzugetragen wird, was in den fortschreitenden Gang der Anbetung wie hineingeschneit erscheint und ein unglaublicher Defekt an dem Gebetston offenbar wird, der die Kirchengebete der Alten zu einem wahren Labebrunnen macht. In der rechten Liturgie darf kein Wort und kein Schritt bedeutungslos sein, der Wert einer Cultushandlung liegt in der Correctheit des Thuns, welche an der Schrift und ihrer kirchlichen Auslegung konstatirt wird. Wenn man dann die liturgische Thätigkeit der Kirche in Widerspruch gesezt hat mit den Bedürfnissen der Gemeinde nicht nur, sondern sogar mit dem Schriftstudium, so möchten wir solchen Tadlern gegenüber am liebsten glauben, daß die ausgibigen Arbeiten eines Kliefoth und Schöberlein ihrer Notiznahme entgangen sind, sie würden sonst zur Herstellung der Correctheit auch der unscheinbarsten Cultushandlung eine

gewaltige Masse von exegetischem und dogmatischem Material verwendet gefunden haben, so daß keinerlei Grund zu jener Verdächtigung vorliegt. Daß solche Verdächtigung unter dem nicht kleinen Haufen derer wol Wurzel schlagen kann, die in ihrem Schriftstudium mit dem Alten Testamente auch Herz und Auge für das Stiftshüttenritual und für die gottesdienstliche Typik überhaupt darangegeben haben, erscheint ja nur natürlich.

Daß endlich die Gemeinde auch außerhalb der Kirchenmauern und jenseits des gottesdienstlichen Bereichs sich darstellen müsse, ist eine so unbestrittene, wie unbestreitbare Forderung. So kann denn auch die Verfassungsarbeit der Kirche vor den Augen des Herrn eine Hebe und Webe sein. Sie kann's sein. Aber übelnehmen dürfte man es doch weiten Kreisen (und zu ihnen gehören Leute mit ganz verschiedenartiger Dogmatik) nicht, wenn sie unter kirchlicher Repräsentation weder die des Salons, noch der Kammer verstehen. Wer sich einmal in die Herlichkeit eines Apostelkonzils versenkt hat, dem muß die Kluft zwischen ihm und den Herlichkeiten einer Oldenburger oder Pfälzer Synode fast unüberbrückbar erscheinen; wie das Grabgeläut des Israel aus dem Geist klingt das Geklapper der Amendements, Alineas, Interpellationen und persönlichen Bemerkungen im Heiligtume des Herrn. Dies weltliche Getriebe wird wahrlich dadurch nicht desinfizirt, daß man einen Synodalgottesdienst an den Eingang der Berathungen sezt, so wenig wie die Kirche insgemein sich durch Compromisse und Akkommodation an ihre Manieren bei den modernen Culturvölkern rehabilitiren wird. Wenn es aber ja einmal dahin käme — und es wird mancher Orten dahin kommen — daß Majoritäten herschen, und daß die Minorität sich um des Gewissens willen nicht fügen kann, und sie wird von dieser also repräsentirten Kirche ausgeschlossen, soll sie sich damit als vom Leibe Christi abgeschieden erachten? In Namen von Recht und Gerechtigkeit hat man den Lutheranern schon öfters gedroht, sie der ihrem Bekentnisse zugewendeten Temporalien verlustig zu erklären, wenn sie den Anspruch darauf erhöben, eine Kirche sein zu wollen; die herschende Majorität spricht vielleicht noch energischer das „non licet vos esse“ aus. Wenn aber einstens die vielköpfige Tiara der Majorität Bannsprüche schleudert mit viel unmittelbareren Folgen, wie dies von Rom aus geschehen ist, wenn, nachdem über dem geistlosen und geisttödtenden Verfassungstreiben die Brunnen des Heils verschüttet sind, nun ein Hunger und Durst nach irgend welcher Autorität hervorbricht, dann möchte auch noch in andern Territorien, als in England, der Weg nach Rom stark betreten werden. Aber das Thor dazu hat sicherlich die lutherische Kirche nicht geöffnet. Denn es kann kaum einen schieferen Vergleich geben, als etwa zwischen dem Tractarianismus und der positiven deutschen Theologie, die beide wiederum mitbestimt werden durch die ganze Anlage ihrer betreffenden Kirchen. Wenn es gestattet ist, das Naturgesez, kraft dessen, was in einem Dinge virtuell angelegt ist, auch früher oder später seinen reifen Ausdruck finden muß, auch auf's ethische Gebiet zu übertragen (und wer möchte die Statthaftigkeit bestreiten?), dann tritt ganz besonders handgreiflich in der modernen anglikanischen Kirche die Aernte zu dem ans Licht, was vor drei Jahrhunderten eingesäet worden ist.

Es ist hier nicht der Ort, aus der Kirchengeschichte den grundverschiedenen Ausgangspunkt für die Reformation jenseits und diesseits der Nordsee aufzuweisen, noch weniger diesen Weg zu verfolgen, der die beiden germanischen Raçen je länger je weiter auseinanderführen mußte. Wenn aber in England ein König, ohne im Herzen mit dem römischen Sauerteig zu brechen, nur einen Personenwechsel in der Herschaft der Kirche eintreten läßt, wenn später, nachdem allmälig die reformirte Doktrin wenn nicht durch, so doch eingedrungen ist, das Hauptinteresse kirchlicher Bewegung sich von der Lehre fast ganz ab- und auf die Frage vom Regiment hinwendet; wenn so die Kirche an ihrem äußern Bestande integrirender Teil des Staats geworden, in alle seine Kämpfe mit hineingerissen und verflochten wird, dann ist's ja gar nicht zu verwundern, wenn in einer Zeit, wo dieses vielbewunderte Staatswesen aus dem Gleichgewicht geräth und in allen Fugen kracht, man einmal anfängt, die Akten der Geschichte zu revidiren. Da geht denn der legale Engländer auf Heinrich VIII. zurück und fragt ihn: Aus was für Macht hast du das gethan? und bei mangelhafter Antwort wird er, der kein Revolutionär ist, auf die bischöfliche Gewalt zurückfallen und ihre Succession. Das ist die traurige Folge der Lehrvernachlässigung und der Pflege einer innerlicheren Norm für den äußern Kirchenbestand, als ihn die 39 Artikel bieten. So ist es denn auch gewiß wahr und leicht erklärlich, daß die tracts eine Reihe romanisirender Lehren mit restituiren. Hier in Deutschland dagegen, wo auch Vieles wankt und kracht, wo auch Viele durch das Gebahren des modernen Protestantismus gezwungen werden, sich auf die Grundanfänge der Kirche zu besinnen, ist das Luthertum gerade darauf aus, seine in der reformatorischen Zeit gelegten Fundamente zu säubern, und weil sie eben geistlicher Art sind, so wird sie durch keinerlei Nötigung über dieselben hinausgedrängt. Im Gegenteil, ohne dies Steuerruder des formulirten, positiven Bekentnisses werden alle sonstigen Veranstaltungen wider den Antinomismus den Rückmarsch nach Rom nicht auf gar lange hinaus verzögern. Der Anglikanismus bietet das Bild eines Dinges, welches in seine Elemente zerfällt, es ist daher ganz natürlich, daß es, wie England seine Whigs und Torys hat, so mit Naturnotwendigkeit auch neben der low-church seine high-church produziren muß. Geht aber bei der losen Bekentnissubstanz die Hochkirche in den Romanismus über, so fließt die Niederkirche an ihren Grenzen ebenso mit der Breitkirche, dem Institute des Unglaubens, zusammen. Die lutherische Kirche, welche den Anspruch an evangelische Katholizität erhebt, kann wol ausschlagen zu neuer Bildung und verabsäumte Seiten in kirchlicher Lehre und Leben betonen, aber sie greift das Einzelne immer innerhalb der Kreislinie des Ganzen an — sie kann nie Hochkirche sein, weil sie von keiner Niederkirche

weiß. Die Eine bekante Wahrheit schließt wol Richtungen zur Wahrheit ein, aber Parteien aus. Diese wachsen erst da, wo man die Verfassung über den Lehrinhalt erhebt und diese Misordnung zu fixiren trachtet.

Doch was sie ist die Kirche deutscher Reformation, das hat sie viel mehr im Thun und Leiden, als im Schreien und Schreiben bewiesen. Eine riesige Arena für die Uebung dieser heiligen Kunst thut sich vor unsern Augen auf in den nächsten Jahrzehnten. Da liegen die Prüfsteine der inwendigen Kraft, da wird der Herr zwischen seiner Kirche und der Welt richten. Wol denn und Heil der Kirche, die sich täglich reinigt von allem, was nicht aus Gott ist, denn sie wird wol bleiben; der Herr ist bei ihr darinnen.

Eine kleine Erwiderung auf die Meinung: „Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten."

(Schluß.)

Wir begreifen nicht und es hat uns das sehr betrübt, daß man Goßner — zusammen mit dem apostolischen Thomas a Kempis! — so kurzab als nur zu den ersten Anfängen einer Hausandacht passend befunden hat, um so weniger begreifen wir es, als er in seinen Andachten im Wesentlichen den in diesen Blättern laut gewordenen Anforderungen entspricht, nur daß man aus seinem Herzen, wenn es drängt, voran ein Gebet zu setzen, oder die Stimme eines solchen in den ausgezeichneten Gesängen zu finden weiß, welche den Betrachtungen folgen. Wenn ich dem Buche etwas Einseitiges nachsagen soll, so wäre es nur dieses, daß es wol für gebildetere und feinere Geister und Naturen geschrieben ist, als man sie gewöhnlich in ländlichen Dienstverhältnissen trifft. Aber welches menschliche Schriftwerk wäre im Stande, allen Bildungsgraden zugleich und genau zu genügen! — Ein Buch aber, das weniger Gebildete mehr als jenes berücksichtigt, fanden wir in den vom vorhin genanten Verein herausgegebenen „Weckstimmen in biblischen Betrachtungen auf alle Tage im Jahre", ein Buch, dessen Betrachtungen nach meinem Dafürhalten in jeder Beziehung dem in diesen Blättern gegebenen Probestück gleichen, nur daß die bei dem leztern bezeichneten Gebete bei den erstern in Gesangsform gegeben sind. — Ein anderes sehr liebenswürdiges Buch aus jener Quelle, welches wir seit einem Jahre im Gebrauch haben und in dieser kurzen Zeit mit wundersamer Kraft unsere Herzen zu sich gezogen, unsere geistlichen Knie tiefer, anhaltender, ernster und doch auch freudiger vor dem Herrn gebeugt hat, führt den Titel: „Tägliches Kniebeugen." Es leitet seine Andachten mit zwei Versen ein, gibt einen Text in Beziehung auf die Sontagsevangelien und schließt die Auslegung in ein kindliches, kräftiges, köstliches Gebet ein. Auch ist es versehen mit einer kleinen verständigen „Anweisung zu einer neben dem Gebrauche dieses Büchleins etwas ausgedehnteren Hausandacht". Wir möchten wol auf diesem Wege dem Verfasser desselben für diese Wiedergabe einer Gottesgabe — denn als solche macht sie sich allenthalben fühlbar — unsern herzlichen Dank sagen und sie allen unbefangenen Christen zu ihrer Erbauung empfehlen. — Dann haben wir zu unserer Hausandacht gebraucht und werden sie noch wieder gebrauchen, den großen und kleinen Bogatzky, vorzüglich den ersten. Die Bücher sind dem Herrn Einsender jenes berührten Probestücks bekant. Aber demselben passen sie ebenfalls auch nur zu den ersten Anfängen einer Hausandacht. Das thut mir leid. Allen, die ich darüber gesprochen, passen sie unter allen Umständen und Zuständen des ganzen Lebens. Auch der geliebte Verfasser des lehrreichen Aufsatzes: „Die Selsorge", hat früher diese Bücher öffentlich von der Kanzel herab zu Hausgottesdiensten dringend empfohlen, meine eigenen Ohren haben es gehört und mein Herz hat den Grund dieser Empfehlung tief empfunden. Und wenn demselben auch zugleich oder später „ein Wunsch nahe getreten", wie er in jenem Aufsatze bei Berührung dieses Gegenstandes ausgesprochen und hier kürzlich wiederholt worden, so kann ich mir wol denken, daß derselbe damit hat die vorhandenen Erbauungsschätze bereichern und auf manche Bedürfnisse eine weitere Rücksicht nehmen wollen; aber nicht kann ich mir denken, daß er damit jene Schätze auch für die entwickeltste Hausandacht unter allen Umständen hat als unpassend bezeichnen wollen. — Ich könte noch mehrere Bücher nennen, die wir zu unsern Andachten gebrauchen; aber wenn schon jene angeführten dort, wohin diese Erwiderung gerichtet ist, als ungenügend befunden, wie einesteils ausgesprochen, andernteils zu folgern ist, so finde ich nicht den Mut zu hoffen, daß die andern ein Genüge geben werden, obgleich die alten ruhmvollen Väter: Scriver, Schmolke, Stark, ihren zaghaften Sohn dabei in ihrer vollen Würde und Weisheit und wie strafend anblicken. — Ueber ein Buch jedoch, das wir jezt und während der Passionszeit im Gebrauch haben, kann ich nicht lassen, noch ein Wort zu sagen; es ist die, ebenfalls von jenem christlichen Verein herausgegebene „heilige Passion, gefeiert in Liedern, Betrachtungen und Gebeten". Ich glaube nicht, daß jemals ein besseres Buch, als dieses, für diese Zeit, zu dem besprochenen Zwecke und für das Verlangen aller Herzen geschrieben wird.

Schließlich spreche ich bescheiden die Bitte aus, daß diejenigen, welche sich über ein Buch für Hausandachten zu einer eingehenden Erörterung berufen fühlen, mit einer solchen auch nicht zu lange zögern wollen, damit solche auch dem zu erwartenden neuen Hausbuche zu gute komt; und dann, daß diese Erörterung sich auch über die beiden Fragen erstrecken möge, erstens, ob man die Wirkung eines Erbauungsbuches nach einer Seite hin nicht verstärkt, wenn man bei Abfassung desselben bestimte Bildungsstände ins Auge faßt — es ist unglaublich, wie die ländlichen Arbeiter, wenigstens hier in Pommern, wo jene nur plattdeutsch sprechen, Vieles mißverstehen, oder gar nicht

verstehen, was über ihre gewöhnlichen Ausdrucksformen hinausgeht, Formen, die wiederum den Gebildeten unerwünscht sind — und zweitens, ob es nicht gut ist, ein solches Hausbuch, zumal wenn es auch für größere ländliche Kreise berechnet ist, so einzurichten, daß dabei Bibel und Gesangbuch herangezogen werden müssen, nach der Erfahrung, daß schon der Anblick dieser heiligsten Bücher und mehr noch der Einblick in dieselben bei Allen eine gehobene Stimmung, ein kirchliches Gefühl erregen, welches viel wert ist und die Erbauungsstunde würdig einleitet und durchzieht. Die Sorge, daß man damit den Hausvater auf dem Wege zu dieser Stunde zu viel mit Büchern ausrüstet, wie gemeint worden, mäßigt sich dadurch, wenn derselbe jene beiden Bücher dort immer liegen läßt, wo er seine Andachten hält.

Ultramontan oder Katholisch?

Vor einigen Wochen überraschte die in den Zeitungen mitgeteilte Erklärung des Gießener Professors der Philosophie Leopold Schmid, daß er, „um Katholik zu bleiben, auf die specifisch römische Kirchengemeinschaft so lange verzichten müsse, als sie den eigentlichen Wert des Evangeliums anzuerkennen ablehne." Man war auf die deutlichere Darlegung dieser etwas dunkeln Erklärung an das katholische Pfarramt in Gießen gespant. Diese ist jezt unter dem obigen Titel mit dem Zusaz: „Die religiöse Grundfrage Deutschlands und der Christenheit beantwortet von Leopold Schmid" bei Heimann in Gießen in einem Druckbogen erschienen.

Der Titel der Schrift ist vielversprechend: Ultramontan oder Katholisch? Man erwartet eine scharfe Scheidung zwischen beiden Begriffen. Wir hoften, auf dem Boden geschichtlichen Nachweises nicht allein die allmälige Wandelung der occidentalischen Kirche in eine specifisch römische „ultramontane" uns vorgeführt zu sehen, sondern auch durch scharfe Aussonderung des Ultramontanen in Lehre, Cultus und Verfassung das klar erkennen zu können, was das eigentlich katholische Element in ihr ist, wodurch sie nach dem Verfasser „den Beruf zur Darstellung allgemeinen kirchlichen Lebens" haben soll.

Sollte hier wirklich einmal von einem Katholiken die große Wahrheit ausgesprochen sein, daß es eine katholische Kirche geben könne, die nicht mit römischen Irtümern behaftet, doch die Kleinodien bewahrt, die der heilige Geist der Kirche in ihrer geschichtlichen Entwicklung geschenkt hat? Kein Pelagianismus, keine Superstition, kein Meßopfer, keine Irlehre mehr von der Infallibilität u. s. w. und doch Bewahrung der Schätze eines gereinigten Cultus, der bischöflichen Verfassung und was sonst die katholische Kirche allerdings jezt in verzerrter Gestalt von Heiligtümern bewahrt hat!

Aber wie sehr sind wir enttäuscht worden! In den zwei Abschnitten, die der Druckbogen enthält: „der Thatbestand und die Frage" und „der Anschluß der katholischen und evangelischen Christenheit aneinander" von alle dem auch keine Spur! —

Für Herrn Professor Schmid besteht, wie es scheint, der „Ultramontanismus" nur in der „Selbstverabsolutirung" oder, haben wir ihn nicht misverstanden, in dem Bestreben einer „kleinen Partei", die in ihr herschende Meinung von der Infallibilität des Papstes zum Dogma zu erheben; der „Katholicismus" dagegen „in dem ganzen Zusammenhang der gesunden Lehren, Gebete und Sacramente." Welche aber diese gesunden Lehren seien, das erfahren wir nicht, es sei denn, daß darunter „die Glaubens- und Lebensregel" der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis verstanden werden soll, deren „praktischer Grundinhalt" nach Herrn Prof. Schmid sich in „Wahrhaftigkeit, Keuschheit, standhaft Dulden, wenig Bedürfen, Tüchtiges Leisten" erledigt.

Wir sind der katholischen Kirche nicht so gram, daß wir nicht die tiefe Beschämung mit empfinden, die ihre Mitglieder bei dem Durchblättern dieses Druckbogens ergreifen muß. Herr Prof. Schmid ist früher einmal für ein hohes kirchliches Amt in Aussicht genommen worden. Nach den von ihm mitgeteilten Briefauszügen haben hochgestellte Geistliche der katholischen Kirche ihm vielfach ihre Anerkennung zu seinen Leistungen ausgesprochen. Und nun finden sich in dem vorliegenden Blatte Aussprüche und Anschauungen, in denen man Reife des Denkens und gründliche Kentnis sowol der katholischen Kirche als der evangelischen Denominationen vermißt.

Die drei Hauptkirchen der Christenheit unterscheiden sich nach ihm so: die griechische Kirche, die er auch die orthodoxe nent, vertritt die „unmittelbare Ursprünglichkeit und einfache Tiefe"; die katholische „Fülle und Frische"; die evangelische „Innerlichkeit und Reinheit des christlichen Glaubens und Lebens." Auf diesen s. g. Grundcharakter der drei Kirchen gründet er die Forderung, daß die katholische „ihre Schuldigkeit thue", denn nur in „der Vermitteltheit von Apostolicität, Katholicität und Heiligkeit kann eine Einigkeit gepflegt werden, ohne welche die Christenheit zum Scandal statt zum Heile der Menschheit existirt." Worin aber die Schuldigkeit, die von der katholischen Kirche gefordert wird, bestehen soll, erfahren wir ebenso wenig, als irgend wie angedeutet wird, was sich der Verfasser unter jener Vermitteltheit denkt.

Noch besonderer Art als in den angedeuteten Sätzen wird das Denken des Professors der Philosophie in dem zweiten Abschnitte: „der Anschluß der katholischen und evangelischen Christenheit aneinander." Man muß auch hier sein Verlangen nach jeder einigermaßen eingehenden Erörterung dieser Frage beschwichtigen. Der Verfasser redet nur von sich und der Befriedigung seiner „religiösen Bedürfnisse."

Er macht einen Unterschied zwischen Uebertritt und Anschluß, will nicht zur evangelischen Kirche übertreten, sondern

sich derselben nur anschließen. Er meint: „sollte denn aber zwischen ächt-katholischen und rein-evangelischen Christen nicht ebenso gut, als zwischen lutherischen und reformirten Abendmalsgemeinschaft zulässig sein?“ Vindicirt der Professor den „ächt-katholischen“ Christen die Rückgabe des Kelches und die Aufhebung des Meßopfers? — Was denkt sich überhaupt der Professor bei einem Anschluß, der nicht zugleich Uebertritt ist? Nimt er am Sacramente des Altars in einer protestantischen Kirche Teil, so ist er zu ihr übergetreten. Nur unter der Bedingung wird ihn der betreffende Geistliche zulassen dürfen. Allerdings bedingt Uebertritt zu der einen Austritt aus der andern Kirche. Denkt sich aber denn der Herr Professor, daß die Kirche, der er bisher angehört, nach seiner Erklärung ihn noch zu den ihrigen zählen, seine subjektive Meinung, daß er katholisch bleiben könne ohne römisch-katholisch zu sein, respektiren werde? — Will Herr Schmid mit seinem „religiösen Bedürfnisse“ nicht in der Luft schweben, so bleibt ihm nichts übrig, als zu irgend einer der Denominationen des Protestantismus überzutreten oder — zu den vielen vorhandenen eine neue Sekte zu stiften. Er nimt das leztere auch in Aussicht; ob mit gewünschtem Erfolg möchten wir nach der vorliegenden Expektoration bezweifeln; jedenfalls dürfte doch die evangelische Kirche nicht so bald die Gemeinschaft mit der Professor Schmid'schen Sekte als eines Gliedes ihres allerdings sehr gliederreichen Leibes anerkennen.

Das Interessanteste, oder soll ich lieber sagen, das Beklagenswerteste ist die Illusion, der sich der Verfasser hingibt, als könne die gegenwärtige Hierarchie, die nicht „durch Nachdenken und Worte zur Selbsterkentnis“ gebracht werden kann, durch Thatsachen wie seine Erklärung zur Besinnung kommen. In der That, der ehemalige Aspirant eines Bischofsitzes hat eine viel geringere Meinung von der Immovibiliät der Kirche, der er angehört hat, als wir Akatholiken.

Die römisch-katholische Kirche weiß, was sie will, und fürchtet sich nicht im geringsten vor Ideologen wie Professor Leopold Schmid, Fritz Michelis u. Andere. Hat Luther, der die blinkende Axt des Wortes Gottes aus Frieden suchendem Gewissen dem Baum in die Wurzel geschlagen, ihn nicht völlig gefällt, was will's mit den Taschenmessern, mit denen diese Herren hier und dort an einigen Zweigen der Krone, die ihnen nicht gefallen, herumhandtiren?

Die gefürchtete Dogmatisirung der Lehre von der Infallibilität des Papstes ist einfach die Consequenz des Systems. Eine Kirche, die in der Hierarchie, deren Spitze der Papst, ihre einzig legitime Vertretung sieht und die sich für infallibel hält, muß endlich zu dem gefürchteten Dogma fortschreiten. Allerdings, und darin stimmen wir mit dem Ausspruche des Herrn Prof. Schmid, stände dann den Katholiken „unzweifelhaft das Los Jerusalems bevor, das innere und äußere Verderben“ oder vielmehr ihre endliche Verwüstung durch die Weltmacht; denn wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.

Es gibt nur ein Mittel, dieses traurige Los aufzuhalten oder abzuwenden; rechtschaffene Buße, offenes Bekentnis des tiefen Schadens, der den Leib der römischen Kirche zerfrißt, und brünstiges Gebet zu dem Herrn der Kirche, unserm hochgelobten Herrn und Heiland, daß Er sich seiner Kirche annehmen und durch den Geist von Oben neues Leben in die der Fäulnis entgegenreifende Masse ausgießen wolle.

Othello.

Die Eifersucht.

Das Drama Othello ist vielleicht das erschütterndste aller Shakespeareschen Stücke; es gehören starke Nerven dazu, um es ertragen zu können. Schuld und Unschuld liegen so nahe neben einander, und sind so schmerzlich in einander verflochten, daß der Leser und Hörer nicht weiß, ob er dem Unwillen oder dem Mitleid mehr Raum geben soll; tückische Bosheit eines satanischen Herzens und die volle kindliche Arglosigkeit stehen bewußt und unbewußt an demselben innerlich kochenden Krater, der sie beide zu verschlingen droht. Das Schillersche Wort: „das schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn“ erfüllt sich tragisch vor unsern Augen, wenn schon in anderer Weise, als wohin dorten jenes Wort deutet. Es wird uns hier ein Spiegel aus dem Leben vorgehalten, dessen Bild sich freilich in dieser tiefsten Tragik gottlob selten erfüllen mag; doch bereitet es auch in gelinderer Gestalt die geheimsten und schwersten Qualen, welche menschliche Herzen anfassen können, und es mögen die Augen, welche sich hier getroffen fühlen, ernst und tief genug hineinschauen, um zu sehen, wie sie sich aus Schlingen böser Gedanken wieder befreien, die das Herz in seinen tiefsten und vollsten Pulsen zu ersticken drohen, daß es eiseskalt wird, wo es am wärmsten schlagen sollte, während es zugleich in demselben Augenblicke alte Wunden aufreißt, wo es sie heilen zu müssen glaubt.

Im Othello stellt uns Shakespeare die Eifersucht vor, und das Drama ist so lange nicht zu verstehen, als man sich nicht klar darüber ist, was Eifersucht ist und wohin sie gehört. Es drängen sich die Fragen auf: Ist sie an und für sich eine Sünde oder nicht? verwirkt ein Herz, das sie hegt, dadurch eine Schuld oder nicht? Es gibt eine Reihe von sittlichen Begriffen und Zuständen, wo das Erlaubte und Gebotene so nahe an das

Unerlaubte und Verbotene gränzt, daß die Linie schwer zu ziehen ist, welche die beiden Gebiete scheidet. Es liegt das meistens schon in den Worten, womit der Begriff bezeichnet wird. Sie sind sogenante Mittelworte, die nach zwei Seiten gebraucht werden. So gebraucht auch Luther in der Bibel das Wort eifern auf Grund des hebräischen oder griechischen Urtextes bald im guten, bald im schlimmen Sinne. Von dem, der sich ernstlich etwas angelegen sein läßt, sagt man: er eifert. So eifert Gott selbst, der Herr Jesus und der Apostel Paulus, auf der andern Seite finden wir aber auch in der Bibel Ausdrücke wie diese: „Die Liebe eifert nicht", oder: „Wer Sünde zudeckt, macht Freundschaft, wer aber die Sache eifert, macht Fürsten uneins." Daraus erkennen wir den doppelten Gebrauch des Wortes. Büchner in seiner „Real-Concordanz" sagt: „Die Eifersucht ist eine eifernde Bewegung des Gemütes bei einem Ehemanne, der einen übeln Verdacht von der Aufführung seines Weibes hat. Der Eifergeist entzündet ihn, daß er um sein Weib eifert, sie sei rein oder unrein, 4 Mos. 5, 14. 30. Die Bewegung besteht gleichsam aus Liebe und aus Haß, und ist an sich nicht sündlich, indem sie allerdings mit der wahren Liebe bestehen kann."

„Der Ehemann soll sein Weib behalten, welche ihm nach göttlichen und weltlichen Gesetzen zusteht. Wie aber dieser Affekt in keinem Menschen ganz rein ist, sondern vielmal eine Mutter wird, die da Mistrauen, Nachgier, Furcht und Schande gebiert, so haben sich Eheleute wol vorzusehen, damit sie nicht Gelegenheit zu solchem Unheile geben."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus der Cholerazeit.

Ukermärkisches Oderbruch.

„Mitten wir in dem Leben sind von dem Tod umfangen" haben wir gebetet an dem Buß- und Bettag des vergangenen Jahres (Mittwoch nach Jubilate).

Die schweren Ahnungen und die ernsten Mahnungen haben sehr bald ihre Deutung und Auslegung gefunden. Kaum aber fingen wir an aufzuathmen bei den gewaltigen Thaten, mit welchen der allmächtige Gott auf das Geschrei des Volkes am 27. Juni antwortete, das Geschrei mußte durch die Wolken dringen, es war voller Ernst — hier wie im Felde. Herr v. B., Hauptmann im 3. Garde-Reg. erzählte mir: Während sonst die Leute mit fröhlichem Gesang auszogen, war es am 27. Juni ganz still. Auf die Frage: „Kinder warum singt ihr heute nicht?" antworteten sie: „In der Heimat ist heute Bettag." Vergl. 2. Makkab. 15, 26. „Judas aber und die Seinen griffen die Feinde an mit dem Gebete und Rufen zu Gott. Und mit den Händen schlugen sie." So beschlich uns der unheimliche Gast, welcher schon längst stromauf- und stromabwärts drohend an uns vorübergezogen und manche Leiche zur Bestattung uns überlassen. —

Zweimal seit meiner Berufung ins hiesige Pfarramt, hat die Cholera meine Muttergemeinde heimgesucht, 1849 und 1866, beidemal schwerer, als irgendwo im Kreise, am schwersten 1866.

Es hat mit der Selsorge bei Kranken hier eine eigentümliche Bewandtnis. Man erwartet den Besuch des Geistlichen unter allen Umständen; gerufen wird er selten, nur in besonderen Fällen. Dabei kann es nicht fehlen, daß er oft zu spät komt; aber es bleibt dabei. Die Gemeinde hat hier ein feines und sicheres Rechtsgefühl: „der Geistliche soll in der Gemeinde sein" der Hirt findet das Kranke heraus.

Die Seuche im Jahre 1849 verlief selten mit der Rapidität wie 1866; schlug vielmehr meist in Nervenfieber über und ließ der Selsorge wenigstens Zeit und Raum. Im vergangenen Sommer dagegen folgten die Stadien der Krankheit in so raschem und schreckhaftem Verlauf, dabei meist zur Nachtzeit, daß das geistliche Amt erst mit der Todesanzeige über die Erkrankung benachrichtigt wurde.

Wie es nach dem Berichte aus der Provinz Posen ausführbar gewesen, daß fast kein Erwachsener gestorben, ohne daß vom Selsorger ihm „die lezte Wegzehrung gereicht, an seinem Sterbebette gebetet" ist mir nicht begreiflich, wenigstens bei der Gestalt der Krankheit, die sich aller Beschreibung entzieht. „Ohne Wegzehrung" ist aber darum wol selten Einer hingegangen; waren wir doch Alle als die „Wegfertigen" in der schweren Zeit, in der wir anhielten bei allezeit vollständiger Teilnahme der Gemeinde in ordentlichen und außerordentlichen täglichen Gebets-Versamlungen am Sarge, an den Gräbern und im Gotteshause. Und es müßte in dem Kranken- und Sterbehause sehr wüste aussehen, wenn in der schnell hereingebrochenen Not, mitten in dem Rüsten zur leiblichen Hilfsleistung nicht Einer bei Hand gewesen wäre, der dem Kranken ins brechende Herz gerufen: „Hilf, Helfer, hilf in Angst und Not" „Gott lebet noch" „Erbarme Dich mein, o Herre Gott" „Wenn ich einmal soll scheiden" — „Wenn mir am allerbängsten."

Viele allerdings mußten den Geistlichen haben; sie konten ohne Beichte und Sakrament nicht sterben. In dem furchtbarsten Kampf bleibt dem Kranken das volle, klare Bewußtsein, und im Gefühl des nahen Todes — und des gerechten Gerichts des allmächtigen Gottes streckt der Arme dem Gerufenen die Hände entgegen, bald glühend in Fieberhitze, bald in eisiger Kälte und klebrigem Todesschweiß. Ich bin gerufen zur Mitternachtsstunde, vom Leichengange, zurückkehrend vom Filial vor der zum Gottesdienst versammelten Gemeinde; sie warteten alle, zwischen den Gräbern und warteten gern, und unser Gebet darauf um Ruhe für die arme Sele war brünstiger; und hell leuchtete es — hier wie dort — in die dunkele Sele.

Schon im Jahre 1849 habe ich in täglichem Verkehr mit Cholerakranken nach schwerem Ringen es bis zur völligen Ruhe gebracht; ich möchte nicht sagen Sicherheit, wenn nicht diejenige, welche das Bewußtsein des Amtes gibt, der Berufung und Verordnung von eben demselben, der auch einmal Seuche nnd Pestilenz macht zu seinen Boten in der allerernstesten Gestalt an die Menschenkinder.

Aber daran möchte ich einen jeden Geistlichen, besonders den jüngern dringend erinnern, daß er seine Schule am Kranken- und Sterbebett nicht versäume. Wehe ihm, wenn er ohne Vorbereitung ins Rigorosum, d. i. ans Bett des Cholerakranken geholt wird zur Mitternachtsstunde. Es hilft ihm nichts, er muß mit, der Bote wartet zu seiner Begleitung ins Krankenhaus.

Es ist mir auch einmal dunkel geworden vor Augen, als nach schwerer, heißer Arbeit im niedrigen dumpfen Krankenzimmer die Sinne schwanden. Aber es ist seit jener Stunde — es war am 18. September 1849 — mir so licht und leicht geworden im Herzen, auch in schwerem Seufzen: „Ach Herr wie lange“ und „Wenn man meinen Jammer wöge und meine Leiden zusammen in eine Wage legte; so würde er schwerer sein als der Sand am Meere“. Das eigne Licht muß verlöschen und die eigne Stütze brechen, um zum Verständnis von 2 Cor. 4, 7 fg. zu gelangen: „Wir haben aber solchen Schaz in irdischen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes, und nicht von uns. Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängstigen uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Der gnadenreiche Herr hat sein allerschwächstes Gefäß getragen, und wird es tragen, so lange es sein Wille ist.

Die Seuche ist sehr eigentümlich. Wo ihre Vorläufer erscheinen, isolirt von aller Berührung mit Kranken, nachweislich ohne Ansteckung; da mag man auf nachfolgende schwere Heimsuchung sich gefaßt halten. Wird die Krankheit durch Ansteckung blos verschleppt, so bleibt es gewöhnlich bei vereinzelten Fällen; die Krankheit erlischt, weil der Zündstoff fehlt. Ist aber der Zündstoff gehäuft, so ists wie bei der überladenen Wetterwolke oder dem bis zur Selbstentzündung angehäuften Brennstoff. Und dieser Zündstoff lagert nachweislich innerhalb bestimt abgegrenzter Lokalitäten.

Die Cholera räumt nicht auf bei Altersschwachen, Gebrechlichen, wie die Pocken 1807, wo 6 Monat nach dem Erlöschen kein Todesfall im Kirchenbuche verzeichnet ist — sie verschont alle diese Schwachen, wie die verwandte Ruhr im Jahre 1808: aber sie ging scharf in erster Linie an die Säufer, an das frivole, verkommene Volk; schonte aber weiterhin nicht den Säugling, nicht die säugende Mutter, das frische, kräftige Alter; sehr liebe Herzen brachen, und meist im Dienst der Liebe und des Erbarmens; Schwache und Kranke dienten bei Sterbenden und Leichen und wurden stark im Dienen.

Ich weiß sehr wol, daß die Kranken den geistlichen Beistand im Wort und Sakrament begehren auch um der leiblichen Genesung willen, sie legen großes Gewicht auf das Wort des Selsorgers, mehr als auf das Wort des Arztes. Das Gebet des Glaubens soll und wird dem Kranken helfen nach Jacobi 5, 15 auch in der leiblichen Not, und wenn es des Herrn Wille ist, zur leiblichen Genesung.

Daran habe ich aber am Krankenbette stets gedacht, daß eine, wenn auch noch so kleine Betgemeinde helfe; und darum finde ich meist immer bereitwillige Herzen anwesend.

Bei Bestattung der Leiche läßt die Gemeinde sich nichts abmarkten. Die Trauerceremonien, Hesekiel 24, 17: „du sollst keine Todtenklage führen, sondern deinen Schmuck anlegen. Du sollst deinen Mund nicht verhüllen noch das Trauerbrot essen“ und Jerem. 16, 7: „Man wird auch nicht unter sie Brot austeilen über der Klage, sie zu trösten über der Leiche und ihnen auch nicht aus dem Trostbecher zu trinken geben über Vater und Mutter“, das Alles ist hier buchstäblich in Geltung, die Unterlassung würde gegen gute Sitte, und hauptsächlich gegen die Pietät verstoßen. Die Zurüstungen zu dem ganz maßlosen Trauerbrot sind leider diesmal die erste Veranlassung zur Verbreitung der Seuche geworden, indem alle dabei beschäftigt gewesenen, die schmarotzenden Klageweiber nicht ausgenommen, erkrankten und meist starben.

Die alten Verordnungen: „So soll auch in diesen Kirchen das Begräbnis der Todten mit gottseligen, christlichen und andächtigen Gesängen, Lectionibus, Leichenpredigten und andern nüzlichen Ceremonien ganz ehrlich gehalten werden.“

„Darnach hat man des Verstorbenen Leben und Tugenden erzählet, den Lebendigen zum Folge-Exempel, daß ein Jeder also christlich lebe und sich zum Sterbestündlein bereit und gefaßt mache, damit er sein Leben auch gottselig beschließen möge“ — sind als Bedürfnis tief in das Bewußtsein der Gemeinde eingewurzelt, so daß Niemand, auch nicht der Aermste davon etwas missen will.

Je mehr das Amt dabei als Trostamt sich erweist, um so mehr wird es gesucht. Trost aber komt nur aus und mit dem Worte Gottes; mit dem Troste geht das Wort Gottes ein — in manches fürs Wort Gottes längst verschlossene Herz mahnend an das Gericht, — zur Buße.

Die alte Kirchen-Ordnung bezeichnet dies: „denn solche gegenwärtigen Exempel und Predigten treffen das Herz und bewegen dennoch manchen Menschen, daß er in sich schlägt, sein vorstehendes Stündlein bedenket, sein Leben bessert und in Hoffnung der fröhlichen Auferstehung zum seligen Abschied sich bereitet.“ Das alte Wort: kein Begräbnis ohne Predigt, „non debet fieri funus in Israel sine sermone:“ es „darf nicht,“ hat volle Berechtigung, und der Verfall des kirchlichen Lebens spricht sich am deutlichsten aus in der Gleichgiltigkeit gegen die kirchlichen Leichen- und Bestattungsfeierlichkeiten. Der lezte Rest, die Leichenbegleitungen, können dem glaubens-, hoffnungs- und trostlosen Herzen nichts geben: nichts als die Verwesung, im Leichengeruch des Trauerhauses, in den Todtengebeinen des Grabes.

Auch während der Cholerazeit verlangte man für eine jede Leiche ihr volles kirchliches Recht, ohne alle Rücksicht auf die Ausführbarkeit. Und leicht war das nicht; nur in einzelnen Fällen sind die Beerdigungsfeierlichkeiten für je 2 Leichen gehalten worden; aber eben nur da, wo es die Natur der Sache mit sich brachte; Eheleute, Geschwister, Mutter und Kind, welche auch ein Grab aufnahm.

Die liturgischen Formen sind umfangreich:

1. Die Feier im Trauerhause, inmitten der zahlreichen Trauerversamlung: Beistand und Trost in der Todtenklage und beim Abschied am Sarge: Chor und Versamlung singt: „Christus der ist mein Leben“; „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“; „O Sündenmensch, bedenk den Tod“; „Was Gott thut, daß ist wolgethan“; „Nun lieg ich armes Würmelein“ ꝛc. „Gott Lob, die Stund ist kommen“ ꝛc. wie es die Umstände mit sich bringen. Der Geistliche verliest 1. Thess. 4, 13. fg.: „Wir wollen euch aber, lieben Brüder nicht vorhalten von denen, die da schlafen — —; so tröstet euch nun mit diesen Worten! Vater unser ꝛc.

2. Nachdem die Leiche unter Gesang: „Jesus, meine Zuversicht“ vom Trauerhause zum Gottesacker geleitet: Uebergabe und Einsegnung der Leiche zur Grabesruhe; nach der agendarischen Form „Von Erde“ ꝛc.

3. Die Hauptfeier: Trauergottesdienst in der Kirche mit Leichenpredigt, Lebenslauf bei Erwachsenen, sonst Leichenrede. Die ganze Feier vollzieht sich in würdiger Weise; die Predigt findet offene Herzen, die frischen Gräber sind ein neuer Zug zum Gottesacker und zum Gotteshause.

Obgleich die Trauerversamlung nur aus Eingeladenen, Freunden

und Angehörigen besteht, so fanden sich besonders zur Cholerazeit, Trostbedürftige anderweit genug dazu ein.

Eins nur hat unterbleiben müssen während der Cholerazeit: das Geläut der Glocken, nicht auf polizeiliche, sondern auf meine Anordnung wurde es eingestellt, nachdem die Kranken, die Genesenden und ihre Angehörigen, mich flehentlich darum gebeten, weil sie es nicht hören konten und nicht hören sollten und durften, wenn der noch schwach glimmende Lebensfunke durch innere und äußere Erregung im Sterbegeläut nicht erstickt werden sollte.

Allerdings ist unser schöne Glockengeläut volltönender, als irgend wo in der Synode, die Städte nicht ausgenommen. Es ist mir unklar, wie ein Amtsbruder über die Einstellung sich beschwert fühlen konte; ich ging so weit, daß ich sogar Sontags-Abendgeläut einstellte, mit der Signierglocke Zeichen zum Anfang des Gottesdienstes geben ließ, während die Betglocke noch dreimal ernst zur Buße und zum Gebet mahnte.

Der Eindruck des Schweigens war gewaltig; aber das Gottesgericht stand ja einmal gewaltig vor einem Jeden, und Manchem, der die Glocken so lange überhört.

Die Gemeinde hat bald um Wiedererstattung des Geläuts zum Gottesdienst und zur Abendruhe; es war mir aus dem Herzen gebeten; es geschah, als die Krankheit nachließ, doch das Trauer- und Sterbegeläut unterblieb bis zum Erlöschen der Krankheit.

Und das Verhalten der Gemeinde während und nach der Not? Du machest deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen.

Wenn einmal die großen Gerichte Gottes kommen, wie hier: unsere Söhne draußen vor dem Feinde, wir hier in der Pestilenz; hier wie dort der Tod stündlich vor Augen: da ist es voller Ernst mit Gottes Ackerwerk bis in die tiefsten Gründe des Herzens; dem Amte aber ist sein Text gegeben: „Höret ihr Himmel und Erde, nimm zu Ohren denn der Herr redet.“ „Alles Fleisch ist wie Heu und alle Herlichkeit wie des Grases Blume.“

Und wiederum, wie ernst und erschrecklich, so lieblich und freundlich in seinen wunderbaren Gnadenleitungen Abwendung der verheerenden Kriegswut, wie sie von der Uebermacht des Feindes uns zugedacht, herliche Siege, Bewahrung unserer Kinder in Todesgefahr. Darum ging das Wort des Herrn in den Tagen der Trübsal so lieblich ein. „Deine Lippen sind wie triefender Honigsein, Honig und Milch ist unter deiner Zunge.“ Er goß Wein und Oel in die brennenden Wunden. Daher das Drängen der Gemeinde nach dem Gotteshause; was nicht krank, oder zur Hilfsleistung bei Kranken zu Hause bleiben mußte — es fehlte Keiner; ergreifend die in tiefer Trauer wallenden Scharen.

So viel weiß ich, Gottes Gerichte sind erkant, seine Stimme, die in vollem Ernste geredet, ist vernommen.

Ich komme selten in ein Krankenhaus, wo ich nicht bei mattem Lichtschein das aufgeschlagene Gesangbuch fände; ich weiß auch, daß in manchem Hause das Gebetbuch in den staubigen Winkel zurückkehrt, wenn der Sargdeckel geschlossen und der Grabeshügel bedeckt ist; der Feind streut Unkraut am liebsten in den am tiefsten aufgelockerten

Herzensgrund. — Satan kehrt am liebsten in das verlassene Haus zurück und nimt zu sich sieben andere Teufel, die ärger sind denn er selbst. „Wenn Trübsal da ist, suchet man dich“ — aber, „weil sie geweidet sind, daß sie satt geworden und genug haben, erhebet sich ihr Herz; darum vergessen sie meiner!“ Darauf muß man schon gefaßt sein, aber um so brünstiger beten im Wachen, daß der reiche gute Same in vielen guten feinen Herzen, treuen Selen nicht verloren gehe.

Darum aber, weil die Gemeinde in der Trübsal das Gottesgericht erkant, hat sie in Beugung unter seine gewaltige Hand stille gehalten, ist auch so leicht Keiner geflohen, wo in Todesgefahr Liebe und Erbarmen gerufen haben.

Ich will nicht davon sagen, daß ein Vater für sein sterbenskrankes Kind, die Schwester für den Bruder, beide schon im ersten Krankheitsstadium, zur Mitternachtsstunde nach Hilfe ausgehen und zurückkehrend in die tödtlichen Krämpfe verfallen; wie eine Frau, deren Bruder in den Krämpfen von eisiger Kälte erstarrt ist, am eignen Leibe den Todtkranken erwärmt und nicht weicht, bis sie selbst todtkrank aus dem Bette in ein anderes getragen werden muß; es verdient volle Anerkennung: Es hat niemals den Kranken und Sterbenden an dem nötigen Beistande, für die Leichen nie an Bereitwilligen zum lezten Liebesdienst gefehlt. Wie da draußen auf dem Schlachtfelde, so sind sie hier ohne Scheu der Gefahr entgegen gegangen und leider Viele hingefallen mitten in ihrem Liebeswerk, berührt vom Gifthauche des Todes. Die Not hat versöhnt, besänftigt, erweicht, aufgeschreckt, zerschlagen.

Ein Weib läßt mich rufen. Sie war vielleicht die frechste im Ort, sie hatte längst das Vaterhaus verlassen, ohne Vatersegen, aber mit der Mutter Fluch. Von Jahr zu Jahr hat sie mit dem Fluch die Schande gehäuft, das blutende Vater- und Mutterherz verhöhnt. Am Bette der mit dem Tode Ringenden fand ich Vater und Mutter: im Angesichte des Gerichtes Gottes begehrte sie zu beichten. Sie hat hier die Absolution und das heilige Sakrament empfangen, wenige Stunden darauf verschied sie. Ob nicht auch ihr die Gebetsseufzer von Vater und Mutter zu Gute gekommen sein mögen?

Ich bekenne offen, daß dieser Fall und ähnliche, jezt und früher, mir hart anliegen. Die sehr klare Verordnung des Apostels Jacobus 5, 14:

> „Ist Jemand krank, der rufe zu sich die Aeltesten von der Gemeinde, und lasse sie über sich beten, und salben mit Oel in dem Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird den Kranken retten, und der Herr wird ihn aufrichten und so er Sünden gethan, werden sie ihm vergeben werden.“

hat darüber, was hier Sache des Amtes sei, kein Bedenken gelassen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 15. Mai. № 39.

Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst.

III.

Fragen wir nun, welcher Gewinn und Segen von der Aufnahme des Chorgesangs in unser gottesdienstliches Leben zu erwarten sei, so schlagen wir denselben keineswegs gering an.

Ueberhaupt schon ist es von hohem Werte, daß auf diesem Wege der Tonkunst eine Stätte in unserm Cultus bereitet wird. Gesang und Musik erheben überall das Leben über die Sphäre des Gewöhnlichen und Alltäglichen, und veredeln durch ihren Einfluß Sinn und Gemüt. Wenn nun die musikalische Bildung in unsrer Zeit für das persönliche und bürgerliche Leben eine so hohe Bedeutung gewonnen hat und mit Recht allgemein gepflegt wird, wie sollte dies nicht auch seitens der Kirche geschehen, welche die Sele durch den Cultus aus dem niedern Weltgetriebe in die reinen, heiligen Sphären des Glaubens einführen will! Hat doch alle Kunst und so auch die Tonkunst ihren Ausgang aus dem Cultus der Völker genommen. Hier in dem göttlichen Elemente des menschlichen Lebens, wo sie ihre Geburtsstätte hat, müßte sie auch eine bleibende Wohnung haben — nicht zwar, wie gesagt, um ihrer selbst willen. So war es ursprünglich im Cultus der Völker auch nie der Fall gewesen; dies ist immer erst eingetreten, wenn das religiöse Leben zu erlahmen und zu schwinden begann. Aber ein unwiderstehlicher innerer Drang trieb die Völker, ihre religiösen Ideen in künstlerische Form auszuprägen. Und von da ging dann wieder die belebende Wirkung auf das religiöse Leben der Gemeinde zurück.

Bei einzelnen Künsten, wie bei der Architektur, hat man bereits angefangen, diese Bedeutung der Kunst zu würdigen. Es war eine Zeit gewesen, wo man meinte, daß nichts darauf ankomme, wie eine Kirche gebaut sei, wenn sie nur Raum genug für die Gemeinde biete, der Prediger an allen Orten gut verstanden werde und möglichst viel Licht eindringe; im Uebrigen brauche sie sich von andern Gebäuden nicht zu unterscheiden. Bereits aber nimt in immer weiteren Kreisen das Gefühl und Bewußtsein zu, daß der Bau der Kirche doch in Einklang mit dem Wesen des darin stattfindenden Gottesdienstes stehen, und daß die heiligen Ideen desselben auch in der Form, in Einrichtung und Schmuck des Gotteshauses sich ausprägen sollen. Könte dies bei der Tonkunst anders sein? Es wird nicht lange mehr währen, so wird man ihr die gleich hohe Bedeutung für den Gottesdienst zuerkennen. Bis jezt beschränkt man diese Anerkennung auf die Orgel. Und doch erlangt erst durch den Chorgesang die heilige Tonkunst ihre volle Entfaltung im Cultus. Besonders lebendig tritt uns dieses Postulat dann entgegen, wenn wir auf die herlichen Dome hinblicken, welche zur Zeit der Reformation in den Besiz unsrer Kirche übergegangen sind. Erfüllen dieselben ihre Bestimmung doch gar wenig, wenn sie blos zur Predigt verwendet werden, die in einem kleinen Teile des großen Kirchenraums von der um die Kanzel gescharten Gemeinde angehört wird. Wie ganz anders, wenn auch Gesanges-Chöre die Harmonien heiliger Gesänge durch die weiten, feierlichen Hallen ertönen lassen, um in Vereinigung mit der anbetenden Gemeinde den Herrn durch Weisen im höheren Chor zu verherlichen! Nur durch solchen Gebrauch zeigen wir, daß wir des Besitzes jener edlen, hohen Denkmale der Baukunst wahrhaft würdig sind. — Es ist ein bedenklicher Grundsaz, dem man in einzelnen Landeskirchen huldigt, daß im evangelischen Gottesdienste nur der Gemeindegesang eine Stelle habe, hingegen der Gesang des Chors auszuschließen sei. Wenn freilich jener durch diesen leiden würde, dann könte dieser Grundsaz gerechtfertigt erscheinen; denn immer wird im evangelischen Gottesdienste der Gemeindegesang die erste Stelle einnehmen müssen. Jedoch ist, wie wir sehen werden, dies so wenig der Fall, daß vielmehr umgekehrt der Gesang des Chors fördernd auf jenen der Gemeinde zurückwirkt. Wie sehr wird aber hingegen da, wo man sich auf den bloßen Gemeindegesang beschränkt, der Gottesdienst auf das Niveau des Gewöhnlichen herabgedrückt gehalten! Zumal wird man an Fest- und Feiertagen, wenn Chorgesang fehlt, ein verklärendes Element in der kirchlichen Feier vermissen. Denn jedes, auch das schlichteste Gemüt hegt das Verlangen, daß an solchen Tagen ein höherer Ton angeschlagen werde. Und dies geschieht nicht etwa durch Verlängerung der Predigt, wol aber durch eine entsprechende Mitwirkung des Singchors. Selbst der feierlichere Ton der Predigt reicht hiezu noch nicht hin, sondern zugleich soll die gesamte Liturgie diese höhere Feierlichkeit an sich tragen, und dies kann durch nichts in dem Maße zum Ausdruck kommen, als durch das Erklingen heiligen Kunstgesangs in dem Gange der Liturgie.

Dieses verklärende Element des Kunstgesangs wirkt aber zugleich auch hebend auf die übrigen Teile der Liturgie

zurück. Wie dient es zur Besiegelung der biblischen Lesung als Wort des Herrn, wenn der Chor sie mit dem Lobpreis: „Ehre sei dir, o Herr!“ oder mit einem den Inhalt der Lesung preisenden Gesange abschließt! Wie wird das Gebet bekräftigt, wenn der Chor den Bitten desselben sein „Erhör uns, lieber Herre Gott!“ und der Danksagung sein dreimal Heilig folgen läßt! wie das Bekentnis zum dreieinigen Gott, wenn der Chor darnach mit dem Gloria patri („Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heil. Geiste“ ꝛc.) eintritt! Und wird die Gemeinde nach solcher feierlicheren Liturgie nicht auch eine höhere und hiemit empfänglichere Stimmung für die Predigt mitbringen?

Ferner wird die Einführung des Chorgesangs wesentlich dazu beitragen, daß das Orgelspiel seine angemessene Stellung im Gottesdienst erhalte. Wo dem Gottesdienste das Element des Kunstgesanges abgeht, da liegt dem Organisten die Meinung nahe, durch ein längeres, kunstfertiges Spiel der Orgel dasselbe ersetzen zu sollen. Und darin wird er vielfach von den Gemeinden unterstüzt, welche in einer möglichst großen, vielregisterigen Orgel, die beim gewöhnlichen Spiel den Gesang der Gemeinde leider zu übertönen pflegt, ihren Stolz setzen und ungewöhnliche Summen dafür nicht scheuen, die sie viel besser für die Pflege des Chorgesangs verwenden würden. Nicht daß ich das Orgelspiel überhaupt aus unsrer Kirche zu beseitigen oder auch nur unnötiger Weise zu beschränken gedächte. Bildet doch eben auch die Orgel in ihrer Sphäre einen Teil jenes verklärenden Kunst Elements, welches ich unsern Gottesdiensten zueignen möchte. Aber diesen Dienst wird die Orgel nur dann wahrhaft leisten, wenn sie in den naturgemäßen Schranken ihres Wirkens verbleibt. Für Orgel-Bravour ist der Gottesdienst nicht vorhanden. Und wenn es immerhin zu wünschen ist, daß ausgezeichneten Orgelspielern Gelegenheit gegeben sei, ihre Kunstleistungen dem Publikum vorzuführen, so sollten zu solchem Zwecke in den größeren Städten die Tonhallen mit einer entsprechenden Orgel versehen sein. In den Kirchen selbst aber wird der Orgel nur bei den oben erwähnten sog. musikalischen Andachten der Festtage freierer Raum zu selbständigerem, ausgeführterem Spiele gestattet werden können. Hingegen im Gemeindegottesdienste soll die Orgel nur zum Eingang und am Schlusse und außerdem in beschränkterem Maße beim Uebergang von der Liturgie zur Predigt, in dem Vorspiele zum Predigtliede sich weiter ausbreiten, sonst aber kann sich's für sie nur um überleitende Accorde und um die Begleitung des Gemeinde-, sowie nach Umständen des Chorgesanges handeln. Und diese richtige Stellung und Beschränkung der Orgel wird sich eben da von selbst ergeben, wo zugleich dem Chorgesang seine richtige Stellung im Gottesdienste zugewiesen ist.

Vornehmlich aber ist es der Gemeindegesang, welcher vom Chore einen fördernden Einfluß erfährt. Nachteilig, wie man zu meinen pflegt, würde derselbe nur dann wirken, wenn er jene Responsen und liturgischen Stücke zu singen übernähme, welche eigentlich der Gemeinde zukommen. Aber das ist nicht die Stellung, die wir dem Chore anweisen. Sondern wir fassen denselben vielmehr als Vermittlungsglied zwischen dem Handeln des Geistlichen und der Gemeinde auf, indem er ebenso, wie er jenes bekräftigt, dieses einleitet und hervorruft. So fühlt sich z. B. nach dem Kyrie und der Gnadenversicherung die Gemeinde mächtiger angeregt, sich die Versicherung der Gnade im Gloria-Liede zuzueignen, wenn der Chor dieselbe mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ gepriesen hat; und mit erhobenerem Gemüte wird sie nach Anhörung der Festthatsache aus der biblischen Lesung ihren Dank und Lobpreis für die darin verkündigte Gnade im Liede darbringen, wenn der Chor jene Thatsache in den Tönen heiligen Kunstgesangs verherlicht hat. — Selbst auf die Weise des Liedgesangs der Gemeinde wird der Chorgesang einen entschieden fördernden Einfluß ausüben. Denn wenn die Gemeinde aus dem Munde des Chors immer reine Klänge vernimt, so kann es nicht ausbleiben, daß sich ihr für die Mängel ihres eignen Gesangs der Sinn immer mehr erschließt; und sie wird Rohheit und Unreinheit in demselben hinfort nicht mehr ertragen können. Ist es doch in den alten Kirchenordnungen unsrer Kirche häufig selbst geradezu als Zweck des Chorgesangs hingestellt, daß durch denselben die Gemeinde solle „rein und gut singen lernen“.

So wird die Liturgie nach allen ihren Seiten durch den Chorgesang nur gewinnen. Nicht minder aber wird er dazu beitragen, den kirchlichen Sinn bei den Gliedern der Gemeinde zu mehren. Schon vom Cantor glauben wir dies annehmen zu dürfen. Denn wie sehr muß es sein Interesse beleben, wenn ihm neben den minder anziehenden Arbeiten der Beaufsichtigung der Schüler im Vorsingen die Aufgabe zu Teil wird, selbständig einen mehrstimmigen Gesang seines Chors zu leiten! Und wenn er nicht von falscher Ruhmsucht misleitet wird, wird ihm solche Thätigkeit für die Kirche selbst willkommener sein und höher gelten, als die Vorstandschaft von weltlichen Gesangvereinen. — Ein gleicher Gewinn wird für die Sänger daraus erwachsen. Nicht zu reden davon, daß die Jugend dadurch von manchem losen Zeitvertreib abgelenkt wird, so mildert der Gesang die Sitten und erfreut das Herz, und kirchlicher Gesang erweckt heilige Empfindungen. Wenn nun solche Uebungen durch's Jahr hindurch fortgesezt werden, so ist zwar nicht zu verkennen, daß sich der Sinn wie an Anderes so auch hieran leicht gewöhne; aber wenn der Cantor selbst das rechte Herz zur Sache hat, so wird er den Unterricht also zu treiben wissen, daß dadurch das Heilige im Gemüte der Jugend vielmehr tiefer eingegründet werde — wie bekantlich Luther den mehrstimmigen Gesang empfahl „nicht aus anderer Ursache, wie er sagt, sondern daß ich gern wollte, daß die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musica und andern rechten Künsten aufgezogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhlenlieder und fleischlichen Gesänge los würde, und an derselben Statt etwas Heilsames lernte, und also das Gute mit Lust, als den Jungen zugehört, einginge“. Nicht weniger werden sich alle Mitglieder des Chors dadurch gehoben fühlen, daß sie hiemit zur Verherlichung der gottes-

dienstlichen Feier mitzuwirken gewürdigt sind; wogegen die anfängliche zerstreuende und störende Befangenheit, die das Oeffentliche der Thätigkeit mit sich bringt, gar bald aus den Gemütern schwinden wird. Die Gemeinde aber freut sich zu sehen, daß ihre Söhne und Töchter in solchem ehrenden Dienst der Kirche stehen, wodurch sich ihr Interesse für den Chorgesang in unverfänglicher Weise erhöht. Und auch abgesehen davon, wer unter den Gemeindegliedern hätte nicht so viel offenen Sinn für das Edle und Schöne, welches sich eben auf heiligem Gebiete am reinsten darstellt, daß er nicht durch kirchlichen Kunstgesang, wenn er am rechten Orte, im rechten Style und im rechten Maße die gottesdienstlichen Handlungen begleitet, sich erhoben und erbaut fühlte?

Zumal aber möchte ich Eines noch zur Erwägung verstellen. Man klagt nicht selten, daß sich die Gebildeten so sehr von den Gottesdiensten der Gemeinde zurückziehen. Und es thut auch allerdings sehr Not, auf ihre Wiedergewinnung für das gottesdienstliche Leben ernstlichst Bedacht zu nehmen. Natürlich ist das Erste die ihrem wahren Bedürfnis angemessene Predigt. Aber stelle man nicht Alles auf die Predigt. Eben hier liegt der Zweifel und Widerspruch am nächsten. Und wir dürfen uns auch nicht verhehlen, daß es nicht jedem Prediger in gleichem Maße gegeben ist, seine Zuhörer zu befriedigen und zu fesseln, daß überhaupt die wie anziehende so auch abstoßende Macht, welche der Individualität eignet, eben hier in der Predigt den entschiedensten Einfluß übt. Da müßte es dem Prediger willkommen sein, noch durch eine andere Macht als die seiner Predigt die Herzen seiner Gemeindeglieder für die gottesdienstliche Feier gewinnen zu können. Diese Aufgabe komt nun schon der Liturgie im Allgemeinen zu. Für jenen besondern Zweck aber ist es in der Liturgie wieder speziell der Kunstgesang des Chors, der dieselbe zu lösen hat. Wem der geistige Sinn künstlerisch gebildet ist, der hat das Bedürfnis, daß auch die Umgebung, darin er weilt, und die feierndeN Handlungen, daran er sich beteiligt, das Gepräge des Schönen an sich tragen. Es ist ja freilich nicht zu leugnen, daß man sich auch zwischen vier kahlen Wänden an bloßer Predigt mit Gebet und Liedgesang erbauen könne. Soll es aber dem Gebildeten wahrhaft heimisch in dem kirchlichen Gebäude werden, so darf auf ihn dasselbe nicht den Eindruck des Dürftigen und Rohen machen, sondern er wünscht den Eindruck des Heiligen auch von den architektonischen Formen zu empfangen, die ihn umgeben. Und wie sich sein ästhetisches Bedürfnis nach dieser Seite des gottesdienstlichen Wesens geltend macht, so auch nach den übrigen. Nicht, daß dem Gebildeten ein Kunstgenuß in der Kirche zu bieten wäre — dies hieße die Kirche profaniren — wol aber daß er darin nach keiner Seite seines geistigen Wesens einen Mangel empfinde, vielmehr daß nach allen Seiten hin, nach welchen sein Sinn dem Schönen erschlossen ist, sich ihm das Heilige gleichfalls in der Form des Schönen darstelle, und so seine höheren geistigen Bedürfnisse ihm überall in geistlicher Weise befriedigt werden. Dies gilt nun speziell auch von der Tonkunst. Wenn wir daran

denken, wie weithin in unsrer Zeit das musikalische Interesse verbreitet ist und gepflegt wird, können wir es gut heißen, daß unsre Kirche ihr gottesdienstliches Leben nach dieser Seite hin unausgebildet lasse? Oder leistet etwa Gemeindegesang und Orgelspiel hierin bereits das Erforderliche? Der Gemeindegesang wirkt allerdings mächtig, aber diese Wirkung geht nicht sowol von dem Kunst-Elemente aus, das ihm beiwohnt, sondern von der Gemeinsamkeit, mit der die ganze Gemeinde sich daran beteiligt. Das Orgelspiel aber pflegt in unsern Kirchen sehr dürftig zu sein und leider vielfach auch nichts weniger denn heilig. Eine wesentliche Ergänzung muß hier deshalb der Chorgesang bilden. Dies erkent auch die katholische Kirche nach jenem universellen Sinne, der ihr eignet, sehr wol an. Wenn sie freilich ungescheut auch die moderne weltliche Musik für die Kirche verwendet, so hängt dies anderseits damit zusammen, daß sie die Grenzlinie zwischen Fleisch und Geist nicht in der Weise und mit der Strenge zieht, wie die heil. Schrift es thut. Dessen darf sich allerdings unsre Kirche nicht schuldig machen. Besser: keinen Chorgesang in der Kirche, als weltlichen! Wol aber soll sie dem Bedürfniß nach wahrhaft geistlichem Kunstgesang im Gottesdienste entgegenkommen. Dann werden die Gebildeten auf denselben nicht mehr mit Geringschätzung als auf eine Feier für Ungebildete blicken, sondern sie werden sich, wenn anders ihr Herz dem geistlichen Wesen nicht fremd ist, heimisch fühlen in den Gottesdiensten der Gemeinde.

Aber nicht blos von den sog. Gebildeten gilt dies, es gilt von unsern Gemeindegliedern überhaupt. Denn in eines Jeden Sele ruht mehr oder weniger das Bedürfnis nach Darstellung des Heiligen in der Gestalt des Schönen; nur ist dasselbe bei Vielen noch nicht erschlossen. Aber wo es ihnen geboten wird, erwacht der Sinn dafür, und ihr Herz erfreut sich an dem Walten und Wirken der Kunst im Gottesdienste.

So wird von einer angemessenen Pflege des Chorgesangs mannichfacher Segen ausgehen ins Leben der Gemeinde — und nicht blos der Gemeinde im engen Sinne. Der Segen davon wird noch weiter hin wirken. Der verklärende Hauch kirchlicher Musik wird selbst reinigend und heiligend zurückwirken auf die profane Musik, und so wird die Kirche ihre Aufgabe, das allseitige Leben der Menschheit zu veredeln, auch nach dieser Seite hin annähernd zu lösen vermögen — eine Aufgabe, die um so dringender, aber auch schwiriger wird, je mehr die Kunst in unsern Tagen zum Dienste menschlichen Hochmuts gepflegt und zur Erweckung sinlichen Gelüstens misbraucht wird. Ich wiederhole es: die evangelische Kirche sollte nicht so unbekümmert sein um die Ausbildung dieser künstlerischen Seite ihres Cultus. Die geistliche Universalität, die sie für sich, und mit Recht, in Anspruch nimt, fordert, daß sie ihr geistliches Leben auch nach dieser Seite zur Offenbarung bringe und in Wirksamkeit treten lasse.

Othello.

(Fortsetzung.)

Gerlach bemerkt zu der oben angeführten Bibelstelle, worin nach dem jüdischen Gesetze vorgeschrieben wird, daß ein in Verdacht gerathenes Weib sich durch einen besonders feierlichen, schweren, körperlichen Eid auf Verlangen des unsicher gewordenen Mannes von diesem Verdachte reinigen, oder den ganzen Fluch auf sich nehmen soll, bei welcher Gelegenheit ein besonderes Opfer, „das Eiferopfer", dargebracht werden mußte: „Der Geist des Eifers (Eifergeist, Eifersucht) ist der Geist, welcher in dem ehelichen Verhältnis keinen Nebenbuhler dulden will, er erscheint hier keineswegs als ein unreiner, im Gegenteil ist nur durch das hier vorgeschriebene Verfahren der Mann „„unschuldig an der Missethat seines Weibes"", er würde ihrer Schuld sich teilhaftig machen, wenn er sie hingehen ließe. Ja es liegt in dem „„Entzünden"" eine Hindeutung darauf, daß ein heiliger Unwille in diesem Falle Gott wolgefällig, gleichgiltige Ruhe ihm zuwider sei."

Hienach wäre also die Eifersucht nicht nur nichts an sich Sündliches, sondern sogar etwas Gebotenes, Gottwolgefälliges. Allein Gerlach scheint dabei vorauszusetzen, daß das Weib schuldig ist, während in dem gesezlichen Verfahren erst ermittelt werden soll, ob das Weib schuldig ist oder nicht. Es heißt in der angeführten Stelle: „Ist aber ein solch Weib nicht verunreinigt, so wird er ihr nicht schaden" ꝛc. Hienach gestattet oder gebietet also das jüdische Gesez dem Manne, sich durch ein besonders feierliches eidliches Verfahren von dem quälenden Gedanken einer vermuteten Untreue zu befreien.

Näher tritt unseres Bedünkens Büchner der Sache, indem er die Eifersucht als einen gleichsam aus Liebe und Haß zusammengesezten Affekt bezeichnet, den er zwar an und für sich nicht sündlich nennen will, vor dem er aber doch sehr warnt, denn dieser Affekt sei in keinem Menschen ganz rein, sondern werde vielmal eine Mutter von Mistrauen, Rachgier u. s. w.

Allein wir halten auch diese Erklärung für nicht zutreffend. Ist die Eifersucht ein Affekt, der an und für sich nicht sündlich ist, so ist er auch unter Umständen geboten und gottgewollt, und doch soll er wieder die Wurzel sein, aus der viele der giftigsten Blüten aufschießen.

Wir halten vielmehr dafür, daß derselbe Name für zwei geschiedene Begriffe gebraucht wird, so daß wir sagen müssen, es gibt eine zwiefache Eifersucht, von denen die eine eine gottwolgefällige und daher gebotene, die andere aber eine in jedem Falle aus der Sünde erwachsene und darum immer tiefer in die Sünde führende ist, je freier man sie walten läßt.

Schon der kleine lutherische Katechismus dürfte uns zu dieser Scheidung berechtigen. Wir folgen dabei dem so viel geschmäheten und verworfenen sogenanten neuen Hannoverischen Katechismus, oder, wie er mit seinem rechten Titel heißt: Dr. Martin Luther's kleiner Katechismus mit Erklärung, näher erläutert in der Katechismusschule von Dr. Albert Lührs. Da heißt es am Schlusse der zehn Gebote: Was sagt nun Gott von diesen Geboten allen? Er sagt also: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht u. s. w. Dazu aber sagt die 121ste Frage: „Warum nent sich der Herr einen eifrigen Gott?" „Weil er mit großem Ernst auf seine göttliche Ehre hält und auf den Gehorsam seiner Gebote, und auf den Bund der Treue, den er mit uns geschlossen hat, und es nicht leiden kann, daß wir unser Herz von ihm abwenden und der Welt und ihren Götzen anhangen." Dr. Lührs sagt hiezu: „Dann ist nur noch zu bemerken, daß die eigentliche Grundbedeutung des Wortes eifrig in dem Spruche Hosea 2, 19. 20 liegt: „ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit, ich will mich mit dir vertraun in Gerechtigkeit, in Gericht, in Gnade und Barmherzigkeit. Ja im Glauben will ich mich mit dir verloben und du wirst den Herrn erkennen", wonach also die Eifersucht des Bundesgottes gemeint ist in Beziehung auf sein auserwähltes, ihm in geistlicher Ehe vermähltes Volk. Recht aus der Mitte der Sache heraus redet Luther von dem Eifer Gottes: „Gott soll ich so lieb haben, daß ich seinethalben könne verlassen alle Creaturen, und wenn er es haben will, auch Leib und Leben, ja daß ich ihn allein lieb habe über Alles. Denn Gott ist ein Eiferer, er kann's nicht leiden, daß man über ihn etwas lieb habe, aber unter ihm etwas lieb haben, läßt er wol zu. Gleichwie ein Mann wol leiden kann, daß ein Weib die Mägde, das Haus und Hausgeräth, Vieh und Anderes lieb habe, aber mit der Liebe, damit sie ihn lieb haben soll, vergönt er ihr Niemand anders, denn sich allein zu lieben, ja er will, daß sie Alles seinethalben verlassen soll, und wiederum will das auch das Weib von dem Manne haben. Also kann auch Gott leiden, daß wir seine Creaturen lieb haben, ja, sie sind darum geschaffen und gut. Die Sonne ist eine feine Creatur, Gold und Silber und Alles, was hübsch und schön ist, bringt von Natur mit sich eine Liebe, das vergönt uns Gott wol, aber daß ich an den Creaturen hangen und ihm dieselben in seiner Liebe vergleichen wollte, das will und kann er nicht leiden, ja er will, daß ich solches Alles verleugnen und verlassen soll, wenn er es begehrt und haben will, daß ich zufrieden sei, ob ich die Sonne, Geld und Gut nimmer mehr sehen soll. Die Liebe der Creaturen soll unter seiner Liebe weit, weit stehen, und wie er das höchste Gut ist, also will er auch vor allem andern Gut aufs höchste geliebt sein, will er nun nicht, daß ich neben ihm etwas lieben soll, viel weniger will er etwas über sich geliebt haben. Nun siehst du, was das sei, Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Sele, von ganzem Gemüte."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 18. Mai. № 40.

Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott.

Nach der h. Schrift dargelegt von Lic. Preuß.*)

In der Ev. K. Z. heißt es bei Gelegenheit der Erklärung von Luc. 7, in Nr. 25 d. Jahres: „Mit dieser ganzen langen Reihe von Aussprüchen der h. Schrift (Hebr. 12, 1 Petri 4, Offenb. 3 u. a. m.) komt man in Conflikt, man muß sie ignoriren oder freventlich über Bord werfen, sobald man nicht Grade in der Vergebung der Sünden anerkent. Von denen, die sich des weigern, verlangen wir alles Ernstes und unter Berufung an ihr Gewissen, daß sie sich mit diesen Stellen auseinandersetzen, die man nicht Preis geben kann, ohne die ganze Schrift zu brechen."

Der Schreiber dieser Zeilen erkent keine Grade in der Vergebung der Sünden, kann auch der Auslegung von Jac. 2, die in Nr. 91 u. ff. der Ev. K. Z. gegeben ist, nicht beipflichten. Nicht um der Väter willen, obwol ich lehre wie sie, sondern um des Wortes Gottes willen.

Darin zunächst weiß ich mich mit dem verehrten Herrn Verfasser des erwähnten Artikels eins: Unsre Versöhnung mit Gott ist durch den Tod Jesu Christi am Kreuz geschehn Röm. 5, 10, nicht blos ehe wir glaubten, sondern ehe wir geboren wurden.

Wie? darüber ist kein Streit: durch das Blut Gottes natürlich, denn Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber 2 Cor. 5, 19. Und der Sinn dieser Versöhnung? Der h. Paulus erklärt ihn, hören wir nur die zweite Hälfte des 19ten Verses: „Indem er ihnen, den Menschen, ihre Sünden nicht zurechnete." Also die Vergebung der Sünden aller ist bereits am Kreuze vollzogen; das Wort des Apostels duldet keine Einschränkung. Die Amnestie ist erlassen, und zwar nicht blos für eine Anzahl Erwählter, sondern für die Welt.

„Und hat, fährt der Apostel fort, unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung." Das Evangelium ist also nichts anderes als die Ankündigung der geschehenen Vergebung, die Verkündigung des Generalpardons, den der Tod des Sohnes Gottes erwirkt hat.

Aehnlich sagt der h. Geist durch den Mund desselben Apostels Röm. 5, 18: „Wie es durch eines Menschen Sünde zur Verurteilung aller Menschen gekommen ist, so durch ein Rechtfertigungsurteil zur Lebensrechtfertigung aller." Das griechische Wort δικαίωμα (Dikaioma) heißt ohne Zweifel hier so gut: Rechtfertigungsurteil wie Vers 16; aber gesezt auch es hieße hier etwas anderes, so würde aus Röm. 5, 18 immerdar feststehn, daß durch den Tod Christi am Kreuz die Lebensrechtfertigung aller bewirkt ist. Nun ist weiter nichts not, als daß einer die Amnestie annimt, was freilich ohne Abscheu vor der Sünde und ohne den Glauben an die stellvertretende Genugthuung schlechterdings nicht geschehn kann.

Von diesem Standpunkt aus ist ein Misverstand des Wortes Rechtfertigung fast undenkbar. Denn, wenn wir gerechtfertigt worden sind, ehe wir geboren wurden, so kann rechtfertigen nicht soviel bedeuten, als gerecht machen, sondern nur: für gerecht erklären. Die Verdammung unseres Geschlechtes geschah um der Sünde Adams willen im Paradiese, die Absolution um des Blutes Christi willen am Kreuze.

---

*) Die Artikel über den Brief des Jacobus und „die Sünderin" sind zwar von dem Herausgeber, aber er steht hier, da es sich um eine Frage handelt, die durch das Bekentnis der Kirche nicht festgestellt ist, in ganz gleichem Verhältnis mit den übrigen Mitarbeitern, und es ist ihm recht erwünscht, wenn Stimmen im entgegengesezten Sinne sich frei und offen vernehmen lassen. Es gilt hier nicht eine eigne Meinung durchzusetzen, sondern durch Beleuchtung von allen Seiten den wichtigen Gegenstand in den Gemütern lebendig zu machen, was schon jezt sich als ein Segen der Verhandlung kundgibt, in so ausgedehntem Maße, wie es der Verf. nicht zu hoffen gewagt hatte. Es gilt Alle durch vollständige Darlegung der Sachlage in den Stand zu setzen, daß sie sich selbständig entscheiden können. Noch ehe der Vortrag über Jacobus ausgegeben war, bat der Verf. seinen Freund Dr. Besser, der ihn mit einem Besuche erfreute, recht dringend, Bedenken, die ihm etwa aufsteigen könten, in der Ev. K. Z. auszusprechen, da durch einen Austausch der Ansichten und Einsichten die Sache nur gewinnen könne. Neben dem Artikel von Lic. Preuß werden wir nächstens noch einen andern von einem Geistlichen in der Gegend von Halberstadt mitteilen, der ebenfalls entschieden die gangbare Auffassung vertritt, und auch fernere Mitteilungen in diesem Sinne werden erwünscht sein, wenn sie irgend neue Gesichtspunkte eröffnen und dem Thema gewachsen sind. Um es äußerlich bemerkbar zu machen, daß die Redaction als solche in dieser Sache keine Partei ergreift, daß der Herausgeber in ihr nur die Stellung eines Mitarbeiters einnimt, gibt er seine Entgegnung nicht in der Form von Anmerkungen unter dem Texte, sondern in einem besonderen Artikel und bittet die Leser nur, dies ihm nicht zum Nachteil gereichen zu lassen und ihr Urteil nicht abzuschließen bis sie die Gegenrede vernommen haben. Anm. des Herausg.

Soweit hoffe ich mit dem verehrten Herrn Verfasser in derselben Meinung zu stehn.

Nunmehr fragt es sich aber: Wie wird die am Kreuz vollzogene Amnestie zugeeignet; denn es liegt doch am Tage, daß troz ihr viel tausend Menschen verloren gehn. Wir könten einfach mit der Schrift antworten: die Gerechtigkeit Gottes komt durch den Glauben an Jesum Christ auf alle, die da glauben Röm. 3, 22. Wenn der König von Preußen für die Rebellen von 1848 eine Amnestie erläßt, so komt die allen zu gute, die sie annehmen. Wer sich selbst ausschließt, weil er das königliche Decret für untergeschoben hält, oder weil er zu stolz ist, bleibt ausgeschlossen. So nahm der Schazmeister der Königin von Aethiopien, sobald er von der durch Christus geschehenen Vergebung der Sünden gehört hatte, selbige an und wurde von Philippus getauft. Wäre er unmittelbar darauf gestorben, er wäre ohne Zweifel selig geworden. Ebenso ging der Zöllner Luc. 18 gerechtfertigt in sein Haus; Gott hatte ihn zu Gnaden angenommen, hatte ihm alle seine Sünden geschenkt und hätte ihn im Todesfalle so gut selig gemacht wie den Schächer am Kreuz.

Wie ist es aber mit uns? Wird die Rechtfertigung uns einmal zugeeignet, oder oft? allmälig oder vollständig? Und wenn oft, wie oft und wann zuerst? Die Antwort auf diese Fragen bringt uns sofort in den Mittelpunkt der Kontroverse.

Antworten wir nämlich „einmal", so erwidert man uns: da kann man sich also hernach nach Belieben im Kot wälzen und wird doch selig. Antworten wir: täglich, so schließt man: „also je mehr und mehr, das erste Mal zur Hälfte, das zweitemal etwas gründlicher und so fort bis zum Tode." Deshalb empfiehlt es sich mit dem Anfang unserer Pilgrimschaft zu beginnen und von da aus vorwärts zu schreiten. An der Schwelle unseres Christenlebens steht die h. Taufe. Von ihr lehrt Paulus Röm. 6: „wer getauft ist, der ist in den Tod Christi getauft, also mit Christus durch die Taufe in den Tod begraben; ... wer aber todt ist, der ist von der Sünde gerechtfertigt." (V. 3 u. V. 7.) Und Titus 3: „Gott hat uns nicht um der gerechten Werke willen selig gemacht, die wir etwa gethan, sondern nach seiner Barmherzigkeit (und zwar) durch die Vermittelung der Taufe, die der Apostel ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des h. Geistes nent. Und der Zweck derselben? Auf das wir, nachdem wir (so) durch seine Gnade gerechtfertigt worden, das ewige Leben ererben nach der Hoffnung." Daß Paulus auch hier die Rechtfertigung mit der Taufe verknüpft, folgt nicht erst aus der Form δικαιωθέντες sondern bereits aus dem Verbum ἔσωσεν. Denn wer gerettet ist, der ist auch gerecht.

Alles aber was von der Taufe überhaupt gilt, gilt auch von der unsern. Den Einwand: ihr stellt damit kleine Kinder erprobten Pastoren vor, lassen wir uns gefallen. Hat doch Jesus Christus, der der wahrhaftige Gott ist, die Kindlein die auf den Armen zu ihm getragen wurden, seinen Aposteln vorangestellt. Ja er hat zu ihnen gesagt: Wenn ihr nicht so in den Himmel komt wie diese Kinder, werdet ihr gar nicht hineinkommen.

So lehrt Chemnitz, so Gerhard; so die alte Preußische Agende und mit ihr die Friedrich Wilhelms III. Denn nach Vollzug der Kindertaufe schreibt sie ihren Pastoren zu beten vor:

„Der allmächtige Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der dich wiedergeboren hat durchs Wasser und den h. Geist und hat dir alle deine Sünde vergeben, der stärke dich mit seiner Gnade zum ewigen Leben, Amen." (Agende f. d. Ev. K. Berlin 1829. Th. 2. S. 7.)

Wie stimt damit die Behauptung in Nr. 25 der Ev. K. Z. (S. 290, 291): „Das Maß der Sündenvergebung richte sich nach dem Maß der subjectiven Bedingung, der Sündenerkentnis und des Glaubens, mit einem Worte der Buße."

Ueberlebt nun einer seine Taufe, was dann? dann muß die Rechtfertigung immer wieder neu angeeignet werden, heut und morgen und alle Tage bis an den Tod. Und jedesmal völlig, nach den Worten der Schrift: das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde 1 Jo. 1, 7. Versäumt das jemand zwanzig Jahre, so geschieht die Aneignung der Rechtfertigung, wenn sie überhaupt geschieht, unter markzerreißenden Kämpfen. Darin aber ist solche Rechtfertigung der täglichen Rechtfertigung gleich: alle Sünden werden vergeben, die ganze Person wird Gott wieder angenehm; und zwar nicht um des Glaubens willen, nicht um der Liebe willen, sondern um des Blutes Christi willen. Darum sagt der Apostel zu den Colossern: „Gott hat euch mit Christus lebendig gemacht und hat uns alle Sünden vergeben. Col. 2, 13." Und zu den Römern: „So ist nun nichts verdammliches an denen die in Christo Jesu sind." Röm. 8, 1 und gegen den Schluß des Capitels: „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein? Der seines eigenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen. Gott ist (hie) der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist (hie) der gestorben ist, ja vielmehr der (auch) auferweckt ist, welcher zur Rechten Gottes ist und vertritt uns." Und David Ps. 103: „Lobe den Herrn meine Sele und alles was in mir ist seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Sele und vergiß nicht was er dir gutes gethan hat. Der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Barmherzigkeit und mit Gnade." — Nach Zusammenhang und Parallelstellen, bemerkt dazu Prof. Hengstenberg in seinem trefflichen Commentar, ist hier die Vergebung der Sünden eine faktische. David waren also alle seine Sünden faktisch vergeben, obwol er sie nicht alle kante, Psalm 19, V. 13.

Und auf Grund dieser Schriftstellen, die nicht gebrochen werden können, bekent die singende Kirche:

„O Abgrund, welcher alle Sünden
Durch Christi Tod verschlungen hat!
Das heißt die Sünde recht verbinden,
Da findet kein Verdammen statt."

Und ein andermal:

Gott Lob, mein Jesus macht mich rein
von allen meinen Sünden,
...
So kann ich auch mit Fried und Freud
wie Simeon mein Leben
beschließen."

Und in dem Liede: „Mein Heiland nimt die Sünder an":

„Nun ist sein aufgethaner Schoß
ein sichres Schloß gejagter Selen.
Er spricht sie von dem Urteil los
und tilget bald ihr ängstlich Quälen.
Es wird ihr ganzes Sündenheer
ins unergründlich tiefe Meer
von seinem reinen Blut versenket."

Und durch den Mund von Ernst Gottlieb Woltersdorf:

„Wol mir, alle meine Sünden
seh ich durch des Lammes Blut
weichen, sinken und verschwinden.
Mein von Gott erschrockner Mut
steigt getrost aus seinem Staube,
schöpfet Lust und singt: ich glaube."

Nicht wahr, wir sprechen auch mit den Vätern:

„Macht meine Sünde mir noch Pein,
so macht von allen Sünden
das Blut des Sohnes Gottes rein;
da kann ich Friede finden."

„— auf solchen Glauben
leb und sterb ich als ein Christ,
ihn soll mir kein Teufel rauben,
ob er noch so grausam ist.
Nichts verdamlichs ist an mir,
denn mein Heiland, mein Panier,
spricht mich frei von jenen Flammen,
so daß nichts mich kann verdammen."

Und:

„Christi Blut und Gerechtigkeit
ist meines Glaubens Sicherheit.
Wenn das Gesez die Sünde sucht
und mich verdammet und verflucht,
so spricht mich da mein Heiland frei,
daß nichts verdamlichs an mir sei."

„Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid
zu meiner größten Herlichkeit.
Ich ziehe Jesum Christum an,
wie er für mich hat gnug gethan,
so ist zu seiner Gnade Ruhm
sein ganz Verdienst mein Eigentum."

Wenn ich lehrte, wie in Nr. 25 der Ev. K. Z. gelehrt wird, ich würde zittern, das Lied Paul Gerhards zu singen:

Mein Jesus hat gelöschet
was mit sich führt den Tod.
Der ists, der rein mich wäschet,
macht schneeweiß, was ist roth.
In ihm kann ich mich freuen,
hab einen Heldenmut,
darf kein Gerichte scheuen,
wie sonst ein Sünder thut.

Nichts, nichts kann mich verdammen,
nichts nimmet mir mein Herz,
die Höll und ihre Flammen,
die sind mir nur ein Scherz.
Kein Urteil mich erschrecket
kein Unheil mich betrübt,
weil mich mit Flügeln decket,
mein Heiland, der mich liebt.

Und die Lehrer bekennen dasselbe wie die Dichter. „Es gibt keine Stufen in der Rechtfertigung, sagt Aegidius Hunnius. Denn es ist unmöglich, daß jemand eines Teils Vergebung der Sünden erlangt hat und eines andern Teils nicht. Auch kann niemand zur Hälfte in der Gnade stehn und zur Hälfte draußen, oder zugleich: Erbe des ewigen Lebens und ein Kind der Verdamnis sein. Sondern wer gerechtfertigt ist, der hat die volle Vergebung aller seiner Sünden erlangt, und ist völlig in der Gnade und Erbe des ewigen Lebens. Denn in der Rechtfertigung komt unsre mindere oder größere Würdigkeit keineswegs in Betracht, folglich kann sie dadurch weder voller noch dürftiger werden. Selbst unser Glaube bedingt die Rechtfertigung nicht, sofern er diese oder jene Beschaffenheit hat, stark oder schwach ist, sondern nur sofern er seinen Gegenstand (das Verdienst Christi) ergreift; das aber ist unteilbar." *)

Und Heinrich Hoepfner, dessen Schrift über die Rechtfertigung wol die vorzüglichste ist, die wir besitzen: „In der Vergebung der Sünden gibt es kein mehr und kein minder, sondern Gott vergibt allen umsonst, gleich barmherzig und völlig. ... Darum bezeugt die Schrift, daß alle, die gerechtfertigt werden, Juden und Heiden, Männer und Frauen, schwachgläubige und starkgläubige ... ebenso gerecht sind wie Abraham, der Vater der Gläubigen. Röm. 4, 11. 23." **)

Ein stufenweises Wachsen in der Rechtfertigung lehrt das Tridentiner Concil:

„Die so gerechtfertigt und Freunde Gottes geworden sind, gehn von Tugend zu Tugend und werden, wie der Apostel sich ausdrückt, von Tag zu Tag erneuert; das heißt: sie tödten ihre Fleisches Glieder, geben sie zu Waffen der Gerechtigkeit .... halten die Gebote Gottes und der Kirche, und wachsen so in der Gerechtigkeit die sie durch die Gnade Christi empfangen haben, ... und werden immer mehr gerechtfertigt." ***)

Das Concil zieht aber auch die Consequenzen der Lehre. Denn sezt doch den Fall, einer, dem die Hälfte seiner Sünden

---

*) Hunnius Articulus de justificatione. Francofurti 1590. 8. S. 102.

**) H. Hoepfner, De justificatione hominis peccatoris coram Deo. Lipsiae 1653. 4. S. 325.

***) Conc. Tridentinum Sessio VI. De justificatione cap. 10.

vergeben ist, stirbt. Was wird aus ihm? In den Himmel kann er nicht kommen, denn seine halbe Schuld ist unvergeben; in die Hölle auch nicht, denn er ist zur Hälfte durch das Blut Christi gereinigt; wohin also? Natürlich ins Fegefeuer, sagen die Tridentiner. Man sieht: zur römischen Lehre paßt die Meinung von der gradweisen Sündenvergebung trefflich, zur evangelischen nicht.

Allein mögen die Consequenzen so oder so sein, der verehrte Herr Verfasser des erwähnten Artikels bringt Schriftstellen und verlangt alles Ernstes von uns, daß wir uns mit ihnen auseinandersetzen; denn man könne sie nicht preisgeben, ohne die ganze Schrift zu brechen. Wir geben sie nicht Preis, sondern nehmen sie an; sehen indeß zu, was sie sagen.

„Die Taufe Johannis — heißt es am angeführten Orte — führte Sündenvergebung und h. Geist mit sich, aber es waren nur die keimartigen Anfänge der Erteilung der Sündenvergebung und des h. Geistes."

Daß ein reicheres Maß des h. Geistes mit der Aposteltaufe seit Pfingsten verknüpft war, als mit der Taufe Johannis, ist aus Apgsch. 19 ganz klar, daß aber Gott durch die Vermittelung der Apostolischen Taufe viele Sünden vergab und durch die Vermittelung der Johanneischen wenig, bestreiten wir. Denn einmal wird die Taufe Johannes ebenso eine Taufe zur Vergebung der Sünden genant (Luc. 3, 3) wie die des Petrus am Pfingstfest (Apgsch. 2, 38). Und dann sagt der Mann im Kameelshaarkleid zu den Pharisäern und Sadducäern, die zu seiner Taufe kamen: Ihr Otterngezüchte, wer hat euch gewiesen dem zukünftigen Zorn zu entrinnen? Dem zukünftigen Zorn entrint aber kein Sünder, sondern blos, wen Gott gerecht gemacht hat.

Noch zuversichtlicher beruft sich der erwähnte Artikel auf das Alte Testament. „Niemand wird läugnen, heißt es S. 292 der Kirchenzeitung, daß es unter dem Alten Bunde eine Sündenvergebung gab. Sie für eine vollständige zu erklären: würde heißen: Christum verläugnen, und in Gegensaz treten gegen Jeremias, der die Vergebung der Sünden als den Hauptvorzug des Neuen Bundes vor dem Alten bezeichnet C. 31, 34, gegen Sacharja, welcher in C. 13 den freien offnen Born wider die Sünde und Unreinigkeit als ein Gut der Zukunft darstellt, und gegen den Brief an die Hebräer, welcher mit einem: Wie viel mehr die Sündenvergebung des Neuen Bundes der des Alten Bundes entgegenstellt C. 9, 14. Wie ist es möglich hier sich dem Zugeständnis zu entziehn, daß die Sündenvergebung mannigfache Stufen hat?"

Also: die Sündenvergebung des Alten Bundes für eine vollständige erklären, heißt: Christum verläugnen. So hätten Luther, Chemnitz und Gerhard, so hätten Hutter und Hunnius, so hätten die Väter der evangelischen Kirche ohne eine einz ge Ausnahme Christum verläugnet. Denn es ist auch nicht ein einziger unter ihnen, der die Sündenvergebung unter dem Alten Testamente für unvollständig erklärte. Auch nicht ein einziger, der den römischen Traum von einem Mittelzustand, in welchen sie wegen unvollständiger Vergebung gerathen, nicht weit von sich gewiesen. Sondern sie lehren allesamt, daß Henoch und Elias und die andern Heiligen durch das Blut Christi gerecht und aller Sünden ledig geworden, gleicherweise wie wir. Und wodurch sollten wir Christum verläugnen. Nüzte denn das Verdienst Christi nicht, ehe es war? Wirkte der Versöhnungstod des Sohnes nicht so gut rückwärts wie vorwärts? Heißt das nicht vielmehr dem Blute Gottes recht Ehre geben, wenn wir bekennen, daß es reinigte, ehe er es vergoß.

Aber was disputiren wir über verläugnen oder nicht verläugnen. Abraham ist der Vater aller Gläubigen Röm. 4, 12. 15. 17. 18. 24. Seine Rechtfertigung ist das Vorbild der unsern, sein Glaube unser Exempel. Und die Rechtfertigung Abrahams sollte unvollständig gewesen sein? Nun so fällt das ganze vierte Capitel des Römerbriefs, und niemand soll mir mehr sagen, daß wir nach der Weise Abrahams gerechtfertigt werden.

Und warum betet denn David Psalm 25, 18: „Vergib mir alle meine Sünde," und Psalm 39, 9: „errette mich von aller meiner Sünde." Und wie können die Korachiten sagen (Psalm 85, 3): „Der du die Missethat vormals vergeben hast deinem Volke und alle ihre Sünde bedeckt." Und David (Psalm 103, 3): „Lobe den Herrn meine Sele ... der dir alle deine Sünde vergibt." Und der Psalmist (130, 8): „er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden." Und Jesaia von der Vergangenheit (38, 17): „Siehe um Trost war mir sehr bange, du aber hast dich meiner Sele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe, denn du hast alle meine Sünde hinter dich zurückgeworfen." Und sagt nicht Ezechiel (33, 16): „Wenn sich der Gottlose bekehrt ... so soll all seiner Sünden, die er gethan hat, nicht mehr gedacht werden." Und Hosea (14 V. 3): „Nehmt diese Wort mit euch und bekehrt euch zu dem Herrn und sprecht zu ihm: Vergib uns alle Sünde und thue uns wol, so wollen wir die Farren unserer Lippen opfern." Und Micha 7, 18 ff.: „Wo ist ein solcher Gott, wie du bist, der die Sünde vergibt und erläßt die Missethat den Uebrigen seines Erbteils, der seinen Zorn nicht ewiglich behält, denn er ist barmherzig. Er wird sich unser wieder erbarmen, unsere Missethat unter die Füße treten und all ihre Sünde in die Tiefe des Meeres werfen. Du wirst dem Jakob die Treue und Abraham die Gnade halten, wie du unsern Vätern vorlängst geschworen hast." Kann man die vollständige Vergebung deutlicher ausdrücken? Oder wenn dies immer wiederkehrende „alle, alle, alle" nach uns nicht bekanten Sprachgesetzen eine unvollständige Rechtfertigung anzeigt, welcher Ausdrücke sollte sich denn der h. Geist bedienen, uns eine vollständige bemerklich zu machen?

Aber Jeremias soll doch die Vergebung der Sünden als den Hauptvorzug des Neuen Bundes vor dem Alten bezeichnen. Jerem. 31, 31 ff. heißt so: „Siehe es komt die Zeit, spricht der

Herr, da will ich mit dem Hause Israels und mit dem Hause Judas einen neuen Bund machen ... ich will mein Gesez in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein. Und keiner wird den andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn; sondern sie sollen mich alle kennen, beide klein und groß, spricht der Herr. Denn ich will ihnen ihre Missethat vergeben, und ihrer Sünde nicht mehr gedenken." Wenn die Vergebung der Sünden hier einen Vorzug des Neuen Bundes vor dem Alten bezeichnet, beweist die Stelle zu viel. Denn in diesem Fall würde folgen, daß es im Alten Bunde gar keine Vergebung der Sünden gegeben. So nackt sind die Worte. Noch mehr: Wenn alles, was Jeremias hier von dem Neuen Bunde sagt, als Vorzug des Neuen zu betrachten ist, so muß auch das: „Und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein" als ein Vorzug des Neuen Bundes gelten. Und doch ist dieselbe Verheißung der Hauptinhalt des Alten Bundes so gut wie des Neuen. Man lese Gottes Worte an Abraham Gen. 17, 7, und an sein Volk Israel durch den Mund Mosis 3 Mos. 26, 12. Wenn Gott aber im Alten Bunde alle Sünden um Christi willen nicht minder als im Neuen vergab, warum erwähnt er denn die Vergebung hier, wo es sich um den eigentümlichen Vorzug des Neuen vor dem Alten Testament handelt? Die Antwort ist nicht schwer: Jeremias erwähnt die Vergebung der Sünden gar nicht als einen Vorzug, sondern er sagt: der Neue Bund wird zwei besondere Gnaden haben: das Gesez wird den Gliedern seiner Gemeine ins Herz geschrieben werden, daß sie es nicht zwangsweise thun, und: sie werden alle von Gott gelehrt sein. Die Quelle beider Gnaden aber wird die Vergebung der Sünden sein, welche die Quelle aller Gnaden gewesen ist, ist und sein wird. Daß das in der That der Sinn unseres Textes, zeigt das Denn, mit welchem die Stelle begint.

„Wer lehrt, daß es im alten Testamente eine vollständige Sündenvergebung gegeben, — fährt der erwähnte Artikel fort — tritt in Gegensaz gegen Sacharja, welcher 13, 1 den freien offnen Born wider die Sünde und Unreinigkeit als ein Gut der Zukunft darstellt." Ja den frei offenen Born, nicht den Born überhaupt. Vorhin war wol auch Wasser der Reinigung in der Kirche, aber der Stein des Levitischen Priestertums lag darauf. Hatte Gott doch die Vergebung im alten Bunde an die Darbringung des Sündopfers durch die Hand des Priesters geknüpft 3 Mose 4, V. 20. 31. 35. Im neuen Bunde dagegen hat Jesus Christus der rechte Jakob den Stein des mosaischen Jochs von dem Loch des Gnadenbrunnens abgewälzt, damit seine Rahel ihre Schafe ungehindert tränken kann.

Auch gegen den Brief an die Hebräer soll unsre Lehre verstoßen, welcher mit einem wie viel mehr die Sündenvergebung des neuen Bundes der des alten entgegenstellt. C. 9, 14. Hebr. 9, 13. 14 heißt so: „Wenn der Ochsen und der Böcke Blut und die Asche von der Kuh gesprenget heiliget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit, wie viel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne allen Wandel durch den ewigen Geist Gott geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den todten Werken zu dienen dem lebendigen und wahrhaftigen Gott." Hätte der Apostel gesagt: Wenn Ochsen- und Bocksblut schon einige Sünden wegnehmen konte, wie viel mehr Sünden wird das Blut des Sohnes Gottes aus dem Mittel thun, — so müßten wir dem genanten Kirchenzeitungsartikel Recht geben. Das sagt er aber nicht. Denn Ochsen- und Bocksblut an sich reinigt überhaupt nicht von Sünden Hebr. 10, 4. Darum ist der Gegensaz auch an unsrer Stelle ein andrer. Der Apostel vergleicht das Opferblut, wie es an sich ist, mit dem Blute Christi und sagt: Wie das Stierblut im alten Testament die Leiber reinigte, so und noch unendlich viel mehr wäscht das Blut des Sohnes die Selen. Daß mit der leiblichen Reinigung durch das Opferblut nach 3. Mose 4 und 3. Mose 16 auch die Vergebung der Sünden verknüpft war, darauf reflektirt er hier gar nicht. Denn auch sie floß nicht aus dem Blute der Thiere, sondern aus den Wunden Christi auf Golgatha. Daß wir aber recht erklärt haben, wird evident, wenn man die alttestamentliche Stelle nachliest, auf die der Apostel zurücksieht. Denn nachdem Gott im 16. Capitel des dritten Buchs Mose den Ritus des jährlichen Versöhnopfers mit Stierblut und Bocksblut beschrieben hat, sagt er im 30. Verse: „Denn an diesem Tage geschieht eure Versöhnung, daß ihr gereinigt werdet; von allen euren Sünden werdet ihr gereinigt vor dem Herrn." Und am Schluß des Capitels: „Das soll euch ein ewiges Recht sein, daß ihr die Kinder Israels versöhnet von allen ihren Sünden im Jahr ein Mal."

Wie ist es möglich sich hier dem Zugeständnis zu entziehn, daß es schon im alten Bunde eine vollständige Vergebung der Sünden gab.

Indeß will der verehrte Herr Verfasser die stufenweise Rechtfertigung auch aus neutestamentlichen Instanzen beweisen. „Der Herr lehrt uns — sagt er — in dem Gebete, welches er uns zum täglichen Gebrauche vorgeschrieben hat, bitten: Vergieb uns unsere Schulden. Gibt es keine Grade der Sündenvergebung, so bitten wir in dieser Bitte nicht um Vergebung desjenigen, was ich mein Tag begangen, sondern nur um Vergebung für die lezten 24 Stunden. Jeder wende sich von den Formelmännern ab und steige in sein Gewissen herab, so wird er gewiß die Anwort erhalten: daß auch die vergebenen Sünden, von der Erbsünde an, noch Gegenstand der Bitte sind. Wer das jezt

nicht erkennen will, wer es im Vertrauen auf die einmal erhaltene Sündenvergebung unterlassen hat, täglich nach ihr zu ringen, der wird es auf dem Sterbebette um so gründlicher erfahren."

Hier ist Wahrheit und Irtum mit einander gemischt: Wer es im Vertrauen auf die einmal erhaltene Sündenvergebung unterläßt, täglich nach ihr zu ringen, ist am Rande der Hölle. Das ist wahr. Aber die Frage ist: Was ist Gegenstand der täglichen Bitte: Vergib uns unsere Schuld. Die Meinung: die Sünden der lezten 24 Stunden ist ebenso falsch wie die andere: die schon vergebenen Sünden. Die rechte Antwort aus Gottes Wort ist: „unser ganzer Sündengreul". Ich bin von Grund aus voller Schand und Sünden; der ganze Leib ist krank, das ganze Herz ist verpestet. Man lese doch Psalm 51: Betet denn David da um Vergebung bereits vergebener Sünden? Nein. Betet er etwa blos um Vergebung der Hurerei und des Mordes? Nein. Sondern beides, Ehebruch und Todschlag, ist für ihn der Anlaß, in die Tiefe seines Herzens hinabzusteigen und den Greul der Erbsünde zu erkennen, aus der Alles geflossen. So betet er um die Vergebung des ganzen Greuls und empfängt sie (Ps. 32). Ist das eine gradweise Vergebung? Nimmermehr, sondern es ist eine völlige Zueignung des völligen Verdienstes Christi. So müssen wir täglich unser ganzes Sündenelend vor Gott bringen und täglich ganz rein werden. Dann werden wir täglich nicht blos: „Vergib uns" beten, sondern auch: „Lobe den Herrn meine Sele, der dir alle deine Sünde vergibt."

„Es ist früher in diesen Blättern nachgewesen worden, sagt der erwähnte Artikel der Ev. K. Z. weiter, daß nach der Anschauung der Schrift jedes Leiden auch des Gerechtfertigten Strafe ist. 2 Cor. 12, 7. Hebr. 12. 1 Petr. 4, 17. Offenb. 3, 19. Strafe und Vergebung schließen sich aus. Sofern einer gestraft wird, kann er nicht Vergebung haben, obgleich er nach der andern Seite ein recht reiches Maß von Vergebung besitzen ... kann." Dagegen erklären wir mit den Vätern: Strafe und Vergebung schließen sich nicht aus; sondern wie ein Vater seinem Sohne, der sich in Schulden gestürzt hat, vergibt, und ihn doch auf ein geringeres Einkommen sezt, um ihn am Rückfall zu hindern, so Gott. Als Mose Num. 14 für das rebellische Volk um Vergebung bat, erwidert Gott (V. 20 ff.): „Ich habe vergeben, wie du gesagt hast. Aber so wahr ich lebe, so soll alle Welt der Herlichkeit des Herrn voll werden. Denn alle die Männer, die meine Herlichkeit und meine Zeichen gesehen haben ... und mich nun zehnmal versucht und meiner Stimme nicht gehorcht haben, derer soll keiner das Land sehen, das ich ihren Vätern geschworen habe."

Daß Strafe und Sünde miteinander in Wechselbeziehung stehen, ist ganz richtig. Die Strafe, welche die Gerechtfertigten trifft, steht aber nicht zu der Sünde in unmittelbarer Beziehung, welche ihnen vergeben ist, sondern zu der Erbsünde, die immer anklebt und träge macht. So gestattete Gott dem Satansengel nicht in der Absicht den Apostel Paulus zu schlagen, um ihn für seine alten Sünden zu strafen, sondern wie 2 Cor. 12, 7 klar zu lesen: „damit er sich der ihm gewordenen überschwenglichen Offenbarungen nicht überhöbe."

Nicht anders sieht auch der Verfasser des Hebräerbriefs alles Leid an. Denn er bezeichnet als Ziel der züchtigenden Vaterliebe Gottes die Teilnahme an der göttlichen Heiligkeit, also die Reinigung von der Erbsünde V. 10, und V. 13 die Heilung. Das ist auch der Sinn von 1 Petr. 4, 17: „es ist Zeit, daß das Gericht am Hause Gottes beginne." Gericht ist nichts anderes, als Scheidung von der Sünde. Die Gerechten tragen auch noch Ueberbleibsel des Fleisches in sich; wenn Gott solche nicht durch Schmerz reprimirte, könten sie leicht überhand nehmen und Ezech. 18, 24 könte sich erfüllen: „Wo sich der Gerechte kehrt von seiner Gerechtigkeit und ... thut nach allen Greueln, die ein Gottloser thut, sollte der leben? Ja, aller seiner Gerechtigkeit ... soll nicht gedacht werden, sondern in seiner Uebertretung und in den Sünden, die er gethan, soll er sterben."

Auch Offenb. 3, 19 stimt damit wol: „Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße." Oder nach dem Grundtext: „Welche ich lieb habe, die überführe und erziehe ich." Ueberführe — wovon? Von dem Sündengreul in uns, den wir von Adam geerbt haben und aus dem alle Thatsünden fließen. Erziehe — wozu? Zur Heiligkeit, durch das Mittel fleißiger Buße.

So hat denn Gerhard Recht, wenn er sagt: „Wol sind die Frommen, auch nachdem sie die Vergebung empfangen, dem gemeinen Leid dieses Lebens, ja hie und da selbst besonderer Züchtigung unterworfen; das sind aber nicht Strafen im eigentlichen Sinne des Worts. Denn sie kommen nicht von einem erzürnten, sondern von einem versöhnten Gott. ... Vielmehr sind sie einerseits öffentliche Zeugnisse von dem Misfallen Gottes an der Sünde, andererseits Erinnerungszeichen an vergangene Vergehungen und Arznei wider zukünftige für die Frommen." *)

(Schluß folgt.)

Zwei Beerdigungen von Protestanten in Tyrol.

Im Jahre 1857 erkrankte zu Innsbruck auf der Durchreise eine protestantische Dame. Da ihr Zustand höchst bedenklicher Art war, so riefen ihre Angehörigen einen evangelischen Geistlichen von M., der ihr das heilige Abendmal reichen und sie in ihren lezten Stunden trösten solle. Als dieser nach Innsbruck kam, war die Dame bereits verschieden und die Hinterbliebenen wünschten nun, daß die Beerdigung der Leiche in Inns-

*) Jo. Gerhard, Disputationes theologicae. Jena 1655. 4. S. 434.

bruck vorgenommen werde. Nach den damaligen gesezlichen Bestimmungen durfte nun zwar die Leiche eines Akatholiken in einem ungeweihten, getrenten Teile des Kirchhofs begraben werden; allein es war auf dem neuen, teilweise schon geweihten Kirchhof ein solcher Plaz noch nicht abgesteckt; anstatt aber sogleich dafür Sorge zu tragen, daß dies geschehe, erklärte das katholische Pfarramt rundweg, die Beerdigung müsse als gänzlich unstatthaft verweigert werden.

Alle Remonstrationen des Geistlichen waren umsonst. Er ging zur Statthalterei, welche die Beisetzung der Leiche auf dem alten, seit dem 31. December 1856 geschlossenen Kirchhofe gestattete, aber gegenüber der Oberherlichkeit der Kirche sich außer Stande erklärte, die Beerdigung nach protestantischem Ritus gestatten zu können. Doch ersuchte der betreffende Referent der Statthalterei den evangelischen Geistlichen, in seinem (des Referenten) und des Erzherzog-Statthalters Namen sich abermals an das katholische Pfarramt mit der Bitte um Gewährung der Beerdigung nach protestantischem Ritus zu wenden.

Mit wenig Hofnung machte er sich auf den Weg; als ihm dann vom Stadtpfarramt mitgeteilt wurde, mit welcher Strenge die Gesetze gegen Akatholiken im Lande eingehalten würden, wie z. B. vor einigen Jahren ein Feldkaplan, der einen evangelischen Geistlichen bei einem Leichenkondukt begleitet hatte, zu einem Jahr Korrektionsanstalt verurteilt worden war (die Strafe wurde dann in eine gelindere Kirchenbuße umgewandelt) — da wußte der Geistliche zur Genüge, daß in diesem Lande kein Rechtsschuz für Protestanten zu finden sei.

Traurig über solche Unduldsamkeit kehrte er in seinen Gasthof zurück. Hier erwartete ihn bereits der Bürgermeister von Innsbruck, ein sehr wolgesinter Mann, mit der Nachricht: das Gemeindekollegium erteile mit Freuden die Erlaubnis zur protestantischen Beerdigung. Der Geistliche aber, der sicher gehen wollte, fragte, ob das Gemeindekollegium auch die Verantwortung dieses Schrittes und nötigenfalls den Schuz des Geistlichen auf sich nehmen wollte. Was ein Erzherzog-Statthalter nicht vermag, vermag auch die städtische Vertretung Innsbrucks nicht, nämlich dem Willen der Kirche gegenüber selbständig aufzutreten. Der Bürgermeister erklärte, es sei ihm unmöglich, Verantwortung und Schuz zu versprechen.

Amtlich durfte der Geistliche nun nicht bei der Beerdigung erscheinen; so wollte er derselben auch nicht als Privatperson beiwohnen und verwendete deshalb den Nachmittag zum Besuch einer protestantischen Familie in Hall bei Innsbruck. Abends bei seiner Rückkehr erfuhr er, daß eine halbe Stunde vor der Beerdigung ein Polizeikommissär gekommen war, um dem protestantischen Geistlichen zu eröffnen, daß er in keiner Weise an dem Akt der Beerdigung sich beteiligen dürfe, widrigenfalls würde man sich zu unlieben Schritten genötigt sehen; ein katholischer Geistlicher werde der Beerdigung als Zeuge beiwohnen. Leztere Anordnung der Polizei wurde kurz darauf wieder zurückgenommen, da das katholische Pfarramt sie als gänzlich unstatthaft befunden hatte.

So trug man Abends die Leiche hinaus ohne Sang und Klang, viel Bürger Innsbrucks folgten ihr nach. Als man das Portal des Kirchhofs betrat, läuteten die Glocken einer an den Kirchhof angränzenden Kapelle zur Vesper; sie mußten auch der Leiche eines evangelischen Christen läuten. Der Sarg wurde ins Grab gesenkt, da war Alles todtenstill; und als die Angehörigen drei Schaufeln Erde ins Grab warfen, entblösten sich die Häupter und die Hände falteten sich zum stillen Gebet. Das hatte man nicht verbieten können.

Solches geschah im Jahre 1857 im Lande Tyrol. Nun sind 10 Jahre seidem verflossen, wie ist's jezt geworden?

Jüngst wurde wieder in Innsbruck ein Protestant begraben, es war ein Jüngling, der von Meran aus, wo er zur Kur gewesen war, sich zum lieben Vaterhaus aufgemacht hatte, aber unterwegs, etwa eine Stunde vor Innsbruck, im Wagen vom Tod überrascht worden war. Es wurde sogleich wieder ein evangelischer Geistlicher von M. gerufen; wie staunte aber dieser, als er vom Bruder des Verstorbenen erfuhr, das katholische Stadtpfarramt habe erklärt, der Beerdigung stehe gar kein Hindernis im Wege, die Leiche könne auf dem „protestantischen Kirchhofe" bestattet werden. In Innsbruck — ein protestantischer Kirchhof! dem Geistlichen schien dies gar nicht möglich zu sein; wer wird es nicht für erklärlich finden, daß ihn alsbald große Begierde erfaßte, den protestantischen Kirchhof Innsbrucks zu sehen! So machte er sich denn am Morgen vor der Beerdigung mit dem Bruder des Heimgegangenen auf den Weg. Sie durchschritten den katholischen Kirchhof und, am Leichenhause angelangt, baten sie den dort wohnenden Todtengräber, ihnen doch den protestantischen Kirchhof zu zeigen. Nun hat das Leichenhaus rückwärts einen Vorbau, wodurch zu beiden Seiten eine rechtwinkliche Ecke entsteht, die von einer niedrigen Mauer eingefaßt ist. Der Geistliche und sein Begleiter wurden in den Hof links vom Leichenhause geführt, in einen äußerst verwilderten Hof, es gleicht derselbe etwa dem Winkel, an welchem man die Selbstmörder zu begraben pflegt; das ist der protestantische Kirchhof zu Innsbruck.

Der Geistliche fühlte tiefes Mitleid mit seinem Begleiter, dem sich das Herz mit heiligem Ingrimm brüderlicher Liebe füllte. Doch es blieb nichts Anderes übrig, als sich der Macht der Thatsachen zu fügen. Durfte man doch froh sein, daß die Beerdigung nach protestantischem Ritus im Ketzerwinkel, dessen vis-à-vis die Judenecke bildet, gestattet war!

Vom Kirchhofe aus gingen die beiden zum katholischen Dekan, einem würdigen und äußerst feinen Manne. Hier wurden sie mit großer Freundlichkeit empfangen; nebenbei wurde dem evang. Geistlichen mitgeteilt, daß nach einem Gesetze der Statthalterei ein protestantischer Leichenkonduk durch die Stadt verboten sei; im Uebrigen stehe der Beerdigung nichts im Wege.

Nachmittags 4 Uhr fand dieselbe statt. Die Thatsache, daß gerade diese Stunde in maßgeblicher Weise vorgeschlagen wor-

den war, während die gewöhnliche Beerdigungszeit in Innsbruck zwischen 2 und 4 Uhr ist, gibt Anlaß zu mancherlei Erwägungen.

Nachdem um die bezeichnete Stunde in dem Hausflur des Spitals unter dem Zudrang einer großen neugierigen Volksmenge die Aussegnung gehalten worden war, fuhr der Geistliche vor der Leiche her bis zum Portale des Kirchhofs; am Ende des schönen Laubgangs, der dorthin führt, erwartete er den Sarg. Der Sarg, in welchem die Leiche eines evangelischen Christen liegt, darf in Tyrol nicht durch den Kirchhof, in welchem die Leiber der „Gläubigen" liegen, getragen werden; hinter der Mauer herum mußte man sich schleichen, um durch ein eignes Thor in den protestantischen Kirchhof einzutreten. Hier wurde die Beerdigung nach der allgemein üblichen protestantischen Sitte vorgenommen; der Geistliche trat mit dem Bewußtsein einer guten Sache auf mit evangelischem, aus dem ewigen Heilsbrunnen geschöpftem Trost. Etwa 30 Bewohner Innsbrucks waren bei der Beerdigung anwesend. Sie zeigten viel Teilnahme; Gott segne es ihnen! —

Was ist nun der Fortschritt der Toleranz in Tyrol seit 10 Jahren? Die souveräne Verachtung derer, die denselben Vater im Himmel haben, die desselben Heilands sich getrösten, die desselbigen Geistes Kraft an sich erfahren dürfen — die Verachtung dieser Brüder in Christo ist die gleiche geblieben. Es ist genug, wenn sie in einem abgelegenen Winkel begraben liegen; die lezte Ehre, die Begleitung der Leiche vom Hause aus unter Vortritt des Geistlichen, wird dem Todten verweigert, weil er protestantisch war.

Es erscheint als ein Fortschritt der Toleranz, daß Protestanten auf einem eignen Kirchhofe von Geistlichen ihrer Confession eingesegnet werden, daß ihre Angehörigen auf diesem harten Gang, in dieser thränenreichen Stunde christlichen Trost aus dem Wort des Lebens hören dürfen — aber was ist's? Wol wird dies früher schon gestattet gewesen sein, wenn auf dem katholischen Kirchhof ein Plaz für Akatholiken abgesteckt war. Der Fortschritt ist also allein der, daß die Protestanten nun nicht mehr im Kirchhof selbst, sondern in einem Winkel außerhalb des christlichen Kirchhofs — denn das und nichts Anderes ist die Bedeutung des protestantischen Kirchhofs zu Innsbruck — begraben und nach der Sitte ihrer Kirche eingesegnet werden dürfen; ein Fortschritt der Toleranz!

O du schönes Land Tyrol, wann werden deine hohen Priester das Wort des Apostels St. Paulus verstehen: wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle?

Othello.

(Fortsetzung.)

Das ist die Gestalt der nicht blos erlaubten, sondern in dem Vorbilde Gottes und aus dem innersten Wesen der Ehe gebotenen Eifersucht. Wir müssen dabei über die Endsylbe: „die Sucht" hinwegsehen. Auch in wissenschaftlichen Werken, welche die Worte genauer abzuwägen pflegen, wird das Wort Eifersucht, auch ohne jenen aus der Sünde geborenen und auf sündlichen Trieb hindeutenden Nebenbegriff gebraucht, im täglichen Leben aber fortwährend in zwiefachem Sinne angewandt.

Davon ist aber wol zu unterscheiden das sündliche Zerrbild der Eifersucht, welche das Herz des Othello durchwuchert, und welche Shakespeare in unserm Drama allein im Auge hat. Wuttke sagt darüber in seinem Handbuche der christlichen Sittenlehre: „Bei der ungebrochenen Sündhaftigkeit ist das Mistrauen der Gatten gegen einander nicht blos natürlich, sondern auch berechtigt, ist aber doch eine die Liebe störende Macht, die in Beziehung auf die Treue des andern Gatten zur Eifersucht wird. Die Eifersucht vernichtet das Glück der Ehe, ja deren inneres Wesen selbst, sie sucht mit Eifer des Gatten Untreue, und sie hat bei dem natürlichen Menschen vollen Grund dazu. Wo das menschliche Herz noch unter der Knechtschaft der Sünde steht, da kann es nicht wahre Treue halten, die eifersüchtigen Gatten wissen das jeder aus der Kentnis des eigenen Herzens. Wahre Liebe und Eifersucht schließen einander aus, eben deswegen gibt es unter Weltmenschen keine wahre eheliche Liebe; nur die, welche Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch samt Lüsten und Begierden, und solche allein können volles Vertrauen erwecken und fordern. Mit der Eifersucht zugleich ist es auch die Selbstsucht beider Gatten, welche den vollen und wahren Einklang der Ehe unmöglich macht und die Liebe verdrängt."

Späterhin, da er von der Eifersucht im Allgemeinen und nicht speciell von der Eifersucht in Beziehung auf Geschlechtsliebe handelt, und diese als den leidenschaftlichen Eifer kennzeichnet, das eigene Verdienst auch von Andern anerkant zu wissen, und diejenigen, welche es durch die ihnen zu Teil werdende Liebe und Ehrung verdunkeln könten, zurückzudrängen, rechnet er die Eifersucht zu denjenigen Lastern, welche den Schein der Gerechtigkeit darstellen, und ihre Stärke grade darin erhalten, daß der Mensch in ihnen die Tugend der Gerechtigkeit zu besitzen und zu üben wähnt. Diese Eifersucht ist nur das Zerrbild eines gerechten Eifers um das Gute; der Mensch sucht mit Leidenschaftlichkeit die Gerechtigkeit in Beziehung auf den gewähnten eigenen Wert zu wahren, aber ihr Maß und ihr Ziel ist nicht ein vernünftiges, dem göttlichen Willen entsprechendes, sondern der selbstsüchtige Wille selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 22. Mai. № 41.

Vortrag bei der Gnadauer Pastoralconferenz

am 30. April 1867 von Prof. Ad. Wuttke.

Die kirchliche Aufgabe der Gegenwart ist in vieler Beziehung schwieriger als die politische; sie ist schwirig geworden durch die preußische Union, welche grade den Zweck hatte, über die aus der Trennung der verwandten kirchlichen Gemeinschaften entsprungenen Schwirigkeiten hinwegzuhelfen. Hätten wir keine Union, so wäre bei der Erweiterung unseres Staates die Sache sehr einfach. Die Kirche der Augsburgischen Confession in den neuen Ländern würde eben einfach zu der gleichen der alten Länder hinzutreten, und ebenso die reformirte zu der reformirten. Jezt aber scheinen die confessionellen Kirchen der neuen Länder wenig Neigung zu haben, an die Union der Landeskirche sich anzuschließen. Bei der Gründung der Union hat man bestimt nicht daran gedacht, daß aus ihr solche Schwirigkeiten erwachsen würden; in dem Maße aber, in welchem die beiden Kirchen in Preußen sich mit einander verbanden, haben sie sich von den gleichen Kirchen des übrigen Deutschlands getrent; das eng geknüpfte Band im Innern wurde zu einer scheidenden Schranke nach außen; und während die Union aus zwei getrenten Kirchengemeinschaften eine einzige zu machen bemüht war, hat sie thatsächlich zu den beiden bestehenden eine dritte hinzugefügt, welche von jenen zum Teil sehr feindselig betrachtet wurde, also daß ihre Angehörigen von jenen wol nicht selten von der Abendmalsgemeinschaft ausgeschlossen worden sind.

Wir müssen uns die ernste Frage vorlegen: was kann, was darf, was soll geschehen? was für eine Aufgabe hat die evangelische Kirche angesichts der eingetretenen Schwirigkeiten? Die Frage kann nicht abgewiesen, nicht verhüllt, nicht durch Schweigen beseitigt werden. Sie ist auch sofort von allen Seiten mit Lebhaftigkeit ergriffen und zum Teil, wir müssen es tief beklagen, mit Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit behandelt worden, vielfach mit einer Gereiztheit, welche der heiligen Sache der evangelischen Kirche wenig fromt, und dies leider auch grade von solchen Seiten, welche sich den Frieden innerhalb der evang. Kirche zu ihrem Wahlspruch gemacht haben. Wir können eine gewisse Erregtheit entschuldigen, wenn wir erwägen, daß es sich um eine hohe und heilige Sache handelt, einerseits um die treue Bewarung des evang. Bekentnisses, andrerseits um die Bewarung und festere Verschlingung des Bandes der inneren Einheit, welches die auf dem Boden des evang. Glaubens stehenden Christen umschlingt, und daß die Gefärdung einer dieser Aufgaben für die eine oder die andere Auffassung sehr nahe liegt.

Wir, die wir hier versammelt sind, gastlich aufgenommen von der Gemeinde, die von Anfang an die wahrhaft gläubigen Elemente der verschiedenen evangelischen Gestaltungen in sich gesammelt und sie treu bewart hat in einer Zeit des allgemeinen Unglaubens und Abfalls, wir werden vor Allem ins Auge zu fassen haben, daß die dringendste Aufgabe der Gegenwart die ist, den evangelischen Glauben zu schützen vor aller Vermischung mit dem rationalistischen und naturalistischen Unglauben, und in dem heiß entbranten Kampfe gegen diesen Unglauben den Geist der brüderlichen Eintracht innerhalb der verschiedenen Gebiete der christlich Gläubigen ungetrübt zu bewaren; wir werden uns ebenso zu hüten haben vor jeder Preisgebung unseres guten evangelischen Bekentnisses der Augsb. Conf., wie andrerseits vor der Zerstörung derjenigen Bemühungen, welche das Gemeinschaftsband zwischen den beiden reformatorischen Bekentnissen in treuer Liebe zum Evangelium immer fester zu knüpfen suchten.

Wir alle werden es gewiß schmerzlich beklagen, daß dem an sich so tief christlichen Gedanken einer friedlichen und lauteren Verbindung der beiden Kirchen sich bald anfangs so viele unklare, unlautere und unwahre Elemente beigemischt haben, daß aus der Einigung auf Grund des gemeinschaftlichen Glaubensinhalts für Viele eine Einigung auf Grund der Verwerfung der Bekentnisse geworden ist, daß der rationalistische Unglaube aus der Union eine Waffe gegen den evangelischen Glauben geschmiedet hat, also daß grade diese schlechterdings unevangelische Richtung vielfach die begeistertste Lobrednerin der Union geworden ist, die sie eben in ihrem Sinne auszulegen sich berechtigt hält, und daß wir, jezt wie sonst, zahlreiche Verteidiger der Union finden, welche nicht die Gläubigen beider Kirchen auf Grund des gemeinschaftlichen Glaubens vereinigen wollen, sondern die Ungläubigen aller Kirchen auf Grund der Verneinung. Wir werden es alle tief beklagen, daß zu der Durchführung der Union eine zeitlang teils ungeeignete, teils gewaltsame Mittel in Anwendung kamen, und so das gute Recht der evang. Kirche vielfach beeinträchtigt wurde. Aber wir werden dadurch nicht zu der Folgerung berechtigt sein, daß nun die Union, welche seit einem halben Jahrhundert bei uns Wirklichkeit und Gestalt gewonnen, ohne weiteres wieder in ihre Elemente aufzulösen sei. Grade wir Evangelischen Augsburger Confession wissen es sehr wol,

daß die Deutsche Reformation im Unterschiede von der Schweizerischen eine hohe Pietät gegen die bestehenden kirchlichen Einrichtungen, gegen das geschichtlich Gewordene hatte, und nur aus den dringendsten Gründen, wo es sich um das klare Wort der h. Schrift und um das Gewissen handelte, die geschichtlich gewordene kirchliche Gestalt in Frage zu stellen und zu bekämpfen unternahm, eingedenk des Wortes des Herrn, der da selbst das zerstoßene Rohr nicht brechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen wollte. Wir werden also die gewissenhafteste Umsicht zu beobachten haben, wenn es sich darum handelt, die Frage zu beantworten: welches ist die Aufgabe der evang. Kirche in Beziehung auf die Neugestaltung unsers Vaterlandes? — Umsicht, um nicht den lauteren Glauben zu gefärden, und doch auch nicht zu verderben, worin ein Segen liegt oder doch liegen kann, wenn es mit lauterer Gesinnung gebraucht wird. Ein gewaltsames, rücksichtsloses Eingreifen nach der einen oder nach der andern Seite führt bestimt zum Unsegen.

In dem gegenwärtigen Streite ebenso wie früher ruht der wesentlichste Grund der Gegensätze in dem leider noch so schwankenden Begriffe der Union. Derselbe schwankte, nach den Urkunden zu urteilen, zu verschiedenen Zeiten zwischen dem Gedanken einer völligen Vereinigung beider Kirchen zu einer in sich nicht mehr unterschiedenen Kirche, innerhalb welcher die Confessionsunterschiede nur geduldet sind, ohne aber eine Recht an ausdrückliche und amtliche Anerkennung im Kirchenregimente, also an eine besondere kirchenregimentliche Vertretung zu haben, welches Recht vielmehr nur dem Consensus der beiden Confessionen zusteht, — und zwischen dem Gedanken einer innigen Verbindung beider Kirchen, einer Conföderation, unter einem gemeinschaftlichen Kirchenregiment, wobei aber das bestimte kirchliche Bekentnis als zu Recht bestehend anerkant ist, und auch in dem kirchlichen Organismus seinen Ausdruck und in dem Kirchenregiment seine ausdrückliche Vertretung findet, — schwankt also zwischen dem Gedanken einer völligen Verschmelzung und dem einer möglichst engen Verbindung oder Einigung. Neben diesen zwei urkundlich zu stützenden Auffassungen hat sich in weiten Kreisen eine dritte Auffassung geltend gemacht, wonach die Union nicht den Consensus der beiden Kirchen zur Grundlage hat, sondern vielmehr die beiderseitigen Bekentnisse außer Kraft sezt und eine neue kirchliche Gemeinschaft ohne wirkliches Bekentnis gründet, allein auf dem formalen Principe der freien Schriftforschung. Diese Auffassung, welche die so unirte Kirche bestimt nicht von den freien Gemeinden, insoweit diese noch die heilige Schrift als Glaubensquelle gelten lassen, unterscheiden würde, ist nach den Unionsurkunden durchaus unberechtigt, und wir dürfen sie daher ohne weiteres beiseite lassen. Aber die beiden andern Auffassungen, so verschieden sie auch von einander sind, haben beide in den Urkunden einen Grund; und wenn allerdings die spätere Entwickelung der Union der zweiten Auffassung unzweifelhaft das Uebergewicht gegeben hat, so ist doch die erste so lange noch nicht als beseitigt zu betrachten, als jene nicht durch eine authentische Erklärung von Seiten der Kirche selbst festgestellt ist; denn vorläufig ruht sie nur auf königlichen Declarationen, die mit demselben Rechte, mit welchem sie gegeben sind, auch wieder abgeändert werden können. Für die Klärung und Befestigung unserer künftigen kirchlichen Zustände thut solche authentische und unzweideutige Erklärung dringend not.

Bevor wir in die Lösung der uns vorliegenden Frage näher eingehen, müssen wir eine kurze Uebersicht über den Stand der kirchlichen Verhältnisse in den neuen Ländern vorausschicken.

In Hannover ist die Kirche überwiegend lutherisch; auf 100 Lutheraner kommen nur 6 Reformirte; die Symbole der deutsch-evang. Kirche sind ausdrücklich anerkant, und die Geistlichen werden auf sie verpflichtet. Der Landesherr übt seine oberste kirchliche Gewalt durch fünf von einander unabhängige und durch ihren geschichtlichen Ursprung von einander sehr verschiedene Consistorien aus, die bis vor Kurzem nur das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten als leitende Behörde über sich hatten. Seit 1864 sind Bezirkssynoden und eine allgemeine Landessynode, aus geistlichen und nichtgeistlichen Mitgliedern zusammengesezt, angeordnet, aber noch nicht ins Leben getreten. Das gleichzeitig angeordnete Landesconsistorium als kirchliche Oberbehörde trat am 18. Juli 1866, am Tage des Einrückens der Preußen, in Wirksamkeit, aber nur für die lutherische, nicht auch für die reformirte Kirche geltend. Die reformirte Kirche wird in den althannöverschen Landesteilen durch eine Conföderation oder Synode vertreten, die unmittelbar unter dem Minister der geistl. Angeleg. steht. In einigen neueren Landesteilen, wie in Ostfriesland, stehen die reformirten Gemeinden mit unter dem lutherischen Consistorium, in welchem aber ein reformirter Superintendent Mitglied ist, — also ein combinirtes Kirchenregiment.

In Kurhessen, wo Landgraf Moritz 1604 zur reformirten Kirche übertrat, wurde zwar nicht eine Union eingeführt, aber doch Lutherisches und Reformirtes vielfach mit einander gemischt. Rechtsgiltige Bekentnisse sind zwar die Augustana und die Apologie, aber auch der Heidelberger Katechismus wurde im 18. Jahrhundert als ein symbolisches Buch angeführt. In der Grafschaft Hanau ist seit 1818 die Union, aber in dem Sinne einer Conföderation, mit Beibehaltung der beiderseitigen Bekentnisse. Seit 1821 haben die einzelnen Provinzen Consistorien, für lutherische und reformirte Gemeinden gemeinsam, unter dem Ministerium des Innern stehend. Der Landesherr hat die oberste kirchliche Gewalt, soll aber in liturgischen und anderen innerlichen Angelegenheiten der Kirche nichts verändern ohne Zustimmung einer Synode; diese Synoden sind jedoch bisher noch nicht ins Leben getreten.

In Nassau wurde 1817 die Union durch eine vom Herzog berufene Synode eingeführt, und zwar im Sinne einer vollständigen Verschmelzung beider Bekentnisse. Die Kirchenregierung ist den Händen des Landesherrn. Ein Kirchensenat macht eine Abteilung der Regierung aus, bestehend aus dem Bischof, zwei Geistlichen und zwei Juristen, unter dem Vorsiz des Regierungspräsidenten. Dieser Senat hat für die innerlichen Angelegenheiten der Kirche nur ein begutachtendes Votum; die eigentliche Aus-

führung ist bei der Regierung, welche z. B. Katechismus, Agende, Gesangbuch ganz selbständig eingeführt hat. Der Landesbischof hat die Oberaufsicht und den Vorschlag bei Anstellung von Geistlichen. Synoden sind in Aussicht gestellt, aber noch nicht berufen. — In Frankfurt sind beide Kirchen selbständig und getrent unter besonderen Consistorien. Der Senat hat das Oberaufsichtsrecht, die Bestätigung der Geistlichen und die oberste Disciplinargewalt.

Schleswig-Holstein ist rein lutherisch; die kirchliche Verfassung ist wenig entwickelt; die Kirche ist mehr als billig vom Staate beherscht. — Das lutherische Lauenburg hat seit 1585 noch dieselbe, wenig veränderte Kirchenordnung. Der Landesherr ist der Träger der höchsten Kirchengewalt; aber er kann kirchliche Verordnungen nur mit Genehmigung der Ritterschaft und der Landschaft nach vorgängiger Vernehmung mit dem Consistorium erlassen.

In keinem dieser Länder ist also eine dem preußischen Kirchenstande entsprechende Sachlage; auch Nassaus unirte Kirche ist von der preußischen Landeskirche noch sehr verschieden. Was also kann in Beziehung auf diese neuen Kirchengebiete geschehen?

Als schlechthin festen Punkt bei Lösung der vorliegenden Frage ist dies voranzustellen, daß nach der unzweifelhaften Auffassung der Deutschen Reformation die christliche Obrigkeit die rechtmäßige Trägerin des höchsten Kirchenregimentes ist, daß also der König von Preußen vom Augenblick der Besizergreifung der neuen Länder an auch der rechtmäßige Inhaber des kirchlichen Regimentes der evangelischen Kirchen derselben ist. Dieser Gedanke hat mit der späteren juridischen Theorie des Territorialsystems nichts zu thun, ist vielmehr von den Reformatoren und ihren Nachfolgern ganz bestimt und unzweifelhaft ausgesprochen. Man mag über die theoretische Richtigkeit und praktische Angemessenheit dieses Gedankens verschiedener Meinung sein, man mag schwere Bedenken gegen die Ersprießlichkeit desselben haben, man kann es aber nicht anfechten, daß er von den Reformatoren und ihren Nachfolgern entschieden festgehalten worden ist. Die deutsche evangelische Kirche Augsb. Conf. erfaßte die christliche Aufgabe des Staates und seiner Obrigkeit in viel höherer Weise, als es je vorher geschehen; sie macht nicht, wie die römische Kirche, den tiefschneidenden Gegensaz von weltlichem Staat und Kirche als zweier von einander gänzlich und schlechthin geschiedener Dinge, die auch für immer getrent sein sollen, sondern sie schreibt dem christlichen Staate eine hohe kirchliche Aufgabe zu, und faßt die christliche Obrigkeit in allen ihren Gliederungen als ein wesentliches Glied der Kirche, mit einer hohen Verpflichtung für dieselbe, als einen kirchlichen Stand, ganz ebenso wie der christliche Hausvater nicht blos das äußerliche, weltliche Wol der Familie zu besorgen und zu vertreten hat, sondern auch im Namen Gottes das geistliche Wol der Familie zu pflegen hat. Im Namen Gottes die christliche Ordnung im Volke bewarend und fördernd, hat die christliche Obrigkeit auch die Bewarung und Förderung der Kirche, als einen Dienst für die Kirche und als Inhaberin des höchsten Kirchenregiments. Man sage nicht, wie es misverständlich oft geschehen ist, daß hiermit die Augustana, Art. 28, in Widerspruch sei, wo gesagt wird, daß man die zwei Regimenter, das geistliche und das weltliche, nicht solle in einander mengen und werfen; denn da ist überhaupt gar nicht von der christlichen Obrigkeit, sondern durchaus nur von den Bischöfen die Rede, welche als solche nicht zugleich weltliche Macht haben sollen; und als Gegenstand der geistlichen Gewalt wird da ausdrücklich angegeben: das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen; und diese Macht ist allerdings niemals den Landesherren zuerkant worden; vom eigentlichen Kirchenregiment ist in diesem Zusammenhange gar nicht die Rede. — Die christliche Obrigkeit hat nach der Auffassung der Reformatoren das Gesez, im Unterschiede von Wort und Sacrament, zu handhaben, nicht blos das äußerliche, weltliche, bürgerliche Gesez, sondern auch das sittliche, göttliche Gesez, also auch das Kirchenregiment. Die Fürsten sind nicht blos die Spitze des weltlichen Staates und Träger der weltlichen Macht, sondern als hervorragende Glieder der Kirche zugleich auch zum Schutze und zur Förderung der äußerlichen und innerlichen Interessen der Kirche berufen und verpflichtet, und haben dafür Sorge zu tragen, daß das Evangelium rein verkündigt und das Volk recht unterrichtet werde (Schmalk. Art. S. 339), und sie haben zu diesem Zweck sich mit den Dienern des Wortes in Berathung und Einvernehmen zu setzen; magistratus in republica est minister et executor ecclesiae (Melanchthon). Erkanten auch die Reformatoren, besonders Luther, die naheliegende Gefahr des Misbrauchs dieser kirchlichen Stellung der Obrigkeit, wie diese Gefahr auch oft genug zu tiefem Schaden der Kirche wirklich geworden ist, so ging dennoch jene Auffassung in sämtliche evang. Kirchenordnungen über, und ist als ein unzweifelhaftes Element der evang. Kirchengestaltung zu betrachten. Dabei wurde allerdings das evangelische Bekentnis des Landesherrn als selbstverständlich vorausgesezt; und es ist ein der reformatorischen Zeit völlig fremder Gedanke und nur eine durch die Not der Wirklichkeit und durch den Mangel an größerer Selbständigkeit der Kirche zu erklärende Erscheinung, daß seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Kirchenregiment über die evang. Kirche selbst römisch-katholischen Fürsten zugestanden wurde, — jedenfalls ein so großer Uebelstand und ein so schneidender, innerlicher Widerspruch, daß in dieser Beziehung die Entwickelung des evang. Kirchenrechts bestimt noch einer Berichtigung bedarf.

Wollte nun aber Jemand aus dem so eben Angeführten, daß das landesherliche Kirchenregiment die Zugehörigkeit zu dem evang. Bekentnis voraussetze, gegen den von uns als unsere Grundlage vorangestellten Saz, daß der König von Preußen der unzweifelhafte Träger des Kirchenregiments auch über die nicht-unirten Kirchen der neuen Länder sei, schließen: dies leztere sei darum nicht zulässig, weil ein der Union angehöriger Landesherr nicht das kirchliche Haupt einer lutherischen Kirche sein könne, — so wäre dies eine rechtlich und geschichtlich vollständig

falsche Behauptung. Durch den Westfälischen Frieden sind auch die Reformirten als Augsburgische Confessionsverwandte anerkant; und auch das landesherliche Kirchenregiment reformirter Fürsten über die lutherische Kirche ihres Landes wurde in Deutschland überall als unzweifelhaft anerkant, insbesondere auch in den brandenburgisch-preußischen Ländern. Galt dies ganz unbestritten selbst damals, wo beide protestantischen Kirchen einander feindselig gegenüberstanden, so kann da, wo diese Feindseligkeit grundsäzlich abgewiesen ist, noch viel weniger ein Zweifel über das landesherliche Recht plazgreifen.

Wir treten, nachdem wir diesen festen, nicht anzutastenden Punkt vorangeschickt, der brennenden Frage näher. Dieselbe kann, wenn man von dem Bedürfnisse der geschichtlichen Wirklichkeit absieht, in sehr verschiedener Weise gelöst werden, und diese verschiedenen Weisen sind auch, in mannichfachen Verbindungen, ergriffen worden.

1. Man geht aus von der preußischen Landeskirche, und sagt: die Kirchen der neuen Länder haben sich einfach nach dieser zu richten;

2. man geht aus von den Kirchen der neuen Länder, und sagt: die preußische Landeskirche hat sich nach diesen zu richten;

3. man hebt die Eigentümlichkeiten der beiderseitigen Kirchen durch eine vollständige Neugestaltung der gesamten Kirche;

4. man beläßt alle diese bisher verschiedenen Kirchen in ihrer besonderen Eigentümlichkeit, und stellt sie nur unter die Personalunion des Landesherrn.

Nach dem *ersten* Wege nimt man also die preußische Landeskirche und die Union zum Ausgang, und läßt die übrigen Kirchen ohne weiteres in sie aufgehen; die preußische Landeskirche annectirt sich die bisher nicht-preußischen Kirchen. Wie die Länder als eroberte aufgehen müssen in den preußischen Staat, so werden auch ihre Kirchen als eroberte behandelt und ohne weitere Umstände zu Gliedern der preußischen Landeskirche, also der Union gemacht, nämlich durch unmittelbare höchste Anordnung. Dieser Weg, der als der einfachste sich zuerst darbietet, wäre vor einem halben Jahrhundert, vor Einführung der Union, möglich und natürlich gewesen und würde sich ohne alle Schwirigkeiten haben durchführen lassen, da ja nur die Träger des Kirchenregiments gewechselt hätten, nicht das Recht der Kirche an ihre eigentümliche und selbständige Ordnung und Confession in Frage gestellt worden wäre. Jezt, bei dem Bestehen der Union, ist die Sache wesentlich anders und bestimt nicht so leicht und einfach. Denn 1. ist es entschieden gegen den ausdrücklichen Grundgedanken der Union als einer nicht erzwungenen, sondern *freiwilligen* Vereinigung, wenn solcher Beitritt zu ihr in den neuen Landesteilen *anbefolen* würde; 2. würde die durch das preußische Kirchenregiment anbefolene Einführung der Union in den neuen Ländern unzweifelhaft so viel heißen, als Wasser in einem Siebe zu schöpfen. Hatte die Einführung der Union durch das unbestritten anerkante Kirchenregiment in den alten Landesteilen sehr große Schwirigkeiten vor sich und eine traurige Separation zur Folge, so würde eine solche Maßregel von Seiten eines Kirchenregiments, dessen Vollmacht über die neuen Landesteile doch jedenfalls noch eine sehr zweifelhafte ist, einfach zur Folge haben, daß höchstens die kirchlich Gleichgiltigen und die ganz Unkirchlichen sich dem fügen würden, fast alle kirchlich lebendigen Gemeinden aber sich von der Landeskirche trennen würden. Die traurigen Erfahrungen mit Zwangsmaßregeln gegen die Lutheraner der alten preußischen Landesteile aber reichen sicherlich vollständig aus, um *jeder* Regierung die Lust zu benehmen, denselben Weg noch einmal zu betreten. Nur beiläufig wollen wir darauf hinweisen, daß es wol kaum eine unklügere, unpolitischere Maßregel geben könte als diese, in eine durch die Entwickelung der lezten Geschichte tief aufgeregte Völkerschaft noch die von der preußenfeindlichen Partei sicherlich eifrigst aufgegriffene Brandfackel der *kirchlichen* Aufregung zu schleudern und einen Brand zu entzünden, dessen Ausgang gar nicht abzusehen wäre. Wir wissen es Alle, daß ein *königliches Wort* voll hoher Weisheit diese Befürchtung bereits abgewiesen hat.

Einzig zuläßig also für die, welche die Uebertragung des gegenwärtigen, unveränderten, unirten Kirchenregiments auf die neuen Landesteile wünschen, wäre allein der Weg der *Aufforderung* zum freiwilligen Beitritt zur preußischen Union ohne alle mit irgend einem Zwange zu vollziehende Anordnung. Dies würde aber sicherlich nicht zu dem erwünschten Ziele führen. Man übersehe hierbei nicht den großen Unterschied der kirchlichen Sachlage bei *uns* zur Zeit der Einführung der Union und bei den Kirchen der neuen Länder. Bei *uns* ging die Aufforderung zur Annahme der Union aus von dem rechtmäßig bestehenden Kirchenregiment, und wurde gerichtet an die einzelnen Gemeinden; in den neuen Ländern aber bestehen rechtmäßige, besondere kirchenregimentliche Organe, welche größtenteils *nicht* der Union angehören, sondern nach kirchlichem Gesez einer bestimten Confession angehören *müssen*. Ordnungsmäßig nun könte jene Aufforderung an die Gemeinden nur durch das Organ des bezüglichen, rechtmäßig bestehenden Kirchenregiments erfolgen; und daß dies nicht geschehen werde und könne, liegt in der Natur der Sache. Wollte man aber über die Köpfe dieser Kirchenbehörden hinwegschreitend sich unmittelbar an die einzelnen Gemeinden wenden, so wäre dies einfach eine rechtswidrige Gewaltmaßregel, nicht gegen die einzelnen Gemeinden, wol aber gegen die ganze betreffende Landeskirche und ihre rechtmäßigen Behörden; und ein etwa günstiger Erfolg bei *einigen* Gemeinden würde ganz unzweifelhaft eine tiefgehende Zerspaltung der Kirche zur Folge haben; die kirchlich mehr Gleichgiltigen würde man gewinnen, die kirchlich Treuen und Lebendigen würde man verlieren; statt einer Einigung hätte man eine feindselige Zerklüftung, und dies wäre doch wahrlich ein schlechter Gewinn. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 25. Mai. № 42.

Vortrag bei der Gnadauer Pastoralconferenz.

(Schluß.)

II. Umgekehrt, man geht aus von den Kirchen der neuen Länder und gestaltet die preußische Landeskirche danach. Dieser Weg hat beim ersten Anblick etwas sehr seltsames, weil das bisherige Ganze seine bereits eingelebte Eigentümlichkeit hingeben soll an die Eigentümlichkeit der neu hinzutretenden Teile; und in der That hat dieser Weg nur einen Sinn, wenn man sagt: der gegenwärtige Zustand der preußischen Landeskirche ist ein an sich unhaltbarer und unwahrer, und wir müssen also die sich darbietende Gelegenheit erfassen, um aus diesem unerträglich gewordenen Zustande herauszukommen, obgleich das Aufgeben der Eigentümlichkeit des Ganzen an die Eigentümlichkeit untergeordneter Teile an sich etwas Unnatürliches ist; wir müssen also, mit andern Worten, die landeskirchliche Union auflösen und zu vollständig gesonderten Kirchen der lutherischen und der reformirten Confession zurückkehren.

Dieser Weg wäre aber schon in formaler Beziehung nicht so einfach, als er aussieht; er wäre es nur dann, wenn die neuen Landesteile wirklich nur lutherische oder reformirte Kirchen hätten. Nun besteht aber in Nassau eine vollständige Union, viel intensiver noch als bei uns; und es würde also nicht blos der alten Landeskirche, sondern auch einem Teile der neuen Landeskirchen eine vollständige Umänderung des gegenwärtigen, gesezmäßigen Zustandes zugemutet werden, wenn nicht doch eine entschiedene Abtrennung der unirten Kirche Nassaus erfolgen, der Zweck jenes Weges also doch vereitelt werden sollte.

Es leuchtet ein, daß die Betretung dieses Weges, einer völligen Auflösung der Union, nicht um der Gleichartigkeit der gesamten Landeskirche willen geschähe, sondern auf der Voraussetzung ruht, daß die Union überhaupt vom Uebel sei und um jeden Preis aufgegeben werden müsse. Die jetzige politische Sachlage wäre also nicht der Grund, sondern nur die willkommene Veranlassung zu jener Auflösung, welche jedenfalls auch ohne solche Veranlassung erstrebt werden müßte; und die vorliegende Frage wäre weniger eine Frage der kirchenrechtlichen Zweckmäßigkeit, als eine Frage des innerlichsten kirchlichen Lebens selbst. Sehen wir uns die Sache näher an.

1. Beständen in Preußen nur lutherische und reformirte Gemeinden, welche durch die Union sich mit einander verbunden hätten, dann wäre die Lösung der Frage auf dem angegebenen Wege einfach und klar; es brauchte eben nur das Band zerschnitten zu werden, und beide Teile wären wieder selbständig und gesondert; und es wäre nur die Frage, ob solches Zerschneiden rathsam und ersprießlich wäre. Nun bestehen aber doch außer den allerdings der Zahl nach überwiegenden confessionellen Gemeinden in der Union auch noch solche Gemeinden, welche aus Bekennern beider Bekentnisse verschmolzen sind und sich weder zu der einen, noch zu der andern Confession bekennen, sondern nur zu dem Consensus. Bei einer Auflösung der Union würden also diese vollständig unirten Gemeinden außerhalb der beiden andern Kirchen bleiben und würden genötigt, eine dritte gesonderte Kirche zu bilden; und während die Union zwei bestehende Kirchen zu einer kirchlichen Gemeinschaft verbunden hatte, wären wir nun bei drei von einander gesonderten Kirchen angelangt; und dies kann doch unter allen Umständen nicht als ein erwünschtes Ergebnis der neuesten kirchlichen Entwickelung betrachtet werden. Und rechnen wir hierbei nicht mit algebraischen Größen, sondern mit bestimten und benanten Zahlen, nehmen wir die Gemeinden, nicht wie sie sein könten und sollten, sondern wie sie wirklich sind, und fragen wir, wie sich ein großer Teil der Gemeinden und Gemeindeglieder benehmen würde, wenn sie sich entscheiden sollten zwischen drei Kirchen, von denen die eine noch gar kein Bekentnis hat, so ist wol Grund genug zu der Befürchtung, daß aus der Auflösung der Landeskirche eine recht arge und ärgerliche Verwirrung in einem großen Teile der Gemeinden entstehen würde, und daß in diesen Wirren die verneinenden Geister die reichlichsten Früchte ernten würden.

2. Wenn man nicht mit Unrecht der früheren Einführung der Union das Bedenken entgegengestellt hat, daß kirchliche Werke von so hoher Bedeutung und so unberechenbarer Tragweite nur dann ersprießlich sein können, wenn sie in einer Zeit hohen kirchlichen Lebens naturwüchsig entstehen und nicht in mehr äußerlicher Weise durch bloße Anordnung von oben her gemacht werden, daß Zeiten der kühleren Stimmung mehr nur auf die Bewarung des Errungenen angewiesen sind, nicht zur Vernichtung des Bestehenden und zur Neuschöpfung, — so gilt dies bestimt auch von der Forderung der Auflösung der Union. Ist auch ihre Geburt und ihre Jugendzeit mit manchem Schatten behaftet, so ist sie doch seit mehr als einem Menschenalter in alle kirchliche Verhältnisse eingelebt und macht das Wesen der Landeskirche selbst mit aus; und es ist eine sehr bedenkliche Sache,

wenn man an bestehende kirchliche Verhältnisse, mögen sie auch vielfach mangelhaft sein, nicht eine entwickelnde und reinigende, sondern eine zerstörende Hand anlegen will. Grade die Deutsche Reformation legt mehr als die Schweizerische auf die Bedeutung einer Landeskirche einen hohen Nachdruck; grade die Deutsche Reformation bewart mit möglichster Schonung bestehende kirchliche Einrichtungen, wenn sie nicht bestimt dem Worte Gottes widersprechen. Das Independentenwesen hat seine höchste Ausbildung in der reformirten Kirche gefunden, und eine Auflösung bestehender Kirchen verleitet leicht dazu.

Wir dürften allerdings vor den naheliegenden schweren Gefahren, welche eine Auflösung der in fast alle kirchlichen Verhältnisse tief verflochtenen und eingelebten Union in sich trägt, nicht zurückschrecken, wenn die Union von der Art wäre, daß sie ein Aufgeben der Bekentnisse und der auf ihnen ruhenden kirchlichen Ordnungen und Kultushandlungen einschlösse; es wäre dann eine Pflicht der Treue und der Wahrhaftigkeit für jede an dem evangelischen Bekentnisse festhaltende Gemeinde, sich von solcher Union loszusagen, denn dann wäre die Gefahr, die durch eine Auflösung der bestehenden Landeskirche für ungereifte Christen entstehen könte, in dieser selbst schon zur vollen Wirklichkeit und zum Recht gekommen. Aber so steht es nicht; wir haben die urkundlichen Erklärungen der rechtmäßigen Vertreter des kirchlichen Regiments, daß es nicht so ist und nicht so sein soll, daß die Geltung der Bekentnisse nicht aufgehoben, sondern für die zu ihnen haltenden Gemeinden unverkürzt und unverkümmert erhalten werden soll, also daß keine Gemeinde sich einen Gotdienst und einen Geistlichen des entgegengesezten Bekentnisses aufdringen lassen darf. Steht es aber so, so hat der einzelne evangelische Christ und die einzelne Gemeinde nicht einen principiellen Grund, die Auflösung der Union zu erstreben.

Allerdings ist dieses erst eins; die Freilassung des Bekentnisstandes für die einzelnen Gemeinden erfüllt noch nicht die rechtmäßige Anforderung des evang. Christen an seine Kirche; denn es wäre dies nur Duldung, nicht kirchliche Anerkennung des Bekentnisses für eine Kirche; nur das Bekentnis des Einzelnen, welches ohnehin keine Macht der Erde antasten kann, und das der einzelnen Gemeinde wäre geschüzt, nicht die Kirche des Bekentnisses; und wenn also der Austritt aus der Union unter solchen Umständen auch nicht zu einer Gewissenspflicht würde, so könte man es doch eine kirchlich rechtmäßige Forderung nennen, eine Union aufzulösen, welche zwar das Bekentnis der einzelnen Gemeinde, aber nicht das Bekentnis der Kirche als solcher vertritt und schüzt, mit andern Worten, welche das Bekentnis der Kirche nicht in dem Kirchenregiment selbst zur Geltung bringt. Eine Kirche kann ohne innern Widerspruch nicht ein Regiment über sich haben, welches sich zu ihrem Bekentnis principiell nicht bekent. Wir sagen: principiell; denn thatsächlich kann es allerdings vorkommen, daß das Kirchenregiment in den Händen solcher ist, die den Glauben der Kirche nicht wirklich bekennen, ohne daß daraus das Recht der Lossagung von solcher Kirche folgte; es ist dies eine schwere sittliche Schuld der Träger des Kirchenregiments, aber nicht ein grundsäzliches Antasten des Rechtsbestandes der Kirche. Die römische Kirche hat atheistische Päpste gehabt; und in rein lutherischen Ländern ist das Kirchenregiment von lauter Rationalisten besezt gewesen; das ist ein schweres Leiden für die Kirche, aber nicht ein Umsturz ihrer rechtlichen Grundlagen, so wenig es ein Umsturz eines christlichen Staates ist, wenn der Landesherr ein Ungläubiger ist. Wenn aber das Kirchenregiment principiell nur den Händen derer anvertraut werden soll, welche das Bekentnis der bestimten Kirche nicht teilen, dann wäre es eine kirchliche Pflicht für die Bekenner des kirchlichen Bekentnisses, von solcher Union auszuscheiden.

Aber so steht es in Wirklichkeit nicht, obgleich es eine zeitlang so schien, als ob es so werden könne; und sobald die Union die Anforderung anerkent, daß das kirchliche Bekentnis auch in dem Kirchenregimente selbst seine nicht zufällige, sondern grundsäzliche Vertretung habe, und zwar so, daß dieses Bekentnis nicht blos für die einzelnen Gemeinden, sondern auch für deren kirchliche Gesamtheit als zu Recht bestehend und für alle sie betreffenden kirchlichen Anordnungen als maßgebend betrachtet wird, so sind die Bedenken, die der Anerkennung der Union etwa noch entgegenstehen könten, nicht von der Art, daß sie die Forderung der Auflösung derselben, nachdem sie einmal rechtlich besteht, rechtfertigten. Man mag, vielleicht nicht ohne Grund, sagen, jener Anforderung des kirchlichen Bekentnisses sei noch nicht mit hinreichender Sicherheit Genüge geschehen; wol, dies berechtigt aber nur zu dem Streben, daß dies geschehe, nicht zur Vernichtung derjenigen kirchlichen Wirklichkeit, welche bereits durch längeres Bestehen das Wesen der Landeskirche selbst mit ausmacht. Eine Entwickelung, eine Klärung, eine Sicherung erstreben, ist etwas wesentlich anderes, als eine bestehende kirchliche Wirklichkeit auflösen.

Also auch den zweiten Weg der Lösung unserer Frage: Aufhebung der Union um der neuen Landesteile willen, müssen wir als ungeeignet abweisen.

III. Der dritte Weg ist dieser: die Eigentümlichkeit der Kirchen in beiden Landesteilen wird aufgehoben und durch eine völlig neue Gestaltung der gesamten Kirche ersezt. Da nun das bestehende Kirchenregiment und die kirchliche Ordnung überhaupt zu dieser Eigentümlichkeit mitgehören und sie wesentlich selbst mit ausmachen, so kann folgerichtig dieser kühne Proceß nicht durch die bestehenden Mächte selbst bewirkt werden, sondern das allein entsprechende wäre, daß man über dieses Kirchenregiment und diese Ordnungen einfach hinwegschritte, auf die Urelemente der Kirche, — nicht die ideellen, sondern die materiellen, — zurückgriffe, und auf Grund der kirchlichen Volkssouveränetät durch allgemeine Urwahlen aller in die Kirchenbücher als getauft Eingetragenen zuerst die Gemeinden ganz neu construirte und dann durch eine Generalsynode auf Grund des allgemeinen Stimmrechts eine neue kirchliche Verfassung ganz neu erschüfe. Dieser sehr jugendliche Gedanke ist allen denen sehr genehm, die ohne Achtung vor der Geschichte und ihren Errungenschaften gern

alles aus bloßen abstracten Theorien gestalten und die Kirche wie den Staat zum Tummelplatze idealistischer Experimente machen; es ist der Weg der widergeschichtlichen Revolution. Es wäre sicherlich an unrichtiger Stelle, wenn wir hier auf die principielle Widerlegung dieser kirchlich-demokratischen Träumereien in ihrer folgerichtigen Gestalt uns einlassen wollten. Da aber einige Wurzelausläufer dieses Gedankens auch bei manchem von denen, die dem christlichen Glauben nicht feindselig gegenüberstehen, unter dem Namen des sogenanten „Gemeindeprincips" sich vorfinden, welches für manche mehr träumerische als evangelische Hofnungen zur ergibigen Quelle benuzt wird, so wollen wir um dieser willen einige wenige Bemerkungen nicht unterdrücken.

1. Kirchliche Neugestaltungen von bleibender geschichtlicher Bedeutung sind thatsächlich nie und nirgends von den Majoritätsbeschlüssen der kirchlich lauen Gemeinden entsprungen, sondern entweder von einzelnen, geistig und geistlich hervorragenden Männern, in welchen christlicher Geist, sei es auch in beirrter Gestalt, eine ungewöhnlich hohe Macht erlangt hat, oder von einer geistlich hochgetragenen Vielheit; immer aber war eine ideale Grundlage, eine ideale Macht, welche die Bewegung und ihre Schöpfungen hervorrief, eine hochgesteigerte Glaubenskraft mit einem bestimten Glaubensinhalt. In dem religiösen Bewußtsein der großen Massen der Gegenwart aber ist der geistige Inhalt entweder kein neuer, sondern eben derselbe, welcher bereits eine geschichtliche Gestaltung geschaffen hat, und dann kann er nicht umstürzend, sondern nur entwickelnd wirken, — oder, wenn er ein neuer ist, so ist er wesentlich verneinend, und was solcher Geist wirklich zu schaffen vermag, das sehen wir an der Jammergestalt der freien Gemeinden.

2. Wer da den Rath gibt, über die bestehenden kirchlichen Ordnungen hinwegzuschreiten und sie in das Chaos der Gemeindeabstimmungen aufzulösen, um sie durch eine Art kirchlicher Urzeugung oder generatio aequivoca neu zu erschaffen, der kann unmöglich die Bewegung eindämmen wollen in das Gebiet der bloßen kirchlichen Verfassung, die ja nur eine Blüte und Frucht des kirchlichen Bekentnisses ist. Jene Forderung schließt also unmittelbar und notwendig die andere ein, auch ein neues Glaubensbekentnis auf Grund der breitesten Basis der souveränen kirchlichen Massen zu erschaffen. Was aber die sogenante „moderne Bildung", d. h. diejenige Bildung, welche ihre Wahrheitsquelle auch für die heiligsten Interessen der Religion nicht in der heiligen Schrift, sondern in unterhaltenden Zeitschriften und materialistischen Schriften sucht und aus Unglauben und Aberglauben zusammengesezt ist, aus dem christlichen Glauben machen würde, das brauchen wir nicht erst zu fragen, geschweige zu beantworten. Denen, die so vertrauungsselig an die große Menge appelliren, dürfte es alsbald gehen wie dem Götheschen Zauberlehrling, der nach kurzer Freude angstvoll rufen mußte: „die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los."

IV. So scheint nun als einzig möglicher Weg der vierte übrig zu bleiben: es wird in den alten wie in den neuen Landesteilen alles so belassen, wie es sich vorfindet, man bildet eben eine Gruppe von verschiedenen Landeskirchen, die als einziges Band der Zusammengehörigkeit die Person des Landesherren haben, also eine bloße Personal-Union. Diese Weise, die man im Unterschiede von der vorigen, mehr sanguinischen, die phlegmatische nennen könte, scheint beim ersten Anblick die allerleichteste und bequemste. Aber dies ist ein sehr trügerischer Schein. Solche gesonderte Gruppengestaltung als bleibender Zustand wäre in der That nur dann möglich, wenn auch das Staatsverhältnis eine reine Personal-Union zwischen den verschiedenen Ländern darstellte, zerrint aber sofort als Luftgebilde, sobald dies nicht der Fall ist. Hat sich schon die Personal-Union im Gebiete des Staates fast überall, besonders bei größeren Staatsgebieten, nicht blos als eine große politische Schwirigkeit, sondern mehr oder weniger als eine politische Unmöglichkeit gezeigt, grade wie die Polygamie, die ja auch eine Personal-Union im häuslichen Gebiete darstellt, nicht etwas sehr ersprießliches für den häuslichen Frieden ist, — so ist eine solche Personal-Union auf dem kirchlichen Gebiete als eine dauernde Einrichtung gradezu etwas unnatürliches, vor allem für die Kirche der Augsburgischen Confession. Grade unsere Kirche hat von Anfang an das entschiedene Bestreben, sich als Landeskirche zu gestalten; verschiedene, von einander auch kirchlich getrente Kirchen desselben Bekentnisses unter demselben Landesherrn sind etwas dem deutsch-evangelischen Bewußtsein gradezu widersprechendes. Solche Personal-Union würde die bisher äußerlich getrenten Landeskirchen einander nicht näher bringen, sondern viel schneidender auch innerlich trennen; sie wäre der gradeste Gegensaz zu dem Gedanken der Union, auch in dessen klarster und berechtigtster Bedeutung. Sie würde es ja klar und bestimt aussprechen: die evang. Kirche der Augsb. Conf. innerhalb der preuß. Landeskirche und die Kirche desselben Bekentnisses in den neuen Landesteilen sind zwei ganz verschiedene, unvereinbare Kirchen, die trotz der gemeinschaftlichen Leitung durch denselben Landesherrn doch ein gänzlich verschiedenes Kirchenregiment und verschiedene kirchliche Ordnung haben müssen. Es wäre dieser Weg überhaupt nur zuläßig und zugleich notwendig, wenn die Union wirklich ein Aufheben des Bekentnisstandes und des auf diesem ruhenden Rechtes der evangelisch-lutherischen Kirche wäre, wäre aber gradezu ein Unrecht und eine Verwirrung der Gewissen in der Gemeinde, wenn dies nicht der Fall ist; und die Festhaltung dieses Weges, welcher scheinbar die bisherige Union erhalten will, würde in kurzer Zeit notwendig zur Sprengung derselben führen. Wenn es vorgekommen ist, daß evangelische Geistliche außerhalb Preußens den Angehörigen der preußischen Landeskirche, obgleich sie treu zu der Augustana sich bekanten, in falsch verstandenem Eifer die Teilnahme am heil. Abendmal verweigerten, so wurde dieser Gegensaz doch dadurch gemildert, daß es jedem bewußt war, wie ja auch das ganze Kirchenregiment und dessen Spitze und die kirchliche Ordnung verschieden seien und daß solche Fälle überhaupt nur vereinzelt vorkommen konten. Wenn aber jezt die Angehörigen beider Landesteile vielmehr als bisher untereinander gemischt wer-

den und der höchste Träger des Kirchenregimentes für beide Kirchenkreise derselbe ist, und doch die Trennung in der Weise fortbestehen soll, daß sogar solche Verweigerung der Abendmalsgemeinschaft für Bekenner desselben kirchlichen Glaubens möglich wäre, so müßte dies für das unbefangene Bewußtsein der evang. Christen nicht blos vollkommen unverständlich, sondern auch beirrend und ärgerlich sein; es muß ein Band gefunden werden, welches die Angehörigen desselben deutsch-evangelischen Bekentnisses in beiden Landesteilen auch als Angehörige einer und derselben Kirche bekundet.

Also auch dieser Vorschlag, alles in dem überkommenen Zustande der Trennung zu belassen, ist ein kirchlich unmöglicher. Was aber nun? Sollen alle Wege sich als ungangbar erweisen? Jene vier Wege scheinen allerdings logisch die einzig möglichen vier Hauptrichtungen zu sein, in denen die Lösung der Frage gesucht werden kann; aber sie sind in ihrer ganzen einseitigen Schärfe nicht die einzig praktisch möglichen. In den Gründen, weshalb wir sie abweisen mußten, ist schon der richtige Weg mit angedeutet.

Setzen wir voraus, daß die Union in ihrer rechtmäßigen Bedeutung nicht sei und nicht sein solle eine Auflösung der beiden Bekentnisse in eine bekentnislose Masse, welche ihr Bekentnis erst sucht oder auch zu suchen kein Bedürfnis hat, daß sie nicht den Bekentnisstand unserer Kirche in Frage stellt, weder ausdrücklich, noch durch solche Einrichtungen, welche denselben beeinträchtigen oder zweifelhaft machen können, setzen wir voraus, daß auch das Kirchenregiment selbst nicht außerhalb des Bekentnisses sich stellt, sondern das Recht desselben auch in sich selbst ausdrücklich und gesezlich darstellt, wie es in der seit einiger Zeit angeordneten Itio in partes für alle confessionellen Interessen geschehen soll: so haben wir keinen Grund, die Auflösung der Union zu beanspruchen oder auch nur zu wünschen, keinen Grund, die Zerspaltung unserer evang. Landeskirche in zwei oder drei von einander völlig geschiedene Kirchen zu erstreben; und es ist damit die Möglichkeit gegeben, ein einiges Kirchenregiment, also auch eine im wesentlichen einige kirchliche Ordnung für die Gesamtheit der evangelischen Bekenner in dem ganzen Lande zu erreichen, zwar nicht sofort und durch unmittelbare Anordnung, wol aber durch eine auf das rechtmäßig bestehende schonend und pflegend Rücksicht nehmende Entwicklung.

Die verschiedenen bisher versuchten Lösungen unserer Frage lassen sich unterscheiden in solche, welche die Einheit, und in solche, welche den Unterschied betonen, gewissermaßen in centripetale und centrifugale. In der neueren Geschichte geht im Völkerleben das höchste Streben ganz unzweifelhaft auf Einigung des Gleichartigen, bisher Zerteilten und Getrenten, in größere geschichtliche Gestaltungen, und dieses Streben ist auch bestimt ein an sich vollkommen berechtigtes und gesundes. Sollte im Gegensatze dazu das Streben des kirchlichen Lebens auf Zerteilung des bisher Einigen in kleinere, gesonderte kirchliche Gestaltungen geltend werden, so wäre dies augenscheinlich ein Widerspruch gegen den durchaus berechtigten Geist der Entwickelung der neueren Zeit. Die beiden reformatorischen Kirchen sind auch in dieser Beziehung von einander sehr verschieden. Trägt die reformirte Kirchenentwicklung von Anfang an entschieden ein mehr individualisirendes Gepräge, also daß die Einheit immer nur eine abstracte, schwächliche, nie eine wirkliche war, daß es nie, auch im Bekentnis nicht, eine einige reformirte Kirche gegeben hat, sondern immer nur eine Gruppe vieler durch den Unterschied der Bekentnisse von einander getrenten Kirchengemeinschaften, — so geht das Streben der deutschen Reformation von Anfang an ebenso entschieden auf die Einheit. Diese Kirche ist kraft eines überall geltenden einigen Bekentnisses überall wesentlich dieselbe; und die verschiedenen evang.-lutherischen Landeskirchen sind nur durch zufällige, äußerliche, unwesentliche Landesbesonderheiten unterschieden. Also grade im Geiste der deutschen Reformation liegt es bestimt, nicht die Zerteilung der evang. Kirche in viele neben einander bestehende, nur locker zusammenhängende Kirchengruppen zu erstreben. Wir, die wir uns mit dem bei weitem größten Teile der Kirchen der neuen Landesteile im Bekentnis eins wissen, können unmöglich wünschen, daß dieselben in derselben Weise von uns gesondert bleiben, wie es bisher, wo sie anderen Herschaftsgebieten angehörten, der Fall war. Sie hätten einen gerechten Grund, das Verharren in solcher Absonderung zu beanspruchen, wenn das gemeinschaftliche Kirchenregiment, welches wir erstreben, das gute Recht der Confession gefärdete, wenn es den Bekentnisstand der einzelnen Gemeinden höchstens duldete, nicht den der ganzen Kirche schüzte und anerkente.

Der Anspruch aber, kein Kirchenregiment über sich anerkennen zu wollen, welches nicht in allen seinen Gliedern ausschließlich der bestimten Confession angehöre, ist ein geschichtlich unberechtigter. Es ist nicht blos denkbar und ausführbar, ein aus Gliedern beider reformatorischer Bekentnisse zusammengesezes Kirchenregiment für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu gestalten, sondern solches ist auch schon lange, bevor noch an eine Union gedacht wurde, geschichtlich wirklich und rechtlich giltig gewesen. Dem deutschen Reiche und der katholischen Kirche gegenüber wurden schon lange vor dem dreißigjährigen Kriege die Interessen beider reformatorischen Kirchen durch das Corpus Evangelicorum vertreten, was doch wenigstens eine Analogie zu einem gemeinschaftlichen Kirchenregiment ist. In Ostfriesland wurde bereits 1599 ein combinirtes Consistorium, welches zur Hälfte aus lutherischen, und zur Hälfte aus reformirten Mitgliedern bestehen sollte, in Aussicht gestellt, und später auch teilweise ausgeführt, und dem ostfriesischen Consistorium ist gesezlich ein reformirter Superintendent beigeordnet. In Brandenburg wurde 1637 ein gemeinschaftliches Consistorium aus lutherischen und reformirten Räthen errichtet, und die lutherischen Stände erklärten sich damit befriedigt; und auch im 18. Jahrhundert hatten die preußischen lutherischen Kirchenbehörden, mit Einschluß des Ober-Consistoriums, auch reformirte Beisitzer. Und da in

Wirklichkeit ein sehr großer, wenn nicht der größte Teil der kirchenregimentlichen Angelegenheiten nach den Prinzipien beider Kirchen in ganz gleicher Weise zu behandeln und zu entscheiden ist, so ist in solcher Verbindung auch durchaus nicht ein Aufgehen der Kirchen in einander zu erblicken, und wurde auch nicht darin gefunden.

Nach königlicher Anordnung v. J. 1852 soll in der obersten kirchlichen Behörde in allen rein confessionellen Dingen eine Itio in partes stattfinden, also daß solche Dinge nicht durch die Majorität der Gesamtheit, sondern durch diejenigen Mitglieder der Behörde, welche sich zu der bestimten Confession bekennen, behandelt werden. Hierin ist der Anknüpfungspunkt einer weiteren Entwickelung gegeben, welche den rechtmäßigen Anforderungen der Bekenner einer bestimten Confession gerecht wird. Wenn durch kirchlich gesezliche Ordnung die Vertretung des bestimten Bekentnisses nicht dem Zufalle oder Belieben anheimgegeben, sondern bestimt und ausdrücklich festgesezt wird, so wird durch solche Einrichtung weder die Einheit des Kirchenregimentes aufgehoben, noch das Recht der besonderen Confession gefährdet.

Ist also nach den Grundsätzen der deutsch-evangelischen Kirche der evangelische Landesherr der rechtmäßige Träger des höchsten Kirchenregimentes, und ist in den von ihm berufenen Organen des Kirchenregimentes das Recht der bestimten Confession auch unzweideutig anerkant, so liegt darin auch für alle Mitglieder der evangelischen Kirche einer bestimten Confession die kirchliche Verpflichtung, dieses landesherrliche Kirchenregiment, in seiner Spitze wie in seinen Organen, anzuerkennen. Darin liegt aber nach den ausdrücklichen urkundlichen Erklärungen über die Union nicht auch der Zutritt zur Union, der ja ausdrücklich ein freiwilliger ist. Was früher etwa bisweilen im Widerspruch mit dieser Freiwilligkeit geschehen ist, kann den gesezlichen Stand der Sache nicht aufheben.

Allem Zweifel aber an der Geltung dieser Freiwilligkeit würde ein Ende gemacht werden, wenn man sich entschlösse, die Berufung zu irgend einer kirchenregimentlichen Thätigkeit nicht schlechthin abhängig zu machen von der Zugehörigkeit zur Union. Es ist ein thatsächlicher Widerspruch, wenn einerseits der Zutritt zur Union als ein freiwilliger erklärt wird, und andrerseits die Gemeinden, welche von dieser Einladung nicht Gebrauch gemacht haben oder Gebrauch machen wollen, sich aber zur Landeskirche rechnen und das landesherrliche Kirchenregiment anerkennen, dennoch den Makel an sich haben sollen, daß ihre Mitglieder von jedem kirchenregimentlichen Beruf ausgeschlossen sein sollen. Die Angehörigen solcher Gemeinden, — und deren waren bisher in Preußen nicht wenig, und werden natürlich in den neuen Landesteilen noch viel mehr sein, — würden dann in der Landeskirche augenscheinlich eine ähnliche Stellung haben, wie bis vor kurzem in unsern Staaten die Juden, die auch zu keinen obrigkeitlichen Aemtern zugelassen wurden. Dieser eine Schritt, der schlechterdings nicht im Widerspruch mit dem urkundlichen Wesen der Union steht, sondern vielmehr dieselbe als der freien Annahme anheimgegeben bekunden, sie also zur Wahrheit machen würde, scheint uns den wesentlichsten Schwirigkeiten, die sich der Einigung der ganzen evangel. Landeskirche entgegenstellen, mit einem Schlage die Sehnen zu durchschneiden. Aber einerseits zu fordern, — und wir haben dies als ein gutes Recht anerkant, — daß alle evangel. Unterthanen sich dem vom Landesherrn eingesezten Kirchenregiment unterwerfen, vorausgesezt, daß dasselbe das Bekentnis der Kirche bewart, zu erklären, daß der Beitritt zur Union nicht ein erzwungener, sondern ein freiwilliger sei, (Kab.-O. v. J. 1834), — und zugleich zu erklären: alle, welche nicht freiwillig zur Union übertreten, seien schlechthin von jedem kirchenregimentlichen Amt ausgeschlossen, das ist ein rechtlicher Widerspruch, das macht alle diejenigen Gemeinden, welche der Union nicht beitreten, zu blos geduldeten Parteien, und dies wäre eine Verkümmerung ihres unbestreitbaren Rechtes. Wer aber sagen wollte, mit jenem Schritte würde die Union aufgehoben, der sage doch offen und ehrlich: nach meiner Auffassung ruht die Union nicht auf freiwilliger Annahme, sondern sie ist für jeden, der nicht unter einem, seinem kirchlichen Bewußtsein fremden Kirchenregiment leben will, ein Zwang. Aber jene Behauptung ist eine durchaus grundlose. Man befreie die Union von solchem, weder in ihrem Wesen, noch in ihrer gesezlichen Begründung liegenden Widerspruch, und man wird ihr Freunde gewinnen auch da, wo sie gegenwärtig nur Feinde hat, man wird sie nicht schwächen, sondern moralisch stärken.

Wenn wir die weitere Entwickelung des gesezlich feststehenden Grundsazes der Itio in partes im Kirchenregiment, eine wirkliche und unzweideutige Durchführung desselben nach Person und Sache, als die hauptsächlichste Lösung der Schwirigkeiten betrachten, so verstehen wir darunter nicht eine Itio in tres partes, nicht eine Scheidung der lutherischen, reformirten und der unirten Interessen als einander nebengeordneter, gleich wiegender Dinge. Diese Dreiteilung wäre nur dann richtig, wenn es eine unirte Kirche neben der lutherischen und reformirten gäbe. Dies ist aber urkundlich nicht der Fall, sondern die Union ist eben eine Einigung zweier Kirchen in bestimten, gesezlich ausgedrückten Punkten; der mehr bequeme als gesezlich anerkante Ausdruck „Unirte Kirche“ ist ein Misbrauch; die evangelische Landeskirche einigt die lutherische und die reformirte, und bildet nicht eine dritte neben diesen beiden. Es kann also nicht füglich eine unirte Kirchenvertretung neben der lutherischen und reformirten angenommen werden; alles die gemeinschaftlichen, also unirten Interessen Betreffende gehört vielmehr der gemeinschaftlichen Kirchenbehörde an, abgesehen von der Confession. Eine Kirche

ohne Bekentnis kennen wir nicht, eine unirte, neben der lutherischen und reformirten besonders zu vertretende Kirche wäre erst dann vorhanden, wenn ein unterscheidendes Bekentnis einer solchen vorläge. Es leuchtet auch ein, daß alles, was ein solcher den confessionellen Mitgliedern des Kirchenregiments nebengeordneter Senat etwa behandeln und beschließen könte, dem Wesen der Union nach eben etwas beiden Confessionen Gemeinschaftliches ist, so daß davon unmöglich die Mitglieder einer bestimten Confession ausgeschlossen sein können. Solche Mitglieder des Kirchenregiments aber, welche sich nur zu dem noch nicht urkundlich ausgedrückten consensus der Kirchen bekennen, nicht aber zu der einen oder der andern, würden eben an allen rein confessionellen Fragen unbeteiligt sein und nur der gemeinschaftlichen Thätigkeit angehören.

Wir verkennen nicht, daß eine entschiedene praktische Durchführung dieser gesezlich anerkanten Ordnung des Kirchenregiments manche Schwirigkeiten hat, und daß es noch einer langen Erfahrung bedarf, um dieselben zu überwinden, aber Schwirigkeiten sind nicht Unmöglichkeiten. Wir können auch nicht erwarten, daß durch solche Weiterentwickelung unserer kirchlichen Verfassung alle Ansprüche, besonders in den neuen Landesteilen, befriedigt werden, aber wir glauben, daß alle berechtigte Ansprüche dadurch befriedigt werden können. — Aufgegeben wäre die Union nur dann, wenn das Kirchenregiment ein in allen Beziehungen getrenntes wäre und kein gemeinschaftliches Organ auch für innerliche, rein geistliche Dinge hätte. Beeinträchtigt wäre die Confession nur dann, wenn das Kirchenregiment ein unterschiedslos unirtes wäre, d. h. wenn alle kirchenregimentlichen Fragen von einer einzigen, ohne Rücksicht auf das Bekentnis zusammengesezten und handelnden Behörde behandelt und entschieden würden. Sie ist es nicht, wenn alle wirklich confessionellen Angelegenheiten durch die betreffende confessionelle Instanz behandelt und entschieden werden. Wer aber ein combinirtes Kirchenregiment überhaupt und unter allen Umständen verwirft, der verwirft nicht blos die Union, sondern auch die kirchenrechtlichen Zustände in unserm Vaterlande seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Wir dürfen aber von allen, die es mit dem Wole der evang. Kirche ernst meinen, erwarten, daß sie, wenn nicht das kirchliche Bekentnis selbst angetastet wird, — und wir haben die bündigsten Zusicherungen, daß dies nicht geschehen soll, gern die Hand zur Einigung bieten, und nicht um äußerlicher kirchenrechtlicher Fragen willen Verbitterung der Gemüter und Zerreißung der Kirche in feindselige Gegensätze bewirken und befördern.

Der obenstehende Vortrag bewegt sich in derselben Richtung wie die im Decemberhefte des vorigen Jahres mitgeteilte Erörterung des Herausgebers. Es finden sich nur zwei bedeutendere Unterschiede. Der erste ist der, daß unser verehrter Herr Mitarbeiter die besonderen Angelegenheiten der Unirten nicht einer unirten Abteilung des Kirchenregimentes, sondern der vereinigten Lutherischen und Reformirten Section überwiesen sehen will.

Wir verkennen nicht, daß dies leztere eigentlich das Correctere ist, der Herausgeber aber hat sich für das Erstere entschieden, weil er zweifelt, daß die Unirten in den neu erworbenen Gebieten, namentlich in Nassau, sich anders zufrieden geben werden und weil ihm daran liegt, daß bei einer neuen Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse alle irgend berechtigte Ansprüche Befriedigung erhalten. Ungleich bedeutender ist die zweite Differenz. Dr. Wuttke glaubt mit einer bloßen Itio in partes in einem einheitlichen Kirchenregiment ausreichen zu können, während der Herausgeber auf die Bildung besonderer Kirchenregimente dringt, welche zur Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten zusammentreten. An diesem seinem Vorschlage muß der Herausgeber auch jezt festhalten. Er hat sein Programm erst dann veröffentlicht, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Lutheraner in den neu erworbenen Gebieten, denen Gewalt anzuthun doch wol keinem rechtlich und christlich denkenden Manne in den Sinn kommen wird, bereit sein würden, auf die vorgeschlagene neue Ordnung einzugehen. Er ist aber überzeugt, daß sein Vorschlag genau bis an die Gränze geht, wo die Willigkeit zu Concessionen aufhört. Mit einer bloßen Itio in partes würde man sich nimmer begnügen, und wir können auch in keiner Weise rathen, daß man es thue. Die gemachten Erfahrungen sind zu abschreckend, legen den Gedanken zu nahe, daß man es mit einem bloßen Scheine zu thun habe, der schwinden werde, sobald man in die Falle hineingegangen. Es wäre erwünscht, wenn über diesen Punkt sich Stimmen aus den neu erworbenen Gebieten vernehmen ließen, namentlich bitten wir Herrn C.-R. M. in B. sich darüber auszusprechen.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Nach unserer lezten Herbstversamlung in Gnadau wurde unter Anderm geäußert, diese Conferenzen würden wol einer Reform bedürfen, wenn sie anders noch lebensfähig sein sollten; Andere bezeugten in der That keine Lust mehr, wieder zu kommen. Und wir müssen zugestehen, es fehlte jener Versamlung der frische Lebenshauch und die entschiedene Haltung, womit Gott unsere lieben, nun bereits 41 Jahr alten Gnadauer Conferenzen in der Regel begnadigt hat. Es wirkten dazu mancherlei ungünstige äußere Umstände mit, namentlich die böse Cholera, welche die ganze Umgegend ängstete und viele Brüder fern hielt; aber daß es zur Belebung von Predigerconferenzen, wie sie aus dem tiefen Bedürfnisse der Zeit hervorgegangen sind, wenn sie anders auf einem soliden Grunde ruhen, weiter nichts bedarf, als daß große Fragen überhaupt die Kirche bewegen, und diese ihrer Erwägung und freimütigen Besprechung nicht vorenthalten werden, hat unsere neueste Frühjahrversamlung, welche am 30. April und 1. Mai zu Gnadau stattfand, hinlänglich bewiesen. Es war am ersten Tage schlimmes Wetter, der Regen

strömte unaufhörlich nieder, dessenungeachtet erinnern wir uns weniger Versamlungen, welche in der Menge der Teilnehmer und auch in dem Gehalt der Verhandlungen dieser gleich kamen. In den vierziger Jahren, da die lichtfreundlichen und revolutionären Wogen hochgingen, hatten wir ähnliche Conferenzen. Bei der öffentlichen Anzeige der Tagesordnung hatten wir auch eine freundliche Einladung an die gleichgesinten Brüder, welche durch die entscheidenden Ereignisse des lezten Jahres mit uns enger verbunden worden, erlassen, und sie ist nicht vergeblich gewesen. Wir nennen von diesen lieben Gästen nur Dr. Münkel aus Hannover und Oberpfarrer Resch aus Reuß, Herausgeber der Concordia, des oft schon angezeigten Kirchenblatts, welches eine nähere Vereinigung aller Lutheraner in allen Ländern bezweckt. Von den Herren Professoren, deren wir sonst wol mehrere in unsern Reihen erblickten, war nur Herr Prof. Dr. Wuttke aus Halle gegenwärtig, welcher uns mit einem vortrefflichen Vortrage erbaute. Wir hatten aber die Freude, Herrn Generalsup. Dr. Möller aus Magdeburg in unserer Mitte begrüßen zu dürfen, welcher sich auch sehr lebhaft an der Besprechung beteiligte. Sonst hatten sich außer den Pastoren noch Candidaten, Lehrer an höhern und niedern Schulen, Gutsbesitzer und auch mehrere christliche Landleute eingefunden, welche neben den zahlreichen Brüdern und Schwestern aus der Gemeinde den Verhandlungen mit dem lebhaftesten Interesse folgten.

Am Tage vor der Eröffnung unserer Conferenz war der lutherische Verein schon sehr zahlreich versammelt, und, so viel uns bekant, vornämlich beschäftigt mit Abfassung einer Vorstellung an den Evang. Oberkirchenrath; sehr viel wurde auch verhandelt über einen engern Zusammenschluß aller Glieder der lutherischen Kirche, auch der separirten, wozu nicht geringe Hofnung sei. Es hieß, daß die Lutheraner aus den neu erworbenen Ländern die Leipziger Versamlung zu Pfingsten besuchen würden, und es war davon die Rede, wie man sich an dieser auch beteiligen möge.

Am Dinstag früh 10 Uhr eröffnete nach gemeinschaftlichem Gesang, der so voll und frisch tönte, und einem Gebet der bisherige Vorsitzende, Sup. Westermeier, die Verhandlungen mit einer Ansprache über Joh. 21, 1—3. Er sagte, wie wir die Apostel hier auf dem Gränzgebiete einer alten, mit dem Tode Christi zusammenbrechenden, und einer neuen, mit der Auferstehung des Herrn aufgehenden Zeit erblicken, und ein solcher Wechsel, so lange Sünder auf Erden wohnten und Sünde und Tod ihr Werk forttrieben, aber auch die Kräfte der Auferstehung Christi fortwirkten, sich stets in der Weltgeschichte wiederhole, so befinden auch wir uns jezt auf der Gränzscheide eines solchen Wechsels. Nach 50 langen Friedensjahren, in welchen unsere Sünden sich gehäuft, habe Gott über unser Vaterland einen Sturm kommen lassen, unter welchem ein alter morscher Bau zusammengebrochen sei, ein neuer Bau, an dem die Jahrhunderte schon vergeblich gearbeitet, bereite sich vor; mancher kühne Schritt sei zu seiner Ausführung in diesen lezten Tagen schon geschehen, aber mit Recht habe Einer gesagt, eine nationale Erhebung ohne religiöse und kirchliche sei ein leerer Traum. Als Diener Christi wissen wir, daß Niemand einen andern Grund legen könne, als den, der da gelegt sei, Christum, und die Frage trete an uns heran, was uns vornämlich jezt obliege, wo wir vor einer so großen und ungewissen Zukunft stehen. Das können wir am besten lernen aus dem Exempel der h. Apostel, wie es durch den Text uns vor Augen gestellt sei. Was thaten sie nicht? Sie machten keine Pläne. Tief seien ihre Herzen bewegt gewesen von Schmerz und Freude, voll Erwartens der Dinge, die da kommen sollten (Apgsch. 1, 6). Die Versuchung sei ihnen so fern nicht gewesen, Pläne zu entwerfen zur Herbeiführung einer Katastrophe, wie sie Judas wol schon gewollt. Wir hören in der Auferstehungsgeschichte aber nur von dem, was der Herr an den Aposteln gethan, auf den allein haben sie in Selbstverleugnung und heiliger Andacht geschaut, es sei eine Zeit stiller Samlung und des Wartens auf Ihn und Seine Stunde gewesen. Jezt gebe es Leute, welche gar nichts nach der Kirche fragten, sie haben nur ein Interesse für die Abstimmungen in dem Reichstage und den Landtagen. Andere kenneten die Kirche und fürchteten ihren Einfluß, weil er ihr Fleisch bedrohe. Das seien die Männer der Agitation, welcher sich jene auch bald anschlössen. Die Gläubigen könten aber es nicht ruhig mit ansehen, daß die wilden Thiere in den Weinberg des Herrn einbrächen, um ihn zu verwüsten. Aber die Gefahr wäre da, daß sie vergäßen, daß die Waffen ihrer Ritterschaft nicht fleischlich, sondern geistlich seien (2 Cor. 10, 4. 5). Hier thue es not, auf das Exempel der h. Apostel zu schauen. Das Werk sei so groß, daß es über menschliche Kräfte gehe. Die Liebe zum Vaterlande sei ein mächtig Gefühl; der Glaube habe aber noch viel tiefere Wurzeln in dem menschlichen Herzen. Sei es so schwer, Staaten und Völker unter Einem Haupte zu vereinigen, wie viel schwerer, verschiedene Kirchengemeinschaften zu Einem Ganzen zu verbinden! Es habe Einer gesagt, „es sei ihm immer schwerer aufs Herz gefallen, wie gewagt nicht nur, sondern auch wie unmöglich es sei für einen einzelnen Mann, und sei er auch der erfahrungsreichste, für eine solche kirchliche Gebietsmasse mannigfachster Zustände einen alle umfassenden Plan zu machen.“ Wie viel könne da von dem zerstört werden, was das Werk des Herrn ist, um das neue Unbekante zu schaffen; wie viel durch menschliche Erregungen verwirrt werden, was die Hand des Herrn zu entwirren im Begriff sei. Wie die Augen der Knechte auf die Hand ihrer Herren, und die Augen der Magd auf die Hand ihrer Frauen sähen, also müssen wir jezt vor Allem auf den Herrn unsern Gott sehen, bis er uns gnädig sei. Stille müssen wir auf den Wink seiner Hand warten, um, wenn er gebiete, und der Geist komme, eine Pfingstpredigt zu halten, wie Petrus, und Pfingstthaten zu thun, wie die h. Apostel. — Was thaten aber diese jezt? Petrus sprach zu den andern: „Ich will hin fischen gehen.“ Er war zunächst noch ein gemeiner Fischer. Diesem Beruf ging er nach. In bewegten Zeiten liege die Versuchung sehr nahe, daß Einer etwas Außerordentliches thun

wolle. Aber es sei ein groß Ding um die Treue im nächsten Beruf, die Treue im Kleinen. Das sei die allein sichere Grundlage der allgemeinen menschlichen Wolfahrt. Ein stockender Blutstropfen verderbe den ganzen Leib. Nichts sei aber schwerer, als diese Treue. Aber diese heilsame Uebung dabei in der Gewissenhaftigkeit, der Zucht, der Demut und Nüchternheit sei zugleich der Erwerb aller der Eigenschaften, welche ganz unentbehrlich seien zu der richtigen Beurteilung und Behandlung großer Verhältnisse. Wir, die Diener Gottes, haben von Gott nun zwar den Beruf empfangen, Menschenfischer zu sein. In der Kirche gebe es viele Aemter. Etliche seien zum Kirchenregiment berufen. Von denen wollen wir jezt absehen. Sie haben in der gegenwärtigen Zeit eine überaus schwere Aufgabe, an deren Lösung wir vor Allem durch brünstige Fürbitte und ehrfurchtsvolle Bitte mitzuarbeiten haben. Aber in der treuen Ausrichtung unsers untergeordneten Berufes werden wir nicht allein der Kirche am besten dienen, sondern auch am besten lernen, wie der Bau der Kirche immer und auch jezt am heilsamsten ausgeführt werde. Wir erfahren hier, daß nur Eins not sei. Wenn die Martha sich viel Sorge und Mühe macht, hin und her läuft, hat Maria doch das beste Teil erwählt. Unruhige Vielgeschäftigkeit thuts nicht. In vielerlei äußern Einrichtungen und Formen steht das Heil nicht. Die Gottseligkeit ist nütze zu allen Dingen, und hat nicht allein die Verheißung des zukünftigen, sondern auch dieses Lebens. Dies Eine, was not ist, muß vor Allem gefördert werden. Bei treuer Ausrichtung unsres Amtes erfahren wir auch, daß allein vom Worte Gottes der nachhaltige Segen ausgeht. Wo das Wort Gottes nicht lauter und rein, deutlich, kräftig, entschieden und mächtig gepredigt wird; wo schlechte Gesangbücher, welche vom Glauben abführen, im Gebrauch; wo nach einem schlechten Katechismus unterrichtet, oder unser guter lutherischer Katechismus in abschwächender Weise ausgelegt wird, komt die Gemeinde herunter, also auch die ganze Kirche, wenn in ihr nicht das lautere Gotteswort zur vollen Kraft und Geltung in aller und jeder Beziehung komt, laut ihres Bekentnisses. Wir erfahren in unserm Amte, daß, weil aus dem Glauben ein göttlich Leben kommen muß, dies auch zu fördern und zu schützen ist durch eine heilsame Zucht, wie uns eben erst vorgehalten ist durch die Epistel des Ostersontags: Wo die Heiligkeit der Ehe nur durch ein dehnbares Princip und nicht durch das klare Gebot des Herrn bewahrt werden soll; wo der Taufstein und Altar nicht rein gehalten, und nach abgeschwächtem Bekentnis vor denen nicht geschüzt wird, welche das Heiligtum entweihen, wird die Frucht des göttlichen Wortes verhindert. Eine laxe Zucht wird nie eine feste Kirche bauen. Aber Eile mit Weile. Wir wissen aus Gottes Wort: „Verflucht ist, wer das Werk des Herrn lässig thut", und erfahren's auch. Die Zeit ist kurz. Wir müssen die Stunde nicht versäumen. Aber junge Prediger überstürzen es auch oft; und müssen aus schmerzlicher Erfahrung lernen, daß Geduld uns vonnöten ist. Viele entwerfen jezt schon umfassende Pläne für den Neubau der Kirche und denken, weil es auf dem Papiere steht, sei die Ausführung auch schon fertig. Je treuer wir unser Amt ausrichten, desto mehr lernen wir, daß auch die Kirche zwar mit Fleiß, aber auch in großer Geduld, sonderlich jezt, gebauet werden muß. Endlich Mut und Demut. Ohne den Heldenmut des Glaubens keine erfolgreiche Amtsführung. Haben wir den Willen Gottes einmal erkant, dürfen wir weder rechts noch links schauen. Nicht Menschengefälligkeit und Menschenfurcht darf uns blöde machen. Geradezu gibt die besten Renner. Aber eigner Wille gibt sich oft für den Willen Gottes aus. Es geziemt uns, in Nüchternheit, Bescheidenheit und Demut zu prüfen, welches da sei der gute und wolgefällige Wille Gottes. Haltet euch nicht selbst für klug. Aus Menschenfurcht und viel menschlichen Rücksichten, aus Vorliebe zum Alten, aus Eigenliebe und Selbstsucht soll man nicht zögern, und das, was heute geschehen muß, um den Neubau der Kirche nicht aufzuhalten, soll man bis morgen nicht verschieben; dieser frische Mut hat dem Könige den schnellen Sieg gegeben im vorigen Jahre. Aber keiner soll denken, er hat's alleine, soll nicht darauf pochen und nicht sich darin echauffiren, sondern in Bescheidenheit und Demut sollen wir alles erst prüfen, um das Gute zu behalten. Wenn du mich demütigest, so machest du mich groß. So lernen wir aus treuer Amtsführung am besten, wie die Kirche wol gebauet wird.

Was thaten die Apostel weiter? Petrus sprach: Ich will hin fischen gehen, und die andern sprachen: „So wollen wir mit dir gehen." Was haben wir aus diesem Exempel jezt zu lernen? Daß wir mit einander gehen, und nicht aus einander gehen: die brüderliche Gemeinschaft unter einander. Wir haben alle denselben großen Auftrag, wenn auch nicht Fische aus dem See Genezareth, so doch unsterbliche Selen aus dem großen Meere dieser Welt zu fangen. Aber die Jünger hatten bei ihrem Fischen nicht einerlei Netz und einerlei Weise. Also auch wir nicht einerlei Gemüt, Bildungsgang, Gewohnheit, Brauch und Gabe, daher mancherlei Ansicht und Meinung über das, was jezt der Kirche not thut und wie am besten gefangen wird. Darum große Gefahr, aus einander zu gehen. Es mag ein jeder frei seine Meinung sagen und nichts zurückhalten. Offenheit und Wahrheit geziemt sich unter den Brüdern, aber wir sollen auch Pauli Wort hören Phil. 2, 1—4: „Ist bei euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllt meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe habet, einmütig und einhellig seid, nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achtet euch unter einander, einer den andern höher, denn sich selbst, und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist." Immer zu beherzigen, aber nie mehr als jezt, wo die Wogen des Streits unter den Brüdern schon hoch zu gehen anfangen. Wir bekennen im dritten Artikel aber auch Eine heilige allgemeine christliche Kirche und der Herr hat in seinen lezten Tagen gebetet: „Auf daß sie alle eines sein, gleichwie ich in dir und du in mir."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 29. Mai. № 43.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Die Eine Kirche ist aber sehr aus einander gegangen. Vielerlei Kirchen nach Gottes Zulassung und Rath. Jede hat ihren Irtum, aber auch ihr Kleinod. Es ist keiner zuzumuten, daß sie jenen gleich einsehe und dieses Preis gebe. Daher keine Religionsmengerei, aber nicht mutwilliges und eigenwilliges Auseinandergehen. Die Liebe muß das allgemeine Band sein und ein Zug muß durch alle gehen, und wird auch wol mehr, als je, jezt verspürt, daß sie gern wollten mit einander gehen. Den Zug erhalte und mehre Gott zu dieser unserer Zeit. Es mag sein, daß wir, wenn es Nacht ist, erst auch nichts fangen. Komt aber der Herr dann, und werfen wir nach seinem Befehl das Netz aus, so werden wir schon einen so großen Fang thun, daß er mit uns und wir mit ihm das Freudenmal halten, eines Tages schon hier, jeden Falls dort.

Nach einem Gesangverse ging man zum ersten Gegenstande der Tagesordnung über. Die Eidesfrage, sagte der Vorsitzende, sei bis vor Kurzem noch eine brennende Frage des Tages gewesen. Sie sei zwar zum großen Teil nun erledigt; aber wie der Herr nicht vergebens wolle durch die erschütternden Vorgänge, von denen wir Zeugen gewesen, sein Wort und Gebot uns eingeschärft haben, so schicke es sich, noch gute Lehre und Mahnung aus dem Allen für uns zu entnehmen, zumal da unser Land unter der Last der Flüche und Meineide fast zusammenbräche. Hr. Pastor Vorhauer aus Wolfsburg hatte einen Vortrag über das christliche Verhalten zum Eide übernommen. Er suchte darin zunächst den christlichen Eid zu begründen. Die Stelle Matth. 5, 33—37 biete einige Schwierigkeiten dar. Es sei dabei allerdings festzuhalten, daß der Herr nicht nur den Eid bei der Creatur, sondern auch bei Gott verbiete, das Wort: Ihr sollt allerdings nicht schwören, gestatte auch kein blos relatives Verständnis des Verbots, ebenso wenig sei dasselbe blos idealer, sondern ganz realer Natur, für wirkliche Zustände der christlichen Kirche gegeben. Gleichwol sucht Ref. nachzuweisen, daß des Herrn Verbot, überhaupt zu schwören, sich nur auf ein gewisses Gebiet erstrecke. Zu den Juden rede er hier, welche bei den creatürlichen Dingen den Eid leisteten, um ihn desto leichtsinniger zu brechen. Maimonides sage: „Wenn einer schwört beim Himmel oder der Erde, oder der Sonne, auch wenn es der Sinn des Schwörenden ist, mit diesen Worten bei dem zu schwören, der dies geschaffen hat, so ist das doch kein Schwur." Um nun diese Ausflüchte und Schleichwege, um den Leichtsinn und die Lüge im Gebrauch des Eides abzuschneiden, verbietet der Herr diesen Eid überhaupt. Daraus erhellen nun aber auch die Grenzen des Gebiets, in denen des Herrn Verbot sich bewege. So weit nämlich durch den Gebrauch des Eides dem Leichtsinn, der Unlauterkeit und Lüge irgend Vorschub geleistet werde, so weit sei alles und jedes Schwören verwerflich und sündlich. Es bedarf hier keiner weitern Mitteilung, wie Ref. nun aus Schriftstellen A. und N. T., aus den Exempeln der Väter des A. T., der heil. Apostel und des Herrn selbst den wahren Eid rechtfertigt. Die Notwendigkeit des Eides findet er begründet in der durch die Sünde zerrütteten Wahrhaftigkeit und dem eben dadurch zerstörten Vertrauen, wodurch für wichtige Fälle eine verläßliche Bürgschaft nötig werde. Die innere Berechtigung des Eides liege in seinem Wesen, als Bekentnis des lebendigen, gnädigen und gerechten Gottes; in seinem Zwecke, zu Gottes Ehre die Unschuld zu offenbaren, oder für die Ausübung der Gerechtigkeit eine verläßliche Grundlage zu gewähren, oder ein Ende des Haders zu machen, oder zur Sicherstellung hoher und heiliger Interessen zu dienen. Die Beschränkung im Gebrauche des Eides aber sei dadurch geboten, daß der Schwörende die allerteuersten Güter in Zeit und Ewigkeit zum Pfande einsetze. Dies leichtfertig und ohne Not thun, hieße seine Seligkeit lüderlich Preis geben und in Gefahr bringen. Ref. kann nun nicht umhin, darüber Klage zu erheben, wie tief das Bewußtsein der Heiligkeit des Eides im Volke gesunken sei. Einen äußern Grund daran findet er in der maßlosen Häufung der Eide und der unwürdigen Art, wie sie in den Gerichten abgenommen werden. Es käme vor, daß beide Teile, Kläger und Beklagter, zugleich zum Eide zugelassen werden. Ref. findet es sehr bedenklich, daß man einen bekanten Literaten, welcher den Eid verweigerte, weil er an einen persönlichen Gott nicht glaube, zur Eidesleistung gezwungen habe, da man vielmehr einen solchen als nicht qualificirt zur Eidesleistung betrachten sollte, der nun aber auch alle Folgen davon zu tragen haben würde, z. B. den Ausschluß von allen öffentlichen Aemtern. Manche Richter verfahren auch nach dieser Norm, indem sie die Eide von Freigemeindlern, sofern sie sich nicht zu einem persönlichen Gott bekennen, einfach ignoriren und als unzuverläßlich

betrachten. Ref. erklärt sich auch entschieden dagegen, daß ein jüdischer Richter einen Eid abnehme, wie es von manchen Seiten gefordert werde. Es sei dies eine Verkennung der Natur des Eides, der ja ein religiöser Act sei, zu welchem beide Teile sich vereinigen, der also auch eine gleiche Grundlage des Glaubens fordere. Ref. schlägt als Mittel, das Bewußtsein von der Heilichkeit des Eides im Volke wieder zu beleben, vor: 1. Belehrung der Gemeinde über die Heiligkeit und den Ernst des Eides und sonderlich Einschärfung der Wahrheit von der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes in Zeit und Ewigkeit. 2. Benachrichtigung des Parochus von jedem Eide, den eins seiner Pfarrkinder zu leisten habe. Seitens des Gerichts gerichtliche Verpflichtung dieser Gemeindeglieder, auf die Citation des Pfarrers in beregter Angelegenheit zu erscheinen. 3. Würdiges Lokal für Abnahme des Eides, und würdige Haltung des Richters dabei, in dringenden Fällen auch Zuziehung des Geistlichen zum Act der Eidesleistung selber.

Ref. geht nun zu der Art des Eides über, welche in den neuesten Tagen Veranlassung zu so vielen Gewissensbedenken geworden ist, ein erfreuliches Zeichen freilich, daß doch Glauben und Treue noch nicht ausgestorben ist, doch aber eine gefährliche Probe, bei der manche Sele wird Schaden gelitten haben — dem promissorischen, sonderlich dem Unterthanen- und Amtseide. Ref. stellt zunächst fest, daß dieser Eid nur die schon vorhandenen aus der Natur der Lebens- und Amtsstellung sich ergebenden Pflichten bekräftige. In demselben Maße nun, als deren Erfüllung in der beschwornen Form unmöglich werde, werde auch der Eid hinfällig. Weil der Eid aber nicht eine willkürliche Bindung an die Person des Landesherrn, sondern nur eine Bekräftigung der von Gott geordneten Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthanen, bezüglich Beamten, sei, so sei auch die Dauer des eidlich besiegelten Bandes zu der Person des Landesherrn nicht durch eine in seine Willkür gestellte Eidesentbindung, sondern durch den Bestand seines obrigkeitlichen Amtes bedingt. Sei der Regent als durch Gottes Rathschluß seines Amtes entsezt anzusehen, so fallen auch die gegen ihn eidlich bekräftigten Verpflichtungen hin. Wenn der depossedirte Fürst seine Unterthanen ausdrücklich vom Eide entbinde, so habe dies nur insofern Bedeutung, als er selber anerkenne, daß seine Sache verloren sei. Eine Entbindung mit Vorbehalt sei eben deshalb inhalts- und bedeutungslos. Aber nicht jede augenblickliche Unterbrechung der Gewalt des Landesherrn dispensire von dem ihm geleisteten Eide, sondern nur die in den Thatsachen begründete Ueberzeugung, daß die eingetretene Aenderung nicht wieder rückgängig zu machen sei. Ehrlos haben die Minister König Ferdinand von Neapel gehandelt, die gleich nach der Flucht desselben in die Dienste Victor Emanuels übertraten; rechtschaffen aber die Hohenzollerschen Beamten, welche im lezten Kriege den ihnen zugemuteten Eid verweigerten, und ebenso die Hannoveraner, welche vor entschiedener Sache ihrem Könige alle Treue erwiesen. Hier aber grade entstehen die Schwirigkeiten. Es gebe zwar eine Ueberspannung eines starren Legitimismus, welcher von unveräußerlichen Fürstenrechten rede, durch die Reaction gegen die Revolutionsideen erzeugt. Dieser wolle sich nicht unter die göttliche Fügung beugen, und trotz derselben das alte Verhältnis um jeden Preis festgehalten wissen. Gegen einen solchen Sinn haben schon die Propheten geeifert. Aber die wahren Gläubigen in den neu erworbenen Ländern haben es ja anerkant, daß, wenn Zustände eingetreten seien, welche man als befestigt ansehen könne, so müsse man unterthan der Obrigkeit sein, der Gott nun die Gewalt gegeben. Bei der Beurteilung, ob ein solcher Zeitpunkt eingetreten sei, dürfe man nicht eigne Gefühle, Wünsche, Ansichten und Hofnungen reden lassen, sondern vielmehr die mit unbefangenen Augen betrachteten Thatsachen. Ref. führt, was die gegenwärtigen Verhältnisse betrifft, weiter aus, daß nach der Besiegung Oestreichs und dem Abschluß des Friedens für die kleinern Fürsten doch keine vernünftige Hofnung zur Wiedererlangung ihrer Macht vorhanden gewesen sei, weil diese allein ihren Stüzpunkt in dem Bündnis mit Oestreich gehabt habe. Hier also seien zweifellose Thatsachen, die man als Gottes Spruch und Willen auch darin zu ehren habe, daß man dem neuen Landesherrn nicht mehr den schuldigen Eid verweigere, nachdem der Gegenstand des früheren Eides hinfällig geworden.

Die an diesen Vortrag sich anschließende sehr lebendige und inhaltsreiche Besprechung wandte sich glücklicher Weise zurück auf den ersten Teil desselben, nachdem durch eine sehr gewichtige Stimme auf die schreiende Not, in welcher der heilige Eid, diese höchste Ehre Gottes und dieser lezte Grundpfeiler der Wahrheit und Wolfahrt, unter uns liege, hingewiesen war, welche unsere ganze Teilnahme und Beistand herbeiriefe. Es war auch gut, daß unter diesen Umständen man sich nicht bei der Theorie aufhielt, die wol einige Schwirigkeiten darbieten mag, während man doch darüber ganz einig war, daß bei unserer natürlichen Verlogenheit der Eid sein müsse, uns freilich zur Schmach, dem allein wahrhaftigen Gott aber zu Ehren, der nun aber mit seinem Eifer darüber halte, daß sein Name nicht geschändet, sondern geheiligt werde. Man erhob zuvörderst nun Klage über die maßlose Häufung der Eide. Ein Bruder teilte mit, daß er schon mehrere Male die amtlichen Anzeigen über ungerechtfertigte Schulversäumnisse habe durch einen besondern Eid bekräftigen müssen; ein Anderer bezeugte, daß auch von den Lehrern solche Anzeigen haben beschworen werden müssen. Von einem Bruder war nicht allein ein Urteil über die Zurechnungsfähigkeit zweier Knaben, welche sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht hatten, von dem Gericht gefordert worden, sondern auch eine eidliche Bekräftigung desselben. Er habe sich des Leztern aber geweigert. Es wurde richtig bemerkt, daß in geeigneten Fällen dies öfter von uns geschehen müsse, denn das Ungeschick der Richter, nicht das Gesez, fordere nicht selten den Eid. In zweifelhaften Fällen solle man Recurs nehmen zur kirchlichen Behörde. Dadurch werde am sichersten dem allgemeinen Uebel gesteuert. Die Würde des Amtseides müsse durchaus respectirt werden. Man beklagte auch, daß von den Geschwornen

beim Schwurgerichte außer dem allgemeinen Eide noch für den einzelnen Fall oft ein Eid gefordert werde, was freilich nicht genauer begründet wurde, war aber darüber einig, daß eine ungerechtfertigte Häufung der Eidesleistungen vorhanden, und daß dadurch das Ansehn des Eides sehr herunter gebracht worden sei. Es wurde dann große Klage darüber erhoben, wie leichtfertig die Eidesabnahmen in den Gerichten vor sich gehen. Dieser Uebelstand sei auch von den Oberbehörden gewürdigt worden, und deshalb die Einrichtung eines eignen, angemessen, namentlich mit einem Altar, ausgestatteten Zimmers bei jedem Gerichte angeordnet worden. Ein Bruder erzählte, daß er bei einer amtlichen Vermahnung vor dem Eide eines jungen Menschen gefordert habe, in dies Zimmer geführt zu werden. Der Richter habe Umstände gemacht, er habe sich entschuldigt, das verursache einen unnötigen Aufenthalt, überdies sei das Zimmer nicht in Ordnung, ein Beweis also, daß es sehr selten gebraucht worden ist. Der Bruder hat aber seinen Willen durchgesezt und einen Segen davon gehabt. Es steht doch wahrlich dem nichts entgegen, daß alle Eide in einem solchen Raume, der überall vorhanden sein muß, abgenommen würden. Der Anblick des Altars mit dem Crucifix und dem Todtenkopf darunter möchte doch oft einen heilsameren Eindruck auf die Schwörenden machen, als das unruhige und zerstreuende Geschäftszimmer, und wir sollten darum bitten, daß die Oberbehörden aufs Neue den Gebrauch dieses heiligen Raumes einschärften. Indem man nun dazu überging, die Vorschläge des Ref. zur Abhilfe der vorhandenen Uebelstände zu besprechen, war man ja zuvörderst darin einig, daß es überaus wichtig sei, an der Belehrung der Gemeinde über die Bedeutung des Eides um so weniger es fehlen zu lassen, als bei dem allgemeinen Unglauben diese wenig erkant werde. Einige Brüder teilten mit, wie sie schon den Confirmandenunterricht zu diesem Zwecke in besonderer Weise benuzten. Ein Bruder erklärt nicht allein die Eidesformel sehr speciell, sondern läßt seine Confirmanden dieselbe auch in das Gedenkbuch schreiben, das jeder haben müsse. Ein anderer Bruder fordert seine Confirmanden auf, vor jeder Eidesleistung, die von ihnen gefordert, zu ihm zu kommen, um Lehre und Ermahnung zu empfangen. Sodann kamen die früher auf jeden 23. S. p. Trin. allgemein angeordneten Eidespredigten zur Sprache. Man billigte, daß diese Verordnung zurückgenommen sei. Die Erfahrung habe gelehrt, daß solche officiellen Predigten wenig Anklang fänden. Ein Bruder bemerkte, daß in seiner Gemeinde eine besondere Predigt gegen die Sontagsentheiligung und Unkeuschheit viel notwendiger sei, als eine Eidespredigt. Dagegen machte ein Bruder den Vorschlag, daß wir uns vereinigten, am nächsten Bußtage den Eid zum besondern Gegenstande unserer Predigt zu machen, es sei immer heilsam, daß an solchen Tagen die allgemeine Ermahnung in eine specielle ausliefe, und nach den Vorgängen des verflossenen Jahres sei Veranlassung genug vorhanden, gerade von dem Eide besonders zu reden. Da Ref. gewünscht, daß dem Parochus durch das Gericht Anzeige von jedem Eide gemacht würde, den eines seiner Pfarrkinder zu leisten habe, so stimte man diesem Wunsche durchaus bei. Ein Bruder aus Hannover teilte mit, daß dies dort schon geschehe, es bliebe dem Geistlichen aber überlassen, die Wege, um an den zu Vermahnenden zu kommen, sich selbst zu suchen. Ein Bruder schlug vor, in den Kreissynoden den Eid zum Gegenstande der Berathung zu machen und daran den Antrag zu knüpfen, daß das Kreisgericht gebeten werde, jedem Parochus die eben erwähnte Anzeige zukommen zu lassen. Es ist hiebei aber zu bedenken, daß hier ein Unterschied zwischen dem notwendigen und dem Zeugeneide zu machen ist. Der Zeugeneide sind so viele, daß eine jedesmalige Anzeige auch davon wol kaum zu erlangen ist. Ref. fordert auch bei einer solchen Anzeige das jus citationis. Man gab ja zu, daß es in manchem Betracht wünschenswert sei, in anderm aber auch bedenklich, weil der Zwang leicht die Wirksamkeit der Vermahnung hindere, überdies werde es in der gegenwärtigen Zeitlage nicht zu erlangen sein. Dagegen war man allgemein einverstanden, daß die Assistenz des Geistlichen bei Abnahme der Eide viel öfter möchte gefordert werden, als es jezt leider geschieht. Die ältesten Geistlichen erinnerten sich nicht, daß sie jemals zu dieser Assistenz veranlaßt worden wären. Es wäre die Frage, ob bei großen Gerichten nicht ein eigner Geistlicher für diese Assistenz verordnet werden möchte. Die Wichtigkeit der ganzen, so überaus folgenreichen Angelegenheit war während der Besprechung den anwesenden Brüdern immer mehr aufs Herz gefallen, und man beschloß, in einer eignen Eingabe die laut gewordenen Klagen, Wünsche und Bitten der Versamlung dem Kgl. Consistorium ehrerbietigst vorzutragen, um dann das Weitere bei den Geistlichen und den zuständigen Behörden zu veranlassen. Der Präses wurde beauftragt, im Namen Aller diese Eingabe zu machen. Auch wurde in Erwägung gezogen, ob man nicht eine geeignete Petition bei der Volksvertretung einzureichen habe. Sehr wäre es zu wünschen, daß auch andere Pastoralconferenzen und die Kreissynoden den Eid zum Gegenstande ihrer Berathung machten.

Ueber den andern Teil des Vortrags des Referenten, der den promissorischen, insbesondere den Unterthaneneid betraf, fand eine kürzere Besprechung statt, teils weil die gemessene Zeit eine längere nicht mehr gestattete, teils auch, weil die Frage schon ziemlich durch die öffentlichen Verhandlungen zum Austrag gebracht war, und man auch mit den Ausführungen des Ref. im Ganzen durchaus einverstanden war. Man bezweifelte nicht, daß der Eid der Obrigkeit geleistet werden müsse, welche als consolidirt, daher von Gott verordnet betrachtet werden müsse. Und ein Bruder fügte dem bereits darüber Beigebrachten hinzu, daß für die Beurteilung einer solchen Sachlage die Zeitdauer der neuen Occupation nicht maßgebend sein könne, sondern vielmehr die gehörige Begründung der öffentlichen Ordnung. Wenn Recht und Gerechtigkeit wieder hergestellt in dem occupirten Lande, wenn die neue Regierung ihr Ansehn gesichert, wenn sie ihre obrigkeitliche Gewalt in geordneter Weise ausübt, so ist sie jeden Falls als eine solche anzusehen, der Gott die Gewalt gegeben, und der Eid darf ihr nicht mehr verweigert werden. Ein anderer Bruder wollte die subjective Prüfung des neuen Zustandes ausgeschlossen wissen, und sich objectiv auf das Wort der Schrift: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", stellen. Es wurde ihm aber erwidert, daß keinem die Prüfung erlassen werden könne, ob bei einer Occupation der Zeitpunkt eingetreten sei, wo Gott der neuen Obrigkeit wirklich die Gewalt gegeben habe, andern Teils würde dar-

aus folgen, daß auch dem wechselnden Machthaber jedes Mal der geforderte Eid zu leisten sei, was doch schließlich zu einem großen Misbrauch des Namens Gottes führen und die Treue zum Spott machen würde. Allerdings solle nicht die subjective Prüfung der Grund des Gehorsams sein, sondern das Wort der Schrift, aber die Anwendung desselben auf den einzelnen Fall müsse doch jeder selbst unter Gebet und Führung des h. Geistes machen, und, — so wurde von einem andern Bruder hinzugesezt, — wenn ein Zweifelnder nicht mit seiner Prüfung zum Abschluß kommen könne, so müsse er seinem frühern Landesherrn die Treue bewahren und ihm ins Elend folgen; unterthan müsse er einem Herrn bleiben und keinen Widerspruch und Aufruhr erheben. So wurde denn diese ganze anregende und heilsame Besprechung zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht, und Gott segne sie in ihren Erfolgen.

Für den Nachmittag stand auf der Tagesordnung eine Besprechung über eine Zeitfrage, welche gerade jezt alle Freunde der Kirche, und namentlich die Diener derselben, so lebhaft beschäftigt, wie keine andere, und welche noch ganz ungelöset vor uns liegt; und die Spannung, welche sich in der ganzen Versamlung kund that, zeigte genugsam, wie sehr sie Allen auf dem Herzen lag. Das Thema lautete: „Die Aufgabe der evangelischen Kirche bei der Neugestaltung unseres Vaterlandes." Nachdem die Versamlung um 3 Uhr mit gemeinschaftlichem Gesang und Gebet geweiht war, erhielt Hr. Prof. Wuttke aus Halle das Wort, welchem der Vorsitzende zugleich seinen herzlichen Dank aussprach, daß, nachdem er schon früher durch einen so belehrenden Vortrag uns erbaut habe, er sich habe willig finden lassen, über den oben erwähnten, so überaus wichtigen Gegenstand zu uns zu reden.*) Der Eindruck dieses nicht in luftigen Entwürfen sich bewegenden, sondern so ganz in die wirklichen Verhältnisse eingehenden, sie so gründlich prüfenden und auf festen Grundlagen die nächste und durchaus erreichbare Aufgabe der Kirche klar hinstellenden Vortrags war so tief, daß die ganze Versamlung ihren Dank dafür durch gemeinsame Erhebung bethätigte. Die Besprechung dauerte unter immer zunehmender Teilnahme und Spannung 4 Stunden, und es thut uns leid, daß wir nur ein kurzes Referat über die gehaltvollen und bewegten Reden hier geben können, welche die Versamlung so fesselten. In der großen Erregung und bei den mannigfachen Gegensätzen, die ungeachtet der gemeinsamen Glaubensgrundlage in unserer Mitte im Einzelnen sich immer noch finden, konte es nicht fehlen, daß manches scharfe Wort fiel, manche gewagte und bestreitbare Aeußerung gethan wurde, aber in der Regel fand sie immer ihre Ausgleichung. Wenn zuerst einer unserer lieben Gäste aus Hannover**) das Wort nahm, so konte nicht anders erwartet werden, als daß er Anschauungen und Gefühle aussprechen würde, die wir wol verstehen und mitfühlen, wenn ihnen auch nicht immer zustimmen konten. Man fühlte, daß das Herz ihm voll und schwer war, und wenn wir Preußen in seiner Lage wären, würde es uns auch so gehen, und er war zu uns gekommen, während andere sich nicht entschließen konten, uns die Hand zu bieten, und unsere Aufgabe ist doch die, die fernen Brüder, welche einer und derselben Landeskirche angehören sollen, zu uns zu ziehen — wie sollten wir unsere Lindigkeit nach Pauli Vorschrift nicht auch hier kund sein lassen? Der Bruder sagte, das Verhältnis der neuen zu den alten Landesteilen Preußens könne ihm und seinen Freunden nicht gleichgiltig sein. Wenn sie jezt auch noch eine lutherische Kirchenbehörde hätten, so werde es nicht so bleiben. Sie wissen, was für sie auf dem Spiele stehe. Ihrer seien etwa drittehalb Millionen lutherischer Christen gegen 11 Millionen Unirter. Dies Misverhältnis könne nicht ohne bedeutende Rückwirkung bleiben. Daher habe er die Annexion des Hannoverschen Landes mit Schmerzen über sich kommen sehen. Er sei nach Gnadau gekommen und er habe Vieles gesehen und gehört, was ihn angeheimelt habe. Aber mit der Union habe er nichts zu thun, weder im Ganzen, noch im Einzelnen. Nach seiner Ansicht sei diese in ihrem lezten Ziele nichts als gänzliche Lehrfreiheit; sei man in Preußen jezt noch nicht dabei angelangt, so werde man es erleben, wenn man auf diesem Wege bliebe. Schon im Princip liege es. — Wenn man die Ueberzeugung habe, daß die Lehre von dem h. Abendmal eine wesentliche sei, wie sie ja auch aufs Engste mit der Lehre von der Person Christi zusammenhänge, so könne man keine andere und entgegengesezte neben dieser als gleich berechtigt in seiner Kirche dulden. Und sehe man auf das Kirchenregiment, so sei die lutherische Kirche dort gar nicht vertreten, in dem Ev. Oberkirchenrathe in Berlin sitze gar kein Lutheraner. Nun gebe es freilich auch außer Hannover noch lutherisches Blut in Deutschen Landen, und das werde sich regen; aber bei der ihrer Kirche aus der Annexion jezt drohenden Gefahr könne es den lutherischen Christen in Hannover Niemand verdenken, wenn sie zu retten suchten, was möglich, und sich nicht ohne Weiteres verkauften. Die lutherische Kirche habe so gut, wie jede andere Gemeinschaft, ihre corporativen Rechte; dieselben seien ihr durch den Westfälischen Frieden garantirt, und den Hannoveranern sei durch Se. Maj. den König von Preußen die Zusicherung neuerlichst erteilt, daß ihr Glaube nicht angetastet werden solle. Suum cuique! sei Preußens Wahlspruch, man werde sehen, ob er auch hier sich bewähren werde. Gott allein wisse die Zukunft, seine (des Ref.) Sache sei es nicht, Baupläne zu machen, und er möchte sich am liebsten auch über die von Andern vorgelegten gar nicht äußern. Aber wolgethan sei es gewiß nicht, erst Kopf und Beine wegzunehmen und dann frisch weg von unten auf zu zu bauen, wie Fabri gewollt. Hr. Prof. Wuttke wolle dadurch die Confessionen der Landeskirche einigen, daß er ihnen Vertretung in dem Ev. Oberkirchenrathe verschaffe, und eine itio in partes in confessionellen Sachen befürworte. Dagegen sei das ganze Land. Die Denkschrift des Ev. Oberkirchenraths, dieser Appell an die großen Massen, habe einen Schrei des Entsetzens hervorgerufen. Vor Allem müsse erst eine Behörde da sein, der man vertrauen könne, daß sie die reine lutherische Lehre schützen werde, und nicht nach Belieben Pastoren anstelle, welche ihr nicht anhingen und wol gar entgegen wären. Das sei aber nicht möglich, wenn in derselben auch noch unirte Räthe säßen.

(Schluß folgt.)

*) Wir lassen den auszugsweisen Bericht über diesen Vortrag weg, da derselbe bereits vollständig mitgeteilt wurde.

**) Past. Dr. Münkel.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 35. Welt und Kirche. II. 409
— 36. Welt und Kirche. II. (Schluß) 417
Neueste Missionsliteratur 420
Beilage. Aus der Provinz Preußen 425
Eine kleine Erwiderung auf die Meinung: „Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten." . . 426
Nachrichten. Aus der Rheinprovinz 428
— 37. Welt und Kirche. III. 433
— 38. Welt und Kirche. III. (Schluß) 441
Eine kleine Erwiderung auf die Meinung: „Es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten." (Schluß) 445
Ultramontan oder Katholisch? 447
Beilage. 449
Othello 450
Nachrichten. Aus der Cholerazeit. Ukermärkisches Oderbruch 451
— 39. Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst. III. 457
Othello. (Fortsetzung) 463
— 40. Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott 465
Beilage. 473
Zwei Beerdigungen von Protestanten in Tyrol 476
Othello. (Fortsetzung) 480
— 41. Vortrag bei der Gnadauer Pastoralconferenz 481
— 42. Vortrag bei der Gnadauer Pastoralconferenz. (Schluß). 489
Beilage. 497
Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 500
— 43. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung) 505

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 1. Juni. № 44.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Es wurde nun von einer Seite gerügt, daß die Art und Weise, wie der Vorredner von dem Evang. Oberkirchenrathe geredet, der Ehrerbietung ermangelt habe, und wenn derselbe auch noch nicht seine vorgesezte Behörde sei, so sei es doch Pflicht, daß wir, die wir zur Landeskirche gehören, uns daran erinnerten, daß wir demselben Ehrerbietung und Gehorsam schuldig seien, was denn auch auf Befragen des Vorsitzenden, von den Anwesenden bejaht wurde.

Zur Sache selbst sagte ein anderer Bruder etwa Folgendes: Baupläne sind schon genug gemacht, ich möchte versuchen, einen Situationsplan zu entwerfen. Wir haben aus lutherischem Munde ein gutes Bekentnis gehört. Doch ich möchte über die Union etwas zu Beherzigendes sagen: Duo si faciunt idem, non est idem. Union in Preußen und Nassau, — aber sehr verschieden! Bei uns ist die Verpflichtung auf die Invariata, in Nassau nicht; in Preußen dürfen wir uns lutherische Pastoren nennen, in Nassau darf's nicht geschehen. Unser guter Grund ist die Cabinetsordre von 1834. Und ein Wort von einem Hohenzollern ist nicht gering anzuschlagen. Darnach bezeichnet Union in Preußen nicht Aufhebung der Sonderbekentnisse, sondern nur den Geist der Mäßigung und Milde. Daraus folgt: 1. daß principieller Abendmalszwang nicht verlangt werden kann, — das wäre nicht der Geist der Mäßigung und Milde! 2. daß, weil die doctrina publica das wesentliche Stück einer Kirche ist, die lutherische Kirche in Preußen troz der Union noch zu Recht besteht; 3. daß auch die lutherischen Gemeinden mit ihren lutherischen Ordnungen ihrem Kirchengut u. s. w. als zu Recht bestehend anerkant sind; 4. daß der Lehrstand die Aufgabe hat, das Bekentnis nach allen Seiten im Gemeindeleben lutherisch auszugestalten. Das ist auch in Betreff des Cultus, der Kirchenzucht, Beicht- und Sacraments-Verwaltung treulich geschehen. Die Agende ist wirklich für die Liturgie der lutherischen Kirche ein großes Band gewesen. Möchten doch die lutherischen Brüder der neuen Länder auch für diese Dinge ihre Augen nicht verschließen, um so weniger, als unter großen Schwirigkeiten Vieles davon erkämpft werden mußte, was wir nun haben, während in lutherischen Landeskirchen, welche sich ihres reinen Bekentnisses rühmen, noch gar sonderbare Dinge vorgehen, die uns preußische Lutheraner tief verletzen würden. Z. B. ein lutherischer Generalsuperintendent hat sich selbst die unirte Spendeformel gewählt. In der Lorenzkirche zu Nürnberg habe ich vergeblich einen Altardienst gesucht, in Kissingen kein Credo! 4. Ist die Union Nichtaufhebung des Sonderbekentnisses, so folgt auch daraus, daß das Kirchenregiment einerseits den Geist der Mäßigung und Milde, andererseits aber auch die Confession nicht blos zu dulden, sondern auch zu pflegen hat. In Nassau hat die Kirchenbehörde die Pflicht, die Indifferenzirung zu pflegen, bei uns umgekehrt; das Gegenteil wäre Verwechselung von Rechtsnormen. Wir wollen nicht fragen, ob das immer geschehen ist. Nach dem Katechismus sind wir gern zum Entschuldigen bereit, weil auch unter unsern Verhältnissen die stricte Durchführung dieser Normen schwer ist. Oder ist sie vielleicht gar nicht möglich? Darauf antworten nicht wir, sondern die Cabinetsordre von 1852. Ohne die itio in partes im Kirchenregiment des Landes ist sie nicht möglich. Für die jetzigen Verhältnisse, wo zu Preußen ganze lutherische, reformirte oder unirte Landestheile gekommen sind, ist die itio in partes nicht genügend; und im Sinne der Conföderation auch die Ausprägung gesonderter Kirchenregimente zu wünschen. Darnach glaube ich, daß nicht die vorgetragenen Vorschläge des Hrn. Prof. Wuttke, sondern allein die des Hrn. Prof. Hengstenberg den vorhandenen kirchlichen Bedürfnissen entsprechen. Dabei verlangt die Gerechtigkeit, daß man auch den rechtlich unirten Gemeinden, obschon es bis hierher ein unirtes Bekentnis nicht gibt, eine selbstständige Vertretung im Kirchenregiment gewähre.

Ein Gast und Bruder aus Reuß wollte nicht verhehlen, daß die Verhandlungen und Erklärungen, welche von hier ausgingen, von Bedeutung seien für die ganze lutherische Kirche in Deutschland. Die Erklärungen des Hrn. Prof. Wuttke seien zwar ein Plus für die Lutheraner Preußens in der Union, aber ein Minus für die lutherischen Kirchen in andern Ländern. Er suche den Stüzpunkt für die Bewahrung des Bekentnisses in der Union in dem Summepiscopat des Landesherrn, aber darin liege principiell die Richtung auf den Territorialismus. Dieser aber sei kein reformatorisches Princip. Dagegen streiten: der 16. Artikel der Augustana, die Erklärungen Luthers in seinen Schriften, und die practischen Consequenzen, welche von der Unzulänglichkeit dieses Princips historisch laut Zeugniß geben. Nur zeitweilig sei der Territorialismus berechtigt gewesen und sei aller-

dings in die Kirche eingeführt worden. Die Union sei nur die letzte Blüte dieses Princips. Ref. glaube, daß der Evang. Oberkirchenrath nicht anders habe schreiben können, wie er in der Denkschrift gethan, wenn er seine Stellung behaupten wollte. Aber eben durch diesen Schritt sei die Bedenklichkeit dieses Princips erwiesen. Was Ref. erstrebt, ist eine unabhängige lutherische Kirche in allen Landen, wie sein Kirchenblatt darthut.

Ein Bruder aus Preußen meinte, Herr Prof. Wuttke und der erste Redner aus Hannover gehen nicht so weit auseinander, als es scheine, Beide wollen keine Baupläne machen, sondern warten, was der Herr thun werde. Professor Wuttke wolle nur ausgeführt wissen, was bei uns schon längst vorhanden war. In Hannover werde eine Verfassung, welche von der alten Regierung entworfen und zur Ausführung bestimmt war, ins Leben treten, welche der unsrigen ganz ähnlich ist. Der hannoversche Bruder habe stark Front gemacht gegen unsere Verwirrung, aber es werde nicht ausbleiben, daß wir zusammen bald unter demselben Kreuze stehen werden. Das werde unsere Einigung vollenden. Warten wir also ab, was der Herr machen wird.

Dann sprach ein Bruder: Ich muß aus bewegtem Herzen an den hannoverschen Bruder eine Bitte richten. Er sagt von sich, daß er ein Sohn der lutherischen Kirche sei, ich bin auch aus einer alten lutherischen Familie. Er sagt, er wisse, daß auch noch in andern Landen außer Hannover lutherisches Blut fließe, er habe es auch hier gemerkt. Doch habe ich aus seinen Worten nicht herausfühlen können, daß er ein Herz für uns Lutheraner in der Union habe. Es ist nicht so arg bei uns, als Sie denken. Wie wir Sie als Bruder aufnehmen, thun Sie auch! In Betreff der Denkschrift nur Eins. Es werden uns darin mancherlei schwere Vorwürfe gemacht, auch der, daß wir von dem Centralpunkt des Bekentnisses abirreten. Wir wollen die Mahnung beachten. Wir sind mancherlei Gefahren ausgesezt. Doch müssen wir aussprechen, daß Vieles von dem, was gelehrt wird, nur doctrina singulorum ist. Wir aber sind gewillet, bei der doctrina publica zu bleiben.

Ein Bruder wollte daran erinnern, daß auch schon vor der Einführung der Union manches gefallen sei von dem, was die luther. Kirche beibehalten habe, z. B. der Exorcismus, die Privatbeichte. Man sei oft ungerecht gegen die Union, wenn man ihr vorwerfe, daß sie zu viel aufgegeben habe. Ein Andrer wies den Vorwurf zurück, daß die Union nur ein Deckmantel der ungezügelten Lehrfreiheit sei. Unser Kirchenregiment überwache die Lehre. Wo werde jezt das wahre Luthertum gefunden, ob in Rostock, in Erlangen, Göttingen oder Tübingen? — In Hannover sei bis jezt noch kein lutherischer Katechismus gewesen, und der dargebotene zurückgewiesen. Unsere preußische Kirche habe die schlechten Katechismen abgethan und den lutherischen behalten. Die Neupreußen verlieren darum nichts, wenn sie unter den evang. Oberkirchenrath kämen.

Ein anderer Bruder dagegen bezeugte, daß er den hannoverschen Bruder habe verstehen und ihm nachfühlen können. Wenn einer seine gute freie Stellung verlassen solle, so müsse ihm viel Einladendes geboten werden. Jeder Lutheraner habe zu halten, was er habe. Nach der Cabinetsordre von 1834 sei auf's Neue der Bestand des Sonderbekentnisses garantirt. Das müssen wir auch wahren. Die Denkschrift habe den Rechtszustand der lutherischen Kirche mindestens getrübt. Es könne uns nicht verargt werden, wenn wir in aller Ehrerbietung uns darüber gegen unsere kirchliche Obrigkeit offen aussprächen.

Eine gewichtige Stimme erklärte, daß eine förmliche Kritik der Denkschrift nicht rathsam sei; gegen ein ehrerbietiges und freimütiges Zeugnis für das lutherische Bekentnis werde Niemand etwas Begründetes einwenden können. Zur Sache wolle Ref. nur noch das erinnern, daß keineswegs blos Unirte, wie behauptet worden, in das Kirchenregiment berufen worden, er selbst sei ein redendes Zeugnis davon, daß man auch den Lutheranern darin gerecht werde.

Es war bereits die Stunde gekommen, in welcher der Abendgottesdienst der Gemeinde in demselben Betsaale, in dem wir uns befanden, seinen Anfang nehmen solte. Wie viel man auch noch auf dem Herzen hatte, so war der Schluß der bewegten Verhandlungen doch dadurch geboten. Wiewol zu bedauern ist, daß man nicht genauer auch in die Einzelnheiten des so gründlichen Vortrages des Hrn. Prof. Wuttke einging, sondern nur seine Haupttendenz berücksichtigte: so war es doch gut, daß es dabei zu einer freimütigen Aussprache der zum Teil sehr entgegengesezten Ansichten kam, welche in der Versamlung vertreten waren, denn das allein kann zu einer wirklichen Einigung führen, und auf's Neue bitten wir, daß unsere Brüder aus den neuerworbenen Ländern brüderlich zu uns kommen. Eine überwiegende Uebereinstimmung mit den Grundgedanken des Vortrags war unverkenbar. Es ging so viel aus der ganzen Besprechung hervor, daß es keine schwerere Aufgabe in unserer Zeit gibt, als die Neugestaltung unserer preußischen Landeskirche, und daß es sehr gefährlich ist, jezt schon entscheidende Schritte zu thun, bevor nicht der Herr deutlicher seine Wege gezeigt hat; sodann aber, daß eine warme Liebe zu ihrer Landeskirche durch die Herzen der ihr zugehörigen Brüder geht und daß diese auch nicht ihre Auflösung sondern vielmehr ihren Bestand unter dem einheitlichen, von dem Könige eingesezten Kirchenregiment wollen, eben so entschieden aber auch den Bestand der lutherischen Kirche, und ihre reinliche ordentliche, in jeder Art wahrhafte Vertretung in diesem Regiment; und es machte sich die Ueberzeugung geltend, daß, wenn diese nicht gewährt werde, es zu einem unheilbaren Riß in unserer Landeskirche kommen werde, welcher um so mehr zu bedauern wäre, weil der Herr sie vor allen andern, wie so viele Zeugnisse darthaten, gesegnet hat.

Mehrfach war in den Verhandlungen die Denkschrift des evang. Oberkirchenrath schon berührt worden; mehreren Brüdern aber lag es schwer auf dem Herzen, daß die Versamlung nicht in bestimter Weise ihre Stellung zu einer Kundgebung ihrer kirchlichen Oberbehörde bezeichnet habe, auf welche diese eine Antwort erwarte, da sie dieselbe der weiteren Erwägung der Geist-

lichen ausdrücklich empfohlen habe. Diese Brüder legten daher durch den Vorsitzenden folgenden Tages der Versamlung, die freilich nun nicht mehr so vollzählig war, die nachstehende ehrerbietige Erklärung vor, welcher dieselbe ohne weitere Discussion mit ganz geringer Ausnahme auch ihre Zustimmung gab:

Nachdem wir in schuldiger Ehrerbietung von dem Inhalt der uns empfohlenen Denkschrift des Ev. Oberkirchenraths Kentnis genommen haben, so erkennen wir die wolmeinende Fürsorge unserer kirchlichen Oberbehörde für einen gesegneten Fortbestand unserer evangelischen Landeskirche, auch unter den neuen durch die bedeutsamen Ereignisse des vorigen Jahres herbeigeführten Verhältnissen, um so dankbarer, je mehr auch wir uns bewußt sind, nur das wahre Wol derselben auf betendem Herzen zu tragen, und der Förderung desselben unsere besten Kräften zu weihen, fühlen uns aber eben deshalb als Diener derselben, in Anbetracht mancher in uns erweckten Bedenken, in unserm Gewissen zu folgender ehrerbietigen Erklärung gedrungen, welche wir in vertrauensvoller Freimütigkeit aussprechen:

1. Freudig wissen wir uns in vollkommener Uebereinstimmung mit der Denkschrift, sofern sie den 4. Artikel der Augsb. Confession von der Rechtfertigung durch den Glauben, welche auch unser einziger Trost im Leben und Sterben ist, als das Fundament der evangelischen Kirche bezeichnet, glauben aber, daß die übrigen Artikel dieser Bekentnisschrift der ganzen evangelischen Kirche nicht minder zur wesentlichen Grundlage derselben gehören.

2. Wenn wir auf Grund der oft wiederholten officiellen Erklärungen daran festhalten müssen, daß innerhalb der preußischen Union die lutherische Kirche, sowie die reformirte Kirche und eine Anzahl durch besonderen Act unirter Gemeinden zu Recht bestehen, so glauben wir auch zu der zuversichtlichen Hofnung berechtigt zu sein, daß jede dieser drei Kirchengemeinschaften ihre gehörige Vertretung in dem Kirchenregiment finden wird.

3. Wir wissen uns dabei von allen Tendenzen gewaltsamer Veränderungen frei und wollen allein, daß wolbegründete Rechte in geordneten Wegen uns gesichert bleiben.

4. Je mehr wir uns bewußt sind, daß wir nur das teure Kleinod unseres evangelischen Glaubens treu bewahren wollen, desto fester sind wir überzeugt, daß wir von dem Vorwurf des Romanisirens in keiner Weise getroffen werden.

Außer dieser Erklärung hörten wir nur noch eine kurze dringende Bitte des jetzigen Inspectors des Knaben-Rettungs- und Brüderhauses zu Neinstedt, Hardeland, des ehemaligen viel gegrüßten und viel bewährten Missionars, um Unterstützung der zunächst für die ganze Provinz so wichtigen Anstalt, welche jezt noch mit einer Schuld von 2000 Thlrn. belastet sei, und die Brüder zeigten sich willig, namentlich bei der bevorstehenden, von den kirchlichen Behörden bewilligten Kirchencollecte diesen Notstand ihren Gemeinden ans Herz zu legen, um auch ihre christliche Beihülfe zu erlangen.

Dann trat man in die Tagesordnung ein, auf der eine Besprechung über das kirchliche Begräbnis stand, zu welcher Hr. Pastor G. Schiele aus Zeitz den einleitenden Vortrag gütigst übernommen hatte, welcher in kurzer, klarer und höchst praktischer Weise die Punkte bezeichnete, welche der nachfolgenden Verhandlung einen sichern Anhalt darboten. Er ging davon aus, daß, wenn die Heiden die Leichname verbrant haben, die Christen nach der Auferstehung ihres Herrn aus dem Grabe die Leiber ihrer Todten in das Grab gelegt haben, als eine Aussaat ihrer künftigen Auferstehung. Wenn wir nun jede andere Art der Bestattung verwerfen müssen, als einen Rückfall in die Barbarei, so müssen wir doch festhalten, daß einen Anspruch auf Begräbnis mit kirchlicher Feier nur Christen haben können. Daher sind zuerst davon ausgeschlossen die ungetauften Kinder. Darin liege kein Verdammungsurteil, weil wir wol wissen, daß nicht „die Entbehrung, sondern nur die Verachtung des Sacramentes verurteilt." Säumigen Eltern wird das auch ein Antrieb zu schnellerm Vollzug der Taufe sein. Sodann muß das kirchliche Begräbnis unbedingt versagt werden denen, die entweder sich selbst von der Kirche ausgeschlossen haben, oder von ihr ausgeschlossen sind, mithin den Freigemeindlern und den Excommunicirten. Sodann aber auch, wie Joh. Gerhard schon sagt, allen eigentlichen Häretikern, die nicht in einem oder dem andern Artikel abweichen, sondern die Fundamentalartikel verwerfen. Jezt werden dahin zu rechnen sein alle offenbaren Gottesleugner, die offenbaren Gotteslästerer, die offenbaren Verächter des Worts und der Sacramente, die in offenbaren Schandthaten ohne Reue gestorben und die in Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt und nicht noch kurz vor Eintritt des Endes Zeichen der Buße gegeben haben. Es sei ein Misbrauch des göttlichen Namens, das Wort Gottes bei der Leichenfeier derer zu gebrauchen, welche Verächter des Worts, ausgesprochene Feinde Gottes gewesen; Leuten, mit denen die Frommen in dem Leben nichts zu schaffen haben sollten, dürfe von ihnen keine Teilnahme und Ehre beim Begräbnis gewährt werden, um durch die That ihren entschiedenen Haß gegen ihre Gottlosigkeit zu bezeugen, denn sonst werde Aergernis gegeben, die Gottlosigkeit und Sicherheit befestigt und das heil. Amt entehrt werden. Dabei ist aber festzuhalten, daß die Kirche über Verborgenes nicht urteilt, und es muß die ausgesprochene Feindschaft nicht mit der bloßen Gleichgiltigkeit gegen das Evangelium verwechselt werden, die, zumal in unsern Tagen, nicht ohne Mitschuld der Kirche aus Unkentnis der heilsamen Lehre hervorgegangen ist. In notorischen Fällen muß man, wo möglich, bei den höheren Ständen anfangen, nicht auf bloßes Gerede hin, sondern wo man aus eigner Erfahrung seiner Sache gewiß und die wiederholte Ermahnung beharlich zurückgewiesen worden ist. Dieser Ernst des Verfahrens wird auch heilsam auf die wirken, welche Mitgenossen der Schuld sind. In beschränkterer Form wird dagegen das kirchliche Begräbnis auf ihre Bitte den Genossen anderer Confessionen zu gewähren sein, sofern sie nur auf demselben Grunde des apostolischen Bekentnisses stehen. Fragen wir weiter, wer das kirchliche Begräbnis zu vollziehen hat, so ist es zunächst der zuständige Pastor, in Fällen der Not, wie bei der Taufe, auch jeder Christ. Ref. erzählte hier einen schönen Zug aus dem lezten Kriege. Es waren im Quartiere eines braven Reitergenerals zwei Musketire des 64. Regiments an der Cholera gestorben. Da kein evang. Feldprediger in der Nähe war, bat der General den katholischen Geistlichen, die Leichen mit kirchlichen Ehren zu begraben. Er schlug es ab, weil es ihm verboten sei, in solchen Fällen mitzu-

gehen. Da ist der fromme General noch einen Tag am Ort geblieben, und hat seinen evang. Brüdern nicht allein das lezte Geleit gegeben, sondern auch vor der zusammengeströmten katholischen Bevölkerung geredet von der Auferstehung der Todten durch Christum, ein V. U. gebetet und Gottes Segen herabgefleht. In welcher Weise aber ist das kirchliche Begräbnis zu vollziehen? Es komt hier der Leichenzug, die Bestattung, resp. eine Feier in der Kirche in Betracht. Ueberall muß es zur Erscheinung kommen, daß wir als Christen einen Christen bestatten. Der Leichenzug geschieht unter Geläut der Glocken und unter Gesang, der vom Schulchor geleitet wird. Ein Lied vor dem Sterbehause bildet den angemessenen Anfang, das Aufheben der Leiche geschieht mit den Worten: „Im Namen Gottes!" Wenn es keiner sagt, muß es der Pastor sagen. Die Ordnung des Zuges ist folgende: Voran die singende Schule, wo möglich mit dem Crucifix, dann der Pastor, welcher die Leiche zum Grabe führt, hinter dem Sarge das Trauergefolge. Fehlt die Schule, so mag der Pastor hinter dem Sarge gehen. Der Sarg muß getragen werden, ein Mensch ist es wert, daß er zulezt noch auf den Schultern seiner Standesgenossen oder Freunde hinausgetragen wird. In sehr großen Städten mag die Sitte nicht zu halten sein. Zwei Uebelstände treten bei dem Leichenzuge hervor: die mangelnde ernste Stille. Im Gefolge wird häufig Conversation gehalten, die Pastoren nehmen nicht selten daran Teil. Hier ist Schweigen Gold und Reden kein Silber. Sodann die nicht würdige Haltung der zuschauenden oder vorbeigehenden Menge. Der Soldat macht seine Honneurs vor dem Leichenzuge des Kameraden. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß man brennende Cigarren und anderes unehrerbietiges Gebahren sieht. Wir sollten in der Schule und in dem Confirmandenunterricht dahin wirken, daß das Volk wieder lerne, was sich schickt, und selbst mit gutem Beispiele vorangehen. Stillstehen und ein ehrerbietiger Gruß schickt sich aber. Bei der Bestattung begint das amtliche Handeln des Geistlichen durch das Wort. Es ist kein Thun für den Verstorbenen, sein Los ist entschieden, sondern gegenüber dem Tode eine Bezeugung des Evangeliums in seiner richtenden und tröstenden Kraft an die Lebendigen. Diese geschieht zuerst in der feststehenden Begräbnisliturgie. Es bedarf keines Nachweises, daß die in unserer Agende vorhandene sehr der Verbesserung bedarf. Ref. citirt die Formulare älterer Agenden und bemerkt insonderheit, daß zu dem Introitus: Von Erde bist du kommen ꝛc., wenigstens eine biblische Lection, etwa Ps. 90, kommen müsse. Die ältern Agenden haben V. U. und Segen nicht. Das Einsegnen der Leichen ist eine bedenkliche Sitte, denn es fehlt die Bedingung der heilsamen Wirkung des Segens. Soll's ein Segnen des Gebeins zur friedlichen Ruhe bis zur Auferstehung sein, so segne man lieber, nach der alten Weise der Kirche, das Grab, das ist unzweideutiger. Das freie Element, die Leichenrede, in die Kirche zu verlegen, mag aus mancherlei Gründen ersprießlicher sein; für ihre Berechtigung und ihren Inhalt macht es jedoch nichts aus, ob sie am Grabe, am Altar oder von der Kanzel gehalten wird. Schon in alten Zeiten wurden laudationes am Grabe der Märtyrer gehalten; es ist ein Bedürfnis, eine berechtigte Ehrenerweisung, des Verstorbenen vor den Leidtragenden und der Gemeinde zu gedenken, und wenn der Pastor dazu den Auftrag erhält, so geschieht das nicht darum, weil er der Geschicktere, sonderrn weil er Gottes Diener ist, der es zu Gottes Ehre ausführen soll. Das Sprichwort sagt: Leichenpredigten Lügenpredigten. Alles, was der Pastor

redet, soll vor Allem Wahrheit sein. Er braucht darum nicht zu schweigen von dem Glauben, dem gottseligen Wandel des Entschlafenen, wenn er es mit gutem Gewissen kann, er darf ihn sogar zum Vorbild hinstellen, aber des Rühmens hat er sich dabei zu enthalten, und nur Gottes Werk in dem Allen zu preisen. Anders ist es, wenn uns, wie das in großen Städten oft vorkomt, von dem Glauben des Verstorbenen nichts bekant war. Wir sollen da Gott das Gericht überlassen, und worüber wir den Lebenden nicht ins Angesicht gestraft haben, das sollen wir dem Todten nicht nachreden. Dagegen sollen wir die Gnade Gottes rühmen, die auch den Verstorbenen gesucht, und es freimütig bezeugen, daß in keinem Andern Heil sei, als in Christo. Wenn uns dagegen zugemutet wird, eine Rede zu halten, wo wir das kirchliche Begräbnis lieber verweigert hätten, da suchen wir die Angehörigen zu bestimmen, auf eine Rede zu verzichten. Gelingt das nicht, da möge jeder sehen, ob er sich definitiv weigere, oder einfach von Sünde, Tod und Gericht rede. Im Allgemeinen möchte es sich empfehlen, die Ereignisse des Lebens nach ihrer göttlich pädagogischen Seite hervortreten zu lassen, wie denn das Vorlesen eines Lebenslaufes, wo es Sitte ist, immer eine größere Aufmerksamkeit hervorruft, als die schönste Leichenpredigt. Nur dulde man dabei keine Lobhudelei oder Sentimentalität. Gegen leztere gilt es überhaupt Front zu machen. Sie sizt sonst noch tief in mancherlei Arien, wie sie besonders von Gesangvereinen gern gesungen werden. In neuerer Zeit hat sich, zumal in Städten, wo die Frauen selten zum Gottesacker mit hinausgehen, die Sitte gebildet, im Sterbehause selbst eine Leichenfeier vorzunehmen. Mag sein, aber sie trete nicht an die Stelle der öffentlichen. Die Danksagung in der Kirche ist teils Danksagung im Namen der Hinterbliebenen für das Trauergeleit der Gemeinde, vornämlich aber Danksagung für das, was der Herr an dem Entschlafenen gethan. Nicht aber soll sie sein Fürbitte für den Entschlafenen, welche unevangelisch ist. Ein Votum dagegen: Gott sei seiner Sele gnädig u. d. m. ist nach Joh. Gerhard nur ein Zeugnis über das Heil des verstorbenen Frommen in Christo zum Trost der Trauernden und ein Zeichen der Liebe zu dem Vollendeten. Vergessen wir aber nicht, daß wir über die Seligkeit eines andern nie volle Gewißheit haben, und überlassen wir dem Papste das Seligsprechen. Unserer helfenden und wachenden Fürsorge sind nach dem Begräbnis noch die Grabstätten anvertraut. An den Denkmalen mit ihren Inschriften soll man merken, daß hier Christen begraben sind. Leider schreien hier oftmals die Steine in einem andern Sinne, als in der Schrift gemeint ist! Auch die Sorge für den Kirchhof überhaupt ist nicht unwichtig. Im katholischen Oestreich waren die Gottesäcker meist kahl, selbst in Prag wenigstens für die Armen sehr vernachlässigt, in Schleswig-Holstein sauber und wolgepflegt. Es muß bei uns darin auch noch besser werden. Kirchhöfe sollen nicht sein Weideplätze für das Vieh, Trockenplätze, Pflaumenplantagen oder gar Kohlgärten, die alle Jahre umgegraben werden, sondern stille Plätze, wo die Leiber der Heiligen der Auferstehung warten. Auf dem Lande in Norddeutschland sind nach dem Begräbnis Leichenschmäuse üblich. Sie sind namentlich für die Träger und die Freunde, welche aus der Fremde gekommen sind, ein notwendiges Stück der Gastfreundschaft, auch eine Ehrenbezeugung, die dem Verstorbenen geschieht, oder ein lezter Dank, den er von seinem irdischen Besiz den Freunden für ihren lezten Dienst abstattet. Auch pflegt für die liebe Armut etwas abzufallen. So lange die Sitte nicht in Völlerei ausartet, darf man wol sagen: Verdirb es

nicht, es ist ein Segen darin. — Es ist leider in unsern Tagen Sitte oder vielmehr Unsitte geworden, die Todten ohne kirchliche Feier zu bestatten. Wenn die Leute die Begleitung des Pastors nicht wünschen, so lasse man sie, aber versage dann auch das Geläut. Sonst haben wir unsere Begleitung anzubieten, aber uns nicht aufzudrängen. Immerhin wird das Verlangen nach kirchlichem Begräbnis ein Maßstab, wenn auch kein untrüglicher, sein für den Wert, welchen eine Gemeinde legt auf das Evangelium von Christo, dem Auferstandenen. Wir wollen in seiner Verkündigung treu sein, so wird auch das kirchliche Begräbnis gesucht und geschätzt werden, wozu Gott helfe!

Bei der sehr belebten Besprechung, welche sich an diesen Vortrag anschloß, zeigte es sich, welch ein Segen auf einer Conferenz von gleich gesinten Brüdern ruht, welche von nah und fern herbeigekommen sind, um ihre Erfahrungen gegen einander auszutauschen; man kann da nicht allein viel lernen, sondern man empfängt auch eine so vielseitige Anregung zur rechten Ausrichtung des heiligen Amtes. Zunächst ist zu bemerken, daß die von dem Ref. ausgesprochenen Grundsätze im Allgemeinen nur Zustimmung fanden. So war es schon in Bezug auf die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Nicht wenige Brüder bezeugten, daß sie aus verschiedenen Gründen dasselbe vorenthalten haben, unter mehr oder weniger Schwirigkeiten. Ein Bruder sagte, er versage das kirchliche Begräbniß Allen, die sich dauernd vom heiligen Abendmal zurückgehalten haben, und seine Gemeinde würde Anstoß nehmen, wenn er es in diesem Falle gewähre. Ein Anderer hatte einem Trunkenbolde Begleitung und Geläut verweigert, und dies habe auf die hinterlassene Wittwe einen heilsamen Eindruck gemacht. Ein Anderer wollte einem Gastwirt, der seit 13 Jahren die Kirche nicht besucht, das Geläut nicht gestatten, der Gemeinde-Kirchenrath war mit ihm einverstanden. Aber in der Gemeinde entstand eine heftige Opposition. Man wußte sich den Kirchenschlüssel zu verschaffen und verrichtete selbst das Geläut. Auf erfolgte Beschwerde bestätigte das Consistorium das Verfahren des Pastors. Ein anderer Bruder hatte freilich nicht erst nötig, das Ehrenbegräbnis zu verweigern. Er hatte ein angesehenes Gemeindeglied, welches seit lange schon Uhlichianer, seine Feindseligkeit gegen die Kirche offen ausgesprochen, in seiner lezten Krankheit wiederholentlich besucht, war aber immer zurückgewiesen worden. Nach seinem Tode ließ die Frau sagen, ihr Mann habe gewünscht, daß weder der Prediger ihn begleite, noch eine Glocke gerührt, noch eine Danksagung für ihn gethan würde. Der Bruder sagte, die leztere habe er doch gethan in Form einer Anzeige dieses Todes mit ernstem Gebet. Es wurde indes bezweifelt, ob er wol daran gethan, die verbetene Danksagung selbst in dieser Form zu verrichten; eine Ehre und Wolthat, die einer zurückgewiesen, sollte man ihm nicht aufdringen, sonst bleibe Ehre nicht Ehre; auch sei es zweifelhaft, ob es wolgethan sei, einen einmal verbotenen Besuch zu wiederholen, dagegen spreche Luc. 10, 10. 11. Man soll über solche Gottlosigkeit nicht schweigen, dazu ist aber die Predigt. Ein Bruder machte darauf aufmerksam, daß der Pastor kein Recht habe, nach eigenem Belieben das kirchliche Begräbnis zu verweigern. Der Erlaß des Königlichen Consistoriums vom 7. December 1857 enthalte darüber bestimte Vorschriften. Nach demselben sollen von den hergebrachten kirchlichen Ehren beim Begräbnis ausgeschlossen sein: 1. die nach den in demselben Erlaß bezeichneten Graden der Mahnung Excommunicirten, 2. die, welche in offenbarer Gottlosigkeit und öffentlichen Sünden und Schanden dahingelebt und die selsorgliche Vermahnung bis ans Ende zurückgewiesen haben, 3. die Selbstmörder. Wenn der Pastor Bedenken trägt, den nicht förmlich Excommunicirten das Ehrenbegräbnis zu verstatten, so soll er die Zustimmung des Superintendenten einholen. Der Bruder meinte, man solle, um künftige Verlegenheiten zu vermeiden, bei Zeiten daran denken, die unwürdigen Gemeindeglieder zur Excommunication zu bringen, was allerdings richtig ist, wiewol Fälle genug eintreten werden, wo man die Excommunication nicht durchsetzen kann, und doch das kirchliche Begräbnis verweigern muß. Eine andere Stimme lenkt noch einmal die Aufmerksamkeit der Versamlung auf den eben genanten Erlaß und sagt, diese so weisen und ernsten Verordnungen über die fast ganz in Vergessenheit gekommene Kirchenzucht seien eine der größten Thaten unsres Consistoriums. Leider seien sie von vielen Geistlichen ad acta gelegt. Es thue not, daß ihr Gedächtnis in Diöcesanconferenzen wieder aufgefrischt würde. Nach Bekantmachung des Erlasses sei in einer Ephorie gleich 4 Personen das kirchliche Begräbnis verweigert, darunter war der Sohn eines Superintendenten; eine Spötterin wurde von der Gemeinde an der für die Selbstmörder bestimten Stelle begraben. Die Welt sage wol, das sei Intoleranz, Unbarmherzigkeit. Aber es ist eine viel größere Unbarmherzigkeit, durch eine laxe Zucht aller Sünde Raum zu geben, welche ja der Leute Verderben ist.

Uebrigens wurde von dieser Seite bestätigt, gegen die Lebenden müsse man vor allem ernste Kirchenzucht üben, damit man sie an den Todten nicht zu üben brauche. Es wurde zwar dagegen bemerkt, daß in manchen Fällen, wo der Pastor den Gottlosen auch nicht bei Lebzeiten verwarnt, die Kirche an dem Todten doch die notwendige Censur üben müsse, man wollte doch aber lieber immer wieder und wieder eingeschärft wissen, daß der Pastor erst seine Schuldigkeit an den Lebenden thue. Von mehreren Seiten wurde dann bemerkt, daß bei der Einführung einer strengen Zucht bei dem Begräbnis es sehr auf die Umstände ankomme. Leider gebe es Gemeinden, wo das kirchliche Begräbnis ganz abhanden gekommen sei. Man habe früher äußerliche Mittel gegen diese Unsitte gebraucht, man habe z. B.

die stillen Leichen theurer bezahlen lassen, dadurch seien sie noch mehr in Ansehn gekommen. Anders also sei zu verfahren, wo das kirchliche Begräbnis als eine Ehrensache betrachtet werde, und wo man sich desselben sogar schäme, denn an manchen Orten gilt es wirklich für vornehm, sich still begraben zu lassen. Wo das Evangelium kräftig verkündet werde, da werde nach und nach jeden Falls ein Verlangen nach kirchlichem Begräbnis entstehen, dies dürfe man nicht gleich durch die äußerste Strenge der Zucht einschüchtern. In den meisten Landgemeinden hier ist ein doppeltes Läuten Sitte, einmal das sogenante Ausläuten, gleich nach erfolgtem Tode, dann das feierliche Geläut beim Begräbnis. Viele Brüder bezeugten, daß sie unter den in ihren Gemeinden obwaltenden Zuständen noch Bedenken getragen hätten, das Ausläuten auch zu verweigern, wo sie Begleitung zum Grabe mit dem Grabgeläute entschieden verweigert haben, es würde dann jenes nur angesehen, als eine Anzeige an die Gemeinde, daß wieder ein getaufter Christ, ein Mensch gestorben sei, damit keiner das Memento mori vergesse. Selbstmörder und aus der Kirche Ausgetretene erhalten freilich auch das Geläut nicht. Wiederholt aber wurde darauf aufmerksam gemacht, daß ohne die Begleitung des Pastors die Glocken beim Begräbnis nicht gerührt werden dürfen, daß er aber zu jedem Begräbnis, selbst dem des kleinstes Kindes, auch wenn das Geläut nicht verlangt würde, sich anbieten müsse.

Indem man nun zu dem zweiten Punkte des Vortrages, dem Leichenzuge überging, wurden zunächst ausführliche Mitteilungen über die verschiedenartigsten Gebräuche bei denselben gemacht. In manchen Gegenden findet sich noch eine sehr reiche Ausstattung, in welcher sich wiederum die Fülle des lutherischen Princips ausprägt. Ein Bruder erzählte, daß bei großen Leichen folgender Hergang Sitte sei: Früh Morgen-Geläut von 2—3 Uhr in 3 Pulsen, Mittags 12 Uhr wieder Geläut, mit welchem die Träger die Bahre holen und sie mitten auf den Düngerhaufen stellen, dann erscheint die Schule mit dem Pastor, ein Crucifix voran. Der Leztere begiebt sich in das Trauerhaus, spricht ein Gebet und ein kurzes Trostwort. Darnach Gesang auf dem Hofe, Vorlesung des Ps. 90, Darbringung des Opferpfennigs Abschiedsgesang, Aussegnung der Leiche, Aufhebung derselben mit einem Votum und dem Liede: Freu dich sehr o meine Sele. Meistens ist der Leichenzug sehr einfach. Auf ein mit den Glocken gegebenes Zeichen versammeln sich die Träger im Sterbehause, und werden mit Wein, Brantwein oder Kaffee und Kuchen bewirtet, wobei auch die Cigarre nicht fehlen darf. Hier wird oft viel getrunken. Ein Bruder hatte es erleben müssen, daß ein trunkener Träger in das Grab fiel. Ein anderer teilte mit, er habe die hitzigen Getränke bei diesen Ausrichtungen dadurch verdrängt, daß er erklärt habe, er werde die Leiche nicht begleiten, wenn er Schnaps auf dem Tisch sehe. Man reiche jezt nur Kaffee. Es wurde gefragt, ob der Pastor Speise und Trank annehmen solle, wenn Beides ihm bei seinem Eintritt ins Trauerhaus dargeboten werde. Zurückweisen, antwortete man, gewiß nicht, aber viel essen und trinken noch viel weniger. Man könne es ja stehen lassen. Auch wurde gefragt, ob man überhaupt zum Trauerhause zu gehen habe, ob es nicht genug sei, die Leiche am Kirchhofe zu empfangen. Man sagte, es komme auf die Umstände an. Würde man ausdrücklich um die Begleitung vom Hause gebeten, so dürfte man es nicht abschlagen. Ein Bruder sagte, wenn die Schule zur Begleitung aufgefordert wäre, ginge er ins Haus, wo nicht, so empfange er die Leiche am Kirchhof. Man hielt es aber für geboten, daß, wenn der Pastor die Leiche vom Hause aus begleite, er dann auch beim Aufnehmen derselben ein Votum oder kurzes Gebet spreche. Ein Bruder verwies auf Dieffenbach, der für diesen Akt neben kurzem Gebet auch die Vorlesung von Ps. 90, den Gesang: Mitten wir im Leben sind u. s. w. Schlußliturgie mit Votum vorschlägt. Was den Plaz des Pastors beim Leichenzuge anlangt, so war man der Meinung, wenn die Schule mitgehe, müsse der Pastor jeden Falls mit dieser vor dem Sarge herschreiten, sonst, besonders wenn die Leiche gefahren werde, gehe er mit den Leidtragenden hinter dem Sarge.

Es war Schade, daß die Zeit nicht erlaubte, die Auslassungen des Vortrages namentlich über die Liturgie und die Rede am Grabe noch weiter zu verfolgen. Die Erwägung dieser beiden Hauptpunkte wird die Aufgabe einer andern Conferenz sein müssen. Das Begräbnisformular war schon einmal auf die Tagesordnung gesezt, da die Unzulänglichkeit des in unserer Agende enthaltenen Formulars allgemein gefühlt wird. Man hatte aber Ursach, zum Schluß dem Herrn einen sehr brünstigen Dank darzubringen für die reiche Gnade, welche wir bei unsern Beratungen in dieser denkwürdigen Versamlung erfahren, und indem wir dies in dem gemeinsamen Schlußgebet thaten, riefen wir ihn eben so brünstig darum an, daß er uns halten lehre die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, daß er sich aufmache und über Zion erbarme, weil Zeit sei, daß er ihr gnädig sei, daß er seiner Kirche treue Pfleger schaffe an Fürsten und Obrigkeiten, und mit seinem Geiste salbe, die er zu ihrem Regiment berufen, wie alle ihre Diener, und sich seiner Heerde selbst annehme und sie weide, und segne unsere Gemeinden samt der teuern Gemeinde, die uns aufgenommen und es ihr vergelte, auf daß sein großer Name überall verherlicht und in Ewigkeit gepriesen werde. Und selten wurde unser altes Bruderlied mit zusammengeschlagenen Händen unter solcher Bewegung zulezt gesungen, die Bruderliebe auch mit einem Bruderkuß besiegelt.

Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott.

Nach der h. Schrift dargelegt von Lic. Preuß.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu Lucas 7, damit sich der genante Artikel der Ev. K. Z. vornehmlich beschäftigt. Auf die Identifikationshypothese des verehrten Herrn Verfassers einzugehen, ist hier um so weniger Not, als er selbst Seite 276 sagt: seine Erklärung, von Luc. 7, 47 sei ganz unabhängig von der An-

sicht, die man über das Verhältnis der Sünderin zu Maria Magdalena und zu der Maria des Lazarus hat. Nach den einfältigen Worten des Textes war der Hergang, der hier in Frage komt, folgender: „Ein Pharisäer bittet den Herrn mit ihm zu essen. Der Herr geht in des Pharisäers Haus und sezt sich zu Tische. Und siehe ein Weib, das in der Stadt war, eine Sünderin, hört, daß er in dem Hause des Pharisäers zu Tische ist, und bringt ein Glas mit Salben und tritt hinten zu seinen Füßen, und weint, und beginnt seine Füße mit ihren Thränen zu netzen und trocknet sie mit den Haaren ihres Hauptes, und küßt seine Füße und salbt sie mit ihrer Salbe. Der Pharisäer, der den Herrn eingeladen hat, sieht das und spricht bei sich: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist, die ihn anrührt; daß sie eine Sünderin ist. Da antwortet der Herr und spricht zu ihm: Simon ich habe dir etwas zu sagen. Jener darauf: Meister, sag an. — Es hatte ein Wucherer zwei Schuldner, der eine schuldete ihm fünfhundert Denare, der andere fünfzig. Da sie ihn nun nicht bezahlen konten, schenkte er es beiden. Welcher von beiden wird ihn mehr lieben? Simon antwortete: Ich achte der, dem er die größere Summe geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: du hast recht gerichtet. Und er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Siehst du dieses Weib? Ich kam in dein Haus, du gabst mir nicht Wasser zu meinen Füßen; diese aber nezte meine Füße mit Thränen und trocknete sie mit ihren Haaren. Du gabst mir keinen Kuß, sie dagegen ließ, seit ich hereinkam, nicht ab meine Füße zu küssen. Du salbtest mein Haupt nicht mit Oel, sie aber salbte meine Füße mit Salben, Deshalb sage ich dir: ihr sind die vielen Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. Wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig. Er sprach aber zu ihr: deine Sünden sind vergeben. Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der auch Sünden vergibt. Er aber sprach zu dem Weibe: „dein Glaube hat dich gerettet, gehe hin in Frieden."

Was zuerst das Gleichnis betrifft, so sagt der verehrte Herr Verfasser S. 288: „dem einen Schuldner werden fünfhundert Denare erlassen, dem andern fünzig .... Der Grund davon daß ihm nur (?) wenig vergeben wird, kann nicht darin liegen daß bei ihm weniger zu vergeben war." Warum denn nicht? Im Gegenteil: ohne Zweifel meint es der Herr so. Denn er sagt: der Gläubiger schenkte es beiden. Was denn? Ihre Schuld. Daß der eine noch mehr als 50 Denare und der andere noch mehr als 500 Denare schuldig war, ist eine Supposition, die keinen Anhalt im Texte hat. Vielmehr sagt der Herr in der Deutung: Ihr sind die vielen Sünden erlassen Vers 47, das heißt doch wol: die vielen Sünden, die sie überhaupt auf sich hatte. Was sollte sonst der bestimte Artikel. Die beiden Gründe, welche der verehrte Herr Verfasser für seine Meinung anführt, haben uns in der That überrascht. Einmal nämlich, erklärt er, würde die Annahme, daß bei Simon weniger zu vergeben war, zu ganz bedenklichen sittlichen Folgerungen führen. Wurde ihm (nämlich) wenig vergeben, weil ihm nur wenig zu vergeben war, so müßte man schließen: also wollen wir sündigen, damit die Gnade recht mächtig werde. — Gewiß schließt die natürliche Vernunft so. Aber Gottes Wort hat solchen Schluß streng verpönt. „Was wollen wir hierzu sagen, heißt es Röm. 6, 1, sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde? Das sei ferne. Wie sollten wir in der Sünde wollen leben, der wir abgestorben sind." Freilich sprechen etliche „laßt uns übles thun, auf daß gutes daraus komme; deren Verdammnis aber ist, wie der heil. Geist sagt, ganz recht." (Röm. 3, 8.)

Die bedenklichen sittlichen Consequenzen hat man nicht blos gegen unsere Deutung von Luc. 7, 42 sondern gegen die ganze Rechtfertigungslehre geltend gemacht. Denn wenn kein Fleisch durch des Gesetzes Werk gerecht wird, so brauchen wir ja — sagt die durch die Sünde verderbte Vernunft — gar keine guten Werke zu thun. Allein der heil. Paulus lehrt Gal. 2, 16 nicht blos die Rechtfertigung durch den Glauben, sondern er fügt unmittelbar hinzu: „Sollten wir aber, die da suchen durch Christum gerecht zu werden, auch noch selbst Sünder erfunden werden, so wäre Christus ein Sündendiener. Das sei ferne." Der zweite Grund zu der Vermutung: Simon habe mehr Sünde gehabt als ihm geschenkt worden, ist: Simon stand tiefer als die Sünderin ... er war ein eigentlicher Höllenbrand, voll von Anhänglichkeit an das Irdische, von Selbstgerechtigkeit, von Lieblosigkeit, von Haß gegen Christus und seine Glieder. (Seite 289 u. 290 der Kirchenzeitung.) Wirklich? Lehrt das der Text? Kann die Lieblosigkeit, die hier hervortritt, nicht nach der vollen Vergebung Raum in ihm gefunden haben. Spricht Hebr. 6 nicht von Menschen, die einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben die himlische Gabe und ... die Kräfte der zukünftigen Welt, und die doch abfallen? Wer der Identifikationshypothese des verehrten Herrn Verfassers huldigt, wird freilich leicht dahin kommen, den Simon ins schwarze zu malen, aber wir haben ja die Erlaubnis erhalten von ihr abzusehn und den Text für sich zu betrachten. Zur Zeit, da das Weib die Füße Christi nezte, stand sie freilich höher als der Pharisäer, der sein Haupt nicht mit Oel salbte; daraus folgt aber keineswegs, daß es vor ihrer Rechtfertigung ebenso gewesen. Im Gegenteil sie und sie allein war vorher ἁμαρτωλός (Hamartolos) das heißt eine Sünderin im eminenten Sinne. Auch handelt der Herr mit Simon keineswegs so wie man mit einem Höllenbrand handelt; sondern er komt in sein Haus und beschämt ihn troz seiner Lieblosigkeit gelinde genug.

So wird es denn dabei sein Bewenden haben müssen: der Herr hatte es beiden geschenkt. Er hatte dem Simon so gut wie der Sünderin all ihre Sünden vergeben. Nur der Sünderin mehr; denn ihr war mehr zu vergeben. Das sah man daraus, daß sie viel liebte. Aber dürfen wir Vers 47 auch wirklich so übersetzen? Der erwähnte Kirchenzeitungs-Artikel bestreitet das auf das entschiedenste, und so müssen wir stille halten und uns mit ihm darüber ins klare setzen. „Die Liebe als Beweismittel für die Vergebung der Sünden, sagt er zuvörderst, komt in der ganzen

Schrift Alten und Neuen Testamentes nicht vor. Ein so fremdartiger Gedanke mußte mit unzweideutiger Klarheit ausgedrückt werden. Die jedenfalls fernliegende Bedeutung des denn, die sich aus der ganzen heiligen Schrift mit keinem wirklich entsprechenden Beispiele belegen läßt, durfte also grade hier nicht angewandt werden. Selbst das bei den Auslegern stets wiederholte Beispiel aus dem Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens: es ist Tag denn die Sonne scheint, ist zweifelhaft. Denn wer überhaupt so redet, wird die Sonne oder das Hellesein als den Grund des Tagseins ansehn. Das Licht macht den Tag."

„Die Liebe als Beweismittel für die Vergebung der Sünden käme also in der ganzen Schrift Alten und Neuen Testamentes nicht vor?" Ich habe diesen Saz zweimal und dreimal gelesen, ehe ich mich davon überzeugte, er stünde wirklich so da. Was sagt denn der heil. Johannes 1. Brief 3, 14: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode ins Leben übergegangen (also doch absolvirt) sind, denn wir lieben die Brüder." Und der Herr selbst Joh. 13, 35: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger (also doch wol gerechtfertigt) seid, wenn ihr Liebe zu einander habt." Heißt das nicht: die Liebe ausdrücklich als Beweismittel für die Vergebung der Sünden bezeichnen?

Was aber die Bedeutung des Wörtchens denn anlangt, so würde das Urteil des verehrten Herrn Verfassers vielleicht anders ausgefallen sein, hätte er an Stelle des wenig passenden Beispiels von der Sonne ein schlagenderes gewählt. Es regnet, sagen wir, denn es ist naß. Die Nässe auf den Pflastersteinen ist ohne Zweifel nicht Grund sondern Folge des Regens, und somit ist das denn hier in Wahrheit nicht eigentlich kausal sondern explikativ. Oder man könte dem denn seine Ursach-Bedeutung lassen, nur daß die Nässe draußen nicht als Grund des Regens, sondern als Grund unseres Urteils zu betrachten wäre: Es regnet, urteile ich, denn es ist naß. Wenn sich freilich dieser Gebrauch in der ganzen heiligen Schrift nicht fände, wie der verehrte Herr Verfasser behauptet, so müßten wir billig Bedenken tragen, auf ihn zu provociren. Allein 1 Joh. 3, 14 selbst belehrt uns schon eines bessern: „Wir wissen, daß wir aus dem Tode ins Leben übergegangen sind, denn wir lieben die Brüder. Und Joh. 16, 27: Er selbst der Vater hat euch lieb, denn ihr habt mich lieb." Wollten wir hier die Liebe der Jünger als den Grund der Liebe Gottes betrachten, so würden wir mit 1 Joh. 4, 10 u. 19 in Widerspruch kommen. Völlig unanfechtbar aber ist 1 Cor. 10, 5: „An ihrer Mehrzahl hatte Gott kein Wolgefallen, denn sie sind niedergeschlagen in der Wüste." Wie ist es möglich, das denn hier anders als explikativ zu fassen. Ist es nicht völlig sinnlos, zu sagen: Gott hatte an der Mehrzahl der Israeliten aus dem Grunde kein Wolgefallen, weil er sie niederschlug? Verhält es sich nicht umgekehrt: Gott hatte an ihnen kein Wolgefallen, das sah man daraus, daß er sie in der Wüste verderbte? Und Ps. 116, 10 heißt es: „Ich glaube, denn ich rede", oder eigentlich: „Ich habe geglaubt, denn ich werde reden." Kann man hier im Ernste behaupten, daß das Reden der Grund des Glaubens ist? Ist nicht vielmehr, wie auch die Tempora anzeigen, das Glauben der Grund und das Reden die Folge. „Ich glaube, darum rede ich", wie Luther gut übersezt.

Auch das können wir nicht gelten lassen, daß ganze fünfzehnhundert Jahre hindurch Niemand auf die Erklärung von der Liebe als einem Beweismittel der Vergebung gekommen (Ev. K. Z. S. 301). „Wir wissen, daß wir aus dem Tode ins Leben übergegangen sind, denn wir lieben die Brüder", lehrt ja Johannes. Und Cyprian: „Gott wird von dem mehr geliebt, dem in der Taufe mehr Sünden vergeben werden." Und dabei provocirt er ausdrücklich auf unsre Geschichte.*) Von andern, die man bei Althofer nachlesen kann**), zu schweigen.

Endlich beruft sich der verehrte Herr Verfasser auf die, wie er meint, doppelte Vergebung Vers 47 u. 48. Vers 47 soll sich auf die früher erteilte Vergebung beziehen, Vers 48 aber eine neue Stufe, einen höheren Grad derselben darstellen (a. a. O. 282. 302). Um zu diesem Resultate zu kommen, muß er aber das zweite Präteritum als Präsens übersetzen. Das zweite: sind vergeben, sagt er S. 300, kann nur so viel sein als: ich vergebe dir jezt deine Sünden. — Warum denn? Freilich nehmen die Anwesenden Anstoß und sagen: Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt? allein, wenn ein nicht Legitimirter eine von ihm gemachte Schenkung öffentlich bestätigt, wird man da nicht ebenso gut sagen: Wer ist dieser, daß er Häuser verschenkt. Und gebietet nicht die Pflicht gegen Gottes Wort so lange bei dem ersten einfachen Sinn zu bleiben, als irgend möglich? Warum verstehen wir denn nicht mit Luther beide Verse 47 und 48 von der öffentlichen Erklärung der Absolution, die längst vorher erfolgt war?***) Das Weib war gerechtfertigt, nun kam sie zu ihrem Heiland, ihm ihre Liebe zu zeigen. Dafür bestätigt er die ihr erteilte Vergebung erst dem Pharisäer und dann der Sünderin selbst. Aber gesezt den Fall, wir wären in Wahrheit genötigt, das Perfect in Vers 48 als Präsens zu nehmen, so würde doch für die Lehre, die daraus geschlossen werden soll, kein Nutzen erwachsen. Steht doch das viel besprochene: denn sie hat viel geliebt nicht neben der zweiten, sondern neben der ersten Vergebung. Wenn es also wirklich den Grund der Vergebung anzeigen soll, so folgt daraus die Lehre Bellarmins und nicht die gewünschte.

(Schluß folgt.)

---

*) Cyprian, Ad Quirinum III. 117. Opera Basileae. 1558. Fol. 220.

**) Althofer, Harmonia. Jenae 1653. 4°. 481.

***) Luther bei Walch, VII. 1339.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 5. Juni. № 45.

Othello.

(Fortsetzung.)

Der Mensch macht da nicht die sittliche Idee, sondern sich selbst zum Mittelpunkte, um welchen sich Alles drehen, den Alles lieben soll. Die Eifersucht in der Geschlechtsliebe ist nur eine besondere stark hervortretende Gestalt derselben. Da meint der Mensch ein ausschließliches Recht auf Liebe und Beachtung zu haben und grollt jeder noch so harmlosen Liebe, die dem Andern widerfährt. Die Eifersucht will nicht blos die sündliche Liebe Anderer zu der bestimten Person, die man ausschließlich besitzen will, verhindern, sondern will überhaupt nicht, daß diese von Andern geliebt werde, sie ist die hassende Selbstsucht in der Gestalt der Liebe. Der so Liebende ist auch eifersüchtig auf die Eltern, Geschwister und Freunde der Geliebten; die Eltern sind eifersüchtig gegen die Schwiegerkinder u. s. w. Eifersüchtig ist der Mensch auf jeden, der mit ihm nach demselben Ziele strebt, indem er selbstsüchtig alle Liebe, alle Ehre, allen Gewinn für sich allein haben will und ist bei dem Anblick fremder Errungenschaft immer mit Neid erfüllt. Ihre Gestalt wird sichtbar an Kain, an Esau, an Josefs Brüdern, an Sarah, an Saul, an den Jüngern Johannis u. s. w.

Es schien uns nötig zu sein zum Verständnis des Othello, das Wesen und die eigentümliche Gestaltung der verschiedenen Schattirungen, in denen sich die Eifersucht offenbart, näher zu charakterisiren, um so mehr, als die richtige Würdigung dieser Erscheinung an dem menschlichen Herzen nicht eben auf der Oberfläche liegt, die Linien aber, welche sie begränzen und scheiden, oft sehr fein sind und manchmal, namentlich in der Person des Othello in einander laufen. Daß Shakespeare nur diese sündliche Seite der Eifersucht im Auge hatte, spricht er an verschiedenen Stellen sehr deutlich aus:

„O, bewahrt euch, Herr, vor Eifersucht,
Dem grüngeaugten Scheusal, das besudelt
Die Speise, die es nährt: Heil dem Betrog'nen,
Der, seiner Schmach bewußt, die Falsche haßt;
Doch welche Qualminuten zählt der Mann,
Der liebt, verzweifelt, argwohnt und vergöttert.
Arm und vergnügt ist reich und überreich,
Doch Crösus Reichtum ist so arm als Winter
Für den, der immer fürchtet, er verarme. —
O Himmel, schüz all meiner Freunde Herz
Vor Eifersucht."

Es gehört das eben zu dem eigentümlichen Wesen der Eifersucht, daß sie einem zweischneidigen Schwerte gleicht, wodurch zwei Herzen tödtlich verwundet werden, sowol das Herz dessen, der sie hegt, als das Herz dessen, der unter ihrem Drucke steht.

Denn auch der, der sie hegt, kann sie nicht wegwerfen, wie ein Kleid ausgezogen und weggeworfen wird. Es gibt gewisse Stimmungen der Sele, Gemütsverfassungen, sündliche Anlagen, die so tief mit dem Innersten der Sele verwachsen sind, daß sie auch bei ernster Buße und schwerstem Kampfe nie völlig überwunden werden zu können scheinen. Lüstlinge, Trinker, Spieler können erfahrungsmäßig endlich völlig Herr über ihre Sünden werden, daß sie nicht blos den Gehorsam der That verweigern, sondern auch alle heimliche Regungen der Begierde überwinden. Aber Eitelkeit, Hochmut, Geiz scheinen unaustilgbar in den Herzen zu wurzeln, die einmal mit diesen sündlichen Keimen geboren sind. Sie nehmen bei ernsten Christen allerdings eine andere, viel erträglichere Gestalt an, daß sie bei ihrer Erscheinung nur noch das Lächeln erregen, während sie bei unbekehrten Herzen immer widerlicher, unerträglicher, ja bis zum Abschrecken abscheulich werden. Dahin möchte auch die Eifersucht gerechnet werden. Woher komt sie? Sie ist plözlich da, wächst schnell und wird bald zur unerträglichen Qual. Während Desdemona glaubt, die plözliche Umwandlung Othello's habe ihren Grund in verdrießlichen Staatsgeschäften, spricht Emilie die Besorgnis aus, daß Eifersucht der Grund seines seltsamen Benehmens sein möchte, und während Desdemona diese Besorgnis mit den Worten abweist:

„O liebe Zeit, ich gab ihm niemals Anlaß",

fährt Emilie fort:

„Das ist dem Eifersücht'gen einerlei.
Sie sind nicht stets aus Anlaß eifersüchtig,
Sie eifern, weil sie eifern; 's ist ein Scheusal,
Erzeugt von selbst, geboren aus sich selbst."

Verfolgen wir nach diesen Erörterungen das Drama selbst, so sind es wesentlich drei Personen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: Othello, Jago und Desdemona.

Von Othello erfahren wir, daß er aus einem Königlichen Geschlechte Mauritaniens stamt, doch ist er frühzeitig ein Christ geworden. Von seinem siebenten Jahre an hat er sich lediglich in den Waffen geübt, jede andere feinere Ausbildung seines Geistes ist ihm fremd geblieben.

— „Wenig lernt' ich von dem Lauf der Welt,
Als was zum Streit gehört und Werk der Schlacht."

Darum ist er auch von rauhem Wort und wenig begabt mit milder Friedensrede. Sein ganzes Leben ist ein sturmbewegtes gewesen, schwere Gefahren zu Wasser und zu Lande hat er bestanden, mehr als einmal hat er der drohenden Todesgefahr ins Angesicht gesehen, er ist in Gefangenschaft gerathen, als Sklave verkauft, durch wunderbare Fügungen erlöst, auf flüchtigem Fuße hat er neue schwere Gefahren und Mühseligkeiten bestanden. Weite Höhlen haben ihn aufgenommen, wüste Steppen hat er durchwandert, Steinbrüche, Felsen und himmelhohe Berge überschritten, unter Kannibalen und Völkern, deren Kopf wächst unter ihren Schultern,*) hat er gelebt, und die rührendsten Abenteuer hat er bestanden. Dabei ist er ein großer, sieggewohnter Feldherr geworden. Das Getümmel der Schlacht, die wiehernden Rosse, der wallende Helmbusch, das schmetternde Erz, die mutschwellende Trommel, der muntere Pfeifenklang und das Mordgeschoß, deß rauher Schlund Jovis Donner wiederhallt, kurz alle Pracht und aller Pomp des glorreichen Krieges, das ist sein Leben und macht seine Brust schwellen. Mitten im Getümmel der wildesten Schlacht behält er die vollständigste Fassung und ungetrübte Ruhe, denn die Gefahr ist seine Lust und das Kriegsgetümmel sein Leben. So ist er in die Dienste der Republik Venedig gekommen, und hat als deren oberster Feldherr dem Staate in dessen vielen und schweren Kämpfen zu Wasser und zu Lande unbezahlbare Dienste geleistet. Er besizt das unbedingte Vertrauen des Senats, wie kein Anderer neben ihm. Wie sehr seine eigene Ehre mit der Ehre Venetiens verwachsen ist, hat er in Aleppo gezeigt, da er mitten im Feindeslande einen Türken niederhieb, der Venedig schmähte und einen Venetianer erschlagen hatte.

Es waren aber nicht blos seine Dienste und Leistungen, welche ihm die Achtung seines neuen Vaterlandes erzwang, diese ruhte vielmehr nicht minder auf seiner Person. Er war besonnen, wahrhaftig, von weitem und edlem großgesinten Herzen bescheiden und völlig fern von jener eitlen Prahlerei, wie sie so leicht sich dem von den kühnsten Abenteuern getragenen Leben ansezt, obwol er sich der in ihm ruhenden Kraft des stolzen Feldherrn wol bewußt war. Nichts hätte ihn vermocht, seine volle unabhängige Freiheit durch die Banden des ehelichen Bundes zu beschränken, außer seiner tiefen Liebe zu Desdemona.

Aber wie hoch er auch in der Meinung der Venetianer stand, wie gern man den großen Feldherrn in die höchsten Kreise der Signorie zog, mit welcher Aufmerksamkeit man auch seinen Erzählungen zuhörte — er war gleichwol kein Venetianer, man fühlte sich innerlich von dem schwarzen Mohren geschieden, der Neid derer, die sich von ihm durch die hohe Stellung, welche er einnahm, verdrängt wähnten, schlief nicht und in vertrautem Kreise nante man ihn „den schwarzen Teufel", „das Dickmaul", und spottete seiner „Mohrschaft", und es konte nicht fehlen, daß Othello dies fühlte und daß ihn dies Gefühl drückte. Wie hoch er stand, — er blieb immer der schwarze Mohr unter den weißen Venetianern, ein unberechtigter Adoptivsohn seines neuen Vaterlandes, ein Fremdling in seiner Heimat, und dies peinigende Gefühl wol nent er „das Chaos".

Die einzige, welche das Alles übersah, ihn als völlig ebenbürtig auch im innersten Herzen anerkante, ja ihm ihre volle jungfräuliche Liebe schenkte und zu erkennen gab, war Desdemona. Im Hause ihres Vaters, des hochangesehenen Senators Brabantio, hatte sie seinen Erzählungen gelauscht, und die Größe des Mannes, sein Heldenmut und seine Heldenkraft, sein weites und edles Herz hatte die Liebe zu dem nicht mehr in jugendlichem Alter stehenden Manne entzündet, daß sie sich heimlich mit ihm verlobt und ohne Wissen ihres stolzen Vaters sich ihm vermält, während sie alle anderen Werbungen des venetianischen jungen Adels zurückgewiesen hatte.

Desdemona erscheint als eine durchaus liebenswürdige, arglose, fleißige, in sittsamer, züchtiger Häuslichkeit lebende Jungfrau, welche die allgemeinste Verehrung und Liebe bei Männern und Frauen genießt. Sie ist durch die Anmut ihrer Erscheinung der Preis Venedigs. Im ganzen Verlaufe des Dramas, auch bei dem wunderlichsten und quälenden Benehmen ihres von maßloser Eifersucht gepeinigten Gemals, fällt kein Schatten auf ihre Führung — außer diesem einen, der heimlichen Vermälung, wodurch sie ihren Vater betrog. Wenn man bei der stillen und tiefen Liebe der noch sehr jugendlichen Venetianerin, die gleichwol klar sieht, daß sie die väterliche Einwilligung niemals gewinnen würde, manches zu übersehen und zu entschuldigen sich geneigt fühlen möchte — gerechtfertigt kann dieser Schritt niemals werden. Ganz abgesehen von der Verheiratung zwischen einer Europäerin und einem Mauritianer, die niemals ein dauerndes und gesegnetes Glück zu verheißen scheint, muß die heimliche Ueberlistung und Täuschung des Vaters notwendig einen schmerzenden Stachel im Gewissen Desdemona's zurücklassen, den kein Ablauf der Jahre herauszuziehen vermag, und wie leicht sie auch bei dem ersten Begegnen ihres Vaters über ihren schweren Fehltritt mit den Worten hinweg zu kommen versucht:

„Mein edler Vater,
Ich sehe hier zwiefach geteilte Pflicht;
Euch muß ich Leben danken und Erziehung,
Und Leben und Erziehung lehren mich,

*) Wir haben uns hier daran zu erinnern, daß Shakespeare in dem Zeitalter der Länder-Entdeckungen lebte, da die Reiseerzählungen von den allerwunderlichsten Fabeln erfüllt waren. Martin Behaim z. B. hat Leute gesehen, „da Man und Fraven hinden Schwanz haben wie die Hundt." „Das Volk auf der Insul Begama hat Hundhäupte, auch Augen und Zähne wie die Hundte, und ist fast ungestalten und wild u. s. w."

Euch ehren; Ihr seid Bewacher meiner Pflicht,
Wie ich Euch Tochter. Doch hier steht mein Gatte,
Und so viel Pflicht, als meine Mutter Euch
Gezeigt, da sie Euch vorzog ihrem Vater,
So viel muß ich auch meinem Gatten zeigen,
Dem Mohren, meinem Herrn" —

ihr Vater ist nicht so leichten Kaufs beruhigt, der Betrug seiner Tochter nagt ihm vielmehr am tiefsten Herzen:

„Um Deinetwillen, Kleinod,
Erfreut's mich, daß kein zweites Kind mir ward.
Durch Deine Flucht wär' ich tyrannisch worden
Und legt' ihr Ketten an — —. Ich bin zu Ende."

und da der Herzog ihn durch allerlei Gemeinplätze und Sentenzen, wie man das Unabänderliche zu tragen habe ꝛc., zu beruhigen und zu trösten sucht, weist Brabantio diesen Trost zurück:

„Leicht trägt den Spruch, wen andre Last nicht drückt,
Und wen der selbstgefundne Trost erquickt,
Doch fühlt er sein Gewicht bei wahren Sorgen,
Wenn's gilt, von der Geduld die Zahlung borgen.
Bitter und süß sind all' derlei Sentenzen,
Die, so gebraucht, an Recht und Unrecht grenzen,
Doch Wort bleibt Wort: noch hab' ich nie gelesen,
Daß durch das Ohr ein krankes Herz genesen."

Daß auch Desdemona sich das böse Gewissen nicht so bald mit glattem Wort hinweggeredet, erfahren wir in der Stunde ihres Todes. Von Othello aufgefordert, ihre Sünden zu beichten, spricht sie das bedeutsame Wort:

„Das ist zu Dir die Herzensliebe,"

und so darf es uns nicht wundern, wenn eben diese ihre Sünde den eifersüchtigen Wahn Othello's stärken muß. Schon beim Abschiede rief ihr Brabantio nach:

„Sei wachsam, Mohr! Hast Augen Du, zu seh'n,
Den Vater trog sie, so mag's Dir gescheh'n,"

und später hören wir, wie Jago wiederholt auf diesen ersten Betrug zurückweist, um dadurch das argwöhnische Herz Othello's in seinem Mistrauen zu befestigen:

„Den Vater trog sie, da sie Euch geehlicht —
Als sie vor Eurem Blick zu beben schien,
War sie in ihn verliebt"
Othello: „Ja wol."
Jago: „Nun folglich,
Sie, die so jung sich so verstellen konte,
Daß sie des Vaters Blick mit Nacht umhüllte,
Daß er's für Zauber hielt" ꝛc.

Wenn wir hinzunehmen, daß Brabantio diese ihm von seiner Tochter geschlagene Wunde nicht wieder heilen konte, sondern der Gram um sie ihn tödtete, so müssen wir uns geneigt fühlen, in dem schweren Ausgange des Dramas eine tragische Vergeltung zu finden, die sich Desdemona durch ihren Betrug zugezogen. Der Vater stirbt in Folge des Betrugs, den ihm Desdemona wirklich gespielt, und Desdemona findet ihren Tod, weil Othello der Schuldlosen Betrug und Treulosigkeit fälschlich zutraut. Wie

feingewebt denn auch das Kleid der Anmut ist, worin Shakespeare Desdemona einzuhüllen weiß, wie aufrichtig und herzlich das Mitleid, welches er dem Leser und Zuschauer in so vollem Maße für die arglose, bis in den Tod gequälte Dulderin einflößt, doch richtet er an ihrem Beispiele auch im hohen sittlichen Ernst eine Warnungstafel auf, die uns auf die Kraft und Bedeutung des insonderheit bei den Erzvätern des Alten Testaments so hoch gehaltenen väterlichen Segens hinweist. Wolle doch kein Kind jemals desselben entrathen zu können oder ihn auch nur geringschätzen zu dürfen vermeinen. Es ist ein Geheimnis um den Segen Gottes und seine Bedeutung liegt in dem oft gedankenlos ausgesprochenen tiefen Worte: An Gottes Segen ist Alles gelegen. Der elterliche Segen ist aber ein Teil des göttlichen Segens, und Kinder, die ihn in irgend einem Falle, insonderheit aber bei der allerwichtigsten Entscheidung ihres Lebens — bei der Eheschließung — dauernd verachten zu dürfen meinen, werden schwerlich zu einem guten Ziele kommen, denn sie haben ein Brandmal in ihrem Gewissen, das nicht ausgelöscht ist. Selbstverständlich ist hier nur von solchen Eltern die Rede, deren Widerspruch nicht an und für sich ein haltloser ist. Doch soll das Kind gehalten sein, wenigstens zu versuchen, ob er nicht beseitigt und gelöst werden könne. Im Falle des Gelingens wird der Segen zweiseitig sein. Der trotzige Widerspruch ist nie und in keinem Falle zu entschuldigen.

Shakespeare faßt besonders in den tragischen Dramen die sittlichen, auf dem göttlichen Grunde der Schrift ruhenden Verhältnisse des Lebens stets so tief und mit einem so heiligen Ernste auf, daß wir uns ja hüten sollen, sie nicht leichthin zu übersehen, und zwar um so mehr, als sie nicht in der unliebsamen Form pathetischen Moralisirens, sondern in der lebendigen Darstellung des Lebens uns entgegentreten, während dem Leser und Zuschauer überlassen bleibt, herauszuhorchen, was da hineingewoben ist. Die Frucht wird dann um so reicher sein, als die Schrift des Lebens mit lauter großen Buchstaben geschrieben ist. Wollten wir sie übersehen, so würde uns der beste Teil vom Shakespeare verloren gehen, und in diesem Sinne hat Goethe Recht, wenn er sagt, man sollte eigentlich in jedem Jahre nur ein einziges der Shakespeare'schen Stücke lesen. Freilich ist dabei auch eine Gefahr zu vermeiden, die Gefahr des Eintragens und Zurechtmachens. Die beiden jüngsten Ausleger des Shakespeare, die Professoren Flath zu Halle und Sievers zu Gotha, haben bei aller ernsten Anerkennung, die besonders der Lezte in Anspruch zu nehmen berechtigt sein möchte, beispielsweise aus dem Bestreben, die Person des Hamlet nach allen Seiten zu würdigen, Jeder für sich ein solches Monstrum aus ihm gemacht, daß sie es könten sehen lassen, und wenn Jeder eine besondere Bude hätte, würde es Niemandem einfallen, daß er dieselbe Person zweimal gesehen.

Wenden wir uns nach dieser gelegentlichen Bemerkung zu der dritten Hauptperson des Drama's, zu Jago. In ihm haben wir recht eigentlich das Ferment des Stückes, welches es nach allen Seiten durchsäuert und verkittet. Er repräsentirt die rein

satanische Macht, welche nötig war, um zwei an sich so edle menschliche Herzen unter einander derart zu verstricken, daß beide das allertiefste Mitleid erregen nnd das Herz aus dem Busen springen möchte, um beider Untergang an dem schrecklichen Phantom eines boshaft erzeugten und mit satanischer Kunst und Klugheit genährten völlig nichtigen Wahns zu verhüten.

Jago ist ein geborener Venetianer, mit großer, scharfsinniger Klugheit ausgerüstet, und wenn er auch die Abenteuer des Othello nicht erlebt, so kent er doch, wie dieser, den Krieg und das Kriegeshandwerk durch und durch, an seinem tapferen Mut hat auch Niemand gezweifelt, er hat ihn wider Heiden und Türken bewährt. Das weiß er sehr gut, denn er kent seinen Preis. Den Mohren sieht er mit scheelem Blick an, er ist ihm im Wege, denn er würde wol dasselbe leisten können, wie dieser Fremdling, ja in manchem Betracht übersieht er ihn vollständig. Othello hat ein großes, weites, gütiges, argloses Herz. Das verhindert ihn, Welt und Menschen mit scharfem Blick zu durchschauen und den Maßstab der hellsehenden Menschen- und Weltkentnis anzulegen, die ihm abgeht, während sie Jago im allerhöchsten Maße besizt. Der Mohr ist durch und durch ehrlich und wahr, sich auch nur einen Augenblick zu verstellen, wird ihm sehr schwer, und darum traut er auch anderen Menschen leicht. Jago traut Niemandem, er weiß, was ihm Jeder ist und gilt, und gebraucht die Menschen nach seinem Plan, wozu sie ihm gut sind. In diesen Stücken der verschmizten Klugheit übersieht er den Mohren völlig, und wenn „das Dickmaul" nicht wäre, so würde er an der Spitze stehen und den Plaz einnehmen, der ihm um so mehr gebührt, eben weil er ein Venetianer ist. Denn den höchst möglichen Plaz auf den Stufen des Lebens einzunehmen, dahin geht sein ganzes Trachten, das ist sein empfindlicher Ehrgeiz, und wenn er denn nun den ersten Plaz einmal nicht haben kann, so will er wenigstens den zweiten haben, er will des Mohren Lieutenant sein.

Dieser Plan ist ihm mißlungen. Ungeachtet er seine Connexionen zu einflußreichen Männern für diese Zwecke in Anspruch genommen, so hat Othello ihm doch einen Anderen vorgezogen, noch dazu einen Ausländer, den Florentiner Cassio. Dieser ist ein feiner Mann, gewandt, von guter Erziehung, in den Kriegswissenschaften wol ausgebildet, allein es fehlt ihm die eigene praktische Erfahrung.

„Seht nur! ein gar ausbündiger Rechenmeister,
Ein Michael Cassio, ein Florentiner,
Ein Wicht, zum schmucken Weibe fast versündigt,
Der niemals eine Schar ins Feld geführt,
Noch von der Heeresordnung mehr versteht
Als Jüngferchen, nur Büchertheorie,
Von der in seiner Toga wol ein Ratsherr
So weislich spricht, als er, all' seine Kriegskunst
Geschwäz, nicht Praxis: der nun wird erwählt,
Und ich, von dem sein Auge Proben doch
Bei Rhodus, Cypern und auf anderm Boden,
Christlich und heidnisch, komm' um Wind und Flut
Durch solchen Rechenknecht, solch Ein mal Eins,
Der, wol bekom's ihm, muß sein Lieutnant sein,
Und ich, Gott besser's, seiner Mohrschaft Fähndrich."

In diesen Worten hat Jago den Grund seines Hasses ausgesprochen. War ihm der Mohr vorher im Wege, jezt will er ihn verderben, und wenn es gefährlich ist, einen so verschmizten, boshaften Gesellen, dem alle Mittel und Wege recht sind, wenn sie nur zum vorgesteckten Ziele führen, durch Zurückweisung zu beleidigen, so soll es der Mohr erfahren, was es sagen will, solchen Menschen in seine nächste Nähe zu stellen und ihm dazu das Schwert in die Hand zu geben. Rache will Jago nehmen, und wenn er den Cassio spöttisch einen Rechenmeister nent, weil er nach Theorieen den Krieg führen will, in ihm begegnen wir dem wahren Rechenmeister, dem Menschen nichts als Zahlen sind, die er zusammensezt, trent und wieder verbindet, um schließlich mit ihnen die Summe zu ziehen, die er haben will. Der einfältige, in Desdemona verliebte, reiche Rodrigo ist ihm der Geldbeutel, wovon er nach Belieben Gebrauch macht, und nicht umsonst ruft er ihm zehn Mal zu: Steck Geld in Deinen Beutel, der ehrliche, leicht vertrauende, arglose und weltunkundige Othello ist ihm ein „Thor", ein „Esel", den er mit seiner verschmizten Klugheit führt wohin er will, der gewissenhafte, von sittlichem Ernst getragene Cassio ist ihm ein bloßer Moralist, ein Schwächling, Jüngferchen, womit er nach Gutdünken spielt, während er die tugendhafte, treue Desdemona ohne Weiteres unter die Füße tritt. Im Gespräche mit Rodrigo hält er es einmal für nicht nötig, sich zu verstecken und zu verstellen:

„O, seid ganz ruhig,
Ich dien' ihm (dem Mohren), um mir's einzubringen, ei, wir können
Nicht alle Herren sein, nicht kann jeder Herr
Getreue Diener haben. Seht ihr doch
So manchen pflicht'gen, kniegebeugten Schuft,
Der ganz verliebt in seiner Sklavenfessel
Ausharrt, recht wie die Esel seines Herrn
Um's Heu, und wird im Alter fortgejagt —
Peitscht mir solch redlich Volk! Dann gibt es andere,
Die, ausstaffirt mit Blick und Form der Demut,
Ein Herz bewahren, das nur sich bedenkt,
Und nur Scheindienste liefern ihren Obern,
Durch sie gedeih'n, und wenn ihr Pelz gefüttert,
Sich selbst Gebieter sind. Die Burschen haben Wiz,
Und dieser Zunft gehör' ich selber an.
Denn, Freund,
's ist so gewiß, als Ihr Rodrigo heißt,
Wär' ich der Mohr, nicht möcht' ich Jago sein.
Wenn ich ihm diene, dien' ich nur mir selbst,
Der Himmel weiß es! Nicht aus Lieb' und Pflicht,
Nein, nur zum Schein, für meinen eig'nen Zweck.
Denn, wenn mein äuß'res Thun je offenbart
Des Herzens angeborne Art und Neigung
In Haltung und Geberde, dann alsbald
Will ich mein Herz an meinem Aermel tragen
Als Fraß für Krähen. Ich bin nicht was ich bin!"

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 8. Juni. № 46.

Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche.

Wenn der Apostel Paulus die Kirche Christi beschreibt als den Leib Christi, an dem ein Glied dem andern Handreichung thue, eins an dem andern hänge durch alle Gelenke, so ist so viel klar, daß die Kirche, wie der menschliche Leib, nicht ein Nebeneinander einzelner Glieder, sondern ein einheitlicher Organismus sein soll. Es muß also auch ein einheitliches und einigendes Lebensprincip vorhanden sein, aus welchem heraus sich die Kirche zu solch wohlgegliedertem Ganzen baue. Wenn mithin die evangelische „Kirche" auf diesen Namen Anspruch machen will und darf, so muß sich auch in ihr solch ein Herzschlag, solche Lebenskraft nachweisen lassen, vermöge deren der ganze Leib ein frisches und stetiges Leben in geordneter Gestaltung gewinnen kann. Wer nun aber, ohne die evangelische Kirche und ihre Geschichte näher zu kennen, allein aus den mannigfachen Stimmen die heutzutage in ihr verlauten, sich ein Urteil über ihr Wesen und ihre alles beherschenden Grundlagen bilden wollte, der hätte eine harte Arbeit und würde wol nur in dem schrankenlosen Subjectivismus, dem Rechte jeden eigenen Gedanken als absolute Wahrheit zu verkünden, ihr oberstes Princip finden können. Denn wenn Jemand, gleich Schenkel, die Gottessohnschaft Christi, mithin auch sein stellvertretendes Leiden leugnen und dennoch eine „evangelische" Dogmatik schreiben kann; wenn ein Anderer, gleich Baur, den wesentlichen Gehalt der evangelischen Geschichte für Mythe und die christlichen Dogmen für Speculationen spätgeborner Erdensöhne halten und sich doch als Lehrer der „evangelischen" Theologie ansehn kann; wenn gar Strauß einen persönlichen, überweltlichen Gott nicht kent und es für einen beneidenswerten Standpnnkt hält, wenn Jemand in allen Nöten des Diesseits beim Jenseits keine Anleihe macht (vgl. die Widmung seines Lebens Jesu), dabei aber doch dem deutschen Volk der Reformation seine Schriften als Fortsetzung dieses Werkes bieten kann; — wo ist da ein Princip, das diese Alle zu „evangelischen" Christen stempeln könnte, als eben die schrankenlose Berechtigung des menschlichen Denkens? Und doch ist von vorn herein klar, daß diese „freie Wissenschaft", d. h. aber in Wahrheit die Inthronisirung der Subjectivität, welches alle diese Richtungen vereint, die Halben wie die Ganzen, wol auflösend und vereinzelnd, nicht aber vereinend wirken kann, daß wenn sie überhaupt ein religiöses Princip wäre, wie eine Kirche solches doch wol verlangt, sie doch nicht einmal gemeinschaft-, geschweige kirchenbildend sein könte.

Sehen wir aber von diesen entkirchlichten Richtungen ganz ab, und bleiben bei den gläubigen Kreisen der evang. Kirche stehen, sind wir denn da in dem Bereich eines objectiven Princips angelangt, oder treiben wir auch hier noch ohne Compas auf dem bewegten Meer des Subjectivismus? Freilich werden uns allgemein von Seiten der neueren „deutschen" Theologie die beiden alten reformatorischen Principien entgegengehalten: Rechtfertigung aus dem Glauben und Wort Gottes. Aber die Antwort schließt gleich neue Fragen in sich: sind diese beiden Principien vollkommen gleicher Würde, oder ist eins dem andern unterzuordnen? Drücken beide das ganze Wesen der evang. Kirche, nur etwa nach verschiedenen Seiten jedes, aus, oder umfaßt jedes nur einen Teil des protestantischen Princips, so daß wir in ihnen zwei Hälften haben, die erst zusammen ein Ganzes bilden? Um die Antwort auf diese oder andere ähnliche Fragen zu finden, brauchen wir nicht auf einzelne Aussprüche einzelner Thealogen uns zu berufen; Thatsachen reden. Es kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß im Laufe dieses Jahrhunderts bei allen denen, welche irgend auf das Prädicat „gläubig" Anspruch machen, die Achtuug vor dem Worte Gottes große Fortschritte gemacht hat: die Echtheit, namentlich der neutestamentlichen Bücher wird in weit größerem Umfang und von weit größeren Kreisen wieder anerkant. Aber wenn doch in weiten Kreisen, in allen denen, wo Meyers Commentar das Grundbuch ist, z. B. die Kindheitsgeschichte des Herrn als wesentlich mythisch betrachtet wird, als etwas, was seine Wahrheit nur im Gebiete der „Idee" habe; wenn mit der Echtheit auch die göttliche, absolute Wahrheit der Apokalypse geleugnet wir; wenn man selbst in den als echt anerkanten Teilen des N. T. nicht nur verschiedene Seiten der Wahrheit je nach Bedürfnis betont findet, sondern unausgleichbare Gezensätze in Cardinalpunkten annimt, wenn mit einem Wort nicht die Bibel Gottes Wort, sondern Gottes Wort in der Bibel sein soll: — so geht doch aus dem Allen klar hervor, daß für die Vermittlungs-Theologie nicht das Wort Gottes in seinem ganzen Umfang und ohne Rückhalt Princip der evang. Kirche sein kann. Und sollte noch ein Zweifel übrig sein, wie die „deutsche" Theologie unserer Tage über das Wort Gottes urteilt, so wird er gehoben durch das vielfach lehrreiche Werk Dorners über die Geschichte der protestantischen Theologie, in welchem er eine Darstellung des evangelischen Princips gibt, die

sich der allgemeinen Beistimmung der Vermittlungs-Theologen erfreuen möchte. Und wie faßt derselbe das Verhältnis zwischen den beiden Principien unserer Kirche? Das oberste Princip ist ihm unbedingt die Rechtfertigung durch den Glauben, aber nicht etwa die objective Lehre, daß der Mensch um Jesu Christi willen vor Gott gerecht sei, — dagegen verwahrt er sich ausdrücklich, — sondern die subjective Aneignung dieser Lehre durch den Glauben. Also nicht sowol auf der Rechtfertigung durch den Glauben als auf der Rechtfertigung durch den Glauben liegt ihm der Ton. Und worin hat dieser Glaube nun seine Bürgschaft und seinen Halt? Er entsteht freilich durch die Predigt des göttlichen Worts, sei es des unvermittelt an den Menschen herantretenden Bibelwortes, sei es des durch menschliche Auslegung vermittelten. Aber darum ist die Bibel nicht etwa der Grund, sondern nur der Anlaß eines Glaubens: nicht auf der darin niedergelegten göttlichen Verheißung ruht es, sondern auf dem unmittelbaren Zeugnis des heiligen Geistes, welches meinem Innern die Gnade Gottes bezeugt und mich meines Anteils an der Erlösung vergewissert. Der Glaube an die Bibel als Gottes Wort entsteht erst dadurch in mir, daß sie denselben Heilsweg bezeugt, der in meiner persönlichen Erfahrung sich als der wahre bewährt hat. Meine Glaubenserfahrung ist also das Maß für die Wahrheit der Bibel, und zwar so sehr, daß der Gläubige zu einer Kritik der Bibel sowohl berechtigt als befähigt ist. Soweit mein Glaube erkent, daß sie „Christum treibe", soweit erachte ich sie als Gottes Wort; soweit das nicht der Fall ist, soweit mir gar das Gegenteil stattzufinden scheint, habe ich das nicht nötig. Das abschätzige Urteil Luthers über mehrere neutestamentliche Bücher ist nicht eine entschuldbare Einseitigkeit, sondern der vollkommen normale Standpunkt. „Der Mittelpunkt der heiligen Schrift, Christus, ist der Maßstab für die Canonicität ihrer Bücher," das ist der Hauptsaz Dorners nicht nur in dem Sinne, als ob nach diesem Maßstab der Canon gebildet wäre und an ihm sich fortwährend bewährte, sondern als Maßstab einer Kritik, welche die Bibel ebenso gegen einzelne Stücke derselben, als an sich selber vollzieht. Wie im Anfang so im Fortgang des christlichen Lebens wirkt nicht das Wort Gottes und der unbedingte Glaube an dasselbe den Fortschritt der christlichen Erfahrung, sondern umgekehrt der Fortschritt in christlicher Erfahrung den Glauben an das Wort Gottes.

Es erhellt aus dieser Ausführung, daß das normative Princip der evangelischen Kirche dem verehrten Verfasser des genanten Werkes der Glaube ist, d. h. die innere christliche Erfahrung, und daß das Wort Gottes seine Stellung als Princip der Kirche nicht a priori behauptet, sondern nur a posteriori, d. h. weil es mit der christlichen Erfahrung übereinstimt, daß es überhaupt nicht absolute Norm ist, weil sondern insofern es die Rechtfertigung aus dem Glauben lehrt. Ja, auch diese Lehre ist nicht als solche das Princip unserer Kirche, sondern nur weil die Erfahrung jedes Christen sie als den Grund seiner Seligkeit erkent.

Daraus ist klar, daß auch von dieser durchaus gläubigen Seite das Princip des Protestantismus als ein subjectives betrachtet wird. Nicht zwar in dem Sinne, als ob die Subjectivität des natürlichen Menschen, die freie Wissenschaft der natürlichen Vernunft, auf den Thron gesezt werden sollte, aber das gläubige, vom Geiste Gottes erleuchtete Subject wird zum Richter über die Wahrheit gemacht. Man hat wol auf den Vorwurf, der Glaube sei ein subjectives Princip, entgegnet: im Grunde sei ja nicht er, sondern der Geist Gottes, der im Gläubigen wohne, als das Princip der Kirche hingestellt, also das Objectivste das sich denken lasse; ja wenn die Vereinigung dieses göttlichen Geistes mit dem menschlichen, wie sie im Glauben stattfinde, als Princip der Kirche gesezt werde, so hätten wir in dieser Einigung zwischen Objectivem und Subjectivem das höchstdenkbare Princip erreicht. Jedoch diese ganze Objectivität ist rein scheinbar. Wesentlich sollte nach dem oben Gesagten die Heilsgewißheit beruhen auf dem Zeugnis des heiligen Geistes. Nun bedenke man aber: man kann sich über das Zeugnis des heiligen Geistes täuschen, gründlich täuschen. Es gibt ein Gefühl der Seligkeit, welches nicht aus dem heiligen Geist, sondern aus dem Fleisch geboren ist; es gibt eine Ruhe, einen falschen Frieden, der, weil ohne vorhergehenden Ernst der Buße, auch ohne Bestand und ohne Verheißung ist. Die Zahl derer wird nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden zu rechnen sein, die Jahre lang das Zeugnis des heiligen Geistes zu haben glaubten, bis sie endlich mit Schrecken inne wurden, daß sie noch unbekehrt seien und jenes Zeugnis eine Vorspiegelung ihres eignen Herzens gewesen sei. Also es kann Jemand das Zeugnis des Geistes zu haben glauben, ohne ein Kind Gottes zu sein. Andrerseits: es kann Jemand ein Kind Gottes sein ohne dies Zeugnis zu spüren. Es mag ja wol Einzelne in besondrem Maß gesegnete Menschen geben, — wir kennen deren aus der Kirchengeschichte, — welche von sich bekennen können, daß sie seit einem gewissen Zeitpunkt dauernd den Frieden Gottes gefühlt: es sind das so zu sagen methodistisch angelegte Naturen. Aber es gibt Andere, und deren ist wol die Mehrzahl die in gewaltigem Ringen Jahre lang um das Bewußtsein der Gotteskindschaft kämpfen müssen und es doch nur auf Augenblicke erlangen. Ja es gibt Christen, welchen die erziehende Weisheit Gottes das Bewußtsein, das Gefühl des Friedens ihr Lebenlang nur von ferne zeigt, und die erst im Todeskampf zur Ruhe durchdringen. Ferner ist es eine Thatsache, die wol jeder Christ in seinem innern Leben bestätigt finden wird, daß das Zeugnis des heiligen Geistes, das wir zu einer bestimten Zeit gefühlt haben, nie für die Folgezeit einen Anhaltepunkt gewährt, vielmehr wird uns in Zeiten der Gefühlsleere auch zweifelhaft, ob wir uns nicht früher, wo wir jenes Zeugnis zu spüren glauben, getäuscht haben. Und doch sollen wir auch in solchen Zeiten der Dürre glauben; der Glaube ist nicht allein eine gewisse Zuversicht dessen, das wir nicht sehen, sondern auch dessen, das wir nicht fühlen. Worauf soll sich aber in solchen öden Zeiten der Glaube gründen, wenn nicht das Wort Gottes von vornherein feststeht? Wenn also es Fälle gibt, wo ich mich — wie ich mich täuschen kann über die Sprache meines Gewissens, —

so auch täuschen kann über die Sprache des heiligen Geistes in meinem Gewissen: wie kann dasselbe die untrügliche Norm und die Richterin meines Glaubens sein?

Ist nun aber der subjective Glaube, insofern er rein beruht auf dem Zeugnis des Geistes, schon kein das Heil des Einzelnen unbedingt sicherstellendes Princip, da ein solcher Glaube keine Bürgschaft der Wahrheit in sich trägt: so noch viel weniger ein Kirchenbildendes und Kirchenerhaltendes. Die Kirche Christi ist ja nämlich, so lange sie auf Erden ist, keine gewordene, fertige Gemeinschaft, sondern eine Gemeinschaft im Werden begriffner Christen, so sehr, daß Luther mit Recht sagen kann: wer ein Christ ist, ist kein Christ, eine Gemeinschaft, welche nicht aus Gläubigen besteht, sondern zum Glauben erzieht. Damit ist nun aber gesezt, daß das Princip der Kirche ein Element enthalten muß, das Christen gebiert, Glauben erzeugt. Solch Element ist aber weder der Glaube noch das Zeugnis des heiligen Geistes, denn wer jenen oder dieses hat, ist eben schon ein Christ. Außerdem teilt Gott seine Gaben, auch den Glauben und das Geisteszeugnis nie unmittelbar mit, sondern durch Mittel, insbesondere durch das Mittel seines Wortes. Gibt man dem Glauben die oberste Stelle im Princip unsrer Kirche, so mag — wenigstens nach dieser Seite — dies Princip wol für das himlische Jerusalem passen, aber für eine Kirche von armen Sündern, die täglich beten: Herr, hilf meinem Unglauben, ist es zu eng, die verlangt eben ein den Glauben erzeugendes Princip. — Wie kein Kirchenbildendes, so ist die subjective Gläubigkeit aber auch kein Kirchenerhaltendes Princip. Will die Kirche eine organische Gemeinschaft sein, lebensfähig und lebenskräftig, so muß in ihr ein stetiger Fortschritt, ein stetes Fortbauen auf dem Gewonnenen und Gegebenen stattfinden, denn wo keine organische Entwicklung ist, ist überhaupt kein Leben. Mache ich aber die christliche Erfahrung des einzelnen Subjects zum tragenden Princip, so habe ich für den organischen Fortschritt in der Kirche durchaus keine Bürgschaft. Ist nur das gesichertes Eigentum der Gläubigen, was jeder einzelne Christ in innerem Erleben selbst sich angeeignet hat, was er von dem Reichtum der Schrift zur Zeit verstanden hat, so ist auch das nur Bekentnis der Kirche, was alle ihre Glieder gleicherweise lebendig durchgemacht haben. Was die Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts in gewaltigem Geisteskampf in Christologie und Anthropologie errungen, das ist damit nicht ein für alle Mal der Kirche aller Zeiten als objectiver Bestand errungen, sondern hat nur Geltung für solche Zeiten, wo dieselbe Tiefe christlicher Erfahrung herscht. Zeiten, wie wir sie kürzlich gehabt, wo die christliche Erfahrung, das Glaubensleben nur spärlich fließt, haben das vollkommene Recht alle diese Resultate, wenn nicht zu leugnen, so doch wenigstens dahin gestellt sein zu lassen. Die gesamte dogmenhistorische Entwicklung hat nur so weit objectives Recht, als das „christliche Bewußtsein" einer Zeit mit ihr stimt, d. h. gar keins. Ja selbst die Rechtfertigung um Christi willen ist damit unsicher gemacht, denn es wäre ja möglich, daß auch dagegen die „gereifte" christliche Erfahrung Appell einlegt, wie das in der That von Seiten des Schenkelschen Gewissens geschieht. Das christliche Bekentnis erhält nach dem Princip des subjectiven Glaubens ungefähr dieselbe Stellung, welche nach der Theorie der Revolutionszeit das menschliche Königtum einnimt. Wie dieses nach derselben nur auf einem Vertrag beruht, der allezeit gekündigt werden kann, wenn er den contrahirenden Subjecten nicht mehr behagt, so kann der obigen Anschauung von dem kirchlichen Bekentnis allewege das gekündigt werden, was die christliche Erfahrung irgend einer Zeit nicht mehr für wahr hält. Der einzelne Christ ist nicht von Anfang an hineinversezt in den Ertrag der sechstausendjährigen Kirchengeschichte, sondern es ist für jeden tabula rasa; er tritt nicht ein in eine wolorganisirte Stadt Gottes, deren Ordnungen er sich zu unterwerfen hat, sondern alle ihre Satzungen müssen von jeder Zeit und jedem Individuum neu construirt werden. Und das nicht nur so, daß die in ihrem objectiven Wert stets gültig bleibenden Ordnungen der Einzelne sich selbstthätig aneignen muß, sondern so daß sie objectiven Werth überhaupt nur beanspruchen können, insoweit eine Zeit oder ein Inviduum sie sich angeeignet hat. Absoluter kirchenzerstörender Indepententismus, wonach jeder sich sein Christentum nach Maßgabe seiner christlichen Erfahrung zurechtschnizt, oder absoluter Demokratismus, wonach die Erfahrung der Mehrheit das jeweilige, immer wechselnde, bald tiefer bald flacher werdende Bekentnis bildet, oder im besten Fall eine Kirche ist die Folge dieses subjectiven Princips, welche nur die eine Lehre von der Rechtfertigung als stehendes Dogma proclamirt, alles Andere aber, weil nicht in der unmittelbaren Erfahrung gesezt, freier wissenschaftlicher Gestaltung überläßt.

Was unter der Herschaft eines so subjectiven Princips aus der evangelischen Kirche geworden ist, das zeigt die täglich vor Augen liegende Erfahrung. Von einem Leibe Christi, in dem ein Glied mit den andern zusammenhängt durch alle Gelenke, wenig zu spüren, — davon daß Einer getragen, erbaut, gekräftigt, gehoben wird durch die Kräfte, die von dem ganzen Leibe ausgehen, wenig zu merken. Ja, wenn wir auf die Katholische Kirche sehen, da haben wir wirklich einen organischen Leib, eine in sich geschlossne Gemeinschaft, in der der Einzelne sich getragen weiß und fühlt von dem Geiste, der die Kirche beselt. Da durchdringt dieselbe auch die entferntesten, zerstreutesten, vereinzeltsten Punkte, die ihr angehören, mit ihrem Odem und mit ihrer Kraft. Die Katholische Kirche hat daher auch ihr Bekentnis zu allen Zeiten unwandelbar festgehalten und mit eisernem Arm auf jedem gelastet, der es anzutasten wagte. Wir beneiden sie nicht um diesen eisernen Arm, aber um das Band der Gemeinschaft, das in ihr herscht, könte man sich versucht fühlen, sie zu beneiden. Denn wie steht es mit dieser Kraft, die von dem ganzen Leibe ausgeht, in dem Organismus ruht, bei uns? Deren Zahl bemißt sich nach Tausenden, die heutzutage dem Evangelium, nach dem sie sich nennen, den Rücken kehren, in denen vielleicht kein einziger Punkt des Glaubens ihrer Väter noch lebendig ist, die gar kein inneres Band der Gemeinschaft mit unsrer Kirche mehr besitzen. Nun auch die Katholische Kirche hat solche Glieder, aber in ihr gelten sie als Abtrünnige, bei uns geriren sie sich als die In-

haber und Pächter der christlichen Wahrheit, und hat etwa die Kirche als solche etwas für sie gethan, ist von ihrem Lebensodem eine Kraft ausgegangen auch auf diese verlornen Schafe, wie einst eine solche ausging vom Leibe des Herrn? Weiter: alle die, die je im Innern ihres Gemütes gerungen haben mit der Macht des Zweifels, die nur durch schwere, bittre Kämpfe zum Glauben hindurchgedrungen sind, hat die Kirche als Ganzes ihnen Beistand geleistet auf ihrem schweren Wege? Einen Beistand haben sie freilich gehabt: den Gott, der in allen Irgängen des Zweifels sie an seiner treuen Hand gehalten hat und aus aller Nacht geführt zu seinem wunderbaren Licht, und auch von Menschen hat etwa hier Einer und dort Einer sie geleitet mit seinem Rath, getragen mit seiner Fürbitte, gefördert mit seiner Erkentnis, aber ist von der Kirche als solcher, von der Macht der Gemeinschaft, von der überwältigenden Gewalt eines tausendzungigen Bekentnisses ihnen eine Beihilfe geworden? Und noch einen Schritt weiter. Auch diejenigen, die durchgedrungen sind zum Glauben, haben sie unter einander eine solche Gemeinschaft, wie wir sie etwa bei den ersten Christengemeinden finden, so daß der Einzelne gehalten würde durch die Kraft eben dieser Gemeinschaft? oder hält nicht vielmehr in unsern Gottesdiensten jeder seine eigne Andacht zu seiner eignen Erbauung, aber daß in ihnen die Gemeinde als ein Ganzes vor den Herrn träte, daran fehlt doch sehr viel? Und bieten nicht unsre Abendmale die schlagende und doch trübe Illustration zu der apostolischen Rüge den Korinthern gegenüber; wenn sie zusammenkämen, halte jeder sein eigen Abendmal? Wenn wir zu des Herrn Tische treten, ja für uns selber suchen wir Hilfe, Trost, Stärke in seinem Abendmal, aber ist es uns auch eine Communion, in der wir mit dem ganzen Leibe Christi uns organisch verbunden fühlen? Und ebenso in allen Bestrebungen für den Bau des Reiches Gottes, der Mission unter Heiden und Juden, den Arbeiten der sog. innern Mission, in allem, was sich sonst in der Art aufzählen läßt: lauter Bemühungen einzelner Kreise, privater Vereine, aber nirgends wirklich kirchliche Anstalten. Und wie sollte es anders sein können? Haben wir doch überhaupt nicht eine lutherische Kirche in äußerlich gemeinsamer Organisation, sondern lauter isolirte Landeskirchen. Bedarf es dem gegenüber noch weiterer Ausführung, daß unsre Kirche zerfressen und zernagt wird von dem Bann des Subjectivismus, der auf ihr lastet? Und woher das? Weil man ihr in dem Glauben des Individuums ein rein und baar subjectives Princip gegeben hat.

Wird so durch den Subjectivismus die Darstellung des kirchlichen Lebens atomisirt, so ist die Darstellung eines kirchlichen Bekentnisses von solchem Princip aus vollends unmöglich. Die moderne Theologie bemüht sich aus dem ihr allein gewissen Punkte der Rechtfertigung um Christi willen den gesamten Gehalt der christlichen Lehre zu ermitteln. Nun ist aber erstens klar, daß dieser „Glaube" d. h. aber die christliche Erfahrung je nach der persönlichen Herzensstellung des Individuums, nach dem Maße seiner Empfänglichkeit für die Wirkung der göttlichen

Gnade verschiedenartig sein wird, bei dem Einen tiefer, bei dem Andern oberflächlicher. Demnach wird auch das Maß der Glaubens-Erkentnis ein verschiedenes sein können und müssen, demnach die aus solchem Princip gestaltete Glaubens-Lehre ebenfalls verschieden ausfallen: bei dem Einen reicher, bei dem Andern sehr steril. Ja auch gradezu Irlehren werden aus dem christlichen Bewußtsein geschöpft werden können, da dasselbe durchaus nicht als irtumsfrei betrachtet werden kann. Habe ich also an der Schrift nicht einen von vornherein sicheren Maßstab für die christliche Lehre, so ist gar keine Bürgschaft für deren völlige, wahre, einheitliche Entfaltung. Zweitens läßt sich, — wenn wir auch von der Irsamkeit des Glaubensprincips absehn, — aus demselben in keinem Fall die ganze Fülle des kirchlich überkommenen Betentnisses ableiten. Denn jener Glaube beruhte auf dem Zeugnis des Geistes, dies aber bezeugt nur im Allgemeinen den Gnadenstand des Individuums, nichts mehr. Soll nun aus dem einen uns innerlich gewiß gewordenen Satze von unserer Rechtfertigung vor Gott alles Andere abgeleitet werden, so kann das nur auf dialektischem Wege geschehen. Diese dialektische Methode ist nun aber augenscheinlich nicht Religiöses, sonder ein wissenschaftliches Princip, nur angewandt auf religiöse Dinge. Demnach ist das christliche Bekentnis nicht etwa in dem Princip der Kirche da, sondern muß erst Kraft wissenschaftlicher That erzeugt werden und die Wissenschaft ist die höchste Richterin über seine Wahrheit oder Unwahrheit. Aber auch damit noch nicht genug. Selbst mit dem besten Willen und aller möglichen Dialektik läßt sich aus dem Bewußtsein der Rechtfertigung aus Gnaden nicht alles das ableiten, was die christliche Kirche aller Zeiten bekant hat. Es beruht auf bloßer Künstelei, wenn man Engel wie Teufel oder auch die immanente Trinität aus dem Heilsglauben ableiten will, daß wir sie glauben, beruht allein auf unserm Glauben an die heilige Schrift. Derselben hat ja aber die moderne Theologie keine von vornherein normative Stellung eingeräumt, hält sich vielmehr berechtigt darin zwischen Gotteswort und Menschenwort, zwischen ewigem Inhalt und vergänglicher Form zu unterscheiden, obwol doch das Wort Göthes von der Natur: Natur hat weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male, mindestens eben so sehr von der Bibel gilt. Reicht nun also das christliche Bewußtsein zur Prüfung gewisser Lehren selbst dann nicht hin, wenn es mit Dialektik groß gefüttert ist, so muß ein anderweitiger Prüfstein gefunden werden, ist auch schon in reichliche Thätigkeit gesezt: er heißt historische Kritik. Frage, ob die biblischen Bücher in solcher Zeit entstanden, von solchen Verfassern geschrieben seien, daß wir um deswillen ihren Inhalt als wahr annehmen können; und wenn du darauf mit deiner Kritik ein Ja sprechen kannst, so glaube Alles, was sie sagen, — Alles? nein Alles, was mit deiner christlichen Erfahrung und gläubigen Dialektik zusammen paßt. Nun wissen wir endlich, wie wir zu einer christlichen Glaubenslehre kommen können. Subjectiver Glaube, menschliche Wissenschaft, das sind die Principien der Glaubenserkentnis. Was

der Einzelne fühlt und was er erkent, ist sein Bekentnis; und der Kirche Bekentnis? doch wol was als Gesamtstimme ihrer Glieder sich geltend macht? und was wäre das? Jeder, der unsre Zeit kent, weiß, wie herzlich wenig so Bekentnis der Kirche sein könnte, — noch viel weniger, als einst die Generalsynode wollte.

Daß in der That die gesamte neuere dogmatische Theologie in dem subjectiven Glaubensbewußtsein ihren Ausgangspunkt, in der Dialektik und Kritik ihre Waffen habe, zeigt die Geschichte, und zwar, was die Hauptsache, nicht um auf diese Weise die objective Wahrheit sich anzueignen, sondern überhaupt was Wahrheit sei, richterisch festzustellen. Bei Niemand ist das eben Behauptete leichter zu beweisen als bei dem „Vater der deutschen Theologie", bei Schleiermacher. Etwas Subjectiveres als das Abhängigkeitsgefühl kann es doch gar nicht geben und es ist bekant, daß darauf, näher auf die Ausgestaltung desselben zur specifisch-christlichen Erfahrung von der Erlösung Schleiermacher seine ganze Theologie gründet, Saz für Saz seine Glaubenslehre daraus entwickelt. Daher ist dieselbe denn auch in dem Maß positiv, als seine christliche Erfahrung richtig und entwickelt war, negativ in dem Maß, als irgend eine Lehre nicht sein subjectives Eigentum geworden war. Daß seine Stellung zur Bibel aber die von uns oben gezeichnete gewesen, erhellt einerseits aus dem ersten Lehrsatz über dieselbe: „das Ansehen der heiligen Schrift kann nicht den Glauben an Christum begründen, vielmehr muß dieser schon vorausgesezt werden, um der heiligen Schrift ein Ansehen einzuräumen;" die Bibel also basirt auf dem Zeugnis des christlichen Bewußtseins; andrerseits aus der Kritik, welche Schleiermacher bekantlich in reichem Maß an ihr geübt hat, wie noch die jüngste Veröffentlichung seines Lebens Jesu bewiesen; — historische Kritik also die Bürgschaft derselben in allen Fällen, wo nicht durch die unmittelbare Aussage seines christlichen Bewußtseins ihm der Inhalt irgend einer Schrift oder Schriftstelle zur Gewißheit geworden war. Und seit ihm haben denn alle Dogmatiker diesem Princip menschlicher Subjectivität Rechnung getragen: nicht nur Schenkel, dessen Gewissensstandpunkt nur ein andrer Ausdruck ist für den Standpunkt des christlichen Bewußtseins (übrigens ein recht gut gewählter, da das „christliche" Bewußtsein zu dem mannigfach und oft unchristlichen Inhalt schlecht passen würde); auch nicht nur Rothe, der gemäß seiner Anschauung von Inspiration gar keinen andern einnehmen kann; sondern auch Philippi in seinem Werke, welches doch eine objectiv kirchliche Dogmatik geben soll und wirklich gibt. Wenn derselbe nämlich den Gang wählt, daß er zuerst aus seinem christlichen Bewußtsein den jedesmaligen locus entwickelt, dann geschichtlich die Uebereinstimmung der Kirchenlehre und endlich drittens exegetisch die der heiligen Schrift mit dem so gewonnenen Resultat nachweist, so würden wir ihm gern auch ohne seine ausdrückliche Versicherung glauben, daß ihm die heilige Schrift absolute und höchste Norm des Bekentnisses ist, aber nur aus dem von ihm gewählten Wege geht das nicht hervor. Man sieht, daß seine Methode von der Schleiermachers und Schenkels nicht wesentlich verschieden ist. Es ist ja natürlich vollkommen erlaubt, daß ein Dogmatiker auch einmal diese Methode durchführt und zeigt, daß auch sie, richtig angewendet, zur kirchlichen Dogmatik führt. Aber nöthig ist dies Resultat nicht, denn wenn das christliche Bewußtsein des dogmatisirenden Subjects weniger geläutert und vertieft ist wie bei Philippi, wird es zu ganz anderen, minder kirchlichen Resultaten führen. Man sollte glauben, daß wie bei einer biblischen Dogmatik die Bibel, so bei einer kirchlichen die Kirchenlehre in ihrer Objectivität nicht nur End- sondern auch Ausgangspunkt der Entwickelung sein müßte und etwa nachher nachgewiesen würde, daß die biblischen und kirchlichen Sätze auch im gläubigen Bewußtsein ihren Wiederhall finden. So lange dieses nun einmal irtumsfähig ist, so lange kann es nimmermehr einen sicheren Ausgangspunkt abgeben. Abgesehen davon, daß nach dem oben Bemerkten viele Lehren, wie die von der immanenten Trinität, nicht a priori im christlichen Bewußtsein liegen sondern erst aus Schrift und Kirchenlehre hineingekommen sind

Wir haben also erkant, daß der Ausgangspunkt und der Weg für die negativen und positiven Richtungen in unserer Kirche wesentlich die gleichen sind: beide gehen von ihrem subjectiven Bewußtsein aus, beide verfolgen den Weg mit Dialektik und historischer Kritik. Also die menschliche Wissenschaft wird beiderseits zur Richterin der Wahrheit genommen, nur das Resultat des Weges ist beidemal ein anderes. Und nun ist ja in der That es würdig, recht und heilbringend mit den Waffen menschlicher Wissenschaft die Apostolicität des ganzen Neuen Testaments nachzuweisen, und es werden auch die recht gebrauchten Waffen stets den Sieg gewinnen, gleichwie das richtige christliche Bewußtsein der heiligen Schrift stets entsprechen wird. Aber so lange beide fallibel bleiben, so lange dürfen wir die Kirche weder von dem einen noch von dem andern abhängig machen, weder auf dies noch auf jenes gründen. Dies sind die Consequenzen, welche entstehen, wenn man das subjective Glaubensprincip zum Träger der Kirche macht: das Bekentnis der Kirche wird von seiner Objectivität entkleidet und zum Kampfplaz der Wissenschaft gemacht, das kirchliche Leben atomisirt. Die Kirche hört auf ein lebendiger Organismus zu sein.

Sehen wir nun zu, ob dieser Subjectivismus der evangelischen Kirche angeboren ist, und wenn etwa das, ob er nicht gleich in ihrer Entstehung wenigstens ein Gegengewicht an irgend einer objectiven Macht gefunden. Was zu der Reformation Anlaß gegeben hat, ist allerdings unleugbar der starre und einseitige Objectivismus der römischen Kirche. Es wurde wenigstens factisch, das Heil des Einzelnen angesehen als Folge seines Verhältnisses nicht unmittelbar zu Christo, sondern zu der Kirche,

der äußeren, sichtbaren Kirche. Dies Verhältnis zur äußern Kirche aber wurde bemessen nach den äußern Werken; die innere subjective Stellung des Einzelnen wurde unterschäzt, ja thatsächlich oft misachtet, gar nicht geachtet. Die Handlungen, welche die äußere Zugehörigkeit zur Kirche documentirten, galten als das Maß des inneren Verhältnisses zu derselben, nicht dieses als das Maß jener. Diesem einseitigen Objectivismus stellte Luther gleich in der ersten These den ebenso berechtigten als nötigen Subjectivismus entgegen, daß nie das äußere Werk als solches das entscheidende Moment sei, sondern das innere Verhältnis zu dem Herrn der Kirche. Nicht der Papst und nicht die Concilien, das ist von dem ersten Buchstaben, den er geschrieben, bis zum lezten sein Hauptsaz, — können dir deine Seligkeit verbürgen, du selbst mußt sie mit Furcht und Zittern schaffen. Nicht die Kirche kann dir unmittelbar das Heil aneignen, sondern das einzige Organ der Heilsaneignung ist der Glaube. So wollte er dem Subjecte nicht sowol das Recht als die Pflicht des eignen Thuns neben allem Thun der Kirche wahren. Er läßt namentlich im Anfang seiner Thätigkeit nichts nach von den kirchlichen Forderungen, er stellt daneben nur noch andere, von der Kirche nicht zu controllirende, überhaupt sich jedem menschlichen Gericht entziehende, weil auf dem Gebiet des innersten Selenlebens liegend. Während aber dem einseitigen Objectivismus der katholischen Kirche hier so zu sagen die Pflicht des geheiligten Subjectivismus im neuen Menschen gegenübertritt, stellte ihm auf der andren Seite der natürliche Mensch das Recht der natürlichen Subjectivität entgegen. Das geschah von Seiten des Humanismus. Auch er kämpft gegen das schwere Scepter, das die objective kirchliche Auctorität über den Menschen schwang. Auch er will dem Subjecte sein Recht verschaffen. Aber was er verteidigt, ist die freie Wissenschaft, die Erlaubnis, das Recht, daß der Einzelne seine natürliche Vernunft geltend mache aller objectiven Satzung gegenüber: er löst eben von allen Banden. Luther dagegen löst von keiner Pflicht, im Gegenteil: er schlägt das innerste Selenleben des Menschen, an das keine äußere Kirche mit ihrer Macht reichen kann, in die gewaltigen Ketten des Gehorsams gegen das göttliche Wort: damit haben wir das innerste Princip angegeben, welches Luther trieb. Als in der Klosterzelle zu Erfurt sein äußerlicher Mensch verweste und alle vergängliche Klarheit verblich, als alle guten Werke, aller Gehorsam gegen die Kirche zu Schutt und Asche wurde vor dem gewaltigen Richterstuhl seines Gewissens: da brach in siegender Klarheit das göttliche Wort von der Vergebung der Sünden hervor und dessen Kraft hat den inwendigen Menschen von Tage zu Tage erneuert. Als auf dem Wege nach Rom alle Herlichkeit der Kirche auf Erden seine lechzende Zunge nicht kühlen konte: das göttliche Wort ist es gewesen, welches ihm fortwährend zugerufen hat; der Gerechte wird seines Glaubens leben. Und nicht nur Veranlassung zum Glauben hat ihm dieses Wortes mächtige Predigt gegeben, sondern es ist die stete Triebkraft seines Glaubens geblieben. Wenn er so oft darauf dringt, daß der Einzelne allen Anfechtungen seines Gewissens gegenüber fest und gewiß an sein Heil glauben solle: das Wort Gottes ist es stets gewesen, auf das es diesen Glauben gegründet wissen will. Nicht das Zeugnis des heiligen Geistes hat die evangelische Kirche zu Augsburg den Katholiken entgegengestellt, sondern das objective Wort Gottes. Man hat neuerdings vielfach von kirchlicher Seite die Definition der Kirche im siebenten Artikel der Augustana bemängelt, weil sie das objective, anstaltliche Element derselben nicht hervorkehre. Mag sein; aber auf den bloßen subjectiven Glauben basirt die Augustana die Kirche auch nicht. Denn wenn sie sagt, die Kirche sei die Gemeinschaft der Heiligen, in welcher Wort und Sacrament recht verwaltet würden, so wird man diesen lezteren Zusaz doch nicht als ein unwesentliches Merkmal betrachten dürfen, denn dann gehörte er überhaupt nicht in eine Definition. Wenn er aber wesentlich ist, so kann er doch kaum einen andern Sinn haben, als daß damit die die Gemeinschaft der Heiligen begründenden, tragenden objectiven Principien angegeben sein sollen.

(Schluß folgt.)

Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott.

Nach der h. Schrift dargelegt von Lic. Preuß.

(Schluß.)

Der verehrte Herr Verfasser verwahrt sich ja ausdrücklich dagegen, daß auch die erste Vergebung wegen der Liebe geschehe; erst eine zweite solle man durch die Liebe erwerben. Um der Consequenz Bellarmins zu entgehen, müßte man also noch eine dritte Vergebung fingiren und dieselbe vor die erste setzen. Einmal wäre dem Weibe gratis vergeben und davon sagte der Text nichts, das zweite Mal wegen ihrer Liebe und das dritte Mal wenn wir die Worte pressen wollen, um ihres Glaubens willen (V. 50). Ist es da nicht in der That besser, mit Luther zu lehren: „Weil sie durch rechtschaffene Werke der Buße öffentlich ihren Glauben bezeuget und die Liebe darlegt, soll sie auch öffentlich absolvirt und gerecht gehalten werden. Summa: Christus ist darinnen ganz und gar beschäftigt wider den Pharisäer, daß er dessen öffentliches Urteil von der Sünderin durch die öffentliche Gerechtigkeit eben derselben Sünderin verdamme. Daher erzählt er ihm nicht den Glauben, sondern die Werke der Sünderin und strafet, daß dergleichen nichts von dem Pharisäer geübt werde. Derhalben wird das Wort Christi zu dem Pharisäer recht verstanden von der öffentlichen Vergebung. Ich sage dir, spricht er; das ist, ich zeige es hiermit öffentlich an, welches soviel ist: Ich will, daß sie auch von euch gerecht gehalten werde, als die mehr gethan hat im Gesez, als ihr thut und verstehet. Indem er sich aber zum Weibe wendet als zu einer Privatperson, so tröstet er ihr eigen Gewissen, indem er sagt: „Dein Glaube ꝛc.“ *) „Welche aber halsstarrig die Worte treiben: di-

*) Luther bei Walch, VII. 1337. 1338.

mittuntur ei quia dilexit, es ist ihr vergeben, weil sie geliebt hat, — schließt Luther, — und die drei Stück nicht hören wollen (nämlich v. 50, v. 47 zweite Hälfte und das Gleichnis von den Schuldnern), die soll man meiden als Menschen von verworfenen Sinnen.*)

An einer andern Stelle sagt er von der Vergebung der Sünden: „So nun Jemand meinet, daß er darum will Vergebung der Sünden erlangen, daß er die Liebe hat, der schmähet und schändet Christum." Und daß er das nicht blos von der ersten, sondern auch von der zweiten und allen folgenden Vergebungen versteht, erklärt er selbst.**) — Kurz: Vor Gott werden wir durch das Blut Christi gerecht, das im Glauben ergriffen wird, vor den Menschen durch die Werke. Und dies ist auch der Schlüssel, das rechte Verständnis von Jacobi 2 zu eröffnen. Wer ihn in's Wasser wirft, der muß entweder der reinen Lehre von der Rechtfertigung zu nahe treten, oder den Brief des Jacobus verwerfen.

Ehe wir indes an die Betrachtung des genanten Capitels gehn, müssen wir die Grundlehre von den guten Werken aus der Schrift feststellen. Vor allen erwähnt sie der Herr selbst Matth. 5, 16: „So soll euer Licht *vor den Menschen* leuchten, daß sie eure guten Werke sehen und euern Vater im Himmel preisen." Die guten Werke sind nicht das Licht, sondern der Glaube, auch zünden sie es nicht an. Sondern sie sind sein Schein und sollen vor den Menschen leuchten. Warum? damit sie die Kraft der herlichen Barmherzigkeit Gottes an uns sehen. Der Glaube wirkt also die Werke und zwar zunächst für die Menschen. Die guten Werken sind, erläutert der h. Paulus: *Gewächse unserer Gerechtigkeit* 2 Cor. 9, 10, das ist Gewächse, welche die uns zugerechnete Gerechtigkeit Christi hervortreibt. Also bringen die guten Werke nicht unsere Gerechtigkeit weder im ersten, noch im zweiten, noch im achtzigsten Stadium unsers christlichen Lebens, sondern sie entspringen aus ihr. Denn unsere Rechtfertigung vor Gott geschieht *immerdar* um des Verdienstes Christi willen und gratis, ohne unsere Werke, Röm. 4, 6. Auch 1 Tim. 5 v. 10 legt der Apostel bei der Wahl einer Wittwe zu kirchlichem Dienst auf das *Zeugnis* Gewicht, das ihre Liebeswerke ihr geben. Nicht minder lebhaft bekent Petrus diese Bedeutung der Werke: „Führt einen guten Wandel unter den Heiden, mahnt er 1 Petri 2, 12, auf daß die, so von euch afterreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehn und Gott am Tage der Heimsuchung preisen." Und Johannes im ersten Briefe 2, 29: „Wenn ihr wisset, daß Gott gerecht ist, so merkt, daß auch Jeder, der die Gerechtigkeit thut, aus ihm geboren ist." Und in demselben Briefe 3, 10: „Hieran sind die Kinder Gottes und die Kinder des Teufels *offenbar*; Jeder, der nicht Gerechtigkeit übt, ist nicht von Gott, und wer seinen Bruder nicht liebt." Damit harmonirt auch Jacobus, denn er sagt: „Was hülfe es, meine Brüder, wenn einer *behauptet*, er habe Glauben, und hat keine Werke." Dieser (angebliche) Glaube kann ihn doch nicht selig machen. Da ist ein nackter Bruder oder eine nackte Schwester, die ihr täglich Brod nicht haben; nun sagte einer von euch zu ihnen: Geht in Frieden, wärmt euch und eßt, er gäbe ihnen aber nicht des Leibes Nahrung, was nüzte das? Antwort: Gar nichts. Es wären erbärmliche Redensarten. So (seht ihr) ist der (angebliche) Glaube, wenn er nicht Werke hat, nichtig in sich. Nun führt uns der h. Jacobus ein Zwiegespräch vor: Ein wahrhaft Gläubiger sagt zu einem Maulchristen: Du hast (wie du angibst) Glauben. Ich aber (behaupte das nicht blos, sondern) habe Werke. Zeige mir doch deinen Glauben ohne die (davon untrennbaren) Werke.*) (Das kanst du ja gar nicht.) *Ich dagegen werde dir aus meinen Werken meinen Glauben zeigen.* Der Apostel handelt hier also von dem Zeigen des Glaubens, von der Rechtfertigung vor den Menschen. Nicht von der Rechtfertigung vor Gott. Denn ihm brauchen wir den Glauben nicht zu zeigen, er weiß, was im Menschen ist. Auch wird hier Gott gar nicht erwähnt, sondern ein Bruder handelt mit dem andern. Uebrigens kann, fährt Jacobus fort, der behauptete Glaube auch wirklich vorhanden sein; wenn er nicht den rechten Inhalt hat, hilft er doch nichts. „Du glaubst, daß es nur einen Gott gibt. Da thust du wol daran; (aber das macht dich nicht gerecht, denn) die Teufel glauben es auch und zittern. Willst du aber wissen, eitler Mensch, daß der Glaube ohne die Werke nichtig ist?" Wer wirklich durch den Glauben gerecht wurde, wie Abraham, hat auch Werke gehabt, daran man seine Rechtfertigung erkennen konte. „Ist unser Vater Abraham nicht aus den Werken (vor den Menschen) gerecht geworden, nachdem er seinen Sohn Isaac auf den Altar gebracht hatte?" Ja: Vor den Menschen; das ist keine „jämmerliche Glosse." Zunächst nicht gegen den Sprachgebrauch; denn das griech. Wort δικαιοῦσθαι wird Röm. 3, 4 so gut wie Luc. 16, 15 von der Rechtfertigung vor den Menschen gebraucht. Luc. 16 steht das: Vor den Menschen ausdrücklich dabei, und Röm. 3, 4 ist es ohne jeglichen Zweifel zu ergänzen. Daß wir aber hier so übersetzen *müssen*, folgt erstlich aus Vers 18. Es handelt sich hier nicht darum, wie die Absolution vollzogen, sondern darum, wie sie erkant wird. „Zeige mir deinen Glauben ꝛc." Vor allem aber ist es das Beispiel Abrahams selber, das jede andere Erklärung zur Seite schiebt. Wie Abraham *vor Gott* gerecht wird, zeigt Röm. 4, nämlich *ganz ohne Werke*. Der Einwand: in Röm. 4 sei von Abrahams erster Rechtfertigung die Rede und in Jacobus 2 von der zweiten ist nichtig. Denn der h. Paulus vergegenwärtigt uns Röm. 4 nicht den Abraham in seiner ersten Bekehrung. Die geschah Gen. 12, durch den Glauben ward gehorsam Abraham, da er berufen ward auszugehn in das Land, das er ererben sollte und ging aus und wußte nicht, wohin er käme. Hebr. 11, 8. Seitdem waren etliche Jahre verflossen, nicht Jahre der Gottlosigkeit für unsern Vater Abraham, sondern Jahre der Gnade, Gen. 13 ff. Da hinein greift der h. Paulus und stellt

*) Luther bei Walch, VII. 1339.

**) Luther bei Walch, XVI. 1396. 1401.

*) „ohne" χωρις, nicht: „mit" ἐκ ist zu lesen.

die Frage: Worin die Rechtfertigung Abrahams vor Gott damals bestand, zu einer Zeit, da er nicht blos Glauben, sondern auch gute Werke, wie Demut (Gen. 13, 8. 9 gegen Loth) und Uneigennützigkeit (Gen. 14, 22 ff. gegen den König von Sodom) hatte. Dennoch antwortet der Apostel einfältig und rund mit der Schrift, daß Abraham nicht durch seine guten Werke, an denen er reich war, nicht durch seinen Gehorsam gegen Gott, den er so glänzend bewiesen (Gen. 12 beim Auszug), sondern allein durch den Glauben gerechtfertigt wurde.

Folglich ist es wider die Schrift zu behaupten, daß er zwar anfangs durch den Glauben, später aber durch die Opferung Isaacs vor Gott gerechtfertigt wurde. So bleibt bestehen, was die Schrift sagt: „Wenn Abraham aus den Werken gerechtfertigt wurde, so hat er Ruhm, aber nicht bei Gott. Römer 4, 2." Und Niemand soll uns dies Gotteswort dadurch entwinden, daß er es auf eine erste, zweite oder dritte Rechtfertigung einschränkt. Zugleich enthält aber derselbe Text unsere Legitimation Jacobus 2, 21 von der Rechtfertigung vor den Menschen zu verstehn. Denn „wenn Abraham aus den Werken gerechtfertigt wurde", beginnt der Apostel. Er wurde aber nach den hellen Worten des Jacobus (2, 21) aus den Werken gerechtfertigt, nachdem er nämlich seinen Sohn Isaac auf den Altar getragen. So hat er Ruhm, fährt der h. Geist fort. Wir bitten das wol zu beachten: Aus der Concordanz von Jacobus und Paulus folgt beides: er wurde aus den Werken gerechtfertigt und hatte Ruhm. Aber nicht vor Gott. Wenn nicht vor Gott, vor wem denn? ohne Zweifel vor den Menschen. Wenn er aber durch die Werke gerechtfertigt wurde und dadurch nicht vor Gott, sondern lediglich vor den Menschen Ruhm erwarb, so haben wir das Recht und die Pflicht Jacob. 2, 21 zu übersetzen, wie wir gethan haben: Abraham unser Vater wurde vor den Menschen durch seine Werke gerecht.

Nun den Schluß des Capitels: Du siehst (hieraus) sagt Jacobus, daß der Glaube mit den Werken zusammen und in ihnen wirksam war. Das Recht so zu übersetzen entnehmen wir aus Marci 16, 20: Der Herr wirkte nach seiner Auferstehung mit seinen Aposteln, d. h. nicht: er wirkte hier und sie da, sondern: er war mit ihnen zusammen und in ihnen wirksam. Dasselbe Zeitwort in derselben Bedeutung. Und aus den Werken, fährt der h. Jacobus fort, hat der Glaube Abrahams seine Bewährung empfangen. Wir dürfen nicht übersetzen: wurde vollständig; sonst würde die monströse Lehre entstehn, daß Abraham zwar 1 Mose 15, 6 vollständig gerechtfertigt wurde, daß aber sein Glaube erst nach dreißig Jahren perfect ward. Daß wir aber ein Recht haben, das Verbum τελειοῦν so wiederzugeben, wie wir gethan, ergibt sich aus Hebr. 2, 10 und 1 Joh. 2, 5 verglichen mit Hebr. 5, 14 und 1 Cor. 2, 6.

Also der Glaube Abrahams wurde durch seine Werke bewährt und so wurde die Schrift erfüllt, die da sagt: Abraham glaubte Gott und es wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Setzen wir doch den Fall: Jacobus habe vorher gemeint, Abraham wäre vor Gott durch die Opferung Isaacs gerecht geworden, was wäre das für eine Consequenz: Abraham ist vor Gott durch seine Werke gerecht geworden, und so wurde die Schrift erfüllt, die da sagt: Gott rechnete ihm seinen Glauben zur Gerechtigkeit. Wollen wir also den h. Jacobus nicht gänzlich unzusammenhängende Dinge sagen lassen, so bleibt nichts übrig als dies: Abraham wurde vor den Menschen aus seinen Werken gerecht, dadurch bewährte sich sein Glaube und so wurde die Thatsache seiner Rechtfertigung vor Gott, welche die Schrift 1 Mose 15 erwähnt, durch den Erfolg als wahrhaftig bezeugt. „Die Schrift wurde erfüllt" brauchen die heiligen Männer Gottes freilich meist, wo es sich um das Eintreffen von Prophezeiungen handelt. Das ist hier nicht der Fall, wir müssen also eine Gesamtbedeutung suchen, die jenen Stellen (Apgsch. 3, 18, Apgesch. 1, 16, Matth. 2, 15. 17. 23) und der unsern gemeinsam. Das kann aber keine andere sein, als eventu comprobare durch den Erfolg als wahrhaftig bewähren.

Was soll nun aber das „und ward ein Freund Gottes genant", was Jacobus hinzufügt? 1 Mose 15 steht es nicht, sondern es ist eine Bemerkung des Apostels, die er von wo anders geschöpft hat. Freund Gottes wird Abraham Jes. 41, 8 und 2 Chron. 20, 7 genant, um von 1 Mose 23, 6 zu schweigen. Das stimt wol zu unserer Auffassung des ganzen Capitels: Die Glaubensgerechtigkeit Abrahams bewährte sich durch seine Werke vor aller Welt, und in Folge dessen nante man ihn vorzugsweise Freund Gottes.

Da seht ihr, fährt Jacobus fort, daß ein Mensch (vor den Menschen) aus seinen Werken gerecht wird und nicht allein aus dem Glauben. Das ist der stärkste Saz des Capitels. Wer ihn nicht versteht wie die Väter, muß entweder den Römerbrief drangeben, oder behaupten, das ein Apostel das Umgekehrte lehrt wie der andre. Denn die Lösung: „Der Glaube rechtfertigt vermittelst der Werke" stößt so gut gegen Röm. 3 als die andre: „Glaube und Werke rechtfertigen." Der h. Paulus weiß nirgendwo etwas von einer stufenweisen Rechtfertigung, sondern die Rechtfertigung vor Gott ist immer vollkommene Rechtfertigung, und mit ihr haben die Werke niemals etwas zu thun. Gott absolvirt immer umsonst: das Kind und den Confirmanden und den Greis, ja vielleicht wird manches Kind eher selig wie wir. Und wenn wir alles gethan, was wir schuldig, bekennen wir uns als unnütze Knechte; denn

Es ist doch unser Thun umsonst
Auch in dem besten Leben.
Vor Dir Niemand sich rühmen kann,
Des muß dich fürchten Jedermann
Und Deiner Gnade leben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 12. Juni. № 47.

Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung von Lic. Preuß."

I.

Man muß Herrn Dr. Preuß dafür dankbar sein, daß er als Anwalt einer weit verbreiteten Ansicht in Bezug auf die Rechtfertigung aufgetreten ist. Die entgegenstehende hat die Aufgabe, sich mit ihr gründlich auseinanderzusetzen, und dazu gibt der oben bezeichnete Aufsaz trefflichen Anlaß. Wenn wir uns im Interesse der Sache in dieser Auseinandersetzung mehrfach gedrungen fühlen müssen, lebhaft zu werden, so schließe man daraus nicht auf eine Entfremdung der Gemüter: wir sind nach wie vor einander herzlich zugethan. Und nun gleich mitten in die Sache hinein.

Für die von ihm vertretene Auffassung macht Lic. Preuß zuerst das Wasser der Taufe geltend. Aber er verläugnet dabei seine eigene, ihn vor manchen anderen Gegnern auszeichnende Einsicht, daß der Streit sich nur um die Zueignung der Rechtfertigung bewege, oder auch: er gibt der Zueignung weitere Gränzen als die von dem Verf. anerkanten. Mit vollem Recht nent Luther in dem Taufbüchlein die Taufe „den Eingang zu allen göttlichen Gütern," sagt er im großen Catechismus: „Daraus hat ein Christ sein Leben lang genug zu lernen und zu üben an der Taufe, denn er hat immerdar zu schaffen, daß er festiglich glaube, was sie sagt und bringt, Ueberwindung des Teufels und Todes, Vergebung der Sünde, Gottes Gnade, den ganzen Christum und heiligen Geist mit seinen Gaben." Christus hat durch seinen Tod dem menschlichen Geschlechte ein- für allemal die Rechtfertigung erworben. Durch die Taufe wird sie dem Einzelnen zugeteilt, und zwar das volle Maß derselben, so daß es in der Preußischen Agende mit vollem Rechte heißt: „er hat dir alle deine Sünde vergeben." Der nach Gottes Ebenbilde erschaffene Mensch aber ist über die Stufe des Thieres erhaben, welches in dumpfer Gleichgiltigkeit die Gaben Gottes hinnimt, ohne sich ihnen entgegen zu bewegen. So ist ihm auch in Bezug auf die Vergebung der Sünden die Aufgabe gestellt, daß er darnach ringe, sich den ein- für allemal geschenkten Reichtum immer vollständiger anzueignen. Er hat ihn so wie ein Vater, der seinen Sohn zum Erben aller seiner Güter eingesezt, aber den Eintritt in den vollständigen Genuß an gewisse Bedingungen geknüpft hat. Es verhält sich hier genau ebenso, wie bei Ps. 51 im Verhältnis zu der Erklärung Nathans an David: „Der Herr hat dir deine Missethat vergeben." Dies Wort betrachtet David nicht als einen Freibrief zum trägen sich beruhigen, er schöpft daraus nur die Zuversicht zum ernstlichen Ringen um die innerliche Versiegelung desjenigen, was ihm zugesagt war, und in dies Ringen geht er ein mit der dankbaren Liebe, welche die Zusage hervorgerufen. Die Taufe enthält eine doppelte Seite. Sie ist zuerst die Zusicherung der in dem Wasser verkörperten Vergebung der Sünden, dann das Unterpfand der Erteilung des heiligen Geistes, nach dem Worte Jesu: „wenn jemand nicht geboren wird aus dem Wasser und Geist, kann er nicht in das Reich Gottes eingehen." Was Quesnel in Bezug auf die leztere Seite sagt, welche die secundäre ist, so gewiß als das Wasser der Taufe zunächst nur die Vergebung der Sünden bedeutet, und das Wasser erst den Zugang zu dem Geiste eröffnen muß: „Es ist diese neue Geburt, die uns das Recht gibt, uns unaufhörlich an den Urheber unseres neuen Seins und an das Princip unseres neuen Lebens zu wenden und bei jeder Gelegenheit von ihm seinen neuen Geist zu verlangen," das gilt vollkommen auch von der Vergebung der Sünden. Das Gut ist von dem Anfange unseres Daseins an unser, aber der Genuß desselben ist an Bedingungen geknüpft und nach dem Maße der Treue in der Erfüllung dieser Bedingungen richtet sich das Maß dieses Genusses. Es läge nahe, daß man, um den Mißverständnissen die Wurzel abzuschneiden, den Namen der Rechtfertigung auf die objective Heilsthat und ihre Zuwendung in der Taufe beschränkte, und für die subjective Seite sich einer anderen Ausdrucksweise bediente, standhaft nur von der Aneignung der Rechtfertigung redete, und wirklich ist ein solches Ansinnen an den Verf. gestellt worden. Das Bedenken dagegen ist nur, daß man damit den Sprachgebrauch der heiligen Schrift verlassen würde, welche von der Rechtfertigung aus dem Glauben redet: der Glaube liegt auf der subjectiven Seite, von der Rechtfertigung aus dem Glauben kann bei einem neugebornen Kinde nicht die Rede sein, und die dennoch von dem Glauben des Unmündigen geredet haben, thaten es mit Verletzung ihres exegetischen Gewissens. Ebenso würde man damit auch den Sprachgebrauch der Kirche verlassen. Burk in dem Werke: Die Rechtfertigung, Th. 1 (1763), S. 84, sagt: „Die Meisten, sonderlich die älteren unserer Gottesgelehrten, nehmen mit den symbolischen Büchern das Wort Rechtfertigung im weiteren Verstande und begreifen alles darunter, was nach Gottes Wort dazu gehört, wenn diese Gnadenwolthat ihre

Vollständigkeit haben und von dem Sünder selig genossen werden soll," sie beschränken sich nicht auf den Gebrauch „von dem Hauptstücke derselben, nämlich der gerichtlichen Handlung, vermöge deren einem Sünder von Gott in seinem Gerichte Schuld und Strafe erlassen und die Gerechtigkeit Christi zuerkant wird." S. 102 führt Burk beistimmend eine Aeußerung von Gürtler an: „Man pflegt das Zeugnis der Vergebung der Sünden, das in unser Herz eingeschrieben wird, die zweite Rechtfertigung zu nennen, weil sie auf die Lossprechung der Gläubigen an dem Hofgerichte Gottes folgt, oder auch die leidsame; denn es ist dieselbe nichts anderes, als wenn man sich bewußt ist, daß man Gerechtigkeit erlangt habe." Bei dieser Lage der Sache wird man sich darauf beschränken müssen, stets von Neuem hervorzuheben, daß die Rechtfertigung als Gabe Gottes ein- für allemal vollendet ist, daß der Streit sich einzig und allein auf die Aneignung dieser Gabe bezieht, die freilich neben der menschlichen Seite auch eine göttliche darbietet, der Mensch kann sich nur solches aneignen, was ihm auf Grund der Erfüllung der Bedingung von Gott speciell zugesprochen ward. Für den, der sehen will und kann, nicht in den Banden einer verrosteten Dogmatik liegt, ist das wahre Sachverhältnis schon in dem Aufsatze: Die Sünderin, klar genug dargelegt. Der Verf. hat einen Aufsaz von einem jungen Fräulein erhalten, die mit ihrem kindlichen Gemüte die Sache ganz richtig erfaßt hatte, richtiger, wie manche ältere Männer, ein Pastor z. B., der in einem auf einer kleineren Pastoralkonferenz (im Halberstädtischen) gehaltenen Vortrage sich zu der in der That alles Maß übersteigenden Behauptung verstieg: „Ich will zuerst die Grundanschauung vorführen, woraus die beiden nachher zu besprechenden Sätze resultiren. Sie ist die, daß der Christus in uns in erster Linie steht, der Christus für uns in zweiter. Die Vorträge zeigen uns Christum mehr nur als Helfer zur Heiligung, wie denn in der neueren gläubigen Theologie Christus meist nur die Bedeutung hat als neues Lebensprincip, als die Wurzel im Herzen, aus der das neue Leben hervorwächst. — Es wäre die Wahrheit fördernder gewesen, wenn die Vorträge die Differenz klar dargelegt hätten, in der sie sich mit der kirchlichen Auffassung der Lehre befinden, wenn sie offen gesagt hätten: die Unterscheidung zwischen Glaubens- und Lebensgerechtigkeit ist unhaltbar geworden, die Lehrbestimmungen der kirchlichen Bekentnisschriften über Rechtfertigung und über Taufe und was damit zusammenhängt, gehen über die Schriftlehre hinaus." Was könte der Verfasser, dessen herzliches Wolmeinen wir nicht verkennen wollen, den wir aber doch an Röm. 10, 2 erinnern müssen, wol zur Unterstützung solcher Behauptungen beibringen? Steht doch in dem Aufsatze über die Sünderin klar und deutlich geschrieben (S. 297): „Wenn es auch Stufen des Glaubens gibt, so bezieht sich dies doch nur auf die Aneignung des Heiles. Dies Heil selbst ist mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, und dies Opfer ist nicht für die Sünden der Welt allein, es ist auch speciell für meine Sünden dargebracht."

Herr Lic. Pr. führt sodann einige Schriftbeweise für seine Auffassung an. In 1 Joh. 1, 7 heiße es, das Blut Jesu Christi mache uns rein von aller Sünde. In der Anführung ist aber da die Bedingung ausgelassen, welche im Texte steht: wenn wir im Lichte wandeln. Die Stelle beweist gerade das Gegenteil von dem, was sie beweisen soll, zeigt, daß bei den einmal Gerechtfertigten der fernere Genuß der Wolthat Christi unzertrenlich an eine sittliche Bedingung geknüpft ist. Der Ausdruck liegt auf gleicher Linie mit der Ermahnung des heiligen Paulus, die Seligkeit mit Furcht und Zittern zu schaffen. Er schließt mit einem procul profani alle, die in der Sünde beharren wollen, von der Teilnahme an dem Blute Christi aus. Der Apostel hat in ihm den von dem ganzen späteren Apostolat so eifrig bekämpften „Irtum der Gesezlosen" vor Augen, welche die Gnade Gottes auf Mutwillen zogen und die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung im Interesse ihrer Fleischesfreiheit mißbrauchten. Ihnen hält der Apostel entgegen, daß das reinigende Blut Christi nur für solche bestimt sei, die aufrichtig in den Wegen Gottes wandeln. Wenn wir die Tendenz des ganzen ersten Briefes Johannis ins Auge fassen, so können wir nicht verkennen, daß gerade auf der Bedingung der Nachdruck ruht.

Daß Col. 2, 13: „Gott hat euch mit Christus lebendig gemacht und uns alle unsere Sünden vergeben," nicht von der Aneignung handelt, sondern von der göttlichen Gnadengabe, zeigt gleich das Folgende, V. 14. 15. Danach ist die Rede von dem, was Christus uns am Kreuze erworben hat.

Röm. 8 preist in begeisterten Worten Gottes Gnade und Gabe, aber damit wird dem Menschen kein verderblicher Freibrief gegen sich selbst gegeben, damit nicht ausgeschlossen, daß man aus der Gnade fallen kann, Gal. 5, 4, daß man ausgehauen wird aus dem Oelbaume der Kirche, wenn man nicht mit Wachen und Beten an der Güte bleibt, Röm. 11, 24, daß man die Seligkeit schaffen muß mit Furcht und Zittern, Phil. 2, 12, daß man an Christo, dem Weinstocke bleiben und immer fester mit ihm verwachsen muß, damit das Wort: „so ist nun keine Verdamnis denen, die in Christo Jesu sind," unter das wir durch die Taufe gestellt wurden, nicht durch unsere Trägheit und Nachlässigkeit, unsere Unlust zum unablässigen Fortschritt einen Abbruch erleide. Es ist unsere Aufgabe, uns stets von Neuem dankend und anbetend in die herlichen Gaben zu versenken, welche uns durch Christus zu Teil geworden sind, damit wir mit einem recht brennenden Eifer erweckt werden gegen den einzigen Feind, der uns diese Gaben verkümmern oder gar ganz rauben kann. „Wie wollen wir entfliehen, so wir einer solchen Seligkeit nicht achten," Hebr. 2, 3.

Das sind die Schriftbeweise, die Lic. Preuß für seine Auffassung beibringt. Daß sie eine Begründung in den Bekentnisschriften der Evangelischen Kirche habe, hat er selbst nicht zu behaupten gewagt. Er hat auch nicht eine einzige Stelle aus denselben geltend gemacht. Ist der Schriftbeweis hinfällig, die Beweisführung aus den Bekentnisschriften nicht einmal angetreten, so würde es auf keinem soliden Fundament beruhen, wenn Jemand in Verteidigung dieser Ansicht die Stellung als Vertreter

Lutherischer Rechtgläubigkeit einnehmen wollte. Es kann sich nur um eine Privatansicht handeln, die sich mit der anderen kirchlich gleich berechtigten freundlich auseinanderzusetzen hat. Es kann die Aufgabe nur die sein, in gemeinsamer Erforschung der großen Frage die mannigfachen Seiten, welche dieselbe darbietet, vollständig ins Licht zu stellen, und den Abschluß Gott zu befehlen, der ihn zu seiner Zeit herbeiführen wird. Durch menschlich voreiligen Abschluß in solchen Dingen sind schon viele edle Wahrheitskeime erstickt, die Kirche um kostbare Güter betrogen worden.

Doch Lic. Pr. sucht den Mangel des Beweises aus den Bekentnissen unserer eigenen Kirche durch die behauptete Uebereinstimmung der von ihm bekämpften Lehre mit dem Bekentnis der Römischen Kirche zu ergänzen. Das ist aber ein sehr mißliches Verfahren. Was die Römische Kirche lehrt, ist nicht deshalb verwerflich, weil sie es lehrt, sondern weil es mit dem Evangelischen Bekentnis in Widerspruch steht. Die Uebereinstimmung mit der Römischen Kirche kann aber erst dann Bedeutung gewinnen, wenn erst der Widerspruch gegen die Evangelische nachgewiesen worden. Hier aber bezieht sich die Uebereinstimmung offenbar nur auf solches, was nicht im Gegensatze gegen die Bekentnisse der Evangelischen Kirche steht. Sonst würde es ja dem Herrn Lic. Pr. möglich gewesen sein, den Beweis der Bekenntiswidrigkeit aus unseren Bekentnissen selbst zu führen. In dem, was diese verwerfen, steht die in dem Aufsatze Die Sünderin, und in dem Vortrage über Jakobus entwickelte Ansicht in einem ebenso entschiedenen Gegensatze gegen die Römische Kirche, wie die Bekentnisse selbst. „Ein stufenweises Wachsen in der Rechtfertigung lehrt das Tridentiner Concil." Aber das ist der große Unterschied, dies stufenweise Wachstum bezieht sich im Tridentinischen Concil auf die Rechtfertigung als That Gottes, hier dagegen geht es einzig und allein auf die Aneignung und die mit ihr Hand in Hand gehende Einführung Gottes in den wirklichen Genuß. Und dann, nach der Katholischen Lehre, ist der Fortschritt in der Rechtfertigung unmittelbar durch die Werke bedingt. „Von den guten Werken der Gerechtfertigten" heißt es in Winers Symbolik, herausgegeben von Dr. Preuß, *) „erklärt die Tridentinische Synode ausdrücklich, daß sie als eigentliche und wirkliche Verdienste zu betrachten sind." Der Verf. dagegen hält mit unbedingter Entschiedenheit das Panier der Evangelischen Kirche, das Sola fest, er kent keinen anderen Fortschritt in der Aneignung der Rechtfertigung, als den durch den Glauben bedingten, die Werke kommen ihm nur als der freilich gar notwendige Wezstein des Glaubens in Betracht, der das am Kreuze erworbene, in der Taufe zugeteilte Verdienst Christi immer vollständiger zu ergreifen hat. Mit der ganzen Lutherischen Kirche unterliegt auch der Verf. dem Bannspruche des Tridentinischen Concils: „Wenn Jemand sagt, daß der rechtfertigende Glaube nichts anders ist, als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, welche die Sünden erläßt um Christi willen, oder daß dies Vertrauen allein es sei, wodurch wir gerechtfertigt werden, der sei verflucht." Auch in der Bestimmung des Glaubens selbst steht der Verf. unbedingt auf der Seite unserer Kirche und gegen die Katholische. „Die Papisten" — so heißt es bei Winer S. 96 — „fordern als Disposition desjenigen, welcher die Rechtfertigung erlangen will, ebenfalls den Glauben, es ist aber nicht das Vertrauen auf das Verdienst Christi, sondern das allgemeine im Verstande wurzelnde Fürwahrhalten der christlichen Offenbarungslehre; in dem Gerechtfertigten aber, welcher Mehrung der Gnade und ewiges Leben sich verdienen will, ist es der lebendige, in Liebe thätige Glaube, der Glaube mit den guten Werken (fides formata der Theologen), was diese Vollendung der Justification herbeiführt." Man wird es nicht vermögen, auch nur den leisesten Ansaz zu dieser dem Verf. völlig fremdartigen Lehre vom Glauben, in die es ihm bei ihrer Schriftwidrigkeit schwer wird, sich auch nur hineinzudenken, in seinen Aufsätzen nachzuweisen.

Die Consequenz der Lehre des Tridentinischen Concils ist das Fegefeuer, so behauptet Lic. Pr. mit Recht. Aber mit Unrecht sucht er diese Consequenz auch dem Verf. aufzubürden. Sie findet nur da statt, wo die Stufen in die Rechtfertigung im engeren Sinne selbst gesezt werden; nicht da, wo sie sich blos auf die Aneignung beziehen. Wo das leztere der Fall ist, da tritt für den, der, so lange es Tag war, sich in Schwachheit zwar, aber doch eifrig mit Wachen und Beten bemühte, die von Gott gestellte Bedingung zu erfüllen, mit dem Anbruche der Nacht, da Niemand wirken kann, die in der Taufe versiegelte Gnade Christi in ihr volles Recht ein, er hüllt sich ganz in Christi Gerechtigkeit und geht in diesem Schmucke seinem Richter getrost entgegen. Wer in der Erfüllung der Bedingung lässig gewesen, der darf sich den Schächer vor Augen stellen. Doch hüte er sich, daß er diesen Trost in gesunden Tagen nicht mißbraucht: Gott könte ihm denselben leicht zur Strafe in der Todesstunde entziehen. „Wahr ist es, Gott ist stets bereit dem Sünder mit Barmherzigkeit, doch wer auf Gnade sündigt hin, fährt fort in seinem bösen Sinn und seiner Sele selbst nicht schont, der wird mit Ungnad' abgelohnt." Uebrigens lehrt die Schrift Grade in der Seligkeit, und diese werden wir uns besonders als bedingt zu denken haben durch die Stellung, welche wir zu der edelsten Gottesgabe, der Wurzel alles übrigen, der Rechtfertigung nehmen.

Meint man, die Lehre von den Stufen, so heilsam sie für Leichtsinnige sein möge, könne doch immer ängstliche Gemüter leicht in schwere Anfechtung führen, so bedenke man, daß wer irgend dem Ernste der heiligen Schrift gerecht wird, solchen Anstoß nicht völlig aus dem Wege räumen kann. Bei Joh. Gerhard z. B. in der „Tröstung wider den Tod" (Burk, Th. 4, S. 597) spricht der „Angefochtene": Der wahre und lebendige Glaube ist allezeit durch die Liebe thätig; hingegen der Glaube, der keine Werke hat, ist todt. Nun aber sehe ich keine beträchtliche Anzahl guter Werke, die ein offenbares Zeugnis von mei-

*) Dies gediegene Werk sollte in den Händen aller Pastoren, aller Candidaten, aller Studirenden sein. Der geringe Preis macht es jezt so leicht zugänglich.

nem Glauben geben könten." Und der „Tröster" in der Antwort erkent an, daß der Glaube ohne Werke eine falsche Beredung und ein leeres Bild ist, daß man den Glauben aus den Werken richten muß. Daraus kann für ein ängstliches Gemüt eine gewaltige Anfechtung erwachsen, und was Joh. Gerhard sagt, um sie zu beschwichtigen, ist nicht von der Art, daß es den Stachel sogleich herausziehen könte. Aber das Christentum ist eben nicht vorwiegend eine Beruhigungsanstalt, es hat noch mehr wie die Sterbenden die Lebenden im Auge und geht darauf aus, ihnen das: wachet und betet tief ins Herz einzudrücken. Wo das gelingt, da wird Gott auch ein seliges Sterbestündlein gewähren; wo es nicht gelingt, nun, da ist es ja ganz in der Ordnung, daß das Sterben dem schwer wird, der sich das Leben leicht gemacht hat.

Die Liederstrophen, die Lic. Preuß dem Verf. entgegenhält, sind meist, und nur mit Ausnahme etwa der ziemlich modernen Verse von Lehr und Woltersdorf, aus Liedern, die dem Verf. teuer sind und aus denen er kein Wort missen möchte. Was sie von Christi Blut und Gerechtigkeit singen, ist sein Labsal auf dem Wege seiner Pilgrimschaft. Er „zittert" nicht, das Lied Paul Gerhard's: Ist Gott für mich, so trete, zu singen, es legt sich um sein Herz, es ist der innerste Ausdruck desselben. Er stimt damit nicht blos nach der Empfindung überein, sondern auch nach der Lehre, welche der Empfindung zu Grunde liegt. Die Wolthat Christi, die sie feiern, läßt er nicht blos stehen, ihr ist die ganze Neigung seines Herzens zugewandt. Wenn er sich nicht auf eigene Hand, sondern im Gehorsam gegen die dringende Mahnung der heiligen Schrift, gedrungen fühlt, auf die Bedingungen hinzuweisen, an welche die Teilnahme an diesem edlen Gute geknüpft ist, so will er damit wahrlich das Gut selbst nicht schmälern, er will es vielmehr nach seiner Schwachheit zu Ehren bringen. Durch nichts wird die Versenkung in dies Gut mehr gefördert, als durch den Ernst in Betrachtung dieser Bedingungen. Einseitigkeit gehört übrigens zum Wesen, wie der Empfindung, so auch des Liedes. Es würde dem Verf. leicht werden, diesen Liederstrophen eine Reihe anderer entgegenzustellen, welche mit gleicher Entschiedenheit, mit der diese die Wolthat selbst, die Bedingungen der Teilnahme an ihr hervorheben. Doch das ist teilweise schon in dem Aufsatze: wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen geschehen.

Es bleibt für Lic. Pr. nur noch die Berufung übrig auf Aegidius Hunnius und Heinrich Höpfner. Und das sind gewiß sehr ehrenwerte Theologen, der Verf. würde aber gegen das Bekentnis der Kirche handeln, welches verlangt, daß alle Lehren und Lehrer nach der Regel und Richtschnur der heiligen Schrift gerichtet und geurteilt werden sollen, wenn er sich ihrer Auctorität unterwürfe. Ja eine solche Unterwerfung würde unter das Wort des Herrn fallen, welches verbietet, Menschen zu der Höhe von Meistern und Vätern zu erheben. Wohin solche Unterwerfung unter die Auctorität des Rabbis führt, das zeigt das Beispiel des Judentums und ebenso auch der Römischen Kirche, die aber doch nie so weit gegangen ist, Unterwerfung unter die Aussprüche einzelner Lehrer und zwar solcher zweiten Ranges (und um solche handelt es sich hier; wie wenige sind in Deutschland, die eine Schrift von Hunnius oder gar von Höpfner gelesen haben) zu verlangen. Es wäre mit der Theologie der evangelischen Kirche zu Ende, wenn Streitfragen durch die Berufung auf solche ganz beiläufige Aeußerungen einzelner Lehrer entschieden werden könten, die vor uns armen Jetztlebenden in Wahrheit keinen anderen Vorzug haben, als daß ihre Schriften schon bestaubt sind. Neben Hunius und Höpfner hätte auch Hollaz noch angeführt werden können, dessen noch kürzlich in neuer Ausgabe zu Basel erschienene Gnadenordnung zwei ganz ähnliche Aeußerungen enthält. Der Verf. freut sich der Uebereinstimmung mit der Substanz dieser Schrift, jene beiden einzelnen Aeußerungen überläßt er ruhig ihrem Verfasser, eingedenk der Mahnung des Apostels, daß wir in allen Stücken wachsen sollen, des Wortes des Herrn von dem Schriftgelehrten, der neben dem Alten Neues vorbringt. Uebrigens darf nicht übersehen werden, daß alle solche Aeußerungen älterer Dogmatiker speciell gegen die röm. Stufenlehre gerichtet sind. Daß die von dem Verfasser vorgetragene eine andere Beurteilung würde gefunden haben, wenn sie ihnen bereits vorgelegen hätte, das dürfen wir wol mit Zuversicht aus einer Aeußerung J. Gerhards in seiner Tröstung wider den Tod (Burk S. 601) abnehmen. „Wenn deine Sele einmal in dem Verborgensten ihres Gewissens den Geist des Sohnes schreien gehört hat: Abba, Vater, so soll sie sich versichert halten, sie werde mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt. Wenn aber auch dies Alles je und je nur gering und schwach zugeht, so lasse dich doch dadurch nicht niederschlagen, sondern bitte um Wachstum des Geistes, denn Gott wird den Geist geben denen, die ihn bitten; erwecke jene Gnadengabe des h. Geistes, die in dir ist, durch Bitten, durch Suchen, durch Anklopfen, durch Betrachtung des Wortes, durch Bestreitung der bösen Lüste. Hier gibt es keine Vollkommenheit, sondern eine beständige Reise zur Vollkommenheit." Jener Geist der Kindschaft, in welchem wir rufen Abba, Vater (Röm. 8, 15. Gal. 4, 6) kann doch unmöglich von dem Genuß der Vergebung der Sünden losgetrent werden. Gibt es in Bezug auf diesen Geist keine Vollkommenheit, so muß dies auch von der Teilnahme an der Vergebung der Sünden gelten. Mit der vollkommenen Aneignung der Rechtfertigung würde sofort auch jener Geist der Kindschaft zur Vollkommenheit gelangen. Denn was ist dieser Geist der Kindschaft anders als das göttliche Siegel auf die erlangte Vergebung?

Wir sind zu Ende mit der Beleuchtung der Beweisführung des Herrn Lic. Preuß für seine Auffassung. Prüfen wir nun noch seine Einwendungen gegen die Gründe, auf welche der Verfasser seine Auffassung gestützt hat. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 15. Juni. № 48.

Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung von Lic. Preuß."

I. (Schluß.)

Daß es Stufen in der Rechtfertigung gebe, hatte der Verf. zuerst auf das Verhältnis der Taufe Christi zu der Taufe des Johannes, und der Sündenvergebung unter dem A. B. zu der unter dem N. B. gegründet. An diesen Punkt haben sich Mißverständnisse angeschlossen. Die Stufen, um die es sich in der vorliegenden Frage handelt, beziehen sich nur auf die Aneignung des Heiles. Dagegen fand bei der Taufe des Johannes und bei der Vergebung unter dem A. B. ein Weniger auch in Bezug auf die Darbietung des Heiles statt. Diesen Unterschied konte der Verf. aber außer Acht lassen, da es zunächst nur galt, das starre Entweder-Oder in Bezug auf die Rechtfertigung und Sündenvergebung zu brechen, zu zeigen, daß hier überhaupt ein Fortschritt möglich sei. Indessen um falschen Folgerungen ein Ende zu machen, werde hier der Unterschied ausdrücklich hervorgehoben.

Im Gegensatze gegen die Behauptung, daß die Taufe des Johannes nur die keimartigen Anfänge der Sündenvergebung und des Geistes mit sich geführt habe, behauptet Lic. Pr., daß das Keimartige sich nur auf die Gabe des Heiligen Geistes beziehe, dagegen die Sündenvergebung bei der Taufe des Johannes ebenso vollständig gewesen sei, wie bei der Taufe Christi. Hier werden wol nur sehr Wenige geneigt sein, ihm zu folgen. Das christliche Bewußtsein sträubt sich zu gewaltig gegen seine Auffassung, welche das: er muß wachsen, ich aber muß abnehmen, ganz durchlöchert und in dem eigentlichen Cardinalpunkte den Täufer auf gleiche Höhe mit Christo erhebt, auch sein eigenes Wort: mir thut Not von dir getauft zu werden, Mt. 3, 14, zum Räthsel macht. Die Lostrennung der Gabe des Geistes von der Sündenvergebung zerstört den offen vorliegenden Zusammenhang des Charfreitags und des Pfingstfestes, widerstreitet auch der Schrift des A. T., in der beides als unzertrennlich verbunden erscheint, die Sündenvergebung als Grundlage der Erteilung des Geistes. In Ps. 51 z. B. wird Vergebung der Sünden und Erteilung des Geistes auf das Engste mit einander verkettet. David betrachtet es als selbstverständlich, daß, wenn er erst Vergebung der Sünden erhalten hat, sofort auch die verlorenen Gaben des Geistes sich wieder einstellen werden. In Jer. 31, 31 f. stellt sich die Erteilung des Geistes als unmittelbare Folge der Sündenvergebung dar: „Ich gebe mein Gesez in ihr Inneres, denn vergeben werde ich ihre Missethat." Hat Gott erst genommen, so gibt er auch. Die Sünde ist die einzige Scheidewand zwischen Himmel und Erde, Jes. 59, 2, welche das Herabkommen der Gabe des Geistes verhindert. In Joh. 7, 39 heißt es: „Das sagte er aber von dem Heiligen Geiste, den die empfangen sollten, die an ihn glauben, denn es war noch kein Heiliger Geist, weil Jesus noch nicht verherlicht war." Heiliger Geist war schon unter dem A. T., aber die Steigerung war unter dem N. B. eine so bedeutende, daß das Frühere dem Apostel nicht in Betracht komt. Diese Steigerung konte erst nach Christi Verherlichung erfolgen: sie wird herbeigeführt durch die von Christo vollzogene Sündenvergebung, Röm. 8, 3, welche die Scheidewand zwischen Gott und Mensch beseitigt, so daß der Geist, das Band des Schöpfers und des Geschaffenen, sich frei entfalten kann. In der Thatsache der geschehenen Versöhnung wurzelt die Steigerung des Geistes. Ist dies, so können wir aus der zugestandenen Keimartigkeit des Geistes in der Taufe des Johannes, wie sie der Täufer selbst auf das Nachdrücklichste lehrt, indem er hinweist auf den Stärkeren, der nach ihm kommen wird, obgleich er vor ihm war, und der mit dem Heiligen Geiste taufen wird, einen sicheren Schluß thun auf die bestrittene Unvollkommenheit der Sündenvergebung. Wäre sie eine vollständige gewesen, so wäre das Pfingstfest nicht erst in Jerusalem, sondern schon am Jordan gefeiert worden, und Christus hätte gar nicht erst zu kommen brauchen, der Vorläufer wäre selbst der Heiland gewesen.

Auch bei der Behauptung, daß es unter dem A. B. schon eine vollständige Vergebung der Sünden gab, darf Lic. Pr. wol nur auf wenige Beistimmung rechnen. Jude und Christ haben gar zu deutlich ein eigentümliches Gepräge, und worin diese Eigentümlichkeit ihre eigentliche Wurzel hat, darauf weist uns das Wort unsers Herrn hin: „Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blute, welches für euch vergossen wird." Die Besprengung des Blutes Jesu Christi, das scheidet den Christen von dem Juden, auch dem wahren Israeliten, Daß dies Blut schon ehe es vergossen ward, dieselbe Wirkung ausgeübt habe, wie nachher, ist eine Erfindung der Theologen, die keine einzige Schriftstelle für sich hat und die eben an jenem Ausspruche des Herrn zunichte wird: wäre jene Ansicht richtig, so würde es in Bezug auf das Blut gar keinen Unterschied eines Neuen Bundes von dem Alten geben. Wir bestreiten nicht, daß die beschränkte Sün-

denvergebung unter dem A. B. von Gott im Hinblick auf das zukünftige Versöhnopfer Christi gewährt wurde, aber es heißt ganz die Bedeutung der Thatsache verkennen, welche eine Veränderung des Verhältnisses Gottes zur Welt herbeiführte, wenn man ihr in solcher Weise rückwirkende Kraft beilegt. Sie hätte dann am Ende auch ganz wegfallen können, jedenfalls brauchte sie nicht grade in jener Zeit vorzugehen, sie könte eben so gut an das Ende der Tage gerückt werden. Man sieht auch nicht ein, warum die weltgeschichtliche Wirkung sich grade an die Thatsache als solche knüpft, warum erst, nachdem sie erfolgt war, die Predigt der Buße und der Vergebung der Sünden unter den Heiden ihren Anfang nahm.

Was gegen die Beweisstellen erinnert wurde, aus welchen der Verf. den Vorzug des N. B. vor dem A. B. in Bezug auf die Sündenvergebung erwiesen hat, wird für denjenigen keine überzeugende Kraft haben, der ohne vorgefaßte Meinung an diese Stellen herantritt. Es zeigt sich hier, wie bedenklich es ist, den Sinn der einzelnen Aussprüche nicht aus ihnen selbst, sondern aus einer vermeintlichen „Analogie des Glaubens" zu bestimmen, die in ältester Zeit der Schriftauslegung so unendlichen Schaden zugefügt hat.

Wenn in Jer. 31 als Vorzug des N. B. vor dem A. die reichere Erteilung der Gaben des Geistes bezeichnet, und dann in V. 34 hinzugefügt wird: „Denn ich werde vergeben ihre Missethat und ihrer Sünde nicht ferner gedenken," so kann die Begründung unmöglich auf die Sündenvergebung in ihrem bisherigen Maße verweisen: wenn diese geeignet wäre, die Entfaltung der Gaben des Geistes herbeizuführen, so würde sie ja schon unter dem A. B. erfolgt sein; sondern der Gedanke ist der, die reichere Erteilung des Geistes werde ihre Wurzel haben in einer in der Zukunft zu gewährenden Vergebung der Sünden, welche die alttestamentliche soweit überstrahlt, daß diese dagegen ganz verschwindet. Diese Gabe wird der andern, der Erteilung des Geistes, nicht einfach beigeordnet, sondern durch denn mit ihr verbunden, um die Vergebung der Sünden als die Grundwolthat des N. Bundes zu bezeichnen, die Wurzel, aus der die übrigen Vorzüge fließen.

In Sach. 13, 1 heißt es in Bezug auf die Zeit des N. B.: „Zu der Zeit wird ein Quell aufgethan dem Hause Davids und den Wohnern Jerusalems für Sünde und Unreinigkeit." Die Sündenvergebung erscheint hier auch als ein Gut der Zukunft; was das A. T. davon hatte, wird durch die neue Gnade so verdunkelt, daß es dem Auge des Propheten ganz entschwindet. Lic. Pr. meint: „Ja den freien offnen Born, nicht den Born überhaupt." Aber die Worte, auf welche so der ganze Nachdruck gelegt wird, gehören nur der Uebersetzung Luthers an. Nach dem Grundtexte heißt es nur: Zu der Zeit wird ein Quell aufgethan sein." Aufgethan ist einfach s. v. a. vorhanden. Offen zu sein gehört nach alttestamentlicher Anschauung zu dem Wesen des Quells. Das Wort, wodurch im Hebräischen der Quell bezeichnet wird, heißt eigentlich Auge. Als Auge kann sich nur ein ans Licht tretender Quell darstellen. Daß das aufgethan werden der Quelle ihr Hervorbrechen ist, zeigt z. B. Jes. 41, 18: „Oeffnen will ich auf Kahlhöhen Ströme und inmitten der Thäler Quellen," ebenso 35, 6: „es werden eröffnet in der Wüste Wasser und Flüsse in den Steppen."

In Hebr. 9, 13. 14 soll nicht mit einem wie viel mehr die Sündenvergebung des N. B. der des A. B. entgegengestellt werden, sondern der Apostel, meint Dr. Preuß, vergleicht das Opferblut, wie es an sich ist mit dem beiden Testamenten durchaus gemeinsamen Blute Christi. Allein dabei wird der praktische Zweck des Briefes ganz außer Augen gelassen, welcher kein anderer ist als der, der Versuchung eines Rückfalls in das Judentum zu begegnen, welches damals mit verfolgender Gewalt sich gegen die christliche Kirche in Jerusalem erhoben und ihr die Wahl stellte zwischen Verläugnung des Glaubens und Martyrium. Die Erörterung dient nur dann dem Zwecke des Verfassers, wenn die Sühnmittel, deren Bedeutung er herabsezt, die einzigen waren, welche dem A. B. zu Gebote standen. Der allgemeine Saz, unter dem die specielle Ausführung hier begriffen ist, liegt in C. 8, 6 vor: „Christus ist der Mittler eines besseren Bundes, welcher auf besseren Verheißungen steht." Er wird wiederholt in C. 10, 1: „Das Gesez hat den Schatten der zukünftigen Güter, nicht das Wesen der Güter selbst." Hebr. 10, 4: „Denn es ist unmöglich, daß das Blut der Stiere und Böcke Sünden wegnehme" steht, wenn man in den niederen Sühnopfern das alleinige Sühnmittel des A. B. erkent, nicht etwa mit 3 Mos. 16, 30 im Widerspruch, wo den Israeliten am Versöhnungstage die Reinigung von allen ihren Sünden in Aussicht gestellt wird. Denn in Hebr. 10, 4 ist die Rede von einer vollständigen wesenhaften Reinigung, wie sie nur dem N. B. eignet, wie dies u. A. C. 9, 22 zeigt, wo eine gewisse Reinigung und Vergebung an die Darbringung der gewöhnlichen Opfer geknüpft wird; und die Verheißung in 3 Mos. 16 geht auf die dem A. B. eigne Sündenvergebung, welche eine hohe Gnade ist, aber nicht die Christo vorbehaltene und an sein vollbrachtes Opfer geknüpfte höchste aller Gnaden auf diesem Gebiete, deren auch die Frommsten unter dem A. B. noch bedurften und die ihnen erst in dem jenseitigen Dasein zu Teil werden konte, 1 Petr. 4, 6. Man kann Vergebung aller Sünden haben, und doch noch in Bezug auf die Vergebung an die Zukunft gewiesen sein. Wer das verkent, für den wird der Stand der Gläubigen unter dem A. B. ein undurchdringliches Räthsel; er kann sich nicht darin finden, daß Johannes der Täufer der Größte unter dem A. B. war und doch der Kleinere im Himmelreiche größer als er, auch nicht in das Wort des Apostels Röm. 8, 15: „ihr habt nicht", wie die Glieder des A. B. „einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater." Worin könte wol der knechtliche Geist anders seine Wurzel haben, als in der Unvollkommenheit der Vergebung der Sünden?

Doch Herr Lic. Preuß bringt auch positive Beweise dafür bei, daß es schon im A. T. eine vollständige Vergebung der

Sünden gab. Die meisten der von ihm angeführten Stellen erledigen sich durch die bereits gemachte Bemerkung, daß man Vergebung der Sünden haben, und doch noch der Vergebung der Sünden gar sehr bedürfen kann. Vergebung seiner Sünden haben ist nicht minder wie die Kindschaft Gottes, ein Stand, der schon unter dem A. B. mannigfache Abstufungen hatte, im vollen Glanze aber erst unter dem N. B. leuchtete. Die anderen Stellen reden nicht von der Gegenwart, sondern weisen auf die Zukunft hin und haben ihre vollendete Wahrheit eben in Christo gefunden. So Ps. 130, 8 „und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden," so Ps. 103, welcher die ganze Gnade ins Auge faßt, die Gott im Laufe der Zeit dem Davidischen Geschlechte und in ihm seinem Volke erzeigen wird, ganz besonders aber der herliche Schluß der Weissagung Micha's 7, 18 ff., auf dessen Erfüllung in Christo Johannes in C. 1, 17 ausdrücklich hinweist. Die Stellen fallen unter das Wort des Petrus Apgsch. 10, 43: Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen", ein Wort, welches die wahrhaftige Vergebung der Sünden dem A. B. abspricht und sie als ein Gut der Zukunft darstellt, das nicht vorausgenommen werden kann, sondern erwartet werden muß.

Für das Wachsen in der Aneignung der Vergebung der Sünden, hatte sich der Verfasser auf die Bitte: vergib uns unsere Schulden berufen. Lic. Preuß gesteht zu, daß sich diese Bitte nicht blos auf die Sünden der lezten 24 Stunden bezieht. Er will aber, daß sie daneben nur noch auf die Erbsünde gehe, nicht auf die bereits vergebenen wirklichen Sünden. Die Erbsünde losgetrent von den wirklichen Sünden wird nicht durch den Namen der Verschuldungen bezeichnet werden können, so wenig, wie man die Neigung Schulden zu machen, als Schuld im gewöhnlichen Sinne bezeichnen kann. Dann ist ja die Erbsünde schon längst, schon von der Taufe an, vergeben worden. Schließt hier die bereits erhaltene Vergebung die Bitte um Vergebung nicht aus, warum soll dies denn bei den wirklichen Sünden der Fall sein? Man sage nicht, die Erbsünde daure troz der Vergebung als sündige Neigung noch fort, während die einzelnen Sünden keine Spur hinterlassen, nach erhaltner Vergebung rein der Vergangenheit angehören. Daß das Leztere nicht richtig ist, sehen wir an dem Beispiele des Augustinus, der in seinen Bekentnissen mit schmerzlicher Beugung über die offnen Wunden berichtet, welche seine früheren Vergehungen bei ihm zurückgelassen haben. Es ist gegen alle Erfahrung, daß sich schwere Sündenfälle nach einmal dafür erhaltner Vergebung wie weggewischt darstellen. Sie lassen tiefe Eindrücke im Gemüte zurück, und ihr Gedächtnis führt das Bedürfnis stets erneuter Vergebung der Sünden herbei. Wir erkennen dies an dem Beispiele Davids. Gott hat durch Natan seine Missethat hinweggenommen und doch ringt er in Ps. 51 nicht etwa blos nach Vergebung der Erbsünde, er ringt vor allem nach Vergebung der bereits vergebenen einzelnen Sünde. Er bittet in V. 16 um Errettung von der Blutschuld, der Schuld, welche er durch den von ihm veranlaßten Tod des Urias und derer, die mit ihm fielen auf sich geladen und für die ihm Natan im Namen Gottes die göttliche Rache gedroht hatte. Er sagt in V. 6: „An Dir allein habe ich gesündigt, und was böse in Deinen Augen habe ich gethan, damit Du gerecht seist in Deinem Richten und rein in Deinem Reden". Daß die Bitte sich hier speciell auf die Sünde bezieht, deren Vergebung ihm bereits von Natan zugesagt war, zeigen die Worte: „Damit du gerecht seist u. s. w., welche sich ganz unverkenbar auf das Gericht beziehen, das Natan über ihn gehalten hatte. Allerdings steigt David uns zum Vorbilde von der einzelnen Sünde auf zu ihrer geheimen Werkstatt, zu ihrem trüben Quell, aber daß die Bitte auf die Erbsünde allein, im Gegensatze gegen die wirkliche Sünde gehe, ist gegen den klaren Thatbestand. Die Erfahrung zeigt, daß wie bei David, so noch jezt die wirklichen Sünden nicht weniger wie die Erbsünde den Gläubigen troz der erhaltenen Vergebung durch das ganze Leben begleiten und eine stete Erneuerung der Bitte um Vergebung, ein stetes Wachsen in der Aneignung derselben notwendig machen, bis zur Todesstunde hin. Wäre es anders, so würde gar bald die verhängnisvolle „Vergessenheit der Reinigung der früheren Sünden" eintreten, vor der Petrus so nachdrücklich warnt, 2 Petr. 1, 9. Martin Böhme in dem tief erbaulichen Liede: „Herr Christ, wenn ich bedenke," singt nicht umsonst von der Todesstunde: „Auch wenn mich will erschrecken der Teufel" (Gottes Gehilfe in der Selsorge) „mit der Sünd', das Gewissen thut aufwecken, mir Gottes Zorn verkünd't, daß ich anfang' zu weinen, vergieß viel Zähren heiß, und mir durchgehnds Unreinen ausbricht der kalte Schweiß: So komm, Herr Jesu Christe, in solchem schweren Streit, mit deinem Geist mich rüste, mach mich der Sünden frei; daß ich ja mög' genießen deines Blutschweißes wert, den du thätest vergießen mit Tränen hier auf Erd'." Und warum wollen wir drehen an den ganz allgemein gehaltenen Worten des Herrn und auf eigene Hand eine Beschränkung hinzufügen? Es heißt nicht: vergib uns unsere Schuld, wie Lic. Preuß dafür sezt, es heißt: unsere Schulden, alles „was ich mein Tag begangen", es mag schon einmal, vielmal vergeben sein oder nicht.

Daß die Empfangnahme der Vergebung der Sünden die Notwendigkeit, nach höheren Stufen derselben zu ringen, nicht ausschließe, das hatte der Vers. auch daraus erwiesen, daß in der Schrift, A. und N. T., alles Leiden, auch der Gerechtfertigten, unter den Gesichtspunkt der Strafe gestellt wird. Wie wenig sich das mit der gangbaren Ansicht von der Rechtfertigung verträgt, das erhellt schon daraus, daß Baier, Hollaz u. A. im offenbaren Gegensatze gegen die Schrift alle Strafen der Frommen läugnen und nur ein „heilendes Uebel" kennen. Lic. Pr. mag so weit nicht gehen. Erst führt er auch hier wieder die Erbsünde vor. Aber die ist ja nicht minder vergeben, wie die wirklichen Sünden, und wenn man bei ihr sich geneigt zeigt, Grade der Vergebung anzuerkennen, warum will man diese Geneigtheit nicht auch auf die wirklichen Sünden ausdehnen? Man reicht aber auch mit der Erbsünde in keiner Weise aus. Es ist

ein alter, auf Erfahrung ruhender Saz: womit einer sündigt, damit wird er gestraft. Die Physiognomie der Strafen zeigt oft eine so auffallende Verwandtschaft mit den einzelnen Sünden, daß es unmöglich ist beide auseinanderzuketten. Warum wurde David gerade durch den Tod seines im Ehebruche erzeugten Kindes gestraft? Warum wurde ihm das Bild seiner Wollust in erschütternder Weise in den Vorgängen in seiner Familie vorgeführt? Warum wurde er nach der Volkszählung durch die Verminderung des Volkes gestraft, dessen Größe ihm Anlaß zum Hochmute gegeben hatte? Warum betrogen Jakob, da er schon längst Israel geworden war, seine Söhne ebenso wie er seinen Vater betrogen hatte? Warum mußte die Tochter, die Alexander von Rußland im Ehebruche erzeugt hatte, sein einziges Kind, in der Blüte ihrer Jahre, unmittelbar vor ihrer Hochzeit sterben und ihm durch ihren Tod den Ausruf abpressen: Das ist die Strafe meiner Sünde? Wer kent nicht die Erzählungen, in denen die Verletzungen des vierten Gebotes in der frappantesten Weise auf das Haupt derjenigen zurückkehren, die sie begangen? Aber Lic. Preuß bleibt bei der Einschränkung auf die Erbsünde nicht stehen. Er führt beifällig ein Wort Joh. Gerhard's an: „Das sind aber nicht Strafen im eigentlichen Sinne des Wortes." Diese Worte hat aber nur Joh. Gerhard der Dogmatiker gesprochen, in der Verlegenheit, in die er Angesichts der betreffenden Aussprüche der Schrift durch eine damals gangbare Auffassung der Lehre von der Rechtfertigung gesezt war. Joh. Gerhard der Schriftausleger redet anders. Er sagt zu 1 Petr. 4, 17: „Das Leiden der Frommen ist Strafe, sofern wir es durch unsere Sünden verdient haben. — Gott übt in dem Kreuze sein Gericht aus durch die Verfolger und durch die Gottlosen selbst, auch über seine geliebten Söhne und Hausgenossen." Wie könte wol der Begriff der Strafe bestimter ausgedrückt sein, als wie es in den betreffenden Stellen geschieht, deren Ernst abzuschwächen wahrlich eine Sache großer Verantwortung ist? Die Leiden der Gerechten werden ausdrücklich und wiederholt als Strafen bezeichnet, als Züchtigungen, als Gerichte. Daß die Strafe stets aus dem Grunde der vergeltenden Gerechtigkeit fließt, wird Niemand läugnen wollen. Auch in der Züchtigung ist das Moment der Vergeltung enthalten. „Die Strafe" — sagt Chalybäus — „ist in der Züchtigung enthalten, denn sie ist verdient, und das Maß der Schuld und Unschuld objectiv vollständig abgemessen, aber zu diesem herzlos objectiven Verhältnis ist auch das Gemüt und die Liebe wieder herzugetreten; der besser Wissende und Wollende züchtigt aus Liebe und der Gezüchtigte ahndet in der gerechten Zucht jenes wolthätige Motiv." Die Züchtigung ist das Ineinander der vergeltenden Strafe, die nur über unvergebene Sünde ergehen kann, und der Liebesabsicht. „Gericht," wer dem noch unterliegt, der kann unmöglich schon vollständig unter den „gerichtlichen Act der Rechtfertigung" gestellt, bei dem müssen noch Partien vorhanden sein, die die vergebende Gnade Gnade Gottes nicht deckt, die noch dem brennenden Sonnenstrahl der Gerechtigkeit ausgesezt sind. Das Leiden, das Petrus in 1 Petr. 4, 17 vor Augen hat, ergeht über Gerechtfertigte, es trifft Christen als solche, es ist im vollsten Sinne ein Bekentnisleiden. „Und doch stellt der Apostel dies Leiden unter den Gesichtspunkt des Gerichtes, der verdienten Strafe, und betrachtet es als einen einzelnen Teil des großen Ganzen der göttlichen Gerichte, welche über die sündige Welt ergehen. In seinen Augen ist eine Brücke vorhanden zwischen dem zum Richtstuhle geführten Missethäter und dem Märtyrer, so weit auch die Kluft ist, die zwischen beiden befestigt ist." Zu 1 Cor. 3, 14. 15 wurde früher in dem Aufsatze: alles Leiden ist Strafe, bemerkt: „Da sehen wir recht deutlich, wie wenig nach dem Apostel selbst, der die Mission hatte, die hochwichtige Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein in der Kirche Gottes einzubürgern, mit dieser Rechtfertigung Alles abgemacht ist. Es ist hier von solchen die Rede, die an dem einen Grunde Christus festhalten. Dennoch müssen sie mit ihren Werken durch das Feuer des göttlichen Gerichts hindurch, und dies Feuer verzehrt unter Umständen ihre Leistungen, und somit auch den Lohn, den sie dafür zu erhalten hatten, und sezt ihnen so zu, daß sie froh sein müssen, nur noch eben die Seligkeit zu erlangen."

Mehrere gewichtige Gründe für Stufen in der Aneignung der Rechtfertigung, welche der Verf. beigebracht hatte, sind von Lic. Pr. ganz mit Stillschweigen übergangen worden, namentlich der Grund aus der unzertrenlichen Verbindung von Rechtfertigung und Heil, aus 2 Sam. 12 vergl. mit Ps. 51, aus der Erzählung von den zehn Aussätzigen, aus den sieben Sendschreiben in der Apokalypse.

Wir wollen aber hier der früheren Kette von Beweisgründen, von denen wir keinen einzigen veranlaßt sind, aufzugeben, noch einige neue Glieder hinzufügen.

In Jos. 22, 17 heißt es: „Ist uns zu wenig an der Missethat Peors, von der wir uns nicht gereinigt haben bis auf diesen Tag, und es kam die Plage über die Gemeinde des Herrn." Was die Reinigung bedeutet, erkennen wir aus Ps. 51, 9: „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde, wasche mich, daß ich weißer werde als Schnee." Sich reinigen heißt hiernach eintreten in den Besiz der Vergebung der Sünden, sich die Rechtfertigung aneignen. Die Kinder Israel hatten sich nach 4 Mos. 25 beim Zuge durch die Wüste durch die Teilnahme an dem Götzendienste des Moabitischen Baalpeor versündigt und waren vor ihrem Gotte unrein geworden. In Folge einer aus ihrer Mitte hervorgegangenen Reaction wurden sie von dieser Sünde gereinigt. Das Aufhören der Strafe zeigte, daß Gott alle ihre Sünde hinweggenommen. Die Wiedererteilung der Beschneidung und des Passa nach dem Betreten des gelobten Landes lieferte den Beweis, daß das Volk überhaupt aus dem Stande des Zornes wieder in den Stand der Gnade und der Vergebung der Sünden hereingetreten war. Wenn es nun hier heißt, das Volk habe sich von jener Sünde noch nicht gereinigt bis auf diesen Tag, wie kann das anders mit den angeführten Thatsachen in Einklang gebracht werden, als durch die Annahme, daß es in

dem Ergreifen der Vergebung und der Rechtfertigung Stufen gibt, daß der Eintritt in die höheren Stufen durch das Absterben der Sündenwurzel bedingt ist, deren Fortdauer in diesem Falle wir aus Jos. 24, 23 erkennen, wo Josua zu dem Volke spricht: „so thut nun von euch die fremden Götter, die unter euch sind, und neiget euer Herz zu dem Herrn, dem Gotte Israels," und ebenso aus V. 14: „So fürchtet nun den Herrn und dienet ihm treulich und laßt fahren die Götter, denen eure Väter gedient haben jenseits dem Wasser und in Aegypten, und dienet dem Herrn." Wie unverträglich diese Stelle mit der von Lic. Preuß vertretenen Ansicht der Dogmatiker des 17ten Jahrhunderts ist, zeigt die Bemerkung von Calov: „Das ist nicht von der Befleckung der Schuld oder Strafe zu verstehen, weil diese den Bußfertigen erlassen war, und es falsch ist, daß Gott nach erlassener Schuld noch Strafe für sie fordert, sondern von der Schande, welche noch auf dem ganzen Volke lastete." Das ist nichts anders wie Anwendung der Tortur auf dem exegetischen Gebiete. Die Zeit solcher Barbarei ist vorüber und es ist unmöglich, sie zurückzuführen.

In dem Gleichnisse von dem Pharisäer und dem Zöllner sagt der Herr, Luc. 18, 14: „Dieser ging gerechtfertigt in sein Haus vor jenem."*) Hier redet der Herr ausdrücklich von Stufen in der Rechtfertigung, d. h. der subjectiv bedingten wirklichen Teilnahme an der von oben vollständig dargebotenen. Dies bleibt stehen, auch wenn man mit Luther annehmen will, daß der Zöllner völlig gerechtfertigt heimging. Dann müßte man sagen: Der Herr bleibt bei dem bloßen mehr stehen, im Gegensatze gegen die Einbildung des Pharisäers, weit im Vorteile gegen den Zöllner zu sein. Im Hintergrunde aber stehe, daß der Zöllner der vollständigen Rechtfertigung teilhaftig wurde. Der Herr konte doch jedenfalls nicht bei dem bloßen mehr stehen bleiben, nicht von Stufen oder Graden in der Rechtfertigung reden, wenn es überhaupt keine solchen gab, wenn hier nur das einfache entweder oder nach der von Lic. Pr. vertretenen Ansicht stattfand. Aber jene Auffassung Luthers unterliegt gegründetem Bedenken. Nach dem Eingange und dem Schlusse des Gleichnisses will der Herr nicht überhaupt die Bedingungen der Rechtfertigung darlegen, er will nur den Hochmut der Pharisäer beschämen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, darauf hinweisen, daß die Demut eine der Grundbedingungen der Rechtfertigung ist. Es war nicht möglich, an das bloße Wort: „Gott sei mir Sünder gnädig" den vollen Besiz der Rechtfertigung zu knüpfen. Wie viele Säufer sprechen dies Wort in tiefer Beugung und doch wird Niemand behaupten wollen, daß sie damit allein der Rechtfertigung teilhaftig werden. Der Zöllner bittet nur, das feste Vertrauen auf Gottes vergebende Barmherzigkeit, der Glaube tritt uns nicht entgegen. Dies Vertrauen ist an eine unerläßliche Bedingung geknüpft, den ernsten Vorsaz der Besserung, den Willen Gottes zu thun, die „Aenderung des Sinnes," welche der Herr in Luc. 24, 47 als die Bedingung der Vergebung der Sünde hinstellt, welche noch jezt vor der Absolution beim heiligen Abendmale von Jedem verlangt wird, der sich dem Tische des Herrn naht. Was es mit der Buße in diesem schriftmäßigen Sinne auf sich hat, das zeigt Apgsch. 26, 20, Matth. 3, 8 und die Antwort des Täufers auf die Frage: was sollen wir thun? Luc. 3, 10 f. Wir erkennen es auch aus dem Worte des Herrn an die Juden: „ihr habt nicht gewollt." Vollbringen, das wächst erst aus der erhaltenen Vergebung der Sünden hervor, aber Wollen, ernstliches Wollen, das muß unter dem Beistande der zuvorkommenden Gnade Gottes der Vergebung der Sünden vorangehen, und nach den Graden dieses Wollens richtet sich das Maß der Zuteilung der Vergebung der Sünden. Wenn so Manche nur zu einem dürftigen Genuß derselben gelangen, so liegt dies daran, daß dies Wollen so schwach und schlaff ist. Nach allem diesem kann der Gedanke nur der sein, daß die Erkentnis der Sünde in Sachen der Rechtfertigung eins der wesentlichsten Momente ist, sich selbst rechtfertigen ihr einen Riegel vorschiebt.

Petrus gehört nach Joh. 13, 10 zu Denen, zu welchen Jesus spricht: „ihr seid rein", er ist nach demselben V. ganz rein und doch spricht Jesus in V. 8 zu ihm: „wenn ich dich nicht wasche, so hast du kein Teil mit mir." Auch bei den Reinen, den Gerechtfertigten und unter der Vergebung stehenden bleiben noch schmutzige Partien übrig, sinbildlich dargestellt durch die Füße, und wer es vernachläßigt, für diese fortwährend die Reinigung zu suchen, nach stets höheren Stufen zu ringen, geht der Reinigung ganz verlustig. Einen Stillstand gibt es hier nicht: wer nicht vorgeht, geht unausbleiblich zurück.

In Joh. 15, 3 spricht der Herr zu seinen Jüngern: „Ihr seid schon rein." Daß aber die Reinheit, bei der wir nach Cap. 13 und nach der Grundstelle Ps. 51 nur an den Genuß der Vergebung der Sünden denken können, nicht eine vollendete, sondern eine beginnende ist, obgleich auch hier nach Cap. 13 stehen könte: ihr seid schon ganz rein, weil die Reinheit bei den Jüngern schon überwiegend war, zeigt das Verhältnis zu V. 2, wo die Reinigung als eine bei den in Folge der Reinigung fruchttragenden Reben stets fortgehende erscheint, zeigt das Folgende, wo die dringende Ermahnung in Christo zu bleiben, auf der Anschauung ruht, daß noch unreine Elemente vorhanden sind, welche danach ringen wieder zur Herschaft zu gelangen, zeigt auch

*) Wir lesen mit Lachmann παρ' ἐκεῖνον, prae illo, vgl. 13, 2. 4. Die Verschiedenheit der Lesart ist aber für unsere Sache ohne Bedeutung, da der Sinn auch bei den anderen derselbe ist.

V. 13, wonach Christus auch für seine Jünger sein Leben hingeben und sie durch sein Blut entsündigen muß. Was Augustinus zu dieser Stelle sagt, das wird sich jedem aufrichtigen Gewissen als wahr bezeugen: „Sie sind rein und müssen gereinigt werden. Denn wenn sie nicht rein wären, so hätten sie keine Frucht tragen können, und doch reinigt der Landmann jeden der Frucht trägt, damit er mehr Frucht trage. Er trägt Frucht weil er rein ist, und damit er mehr trage, wird er ferner gereinigt. Denn wer ist in diesem Leben so rein, daß er nicht mehr und mehr gereinigt werden müßte?"

Hier ist mehr denn Hunnius und Höpfner: nicht das Wort dieser treuen aber fehlsamen Knechte Gottes wird uns richten am jüngsten Tage, sondern das Wort ihres und unsers Herrn nach seinem einfachen und klaren Verstande, dem wir eifrig nachringen müssen, gleich Denen in Beröa, welche nach Apgsch. 17, 11 tägich in der Schrift forschten, ob sichs also verhielte.

Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Nicht das Zeugnis des heiligen Geistes, nicht der subjective Glaube wird als constitutives Element hingestellt, sondern die völlig gewissen, objectiven Mächte des Worts und Sacraments. Also ist es freilich ein subjectives Princip gewesen, das die Reformatoren geltend gemacht haben, nämlich das Glaubensprincip, aber die Glaubensgewißheit basirten sie nicht auf einen subjectiven Vorgang im Menschen, sondern auf das objective Wort Gottes.

Die ganze Reformation Luthers, welche wesentlich auf die Pflicht des Subjects ging in ein inneres Verhältnis zu Christo und kraft dessen in ein inneres zur Kirche zu treten, oder anders gewendet: durch das äußere Verhältnis zur Kirche und die Wirksamkeit derselben sich zu Christo selbst ein unmittelbares Verhältnis zu bahnen: — diese ganze Reformation, sagen wir, hätte sich die katholische Kirche aneignen können, ohne einen Titel ihrer objectiven Macht zu verlieren. Es wäre dadurch im Gegenteil der objectiven Organisation derselben in Amt, Bekentnis, geordneter Gliederung, einheitlicher Verwertung der mannigfachen Gaben und Kräfte ein unendlicher Reichtum gesunden Lebens zugeführt, die Form in bedeutendem Maß durchgeistet worden. Sie hat es nicht gewollt. Damit ist denn ihr der größte Verlust erwachsen; sie stagnirt trotz ihres gewaltigen Baues; ein Leib, schöner als ihn Menschenkunst je gebildet, aber blutarm. Und die evangelische Kirche? Auch sie hat Schaden gehabt davon, gestehen wir es offen ein. So wenig als seit der Reformation Dome gebaut worden, denen des Mittelalters gleich, so

wenig ist sie selbst ein solcher Dom. Eine Menge subjectiver Frömmigkeit, aber kein Bau der einzelnen Steine zum Ganzen. Heilige die Fülle, aber „Gemeinschaft der Heiligen", ach, wie so wenig. Und wo eine Gemeinschaft sich findet, immer nur ein Band von Sele zu Sele, aber nie fortschreitend zur organischen Einigung. Jene Vermählung des in der katholischen Kirche ausgestalteten Objectivismus und des berechtigten oder vielmehr gebotenen Subjectivismus ist nicht gelungen, und seitdem sind diese beiden Güter unter die Kirche Christi verteilt. (Hat die evangelische Kirche bei der Teilung die Schätze Aegypti nicht erhalten, so rühme sie sich der Schmach Christi, die sie bekommen.) Es ist ihre Knechtsgestalt, daß sie von äußerer Gestalt und Schöne gar wenig hat. Und was sie durch göttliche Fügung nicht erhalten, das soll sie sich auch nicht nehmen wollen, sondern warten, bis es ihr gegeben wird. Aber eins soll sie auch nicht: ihre Mängel nicht als ihren Ruhm ausposaunen, die Einseitigkeit, welche ihr kraft göttlicher Schickung innewohnt, daß sie nämlich der Betonung des Subjectivismus ihr Dasein verdankt, nicht für ihre Vollkommenheit halten. Im Gegenteil, sie soll, was noch an objectivem Princip in ihr ist, bewahren und pflegen: — sie hat eine kleine Kraft, es gilt sie zu gebrauchen. Welche ists? das Wort Gottes.

Aber nun reden wir nicht mehr von dem Glauben an dies Wort als einem Princip, denn das wäre immer noch ein subjectives, sondern von diesem Worte selbst abgesehn von dem Glauben, den es findet, als objectiver Macht; von dem Worte Gottes als der Potenz, welche den Glauben erzeugt, ernährt, kräftigt, vollendet, dem Worte Gottes als kirchenbildendem und kirchenerhaltendem Princip. Das war es, was die Reformation Luthers schied, ja in Gegensaz brachte zu den humanistischen Tendenzen. Das Gemeinsame beider Bestrebungen, nämlich die Geltendmachung der Subjectivität, schien im ersten Augenblick eine Vereinigung beider gegen den gemeinsamen Feind zu ermöglichen. Aber dem bestimten Gefühl Luthers ergab sich alsbald der Unterschied, welcher ein Zusammengehn unmöglich machte. Sie hatten den gleichen Feind, aber sie waren ihm nicht aus gleichen Gründen feind. Das Panier, unter welchem sie fechten wollten, war verschieden: hier die natürliche Vernunft, dort das Wort Gottes, hier Recht, dort Pflicht des Subjects, hier der angemessne, dort der in sich selbst durch objective Mächte in Schranken gehaltene Subjectivismus. Wenn von römischer Seite man die Revolutionsideen der neuen Zeit als Consequenz und Frucht der Reformation angesehen hat, so ist das vielmehr so zurecht zu stellen, daß dieselben freilich die Frucht des radicalen, anthropocentrischen Subjectivismus des Humanismus sind, nicht die des theocentrischen Subjectivismus Luthers. Nicht zufällig hat Dr. Strauß das Leben Huttens beschrieben, denn der ist sein Vorgänger, nicht Luther. Strauß' Cultus des menschlichen Genius geht auf die Altertumsschwärmerei der Humanisten zurück, nicht auf die Gottesbegeisterung Luthers. Aber — und das ist uns hier die Hauptsache — auch die neuere gläubige Theologie wird vielfach von humanisti-

scher Grundlage getragen. Wenn sie die menschliche Wissenschaft, die subjective christliche Erfahrung zur Königin macht, so heißt das eben den Menschengeist, den anthropocentrischen Sujectivismus predigen. Luther hat die Freundeshand der Humanisten nur angenommen, wenn ihr Humanismus sich unterordnete dem objectiven Princip des Wortes Gottes, wie es bei Melanchthon geschah, und in dem Fall hat der Humanismus der Kirche bedeutend bei ihrer Aufgabe geholfen, die objective Wahrheit dem Subject anzueignen; aber die moderne Theologie reicht umgekehrt dem Humanismus so die Hand, daß sie ihr objectives Princip unterordnet den menschlichen Principien, die er verkündet. So lange aber diese, namentlich christliches Bewußtsein und historische Kritik irsam bleiben, so lange baut, wer hierauf baut, die Hütte Gottes bei den Menschen auf den Sand. Einen Felsengrund hat sie nur, wenn sie auf das Wort Gottes gebaut wird.

Aber, so wird alsbald entgegnet, ist denn wirklich die evangelische Kirche auf diesen Fels gebaut? hat nicht vielmehr Luther selbst von dem christlichen Bewußtsein die Glaubwürdigkeit des Wortes Gottes abhängig gemacht, wenn er über den Brief des Jacobus, den des Judas, die Offenbarung die bekanten abschätzigen Urteile aussprach? hat er nicht wenigstens die eine, durch christliche Erfahrung und Bibel gleicherweise bezeugte Thatsache der Rechtfertigung um Christi willen, angeeignet durch den Glauben, als kritische Norm an alle übrigen Schriftaussagen gelegt wissen wollen? Wir könten uns gegen die Consequenzmacherei aus solchen Aeußerungen Luthers schon auf die offenkundige Thatsache berufen, daß er in der Hitze des Kampfes grade den Saz, um den es ihm zu thun war, so auf die Spitze stellte, daß sich ohne Mühe hunderte von contradictorischen Widersprüchen aus seinen Werken beibringen lassen; ferner darauf, daß in einer Zeit aufgeregten Streites überhaupt leicht über das Ziel hinausgeschossen wird; endlich darauf, daß unsre Kirche nicht sclavisch an Luthers Worte gebunden ist. Aber wir haben noch durchschlagendere Einwendungen gegen jene Consequenzmacherei. Es kann gar wol ein Princip eine Kirche beherschen, ohne daß es deren Gliedern zu klarem, wissenschaftlichem Bewußtsein gekommen ist, dies eben sei ihr Princip. Da nun im Zeitalter der Reformation zwischen Römischen und Evangelischen durchaus kein Streit darüber war, ob das Wort Gottes normatives Ansehn habe oder nicht, sondern nur darüber, ob es *allein* dasselbe genießt: so wurde auf *jenen* Saz weiter nicht beweisend eingegangen. Die ganze Energie des Kampfes richtete sich so sehr auf Feststellung des Heils für die einzelne Sele, daß die Frage, was denn die neue *Kirchengemeinschaft* für ein Princip habe, darüber zurück trat. Wie wenig aber Luthers Stellung z. B. zum Jacobusbrief die der Reformation eigentümliche war, zeigt schon die Apologie der Augsb. Conf., in welcher Melanchthon sehr angelegentlich den Versuch macht, die Rechtfertigungslehre dieses Briefes mit der des Paulus in Einklang zu setzen. Mag man nun diesen Versuch als gelungen betrachten oder nicht, er zeigt doch, daß Melanchthon nicht an die Ausflucht denkt, dieser Brief sei weniger kanonisch als andre des N. T. Hat demnach die Evangelische Kirche die objective Geltung des Gottesworts nie aufgegeben, so ist ihr dasselbe geblieben, mag sie es wenig oder viel benutzen. Und wie hat sie sich doch allezeit auf und aus diesem Princip gebaut!

Aber wir sind noch nicht am Schluß. Bekantlich hält unsre Kirche nicht alles das für Wort Gottes, was die römische so nent. Wir müssen also doch irgend einen Grund haben, wonach wir dies verwerfen, jenes annehmen. Soll dieser Grund nun nicht in der Selbstbezeugung in der innern Erfahrung liegen, auch nicht in der kritischen Gewißheit von seinem apostolischen Ursprung, worin denn? was verbürgt uns, daß diese Schriften und nur sie inspirirt sind? Es scheint nur eins übrig zu bleiben: der Recurs auf die Stimme der Kirche, die überall und immer es so angesehn. Daher denn auch der Vorwurf, wir fielen unmittelbar in den Romanismus zurück, wenn wir das Wort Gottes als a priori sicheres Princip hinstellten. Es ist der kirchlichste Dogmatiker unsrer Zeit, Philippi, der in der That einerseits die heilskräftige Wirkung, andrerseits die Stimme des kirchlichen Altertums bis zum vierten Jahrhundert als Begründung der Kanonicität irgend einer Schrift hinstellt. Jene Zeit, viel vollständiger zur Kritik befähigt als die unsere, habe den kanonischen Schriften und nur ihnen apostolische Abfassung zuerkant, ein Resultat, mit dem alle nüchterne Kritik bis heute stimme. Diese Anschauung hat jedoch ein großes Aber. Bei dem Gewicht nämlich, welches er der Meinung der alten Kirche über die Apostolicität der neutestamentlichen Schriften beilegt, muß er auch den Unterschied festhalten, welchen jene zwischen diesen Schriften gemacht hat, und so unterscheidet er in der That kanonische Bücher erster und zweiter Ordnung, welchen lezteren keine unbedingt normative Stellung zukomme. Eine auf diese allein gestüzte Lehre könne, selbst wenn sie nicht in Widerspruch stehe mit dem übrigen N. T., nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Er rühmt es von den Theologen des 16ten Jahrhunderts und der nächstfolgenden Zeit, daß sie diesen Unterschied wieder aufgenommen haben. Wir können ihm hierin nicht folgen. Erstens: gerade einige dieser Bücher, z. B. der zweite Brief Petri und die Offenbarung, bezeugen sich selbst so ausdrücklich als Wort Gottes, daß wenn man die einfachen Christen lehrt, sie mit einem gewissen Mißtrauen anzusehen, das übrige N. T., das sich nicht in dem Maße selbst bezeugt, denselben auch verdächtig werden kann. Sollen sie einem Geistlichen glauben, die alte Kirche bezeuge diese Schriften nicht absolut und *darum* seien sie nicht als unbedingt normativ anzusehen, warum sollen sie nicht einem rationalistischen Geistlichen glauben, andere Bücher des N. T. seien auch nicht genügend bezeugt, und den Schluß ziehen, *darum* möchten sie auch wol nicht normativ sein? Wird nicht so dem Subjectivismus wieder eine Hinterthür geöffnet? Das führt auf ein Zweites: gestehen wir auch gern zu, daß das vierte Jahrhundert, in welchem die Samlung des Kanons ab-

schließend geschah, zu umfassenderem Urteil über die Verfasser des N. T. mehr befähigt gewesen als unsere Zeit, so hat es doch nicht das Vorrecht genossen, bei solchen Untersuchungen von vornherein irrtumslos zu sein. Gründen wir also die Schrift auf die vom Altertum sicher bezeugte apostolische Abfassung, so gründen wir wieder Gottes Wort auf Menschenwort und Menschenweisheit. Wir können ebenso wenig das N. T. aus diesem Grunde für kanonisch halten, wie etwa das A. T. deshalb, weil die Samler desselben sich durch historische Untersuchungen vergewissert hätten, daß seine Bücher alle von apostolischen Männern herrühren. Wie vielmehr der Glaube an das A. T. sich darauf gründet, daß Gott nach seiner Treue der Zeit, welche mit der Samlung des alttestamentlichen Kanons beauftragt war, das Richtige und nur das Richtige habe wählen lassen, abgesehen davon, ob die Samler nach ihrer menschlichen Natur zu solchem Werk unbedingt tüchtig waren: so beruht der Glaube der Kirche an das N. T. auf demselben Glauben an die göttliche Treue, welcher der, zu dem in Rede stehenden Geschäft berufenen Zeit auch die richtige Wahl ins Herz gegeben. Ist nun von ihr der Kanon so gebildet, wie wir ihn besitzen, hat die Kirche nie darauf gehalten, etwa den ihr nur wahrscheinlich echten Büchern diesen Stempel an die Stirne zu drücken, ja hat es nie eine Zeit gegeben, welche auch nur daran gedacht hat, diesen eine ähnliche Warnungstafel vorzustecken, wie sie die Apokryphen bei und an sich tragen: so werden wir eben den Schluß ziehen, daß der neutestamentliche Kanon, so wie wir ihn haben, göttliche Fügung, göttliches Werk sei. Man würde über dies soeben Ausgesprochene längst zu allgemeiner Klarheit gekommen sein, wenn man sich genügend erinnerte, daß die Kirche wie jede göttliche Stiftung eine organische, geschichtliche Entwicklung hat: eine geschichtliche, d. h. jede Zeit hat ihren Beruf, den sie unter viel Kämpfen und Wirren, aber unter göttlichem Beistande löst; eine organische: d. h. keine Zeit kann und darf die bisherige kirchliche Entwicklung ignoriren oder mit ihr brechen, jede geschichtliche Entwicklung ist ein Keim, der in alle Ewigkeit mit seinen Folgen reicht; das heißt weiter: jede Entwicklung ist nur so weit geschichtlich als organisch; daß sie mit allen früheren Entwicklungsresultaten in Einklang steht, beweist ihre Richtigkeit. Wenden wir das auf unsere Frage an: nachdem einmal eine Zeit die Aufgabe hatte, das Wort Gottes festzustellen, hat jede folgende Zeit an das damals Geschehene sich anzuschließen, und alle späteren Entwicklungen müssen sich messen lassen an dem damals als Gotteswort Festgestellten. Hieraus ist auch klar, warum wir die Apokryphen nicht als Gotteswort aufnehmen, obwol doch patristische Synoden sie dafür gehalten. Es ist ja augenscheinlich, daß zu einer Superrevision des alttestamentlichen Kanons das vierte christliche Jahrhundert nicht berufen war; was Christus und seine Apostel in der Hinsicht nicht gethan, dazu konten die apostolischen Väter ebenso wenig und noch viel weniger berechtigt sein, als wenn wir zu dem von ihnen gesammelten Kanon des N. T. jezt noch Zusätze machen wollten. Jene Synodalbeschlüsse waren ungeschichtlich, weil unorganisch. Es wäre ähnlich, als ob man im Winter in Treibhäusern gezogene Blumen und deren Lebensart als Maß annehmen wollte für das, was natürlichen Sommer-Blumen nötig und nüzlich ist.

Die heilige Schrift also ist und bleibt das einzig sichere Fundament für unsere Kirche, und seit sie es geworden, bleibt sie es auch unbeschadet alles Unglaubens, den sie allein und sie gewiß überwinden kann. Wollte man das von Christo gestiftete Amt als Fundament nehmen, so haben wir Protestanten keine Continuität desselben von den Aposteln her, und ganz abgesehen hiervon hat weder ein einzelner Bischof noch ihre Gesamtheit die Verheißung der Irtumslosigkeit. Es hat nicht nur ex cathedra irrende Päpste, sondern auch Räuber-Synoden gegeben. Auch das Amt, d. h. alle Regierungsgewalt in der Kirche, ist an das Wort Gottes gebunden, welches das fleischgewordene Apostolat ist. Aus dem geschriebenen Worte Gottes komt die Predigt, aus ihm das Bekentnis, das nichts ist als derjenige Teil von der Lehre göttlichen Wortes, welchen die Kirche bis zu einer gewissen Zeit in organisch-historischer Weise sich angeeignet hat; aus ihm ist geflossen der Aufbau einer christlichen Familie, aus ihm die Durchdringung des Staates mit christlichen Gedanken. Alle Gedanken göttlicher Weisheit und Liebe haben wie in einem Mikrokosmos Gestalt gewonnen in diesem Worte. Es gleicht dem Typus der Stiftshütte, den Moses auf dem Berge sah. Wie dieser Typus in dem Werke Bezalels zu äußerer Darstellung kam, so soll der Mikrokosmos der Gedanken göttlicher Weisheit und Liebe, der in der heiligen Schrift gegeben ist, leibliche Gestalt gewissermaßen annehmen in der christlichen Kirche, so daß Alles, was diese hat und ist, aus der heiligen Schrift geschöpft und in ihr, wenn auch nur vorbildend und keimartig, beschlossen liegt. Die Selbstdarstellung dieser göttlichen Heilsgedanken aber soll die Kirche allmälig, geschichtlich werden: es hat also keine Zeit und kein Individuum von vorn anzufangen, sondern wie der Einzelne durch die Taufe aufgenommen wird, eingepfropft in den schon zu gewisser Höhe gediehenen Baum der Kirche, so tritt auch die Gesamtkirche jeder Zeit voll und ganz in das Erbe der Väter.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 19. Juni. № 49.

Der Vortrag des Herrn Professor Wuttke bei der Gnadauer Pastoral-Conferenz.

Der Herausgeber der Ev. K.-Z. hat mich aufgefordert, mich über einen Punkt des bezeichneten Vortrags auszusprechen. Indem ich keinen Anstand nehme, diesen Wunsch zu erfüllen, muß ich aber bitten, daß es mir gestattet sein möge, ein wenig weiter auszuholen.

Auch Herr Dr. Wuttke beklagt, daß der Begriff der Union noch immer schwankend sei und findet darin den wesentlichen Grund der Gegensätze in dem gegenwärtigen Streite. So müssen auch wir die Sache ansehen. Die Union ist wie die Sphinx, die sich vom Felsen stürzte, sobald ihr Räthsel gelöset war. Das Räthsel der Union ist ihr eignes Wesen; sobald dasselbe klar ausgesprochen, von ihr selbst auch bekant wäre, so wäre es aus mit ihrer Herschaft, so ließe sich mit ihr wenigstens ein ehrlicher und erfolgreicher Kampf eingehen. Auch Herr Prof. Wuttke, so viel Treffliches auch wir in seinem Vortrage anerkennen, ist nun doch noch nicht der Oedipus gewesen, der das Räthsel des Unionsbegriffs klar und für Jedermann deutlich getroffen hätte. Zwar darin geben wir ihm Recht, daß in den amtlichen Erlassen über die Union der preußischen Landeskirche der Begriff derselben schwankt zwischen dem Gedanken einer völligen Verschmelzung der lutherischen und reformirten Kirche zu einer, und dem einer Conföderation der beiden Kirchen, die dabei doch als Kirchen erhalten blieben. Aber nun ist doch die unirte preußische Landeskirche ein geschichtliches Wesen, in der irgend ein Begriff verwirklicht sein und sich dann wieder von ihr muß abziehen lassen. Diesen Begriff der geschichtlich bestehenden unirten preußischen Landeskirche, oder der in der preußischen Landeskirche verwirklichten Union, hat uns Herr Dr. Wuttke nicht mit befriedigender Sicherheit nnd Klarheit hingestellt. Wir fragen ihn: Ist die Union in der preußischen Landeskirche Verschmelzung der beiden Kirchen, der lutherischen und reformirten, oder bloße Conföderation derselben? Er antwortet: Nicht nur das Bekentnis der einzelnen Christen und einzelnen Gemeinden ist in der preuß. Landeskirche gewahrt, sondern auch das Recht der Kirchen, welches nur dann tödtlich verlezt sein würde, wenn das Kirchenregiment principiell nur den Händen derer anvertraut wäre, welche das Bekentnis dieser Kirche nicht teilen, was aber in der preuß. Landeskirche anerkanter Maßen nicht der Fall ist; — ferner: man mag vielleicht nicht ohne Grund sagen, jener Anforderung des kirchlichen Bekentnisses, (daß dasselbe seine nicht zufällige, sondern grundsäzliche Vertretung im Kirchenregiment haben müßte) sei noch nicht mit hinreichender Sicherheit Genüge geschehen, aber da läßt sich Entwickelung, Klärung, Sicherung erstreben; — endlich: die Dreiteilung des Kirchenregiments in lutherische, reformirte und unirte Section wäre nur dann richtig, wenn es eine unirte Kirche gäbe neben der lutherischen und reformirten, was aber urkundlich nicht der Fall ist, da die Union vielmehr eine Einigung zweier Kirchen in bestimten, gesezlich ausgedrückten Punkten bedeutet, der Ausdruck „unirte Kirche," mehr bequem als gesezlich anerkant, für einen Mißbrauch anzusehen und das thatsächliche Verhältnis so auszudrücken ist: „die evang. Landeskirche einigt die lutherische und die reformirte und bildet nicht eine dritte neben diesen beiden." Darin können wir nun finden: die preuß. Landeskirche weiß nichts von Union, es besteht in ihr nichts weiter, als eine in bestimten, gesezlich ausgedrückten Punkten sich darstellende Conföderation. Aber wie vereinigt sich nun mit diesen Erklärungen, wenn der Hr. Verf. an anderen Stellen seines Vortrags doch wieder sich gegen die Auflösung der Union einmal über das andre erklärt. Ist das nur ein ungenauer Ausdruck und sollte es dafür richtiger heißen: Das Band, das in der Landeskirche Lutheraner und Reformirte conföderirt, darf nicht aufgelöset werden? Wir dürfen doch schwerlich so auslegen. Denn zur Landeskirche sich zu halten, da sie gerechten Ansprüchen nach der Behauptung Wuttke's genügt, soll für alle Mitglieder der evang. Kirche einer bestimten Confession Pflicht sein, so daß sie sich nicht weigern dürfen, sich diesem landesherlichen Kirchenregiment in seiner Spitze wie in seinen Organen zu unterwerfen; dagegen wird in das freie Belieben eines jeden gestellt, ob er sich auch der Union anschließen will oder nicht. So muß die Union doch noch etwas andres sein, als das landeskirchliche Band. Aber was ist sie denn? Wir gestehen, daß wir außer Stande gewesen sind, dies aus den Erklärungen des Hrn. Dr. Wuttke zu entnehmen. Es scheint, als hätte er unter der Union, zu der der Zutritt frei stehen soll, doch auch nicht die Elemente verstehen können, die nur den Consensus bekennen, die er selbst nicht einmal als Kirche will gelten lassen. Von diesen Consensus-Bekennern hätte er ja auch schwerlich annehmen dürfen, daß das Kirchenregiment je beabsichtigt hätte, allein auf sie die Berufung zu kirchenregimentlicher Thätigkeit zu beschränken. — Sehen wir dazu die bekanten 3 Paragraphen im Eingang der Kirchenordnung für

Rheinland und Westphalen an, so gibt es nach §. 2 auch außer den Consensusgemeinden noch andere lutherische und reformirte, die doch zugleich unirt genant werden. — Also auch Herr Dr. Wuttke hat in die babylonische Sprachverwirrung noch nicht das nötige Licht gebracht, — was freilich wol unmöglich sein mag. Es gibt auch Knoten und Räthsel, die sich gar nicht lösen lassen, die man nur zerhauen und damit fortschaffen kann.

Nehmen wir aber doch an, daß Hr. Dr. W. so entschieden hätte: in der preußischen Landeskirche gibt es eigentlich gar keine Union, sondern nur Conföderation der beiden Kirchen in bestimmten gesezlich ausgedrückten Punkten, (wo wir ihm freilich sehr dankbar gewesen wären, wenn es ihm gefallen hätte, diese Punkte namhaft zu machen) und daneben eine noch nicht zur kirchlichen Consolidation herangereifte Menge von Einzel-Personen und Gemeinden, die nur den Consensus der lutherischen und reformirten Bekentnisse festhalten: o müßten wir entgegnen, daß er damit wol seine Wünsche und Forderungen, aber nicht den rechtlichen und geschichtlichen Bestand der preußischen Landeskirche präcisirt hat. Troz aller entgegenstehenden Versicherungen, auch ktrchenregimentlicher Erlasse, können wir von der Behauptung nicht abstehen, daß die preußische Landeskirche nicht bloß Conföderation sondern Union in sich hat, und zwar eine Union, bei der wol der einzelne Christ und die einzelne Gemeinde das lutherische Bekentnis haben und aussprechen darf, bei der aber keineswegs das Bekentnis und das Recht der Confessionskirchen als solcher, der lutherischen und reformirten erhalten und geschützt ist. Herr Dr. W. scheint nichts Weiteres zu fordern, damit die Kirche ihr gutes Recht als gewahrt ansehen könne, als daß das Kirchenregiment nicht principiell nur den Händen derer anvertraut sei, welche das Bekentnis dieser bestimten Kirche nicht teilen. Damit können wir uns aber durchaus nicht begnügen. Ja, wie sehr wir es anerkennen, daß der Hr. Verf. da, wo diese Forderung nicht zugestanden wird, es für kirchliche Pflicht der Bekenner des kirchlichen Glaubens erklärt, von solcher Union auszuscheiden, so wichtig uns ein Kirchenregiment, bestehend aus Personen des eigenen Bekentnisses erscheint, so sehr es uns befremdet hat, daß der Berliner Oberkirchenrath in seiner bekanten Denkschrift aus Art. 7 der Augustana die Zumutung an uns ableiten will, daß wir nicht auf einem Kirchenregiment der eigenen Confession bestehen sollen, — so können wir doch diesen Punkt nicht einmal obenan stellen unter unsern Forderungen. Wir können uns sogar Umstände und Bedingungen denken, bei denen es möglich wäre, sich ein Kirchenregiment fremden Bekentnisses gefallen zu lassen. Ostfriesland hat nur ein Consistorium, in dem Lutheraner und Reformirte zusammensitzen. Aber z. B. das Consistorium zu Osnabrück, dem ich anzugehören die Ehre habe, hat bisher auch die reformirte Kirche in der Grafschaft Lingen mit regiert, und ich glaube ohne Schädigung dieser Kirche und ohne daß dieselbe dagegen je protestirt hätte. Viel bedenklicher als das gemeinschaftliche Kirchenregiment erscheint mir für die Lutherischen und Reformirten in der preußischen Landeskirche, welche ihre Confession wollen erhalten und geschüzt sehen, daß nach dem dritten der bereits angeführten §§. von der Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen „sämtliche evangelische Gemeinden als Glieder einer evangelischen Kirche Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Worts und in der Feier der Sakramente pflegen." Nach der Cabinetsordre von 1834 wird zwar der Beitritt zu dem Geist der Mäßigung und Milde, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als Grund gelten läßt, ihr äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen, — Union, jedem freigestellt, aber es heißt dann doch, daß die Agende in allen Kirchen, wenn auch mit den gestatteten Modificationen gebraucht werden muß, und daß es, weil das Unchristlichste von Allem nicht gestattet werden darf, „daß die Feinde der Union im Gegensatz zu den Freunden derselben sich als eine besondere Religionsgesellschaft constituiren."

In diesen Erklärungen liegt deutlich, daß die luther. Kirche als solche in der Union nicht erhalten ist und nicht erhalten werden soll. Das kann sie nicht sein, wenn sie sich nicht als besondere, nicht unirte Kirche constituiren darf, das kann sie nicht sein, wenn sie dasselbe Kirchenbuch mit den Reformirten gebrauchen muß, das kann sie nicht sein, wenn ihre Gemeinden mit den Genossen der reformirten bzw. unirten Kirche Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Worts und in der Feier der Sakramente pflegen. Bleiben wir zunächst bei den beiden lezten Punkten stehen. Was ist Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Worts? Nurdaß die Reformirten in unsere Kirchen kommen dürfen und wir in ihre? Das kann es nicht sein. Denn das gilt selbst von den Römisch-Katholischen. Es muß also das sein, daß die Verkündigung des göttlichen Worts nach der einen und anderen Confession gleich gestellt wird, daß die Gemeinden, welche früher die lutherische Kirche bildeten, sich nicht weigern dürfen, Geistliche reformirten Bekentnisses anzunehmen, und ebenso bei den reformirten Gemeinden; daß es nicht mehr Recht sein soll, daß das Kirchenregiment den diese Sonderkirche bildenden Gemeinden nur Geistliche ihres Bekentnisses geben darf. Damit aber ist factisch der Consensus als das fortan allein Geltende aufgerichtet. Abendmalsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft, an dem Grundsatze muß festgehalten werden. Das wird auch Niemand leugnen können, wo die Glieder beider Kirchen gleiches Recht auf jeden Altar haben, da sind die Kirchen zu einer verschmolzen, sind so wenig geblieben, was sie früher waren, wie Wein und Wasser, wenn sie zusammengegossen sind noch dieselbe Substanz geblieben sind, die früher jedes für sich war. Es mag möglich sein, daß unter gewissen Bedingungen aus freiem Willen die eine Kirche Glieder der andren zu ihrem Abendmal zuläßt, dadurch hebt sie sich selbst noch nicht auf. Aber wenn es Recht wird, daß z. B. die Lutheraner alle Reformirte anfnehmen müssen, so ist das „et improbant secus docentes" des 10. Artikels der Augsburgischen Confession, also auch ein Glaubensartikel, aufgegeben, also auch die Kirche eine andere geworden. Vorher mußte zu dem „Glauben an diese Worte: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden," der zur würdigen Feier des heil. Abendmals nötig ist, gefordert werden, daß der Communicant auch

glaubt: „der wahre Leib und Blut des Herrn Jesu Christi, unter dem Brod und Wein uns Christen zu essen und zu trinken von Christo selbst eingesezt;" — jezt darf das nicht mehr gefordert werden. Wie Luther das nennen würde, zeigt sein Schreiben an die Frankfurter vom J. 1533, wo er (Erl. Ausg. 26 p. 304) z. B. sagt: „Es ist mir erschrecklich zu hören, daß in einerlei Kirchen, oder bei einerlei Altar sollten beide Teil einerlei Sacrament holen und empfahen und ein Teil sollt glauben, es empfahe eitel Brod und Wein, das andere Teil aber glauben, es empfahe den wahren Leib und Blut Christi."

Wir haben ja nichts dagegen, daß diejenigen, welchen die Differenzen in der lutherischen und reformirten Confession in der Lehre vom heiligen Abendmal und in den anderen Lehren nichts weiter sind, als Schulauffassungen, welche gleichen Anspruch haben auf Gegründetsein in der heiligen Schrift, sich auf den übrig bleibenden Consensus als Kirche constituiren; aber man mute uns, die wir hier denken wie Luther und die Augustana, doch nicht zu, daß wir von unserm Bekentnis auch nur ein Titelchen aufgeben, oder daß wir uns einer Kirche anschließen sollen, in der eine solche Aufopferung Bedingung des Eintritts ist, wiewol sie sich dabei denn doch noch rühmt, die Confessionen unverlezt erhalten zu haben.

Die preußische Landeskirche, so können wir nur urteilen, bis von ihr die Forderung der Gemeinschaft ihrer sämtlichen Gemeinden in Verkündigung des göttlichen Worts und in der Feier der Sakramente unzweideutig aufgehoben ist, ist nicht nur conföderirt sondern unirt, und zwar so unirt, daß die lutherische Kirche nicht unverlezt erhalten, sondern wesentlich alterirt und geschädigt ist.

Soll nun für die lutherischen Kirchen in den neu erworbenen Ländern von einem Anschluß, den wir an sich auf's Sehnlichste wünschen würden, die Rede sein, so können wir uns nicht gleich den in Gnadau versammelt gewesenen Geistlichen in ihrer bekanten Erklärung auf bloßes Hoffen und Wünschen beschränken, sondern wir müssen auf's Nachdrücklichste fordern,

daß das Recht der Zugehörigen der lutherischen Kirche, nur dem lutherischen Bekentnis treu ergebene Geistliche zu erhalten, unzweideutig anerkant,

daß ferner

das Recht der Reformirten bzw. Unirten zu dem lutherischen Abendmal zugelassen zu werden, aufgehoben werde.

Das ist uns die Hauptsache. Dann wird selbstverständlich sein, daß die Gemeinden der lutherischen Kirche, was ihnen jezt nicht einmal erlaubt ist, auch sich lutherisch nennen, und die Agende völlig zurücklegen dürfen.

Dann wird auch leicht eine Vereinigung über das Kirchenregiment sich finden lassen. Es ist zu einleuchtend, daß einer wirklich erhaltenen Kirche auch ihr besondres Regiment gebührt. Ich glaube auch, weil es so selbstverständlich ist, so hat der 7. Artikel der C. A. es nicht besonders ausgesprochen. Braucht man denn zu sagen, daß man Wein nicht anders haben kann, als in einem Gefäß? Gegen eine ehrliche Conföderation haben wir nichts. Etwas von einer solchen hat das Corpus Evangelicorum allerdings gezeigt, in neuester Zeit auch die Eisenacher Conferenzen. Wenn unsre ausgesprochenen Forderungen (sie fallen ja in mehreren Teilen wesentlich mit denen des geehrten Herausgebers der Evangelischen Kirchenzeitung, die gewiß weiten Anklang gefunden haben, zusammen,) — nur volle Erfüllung finden, so würden wir gern damit einverstanden sein, daß auch in den Kirchenregimenten sich eine Conföderation ausspräche. Es würde uns dann kein wesentlicher Unterschied sein, möchten 3 ganz gesonderte Kirchenregimente ab und an zusammen kommen, oder möchten, wie verschiedene Einzelministerien in einem Gesamtministerium, die 3 Regimente als verschiedene Senate gleich zu einer höheren kirchenregimentlichen Einheit verbunden sein. Nur würden wir uns nicht dafür erklären, daß bestimte Angelegenheiten von vornherein der gemeinschaftlichen Beratung und Beschlußfassung überwiesen wären. Die confessionelle Bestimtheit dringt tief ein, auch bis in Gebiete, die anfänglich von derselben unberührt scheinen, was auch von verschiedenen der vom Herrn Herausgeber d. Bl. für die gemeinschaftliche Behandlung namhaft gemachten Gegenstände gelten dürfte. Wir würden vorziehen, wenn die Bestimmung getroffen würde, daß die verschiedenen Oberbehörden der Kirche, oder kirchenregimentliche Senate, dann, wenn sie es selbst wünschen, und pflichtmäßig zu gewissen Zeiten zusammen zu treten hätten. Von einer bloßen itio in partes, die auch uns verdächtig genug geworden ist, würde dann gewiß nicht mehr die Rede sein.

Wenn Hr. Dr. Wuttke für die Zugehörigen des Consensus kein besonderes Kirchenregiment haben will, so kann ich ihm auch darin nicht zustimmen. Es gibt nun doch einmal der Consensus, wo er allein festgehalten wird, eine kirchliche Besonderheit und er kann auch nicht anders, ohne sich selbst und die Confessionskirchen zu beschädigen, bestehen, als daß er sich zu einer kirchlichen Corporation gestaltet. Und da wäre es ungerecht, wenn die Interessen dieses Consensus und seiner Kirche nur von den regimentlichen Personen, die den Confessionen angehören, vertreten werden sollten. Dadurch würde er sich mit Recht benachteiligt sehen. Freilich nimt der Verf. an, daß in dem höchsten Kirchenregiment für die ganze Landeskirche auch Personen gefunden werden, welche blos den Consensus bekennen. Diese sollen dann nur zu den gemeinschaftlichen, nicht confessionellen Fragen zugezogen werden. Das würden nach unsrer Auffassung die die Consensus-Gemeinden betreffenden sein. Aber auch dadurch würden sich diese Gemeinden noch nicht gehörig vertreten halten können, da doch gewiß die confessionellen Mitglieder der Oberbehörde die Mehrzahl bilden. Und warum nicht lieber gleich auch der Kirche — daß ich nun doch so sage — des Consensus ihre besondre Vertretung gewähren?

Werden unsre Forderungen Gehör finden? Gott weiß es. Wir wünschten es sehr. Wir erkennen aufs Lebhafteste, wie viel Verwirrung und Nachteil es der Kirche bringt, wenn die einmal einverleibten Länder genötigt sind, sich kirchlich von der preußischen Landeskirche getrent zu halten, und doch von den Gliedern der

lezten überflutet werden, gleich wie sie ihre Glieder in den territorialen Bereich dieser täglich sich zerstreuen sehen. O wenn wir da könten kirchlich geeint sein durch Erfüllung unsrer Forderungen! Wir glauben dafür stehen zu können, daß unter dieser Bedingung auch die Separirten zurückkehren würden. Und welch eine Freude müßte diese Einigung für Menschen und Engel sein!!

Ob man die ausgesprochenen Forderungen erfüllen, in der angegebenen Weise die in der Union, wie sie sich dann gestaltet hat, verschmolzenen Kirchen wiederherstellen kann? Uns sind ja die kirchlichen Verhältnisse in Preußen zu wenig bekant. Aber ich glaube doch, daß man bei vorhandenen gutem Willen dazu wol könte. Man dürfte sich dabei nur auf die Cabinets-Ordre von 1834 stützen. Da kann Alles gefunden werden, was wir begehren. Die Forderung der Agende ist da auch schon modificirt. Von dem Schluß bliebe das auch stehen, daß nicht eine der Union feindliche „Religionsgesellschaft" constituirt werde, sondern nur mit dem Bekentnis, was damit unzertrenlich verbunden ist, auch die Kirche dieses Bekentnisses erhalten. Schwerlich würden, wenn es jezt hieße: die früher lutherischen Bezirke, die sich ja vielen Orts auch noch immer lutherisch genant und für lutherisch gehalten haben, werden wieder einem besondern lutherischen Kirchenregiment oder lutherischen Senat untergeben, so sehr viele finden, die sich dagegen erklärten. Aber freilich müßte es gestattet sein, daß die Consensusgemeinden, welche sich als solche gebildet haben, es blieben, und daß diejenigen, welche einstimmig auch solche Consensus-Union wollten, sich dafür erklären könten.

Für mich gibt es keinen andren Weg, wie der werten preußischen Landeskirche von allen ihren Wirren und Nöten könte geholfen werden. Mich wundert nur, daß die „Lutheraner in der Landeskirche" nicht dringender fordern. Erkennen sie noch immer ihre Lage nicht? Können sie noch denken, daß für sie die lutherische Kirche wol erhalten wäre, daß sie nur (nach der Gnadauer Erklärung) noch zu hoffen hätten, daß jede der drei Kirchengemeinschaften ihre gehörige Vertretung im Kirchenregimente finde? Sehr gut ihr Lieben. Wenn ihr aber nur erst wieder eine rechte lutherische Kirche hättet. Zu der ist doch nötig, daß zu Recht bestehe, „daß einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden." Das aber fehlt jezt dort, das zu Recht bestehe. All zu bescheiden und sanftmütig sein ist auch nicht gut. Die lieben Gnadauer sehen nun aus N. 20 der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung, wie der Oberkirchenrath aus dieser ihrer Erklärung für die Fortführung seines Regiments in der bisherigen Weise Kapital zu schlagen weiß.

Wie aber wenn unsre Forderungen nicht erfüllt werden? Hr. Prof. Wukte gibt uns selbst an, was bei unsrer Auffassung der Sachlage da uns gewiesen ist: „von solcher Union auszuscheiden" = uns fern zu halten.

Da müssen wir denn darauf bestehen, und wir meinen daß das nun auch von Sr. Majestät König Wilhelm durch Allerhöchst Seine Erklärung vom 8. Dec. v. J. bereits zugesagt ist, daß für die Kirchen der annectirten Länder eine bloße Personal-Union durch die Person des Landesherrn, als das einzige Band der Zusammengehörigkeit mit der Landeskirche statt finde. Hr. Dr. W. hält zwar für unmöglich, daß ein solches Verhältnis länger fortbestehen sollte. Aber warum denn nicht? Gewisse Unzuträglichkeiten dabei haben wir freilich schon anerkant. Indeß der Verf. selbst gesteht, daß, wenn die Union wirklich ein Aufheben des Bekentnisstandes und des auf diesem ruhenden Rechts der evang.-luth. Kirche wäre, dann sich kein andrer Ausweg zeigen würde, und wir haben vorhin das Vorhandensein dieser Voraussetzung erwiesen. Grade so gut wie vor 1817, vor Einführung der Union, nicht nur die reformirte Kirche, der sie selbst angehörten, sondern auch die lutherische von den Königen von Preußen regiert wurde, wird es auch jezt möglich sein, daß derselbe preußische König zugleich die preußische Landeskirche die wir für unirt erkennen, und die lutherischen Kirchen der einverleibten Länder regiert. Wenn dieser Weg, wie der Verf. vorauszusehen glaubt, zur Sprengung der gegenwärtigen Union führte, so könten wir uns darüber nicht grämen, im Gegenteil, das würde nur sein, was wir, und im Grunde auch Herr Verf. eigentlich wünschen.

Wir können nicht davon lassen, daß Se. Majestät der König von Preußen verpflichtet ist, will er nicht die lutherische Kirche als solche in der preußischen Landeskirche wirklich herstellen, die Kirchen der einverleibten Länder durch bloße Personal-Union zu regieren und alles in unserem kirchlichen Bestande so zu belassen, wie es sich vorfindet. Freilich wenn wir auch nicht mit Herrn Dr. W. unterschiedslos das jus circa und in sacra den Landesherrn von den Reformatoren lassen übertragen sein — auch mit der Anerkennung des Hüteramts über beide Tafeln hatte sie immer noch nicht die eigentliche Kirchengewalt den Fürsten übertragen, die sie nur wegen der Not zeitweilig als von Notbischöfen von ihnen wollten ausgeübt sehen — so läugnen wir doch nicht, daß Se. Majestät, wenn er von unsern Ländern Besitz ergriffen hat, damit auch zugleich der Inhaber der Kirchengewalt in der hiesigen lutherischen Landeskirche geworden ist. Nur müssen wir auch darin dem Herrn Verf. widersprechen, wenn es nach ihm für die Ausübung des Kirchenregiments unter uns gar nichts austragen soll, daß Sr. Majestät nicht der lutherischen, sondern der unirten Kirche angehört. Ohne Zweifel gelten hier dieselben Cautelen, die auch durch keine entgegengesezte eine Zeit lang vielleicht eingetretene Praxis aufgehoben werden, welche Art. 7 des Westfälischen Friedens für den Fall, wo lutherische Fürsten reformirte, oder reformirte Fürsten lutherische Kirchen regieren. Darum haben wir um so größeres Recht zu erwarten, daß unsere volle lutherische Eigentümlichkeit erhalten wird. Münchmeyer.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 22. Juni. № 50.

Die badische General-Synode von 1867.

Die erste neumodische badische Synode hat vom 1. bis 29. Mai in Karlsruhe im Ständehause getagt; sie ist Gottlob vorüber, möge ihr keine zweite folgen und möchten alle Lande sich vor einer solchen behüten lassen. Zwar wir gehen nicht nur mit tiefer Trauer an die Berichterstattung, indem wir schmerzlich bekennen, daß die so verweltlichte Behandlung geistlicher und kirchlicher Sachen uns auf das Empfindlichste anwidert, sondern zugleich mit Freuden, indem wir bezeugen können, daß eine Minorität, gerade ein Vierteil der Synode, sich sehr wacker und fest gehalten, und gewiß auf Viele der Majorität, die hier eben parteimäßig geschlossen war, tiefen Eindruck gemacht hat, der seinen Segen noch offenbaren wird, so daß wir rufen: „Wir freuen uns der Tapferkeit der Streiter unsres Fürsten!"

Wir nennen die Synode neumodisch, teils ihrer Wahl, teils ihres Sitzungslokals, teils ihrer Verhandlungsart wegen. Alles scheinbar demokratisch und frei, im tiefsten Grunde aber so angelegt, daß die jezt dominirende und wo sie kann recht aristokratisch handelnde Partei von Anfang bis zu Ende Alles beherscht und noch sehr liberal scheint. Die Verfassung von 1861 hat klüglich die Wahlen so eingerichtet, daß alle 30jährigen Christen, die nicht gerade im Zuchthause waren, wählbar sind, ob sie je der Kirche gedient haben oder nicht, ja ob sie zur Kirche oder zum Abendmal gehen oder nicht. Ein hervorragendes Mitglied dieser Synode hat vor einigen Jahren einem ihn fragenden christlichen Manne: warum er denn nie die Kirche besuche? geantwortet: ich schicke euch ja alle Jahre ein Kind zur Taufe in die Kirche! Andere haben ihren Unglauben schon fast bis zur Gottesleugnung ausgesprochen. — 24 Weltliche waren zu wahlen, es wurde von Heidelberg aus sogleich an alle Orte ein Circular erlassen, freimütige Wahlmänner aus den Kirchenältesten zu wählen; darunter sind oft Bürgermeister, Gemeindsrechner, von den Beamten abhängige Leute; solche wurden vorzugsweise gewählt, und so kamen durch diese Wahlen zwei Drittel Beamte der augenblicklich, wie gesagt, demokratisch scheinenden Regierung hinein, Alles frei und herlich, nur nicht wahr noch christlich als Ausdruck des Gemeindewillens, der leider noch viel zu schwach ist, um sich zu äußern. Nur drei innerlich freie, dem Worte Gottes ergebene Laien wurden im Altbadischen: Land-Karlsruhe, Durlach und Pforzheim, erwählt; ein alter frommer Maurer und Landmann alt-Bürgermeister Zwecker von Linkenheim, der Jurist Stemf von Mannheim und der für alles Gute so thätige als liberale Fabrikant Carl Mez von Freiburg. Die anderen 21 gingen, obwol manche ehrenwerte Männer darunter sind, teils aus Unkentnis der Sache, teils vom Strome fortgerissen links. Ebenso die 7 vom Großherzog ernanten Mitglieder; von einigen hatte man mehr Selbständigkeit erwartet, aber wer im Herrn nicht fest ist, wie kann der widerstehen? — Anders war es bei der Geistlichkeit; unter 24 Gewählten waren 11, die den Protest unterschrieben hatten; zwei weitere hatten die Hälfte der Stimmen, wo das Loos gegen sie entschied und der Herr zeigte, daß Ihm nicht an Vielen liege: Der Prälat stimte leider als Regierungsmann auch mit der Linken. — So waren es 11 Geistliche und 3 Laien, 14 Männer, welche gegen die 42 übrigen, die dreiviertel der Synode, fest zusammenstanden, obgleich sie von Anfang an sahen, daß gegen die festgeschlossene, „im Bären" sich versammelnde Partei Nichts zu machen, als klares Zeugnis abzulegen sei, wozu sie sich denn auch bei ihren Zusammenkünften „in der Eintracht" an den späten Abenden stärkten.

Soviel von der Wahlart, welche der politisch-kirchlichen Partei den weitesten Spielraum läßt, Mittel anzuwenden, welche der Christ verschmäht. Aber nun das Sitzungslokal — der Saal der zweiten badischen Kammer. „Umfahet mich in Badens Thale, ihr Schauer der Vergangenheit," das fällt uns hier ein, wo die Geister eines Kopp, eines Hecker, eines Brentano einen zu umschweben scheinen. Früher war die General-Synode wenigstens aristokratisch im Sale der ersten Kammer; jezt vergrößert und demokratisirt in diesem an alles Andere, nur nicht an Geistliches erinnernden Rundbau. War denn kein passenderer Raum zu finden? etwa der Lyceums-Saal, der ursprünglich der Kirche gehört, oder noch besser die kleine Kirche oder die Schloßkirche? Aber man mußte für das erwartete — anfangs gar spärliche, dann, als noch die Frauen zugelassen wurden und am Sabbath die Juden kamen, zahlreichere — Publikum Gallerien haben, die sich hier fanden.

Dies bestimte natürlich die ganze Physiognomie und den landständischen Geschäftsgang der Synode, vor Allem die Teilung in rechts und links. Auf der äußersten Rechten sezten sich die Gläubigen, wie Mez erklärte, diesmal nicht um, wie sonst hier Sitte sei, die Regierung zu verteidigen, sondern vielmehr für die Grundrechte der Kirche einzustehen. Nach den 14

kamen dann mittlere Größen noch im rechten Centrum, für das sie aber nie einstanden, bis hinüber zur Linken und äußersten Linken, durch drei Schellenberge, zwei Zittel u. s. f. hin zu Schenkel und leider auch — Rothe.

Doch wir haben vorgegriffen, denn vor dieser Sizeinnahme her ging ein Gottesdienst in der Schloßkirche, mit schöner Liturgie, die jedoch einem der Herren schon zu viel und nur Vorrecht des Fürsten oder Bischofs schien, und einer möglichst herzlichen und Frieden stiften wollenden Predigt des Prälaten Holzmann, worin freilich von persönlicher Liebe zu Jesu, von Erkentnis der Sünde und gar von einer Versöhnung derselben durch Christum keine Rede war. Er bietet über Joh. 6, 66—69 Allen die Hand hin und ruft: Brüder, schlagt ein: es gibt ein ewiges Leben in Menschenbrust! sodann: es gibt in der Menschenwelt Worte des ewigen Lebens! ferner: Jesus, der Christ, hat Worte des ewigen Lebens! nochmals: in Ihm, unserm Herrn, war und ist ewiges Leben! endlich — die Gelehrsamkeit des berichtigten Textes: „der Heilige Gottes" lassend —: darauf, Brüder, schlagt ihr alle ein: Er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

Der sel. Henhöfer hat einmal nach einer General-Synodal-Predigt Hüffell's gesagt: Den Pferch hat er eng und gut geschlagen, aber die Böcke werden darüber hinausspringen. Hier war die Hürde weit und breit genug gelassen, denn Jeder konte sich Anderes dabei denken, wie es jezt Mode ist.

Zuerst kamen im Ständesaal die Prüfungen der Wahlen vor; es war merkwürdig: eine durchaus faule, zweimal künstlich erzwungene Wahl eines sich gleich einem Junker für die Synode unumgänglich notwendig haltenden Decans wurde genehmigt, trozdem daß einer der Minorität erklärte; wenn „Sünden seiner Partei" so offen lägen, so müßte er die Wahl verwerfen. Gegen Sünden verwahrte man sich, als ob sie damit weg wären, aber gegen Decan Roth's von Karlsruhe Bemerkung bei seiner Eidesleistung wollte man Einsprache thun: „er verstehe unter der bestehenden Ordnung unserer vereinigten evangelischen Landeskirche diejenige, welche in der Unions-Urkunde vom Jahre 1821 als unwiderruflich zu Grunde gelegt und in der Verfassung von 1861 festgehalten sei." Doch war das nur ein Schreckschuß des Herrn Prof. Bluntschli, des Schweizers — und wenn wir nicht irren Freimaurers — welcher am folgenden Tage zum Präsidenten der Synode gewählt wurde (mit 40 Stimmen), der Mann, der längst als Präsident des Protestantenvereins seinen Mangel an Verständnis der evangelischen Wahrheit kundgegeben hat; übrigens ein routinirter Kopf, möglichst bestrebt, unparteiisch zu sein, wenn ihn nicht gerade der Parteieifer fortriß, und besonders bemüht, die Synode so schnell als möglich zu Ende zu bringen. Obgleich uns in die Geheimnisse des Bären-Clubs — in Mannheim heißt er Räuberhöhle — einzudringen nicht verstattet war, ersehen wir doch aus den von da ausgegangenen Anträgen, welche bestechende Weisheit, welche diabolische Feinheit und welch fester Wille gegen das Glaubensbekentnis darin sich offenbarte. Alles war, das muß man ihnen lassen, so klug von den Kindern dieser Welt vorbereitet und formulirt, wie es den Kindern des Lichts in ihrer Einfalt nie möglich ist.

Um andere geringere Fragen zu übergehen, wie über das Gebet am Anfange jeder Sitzung, welches Mez auch für die Laien in Anspruch nahm und einmal vom Präsidenten dazu berufen wurde, der statt des Schlußgebets jedesmal nur sagte: „Gott verleihe seinen Segen zu unserer heutigen Arbeit! Amen." müssen wir uns auf die drei Hauptgegenstände beschränken: die Seminarfrage, die Katechismusfrage und die Bekentnisfrage.

Die Linke hatte längst gefühlt, daß Schenkel unhaltbar sei und war seiner überdrüssig; es fielen über ihn in den Commissions-Sitzungen, worein gnädigst auch je 3 Orthodoxe zu 7 oder 8 Anderen hinzugelassen wurden, und auch sonst merkwürdige Worte, z. B. als ein Conservativer bemerkte, Schenkel werde doch in der Sitzung, wo seine Angelegenheit vorkomme, nicht erscheinen, da erwiederte ein Mann, der ihn früher gehalten hatte: wenn der sich in zwei verteilen könte, so erschiene er doppelt! Derselbe hatte ihn früher, Rothe als einem befruchtenden Gewässer gegenüber, mit einem reißenden Waldbach verglichen, und äußerte noch: solche Leute gehen nicht von selbst, und sie zu pensioniren haben wir kein Geld! — freilich für abgetretene Minister fehlt es nicht daran, die haben es leichter zu gehen.

Nachdem in der Sitzung am 9. Mai über das Einschiebsel in die Ordinationsformel: „nach bestem Wissen und Gewissen," das nach der Wahrheit ganz und gar unnötig ist, aber nach den Ansichten der Majorität den evangelischen Charakter der Verpflichtung wahren sollte, die Aufnahme decretirt war, gegen welche Auslegung aber die Minorität feierlich Verwahrung einlegte: so kam am 13. Mai das Seminar in Heidelberg zur Sprache, dessen Stellung durch die sogenante Freiheit der Kirche vom Staate unsicher geworden, dessen Credit und Wert aber durch das Verfahren Schenkels ganz und gar gesunken ist. Der Oberkirchenrath, von der Voraussetzung ausgehend, daß das Seminar nun reine Staatssache sei, beantragte, daß der Besuch desselben nicht mehr wie bisher obligatorisch sein solle; dasselbe beantragt der Referent der Majorität Lamey und es wird schließlich angenommen. Bei der Discussion sprach nun Mez sich offen gegen Schenkel aus, als einen der einflußreichsten Beamten der Kirche, der sich aber wenigstens in den lezten Jahren nicht nur nicht nach den Gesetzen der Kirche gerichtet habe, sondern auf den Umsturz ihrer ewigen Grundrechte hinarbeite. Dies führte er nach den fünf Hauptstücken durch: er werfe das Ansehen des Gesetzes um durch seine Läugnung der Wunder; wer die Wunder läugne, der läugne den göttlichen Ursprung des Gesetzes; ebenso greife er den Glauben an, indem er weder die Empfängnis unseres Herrn und Heilandes durch den heiligen Geist, noch die Auferstehung und Himmelfahrt und Wiederkunft zum Gericht über Lebendige und Todte bekenne; ferner nehme er der Taufe ihre Kraft, da der Auferstandene sie eingesezt habe, an den jener nicht glaube, und dem Abendmal seine Bedeutung, das er für eine bloße sinbildliche Handlung erkläre; was ist aber ein Abendmal, bei welchem wir nicht im Glauben den

Leib und das Blut Christi empfangen? endlich vernichte er das Gebet, denn wir sind gelehrt: Dein Wille geschehe! und der Herr sagt: Das ist der Wille des Vaters, daß wir an den Sohn glauben; wer nun an den Sohn nicht glaubt, und wer also lehret, der hebt auch das Gebet auf. Dessen klage er den Direktor des Seminars an, bemerke jedoch, wie er zum Widerruf und zur Abbitte von Herzen bereit sei, wenn der Angeklagte komme und erkläre, die Gründe der Anklage seien nicht richtig und er unterwerfe sich dem Bekentnis der Kirche, welcher er diene, ohne Vorbehalt. Statt solche Erklärung abzugeben, sprach hierauf Schenkel von seinen Leiden, die er ohne Bitterkeit trage, vom Gesez im Gewissen, vom Glauben als innerer Gemeinschaft der Sele mit Gott, vom Gebet als seinem Trost u. s. w., um das Vernichtende jener Anklage in etwas von sich abzuwenden. Mez wurde heftig von seinem Laiencollegen Moll, Kaufmann von Mannheim, angegriffen, sie hätten hier kein Glaubensgericht u. s. w., auch von Rothe geschulmeistert, daß ihm als Laien die Sach- und Fachkentnis fehle. Er will den Fortbestand des Seminars mit Directorium, das Mehrere aufgehoben wissen wollen, um zum Frieden zu kommen; am besten wäre ein Convict, glaubt Rothe (wie es der sel. Hüffell von Anfang an, aber dann nicht in Heidelberg, gewünscht hatte), meint indeß, nur eine solche Theologie dürfe herschen, welche im Bewußtsein der Zeitgenossen eine wirkliche Ueberzeugung stifte. Ihm antwortet Mühlhäuser: er sei auch ein Zeitgenosse und habe auch ein Bewußtsein, und doch entspreche das, was er geäußert, seinem Bewußtsein nicht. Es dürfe nicht blos eine wissenschaftliche Partei in der Facultät und also auch im Seminar vertreten sein, sonst bleibe dasselbe ein Gegenstand des Mißtrauens, und gehe lieber unter. Ebenso wünscht Greiner von Mannheim, daß das Seminar kirchlich sein sollte und daß bei Besetzung der Lehrstühle die positive Richtung gleichmäßig vertreten werde; hiermit ist auch Gräbener, Specht, Höchstetter einverstanden, welche zugleich Mez in Schuz nehmen und den Laien das Recht zu urteilen vindiciren. Prälat Holzmann erklärte, es sei schwer, der Forderung zu entsprechen, daß die Staatsregierung die verschiedenen Richtungen gleichmäßig vertreten sein lasse — warum? nun weil die Regierung gegenwärtig vielleicht nicht will, um so mehr sollte der Oberkirchenrath, wenn er wollte, das verlangen, was die geringste Billigkeit erheischt! — es scheine ihm viel wichtiger, daß den jungen Theologen die Gesamtheit der deutschen Universitäten offenstehe.

Wir könten aus dem 5 Stunden dauernden Kampfe noch Vieles mitteilen, aber es mag an diesem genug sein. Schwach wurde Schenkel verteidigt, nicht einmal von seinem präsidirenden Landsmanne, doch müssen wir Eines bemerken: es that ihm leid um das Seminar, das durch seinen Abfall in so große Gefahr gebracht ist. Er bat in einer Commissions-Sitzung, doch nicht um seinetwillen das Seminar oder die einheitliche Leitung desselben unter einem Director anzugreifen, er sei ja ein sterblicher Mensch, könne abtreten und leicht ersezt werden. Wir fühlen hierin mit ihm und sind mit dem Ergebnis dieser Debatte nicht

einverstanden. Aber die Sache war von allen Seiten verschoben und zeigte, wie falsch unsere ganze Stellung und wie wenig durchgeführt die Trennung der Kirche vom Staate ist. Es sind lauter Fictionen und wir sind mehr als je unter der Aegide der liberalen oder radicalen in Glaceehandschuhen Regierenden. Das muß erkant und entweder rückwärts zur Einheit von Staat und Kirche, oder vorwärts zu einer wahren reinlichen Scheidung gegangen werden.

Dann muß der Oberkirchenrath rein vom Staate gesondert werden, mit gewissenhaften, christlich positiven Männern besezt werden, denen allein das Wol der Kirche bei aller inneren freien Bewegung am Herzen liegt. Aber was ist das für eine Freiheit, wenn der Präsident des Oberkirchenraths zugleich mehrfach fungirender Staatsrath, also ein Mann ist, der den Ministern genehm sein muß, mit denen er arbeitet, selbst wenn sie katholisch oder rationalistisch sind. Er müßte ganz frei zum Fürsten allein stehen, da er ja die Kirche eigentlich dem Staate gegenüber zu vertreten hat. Das ist so klar, daß es unbegreiflich ist, daß man das nicht einsieht, sondern diejenigen mißliebig ansieht, die es auszusprechen wagen. Naturgemäß muß auch das Seminar rein kirchlich und nicht staatlich sein, um nur Heidelberg als Universität etwas mehr emporzubringen. Ja die weitere notwendige Consequenz ist, daß die ganze theologische Facultät kirchlich werden muß, nicht vom Staate gewählt und berufen, der für die Theologie nicht verantwortlich gemacht werden kann, selbst wenn er, wie ein Redner sagte, „eine großherz. badische Staats-Theologie“ macht. Der Kirche gehört die Theologie, sie muß die Theologen frei berufen können; sie ist dafür dann dem Herrn der Kirche verantwortlich, der, wenn ohne Widerspruch schlecht gewählt wird, den Leuchter wegstößt und — wie schon einmal — durch Empörung, an der so viele Paulussche Theologen Teil nahmen, straft. Aber die Mittel! sagt man. Wehe unserer Kirche, wenn sie aus ihren vielen Fonds oder durch neue Stiftungen nicht 6000 Fl. für das Seminar aufbringen könte. Und man lese die Geschichte der Universität Heidelberg vom sel. Hautz nach, so wird man finden, daß die alten Professoren selbst der Rhetorik, Philosophie und Medicin aus geistlichen Stiftungen besoldet wurden. Man scheide hier nur aus und man wird genug Mittel finden, um der Kirche ihr Recht zu erstatten, daß sie die wenigen theologischen Professoren besolden kann; ja man wird ihr erlauben müssen, selbst von allen Facultäten, mit Ausnahme etwa einer jüdischen, zu verlangen, daß christliche, nicht atheistische Philosophen, Juristen und Mediciner angestellt werden. Wir sind freilich in unserer so liberalen Zeit noch weit davon entfernt, daß diese allein richtigen Grundsätze erwogen und erkant werden, denn Alles drängt zur Confusion statt zur Klarheit und Wahrheit, von der man so viel Rühmens macht. Aber wir hoffen zu Gott, daß Er auch in dies Chaos Licht bringen und es mit Seinem Worte einführen wird. Denn Er wird plözlich sprechen zum Schrecken vieler sich für erleuchtet Haltender: „es werde Licht!“

(Schluß folgt.)

Der Mißbrauch des Sola fide.*)

Als ein hoffnungsreiches Zeichen würden wir, wenn wir für die Union nichts weiter, als den Wunsch eines baldigen Endes hätten, die fieberhafte Unruhe begrüßen, von welcher die Neue Evangelische Kirchenzeitung seit Monaten befallen ist. Nur was in sich selbst haltungslos geworden ist, pflegt mit so krankhafter Aufregung verteidigt zu werden. In den Angriffen gegen ihre ältere Namensschwester und gegen die sogenante „pseudo-lutherische Bewegung", von welcher sie den Unionsbestand gefährdet glaubt, ist der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung Maß und Haltung in auffälliger Weise abhanden gekommen. Anklagen der herbsten Art werden eine auf die andere gehäuft. Für die Evangelische Kirchenzeitung, wie für die ganze Bewegung, an deren Spitze sie sich gestellt, gibt es der erhobenen Beschuldigung zufolge nur ein treibendes Princip: „der Unglaube an die Macht der Wahrheit," welche durch das ersezt werden soll, „was durch eine Schar römisch dressirter Diener der Kirche mit gleich strebender, wol disciplinirter Energie den Gewissen aufgebürdet wird." Nicht um die Wahrheit und das Reich Gottes soll es der Evangelischen Kirchenzeitung zu thun sein, sondern um die Herschaft in der Kirche, zu welchem Zwecke sie, geübt in allen Curialkünsten „indices verfertigt, Bannflüche ausgegeben, die Gebeine der Ketzer ausgegraben und verbrant, Heilige kanonisirt hat," schmerzlich bedauernd, daß das doch immer noch nicht „officiell" sein soll. Abfall von der Kirche der Reformation, trostlose Irlehre, Verleugnung evangelischer Wahrheit und Freiheit, Herschaftsgelüste, dazu schließlich der Vorwurf, daß die Evang. Kirchen-Ztg. wissentlich verleumde mit kaltem Blut, — nicht mehr und nicht weniger enthält die Anklageacte.

Solche Anklagen, welche ausgesprochener Weise nicht blos einem einzelnen Professor der Theologie, sondern einer ganzen Richtung gelten, empfangen ihr Urteil durch ihre eigene Maßlosigkeit. Die Evangelische Kirchenzeitung wird, was ihr widerfährt, ertragen können. Sie hat eine Geschichte, und wer diese kent und weiß, welches Panier unter welchen Stürmen sie stets aufrecht gehalten hat, wird das Aufflammen eines solchen Widerspruchs nur als ein unschädlich Wetterleuchten betrachten. Zudem ist es billig, daß man die ganze Art und Weise dieses Widerspruchs vermöge der krankhaften Erregung, welche ihn kenzeichnet, mit einer gewissen Nachsicht behandelt.

Daß man mit solchen Angriffen die Union zu schützen sucht, daran ist für uns wenig Freude. Nur wer der Union Böses gönt, wird solche Vertretung ihr wünschen. Wir aber sind keine principiellen Gegner aller und jeder Union. „Daß sie alle eins seien, gleich wie Du, Vater, in mir, und ich in Dir, daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt," — dies hoheprieſterliche Gebet des Herrn bleibt bei uns unvergessen. Gewissen Tendenzen freilich, welche auf der Basis der Union ihre Herschaft errichten wollen, gestehen wir eine Berechtigung nicht zu. Wenn wesentliche Glaubenslehren indifferenzirt, die Konfessionskirchen zerstört und in ein Aggregat verschiedenartiger Gemeinden aufgelöst werden, so gilt uns das nicht als die Einheit, an welche der Herr die Welt überwindende Macht der Kirche geknüpft hat. Was sollte eine solche Union denn auch Anziehendes haben? — Etwa den Zwiespalt, der, aus ihr geboren, so viel Kraft und Leben verzehrt, oder eine Polemik, wie sie in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung die Waffen führt? — Wir suchen eine andere, eine lebensvolle, organisch gegliederte Union, welche die Kirchen in ihrem Recht und ihrer Eigentümlichkeit ebenso konservirt, als zu gemeinsamer Action einheitlich zusammenschließt, und eine solche würde Mißachtung und Widerspruch nur da finden, wo beides auch dem Worte Gottes widerfährt.

Bei der Polemik, in welche die Neue Evangelische Kirchenzeitung eingetreten ist, fällt es als eine überraschende und rätselhafte Erscheinung auf, daß diejenigen, welchen das „exacte Luthertum" niemals etwas anderes als ein Dorn im Fleische war, nun plözlich selbst als Schuzpatrone lutherischer Orthodoxie fungiren. In der That ein wunderbarer Wechsel hat sich vollzogen. Die bisher mit ihrem theologischen Denken und christlichen Glauben auf den Bekentnissen der lutherischen Reformation standen, sind zu abtrünnigen Pseudo-Lutheranern geworden, und der Ruhm der Rechtgläubigkeit ist auf diejenigen übergegangen, welchen sonst das Luthertum nur ein tiefes Mißbehagen verursachte.

Es ist insbesondere das Palladium der Reformation, die Rechtfertigung durch den Glauben, welche man von pseudolutherischer Irlehre gefährdet meint. Von zwei Seiten hat sich — so lautet die Anklage — der Widerspruch und die Leugnung gegen den Artikel der stehenden und fallenden Kirche erhoben. Einerseits soll sich der Abfall von der reformatorischen Grundwahrheit dadurch vollzogen haben, daß statt der Rechtfertigung durch den Glauben eine Rechtfertigung aus den Werken gelehrt worden sei; andererseits geht der Vorwurf dahin, daß durch eine falsche Betonung der Sacramente der selig machende Glaube zurückgestellt und bedroht werde. Beide Anklagen werden nicht den Anspruch machen, mit der Geltung selbstverständlicher Wahrheit aufzutreten, sondern werden es leiden müssen, daß sie einer Prüfung unterzogen werden.

In ersterer Beziehung ist das Fundament der Anklage der Vortrag über den Brief des Jakobus im Novemberheft der Ev. Kirchenzeitung vom vorigen Jahr.

Die in diesem Vortrage entwickelte Anschauung concentrirt sich in einer zwiefachen Aussage. Einmal wird bestimt geleugnet, daß die Rechtfertigung aus dem Glauben und den Werken erfolge; andererseits wird der Saz, daß die Rechtfertigung durch den Glauben erlangt werde, als gleichwertig mit dem anderen

Beilage.

*) Wir teilen diesen Aufsaz wegen der wichtigen Wahrheiten mit, die er, namentlich gegen den Schluß, enthält, wenn wir uns auch nicht alles Einzelne darin Gesagte aneignen und es vertreten können. Anm. der Red.

hingestellt, daß der Mensch aus den Werken gerechtfertigt werde. Mit jener Leugnung ist so deutlich, als es überhaupt geschehen kann, der Meinung gewehrt, als seien die Werke ein dem Glauben coordinirter Factor der Rechtfertigung, — was ausdrücklich als ein bornirter Irtum bezeichnet wird. In der gleichen Wertbestimmung aber der beiden Sätze, daß der Mensch durch den Glauben, und daß er durch die Werke gerechtfertigt werde, ist eine Solidarität zwischen Glauben und Werken behauptet, kraft welcher, was dem einen eignet, von dem anderen nicht ausgeschlossen werden kann. Glaube und Werke sind eine so untrenbare Einheit, daß keines vom anderen gelöst werden darf, ohne selbst kraftlos und hinfällig zu werden. Es ist deshalb schon ein ganz fehlgehender Vorwurf, wenn gesagt wird, es sei hier eine Rechtfertigung aus den Werken statt einer solchen durch den Glauben gelehrt. Nicht die eine anstatt der anderen, sondern die Einheit beider ist behauptet. Nur der lebendige Glaube, welcher in Werken sich bewährt und in Uebung derselben wächst, komt für die göttliche Gnade in Betracht, und die Rechtfertigung erfolgt aus der solidarischen Einheit beider. Und das ist doch wol nichts anderes, als was auch das Paulinische Wort bezeugt, daß in Christo Jesu nichts gilt als der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Der Glaube ist nämlich nichts Ruhendes oder Latentes, nichts blos Facultatives, sondern „göttliche, lebendig machende Kraft“ (divina potentia, qua vivificamur, Apol.). Die Werke aber sind lediglich Qualitätsäußerungen des Glaubens, und wie Alles, was ist, nur in und mit seinen Qualitäten, und was es ist, durch diese ist, so kann auch der Glaube abgesondert von seinen Qualitäten, zu welchen die thätige Liebe gehört, überhaupt nicht gedacht werden. Ohne diese wäre er ein todter, d. h. gar kein Glaube, insbesondere nicht der hier allein in Rede stehende, selig machende Glaube. Vermöge dieser Einheit und Solidarität zwischen dem Glauben und der thätigen Liebe ist es unmöglich, Prädikate, welche dem Glauben eignen, von dem auszuschließen, was nur Bestimtheit seines Wesens ist; sondern was dem Glauben zukomt, komt darum auch der Qualität zu, in welcher und durch welche der Glaube ist, was er ist. Wird deshalb auch von den Werken gesagt, daß sie rechtfertigen, so wird ihnen doch aus demselben Grunde der Einheit und Solidarität nicht eine rechtfertigende Bedeutung neben dem Glauben und abgesondert von demselben zugeschrieben, sondern was die Werke an rechtfertigender Kraft haben, das empfangen sie lediglich vom Glauben her, sofern sie dessen Qualitätsäußerungen sind (sunt justitiae et placent propter fidem, Apol.), wie andererseits der Glaube aufhören würde, ein rechtfertigender zu sein, wenn er ohne Werke bliebe.

Ist nun die Rechtfertigung aus der solidarischen Einheit des Glaubens und der Werke der Sinn des Vortrages über den Brief des Jakobus, so fragt sich weiter, wie sich diese Auffassung zu der reformatorischen, in den lutherischen Bekentnissen niedergelegten Anschauung verhalte.

Ohne Weiteres ist zuzugeben, daß diese Solidarität zwischen Glauben und Werken bezüglich der Rechtfertigung in den symbolischen Schriften nirgends ihren Ausdruck gefunden hat. Daraus aber zu schließen, daß hier ein Widerspruch gegen dieselben vorliege, wäre eine voreilige Folgerung. Was nicht in den Bekentnisschriften steht, ist darum noch nicht wider sie. Es kann ebensowol eine Ergänzung der symbolischen Wahrheit und die andere Seite derselben sein. Daß die in dem Vortrage über den Brief des Jakobus entwickelte Auffassung ein Gegensaz gegen die reformatorische Grundanschauung sei, ist schlechthin zu verneinen. Wir sehen hierbei nur von der Konkordienformel ab, welche selbst schon einer späteren Lehrentwickelung angehört, und wir werden uns dieserhalb um so weniger einer Anfechtung zu versehen haben, als die Orthodoxie von gestern selbst auf diese Bekentnisschrift keinen großen Wert zu legen pflegt. Abgesehen also von der Konkordienformel, kann die Beschuldigung, die aus dem Briefe des Jakobus bezüglich der Rechtfertigung entwickelte Einheit von Glauben und Werken involvire einen Abfall von der reformatorischen Grundwahrheit, nur da erhoben werden, wo das Verständnis dieser Grundwahrheit selbst noch ein unvollkommenes ist.

Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ist nur aus ihrem Gegensaz zu verstehen. Weder zur Zeit der Reformation noch sonst jemals ist es bei dem sola fide darum zu thun gewesen, den Werken einen Ruhm zu nehmen, um mit demselben den Glauben zu schminken. Es handelt sich lediglich um den Gegensaz gegen alles menschliche Verdienst überhaupt, damit die freie Gnade Gottes in Christo Jesu gepriesen werde. Die Reformatoren haben den tiefen Schaden einer Werkgerechtigkeit im Auge, welche die Seligkeit als adäquaten Lohn ihres todten Thuns beansprucht und das Verdienst des Herrn beeinträchtigt. Dem gegenüber verneinen sie auf Grund des Wortes Gottes alles nnd jedes menschliche Verdienst. „Ut merito Christi et gratiae divinae debitus honor tribuatur“ ist ihnen Ausgangs- uns Zielpunkt; „ut gloria Christi illustretur,“ der Alles beherschende Grundgedanke. Die evangelische Lehre hat den Gegensaz zwischen Glauben und Werken nur als eine andere Formulirung des Gegensatzes zwischen göttlicher Gnade und menschlichem Verdienst. Der eigentliche, tiefste Sinn des sola fide ist kein anderer, als das sola gratia, und was in den Werken ausgeschlossen wird, ist lediglich das meritum humanum („opera mereri remissionem peccatorum, opera esse propiciationem, opera placere sine propiciatore Christo, opera non indigere propiciatore Christo“).

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche.

(Schluß.)

Blicken wir nun zurück auf den durchlaufenen Weg. Das einzig normative Princip unserer Kirche, hoch erhaben über allem Wechsel subjectiven Denkens, hoch erhaben auch über dem größten Reichtum christlicher Erfahrung, ist das Wort Gottes und nur dieses. Neben diesem objectiven Princip aller Kirche steht dann der Glaube als der Weg, wie der Einzelne und die Gesamtheit die Bibel sich aneignet und in ein unmittelbares Verhältnis zum Herrn, ein inneres zur Kirche tritt. Und wer je einen Hauch von dem apostolischen Worte empfunden: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, — dem Wort, das mit Flammenzügen in jedes Blatt der Kirchengeschichte wie der Geschichte jeder christlichen Sele eingetragen ist, wird von diesem Princip nichts abdingen wollen. Aber dieser Glaube hat nicht auf einer tabula rasa zu erwachsen, sondern sich einzuglauben in den ganzen Reichtum der Bibel, wie sie in der christlichen Kirchengeschichte zum allmäligen Verständnis gekommen ist. Die evangelische Kirche hat freilich brechen müssen mit einem Teile der Geschichte, hat das Erbe der Väter nicht ganz und unverkürzt antreten können. Sie hat es müssen, weil die Väter zum Teil gebrochen hatten mit der Bibel. Aber es ist auch die Aufgabe unserer Kirche gewesen, mitzunehmen, was von jenem Erbe sich irgend retten ließ. Und wie bei dem Auszuge der Israeliten aus der Fremde nicht eine Klaue zurückbleiben sollte, so erhoffen wir von dem Gott der Geschichte, auch der Kirchengeschichte, daß von dem Reichtum objectiver Gestaltung, welchen die katholische Kirche im Laufe der Jahrhunderte genommen hatte, auch uns wird das alles wieder zu Teil werden, was aus der Wahrheit ist. Wenn durch göttliche Fügung unsere Kirche nun eine Hütte ist, immerhin, wenn sie nur eine Hütte Gottes bei den Menschen ist. Der die zerfallene Hütte Davids aufbauen konte zum Reichspalast des ewigen Davidsohnes, der wird auch die zerfallene Hütte Zions bauen können zu einem Tempel von mehr als salomonischer Herlichkeit. Den Weg dazu weist das Wort: halte was du hast, — er ist die Treue. Die Treue einerseits gegen das, was Blut und Schweiß der Reformatoren erworben hat im Gegensaz zu dem einseitigen Objectivismus der römischen Kirche; die Treue aber auch andererseits gegen das objective Element, aus dem alle Kirche und aller Glaube sich allein gestaltet, die Treue gegen das geschriebene Wort Gottes, damit aber auch gegen alles das, was an Institutionen, an Bekentnis, Sitte, Cult die Kirche aller Zeiten in geschichtlich-organischer Weise aus diesem Worte geschöpft hat. Wenn wir dann vor der Hand noch eine Einbuße erleiden an dem äußern organischen Bau, diese Krönung des Gebäudes der Kirche wird die Krone sein, welche der Treue winkt. Halten wir, was wir haben, aber vergessen wir auch nicht, was uns fehlt; halten wir vor allen Dingen unsere Schwäche, den Subjectivismus, nicht für unsere Kraft.

Daß dies in so weiten Kreisen geschieht, daß man mit einer Flut von Hohn und Schmach die übergießt, welche in der Treue gegen das Bekentnis ihrer Kirche auch für den organischen Bau derselben sorgen möchten, — vielleicht nicht immer in richtiger Weise, — daß man in dem Grade des objectiven Princips aller Kirche vergißt, daß eine Kirchenzeitung, die auf den Namen evangelisch Anspruch macht, mit mitleidigem Lächeln und stachlichtem Hohne auf die sieht, welche glauben, „daß ein Buch der Bibel so gut sei wie das andere": das ist die nächste Veranlassung zu diesen Zeilen gewesen. Unsere Parrhesie und unsere Vollmacht haben wir in dem Wort des Herrn, daß Himmel und Erde vergehen werden, aber nicht ein Titel seiner Worte.

„Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben." —

Schreiben an den Herausgeber aus Livland.

Seitdem mein vor einigen Wochen an Sie gerichteter Bericht abgegangen, sind wieder ein paar die Situation vielleicht beeinflussende, jedenfalls aber sie kenzeichnende Thatsachen zu registriren.

Unter dem 20. Februar hat das livländische Consistorium eine Eingabe an den General-Gouverneur, welcher abermals als nomineller Kläger gegen eine Anzahl Pastoren wegen angeblicher Ausschreitungen gegen die griechische Kirche aufgetreten war, gelangen lassen, in welcher dasselbe unter Anderem erklärt: „Das livländische evangelisch-lutherische Consistorium, dem die schwere Pflicht der Bestrafung der qu. Pastoren obliegt, hat zugleich die Verpflichtung, die Interessen der Landeskirche und ihrer Gemeinden zu vertreten und vor jeder Beeinträchtigung zu bewahren. Aus diesem Grunde und Angesichts der Verantwortlichkeit, welche auf dieser Behörde lastet, sieht dieselbe sich geradezu außer Stande, durch die Decretirung fernerer Suspensionen die kirchliche Wolfahrt der ihr anvertrauten Provinz selbst zu Grunde zu richten." Diesem Entschluß gemäß hat das Consistorium auch keinen der verklagten Pastoren verurteilt, und — man hat entweder die Klagen auf sich beruhen lassen oder sie exgreß zurückgezogen. Ein deutlicher Beweis, wie vor einigermaßen festem Widerstande der nur dem weichenden Feinde gegenüber tapfere Angriff zurückprallt. Es ist daher dieser Entschluß des Consistorii im Lande allgemein mit Freuden begrüßt worden. Nur wäre in jener officiellen Eingabe eine glücklichere, d. h. richtigere und manhaftere Motivirung zu wünschen gewesen. Ich enthalte mich aber einer Kritik über dieselbe, denn immerhin müssen wir dem Herrn Dank sagen, daß er es den geistlichen Männern in der Behörde hat gelingen lassen, eine solche, wenn auch lange nicht entschiedene Wendung zum Bessern in derselben zu Wege zu bringen.

Ebenso wenig Glück wie in ihren processualischen Angriffen hat die griechische Kirche in jüngster Zeit in ihren literarischen gehabt. Ich erwähnte in meinem lezten Schreiben der sogen. Hirtenbriefe des Erzbischofs Platon, in welchen er in einer plumpen und frechen Weise gegen die lutherische Kirche polemisirt.

Dieselben waren in einem Petersburger Journal angezeigt, und diese Anzeige von der Rigaschen Zeitung reproducirt worden. Darauf hin ließ sich der Erzbischof dazu herbei, eine Zuschrift an die Redaction der Rigaschen Zeitung zu richten, in welcher er die Herausgabe seiner Hirtenbriefe durch die Angriffe, welche die griechische Kirche in der lettischen Kirchengeschichte des Propstes Döbner erfahren habe, motivirte. Ich versage es mir nicht, den griechischen Kirchenfürsten wiederum zu citiren. Propst Döbner ... sagt unter Anderem: „Das Salz des christlichen Glaubens im VII. und VIII. Jahrhundert ward dumm da, wo das Christentum entstanden war (also im Orient); daher traf das Gericht Gottes sehr stark die Völker des Orients, schüttete aus ihr dummes Glaubenssalz unter die Füße der Mohamedaner". In demselben Werke sucht der Pastor Döbner zu beweisen, daß die Verehrung heiliger Menschen, Bilder und Reliquien, welche die griechisch-orthodoxe Kirche anerkent, ein im IV. Jahrhundert entstandener Aberglaube sei. Ferner sagt er, daß die Russen den christlichen Glauben aus dem Orient von den Griechen empfangen haben, und „heutzutage ihre Religion dieselbe sei, wie die der Patriarchen von Constantinopel vor 800 Jahren" — also eine dumme (sic!) und abergläubische, wie aus seinen vorhergehenden Worten zu schließen ist." Solche und ähnliche Urteile hätten nun den Herrn Erzbischof zur Herausgabe seiner Hirtenbriefe genötigt, um seine lettischen und estnischen Kinder in Christo „vor Abtrünnigkeit zu bewahren." Diese ängstliche Sorge, welche von einem angeblichen Angriffe in einer lettischen Kirchengeschichte Gefahr für die Rechtgläubigkeit selbst der estnischen jungen Kinder, welche doch keine Zeile derselben weder lesen noch verstehen können, befürchtet, scheint in der That entweder tendentiös übertrieben, oder läßt „die Orthodoxie", die sich sonst als den „alten starken Glauben" unseren Nationalen anpreist, als auf sehr schwankenden Füßen stehend erscheinen. Der Redacteur der Rigaschen Zeitung acceptirte in seiner Weise diese Mitteilung als Eröffnung einer sach- und zeitgemäßen Discussion der confessionellen Frage, und sprach die Hoffnung aus, daß dieselbe auf diesem Wege zum Austrag kommen werde. Aber diese Hoffnung erwies sich als eine allzu sanguinische. Noch ehe Propst Döbner oder die Redaction selbst dem Erzbischof antworten konte, traf ein Inhibitorium von Petersburg aus ein, welches jegliche Discussion über diese Frage in der baltischen Presse auf's Neue untersagte, während sie der russischen, — natürlich in antilutherischer Tendenz, — nach wie vor freigegeben ist. Die Regierung begnügte sich aber nicht damit, den Kampf thatsächlich unterbrochen zu haben, sondern sie trat auch den Personen gegenüber als Kampfesrichterin auf. Es war nämlich, wie es heißt, von Seiten des livländischen Consistorii und der livländischen Ritterschaft Klage über die schon characterisirten fameusen Hirtenbriefe erhoben worden. Darauf hin wurde der Erzbischof Platon von Riga nach Nova Tscherhash, — dem Hauptorte der donischen Kosacken unweit des Asowschen Meeres, — versetzt, eine Versetzung, welche für ziemlich gleichbedeutend mit einer Degradation und Verbannung gilt. Gleichzeitig aber wurde Propst Döbner

seines Propst-Amtes entsezt, und ihm fernerhin die Veröffentlichung religiöser Schriften überhaupt verboten. Endlich, — um allen Teilen gerecht zu werden, — machte der Herr Minister des Innern (unter welchem die fremden Confessionen stehen) dem livl. Consistorio durch das General-Consistorium eine Bemerkung für die Druckgenehmigung mehr erwähnter Schrift, und erteilte dem, speciell mit der Durchsicht derselben betraut gewesenen Gliede des Consistorii auf eben diesem Wege einen Verweis. Selbstverständlich war in eben demselben ministeriellen Schreiben auch wieder von der „bei uns herschenden Toleranz" die Rede. Was hat nun Propst Döbner verbrochen? Er hat kirchenhistorische Fakta aus einer Zeit vor mehr als 1000 Jahren, wie die Entstehung der Heiligen- und Bilder-Verehrung, Vermehrung der Zahl der Sakramente, Christianisirung der Ostseeprovinzen u. dgl. einfach historisch erzählt, und natürlich vom protestantisch-lutherischen Standpunkte aus beurteilt, in ruhigster, würdigster Weise, ohne der russisch-griechischen Kirche mit einer Sylbe Erwähnung zu thun. Er hat das Buch auf Wunsch der Synode verfaßt, und es, natürlich unter zwiefacher Censur, geistlicher und weltlicher, drucken lassen. Dadurch, daß die Censur ihr Placet erteilte, erklärte sie, die weltliche, daß in dem Buche nichts gegen die Staatsgesetze, die geistliche, daß in ihm nichts gegen Schrift und Symbole Streitendes enthalten sei, und war also von da an, in den angedeuteten Richtungen, allein verhaftbar. Wenn also der Minister jezt nach 2 Jahren fand, daß in dem Buche gegen Art. 104 des Strafcodex u. s. w. gefehlt worden, so war dafür einzig und allein die weltliche Censur, die das übersehen, strafbar. Warum wurde denn die geistliche Censur gestraft, da sie doch nichts gegen die heilige Schrift und die Symbole Angehende hatte drucken lassen? warum der Verfasser, der doch rechtlicher und logischer Weise durch das Imprimatur der Censur gedeckt war? und warum ist grade die weltliche Censur, die allein schuldige, wenn hier überhaupt Schuld vorlag, allein ungestraft geblieben? Warum verurteilte man endlich einen im ganzen Lande hochgeachteten Geistlichen, einen Greis von bald 70 Jahren, der 34 Jahre seiner Kirche als Pastor, Propst und früher auch als Assessor des Consistorii treu gedient, einen Mann, der im Dienste des Herrn ergraut war, und an dem kein Schatten eines Makels haftete, ohne ihm auch nur die Möglichkeit zu gewähren, sich schriftlich oder mündlich vor irgend einer Instanz zu verteidigen? Warum verbot man ihm auch für die Zukunft jede schriftstellerische Thätigkeit, als wär er ein gemeinschädliches oder gefährliches Subject? Warum? Damit die „nationale Empfindlichkeit" nicht gereizt würde, und damit die slawomane Presse, welche ja der Censur nicht unterworfen ist, nicht allzusehr zetere, wenn ein griechischer Erzbischof allein bestraft würde. So mußte gewissermaßen zur Ausgleichung mit ihm gleichzeitig auch ein lutherischer Propst fallen. Hat man diesen Zweck erreicht? Auch das nicht einmal! Die „Moskwa" mußte gleich darauf suspendirt werden, weil sie die Maßnahmen der Regierung in dieser Angelegenheit unter dem Vorwande angegriffen, „der Autor wünsche die gleiche Freiheit für die griechisch-

orthodoxe Kirche und den Protestantismus, während dieser Wunsch den Reichsgesetzen über die griechisch-orthodoxe Kirche zuwiderläuft, und zu dem sonstigen Inhalt des Artikels der „Moskwa" in Widerspruch steht." — So schlägt man mit Keulen drein, ohne zu fragen, ob man Schuldige oder Unschuldige trifft, und meint der Gerechtigkeit genug gethan zu haben, wenn man jedesmal, wenn man nach rechts geschlagen hat, gleich auch nach links schlägt. Wird man aber auf diese Weise einen geistigen Kampf zur Entscheidung bringen, und den confessionellen Frieden herstellen?

Uns und unsere bedrängte Kirche Ihrer Fürbitte empfehlend,
Ew. Hochwürden ergebenster ꝛc.

Nachrichten.

Leipzig, 13. Juni. (S. Z.) Das von dem „Collegium der evang.-luther. Mission", dessen Vorsitzender der baiersche Ober-Consistorial-Präsident Reichsrath Dr. v. Harleß ist, alljährlich veranstaltete Missionsfest wurde für diesmal am gestrigen und heutigen Tage in herkömlicher Weise abgehalten und begann dasselbe mit dem Gottesdienste in der Nikolaikirche, in welchem Oberhofprediger Jahn aus Schwerin die Festrede hielt. Unter Zugrundelegung von Apostelgesch. 1, 6—8 sprach der Redner in anregender und beredter Weise über das Wesen der Mission; der rechte Sinn für dieselbe sei das Gedeihen des Werkes der Mission, und es sei die Aufgabe, diesen rechten Sinn immer mehr zu erwecken. Der Director der hiesigen Missionsanstalt Dr. Hardelandt, welcher in Kurzem selbst eine Reise nach Indien antreten wird, erstattete Bericht über das verflossene Jahr. Wir wollen nur erwähnen, daß das abgelaufene Vereinsjahr mit 54,982 Thlr. Ausgaben und 2000 Thlr. Ueberschuß abgeschlossen wurde. An Beiträgen gingen von Rußland über 12,000, von Baiern über 10,000 von Sachsen nahe 9000, von Schweden 4000, von Preußen 2700 Thlr. ꝛc. ein. — Am heutigen Morgen wurde in der Aula die Pastoralconferenz unter Vorsiz des Hrn. Dr. Harleß abgehalten. Prof. v. Scheurl aus Erlangen hielt einen längern, mit großer Wärme gesprochenen Vortrag über die lutherische Kirche in dem neupreußischen Staatsgebiete und begründete denselben unter Aufstellung von folgenden vier Sätzen in scharfsinniger und überzeugender Weise:

a) Die Folge der politischen Ereignisse des vorigen Jahres, daß lutherische Landeskirchen der landesherlichen Kirchengewalt des Königs von Preußen unterstellt worden sind, ist eine Thatsache, in welche die davon Betroffenen sich zu fügen, angesichts welcher aber sie selbst und mit ihnen alle deutschen Lutheraner insgesamt das Recht der lutherischen Kirche standhaft zu wahren haben.

b) Das in dieser Richtung zu wahrende Recht der lutherischen Kirche hat zu seinem wesentlichen Inhalte die Aufrechterhaltung des vollen lutherischen Bekentnisses als Bestimmungsgrundes des gesamten kirchlichen Gemeinlebens.

c) Damit ihr Bekentnis in dieser Art aufrechterhalten, nicht blos als Bekentnis der einzelnen Kirchengüter und Gemeinden geschont werde, hat die lutherische Kirche, indem sie im vorliegenden Falle mit anderen Bekentnisgemeinschaften unter einer und derselben Kirchengewalt vereinigt ist, das Recht, darauf anzusprechen und zu behaupten, daß sie durch eine oberste Kirchenbehörde regiert werde, welche ausschließlich mit Personen besezt ist, die dem lutherischen Bekentnis zugethan und dasselbe aufrechtzuerhalten förmlich verpflichtet sind.

d) Desgleichen hat die lutherische Kirche das Recht, darauf anzusprechen und zu behaupten, daß sie nicht genötigt werde, den Gliedern der mit ihr unter der gleichen Kirchengewalt stehenden Kirchen nichtlutherischen Bekentnisses die Abendmalsgemeinschaft zu gewähren, sondern die Freiheit behalte, dieselbe gegebenen Falles nur insoweit einzuräumen, als sie es ohne Verleugnung des Bekentnisses thun kann.

Der Redner sprach sich scharf über den nachteiligen und bedenklichen Einfluß des Oberkirchenraths auf die evangelische Landeskirche in Preußen aus. Derselbe denke mit Geringschätzung über das lutherische Bekentnis und stehe im Widerspruche mit demselben. Der Oberkirchenrath bestehe aus Personen, welche fest zur Union stehen, und keinen Unterschied in den beiden Bekentnissen finden, obgleich derselbe von so hochwichtiger Bedeutung sei. Ein Aufgeben des lutherischen Bekentnisses würde einer Auflösung des Protestantismus gleich sein. Nachdem Dr. v. Harleß noch bekundete, daß die obigen Sätze nicht als eine Demonstration, sondern als eine Wahrung der Interessen der protestantischen Kirche anzusehen seien, empfahl er dieselben auch noch durch Unterschrift zur Annahme. Professor Luthardt teilte die ihm von außen zugegangenen zahlreichen Zustimmungen aus Bayern, Braunschweig, Oldenburg, Oesterreich, St. Petersburg u. s. w. mit. Aus Hannover waren von Mitgliedern der obersten Kirchenbehörde, ebenso von hervorragenden Geistlichen Schleswigs und Lauenburgs Zustimmungen eingegangen, aber die gegenwärtige Stellung derselben gestattete ihnen eine active Beteiligung an dem Gegenstande selbst nicht. Zum Schluß sprachen noch Superintendent Münchmeyer aus Osnabrück, Dr. Besser aus Waldenburg in Schlesien u. s. w. über die staatsrechtliche Beziehung der Krone Preußen zu dessen Landeskirche. — Den Schluß der Conferenz bildete die Besprechung der Frage: Worin es liegt, daß der Genuß des heiligen Abendmals jezt weniger gesucht wird als ehedem? eingeleitet von P. Lehmann aus Chemnitz. Der Redner findet die geringe Teilnahme an dem Abendmal, die besonders in großen Städten und Fabrikdistricten am stärksten hervortritt, in der vollständig veränderten Gestalt unserer socialen Zustände; in dem eingetretenen Pauperismus, der Viele sogar eines Sontagskleides beraubt; in dem mangelhaften Schulunterrichte, da die Kinder meist erst in den obern Klassen das Wesen des Abendmals kennen lernten, dann aber auch in dem Confirmandenunterricht, der sich nicht selten als mangelhaft zeige; auch in den Predigten, die viel zu wenig auf diese Heilslehre eingingen. Interessant waren die statistischen Angaben über den Besuch des Abendmals, nach welchen Oesterreich zu den Staaten gehört, welche den höchsten Procentsaz, Mecklenburg und Frankfurt a. M. den niedrigsten nachweisen. Ueber denselben Gegenstand sprachen noch Superintendent Münchmeyer, Pastor Winter von Schwarzenberg, der in vielen Fällen dadurch einen stärkeren Besuch des Abendmals erzielt habe, als er sich gegen Annahme von Beichtgeld erklärte. Von anderer Seite wurde eine kürzere Predigt bei der Communion, noch von anderer eine vollere Liturgie betont. Dr. v. Harleß sprach sich in seinem Schlußworte gegen die Anwendung äußerer Reizmittel aus.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 26. Juni. № 51.

Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung von Lic. Preuß."

II.

Es bleibt uns noch übrig, die Einwendungen zu beleuchten, welche Hr. Lic. Preuß gegen die aus der Erzählung von der Sünderin und aus C. 2 des Briefes Jacobi entnommenen Beweise erhoben hat. Der Verf. kann sich hier kurz fassen. Aufmerksame Leser werden auch ohne sein Zuthun erkennen, daß die Einwendungen die Beweisführung nicht erschüttert, sondern ihre Kraft noch mehr ins Licht gestellt haben.

Dem einen Schuldner, Simon, werden in dem Gleichnisse fünfzig erlassen, dem anderen, der Sünderin, fünfhundert. Daraus hat der Verf. auf Stufen in der Sündenvergebung geschlossen, bedingt durch das Maß der Sündenerkentnis, im Einklange mit anderen Auslegern, wie z. B. O.-C.-R. Burger, welcher bemerkt: „Für die Anwendung des Gleichnisses ist zu merken, daß die Summe der Schuld sich für jeden berechnet nach dem Maße des Schuldbewußtseins." Lic. Pr. dagegen meint, Simon sei wirklich zehnmal besser gewesen als die Sünderin, die eine solche „im eminenten Sinne" gewesen sei. Darin wird er wol schwerlich Beistimmung finden. Simon wird in der kurzen Erzählung nicht weniger als vier Mal als Pharisäer bezeichnet. Mangelnde Sündenerkentnis ist aber gerade bei den Pharisäern wesentliches Merkmal. Lucas selbst charakterisirt in V. 9 desselben 18. Cap. die Pharisäer als solche, die sich selbst vermessen, daß sie gerecht sind und die Anderen verachten. In der Parabel von dem Pharisäer und Zöllner tritt uns dieser Charakter recht lebendig vor Augen. Eine Schoßsünde der Pharisäer ferner ist der Hochmut. Gerade diesen bezeichnet der Herr als eine besonders schwere Sünde: „was hoch ist unter den Menschen, das ist ein Gräuel vor Gott," Luc. 16, 15. Das Verhältnis der Sünde Simons zu der der Sünderin wie 1 zu 10, das würde in grellem Widerspruche stehen gegen die ganze anderweitige Stellung, die Jesus zu den Pharisäern und zu den Zöllnern nimt und das ganze 23. Cap. des Matthäus zu einem Räthsel machen. Gegen die Simon auf Grund tiefgehender Sündenerkentnis erteilte vollständige Sündenvergebung erhebt der Charakter Simons, wie er allein in der Erzählung von der Sünderin in Luc. 7 sich darstellt, abgesehen von der Combination dieses Simon mit Simon dem Aussätzigen, entschiedenen Einspruch. Gewiß, ein Mensch kann aus der Gnade fallen, und wer steht muß zusehen, daß er nicht falle, aber dies Fallen hat doch seine Stufen und es wird kaum ein Beispiel vorkommen von einer in so kurzer Zeit erfolgten so totalen Veränderung. Er muß wenig gehabt haben, sonst hätte er es nicht so rasch und so vollständig verlieren können. Seine Entwickelung wird nur begreiflich, wenn wir ihn unter das Wort stellen: „wer nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat." So wie er uns hier entgegentritt, ist jeder Zoll an ihm ein Pharisäer. Er ist von Haß gegen Jesus erfüllt: die Umstände haben ihn genötigt, ihn einzuladen, aber er versagt ihm die gewönlichen Achtungsbezeugungen, die man irgend geehrten Gästen gewährt, und beschämt ihn vor der Gesellschaft. Er schlägt nicht in sich, da die Sünderin das Aergernis wieder gut zu machen sucht, er wird dadurch nur veranlaßt zu lieblosen und schändlichen Verdächtigungen gegen sie und Jesus selbst: „welche ihn *berührt*." Er hat keine Ahndung von der sündentilgenden und erneuernden Gnade Gottes: die eine Sünderin *war*, ist ihm eben deshalb noch jezt eine solche. Vollständige Sündenvergebung an einen solchen erteilt, würde heißen, die Perlen vor die Säue werfen und das Heilige den Hunden geben.

Mit der gesamten Alten Kirche und der Apologie der Augsburg. Confession hatte der Verf. in dem Worte Jesu: „ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat," die Liebe als Grund der Sündenvergebung angesehen. Lic. Pr. streitet für die Auffassung als Beweismittel derselben. Der Verf. hatte dagegen geltend gemacht, die Liebe als Beweismittel der Vergebung der Sünden komme in der ganzen Schrift, A. und N. T., nicht vor. Dieser Saz ist durch die von Lic. Pr. angeführten Stellen, 1 Joh. 3, 14 und Joh. 13, 35, gewiß nicht umgestoßen worden. Von der Vergebung der Sünden ist dort gar nicht die Rede, und die Begründung geht zudem nicht auf die Sache selbst, sondern auf das wissen und erkennen. Der Verf. hatte ferner geltend gemacht, die jedenfalls ungewöhnliche Bedeutung des *denn* dürfe bei einem so ungewöhnlichen und daher fernliegenden Gedanken nicht angenommen werden. Lic. Pr. führt dagegen einige Stellen des N. T. an, in denen das *denn* in dieser Bedeutung vorkommen soll. Es ist unter ihnen nur eine, 1 Cor. 10, 5, die mit Recht angeführt wird, aber wenn auch noch einige andere sich finden sollten, so würde dies von gar keiner Bedeutung sein. Das bleibt doch jedenfalls feststehen, daß diese Bedeutung die seltene, fernliegende ist, die gerade bei einem so un-

gewöhnlichen Gedanken nicht angewandt werden durfte. Der Verf. hatte bemerkt, verdächtig werde die Erklärung von der Liebe als Beweismittel der Sündenvergebung auch dadurch, daß funfzehn Jahrhunderte hindurch niemand auf sie gekommen sei und daß sie ihren Ursprung erst den erhizten Kämpfen des 16ten Jahrhunderts verdanke, und zwar der Zeit nach Luther und Melanchthon. Lic. Pr. bezieht sich dagegen auf eine Stelle des Cyprian,*) aber es ist schon schlimm, wenn man in einer Frage der Schriftauslegung auf die eigentlichen Schriftausleger ganz verzichten muß, die jedenfalls einstimmig die von dem Verf. vertretene Ansicht aussprechen. Aber auch Cyprian wird nicht mit Recht angeführt. Er, der in diesen schon von Erasmus seiner für unwürdig erklärten Büchern in seinen Schriftanführungen sehr nachläßig ist, wie die Nachweisungen bei Pamelius dies zeigen, citirt auch hier ganz ungenau aus dem Gedächtnis. Die Worte, die, wie Cyprian sie gibt, bei Lucas gar nicht stehen, klingen allerdings an V. 47 an, aber der Gedanke geht auf V. 42 u. 43 zurück. Wem die Worte nicht bestimt vor Augen stehen, bei dem kann von Auslegung wol nicht die Rede sein.

Auf die Beleuchtung des Einwandes, daß, wenn man die Liebe als Beweismittel für die Vergebung der Sünden betrachtet, der folgende Saz statt: wem aber wenig vergeben wird, der liebt wenig, heißen müßte: wer aber wenig liebt, dem ist wenig vergeben, des zuerst von Grotius erhobenen Einwandes, vor dem schon Calov verstummen mußte, ist Lic. Preuß nicht eingegangen. Die Beweisführung, daß das Wort: „es sind vergeben" sich nur auf die Vergebung beziehen kann, welche der Herr der Sünderin eben jezt, in Folge der Erweisung des Glaubens in der Liebe, erteilt, nicht auf die frühere, ist durch Lic. Preuß nicht erschüttert worden.

Bleibt es feststehen, daß der Herr hier die Vergebung der Sünden auf die Liebe gründet, so steht auch zugleich fest, daß die Liebe und überhaupt die Werke nicht blos unter den Gesichtspunkt der Früchte und Erkentnismittel des Glaubens gestelt werden dürfen, so richtig und wichtig auch dieser Gesichtspunkt ist. Die schon hier zu Grunde liegende Anschauung wird von Jakobus nur entfaltet.

Lic. Pr. würde eine leichtere Stellung gehabt haben, wenn er mit Luther den Brief des Jakobus ohne Weiteres über Bord geworfen hätte, obgleich auch dann noch Schwirigkeiten und Anstöße genug für seine Ansicht übrig bleiben, wie z. B. die Bergpredigt, Matth. 25, Gal. 5, 6. 1 Cor. 13 und der Schluß des zweiten Briefes Petri, der so dringend warnt, daß man nicht gewisse Paulinische Sätze von tiefer aber einseitiger Wahrheit, statt sie durch Hinzufügung der anderen Seite zu ergänzen, auf die Spitze treibe und also in den verderblichen Irtum der Gesezlosen hineingerathe. Lic. Pr., der den Weg Luthers in Bezug auf den Brief des Jakobus nicht betreten konte, weil die ganze spätere Lutherische Kirche sich hier von Luther losgesagt hatte, meint der Schwirigkeit durch Erklärung abhelfen zu können. Nach ihm, wie nach Calov, soll Jakobus von der Rechtfertigung vor den Menschen reden. Von dieser, meint er, stehe gerechtfertigt werden ganz unzweifelhaft in Luc. 16, 15 und Röm. 3, 4. Aber es handelt sich hier nicht um das nackte Gerechtfertigtwerden, sondern um die Redensarten: gerechtfertigt werden aus den Werken und gerechtfertigt werden aus dem Glauben, und daß diese nie anders vorkommen als in Bezug auf die Rechtfertigung vor Gott liegt klar am Tage. Dann ist dabei die specielle Beziehung außer Acht gelassen, in der die Ausführung auf ganz bestimte, von den Irlehrern gemisbrauchte Stellen in den Paulinischen Briefen steht, in denen die Rechtfertigung den Werken abgesprochen und dem Glauben zugesprochen wird, besonders auf Röm. 4, 2 und Gal. 2, 16. Ist dort ganz unzweifelhaft von der Rechtfertigung vor Gott die Rede, so muß dies auch hier der Fall sein. Sonst würde Jakobus Streiche in die Luft geführt haben. Das Sachverhältnis wurde ganz richtig schon von Bengel erkant. „Paulus", sagt er, „lehrte: aus dem Glauben komt Gerechtigkeil und Heil, nicht aus den Werken. Das misbrauchten schon damals, nach der Weise menschlicher Verkehrtheit, die falschen Christen und gebrauchten die Worte des Paulus gegen den Sinn des Paulus. Darum widerlegt Jakobus mit denselben Redensarten, Zeugnissen und Beispielen, welche Paulus gebraucht hatte, nicht die Lehre des Paulus, sondern den Irtum der Misbrauchenden, der sich hinter die Worte des Paulus zu verstecken suchte." Bliebe in dieser Beziehung noch irgend ein Zweifel übrig, so würde er durch den Schluß des zweiten Briefes Petri gehoben werden, wo Paulus ausdrücklich genant und der Misbrauch seiner Worte durch die Gesezlosen gerügt wird. Jakobus erreicht dasselbe durch wörtliche Beziehung auf Paulinische Aussprüche. Aber es liegen auch sonst noch gewichtige Gründe vor, welche zeigen, daß die Rechtfertigung aus den Werken bei Jakobus sich auf das Verhältnis zu Gott bezieht. Der Apostel fragt in V. 14: „kann wol der Glaube ihn selig machen?" Die Frage, um die es sich handelt, ist hienach, was den Menschen selig machen oder was nach dem mit V. 14 in engem Zusammenhange stehenden V. 12 u. 13 ihn vor dem Gerichte Gottes bewahren kann. Hienach kann die Rechtfertigung durch die Werke sich nur auf solches beziehen, was vor dem Forum Gottes in Betracht komt, und was nur für das Verhältnis zu den Menschen Bedeutung hat, liegt ganz außerhalb des Kreises, innerhalb dessen die Frage sich bewegt. Ferner, ein Hauptpunkt in dem Streite ist die Art und Weise, wie Abraham gerecht wurde. Die Stelle, um die sich hier alles bewegt, ist 1 Mos. 15, 6. Da in ihr die Gerechtigkeit eine solche vor Gott ist, so kann es sich auch *hier* nur um die Gerechtigkeit vor Gott handeln. Die Opferung Isaacs, auf welche in V. 21 Jakobus seinen Saz gründet, daß Abraham aus den Werken gerecht geworden, erscheint nirgends in der ganzen Schrift als Erweisung der Gerechtigkeit Abrahams gegen die Menschen, wol aber wird sie schon in dem ersten Buche Mosis als Begründung eines näheren Verhältnisses zu Gott hingestelt, als eine höhere Stufe in der Gerechtigkeit bei Gott. Es heißt

*) Testim. l. 3 ad Quirinum 116.

1 Mos. 22, 16: weil du solches gethan und hast deines einigen Sohnes nicht verschont u. s. w. — In V. 24 bei Jakobus: „so sehet ihr nun, daß durch die Werke der Mensch gerechtfertigt wird und nicht aus dem Glauben allein" paßt die Glosse: vor Menschen, die Lic. Pr. überall einschieben will, gar nicht. Daß man durch den Glauben allein vor Menschen gerecht werde, hat noch niemand behauptet und kann niemand behaupten. Also muß von der Art die Rede sein, in der jemand vor Gott gerecht wird. Endlich, daß bei Rahab, V. 25, die Rechtfertigung nicht eine solche bei Menschen, sondern bei Gott ist, zeigt Hebr. 11, 31, wo dem gerechtfertigt werden hier das nicht umkommen entspricht, als ein thatsächliches Urteil, eine Lossprechung vor dem göttlichen Gerichte, zeigt auch die Grundstelle Jos. 6, 25, wo Josua, der Diener des Herrn, mit der Ausführung seiner Gerichte betraut, Rahab leben läßt, „darum, daß sie die Boten verborgen hatte, die Josua zu verkundschaften gesandt hatte gen Jericho."

Aber Lic. Pr. muß seiner Meinung noch ein zweites nicht minder schweres exegetisches Opfer bringen. Jakobus sagt in V. 22, der rechtfertigende Glaube Abrahams sei aus den Werken vollendet worden, habe erst durch das Eingehen in die Werke seine volle Kraft erhalten, wie Bengel bemerkt: „viel volkomner im Glauben kam Abraham zurück von dem Opfer, als er zu ihm hinzugetreten war." Ein solches durch die Werke bedingtes Wachsen im Glauben und in der nach der Lehre des Jakobus und des Paulus unzertrenlich mit ihm zusammenhängenden Rechtfertigung paßt nicht zu der gangbaren Ansicht. Lic. Pr. sezt daher an die Stelle der Vollendung ohne Weiteres die Bewährung. Daß er aber dabei den Sprachgebrauch völlig gegen sich hat, zeigen z. B. die Bemerkungen von Bleek zu Hebr. 2, 10. „Die Bedeutung des Verbi, sagt dieser, ist überall, gemäß der Ableitung von τέλειος und dieses Wortes von τέλος, vollenden, zur Vollendung bringen." Wer dem Sprachgebrauche sein Recht erteilen will, und das muß doch jeder, der Ehrfurcht vor Gottes Wort hat, kann nur mit Dr. Huther sagen: „Es ist nicht seine Meinung, daß der Glaube bereits vor den Werken völlig ist und sich durch die Werke blos als solcher bewährt oder beweist, sondern Glaube und Werke gehören ihm so eng zusammen, daß jener erst, indem er Werke hervorbringt, immer mehr das wird, was er seiner Natur und Bestimmung nach sein soll, und insofern erst durch die Werke zu seiner Vollendung gelangt; denn wie der Liebe Kraft durch die Uebung der Liebeswerke wächst und sich vollendet, so wächst und vollendet sich auch der Glaube durch die Uebung der Werke, in denen er sich bethätigt. So ward auch Abrahams Glaube erst dadurch vollkommen, daß er seinen Sohn als Opfer auf dem Altar darbrachte."

Die Leser mögen nun urteilen. Lic. Pr. hat jedenfalls, wie auf des Verf., so auch auf ihren Dank Anspruch, indem er dazu mitgewirkt hat, daß ihnen die Materialien zum Urteil vollständiger vorliegen. Die Sache ist eine sehr wichtige und jeder muß danach ringen, für sich zu einem Abschlusse in ihr zu gelangen. Kirchlich gefunden ist derselbe bisher noch nicht, das wiederholen wir und bitten, daß man sich in dieser Beziehung keiner Täuschung überlasse. Es handelt sich um eine offne Frage, in der die Kirche noch nicht gesprochen hat, die kein Licentiat oder Doktor (Münkel) oder Oberkirchenrath das Recht hat, auf eigne Hand für eine geschlossene zu erklären. In einem Aufsatze: Luther und offne Fragen in der Zeitschr. f. luth. Theol. 67, III. S. 521, heißt es: „Wir wollen hier nur das historische Factum constatiren, daß Luther die Frage, wie sich der Lehrgehalt des Briefes Jakobi zu der Lehre Pauli verhalte, offen gehalten wissen wollte. Denn so bestimt und entschieden Luther seine subjective Ueberzeugung vorträgt, erklärt er doch ebenso nachdrücklich, daß er, wenn Andere ein anderes Urteil über den Brief Jakobi haben, ihnen das nicht wehren wolle. In der Vorrede zu dem Briefe Jakobi, in der er sich am entschiedensten aussprach, fügt er doch an zwei Orten eine solche Bestimmung hinzu. „Aber, daß ich meine Meinung darauf stelle, doch ohne Jedermanns Nachteil, achte ich sie für keines Apostels Schrift." „Darum kann ich ihn auch nicht unter die rechten Hauptbücher setzen, will aber damit niemand wehren, daß er ihn setze und hebe, wie es ihn gelüstet."

Der Mißbrauch des Sola fide.

(Fortsetzung.)

Hierin hat die evangelische Lehre ihren Schwerpunkt und in diesem ihr Verständnis. Wird dies verkant und der Schwerpunkt verrückt, so erfährt die Lehre von der Rechtfertigung eine Fälschung. Auch im Glauben etablirt sich dann ein menschliches Verdienst und das sola fide selbst wird eine Leugnung des reformatorischen Grungedankens.

Es gibt ernste Christen, welche Frieden suchen und nicht finden, obwol sie, durchdrungen von dem schärfsten Gefühl ihrer Sündhaftigkeit, weit davon entfernt sind, den Himmel als Lohn ihrer guten Werke zu fordern, oder auch nur zu hoffen. Freilich nicht durch ihre Werke möchten sie gerecht werden vor Gott, aber durch die Güte ihres Glaubens, und weil ihnen dieser niemals gut genug erscheint, bleiben sie friedelos, als die nicht begreifen wollen, daß das sola fide nichts anderes bedeute als sola gratia. Auf derselben Linie liegt der Glaube, der allerdings wenigstens zeitweise Friede hat, aber nicht so, daß er sein Vertrauen allein auf das Verdienst Christi gründet, sondern sich an gewisse innere Erfahrungen hängt. Das gibt denn den unruhigen Glauben, der, weil jene inneren Erfahrungen und Stimmungen wieder erbleichen und leere Zeiten hinter sich lassen, sie immer von neuem in echauffirter Weise herbei zu zwingen sucht. In beiden Fällen ist das sola fide durch Einführung eines menschlichen Verdienstes gefälscht, sofern nicht in der Gnade allein, sondern in der Güte des Glaubens die rechtfertigende Kraft gesucht wird. Der Glaube ist zum verdienstlichen Werk geworden, weil man in dem sola fide nicht das sola gratia hatte.

So kann man auch mit der schärfsten, aber falsch pietistischen Betonung des Glaubens auf denselben Weg gerathen, auf welchem die Werkgerechtigkeit einhergeht, und die Predigt der Rechtfertigung durch den Glauben allein, wirkt, wenn ihr eigentlicher Sinn verloren gegangen ist, dasselbe, was die Gesetzespredigt schafft, „erschreckte Gewissen" oder auch ein hoffärtiges, auf menschlicher Güte ruhendes Vertrauen. Es gibt eine falsche Glaubensgerechtigkeit, welche das Verdienst Christi ebenso beeinträchtigt, als eine falsche Werkgerechtigkeit. Solcher Verfehlung gegenüber gibt es keine dringlichere Mahnung, als die, daß auch der Glaube nicht gerecht mache, sondern allein die Gnade, — eine Mahnung, die abgesehen vom Gegensaz ebenso mißverständlich, als gefährlich wäre. — Man kann bei der Behauptung des sola fide seinen Mund weit aufthun, und ist doch weit aus der Bahn der evangelischen Lehre verschlagen; man kann mit großem Eifer wider alles Verdienst der Werke streiten, und steht darum noch lange nicht in der reformatorischen Grundwahrheit.

Man darf überhaupt nicht vergessen, daß wenn wir von einem rechtfertigenden Glauben sprechen, dies eine etwas ungenaue Ausdrucksweise ist, die wir gebrauchen, so lange ein Mißverständnis nicht zu fürchten ist. Korrect gedacht und gesprochen ist es nicht der Glaube, welcher rechtfertigt, sondern die göttliche Gnade, wie in der symbolischen Darstellung „die rechtfertigende Kraft des Glaubens" auch dahin präcisirt wird, daß wir um des Verdienstes Christi willen gerechtfertigt werden, wenn wir glauben („propter Christi merita reputamur justi, cum credimus").

Ist aber die freie Gnade Gottes in Christo, welche alles menschliche Verdienst, des Glaubens nicht minder, als der Werke ausschließt, der eigentliche Sinn der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung, — mit welchen Gründen soll denn nun die Anklage aufrecht erhalten werden, daß in der aus dem Jakobus entwickelten solidarischen Einheit des Glaubens und der Werke ein Abfall von der reformatorischen Grundwahrheit vorliege? — Die Anschuldigung würde begründet sein, wenn entweder von anderen Werken die Rede wäre, als von solchen, in welchen die Actuosität des Glaubens sich verwirklicht, oder wenn die Bedeutung der Glaubenswerke dahin bestimt würde, daß die Vergebung der Sünde, die Teilnahme am Heil als ein Aequivalent derselben erschiene. Keines von beiden ist der Fall, weder ausgesprochener Maßen, noch principiell eingeschlossen. Andere Werke, als solche, welche lediglich Qualitätsäußerungen des Glaubens sind, stehen überhaupt nicht in Frage, und auch diesen wird in keinerlei Weise ein Verdienst zugeschrieben, weder de condigno, noch auch de congruo. Es ist nicht eine Rechtfertigung aus den Werken neben der Rechtfertigung aus dem Glauben, noch viel weniger, wie vorgegeben wird, anstatt derselben, sondern die Rechtfertigung aus der untrenbaren Einheit beider behauptet. Die beiden Momente dieser Einheit aber stehen der göttlichen Gnade gleichwertig, d. h. verdienstlos gegenüber. Die Werke haben ebenso wenig als der Glaube einen der Teilnahme am Heil adäquaten Wert, sondern Glaube und Werke sind in ihrer Zusammengehörigkeit nur die Bedingung, an welche es Gott gefallen hat, seine seligmachende Gnade zu knüpfen, ohne daß die Erfüllung dieser Bedingung irgend ein menschliches Verdienst begründete. Es bleibt unter allen Umständen dabei, daß wir ohne Verdienst gerecht werden aus Gottes Gnaden durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, und solche Werke, welchen der Lohn zugerechnet wird nicht aus Gnaden, sondern aus Pflicht (Röm. 4, 4), sind von der vorliegenden Frage schlechterdings ausgeschlossen. Dessen ungeachtet dem Saz des Jakobus, daß der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein, imputiren wollen, daß er die freie Gnade beeinträchtige und menschliches Verdienst einführe, — ein impudenter ratiocinari nent das die Apologie.

Ist nun diese Gnade, welche ohne menschliches Verdienst den Sünder selig macht, der Schwerpunkt und die Sele der evangelischen Lehre, so liegt auch die Nichtigkeit des Vorwurfs auf der Hand, daß die aus der Zusammenfassung des Paulus und Jakobus entwickelte Einheit des Glaubens und der Werke ein Widerspruch gegen die reformatorische Grundwahrheit sei. Diese Einheit ist vielmehr die andere Seite der evangelischen Lehre und die durch das Zeitbedürfnis geforderte Ergänzung derselben. Die Reformatoren standen einer todten Werkgerechtigkeit oder einem aufrichtigen Pharisäismus gegenüber, welcher durch Aufbietung aller Kräfte die Seligkeit verdienen wollte. Für solche Verirrung gibt es kein Gegenmittel ohne allein in der Betonung des Glaubens und der Gnade, welche ohne Verdienst der Werke selig macht. Inzwischen hat die Trübung des christlichen Glaubens und Lebens eine ganz andere Gestalt gewonnen. Der Irtum, daß man sich Vergebung der Sünde mit barem Gelde erkaufen könne, hat bei uns jegliche Macht verloren. Auch solche hat die evangelische Kirche unserer Zeit nicht in ihrem Schoße, welche es sich mit Fasten und Almosen sauer werden ließen, Gott die Seligkeit abzuringen. Unser Schade ist vielmehr die träge Sicherheit, welche sich die Heiligung schenkt und sehr fern davon, mit Geduld und guten Werken nach dem ewigen Leben zu trachten, ohne Selbsterziehung zur Gerechtigkeit die Sorge um das Seligwerden der Gnade überläßt, für welche es zur Rechtfertigung und Beseligung guter Werke nicht bedarf. Was für todte Werkgerechtigkeit und aufrichtigen Pharisäismus das einzige Gegenmittel ist, das wird diesem trägen Glauben ohne Heiligung ein Geruch des Todes zum Tode. Der Schade unserer Zeit fordert gebieterisch, daß die andere Seite hervorgehoben, die erneuernde Kraft des Glaubens und die Solidarität des Glaubens und der Werke vorangestelt werde.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 29. Juni. № 52.

Der Mißbrauch des Sola fide.

(Schluß.)

Wenn nun dieselbe theologische Schule, welcher man bisher nichts weniger nachsagen konte, als ein Gelüsten nach dem Ruhm lutherischer Orthodoxie, urplözlich von Luthertum überfließt, wenn sie dabei einerseits Irlehren, welche das Fundament der ganzen evangelischen Wahrheit antasten, als wissenschaftliche Evolution mit gelassenem Mute gewähren läßt, andererseits im Artikel von der Rechtfertigung so empfindlich ist, daß sie auch da Irlehre sieht, wo der Kern und Stern der reformatorischen Rechtfertigung, die freie, menschliches Verdienst ausschließende Gnade in der unzweideutigsten Weise bekant wird, so muß es mit dieser gereizten Anwaltschaft für die lutherische Grundlehre eine besondere Bewandnis haben, und von vornherein wird die Annahme Plaz greifen, daß dieser eigentümliche Eifer in Hervorhebung der Rechtfertigungslehre nach einem ganz anderen Punkt hin gravitire.

In welchem Sinn man diese Lehre als ersten und Hauptartikel zu verwerten gedenkt, dafür sind wir weder auf das Errathen angewiesen, noch haben wir nötig, es auf dem Wege der Analyse bloszulegen. Es springt sofort deutlich aus dem Vorwurfe hervor, welcher dem Vortrage über den Brief des Jakobus gemacht wird, daß er nämlich „einer mechanischen Einheit der heiligen Schrift zu Liebe die Grundlehre des Luthertums in Frage stelle."

Was ist diese „mechanische Einheit" anders, als die Konkordanz zwischen dem Briefe des Jakobus und denen des Apostels Paulus? — In Zweifel ziehen oder leugnen kann man eine solche Konkordanz nur so, daß man zugleich die Einheit und damit die Dignität der heiligen Schrift aufgibt. Ist aber die gesamte Schrift göttliche Wahrheit und die harmonische Zusammengehörigkeit ihrer Aussagen ein erstes Axiom, so folgt notwendig, daß für die Bildung der bestimten Glaubenslehre nur die unverkürzte Zusammenfassung sämtlicher Schriftaussagen die Norm sein kann. Angenommen, nicht zugegeben, daß die Grundlehre des Luthertums vor dieser Norm nicht bestehen könte, so würde doch nur folgen, daß jene durch diese zu rekonstruiren sei, denn die Einheit der Schrift vorausgesezt, kann die Bildung des Dogma's unmöglich etwas anderes sein, als die Koncentration der Wahrheitsstrahlen in den einzelnen Schriftaussagen, das zusammenfassende Zeugnis, in welchem diese sich gegenseitig durchdringen und ergänzen. Sonst wäre das Dogma nicht schriftgemäß; es wäre im besten Fall eine Verkümmerung der evangelischen Wahrheit.

Der Grundzug der Reformation ist ebenso sehr die absolute Beugung unter die heilige Schrift, als unter die freie Gnade Gottes in Christo. Das formale und materiale Princip der Reformation sind keine Gegensätze, sondern dieses ist durch jenes so fundamentirt, daß es in seiner Isolirung haltlos werden würde. Mit der Annahme eines gegensäzlichen Verhältnisses verläßt man sofort den reformatorischen Grund und Boden.

Wenn man nun einmal überhaupt von einer mechanischen, d. h. gemachten und unwahren Einheit der Schrift spricht, und dann insbesondere behauptet, durch eine solche fingirte Einheit der heiligen Schrift werde die Grundlehre des Luthertums in Frage gestellt, so hat das doch keinen anderen Sinn, als daß man gewisse Aussagen der heiligen Schrift von der Bildung der Rechtfertigungslehre ausgeschlossen wissen will, jedenfalls deshalb, weil sie mit dieser „Grundlehre" in dem einmal angenommenen Sinn derselben nicht in Einklang zu bringen sind. So hat man denn allerdings nicht einer „mechanischen Einheit" der Schrift zu Liebe eine Grundlehre in Frage gestellt; wol aber hat man zu Gunsten einer „Grundlehre" die Einheit der Schrift Preis gegeben. Mit der Einheit der Schrift fällt ihre Autorität. Es ist die Position geschaffen, von welcher aus man die Schrift mit sich selbst in Widerspruch stellen kann. An die Stelle der aufgegebenen Einheit und Dignität der Schrift tritt dann in notwendiger Folge die Subjectivität, welche nach Gefallen und Bedürfnis den Wert der Schriftaussagen normirt, die einen gelten läßt, die anderen verwirft.

Im Ton vornehmen Bedauerns spricht die neue Anwaltschaft des Luthertums von der irrigen Meinung, als habe „die Kirche jedem Buch der heiligen Schrift den ganz gleichen Wert beigelegt". Wo diese Meinung heute ihre Vertreter hat, wissen wir nicht. Es ist uns nicht bekant geworden, daß das Buch Esther irgendwo als gleichwertig mit dem Evangelium St. Johannis bezeichnet ist. Aber etwas anderes ist es, eine fortschreitende Entfaltung der göttlichen Offenbarung anzuerkennen, und in den einzelnen Büchern der Schrift die Stufen dieser Entfaltung zu sehen, — wäre in einem Buch der Schrift das Morgenroth und in dem anderen die Mittagshelle, so ist Morgenroth und Mittagshelle doch dasselbe einige Sonnenlicht, und in

jeder folgenden Stufe der Entfaltung ist die Wahrheit der früheren mit enthalten — und etwas anderes ist es, bei zwei Büchern der Schrift, welche beide derselben heilsökonomischen Periode, nämlich der lezten angehören, „in welcher Gott zu uns geredet hat durch den Sohn", die Einheit, in der sie sich integriren, zu leugnen, und das eine als unwert zu kenzeichnen, bei der Bildung der Glaubenslehre verwendet zu werden. Und lezteres ist doch der Sinn des Bedauerns über die irrige Meinung von der Gleichwertigkeit der einzelnen Bücher der Schrift.

Hier hat sich eine menschliche Machtvollkommenheit etablirt, vor deren Forum jedes Buch und jedes Zeugnis der heiligen Schrift seine Autorität zu empfangen oder abzugeben hat. Welchen Prüfstein man dann gebraucht, um das Gold der Schrift von den Schlacken zu unterscheiden, ist principiell gleichgültig. Man kann ebenso wol den Brief des Jakobus durch Paulus cassiren lassen, als den Paulus durch die Autorität des Jakobus abweisen, und wenn man den Wert der einzelnen Schriftzeugnisse auf der Wage der eigenen Vernunft abwägt, so ist das im Princip auch nichts anderes. Die Schrift hat aufgehört, norma normans zu sein und ist norma normata geworden. Sie hat in der menschlichen Subjectivität ihren Herrn bekommen. Ebenso wenig macht es einen principiellen Unterschied, wenn die Lehre von der Rechtfertigung mit einer solchen normirenden Bedeutung ausgestattet wird, kraft welcher alles, was dem ihr einmal beigelegten Sinn sich nicht fügen will, in der Schrift zu streichen ist. Hat man dieser Lehre einen Inhalt gegeben, gegen welche gewisse Schriftaussagen Widerspruch einlegen, so würde dieser Inhalt eben nicht der schriftgemäße sein. Wird sie dessen ungeachtet als des Maß festgehalten, nach welchem die Aussagen der Schrift beurteilt, genehmigt oder verworfen werden, so ist „die Grundlehre der Reformation" zum Palladium der Selbstherlichkeit geworden, welche sich richtend über die heilige Schrift erhebt. *Das formale Princip der Reformation ist durch das materiale annullirt, ein sicheres Zeugnis, daß hier eine Depravation auch des lezteren vorliegt.* Welchen destructiven Tendenzen hiermit Bahn gebrochen wird, liegt auf der Hand, und so nimt denn die Anklage, welche wegen Abfall von der Grundwahrheit der Reformation erhoben worden ist, eine eigentümliche Wendung. —

Wir wenden uns zur *zweiten* gegen „die pseudolutherische Bewegung" geschleuderte Anschuldigung, daß bei ihr der seligmachende Glaube *durch eine unevangelische Betonung der Sacramente aus der ihm gebührenden Stellung verdrängt und bedroht werde.* Dieser Vorwurf bezieht sich auf Thesen, welche die heilsökonomische Bedeutung der Sacramente skizzirten. Sie waren wiederholt Gegenstand der Verhandlung auf Pastoralkonferenzen, und haben auch außerhalb dieser mannigfache Berücksichtigung gefunden. Legen wir diese zweite Anklage auf die Wage einer unbefangenen Prüfung! —

Es ist eine in den modernen theologischen Schulen vielfach sich zeigende Eigenheit, daß man nicht nur kein Verständnis für die specifische Eigentümlichkeit der durch die Sacramente vermittelten Gnadengabe hat, sondern sich auch weigert, ein solches zu suchen. Es wird der lutherischen Theologie nicht blos nachgesagt, daß es ihr bisher noch nicht gelungen sei, auf bestimte und haltbare Weise die besondere Wirkung zu bezeichnen, durch welche die Sacramente von dem im Glauben angeeigneten Wort sich unterscheiden; man bezeichnet es auch als eine principielle Verfehlung, nach einer solchen den Sacramenten schlechthin eigentümlichen Gnadengabe überhaupt nur zu fragen. Die Heilsgabe sei eine einige und unteilbare, und wer den durch das Wort gewirkten rechtfertigenden Glauben habe, sei sicherlich damit auch im Besiz dieses Heilsguts, und somit sei es unzulässig, in den Sacramenten noch eine Gnadengabe anzunehmen, welche nicht auch schon durch das Wort angeboten und im Glauben empfangen werde.

Daß dabei die Notwendigkeit der Sacramente zum Heil hinfällig wird, ergibt sich auf den ersten Blick. Ist die Wirkung des im Glauben angeeigneten Worts zum Heil ausreichend, so bedarf es der Sacramente nicht mehr. Was etwa gesagt wird, um den lezteren doch irgend welche Bedeutung zu bewahren, ist wie überhaupt, so insbesondere für ihre Notwendigkeit durchaus unerheblich. Wird die Eigentümlichkeit der Sacramente dahin bestimt, daß sie das durch das Wort dargebotene und im Glauben angeeignete Heil abspiegeln, so kann das Heil durch das Hinzutreten eines zweifelhafteu Reflexes weder etwas gewinnen, noch durch das Fehlen einer derartigen symbolischen Darstellung etwas verlieren. Ueberdies sollten eine solche Wertbestimmung sich diejenigen am wenigstens zu Schulden kommen lassen, welche sonst so entschiedene Gegner aller „hierurgischen" Darstellungsacte sind — Nicht besser steht es mit *der* Unterscheidung zwischen Wort und Sacrament, daß jenes den Glauben erwecke, dieses ihn stärke. Denn dieselbe den Glauben stärkende Wirkung hat jedenfalls auch das göttliche Wort, und zwar in intensiverer Weise, weil es das Deutlichere und Adäquatere ist, und es ist nicht einzusehen, welchen Wert das Schwächere neben dem Stärkeren haben könte. In beiden Fällen sind die Sacramente auf das Maß des Entbehrlichen herabgesezt, und wenn man bei diesem Sachverhalt dann natürlich eine andere Notwendigkeit für die Sacramente nicht anzugeben weiß, als die, daß sie doch einmal eingesezt seien, die sogenante necessitas praecepti, so ist das ein schlechter Notbehelf, nachdem man in den Vordersätzen jede in der Natur der Sacramente liegende Notwendigkeit geleugnet hat. Man sollte billiger Weise zu der necessitas praecepti die Erläuternng hinzufügen, daß der Herr in den bedeutsamsten Momenten seines Erdenlebens, in der Stunde vor seinem Kreuzesleiden und in der Stunde seiner Himmelfahrt, sich mit Dingen aufgehalten habe, welche die Gläubigen ohne Schaden entbehren können.

Einer solchen Annullirung der Sacramente treten die in Anspruch genommenen Thesen entgegen. Sie gehen von der Natur der Heilsgabe aus und skizziren die Definition derselben dahin, daß sie nicht blos ethischer, sondern wesenhafter Art, und in der Selbstmitteilung Christi nach der Totalität seines ganzen

gottmenschlichen und geistleiblichen Wesens gegeben sei. Der Herr selbst ist das Brod des Lebens und deshalb die Consubstantiation Christi mit dem Wesen des in Schuld und Tod gefangenen Menschen das heilige Mysterium der subjectiven Erlösung.

Der volle Begriff der Kindschaft verwirklicht sich nicht in einem blos ethischen Verhältnis, nicht in dem Darreichen und Empfangen gewisser Wolthaten, in Pflichten und Rechten, sondern auf einer Naturbasis. Die Kinder sind Fleisch und Bein von dem Fleisch und Bein der Eltern. Es ist der Mutter Blut, was in den Adern des Kindes strömt, und des Kindes Leben ist eine Ausstrahlung aus dem elterlichen Leben. Diese Naturbasis ist das Erste in der Kindschaft, auf welchem sich dann die ethische Seite der Kiudschaft erhebt.

Die Gotteskindschaft steht im Parallelismus mit der Kindschaft überhaupt. Gottes Kinder sind nicht blos Adoptivkinder, sondern Kinder „aus Gott geboren". Sie gelangen zur Gotteskindschaft dadurch, daß sie „teilhaftig werden der göttlichen Natur" (θείας κοινωνοὶ φύσεως). Das aber ist durch kein sittliches Verhalten in Glaube, Liebe und Vertrauen zu erreichen, sondern es ist eine Gottesthat, die sich in der Consubstantiation Christi mit dem erlösungsbedürftigen Menschen vollzieht. Dadurch wird der Herr der zweite Adam in durchaus reellem Sinn, und wir werden seines Wesens teilhaftig. Es ist so zu sagen die von Christo ausgehende kontinuirliche Menschwerdung des Logos, durch welche der Herr der Erstgeborne unter vielen Brüdern, wir aber Gottes Kinder werden.

Diese wesenhafte Selbstmitteilung Christi ist sicherlich nicht identisch mit der Glaubensgerechtigkeit. Vergebung der Sünde ist eine Gabe des Herrn, aber nicht Er selbst. Die Selbstmitteilung Christi sezt diese Gabe ebenso sehr voraus, als sie dieselbe einschließt; daher die unerläßliche Notwendigkeit, welche Glaube und Sündenvergebung für die Seligkeit haben. Zur Darreichung der vollen Heilsgabe in ihrer Substantialität Seitens des Herrn, so wie für das Empfangen Seitens des Menschen bedarf es der gottgegebenen sacramentalen Vermittelung. Das Wort kann ein Wissen, Lieben, Vertrauen schaffen, damit ethische Verhältnisse begründen und göttliche Einwirkungen ermöglichen, aber es kann seiner Natur nach nicht der Träger einer Substantialität sein, eben so wenig als der Glaube, welcher ein ethisches Verhalten ist, für sich allein die substantielle Heilsgabe (welche unter anderm auch die Leiblichkeit des Herrn einschließt) zu ergreifen und dem Wesen des sündigen Menschen zu consubstantiiren im Stande ist.

Die weitere Ausführung dieser Lineamente würde über den vorliegenden Zweck hinaus gehen. Die gegebenen Andeutungen werden genügen, da es sich lediglich um die Frage handelt, ob durch eine solche Anschauung von der specifischen Heilswirkung der Sacramente der Glaube zurückgestellt und bedroht sei.*)

Lezteres würde zutreffen, wenn hinsichtlich der Sacramente ein opus operatum im schlechten Sinn dahin gelehrt wäre, daß sie auch ohne lebendigen Glauben in allen die Seligkeit wirken, welche nur nicht positiv widerstreben. Dann allerdings wäre der Glaube aus der ihm gebührenden Stellung verdrängt und durch die Sacramente ersezt. Es ist aber ja Niemandem eingefallen, ein solches schlechtes opus operatum zu behaupten. Zwar, soll mit diesem Ausdruck die objective, vom menschlichen Glauben unabhängige Gegenwart eines himlischen Heilsguts in den Sacramenten getadelt werden, und gefällt man sich darin, diese Objectivität der sacramentalen ewigen Gabe als eine „ganz magische Vorstellung" zu kenzeichnen, so muß sich die symbolische Lehre der lutherischen Kirche diesen Vorwurf sicherlich gefallen lassen, denn sie hat sich immer zu der objectiven Realität einer himlischen substantiellen Heilsgabe bekant, welche in den Sacramenten nicht kraft menschlichen Glaubens, sondern kraft göttlicher Einsetzung gegenwärtig sei. Es ist das etwa dieselbe Magie, welche ebenso an der Menschwerdung des Sohnes Gottes haftet, denn auch hier herscht die Vorstellung, daß die Fülle der Gottheit und das ewige Leben in der Armut dieser Welt Wohnung genommen habe, ohne durch menschlichen Glauben bedingt zu sein, lediglich vermöge göttlicher Sendung. Aber ebenso bestimt als die objective Gegenwart einer substantiellen Heilsgabe in den Sacramenten aufrecht erhalten worden, ist auch von der Gabe selbst die beseligende Wirkung derselben unterschieden, und daß diese leztere durch den Glauben bedingt sei, ist eine Wahrheit, welche niemals, eine Anfechtung erlitten hat. Auch um der schreckhaften Consequenzen willen, welche dieser Anschauung zum Vorwurf gemacht werden, wird sie schwerlich sich selbst aufgeben. Es sind zum Teil eingebildete Konsequenzen, wie die, daß kraft der Teilnahme am Sacramente ja nun auch die Ungläubigen dasselbe Recht haben würden, sich zur wahren Kirche Christi zu rechnen, wie die Gläubigen. Es würde die Mühe nicht lohnen, hierauf einzugehen und zunächst den Unterschied der „wahren" und der unwahren Kirche zu analysiren, um schließlich etwa zu dem sehr einfachen Resultat zu gelangen, daß zwar verdorrte Reben auch Reben und zum Weinstock zu rechnen sind, aber darum doch wol nicht mit den fruchtbringenden Reben in gleichen Würden und Rechten stehen. Wenn ferner die Consequenz gezogen wird, daß der Anschauung von der Objectivität der sacramentellen Gnadengabe zufolge Christus im Weltgericht einen Teil seines wahrhaftigen und unvergänglichen Leibes der Hölle zur ewigen Verdamnis übergeben werde, so ist das nicht ganz so grauenhaft, als die volltönenden Worte es erwarten lassen möchten. Wir werden uns darin finden müssen, daß das Sonnenlicht, welches die Lilie auf dem Felde schöner kleidet, als Salomo in aller seiner Herlichkeit es war, in andern Fällen auch die Verwesung fördert, da nämlich, wo es mit seinem Strahl auf ein Gestorbenes trifft.

*) Was oben über die Bedeutung der Sacramente gesagt ist, macht nicht den Anspruch, die Anschauung der Redaction der Ev. K. Z. oder die im Leserkreise derselben herschenden Gedanken auszudrücken. Wie man aber auch dazu stehe, das Urteil darüber, ob der Glaube durch die gegebene Darstellung beeinträchtigt werde, ist doch nicht davon abhängig, ob man diese bejaht oder verneint.

Die Verwesung ist ebenfalls ein Gericht über die Vergänglichkeit des Lebens bis zur Vernichtung selbst der äußeren Form, welche aus dem Leben hervorgegangen ist. Aber das Sonnenlicht, welches das Vewesende durchdringt und durchwirkt, wird darum doch nicht, weder ganz, noch teilweise der Verwesung übergeben, sondern bleibt unversehrt und unbefleckt. Zu dem gibt es eine Stunde, wo alle Gnaden, auch die des Sacraments, für manche rückgängig gemacht werden, — eine Stunde, in welcher dem, der nicht hatte, auch das genommen wird, was er hatte. Aber bis dahin hatte er doch, und war es bei ihm auch nur ein todtes Pfund, er hatte es. So werden wir schwerlich Ursache haben, uns durch den Vorwurf, daß wir magischen Vorstellungen ergeben wären, einschüchtern zu lassen, und werden unseres guten Grundes uns bewußt, beides gleich sehr festhalten: den Unterschied der sacramentalen substantiellen Heilsgabe und ihrer beseligenden Wirkung, sowie die Objectivität der ersteren und die Bedingtheit der lezteren durch den Glauben.

Was insbesondere die in Anklagestand versezten Thesen betrifft, so haben diese aufs Unzweideutigste hervorgehoben, daß der Glaube die unerläßliche Bedingung für die selig machende Wirkung der wesenhaften Gnadengabe im Sacrament sei. Wenn sie nun einerseits zwar die specifische Gnadenwirkung der Sacramente sehr bestimt behaupten, andererseits aber ebenso entschieden die Unerläßlichkeit des Glaubens zur Seligkeit festhalten, so ist es doch schlechthin unerfindlich, wie dadurch der Glaube in seiner Stellung und Bedeutung alterirt werden sollte. Denn eine andere Stellung kann der Glaube doch nimmermehr haben, als daß er die auf der menschlichen Seite liegende Bedingung für die selig machende Gnade ist.

Der erhobene Vorwurf scheint zunächst etwas Wunderliches zu haben. Denn allerdings ist, wie schon bemerkt worden, die Consubstantiation Christi mit dem Wesen des erlösungsbedürftigen Menschen etwas Anderes, als die Aneignung der Glaubensgerechtigkeit. Beide aber treffen zusammen in dem allgemeineren Begriff der Gemeinschaft mit Christo. Daß ohne diese keine Seligkeit möglich sei, ist auf unserer, wie auf der anderen Seite das zweifellos Gewisse, und es besteht darüber dort und hier ein völliges Einverständnis. Die Differenz läge doch nur in der Frage nach der besonderen Art dieser Gemeinschaft, und würde sich erst da erheben, wo die Rede von der Natur der Heilsgabe ist, ob diese in der Glaubensgerechtigkeit ausreichend und voll beschlossen sei, oder ob zu ihrer Ganzheit dies Mysterium der substantiellen Selbstmitteilung Christi gehöre. Es läge immer nur eine Differenz bezüglich der objectiven Heilsgabe vor, aber nicht hinsichtlich der subjectiven Bedingtheit, des Glaubens, welcher auf den beiden differenten Seiten ganz in derselben Weise als unentbehrlich zur Seligkeit festgehalten wird. Somit befänden sich also Betreffs der Bedeutung des Glaubens die verklagten Thesen mit ihren Verklägern in bester Harmonie.

Unter diesen Umständen würde es schwer zu begreifen sein, wie die Anklage bei ihrer evidenten Hinfälligkeit hätte ausgesprochen werden können, wenn in der Sorge um die angeblich bedrohte Stellung des Glaubens nicht ganz andere Tendenzen mächtig wären. Daß und warum die Reformatoren guten Grund hatten, die Rechtfertigung durch den Glauben als Fundamentalartikel voran zu stellen, ist oben gesagt worden; ebenso daß die herschenden Fragen und Gesensätze unserer Zeit ganz andere und so geartet sind, daß man ihnen mit dem reformatorischen Hauptartikel allein nicht mehr begegnen kann. Wenn man dessen ungeachtet dabei verharrt, der Lehre von der Rechtfertigung eine einzigartige, alle andern Heilswahrheiten überragende Stellung anzuweisen, so hat das ein der Reformation sehr fremdes Ziel. Wie man zu Gunsten einer „Grundlehre" die Einheit der Schrift Preis gibt mit dem Erfolge, daß nun jede Aussage der heiligen Schrift ihren Wert von menschlicher Schätzung empfängt, so wird dem Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben vielfach eine singuläre Stellung angewiesen, um das kirchliche Bekentnis zu durchbrechen und die Schätze desselben liquid zu machen.

Wenn man behauptet, der Schwerpunkt der gesamten Lehre liege in dem Artikel von der Rechtfertigung, wenn diese Lehre die herschende Centrallehre genant, wenn der rechtfertigende Glaube als das Princip der ganzen Theologie und kirchlichen Entwickelung bezeichnet wird, so haben alle diese Bestimmungen die Tendenz, nur diejenigen Lehren als wesentliche Heilslehren anzuerkennen, welche aus der Entfaltung jenes Princips als Emanationen desselben sich ergeben. So ist der Artikel von der Rechtfertigung nicht mehr eine Lehre im Bekentnis, sondern er ist das Bekentnis, Norm aller anderen Glaubenslehren, welche Wert und Bedeutung darnach erhalten, ob sie auf der Linie der explicirten Centrallehre liegen, oder nicht. Dem Artikel von der Rechtfertigung ist eine Alleinherschaft vindicirt, welche nichts anderes in gleichen Würden neben sich duldet. Er hat aufgehört, eine Lehre im gewöhnlichen Sinne zu sein; er ist zum Princip geworden, welches aus dem Bekentnis und der Entwickelung der Kirche alles als unwesentlich ausscheidet, was nicht in ihm gegeben ist.

Daß aus dieser singulären Stellung, vermöge welcher die Lehre von der Rechtfertigung alle anderen Dogmen beherscht, eine totale Verkümmerung des kirchlichen Bekentnisses unausbleiblich folgt, ergibt sich auf den ersten Blick.

Zur Rechtfertigung durch den Glauben verhält sich die lutherische Anschauung vom heiligen Abendmal ebenso verträglich, wie die reformirte. Eine Entscheidung über die hinsichtlich dieses Sakraments bestehende Differenzen ist aus dem „Princip" in keiner Weise abzuleiten. Folgerecht tritt die Lehre vom heiligen Abendmal als indifferent in den Hintergrund. Sie verliert den Wert eines wesentlichen Bestandteils des kirchlichen Bekentnisses, und kann fortan nur einzelnen Christen, Theologen, Gemeinden als individuelle Ansicht oder der Pietät als ehrwürdige Reliquie anheimgestellt werden. Diese ganz einzigartige Dignität des Artikels von der Rechfertigung läßt sich nun freilich nicht aufrecht erhalten, wenn den Sakramenten eine zum Heil notwendige specifische Gnadenwirkung eignet. Es ist daher nur das Gebot des Princips, daß man in der Wirkung der Sakramente nicht zuläßt, was nicht schon im rechtfertigenden Glauben gegeben wäre. So wird allerdings der Glaube weder „bedroht" noch „zurück gestellt", aber die Sakramente werden vernichtet.

Daß die Reformatoren sehr fern davon waren, mit solcher Tendenz die Rechtfertigung durch den Glauben als ersten uns Hauptartikel vorzustellen, das wird den Theologen der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung unverborgen sein, wenn sie sich erinnern wollen, mit welcher unbeugsamen Entschiedenheit Luther seine Anschauung vom heiligen Abendmal festhielt, und wie wenig er gewillt war, die Differenz in der Lehre vom Altarsakrament mit der Uebereinstimmung bezüglich der Rechtfertigung zuzudecken. Die Reformatoren legten einen hohen Wert auf die Rechtfertigungslehre, aber eine Centralstellung derselben, vermöge welcher sie indifferenzirt, was sie nicht inplicirt, kanten sie nicht. Es wäre deshalb billig, wenn die Vertreter der Emanationstheorie anfhörten, als Repräsentanten des ächten Luthertums zu fungiren und Anklagen wegen Verdrängung des Glaubens durch die Sakramente zu formuliren. Einen soliderен Grund würde die gegensäzliche Behauptung haben, daß unter der Herschaft der Emanationstheorie der Artikel von der Rechtfertigung eine zerstörende Tendenz gewint, welche nicht blos die Bedeutung der

Lehre von den Sakramenten annullirt, sondern weiter hin die gesamte Substanz der christlichen Wahrheit selbst in Frage stellt.

Es wird nämlich bei dieser eigentümlichen Art und Weise, die Rechtfertigung durch den Glauben als Princip zu verwerten, nicht dabei sein Bewenden behalten, daß die Lehre von den Sakramenten als indifferent in den Hintergrund geschoben wird, Principien, die einmal in die Entwickelung eingetreten sind, entfalten sich unaufhaltsam nach geschichtlicher Notwendigkeit bis zu ihren lezten Konsequenzen, um in diesen zu siegen oder sich selbst zu richten, und lassen sich schlechterdings nicht auf einem beliebigen Punkte zum Stillstand bringen. Geht man einmal davon aus, daß alles, was nicht unmittelbar die Centrallehre berührt, als mehr unwesentlich nach der Peripherie zu liegend betrachtet werden müsse, so wird selbst im apostolischen Glaubensbekentnis noch manches Preis zu geben sein. Das apostolische Symbol bekent den Herrn, welcher „empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria", der „am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten"; es bekent eine „Auferstehung des Fleisches". Wie man über diese Glaubenssätze auch denke, man wird in dem einen, wie in dem anderen Fall die Rechtfertigung durch den Glauben bewahren können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten. Das Centrum der Heilswahrheit bleibt nach der modernen Anschauung bei derartigen Differenzen ja völlig intact. Somit sind auch jene Aussagen im Apostolicum zur Verausgabung liquid geworden.

Was würde überhaupt von dieser zersetzenden Tendenz noch verschont bleiben? — diejenigen, welche an die Stelle des Fleisch gewordenen Worts den Gott gewordenen Menschen setzen, werden ohne Zweifel den Nachweis führen, daß die Lehre von der Rechtfertigung in vollster Integrität bei ihnen bestehe. Ist bei unverlezt bewahrter Geltung der Centrallehre jede andere Differenz von sekundärer Bedeutung, so wird auch der Unterschied zwischen dem Bekentnis der Gottheit Christi im Sinne der Kirche und der Ansicht von der zur Gottheit sich emporringenden Menschheit als erträglich anzusehen seien. Der Glaube an den eingebornen Sohn Gottes, wie er bisher von der gesamten Christenheit bekant worden, ist eine disputable Sache geworden. In dieser principiellen Verwertung der „Centrallehre" hat es denn auch jedenfalls seinen natürlichen Erklärungsgrund, daß diejenigen, welche für eine angebliche Schädigung des Artikels von der Rechtfertigung durch zu scharfe Betonung der Werke oder der Sakramente, eine so krankhafte Empfindlichkeit zeigen, die bedenklichste Irlehre über die Person Christi so gelassenen Sinnes betrachten.

Schließlich wird auch die Lehre von der Rechtfertigung selbst entschwinden. Denn dieser Artikel erhält, wie jeder andere, seinen wahren Inhalt nur aus dem Zusammenhang mit allen übrigen Glaubenswahrheiten. Aus diesem Zusammenhang gelöst, wird er zu einer elastischen Hülle, welche sich jeden beliebigen Inhalt gefallen läßt. Was ist denn von der Wahrheit dieses „ersten und Hauptartikels" da noch übrig geblieben, wo sich die Rechtfertigung des Sünders vor Gott zur Selbstverantwortlichkeit des Menschen vor Gott gewandelt hat! — Unter der Herschaft dieser Centraltheorie zerstört der Artikel von der Rechtfertigung alle anderen Glaubenssätze und endlich sich selbst. Die Substanz der christlichen Wahrheit wird alterirt, allerdings nicht in der Weise der Romanisten, wohl aber der Rationalisten.

Diese Folgen sind nicht etwa nur Consequenzen auf dem Gebiet der Dialektik. Die Frage liegt ganz praktisch so, ob die Kirche unter die neu aufgekommene Herschaft jenes „Princips" gestellt werden, die Kraft und Geltung ihres Bekentnisses und ihre Lebensäußerungen beschränken, und einen großen Teil ihres Reichtums als indifferent geworden der Subjectivität anheim geben soll. Die Theologen der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung sind allerdings der Meinung, und dann könte der Vorwurf wegen Abfalls von der Kirche der Reformation in eigentümlicher Weise auf sie zurück fallen. Wenn man dabei bedenkt, in welcher Art diese Meinung geltend gemacht wird, mit welchen Beschuldigungen diejenigen aus der evangelischen Kirche ausgewiesen werden, welche eine vollere Entwickelung der evangelischen Wahrheit, aber nicht die Reduction derselben auf ein geringeres Maß als Basis des Fortschritts suchen, so nimt sich der Vorwurf, daß die Evangelische Kirchenzeitung indices verfertige und Ketzer verbrenne, wunderlich genug aus. In diesen Kurialkünsten hat die Evangelische Kirchenzeitung einen Meister gefunden, von welchem sie noch viel lernen kann.

Daß eine reichere Entfaltung der evangelischen Lehre nach neuen Seiten hin durch indices werde gehindert werden, steht darum nicht zu befürchten. Die wachsende Entfaltung der Wahrheit ist eine derselben eingeborene Naturnotwendigkeit. Die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung hat sich noch mit Jakobus und Matth. 25 gründlicher, als bisher, auseinander zu setzen. Die Aufgabe wird gelöst werden, und zwar noch anders als dadurch, daß man geringschätzig auf eine sogenante mechanische Einheit der heiligen Schrift herabsehend in dieser streicht, was nicht gefällt. — Die evangelische Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens hat noch in haltbarerer Weise, als es gewöhnlich geschieht, ihr Verhältnis zu der specifischen Gnadenwirkung der Sacramente zu suchen. Und die Frage, ob die Glaubensgerechtigkeit, die alles bis zur Seligkeit hin implicirende Heilsgabe sei, oder ob zur Ganzheit der lezteren das Mysterium der durch die Sakramente vermittelten Consubstantiation Christi mit dem zu erlösenden Menschen gehöre, fordert ihre Antwort. Und diese ist zu finden nicht blos für die Theologie, sondern auch für die Gemeinde. Die Frage nach der specifischen Wirkung der Sakramente ist nicht so allein theoretisch theologischer Art, als es auf den ersten Blick scheinen könte. Wie manchmal taucht aus dem glaubenswarmen Teil der Gemeinde die Frage auf, welche Notwendigkeit denn das Sacrament habe, und wie man sich Vergebung der Sünde erst im Kelch des Altars trinken solle, wenn man sie eben in der Absolution und sonst auf das demütige: „Vergieb uns unsere Schuld", im Glauben empfangen habe. Durch eine zeichenhafte Abspiegelung des Heils im Sakrament, oder durch eine darauf hinaus laufende Bescheidung, daß man im Sakrament empfange, was man auch außerhalb desselben ebenso wol empfangen könne, fühlt sich das aufrichtige Christenherz nicht befriedigt. Es ist am Altar zu tief vor den Schauern des Heiligen und von der Ahnung eines göttlichen Geheimnisses berührt worden, als daß sein Denken in so dürftiger Auskunft zur Ruhe kommen könte. Und diese Frage nach der heilsökonomischen Bedeutung der Sakramente, wird eine andere Antwort finden, als in der Annullirung der Sakramente. Für diejenigen, welche eine vollere Entfaltung der Wahrheit erstreben, gibt es indices, für die Wahrheit selbst nicht.

Othello.

(Schluß.)

Wenn aber die nackte Selbstsucht, die sich nach diesen Geständnissen hinter der Verstellungskunst der Heuchelei zu verbergen weiß, der Grundzug seines Charakters ist, so komt hinzu, daß er einen sittlichen Maßstab des Handelns absolut nicht kent. An den Wagebalken menschlichen Lebens hängt er auf der einen Seite die Bosheit und die Sinnlichkeit, an der andern die Vernunft, und soweit es ihm nun die Vernunft, das ist die Klugheit nicht verbietet, gibt er der Bosheit und der Sinnlichkeit freien Raum, zu schalten und zu walten. „Tugend, ein Schaum! In uns selber liegt's, ob wir so sind oder anders. Unser Körper ist ein Garten und unser Wille der Gärtner, so daß ob wir Nesseln darin pflanzen wollen oder Salat bauen, Ysop aufziehn oder Thymian ausziehen, ihn dürftig mit einerlei Kraut besetzen, oder mit mancherlei Gewächs aussaugen, ihn müßig verwildern lassen, oder fleißig in Zucht halten — nun das Vermögen dazu und die bessernde Macht liegt durchaus in unserm freien Willen. Hätte der Wagebalken unseres Lebens nicht eine Schale von Vernunft und eine andere von Sinnlichkeit aufzuwiegen, so würde unser Blut und die Bösartigkeit unserer Triebe uns zu den ausschweifendsten Verkehrtheiten führen, aber wir haben die Vernunft, um die tobenden Leidenschaften, die fleischlichen Triebe, die zügellosen Lüste zu kühlen und daraus schließ ich — was du Liebe nenst, sei ein Pfropfreis, ein Ableger, ein Gelüst des Bluts, eine Nachgibigkeit des Willens."

Ist das der Maßstab seines Handelns, so wird es seiner Klugheit leicht werden, einen Racheplan auszusinnen. Er hat einmal gehört, der Mohr sei vertraut mit seinem Weib gewesen. Er glaubt das zwar nicht, läßt's auch niemals merken, aber er will so thun, als wär es wahr, um sich einen desto stärkern Trieb nach Rache einzureden. „Er hat mich gern,
Um desto besser wird mein Plan gedeihn.
Der Cassio ist ein hübscher Mann: laßt sehn!
Sein Amt erhaschen, mein Gelüste büßen —
Ein doppelt Schelmstück. Wie nur? Laß mich sehn —
Nach einger Zeit Othello's Ohr bethören,
Er sei mit seinem Weib zu vertraut —
Der Bursch ist wolgebaut, von schmeidger Art
Recht für den Argwohn, recht den Fraun gefährlich.
Der Mohr nun hat ein grad und frei Gemüt,
Das ehrlich jeden hält, scheint er nur so,
Und läßt sich säuftiglich an der Nase führen,
Wie Esel thun.
Ich hab's, es ist erzeugt; aus Höll und Nacht
Sei diese Unthat an das Licht gebracht!" —

So ist der Grund aus Hölle und Nacht gelegt, auf welchem Jago seinen Racheplan aufführen wird. Man könte fragen, ob solche eiseskalte, lediglich von satanischer Berechnung, ohne jeden sittlichen Halt getriebene Menschen gefunden werden. Von allen christlichen Regungen ganz abgesehen, finden wir bei Jago auch nicht einmal die Spur der Humanität, vielmehr scheint nur Bestialität, nur der reine Satanismus die Grundlage seines Handelns zu sein. Wenn Göthe den Teufel einen Egoisten nent, hier begegnen wir dem Egoismus in der krassesten Gestalt. Einen Gott im Himmel kent er nicht, mit menschlichen Herzen und Leben spielt er wie mit Würfeln, keine Spur einer Gewissensregung wird an ihm bemerkbar, der sehr schuldlose Rodrigo ist ihm der Narr, der seinen Zwecken dienen muß, wenn er auch dem Dolche verfallen müßte, der tiefste Schmerz, das Ringen und Beben des schuldlosen Herzens Desdemona's scheint ihn völlig gleichgiltig zu lassen, und wenn der edle, großmütige, sonst so starke und gewaltige Othello von innern Qualen, die er schadenfroh seinem Herzen bereitet, ohnmächtig zu seinen Füßen fällt, so läßt ihn Jago eben liegen und spielt seine Rolle weiter, bis Othello wieder zu sich komt. Der einzige Schimmer, der an eine menschliche Regung erinnert, ist etwa der Umstand, daß er nach Motiven sucht, die sein Handeln rechtfertigen möchten. Er redet sich Othello gegenüber ein, daß er selber Ursache habe, eifersüchtig auf ihn zu sein, Desdemona ist ihm nicht so mild und rein, wie sie scheint, sie trog ja ihren Vater, Cassio ist ein Florentiner und widerrechtlich ihm vorgezogen. Diese und ähnliche Motive scheinen seine „Theologie der Hölle" einigermaßen entschuldigen zu sollen. Es ist schwer zu sagen, wie tief ein Mensch, der die heiligen Grundlagen des Lebens sich einmal unter den Füßen weggenommen, dem Dämonismus verfallen kann, daß er dem Satan selber zum Verwechseln ähnlich sieht, doch wollen wir nicht vergessen, daß wir an Shakespeare den größten Menschenkenner vor uns haben, daß er menschliche Herzen in ihren tiefsten Pulsen belauscht hat, und seine Dramen durchweg treue Copien des wirklichen Lebens sind. Er geht niemals auf Stelzen, wie etwa Schiller, und seine Menschen sind nicht Phantasiestücke, sondern wirkliche Personen von Fleisch und Bein. So wollen wir auch Jago von ihm annehmen und einen langen Gedankenstrich daneben stellen, der nicht mit dem pharisäischen Worte endigt: „Ich danke dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute."

Nachdem Jago einmal seinen Plan gefaßt, so führt er ihn rasch durch. Er weiß den Mohren bald mit Cassio zu entzweien und sehr geschickt den ersten Tropfen des Giftes, woraus die Eifersucht erwächst, seinem Herzen einzuflößen. Dieser erste Schachzug ist ihm trefflich gelungen und nun hat er weiter nichts nötig, als das böse Kraut gelegentlich zu begießen und geschickt zu pflegen, um es so tiefe Wurzeln schlagen zu lassen, daß Herz und Leben des Mohren davon völlig durchwuchert und vernichtet wird. Denn die Eifersucht ist ein Scheusal, das aus Nichts geboren, sich aus sich selber mästet und Alles verschlingt, was ihm das Wachstum hindern könte.

Zu erklären, wie die Eifersucht im Herzen des Mohren entstehen konte, dessen dürften wir nach dem oben in der Einleitung Gesagten hier überhoben sein. Doch wollen wir noch daran erinnern, daß das heiße Blut aller Südländer grade für diese schlimme Leidenschaft besonders empfänglich ist. Die Italiener, Spanier und Portugiesen sind dafür bekant, wie sie eben deswegen nach Gift und Dolch greifen, während die einmal erregte Wut der Mohren keine Gränzen kent. Die schmäliche Bewachung und Absperrung der Weiber bei Türken und Arabern deutet darauf zurück. Bei Othello aber komt die geschäftige Kunst und List Jago's hinzu, dem der arglose Mohr so unbedingt vertraut, während die gewandte und feine Schönheit Cassio's den Frauenherzen ganz besonders gefährlich war, und der Mohr nur allzu gut wußte, daß Cassio alle die Vorzüge besaß, die eben ihm fehlten. Vor allen Dingen aber hatte Desdemona den Vater wirklich betrogen, und der Mohr kent das Gewicht dieser Thatsache. Als ihn Jago daran erinnert, hebt er selber es bedeutsam hervor: „Ja, das hat sie gethan". Endlich weiß Jago alle Umstände so geschickt zu leiten und zu fügen, das verhängnisvolle Taschentuch, mit dem der alt ererbte Aberglauben des Mohren verwebt und verwachsen ist, komt so bedeutend in Frage, daß wir aus alle dem klar genug sehen, wie unzerreißbar das Herz Othello's von diesem bösen Gewebe immer fester umsponnen wird, bis der unglückselige Argwohn zur unerschütterlichen Ueberzeugung wächst.

Wir wollen der weitern Entwickelung dieser unermeßlichen Qualen, die sich nun auf beide Herzen legen, nicht weiter im Einzelnen nachgehen, sondern nur noch daran erinnern, wie unendlich glücklich der Mohr durch die Liebe und den Besiz Desdemona's geworden. Er war durch sie aus dem Zustande seiner Sele gerettet, den er das Chaos nent, wie wir ihn oben angedeutet. Bisher war er bei allen Thaten, die er gethan, und ungeachtet der hohen Stellung, die er gewonnen, immer noch der geschmähte schwarze Mohr geblieben, er sah sich innerlich ausgeschlossen. Durch seine Verheiratung mit Desdemona war er völlig ebenbürtig geworden, ihre ungeteilte Liebe und Hingabe an ihn krönte sein Leben und befriedigte sein Herz. Ist es aber wahr, woran er bald nicht mehr glaubt zweifeln zu dürfen, ist Desdemona falsch, eine sinnliche Betrügerin, hat sie sein argloses Herz misbraucht, um ihn schmälich zu hintergehen, ist auch dieses reinste Gefäß nur ein Sumpf für „ekler Kröten Brüten und Begehen", so sieht er sich auf einmal herabgestürzt von seiner lichten Höhe, sein ganzes Leben, Beruf und Ehre ist dahin, er ist gemeinem Spott und Hohn Preis gegeben. Schon der geringste Zweifel, nur diese Gedanken hegen zu müssen, ist die schwerste Folter seiner Sele.

„O nun, auf immer
Fahr wol des Herzens Ruh! Fahr wol mein Friede!
Fahr wol du wallender Helmbusch, stolzer Krieg,
Der Ehrgeiz macht zur Tugend! O fahr wol!
Fahr wol, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Mutschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Du königlich Panier, und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Kriegs! —
Und o, du Mordgeschoß, des rauher Schlund
Des ew'gen Jovis Donner wiederhallt,
Fahr wol, Othello's Tagwerk ist gethan!" —

Dann schießt wieder der Gedanke in seine Sele, Jago möchte falsch sein; kann Desdemona ihn betrügen, wer bürgt ihm, daß Jago nicht vielleicht ein Schurke ist:

„Beweise Schurk' mir, daß mein Weib verbuhlt,
Thu's ja, schaff mir den sichtlichen Beweis;
Sonst bei dem Leben meiner ew'gen Sele
Besser wär dir's, ein Hund geboren sein
Als meinem Grimm sich stellen.
Wenn du sie frech verläumdest und folterst mich,
Dann bete nie mehr; schließ die Rechnung ab,
Auf höchsten Gräul häufe neue Gräul,
Mach, daß der Himmel weint, die Erde bebt,
Denn nichts zum ew'gen Fluche kannst du fügen,
Das größer sei."

Aber auch diese Gedanken ziehen vorüber wie Wolken, um andern ebenso schrecklichen Gedanken Raum zu geben. Er will eine schreckliche Rache an Cassio nehmen:

„O daß der Sklav' zehntausend Leben hätte!
Eins ist zu arm, zu schwach für meine Rache!
Nun seh' ich, es ist wahr. Blick her, o Jago,
So blas ich meine Lieb in alle Winde: —
Hin ist sie. —
Auf, schwarze Rache! aus deiner tiefen Hölle
Gib, Liebe, deine Kron und Herzensmacht
Tyrannischem Haß! Dich sprenge deine Last,
O Busen, angefüllt mit Natterzungen.
— — — — —
So wie des Pontus Meer,
Des eil'ger Strom und fortgewälzte Flut
Nie rückwärts ebben mag, nein, unaufhaltsam
In den Propontis rollt und Hellespont,
So soll mein blut'ger Sinn in wüthg'm Gang
Nie umschaun, noch zur sanften Liebe ebben,
Bis eine vollgeniigende, weite Rache
Ihn ganz verschlang."

Dann wieder sieht er Desdemona, seine ganze volle Liebe erwacht:

„Ist diese falsch, so spottet sein der Himmel! —
Ich will's nicht glauben."

So sehen wir ihn auf der schrecklichen Folter der Eifersucht hin und her geworfen, deren Eigentümlichkeit auch darin besteht, daß sie die unschuldigsten Dinge und Vorgänge in das Gebiet des Argwohns zieht und Gift aus jeder Blume saugt. Der erste vorsichtig von Jago geweckte Gedanke der Möglichkeit, springt bald zum Argwohn über. Zweifel, Furcht, Angst und Rache werfen ihn hin und her. Alles, was er gehabt, und Alles, was er gehofft, geht durch seine gequälte Seele. Bald steht Cassio vor seinem entsezten Blick, bald wieder Desdemona, bald Jago. Ruhe, Schlaf, Besonnenheit Alles ist hin; er ist nur noch ein kochender Krater, der von der glühenden Eifersucht entzündet ist. An dieser Glut steht nun Desdemona mit ihrem arglosen, kindlichen Herzen, und weiß nicht, was ihrem Gemahl begegnet ist. Sie redet sich diese oder jene Möglichkeit ein, ohne den wahren Grund auch nur im allerentferntesten zu ahnen,

„Mein Herr ist nicht mein Herr, ich kennt' ihn nicht,
Wär er im Antliz, wie im Geist verwandelt"

und da die kluge, lebenserfahrene Emilie einmal fragt:

„Ist er wol eifersüchtig?"

entgegnet Desdemona, deren Herz von Eifersucht so völlig frei und rein ist: „Wer? Er? — Die Sonn' in seinem Lande glaub' ich
Sog alle solche Dünste ihm aus."

Doch die Katastrophe erhob sich verhängnisvoll mit unabwendbarer Gewalt und Hast. Als der venetianische Abgesandte bei den durch den Untergang der türkischen Flotte veränderten Verhältnissen den Mohren abberuft und sich bei dieser Gelegenheit nach dem zum Gouverneur ernannten Cassio erkundigt, teilt ihm Desdemona arglos mit, und sezt hinzu: „Ich gäbe viel darum sie auszusöhnen, denn ich liebe Cassio." Ach, das arglos gesprochene Wort fällt wie glühendes Oel auf die ohnehin schon so brennende Sele Othello's. Lodernd schlägt das Feuer seiner Wut in hellen Flammen heraus. Er nent Desdemona eine sinlose, tollgewordene, einen Teufel und vergißt sich so weit, daß er sie in Gegenwart Lodovico's und Anderer schlägt und von sich stößt, daß Lodovico glauben muß, er habe den Verstand verloren. Es hat diese Scene (4, 1), wo die wildeste Leidenschaft der Eifersucht in schrecklichster Glut aufschlägt, etwas überaus Erschütterndes und Schreckhaftes und als Othello nach den dunkeln Ausbrüchen seiner allen Umstehenden räthselhaften Wut und dem wüsten Durcheinander seines Redens und Thuns endlich in der Erinnerung früherer satanischer Einflüsterungen Jago's mit dem Ausruf: „Ziegen und Affen" die Scene wie ein Rasender verläßt, bricht Lodovico in die Worte aus:

„Ist das der edle Mohr, den der Senat,
Sein Eins und Alles nent, der edle Geist,
Den Leidenschaft nicht regt? Des feste Tugend
Kein Pfeil des Zufalls, kein Geschoß des Glücks
Streift und durchbohrt? —
Es schmerzt mich, daß ich mich in ihm getäuscht."

Vielleicht dürften wir kaum irgend eine andere Scene in allen Dramen Shakespeare's oder sonst wo finden, die uns die tobende Wut der wilden Wasser einer maßlos daherbrausenden Leidenschaft so stark und abschreckend schilderte, als diese hier, und wie wir das allertiefste und innigste Mitleid mit der am schwersten von diesem Jammer getroffenen Desdemona fühlen, so können wir doch auch unsere Teilnahme dem Mohren nicht versagen. Er ist ein an sich so edles Herz, das dieser kochenden Glut Raum gegeben und sie hängt zusammen mit der reinsten beglückendsten Liebe, die zugleich in diesem Wahn eines betrogenen Herzens erstickt wird.

— „Wär' sie treu gewesen —
Und schuf mir eine zweite Welt der Himmel
Aus einem fehllos reinen Chrysolith,
Ich gab sie nicht dafür." —

Der einzige, auf den sich aller Zorn entladen möchte, ist Jago, der in seiner kalten satanischen Ruhe mit schadenfrohem Herzen der ganzen Scene beiwohnt, an der sich seine Rache stillt und sich seine Hofnung weidet. Auf die Frage Lodovico's weiß er keine Antwort als diese:

„Er ist so, wie er ist; ich darf nicht schelten,
Gott geb, er wäre, was er könte sein,
Jezt ist er es nicht." — —

Nach diesem wildesten Ausbruche der tobenden Leidenschaft tritt von nun an eine größere Ruhe bei Othello ein, die psychologisch gewiß vollkommen gerechtfertigt erscheint. Wenn das Feuer seine höchste Glut erreicht, so senkt sich allmälig die lodernde Flamme, wennschon der Herd tief innerlich noch lange fortglüht, bis wir an dem todten Aschenhaufen endlich übersehen, was vom Feuer verzehrt und in seiner Glut untergegangen ist. So wird es allmälig stiller in dem ausgebrannten Herzen Othello's. Zwar der Wahn bleibt, und sein Herz zuckt noch darunter hin und her, bis er zulezt im fünften Akte in vollkommenster Ruhe, so weit das unter den gegebenen Verhältnissen überall möglich ist, als Richter einer freilich eingebildeten Missethat erscheint.

Ehe wir dahin kommen, müssen wir noch eine dazwischen liegende Scene ins Auge fassen. Othello hat beschlossen, mit beiden Frauen zu reden, ehe er zum Aeußersten schreitet, sie zu verhören. Er wendet sich zuerst an Emilie, und obwol er in seinem auf diesem Punkte so argwöhnischen Herzen, auch deren Beteurungen der Unschuld ihrer Herrin für Betrug zu halten geneigt ist, so macht doch die Wahrheit einen Eindruck auf sein Herz, daß er wie vor sich hin die Worte spricht: „'S ist seltsam". Doch kent er auch den Betrug der Kupplerinnen, wiewol er sich doch auch sagen muß, daß er sie hat knien und beten sehen: „ich sah es selbst". So begegnen wir hier wieder dem hin und her geworfenen schwankenden Herzen. Er

will Desdemona selber sprechen. Bei ihrem Eintritt, ihrem Anblick wacht seine alte Liebe wieder auf: „Komm, Täubchen, komm“. Er will ihr tief, tief ins Auge sehen, ob er die Wahrheit sehen, ob sie seinen festen Blick ertragen kann. Aber zugleich komt aller Verdacht wieder über ihn in doppelt schreckender Gestalt, und da er immer noch in verhüllten Räthseln spricht, während die ganze Scene Desdemona ängstigt, fällt sie zu seinen Füßen nieder:

„Ich flehe kniend, sag mir, was du meinst,
Dein Wort versteh' ich nicht, doch aus dem Wort
Tönt wilde Furie.“

Sie soll schwören, daß es wahr ist, was ihr Mund bekent, sie sei sein pflichtgetreues Weib, aber doch schwören soll sie es, damit sie sich doppelt verdamme, — — „daß nicht die Teufel
Erschreckt von deiner Engelsbildung, zittern
Dich zu ergreifen, drum verdamm dich doppelt,
Schwör, du seist treu.“

Aber ihr Wort und Benehmen hat wieder etwas so himlisch argloses und schuldloses, daß Othello von Thränen überwältigt schmerzlich ausruft: O Desdemona, Desdemona!

Desdemona begreift noch immer die Ursache dieser Thränen nicht, daß wir sie klagen hören:

„O Tag des Jammers! Wehe! warum weinest du?
Bin ich, mein Gatte, Ursach dieser Thränen?
Hast du vielleicht den Vater in Verdacht,
Er sei das Werkzeug deiner Heimberufung,
Gib mir die Schuld nicht. Hast du ihn verloren,
Nun ich verlor ihn auch.“

Othello: — — „Gefiel es Gott,
Durch Trübsal mich zu prüfen; goß er Schmach
Und jede Kränkung auf mein nacktes Haupt;
Versenkt in Armut mich bis an die Lippen;
Schlug samt der lezten Hofnung mich in Fesseln;
Doch fänd ich wol in einem Herzenswinkel
Ein Tröpfchen von Geduld. Doch mich zu machen
Zum festen Bilde für die Zeit des Hohns
Mit langsam drohndem Finger auf mich weisen — —
O! O! —
Und dies auch könt ich tragen, sehr, sehr wol:
Doch da, wo ich mein Herz als Schaz verwahrt —
Wo ich muß leben oder gar nicht leben;
Der Quell, aus dem mein Leben strömen muß,
Sonst ganz versiegen — da vertrieben sein
Oder ihn schaun als Sumpf für ekler Kröten
Begehn und Brüten — da verfinstre dich,
Geduld, du junger rosenwangiger Cherub!
Ja schau so grimmig als die Hölle!“

Und so bricht denn schließlich die maßloseste offenste Anklage wieder heraus „gegen die Dirne von Venedig“, die den Othello freite, und da Emilie hereintritt ruft er dieser zu:

„Und du Weib,
Die von Sankt Peter just das Gegenteil
Der Hölle Pforten sperrt: Du, du, ja du! —
Wir sind zu Ende: nimm, da ist dein Geld!
Nun schließ die Thür und halte reinen Mund.“

Damit läßt er die armen, zerschlagenen Frauen allein, die nun — bei Jago Hilfe und Rath suchen. Daß sie aber den Druck des schwer beklommenen Herzens desto tiefer fühlen, so ruft sie die Trompete zu dem feierlichen Gastmal, das der Venetianischen Gesandtschaft bereitet werden mußte.

„Geht hin und weint nicht, Alles wird noch gut.“

Die erzwungene äußere Ruhe bei dem Gastmal hat zwar auch die innerlich bewegten Herzen ein wenig stiller gemacht, aber doch nur so wie die Nacht, welche zwischen Abend und Morgen liegt, den Zug der schweren Gedanken im zerschlagenen Herzen nur ein wenig unterbricht. Mit dem Auge wachen auch die schweren Gedanken wieder auf. Othello's Vorsaz ist fest gefaßt, und die schwere Stunde, die Desdemona's wartet, legt sich wie ein dunkler Schleier ahnungsvoll auf ihre Sele, Todesgedanken ziehen wie Schatten am innerlichen Blick vorüber und die Erinnerung an die verlassene Barbara und die wehmütigen Strophen ihres Liedes kommen nicht aus ihrem Sinn:

„Das Mägdlein saß singend am Feigenbaum früh,
Singt Weide, grüne Weide,
Die Hand auf dem Busen, die Hand auf dem Knie,
Singt Weide, Weide, Weide,
Heiß rollt ihr die Thräne und erweicht das Gestein,
Singt Weide, Weide, Weide.“

Sie hat zu schaffen, daß sie nicht auch den Kopf so hängt und singt, wie's arme Bärbel, und bedeutungsvoll fragt sie: Mein Auge zuckt, bedeutet das wol Thränen? Es ist überhaupt eine gar feingewebte Scene, in welche wir hier geführt werden. Wie fest auch die Zukunft nach Gottes gnädigem Rathschluß vor unserm Auge verhüllt ist, doch gibt es Zeiten und Stunden der Entscheidung, in denen sich der Schleier ein wenig zu lösen scheint, daß wir ohne recht zu wissen, mit welchem Auge schauen und herausfühlen, was etwa Schweres und Entscheidendes uns treffen wird, und Shakespeare weiset mit richtigem psychologischen Blick auf dieses Ahnungsvermögen häufiger hin, besonders bei seiner ausgebildeten Frauenherzen, wie wir es bei Desdemona finden. Sie hat sich unter diesen Gesprächen entkleidet und legt sich nun zu ihrer lezten Ruhe mit dem Gebete nieder:

— — „Laß mich, Herr, in fremden Sünden
Nicht eigne Sünde, laß mich Bess'rung finden.“

So treten wir denn an die lezte Scene des 5. Aktes heran, wo wir den Mohren nach unsäglichem Kampfe in der vollkommenen Ruhe des Richters am Bette der eingeschlafenen Desdemona wieder finden. Er ist gewohnt, in seinem Heere die allerstrengste Gerechtigkeit und Disciplin walten zu lassen. Wenn es sein muß und die militärische Zucht es fordert, so würde er auch seines nächsten Freundes nicht schonen, wie er denn seinen ihm so lieben Lieutenant sofort cassirt, als er im Rausche zur unrechten Zeit sich vergessen hat. So hält er sich in seinem schrecklichen Wahne für berechtigt und verpflichtet, Cassio und Desdemona mit dem Tode zu bestrafen. Cassio übergibt er dem Jago, an Desdemona will er selber das strafende Richteramt vollziehen. Die ersten Gedanken des Jähzorns, sie schimpflich zu verstoßen und an Cassio eine schreckliche Rache zu üben, hat er überwunden, wie er denn überhaupt, Alles Persönliche zurückstellend, den ganzen Nachdruck in die Worte legt: „die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!“ Denn das Herz freilich empört sich immer noch. Er weint „grausame Thränen“ an ihrem Bett, und sein Schmerz ist, wie des Himmels „strafend, wo er liebt“. Drum muß er auch die Kerze an ihrem Bett erst auslöschen.

„Thu aus das Licht; —
Ja lösch ich dich, du flammenheller Diener,
Kann ich dein vorig Licht dir wiedergeben,
Sollt' ich's bereuen; doch dein Licht ausgethan,
Du reizend Muster herlichster Natur,
Nie find ich den Promethensfunken wieder,
Dein Licht zu zünden. Pflück ich deine Rose,
Nie kann ich ihr den Lebenswuchs erneun,
Sie muß, muß welken. Dufte mir vom Stamm
(indem er sie küßt)
O würzger Hauch, der selbst Gerechtigkeit
Ihr Schwert zu brechen zwingt — —
Sei wenn du todt bist so, dann tödt' ich dich,
Und liebe dich nachher — noch einen und den lezten.
So süß war nie so tödtlich. Ich muß weinen,
Doch sind's grausame Thränen, dieser Schmerz
Ist wie des Himmels, strafend, wo er liebt.
Sie wacht.“ —

Wir übergehen die schmerzliche, kaum zu tragende Unterredung, die mit dem Tode Desdemona's endigt. Wir athmen wol ein wenig auf und das Gefühl einer gewissen Versöhnung zieht durch das Herz des Lesers und Zuschauers, wenn endlich die so fest gebundenen Stricke der Jago'schen Bosheit zerrissen und seine satanische Kunst dem strafenden Arme des rächenden Schwertes übergeben werden, aber es komt doch das Alles zu spät. Das Licht ist ausgelöscht, der Promethensfunken, der es wieder anzünden könte, ist nicht gefunden, der Tod hält seine Ernte, und wir stehen an dem Aschenhaufen, der allein über bleibt, wenn menschliche Herzen eine wilde Leidenschaft zügellos und zuchtlos walten lassen, auch wenn sie nicht, wie die Eifersucht, dem grüngeaugten Scheusal gleicht, das besudelt die Speise, die es nährt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 44. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Schluß) 513
Beilage. 521
Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. (Fortsetzung) 524
— 45. Othello. (Fortsetzung) 529
— 46. Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche 537
Beilage. 545
Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott (Schluß) 548
— 47. Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung von Lic. Preuß." I. 553
— 48. Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung von Lic. Preuß." I. (Schluß) 565
Beilage. 573
Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche. (Fortsetzung) 575
— 49. Der Vortrag des Herrn Professor Wuttke bei der Gnadauer Pastoral-Conferenz 581
— 50. Die badische General-Synode von 1867 589
Der Mißbrauch des Sola fide 595
Beilage. 597
Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche. (Schluß) 599
Schreiben an den Herausgeber aus Livland 600
Nachrichten. Leipzig 603
— 51. Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung von Lic. Preuß." II. 605
Der Mißbrauch des Sola fide. (Fortsetzung) 610
— 52. Der Mißbrauch des Sola fide. (Schluß) 613
Beilage. 621
Othello. (Schluß) 623

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische

Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Professor an der Universität zu Berlin.

Einundachtzigster Band.

Juli bis December 1867.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

C. W. Hengstenberg.

Einundsechzigster Band.

Juli bis December 1867.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort.
Betrachtungen über Matth. C. 25 ... 1
Der Krieg: über Recht und Unrecht in demselben ... 20
Die Kirche und die Politik ... 32
Vertrauen auf Gott und stolze Zuversicht ... 33
Die Ursachen des Gerichts über Oestreich ... 37
Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle ... 42
Die kirchliche Bedeutung des Krieges ... 44
Die Spielhöllen ... 48
Die christliche Liebesthätigkeit im Kriege ... 49
Die Feldprediger. Der Johanniterorden. Die Diakonissen ... 50
Die Eidesfrage ... 51
Eine Gefahr für Preußen ... 55
Davids Volkszählung ... 57
Die theologische Fakultät in Halle ... 62
Pastor Rhode ... 63
Dr. Plitt ... 64
Barletta ... 65
Die weltliche Herschaft des Papstes ... 65
An den Herausgeber ... 66
Kirchliche Zustände in der Schweiz ... 73
Ein Weckruf an das geistliche Amtsgewissen ... 78. 81
Aus dem Hannoverschen ... 89
Zur Huldigungsfrage ... 93
Zur Bezeichnung und Erwägung der Lage der Lutherischen Kirche im erweiterten Preußen ... 97. 193
Die sittliche Bedeutung des Krieges ... 105. 121
Der Episkopat der deutschen Reformation ... 113. 138
Die Cholera (vergl. 101. 451) ... 128. 141
Warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen? 129. 145 201. 217. 225
Ueber wandernde Arbeiterbevölkerung (vergl. 838) 143. 168. 173. 185
Es fehlt ein passendes Buch für Hausgndachten (vergl. 244. 426. 805) ... 149. 169
„Auf der Höhe" ... 153. 177
Noch einmal die französischen Bonnen ... 189
Die Johanniterinnen ... 209. 228. 253
Durften wir im Kirchengebet um Glück und Sieg für unsre Waffen bitten? ... 233. 249
B. G. Niebuhr ... 241
Wie ein alter Geistlicher seine täglichen Hausgottesdienste eingerichtet und bewährt gefunden hat (vergl. 149) ... 244
Die geistliche Tracht ... 245. 258. 286. 941
Die Sünderin (vergl. 465. 553. 605. 834) ... 265. 273. 289. 297
Der Chorgesang im Evang. Gottesdienst 283. 305. 385. 457. 821
Die Zukunft der deutschen Evangelischen Kirche 313. 321. 337. 345
Ein Schreiben an den Herausgeber aus Livland ... 323. 600
Dr. Schöberlein. Schaz des liturgischen Chor- und Gemeindegesangs in der deutschen evangelischen Kirche ... 347
Das Geheimnis des Altarsakramentes ... 354. 369
Sele geh nach Golgatha ... 361
Die Apostel von Ernst Renan. 1866 ... 373
Deutsche Lieder ... 381. 406

Seite

Welt und Kirche ... 393. 409. 417. 433. 441
Der Gemeindegesang ... 401
Neueste Missionsliteratur ... 420
Aus der Provinz Preußen ... 425
Eine kleine Erwiderung auf die Meinung: es fehlt ein passendes Buch für Hausandachten (vergl. 149) ... 426. 445
Ultramontan oder Katholisch ... 447
Othello ... 450. 463. 480. 529. 623
Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott (vergl. 553. 565. 605.) ... 465. 524. 548
Zwei Beerdigungen von Protestanten in Tyrol ... 476
Vortrag bei der Gnadauer Pastoralconferenz (vgl. 581) .. 481. 489
Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen (vergl. 1108) ... 500. 505. 513
Ueber das „Princip" der evangelischen Kirche ... 537. 575. 599
Gegen den Artikel: „Die Rechtfertigung", von Lic. Preuß (vergl. 465) ... 553. 565. 605
Der Vortrag des Herrn Prof. Wuttke bei der Gnadauer Pastoralconferenz (vergl. 481) ... 581
Die badische General-Synode von 1867 ... 589. 641. 692. 710
Der Misbrauch des Sola fide ... 595. 610. 613
Die Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenraths vom 18. Februar 1867 ... 629. 637. 653. 738. 758. 773. 787. 797. 818
Zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz ... 659. 661
Die Zukunft des Jüdischen Volkes 670. 701. 709. 733. 749. 757
Aus der Neumark ... 677. 698
Ansprache des General-Superint. Dr. Jaspis an die Pastoralconferenz in Berlin den 20. Juni 1867 ... 685
Die 16. allgemeine deutsche Lehrerversamlung ... 725
Ueber Bibelstunden ... 781
Die Rechtfertigung als Princip der evang.-luth. Kirche und die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union 790. 808. 829
Gebete über Worte der heiligen Schrift (vergl. 149) ... 805
Bedenken gegen den Aufsaz: „Die Sünderin" (vergl. 265) ... 834
Wandernde Arbeiter (vergl. 143) ... 838
Diberot ... 845. 946. 973. 1004. 1109. 1205. 1237
Die specielle Selsorge.
I. Der Selsorger ... 848. 869
II. Behandlung der Indifferentisten ... 917
III. Die Selbstgerechten ... 1051
IV. Die Lasterhaften ... 1157
Frau von Krüdener ... 853. 873. 877
Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik 893. 901. 1069. 1085
Die alten Wurzeln von Hermannsburg ... 905. 1026
Schleswig-Holstein und der „evangelische Kirchentag" ... 925
Gegen die Denkschrift des Evang. Oberkirchenraths ... 936
Der Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung ... 949
Die Wahrung des Bekentnisses in der Provinzial-Synodal-Ordnung ... 959
Johann Carl Passavant ... 965. 989
Die Landeskirche ... 976
Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865–1867 ... 997. 1013. 1037
Gegen die Ueberschätzung des christlichen Gefühls ... 1021

Seite

Zur Frage über Union und Kirchenregiment 1045
Beschlüsse der Kreissynode Weferlingen-Wolfsburg, die Provinzial-Synodal-Ordnung betreffend 1049
Aus Sachsen 1058. 1061. 1077
Randbemerkungen zur Pariser Weltausstellung 1093. 1117
Reformation der Union 1133. 1141
Urteile der Zeitgenossen über Basedow 1165
Aus der Antrittspredigt eines reformirten Geistlichen 1175
Das Bekentnis der Hessischen Kirche 1176. 1189
Christophorus 1181
Ein verwester Pfarrer 1196. 1220
Die Rede des Dr. Schenkel auf dem zweiten Protestantentage 1210. 1213
Der Katechismus 1229. 1241
Sünde und Laster. Zu dem Art.: Die specielle Selsorge. IV. Die Lasterhaften 1245

II. Nachrichten.

Afrika. Ein Hilferuf von der Goldküste 214
Amerika. Wo sind deine Kinder? 1099
Asien. Aufruf zum Bau einer Evangel. Kirche in Smyrna 329
Baden, vergl. 589. 641. 692. 710.
Baiern, vergl. 997. 1013. 1037.
Frankreich. Ein von der Redaktion bestens empfohlener Hilferuf aus Frankreich 382
Paris 987. 995
Hessen (Großherzogtum) 68. 95
Hessen-Darmstadt. Union oder Confession 335. 359
Mecklenburg-Schwerin 995. 1009. 1031
Oestreich (vergl. 476) 1188
Oldenburg 864. 890. 910
Bemerkungen zu „Nachrichten aus Oldenburg“ 1251
Preußen: Brandenburg, vergl. 677. 698.
Berlin 198
Aus der Cholerazeit. Uckermärkisches Oderbruch 451
Kirchliches aus der Niederlausitz 911. 922. 937
Hannover, vergl. 89.
Aus dem Hannoverschen 237

Seite

Ostfriesland. Provinzial- und Landesconsistorium .. 700. 719
Hannoversche Pastoral-Conferenz 722
Lutherische Conferenz in Hannover 1156. 1203
Hessen, vergl. 1176. 1189.
Hessen-Homburg 199
Erklärung aus Hessen 675
Von der Niederhessischen Grenze, im Dezember 1867 1223
Nassau 68. 115. 1228. 1249
Pommern. Eine Erklärung aus Bahn 383
Die Camminer Pastoralconferenz 1092. 1101
Aus einem Berichte über die Verhandlungen der Synode Ruegenwalde 1116. 1129
Posen 963. 979
Während der Kriegs- und Cholerazeit 101
Preußen, vergl. 425.
Rhein-Provinz 428
Die Wupperthaler Festwoche 724
Duisburg 1164. 1178
Sachsen. Wittenberg 1097
Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen (vergl. 500) 1108. 1125. 1146
Schleswig-Holstein, vergl. 925.
Westphalen. Die luth. Conferenz in Bielefeld 748. 767. 794
Lutherische Herbst-Conferenz in Bielefeld 1199
Rußland, vergl. 323. 600.
Bitte aus Kischinew in Bessarabien 804
Sachsen (Kgr.), vergl. 1058. 1061. 1077.
Leipzig 603
Die Leipziger Pfingstwoche 647. 672
Schweiz, vergl. 73.
Aus der Französischen Schweiz 1078
Kirchliche Zustände in der Schweiz 1079
Thüringen. Aus dem Hennebergschen 333
Thüringer Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf 826. 842
Würtemberg 650

Aktenstücke die Union betreffend 330
Der zweite deutsche Protestantentag 982. 1034. 1043
Ein Brief von August Neander 867

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 3. Juli. № 53.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

Es ist ja wahr, daß „Gottes Kriege geführt worden sind und geführt werden müssen, so lange die Welt steht." — Christus gibt Frieden, aber seinen Friedenskindern reicht er zugleich das Schwert zu seinem Kriege. In diesem Kriege soll der Christ sein Leben auf dieser Erde hinbringen, seines Leibes Kraft soll er darin verzehren — zumal der berufene Diener Christi — und nach solcher Mühe und Arbeit soll dies Zeitleben köstlich gewesen sein. Denn der Krieg Gottes gilt demjenigen Gute, ohne das uns nur Eitelkeit und Todesdunkel bleibt, — der Wahrheit, näher der Wahrheit, die Gottes Erbarmen mit dem Geheimnis seiner Selbsthingabe zur Errettung der sündigen Menschheit in diese eingepflanzt hat. Der Krieg für sie muß geführt werden — ihm steht Alles nach, muß Alles dienen, — sei es als nie rastender Krieg der Heiligung gegen die Sünde, der dunklen Mutter aller Unwahrheit, sei es der Krieg gegen die tödtlichste Sündenfrucht, Verleugnung, Verletzung, Schwächung der Gotteswahrheit selbst. Wo die leiseste Gefahr drohet zur Einbuße an ihr, wo sie selbst, die Wahrheit, die mit Christo gegenwärtig ist, irgend Wege zeigt zu genauerer Sicherung der schon gewonnenen Blicke in die Tiefe des Gnadengeheimnisses, zu schärferer Erkentnis desselben, zu ausdrucksvollerem Erscheinen der Wahrheit in den gegebenen Darstellungsformen — Lehre, Cultus, Leben, Sitte — zu ihrer stetigeren Wirksamkeit in Volksgebieten, die ihr schon gehören, zu ihrer Pflanzung, wo sie noch nicht war: — diese Wege müssen beschritten werden, und wären es Wege voller Krieges und Thränen. Und ob die Liebe in schwere Proben komme durch den Krieg Gottes um die Wahrheit, ob das Herz erzittere vor diesen Proben, und die anhangende Sünde sie nicht immer bestehen lasse, wie es erflehet wurde, — ob die Trägheit des Fleisches einflüstere, der Wahrheit zu genießen bei sich selbst, und sich hinter den Kämpfenden zu halten: — wo die Wahrheit und ihre Hoheit einmal in die Gewissen geblickt hat, wo diese von ihr nicht wieder lassen wollen, da müssen sie immer wieder in die Not des Krieges, da lehrt die Wahrheit in Sonderheit die, die sich unterwinden, Hirten und Lehrer zu sein, ihr Leben als ein entehrtes und entwertetes zu erkennen, wenn sie wähnen, die Wahrheit nur besitzen und handwerksmäßig gebrauchen zu dürfen, ohne das Opfer ihres Lebens, ohne den täglichen Kampf bis aufs Blut zum individuellen und gemeinschaftlichen Behalten der Wahrheit, das unabläßig gefährdet ist.

Dem Schreiber dieses gingen solche Gedanken durch den Sinn, als er die oben angezeigte Denkschrift gelesen hatte. Also wieder Krieg! Und dieser Krieg, der nun ein halbes Jahrhundert in Preußen geführt wird, um den sicherlich „die Engel des Friedens draußen stehen und weinen", für den wir Frieden haben könten, um des Leibes und Geistes Kraft auf bessern Krieg zu wenden! Eine Eröffnung — wo ein Friedensschluß zu hoffen war —, die, so viel an ihr ist, kein Ende des neuen Krieges absehen läßt. Und doch muß er geführt werden und wird geführt werden. Der barmherzige Gott kent auch schon den Ausgang, der ein guter sein wird, ob auch jezt manches Herz abermals das Wort zu hören meint: „Ich will dich läutern, doch nicht wie Silber, sondern ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elendes."

Wir gestehen, daß die Schrift uns in tiefes Sinnen versenkt hatte. Die Bilder der vaterländischen Kirchengeschichte zogen an uns vorüber. Verborgner Gang — sagten wir uns —, der Gott gefält für diese lutherischen Preußen! Sollte er sie noch gebrauchen wollen, da er sie so treulich betrübt und übt? — Preußen ist ihr Vaterland. Ihr Bekentnis war das weit vorherschende dieses Landes, der Wiege der deutschen Reformation. Ihres Glaubens Frucht, die Treue gegen ihre herlichen Kurfürsten und Könige hat der Allmächtige zu dem Quaderbau des Hohenzollernthrones verwendet. Und heute? — Es scheint fast — um es redlich zu sagen —, daß sie nichts besseres thun könten, als sie legten sich hin und stürben. Dann wäre des Krieges ja ein Ende, — oder daß sie wenigstens aufhörten, auch ihrerseits ein Gewissen haben zu wollen. Noch heute wissen Millionen von Preußen nicht anders, als daß sie Lutherische sind. Sie wollen nicht lassen von ihrer heimischen Landeskirche, sie wollen nur bleiben, was sie sind, und darum Bekenner ihres Glaubens zu ihren Oberhirten haben. Verborgner Gang — sagten wir uns immer wieder. Abscheu gegen alles Revolutionäre, wie es auch auftrete, war von Alters her ihre sonderliche Art und sprach aus ihrem Thun, wo sich Preußen in solchem Taumel befleckten. Und sie hat einst Schmach und Strafe der Auflehnung getroffen, da sie von ihrem Glaubensgewissen nicht lassen konten. Sie haben ausgeharret. Es schien plözlich Gott selbst ins Mittel zu treten durch seine Sprache in wunderbarer

Errettung und Vergrößerung des Vaterlandes. Ihre Wünsche wurden wieder laut. Da sind sie Römlinge, von ihrem eignen Bekentnis Abtrünnige, nach Herschaft Gelüstende! Wer wird Petenten hören wollen, die gefährliche Menschen sind?

Es war demnach ein erklärliches Gewissens-Anliegen, augenblicklich nach Kentnisnahme des wichtigen Aktenstückes den Eindruck des Vernommenen schriftlich wiederzugeben. Daß eben da dem Schreiber d. die Feder auf Monate aus der Hand genommen wurde, hat er als eine Beihilfe erachtet zu derjenigen Samlung, welche ein Ereignis, wie eine Denkschrift der obersten evang. Kirchenbehörde Preußens und dessen Beleuchtung, in Anspruch nimt. Dieses Verhältnisses soll er als Glied der Landeskirche bei jedem zu schreibenden Worte eingedenk bleiben, und ebensowol soll er von der Wahrheit, die über ihm und über allen kirchlichen Behörden steht, wissentlich kein Haar breit abweichen, vielmehr für sie die unumwundene Sprache führen, die nun in diesem verhängnisvollen, aus Dunkel zum Licht, aus Licht wieder zum Dunkel hinschleichenden Kriege endlich zur gebotenen geworden ist.

Es bedarf, bevor wir die Denkschrift unmittelbar berühren — aus weiterhin anzuzeigendem Grunde — einiger Bemerkungen, die zu einer theologisch wissenschaftlichen Schrift: „Geschichte der protestantischen Theologie", von D. Dorner, in Bezug stehen. Die Situation fordert es, daß wir mit dem praktischen Ertrage dieses Buches, der Stellung, die es zu den geschichtlichen Bekentnissen einnimt, und mit ihr ähnlichen, uns zuvor auseinandersetzen. Denn es scheint, daß wir auf gutem Wege sind, die seit einem Menschenalter einigermaßen geklärte Bekentnisfrage wieder gründlich zu verwirren, und der lezte Betrug ärger werde, denn der erste.

So sehr der religiösen Gleichgiltigkeit, der Unwissenheit und der abstrakten Friedenssucht das wahre Verhältnis der schweizerischen und deutschen Reformation verschlossen bleiben muß, so gehört es dennoch zu den Kriegen Gottes — Wahrheitskämpfen in Uebung der Liebe —, was der Dissensus der beiden Confessionen heißt, der sie nicht zu einheitlicher Kirchenbildung kommen ließ und kommen lassen kann. Thorheit nent es die Unwissenheit. Lutherischen Starrsinn, Verstandestum, Scholasticismus nent es die Unionsdoktrin. Luthers Seufzen und heißes Kummerwort an die, mit denen er gern einen Altar gehabt hätte: „Ihr habt einen anderen Geist", kam aus den „wunderlichen Spekulationen" dieser Cajetanschen „deutschen Bestie" — nicht aus den Tiefen der Geheimnisse Gottes. Bei dem nun in drei Jahrhunderten nicht geschlichteten Dissens handelte und handelt es sich nicht um unveräußerliches Wahrheitsgut, nicht um schriftgemäße, seit dem Bestande der Kirche erwiesene Lebensbedürfnisse des Leibes Christi — nach seiner Bestimmung für Individuen und für Völker —, sondern um verstandesmäßige „Ueberspannung der reinen Lehre, um dogmatische Eruditäten."

So sagt man, und verurteilt schlechtweg — Luthern an der Spitze — die ganze Reihe der demütigen und darum großen Segensmenschen, durch deren Dienst die gereinigte allgemeine Kirche in Glauben und Sitten des deutschen Volkes neue tiefe Wurzeln schlug, — die Schar der geistlichen Sängerkönige nicht ausgeschlossen, von Luther bis Paulus Gerhard und weiter, die an der „reinen Lehre" hielten. Man zeihet sie ohne Anstand der gewohnheitsmäßigen Teilnahme an einem grundlosen Kampfe. Man sieht in dem Verhalten Luthers gegen die Schweizer nicht den seit den ersten Kirchenzeiten begnadigtsten Tiefblick in das gottselige Geheimnis der Menschwerdung, in die Wucht dessen, was er nicht aufgeben wollte, in die Folgen des Aufgebens, in das Recht dieses Gotteskrieges, sondern man macht es ab mit einer wissenschaftlichen Wendung, — es war schon in Luther die fehlerhafte „Betonung der reinen Lehre." Schon in Johann Gerhard tritt der Schade offen hervor. Schon in ihm muß „die schrittweise sich vollziehende Abweichung von der reformatorischen Lehre beginnen". (!) (Dorner, Geschichte der prot. Theol.)

Und wer sind diese Richter? — Das eben genante Buch hatte bei seinem Erscheinen nicht wenige Leser in begründetes Erstaunen versezt. Denn hier hatte die neue Wissenschaft zweifellos den Friedensweg gefunden, den jene Zeugen in ihrer schweren Zeit unter vielen Gebeten, ja Thränen nicht finden konten, — wo noch andere Versuchungen zu haltlosen Friedensschlüssen lockten und drängten, als heute. An ein edles evangelisches Fürstengeschlecht knüpft sich leichter die Hofnung auf das noch zu hörende wahre Friedenswort, als an einen römisch umgarnten Kaiser, dessen kalten Machtsprüchen gegenüber die Vereinigung aller Evangelischen Notsache schien. D. Dorner dagegen ist leicht fertig mit dem, der, wie Bonifacius seiner Zeit, ein Apostel der Deutschen genant ist und sich doch nicht genügen ließ an dem „Einen Artikel", der im Bekentnis der evangelischen Kirche „fundamental" sei, dem der Rechtfertigung aus dem Glauben, — der vielmehr in seiner Sorge um die Unverleztheit der Gewissen und die Wahrhaftigkeit am Altar den Frankfurtern schrieb: „In Summa ist mirs erschrecklich zu hören, daß in einerlei Kirchen oder bei einerlei Altar sollte beider Teil einerlei Sakrament holen und empfahen, und ein Teil sollte glauben, er empfahe eitel Brot und Wein, das andere Teil aber gläuben, es empfahe den wahren Leib und Blut Christi." — Das genante Buch hat die Erfordernisse eines im Frieden des einigen Glaubensbewußtseins gedeihenden Volkslebens tiefer erkant, als der Glaubens- und Volksmann Luther, und als die Werkzeuge der neuen Bekentnisbildung, von ihm an bis M. Chemnitz. Diese Werkzeuge haben vielmehr den Haupterweis christlicher Bruderliebe fehlen lassen, das Aufgeben der Kirchentrennung, das Aufgeben der Dissenslehren als kirchentrennender, — sie, die im Bekentnisse selbst es feierlich niedergelegt haben, daß sie nur ausschließen, „was wider das Wort Gottes streite", daß sie aber damit „nicht die in Einfalt Irrenden, noch viel weniger ganze Kirchen verdammen"; „daß sie im Hinblick auf die Drangsale der reformirten Brüder schon längst, durch die christliche Bruderliebe bewegt in Mitleidenschaft mit ihren Schmer-

zen stehen, und den Druck der Weltmacht, unter dem sie leiden, von ganzem Herzen verabscheuen." (Form. Conc.) — Jezt hören wir eine neue Lehre von der Liebe, als welche ohne das Opfer des durch die Schrift gebundenen Gewissens unmöglich sei. In unserer christlichen Ethik fanden wir bisher immer als erste Probe der Liebe den gegenseitigen Ehrenerweis in voller Achtung und Schonung des Glaubensgewissens, und wäre es ein kümmerlich schwaches und begrenztes Gewissen gegenüber einem wissenschaftlich geförderten und geweiteten. Troz dieser Weitung wird es ethische Wahrheit bleiben, daß ohne jene Probe die Liebe gegenstandslos und inhaltslos wird, d. h. eine doktrinäre Phrase.

Wir müssen noch einmal fragen, wer ist der, nach dessen Dafürhalten es bei dem Mark durchdringenden Leid um den Wahrheitskrieg und Kirchenspalt zwischen den schweizerischen und deutschen Christenbrüdern auf eitel deutsche Grübelei-Sünde hinausgeht, ja folgerichtig bei dem ganzen 50jährigen Ringen nach einer einigen öffentlichen Lehre für die in Deutschland erneuete Kirche, — so wie diese Lehre in der Abfolge der Bekentnisse bis zur Form. Conc. ihren einheitlichen Ausdruck erhalten hat, mit dem in Wesenspunkten nicht auszugleichenden Dissens zwischen Genf und Wittenberg, mit dem dadurch verhinderten einerlei Kirchenwesen? — Der Richter ist ein neuerer Gelehrter, der unzweideutig schon in dieser Bekentnisfrucht — in jenen Exklusiven des Bekentnisses — den Wurm sieht, der später die deutsch-lutherische Kirche zerfressen habe, „die Ueberspannung der reinen Lehre." Denn jene um das rechte Einheitsband der Lehre in Kirche und Volksleben besorgten Bekenner haben im Eifer den einfachen Umstand übersehen, den die Wissenschaft jezt gefunden hat, daß die Einheit und das Einigbleiben auskömlich gesichert sei durch ein Bekennen „zu gemeinchristlichen und gemeinevangelischen Grundwahrheiten", ja daß „im Grunde nur ein Artikel im Bekentnis der Kirche fundamental sei", der der Rechtfertigung durch den Glauben. In diesem sei das Band der Eintracht unter den Evangelischen zu suchen, die sonstigen Differenzlehren dürften sich nicht in den Mittelpunkt stellen und jene Grundwahrheit aus dem Mittelpunkte, der ihr allein gebühre, verdrängen wollen.

In der That, man staunt über diese neue Weisheit, die über die reformatorische Forderung eines vollen in sich einigen, central und gliedlich in sich bedingten Bekentnis-Organismus so hoch hinausgewachsen ist. Für jene Bekenner stand es bekantlich fest, — und wir denken für die nüchterne theologische Wissenschaft steht es heute noch fest, — daß jene Differenzlehren in der Lehre vom Gottmenschen ihren Grund und Ausgang haben, daß in der heiligen Schrift Christus Grund und Eckstein — der „eine fundamentale Artikel" — sei, Inhaber und Träger der ganzen heimlichen Weisheit Gottes, daß also für den kirchlichen Lehrbau die Lehre von Ihm das Centrum, aus welchem alle übrigen Artikel hervorwachsen, um das sie sich ordnen, von dessen Richtigkeit aller übrigen Richtigkeit, und auch des der Rechtfertigung allein durch den Glauben, jederzeit bedingt sei. Allerdings beruht in lezterer dasjenige Heilsgut, auf welches die hohen Artikel vom dreieinigen Gott, von Christi Person und objectivem Versöhnungswerk hinzielen, zu dessen Erzeugung ihre Wahrheitsmacht zusammenwirkt. Das ist das wahrhaftige, d. i. das lebendig persönliche Heil des in Christi Tod getauften, aus Wasser und Geist wiederum gebornen Sünders. Dieser Trostartikel sollte als der Balsam für die erkrankte und hinsiechende Christenheit durch die Reformation in der Kirche Gottes nun auch zum allseitig erfahrungsmäßigen Verständnis und Lehrausdruck kommen. Er wurde jenen begnadigten Bekennern als Leuchte in die Hand gegeben, zur Reinigung des ererbten Kirchenwesens, so weit es Christi alleinige Mittlerwürde, den freien Zugang zum Gnadenthron durch Ihn, den gewissen und einzigen Trostgrund des göttlich betrübten Sünders, die schriftmäßige Erfassung und Ausgestaltung des persönlichen Heils beschädigte. — Darum nanten die Väter der Reformation ganz richtig in ihrem Dissens mit Rom und in ihrem Kampfe wider Rom jenes Lehrstück constant den articulus praecipuus, von dem nun nichts in der Welt zu lassen sei. Aber es kam ihnen nicht bei, deshalb den Artikel von Christi Person aus dem Centrum des kirchlichen Bekentnis- und Lehrzeugnisses zu verweisen, und ihn, wie diejenigen Lehrartikel, welche Christi Thätigkeit zur Erzeugung, Ernährung und Bewahrung gerechtfertigter Sünder enthalten, namentlich die von den Gnadenmitteln, weniger fundamental zu nennen, als die Rechtfertigung durch den Glauben. So etwas konte wol die moderne Wissenschaft zu Gunsten ihres ideologischen Kirchenbaues erfinden, nicht aber der nüchterne Erfahrungsblick jener wettergestählten Kirchen- und Volksmänner. Sie hatten es erfahren, in erschütternden, unzweideutigen Ereignissen erfahren, daß ohne die schriftmäßige Bewahrung jener „sonstigen Dissensartikel", vorzüglich derer von Christi Person und den h. Sakramenten, der von der Rechtfertigung in der Luft schwebe, und bald in dem Getriebe der individuellen Wucherpflanzen sein Ende haben müsse. Darum verwarfen sie, wenn auch mit schwerem, doch mit festem Herzen, nicht aus scholastisch bornirtem Lehreifer, sondern aus tiefster Einsicht in die gliedliche Bedingtheit aller Artikel zu einander, und in die geschichtlich zweifellosen Erfordernisse eines gesicherten Bestandes und geordneten Wachstums gesunder Kirchlichkeit die Gegenlehren, als die Lehreinheit und deshalb die Kircheneinheit faktisch aufhebende.

Die Unionsdoktrin blickt tiefer. Ein im Einzelnen formulirter Consensus wollte nicht gelingen. Die Bestimtheit der vorhandenen Bekentnisse führt wieder auf den Dissens. So sieht sie nun plözlich nur einen Fundamental-Artikel. Die übrigen Differenzlehren bilden keine Gegensätze, sondern Individuelles, zu gegenseitiger „Ergänzung". In ein und derselben Cultusgemeinschaft haben sich Zürich, Genf und Wittenberg gegenseitig zu ergänzen! Denn in der Wissenschaft ergänzen sie sich nun schon seit einer guten Reihe von Jahren. Warum nicht auch an Taufstein und Altar, mitten in den lutherischen Volksgebie-

ten? Warum nicht auch in der Volksschule, in Lied, Liturgie und Predigt?

In der That eine sonderbare Wissenschaft, die sich so sorglos abzufinden weiß mit Vorgängen, wie sie in der deutschen Reformation und in den Zeichen des wiedererwachten Bewußtseins von ihrem Recht und Berufe vor Augen liegen. Sie bringt ein Buch, eine Geschichte der protestantischen Theologie, in welcher aller unserer kirchlichen Trübsale Grund und Lösung aufgedeckt, das endliche richtige Wort für die Union gefunden ist, um danach der Väter Irren über Kirche und Bekentnis zu corrigiren, — und dies Buch — wir empfinden, indem wir dies schreiben, das Leidvolle der Kriege Gottes — wird in nicht gar ferner Zeit vergessen sein, darum vergessen, weil es über die wirklichen Faktoren der Geschichte dahinfuhr, weil der Tiefgang der Geschichte nicht von zeitlichen Doctrinen sich dämmen läßt, sondern Lebensmächten folgt, deren Unterschätzung, ja Ignoriren eben die abstrakten Doktrinen erzeugt. Was ist doch für einen ruhig erwägenden Mann, der einigermaßen vertraut ist mit der kirchlichen Geschichte Preußens und mit der jetzigen Bewegung nach Grund, Umfang und wachsender Vertiefung derselben, — was ist doch für ihn damit gesagt, daß in jenem einzigen Fundamental-Artikel der Rechtfertigung alle Evangelische ein genügendes Einheitsband haben. Es ist damit für die schwebende Frage entweder sehr wenig, oder es ist damit gar nichts gesagt. Wenig, wenn es nur an den Brudersinn erinnern soll, zu welchem das gemeinsame Bekentnis zu jenem Artikel eine besondere Verpflichtung enthalte. Das ist den lebendigen Christen unter den Evangelischen nach unseren reichlichen und freudigen Erfahrungen — mit wenigen Ausnahmen, bei denen wir durchgängig sektirerische Enge oder Bedrohung durch absorptive Union im Spiele sahen — etwas Selbstverständliches, nimt ihnen aber die „noch übrigen" Differenzen in ihrem Lehr- und Kirchenbau nicht ab. Nichts aber ist mit jenem genügenden Einheitsbande gesagt, wenn uns damit ein neues kirchenbildendes Princip vorgeführt werden soll, von symbolischer Dignität und Bedeutung, auf das etwa das Gewicht und die Verrichtungen allgemach überzugehen haben, welche den geschichtlichen Bekentnissen in ihren Kirchengebieten bisher innewohnten. So kann es kaum ernstlich gemeint sein. Was „der eine Fundamental-Artikel" vor 300 Jahren nicht sein konte, dazu wird ihn das Dafürhalten eines neueren Gelehrten noch weniger machen, nachdem die nüchterne Theologie von Neuem sich hat dahin bescheiden müssen, daß es sich bei den „noch übrigen" Differenzen um Gegensätze handelt, die weder in einer einheitlichen Lehre, noch in einer einheitlichen Kirchengestalt zusammenbestehen können.

Die Unionsdoktrin sollte gewitzigt sein und endlich erkennen, daß auf dem Gebiete neuer Bekentnisbildung ihre kirchengeschichtliche Aufgabe nicht liege. Sie sollte auch den Schein vermeiden, als gedächte sie so stämmiger Gewächse, wie das wiedererwachte reformirte oder lutherische Kirchenleben, um deren gegenseitigen Frieden nun wieder Krieg geführt wird, durch solcherlei Fund mächtig zu werden, wie den eines einzigen Fundamental-Artikels. Auf männliche Naturen, die mitten im Volksleben, nicht über ihm stehen, macht das keinen günstigen Eindruck. Was ist aber für den besonnenen Mann nun gar damit gesagt, daß der gegenseitige Austausch der Gaben in sich ergänzender Liebesübung die kirchliche Vereinigung der Confessionen sittlich fordern. Die Doktrin spricht das nicht ohne Salbung aus, und Hunderte sprechen es nach, während sich im wirklichen Leben mit Notwendigkeit das gerade Gegenteil vollzieht. Was für Gabenaustausch hat dies Uniren nicht schon vereitelt durch Verschluß der Herzen, durch Ueberreizung des confessionellen Gewissens und Selbstgefühls, durch Schütteln und Rütteln an göttlich berechtigtem und befruchtetem Wachstum. Dem Schreiber d. gehören zu den ihm wertesten Kanzelrednern G. D. und F. W. Krummacher, Jenes Postille, Israels Wanderungen u. a., dieses Elias ꝛc., vornehmlich sein köstliches Adventsbuch, sind Bücher, für welche er und viele Lutherische jenen treuen reformirten Zeugen unvergänglichen Dank wissen. Man hätte aber dem G. D. Krummacher, einem Manne des Gewissens und der Liebe wie wenige — das weichliche Wort sagen sollen, er müsse Behufs „des Austausches der Gaben" und aus Liebe nun die Union betreiben. Er würde sicherlich mit uns erwidert haben: „Was bleibt uns noch auszutauschen, wenn wir allmälig, aber unausbleiblich unsere Art und Gaben hinschwinden ließen in Kirchenvermischung? Wir wollen nicht Menschenwerkes pflegen, sondern unsers Berufes, und ein jedes unsere Kirche bauen in Frieden, aber uns freuen, wo wir irgend der Gestalt Christi begegnen, und uns jezt schon eins wissen in Dem, der unser Aller hochgelobtes Haupt ist.

Wie kömt es doch, daß eingestandener Maßen in allen sittlichen Verbänden Reiz und Gehalt zum Austausch und zu kräftiger Ergänzung nur selbstbewußt bewahrte und erstarkende Eigentümlichkeiten behalten, nicht sich gegenseitig nivellirende, in thörichtem Gleichheits- und Einheitsdrange sich nörgelnde und abschleifende, — seien das Freunde, Ehegatten, oder politisch zusammenkommende Volksstämme, — daß dagegen die Unionsdoktrin für die verwandten, aber grundeigentümlichen Gebilde der beiden evangelischen Confessionen jenen Erfahrungssaz umkehrt?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 6. Juli. № 54.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

(Fortsetzung.)

Es wird uns lehrreich bleiben, wie wir manche junge Theologen, die von der Universität die neue Ergänzungslehre mitgebracht hatten, die nach J. P. Lange und Anderen es gelernt haben wollten, wie Zwingli, Calvin, Luther nur sich ergänzende Momente für das Altar-Sakrament darbieten, wie Calvin „seine wolorganisirte Auffassung aus biblischen Stellen herauszuschälen verstehe", aber „auch Luther die Schrift für sich habe", — wie diese jungen Männer in Gymnasial-Klassen den Katechismus vorzutragen bekamen und nun rathlos gestanden, daß es mit der Ergänzung, zumal im 4ten und 5ten Hauptstück, nicht gehen wolle, — es scheine die Jugend zu verwirren, — bis sie von der Wissenschaftshöhe zu der schlichten Erfahrung der Gegensätze willig herunterstiegen, nun aus eigener Erfahrung erschraken über das Unheil, wenn in reformirten und lutherischen Volksgebieten durch Belieben und Wechsel der Amtsträger dieselben Schul- und Pfarrgemeinden — „zur Ergänzung" — von einer Anschauung in die andere umgepflanzt werden.

So bringt uns denn diese „Geschichte der protestantischen Theologie" nicht einen Schritt weiter. Die Fragen, die Lösung fordern, bleiben dieselben, brennen fort in der Tiefe und müssen nur immer — das ist wieder das Leid dieses Krieges — unter den Umhüllungen der Doktrin von Neuem hervorgezogen werden, aus jeder Scheinlösung wieder aufstehen, weil sie Lebensfragen sind, weil sie in Wol oder Wehe Tausender kirchlich bewegter Gewissen eingreifen.

Wir müssen einige dieser nicht ruhenden Lebensfragen wieder vernehmen lassen.

Also, ob die Differenzlehren, die den Sohn Gottes, die h. Taufe, das h. Abendmal betreffen, nur frei zu lassendes Eigentümliches darstellen, mannigfache Lehrtropen, demnach das bisherige verbindliche Ansehn der Bekentnisse, die sie als Gegensätze bezeichnen, thatsächlich aufgehoben sei, oder ob sie tiefgreifende Gegensätze sind, die unmöglich wechselnd Besiz nehmen können an ein und denselben Altar und Taufstein; — ob der Art. VII der Augsb. Conf. fallen zu lassen sei, insofern ihm als Grundbedingung für die Einheit der Kirche „die Uebereinstimmung in der Lehre des Evangeliums und in der Verwaltung der Sakramente gilt", oder ob er in der Wahrheit beruhe, und das Absehen von ihm im Aufbau von Volkskirchen zu vergeblichem Menschenwerk führe, das beim Erwachen der Geister notwendig auseinander gehe; — ob die von unseren edlen Königen gegebenen Bürgschaften für die geschichtlichen Bekentnisse und deren Verbindlichkeit noch in Kraft seien, oder ob sie dies nicht seien; — ob eine rechtsbeständige doctrina publica, wie die lutherischen Bekentnisse z. E. sie enthalten, Kirchenobere desselben eigentümlichen Bekentnisses erfordern, zu deren Pflichten nach Art. 28 der A. Conf. auch „die Beurteilung der Lehre und die Entfernung der dem Evangelium widersprechenden" gehören, oder ob das Bekentnis zur geordneten und soliden Bürgschaft seines wirksamen Fortbestandes solcher Wächter nicht bedürfe, da im Gegenteil solch ein Regiment — als Verfassungsform — nach Art. 7 der A. Conf. zu den Adiaphoris, den menschlichen Traditionen und Ceremonien (!) — zu rechnen sei, wie eine neue Auslegung des Art. 7 uns sagt; — ob ein derartiges organisches Bekentnis in seinem Gebiete den ganzen Cultus organisch zu gestalten habe, als das alles bestimmende Prius, oder ob es zu dem allgemein Christlichen und Evangelischen nur nachträglich hinzutreten, unter gegebenen Umständen auch wieder beseitigt werden dürfe; — ob jene Stetigkeit eines bekentnisgemäßen Cultus erforderlich sei zum ruhigen Einpflanzen und lebensvollen Auswirken evangelischer Gottseligkeit, oder ob das Schwanken und Wechseln der Kultusgestalt auch in das Glaubensbewußtsein der Gemeinden Schwanken und Schwächung werfe; — ob das Erstarken christlicher Gottseligkeit und ersprießlichen Friedens zwischen den Evangelischen die absorptive Union erfordere, — die bei einem unterschiedslosen Kirchenregimente unentfliehbar ist, — oder ob das Gegenteil sich vollstrecke; — ob es wirklich unsers erhabenen Königs Wille sei, daß seine lutherischen Unterthanen gleiche Ehrenstellung mit katholischen, reformirten, unirten Christen, ja mit Juden, sich Oberer ihres Bekentnisses zu getrösten, nicht zu beanspruchen haben, oder ob dieser grundgütige und gerechte König bei ungefärbter Darlegung dieser ernsten Sache schließlich gern — unter Bewahrung des Einheitsbandes in den nach den evangelischen Bekentnissen organisirten Regimentern — seinen lutherischen Landeskindern in den preußischen Stammlanden ihre kirchliche Genüge gewähren würde, gleichzeitig den neuen lutherischen Gebieten volles Vertrauen einflößend, bei solchem Kirchenregimente der evangelischen Landeskirche Preußens zuzugehören; —

endlich ob Preußens Kraft und deutscher Beruf beschädigt werde, wenn diese notwendige Neu-Organisation des Kirchenregiments eintrete, und hiermit für Tausende von Preußen, deren Treue gegen Thron und Vaterland bewährt ist, je prüfungsvoller die Zeiten waren, desto heller, — nach langem Ausharren die Gefährdung ihres Glaubenserbes ein Ende hätte, — ob solche preiswürdigen Schritte Preußen mit Schaden bedrohen, oder ob das eine Meinung sei, die von einer alternden Doktrin genährt in der Geschichte des Landes und seiner Erhebung seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag auch nicht einen Schein von Anhalt findet, vielmehr zu den Exempeln gehört, wie absolut grundlose Meinungen unter günstigen Umständen entstehen und sich in den Gemütern festsetzen können: — das sind einige von den Fragen, die unseren Frieden bedingen, also Krieg fordern, bis sie in der Wahrheit ihre Lösung finden. Sie kommen nicht aus Hadersinn und Eroberungslust, — die Fragenden sind Angegriffene, nicht Angreifer, — sie kommen aus dem Innersten dessen, was die Schrift lehrt über das Geheimnis des Gottmenschen, des himlischen Weinstockes, seiner Gegenwart, seines Wirkens in seinem Leibe, der Kirche; sie kommen aus der Erfahrung dessen, was aus einer Volksreligion wird ohne Einheit und Einmütigkeit des Glaubens, und was aus diesen wird, wenn man leicht hinfährt über das unschäzbare Gut eines geschichtlichen Bekentnisses, ehe man Neues und Besseres hat, vielmehr über dem unberufenen Greifen nach Neuem die Binde- und Lebensmacht des Gegebenen zerknickt. Die Fragen kommen endlich aus dem Bangen um Preußens gutes kirchliches Gewissen und wahre Berufserfüllung, — einem Bangen, das um so intensiver ist, je intensiver aus preußischer Geburt und Geschichte die Liebe zu diesem Lande und seinem begnadigten Fürstengeschlecht erwachsen ist. Man wähne doch nicht, diese lebendigen Dinge erdrücken zu können durch glänzende Bilder, die wol den eignen Geist und die eignen Wünsche, aber nicht den Herzschlag der Wirklichkeit in ihrer Not und ihren Bedürfnissen vernehmen lassen.

Wir können jezt eine Betrachtung nicht umgehen, die recht eigentlich zur Signatur unserer kirchengeschichtlichen Gegenwart, vorzüglich der unseres engeren Vaterlandes gehört, insofern die Bekentnisfrage die alles bewegende ist.

Es liegt etwas tief Tragisches in dem Gesez der geschichtlichen Entwicklung. Es ist die Erscheinung — die in der Welt und im Reiche Gottes sich wiederholt, — daß überschrittene Formen des Bewußtseins, die zu ihrer Zeit ihre Aufgabe hatten, nachdem sie diese erfüllt, um eine folgende einzuleiten, diese nicht verstehen, vielmehr ihre Anschauung, die mit ihrer Lebensarbeit erwachsen ist, nun für die normale, das betreffende Lebensgebiet für alle Zukunft bestimmende erachten. Es zeigt sich dann das mehr oder weniger tragische Bild, wie Ueberlebtes sich sträubt gegen das Lebendige, in immer heftigeren Versuchen sich fortzusetzen, bis der unerbittliche Gang der Geschichte sie dahinstellt, wohin sie selbst sich nicht stellen wollten, unter die einst kräftigen, ja wol gesegneten, nun aber ermatteten Faktoren im Reiche des Geistes. Bei weltweisen Systemgründern versteht sich dies von selbst. Welcher Philosoph hätte nicht gemeint, auf der Höhe zu stehen? — Aber auch bei theologischen Schulen, die unter zudrängendem Einflusse von Zeitphilosophien standen, — in rückgängiger oder zur Wahrheit wieder hinleitender Bewegung — wiederholt sich jenes peinliche Bild. Als Wegscheider in Halle seine Collegia sich leeren sah und es ihm unheimlich ward unter den Zeichen des Abfalles von seinen Institutionen, war Schreiber dieses Ohrenzeuge seines festen Hoffens, daß nur ein „pietistischer Paroxismus" vorliege, nach welchem bald und für immer das Licht desto heller leuchten werde. — Wie viel peinlicher aber wäre es, wenn gesegnete Glaubenslehrer, deren treue Arbeit der Herr reichlich gebraucht hätte zum Wiedergewinn des wahren Lichtes, zum Wiederfinden des lebendigen Zusammenhanges mit dem verschütteten kirchlichen Lehrzeugnis, nun, da es Ernst hiermit würde und die evangelischen Kirchen das Nötigste zu thun sich anschickten, je ihr eigentümliches Erbe aus den Trümmern zu sammeln, zu haltbarem kirchlichen Wiederbau, — wenn sie nun unmutig sich abwendeten, und an ihrem Kirchenbilde haftend in der neuen kirchlichen Bewegung nur einen vorübergehenden „orthodoxen Paroxismus" sähen, dem die Ermattung auf dem Fuße folgen werde.

Wie überaus verhängnisvoll aber wäre es, wenn solche Uebergangsdoktrin durch allerlei günstige kulturgeschichtliche und politische Umstände in ihrer Hofnung gestärkt würde, wenn sie, weil sie zu viele Bekentnisse hätte — oder das Gegenteil — gar keines behielte, und hierdurch des fesselosen Subjectivismus fruchtbare Mutter würde, so daß ihre edleren Vertreter rathlos und mit Trauer, ihr großer Weltbildungs-Anhang mit unverhehlter Freude den fortschreitenden Durchstich der Dämme und die in das Heiligtum einflutenden Mächte anschaueten; — wenn endlich eine solche Uebergangs-Theologie entsprechend erschiene den Wünschen eines hohen, von seinem Volke heißgeliebten Fürstengeschlechtes, daher einen Einfluß übte, der über ihre Bestimmung ginge, indem sie den Gedanken einer einigen evangelischen Landeskirche — der für uns eine geschichtlich gefügte, specifisch preußische Aufgabe enthält, — in seiner vollen Verwirklichung nicht mehr fördern, sondern nur hindern könte.

Gewiß eine verhängnisvolle Constellation wäre das, furchtbar für das Volksgebiet, das unter ihr stände. Denn unter dem Scheine der idealsten kirchlichen Anschauung und zeitgemäßesten Praxis, unter dem Wolgefallen und Nachdrücken der Kirchenfeinde, die eine überaus feine Witterung haben für das, was zur Sublimirung und Pulverisirung des ihnen verhaßten Festen und Organischen führt, würde rastlos der innere Zerfall und die Verflüchtigung zunehmen, — angstvoll für den Beobachter, wie wenn man ein Feuer in der Nacht fortbrennen sieht und es ist die Stimme versagt zum Weckruf.

(Schluß folgt.)

Die badische General-Synode von 1867.

(Fortsetzung.)

Am 15. Mai kam die wichtige Katechismus-Sache zur Sprache, worüber 7 Stunden lang gekämpft wurde, eine Veranlassung zu den ernstesten Zeugnissen. Die Majorität des Ausschusses hatte zu ihrem Referenten den jungen Prof. Holzmann von Heidelberg gewählt, es scheint als besonders glücklichen Professor der Pädagogik, während Mühlhäuser Berichterstatter der Minorität war, wodurch leider, da er beim Erlaß der Verordnung vom 19. Juni 1863, welche den halben Katechismus als nicht auswendig zu lernen preisgab, noch im Oberkirchenrath war, der Entgegnung die Spitze gebrochen war. Da man den Katechismus selbst anzugreifen nicht wagte, welcher offenbar der Verordnung der unirenden General-Synode gemäß ein wirklicher Unions-Katechismus ist, indem er Wesentliches aus dem Heidelberger dem kleinen lutherischen hinzufügt (über das Abendmal waren die Fragen bereits 1821 festgestellt), so kam man auf den Ausweg, um ihn möglichst zu beseitigen, einige Sprüche, welche Bestandteile des christlichen Volksbewußtseins sind, d. h. wol moralische oder vornehmer ethische, beizufügen, dagegen den Katechismus, außer den 5 Hauptstücken ohne alle Erklärung, gar nicht mehr lernen zu lassen; seine Sätze seien zu lang verschleppend, für das Gedächtnis unerschwinglich u. s. w., die Erklärung des Lehrers bewirke genug — welcher ungläubige Lehrer kann den Katechismus erklären? — Gnädig will man den Gemeinen, welche mehr als die Sprüche und 5 Hauptstücke lernen lassen wollen, hierin Freiheit zugestehen, — welche Verwirrung muß das geben, wenn ein Teil will, der andere nicht? — Dem Confirmanden-Unterricht soll der Katechismus zu Grunde liegen, allein dem Geistlichen soll hierin die möglichste Freiheit gestattet sein — was das heißt, weiß man, da z. B. in Heidelberg ein Geistlicher, der zugleich am Seminar arbeitet, bei der lezten Confirmation vom Katechismus gar Nichts, dagegen Schleiermacher'sche Sätze vorbrachte. Wir müssen diesen Antrag einen perfiden nennen von Seiten der neuen diabolischen Pädagogik, die der Jugend Alles lehren will, viel Zeug auswendig lernen läßt, was weder im Leben noch im Streben nüzt, nur den Herrn Jesum will sie ihr fern halten. Sie spricht gern, sie sei biblischer als wir, da sie nur Gottes Worte lernen lassen wolle, nicht Menschenwort! — welche Heuchelei. Sie weiß nicht, warum Luther 1829 seinen kleinen Katechismus schrieb, das Volk plapperte noch 10 Gebote, Vaterunser ꝛc. her, aber verstand Nichts davon, darum schrieb er die so herliche, kurze Erklärung, welche unser Katechismus ziemlich vollständig hat, damit das Volk, deß ihn jammerte, darüber denken und es verstehen lerne. Und nun will man es unserm Volk aus dem Gedächtnis bringen, welche Rohheit und Unbotmäßigkeit wird darauf folgen. Welche Leute aber das sind, die hierfür stimten, beweist ein Wort eines Geistlichen von Karlsruhe, welcher naiv genug sagte: man habe ja Luthers großen Katechismus auch nicht gelernt, — hat der Mann je denselben angesehen, daß er meint, er sei für Kinder in Frage und Antwort geschrieben? lese er doch aus der Vorrede den Saz: „Das sag ich aber für mich, ich bin auch ein Doctor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die Alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben; noch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismum lehret, und lese auch und spreche von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe, die zehn Gebote, Glauben, Vaterunser, Psalmen u. s. w. und muß noch täglich dazu lesen und studiren und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gern wollte, und muß ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben und bleib's auch gerne. Und diese zarten, ekeln Gesellen wollen mit einem Ueberlesen flugs Doctor über alle Doctor sein, Alles können und Nichts mehr bedürfen. Wolan, solches ist noch ein gewisses Anzeichen, daß sie beide ihr Amt und des Volks Selen, ja dazu Gott und sein Wort verachten, und dürfen nicht fallen, sondern sind schon allzu gräulich gefallen, dürfen wol, daß sie Kinder würden und das ABC anfingen zu lernen, das sie meinen längst an den Schuhen zerrissen zu haben." Also die herlichen Fragen und Antworten sollen nicht mehr gelernt werden: Was ist dein einiger Trost im Leben und Sterben? Daß ich mit Leib und Sele u. s. w. Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat — daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott u. s. w. — daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum meinen Herrn glauben oder zu ihm kommen kann u. s. w. u. s. w. Alles das, was hoch und niedrig erweckt und getröstet hat, womit Fürsten sich auf dem Todtenbette erquickten, was selbst Römische hoch hielten und benuzten, alles das soll antiquirt, soll vergessen, soll wie Dekan Eberlin richtig bemerkte: lahm gelegt werden! Der Herr sehe darein und verhüte es. Ist wol je irgendwo auf Erden ein solch perfider Antrag gestellt und von geistlichen, sowie weltlichen Familienvätern, Erziehern sogar angenommen worden?

Um des Friedens willen will die Minderheit, wie Mühlhäuser berichtet, indem er vom Segen des Katechismus an Krankenbetten Zeugnis gibt (wie früher auch Plitt öffentlich aussprach), während sie den Grundsaz festhalte, eigentlich solle Alles gelernt werden, einige Gruppen (Vorsehung, Schlüsselgewalt, Erklärung des Vaterunsers, Haustafel) bezeichnen, welche nicht gelernt werden müßten, wo man sie nicht verlangte. Pfarrer Specht jedoch bestreitet das Recht des Oberkirchenraths zu jener ersten — lahmlegenden — Verordnung. Die General-Synode von 1855 beschloß den Katechismus nach der Vorlage des Oberkirchenraths: „zugleich muß sich der Katechismus leicht einprägen, aber nicht leicht wieder zu vergessen sein, sondern mit dem Character der Unverwüstlichkeit in das Gemüt einwurzeln;" und nach dem von Plitt — der jezt auch in das Lager der Nichtlerner übergegangen zu sein scheint — erstatteten Berichte: „nur dann kann ein Katechismus der heranwachsenden und der erwachsenen Gemeinde das sein, was er ihr sein soll, wenn er vollständig und gründlich auswendig gewußt wird, so daß die Katechismusfragen den Christen durch's ganze Leben begleiten." Man habe ohne Not, da noch kein Schulgesez da ist, dem Druck der

Presse nachgegeben; so habe jede künftige Kirchenbehörde auch das Recht, wieder Alles lernen zu lassen. So klar die Sachlage war, ergaben sich am Schlusse doch nur acht Stimmen für Specht's Antrag.

Der reiche Herr Moll aus Mannheim allein will einen ganz neuen Katechismus: der Vernunft müsse weite Berechtigung eingeräumt werden, nicht Zerknirschung wecken und von der Erde als Jammerthal reden soll der Katechismus, sondern die sittliche Kraft wecken, man kann deswegen doch die Demut vereinigen mit dem Bewußtsein dessen, was man dem Leben und was man Gott schuldig ist. — Da komt einem die Frage, ob wol der reiche Mann im Evangelium sich auch hätte in eine General-Synode wählen lassen? — er hätte vielleicht noch mehr Pietät gegen Gott und Ehrfurcht vor Abraham gehabt.

Daß Prälat Holzmann seine Verordnung verteidigte, versteht sich von selbst, aber zu sagen: wenn noch der ganze Katechismus gelernt werden müßte, hätten wir ihn keine zwei Jahre mehr! und jeder Lehrer solle wissen, daß der Oberkirchenrath das viele Auswendiglernen nicht wolle! das war doch nicht weise. Er bedauerte indes, daß viele Lehrer die nicht mehr zu lernenden Sätze oder Sprüche haben durchstrichen oder durchstreichen lassen, und wünschte, daß einige Fragen, über deren Segen er gleichfalls Erfahrungen gemacht habe, doch gelernt werden sollten. Aus der langen Debatte greifen wir nur einige Sätze aus, z. B. von Dekan Sehringer: wer will Frage 3: was ist dein einziger Trost? und wer die Erklärung des 9. und 10. Gebots missen und soviele andere? es ist kein Katechismus der Theologen, sondern er ist aus der Glaubens-, Not- und Kreuzesschule hervorgewachsen. Er gleicht in seinen hier und da veralteten Ausdrücken dem Stein, in welchem eine herliche Goldader erglänzt. Ein alter aufgeklärter Beamte hatte sich um Bibel und Gottesdienst nicht bekümmert, aber als es zum Sterben kam, da fing er an zu sprechen und zu beten: ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum glauben kann ꝛc. So ist das Gedächtnis ein Lagerbuch, woraus man in der Not herausholen kann. Die Jugend hat ja ein gutes Gedächtnis, man läßt sie große Stücke aus Dichtern lernen, warum nicht die classischen Stücke des Katechismus, die ewige Geltung haben? Schellenberg von Lörrach verteidigt sogar den Katechismus gegen mehrfache Angriffe und meinte, er sei ganz geeignet, das Kind in das Herz des Christentums und der Reformation einzuführen; allein jezt sei die Gemeinde großenteils dem Katechismus-Christentum entwachsen und kehre lieber zur Bibel zurück.— Welche Sonderbarkeiten, in Lörrach oder in Eberbach oder in Mannheim oder Heidelberg? Wo man zur Bibel zurückkehrt, da kehrt man auch wie Luther und Melanchthon zum Katechismus zurück, und weil es ungläubige Lehrer gibt, die den Katechismus nicht erklären können, so läßt man ihn deswegen gerade nicht weg, sondern, damit ihn die Kinder inne haben, um so mehr auswendig lernen. Mez erwiedert seinem Standesgenossen Moll: ich bin vielleicht mehr als Einer von Ihnen mit Nichtchristen, Türken oder Juden umgegangen — (er ist Seidenfabrikant und hat Besitzungen nicht nur in Ungarn, sondern auch in Amasia in Kleinasien, war in Jerusalem ꝛc.) — und habe gelernt auch über solche nicht lieblos zu urteilen, welchen die Grundlehren des Christentums unbekant sind. Wir hier haben kein Glaubensgericht, aber auch keine tabula rasa — um eine neue Religion zu machen, wir haben die christliche. — Unser Gelöbnis verpflichtet uns auf die bestehende Ordnung", wozu auch der Katechismus gehört, wie er aus den früheren Kirchen auf uns herübergekommen ist, darum kann ich solche Angriffe auf dies Buch nicht begreifen. Ich gehe in keine Kirche, von der ich weiß, daß entgegengesezte Lehren verkündigt werden. Wie hat Moll mit seinen Principien den Eröffnungsgottesdienst besuchen können? wie bei dem Ordinationsformular mitwirken können, da er die Schlüsselgewalt aus dem Katechismus hinauswerfen will? Was hat der geistliche Stand unter uns für eine Bedeutung ohne die Schlüsselgewalt? Von der Sünde will er ebenfalls Nichts wissen, aber es ist eben nichts so Leichtes, sich von derselben los zu machen, denn es gehört dazu das Blut Jesu Christi, das für uns am Kreuz vergossen wurde. Er weiß von keinem Jammerthal; ich habe die schönsten Gegenden der Erde gesehen und weiß, welchen Dank wir Gott dafür schuldig sind. Aber dennoch ist unsre Erde überall für den sündigen Menschen ein Jammerthal und ich wünsche, daß Moll dies nicht noch zu erfahren habe; es wird ihm aber schwerlich erspart bleiben, wäre es auch nur im Tode, denn der Weg durch die finstere Grabeshöhle ist kein Spaß. Er erzählt noch, wie er mehrere Jahre lang jungen Arbeiterinnen den Katechismus abgehört habe, den sie mit Freuden hersagten, oft die schwirigsten Fragen am besten. Die Gründe für Beschränkung des Memorirstoffes seien zum Teil geheime. Die Geologen müssen die Namen ihrer Steine, die Mediciner die Namen der Krankheiten auswendig lernen ꝛc., überall muß gelernt werden: nur die Philosophen lassen Nichts lernen, weil sie Nichts haben. Die Theologie ruht auf geoffenbarten Sätzen, in den Sprüchen, aber jede Kirche faßt sie für ihre Glieder zusammen zum Nachdenken und Weiterforschen. Das Auswendiglernen ist kein Mittel von untergeordneter Bedeutung, der liebe alte Spittler in Basel, der nahe an 90 Jahren ist, läßt sich um nicht zu vergessen, was ihn in der Jugend zum Frieden geführt hat, jede Woche noch das würtembergische Confirmations-Büchlein abhören. Welch ein Trost ist ein solch Wort oder ein Lied wie: Wenn mir am allerbängsten u. s. w. Ich weiß, man braucht im Leben noch andere Dinge als religiöse; aber alles andere Wissen hat ohne dieses keinen Wert, es sind lauter Nullen, wenn dieser Einer nicht vor ihnen steht. Aus der Dogmatik erst erwächst uns die Ethik. Die Amerikaner haben, wie Döllinger bezeugt, nur darum Universitäten gegründet, um ordentlichen Religions-Unterricht zu erhalten. In Schottland und England wird jeden Tag eine Stunde dem Religions-Unterricht gewidmet, darum sind sie, wie z. B. ein schottischer Advokat, mit dem ich umging, so vertraut mit der Schrift. Amerika hat den dritten Teil der Erde, England das andere Drit-

teil; ich habe nichts dagegen, wenn wir das lezte Drittteil bekommen, aber wir müssen auch die Gottesfurcht zur Grundlage unsers Lebens machen.

Schenkel spricht den naiven Saz aus, wenn sie Reformatoren wären, könten sie auch einen neuen Katechismus machen, und Zittel gesteht zu, daß sie das Zeug dazu nicht haben, er bekent jedoch selbst, daß ihm Manches von seiner Kindheit her geblieben sei, Perlen, die nicht weggeworfen werden sollten. Eberlin erinnert Schenkel an seine 1855 gethane Aeußerung: der Katechismus werde ein wahrer Segen für das Volk werden. Die Anträge der Commission führen zu einer Lahmlegung des Katechismns. Bei Prüfungen haben die Kinder von den nicht mehr gelernten Fragen gar Nichts mehr gewußt und verstanden. Werde der ganze Katechismus gelernt, so kommen auf eine Woche kaum je 1 Frage und nicht ganz 2 Sprüche. Schellenberg von Mannheim spricht frei heraus: das Nichtlernen der Fragen ist nicht nur eine Lahmlegung des Katechismus, sondern ein Todesurteil über denselben. — Wehe diesen protestantischen Männern, wenn Luther erstehen würde, aber Einer, der mehr ist als Luther wird für ihn Rechenschaft fordern.

Eine Bitte der Gemeinde Linkenheim bei Karlsruhe war den Herren links wegen ihrer natürlichen Geradheit zu derb gewesen, Dekan Sachs verteidigt sie und bemerkt, die Landdiöcese Karlsruhe müsse ihre Befürchtungen jezt für begründet erkennen. Da auch von Thränen der Kinder Jemand geredet hatte, so bemerkt Dekan Gräbener, es komme aus diesen Thränen oft eine gute Ernte. Wenn vom Teufel die Rede sei, vom Zaubern — Schellenberg hatte auch dies genant, wahrscheinlich weiß das aufgeklärte Mannheim nichts mehr von Zauberei, Kartenschlagen ꝛc., wir rathen ihm einmal genau nachzusehen — vom Amt der Schlüssel, so steht dies eben in der heiligen Schrift; werden die Sünden genant und gestraft, so geschehe es, weil sie wirklich gethan werden. Selbst das Wenige, was jezt noch gelernt werde, sei meist schlechter gelernt, als früher das Ganze. Am Ende müssen die Herren einen Auszug aus der Bibel machen, um wegzulassen, was ihnen nicht gefällt. Der alte redliche Landmann, ehemals Maurermeister, Zwecker von Linkenheim, ein Freund des sel. Henhöfers, spricht schließlich die Worte: Das Auswendiglernen hat einen großen Wert, ich kann heute noch, was ich im kleinen lutherischen Katechismus gelernt habe. Derselbe hat viele Früchte getragen, das habe ich an vielen Krankenbetten erfahren, ebenso unsere dritte Frage, die aus dem reformirten stamt. Man kann überhaupt nicht genug lernen, auf dem Lande ist man nicht so lange in der Schule, es muß deswegen die Zeit benuzt werden, um den Weg zur ewigen Seligkeit zu finden; dann aber haftet der Trost aus dem Katechismus, so lange man lebt. Man wird alt, es stellt sich Taubheit, Blindheit ein, das Lesen geht nicht mehr; wer da Etwas auswendig gelernt hat, den kann der Geist Gottes daran erinnern. Die Fragen und Antworten sind deswegen zu lernen, weil in ihnen der Sinn der Sprüche zusammengefaßt und deutlich ausgedrückt ist. Manches Gebet ist zum Thron Gottes aufgestiegen um einen Katechismus, auf den man sich verlassen kann. Bei dem, was ich heute hörte, hätte ich aber Manchen fragen mögen: was hast du denn für eine Bibel, daß du dies und jenes nicht darin findest? Nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich muß mich fragen: sind wir denn in die Zeit getreten, in welcher Gott „kräftige Irtümer" (2 Thess. 2, 11) sendet? — Alle Bitten, alle Warnungen waren umsonst, der Anhang von Sprüchen, sowie die Freiheit für die Gemeinden, ob sie lernen oder nicht lernen lassen wollen, wird von der Partei mit 41 Stimmen gegen 13 (ein Mitglied war abwesend) der Minorität angenommen. — Gott erleuchte unsern Fürsten, daß solche Confusion nicht bei uns eingeführt und der Antrag nicht genehmigt werde.

Ja, es ist viel gebetet worden um den rechten Katechismus, Landleute haben um ihrer Kinder willen, damit sie etwas Sicheres haben, die Veranlassung zum Neudruck des lutherischen Katechismus gegeben, welcher das Signal zum Fall des neuen war; es ist viel darum gekämpft worden, und als in Durlach bei einer Versamlung klar dargelegt war, wie das gar kein Katechismus sei, keine Erklärung der (nur vorn an gedruckten) Hauptstücke, ja nicht einmal eine — den Katechismus sonst weiter erklärende — sog. Kinderlehre sei, da sie sich an keinen Katechismus, kein feststehendes, faßliches halte: da war Schenkel der erste, der dem Referenten die Hände drückte und das Referat für die allgemeine Kirchenzeitung erbat. Wir hoffen, daß noch jezt wieder gekämpft werden wird für Erhaltung und treue Benutzung des Erlangten, auf daß jeder Redliche erkenne, was wir haben und nimmermehr preisgeben dürfen, aber ebenso sehr und noch mehr, daß gebetet werde, auf daß der Herr das Kleinod unserer Kirche, die Gemeinschaft, Allen erhalte. Denn freilich haben einzelne — wie viele würden bei den Einflüssen der zerstörenden Elemente oder des Widerstrebens der Lehrer einig werden — Gemeinden das Recht, mehr lernen zu lassen, als verordnet werden wird, ja alle christlichen Väter haben die Pflicht, mit ihren Kindern den Katechismus zu treiben und selbst wieder zu lernen, wie es vor 20 Jahren geschah, und sie werden den reichsten Segen für ihre Häuser und Herzen davon ernten. Aber wir wünschten keine Scheidung im ganzen Lande in rechts und links, wie in der Synode, keine Zerspaltung, sondern eine Vereinigung von Allen, alt und jung, um die herlichen Glaubenszeugnisse der vom Herrn erkornen Männer der Reformation.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die Leipziger Pfingstwoche.

Das Jahresfest der Leipziger Mission und die damit verbundenen Pastoral-Missions- und sonstigen Conferenzen sind innerhalb der lutherischen Kirche von so gewichtiger Bedeutung, die Teilnahme ist eine so große, und die Tragweite hat sich wiederholt schon als eine so maßgebende erwiesen, daß es der Ev. K. Z. erwünscht sein wird, wenn sie ihren Lesern einen Bericht aus der diesjährigen in manchem Betracht sehr wichtigen Versamlung mitteilen kann.

Erlauben Sie mir, daß ich rein geschichtlich verfahre. Ich denke so wird am ersten ein richtiges Bild der vorübergegangenen reichen Tage gegeben werden können.

Schon am Bahnhofe ward ich Nachmittags den 11. Juni gastlich empfangen, und in befreundete Kreise geführt. Denn es ist ein Vorzug, welchen Leipzig vor manchen andern Städten hat, wo solche Conferenzen und Feste gefeiert werden, daß die Gastfreundschaft im weitesten Sinne erquicklich und freundlichst geübt wird. Welch eine Wolthat für den ankommenden Fremden, wenn ihn der Hauch des Familienlebens umweht, anstatt der ungemütlich umherrennenden Kellner, welche der Weisung des Portiers nachzukommen haben und froh sind, wenn sie den müden Reisenden gehörig unter Schloß und Riegel haben. Meine gütige Wirthin hatte in den Tagen vom 11. bis 14. Juni für zwölf müde Häupter in ihrem allerdings stattlichen Hause Raum zu schaffen gewußt, und die drei eigenen Söhne, welche die Secunda, Tertia und Quarta repräsentirten, waren völlig damit zufrieden, für das Mal auf drei Matratzen sich in der Kunst der Entbehrung, Abhärtung und Aufopferung zu üben. Es war ein recht fröhliches Zusammensein früh Morgens zur Kaffee-Zeit oder spät Abends zum Thee, und die Gäste hatten sich schon recht schön zusammengeschlossen, als sie am 14. wieder in alle Welt zerstreut wurden nach Rudolstadt, nach Greiz und Schleiz, nach Mecklenburg und Hannover, nach Sachsen und nach Preußen.

Etliche Stunden nach meiner Ankunft suchte ich zunächst das Missionshaus auf in der Nähe des Bairischen Bahnhofes. Es war ja wol begreiflich, daß sich hier in diesen Tagen vornämlich ein rechter Taubenschlag der Kommenden und Gehenden darstellte, und ich habe den ehrenwerten Herrn Direktor der Anstalt mit samt der Frau Gemalin nicht ohne einige Teilnahme schalten und walten sehen, und hätte dem ersteren namentlich gern die Kunst gewünscht, sich in mehrere Teile zerlegen zu können, um zugleich hier und dort, officiell und officiös, freundschaftlich und wirthschaftlich sich darstellen zu können. Bald riefen ihn die Gäste und Fremdlinge, deren der Eine oder Andere einen güldenen Ring der Mission am Finger hatte Jacob. 2 und billiger Weise nicht wol übersehen werden dürfte, es wartete aber schon der Cassirer und mußte notwendig gehört werden, es kamen aber auch die Häupter der Collegii und hatten noch dies und noch das zu sprechen, es kamen aber auch die Brüder aus Petersburg und Dorpat, und ein Bessarabischer lutherischer Pastor war neun Tage und Nächte zu Wasser und zu Lande unterwegs gewesen, er hatte den Richtweg über Odessa eingeschlagen. — Alle wurden sie freundlichst empfangen und war der Direktor nicht gleich da, so war doch die Hausfrau da, und der Kreis um den runden Tisch war bald größer, bald kleiner, aber nie leer, und ich kann mir lebhaft denken, daß man in einer stillen Stunde, das „Tandem aliquando“ aus der Tiefe herausgeholt hat.

Aber der Vorabend der Feste war noch nicht zu Ende. Pastor Ahlfeld pflegt von 7 Uhr an schon seit Jahren die drei nebeneinander liegenden Räume seiner Pfarrwohnung zu öffnen, und an großen und kleinen Tischen sammeln sich Männer und auch etliche Frauen aus der Nähe und Ferne, stehend und gehend zum Thee und allerlei Gespräch. Da war dann dieses Mal wirklich ein Wogen und Walten in dem gastlichen Hause, daß die weiten Räume fast zu klein, die Hitze zu groß, und des Summens und Redens fast zu viel war. Es war nur gut, daß manche sich schon bescheidentlich zurückzogen, als andere erst kamen. Denn obwol der freundliche Hausherr immer sprach: „Es ist noch Raum da“, so wollte es mir doch zu Zeiten bedünken, als obs nun nicht mehr ginge.

Am anderen Morgen war der Gottesdienst in den weiten Hallen der schönen Nicolai-Kirche angeordnet, und obwol er erst um 9 Uhr anfangen sollte, so brachen doch die Frauen aus unserm Hause schon um acht Uhr auf. „Denn,“ sagte die sorgliche Wirthin, „am Missionsfest will man doch nicht blos gern Alles hören, sondern auch etwas sehen, und ich möchte doch meinen Gästen, die zum Teil so weit hergekommen sind, auch gern gute Plätze verschaffen.“ Die geistlichen Herren hatten etwas länger Zeit, denn für sie ist der Eingang durch die Sakristei zu reservirten Plätzen auf dem hohen Chore erlaubt. Da standen denn zehn Reihen zu etwa zwanzig bis dreißig Stühlen außer den an den Wänden laufenden Bänken und es war doch ein tröstlicher Anblick, als sich alle diese Plätze füllten und der hohe Chor, selber eine kleine Kirche für sich, Zeugnis gab von fröhlicher Teilnahme am festlichen Morgen.

Genau um 9 Uhr, nachdem das Geläute verklungen war, intonirte die Orgel den Choral: Herr Jesu Christ dich zu uns wend ꝛc. Nach der ebenso würdig als schön gehaltenen Liturgie, welche der Diaconus zu St. Nicolai hielt, folgte vom Pulte die Verlesung Ps. 96, und nach abermaligem Gesang: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen ꝛc.“ folgte die Predigt des Oberhofprediger Jahn aus Schwerin, welche sich an Act. 1, 8—10 schloß und von dem rechten Missionssinn und der rechten Missionsthätigkeit handelte. Ich halte Missionsfestpredigten an solchem Missionsfeste für besonders schwer. Man erwartet etwas besonderes, und der Prediger hat bei der Ausarbeitung ohne Frage die Absicht, etwas besonderes, jedenfalls nach besten Kräften das Beste wiederzugeben, was ihm zuvor gegeben ist, und da ist denn die Gefahr da, daß man sich überbietet. Man merkt manchen dieser Predigten ein gewisses Echauffement an. Das war nun hier nicht der Fall. Die Predigt war nüchtern, einfach, gedankenreich, man hatte das Gefühl, daß der Prediger heute nicht anders predigte, als er es immer zu thun pflegt und das halte ich für einen Vorzug. Diejenigen aber, welche hier sich darauf gespitzt hatten, daß ich so sagen soll, etwas ganz absonderliches zu hören, mögen sich getäuscht haben.

Nach der Predigt folgte der Choral: „Fahre fort ꝛc.“ und darauf von der Kanzel herab der Missions-Bericht des Direktors Harbeland. Harbeland ist zwar aus einem Pfarr-Amte im Lauenburgischen nach Leipzig berufen, er ist aber von Geburt ein Hannoveraner, und ist der jüngste von den drei Brüdern, welche sich um die Mission ganz besondere Verdienste erworben haben. Der mittlere ist ja viele Jahre Missionar auf Borneo unter den Dajakken gewesen und hat dort in großen Sachen gewirkt, auch die Bibel in das Dajakkische übersezt, wozu er die Schriftzeichen erst erfinden mußte und ist vor einiger

Zeit von der Hermannsburger Mission unter den Kaffern, deren Superintendent er war, um seiner gebrochenen Gesundheit willen, zurückgekehrt. Er ist jetzt Inspector des Rettungshauses in Neinstedt. Der älteste war Pastor in Hildesheim und alle, die ihn näher kanten, trauern wol recht tief und schmerzlich um den jüngst zu Carlsbad unerwartet schnell eingetretenen Todesfall, insbesondere aber hat der Hildesheimer Provincial-Missions-Verein, dessen Sele er war, so viel an ihm verloren, daß sein Verlust schwerlich auch nur annähernd möchte ersezt werden können. Sein stetiger Eifer, seine unabläßige Treue, seine nüchterne Klarheit und Besonnenheit, seine Gabe der Auffassung, Mitteilung und Erzählung aus dem weiten Gebiete der Mission möchte so leicht nicht wiedergefunden werden. Man ward nicht müde stundenlang seinen alle Zeit so erbaulichen Vorträgen zuzuhören. Und wie er denn zu geben verstand, so hatte er auch eine schnelle Gabe der übersichtlichen Auffassung, und nicht umsonst hat er gar oft das Präsidium in den größeren Pastoral-Conferenzen geführt. Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit dem treuen Jünger seines Herrn diesen Nachruf.

Hier in Leipzig sah ich nun den jüngsten, aber nicht kleinsten der drei Brüder vor mir, und habe mich gefreut, in gedrängter Kürze und durchsichtiger Klarheit einen ebenso erbaulichen, als frisch aus der Sache geborenen und anziehenden Bericht über den Stand der Leipziger Mission zu hören. Der Bericht wird ja seiner Zeit gedruckt erscheinen, und ich beschränke mich hier nur auf einige wenige Data.

Zuerst wurden die betrübenden Seiten aus den Erlebnissen des vorigen Jahres hervorgehoben, wie sie teils sich in den Ereignissen der Heimat, teils in verschiedenen Vorkomnissen auf dem Felde der Mission und unter den Missionaren geltend gemacht, dann aber hervorgehoben, wie der Fortgang der Sache die weitere Entwickelung des spürbaren Segens nicht dadurch beeinträchtigt sei. Die Einnahmen waren troz der Ungunst der Zeit gestiegen. In der Anstalt werden gegenwärtig 10 Zöglinge vorbereitet. Im vorigen Jahre haben etliche das Maturitäts-Examen an der Thomas-Schule zu Leipzig wolbestanden. In Indien arbeiten gegenwärtig 16 Missionare, während einer auf Urlaub in der Heimat ist. Im vorigen Jahre sind 741 Heiden durch die Missionare getauft, so daß gegenwärtig die ganze Summa der Getauften und noch Lebenden aus den Heiden sich auf 8303 belauft, welche auf 374 Ortschaften verteilt sind, darunter einzelne Gemeinden über 1000 Selen zählen. Alles Nähere blieb der Versamlung des Missions-Collegiums und der verschiedenen bevollmächtigten Deputirten, welche Nachmittags im Missionshause stattfand, vorbehalten.

Nach dem Gesange: „Ach bleib mit deinem Segen bei uns" folgte die Abordnung des Missions-Candidaten Kahl durch den Präsidenten von Harleß aus München unter Assistenz verschiedener Geistlichen, welche den Missionar im feierlichen Kreise umstanden und zum Schluß unter Auflegung ihrer Hände einige wenige, aber treffende Worte hinzufügten.

Noch will ich bemerken, daß man den Beschluß gefaßt, den Direktor Hardeland, welcher sich dazu bereit erklärt hatte, zugleich mit dem abgeordneten Missionar nach Ostindien zu senden. Man hielt es für zu schwierig, von der Heimat aus eine so umfangreiche Mission zu leiten, ohne den Verhältnissen persönlich nahe getreten zu sein. Schon im nächsten Monat wird der Missions-Direktor mit Gottes Hilfe die Reise antreten und schwerlich vor Ablauf von 12 bis 18 Monaten ins Missionshaus zurückkehren.

Nach dem Gesange: Du heilige u. s. w. folgte die Schluß-Liturgie und dann noch das Lied: Laß mich dein sein u. s. w. Es war über Mittag hinaus, als wir die Kirche verließen, um uns gegen 2 Uhr im Sale des Schützenhauses um eine Tafel von 290 Couverts zu sammeln. Da saßen denn die Gäste, Männer und Frauen, wie sie der Dampfwagen aus allen Weltgegenden zusammengeführt hat, und der Herausgeber des Reise-Pilgers ward nicht müde, ein Lied nach dem andern anzustimmen. Es waren bedeutende Männer an dieser Tafelrunde vereinigt, doch wurden keine Trinksprüche ausgebracht, auch keine Tischreden gehalten.

Erst als die Stunde zur Versamlung des Missions-Collegiums und der bevollmächtigten Deputirten gegen 4 Uhr zur vertraulichen Sitzung rief, ward die Tafel unter Danksagung aufgehoben und die Einzelnen zerstreuten sich im großen Garten und in die Stadt, bis Abends von 7 Uhr an der Sal wieder sich zu füllen anfing.

(Schluß folgt.)

Aus Würtemberg.

In dem Artikel im Märzheft: „Durften wir im Kirchengebet" heißt es am Schluß: „in Süddeutschland überschüttete man diesen religiösen Ernst mit Hohn und Lästerung;" ferner: „hätten nur unsere Brüder sich nicht dem politischen Fanatismus und Parteihaß so überlassen, hätten nur die andern Kirchen auch Buß- und Bettage gehalten, statt den unsrigen zu schmähen, dann hätten wir doch mitten im Kriege dieselbe geistliche Tonart mit ihnen gemein gehabt." Nach diesen Aeußerungen, sowie nach der Darstellung, welche Dr. Fabri, dem die evangelische Kirchenzeitung auch sonst gefolgt ist, von der damaligen Stimmung in Süddeutschland gibt, könte man meinen, man habe bei uns damals vor lauter Haß und Schmähung gegen Preußen des Gebets in den Kirchen und außer den Kirchen fast ganz vergessen. Dem war aber in Wirklichkeit nicht so. Am 19. Juni hat das K. Consistorium folgende Verordnung erlassen: Die Geistlichen werden hierdurch angewiesen, in der Kriegsnot, von welcher dermalen das deutsche Vaterland heimgesucht ist, im öffentlichen Gottesdienst am Schlusse des allgemeinen und Fürbittengebets eine besondere Fürbitte um Herstellung des Friedens, wie sie in Nr. 5 und 6 des Kirchenbuchs vorgeschrieben ist, zu sprechen. Weil doch unser Kirchenbuch in Norddeutschland weniger bekant ist, setze ich diese Gebete hier bei, zum Beweis, daß in ihnen dieselbe geistliche Tonart zu spüren ist, wie in dem preußischen Kriegsgebet. Das erste lautet so: Großer, allgewaltiger Gott, gnädiger Vater im Himmel! Wir bitten dich, du wollest das unter den Christen brennende Kriegsfeuer, welches auch uns Verderben droht, dämpfen durch deine Barmherzigkeit, und Gnade geben, daß sich alles zu dir bekehren möge. Wehre dem Blutvergießen, tilge die Aergernisse, wende die Verwüstung ab, und gib Friede allenthalben und auf allerlei Weise, um Jesu Christi unseres Friedefürsten willen! Amen!" Das zweite ausführlichere lautet so (ich führe nur einige Stellen daraus an): „Starker und treuer Gott, groß von Rath und mächtig von That — o wende dein Antlitz nicht von deinem Volk, ob wir uns gleich durch Leichtsinn und Sicherheit, durch Verachtung deines Worts und deiner Gebote, durch Frevel und Ungerechtigkeit schwer an dir versündigt haben. Laß uns in Jesu Christo, unserem

Mittler und Erlöser, den Trost der Vergebung unserer Sünden und Friede für unsere Selen finden. Steure du selbst, o heiliger, allmächtiger Gott, dem Verderben und allen Aergernissen in unserer Mitte, daß Gerechtigkeit und Treue unter uns wohne und wir in deiner Furcht dir dienen unser Leben lang. Deinem allmächtigen Schuz befehlen wir uns und unser Land, deinen Gesalbten unsern König und sein ganzes Haus: Ziehe aus in deiner Kraft mit den Heeren unseres Königs und seiner Verbündeten. Stärke ihren Mut und Arm zum Sieg über die Feinde und verleihe ihnen um deiner Gnade willen bald eine fröhliche Heimkehr. Laß vor dich kommen das Seufzen der Gefangenen, der Verwundeten, der Sterbenden. Nimm der Verirrten und Verlassenen dich gnädig an. Heile die Wunden, die der Krieg geschlagen und laß auch aus dieser Saat der Thränen eine Freudenernte reifen für Zeit und Ewigkeit. Amen!" Nach erlangtem Frieden erfolgte sodann am 21. August die Verordnung: die Geistlichen werden veranlaßt, am Sontag nach der amtlichen Veröffentlichung des zwischen Würtemberg und Preußen abgeschlossenen Friedens das Friedensgebet im Kirchenbuch im öffentlichen Gottesdienst zu sprechen. Dieses Friedensgebet — das würtembergische Friedensdankgebet vom Jahr 1763! steht meines Erachtens an Salbung und ächt evangelischem Geist noch über dem eben angeführten Kriegsgebet. Daß das Kriegsgebet in die ordentlichen Gottesdienste aufgenommen und kein eigentlicher Buß- und Bettag für das ganze Land ausgeschrieben wurde, ist nicht daraus zu erklären, daß man bei uns das Gebet wegen des Kriegs nicht für so nötig hielt oder nicht ernstlich meinte. Der Grund war vielmehr der, daß bei dem plözlichen Ausbruch des Kriegs, an dessen Möglichkeit noch bis zum 17. Juni viele bei uns nicht glauben wollten, die Ueberraschung und Bestürzung so allgemein war, daß man des besonnenen, raschen Handels überall ermangelte.

Es haben übrigens viele unserer Amtsbrüder nicht erst auf die Verordnung der Oberkirchenbehörde gewartet, sondern sowol die Sonntagsgottesdienste, als auch die hierzu besonders geeigneten wöchentlichen Betstunden vom Anfang der Kriegsgefahr an zu ernstlichem Gebet von wegen des Kriegs treulich benuzt *). Allerdings, das gebe ich gerne zu, hätte bei uns allgemeiner und andächtiger gebetet werden sollen, doch glaube ich, auch unser schwaches und mangelhaftes Gebet ist nicht ganz vergeblich gewesen, der Herr hat es nicht ganz verachtet. Als die 20 Söhne meiner Gemeinde, welche im Feld gestanden hatten, alle unversehrt wieder heimgekehrt waren, sagte mir die Mutter eines Soldaten, ein einfältiges christliches Weib: das hat eben unser Beten gemacht! Und sollte nicht unser Beten auch dazu etwas beigetragen haben, daß unser kleines Vaterland durch diesen schlimmen Krieg so wenig gelitten hat, daß wir so schnell und so gnädig aus unserer Gefahr und Angst errettet worden sind? Wenn man das nur auch überall bei uns besser erkant und brünstiger dafür gedankt hätte.

Das übrigens muß ich gestehen, daß wir die Gebete in Sachen des Kriegs in der gleichen Weise, wie dem lieben Amtsbruder in der Priegnitz viel innerliche Anfechtung gemacht haben. Ich war damals von der Rechtmäßigkeit unserer Sache und davon, daß Preußen den Krieg verschuldet habe, vollkommen überzeugt, und doch mußte ich mir immer sagen: es ist ein Bruderkrieg, in welchem jeder Sieg einer Niederlage gleich zu achten ist, und ich sah ganz klar, daß der Sieg unserer Partei und das Unterliegen Preußens zum Unheil für das deutsche Vaterland und die evangelische Kirche ausschlagen müßte. Das ließ eine rechte Freudigkeit und Zuversicht des Gebets nicht aufkommen. Ich bin daher für die Besprechung dieser wichtigen Frage in der Kirchenzeitung sehr dankbar, wiewol ihre Lösung für einen Süddeutschen schwiriger ist, als für einen Preußen.

In Betreff des Vorwurfs, daß man bei uns den religiösen Ernst in Preußen mit Hohn und Lästerung überschüttet habe, den ich jedoch in dieser unbeschränkten und allgemeinen Fassung nicht gelten lassen kann, wie ich auch die Darstellung Fabris weder für ganz richtig, noch für unparteiisch, noch für sehr versöhnlich halte, sowie in Betreff der übrigen Vorwürfe, die man uns über unser Verhalten im vorigen Jahr gemacht hat und immer wieder macht, wollen wir uns alle begründete Zurechtweisung von christlichen Brüdern gerne gefallen lassen. Daß bei uns viel gesündigt worden ist, nicht mit Hohn über den religiösen Ernst in Preußen, aber mit leidenschaftlicher Aufregung, vorschnellem Urteil und bitteren Worten, und sonst noch auf mancherlei Art, das wissen wir recht wol. Doch sei man gegen uns auch gerecht und billig, man spreche nicht so viel von unchristlichem Haß und mutwilliger Verblendung, man versetze sich in unsere Lage, und bedenke, was dem Krieg vorausging und was ihm nachfolgte, um zu begreifen, wie wir trozdem, daß wir mit unseren Brüdern im Norden im Glauben eins sind, doch in dieser Sache zu einer so ganz entgegengesezten Ueberzeugung und Stimmung kommen konten. Wie viel Versuchung zu einer leidenschaftlichen Erregung auch für den süddeutschen Christen vorhanden war, wie es für uns viel schwerer war, als für einen Preußen, einen festen und klaren christlichen Standpunkt zu gewinnen, das sollte man nicht verkennen, auch sollte man das Auftreten einzelner Stimmführer nicht ohne weiteres der Gesamtheit zurechnen.

Die offene, aufrichtige Anerkennung, welches Recht auch wir auf unserer Seite gehabt, und welches Unrecht auch auf der anderen Seite war, würde viel zur Versöhnung und Verständigung derer beitragen, die im Höchsten, im Glauben an ihren Heiland und sein Wort eins sind und immer eins waren. Eben diejenigen, welche der Herr zu Jüngern gemacht hat, sind zu versönlichem Entgegenkommen besonders befähigt und berufen. Möchte sich doch irgend eine Gelegenheit finden, die Versöhnung der beiden Bruderkirchen, der norddeutschen und süddeutschen, nach der wir uns so herzlich sehnen, zu fördern und ihr auch einen öffentlichen Ausdruck zu geben! Möchte doch der evangelische Kirchentag das wieder werden, was er vordem gewesen, eine brüderliche Vereinigung und Samlung der ganzen evangelischen Kirche Deutschlands, diesseits und jenseits des Mains!

*) Auch bei den 2 oder 3 monatlichen Bußtagen, welche in die Kriegszeit gefallen sind, hat wol keiner unserer Amtsbrüder die Kriegsnot übergangen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 10. Juli. № 55.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

(Schluß.)

Blicken wir für unsere nähere Erwägung der Bekentnisfrage in ein Gegenbild! Gegenüber dem Zusammenstoß des lebendigen geschichtlichen Fortganges mit menschlicher Schwäche bietet uns die Geschichte ein erhebendes und überaus trostreiches Bild, einen einzigen Proceß der Fortentwicklung, dessen einzelne Stufen, obwol sie folgende vorbereiten; wir nie veralten sehen, auch diejenigen, welche demütige Werkzeuge und Träger dieser Stufen des Wachstums waren, blühend und fortwirkend sehen bis an das Ende der Tage. Es ist das der wunderbare Proceß des werdenden heiligen Lehrorganismus, der sich aus dem apostolischen Worte von dem gekreuzigten und auferstandenen Gottmenschen, unter dem Wahrheitskampfe der Kirche gegen die Welt in ihr und außerhalb ihrer, erhebt und in den Bekentnissen der Kirche seine Grundgestalt gewint, bis zu der lezten großen Bekentnisbildung der Reformation, in welcher die anthropologischen und sotereologischen Artikel durchgekämpft und dann mit Wiederholung alles früher Errungenen zum öffentlichen Credo und Credimus der gereinigten alten Kirche wurden. Nachdem die deutschen Stämme unter dem Primat der Päpste der Kirche eingepflanzt und ein Reich deutscher Nation geworden waren, so hat sonderlich im Gemüte dieser Nation jener Baum der seligmachenden Lehre seinen verborgenen Fortwuchs, dann seine nötig gewordene Reinigung gefunden, und ist wiederum sonderlich dieser Nation, soweit sie dem erneuten Bekentnis gläubig und mitbekennend zufiele, zur Behütung und Fortentfaltung übergeben, damit sie selbst mit ihm bewahrt bliebe als eine der Wohnstätten der durch die Reformation nicht abgebrochenen, sondern nur schriftgemäß verjüngten und tiefer ins Volksherz gepflanzten wahren katholischen Kirche.

Alle geschichtlichen Ereignisse, — politische wie kirchliche, — alle geistigen Irgänge und Untreuen eines unter dem kirchlichen Lehrzeugnis bisher zusammengehaltenen Volkslebens, alle philosophische oder theologische Schulen müssen mit oder ohne Willen immer wieder zur Verherlichung jenes Lehrzeugnisses dienen, zur Bestätigung der Wahrheit, daß der Kirche in den Bekentnissen die zutreffendsten Erfahrungen der Wahrheit, ihre sicherndsten Bestimmungen und lebenskräftigsten Keime zu organischer Fortbildung anvertraut seien, von ihrem Haupte selbst. Daher kann die Folge alles Abbruches von ihrem Lehr- und Sprachverständnisse, und aller Rückkehr zu ihm — wenn es dazu kömt, in einem verwüsteten Kirchengebiete — immer nur der freudigere und lebendigere Wiederanschluß an das thöricht Verkante und Verlassene sein, und es kann, wenn noch ungenügend bestimte Heilswahrheiten — z. E. von der Kirche, von den lezten Dingen — in neuen Kämpfen zu neuer Bekentnisbildung treiben, dies nie im Widerspruche gegen die vorhandenen Bekentnisse, nie als eine Destruction derselben, oder als eine Reduktion auf ein Minimum, um recht viele zu einen, sondern nur als ein sie mitbekennendes Ergänzen derselben geschehen.

Es ist ein sicherer Ertrag aller kirchlichen Erfahrung und auch der Erkentnisarbeit unserer Tage, daß nur in dem Maße, als ein aus erschütternden Geisteskämpfen gebornes und zu öffentlichem Ansehn gelangtes Bekentnis dies Ansehen auf seinem Gebiete bewahrt, als Lehrer und Diener der Kirche aus dieser doctrina publica lehren und leben, daß nur soweit die betreffende Kirche ihrer berufsmäßigen, tiefgehenden Lebensäußerungen fähig ist. Man denke sich doch einmal das bestimte Bekentnis und sein Wirken fort, so denkt man sich die Luft fort, in der man athmet, so hat man das Bild eines rasch sich zerarbeitenden, bald todten Organismus vor sich. Das Leben der Kirche wäre sistirt. Augenblicklich fehlte die Bedingung zu einhelliger Anbetung und Erbauung, zu einhelliger kirchlicher Rede und Lehre des Volkes und der Jugend, zu einigender Gottes- und Weltanschauung im Denken und Sprechen, zu einhelliger Auslegung und tieferem Verständnis des göttlichen Wortes, zu einhelligem Zusammenwirken des Individuellen in der theologischen Wissenschaft, zu einmütiger Auffassung neuer, durch neue Feinde und neue Weltverhältnisse gestellter Aufgaben in Wissenschaft und Leben, zu ebenbürtigem Ausreifen neuer Bekentnisse aus den tiefsten Gründen des Kirchenlebens.

Daher ist es denn eine der modernen Wissenschaft eigens angehörende Thorheit, daß sie, welche die freie Bethätigung des Individuellen über die Einheit mit dem Bekentnisse sezte, beide auseinander reißend, wähnte ein neues Einigendes, eine doctrina publica zu Stande bringen zu können, das den Dienst der alten leisten solle, vor allem den sehr praktischen, einen greiflichen Maßstab zu haben für Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Lehre. Ein nicht formulirter Consensus ist ein wirres Gedankenbild, tausendgestaltig wie tausendköpfig, — daher es bei

J. Müllers nüchterner Auffassung bleiben muß, daß man lediglich zur Bestimtheit der geschichtlichen Bekentnisse recurriren müsse.

Endlich ist auch das hervorzuheben, was bei gründlicher dogmengeschichtlicher Einsicht nicht mehr in Frage gestellt werden wird, daß der Lehrorganismus der vorreformatorischen Kirche seine wortgemäßeste und lebensvollste Weitergestaltung, mit richtiger Anknüpfung an die echten Grundlagen der alten Kirche, in der deutschen Reformation und der ihr nachfolgenden Lehrbildung gefunden hat, nicht in der schweizerischen. Ja die beiden verhalten sich so, daß eine Uebereinkunft nicht anders denkbar ist, als indem die schweizerische einginge in die lutherische Anschauung des Verhältnisses Gottes zur Creatur und zum Menschen, demnächst in ihre christologische und dann folgeweise ihr sakramentlicher Dissens schwände, — oder daß umgekehrt die lutherische zu nestorianischen Anfängen zurückfiele und dann allerdings zu den sakramentlichen Resultaten der Schweizer kämen. Der Lezteren Gaben — die herliche sind — liegen einmal nicht vorzugsweise auf dem Gebiete der Lehrbildung, sondern auf praktischen Gebieten. Beide aber sollen durch einander bereichert werden, wenn sie beide sich selbst treu bleiben, und ringen, Christum je in ihren Gaben zu verklären, — jene, die Reformirten, in ihrer zeugungskräftigen Auslegung der heil. Schrift, in ihrer Gewissens- und Erweckungs-Predigt, in ihrem todesmutigen Vordringen und Ausstreuen des Gnadenwortes, in ihrem Zuchternst, in ihrem unbeugsamen Ankämpfen gegen paganistisches und weltvergötterndes Wesen, in ihrer Beweglichkeit und Ausdauer zu Werken der suchenden und heilenden Liebe; — diese, die Lutherischen, in ihrer schweren Mittelstellung zwischen der alten, nun tridentinischen Kirche und den übrigen reformatorischen Gemeinschaften, zur Bewahrnug des Einheitsbewußtseins in Allen, des Verständnisses unter Allen, auf Grund des apostolisch Gemeinsamen, — womit ihnen aber auch die schärfere Verpflichtung aufliegt zur Wahrung der lauteren Lehre, als des einzigen Mittels aller zu hoffenden Wiedervereinigung des Getrenten, und zur Verabscheuung alles Gelüstes nach längst gerichteten römischen Irrgängen; — ferner in ihrem geduldigen Ausharren zum Durchdringen des Volksganzen mit dem kirchlichen Heil, im zähen Hoffen auf Wiederkehr eines irregeleiteten Volkes, im Halten am christlichen Staate, an dem geschichtlich Gefesteten der christlichen Stände und Sitten und deren pädagogischer Macht für das Evangelium und Reich Gottes; in ihrer freien Umfassung aller ethischen Aufgaben der Menschheit, Kunst, Wissenschaft ꝛc., zu deren Verklärung durch das Mysterium des Himmelreiches und Dienstbarmachung für dasselbe. — Was können Beide von einander gewinnen, wenn sie Treue üben bei sich und Demut gegen einander, wenn sie auch den Krieg, den sie um der Wahrheit willen noch mit einander zu führen haben, auf dem Grunde der herzlichen Liebe Christi führen! —

Es gehört zur Sache, der wir jezt näher treten, was wir oben andeuteten, woran milder oder ernster schon oft erinnert ist, hier nachdrücklicher in Erinnerung zu bringen, daß die Unionsdoktrin, zunächst als theologische Schule, eine veraltete und eine hinschwindende ist, ihrer Natur nach nichts anderes sein konte. Es ist das die wertvollste Frucht ihrer treuen Arbeit, daß, je eindringender sie den Consensus suchte, desto allgemeiner es wieder kund ward, daß er nicht existire, also nicht gefunden werden könne. Mit diesen Versuchen ist die deutsche Theologie zum Ende gelangt und bescheidet sich, den eben durch sie gewiesenen Weg zu gehen. Die producirenden Kräfte stehen für den kundigen Beobachter in dieser Richtung, — die nicht abermals eine synkretistische sein konte, sondern eine sichtende, in den geschichtlichen Zusammenhang zurückgehende, um in ihm einheitlich fortzubauen. Die Unionsdoktrin führte einst das herschende Wort, und sie zählte Männer, denen dies zukam, — jezt nicht mehr. Dies ist Thatsache, und eine Heil versprechende. D. Nitzsch bahnbrechendes System bleibt ein vorzügliches Denkmal deutsch-evangelischer Glaubensenergie, Gedankenschärfe und Gedankenfülle. Es hat tief befruchtend gewirkt und Viele aus der rationalistischen Wüste hinausgeleitet. Aber schon durch Becks Lehrwissenschaft, die aus Vorlesungen über dasselbe entstand, ward es weit überschritten und ist jezt ein veraltetes. Es wies über sich selbst zu kirchlicher Bestimtheit hinaus und kann nur durch diese Wirkung auch ferner von Nutzen sein. D. Dorners Entwicklungs-Gesch. d. P. Chr. war eine Epoche machende Schrift, — wie gleichzeitig J. Müllers Lehre von der Sünde, — und wird noch lange in verdientem Ansehn stehen, aber ihr dogmatisches Resultat, die Inkarnationslehre, war nicht einfügbar in die Entwicklung unseres heimischen Bekentnisses. Es ist heute ein veraltetes.

Genug, der geschärfte Ernst der Zeit, die unter täuschenden Gesundheitsfarben in furchtbarer Progression die Atomisirung des Volksbewußtseins birgt, fordert, wie überall, so allermeist in der Theologie das entschlossene Erfassen der geschichtlichen Grundlagen, Säuberung des Eigentümlichen von Heterogenem, damit es seine Kraft entfalte, in sich selbst einig Einigkeit wirke, zur Freiheit führe durch Bindung an das befreiende Princip. Die wahre Theologie besint sich hierauf, besint sich, daß ihr lezter Zweck nicht wissenschaftliche Versuche seien, nicht sie selbst sei, sondern die Erbauung der Selen, der feste Gang der Selen im Heile, Samlung des beirreten Volkes durch deutlichen Posaunenton. Es ist der besten Zeichen eines, daß die tüchtige theologische Jugend diesem Heilungstriebe mehr und mehr folgt, dem die Unionsdoktrin sich verschließt. Sie versteht die Zeit nicht mehr.

Aber auch für ihre Verfassungslehre, die nur von einem unterschiedslosen Kirchenregimente weiß, ist ihre Grundbedingung entschwunden. Das war die herschende Unwissenheit im Belang des protestantischen kirchlichen Rechtes, das verschüttet lag unter cäsareopapistischen Anschauungen und Bräuchen. Dem ist abgeholfen. Was die Kirchengewalt evangelischer Landesherren sei, welche Grenzen sie habe an dem geschichtlichen Bekentnis und an dem Gelöbnisse, dasselbe durch entsprechende Behörden in Kraft

zu erhalten; welche Rechtskraft hafte an der früheren totalen Aufhebung derselben, welcher Art die Mittel und Wege waren im Lichte des kirchlichen Rechtes, durch die man die Mehrzahl der Gemeinden der Union zusprach, — das liegt jezt hell am Tage, und erhöhet nur den Makel derjenigen Theologen, die das kirchliche Recht in den Mund nehmen, ohne sich mit ihm bekant gemacht zu haben, vielmehr Landeshoheit und Kirchengewalt, politisches Recht und kirchliches Recht gedankenlos in einander mengen, kirchliche Rechtsverletzung fast naiv „damalige Rechtsformen" nennen.

Dazu hat endlich Gott der Herr selbst der Unionsdoktrin die Position ihrer Stärke, das unterschiedslose Kirchenregiment in Preußen, erschüttert. In Folge der Vergrößerung Preußens hat die Behauptung, daß die Einheit der preußischen Landeskirche jenes Kirchenregiment zur Notwendigkeit mache, den Boden verloren. Kann es Niemandem, der auf Treue und Ehre hält, in den Sinn kommen, daß mit dem rechtmäßigen Gewinn der neuen Gebiete, auch ihr Glaubensgewissen zur Verfügung stehe, und sie ersehen seien zu allmäliger Entziehung eines bekentnismäßigen Regiments, und damit ihres väterlichen Bekentnisses, so werden eben für alle Zeit die neuen lutherischen Teile, die ohne Frage unter die Kirchengewalt ihres neuen Landesherrn getreten sind, ein Regiment ihres Bekentnisses haben, entweder für sich gesondert — was wir auf die Dauer für unmöglich halten — oder in dem einen Regimente der ganzen Landeskirche. In dem ersteren Falle gäbe es keine einige preußische Landeskirche mehr, denn Hannover, Schleswig-Holstein ꝛc. gehören fortan zum Königreiche Preußen. In dem zweiten Falle wird das Regiment der Landeskirche aufhören müssen, ein unterschiedsloses zu sein, es wird eine lutherische Abteilung haben. Dann wird es eines Mannes Kraft übersteigen, die Frage zu erdrücken, ob nicht die Lutherischen Gemeinden in Altpreußen der Fürsorge eben derselben Abteilung anzuvertrauen seien.

Es ist nicht schwer zu verstehen, weshalb von gewissen Seiten dies Forschen nach den Gedanken Gottes in den großen politischen Ereignissen für ungeeignet erklärt wird. Es sind sogar Worte gefallen von klugem Ausbeutenwollen politischer Dinge für kirchliche Sonderzwecke. Wir denken anders hierüber. Wir würden es sträfliche Stumpfheit nennen müssen, wenn ein kirchlicher Mann, der auf Gottesfurcht Anspruch macht, nicht forschen wollte nach Gottes Absichten für sein Reich, in Sonderheit für seine Kirche in den betreffenden Ländern, — bei so außerordentlichen Vorgängen; wenn er sich nicht willig beugte unter den erkenbaren Finger Gottes, möge das seinen persönlichen Wünschen günstig oder ungünstig ausfallen. Wir unsrerseits beugen uns längst und willig unter die Thatsache, daß die Union in Preußen feste Sitze gewonnen, und unter ihnen auch berechtigte Sitze, — ja daß der große Gedanke eines Zusammenstehens aller Evangelischen, wie es frühere Jahrhunderte nicht kanten, als kirchliche Aufgabe Preußens, ihr echter Kern ist. Aber wir unterwerfen uns auch dem Spruche der Erfahrung, daß absorptive Union und Unionstendenz Rechtsbruch und Raub an dem höchsten menschlichen Gute übt, daß sie ein Gräuel vor dem heiligen Gott ist, und daß Preußens Heil und Ehre mahnt, dieser Verwüstung zu wehren, wo und wie sie sich wieder regen will; — und daß derselbe lebendige Gott ihm in seiner neuen Erhebung jenen Weg zum endlichen kirchlichen Frieden in Lettern hingezeichnet hat, die für jedes willige Auge sehr leserlich sind

Bei diesen Schriftzügen ging es vielen treuen Preußen wie eine schwere Ahnung durch das Herz, wie mit den glänzenden Siegen und Erfolgen, die alles mit Dank und Freude erfüllten, eine furchtbare Versuchung an das Vaterland, an Preußen getreten, wie es vor eine folgenschwere Wahl gestellt sei. Wird es sich gelüsten lassen, die unverlezten lutherischen Kirchen des neuen Preußen in seine auflösende Union zu ziehen? — Oder wird es sich enthalten, und mit festem Wort und Thun für alle Folgezeit solchem an das Leben gehenden Verfahren die Thür verlegen, dann aber auch des Segens genießen, auf den Friedensweg für seine alten lutherischen Glieder der Landeskirche geführt zu sein? — Und wird es dies rasch, unzweideutig und unwiderruflich thun, damit allen etwa geheimen Wünschen und Plänen, die auf Zeitgewinn rechnen, die künftige Majoritäten im Auge haben, vorbauen, alle Besorgnisse vor dergleichen für immer hinwegnehmen?

Das alles bewegte seit dem Herbst des v. Jahres die Geister, die noch fragen nach der Kirche. Mit Spannung harrete man einer klaren Antwort auf jene Doppelfrage. Erkanten schon vorher alle der kirchlichen Lage und Bewegung auf den Grund Schauende den Fortbestand des unterschiedslosen Kirchenregiments als unmöglich, so war dies jezt handgreiflich geworden für Jedermann. Es folgten von den verschiedensten Seiten öffentliche Darlegungen der veränderten Lage und ihrer neuen Anforderungen. So sehr ihre Vota auseinandergingen, so waren doch diejenigen, welche mit gesundem Blick die Thatsachen wogen, darin einig, daß der ernste Zeitpunkt für Preußen gekommen sei zum aufrichtigen Bruch mit der absorptiven Union, und folgerichtig zu einer Umgestaltung des Kirchenregiments nach grundsäzlich gesonderter Pflege der faktisch vorhandenen Confessionen, einschließlich der Consensus-Gemeinschaft, als einer dritten unter ihnen, d. i. der positiven Union, wie J. Müller dieselbe bestimt als das Bekentnis zur Bestimtheit der beiden geschichtlichen Bekentnisse, mit Absehn von deren offen zu Tage tretenden Gegensätzen.

Inzwischen stieg die Spannung, und wurde nicht wenig gesteigert durch ein evangelisches Blatt, das Ansichten verrieth in Bezug auf die kirchliche Zukunft der neuen lutherischen Landesteile, die im In- und Auslande bei allen rechtlich Gesinten Entrüstung hervorriefen.

Unter dieser Bewegung verlautete es plözlich, daß eine Denkschrift des Evang. Oberkirchenrathes erscheinen werde. So motivirt dieser Schritt war durch die außerordentlichen Umstände, so galt er doch allgemein als ein sehr ernster, da es unmöglich erschien, daß er ohne eine bestimte Kundgebung der

in der obersten Behörde herschenden Auffassung gerade jener Umstände gethan werden könne. In lebhafter Erwartung sahen wir der Denkschrift entgegen, und es konte nicht fehlen, daß wir uns im voraus eine Vorstellung vom Inhalte derselben bildeten. Wir überließen uns nicht überspanten Hoffnungen, aber wir stellten uns das zu Erwartende vor als ein offnes und als ein väterliches Wort, das die Situation klären und Aussichten des Friedens eröffnen werde, — was ernste Mahnungen gegen diese oder jene Ausschreitungen, die geboten scheinen möchten, nicht ausschloß. Aber daß die Schrift die wirkliche, die alles bewegende Frage beleuchten werde, daß sie die großen Ereignisse, welche Gottes Fügung sichtlich zum Ausgang der neuen Bewegung in den alten Provinzen gesezt hatte, in ihrer Bedeutung für Lage und Zukunft des vergrößerten — kirchlichen — Preußens vorführen werde, daran konten wir nicht zweifeln. Was sie auch enthalten möchte für unsere Bedürfnisse, aber eines vollen väterlichen Herzens für diejenigen versahen wir uns, um deren Sorgen und um deren Frieden es sich ja — wie sich ein jeder gesteht — vornehmlich handelte, für die lutherischen Glieder der Landeskirche, — eines gerechten Auseinanderhaltens der verschwindenden Minderheit, die etwa zu unprotestantischen Abwegen neigt, von der großen Gemeinschaft derer, die fest, wie an der Einheit der Landeskirche, so an dem väterlichen Bekentnis halten, die alles turbulente Verfahren und alles geistliche Herschaftsgelüst nach dem Worte Gottes und nach ihrem Bekentnis, einmütig — wo irgend es sich regt — und notorisch verdammen. Einer Wiedergabe der längst bekanten Wünsche dieser, — wie sie im Wesentlichen ein Artikel dies. Z. vom Decbr. v. J. von Neuem zum Ausdruck gebracht hat, unter besonderer Betonung der Bewahrung der Einheit der preußischen Landeskirche, — einer objectiven, präcisen Wiedergabe der Wünsche dieser landeskirchlichen Lutheraner durften wir uns versehen, und falls diese Wünsche auch jezt unerfüllbar seien, einer wolwollenden, allgemein verständlichen Darlegung der Gründe, die dem entgegenständen.

Unterdeß kam uns die Denkschrift zu Handen. Den Eindruck, den sie uns zurückließ, zu bezeichnen, fällt uns, als gebornem Preußen, schwer. Wir begnügen uns zu sagen, daß wir erschrocken waren, — erschrocken freilich über den neuen kummervollen Krieg, dem wir entgegensahen, aber mehr noch unter einem anderen, weit ernsteren Gesichtspunkte.

Wir erkennen die Pflicht, dies schwere Wort in einer zweiten Betrachtung zu verdeutlichen.

Zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz

am 19. Juni 1867 von dem Past. Orth.

Das walte Gott, Vater, Sohn und h. Geist. Amen.

Friede sei mit euch! — damit, wie im vorigen so auch in diesem Jahre, eröffne ich die Berliner Pastoralconferenz, damit, meine hochgeehrten Herren und Brüder, begrüße ich Sie mit dem Brudergruß im Herrn: Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo.

Als wir im vorigen Jahre zusammentraten, geschah es mit einem κύριε ἐλέισον, und Ihr Vorstand meint sich Ihren Dank verdient zu haben damit, daß er sich damals durch die drohenden Kriegesstürme nicht hat abhalten lassen, Sie zusammenzurufen. In diesem Jahre sollte die Berliner Pastoralconferenz wol mit einem gloria in excelsis zusammentreten, denn der Herr hat Großes an uns gethan, des sollten wir doch fröhlich sein. Aber der glorioſe Friede hat uns mit neuen Lorberen und neuen, in einem, wie ich meine, rechtmäßigen Kriege eroberten Ländern auch neue, schwer zu lösende Aufgaben gebracht und leider auch neuen bitteren Streit. Für eine Pastoralconferenz, die in solcher Zeit tagt, möchte es sich nicht ziemen, an den brennenden Streitfragen scheu vorüberzugehen; mindestens wer in solcher Zeit vor einer solchen Versamlung das erste Wort zu reden hat, für den dürfte es wol eine Ehrensache sein, sich die Klugheitsregel nicht aneignen, daß man Kohlen nicht mit den Fingern anfassen soll.

Um die Union handelt es sich. Als sie im Jahre 1817 zuerst hervortrat, war sie, was auch das Wort sagt, nichts Geringeres als der Versuch, die beiden Kirchengemeinschaften, die lutherische und die reformirte, in eine einige ungetrente evangelische Landeskirche aufzulösen. Und in der That, nachdem der Lehrunterschied in der Nacht des Rationalismus untergesunken und dann von der neueren gläubigen Theologie nicht wieder ans Licht gebracht worden war, schien es ebenso natürlich als durch die Liebe geboten, die in preußischen Landen hie und da versprengten reformirten Gemeinen aus ihrer isolirten Stellung zu lösen, sie in eine ungeteilte Landeskirche aufzulösen. Dieser Versuch ist mislungen. Unsere reformirten Gemeinen haben zwar gewisse gemeinsame Cultusformen angenommen, hie und da wird bei ihnen sogar der kleine lutherische Katechismus als Lehrbuch gebraucht, aber ihre Sonderstellung haben sie behauptet und nur eine Minderzahl reformirter Gemeinen ist in die evangelische Landeskirche aufgegangen. Was ist denn nun die Union? Es bleibt für sie nichts weiter übrig als die Abendmalsgemeinschaft, nämlich daß die Teilnahme eines Reformirten am Abendmal einer lutherischen Gemeine nicht soll als Confessionswechsel angesehen werden und umgekehrt. Darauf sind dann weiterhin gewisse Institutionen gegründet, gemeinsames Kirchenregiment, gemeinsame Candidatur, gemeinsamer Unterricht auf hohen Schulen und zum Teil auch auf niederen. Das ist die Union; mindestens in dem zweiten Stadium ihrer Entwicklung seit dem Jahre 1834 ist sie nichts weiter als Abendmalsgemeinschaft in dem angegebenen Sinne. Und das ist ja etwas Gutes und Löbliches, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß wir in diesem Lobe alle übereinstimmen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 13. Juli. № 56.

Zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz

am 19. Juni 1867 von dem Past. Orth.

(Schluß.)

Was soll nun aber werden, nachdem der königlichen Majestät von Preußen das Kirchenregiment über die lutherischen Landeskirchen der neueroberten Länder von Rechts wegen zugefallen ist? Wird das nicht auch auf die alten Lande zurückwirken, und wird nicht unsere Union genötigt werden, ein drittes Stadium anzutreten? Ich gestehe Ihnen, m. Br., es will mich fast verdrießen, daß die große Staatsaction sogleich auch zu einer großen Kirchenaction umschlagen soll, als ob die Kirche des Herrn nicht ihr Leben und das Gesez ihrer Lebensentfaltung in sich selbst habe, ungeirrt durch das, was draußen geschieht. Allein so sind einmal die menschlichen Dinge in einander verflochten, auch ist die Hoheit evangelischer Landesherren für unsere Kirche keineswegs ein bloßes Draußen, dazu auch ist es eine unabweisliche Forderung schon der Staatsraison, vielmehr aber noch der brüderlichen Liebe, daß mit den Glaubensgenossen in den neuen Ländern eine einheitliche Landeskirchengemeinschaft aufgerichtet werde so oder anders.

Ich sage so. Aber wie denn? Oder anders. Wie denn anders? Erwarten Sie nicht, m. Br., daß ich mich darauf einlassen werde, über die zwei oder drei Möglichkeiten oder gar über die von den sogenanten protestantischen Vereinen proponirte Ungeheuerlichkeit ein Votum abzugeben; vielweniger noch gelüstet es mich, mit einem fünften Projecte vor Ihnen aufzutreten.

Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll,
Gott sizt im Regimente
Und führet alles wol.

Es ist auch zu erwägen, welche Stellung zu den streitenden Parteien die Berliner P.-C. bisher eingenommen hat. Lutheraner und Reformirte, eifrige Verteidiger der Union um jeden Preis und eifrige Gegner einer falschen Union tagen bei uns in brüderlicher Gemeinschaft zusammen. Man kann das vielleicht tadeln, aber man kann es nicht ändern ohne den Charakter der Conferenz zu alteriren. So ist es bisher gewesen und so, meine ich, soll es auch inskünftige bleiben. Unsere Conferenz feiert heute ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, und wir müssen es mit Dank gegen Gott bekennen, viel Segen haben wir durch sie empfangen. Ich gedenke heute mit Rührung daran, was mir im vorigen Jahre ein lieber Bruder, der nun bereits dem Herrn entschlafen ist, gesagt hat. Wagner von Ziebingen war es, und dort ist die Stelle, wo er immer zu sitzen pflegte. Ich begrüßte ihn, als wir uns trafen, und drückte ihm meine Freude aus, daß er sich so treulich zu uns halte. Ja, sprach er, es ist mir ein Bedürfnis, und die Erquickung, die ich hier empfange, kann ich nicht entbehren. — Erhalten wir uns diesen Segen, und möge er uns auch heute nicht fehlen. — Dem Charakter unserer Conferenz gemäß setze ich mir keine weitere Aufgabe als diese: Friedenspräliminarien aufzustellen, gewisse Bedingungen festzustellen, welche unter allen Umständen zu erfüllen sind, wenn anders der Streit zu einem guten Ziele führen soll, Gott zu Ehren und unserer Kirche zum Heil. Es sind der Friedenspräliminarien drei, die ich aufstelle, und ich muß Sie bitten, mir zu diesem Zwecke einen etwas weiteren Raum zu gewähren als sonst die Eröffnungsansprache einzunehmen pflegt.

Die erste Friedenspräliminarie ist diese: Stehet fest zusammen wider den gemeinsamen Gegner innerhalb unserer Kirche, wider den Rationalismus. Er ist heute noch derselbe wie zu der Zeit, als der Jude Nathan seine drei Ringe anfertigte. Hat er auch seitdem seinen deistischen Gottesbegriff in etwas pantheistisch vertieft, haben sie auch den Versuch gemacht, ihren Weisheits- und Tugendspiegel Jesus zur Wunderblüte der Menschheit zu sublimiren, neuerdings aber auch ihn durch socinianische Vergottung über den Sokrates hinaus bis in den Himmel zu heben, im Wesentlichen sind sie in ihrem Bekentnisse nicht weiter gekommen und stehen noch immer in der alten rationalistischen Trias: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Und zwar das ist ja wahrlich nichts Geringes. Es ist nichts Geringes, irgend einen Gott zu haben, wenn es auch nur der Deistengott wäre, es gibt solche, die da sagen: Es ist kein Gott. Es ist etwas Großes, eine Tugend zu glauben; es gibt solche, die alle und jede Verbindlichkeit des Sittengesetzes läugnen. Und auch die rationalistische Unsterblichkeit der Sele ist nicht so ganz zu verachten; es gibt solche, denen alles Lebendige, also auch was wir Geist nennen, aus der Zelle entsteht und im Moder endet. Welcher böse Dämon hat nur den Rationalisten die Sinne verwirrt, daß sie nicht mit uns anstehen wider die herschende Gottlosigkeit. Ist auch der Sieg nur der christlichen Offenbarung verheißen, warum sollten sie nicht in Gemeinschaft

mit uns kämpfen können? Aber sie wollen nicht, und es mag wol auch sein, daß sie nicht können. Ihr ganzer Eifer richtet sich gegen uns und gegen unser positives Christentum; der Kampf gegen die Gottlosigkeit bleibt uns überlassen, denen er auch von Rechts wegen gebührt. Da bitte ich nun die Brüder: stehet fest zusammen. Diese Bitte richte ich zunächst an die lutherisch gesinten. Es ist ja freilich unleidlich, wenn sie uns den Luther zu einem solchen Poltergeist stempeln wollen, der in seinem Kampfe gegen die Sakramentirer sich um ein bloßes Nichts ereifert habe. Das ist widerwärtig. Aber zu läugnen ist es doch nicht, Luther hatte sich gegenüber keine Gottlosigkeit, wie sie jezt draußen herscht, keinen Rationalismus, wie er jezt innerhalb der Kirche nach der Herschaft strebt. Die Humanisten seiner Zeit waren doch Geister anderer Art. Eine richtige Schätzung der Zeitlage fordert von uns, nicht zwar das lutherische Dogma zu beseitigen, wol aber ihm die rechte Stelle anzuweisen hinter den articuli maiestatis divinae, und so in brüderlicher Gemeinschaft mit allen, die den Herrn lieb haben, den Doppelkampf zu kämpfen gegen die Geister, die in der Finsternis dieser Welt herschen. — Dieselbe Bitte: Stehet fest zusammen, richte ich auch an die Unionsgesinten. Jeder wahrheitsliebende Mann muß ihnen das Zeugnis geben, daß sie es aufrichtig meinen mit ihrem Abscheu gegen die Gottlosigkeit draußen und mit ihrer Abneigung gegen den Rationalismus drinnen. Aber ich frage doch, wer sind denn diejenigen, welche heutiges Tages am bittersten gehaßt werden von der Welt? Sind es nicht die Lutherischen? Und um weswillen werden sie so bitter gehaßt? Ists denn um Luthers willen, ists nicht um Christi willen, ists nicht um deswillen, weil sie diese unerschütterlich feste Stellung einnehmen innerhalb der Grundlehren des Christentums? Will etwa jemand Vorteil ziehen aus dieser Feindschaft? Die Versuchung liegt nahe. Es darf sich ein Geistlicher zu dieser Zeit nur als einen entschiedenen Unionsmann geben, wenn er dann auch je und je einen herzhaften Seitenhieb thut wider die bösen Leute die Lutheraner, so hat er den Herrn Omnes für sich. Man verzeiht ihm, daß er ein Christ ist, weil er doch so ein guter Unionist ist. Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist; denn so jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters, auch nicht die Liebe des Sohnes, auch nicht die Bruderliebe.

Meine zweite Friedenspräliminarie lautet so: Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Ich habe dabei vornehmlich im Sinne den Vorwurf des romanisirenden Wesens, der unseren lutherischen Brüdern gemacht wird. Da thut es hoch not, alles Ernstes zum Frieden zu ermahnen.

Voraus erstens eine Verwahrung. Für einen evangelischen Mann, zumal einen Geistlichen, ist es eine schwere Beschuldigung, ihm romanisirendes Wesen zur Last zu legen. Er wird damit dem Hasse und der Verachtung seiner Glaubensgenossen preisgegeben. Damit aber ist keineswegs gesagt, daß das auch an und für sich ein Schimpf sei. Für einen römischen Katholiken ist es kein Schimpf, römisch-katholisch zu sein. Ich verwahre mich in dieser Beziehung ausdrücklich gegen Misverständnis.

Voraus zweitens eine historische Notiz. Die römisch-katholische Zeitschrift Sion im zweiten Octoberhefte des vorigen Jahres gibt eine Statistik derjenigen protestantischen Geistlichen, welche innerhalb eines gewissen Zeitraumes zur römischen Kirche übergetreten sind. Für die Genauigkeit dieser Angaben können wir natürlich nicht einstehen. Danach sind in den 35 Jahren vom Jahre 1822 bis 1857 zur römisch-katholischen Kirche übergetreten überhaupt 164 protestantische Geistliche, in jedem Jahre durchschnittlich 4 bis 5. Es wird Sie interessiren zu hören, wie viele von der lutherischen Kirche und wie viele von der reformirten. Reformirte Geistliche 145, lutherische 9, protestantische Geistliche, deren früherer Confessionsstand nicht nachweisbar ist, 10. Das Zahlenverhältnis möchte wol dazu geeignet sein, denen einige Beruhigung zu gewähren, die in jedem lutherischen Pfarrhause etwas von katholischem Klostergeruche wittern. Zu der Zahl jener Einhundert fünf und vierzig reformirten Geistlichen hat ohne Zweifel die Kirche von England ein ansehnliches Contingent gestellt. Allen Respect vor dieser Kirche. Sie hat von je her so vor wie nach der Reformation unter ihren Mitgliedern Männer voll Geistes und Glaubens gehabt, und was die Energie des ihr aufgeprägten englischen Nationalcharakters betrifft, haben wir Deutschen viel von ihr zu lernen. Dies Lob gebührt aber auch mehr nur den Individuen und der Nation. Sieht man auf die Kirche als solche, was ist sie, diese anglikanische Kirche? Calvinismus in der Lehre und Katholizismus in Verfassung und Gebräuchen, die blutige Maria und der blutige Cromwell zusammengeklebt, und zwar zusammengeklebt nicht mit dem wolbekanten Nassauischen Eiweiß, sondern mit rothem, warmem englischen Blute, das ist die anglikanische Kirche. Was Wunder, wenn nun, was so übel zusammengefügt war, wieder auseinander geht, nach der einen Seite in das Sectenwesen, nach der anderen zur katholischen Kirche. Unsere deutsche evangelische Kirche ist kein solch Werk, von Menschenhänden gemacht; aus dem unvergänglichen Samen des göttlichen Wortes nach dem inwohnenden Gesetze der Rechtfertigung allein aus dem Glauben ist sie naturwüchsig, ist sie durch Gottes Gnade geworden, was sie ist, ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und kann man wol mit Sicherheit sagen: Jene neun lutherischen Geistlichen sind katholisch geworden nicht darum, weil sie lutherisch waren, sondern vielmehr darum, weil sie eben nicht lutherisch waren.

Dies voraus, und nun zur Sache. Um die beiden Begriffe handelt es sich, Amt und Sakrament, und sodann um die Synthesis beider, um den Begriff Kirche. Darüber könte man ganze Bücher schreiben, und sie sind geschrieben; ich begnüge mich damit, einige Fragen thesenartig hinzustellen.

Das Amt. — Woher haben wir denn unser Amt? Man sagt uns: von der Kirche, als der Gemeinde der Heiligen. Ist richtig, was unsere Person betrifft; die Kirche hat uns mit diesem

Amt bekleidet. Wo aber nimt sie denn das Amt her, mit welchem sie uns bekleidet hat? Ists denn etwa so, daß sie jedesmal für einen jeden von uns das Amt neu schafft nach ihrem Willen, wie etwa ein guter Mann uns zur Ordination einen neuen Talar gemacht hat? Nicht also, sondern das Amt ist der Kirche immanent durch Gottes Stiftung. Der Befehl des Herrn: Gehet hin und prediget, er wird nicht erst wie sonst ein Menschenwort durch menschlichen Willen ins Werk gesezt, er trägt wie alle Gottesworte seine Kraft in sich selbst, es sezt sich selbst als Amt mitten unter den Menschen, solcher Gestalt, daß, wenn für die Predigt des Evangeliums sich keine Menschen mehr fänden, so müßten die Steine predigen. Die Kirche als Gemeine der Heiligen ist durch das Amt des Wortes geworden und nicht umgekehrt das Amt durch die Gemeine. Ich weiß nicht, ob dies lutherisch ist oder nicht, katholisch oder nicht; es ist aber die Wahrheit und kein Luther, kein Calvin, auch kein Zwingli jemals würde dem widersprochen haben.

Ebenso was den Sakramentsbegriff betrifft: Woher haben wir denn die Kindschaft, Gnade und Vergebung der Sünden? Ists denn so, daß wir uns die Vergebung der Sünden aus den im Bußkampf gerungenen Händen herausringen müßten, ist es so, daß wir uns durch den Glauben in den Himmel schwingen müßten, den Gnadenbrief unmittelbar von dannen herabzuholen? dann begehre ich auch kein Sakrament weiter als nachträgliches „Siegel", die Unterschrift genügt mir. Nein, so ists nicht; sondern in der Taufe sind wir Gottes Kinder worden durchs Wort, am Altar mit dem Leib und Blute des Herrn wird uns Gnade und Vergebung der Sünden gespendet durchs Wort. Da hat dem Herrn gefallen das Heil für uns niederzulegen, und wer es da nicht nehmen will, der soll es auch nicht haben. Ob dies altlutherisch ist oder neulutherisch, altkatholisch oder neukatholisch, das gilt mir gleich; es ist eben die Wahrheit, und die Erfahrung jedes evangelischen Christen bestätigt es.

Beide Begriffe zusammengenommen, Amt und Sakrament, stellen nicht zwar den Amtsinhaber und den Sakramentsspender als Mittler zwischen Gott und die Gemeine oder gar als Herrn über die Gemeine, wol aber constituiren sie die Kirche als göttlich gestiftete Anstalt über der Gemeine und für die Gemeine, und erst indem wir verlorenen Menschenkinder in diese Heilsanstalt eingehen, werden wir eine Gemeine der Heiligen. Ich weiß nicht, was sie nur gegen den Begriff „Anstalt" haben; lassen sie sich doch Krankenanstalten gefallen, warum nicht auch eine Gnadenanstalt für arme Sünder, die gern wollten selig werden? Wer dies verwirft, der ist auf dem besten Wege entweder durch den Subjectivismus zur Freigemeine oder durch den Enthusiasmus zur Quäkersecte.

Ja, m. Br., auf dem Wege, aber der Weg bis dahin ist noch weit. Darum bitte und ermahne ich, und diese Bitte gilt unseren lutherisch gesinten Amtsbrüdern, vergeltet nicht Scheltwort mit Scheltwort. Laßt euch vielmehr das wolgemeinte Scheltwort des übereifrigen Bruders zum Guten dienen. Denn Gefahr ist doch wirklich vorhanden, und die es angeht, thun wol, sich warnen zu lassen. Die lutherische Kirche hat einmal diese mittlere Stellung zwischen der katholischen Kirche in ihrer grandiosen Einheit und der reformirten, in ihrer bunten Mannichfaltigkeit; eben damit hat sie auch den Beruf, dereinst, wenn die Zeit gekommen sein wird, den Bruch der abendländischen Kirche zu heilen und den Frieden zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus zu vermitteln. Nur daß dieser Friede nicht in Erfurt geschlossen wird, sondern in Rom oder etwa in Avignon, nicht von irgend welchen wolmeinenden Einzelnen, sondern von den Kirchen im Ganzen, auch nicht eher daran gedacht werden soll, als bis die römische Curie sich zum Evangelium bekehrt, das Tridentinum verworfen und die Augustana angenommen hat. Darum sage ich: Hütet euch. Es ist schon mehr denn zuviel, daß jene neun lutherischen Geistlichen katholisch geworden sind; wer möchte denn der zehnte sein, wer möchte auch nur den Verdacht auf sich laden, als ob er so gefährliche Sympatien hege.

Auf der andern Seite die unionsgesinten Brüder bitte ich: Sehet da die protestantischen Vereine und ihre Führer, die klugen Leute, und sehet ihren Anhang, den großen blinden, tauben, wütigen, pietisten-hasserischen Haufen der cramben consumere nati. Schon ist es ihnen gelungen, schon haben sie hie und da einen Stephanus gesteinigt. Wollt ihr etwa das Zeichen geben zu einer allgemeinen Steinigung eurer Brüder? Das ist doch gewiß Eure Meinung nicht. Darum bitte ich, werfet nicht ferner so um Euch mit den Scheltworten: Romanismus, Katholizismus. Laßt das, lieben Brüder. Ists auch so böse nicht gemeint, so ist es doch ein gefährliches Spiel und reimt sich nicht wol mit der brüderlichen Liebe. Dazu auch scheint es der christlichen Weisheit nicht zu entsprechen und möchte wol kaum dazu geeignet sein, die Brüder in den eroberten Ländern, die uns ohnehin nicht sehr gewogen sind, zu versöhnen und sie für irgend welche Kirchengemeinschaft mit uns zu gewinnen. Es klingt etwas drastisch das märkische Sprichwort, aber es ist ein wahres Wort: Wer Vögel fangen will, der darf nicht mit dem Knüttel darunter werfen.

Dann habe ich noch, was den Vorwurf des Katholisirens betrifft, eine kleine Bitte an die Brüder auf beiden Seiten. Wenn Sie vielleicht hören werden, daß Seitens einer gewissen concordia discors für den alten Glaubenskämpfer Jakobus wegen seiner Rechtfertigungslehre ein protestantischer Scheiterhaufen errichtet wird, so bitte ich, trage doch keiner von Ihnen sein Reisbündel hinzu. Sie haben sonst zu gewärtigen, daß man Ihnen zurufe: O sancta simplicitas. Worauf es uns Evangelischen, im Gegensaz gegen den römisch-katholischen Irtum, in der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein ankommen kann, ist die Gewißheit des Heiles. Dazu reicht hin, daß nur dies beides feststehe, als causa meritoria justificationis das Verdienst Christi, als causa instrumentalis der Glaube. Alles übrige bleibe frei.

Und nun die dritte Friedensprämilinarie. Sie betrifft die unglückselige Spendeformelfrage. Die muß

durchaus, die muß unter jeder Bedingung, die muß unverzüglich aus der Welt geschafft werden.

Christus spricht: Nehmet hin, das ist mein Leib. Warum soll ich denn nicht sprechen: Nehmet hin, das ist sein Leib. Und darin besteht doch der ganze Unterschied der referirenden und der deklarativen Spendeformel. Beide Formeln sind gleich sehr lutherisch, gleich sehr reformirt, gleich sehr beide geeignet für die Union.

Mit dem Maßstabe liturgischer Schicklichkeit gemessen, scheint die deklarative Formel allerdings den Vorzug zu verdienen. Es ist doch natürlich, daß, wer da handelt, auch sage, was er thut: Nehmet hin und esset, das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi. Doch ist wiederum nicht zu leugnen, indem der Geistliche dem Communikanten entgegentritt mit dem Worte: Christus spricht, nehmet hin, das wirkt in ihm gleichsam ein heiliges Erschrecken. „Also nicht der Mann im Talar ist es, Christus ist es, der da redet, handelt.“ Eben dadurch aber bekomt diese Spendeformel etwas Bedenkliches in dogmatischer Hinsicht. Christus, als gegenwärtig nicht blos gedacht, sondern als wirklich gegenwärtig, spricht und handelt. Wie spricht er aber und was thut er? Er spricht: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, in praesenti gegeben, in den Tod gegeben. Also das h. Abendmal das permanente Selbstopfer Christi, unblutig zwar wie auch in der Stiftung. Dies ließe sich vielleicht verteidigen, obgleich auch dies schon manchem bedenklich erscheinen könte. Aber wie nahe liegt es dann, daß dem im h. Abendmal sich selbst opfernden Herrn der fungirende Diener substituiret werde, und dann haben wir den messelesenden Opferpriester. Insofern also hat die sogenante Unionsspendeformel etwas bedenklich Romanisirendes, streift wenigstens sehr nahe daran. Die deklarative Spendeformel dagegen ist in dogmatischer Hinsicht unverfänglich, selbst dann, wenn nach alter lutherischer Weise hinzugefügt wird: das ist der wahre Leib. Zwingli freilich könte das nicht leiden, der Rationalist ebenso und den verbissenen Unionisten ist es ein Gräul; Calvin würde nichts dagegen einzuwenden haben. Nach den Regeln einer gesunden Liturgie aber möchte es wol nicht richtig sein, in die heilige Handlung solch eine polemische Beziehung auf die Streitfrage hineinzulegen.

Alles zu allem gerechnet glaube ich, werden wir alle darin übereinstimmen, daß der Gebrauch der einen oder der andern Formel an und für sich ein Adiaphoron ist.*) Wie ist denn dieser bittere Streit entstanden? Das möge mir einmal einer sagen, ich wage es nicht zu entscheiden. Der Lutheraner spricht zu dem Unionisten: Warum seid ihr so tyrannisch, warum zwingt ihr uns eure Formel auf, dadurch erst ist unsere Formel die lutherische geworden. Der Unionist spricht zu dem Lutheraner: Warum seid ihr so engherzige Leute, warum nehmt ihr nicht unsere Formel willig an, dadurch erst ist unsere Formel zum Schiboleth der Union geworden. Wer hat denn nun Recht? Möglich, daß sie beide Recht haben. Der Streit aber ist da, und der Zustand, der im Streite sich gebildet hat, ist ein unerträglicher geworden. Der lutherische Pfarrer in seiner lutherischen Gemeine, wenn er sich untersteht, die sogenante lutherische Spendeformel zu brauchen, ist zu betrachten wie der Vogel auf dem Dache. Es bedarf nur eines Ränkeschmiedes im Talar oder ohne Talar, der einen Haufen Leute wider ihren Pfarrer zusammenbringt, so kann es alle Tage mit ihm kommen, wie es bei uns in der Mark im populären Sprichwort heißt: Wem das Haus gehört, der schere sich hinaus. Es muß aber auch ein recht durchtriebener Ränkeschmidt sein, der sein Wühlerhandwerk wol versteht, und die Leute, die er zusammenbringt, muß er so zu fanatisiren wissen, daß sie sich weder vor Gott noch vor Menschen scheuen, ja daß sie auch davor nicht zurückschrecken, den Altar Gottes im Momente der heiligsten Feier zum Gegenstande einer frevelhaften Demonstration zu machen, wie geschrieben steht: Deine Widerwärtigen brüllen in deinen Häusern und setzen ihre Götzen drein. Ps. 74, 4. An Beifall wird es dem Ränkeschmidt nicht fehlen, ja es gibt bei uns einen Cynismus, der über solchen unsäglichen Frevel sich nicht nur nicht entsezt, sondern sogar auch hohnlacht und sich des Erfolges freut. Die Thoren, die nicht einmal so viel Verstand haben — von Herz will ich nicht sagen — einzusehen, daß jedes solches Ereignis eine schmachvolle Niederlage ist nicht sowol für die lutherische Confession als für die Union. Es komt aus einem aufrichtigen Herzen, wenn ich sage: Der allmächtige Gott gebe diesen armen verblendeten Leuten Buße zur Vergebung ihrer Sünden, den schwer gekränkten aber verleihe er seine Gnade, zu thun, was allerdings über Vernunft und Natur weit hinausgeht, der Herr aber fordert es: Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. —

Es kann und darf so nicht bleiben, es liegt im dringendsten Interesse beider, so der Union wie der lutherischen Confession, daß diesem Zustande ein Ende gemacht werde. Wie aber und auf welche Weise? Ich wollte unsere lutherischen Brüder könten sich davon überzeugen, daß der Gebrauch der declarativen Spendeformel in der That ein Adiaphoron ist. Aber dies wird nicht geschehen. So lange die referirende Spendeformel Schiboleth der Union bleibt, wird es immer viele geben, denen der Gebrauch der declarativen Spendeformel Gewissenssache ist. Durch demokratische Agitation können sie wol eingeschüchtert werden, nimmermehr überzeugt. Es gibt nur Ein Mittel diesem schmachvollen Zustande ein Ende zu machen: Rückkehr zur evangelischen Ordnung. Freiheit ist die legitime Ordnung der evangelischen Kirche, Freiheit innerhalb des Bekentnisses. Man gehe einfach und ehrlich auf die Agende vom Jahre 1829 zurück, die gibt bekantlich die declarative Spendeformel frei; man erkläre beide

*) Eins ist doch hiebei übersehen, daß die referirende Spendeformel nachweislich zu dem Zwecke eingeführt worden ist, damit jeder seinen Sinn hineinlegen könne. Solche Zweideutigkeit am Altar hat schwere Bedenken gegen sich. Anm. der Red.

Formeln für gleich berechtigt in jeder evangelischen Gemeine, so daß den Geistlichen die Wahl frei steht, wie auch sonst die Agende verschiedene Gebetsformulare ihrer freien Wahl anheimgibt. Dies allein kann uns Ruhe schaffen. Und wenn dann doch hier oder da ein Ränkeschmidt sich unterfängt zu agitiren, dann greife man mit starker Hand in das Wespennest und halte fest. Ich kann es verstehen, wenn einige Brüder der Meinung sind, daß Continuität und Gleichförmigkeit in dieser Sache nötig sei. Wünschenswert, das gebe ich zu; aber notwendig, nein. In dubiis libertas! Wo die Gleichförmigkeit und die Continuität nur auf Kosten der Gewissensfreiheit zu haben ist, da ist Continuität und Gleichförmigkeit nicht Ordnung, sondern Unordnung, und wenn dann vollends bei alle dem nicht einmal die unitas in necessariis sich aufrecht erhalten läßt, wenn dann vollends noch Connivenz geübt wird, Connivenz geübt werden muß gegen die Raben, weil das eben ein Vogel ist, der sich nicht leicht fangen läßt; ja dann haben wir den Juvenal mit seinem Stachelworte: Dat veniam corvis, vexat censura columbas. Nein, ich sag's und sage es wieder: Freiheit innerhalb der Grenzen des Bekentnisses, das ist die legitime Ordnung der evangelischen Kirche.

Ob ich mit diesem meinem Ultimatum Gehör finden werde? Die Fanatiker auf beiden Seiten werden nicht zustimmen. Sie haben es dann auch zu verantworten, wenn auf unsere evangelische Landeskirche fernerhin Schmach auf Schmach gehäuft wird, und wenn dann endlich das Maß voll ist, dann werden auch sie einsehen, daß aus dem Elende kein anderer Ausweg ist, als durch die Freiheit. Möchte es dann nur nicht zu spät sein. Die Kinder des Friedens aber auf beiden Seiten bitte und beschwöre ich, schlagt eure Hände ein und thue ein jeder an seinem Teile das Seinige, uns aus dem babylonischen Gefängnis der Spendeformelfrage zu erlösen, aus einem Zustande, in welchem unsere ehrliche evangelische Landeskirche für die Brüder, die ihr inskünftige zugehören sollen, ein Gegenstand des Abscheues geworden ist, was sie wahrlich nicht verdient. —

Dies sind meine Friedens-Präliminarien. Haltet fest zusammen wider den gemeinsamen Gegner. Zanket nicht auf dem Wege, erkennet einander als evangelische Brüder. Schaffet Ordnung durch Freiheit. Der Herr gebe Gnade, daß unsere Kirche sich auf solchem Grunde in Frieden erbaue. Wie dann weiter die kirchenpolitische Frage sich lösen wird, das steht dahin. Ich denke mir, die Union werden wir behalten, nämlich so, daß unsere Landeskirche mit Einschluß derer, die ihr jezt noch nicht angehören, sich einheitlich gestalte entweder als lutherische Kirche mit freiwaltender Unionsströmung, oder als Unionskirche mit annehmbaren Garantien für das gute Recht der lutherischen Confession. Das sind Gedanken. Der Mensch denkt, Gott lenkt. Das aber ist je gewißlich wahr und kein bloßer Gedanke: Gottes Wort und Luthers Lehr vergehet nun und nimmermehr.

Damit, meine hochgeehrten Herren und Brüder, begrüße ich Sie noch einmal mit dem Brudergruß im Herrn: Friede sei mit euch.

Die Zukunft des Jüdischen Volkes.

Ein Vortrag auf der Berliner Pastoralconferenz.

I.

Als ich im vorigen Jahre zu Ihnen redete, dachte ich nicht, daß mir schon im nächsten Jahre das Gleiche beschieden sein würde. Ich habe lange widerstrebt, habe dem verehrlichen Vorstande zu bedenken gegeben, daß ich mich nur im äußersten Notfalle dazu verstehen könne, da ich annehmen müßte, daß die Versamlung es vorziehen würde, eine Mannigfaltigkeit von Gaben sich entfalten zu sehen. Aber da dieser Notfall wirklich eintrat, so glaubte ich mich den Umständen fügen zu müssen, in denen ich es liebe, Gottes Stimme zu erkennen. Ich denke aber auch, daß ich unter diesen Umständen auf ihre Geduld und Nachsicht rechnen darf.

Manche werden erwartet, zum Teil befürchtet haben, daß ich die Gelegenheit benutzen werde, mich über eine der jezt besonders die Gemüter beschäftigenden Fragen, die Revision der kirchlichen Verfassung oder die Rechtfertigung des Sünders vor Gott auszulassen. Ich habe aber dazu keine Neigung in mir verspürt. Die Erregung in diesen Fragen, die nur in einem sanften und stillen Geiste behandelt, zu einem gedeihlichen Resultate führen können, ist ohnedem schon groß genug. Ich bin stets von der Ueberzeugung geleitet worden, man müsse mit aller Sorgfalt dem entgegenwirken, daß nicht ein einseitiges Interesse die Gemüter ganz hinnehme. Was das für Schaden bringen kann, das sehen wir an dem Beispiele der Gemeinde von Ephesus in der Apokalypse. Sie hatte sich einseitig auf eine einzige allerdings sehr wichtige Aufgabe geworfen, die ihr durch die Verhältnisse der Zeit, und also durch Gott selbst gestellt war, und die übrigen darüber vernachlässigt. Deshalb mußte sie den ernsten Zuruf desjenigen vernehmen, der da wandelt mitten unter den sieben goldnen Leuchtern und des Augen sind wie Feuerflammen: „Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest. Gedenke, wovon du gefallen bist und thu Buße, und thu die ersten Werke. Wo aber nicht, so werde ich dir kommen bald, und deinen Leuchter wegnehmen von seiner Stätte, wo du nicht Buße thust." Nur wo das Herz in gleicher Weise für alle die großen und mannigfachen Aufgaben des Reiches Gottes offen bleibt und warm schlägt, kann die Lösung der einzelnen Aufgaben einen gedeihlichen Fortgang nehmen. Alle Einseitigkeit und die mit ihr unzertrenlich verbundene Leidenschaftlichkeit endet damit, daß auch die einseitig bevorzugte Aufgabe gründlich geschädigt wird. „Durch

Einkehr und Ruhe werdet ihr errettet werden, im Stillesein und Vertrauen wird eure Stärke sein", spricht der Prophet (Jes. 30, 15), und wo man sieht, daß das Stillesein durch leidenschaftliche Erregung gefärdet wird, da ist es Zeit einzuhalten, den Hemmschuh anzulegen und die Räder zu sperren. In der Verfassungssache habe ich nicht auf eigne Hand, sondern veranlaßt durch die gegebenen, von Gott herbeigeführten Verhältnisse ausgesprochen, was mir nach reiflicher Ueberlegung vor Gott als das der Kirche Heilsame, das durch die Achtung vor göttlichen und menschlichen Rechten Gebotene erschien. Die etwa meinten, ich würde nun unaufhaltsam weiter gehen, mich an die Spitze einer Agitation stellen und mit ihr einen Sturm auf die bestehenden Zustände unternehmen, wenn dieser zurückgewiesen würde, den Staub von den Füßen schütteln und mit lauter Stimme zur Secession auffordern, kennen mich gar wenig. Wenn ich solchen Sinnes wäre, so würde ich in jüngeren Jahren nicht unterlassen haben, mich der Lutherischen Separation anzuschließen: den Mut dazu wird man mir hoffentlich doch wol zutrauen. Ich kann mich auch in sehr Schmerzliches auf dem Gebiete der Verfassung und des irdischen Regimentes der Kirche finden, weil ich fest überzeugt bin, daß, wie der Prediger Salomo sagt (C. 5, 7): „Hoher wacht über Hohem und der Höchste über ihnen", daß über den Hohen auf der Erde ein Hoher wacht, und zwar ein solcher, der allen Hohen gewachsen ist, denn er ist der Allerhöchste, fest überzeugt, daß das Wort unsers Herrn: „mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende", das äußerste Gegenteil einer bloßen Redensart ist, daß die Zügel des wahrhaftigen Regimentes der Kirche in den durchgrabenen Händen des zur Rechten des Vaters Erhöhten liegen, der noch niemals in seinem Regimente etwas versehen hat. Auf augenblickliche vollständige Erreichung des Gewünschten habe ich bei jener Kundgebung gar nicht gerechnet, ich kenne zu genau die schweren menschlichen Hindernisse, die ihr entgegenstehen. Ich betrachte es vorläufig als etwas Großes, daß die kirchliche Selbständigkeit der neu erworbenen Gebiete intact bleiben soll und der Versuch, sie in die Preußische Union, wie sie jezt besteht, hineinzuziehen, völlig gescheitert ist. Ich freue mich dieses Resultates um so mehr, da sicherlich nicht blos politische Motive es herbeigeführt haben. Das Weitere wird sich seiner Zeit finden. Deus providebit. Ich hoffe zu Gott, daß er wachen wird über den edlen Weinstock der Kirche Deutscher Reformation und flehe: „Gott Zebaoth, wende dich doch, schaue vom Himmel und siehe an, und suche heim diesen Weinstock, und halt ihn im Bau, den deine Rechte gepflanzt hat, und den du dir festiglich erwählt hast."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Leipziger Pfingstwoche.

(Schluß.)

War aber der Saal mit seinen weiten Nebenräumen und rings umherlaufenden Gallerien vielleicht der größte in ganz Leipzig, schon am Mittage gefüllt, Abends war er so voll, daß wirklich kein Apfel zur Erde fallen konte, während auch die Gallerien rings umher besezt waren. Denn an diesem Abende pflegt sich Alles, was ein lebendiges Interesse an der Mission hat, hier zusammen zu finden, Geistliche und Laien, Männer und Frauen aus allen Schichten, Jünglinge und Jungfrauen, Candidaten, Studenten und Schüler. Das Gedränge war groß, und es dauerte lange, bis jeder ein bleibendes Eckchen gefunden hatte, während eine große Anzahl nur mit Andern abwechselnd zum Sitzen kamen.

Mitten dazwischen sah man dann den Pastor Ahlfeldt, und es war doch gut, daß dieser Jünger seines Herrn auch zweierlei äußere Gaben empfangen hat. Denn hier galt, was 1 Sam. 9, 2 steht: „Er war eines Hauptes länger, denn alles Volk" und hatte daneben eine volltönende Stimme, daß sein Wort auch in der weitesten Ferne ohne Mühe verstanden werden konte. Daneben fehlte es ihm freilich auch an der inneren Begabung nicht, welche dazu gehört, eine so bunte und so zahlreiche Menge zu sammeln, zu leiten, zu beherschen und allezeit frisch und fröhlich zu erhalten, ohne daß die Gränzen nach der einen oder andern Seite überschritten werden durften. Schwebte über der Versamlung die Weihe des Gebetes, so thaten die Ansprachen und dazwischen die fröhlichen Lieder, erbaulich und beschaulich das ihre, um die Herzen immer wieder zu beleben. Ahlfeldt war es aber nicht allein, der Altes und Neues aus seinem Vorrathe darlegte, sondern wies auf eine freilich unsichtbare Wünschelruthe in seiner Hand, vermöge deren er wußte, daß noch manche schöne Wasserquellen im Saale vorhanden waren, welche alsbald würden an zu sprudeln fangen. Er hatte sich aber kaum niedergesezt, so thaten sich die Brunnen auf und die hellen Wasser sprudelten in den Saal hinein, zuweilen so frisch und belebend, daß die ganze Versamlung nicht müde ward sich daran zu laben, und gern noch getrunken hätte, als sie schon aufhörten zu sprudeln. Sonderlich einmal, als Superint. Arndt aus Wernigerode darlegte, was christliche Volksfeste seien, wie sie einzurichten, wie er sie kennen gelernt und seit Jahren an der Elbe und am Harze zu feiern pflege, ward die Versamlung von dem lebendigen und heitern Vortrage so fortgerissen, daß sie sich notgedrungen kund geben mußte, und da es nicht anders gehen wollte, so brach die Teilnahme von dem anfangs nur leisen und kaum hörbaren Zusammenschlagen der Hände in ein lautes Rauschen aus, daran sich denn sofort und abschließend ein schönes Lied schloß. Es war das ein erhebender Moment, und wenn ich nicht fürchten müßte, die Gränzen eines Berichtes für die Ev. K. Z. zu überschreiten, so würde ich gern sowol auf diese, als die andern nicht weniger anziehenden Mitteilungen etwas näher eingehen. Denn es waren die Einzelheiten so interessant, daß die zehnte Stunde bereits verlaufen war, ehe die Versamlung, ohne ermüdet zu sein, entlassen werden mußte. Ich wünsche den Leipzigern viele solche gesegnete Abende unter einem so würdigen Haupte. Auch die Samlung, welche auf desfalsige Anregung für ein würdiges Geläute zum 150jährigen Jubiläum der lutherischen Mission in Ostindien

an der Kirche zu Tranquebar veranstaltet wurde, dürfte ein Zeugnis von der frischen Teilnahme aller Versammelten geben.

Am andern Morgen um 9 Uhr füllte sich die Aula des Paulinums zu der vom Professor Luthardt und Pastor Ahlfeldt berufenen Pastoral-Conferenz. Einen Wunsch will ich doch für künftige Versamlungen an diesem Orte nicht unterdrücken, diesen, daß nächtlich oder wenigstens früh Morgens Thüren und Fenster geöffnet werden möchten, damit eine frische Luftströmung Einlaß finde. Es waren heiße Tage vorhergegangen, und die Räume vielleicht seit Monaten, jedenfalls seit Wochen nicht gebraucht und nicht gelüftet. Ein Paar Fenster, die im Hintergrunde allerdings, ich weiß nicht seit wie lange offen standen, konte die dumpfe Stickluft, welche lang verschlossene Räume erfüllt, nicht reinigen. Ein Pedell, der nicht so viel Aufmerksamkeit für eine große Versamlung von Amtswegen hat, muß daran erinnert werden, was er zu thun hat. Noch einen andern Wunsch will ich daran reihen, diesen, daß die Teilnehmer der Conferenz etwa durch einige Choral-Verse sich in Andacht sammeln könten, ehe plötzlich das Katheder betreten und die Rede angefangen wird. Es ist so mehr Weihe dabei, oder ist es vielleicht nur die Gewohnheit, welche mich die Entbehrung tiefer fühlen ließ?

Professor Luthardt eröffnete die Conferenz unter Hinweisung auf vier (in diesen Blättern bereits mitgeteilte) Thesen, welche in Verbindung und unter Zustimmung der theologischen Fakultät zu Erlangen und des Präsidenten von Harleß zu München festgestellt und nach verschiedenen Seiten der lutherischen Landeskirchen behuf Einsamlung von zustimmenden Unterschriften versandt worden waren. Schon dadurch war eine eventuelle Aenderung oder nähere Präcisirung in Folge etwa zu haltender Berathung abgeschnitten.

Nachdem noch die Anzahl der bereits eingegangenen Zustimmungen aus Baiern, Sachsen, Braunschweig, Hessen, Lauenburg (hier die gesamte lutherische Geistlichkeit des Landes) und andern Ländern, Provinzen und Städten Deutschlands angegeben war, teilte Professor Luthardt noch mit, daß Professor von Scheurl aus Erlangen es übernommen habe, die Bedeutung der Thesen näher zu erörtern. Da der Vortrag in der Kürze zugleich mit sämtlichen Unterschriften im Buchhandel erscheinen wird, so übergehe ich um so lieber eine kurze Mitteilung, als dadurch die klare und gehaltreiche Auseinandersetzung auch nicht einmal einigermaßen zu ihrem Rechte kommen würde.

Eine eigentliche Debatte konte bei der gegebenen Sachlage nicht wol eintreten. Es handelte sich hier nur um ein etwa motivirtes Ja oder Nein. Es erhoben sich aber nur die beiden Kirchenräthe Nagel und Besser um ihren Dissens mit einigen Worten zu motiviren, doch erklärte der leztere, daß sein Nein sich von dem von einer andern Seite gegebenen gleichfalls motivirten Ja so wenig unterscheiden würde, daß auch die schärfste Lupe den Unterschied nicht fassen dürfte.

Damit war denn dieser erste Teil der Pastoral-Conferenz geschlossen, nachdem die Anwesenden aufgefordert waren, ihre Zustimmung durch Unterschrift der ausgelegten Thesen zu constatiren.

Nach einer kleinen Pause folgte die Erörterung der zweiten Frage von mehr unmittelbar pastoraler Natur: „Woher komt es, daß in unserer Zeit der Genuß des heil. Abendmals weniger gesucht wird, als ehedem?“ welche von Past. Lehmann eingeleitet wurde. Ich meines Ortes konte diese ganze Frage nicht unterschreiben, denn mir liegen aus vielen Kreisen Erfahrungen vom Gegenteil vor, wenigstens was die unmittelbar vorangehenden Decennien betrifft, und ich hätte vor dieser Conferenz lieber ein anderes Thema besprechen hören. Doch bin ich nicht in der Lage über den Verlauf der Besprechung etwas zu berichten und noch weniger steht mir ein Urteil zu. Ich selbst habe den Verhandlungen, welche sich bis in den Nachmittag hineinzogen, nicht beigewohnt, auch von maßgebender Seite nichts darüber gehört.

Nach Tisch fanden noch hie und da kleinere Besprechungen ernster Natur in vertraulichen Kreisen statt, welche auch noch am andern Morgen in Privat-Zusammenkünften fortgesezt wurden. Denn es waren in Leipzig verschiedene Gruppen versammelt, welche jede ihre besondere Interessen hatten, die sich zum Teil nicht wol öffentlich oder in größeren Kreisen verhandeln ließen. Sie benuzten das persönliche Beisammensein, um ihre Gedanken unter einander oder auch ihre Verhältnisse zu andern Kreisen mit diesen zu besprechen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige dieser Gruppen andeute, ohne jedoch näher auf Besprechungen einzugehen, welche eben vertraulicher Natur waren. Am stärksten und gewichtigsten war vielleicht die lutherische Kirche Baierns vertreten, und namentlich die Erlanger Fakultät. Harleß, Hoffmann, Thomasius, Scheurl, Zetzschwitz bildeten in Verbindung mit Luthardt aus Leipzig und Münchmeyer aus Hannover gewiß einen recht respektabeln Kreis, daneben war auch die Breslauer Synode durch etliche ihrer hervorragenden Glieder vertreten, von denen ich Ihnen Nagel, Besser und Feldner nenne. Eine besondere Gruppe bildete dieses Mal ein Kreis von verschiedenen Geistlichen aus den neupreußischen Ländern lutherischer Confession von Hannover, Hessen, Lauenburg, Schleswig und Holstein — aus Nassau und Frankfurt war Niemand da —. Sie sprachen unter einander und gegen andere Kreise ihre schwer wiegenden Sorgen und Bedenken aus, und man hörte von wunderlichen Vorgängen und Erlebnissen. Auch aus lutherischen Kreisen Preußens, welche unter dem unionistischen Berliner Regimente stehen, waren Vertreter gesandt. Schon aus diesen Personalien und weitern Andeutungen werden Sie sehen, daß hier gar Mancherlei zu besprechen und mitzuteilen war, zumal es auch an hervorragenden Laien aus den verschiedensten Kreisen von nah und von fern nicht fehlte. Man hatte sich hierhin und dorthin zusammengerufen, und es war schon Freitag Mittag geworden, ehe sich die lezten Kreise zerstreuten.

Ehe ich schließe, muß ich Sie noch auf eine größere öffentliche Versamlung aufmerksam machen, welche hauptsächlich durch die Bemühungen, Reisen und das im Druck versandte Programm des Oberpfarrer Resch in Zeulenrode im Reussischen, Herausgebers der „Concordia“, und des P. Dr. Haupt in den Salon der Stadt Dresden berufen war. Aus dem anliegenden Programm werden Sie ersehen, um welche großen Pläne und Bauwerke es sich handelte: völlige Lostrennung von Kirche und Staat, Aufhebung des landesherlichen Kirchenregimentes, Einsetzung von autonomen Bischöfen „welche als die Hauptglieder in der Selbsterbauung der Kirche zu betrachten sind“. Ich will gestehen, als ich das Programm las, fiel mir sofort ein Wort des seligen Spitta ein, das er einmal auf einer größeren Conferenz, da ähnliche Dinge vorgebracht wurden, aussprach. Er sagte: „In meinen jüngern Jahren hatte ich auch Träume, aber Träume sind Schäume u. s. w.“ Obwol ich den Herrn nicht kante, glaubte ich doch das Programm eines jugendlich strebsamen Mannes vor mir zu sehen, der erst noch die Sprödigkeit der thatsächlichen Zustände des Lebens wird zu erfahren haben, um nüchternen Geistes hochfliegenden Plänen zu entsagen und sich der armen Wirklichkeit des

Lebens anzuschließen. Doch entschloß ich mich, den Verhandlungen auch dieser Conferenz noch einige Stunden zu opfern. Ja, da war viel Leben, viel Freudigkeit und eine jugendlich sprudelnde Kraft, und es that mir fast leid, als die erste Entgegnung eines im praktischen Leben reich erfahrenen Mannes, des Consist.-R. Münchmeier, den Sinn hatte: „Laß das lieber gut sein, es gibt kein Mehl.“ Er nahm dann seinen Hut und ich bin ihm allerdings bald gefolgt, kann darum nicht sagen, wie die Sache weiter gelaufen oder verlaufen sein wird. Ich hatte das sichere Gefühl: Es würde doch Alles im Sande zergehen, dachte immer an das Wort Spitta's. Aber das soll der frischen Kraft und dem besten Willen und dem sonstigen Segen der Wirksamkeit des Herrn Resch keinerlei Abbruch thun.

Erklärung.

Von einer Seite werden nicht geringe Anstrengungen gemacht, durch eine Massenpetition den Beweis zu liefern, daß die Einführung der Rheinisch-Westfälischen Presbyterial- und Synodalverfassung in die hessische Kirche, ja sogar die Einverleibung derselben in die Union der Gegenstand eines „überall kund gegebenen Verlangens“ sei. Wiewol nun für eine entgegengesetzte Petition eine bei weitem größere Zahl von Unterschriften gewonnen, die Unwahrheit und Grundlosigkeit des behaupteten Verlangens dargethan und den wahren, auf die Erhaltung der Ordnungen und der Verfassung der hessischen Kirche gerichteten Wünschen Ausdruck gegeben werden könte, so muß es doch für unangemessen und dem Ernste der Sache widersprechend gehalten werden, in kirchlichen Fragen von solcher Bedeutung einen Weg einzuschlagen, auf welchem die zum größten Teile urteilsunfähige Menge um Entscheidung oder Unterstützung angerufen wird; einen Weg, der überall nicht mit Unrecht mit Mißtrauen angesehen wird, da es hinreichend bekant ist, wie in den Künsten der Agitation erfahrene Leute sich eine Zahl von Unterschriften zu verschaffen im Stande sind. Da indeß Schweigen seine Zeit hat und gegenüber den in die Oeffentlichkeit getretenen Anstrengungen als Zustimmung angesehen werden könte, so sehen sich die hierselbst anwesenden Pfarrer der Niederhessischen Kirche, abgesehen von den weiteren Schritten, welche sie mit ihren Amtsbrüdern zur Abwehr zu thun sich verpflichtet halten, zur nachfolgenden Erklärung in ihrem Gewissen gedrungen:

Die hessische Kirche hat ihren Bestand und ihr eigentümliches, mit dem Leben des Volkes auf's Innigste verwachsenes Gepräge durch die auf ihrem Bekentnisse und auf den älteren Kirchenordnungen ruhende Kirchenordnung von 1657, welche auf dem in der evangelischen Kirche allein rechtsgültigen Wege zu Stande gekommen ist, erhalten, und die Eigentümlichkeit ihrer Gestalt in Bekentnis, Verfassung und Cultus schließt ebensowol ein Aufgehen derselben in einer anderen Kirche, als eine Union mit einer solchen aus. Eine Aenderung ihrer Verfassung, vollends die Einführung einer solchen, welche der Kirche Augsburgischen Bekentnisses fremd und nur der Kirche Helvetischen Bekentnisses eigen ist, müßte nicht blos als eine Zerstörung dieser Ordnung, welche in dem Leben des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen und durch Pflege der Gottesfurcht, Zucht und Sitte segensreiche Früchte getragen hat, sondern auch als eine Zerstörung des dem hessischen Volke eigentümlichen Lebens selber angesehen werden. Denn eine von außen kommende Verfassung würde, wenn sie auch anderwärts sich

bewährt hätte, dem hessischen, an seinen kirchlichen Traditionen und an seinem kirchlichen Rechte festhaltenden Volke das von den Vätern ererbte teure Gut nicht ersetzen können. Daher erscheinen die Bestrebungen, welche eine Aenderung der Verfassung der hessischen Kirche, oder die Einführung der Union durch eine Massenpetition herbeizuführen trachten, hervorgegangen entweder aus dem gänzlichen Mangel an Verständnis des Charakters des hessischen Volkes und dessen, was dasselbe in seinen Kirchenordnungen und den auf diese gegründeten Verfassungsformen besessen hat und besizt, oder aus der vom Worte Gottes abgewichenen Zeitströmung, welche die Majoritäten auf einem Gebiete zur Herschaft zu bringen trachtet, wo die Stimmen nicht zu zählen, sondern zu wägen sind, und welche, während sie den Anspruch macht, den Aufbau der Kirche zu fördern, der Menge der Ungläubigen, Unkirchlichen und Sakramentsverächter den Weinberg des Herrn preisgibt.

Indem die Unterzeichneten sich gegen solche Bestrebungen um der Kirche und des Gewissens willen entschieden erklären, sprechen sie zugleich das Vertrauen aus, daß das Kirchenregiment das Recht und die Eigentümlichkeit der hessischen Kirche gegen jeden Angriff schützen und schirmen werde. Bebra, den 12. Juni 1867.

Hopf, Pfarrer, Dekan in Rotenburg. H. A. Rohde, Pf. in Breuna. Hoffmann, Metropolitan zu Felsberg. Witzel, Pf. zu Schemmern. Paulus, Pf. zu Elben. Chr. Frick, Pf. zu Oberellenbach. W. Hoffmann, Pf. zu Breitenbach a. F. Sprank, Pf. zu Schenklengsfeld. Dieterich, Pf., Seminarlehrer zu Homberg. Dr. Dieterich, Gymnasiallehrer in Hersfeld. B. Beß, Pf. in Nentershausen. Roux, Diaconus zu Spangenberg. Schimmelpfeng, Pf. zu Solz. Eisenberg, Pf. zu Wichte. Koenig, Pf. zu Germerode. Hast, Pf. zu Frielingen. Wiederhold, Pf. zu Eschwege. Hoßbach, Pf. zu Rambach. H. Gerhold, Pfarrverweser zu Dillich. W. Klöffler, Pfarrassistent zu Gensungen. H. Gerhold, Pfarrassistent zu Breitenbach. L. Saul, Pf. zu Balhorn. G. Schilling, Pf. zu Ober-Rieden. C. Schaumberg, Pf. zu Obervorschütz. W. Reismann, Pf. zu Lörnbagen. Paulus, beauftr. außerord. Pf. zu Krukis. Pfeiffer, Candidat d. Theol. zu Nentershausen. Schmidt, Pf. zu Iba. Conrad, Pfarrassistent zu Iba. Ruckert, Pf. zu St. Martin in Cassel. Rausch, Pf. zu Rengshausen. Rausch, Pfarrassistent daselbst. Koch, Pf. zu Rabolds hausen. Hoffmann, Pfarrverweser in Velmeden. Zülch, Pf. zu Altmorschen. Baumann, Pfarrverw. zu Braach. Frankfurt, Pf. zu Mitterode. Paulus, Pf. in Cassel. Collmann, Pfarrassistent zu Niederzwerenz. C. Fr. Wilke, Pfarrassistent zu Waldkappel. E. Gerlach, Pf. zu Obergeis. Lohr, Pf. zu Niederhone.

An diese Erklärung schließen sich an:

Kuckro, Pf. zu St. Martin in Cassel. Wissemann, Pf. a. d. Unterneust. Kirche daselbst. Neuber, Hülfspf. a. d. Oberneust. Kirche daselbst. Koch, Pf. zu Cassel. Werner, Pf. zu Obervellmar. Lins, Pf. zu Heckershausen. Wachsmuth, Pf. zu Weimar. Kröger, Pf. zu Zimmersrode. Wolff, Pf. zu Singlis. Baumann, Pf. zu Wabern. Amelung, Pf. zu Niedermöllrich. Lamsbach, Pf. zu Böddiger. Linz, Pf. zu Wolfershausen. Lappe, Metropolitan zu Gottsbüren. Eisenberg, Pf. zu Heisebeck. Zülch, Pf. zu Hombressen. Landgrebe, Pf. zu Baake. Coing, Metropolitan zu Gudensberg. Thamer, Pf. zu Kirchberg. Paulus, Pf. zu Metze. Gerhold, Pfarrer zu Wehren. Stiebing, Pf. zu Besse. Peters, Pf. zu Niedenstein. Greineisen, Pf. zu Sand. Nothnagel, Pf. und Rector zu Gudensbrg. Kimpel, Pfarrassistent zu Fritzlar. Amelung, Metropolitan zu Grebenstein. Knierim, zweiter Pf. das. Frankenberg, Pf. zu Immenhausen. Sangmeister, Pf. zu Liebenau. Altmüller, Metropolitan zu Homberg. Wolfram, P. zu Berge. Gutberlet, Pf. zu Hebel. Calchof, Pf. zu Waßmuthshausen. Bohne, Pf. zu Verna. Knoll, Pf. zu Wernswig. Brauns, Pf. zu Oberhülfe. Hartwig, Pf. zu Caßdorf. Werner, Pf. zu Niederbeisheim. Schilling, Pf. und Rector zu Homberg. Schember, Seminarlehrer daselbst Schantz, Metropolitan zu Oberkaufungen. Schuchard, Pf. zu Heiligenrode. Rohde, Pf. zu Trendelburg. Paulus Metropolitan zu Kirchhaina. Schirmer, Pf. zu Kirchditmold. Arnold, Hülfspf. daselbst. Neuber, Pf. zu Wolfhagen. Lautemann, Pfarrverweser zu Zierenberg. Zülch, Pf. zu Martinhagen. Lyding, Pf. zu Frankershausen. Vilmar, Pf. zu Asbach. Scheuermann, Pfarrverw. zu Reichensachsen. Lohr, Candidat der Theol. zu Jestädt. Grau, Pf. u. Metropolitansverw. zu Lichtenau. Vilmar, Metropolitan zu Melsungen. Vilmar, außerord. Pf. das. Baum, Pf. zu Dagobertshausen. Conradi, Pf. zu Grebenau. Henkel, Pf. und Rector zu Melsungen. Seitz, Pf. zu Herlefhausen. Wittekindt, Pf. zu Seifertshausen. Hartwig, Metropolita zu Waldkappel. Büttenhausen, Pf. zu Oettmannshausen. Wigand, Pf. zu Ziegenhagen. Seybert, Pf. zu Ermschwerd. Hoffmann, Pf. zu Gertenbach. Thamer, Pf. u. geistl. Inspect. zu Schmalkalden. Rohnert, Pf. zu Steinbach-Hallenberg. Amelung, Pf. zu Herrenbreitungen. Heußner, Pf. zu Ottrau. Vilmar, Pf. zu Willingshausen. Riebeling, Pf. zu Zella. Keßler, Pf. zu Spieskappel. Biskamp, Pf. zu Schwabendorf. Keßler, Pf. zu Mengsberg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 17. Juli. № 57.

Aus der Neumark.

Wie in Bahn vor mehreren Jahren ein Stück Kirchengeschichte neuerer Zeit in Scene gesezt worden ist, so leider seitdem auch in unserem Königsberg. Hier hatte die Gemeinde Jahre lang in Frieden sich gebauet, und die lautere Predigt des Evangeliums hatte angefangen, Früchte zu tragen. Ebenso herschte Frieden unter den Gliedern der betreffenden Diöcese, und auch bei Meinungsverschiedenheiten trug man einander in Liebe. Die meisten Pastoren vertraten mehr oder weniger die lutherische Richtung; aber auch die anderen verschlossen sich nicht gänzlich den Consequenzen, welche aus der Fixirung der lutherischen Grundlage ihrer Gemeinden sich ihnen von selbst ergaben. Der Gebrauch der luth. Spendeformel beim heil. Abendmal war in vielen Kirchen wieder eingeführt, und der Weiterverbreitung der luth. Separation, welche an mehreren Orten des Kirchenkreises, z. B. in Nahausen, festen Fuß gefaßt hatte, war dadurch erfolgreich begegnet. Als daher auf einer Diöcesan-Versamlung zu Zehden am 10. October 1864, wo man sich auf die nahende Kreissynode vorbereiten und in Beziehung auf dieselbe besprechen wollte, der Superint. Schröder aus Königsberg eine Besprechung über das Verhältnis der Confession zur Union einleitete und seinen eigenen luth. Standpunkt offen darlegte, fielen fast alle Anwesende ohne erhebliche Einwürfe der von ihm behaupteten Geltung der Confession innerhalb der Union aus Ueberzeugung und in Gemäßheit des historischen Rechtes zu. Und doch ward zugleich dort der Grund zu einem Kirchenstreite gelegt, welcher einen traurigen Zwiespalt in die Königsberger Gemeinde und zum Teil in den ganzen Kirchenkreis gebracht hat. Es trat nämlich bei dieser Gelegenheit der bereits verewigte Pastor der kleinen reformirten Gemeinde zu Königsberg N./M. v. Borne auf, und legte Protest ein gegen die fernere Geltendmachung des lutherischen Bekentnisses in der Landeskirche, indem er darin eine Gefährdung der Union erblickte, obgleich er selber seine Anstellung bei einer reformirten Gemeinde sich dazu hatte dienen lassen, reformirte Ansichten sich anzueignen und den Heidelberger Katechismus im Confirmandenunterrichte zu gebrauchen. Aus dem lezteren Grunde war sicherlich dieser Mann wol am wenigsten dazu geeignet, einen Protest gegen das Recht der Confession unter uns zu vertreten. Gleichwol that er dasselbe nicht nur auf der ersten Kreissynode im Frühjahr 1865 zu Königsberg aufs Neue, indem er in der von sämtlichen zwanzig Diöcesanen angenommenen und dem Synodal-Statut vorgesezten Notiz, daß mit Ausnahme seiner Gemeinde alle Parochien der Superintendentur Königsberg I ursprünglich lutherisch seien, eine Beeinträchtigung des Unions-Interesses erblickte, sondern er glaubte auch den Beruf zu haben, die kirchliche Behörde zum vermeintlichen Schutze der Union in Königsberg aufzurufen. Dennoch würde auch seine Klage beim K. Consistorium in Berlin, daß durch die Art und Weise, wie der ihm vorgesezte Superint. Schröder sein Amt verwalte, der Union zu nahe getreten würde, in Folge deren, da sie in den Augen der Behörde nicht stichhaltig befunden ward, der Denunciant einen Verweis seiner kirchlichen Oberen sich zuzog, keine ernsten Folgen nach sich gezogen haben, wenn sich nicht der damals schon brustkranke Amtsbruder je länger je mehr zum Werkzeuge Solcher in Königsberg hätte gebrauchen lassen, welche, zum größeren Teile die sogenante Intelligenz vertretend, einer freieren Auffassung des Christentums das Wort redeten, und die, den noch immer biblisch-gläubigen Standpunkt des reformirten Pastors ignorirend, die Opposition desselben gegen das luth. Bekentnis desto lieber zu der ihrigen machten, je mehr sie selber einem positiv christlichen Bekentnisse überhaupt abhold waren.

Und was war in Königsberg geschehen, daß es zu jener Opposition kam, die allmälig immer stärker wurde und gegenwärtig durch die Versetzung des Superint. Schröder eine so drastische Wendung nimt? Der Ansaz zu solcher findet sich wol überall in Städten und hat erfahrungsgemäß leider noch immer seinen Bestand in den Beamten und anderen geistigen Capacitäten, die nicht selten der Kirche entweder gänzlich entfremdet sind oder ihr zumuten, mit der modernen Bildung unter Darangebung ihres Bekentnisses in liberalster Weise sich auseinanderzusetzen. Ihnen folgen leichtlich die Halbgebildeten und die Massen. Daß die Opposition zu Stande komt, dazu gehört ein oft nur geringfügiger Anlaß und ein geschickter Führer. Und daß in Königsberg um Vieles geschickter als in Bahn zu Werke gegangen ist, liegt am Tage. Noch mochte es von Solchen, welche einem entschieden kirchlichen Bekentnis abgeneigt sind, dem Sup. Schröder unvergessen geblieben sein, daß durch seine Mitwirkung vom K. Consistorium in der Gemeinde das Porstsche Gesangbuch eingeführt worden ist, und die Königsberger seitdem mit dem ganzen Kirchenkreise dieselben glaubensinnigen Lieder singen. Ebenso mochten dieselben darüber aufgebracht sein, daß

nach dem Vorgange vieler anderer Kirchen, auch der Hauptstadt, die Liturgie in einigen Teilen im Anschluß an die liturgischen Schätze der Vergangenheit, eine heilsame Ausgestaltung erfuhr und auch seit 1858 beim heil. Abendmale die luth. Spendeformel wieder in Gebrauch genommen wurde. Jedoch wagte die Opposition lange Zeit sich nicht an das Licht, da die gesegnete Wirksamkeit des Sup. Schröder von einem überaus milden Sinne und herzgewinnender Leutseligkeit unterstützt wurde. Die Gemeinde im Ganzen nahm nicht nur keinen Anstoß an dem bekentnismäßiger gewordenen Gottesdienste, sondern war damit wol zufrieden; das Gotteshaus wurde fleißig besucht, die Zahl der Communicanten mehrte sich beträchtlich, und zu den Bibel- und Missionsstunden drängte man sich begierig. Erst das ebenso unerwartete als unberechtigte Auftreten des Pastors v. Borne rief jene Opposition zur Thätigkeit, welcher sie sich um so eifriger hingab, je mehr sie der Meinung Ausdruck verlieh, daß diesem Manne schreiendes Unrecht von der kirchlichen Behörde widerfahren und derselbe in Folge dessen in eine schwere Krankheit verfallen sei. Es bildete sich fortan für den vermeintlich Unterdrückten eine Partei, mit welcher der Magistrat Hand in Hand ging. Auch mit dem lezteren hatte Sup. Schröder bisher in gutem Einvernehmen gestanden und sich sogar einer namhaften persönlichen Zulage aus der Kirchenkasse unter Genehmigung der Kgl. Regierung zu erfreuen gehabt. Wie überhaupt bei solchen kirchlichen Streitigkeiten die nächsten Veranlassungen in der Regel nur secundärer Art sind, das Hauptmotiv aber im Hintergrunde verborgen ist, so ist es auch in Königsberg der Fall. Die luth. Spendeformel, von der Glieder der Opposition offen eingestanden haben, daß sie ihnen an und für sich gleichgiltig sei, hat eben darum, weil sie etwas Greifbares und nach dem Bahner Vorgange Piquantes war, zum nächsten Angriffe dienen müssen, während dieser im lezten Grunde dem kirchlichen Bekentnisse selber galt. Und wenn man es nicht wagte oder für gerathen hielt, gegen das leztere lichtfreundlicher Weise vorzugehen, so ist das noch immer ein Zeichen von Mäßigkeit und Besonnenheit, welche die Führer der Opposition bewiesen haben, in deren Mitte wir darum auch nur mit Schmerz mehreren Männern begegnen, die in hohem Grade achtbar und eines besseren Kampfes würdig sind.

Seitdem nun der Magistrat, welchem in Königsberg lediglich das Patronat über das Archidiaconat zusteht, in den kirchlichen Conflict eintrat, suchte er sich zuerst der stattgehabten Einführung der Union in der Gemeinde daselbst zu vergewissern. Nachdem ihm dies durch die Bereitwilligkeit des Pastors v. Borne gelungen war, beauftragte er im Sommer des J. 1865 eine aus seiner Mitte gewählte Commission mit der Abfassung eines Berichts, betreffend „die Erhaltung gesezlich und rechtlich eingeführter Ordnungen der evangel. Landeskirche in Königsberg". Dieser Bericht hatte den Zweck, den Eintritt der Gemeinde in die Union, die Annahme der Agende vom J. 1829 und die durch die beiden Geistlichen an der Marienkirche vorgekommenen Abweichungen von der kirchlichen Ordnung darzulegen. Am Schlusse dieses unterm 10. Juli abgefaßten Berichts wird „für den Patron und im Namen der beteiligten Gemeinde gegen jede Bestrebung, die Union zu zerstören, gegen die Beseitigung der gesezlich und rechtlich hier eingeführten landeskirchlichen Agende und gegen jede Abänderung des Unions- und Abendmalsritus ohne Zustimmung und Genehmigung der Gemeinde" ausdrücklich protestirt. Hierauf wurden unter abschriftlicher Mitteilung dieses Berichts die Königsberger Geistlichen, Sup. Schröder, Archidiakonus Glokke und der reformirte Pastor v. Borne, ersucht, „bei allen gottesdienstlichen Handlungen nur der gesezlich eingeführten, landeskirchlichen Agende und dem Unionsritus zu folgen und sich keinerlei Aenderungen hierin ohne Genehmigung und Zustimmung der Gemeinde nach Vorschrift der K. Kab.-O. vom 12. Juli 1853 zu erlauben," die von dem Magistrate acceptirte Denkschrift wird demnächst der städtischen Geistlichkeit zugefertigt, mit dem Ersuchen, „danach sich zu achten oder ihren Widerspruch binnen sechs Wochen zu erklären." Diese Frist verstrich jedoch, ohne daß eins von Beiden geschah, so weit es die lutherischen Geistlichen betraf.

Daneben fühlte sich der Magistrat noch zu einer anderen Beschwerde hinsichts der in demselben Jahre gehaltenen Sitzungen des Gem.-Kirchenraths gedrungen. Eine derselben hatte am 9. Juni 1865 stattgefunden, in welcher der Vorsitzende eine Verfügung des K. Consistoriums vom 16. März des Inhalts mitgeteilt hatte, daß dasselbige unter Genehmigung des ev. Oberkirchenraths die jezt in Königsberg übliche Form der Liturgie beim Hauptgottesdienste und insonderheit bei der Feier des heil. Abendmals genehmige, weil diese Form der Landesagende von 1829 und namentlich den Bestimmungen über den Gebrauch der Parallelformulare conform sei.

Je unerwarteter und unliebsamer dem Magistrate der Inhalt jener Verfügung sein mochte, welche in Folge einer nachträglichen Bitte des Gem.-Kirchenraths um Gewährung resp. Beibehaltung der durch Sup. Schröder eingeführten luther. Spendeformel eingegangen war, desto mehr machte derselbe seine Gerechtsame dahin geltend, daß demselben in Gemäßheit der Instruction vom 11. Juni 1860 künftig Nachricht von den Sitzungen gegeben und die Protokolle rechtzeitig zugesendet werden sollten.

Diese und noch eine andere wichtige Sitzung des Gemeinde-Kirchenraths, der in seiner Majorität damals, wie ersichtlich dem Vorsitzenden ergeben war, veranlaßten nun den Magistrat, dessen Denkschrift Sup. Schröder unbeachtet gelassen hatte, unterm 15. Februar 1866 eine Beschwerdeschrift an das K. Consistorium zu Berlin abzufassen, die nach Vorausschickung der Thatsachen zuerst darüber klagt, daß das Protokoll des Gem.-Kirchenraths erst 4 resp. 8 Monate nach den Sitzungen dem Patrone mitgeteilt, eine Denkschrift des Magistrats aber betreffend „die Erhaltung gesezlich und rechtlich eingeführter Ordnungen der ev. Landeskirche," vom Sup. Schröder unbeachtet gelassen worden sei; sodann wird darin gebeten, der Kirchengemeinde zu Königsberg die landeskirchlichen und agendarischen Ordnungen, wie sie daselbst vom Jahre 1830 ab bis zum Jahre 1858 zum Segen der Ge-

meinde geübt und zur Erhaltung des jezt durch willkürliche Abänderungen bedrohten Friedens in der Gemeinde gedient, auch ferner zu erhalten, vor allen Dingen aber die dortige Geistlichkeit anzuweisen, beim heil. Abendmale die gesezlich ihr gebührende referirende Spendeformel regelmäßig zu gebrauchen.

Bevor jedoch diese Beschwerde noch dem K. Consistorium zu Berlin übersendet ward, versuchte Namens des Magistrats der Bürgermeister Catholy den Sup. Schröder zu Gunsten der gegen ihn täglich größer gewordenen Opposition umzustimmen. Schon am 17. Februar schrieb auch wirklich Sup. Schröder, daß er um des Friedens willen zu einem Vergleiche bereit sei, welcher noch an demselben Tage aufgesezt, und von dem gesamten Magistrate, dem Sup. Schröder und dem neu gewählten Archidiakonus Schramm unterschrieben, im Wesentlichen dahin lautet: daß, wo beide Geistliche das heil. Abendmal gemeinschaftlich austeilen, sie sich der referirenden Spendeformel zu bedienen haben, was mindestens jährlich vier Mal der Fall sein solle, während der Sup. Schröder, wenn er das heil. Abendmal allein austeile, die lutherische Spendeformel gebrauchen könne. Allein der Sup. Schröder fühlte bald in seinem Gewissen sich genötigt, von dem Vergleiche zurückzutreten. Das vom Kämpfen müde gewordene und von Natur zur Nachgiebigkeit und großen Milde geneigte Gemüt des angefochtenen Mannes gewann seine Verfassung wieder, zumal da schon anderweitige Erfahrungen in diesem Streite ihm gezeigt hatten, wie jedes Nachgeben von seiner Seite im gegnerischen Lager gemißdeutet worden und der guten Sache des Bekentnisses zum Schaden gereicht hätte.

Zudem hatte die Opposition seit der Wiederbesetzung des Archidiaconats vor Kurzem einen neuen Aufschwung genommen. Nachdem Pastor Glokke als Oberpfarrer nach Rathenow versezt worden war, kam dem Magistrate als Patron Alles darauf an, seine Stelle durch einen Mann zu besetzen, welcher im Stande sei, für die von ihm behauptete „Union" gegen das Sonderbekentnis zu kämpfen. Den sich zahlreich meldenden Bewerbern wurden nach dieser Seite hin gewisse Fragen vorgelegt, auch einem Amtsbruder aus der Diöcese bei seiner Meldung die offene Mitteilung gemacht, daß man keinen Geistlichen wählen würde, welcher den Ansichten des Sup. Schröder zugethan sei. Der Magistrat glaubte in dem Pastor Schramm aus Rummelsburg bei Berlin den rechten Mann gefunden zu haben, und hat sich darin nach den bisherigen Erfahrungen nicht geirt. Wir leugnen nicht, daß die von ihm einzunehmende Stellung zu den beiden Parteien, welche die Königsberger Gemeinde getrent, ihre eigentümlichen Versuchungen hatte. Es konte ja selbstverständlich nicht ohne vielfache Agitationen für den Neugewählten abgehen, auch wenn derselbe nur die Ehre seines Herrn und Meisters suchte und in rechter Einfalt des Glaubens seinen Weg ging. Wir haben uns nicht an die Person, sondern an die Sache zu halten, und nehmen zunächst den Faden unseres Berichts da auf, wo wir ihn fallen ließen. Der Magistrat sandte dem Sup. Schröder das Schreiben zurück, in welchem dieser den geschlossenen Vergleich aufkündigte, während der leztere kurz darauf noch einmal schriftlich erklärte, daß er bei seinem Widerrufe verbleiben müsse. Die städtische Behörde entsendete nunmehr ihre Beschwerdeschrift nebst Abschrift sämtlicher Verhandlungen und gewechselter Schriftstücke und empfing vom K. Consistorium unter dem Dat. Berlin, den 25. Mai 1866 folgenden Bescheid:

„Der Magistrat ist völlig über seine Berechtigung hinausgegangen, wenn er es versucht hat, mit dem Oberpfarrer Bestimmungen über eine Veränderung der dortigen Gottesdienstordnung zu vereinbaren, da die Befugnis dazu allein dem Kirchenregimente zusteht.

Wir haben den Superint. Schröder angewiesen, sowol den Patronatsvertreter zu den Sitzungen des Gem.-Kirchenraths in gehöriger Weise einzuladen, als auch die Protocolle über die Sitzungen rechtzeitig zugehen zu lassen.

Der Magistrat geht von ganz unrichtigen Voraussetzungen aus, wenn er durch die jezt dort bestehende Gottesdienstordnung die Union überhaupt und insonderheit die Union der dortigen beiden Schwestergemeinden gefährdet hält. Darüber kann keine Frage sein, daß beide dortige Gemeinden der Union beigetreten sind, daraus aber folgt nicht, daß sie aufgehört hätten, die eine die lutherische, die andre eine reformirte zu sein, da nach der ausdrücklichen Erklärung der Allerh. K.-O. v. 28. Febr. 1834 „„die Union kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekentnisses bezweckt und bedeutet, auch die Autorität, welche die Bekentnisschriften der beiden evang. Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden ist."" Was die Union unerläßlich fordert, ist einerseits der Geist der Mäßigung und Milde unter den Confessionsverwandten in Betreff der abweichenden Lehren und andrerseits die Anerkennung des einen Kirchenregiments und des Rechts der Abendmalsgemeinschaft für Lutherische und und Reformirte an den beiderseitigen Altären. Hieraus ergibt sich von selbst, daß eine bestimtere Umgestaltung des Gottesdienstes in mehr reformirter oder in mehr lutherischer Weise in keiner Weise weder den Bestand noch den Geist der wahren Union gefährdet, vielmehr mit zu ihren unveräußerlichen Rechten gehört, wie denn auch noch in den lezten Tagen das Presbyterium der dortigen reformirten Gemeinde, als es um einen Stellvertreter des erkrankten Predigers v. Borne bat, die ganz begründete Bitte gegen uns ausgesprochen hat, als solchen ihr nur einen Mann zu senden, der den Unterricht der Kinder nach dem Heidelberger Katechismus erteile, da dieses reformirte Lehrbuch die Grundlage des Unterrichts bei ihr bilde, obwol sie der Union entschieden zugethan sei.

Was die Gottesdienstordnung selbst anbelangt, die mit unserer Genehmigung für die Hauptgemeinde zu Königsberg in Brauch ist, und die der Magistrat mit der der Agende von 1822 vertauscht wünscht, so ist dieselbe mit der Agende von 1829 durchaus conform, bis auf zwei unwesentliche Abweichungen, deren Beseitigung wir dem Superintendent Schröder aufgeben werden, um hierin dem Wunsche des Magistrats thunlichst zu entsprechen. Davon abgesehen, muß dieselbe auch ferner in Geltung bleiben. Wir werden aber auch desto strenger darauf sehen, daß beide

Geistliche der Hauptgemeinde die Gottesdienstordnung ohne jede eigenliebige Aenderung inne halten.

Die Vertauschung der agendarischen Spendeformel beim heil. Abendmal mit der jetzt gebräuchlichen hat der Superint. Schröder allerdings im J. 1858 eigenmächtig vollzogen, weil er irtümlich sich durch die im J. 1857 erschienenen Parallelformeln dazu berechtigt meinte. Wir haben über dies Verfahren bereits unterm 28. Jan. 1865 unsere ernste Mißbilligung ausgesprochen gleichwol aber nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse und unter Zustimmung des evang. Oberkirchenraths keinen Anstand nehmen können, auch die Beibehaltung dieser liturgischen Formel ohne weiteres zu genehmigen. Es ist diese Spendeformel die in allen lutherischen Gemeinden der Mark hergebrachte, die bis zur Einführung der Agende auch in Königsberg in der Hauptsache angewendet wurde. Wie wenig sie der Union widerspricht, leuchtet schon daraus ein, daß sie durch den Allerh. Erlaß wegen der Parallelformulare auch für unirte Gemeinden für zulässig erklärt worden ist. Auch hatte der Prediger Glokke sich mit deren Beibehaltung durchaus einverstanden erklärt. Und zu dem Allen kam noch die Rücksicht auf die Gemeinde der separirten Lutheraner in Königsberg, deren Verdächtigungen der Union damit ein Hauptnerv abgeschnitten wurde, wie denn auch dadurch in der That der exclusiv lutherischen Bewegung daselbst ein so entschiedener Eintrag geschehen ist, daß der Prediger der dortigen separirten Lutheraner, Becker, bereits wiederholt bei uns Klage erhoben hat. Wir befinden uns also nicht in der Lage, dem Antrage des Magistrats entsprechend, statt der jetzigen Spendeformel beim heil. Abendmale die agendarische anzuordnen, was auch voraussichtlich die Gewissen nur verwirren und der Separation neuen Anlaß zur Verdächtigung der unirten Landeskirche geben würde, werden vielmehr auch den Pred. Schramm, wie wir ihn durch seine Vokation ausdrücklich dazu verpflichtet haben, anweisen, sich fortan gleichförmig der jetzigen Spendeformel bei der Verwaltung des Sakraments zu bedienen."

Nicht zufriedengestellt mit diesem Bescheide hat der Magistrat zu Königsberg die erste Beschwerde im Wesentlichen noch an den evang. Oberkirchenrath gerichtet und mit folgendem Passus geschlossen:

„Demgemäß bittet der Magistrat von dem evang. Oberkirchenrath vor allem das Eine: Daß Hochderselbe unserer Gemeinde die agendarische referirende Formel zurückgebe und erhalte, damit die Uebereinstimmung mit dem höchsten Bischof der evang. Kirche in unserem Vaterlande, mit Sr. Majestät dem Könige und mit allen Gliedern unseres hohen Königshauses bei Genusse des heiligen Abendmals hier wieder hergestellt werde."

Die Antwort der höheren Kirchenbehörde ist lange ausgeblieben. Doch schien schon das Verfahren des Feldpropstes Thielen, welcher als Commissarius derselben am 15. Novemb. v. J. in einem Gasthofe mit den beiden Geistlichen der luther. Gemeinde verhandelte, der lutherischen Confession keinen Sieg zu versprechen. Endlich ist ein vermittelnder Weg gewählt und durch den evang. Oberkirchenrath festgesezt worden, daß das heil. Abendmal zu Königsberg alternirend, einmal mit luther. Spendeformel, durch Superint. Schröder, das andermal mit agendarischer durch Archidiakonus Schramm ausgeteilt werde. Zugleich aber ist Seitens dieser Behörde Versetzung des ersteren beschlossen worden. Superint. Schröder sieht sich also, wie vormals Petrich in Bahn, genötigt, das Feld seinem Gegner zu überlassen.

Durch den Eintritt des Past. Schramm in Königsberg war der Kampf erst recht lebhaft entbrant. Ohne eine andere Aufforderung, als diejenige war, welche der in die Gemeinde gedrungene Principienstreit mit sich brachte, wurden bald nach jener ersten Entscheidung des Königl. Consistoriums in der Stadt Stimmen gesammelt für das Verbleiben des Archid. Schramm welcher damals gegen den Willen der kirchlichen Behörde fortfuhr, die agendarische Spendeformel zu gebrauchen, zu welcher ihn der ihn berufende Patron verpflichtet zu haben schien. Ein am 15. Mai 1866 in der Aula des Gymnasiums gestifteter Unionsverein hatte den unverkenbaren Zweck dem Streite von Zeit zu Zeit durch die in demselben gehaltenen Vorträge neue Nahrung zuzuführen. Es heißt im §. 1 des Statuts: „Die Zwecke für welche der Königsberger Unions-Verein wirken will, sind 1. Wahrung der Union Friedrich Wilhelms III. als der rechtsbeständigen Ordnung unserer evang. Landeskirche und Ausbildung derselben nach ihren ursprünglichen Grundgedanken, 2. Wahrnehmung der besonderen kirchlichen Interessen der Stadt Königsberg N./M., 3. Verbreitung angemessener und notwendiger Kentnisse über die religiösen und kirchlichen Fragen der Gegenwart." In §. 2: „Zur Mitgliedschaft ist jeder evang. Christ in Königsberg und der Umgegend berechtigt, der für die bezeichneten Zwecke mitzuwirken sich verpflichtet, und von dem Standpunkte echter evangelischer Union gegen confessionelle Bestrebungen für die ungehemte Entfaltung evangelischer Lehre und evangelischen Lebens mit eintreten will." In §. 5: „Der Vorstand veranstaltet jährlich eine Reihe von öffentlichen und unentgeltlichen Vorträgen über religiöse und kirchliche Gegenstände. Insonderheit wird derselbe auf eine würdige Feier des im nächsten Jahre bevorstehenden 50jährigen Jubiläums der evang. Union bedacht sein." Schließlich werden „alle Freunde der evang. Union in Stadt und Umgegend zum Beitritt" eingeladen. — Schon seit dem J. 1830 besteht in Königsberg ein Hilfsverein der Berliner Missionsgesellschaft in großem Segen, welcher die beiden Diöcesen Königsberg I u. II umfaßt und jährlich seine Feste und Missionsgottesdienste an verschiedenen Orten feiert. Auch dieses Friedenswerk sollte dadurch Störungen erleiden, daß Past. Schramm zu einer „unirten Mission" im Localblatte aufforderte, um die Beiträge nach Basel zu senden. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 20. Juli. № 58.

Ansprache des General-Superintendenten Dr. Jaspis an die Pastoralconferenz in Berlin den 20. Juni 1867.

Meine teuren Brüder im Amte und im Herrn!

Obwol ich oft unter Amtsbrüdern über unser heiliges Amt zu sprechen habe, ist mir's doch eine Freude, auch in diesem Kreise auf seine Herlichkeit hinzuweisen. Der Kreis ist mir freilich äußerlich fremd, die Gemüter sind durch viele Zeiterscheinungen bewegt und auch in Pastoralconferenzen will man oft nach Weise der Athenienser nur etwas Neues hören, das könte mich um das rechte Wort und den rechten Ton verlegen machen. Aber ich rede nicht über Etwas, worüber die Acten noch nicht geschlossen und die Gegensätze noch im vollen Feuer sind, sondern über eine Wahrheit und über eine Aufgabe, über die wir nach unsrer heiligen Ordination einig sein müssen. Ich will auch so reden, wie — Ihr kent diesen Grundsaz aus der Bergpredigt, Matth. 7, 12 — ich wünsche, daß man zu mir rede, und wenn man beim Glanze unserer Zeit oft nur ungewöhnliche Anschauungen sucht und das Einfache nicht mehr einfach faßt, so will ich über unser Amt in der Sprache des Vater-Unsers zu reden suchen. Zweies haltet mir hierbei zu Gute. Ich werde, was ich sonst beim Predigen hasse, als ein Euch ferner Stehender, mehr objectiv*) reden; und: Ich werde den Elenchus nicht zurückhalten. Wenn man älter wird, wird man freilich kritisch, sauersehend, tadelsüchtig und der Name des Teufels: „Verkläger seiner Brüder", muß uns warnen; aber ich kann die Grundüberzeugung nicht zurückhalten: Gott hat in unsrer Zeit den Gläubigen mehr Sünden zu vergeben als den Ungläubigen und den gläubigen Geistlichen mehr, als den ungläubigen.

Welch' reiche Pfunde hat der Herr seinen Knechten vertraut, — vergleicht nur den Stand der exegetischen, dogmatischen, katechetischen Literatur jezt mit dem im J. 1830, 1848, 1860, — aber wie viele, und grade schriftgläubige Geistliche vergraben diese Pfunde im Schweißtuche; — deshalb, wir wollen es uns nicht verhehlen, hat auch das Gericht Gottes an unserm Stande angehoben. Man misachtet ihn mehr, als einen andern (man sagt, kein Geld sei so unnötig verwendet, als das für kirchliche Zwecke). Ein Gebiet nach dem andern wird uns entzogen. Die Vornehmen und Gebildeten wenden sich ab — die Armen und Verkommenen gehen uns verloren (die kirchliche Armenpflege in manchen Gemeinden glänzt mehr, als sie nüzt) — die Schulen treten uns ferner — mit den Confirmirten richten wir oft nichts aus. Kurz die Drohung „von dem Salze, das hinausgeschüttet werde," tritt uns immer näher und doch fühlen wir, wie viel haben wir bei den Todeswunden der Zeit zu thun, wie viel zu thun gegenüber den Geisteskrankheiten, den Selbstmorden, dem Verderben, das das junge Volk vor Lot's Thüre, 1 Mos. 19, 4. 5, ahnen läßt! Da gilt's, sich zu besinnen und zu ermannen. „So wir uns selber richten, werden wir nicht gerichtet, darum werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht samt der Welt verdamt werden." Denn die Gaben und Berufung Gottes — das gilt auch von uns — können ihn nicht gereuen. Unser heiliges, unser köstliches Amt behält bei allen unsern Untreuen und Miserfahrungen seine Herlichkeit. Einen Grund dieser Herlichkeit hebe ich jezt hervor; — er ist ansgesprochen in dem Worte des Apostels

2 Cor. 3, 8: Wie viel mehr wird das Amt, das den Geist gibt, Klarheit haben?

Der Apostel stellt in seinem Zeugnisse Gesez und Evangelium gegenüber, und von dem Geiste, den das Evangelium gibt, heißt es: Er macht lebendig. Dieses Leben des heiligen Geistes sezt nun der Apostel mit dem Amte des N. T. in Verbindung, denn er nent dieses Amt eine διακονία τοῦ πνεύματος, wie unser Lutherus in seinem unvergleichlichen exegetischen Takte übersezt hat: „das Amt, das den Geist gibt."

Hierbei verweilt nun! Was ist dieses Leben des Geistes in den Gemeinden? — Inwiefern komt's durch unser Amt? — Wie ist drum das Amt zu führen? Diese Fragen beachtet.

Wir sehen, was in unsern Gemeinden, was in den Lebenskreisen, in denen die Diener N. T. stehen, herschen soll: — der Geist, das Leben des heiligen Geistes. In der Kirche ist das Erste: Wahrheit, drum das Wort auf dem Thron! und die evangelischen Symbole wieder zu Ehren! Unsre Bekentnisschriften sind nicht ein veralteter Kirchenschmuck, den man in die Sakristeien weisen dürfte; unser kirchliches Bekentnis muß auf den Kanzeln eine Macht werden — ich predige deshalb jezt über

*) Für Laien: Die objective Predigtweise behandelt Wahrheiten an sich, ohne lebendige Beziehung auf die Zustände, Bedürfnisse, verschiedenen Selenstände und nächsten Aufgaben der Hörer des Worts.

unsre köstliche Augustana! — Das Erste also Wahrheit, aber das Zweite oder eigentlich das Andere im Ersten ist: Leben! Unsre Gemeinden müssen vom Tode zum Leben kommen. Das ist nicht leicht, namentlich in größeren Städten, und man kann alle seine zehn Finger brauchen, um die äußeren Hindernisse herzuzählen; aber es steht fest: wenn es eine διακονία τοῦ πνεύματος, ein Amt des Geistes, gibt, so müssen unsre Gemeinden zum Leben kommen. Leben, Leben gilt's in der Kirche; Leben, also nicht blos sittlicher Ernst und religiöses Sehnen; Leben, also nicht blos kirchliche Gehaltenheit und Eifer um die reine Lehre. Was Leben des heiligen Geistes ist, sagt die Schrift sehr klar, namentlich in den Briefen an die Römer, Galater und dem ersten St. Johannes. Die Schrift zeigt, wie die entscheidenden Aeußerungen der Christlichkeit mit dem Leben des heiligen Geistes zusammenhängen. Man macht aber diese Forderung zu wenig bei Glaubenden, zu wenig bei Gemeinden geltend. Man hält das Leben im heiligen Geiste für etwas Ideales, aber nicht für eine durchzuführende Realität. Ich will Hermannsburg nicht die Ehre oder die Gnade vor Gott schmälern, eine Stadt auf dem Berge zu sein; aber es war ein beschämendes Zeugnis für unsere Zeit, wenn viele Pfarrer hundert Meilen reisten, um eine zum Leben erstarkende Gemeinde zu sehen. Weht denn der Geist nicht, wo Er will?

Es muß also das Ziel unsrer Gebets-Arbeit sein, daß alle unsre Gemeinden im Geiste leben. Worin besteht das?*) Ich halte Euch Schriftworte vor. Sind Selen mit Christo auferstanden, so muß ihr Leben mit Christo in Gott verborgen sein, Col. 3, 3, und eben deshalb müssen sie trachten, suchen nach dem, was droben ist, Col. 3, 1. 2 (τὰ ἄνω ζητεῖτε — φρονεῖτε) — Ewigkeitssinn, Ewigkeitscharakter muß man an Christen-Gemeinden sehen, die Sontage müssen als Tage der Ewigkeit hervorragen. — Lebt Gottes Geist in uns, so schreit er in den Einzelnen, wie in Gemeinden: Abba, lieber Vater! Gal. 4, 6. Gebetssinn herscht. — Sind die Selen neugeborne Kinder, so verlangen sie „nach der lauteren Milch", 1 Petr. 2, 2. — Schriftlesen ist uns nicht sowol Pflicht, es ist uns Bedürfnis. — Ist Christus ihr Leben, so erachten die Selen das Sterben für Gewinn, Phil. 1, 21. — In solchen Gemeinden tritt die ungläubige Todesscheu zurück. — Bei alle dem, was ihr wol beachten mögt, hängt man an der Gerechtigkeit Christi. Ἡμεῖς γὰρ πνεύματι ἐκ πίστεως ἐλπίδα δικαιοσύνης ἀπεκδεχόμεθα. Wie wichtig ist das Amt des Geistes. In Gemeinden, in denen der Geist lebt, ist das Gewissen der Einzelnen, aber auch das Gemeinde-Gewissen erneuert, Hebr. 8, 10. Das Fleisch regt sich und regt sich mit Macht, aber der Geist streitet wider das Fleisch, Gal. 5, 16. 17; drum herscht Ernst in allen Aeußerungen der Heiligung, denn nicht heißt es Gal. 5, 22 κάρποι, sondern κάρπος, die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld und wie es weiter heißt. Wo die eine ist, ist die andere. Es muß in Gemeinden, wo der Geist lebt, dahin kommen, daß man, wie jener König Englands, einen Ring an die Ecke aufhängen kann und keine Hand vergreift sich dran. Bei alle dem, ob wir wol die Kraft der Auferstehung erkant haben, Phil. 3, 10 (γνῶναι τὴν δύναμιν τῆς ἀναστάσεως), bleibt's der Grundton der Demut: „Ob ich εἴ πως entgegen komme zur Auferstehung der Todten." — Es muß in unsern Gemeinden dahin kommen, daß sie in der Liebe zu Gott und zu dem Nächsten stehen, 1 Joh. 5, 1. Namentlich, wenn wir vom Tode zum Leben hindurchgedrungen sind, gilts die Brüder zu lieben, 1 Joh. 3, 14. Ich wiederhole, wer „ins Leben gekommen" ist, liebt die Brüder, verleugnet also Pietät, Zartgefühl gegen Brüder nicht; aber er duldet auch ihre Irtümer nicht. Die da geistlich sind, müssen den Fehlenden wieder zurechthelfen — denke an das καταρτίζετε der πνευματικοί, Gal. 6, 1. Ja in Gemeinden, in denen der Geist lebt, eben weil man (Eph. 5, 9) ein „Licht im Herrn" ist, straft man die Werke der Finsternis (11). Das Gemeinde-Gewissen tritt gegen Gemeinde-Gebrechen, Gemeinde-Sünden auf.

Ihr hört, ich rede in Katechismuseinfalt und in bekanten Schriftworten, aber das Wort Gottes wird uns Alle ja richten. Wenn ich in den Selenstand einer Gemeinde eindringen will, prüfe ich sie nach den Fragen: Glaubest du an den Sohn Gottes? Joh. 9, 35. Simon Johanna, hast du mich lieb? Joh. 21, 16. — Man kann aber hierauf: „Ja" sagen und doch sich täuschen, drum gilt noch die Frage: Habt ihr den heiligen Geist empfangen, da ihr gläubig geworden seid? Apgsch. 19, 2. Leben, Leben des heiligen Geistes gilts und dieses Gnadenleben muß durchaus in den Gemeinden geweckt werden. Durch das ganze N. T. zieht sich die Hinweisung*) auf den Unterschied von Natur und Gnade, und es will nicht in weichen Lamentationen, sondern es muß mit Bußernst bedacht sein, daß Viele, die sich zur Wahrheit bekennen, nur „den Geist der Welt" (1 Cor. 2, 12) haben.

Blos der Herr hat dieses Leben in seiner Gewalt. Ich hebe das hervor gegen den Methodismus. Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit (2 Cor. 3, 17). Aber dieses Leben kann durch Geistesmenschen Andern zugewendet werden. Wer an den Herrn glaubt, von des Leibe sollen Ströme des lebendigen Wassers fließen, Joh. 7, 38. 39. Besonders sollen die Träger des Amtes des Geistes solches Leben wecken und fördern. Inwiefern das geschieht, deute ich blos an. Der Geist komt in uns durch die Gnadenmittel. Ihr kent das Wort von der Taufe, daß sie ein Bad ist der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes, Tit. 3, 5. Ihr kent das Wort vom Abendmale, 1 Cor. 12, 13: Wir sind Alle zu einem Geiste getränkt, εἰς ἓν πνεῦμα ἐποτίσθημεν. Man hat gesagt, gegen die Beziehung dieser Worte aufs Abendmal

*) Empfohlen wurden hierbei die Predigten Speners über die Wiedergeburt, deren Abdruck uns dringendes Bedürfnis erscheint.

*) Empfohlen wurde Joh. Jac. Rambach's Moraltheologie (von der eine neue Ausgabe im Auszuge sehr wünschenswert ist). Sie führt diesen Unterschied gründlich durch.

entscheide der Aorist des Verbums, aber dieses Tempus kann anders gefaßt werden. Uebrigens steht's nach Joh. 6, 53 von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi fest, werden wir nicht essen das Fleisch des Menschensohnes und trinken sein Blut, so haben wir kein Leben in uns. Ihr wißt endlich, der Geist komt in uns durch das Wort Gottes, denn die Worte des Herrn sind Geist und Leben, Joh. 6, 63, und — was für Viele vergeblich in der Bibel steht — wir empfangen, Gal. 3, 2, den Geist durch die Predigten vom Glauben und durch sie thut der Herr Thaten unter uns, V. 5. Wenn man im 17. Jahrhundert über die Kraft göttlichen Worts viel gestritten, so hatte dieser Kampf eine große Bedeutung. Wir müssen auch hierüber ins Klare kommen. Eins deute ich über die Vermittlung des Geisteslebens blos an. Der himlische Vater gibt, Luc. 11, 13, den heiligen Geist denen, die ihn bitten. Aber das quatenus, inwiefern, wir Diener des Amts des N. T. den Geist vermitteln, beschäftige uns nicht bei einer Pastoralconferenz, sondern das: quomodo, wie das ausführen? Hier unterbrecht ihr mich mit der Frage: Kann das Leben des Geistes aber in ganzen Gemeinden geweckt, gepflegt, verbreitet werden? Ist das nicht blos eine schöne Idee? — Ich antworte nicht, ich lasse den Apostel antworten. Er sagt zu den Corinthern, 1 Cor. 4, 14: Ich habe euch gezeuget durch das Evangelium, und diese Gemeinde, 2 Cor. 3, 3, heißt ein Brief Christi durch unser Predigtamt zubereitet, geschrieben mit dem Geist des lebendigen Gottes. Eine Annäherung an dieses Bild war Hermannsburg und anderwärts, auch in Pommern gibt's Gemeinden, in denen der heilige Geist eine Macht ist, eine Macht wird.

Worauf komt's in der Amtsführung an? Ich gestehe zu, Vieles und Mannigfaches ist zu thun, aber es bleibt auch eine Hauptsache in unserm Amte, wir müssen den heiligen Geist in Selen, Familien, Lebenskreisen, Gemeinde zu Worten und zum Wirken kommen lassen, wir müssen dem heiligen Geiste nachgehen, wo er gewirkt hat, und Ihm Bahn brechen, wo er wirken will. Wir müssen daher selbst durch's Wort im Geiste leben, damit wir Leben wecken. Eine solche Innerlichkeit unsres persönlichen Glaubenslebens ist schon deshalb nötig: der Herr thut Nichts, er offenbare das Geheimnis seinen Knechten. Wir bekommen nicht blos Dekrete von Behörden und nicht blos Mandate durch Gemeindeverhältnisse, es gibt für Diener des Worts eine directio specialissima, die eine auf das Einzelste sich richtende Leitung des heiligen Geistes.

Laßt uns zuerst den Segen der h. Taufe pflegen, namentlich in den kleinsten Kindern — τὰ βρέφη Luc. 18, 11. τὰ παιδία Marc. 10, 14. Wir müssen darüber halten, daß die Kinder Buße thun, Apgsch. 2, 38, beten, Luc. 11, glauben, Gal. 3, 1. An Erfüllung dieser Bedingungen sind die Geistes-Mitteilungen gebunden. Was taugt's, wenn die Orthodoxie für die Kindertaufe blos eifert, aber die Pastoren nicht zur Innerlichkeit in der Schulaufsicht treibt. Die Schulluft auch in den untersten Klassen darf uns nicht anwidern, und mit jedem Kinde schon in seinem zehnten Jahre muß sich, auch um der Taufe willen, eine Entscheidung für's Heilswerk anbahnen. Es gilt ferner, den Segen des Abendmahles zu „erwecken", ἀναζωπυρεῖν, wie dieses Wort 2 Tim. 1, 6 von der Gabe der Ordination gesagt ist. Wenn wir das Sakrament reichen, sind die preces specialissimae, d. h. die Gebete für die Einzelnen und um das Einzelne, an ihrer Stelle. Aber auch nach dem Abendmalsgenusse muß man manchen Selen nachgehen, und eine Entscheidung im Christenleben anbahnen. Warum lassen wir den Abendmalssegen oft im Sande zerrinnen? Warum helfen wir uns bei manchen Communicanten nicht durch selsorgerische Briefe? Warum gewint der Herr auch durch das Altar-Sacrament in den Gemeinden nicht mehr Gestalt? Sind seine Gnaden etwa erschöpft?

Es gilt, wollen wir Leben wecken, das Wort Gottes recht zu teilen und hierbei ist Zweies von Bedeutung. Erstens, daß wir durch unsre Predigten den rechten Bußton klingen lassen. Nach Apgsch. 2, 38 muß man Buße thun, will man den heiligen Geist empfangen. Ach wie Viele unsrer Zeit thun einen Sprung ins Gnadenleben, ohne, wie Rambach sagt, mit dem Gesez einen rechten Abschluß zu machen, drum kommen sie nicht zum Ziele. Zweitens liegt Alles daran, die Lehre von der Gerechtigkeit des Glaubens auf den Leuchter zu stellen. Der Geist ist das Leben um der Gerechtigkeit willen: τὸ δὲ πνεῦμα, das ist unser Geist, ζωὴ διὰ δικαιοσύνην, Röm. 8, 10, der Geist ist das Leben um der Gerechtigkeit willen. Welch' erweckliche Lehre in diesen Worten für unser Predigen! Wollen wir Leben wecken, so sollen wir die Rechtfertigung durch den Glauben nicht blos lauter verkünden, sondern wir müssen sie anpreisen, anbieten, der Gemeinde aneignen, vielleicht alle Monate dieses Heil durch gehobene Heilsrufe ihrem Gewissen nahe bringen. Auch jezt noch fahren am Kreuze Christi die Feuer seines Geistes herab.

Sodann ist mir beim Predigen noch Eins von Wichtigkeit. Ich bitte, ihr wollet mich nicht falsch verstehen. Die ganze Schrift ist mir das inspirirte Wort Gottes, von dem: „im Anfange 1 Mos. 1" an, bis zu dem: „Ja, komme Herr Jesu!" Offenb. 22 — aber die Worte des Herrn, unsres Gottes und Heilandes selbst sind mir von besonderem Gewichte, im A. wie im N. T. Sie eigentlich, sie vorzugsweise sind „Geist und Leben". Diese Worte sollten wir in unsern Predigten mehr hervortreten lassen, mehr auskernen und sollten die Gemeinden mehr bereiten, daß, wenn sie solche Worte hören, der Geist auf sie falle. Das Wort wirkt nie ohne den Geist, aber auch der Geist nie ohne das Wort. Haltet das fest auch bei Beichtreden, die oft das Mangelhafteste in der homiletischen Thätigkeit sind; haltet es fest bei der Förderung des Schriftlesens, das viele, viele Erweckte versäumen. Soll das Leben des Geistes durch das Amt des Geistes kommen, so liegt auch an dem rechten Ernste der Selsorge Vieles, namentlich unter Confirmanden und Confirmirten. Nehmen wir uns in unsern Gemeinden der Jugend nicht an, so bleibt „der Tod in Töpfen". Hier wiederhole ich: Buße thun, an die Erlösung glauben, um den Geist beten, das Wort betrachten, vermittelt das Leben. Ich setze

hinzu, man muß auch die Selen bestimmen, mit den Gaben des Geistes zu wuchern. So wir im Geiste leben, so lasset uns im Geiste wandeln (στοιχῶμεν), Gal. 5, 15. Man muß drum Alles aufbieten, daß Ernste zur Stille kommen, namentlich an Sabbaten, denn der Sabbatsegen besteht besonders in der Mitteilung geistlichen Lebens.

Kurz das Amt ist ein Amt des Geistes. Zwei Abwege sind hierbei zu vermeiden: Einerseits Ergismus und Methodismus, mehr im Westen unsres Vaterlandes zu Hause, aber andererseits Quietismus, bei uns im Osten oft herschend. Man zieht sich da hinter eine Hochkirchlichkeit zurück und sagt: Ich bin im Beichtstuhl und auf der Kanzel zu finden, da sucht mich die Gemeinde. Ja! und Nein! antworten wir hierauf. Wer das Amt des Geistes hat, muß auch die Gemeinde suchen.*)

Wo nun bei dieser Thätigkeit anfangen? fragt ihr, wo anfangen unter den Massen und Mengen unsrer Gemeinden? Ich bin um die Antwort nicht verlegen. „Anheben in Jerusalem", sprach der Herr, als die Geistestaufe über der Menschheit im Anzuge war, und — die Apostel thaten also. Welchen Segen aber erfuhren sie! Denkt an die 3000, Apgsch. 2, an den Lahmen, Apgsch. 3, und an Apgsch. 6: „es wurden auch viel Priester dem Glauben gehorsam." — Niemand bekehrt sich schwerer als Priester. — Also im nächsten Kreise das Nötigste thun, für das Weitere laß den Geist sorgen. Hier erwähne ich eine Einzelheit. Pflegt und pflanzt, lieben Brüder, das Leben des heiligen Geistes auch in den Gemeinde-Aeltesten. Wie viel Leben könte in der Landeskirche erwachen, wenn man auf die Aeltesten mehr einwirkte. Ich wende hierauf ein Wort des seligen G. D. Krummacher bei der Trauung eines jungen Geistlichen an. Er sprach zu ihm: Betrachten Sie Ihre Ehefrau als Ihr erstes Gemeindeglied.

Hierin liegt ein Wink, daß wir auf die Aeltesten, als unsre ersten Gemeindeglieder, einwirken. Ich weiß, wie man mir widersprechen wird. Man nent die Gemeindeorganisation eine „todte Geburt". Gegen dieses unstatthafte Wort protestire ich auf Grund aller meiner pommerschen Erfahrungen. Man sagt: „Wir haben in den Aeltesten kein passendes Material gefunden." — Schlimm genug, daß man in den Gemeinden nicht mehr erreicht hat. Ihr klagt, das „Material" ist so spröde und läßt sich nicht „bearbeiten". Ich antworte, je innerlicher der Pastor, desto lebenskräftiger seine Einwirkung auf die Gemeindekirchenräthe, und hat der Herr nicht mit uns seit Jahrzehnten Geduld haben müssen? Jener Engländer sagte in seiner Kühnheit: „Gebt mir drei Geistesmenschen und ich will die Welt bekehren." — Fasset, was ich sagen will. Wenn nur alle Gemeinde-Aeltesten geweckt würden, oder wenn blos der vierte Teil „gut Land" wäre, welcher Segen für die Kirche. Aber wie versäumen's viele Geistliche, in den Gemeinde-Aeltesten evangelische Persönlichkeiten heranzubilden, und wie die Reichen, die Armen, die Schulen, wird Vielen am Ende auch dieses Lebensgebiet verloren gehen. Ich denke bei den Unterlassungssünden im Amte an keine Provinz, an keinen Pastor, aber wie unverantwortlich ist doch hie und da die v. d. ministrorum segnities, ich übersetze diese Worte nicht.

Es war mir fern, mich erheben zu wollen, ihr verlangt keine Beteurung hiefür; aber ich bezeuge, auch meine Sele liegt im Staube. Ich rede als Einer, über dem die Sonne in der Mittagshöhe gestanden hat, und es erfüllt mich bei Ordinationen oft ein Weh, daß ich nicht mit Jugendfrische den Hirtenstab ergreifen kann. Laßt uns eilen, sage ich mit den Worten des Virgil, denn die Schatten werden länger. Wir werden alle einst eine schwere Rechenschaft haben. Schwer die Rechenschaft vor Gott dem Vater; mit welcher Liebe hat er uns getragen und gesegnet! Schwer die Rechenschaft vor Gott dem Sohne, seine Erlösungsgnade, welch' eine Macht! Schwer aber auch die Verantwortung dereinst vor Gott dem heiligen Geiste, diesem edlen Führer und seinem zarten Lieben. Aber mit dieser Provocation auf's Gericht scheide ich nicht — drohen will ich nicht. Zu Segnen bin ich hergekommen, ich kann's nicht hindern. Es ist eine Seligkeit, Andere zu lieben, und ist eine große Seligkeit, Andere zu segnen. So umfasse ich Euch, lieben Brüder, und sage, die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes- und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen! Amen.

*) Ich habe keine Provinz im Auge; ich erkenne auch an, wie's zum Händegreifen offenkundig ist, nach den entsezlichen Schäden durch den Rationalismus hat der Stand der Geistlichen eine große Neubelebung erfahren. Aber bei nicht wenig schriftgläubigen Geistlichen wie viele Versäumnisse! Wie viel hangen an Genuß und Ehre! Wie viel Zersplitterung der Kraft und Verleugnung priesterlichen Sinn's! — Wie viel Hemmungen und Erschwerungen unsrer Wirksamkeit aber auch! Ein Thema für Conferenzen und Behörden.

Die badische General-Synode von 1867.

(Fortsetzung.)

Der allerwichtigste Kampf kam am 17. und 18. Mai vor und dauerte am ersten Tage wieder sieben, am zweiten noch beinahe sechs Stunden: der Kampf um das Zurechtbestehen des Bekentnisses. Die Bekentnisfrage mußte wegen des Erlasses des Oberkirchenraths vom 17. August 1864 in der Schenkelschen Angelegenheit berührt werden, welcher im ersten Teil (den wahrscheinlich Prälat Holzmann verfaßte) noch eine gewisse Ordnung will, welche der zweite (von Rothe beigefügte) gänzlich aufhebt. Der Ref. Schellenberg von Mannheim erhob natürlich diesen Erlaß als „ein Ruhmesdenkmal für alle Zeiten" und für seine Partei als Palladium der Gleichberechtigung, er fordert das Recht, das Evangelium in der Sprache unsers Jahrhunderts, unsers Herzens zu bekennen, d. h. den Sohn Gottes läugnen zu dürfen.

Mühlhäuser antwortet als Ref. der Minorität in sehr ernster klarer Weise. Die Grundsätze jenes Erlasses schließen jede kirchenrechtliche Schranke gegen die Lehrfreiheit oder Willkür aus; dies ist aber mit dem Inhalt unsrer kirchengesezlichen Bestimmungen, Kirchenraths-Instruction von 1797 und Unions-Urkunde von 1821, nicht in Uebereinstimmung. Der Saz: „die Freiheit der Forschung und der Lehre haben die Reformatoren, von ihrem Gewissen gedrungen, sich selbst herausgenommen, und wie sie so die Entstehung unsrer evangel. Kirche bedingt hat, so bleibt sie noch fort und fort eine Bedingung ihrer Erhaltung und ihres Bestehens", wird so ausgelegt, als ob jedem Einzelnen die Berechtigung zustehe, wie ein Reformator aufzutreten. Gott sendet solche, wenn Er will, troz Verfassungen; so verstanden ist jenes Recht aber eine fortwährende Aufhebung der Grundsätze der Reformation, eine Zerstörung der Kirche als einer Gemeinschaft Gläubiger. Das „freudige Vertrauen zur Macht der Wahrheit" entbindet die Kirchenbehörde nicht von der Pflicht der verfassungsmäßig befohlenen Lehraufsicht. Auf die weiteren Worte: „Heutzutage kann es eine evangelische Kirchenbehörde nicht zulassen, daß einem Kirchendiener um deswillen zu nahe getreten werde, weil er sich redlich Mühe gegeben hat, mit welchem Erfolge auch immer (!!), an seinem Teile mit dazu zu helfen, daß wir den Herrn Jesus, den Herrn der Herlichkeit, besser verstehen lernen, als unsre Väter es vermocht haben", könte sich ebenso gut ein redlicher Atheist als ein gewissenhafter Verehrer der Maria berufen, indem er eben den „Erfolg" seiner Studien mitteilte Alle Bestimmungen über den Bekentnisstand, wie sie unsre Verfassung in §. 1 und 91 noch enthält, wie sie die Unions-Urkunde §. 2 festsezt, wären zum bloßen Schein geworden, zur Bürgschaft für die volle Freiheit der Lehre; der Protestantismus wäre somit Negation jedes bestimten Glaubens, nur durch eine Verfassung zusammengehalten, welche nicht die Freiheit Aller gewährleistete, sondern — wunderlicherweise, da unsre Verfassung ja gerade von der Geistlichkeits-Kirche emancipiren sollte! — wieder den Geistlichen zum Herrn des Glaubens machte, da die Behörde gegen ihn, was er auch lehre, keinen Schuz mehr gewähren kann, ein Zustand, welchem, als er am Ende vor. Jahrhunderts drohte, die Kirchenraths-Instruction §. 9 in der Absicht entgegentritt: „die Uns zur Aufsicht anvertrauten Kirchspiele Unseres Landes vor dem unmerklichen, aber eben damit gefährlicheren Dominat der Lehrer zu schützen." Die zu große Freiheit tritt also der evang. Gewissens- und Glaubensfreiheit der Gemeinden zu nahe, sie macht die Kirche der theologischen Wissenschaft unterthan und statt daß diese mit gereiften Ergebnissen dient, darf sie durch jede Ausschreitung des einzelnen Dieners ohne Widerstand die Kirche stören und die Gewissen verwirren. Daß Alles dies gegen das urkundliche nachweisbare Recht unserer unirten Kirche ist, weist der Redner sodann durch die Documente nach bis herab zu der Erklärung des Oberkirchenraths auf die Diöcesan-Synoden vom 31. Januar 1865: „eine unbegrenzte Lehrfreiheit in der evang. Kirche erachten auch wir nicht für zulässig." Alles dies bringt uns in eine der Kirche Schaden bringende Rechtsunsicherheit, die Kirchenbehörde darf keinen „neuen Rechtsboden" machen, es wolle daher die Gen.-Synode, welche sich keines ihrer Rechte wird nehmen lassen wollen, erklären: „daß der evang. O.-K.-R. durch den Erlaß vom 14. August 1864 mit den in der Landeskirche geltenden kirchengesezlichen Bestimmungen über Handhabung des Bekentnisstandes sich in Widerspruch gesezt hat."

Diesem fügt der Redner für seine Person noch bei: der O.-K.-R. wollte mit seinem Machtspruch den Kampf der Gegensätze gleichsam kirchenregimentlich abschließen, dadurch aber werden die Gegensätze verschärft. Diese werden sich nie ausgleichen, denn es seien darin zwei verschiedene Religionen verborgen. Wir halten fest an der Bibel, an dem Bekentnis der Väter, an dem übernatürlichen Charakter des Christentums, und dies um des Gewissens willen. Die „andere Richtung" aber bietet eine unübersehbare Mannigfaltigkeit; wenn auch Niemand unbedingte Lehrfreiheit wolle, die statt der freien Forschung eingeführt werde, so sei doch nirgends eine Grenze festgestellt, weil sie eben das moderne Bewußtsein vertrete; hiefür begehre sie nicht blos das Recht des Daseins, sondern die förmlich ausgesprochene Berechtigung in der Kirche. Sehen Sie zu, daß Sie damit die Kirche nicht auflösen.

Was wollen Sie mit diesem Schritt? warum sind Sie nicht zufrieden mit dem, was Sie haben? Sie wissen nicht, wie reich Sie sind, Sie haben ja Alles, wie der reiche Jüngling im Evangelium. Sie haben hier in der Synode die Mehrheit, der O.-K.-R. ist auf Ihrer Seite, Sie haben in ihm die Alleinberechtigung erreicht — das lezte Mitglied der Kirchenbehörde, das dem Bekentnis der Kirche von Herzen zugethan war, hat sich moralisch genötigt gesehen, auszutreten, Sie haben den Mann — Mühlhäuser selbst — unschädlich gemacht (Unruhe links). Sie erfreuen sich der Sympathien der Staatsregierung, deren untergeordnete Organe bei der Schenkelschen Bewegung tief eingewirkt haben. Sie haben beinahe die ganze Presse und damit in den Wahlcollegien der größeren Städte den weitesten Einfluß, mit dem Sie angefangen haben, die Kanzeln in den größeren Städten mit lauter Anhängern Ihrer Partei zu besetzen, so daß Sie diejenigen, welche ein tieferes religiöses Bedürfnis haben, geistig darben lassen. Sie behaupten, den Zeitgeist für sich zu haben und die Zukunft sei in Ihren Händen.

Das Alles haben Sie und doch sind Sie nicht zufrieden? was fehlt Ihnen denn noch? Lassen Sie mich aber auch sagen, was wir haben, nach Ihrer Meinung noch zu viel. Wir sind

ein kleines Häuflein, das Sie leicht überstimmen, aber Sie bedürfen uns oder doch das, was wir vertreten, was die Kirche vor Auflösung bewahrt. Aber wir stehen nicht allein, hinter uns stehen nicht allein unsere Wähler, sondern auch viele der Ihrigen; auch in Manchem von Ihnen lebt ein Zug, der Sie mit uns verbindet. Und noch Etwas: Sie haben den Tausenden in unserer Landeskirche und darüber hinaus, welche in diesen Tagen nicht blos sontäglich, sondern täglich für uns beten, nicht Viele entgegenzustellen, die täglich für Sie beten (Gelächter links). Wir haben vor Ihnen voraus eine Freudigkeit zu unserer Sache, die sich auf die Verheißungen Gottes stüzt. Wir wissen uns eins mit den Zeugen und Bekennern Christi in den schwersten und größten Zeiten. Das Recht ist auf unserer Seite.

Eines fehlt aber Ihnen, dies Recht. Die Macht haben Sie, aber das Recht nicht, darum gehen Sie jezt daran, neues Recht zu machen, aber Majoritäten können es nicht machen. Es ist für einen Mann etwas Drückendes, sich mit seinen Ueberzeugungen nur geduldet zu wissen, darum verlangen Sie jezt Gleichberechtigung. Wir aber können nicht zustimmen; einer sogenanten freien Richtung nackt und vorbehaltlos die Gleichberechtigung mit dem Bekentnis zugestehen, das hieße unser Todesurteil unterschreiben, unserer Fahne untreu werden. Aber Sie hätten auch mit unserer Zustimmung für Ihre Sache nicht einmal viel gewonnen; sofort würden Andere dieselbe Fahne aufnehmen, welche wir treulos verlassen hätten. Muten Sie uns, ja der Kirche das nicht zu! Wollen Sie die Verantwortung auf sich nehmen, unsere Kirche in eine freireligiöse Gemeinschaft umzuwandeln? Wir sagen Ihnen ja nicht: gehet hinaus! unser Gewissen verböte es uns, selbst wenn wir die Macht hätten. Gott will auch durch diese Kämpfe das Wachstum der Kirche. Wir müssen den Scheidungsproceß möglichst verhüten und von dem Grund der Einheit, nicht einer Gleichberechtigung ausgehen, so wie ihn die Kirchenraths-Instruction bietet. Die Bekentnisse bestehen zu Recht, keine Auslegung darf sie beseitigen, damit wäre die Unions-Urkunde aufgehoben. Wer die Regierungsgewalt Christi anerkent, ist berechtigt in der Kirche, sonst hätten wir die zwei Religionen. Lassen Sie uns jenes gemeinsame Band festhalten.

Nach dieser ausgezeichneten Rede verteidigt Staatsrath Nüßlin den O.-K.-R. damit, daß ja nach dem Erscheinen der Kirchenraths-Instruction (1797) der Rationalismus geherscht habe, gegen den man nicht eingeschritten sei; das Buch Schenkels sei wissenschaftlich u. dgl. (obwol es expreß für das Volk geschrieben sein wollte). Doch fügte er bei: ich gestehe der General-Synode so wenig wie dem O.-K.-R. zu, Etwas am Bekentnis zu ändern. Denn das Bekentnis ist der Ausdruck des Glaubens der Kirche und nicht Gegenstand der gewöhnlichen Gesezgebung. Nur reformatorische Zeiten und Männer haben hierzu Beruf. (Wäre mit diesen Worten Ernst gemacht, so wäre der ganze Streit sogleich geschlichtet.)

Prälat Holzmann erklärt den zweiten Teil des Erlasses für ein Wort der Verständigung zu Amtsbrüdern: wir können keinen neuen Rechtsboden machen. Aber nach den Grundsätzen, nicht nach den Dogmen der Reformation müsse fort und fort geprüft werden. Nur die zur öffentlichen Erbauung dienenden Resultate dürfen auf der Kanzel mitgeteilt werden. Wer die Regierungsgewalt Christi läugne, den werde der O.-K.-R. von der Kanzel abweisen. Die moderne Welt mit ihrer Cultur sei aber dem Herrn Christo nicht feindlich; wer das glaube, der meine, Christus regiere nur noch in einem kleinen Häuflein. Niemand anders als Christus regiere in der modernen Cultur. Diesen Zustand habe der O.-K.-R. in seinem Erlaß dargelegt, es sei ihm eine hohe Ehre, daß er dafür hier angeklagt werde! (!)

Zittel von Heidelberg sagt, man müsse eine gewonnene Ueberzeugung auch am heiligen Orte aussprechen dürfen, doch habe er die Gewissensfrage: ob ich die Gemeinde mit dem, was ich sage, erbaue? Er will nicht feindlich entgegentreten, wenn er behauptet: so wie es ist, besteht es zu Recht. Vielfach habe ich schätzen lernen, was aus jener Richtung hervorgegangen ist. Beide Richtungen brauchen einander, jede für sich allein würde sich überbieten. Sie würden katholisch (— wer denn wol von den Gläubigen in Baden? —), wir freigemeindlich werden. In der Kirchenregierung sollten alle Parteien verhältnismäßig vertreten sein um der moralischen Wirkung willen. Der Zug nach Glaubenseinheit sei doch noch stärker als der der Kritik. Die Grenze der Lehrfreiheit sei ausgesprochen. Gegen den Dominat der Lehrer habe die Gemeinde den Schuz in sich selber; wenn eine Gemeinde — wer ist diese? — dem Geistlichen erklärt, er wirke nicht im Segen, so soll er von selbst gehen — wohin? — Wir sagen Ihnen, wer wir sind, was wir wollen und verlangen, daß wir wie wir sind in der Kirche seien. Haben wir ein Recht, da zu sein? Darauf erwarten wir eine Antwort.

Der alte uns sonst so ehrwürdige geheime Kirchenrath Rothe sprach darauf eine Stunde lang in schroffer Weise, die uns tief betrübt hat: Sein Glaube an den Herrn Christum habe ihn auf diese Seite geführt; das Festhalten an der kirchlichen Ueberlieferung sei ein Haupthindernis, daß Christus nicht der Herr werde, man wollte mit Hilfe menschlicher Polizei Ihm zu Hilfe kommen. Die Frage werde nicht hier, nicht in der Kirche, sondern in der Weltgeschichte entschieden. Ein alt-erbliches System von Gesetzen stehe auf dem Papier, aber es sei unmöglich, sie auszuführen; es gebe jezt nur eine kirchenrechtliche Bestimmung: die Lehre ist frei. Doch sei dies kein Freibrief für das Ungeschick des Lehrers; wer auf der Kanzel sage, was nur auf das Katheder gehöre, müsse vom Kirchenregiment an seine Ungeschicklichkeit erinnert werden — wenn er es aber für Weisheit hält, wie dann? — Wir müssen die Gemeinden fragen: wollt ihr Pfarrer, die ganz nach ihrer Ueberzeugung lehren, oder die an gewisse Schranken gebunden sind? Den Gemeinden muß die Möglichkeit eröffnet werden, sich eine feste Ueberzeugung von der Gewißheit der großen übernatürlichen Thatsachen zu bilden, die den Dogmen zu Grunde liegen. (Was wollen wir denn mehr, und nur gegen die offenbare Läugnung der Thatsachen des Todes und Auferstehens Christi, so wie seiner Menschwerdung durch

den heiligen Geist protestiren wir!) Zuerst Einheit des Glaubens — woher doch? — dann der Lehre. Eine väterlich gesinte Behörde soll da, wo man die gutgesinten Versuche, zu Jesu zu führen — wenn sie das aber nicht sind, so sind die Geistlichen nicht zurechtzuweisen? — missversteht, sagen: laßt mir ihn in Ruhe, er sucht im Ernst eine große Aufgabe zu lösen. An die zwei Religionen glaube ich nicht, aber wenn unsre Freunde auf jener Seite auf ihrem Standpunkt zäh an der kirchlichen Ueberlieferung beharren, dann könte wieder ein Paganismus (eine Bauernreligion statt der Religion der abgefallenen Städter?) entstehen. Aber es wird nicht geschehen, wir nehmen Sie mit uns, von dem großen Strom des geschichtlichen Geistes werden auch Sie mit fortgerissen u. s. w.

Specht sagt, nicht ein einzelner Mann habe uns diese Zwietracht gebracht, obwol er sie zur Reife gefördert und sich damit einen Namen gemacht habe, wie einst der Mann, der jenen berühmten Tempel anzündete; die Entscheidung hätte doch, wenn auch etwas später, kommen müssen: ob wir den Namen eines Gliedes der evangelischen Kirche mit Recht führen, oder von den Deutsch-Katholiken und freien Kirchen als ihr Fleisch und Blut erkant werden.

Die Union ist nicht eine Vereinigung der herkömlichen Form der christlichen Religion mit einem modernen Bewußtsein gewesen, sondern eine Union der lutherischen und reformirten Kirchen, mit keiner neuen, sondern der alten Bekentnisgrundlage, wie der Commissionsbericht von 1821 sagt: „Wir sind nicht berechtigt, den Gemeinden dieses Wort zu entreißen, und wollten wir uns auch dazu erkühnen, so würde sich der Glaube selbst gegen uns aufmachen, und wir dürften das nicht einmal tadeln, sondern wir müßten es vielmehr loben.“ Jede Kirche und Gemeinschaft wird nur so weit gedeihen, als die Lebenskräfte, die sie gegründet haben, noch in ihr fort und fort gelten. Die Glaubenssubstanz, die richtige Anwendung der freien Forschung, ist Lebensprincip der evangelischen Kirche. Es ist schmerzlich, daß der Vorredner den Bekentnisinhalt als veraltete Lehre hingestellt hat, denn noch heute ist unser Bekentnis ein lebendiges; was wir an lebendigem Christentum haben, ist aus dem Inhalt jenes Bekentnisses herausgeboren und unsre Kirche ist nicht eine Gemeinschaft der Suchenden, sondern Solcher, die sich an dem Gefundenen erfreuen und erbauen. Wir billigen die Kirchenraths-Instruction, weil sie sich auf den Kern beschränkt und daneben vielfach Freiheit läßt. Aber es ist ein Gegensaz vorhanden, der sich auf eine verschiedene Gottes- und Weltanschauung gründet, Gleichberechtigung beider würde es unmöglich machen, eine Glaubensgemeinschaft in der Kirche zu bilden. Verschiedene Fruchtarten sind auf einem Acker berechtigt, aber Waizen und Unkraut sind nicht verschiedene Richtungen, am wenigsten dürfen die Knechte Unkraut säen. Der Staat läßt Freiheit für Ergebnisse freier Forschung zu neuen Vereinen, aber dafür ist nicht die Kirche da; sie hat ihre Grenzen, die im Centrum liegen, in den fundamentalen Wahrheiten, wie in allen Lebensgebieten. Das Evangelium und das Bekentnis ist das Alte und zugleich ewig Neue. In den Städten mit heidnischer Weltanschauung erwächst der Paganismus. Eine Lehrnorm muß sein um des Gewissens willen, der Einzelne orientire sich oder gehe vom Lehramt ab, das ist Ueberzeugungstreue, die ich auch fordere. Berufen Sie sich nicht so sehr auf die Mehrheit: Sie haben jezt noch die ganze Gottesdienst-Gemeinde in ihrer großen Mehrheit gegen sich. Ein Vertrauen auf die europäische Menschheit haben wir allerdings nicht, — wie es im Schenkelschen Erlaß vorkomt —, denn sie wird zulezt auch dem Widerchristentum zufallen, die Ausscheidung des Christlichen vornehmen und dieses ins Leiden führen. Ich dagegen habe das Vertrauen, daß der Herr und Sein Wort siegen werde. Furcht haben wir nicht für den Herrn, nicht für das Reich Gottes, sondern nur für unsere Kirche, aber aus Liebe zu ihr, für deren Auflösung wir Sorge tragen, wenn Sie Ihren Antrag zum Beschluß erheben. Dann würde der heutige Freitag ein Karfreitag für unsere Kirche sein, aber auf den Karfreitag folgt noch ein Ostern.

Kiefer, ein junger Jurist im Justizministerium und Landstand, erklärt die Reformation für eine „revolutionäre Auflehnung“, sieht lauter verkappte Vilmar oder Löhe u. s. w., Heil sei allein in der Freiheit der Lehre. Doch nent er, man weiß nicht in welchem Sinne, die Rechtfertigung durch den Glauben die Grundlage der evangelischen Kirche; jezt seien freies Denken und innerliche Religion keine Gegensätze mehr. Er sieht das Gespenst „des protestantischen Hochkirchentums“ vor sich und mahnt aus dem gebrechlichen Kahn der Bekentnisschriften in das gute Schiff der Principien der Reformation zu treten u. s. w. Ihm antwortet Dekan Eberlin, daß Luther gerade auf Grund der Schrift und des apostolischen Bekentnisses die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben gefunden habe, und führt dann an, wie der Erlaß des O.-K.-R. veranlaßt habe, daß manche Vicare sich ermächtigt hielten, zu predigen was sie wollten. Unser Bekentnisstand habe drei Hauptbestandteile: die heilige Schrift als alleinige Quelle des christlichen Glaubens und Wissens, die Bekentnisschriften als Norm der Lehre, und das Recht der freien Forschung. Nicht ein Teil darf das Factotum sein, wie es versucht wird, mit dem leztgenanten Princip, wonach die Glaubwürdigkeit der Schrift und die Grundlehren derselben ebenso gut bekämpft und geläugnet, als verteidigt und festgestellt und der Inhalt der Bekentnisse negirt werden könten. Das darf nicht sein, die freie Forschung darf nicht zur Läugnung der Schrift und der Bekentnisse führen. Darum treten wir auf den Boden der bestehenden Lehrnorm, da ist Freiheit auf dem einen Grund des Glaubens und wir haben Frieden.

(Schluß folgt.)

Aus der Neumark.

(Schluß.)

Wenn von unionistischer Seite mit gänzlicher Verkennung der Verhältnisse und Bedürfnisse der Gegenwart einer der Haupt-

zwecke der Union darin liegen soll, daß die Kanzel nicht mehr entweiht werde durch confessionellen Hader, so scheint auf jener Seite gerade dieser Zweck am ersten vereitelt zu werden, indem manche Predigten geradezu von Union strotzen, und jede Gelegenheit auf und unter der Kanzel dazu benuzt wird, um gegen die Confession anzukämpfen. Es hat uns desto mehr gefreut, zu hören, daß Superint. Schröder allen solchen Angriffen und Verdächtigungen die einfältige Verkündigung des göttlichen Wortes in seiner schlichten aber zum Herzen dringenden Weise entgegengesezt hat, und ruhig seinen Weg fortgegangen ist, ohne sich durch kränkende Erfahrungen irre machen zu lassen. Sein treues selsorgerisches Wirken, welchem, zumal in der Choleraperiode des vorigen Jahres, auch seine Widersacher Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten, blieb denn auch zulezt nicht ohne Einfluß auf einen großen Teil der Gemeinde, der sich von ihm abgewendet hatte, vielleicht nur der Tagesströmung folgend, und ohne recht zu wissen, um was es sich in diesem Streite um Union und Confession handelte. Einige seiner Anhänger unternahmen, um den Beweis zu liefern, wie es mit Majoritäten bestellt sei, eine Stimmensamlung zu Gunsten seines Bleibens in Königsberg, um sie der kirchlichen Behörde zu übersenden, und das Resultat war, daß ihm noch einige Hundert Stimmen mehr zugefallen waren, als vordem seinem Gegner!

Den lutherisch gesinten Pastoren des Kirchenkreises haben die Königsberger Wirren den Wunsch nach einer engeren Vereinigung nahe gelegt. Zwar haben diese Wirren noch nicht in anderen Parochieen des Kreises Eingang gewonnen. Dennoch thut Wachsamkeit not, und der Aufforderung des Einsenders, zu einer brüderlichen Besprechung zusammen zu treten, hat etwa die Hälfte der Diöcesanen bereitwillig entsprochen. Die in Zehden zu diesem Zwecke am 18. Februar gehaltene Zusammenkunft lieferte auch noch das erfreuliche Resultat, daß eine Pastoral-Conferenz in Aussicht genommen wurde. Mit der Einladung zu derselben wurden Past. Kropatscheck und Einsender betraut, welche sich bald hernach, in Gemeinschaft mit einigen gleichgesinten Amtsbrüdern, über die Einrichtung derselben, sowie über die zunächst zu behandelnden Propositionen einigten. Es ist denn auch mit Gottes Hülfe, wie es im desfallsigen Anschreiben an Gesinnungsgenossen in den beiden Königsberger und in benachbarten Diöcesen hieß, eine Pastoralconferenz an der märkisch-pommerschen Grenze für diejenigen Pastoren, welche innerhalb der Landeskirche auf Grund der K. Kab.-O. vom J. 1834 und 1852 den confessionellen Standpunkt ihrer Gemeinden zu vertreten entschlossen sind, am 23. Mai in Schönfließ in's Leben getreten. Sie hat senfkornartig begonnen, und ihr Fortbestehen ist gänzlich in die Hand des Herrn gelegt worden. Dennoch fanden sich Brüder aus ziemlich entfernten Orten ein, so außer solchen aus den Diöcesen Königsberg I. und II., auch solche aus der Synode Bahn in Pommern, wie aus den Synoden Soldin, Landsberg a. W., Cüstrin und Straußberg.

Nachrichten.

Aus Ostfriesland.

Provinzial- und Landesconsistorium.

So auffallend es auch vielfach gefunden wird, daß bis zur Errichtung des Landesconsistoriums in Hannover die ältern und neuern Landesteile kirchlich durchaus unverbunden geblieben sind, so pflegt man doch namentlich im Blick auf Ostfriesland die Bedenken nicht zu verkennen, welche einer vollständigen kirchlichen Verschmelzung der verschiedenen Gebiete entgegen stehen. Die durchgehende Verwandtschaft des kirchlichen Lebens in Hannover findet eben an Ostfriesland eine Ausnahme. Nicht zwar, als ob der größte Teil Ostfrieslands reformirter Confession wäre; vielmehr ist nach der Volkszählung vom 3. December 1861 das Zahlenverhältnis dieses, daß 131,022 Lutheranern nur 53,405 Reformirte entsprechen, während speciell in den Städten das Verhältnis noch ungleicher ist (33,715 Luth. gegen 9,715 Reform.). Auch nicht, als ob der confessionelle Bestand wesentlich alterirt wäre; vielmehr werden die lutherischen Geistlichen auf sämtliche kirchliche Symbole mit Einschluß der Concordienformel verpflichtet, die Amtshandlungen auf Grund der 1631 von dem bekanten Generalsuperint. Walther nach dem Muster der Lüneburgischen Kirchenordnung verfaßten Agende verwaltet, dem Jugendunterricht der kleine Katechismus zu Grunde gelegt, Gesang- und Erbauungsbücher dem Schatze der deutschen evangelischen Kirche entnommen. Dagegen haben die reformirten Gemeinden sich seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts durchaus in Gemeinschaft mit dem benachbarten Holland entwickelt, nur daß von der Reformationszeit her die Verpflichtung der Geistlichen auf die Augustana wenigstens auf dem Lande in Uebung geblieben, — eine Entwicklung, die mit langjährigen politisch-kirchlichen Wirren in Zusammenhang stand. Nichtsdestoweniger hat das kirchliche Leben Ostfrieslands eine vielfach gemeinsame Färbung, durch welche auch die lutherischen Gemeinden von den übrigen Landesteilen unterschieden sind. Schon die Einfachheit des Cultus, für welchen die Formen der Waltherschen Kirchenordnung nicht durchgedrungen zu sein scheinen (Vorgesang, Lection, Hauptgesang), erinnert an die reformirte Weise, obwol sie nicht aus unmittelbarem reformirten Einfluß, sondern aus der vorwiegenden Innerlichkeit des friesischen Volkscharachters abzuleiten ist, wie Palmer in seinem bekanten Vortrage über den eigentümlichen Charakter der schwäbischen Theologie Aehnliches von Jacob Andreä und seinen Zeitgenossen in Bezug auf Würtemberg berichtet. Dazu komt, daß der Pietismus gleich vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an in dem lutherischen Ostfriesland nachdrücklich zur Geltung gekommen ist, worüber Tholuck in seiner Vorgeschichte des Rationalismus für weitere Kreise Mitteilungen gemacht hat.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 24. Juli. № 59.

Die Zukunft des Jüdischen Volkes.

I. (Fortsetzung.)

In Bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung habe ich der Kirche vorgelegt, was sich mir aus gewissenhafter Erforschung des Wortes Gottes ergeben hat. Es gilt hier nicht eine Lieblingsansicht, ich habe keine solche, ich verhalte mich sceptisch zu den eignen Einsichten und zu denen Anderer, ich bin ohne alle vorgefaßte Meinung an die Untersuchung gegangen, mit dem Worte im Herzen, welches der Herr, der alleinige Inhaber aller Wahrheit, zu Ezechiel spricht: „Menschensohn, was du findest, das iß", was du findest, nicht was deinem Geschmacke grade zusagt: wer in das Haus der heiligen Schrift eintritt, der soll essen was ihm vorgesezt wird. Eben deshalb bin ich frei von dem Streben, meine Auffassung aufzudringen. Ist sie aus Gott, wie ich das hoffen muß, weil ich sie mit redlichem Forschen und mit Aufbietung aller Kräfte aus seinem Worte gewonnen habe, so wird sie bestehen, ist sie menschlich, so wird sie untergehen, doch so, daß die Wahrheitselemente, die sie jedenfalls enthalten wird, der Kirche zu Gute kommen. Eins aber weiß ich, und das ist mein Trost in allem Schmerzlichen, das mich in dieser Sache getroffen hat, daß ich in ihr ein gutes Gewissen habe, und es wird mir nicht als Anmaßung ausgelegt werden, wenn ich dies vor Gott und Menschen bezeuge. Das Uebrige wird einst der Tag klar machen. Nur das bitte ich noch, daß man das Wort Tertullians recht beherzige: „Christus ist die Wahrheit, nicht die Gewohnheit", das doch am wenigsten in der Kirche der Reformation vergessen werden darf, und ebenso das Wort unseres Bekentnisses von den heiligen Schriften alten und neuen Testamentes als der alleinigen Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurteilt werden sollen.

Das Thema nun, in welches ich Sie bitte sich mit mir zu vertiefen, ist „die Zukunft des Jüdischen Volkes". Es ist gewiß unserer Aufmerksamkeit wert. Es sind wol wenige in unserer Mitte, für welche diese Frage, welche zu allen Zeiten die Geister und Gemüter in der christlichen Kirche lebhaft beschäftigt hat, nicht praktische Bedeutung hätte, unter den Pastoren hoffentlich nicht ein Einziger. Besondere Veranlassung, dies Thema zu behandeln, findet sich nach zwei Seiten hin. Das Wort Gottes fordert in seinem ersten und in seinem lezten Buche dazu auf, daß man zu ihm nichts hinzuthue und von ihm nichts abthue. Denjenigen, die nach meiner Meinung in diesem Punkte zu dem Worte Gottes hinzuthun, für die Juden Hofnungen erwecken, die nach solider Schriftauslegung keinen Grund haben, bin ich bei anderer Gelegenheit entgegengetreten. Jezt will ich mich nur mit der Ansicht beschäftigen, welche den Juden dasjenige abspricht, was ihnen nach meiner Ueberzeugung wirklich durch das Wort Gottes gewährleistet ist. Männer, deren Name einen guten Klang hat, haben sich neuerdings dahin ausgesprochen, daß eine umfassendere Bekehrung der Juden, wenn auch möglich und erwünscht, doch in keiner Weise durch die Schrift verbürgt sei. So besonders Dr. Besser in den Bibelstunden über den Römerbrief, welcher u. A. sagt: „wenn der jüngste Tag heute käme, und er kann kommen, denn es ist die lezte Stunde, so würde kein Wort seiner Verheißung auf die Erde gefallen sein: das laßt uns festhalten, weil es wahr ist. Dann wollen wir als Zugabe seiner Güte festhalten, was noch hinterstellig ist von der Annahme verlorner Juden." In demselben Sinne hat sich auch Dr. Philippi ausgesprochen in der eben erschienenen dritten Ausgabe des Commentars über den Römerbrief, in der er wieder abdrucken läßt, was in den ersten Ausgaben zur Begründung der Hofnung auf eine umfassendere Bekehrung der Juden gesagt war, dann aber in einem hinzugefügten Excurs sich selbst widerlegt. Retractationen haben schon an sich das Vorurteil für sich, daß die spätere Ansicht die richtigere sein wird, da sie dem natürlichen Menschen nicht angenehm sind. Hier aber komt noch dazu, daß niemals jemand sein eigen Fleisch gehaßt hat. So dürfen wir also erwarten, daß diese Kundgebung einen bedeutenden Eindruck machen wird, und eine ernstliche Prüfung wird um so mehr an ihrer Stelle sein.

Ehe wir in die Behandlung der Frage eintreten, ist es angemessen darauf hinzuweisen, daß sie bei aller ihrer Wichtigkeit doch eine in der Kirche durchaus freigegebene ist, kein Gegenstand gegenseitiger Verketzerung, sondern freundlicher Besprechung und brüderlicher Erörterung. Das Bekentnis der Kirche, der alten, und der der Deutschen Reformation, enthält über sie keine Bestimmung und zu allen Zeiten sind die Meinungen über sie auseinandergegangen und hüben und drüben finden sich sehr

geachtete Namen. Luther hat in den verschiedenen Zeiten seines Lebens auf der einen und auf der andern Seite gestanden. Spener war ebenso entschieden für die Endbekehrung, als sein verehrter Lehrer Dannhauer dagegen. Es gilt also hier, wie in so vielen anderen Fragen das Wort: „das Recht wollen wir uns auswählen, erkennen unter uns, was gut ist.“ Wir müssen es als eine Verirrung betrachten, wenn eine Amerikanische Lutherische Synode den Beschluß gefaßt hat: „wir verwerfen die Lehre, daß eine allgemeine oder doch noch nie dagewesene, besonders zahlreiche Bekehrung der Juden vor dem jüngsten Tage nach Röm. 11, 25 und andern Stellen bevorstehe, als eine unbiblische und zu falschen chiliastischen Vorstellungen von der Kirche führende Lehre.“ Wir würden diesen Beschluß auch dann als eine Verirrung betrachten, wenn wir das hier ausgesprochene Urteil in der Sache für ein begründetes hielten. Es ist ein großes Unglück für eine Kirche, keine offenen Fragen zu haben, sie hat dafür um so mehr offene Schäden. Die Gränzen sind, namentlich wo die Concordienformel gilt, schon eng genug gezogen. Geht man weiter, so zerstört man die Lebenswurzeln einer frei sich entfaltenden Theologie, die für das Gedeihen einer Kirche unentbehrlich ist, und arbeitet der Verknöcherung und Erstarrung in die Hände, und nicht minder dem sich Beißen und Fressen, dem falschen Eifer und der Streiterei, die der heilige Paulus als handgreifliche Merkmale eines fleischlichen Zustandes bezeichnet. Ein trefflicher Geistlicher der separirten Lutheraner schrieb einmal an mich: „Das ist der Unterschied zwischen ihnen und uns, daß wir bei allem gleich Ernst machen.“ Wohin das führt, das hat später in dieser Gemeinschaft der Erfolg gezeigt, und wir dürfen die Warnung, die in diesem Erfolge liegt, nicht überhören. Es ist eine traurige Erbkrankheit ganz besonders der Deutschen, daß die zum Leben, das sich notwendig in Gegensätzen bewegt, gehörenden Differenzen gleich auf die Spitze getrieben werden, und so statt erfrischend und belebend, vielmehr zersetzend und zerstörend wirken, so daß ein Leben wie das Melanchthons zulezt in den heißen Wunsch auslaufen mußte, nur durch den Tod von der Wuth der Theologen erlöst zu werden. So übel hatten sie ihn zerplagt.

Die eigentlich classische Stelle für unsere Materie ist das 11. Cap. des Briefes an die Römer. Doch gibt es außerdem noch eine Anzahl anderer Stellen, die uns vorläufig in der Frage orientiren können, und uns geschickt machen in dem Streite der Auslegungen bei jener Hauptstelle von vornherein zu erkennen, auf welcher Seite das Recht sein wird, wie es denn bei allen wichtigeren Fragen die Weise der Schrift ist, zwar eine solche Hauptstelle zu geben, aber diese nicht zu isoliren, sondern sie mannigfach anderweitig vorzubereiten und zu bestätigen, im Einklange mit ihrem Rechtssatze von den zwei oder drei Zeugen. Wir heben aus der Zahl dieser vorbereitenden und bestätigenden Stellen nur einige heraus, die besonders deutlich sind und am wenigsten durch Einwendungen erschüttert werden können, eine hervorleuchtende Stelle des A. T., eine Erklärung unseres Herrn, und eine anderweitige Erklärung des heil. Paulus selbst.

Bei Jesaias in dem so wichtigen Schlußcapitel seiner Weissagungen, in dem er wie von einer hohen Warte die zukünftigen Entwickelungen des Reiches Gottes überschaut, spricht der Herr: „Und ich — ihre Werke und ihre Gedanken! Es komt, daß ich samle alle Heiden und Zungen und sie kommen und sehen meine Ehre. Und ich lege ihnen ein Zeichen bei und sende aus ihnen Entronnene zu den Heiden, nach Tarsis, Phul und Lud, den Bogenschützen, Tubal und Javan, den fernen Eilanden, die nicht hörten mein Gerücht und nicht sahen meine Ehre und sie verkünden meine Ehre unter den Heiden. Und sie bringen alle eure Brüder aus allen Heiden zum Speisopfer dem Herrn auf Rossen und auf Wagen und in Sänften und auf Mauleseln und auf Dromedaren zu meinem heiligen Berge nach Jerusalem, spricht der Herr, wie die Kinder Israel das Speisopfer bringen in reinem Gefäß in das Haus des Herrn. Und auch aus ihnen will ich nehmen zu Levitischen Priestern, spricht der Herr.“

Vorangeht die Verkündung des schweren Gerichtes über das entartete Bundesvolk. Auf dies Gericht beziehen sich noch die Anfangsworte: „Und ich, ihre Werke und ihre Gedanken!“ Welch ein Contrast findet zwischen beiden statt, ein Contrast, welcher nur durch das Gericht ausgeglichen werden kann und der dasselbe mit Gewalt herbeizieht. An diese Verkündung des Gerichtes knüpft sich dann die Verkündung der Berufung der Heiden, welche gleichsam die Lücke ausfüllen sollen, die durch die Verwerfung der ungläubigen Judenmasse entstanden ist: „es komt die Zeit zu sammeln alle Heiden und Zungen und sie kommen und sehen meine Ehre“, wie sie sich in der Gründung des Reiches Gottes entfaltet hat und namentlich offenbar geworden ist in dem Sproß aus dem Stamme Isais, der da steht zum Panier der Heiden, C. 11, in Dem, dessen Zukunft der Prophet in C. 9, 5 mit den Worten feiert: „Ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns gegeben, welches Herschaft ist auf seiner Schulter, und man nent seinen Namen: Wunder-Rath, Gottheld, Ewigvater, Friedefürst.“ Den verkent das stumpfgewordene Auge der ungläubigen Juden, die Heiden aber schauen in ihm Gottes Herlichkeit und werfen sich anbetend vor ihm nieder. Nicht das ganze frühere Bundesvolk aber unterliegt dem Gerichte. Wäre dies, so könte das Heil gar nicht zu den Heiden kommen. Denn der Glaube komt aus der Predigt, die Prediger des Heils aber, die Evangelisten, können nur aus der Mitte des früheren Bundesvolkes hervorgehen. Doch was sich so von selbst versteht, das wird noch von dem Propheten ausdrücklich gesagt. „Und ich lege ihnen ein Zeichen bei und sende aus ihnen Entronnene zu den Heiden nach Tarsis u. s. w. und sie verkünden meine Ehre unter den Heiden.“ Es gibt unter dem als Ganzes dem Gerichte geweihten Volke „Entronnene“, die „Auswahl“ des Paulus, die „Uebergebliebenen nach der Wahl der Gnade“, in Röm. 11, 5, diejeni-

gen, in deren Zahl einzutreten Petrus in seiner ersten Rede an die Juden nach der Auferstehung des Herrn einladet: „lasset euch retten aus diesem verkehrten Geschlechte", Apgsch. 2, 40. Aus diesen wählt Gott seine Heilsboten und legt ihnen ein Zeichen bei, die Signatur des Geistes und der Kraft, welche alle wahrhaftigen Diener Gottes an sich tragen. Wie dies: ich lege ihnen ein Zeichen bei, in Erfüllung ging, darüber berichtet der Brief an die Hebräer in C. 2, 4: „Und Gott hat Zeugnis gegeben mit Zeichen und Wundern und mancherlei Kräften und mit Austeilung des heiligen Geistes nach seinem Willen." In 2 Cor. 12, 12 sagt Paulus: „Die Zeichen des Apostels sind unter euch gewirkt worden, in Zeichen und in Wundern und in Kräften." Der Herr selbst verkündet die bevorstehende Erfüllung dieser Weissagung, wenn er nach seiner Auferstehung am Schlusse des Evangeliums Marci spricht: die Zeichen aber, die da folgen werden denen, die da glauben, sind die: in meinem Namen werden sie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden u. s. w. So ausgerüstet werden die Boten in die Heidenländer gesandt bis zu den fernsten hin, z. B. nach Phul und Lud in Africa, Tarsis in Spanien, nach Javan, Griechenland, daß sie Gottes Ehre unter den Heiden verkünden, die früher nur und zwar in unvollkommerer Weise unter einem Volke offenbar geworden, während sie gleich nach dem ersten Blatte der heiligen Schriften dieses Volkes, das alle Menschen nach Gottes Bilde geschaffen sein läßt, zur Offenbarung unter allen bestimt sein muß. Da haben wir in klaren scharfen Zügen die Mission der aus den Juden hervorgegangenen Urkirche unter den Heiden, die alttestamentliche Grundlage für das Wort des Herrn: „gehet hin und lehret alle Völker", die Bestallung für Paulus, den Hauptrepräsentanten dieser Missionsthätigkeit, der im Hinblicke auf dies Wort des Jesaias sich rühmen konte in Christo, daß er die Heiden zum Gehorsam gebracht durch Wort und Werk, durch Kraft der Zeichen und Wunder und durch Kraft des Geistes Gottes, und daß er das Evangelium ausgerichtet von Jerusalem weit und breit bis nach Illyrien, Röm. 15, 18. 19. Aber die Sache bleibt dabei nicht stehen. Es heißt ferner: „Und sie (die bekehrten Heiden) bringen alle eure Brüder aus allen Heiden zum Speisopfer dem Herrn auf Rossen ꝛc. zu meinem heiligen Berge nach Jerusalem." Der von den Juden ausgegangene Segen kehrt endlich zu den Juden zurück. Die Heiden, Anfangs Objecte der Mission, werden nun Subjecte derselben. Denn daß die Heiden in den Worten: und sie bringen alle eure Brüder, Subject sind, die Bringenden, das erhellt aus dem offenbaren Gegensatze, in dem die Brüder zu den Heiden stehen, aus dem Sprachgebrauche des Jesaias, in dem die Brüder nie von den Heiden vorkommen, immer nur von den „Brüdern nach dem Fleische" des Paulus, aus der Parallelst. Jes. 11, 12: „und er erhebt ein Panier den Heiden und sammelt die Verjagten Israels von den vier Oertern der Erde." Daß die Heiden die Bringenden sind, die Juden die Gebrachten zeigt ferner Zeph. 3, 10. Für die armen Entronnenen aus den Juden ist auch der Apparat, die Rosse, die Wagen, die Sänften, die Maulesel, die Dromedare zu glänzend. Endlich, die Worte: auch aus ihnen will ich nehmen zu Levitischen Priestern, können gar nicht anders als auf die Heiden bezogen werden. Ist aber dies, so müssen die Heiden auch die Bringenden sein. Denn Opfer und Priester können nicht von einander getrent werden. Die Hauptfunction jener Levitischen Priester ist eben die, daß sie die Brüder als Speisopfer darbringen. „Eine ganz wunderbare und seltsame Sache", ruft ein älterer Ausleger aus, „die Heiden werden die Juden dem Herrn als Opfer darbringen nach Jerusalem", das jezt inmitten der Heidenwelt sich befindet. Also die Heiden werden die dem Reiche Gottes entfremdeten Mitglieder des alten Bundesvolkes demselben wieder zuführen. Diese Verkündung würde eine sehr schwächliche Erfüllung gefunden haben, wenn diese blos in den vergangenen Jahrhunderten der Kirche zu suchen wäre. Von der Auswahl des Paulus müssen wir dabei ganz absehen. Sie fällt unter den früheren Teil der Verkündung. Sie ist nicht durch die Heiden zurecht gebracht, sondern umgekehrt. Die Rosse, die Wagen, die Sänften, die Maulesel, die Dromedare, das ist ein zu großer Apparat für die kleinen Häuflein der Judenchristen, zumal wenn wir absehen von den vielen faulen Fischen, die sich in dem Netze der christlichen Kirche gefangen haben. Es ist das Schicksal aller christlichen Missionsthätigkeit, daß sie, wie auf der einen Seite die besten, so auf der andern Seite grade die schlechtesten gewint, solche, die aller Pietät baar geworden sind, rein vom Interesse beherscht werden, es unter den Ihrigen so arg getrieben haben, daß ihres Bleibens nicht mehr ist. Von allen solchen müssen wir absehen und deren Zahl muß unter den Christen aus den Juden besonders groß sein, weil der wenn auch falsche Eifer Gottes, welcher in älterer Zeit die Synagoge beherschte, eine große Anziehungskraft auch für edlere Gemüter besaß. Nicht blos das: auf Rossen u. s. w., auch das: „alle eure Brüder" führt auf ein großes und umfassendes Werk, was erst dann vollendet sein kann, wenn keine von dem Eifer Gottes erfüllte Synagoge mehr der Kirche Christi entgegensteht. „Alle eure Brüder", das weist uns nachdrücklich von der Vergangenheit des Reiches Gottes auf seine Zukunft hin.

Wenden wir uns zu der Erklärung unsers Herrn. Sie findet sich zum Schlusse der Rede in Matth. 23, welche der Herr aussprach, da er eben im Begriffe war, den zur Räuberhöhle gewordenen Tempel für immer zu verlassen, in der er sein Verhältnis zum Jüdischen Volke zum Abschluß brachte, das siebenfache Wehe ausrief über die Pharisäer, die damals mit ihrem Sauerteig den ganzen Teig des Volkes durchsäuert hatten Nachdem der Herr gesprochen: „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest die zu dir gesandt werden, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt", fügt er hinzu: „Siehe euer Haus wird

euch wüste gelassen, denn ich sage euch, ihr werdet mich nicht sehen von nun an bis ihr sprechet: gelobt sei der da komt im Namen des Herrn." Der Herr folgt hier der Weise der Propheten, welche es lieben, nach den härtesten Drohungen gegen das entartete Volk am Schlusse noch, wenn auch nur kurz andeutend, eine bessere Aussicht zu eröffnen, hinzuweisen auf das Licht, welches durch die Barmherzigkeit Gottes jenseits der dichten Finsternis scheint. Unverkenbar ist die Anspielung auf den Zuruf, mit dem zwei Tage vorher bei dem Einzuge in Jerusalem die Besseren unter dem Volke, namentlich aus der Zahl der Galiläischen Festbesucher, den König Israels freudig begrüßt hatten. Die Haufen aber, so hieß es in Matth. 21, 9, die vorangingen und die nachfolgten, schrien und sprachen: „Hosianna dem Sohne Davids! gelobt sei der da komt im Namen des Herrn." Wie damals die kleine Auswahl sprach, so wird einst das ganze Volk sprechen, nachdem durch zermalmende göttliche Gerichte, in denen es empfängt, was seine Thaten wert sind, seine Herzenshärtigkeit gebrochen worden. Wie das Sehen zu verstehen sei, daß es auch vor der sichtbaren Wiederkunft Christi erfolgen kann, zeigt das Wort des Herrn: wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Der Verf. eines Commentars aus der alten Kirche (opus imperf.) sagt: geistlich Christum sehen heißt ihn mit Freuden aufnehmen.*) Was die Vorbedingung des Sprechens: „gelobt sei der da komt" ist, ersehen wir aus dem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden. „Auf dem Stuhle Mose's sitzen die Schriftgelehrten und die Pharisäer." Der Pharisäismus mit seiner fanatischen Werkgerechtigkeit erscheint als die das ganze Volksleben beherschende Macht und als die Ursache der ihm bevorstehenden Gerichte. Das Gebrochenwerden dieser Macht, welche das: „ihr habt nicht gewollt" herbeigeführt hat, stellt sich als die Bedingung des Sprechens: „gelobt sei der da komt" dar. Offenbar liegt hier solches vor, was bis jezt noch nicht erfüllt wurde, obgleich die Vorbedingung der Erfüllung in dem mit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begonnenen Bruch des Pharisäischen Satzungswesens und der dadurch entstandenen Haltlosigkeit der Synagoge bereits in bedeutendem Maße in die Wirklichkeit eingetreten ist. Jesus redet zu dem Volke als solchem: so lange die Synagoge noch mehr oder weniger als geschlossene Macht der Kirche entgegensteht, ist die Erfüllung noch nicht vollendet. Erst muß der Zerstörungsproceß seinen Lauf vollendet haben, die dadurch entstandene unendliche Leere in den religionsbedürftigen Gemütern zum vollen Bewußtsein gekommen sein. Was jezt vorliegt ist ein Mittelzustand.

*) Spiritualiter videre Christum est ipsum cum gaudio excipere.

Wie groß muß die Verhärtung der Juden in der Vergangenheit gewesen sein, wie stock-stein-eisen-teufelhart ihr Herz, daß die tiefsten Gemüter und christlichsten Geister sich durch den Blick auf sie verleiten ließen, dies liebliche Königswort zu drehen und zu deuten! Joh. Gerhard sagt: „Am einfachsten (!) wird es verstanden von der lezten Zukunft Christi zum Gerichte, bei dem die ungläubigen Juden auch wider Willen genötigt werden, anzuerkennen, daß er der wahre Messias ist. Den ihr euch jezt als Lehrer und Erlöser anzuerkennen weigert, den werdet ihr einst als glorreichen Richter anzuerkennen genötigt werden." In dieser Verkehrung des Sinnes waren ihm schon Hilarius, Augustinus, Chrysostomus, Theophylact vorangegangen. Die Auslegung erweist sich als Erzeugnis der exegetischen Folter durch die Bemerkung: daß wir den Ausdruck freudiger Anerkennung vor uns haben, zeigen die Worte selbst; die Grundstelle des 118. Psalmes, woraus sie entnommen sind; der frühere Gebrauch bei dem Einzuge Christi, auf den angespielt wird. Neben dieser Verkehrung geht eine andere her, wie gewöhnlich diejenigen, die den richtigen Sinn nicht anerkennen mögen, sich in den Mitteln, ihm zu entgehen, nicht einigen können. Grotius bemerkt: „bis ihr sprechet: d. h. bis ihr gar gerne sprechen würdet. Wenn sie sich seine Gnade auf diese Weise erschmeicheln könten, dann nämlich, wenn sie ihn vom Vater als Richter der Welt eingesezt sehen." Und Calov neigt sich hier seinem sonst so vielfach mit Recht und mit Unrecht bekämpften Gegner freundlich zu: „Wir misbilligen das nicht, denn bequemer werden die Worte Christi also erklärt, als wenn sie auf die Bekehrung bezogen werden." Man sieht, was unbequem ist, muß um jeden Preis beseitigt werden. An dieser Probe mag man erkennen, ob es wolgethan sein würde, der älteren kirchlichen Exegese, in die Fußstapfen des Tridentinums eintretend, unbedingt maßgebenden Einfluß zu gewähren. Uebrigens leuchtet das Wort Christi in so heller Klarheit, daß die Verkehrung keinen allgemeinen Eingang finden konte. Der Jesuit Maldonat, der selbst sie verteidigt, sagt: „Viele von den Aeltesten haben nach dem Berichte des Verfassers des unvollendet gebliebenen Commentars über den Matthäus (aus dem Zeitalter der Kirchenväter), der selbst dieser Meinung huldigt, gesagt, viele aus den Juden würden gegen das Ende der Welt an Christum glauben und sprechen: gelobt sei der da komt."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 27. Juli. № 60.

Die Zukunft des Jüdischen Volkes.

I. (Schluß.)

Eine anderweitige deutliche Erklärung des Paulus selbst über unsere Materie haben wir in 2 Cor. 3, 14 — 17. Da heißt es von den Juden: „Ihre Sinne sind verstockt worden. Denn bis auf den heutigen Tag bleibt dieselbe Decke unaufgedeckt über dem Alten Testamente, wenn sie es lesen, weil sie in Christo beseitigt wird. Aber bis auf den heutigen Tag, wenn Moses gelesen wird, hängt eine Decke auf ihrem Herzen. Wann es sich aber bekehrt zum Herrn, wird die Decke hinweggenommen. Der Herr aber ist der Geist, wo aber der Geist des Herrn, da ist Freiheit." Luther hat hier seine Verzweiflung an der Bekehrung der Juden selbst auf die Uebersetzung einwirken lassen. Statt: „wann es sich bekehrt, so wird die Decke hinweggenommen", setzt er: „wenn es aber sich bekehrete, so würde die Decke abgethan." Damit verletzte Luther den Sprachgebrauch. Die im Grundtexte gebrauchte Partikel heißt, wie allgemein anerkant wird, nicht wenn, sondern wann, steht nicht bedingend, sondern hat rein zeitliche Bedeutung. „Wann es sich bekehrt": Subject ist Israel, die Zusammenfassung der Vielheit im Vorigen: „es hängt eine Decke über ihrem Herzen", in eine ideale Einheit. Diese ist sehr absichtlich. Sie soll darauf hinweisen, daß die Bekehrung nicht blos Individuen als solchen angehört, sondern vielmehr dem Volke als Ganzen, dem eigentlichen Kerne desselben. Es liegt am Tage, daß hier solches ausgesprochen wird, was bis jezt, wenn überhaupt, jedenfalls erst dem ersten Anfange nach ins Leben getreten ist. Die Auswahl des Paulus ist auch hier ausgeschlossen. Die Bekehrung gehört denjenigen an, welche in der Gegenwart der Verstockung unterliegen. Die Einzelbekehrungen aus diesen im Laufe der Jahrhunderte können nur als Vorspiel der eigentlichen Erfüllung betrachtet werden, so gewiß als hier von der Bekehrung des Volkes die Rede ist, von der Aufhebung des früheren nationalen Gegensatzes gegen Christum, der Zerstörung der Synagoge als einer der Kirche geschlossen gegenüber stehenden feindlichen Macht. Wir haben hier jedenfalls eine Bekehrung der Juden vor uns, welche das geschichtlich bereits Vorliegende an Großartigkeit bei Weitem übertrifft. Die Decke wird jezt nicht abgenommen, weil sie nur in Christo abgenommen wird, dem die Juden in der Gegenwart freventlich widerstreben, dereinst aber wird sie abgenommen werden, indem dies Widerstreben aufhören wird. Mit der Bekehrung gelangen die Juden alsdann zur wahren Freiheit, so gewiß als Christus der Geist ist, der Träger des göttlichen Wesens, in das die Seinen hineinversezt und eben damit der Freiheit teilhaftig werden. Den jetzigen Zustand der Juden führt der Apostel auf eine göttliche Causalität zurück. Er sagt nicht: sie haben sich verstockt, sondern sie sind verstockt worden. Daß aber hier wie bei Pharao im Hintergrunde eine menschliche Ursache steht, wodurch sie das Gericht der Verstockung über sich herbeigerufen haben, in dem Gott bejaht, was sie ursprünglich selbst gesezt haben, erhellt aus der Thatsache, wodurch die Aufhebung der Verstockung herbeigeführt wird. Entgehen sie der Verstockung durch Bekehrung zum Herrn, so müssen sie auch durch Widerstreben gegen den Herrn dem Gerichte der Verstockung anheimgefallen sein, so gilt hier das mea culpa, mea maxima culpa. Durch ihren fleischlichen Sinn, ihre eigne Gerechtigkeit, welche die von oben dargebotene verschmähte, sind sie hinausgetrieben aus den lichten Räumen des Reiches Gottes in die äußere Finsternis, wo neben der grinsenden Freude über den äußeren Gewinn Heulen und Zähnklappen ist, ein bebendes Herz und verschmachtete Augen und verdorrete Sele, ein Scheusal und ein Sprichwort und Spott sein unter allen Völkern, da sie der Herr hingetrieben hat. Die Stelle berührt sich aufs innigste mit Röm. 11, 25 und ist also maßgebend für die Auffassung dieser Verkündung. Wenn es hier heißt: ihre Sinne sind verstockt worden, so heißt es dort: Verstockung ist Israel zum Teil widerfahren. Wenn hier verkündet wird, die Hülle werde einst weggenommen werden, so wird dort gesagt, nach dem Eingehen der Fülle der Heiden werde ganz Israel selig werden.

Die badische General-Synode von 1867.

(Schluß.)

Hofprediger Doll hat das Wort vom Unkraut sehr übel genommen, sie wollen die Lehrvorschriften nicht aufheben, sondern nur auslegen (!). Freiheit bestehe noch anderwärts, im Elsaß, Pfalz ꝛc., ohne daß die Kirchen zu Grunde gingen. Die Bekentnisse vergleicht er einer verschütteten, von der Synode 1855 wieder aufgegrabenen Stadt, in der aber Niemand wohnen wolle. An der Grenze dieser Stadt habe Einer (Schenkel)

gewagt, eine moderne Villa zu bauen u. s. w. Ich finde keine Worte, sagt er, um den Grundsaz zu kennzeichnen, daß ich troz meiner Ueberzeugung nach dem Bekentnis lehren soll; ich würde heute meine Kanzel verlassen, wenn das an mich verlangt würde. Wir wollen nicht die satten Leute, sondern die suchenden in Karlsruhe in der Kirche haben u. s. w. u. s. w. Soweit am Freitag, worauf für Samstag noch von jeder Seite vier Redner bestimt wurden.

Nach einer kurzen Erklärung des alten Herrn v. Stösser als Mitglied des General-Synodal-Ausschusses, daß er mit Schenkels Schrift in Vielem nicht einverstanden sei und daß sie Mühlhäusers Ausscheiden bedauert haben, spricht Mez: ich hätte gern Worte der Freude und Hofnung reden wollen, aber sie sind bei dieser großen Kluft aus meinem Herzen weg. Ich habe den feierlichen Unionsgottesdienst in meinem lutherischen Heimatsstädtchen Kandern im Jahr 1821 noch sehr gut in Erinnerung, ich sehe im Geiste die sehr andächtige Gemeinde vor mir und den tiefen Ernst der Aelteren, ich höre den Prediger noch versichern, durch die Union werde ihr Glaube keineswegs angetastet, das Augsburgische Glaubensbekentnis bleibe nach wie vor, so wie das Meiste vom lutherischen Katechismus, dem die aus dem reformirten aufzunehmenden Sätze nicht widersprechen, worauf die Gemeinde das heilige Abendmal in der neuern Form, mit Brot statt Hostie, empfing. Heute frage ich mich, ob das noch eine Wahrheit ist, daß der alte Glaube nicht angetastet werden solle? Vor Jahren noch konte man mit Männern der andern Seite Missions- und andere Vereine zusammen begründen, dann aber kam man weiter und weiter auseinander, bis etwa die Not, Revolution, Krieg wieder Etwas zusammenführte. Da kamen die Schulthesen, die Katechismus-Ordnung, ohne welche wol das Buch vom Jahr 1864 nicht erschienen wäre, das kein dem wissenschaftlichen Interesse dienendes, sondern nach der Vorrede ausdrücklich ein für die Gemeinde bestimtes ist. Es ist dasselbe jedenfalls „eine Verkleinerung des Christentums" und hätte den Tadel der Kirchenregierung nach sich ziehen müssen. Denn Jesus ist nach demselben der Sohn Josephs! wie stimt das zu Matth. 22, 45, zu Joh. 8, 58; sind aber diese Aussprüche aus Seinem Munde unwahr, so haben wir keinen Heiland und sind verlorne Leute. (Schenkel widerspricht später, aber Mez erwidert ihm in einer folgenden Sitzung mit S. 36 seines Buches!) Der Erlaß des Oberkirchenraths hat noch mehr Bekümmernis in die Herzen der Gläubigen geworfen, und es ist Pflicht der Synode, ihre Misbilligung über denselben auszusprechen. Freie Forschung in der Schrift ist Pflicht des evangelischen Christen, aber sie darf nicht über die Schrift hinausgehen oder gar sich wider sie kehren. Freie Lehre wurde bis jezt schon getrieben, dadurch, daß man jezt ein Recht für sie verlangt, gibt man zu, daß man sie bisher widerrechtlich getrieben. Man müßte zwei Kanzeln in der Kirche errichten und Controvers-Predigten halten. Lieber keine Prediger als solche, welche sich nicht an das Bekentnis halten müssen. Auch die Schule müßte frei werden.

Der heutige Tag ist ein gefährlicher für die Union, es handelt sich um eine Scheidungs- oder eine neue Unirungs-Synode, aber nicht wie 1821 um eine Union zweier bekanter Größen, denn die eine der Parteien kent man nicht recht, selbst Zittel hat sich nur unvollkommen erklärt und keine Zustimmung Anderer ist erfolgt, selbst nicht zu Rothe's Erklärung, daß er Supranaturalist sei. Auch einige Gebete sind gehalten worden, zu denen wir nicht Amen sagen konten. Rothe wolle das Bedürfnis des gemeinen Mannes befriedigt wissen, aber wie kann das geschehen, wenn heute ein Prediger die Auferstehung Christi verkündigt und morgen ein anderer sie läugnet? wenn der eine die Entscheidung in die Hand der Weltgeschichte, der andere sie in die Hand des zur Rechten Gottes erhöheten Herrn und Königs legt? der eine Alles auf die Wissenschaft, der andere auf den Glauben an den dreieinigen Gott gründet? In der Grundlage muß Uebereinstimmung sein, wenn auch im Aufbau bei dem einen Gold, Silber und Edelsteine, bei dem andern Holz, Heu und Stoppeln vorkommen. Die Predigtbücher von Luther, Rieger, Hofacker sind sehr verschieden, aber im Grunde eins. Unter uns sind Männer, welche glauben, keine christliche Kirche erfülle die Aufgabe unserer Zeit, welche nicht auf die nahe Wiederkunft des Königs Jesu und die Aufrichtung Seines Friedensreichs hinweist. Andere glauben, die Kirche müsse die unabweislich kommende sociale Bewegung in ihren Bereich ziehen, wozu das heilige Abendmal als Verbindung nicht blos mit dem Herrn, sondern auch mit den Brüdern treiben sollte, denn: der Glaube an Christum ists, woran man verspüret, ob uns der Name der Brüder gebühret! So große Verschiedenheit gestattet meine Partei für den Aufbau der Kirche, aber freilich verlangt sie Einigkeit im Grunde: göttliche Autorität der Schrift, Glauben an den geoffenbarten Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist. Das apostolische Bekentnis ist uns getreuer Auszug der heiligen Schrift, wie es auch im Katechismus anerkant ist, doch wol nicht blos für die Kinder, sondern auch für die Kanzel. Auf dieser Grundlage bieten wir die Hand zum Frieden. Das ganze evangelische Deutschland sieht auf unsere Synode, und — wenn Sie bei Ihrem Antrag beharren, wird es erfahren, daß die Parteien sich nicht geeinigt haben.

Hierauf erklärte Schenkel, daß er unschuldig an diesem Streite sei — wie der Wolf in der Fabel, — Renans Schwächen haben ihn veranlaßt, sein schon 1857 und 58 verfaßtes Buch herauszugeben, um den Menschen Jesus in ein neues Licht zu stellen. Viele kehren der Kirche den Rücken zu, weil ihnen die kirchlichen Formeln zum Stein und zur Schlange geworden sind u. dgl. Sie wollen immer Formeln — wir Geist, Kraft und Leben. Die Lehrfreiheit ist beschränkt durch das Gewissen des Lehrers — wenn es aber so weit ist, als das des Redners? u. s. w. — In der Weise dieser inneren Unwahrheit ging es noch lange fort.

Kirchenrath Roth von Karlsruhe beruft sich auf seine Erklärung der Eidesworte: Die bestehende Ordnung zu wahren, nämlich nach der Union von 1821 und der Verfassung von

1861, daher er gegen den Antrag der Majorität stimmen müsse, die dasselbe gelobt habe und doch eine neue Ordnung machen wolle, indem sie dem Bekentnis seine bisherige Geltung nehme. Aber „eine Kirche ohne Bekentnis ist mir undenkbar, denn dasselbe ist ja der Ausdruck des Glaubens; wer Glauben hat, muß ein Bekentnis desselben haben, wer kein Bekentnis hat, der hat auch keinen Glauben.“ (Belege hiefür werden aus einer Schrift Rothe's vom J. 1861 und sogar Schenkel's von 1854 beigebracht.) So frage ich die Gegner, die bis daher nur in der Verneinung einig waren: habt ihr ein Bekentnis und wie lautet es? gebe zugleich Antwort auf die Frage: was wir wollen? Wahren wollen wir die bestehende Ordnung unsrer unirten Kirche, welche mit ihrem Bekentnis stehet: 1. auf dem Bekentnis der Apostel: Du bist Christus, Matth. 16, 16 f., 2. auf dem Evangelium der Apostel: daß Christus gestorben ist u. s. w., 1 Cor. 15, 3 f., 3. auf dem Bekentnis der allgemeinen Christenheit: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer u. s. w. (ganz vorgesprochen), 4. auf dem Lebensprincip der Reformation und dem Grundrecht der Christen, zu bleiben an Christi Wort nach der Apostel Lehre, wie es geschrieben steht in der heiligen Schrift, dieser einzig sichern Quelle christlichen Glaubens und Wissens und der alleinigen Richtschnur christlichen Lebens, und endlich 5. auf dem unwiderruflichen Grundvertrag der unirten Landeskirche, nach §. 2 der Unionsurkunde. Dieser Bekentnisstand ist ein Baum, der nicht abgestorben ist, sondern fort und fort Zweige, Blüten und Früchte treibt, wir dürfen den Stamm nicht von seiner Wurzel abhauen lassen; er ist eine Stadt, keine verschüttete und begrabene, sondern eine seit den Tagen der Apostel auf dem Felsen gegründete und fortgebaute, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Wer auf diesen Felsen sein Haus baut, den betrachte als Mitbürger, Nachbar, Bruder, wie er auch sein Haus für sich sonst einrichten und ausbauen mag.

Bluntschli verläßt den Präsidentenstuhl und will als Weltlicher die Sache beleuchten. Die Mehrheit wolle ihr Recht (!) nicht angetastet wissen, übe es aber mit großer Mäßigung aus im Gefühl ihrer Verantwortlichkeit, nur könne sie der Minorität kein Privilegium geben. Die Freiheit der Lehre dürfe allerdings nicht blos subjective Schranken haben, die Kirche habe das Recht zu verlangen, daß die, welche ihr dienen, auch ihr Interesse vertreten; ja auch ein wissenschaftlicher Lehrer kann zur Rechenschaft gezogen werden, wenn in Folge eines Buches das allgemeine Vertrauen in seine Wahrhaftigkeit und darauf, daß er im Geist und Interesse der Kirche lehre, vollständig erschüttert ist (— wie bei Schenkel! —). Nur sind die Bedingungen schwer aufzustellen u. s. w. Wir wollen keine neue Unions-Urkunde, man sieht die Dinge anders an, als sie gemeint sind. Aber ein Neues soll in unsre kirchliche Entwicklung kommen, denn es besteht ein durchgreifender Gegensaz in der Auffassung des Christentums. Im 17. Jahrhundert belebten die Pietisten die Kirche und die Orthodoxen wollten sie hinauswerfen, dann kamen die Rationalisten. Seither hat der menschliche, insbesondere der Deutsche Geist viel gearbeitet und diese Arbeit ist keineswegs allein aus der christlichen Grundanschauung hervorgegangen. Die freie Prüfung, abgesehen von aller Religion, hat ungeheuern Anteil an dieser Bewegung, die sich doch nicht vom Christentum losmachen kann. Wie soll sich nun die Kirche dagegen verhalten? In dieser Gährungszeit kann sie kein neues Bekentnis machen. Am alten festhalten, mit schonendem Verfahren in der Praxis, wollen Andere; aber ächte Söhne der Kirche sind doch nur diejenigen, welche an diesen alten Bekentnissen soviel möglich festhalten, — das ist ungefähr Ihre Ansicht. Aber die große Mehrheit der Gebildeten wird sagen: Wir gehören nicht mehr zu dieser Kirche (— was schadet das? sie kommen ja doch fast nie hinein, aber regieren wollen sie in ihr, das ist das falsche —). Wenn auch etwa die Hälfte der Geistlichkeit sich ein Ruhekissen aus dem Bekentnis machte, um in Amt und Brot zu bleiben, so hätten wir es ungefähr wie in der katholischen Kirche. Wir wollen die Bahn der Encyclika nicht wandern, gegen welche sich kein protestantisches Kirchenregiment öffentlich verwahrt hat (wozu sollte es das wol?), sondern wir wollen uns freundlich stellen zu der Bewegung des Geistes. Das ist das Größte am Christentum, daß es mit der Zeit zu gehen vermag. Keine Zeitperiode hat es wirklich überholt; wäre dies der Fall, so müßte es zu Grunde gehen. Wollen Sie nun zugestehen, daß auch die, welche Ihre christologischen Ueberzeugungen nicht teilen, der Kirche angehören oder wollen Sie sie hinauswerfen und ihnen ein Mal aufdrücken? Das ist für uns Frage der Ehre und des Rechts, davon können wir nicht lassen. Das ist das Neue in unsrem Antrag, wir machen es nicht, wir wollen es nur ausgesprochen wissen, als Grundlage des Friedens. Mehr als gleiches Recht mit uns können wir Ihnen nicht zugestehen. Wenn Sie den Frieden der Gemeinden wollen, so predigen Sie so orthodox als möglich, aber hüten Sie sich vor diesen Verketzerungen.

Diesen anmassenden Zeitansprüchen gegenüber stellte Hofgerichtsrath Stempf von Mannheim, noch einmal den Rechtsboden fest aus Pflicht selbst im Bewußtsein der Erfolglosigkeit, und dem fast unwiderstehlichen Reiz der Humanität entgegen, den jener Antrag zu haben scheint. Der objective Inhalt des §. 2 der Unions-Urkunde ist, wie Rothes Bericht im J. 1855 unwiderlegbar nachgewiesen hat, der, daß dem Recht der freien Forschung und den Bekentnissen eine gewisse, sich ausgleichende und ergänzende Berechtigung eingeräumt ist, keine subjective Lehrfreiheit, aber Mannigfaltigkeit in der Auffassung zum Leben und Gedeihen. Nicht am Buchstaben haften wir, aber am Kern der ewigen Grundwahrheiten halten wir fest. Die Worte: Gleichberechtigung für Alle, die sich unter Christus stellen, Ihn als das Haupt der Kirche anerkennen, sind zu weit und zu dehnbar, von Mißdeutungen und Mißbräuchen auszuschließen. Auch wenn Einer Christum nur als Menschen, wie wir, als besonderen Religions- und Sittenlehrer annehmen zu können glaubt, wird er sagen, er stelle sich unter Christum. Allein das Bekentnis der evangelischen Kirche stellt, auch abgesehen von der Sprach-

weise, Christum nach der Persönlichkeit und Versöhnungsberuf wesenlich anders dar, und ich muß das Verlangen der Anerkennung jenes Mannes, wenn ich ehrlich sein will, zurückweisen. Ihr Streben ist unverkennbar, die bisher neben dem Recht freier Forschung, anerkanten Bekentnisschriften soweit hinter jenes Recht zurückzustellen, daß kaum noch schattenhafte Umrisse derselben zurückbleiben, womit alles Gleichgewicht aufgehoben würde und ein den bestehenden Gesezen zuwiderlaufender Zustand einträte. Zu solcher offenbaren Aenderung der Rechte ist diese Synode nicht zuständig, es bedürfte dazu einer constituirenden Synode, welche mit Stimmeneinhelligkeit beschließen müßte, wie gleichfalls Rothe 1855 ausgeführt hat. Factisch sind Sie mehr als gleichberechtigt, wir baten um Gleichberechtigung bei der Besetzung der Lehrstühle der theologischen Fakultät in Heidelberg, sind aber zurückgewiesen worden. Ja wenn es so fort geht, so werden wir bald in die Lage kommen um Duldung bitten zu müssen. Sie berufen sich auf das Zeitbewußtsein, aber die Elemente desselben sind schon in den ersten Zeiten des Christentums da gewesen, und wenn Christus dem Bewußtsein seiner Zeit sich hätte beugen wollen, so hätte er das Christentum nicht gestiftet. Sind Sie überzeugt, der Bekentnisstand sei vom Zeitbewußtsein überholt, so schlagen Sie den gesezlichen Weg ein, denselben zu beseitigen; wenn Ihre Voraussetzung richtig ist, wird es Ihnen kaum schwer fallen, die nötige einmütige Zustimmung einer hiezu berufenen General-Synode zu erhalten. Ich stimme daher gegen den Antrag schon deshalb, weil ich unsre Synode nicht für zuständig halte, einen Beschluß von solcher Tragweite zu fassen.

Prof. Holzmann von Heidelberg, (der früher privatim geäußert hatte, es müsse aufhören, daß jedes Fisch- und Höckerweib sie als unchristlich und unberechtigt ausschreie — als ob das ein Papier einer Synode verhindern könte!) sprach äußerst gereizt: Viele fromme Christen können ihren Glauben nicht in die bisherigen Formen kleiden, (natürlich weil sie damit der Welt entsagen müßten!), ein fertiges Bekentnis können wir nicht hinstellen, deswegen haben wir Pietät(!) gegen die Bekentnisse. Eine Schranke der Lehrfreiheit erkennen wir an: wo das Christusbild nicht mehr sich als Schöpfer des christlichen Geistes erkennen läßt (wer entscheidet darüber?). Man wird sich zu helfen wissen (wir wissen wie?). Darauf incriminirt er die Protest-Partei, wobei Specht interpellirt: wenn wir geschwiegen hätten, so hätten die Steine geschrien! Er rühmt sich noch ein Weiteres zu haben, nämlich das, keinen Protest zu verantworten. — Aber an jenem Tage Seines Herrn! wird er da nicht wünschen im Namen Jesu protestirt zu haben?

Der letzte Redner ist Lamey, der ehemalige Neue-Aera-Minister. Gegen Mez, den er sonst hochschäzte, bemerkt er: wenn selbst Gebete dogmatisch critisirt werden, dann werde Alles befangen aufgefaßt (— aus ihnen aber spricht ja gerade der Geist oder Ungeist! —). Er meint, eine Bewegung gegen die Lehre Schenkels wäre berechtigt gewesen, aber nicht gegen seine Person. Unser Bekentnis steht nicht in Schenkels Buch, wir haben in gewissem Sinne Alle den Seminar-Direktor abgesezt und schließlich ist er selbst damit zufrieden gewesen u. s. w. Uns ist die heilige Schrift die Hauptsache (wird sie Jemand lesen, der die Kirche nicht besucht?), ich habe nie etwas Anderes aussprechen hören, als: wir stehen auf der heiligen Schrift, erst in einer Vorlesung des ultramontanen Philipps habe ich eine solche Ansicht von den Bekentnissen aussprechen hören (so spricht ein Mann, der Kirche und Schule neu regeln wollte! welche Gymnasial- und Universitäts-Bildung unsrer ersten Staatsdiener!). Wir wollen die Gleichberechtigung Aller, die sich unter Christus als das Haupt der Kirche stellen, aber wir wollen das in unserem Deutsch, nicht in dem Brauers (der die Kirchenraths-Instruction verfaßt), oder in der Sprache der Reformatoren aussprechen. Uns ist nicht zweifelhaft, wer Jesus Christus war! (wer? möchten wir fragen, ist er ihm Gottes Sohn?!). Wir machen kein Kirchen-Gesez, wir sprechen nur eine Ueberzeugung aus, bis eine andere General-Synode eine andere ausspricht. Man hat sich früher vor Preßfreiheit, Schwurgerichten gefürchtet, hier stehen wir auf einem Gebiet, dessen Schlüpfrigkeit auch der Staat (— der zufahrende Minister —) genugsam erfahren hat. Wen wollen wir jezt in der Kirche censurfrei machen? Die Geistlichen, denn die Laien sind es schon. Die Geistlichen werden es nicht zu arg machen; es kommen hie und da Leute, die meinen sie seien Reformatoren aber schon im Vicariat gewöhnen sie es sich schnell ab (was werden sie dann?). Die tüchtigen Geistlichen von der orthodoxen Seite achte ich viel höher, als die untüchtigen von dieser Seite. Diejenigen, welche nach Mühlhäusers Mitteilungen beten: Herr, hilf der Minorität! werden hoffentlich auch noch beten: Herr, erleuchte uns Alle! (Wir wollen, ob dies ernst oder nicht gemeint sei, es thun.)

Die Reden sind hiermit geschlossen, die Referenten haben noch zu repliciren, zuerst Mühlhäuser. Er erkent manche Sätze des Oberkirchenraths an, anderen widerspricht er auf dem Grund des geschichtlichen Charakters des Christentums mit dem alten Brauer. Aber der erste Teil des Erlasses verhalte sich gerade ebenso zum zweiten, wie Holzmanns Rede zu der Rothe's, der jezt unbeschränkt Lehrfreiheit wolle. Die Mehrheit sei nicht einig, schaffe einen rechtlosen Zustand. Man solle doch den armen Ketzern der Zukunft nicht das Recht verweigern, und sie nicht der Willkür der Behörde anheimgeben, damit doch Jeder wisse, wie weit er gehen darf. Sonst bringen Sie den Stein ins Rollen, und können ihn nicht mehr aufhalten. Wir haben wohl erwogen, ob wir nicht wenigstens einen Waffenstillstand schließen könten, aber es stehen sich zwei gewaltige unversöhnliche Gegensätze gegenüber. Auf die Frage: ob die Mehrheit in der Kirche stehe, ist die Antwort schwer zu geben, da man nicht weiß, wo die Richtung aufhört, ob bei Strauß oder noch über ihn hinaus? Würden Einzelne fragen, so wäre die Antwort bald gegeben. Es zieht sich noch ein Schmerz durch die Reden hindurch über unser Auseinandergehen, daher die Hofnung, daß sich die Gegensätze nicht schärfen, sondern mildern werden.

Beilage.

Hierauf schließt Schellenberg als Berichterstatter der Majorität: auch hinter ihnen stehe, wenn auch nicht grade Hände faltend, eine große Gemeinde von Brüdern und Schwestern, die den innigsten sittlichen Anteil nehmen; auch sie haben eine Gottesdienstgemeinde. Unser Glaube habe darum so viel Verschiedenheiten, weil er auf einer Person ruhe, daher das Recht einer christlichen Individualität ein eigentlich christliches Recht sei. Unsre Zeit als Ganzes genommen sei Christo näher als die reformatorische und apostolische Zeit, Schleiermacher habe ihr den Charakter aufgeprägt, sie sei eine reformatorische, wenn wir gleich keinen einzelnen Reformator unter uns haben. Seit 100 Jahren sind wir nebeneinander in der Kirche gewesen, dies soll nun als ein Recht ausgesprochen werden. Wir sprechen aber vor der Landeskirche die Verwahrung aus: wir wollen keine Lehrwillkür, sondern stellen uns unter Christum. Sodann constatiren wir: wir gehören zusammen und bedürfen uns gegenseitig. Je mehr wir Freiheit haben, desto stärker sei das Gefühl der Verantwortlichkeit; es muß uns die Rücksicht auf die Bildungsstufe und das Bedürfnis der Gemeinde stets leiten. Aber als Prediger wollen wir sein, wie wir sind, oder nicht sein. Die Verheißungen Gottes haben wir auch, ich gebe die Hofnung nicht auf: wir werden uns noch auf Jesu Christo und dem Grund der h. Schrift vereinigen.

Prälat Holzmann, der die darauf folgende Abstimmung leitete, erklärte zuvor: es thue ihm herzlich wehe, eine Abstimmung vornehmen zu müssen, in welcher beide Teile auseinandergehen; doch seien sich die Herzen viel näher, als die Worte. Gegen die 14 stehen 40, welche den Antrag mit den Erwägungs-Gründen annehmen.

So hat die Majorität gesiegt, die Minorität behielt sich aber eine Erklärung vor. Als nun diese in der nächsten Sitzung am 22. Mai von Kirchenrath Roth vorgelesen wurde, war der Präsident Bluntschli, der darin wirklich billig gewesen war, daß er je einem Redner der Viertelsminorität und einem der Dreiviertelsmajorität das Wort verliehen hatte, sehr frappirt und erklärte einen solchen Protest für „widerrechtlich und ordnungswidrig", denn die Synode habe beschlossen. Die Erklärung aber, welche weitere Folgen haben muß, besagt:

Die unterzeichneten Mitglieder der General-Synode erklären zu dem Protokoll der 12. Sitzung vom 18. Mai hinsichtlich des über die Bekentnisfrage gefaßten Beschlusses:

1. Der (sechste) Erwägungsgrund, daß „die Treue an dem großen Princip der Union unsre Kirche verpflichtet, diejenigen, die noch den älteren Standpunkt und die Anschauung früherer Jahrhunderte unbedingt festhalten, friedlich und zu gleichem Rechte mit denen zu verbinden, welche für die Darstellung der christlichen Wahrheit einen neuen Standpunkt und von da aus veränderte Ueberzeugungen gewonnen haben" — ist eine unberechtigte Folgerung aus der Union und steht in Widerspruch mit der Unions-Urkunde, welche ein unwiderrufliches Uebereinkommen nur zwischen der lutherischen und reformirten Kirche festsezt.

2. Der weitere (siebente) Erwägungsgrund beruft sich auf eine angebliche Erläuterung der Synode von 1861, welcher wir jedes gesezliche Ansehen absprechen müssen.

3. Gegenüber der Erklärung unter Nr. 2 hinsichtlich des Rechtes „der freien Aeußerung jeder evangelischen Gesinnung, die sich unter den Herrn Christum stellt und auf seinem Evangelium ruht", betrachten wir auf Grund der in der Synode von der Kirchenregierung gegebenen Erklärungen die Bestimmungen der Kirchenraths-Instruction von 1797 als fortwährend zu Recht bestehende Lehrnorm der vereinigten Landeskirche.

4. Die in der Erklärung unter Nr. 3 behauptete „volle Gleichberechtigung derjenigen Mitglieder und Diener unserer Landeskirche, welche von jenem Recht (Nr. 2) Gebrauch machen, mit denjenigen, welche den theologischen Standpunkt der Bekentnisschriften gegenwärtig noch vollständig teilen", schließt eine, den Charakter der Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, folglich den Unions-Vertrag von 1821 in seiner Grundbestimmung beseitigende neue Union in sich, für welche die General-Synode von 1867 eine Vollmacht nicht besizt, gegen deren rechtliche Kraft und Wirkung wir daher unter Berufung auf den unwiderruflichen Unions-Vertrag vom Jahr 1821 Verwahrung einlegen müssen.

Kirchenrath Roth in Karlsruhe, Dekan Sehringer von Emmendingen, Dekan und Kirchenrath Eberlin von Handschusheim, Dekan Hamm von Mauer, Dekan Höchstetter von Mosbach, Pfarrer (ehemaliger Oberkirchenrath) Mühlhäuser von Wilferdingen, Zwecker von Linkenheim, Dekan Bechtel von Durlach, Pfarrer Specht von Ispringen, Stadtpfarrer Greiner von Mannheim, Hofgerichtsrath Stempf von Mannheim, C. Mez von Freiburg, Dekan Gräbener von Nekarbischofsheim, Dekan Sachs von Deutsch-Neureuth.

Die weiteren Verhandlungen über Pfarrwahl, die in ihrem betrübten Zustand gelassen wurde, über die Schulsache u. s. w. übergehen wir als nicht allgemein wichtig und bemerken nur noch, daß die lezte That der Majorität darin bestand, in den General-Synodal-Ausschuß zwar nicht mehr Schenkel, aber lauter Männer der Linken, keinen conservativen zu wählen, ferner, daß sich an dem Synodalessen in Durlach nur 3 der Minorität aus persönlicher Freundschaft beteiligten, so wie daß am Mittwoch vor Himmelfahrt Zittel den Schluß-Gottesdienst in versöhnlichem Geiste hielt über Matth. 10, 32: Wer mich bekennet u. s. w. — aber welches Bekentnis hat er mit seinen Freunden abgelegt? — endlich, daß Nachmittags Tafel im Schloß war, nach welcher sich der Großherzog freundlichst mit den Ein-

zelnen unterhielt und gegen Einige äußerte, er sei durchaus mit Schenkels Buch nicht einverstanden. Möge ihn der Herr erleuchten, daß er, ehe er die Beschlüsse der Synode sanctionirt, nicht mit Doctrinären und Ideologen conferirt, sondern mit praktischen wahrhaftigen Christen, damit der Schaden und das Gericht von unsrer Kirche abgewendet wird, welches solche Beschlüsse unausbleiblich bringen müssen.

Wir aber segnen unsre Brüder für ihr unerschrockenes Zeugnis und danken Gott, daß sie nicht eine so feige, nichtssagende Stellung eingenommen haben, welche ihnen der Correspondent der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" Nr. 22 d. J. als Weisheit nachträglich vormalen will. Nein, Gottlob, daß die Geister auf einander geplazt sind und Alles wahr und klar herausgesagt ist. Es wird wirken in manchem redlichen Herzen von Synodal-Mitgliedern der Majorität, es wird wirken im Lande, ja weithin in Deutschland. Das gering geachtete Baden hat neben vielem Widrigen auch noch treffliche freie Zeugen der Wahrheit, welche der Kirche ihren Schaz nicht entreißen lassen.

Nachrichten.

Aus Ostfriesland.
Provinzial- und Landesconsistorium.

(Schluß.)

Hat man sich, wie eine Vergleichung der verschiedenen hannoverschen Gesangbücher besonders instructiv darthut, in den übrigen Landesteilen der pietistischen Richtung völlig erwehrt, so daß auch so beliebte Gesänge wie: „Eins ist not", „Wer ist wol wie du" dort keine Aufnahme fanden, so ist dagegen für Ostfriesland eine nähere Verwandtschaft mit dem kirchlichen Leben der reformirten Gemeinden die Folge gewesen. Dazu komt, daß die Gemeindeverfassung von Anfang an auf derselben aristokratisch-republikanischen Grundlage ruht, insofern als die Grundbesitzer zugleich die stimberechtigten Vertreter der Kirchengemeinde sind, die Prediger und Lehrer wählen und die kirchlichen Lasten tragen, wobei Lutheraner und Reformirte gleichberechtigt sind und nur ein etwaiger Katholik einen protestantischen Bevollmächtigten zu ernennen hat. So war es denn auch ganz der Sachlage angemessen, daß in der altpreußischen Zeit durch gleichmäßige Bildung von lutherischen und reformirten Inspektionen und Ernennung eines reformirten Consistorialraths die gemeinsame Verfassung weiter ausgebaut und ein paritätisches Consistorium zu Aurich eingerichtet wurde. Doch hat die Durchbildung derselben bis auf den heutigen Tag noch nicht recht gelingen wollen. Zwar ist der Parität halber seit den dreißiger Jahren die zweite lutherische Consistorialrathsstelle, welche von dem ersten Prediger zu Aurich bekleidet wurde, vacant gelassen. Aber die reformirten Prediger lieben es als das eigentliche Organ der reformirten Kirche ihren Cötus in Emden zu betrachten, der denn auch nach wie vor durch einen periodisch wechselnden Ausschuß die Candidaten examinirt, während die lutherischen Candidaten von beiden Generalsuperintendenten in Aurich examinirt werden und nur in den lezten Jahren der erste Pastor zu Aurich als dritter Examinator wieder hinzugezogen ist. Noch 1857 zielten ihre in der kürzlich erschienenen Broschüre: „Furcht und Hoffnung der reformirten Kirche Deutschlands" belobten, der hannoverschen Regierung in einer Denkschrift übermittelten Vorschläge auf Beseitigung des consistorialen Regiments und Bildung einer gesonderten reformirten Kirche für Hannover mit ausschließlich synodalen Ordnungen. Jezt scheint man aber davon mehr zurück zu kommen und zunächst das Muster der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung ins Auge zu fassen, wie denn überhaupt die bisherigen holländischen Traditionen immer mehr von deutschen Anschauungen durchbrochen werden. Um so mehr wird denn auch von dem lutherischen Teile die Pflege der bisherigen Gemeinschaft als Pflicht erkant. Hat sie sich bis jezt in der Gemeinsamkeit des obersten Kirchenregiments, der gegenseitigen freiwilligen Zulassung zum heiligen Abendmal und zur Kanzel, dem gemeinsamen Schullehrer-Seminar, den gemeinsamen Anstalten für äußere und innere Mission, Gustav-Adolfs-Verein u. dergl. ausgesprochen, so glauben wir hierin eine genügende Basis für eine gesunde Weiterentwicklung auf dem Wege der Conföderation zu besitzen, während freilich eine Alterirung des Bekentnisstandes, vor welcher die Geschichte Ostfrieslands nur zu nachdrücklich warnt, als ein durchaus zu vermeidendes Uebel erscheint.

Wenn sonach der kirchlichen Verschmelzung Ostfrieslands mit Hannover nicht bloße partikularistische, sondern geschichtlich begründete Bedenken entgegen stehen, so drängt sich gegenwärtig immer ernster die Frage auf, wie sich dieselbe vermeiden lasse. Eine Verbindung der verschiedenen Landesteile, durch welche die bisherige Isolirung derselben aufgehoben wird, muß ja wünschenswert und heilsam genant werden. Und wenn auch der, zunächst den althannoverschen Verhältnissen angepaßten Synodalordnung wenig Sympathieen in den ostfriesischen Gemeinden entgegen kamen, wenn auch für die von den ostfriesischen Mitgliedern dringend vertretene Provinzialsynode nur die Möglichkeit offen gelassen wurde, so konte man sich doch der Erkentnis der Notwendigkeit einer gemeinsamen Oberleitung nicht verschließen, zumal durch dieselbe den kleinern Consistorien, namentlich auch dem ostfriesischen mit seiner „Kirche geringen übersichtlichen Umfangs" die Möglichkeit fernern gedeihlichen Bestehns nicht genommen werden sollte. Die Umgestaltungen des verflossenen Jahres scheinen aber zu einem raschern Vorgehen auf dem Wege der Centralisation den Anstoß gegeben zu haben, was durch den in die Oeffentlichkeit gedrungenen Plan, beide theologische Examina nach Hannover zu verlegen, in genügender Bestimtheit angekündigt wird. Daß dies namentlich in Ostfriesland Verstimmung erregen werde, scheinen auch die althannoverschen Geistlichen anzunehmen, wofür die Thatsache einen charakteristischen Belag bildet, daß die mehrerwähnte Dankadresse der 700 Geistlichen an das Landesconsistorium hier so gut wie unbekant geblieben ist; obwol die Gemeinschaft der Confession sich gewiß nicht würde verleugnet haben. Es wäre nicht zu verwundern, wenn dadurch Anträge auf Lösung der bisherigen Verbindung mit Hannover und Anschluß an Westfalen, wie sie im Zusammenhang mit der Stimmung des verflossenen Jahres von den Emshäfen und von reformirten Predigern ausgegangen sind, auch von lutherischer Seite veranlaßt wären. Doch ist dies nicht der Fall. Die bestehenden Verbindungen behalten über vorübergehende Verstimmungen durchgehends den Sieg. Nur hat sich das Bestreben darauf richten müssen, auf Erhaltung möglichster Selbständigkeit für Ostfriesland hinzuwirken.

Freilich erhebt sich da die Frage, ob nicht gerade die zu erwartende neue Provinzialordnung dem entgegen stehen werde. Wenn die Möglichkeit vorliegt, daß der Regierungssitz aus Ostfriesland verlegt und die Verwaltung der kirchlichen Externa wie der Schulsachen der Competenz der Consistorien entzogen werde, so würde freilich für dieselben nicht viel mehr übrig bleiben und die vollständige Ueberweisung der Interna an das Landesconsistorium die Folge sein müssen. Dagegen wird sich aber geltend machen lassen, daß nach Jacobson's Kirchenrecht in den altpreußischen Provinzen die Zurückgabe der Externa an die Consistorien im Princip bereits entschieden sein soll, also in den neuen Provinzen eine Beschränkung der bisherigen Competenz der Consistorien nicht mehr wahrscheinlich sein dürfte. Und wenn nun Friesland gerade im preußischen Staatsganzen am ersten auf Anerkennung einer gliedlichen Berechtigung rechnen darf, wenn die hier bestehende kirchliche Conföderation, die sich nur bei möglichster Selbstständigkeit des Consistoriums erhalten läßt, als eine Präformation für die früher oder später doch herzustellende Verbindung der gesamten preußischen Landeskirche erscheint, so dürften um so mehr die dahin zielenden Petitionen, welche von hier aus abgegangen sind, auf günstige Aufnahme zu hoffen haben. Einer Eingabe der lutherischen Superintendenten und Stadtprediger, die am 6. März zur Vereidigung nach Aurich berufen waren, ist nämlich eine mit Beifall aufgenommene Petition der Prediger und Kirchenvorsteher an Königl. Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gefolgt. Als Belag für die vorwaltende Stimmung, wie für das im Obigen Ausgeführte möge dieselbe hier zum Schluß eine Stelle finden:

„Dem Hohen Königl. Ministerio erlauben sich die unterthänigst unterzeichneten lutherischen Pastoren und Kirchenvorstände Ostfrieslands Folgendes ehrerbietigst vorzutragen:

Die Provinz Ostfriesland besitzt an dem Consistorium in Aurich den im engsten Zusammenhange mit ihrer besondern Geschichte gewordenen Mittelpunkt ihres kirchlichen Lebens, durch den die kirchlichen Verhältnisse ihre dem volkstümlichen und kirchlichen Character der Provinz entsprechende Leitung und Pflege finden, und an dem sowohl die beiderseitige Selbstständigkeit, als der gegenseitige Friede der beiden evangelischen Confessionen ihren Stützpunkt haben. Darum können wir nur dafür halten, daß die kirchliche Zukunft unserer Provinz mit der Zukunft unsers Consistoriums in innigster Wechselbeziehung steht. Wenn nun dem Vernehmen nach die lutherischen, theologischen Prüfungen unserm Consistorium entzogen und vor das Königl. Landesconsistorium in Hannover verlegt werden sollen, so scheint uns damit die lebendige Beziehung unsers Consistoriums zu der lutherischen Geistlichkeit für die Zukunft in Frage gestellt, wenigstens eine Hauptbedingung des Einflusses des Consistoriums aufgehoben zu werden und dieses selbst zu einer rein formellen Behörde herabzusinken.

So dankbar erfreut wir darüber sind, — welche Freude wir hier auszudrücken nicht unterlassen können, — daß wir durch unsere Zugehörigkeit zu dem Bereiche des Königl. Landesconsistoriums der demselben unter dem 8. December v. J. gewordenen Allergnädigsten Königlichen Zusicherung, „daß die neuen Unterthanen Sr. Majestät unter Seinem Scepter ruhig und in Frieden ihres Glaubens und Bekentnisses leben werden," mit teilhaft geworden sind, und so sehr wir, gerade angesichts unserer verwickelten kirchlichen Verhältnisse, aus dieser Königlichen Zusicherung die Zuversicht schöpfen, daß der wegen des Durcheinanderwohnens der beiden Confessionen sehr empfindliche kirchliche Friede bei uns jezt ungestört bleiben dürfe: — so schmerzlich würde es uns berühren, wenn eben dieser Zugehörigkeit nun der Einfluß und die lebendige Einwirkung unsers Provinzial-Consistoriums zum Opfer gebracht werden müßte. Freilich dürfen wir nicht anstehen zu bekennen, daß wir über die lezten Gründe der Notwendigkeit dieses Opfers ein Urteil nicht haben; aber die Bitte glaubten wir uns, in Aehnlichkeit der Vorstellung der lutherischen Superintendenten und Stadtprediger Ostfrieslands vom 6. März d. J. nicht versagen zu dürfen und zu brauchen, die wir hiermit dem Hohen Königlichen Ministerio unterthänigst vorzulegen wagen:

Es wolle Hochdasselbe Verhandlungen darüber zulegen lassen, ob nicht diese in Aussicht stehende Einschränkung des Machtgebiets unsers Consistoriums rückgängig gemacht werden und dasselbe möglichst unversehrt erhalten bleiben könne, damit wir so der Königlichen Zusicherung des ungestörten Verbleibens bei unserm Glauben und Bekentnis uns ungetrübt freuen können.

In der Hoffnung, mit dieser Aussprache unserer innersten Ueberzeugungen und Wünsche nicht unerhört zu bleiben, verharren wir Eines hohen Königlichen Ministerii unterthänigste

(folgen die Unterschriften.)

Hannoversche Pastoral-Conferenz.

Die diesjährige Pastoralconferenz wurde, wie gewöhnlich in der vollen Woche nach Pfingsten, am 19. und 20. Juni unter sehr zahlreicher Beteiligung von Geistlichen der Landeskirche und Gliedern des Kirchenregiments zu Hannover abgehalten.

Der vorhergehende Tag war der Jahresfeier der Mission gewidmet. Die Morgenpredigt in der bis zum Chor hinauf überfüllten Kreuzkirche hielt Pastor Harms aus Hermannsburg, der Mann, dem die Gnade verliehen ist, die Arbeit seines vollendeten Bruders in gleicher Kraft und gleichem Segen fortzusetzen. In anderthalbstündiger Rede, ebenso schlicht und einfach wie gewaltig, pries er das göttliche Erbarmen, welches die kleinen und geringen Anfänge so reich gesegnet und nach 16jährigem Bestande der Hermannsburger Mission nicht allein in Afrika weite Thüren geöffnet, sondern auch in Ostindien, Australien und Nordamerika vielversprechende Arbeitsfelder geschenkt hat. — Ebenso ansprechend war die Nachmittagsfeier auf der Burg bei Herrenhausen. Tausende waren unter den hohen Eichen versammelt, Choräle mit Posaunenbegleitung wechselten mit den Vorträgen, die in lautloser Stille angehört wurden. Wir erwähnen nur die mächtige Rede des Pastors Kreusler aus Pyrmont und die erwecklichen Ansprachen des Pastors Freitag zu Hannover und des Missions-Inspectors Drewes zu Hermannsburg.

In den Nachmittags- und Abendstunden des ersten Conferenztages wurde auch die Jahresfeier der Hannoverschen Bibelgesellschaft gottesdienstlich begangen und eine Vereinigung gestiftet, welche die Bestrebungen der innern Mission im Sinne der lutherischen Kirche organisiren und für dieselben ein zusammenhängendes und einheitliches Wirken anbahnen und fördern will. Der Plan, ausgegangen von dem Evangelischen Verein zu Hannover, hat sehr allgemeine Zustimmung gefunden.

Es war ohne Zweifel das drückende Gefühl der gegenwärtigen kirchlichen Lage, was am ersten Conferenztage die ungewöhnlich zahlreiche Versamlung erfüllte. Kaum faßte das sonst wol geeignete Local die Teilnehmer, deren Zahl man weit über 200 schäzte. Durch den Gesang:

„Komm heiliger Geist“ und eine treffliche, ergreifende Ansprache von Pastor Münchmeyer zu Bergen über Joh. 21, 17—19 wurde dem eigentlichen Gegenstande der Verhandlung der rechte Boden bereitet. Pastor Lohmann aus Müden leitete die Besprechung ein durch einen klaren und gründlichen Vortrag über die Frage: „Was soll unter den dermaligen Umständen vom Selsorger geschehen, um seine Pfarrkinder in der Treue gegen unsere lutherische Kirche zu befestigen?“ Es wurde die große Gefahr anschaulich gemacht, die durch die jetzigen Zeitverhältnisse, namentlich durch die Verpflanzung vieler Unirten in unsere Gemeinden und umgekehrt vieler Lutheraner in unirte Gegenden oder Kreise, sowohl der Kirche im Ganzen, wie den Einzelnen drohe, der Treue gegen ihre Kirche entfremdet zu werden. Es wurde den Selsorgern zur Gewissenspflicht gemacht, dieser Gefahr nach Kräften entgegen zu arbeiten, und treffliche Rathschläge gegeben, wie man durch Rede und Schrift, wie Predigt und selsorgerliche Pflege dahin zu wirken habe. Gern hätten wir es gesehen, wenn besonders diese praktische Seite durch Rede und Gegenrede klarer gestellt, Mittel und Wege der pastoralen Thätigkeit nach dieser Richtung hin ausführlicher erörtert wären. Dafür blieb indeß leider in der Verhandlung gar kein Raum. Sie wurde ausschließlich hingenommen durch die brennende Frage des Tages über die Zulassung Unirter zum lutherischen Abendmale. — Bekantlich hat das Hannoversche Consistorium vorgeschrieben, daß einzelne Unirte gastweise zum lutherischen Abendmale zugelassen werden dürfen, wenn sie aufrichtig und mit voller Ueberzeugung der lutherischen Abendmalslehre und Ordnung zustimmen. P. Lohmann dagegen hatte den Saz aufgestellt, die Treue gegen unsere Kirche verlange, daß überhaupt Niemand zum lutherischen Abendmale zugelassen werde, der irgendwie mit der unirten Kirche verflochten sei, es sei denn, daß er vollständig zur lutherischen Kirche übertrete und der Union für immer absage. Nach dem Grundsatze: Abendmalsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft — erklärte der Referent und mit ihm einige andere Mitglieder, Gewissens halber selbst solche Lutheraner (z. B. aus den Pommerschen und Ravensbergischen Gemeinden) auch gastweise nicht zum Tische des Herrn zulassen zu können, die, wenn auch nach Glauben, Bekentnis und Ritus vollständig der lutherischen Kirche angehörend, doch in einem gewissen Zusammenhange mit der Union gestanden und gegen den Verfassungsparagraphen, welcher die grundsäzliche Abendmalsgemeinschaft ausspricht, nicht protestirt hätten. Hiergegen wurde von anderer Seite, augenscheinlich im Sinn der Mehrheit der Versamlung, Verwahrung eingelegt. Ein sehr correct lutherisches Mitglied erklärte, dies sei nicht der Standpunkt unserer lutherischen Landeskirche, sondern der separirte Standpunkt, von welchem aus es nur einen Weg gebe, den der Separation. Es wurde bemerkt, daß es unverantwortlich sei, einen im Glauben und Bekentnis mit uns einigen Bruder blos wegen eines Verfassungsparagraphen, wegen eines ganz äußerlichen Verhältnisses zur Union, vom Tische des Herrn zurückzuweisen. Auch warnte man, den Bogen nicht zu straff zu spannen und dadurch den Bruch herbeizuführen. P. Lohmann hatte es Thorheit genant, bei drohender Ueberschwemmung Lücken in den Deichen zu lassen, durch die die wilden Wasser einbrechen könten. Er könte sich von den Leuten in den Niedrungen sagen lassen, daß es noch größere Thorheit ist, einer unvermeidlichen Ueberflutung noch für einige Stunden durch Aufdeichen zu wehren, da dann das wilde Element nur um so verheerender hindurchbricht, — man läßt es sich vielmehr angelegen sein, dem Unvermeidlichen in möglichst unschädlicher Weise freien Lauf zu lassen, und harret geduldig der Befreiung, der nach göttlicher Ordnung zu erhoffenden Beseitigung des Uebels. —

Daß übrigens die Zeit nicht darnach angethan sei, sich großer Vertrauensseligkeit hinzugeben, davon wurde die Versamlung noch besonders durch einen Vorfall aus den lezt vergangenen Tagen erinnert. Durch eine Ordre der Militairbehörde und ohne irgendwelche Beteiligung der kirchlichen Behörden sind die drei Geistlichen der lutherischen Garnisongemeinde suspendirt, die Kirchenbücher derselben militairisch in Beschlag genommen und die Gemeinde aufgelöset oder an die unirten Militairgeistlichen überwiesen. Gewiß schon ein ansehnliches Beispiel von Ueberflutung!

Von Abstimmungen, Beschlüssen, Resolutionen konte hier selbstverständlich nicht die Rede sein. Die Versamlung war einig in der Treue gegen ihre Kirche; sie stand in ihrer großen Mehrheit zu den Grundsätzen, welche das Consistorium in Betreff der Zulassung zum Abendmale für maßgebend erklärt hat; es blieb ihr das Vertrauen auf das Königliche Wort, das unserer Kirche Schuz ihres Bekentnisses und ihrer Ordnungen verheißen hat; und sie befahl sich und unsere liebe Kirche in die Gnade des Herrn mit dem Gesange: „Laß mich Dein sein und bleiben.“ —

Ueber die Verhandlungen des zweiten Conferenztages sei nur in aller Kürze bemerkt, daß sie durch eine erweckliche Ansprache des Pastors Räber aus Schenßel über Apgsch. 2, 42—47 eröffnet worden und daß Pastor Meyer aus Kirchdorf den einleitenden Vortrag über „die Rechtfertigung aus dem Glauben — Veranlassung zur Wahl dieses Gegenstandes, die Lehre Pauli übereinstimmend mit der des Petrus und Johannes, Versuch einer Ausgleichung mit Jacobus, Lehre der Kirche und Verdunkelung derselben durch die Vermittelungstheologie, Bedeutung der reinen Lehre für Glaubensleben der Christen“ — hielt. Wir bedauern weder den Vortrag noch die Debatte näher darlegen zu können und bemerken nur, daß sowohl der Proponent als die mehrsten der Redner ihren Dissens gegen die Ansichten aussprachen, welche in der Ev. Kirchenzeitung über den Brief des Jakobus und die Sünderin vorgetragen sind, wobei indeß nicht übersehen werden darf, daß diese Fragen gerade jezt in lebhafter, noch nicht abgeschlossener Verhandlung begriffen sind.

Die Wupperthaler Festwoche

wird, so Gott will, in diesem Jahre vom 11. bis 18. August gefeiert werden. Die Reihenfolge der Feste wird folgende sein:

Sontag, den 11. August: Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes. Montag, den 12. August, Nachmittags: Jahresfest der Bergischen Bibelgesellschaft mit Nachversamlung. Festredner: Hr. C.-R. Stählin von Ansbach und Hr. Pfr. Sachse von Hechingen. Dinstag, den 13. August, Vormittags: Jahresfest des Rheinisch-Westfälischen Vereins für Israel. Nachmittags: Jahresfest der Evangelischen Gesellschaft: Festredner u. A. Hr. Pastor L. Meyer von Paris. Mittwoch, den 14. August, Vormittags: Jahresfest der Rheinischen Missionsgesellschaft. Festredner: Hr. Pfr. Blumhardt von Bad Boll und Hr. Inspect. Dr. Fabri. Ordination und Abordnung mehrerer Missionare. Nachmittags: Oeffentliche Missions-Conferenz. Bericht über die Rheinische Mission und Ansprachen auswärtiger Festgäste. Donnerstag, den 15. August, Vormittags: Allgemeine kirchliche Conferenz. Thema der Verhandlung: Die heilige Schrift gegenüber dem Naturalismus. Referent: Hr. Prof. theol. Nebe von Herborn. Nachmittags: Freie Versamlung mit Ansprachen auswärtiger Festgäste. Freitag, den 16. August, Vormittags: Pastoralconferenz. Thema der Verhandlung: Die Lehre der Rechtfertigung, mit Rücksicht auf die neuerlichst über dieselbe gepflogenen Verhandlungen. Referent: Hr. Past. Beyer von Elberfeld. Nachmittags: Jahresfest der Wupperthaler Tractatgesellschaft. Festredner u. A. Hr. Pfr. Gerber von Bern. Sontag, den 18. August: Jahresfest der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika. Festredner u. A. Hr. Pastor Mohn aus Hoboken (New-York).

Am Mittwoch und Donnerstag werden in verschiedenen Kirchen des Thales von auswärtigen Festgästen Abendpredigten gehalten werden. Auswärtige Freunde, die ein Logis bei Gastfreunden wünschen, sind gebeten, sich spätestens bis zum 6. August brieflich im Missionshause anzumelden.

Barmen und Elberfeld, Anfang Juli 1867.

Das Fest-Comité.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 31. Juli. № 61.

Die 16. allgemeine deutsche Lehrerversamlung.

Die allgemeine deutsche Lehrerversamlung hat zum sechzehnten Male vom 11. bis 13. Juni in Hildesheim getagt. Was uns darüber zur Kunde gekommen ist, wollen wir unparteiisch in diesen Blättern mitteilen und beleuchten, die sich von jeher zum Zweck gesezt haben, der Zeit ihr Bild zu zeigen.

Schon im vorigen Jahre waren alle Vorbereitungen zur Lehrerversamlung getroffen, aber des ausbrechenden Krieges wegen mußte sie vertagt werden. Man glaubte schon, daß sie für immer schlafen gegangen wäre. Der Krieg hatte eine andere Temperatur in die geistige Atmosphäre gebracht. Das Interesse war vorwiegend hingerichtet auf die öffentlichen politischen Verhältnisse. So sehr gewisse Zeitungen und Tagesblätter die Sympathien für die Versamlung auch dann und wann wieder anzufachen suchten, so wollte die Sache doch nicht populär werden, und die Stimmung dagegen blieb eine völlig indifferente.

Eine neue Anregung gab der Centralausschuß. Er stellte an den Ortsausschuß in Hildesheim den Antrag, daß die Versamlung in diesem Jahre abgehalten werden möchte, und in Folge dieses Impulses constituirte sich der Ortsausschuß, der seine Thätigkeit eingestellt hatte, von Neuem, und griff die Sache wieder an. Die Geistlichen Hildesheims lehnten jegliche Beteiligung ab.

Es kam dem Ortsausschuß zunächst darauf an, ein passendes Versamlungslokal zu gewinnen, „welches der Würde und den Zwecken der Versamlung entspräche." Zufolge eines an den Kirchenvorstand zu St. Andreae gerichteten Antrages faßte dieser per majora, unter dem Dissens der Geistlichen, den Beschluß, der Versamlung die geräumige St. Andreaskirche zur Verfügung zu stellen. Der Beschluß wurde aber vom General-Gouvernement in Hannover annullirt und die Ueberweisung der Kirche zu dem fraglichen Zweck verboten. Der Ortsausschuß wandte sich nun an das Cultusministerium in Berlin, und machte in einer Eingabe geltend, daß die Abhaltung der Versamlung, die voraussichtlich sehr zahlreich werden würde, überhaupt in Frage gestellt sei, wenn ihr nicht eine der evangelischen Kirchen Hildesheims eingeräumt würde. Auch soll von einer andern maßgebenden Stelle dem Cultusministerio zur Erwägung anheim gegeben sein, daß die Ehre der Stadt Hildesheim in der fraglichen Angelegenheit engagirt sei, daß man auf die Loyalität der Bevölkerung rechnen könne, wenn die Benutzung einer der evangelischen Kirchen für den vorliegenden Zweck gewährt werde.

Wir wissen nicht, ob diese Gesichtspunkte auf die Entscheidung des Cultusministeriums von Einfluß gewesen sind, genug, es erschien eine Verfügung des Ministers der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vom 4. Juni, kraft welcher die Benutzung einer der Kirchen Hildesheims für die Zwecke der Versamlung ausnahmsweise für dieses Jahr gestattet wurde, unter der Bedingung, daß der Ortsausschuß die Gewähr übernähme, daß Vorgänge vermieden, event. sofort gerügt und reprimirt würden, welche mit dem Frieden, dem Ernst und der Würde nicht vereinbar sind, die in einer Kirche jederzeit stattfinden müssen.

Die Ministerialverfügung fürchtet also, daß möglicher Weise Excesse in der Versamlung vorkommen könten, welche mit der Würde eines Gotteshauses streiten. Diese Möglichkeit einer Versamlung von Lehrern zuzutrauen, welche die Erziehung und Bildung der deutschen Jugend zu ihrer Aufgabe haben, sie indirect zu einem wolanständigen Betragen zu ermahnen — wir müssen gestehen, es war kein Compliment für die Versamlung, sondern im Grunde eine etwas starke Beleidigung. Indessen man machte von der mit solchen Cautelen umstellten Erlaubnis Gebrauch, der Vorhalt der Ministerialverfügung genirte weiter nicht, ja man pries sie als einen Act religiöser Weitherzigkeit, daß das preußische Gouvernement anfange, liberalere Bahnen zu betreten, und die Versamlung begann am 11. Juni in der St. Andreaskirche. Man hatte freilich ausgesprengt, daß voraussichtlich 1000 bis 1500 Fremde sich einfinden würden. Die wirkliche Zahl betrug aber nur 5—600, die in verschiedenen andern Localen der Stadt Hildesheim hinlänglich Raum gefunden hätten.

Die allgemeine deutsche Lehrerversamlung hat bereits ihre Geschichte, hat sich durch ihre ganze Haltung sattsam gekenzeichnet. Wenn wir im Folgenden ihre Leistungen, überhaupt ihren Charakter näher zu beleuchten versuchen, so haben wir selbstverständlich nur die Sache im Auge, nicht die Personen.

Man kann sich nicht mehr täuschen über den Geist, der durch die Versamlung seit Jahren weht, wenn man die Berichte der beiden vorlezten Versamlungen in Mannheim und Leipzig in der allgemeinen deutschen Lehrerzeitung lies't. Prof. Roßmäßler weiset in einem Vortrage, den er vor 2 Jahren in Leipzig gehalten hat, der Versamlung den Standpunkt an, den sie in der gegenwärtigen Zeitströmung einzunehmen habe, resp. einnehme.

Wenn man auf den Grund seiner mannigfach umhüllten Worte hinabsieht, so proclamirt er die Philosophie des reinen Diesseits, den nackten Materialismus. Die übersinliche Weltanschauung (dies ist etwa der Sinn seiner Rede) sei nicht mehr die Anschauung des 19. Jahrh. Das gegenwärtige Geschlecht habe sich davon emancipirt, und der Zug, der durch die gegenwärtige Zeit hindurchgehe, sei der, die Natur zu erfassen und zu begreifen. Er rühmt es der Versamlung nach und begrüßt sie, weil sie in dieser Zeitströmung stehe, und die Aufgabe des gegenwärtigen Jahrhunderts begriffen habe. Wir haben von keinem Proteste aus der Versamlung gegen diese Auslassungen gelesen, sind aber keineswegs der Meinung, daß jedes einzelne Mitglied der Versamlung sich auch schon zu dem Roßmäßlerschen Evangelio bekenne, und mit der übersinlichen Weltanschauung, welche eins ist mit der Gottes- und Weltanschauung des Christentums, rundweg und vollständig gebrochen habe. Es gibt in solchen Versamlungen eine Zahl decidirter Geister, welche den Ton angeben und bestimt wissen, was sie wollen. Hinter ihnen zieht der große Troß urteilsloser Leute, die noch nicht so weit gehen, als jene Entschiedenen, die aber doch nichts in sich haben, was sie ihnen entgegensetzen können. Sie laufen eben mit. Daß die positive christliche Wahrheit keine Lebensmacht in der allgemeinen deutschen Lehrerversamlung ist, daß sie bedeutende Sympathien für die Roßmäßlersche Philosophie des Diesseits hat, der Eine mehr bewußt, der Andere mehr unbewußt — das that sich in Leipzig in mehreren eclatanten Fällen kund. Denn, um nur Eins anzuführen, als nach einem seichten Vortrage über die Methode des Religionsunterrichts, und nach einer unerquicklichen Debatte, die sich meistens in Abstractionen bewegte, und in der nichts Rechtes zu liegen kam, endlich ein Redner das Wort ergriff, und den selbstverständlichen Saz aussprach, daß, wer einen fruchtbringenden Religionsunterricht erteilen wolle, auch religiöse Positivitäten, das Wort Gottes und die christliche Wahrheit unter dem Fuße haben, und vom heiligen Geiste erleuchtet sein müsse — da ging ein solcher Sturm durch die Versamlung, die in einer christlichen Kirche tagte, daß der Redner die Tribüne verlassen mußte. Es war ein Zeichen! Die Versamlung sprach sich in diesem Vorkomnis das Urteil. Roßmäßler mit seiner diesseitigen Weltanschauung und seinem verkappten Materialismus erntete Beifall. Aber eine von der christlichen Wahrheit durchdrungene Persönlichkeit ist der Versamlung ein solches Aergernis, daß sie einem allgemeinen Sturme weichen muß. Es war wider den Anstand, in dieser Versamlung von solchen specifisch christlichen Dingen zu reden, und indem der Redner sie ihnen dennoch kühn und unverholen vorrückt, ist es der Versamlung, als habe sie ein Gespenst gesehen. Es war ein Zeichen! — Wir haben nicht gelesen, daß die Versamlung durch Scharren und andere Zeichen des Misfallens dem Rabbiner Goldschmidt aus Leipzig das Wort entzogen hätte, der es im Namen des Judentums aussprach, daß die Deutschen ohne Rücksicht auf Religion und Confession sich in Sachen der Nation als ein einig Volk von Brüdern fühlen müsse, daß aller Auctoritätsglaube und alle Unduldsamkeit verschwinden, und ein allgemeiner Religionsunterricht eingeführt werden müsse, wie denn auch schon auf Leipzigs Schulbänken die Juden- und Christenkinder neben einander säßen.

Auch wurde kein Widerspruch laut, als der Lehrer Wander aus Schlesien für eine ganz allgemeine Religion war ohne confessionelle Färbung, und für den Religionsunterricht es als Regel hinstellte, daß derselbe den Kindern nicht massenweise, sondern in kleinen homöopathischen Dosen verabreicht werden müsse.

Die Versamlung schien sich bei solchen Auslassungen sehr wol zu befinden und in dem ihr eigentümlichen Fahrwasser zu sein.

Wenn wir die deutsche Lehrerversamlung nach ihren Leistungen beurteilen sollen, was davon in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, so können wir sagen: Sie repräsentirt die gewöhnliche flache Durchschnittsbildung der gegenwärtigen Zeit. Die moderne Bildung sezt eine Masse von Kentnissen und Fertigkeiten in Umlauf und weiß diese bis in die untersten Schichten des Volkes zu verbreiten. Sie sorgt für eine gute Handschrift, für gewandtes Rechnen, coulanten Styl, für eine gewisse Menge von geographischen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen, mathematischen und literarischen Kentnissen. Sie kent Schiller und Goethe, Lessing und Jean Paul u. s. w. Nathan der Weise hat bei ihr kanonisches Ansehn. Ihre gewöhnliche tägliche Nahrung zieht sie aus einer gewissen Sorte von Zeitungen und Zeitschriften, unter denen etwa die Gartenlaube in oberster Stelle prangt. Mit einer gewissen Routine weiß sie sich in dem ihr eigentümlichen Kreise von Begriffen und Gedanken zu bewegen, die sie so eben aus Zeitungen und Zeitschriften aufgelesen hat. Ueberhaupt steht bei ihr die Routine an der Stelle wahrer Bildung, und man hat deshalb auch einen solchen modern Gebildeten vom gewöhnlichen Schlage immer in der ersten Viertelstunde weg; man hat ihn ausgelesen. Zu einer vertiefteren Geistesbildung findet er keine Ruhe und Samlung, und zu der höhern Welt, die uns im positiven Christentume erschlossen ist, hat er so gut wie all' und jegliches Verhältnis verloren. Halbe Cultur treibt den Menschen meistens in das Gebiet der Abstractionen und allgemeinen Begriffe, die sich mit leichter Mühe aneignen lassen, die in der dunstreichen Atmosphäre der jetzigen Zeit Einem anfliegen, wie Staub, den der Wind aufwirbelt. Man sehe die gewöhnliche moderne Bildung an, ob dies nicht ihr Charakter ist! Abstract ist die Politik, die sie treibt und in der sie macht, nie den wirklichen Thatsachen, den realen Lebensverhältnissen Rechnung tragend. In welches Chaos würde die Welt hineingeworfen werden, wenn unsere öffentlichen Verhältnisse nach den abstracten Begriffsschablonen der modernen Bildung umgestaltet würden! Abstract sind die religiösen und sittlichen Anschauungen, in denen sie sich bewegt. Das Christentum besteht in göttlichen Thaten und Thatsachen, es ist eine Realität, aber kein Begriff. Auf dem Grund und Boden dieser objectiven göttlichen Thatsachen ist jene Gedankenwelt erwachsen, die im Worte Gottes ihren Ausdruck gefunden hat. Da ist Alles lebensvoll, inhaltsreich, weil Alles auf göttlichen Thatsachen fußt. Wer aber

die göttlichen Realitäten des Christentums bei Seite schiebt oder leugnet, der muß sich dann notwendig in inhaltsleere, ausgehungerte Begriffe verlieren und das Lebendige in dürre Abstractionen auflösen. Dieser Zug geht durch die gewöhnliche moderne Bildung der Gegenwart. Abgewandt, ja im feindlichen Gegensaz zu den lebendigen Realitäten des Christentums, verflüchtigt sie dieselben zu leeren todten Begriffen. Sie treibt auf diesem Wege der geistigen Barbarei entgegen, so sehr sie auch das Monopol des geistigen Fortschritts zu haben glaubt, und wenn nicht noch andere positive Mächte im deutschen Volke vorhanden wären, so wäre unser Ende nicht mehr fern und wir würden bald zur völligen Unbedeutendheit hinabsinken. Denn was bedeutet noch ein Volk, welches von den höhern übersinlichen Realitäten nur noch elende abstracte Begriffe übrig behalten hat, und sich in Beziehung auf alle höhern Fragen nur noch skeptisch verhält? Auf diesem ausgehungerten Boden gedeiht nichts Lebenskräftiges und Tiefes mehr.

Die vorstehenden Bemerkungen drängten sich uns auf, als uns die Themata und Thesen zu Gesicht kamen, die auf der diesjährigen Lehrerversamlung in Hildesheim hauptsächlich verhandelt werden sollten. Die Thesen beweisen es auf das Eclatanteste, daß die Lehrerversamlung ganz auf dem Niveau der gewöhnlichen modernen Durchschnittsbildung steht.

Tiedemann aus Hamburg wirft die Frage auf: Worauf muß die Schule der Gegenwart besonders gegründet sein? Die Antwort gibt er in folgenden Thesen: „Die Schule der Gegenwart hat die Aufgabe, die Schüler zur Humanität zu führen. Sie muß daher auf Wahrheit, Freiheit und Liebe gegründet sein. Sie muß die Kinder zur Wahrheit, Freiheit und Liebe erziehen. Sie muß selbst wahr, frei und liebevoll sein. Dann wird sie zu der wahren Harmonie führen, die des Menschen höchstes Glück ist."

Leider ist die Versamlung um die Ausführung dieser Thesen hinweggekommen, die sich wie in einem Kreise immer um die drei Begriffe: Wahrheit, Freiheit und Liebe drehen, und formell betrachtet, der Kritik schon allerlei Blößen darbieten. Der Verfasser hatte Abhaltung zu erscheinen. Wir waren begierig auf die Ausführung. Der Verf. redet nicht von der Schule überhaupt, sondern in specie von der Schule der Gegenwart. Er muß also bei Entwerfung seiner Thesen die Schule der Gegenwart in einem Gegensatze gedacht haben zu der Schule der Vergangenheit. Er muß sich die Frage gestellt haben: Worauf ist die Schule der Vergangenheit besonders gegründet gewesen? Wir wissen nicht, ob wir den Sinn des Verf. treffen, aber Niemand wird es bestreiten können, wenn wir sagen: Die Schule der Vergangenheit stand auf der Basis des Christentums und der christlichen Weltanschauung, und ihre Aufgabe war, die Schüler zu ordentlichen Christenmenschen zu erziehen. Ob sie dies überall erreicht hat, ist eine andere Frage, genug, ihre Tendenz ging dahin. Aber nicht dieses weiset der Verf. der Schule der Gegenwart als Aufgabe an. Es wäre auch wol zu trivial und gewöhnlich gewesen vor den Ohren „der Erzieher des deutschen Volks". Nicht das Christentum, sondern — die Humanität ist Basis und Ziel der Schule der Gegenwart. Wir wissen genau, was der Begriff der Humanität wiegt und bedeutet, wenn er in den Gegensaz zum Christentum gerückt wird. Es ist uns auch unverhalten, was die drei Begriffe: Wahrheit, Freiheit und Liebe sagen wollen, wenn sie in das Bereich dieser modernen Humanität geschoben und dazu in Beziehung gesezt werden. Sie sind eben innerhalb der Humanitätsbildung leere Begriffe, bloße Wortformen und Phrasen, die nach Lust und Belieben von dem Einen so, von dem Andern anders gedeutet und gedehnt werden, weshalb denn auch die Meinungen chaotisch durcheinander zu fluten pflegen, wenn die Humanitätsritter über diese Dinge anfangen zu debattiren. Sie stehen auch heute noch vor der Wahrheit mit der bekanten Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Ihre Freiheit läuft im Wesentlichen hinaus auf die Entbindung des einzelnen Subjects von objectiven Auctoritäten, ihrer Liebe fehlt die sittliche Zucht. — Im Christentume sind Wahrheit, Freiheit und Liebe festbestimte, tieferfüllte Begriffe von einem realen, unendlichen Inhalt, und der Christ weiß, daß er sie nirgends anders zu finden hat, als bei dem, der da gesprochen: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Und: So Euch der Sohn frei macht, so seid Ihr recht frei.

Th. Hoffmann aus Hamburg stellt eine Reihe von Thesen auf, in denen er die Principien einer Schulgesezgebung für die Jeztzeit erläutert. Da lesen wir folgende Sätze:

„Die Schule ist Staatsanstalt. Der Staat erläßt das Schulgesez. Der Staat führt die Oberaufsicht und Leitung des Schulwesens durch die von ihm eingesezten sachkundigen Behörden und Beamten. Der Staat sorgt für die Bildung der Lehrer. Die bürgerlichen Gemeinden erhalten und verwalten die Schulen. Ferner: der Unterricht sei national! Der Religionsunterricht verbleibt der Schule, bis er in den Confirmationsunterricht übergeht. Der Religionsunterricht der Schule bedingt keine besondere kirchliche Aufsicht."

In Summa also: Die Kirche ist von der Schule principiell ausgeschlossen. Die Schule ist ein Gebiet, wo die Kirche nichts mehr zu schaffen hat. Die absolute Trennung der Schule von der Kirche muß das Grundprincip der Schulgesezgebung für die „Jeztzeit" sein. Das Band, welches von jeher Schule und Kirche verknüpfte, muß zerrissen werden. Wer schwärmt für diese Principien? Es sind die Humanitätsritter, welche die Schule auf „Wahrheit, Freiheit und Liebe" gründen wollen, die entweder völlig gleichgiltig gegen Christentum und Kirche geworden sind und jegliches Verhältnis dazu verloren haben, oder aber von Haß und Feindschaft gegen die positive christliche Wahrheit erfüllt sind. Aus ihrem Lager tönt fort und fort das Geschrei: Trennung der Schule von der Kirche! Es ist nur naiver Unverstand, wenn man behauptet, die Trennung der Schule von der Kirche sei ungefährlich, es liege ja keineswegs in der Absicht, die Schule religionslos zu machen; auch nach den obigen Thesen solle ja der Religionsunterricht der Schule verbleiben, bis er in den Confirmationsunterricht übergehe. Hätten wir überall correcte Zustände, so möchte die Trennung ungefährlich sein. Aber Diejenigen, welche für dies Princip schwärmen, sind deshalb so sehr dafür begeistert, weil sie ihre eigene Humanitätsreligion frei und ungehindert den Kindern beibringen möchten, um diese zur „Wahrheit, Freiheit und Liebe" zu erziehen. Sie fühlen sich natürlicher Weise im höchsten Grade genirt, wenn die Kirche, die Hüterin und Pflegerin der höhern christlichen Heilsgüter, ihren Einfluß auf die Schule geltend macht. Im Ganzen und Großen betrachtet, hat die Kirche ein mildes Regiment über die Schule ausgeübt, und es könte der Fall eintreten, daß man sich einst von Herzen nach der alten Allianz zurücksehnte, wenn die Principien des Herrn Hoffmann überall zum Durchbruch kämen, und der Staat, „die Fachmänner", resp. die Bürger- und Bauermeister, die Bürger und Bauern ausschließlich das Heft über die Schulen in die Hand bekämen.

Die Thesen für den dritten Vortrag über „Charakterbildung" haben etwas mehr unter dem Fuße, haben einen größern Gedankeninhalt, als namentlich die dürftigen Sätze des ersten Thesenstellers, der die Schule auf „Wahrheit, Freiheit und Liebe" gründen wollte. Wir wollen mit dem Verf. um einzelne Thesen nicht rechten, und bemerken nur im Allgemeinen, daß wir in

denselben die religiöse Basis vermissen, auf der sich der sittliche Charakter erbauen soll und muß. Ohne diese Basis komt der ganze Begriffsapparat, mit welchem der Verf. operirt, doch in die Luft zu stehen. Alle Dinge, sagt schon Goethe, weisen in ihren höchsten und tiefsten Motiven über sich selbst hinaus in das Uebersinliche, hinauf zu Gott, und die sittliche Charakterbildung hat ihre tiefsten Wurzeln in der Stellung und dem Verhältnis des Herzens zu Gott. Wie kann man überhaupt über ethische Materien handeln, ohne sie auf die religiöse Grundlage zu stellen! —

Der Pfarrer Rieke war weit hergekommen, aus Würtemberg, um einen Vortrag über das Thema zu halten: Der Volksaberglaube und die Schule. Als Mittel gegen den Aberglauben wurde empfohlen, eine gründliche Naturkentnis und consequentes Denken zu verbreiten. Wir lassen den guten Rath auf sich beruhen, wodurch der Aberglaube allein aus der Welt geschafft werden soll, und wollen nur beiläufig auf die Thatsache hinweisen, daß die gründlichsten Naturkenner und consequentesten Denker oft sehr abergläubig gewesen sind, zum Beweise, daß das empfohlene Recept des Herrn Pfarrers keineswegs allein den Aberglauben aus der Welt bringt.

In der Discussion, die sich an den Vortrag knüpfte, entschlüpften der Versamlung Dinge, die Manchem gewiß fatal gewesen sein werden, daß sie herauskamen, — aber sie kamen heraus. Der Seminar-Director Lüben aus Bremen hatte nämlich eigentümliche Anschauungen über das Wesen des Aberglaubens mitgebracht, und spielte die Debatte in ein Gebiet hinüber, wohin er sich nur gar zu gern verirrt. Er gab der Versamlung Folgendes zu bedenken:

„Ich habe in dem gehörten Vortrage nur Eins vermißt. Im Voraus bemerke ich, daß ich Manchem unter Ihnen etwas Unangenehmes sagen werde, aber ich habe in dieser Beziehung an das zu erinnern, was unser Herr Präsident gestern gesagt hat, daß hier in dieser Versamlung Wahrheit herschen solle. Von dem Herrn Referenten haben wir immer nur gehört, es solle in und durch die Schule vorgebeugt werden, daß der Aberglaube in den Kindern nicht entsteht. Ich meine aber, wir können uns der Frage nicht entziehen, ob die Schule nicht dazu beiträgt, den Aberglauben zu begründen. Ich selbst bin fest hiervon überzeugt. Die jetzige Schule pflegt ihn vor Allem durch den — Religionsunterricht, und es ist zu befürchten, daß dies durch den naturkundlichen Unterricht nicht wieder beseitigt wird. Wenn die Schule eine Denkschule sein soll, so darf den Kindern nichts gegeben werden, worüber sie nicht gehörig denken können. Nun erlaube ich mir zu fragen, wie viele biblische Geschichten sind denn derartig, daß sie mit dem klaren Denken verträglich sind? Ich will nur auf die Schöpfungsgeschichte verweisen. Wenn wir den Kindern die Geschichte der Schöpfung buchstäblich so mitteilen, muten wir ihnen dann nicht zu, etwas zu glauben, was wider alles Denken ist?"

Bei den lezten Worten drang ein einzelner lauter Ruf aus der Versamlung: „Nachweis"! Der denkende Seminar-Director fährt fort:

„Man verlangt von mir, daß ich den Nachweis geben soll. Es sind ja aber in dieser Beziehung Schriften genug erschienen, die diesen Beweis geliefert haben. Ich selbst kann ihn hier nicht geben, da hierzu viele Stunden gehören würden. In der biblischen Geschichte, erkläre ich nochmals, werden den Kindern viele Dinge zugemutet zu glauben, die sie nicht denken können. Die Folge davon ist, daß der Schüler später, wenn er denken lernt, auch das Schätzenswerte in der Bibel wegwirft. Wir haben uns gewöhnt, den Buchstaben festzuhalten, und übersehen den Geist. Den Lehrern wird hier und da sogar vorgeschrieben, sie sollten die biblische Geschichte lesen lassen und einüben, und das eigentliche Verständnis den Predigern überlassen. Gewiß, durch diese buchstäbliche Einprägung der biblischen Geschichte, ohne den Geist ans Licht ziehen, gibt die Schule Veranlassung zum Aberglauben. Die Kinder werden so an ein stilles Hinnehmen, an ein passives Verhalten gewöhnt. Vor Allem muß, wenn es anders werden soll, der Unterricht in der Naturkunde eine größere Bedeutung erhalten."

Ein Anderer, auch aus der Kategorie der Lübenschen Denker, der Lehrer Kippenberg aus Bremen, spann dies Thema weiter. Er nante zuerst unser Jahrhundert das Jahrhundert der Intelligenz und forderte zu einer dankbaren Anerkennung der Aufklärungsperiode auf, welche es sich zu ihrer Hauptaufgabe gesezt habe, den Aberglauben zu bekämpfen. Die Lehrer, sagte er, möchten sich doch ja einmal recht prüfen, ob sie wirklich den Aberglauben durch einen vernünftigen Religionsunterricht beseitigten. „Wenn Krankheiten von dämonisch Besessenen erwähnt werden, wenn die Kinder hören, daß wirklich einmal Menschen durch den Anblick einer ehernen Schlange gesund geworden sind, wenn von wirklichen Zauberern geredet wird, leihen wir dann nicht dem Aberglauben die stärksten Waffen? Man lehre doch ein vernünftiges Denken vor Allem auf dem Gebiete, auf dem es vornehmlich not thut, auf dem religiösen."

Wir registriren einfach diese Vorgänge, ohne sie einer Widerlegung für wert zu halten. In welche Wüste sieht man da hinein! Glückliches Bremen, wo solche „Denker" die Kinder erziehen!

In der That, nichts Komischeres gibt es, als wenn die baare Impotenz, die in Beziehung auf alle höhern Dinge kaum Einen wahren, sondern lauter schiefe Gedanken denkt, ja die in Beziehung aufs Denken überhaupt noch in den Kinderschuhen geht, — das Monopol des Denkens ausschließlich zu haben meint, und in ihrem lächerlichen Hochmut andere Leute zum Denken auffordert.

Die Lehrerversamlung beansprucht, wo sie tagt, die evangelischen Kirchen. Aber in den Kirchen sich breit hinzustellen und Christentum und Kirche mit Füßen zu treten, daraus macht sie sich freilich kein Gewissen. Wir sind nicht der Meinung, daß alle Lehrer, welche an der Versamlung Teil genommen haben, mit den „Denkern" aus Bremen völlig d'accord sind. Aber daß sich in der Versamlung gegen die oben angeführten Blasphemien kein Gegensaz regte, kein mannhaftes Zeugnis dagegen abgelegt wurde (denn der Ruf „Nachweis" verhallte in der Luft und Herr Lüben behielt am Ende Recht) — dies beweist nur, was wir oben sagten, daß die positive christliche Wahrheit keine Lebensmacht in der Versamlung ist, daß auch die bessern Elemente von dem Gericht des Wortes getroffen werden: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 53. Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867 629
— 54. Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. (Fortsetzung) . . . 637
Die badische General-Synode von 1867. (Fortsetzung) 641
Beilage. 645
Nachrichten. Die Leipziger Pfingstwoche 647
Aus Würtemberg 650
— 55. Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. (Schluß) 653
Zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz 659
— 56. Zur Eröffnung der Berliner Pastoralconferenz (Schluß) 661
Beilage. 669
Die Zukunft des Jüdischen Volkes I. 670
Nachrichten. Die Leipziger Pfingstwoche. (Schluß) 672
Erklärung aus Hessen 675
— 57. Aus der Neumark 677
— 58. Ansprache des General-Superintendenten Dr. Jaspis an die Pastoralconferenz in Berlin den 20. Juni 1867 685
Die badische General-Synode von 1867. (Fortsetzung) 692
Beilage. 693
Aus der Neumark. (Schluß) 698
Nachrichten. Aus Ostfriesland. Provinzial- und Landesconsistorium 700
— 59. Die Zukunft des Jüdischen Volkes I. (Fortsetzung) 701
— 60. Die Zukunft des Jüdischen Volkes I. (Schluß) 709
Die badische General-Synode von 1867. (Schluß) 710
Beilage. 717
Nachrichten. Aus Ostfriesland. Provinzial- und Landesconsistorium. (Schluß) 719
Hannoversche Pastoral-Conferenz 722
Die Wupperthaler Festwoche 724
— 61. Die 16. allgemeine deutsche Lehrerversammlung 725

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 3. August. № 62.

Die Zukunft des Jüdischen Volkes.

II.

Wir gehen jezt über zur Betrachtung der eigentlichen Hauptstelle. Die Offenbarung des göttlichen Geheimnisses in Bezug auf die Zukunft der Juden ist in Röm. 11, 25 enthalten. Von Anfang von C. 9 an aber wird diese Offenbarung in der mannigfachsten Weise vorbereitet.

Die Aufzählung der hohen, dem Bundesvolke zu Teil gewordenen Vorzüge in C. 9, 4. 5: „welche Israeliten sind, deren die Kindschaft und die Herlichkeit und die Bündnisse und die Gesezgebung und der Gottesdienst und die Verheißungen, deren die Väter sind und aus denen Christus nach dem Fleische" führt uns darauf, daß Gott mit diesem Volke noch ein Größeres vorhat, daß die Sache nicht stehen bleiben wird bei der kleinen Auswahl, welche den Stamm der christlichen Kirche bildete, nicht bei den vereinzelten Proselyten, welche im Laufe der Zeiten der der Verstockung überwiesenen Masse abgerungen wurden. Da würde die Frage sich aufdringen, warum sich denn Gott grade eines solchen Volkes in so herlicher Weise angenommen habe, welches einen Ausbund von Verstocktheit bildete, uns das Muster eines Volkes vor Augen stellt, wie es nicht sein soll. Es würde ein Schatten fallen auf die göttliche Wahl. Wir würden fragen, warum denn Isaac und nicht Ismael, warum Jakob und nicht Esau.

Paulus ferner braucht mehrfach in diesem Abschnitte in offenbarer Absichtlichkeit von der verstockten Masse den Namen Israel. Er sagt in der eben besprochenen Stelle: welche Israeliten sind. Er sagt in C. 9, 30. 31: „die Heiden, welche der Gerechtigkeit nicht nachjagten, haben die Gerechtigkeit erlangt, Israel aber, das dem Gesetze der Gerechtigkeit nachjagte, ist zu dem Gesetze der Gerechtigkeit nicht gekommen." Und in C. 11, 7: „Was Israel sucht, das hat es nicht erlangt, die Auswahl aber hat es erlangt." Israel ist der heilige Name des Volkes. Er bezeichnet das Volk, das im Glauben und Gebete mit Gott ringt. Schon das A. T. liebt es, diesen Namen im emphatischen Sinne zu gebrauchen und schließt die Gottlosen aus von dem mit diesem Namen bezeichneten Volke. In Ps. 73, 1 z. B. wird Israel beschränkt auf die, welche reinen Herzens sind. Paulus selbst stellt in C. 9, 6. 7 den Saz auf: „es sind nicht alle Israel, die von Israel sind." Durch den Namen Israel wird sonst gewöhnlich im N. T. die christliche Kirche bezeichnet als die legitime Fortsetzung des wahrhaftigen Israel. Wenn nun hier der Apostel die ungläubige Masse des Judenvolkes mehrfach und offenbar geflissentlich mit dem hohen Namen Israel belegt, ohne den Zusaz: „nach dem Fleische", wodurch er in 1 Cor. 10, 18 die Juden der Gegenwart, das bloße Scheinisrael von dem wahrhaftigen Israel unterscheidet, welches sein schon unter dem A. B. vorhandenes Dasein in der christlichen Kirche forsezt, so kann er das nur thun im Blicke auf eine heilige Zukunft des Volkes, welche die ungläubige Gegenwart vergessen läßt. In dem auch dem ungläubigen Volke noch zugestandenen Namen Israel liegt eingeschlossen, was am Schlusse in C. 11, 26 ausdrücklich verkündet wird: ganz Israel wird selig werden. Der Unglaube und die Verwerfung wird mit der großartigen Abstraction von dem Sichtbaren, welche dem Glauben eignet, nur als verschwindendes Moment, als Durchgangspunkt zum Glauben und zur Erwählung betrachtet. Ganz ähnlich, wie hier das ungläubige Judenvolk auf Hofnung als Israel bezeichnet wird, werden in dem Worte Jesu (Joh. 10, 16): „und ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle" die zum Leben verordneten Heiden auf Hofnung und im Blicke auf die göttliche Wahl als Schafe bezeichnet, wahrhaftige Mitglieder des Reiches Gottes, in einer Zeit, da sie in der Wirklichkeit noch Wölfe, Hunde und Schweine waren. In ganz ähnlicher Weise auch redet Johannes (11, 52) von zerstreuten Kindern Gottes unter den Heiden, spricht der Herr in Apgsch. 18, 10 in Corinth zu Paulus: „ich habe viel Volkes in dieser Stadt." Paulus nent nur deshalb das ungläubige Judenvolk, die Synagoge des Satans, Apok. 2, 9, Israel, weil sie nach seinem eignen Ausdrucke, obgleich Gott verhaßt wegen ihrer augenblicklichen Beschaffenheit, doch von Gott geliebt sind nach der Auswahl, Röm. 11, 28. Ist dies allein der Grund, weshalb er sie des Namens Israel würdigt, so werden wir im Gebrauche des Namens in Bezug auf das ungläubige Judenvolk sehr vorsichtig sein müssen und nicht so verschwenderisch mit ihm umgehen dürfen, wie dies häufig geschieht. Es gilt dem Wahne zu begegnen, als hätten die Juden nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit irgend Anspruch daran. Der Name gehört von Gott und Rechts wegen der christlichen Kirche, den Juden genau nur insoweit, als sie einst in dieselbe eingehen werden, und ihn anders als in bestimter Beziehung hierauf von ihnen gebrauchen, heißt das unglückliche Volk in seiner traurigen Ver-

blendung bestärken, aus der sie nimmer herausgeschmeichelt werden können.

Doch wir fahren fort in der Hinweisung auf die Hofnungsstrahlen, welche der Apostel in das Elend der Juden hineinfallen läßt. Er sagt in C. 11, 2: „Gott hat sein Volk nicht verstoßen, welches er zuvorerkant." Hofnungsreich ist es schon, daß der Apostel die Juden, troz ihres schmälichen Abfalls von ihrem Gotte, doch noch immer sein Volk nent. Noch hofnungsreicher aber ist das hinzugefügte: „welches er zuvorerkant." Das Zuvorerkennen bildet hier zusammen mit dem: sein Volk, den Grund des Nichtverstoßens. Es geht auf den Glauben als die Bedingung der Teilnahme an dem Heile. Weil Gott zuvorerkant, daß diese Bedingung einst bei dem Volke vorhanden sein wird, darum hat er es nicht verstoßen, darum hält er ihm die Gnadenthür offen. Die Folge dieses Nichtverstoßens ist, daß auch in der Gegenwart eine Auswahl aus diesem Volke vorhanden ist, welche das in Christo dargebotene Heil gläubig ergriffen hat. Aber das wird nur als Angeld und Vorspiel betrachtet werden können. Es heißt: Gott hat sein Volk nicht verstoßen, welches er zuvorerkant. Das Zuvorerkennen geht auf das Volk, nicht auf den geringen mit den siebentausend in der Zeit des Elias parallelen Bruchteil, welcher bereits eingegangen ist. Bei dem Volke brauchen wir nicht, ja dürfen wir nicht an das Volk mit Haut und Haren denken: es heißt in dem Reiche Gottes unter allen Umständen: Einer wird angenommen, der Andere wird verlassen. Massenbekehrungen kent die Schrift nicht. Aber das steht doch fest: Gott hätte, was fern sei, in der Prognose des Volkes, in dem Vorhererkennen desselben, das Rechte verfehlt, wenn die Sache bei jenem Erfolge stehen bliebe.

Der Apostel freut sich seines Amtes unter den Heiden deshalb nach C. 11, 13. 14, weil er hoft, er werde sein Fleisch zum Eifer reizen, wenn sie das Reich Gottes unter den Heiden grünen und blühen sehen, während sie, die Kinder dieses Reiches, sprechen müssen: „siehe ich bin ein dürrer Baum", und er werde also einige von ihnen retten. Das leztere geht auf den nächsten Erfolg, und es ist ganz verkehrt, wenn man daraus, daß der Apostel hier nur von Etlichen redet, schließen will, daß er keine umfassendere Hofnung für die Juden gehabt haben könne. Für jezt war nur die Zeit der Einzelbekehrung. Ganz Israel sollte erst selig werden, nachdem die Fülle der Heiden eingegangen. Dieser beschränkte nächste Erfolg ist aber dem Apostel deshalb so wichtig, weil er der Anfang und Anbruch eines umfassenden Werkes ist, wie es in V. 11 bezeichnet wurde: „durch ihr Vergehen ist den Heiden das Heil geworden, um sie zum Eifer zu reizen." Dies Werk muß von großer Bedeutung sein und weit hinausgehen über dasjenige, was jezt vor Augen liegt. Denn wie wäre es wol möglich, daß der Apostel sonst seinen so unendlich wichtigen Beruf als das auserwählte Rüstzeug Gottes unter den Heiden unter den Gesichtspunkt eines Mittels zu diesem Zwecke stellen könte?

Wenn der Apostel in V. 12 sagt: „wenn aber ihr Vergehen der Reichtum der Welt ist und ihr Schaden der Reichtum der Heiden, wieviel mehr denn ihre Vollzahl", und ferner in V. 15: „wenn ihre Verwerfung die Versöhnung der Welt, was ihre Annahme, als nur Leben von den Todten", so redet er zunächst von dem großen Segen, den die Wiederaufnahme der Juden bringen muß, wenn sie erfolgt, ohne sich bestimt darüber auszudrücken, ob sie erfolgen wird. Aber das ist doch klar, daß er von dem Heile, welches mit ihrer Bekehrung verbunden sein muß, nur deshalb redet, weil er mit dem Gedanken an die Wirklichkeit dieser Bekehrung befreunden will, daß er also die Christen aus den Heiden vorbereiten will auf die spätere ausdrückliche Verkündung dieser Wirklichkeit. Es ist nicht die Weise der Apostel, sich in müßigen Phantasien zu ergehen. Daß der Apostel hier schon die zukünftige Wirklichkeit der Bekehrung im Auge hat, das folgt auch aus dem in V. 15 gleich sich anschließenden Satze: „wenn aber der Anbruch heilig ist, so ist es auch der Teig, und wenn die Wurzel heilig ist, so sind es auch die Zweige." Der Anbruch und die Wurzel, das sind die Patriarchen, der Teig und die Zweige, das ist das in der Gegenwart vestockte Israel. Obgleich in der Gegenwart gräulich, so ist es doch auf Gottes Wahl und Verheißung gesehen heilig. Seine Heiligkeit aber beruht darauf, daß Gott sein Volk vorhererkant hat, seinen zukünftigen Glauben vorhergesehen. Es würde nicht heilig sein, sondern das grade Gegenteil, gebannt, wenn der Zustand der verschuldeten Verstockung, in dem es sich befindet, als ein bleibender zu denken wäre.

In V. 23 und 24 heißt es: „Auch jene aber, wenn sie nicht in dem Unglauben verharren, werden eingepfropft werden: denn Gott ist mächtig, sie wieder einzupfropfen. Denn wenn du aus dem natürlichen wilden Oelbaume ausgehauen wurdest und wider die Natur eingepfropft in den guten Oelbaum, wieviel mehr werden denn diese, die natürlichen, eingepfropft werden in den eignen Oelbaum." Paulus will hier offenbar nicht die abstracte Möglichkeit der Wiederaufnahme der Juden in das Reich Gottes behaupten, die gewiß von den Heidenchristen nicht ernsthaft bezweifelt wurde, sondern er will die Hofnung beleben, daß diese Möglichkeit einst zur Wirklichkeit werden wird. Man wird das: „wenn sie nicht in dem Unglauben verharren", weniger scharf accentuiren müssen, als die Hinweisung auf Gottes Macht und auf den, auf dem alten Bunde beruhenden ernstlichen Willen Gottes. Gottes Macht und Wolgeneigtheit, aus der die Aufbietung aller Mittel zum Heile hervorgeht, welche in Gottes Hand liegen, würden eben nicht so hervorgehoben werden, wenn der Apostel mit denen, welche er auf andere Gedanken bringen will, den Unglauben als ein unübersteigliches Hindernis betrachtete.

Nach solchen mannigfachen Vorbereitungen tritt der Apostel nun hervor mit der eigentlichen Heilsverkündung für die Juden. Diese ist nicht aus den allgemeinen Catechismuswahrheiten abgeleitet. Aus diesen kann wol die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Einzelbekehrungen bei einem gewissen Volke abgeleitet werden, nicht aber die absolute Sicherheit, daß ein Volk nach seinem Kerne sich in Zukunft noch bekehren wird. Der Apostel

tritt als Prophet auf, er verkündet ein Geheimnis, einen durch eine besondere Offenbarung ihm kundgewordenen Rathschluß Gottes. Wie das Geheimnis mit der außerordentlichen Offenbarung Hand in Hand geht, das zeigt besonders Ephes. 3, 3. 5, wo der Apostel von der Annahme der Heiden zum Reiche Gottes zu gleichen Rechten mit den Juden sagt: „Durch Offenbarung hat er mir kundgethan das Geheimnis, welches in andern Geschlechtern nicht kundgethan ward den Menschenkindern, wie es nun geoffenbart worden ist seinen heiligen Aposteln und Propheten im Geiste." Diese Worte geben gradezu den Commentar zu dem Geheimnis hier. Die Aufnahme der Heiden in das Reich Gottes und die Endbekehrung der Juden gehören in gleicher Weise zu „den großen Heimlichkeiten, die nur Gottes Geist kann deuten." Dem natürlichen Bewußtsein absolut unzugänglich, können sie nur durch einen besonderen Offenbarungsact, durch Vermittlung der auserwählten Werkzeuge Gottes, dem Bewußtsein der Gemeinde eingebildet werden. Der Apostel spricht in dem feierlichen Tone, welcher der Geburtsstunde einer aus dem Himmel stammenden Wahrheit angemessen ist: „Ich will euch nicht verhalten, Brüder, dies Geheimnis, damit ihr nicht bei euch selbst klug seid: Blindheit ist zum Teil Israel widerfahren, bis die Fülle der Heiden eingegangen ist, und also wird ganz Israel selig werden, wie geschrieben steht: kommen wird aus Sion der Erlöser und abwenden das gottlose Wesen von Jakob." Das Geheimnis tritt der natürlichen Klugheit entgegen, welche an das Sichtbare geheftet, in den Kreis der Gegenwart festgebant, gleich mit dem Urteil fertig ist, daß die ungeheure Verstockung der Juden ein unübersteigliches Hindernis ihres Heiles sei, eine Klugheit, die man nur verlernen kann, wenn man mit dem Apostel in das Heiligtum Gottes geht und eindringt in das Geheimnis seiner Rathschlüsse. Daß das Ganze des Volkes troz seiner milde sogenanten teilweisen Verstockung doch noch Israel genant wird, bereitet darauf vor, daß es einst noch durch die Wirklichkeit seiner Bekehrung diesen vorläufig auf Hofnung ihm erteilten Namen rechtfertigen wird. Diese große Wahrheit wird dann ausdrücklich ausgesprochen und das eben ist der Kern des Geheimnisses, dessen Gegenstand unmöglich Einzelbekehrungen aus den Juden sein können, denn diese gingen alle Tage vor und lagen innerhalb des Kreises des gewöhnlichen Bewußtseins. Die Verstockung, das ist das Geheimnis, wird fortdauern bis die Fülle der Heiden eingegangen ist, was jezt schon zum großen Teile als vollendete Thatsache vor uns liegt, dann aber wird ganz Israel selig werden. Ganz Israel, das kann in diesem Zusammenhange unmöglich von dem Israel der christlichen Kirche verstanden werden, es kann nur das Ganze des alten Bundesvolkes sein, das durch so lange Jahrhunderte allein das Reich Gottes repräsentirte. Denn dies und nicht die christliche Kirche ist im unmittelbar Vorhergehenden, wie alle zugestehen müssen, durch Israel bezeichnet worden, in den Worten: „Verstockung ist zum Teil Israel widerfahren", und das „ganz Israel" bildet offenbar den Gegensaz zu dem bis zu dem bezeichneten Zeitpunkte verstockten Teile. Auf die Juden und nicht auf die christliche Kirche führt auch die Betrachtung des Zweckes. „Der Apostel", sagt J. Gerhard, „geht darauf aus, den Stolz der Heiden im Verhältnis zu den Juden herabzudrücken, die Juden aber mit einem besonderen Lobe zu zieren und durch einen speciellen Trost aufzurichten: also versteht er unter dem Namen Israels nicht die Israeliten nach dem Geiste, sondern nach dem Fleische." Dann komt man auch, wenn man unter ganz Israel die christliche Kirche versteht, mit dem Folgenden: „kommen wird aus Zion der Erlöser", ins Gedränge, was um so mehr von Bedeutung ist, da der Apostel in offenbar absichtlicher Umänderung für das: kommen wird für Zion der Erlöser in der alttestamentlichen Grundstelle gesezt hat: kommen wird aus Zion. Zion kann da nur das Zion der christlichen Kirche sein, und das Israel, dem aus Zion der Erlöser komt, muß von Zion, der christlichen Kirche, verschieden sein. Der Apostel tritt hier ein in die Bahn des Jesaias, nach dem das Heil von den Juden zu den Heiden komt und dann von den Heiden, einen Cirkel beschreibend, zu den Juden zurückkehrt.

Mit dieser Auffassung stimt der allgemeine zusammenfassende Ausspruch des Apostels in V. 32 überein: Gott hat alle — Heiden und Juden — beschlossen unter den Unglauben, damit er sich aller erbarme; ebenso auch der begeisterte Lobpreis der unergründlichen Rathschlüsse Gottes, der „Mannigfaltigkeit der Mittel, welcher die göttliche Weisheit sich bedient, um seine Gnade geschichtlich zu verwirklichen und durch alle Gegensätze hindurch, ja vermittelst derselben zu ihrem Ziele zu leiten", mit dem der Apostel seine ganze Ausführung beschließt. Bei diesem Lobpreis hätte der Apostel wahrlich den Mund zu voll genommen, wenn ihm nicht das große Wunder der Bekehrung eines scheinbar hofnungslos verlorenen und diabolisch verhärteten Volkes vor Augen gestanden hätte. Der Lobpreis des Schlusses steht zudem in enger Beziehung auf den Anfang des ganzen Abschnittes: „Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe, ich möchte wünschen verbant zu sein von Christo für meine Brüder." Ist der Gegenstand des tiefen Schmerzes die Verstockung der Juden, so wird auch der Gegenstand der triumphirenden Freude am Schlusse die durch Gottes unmittelbare Offenbarung verbürgte Gewißheit ihrer Wiederbringung sein.

Die Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenraths vom 18. Februar 1867.

II.

Wir haben nach unseren Vorbemerkungen nun die Denkschrift selbst zu betrachten. Es wird Niemand bezweifeln, daß es jedem lebendigen Gliede einer Kirchengemeinschaft Bedürfnis wie Pflicht ist, die mit der Leitung seiner Kirche betraute oberste Behörde von Herzen zu ehren, zu den Mitgliedern derselben im Verhältnis liebenden Vertrauens zu stehen, so lange dies ihm

irgend ermöglicht ist. Eben so wenig kann es dem Zweifel unterliegen, daß die unterschiedenen Bekentnisse, welche die evangelische Landeskirche Preußens auf Grund deutlicher Bürgschaften umfaßt, ein Anrecht haben, im Regiment der Kirche nicht nur gesezlich verpflichtete Pfleger und Beschützer ihres gemeinsamen Glaubenserbes, sondern bewährte Väter und Freunde zu wissen, die aus ganzem Herzen, mit voller Ueberzeugung dies bestimte Bekentnis von öffentlich anerkanter Geltung das Ihrige nennen, an welchen sie einen festen Anhalt, mitschlagende Herzen, vorleuchtende Bilder haben, sowol in dem Fleiße, das Band des Friedens zu bewahren zwischen allen Evangelischen, als in der unverbrüchlichen Treue gegen das eigentümliche Bekentnis, auf welchem nach Recht, Gewissen und Bedürfnis das kirchliche Leben dieser Bekennerschaft in allen seinen Aeußerungen anher beruhet, — was auch die wandelnde Meinung der Wissenschaft und ihrer einzelnen Subjecte davon halte. Denn es wird ja keiner besonderen Erinnerung bedürfen, daß die Wissenschaft Bekentnisse weder ab- noch einsezt, daß sie vielmehr sogleich kirchenzerstörend wirkt, so bald sie zu dergleichen Anmaßungen sich verirrt. — Das Gegenteil von jenem Vertrauens-Verhältnis wäre ein gefährliches Siechtum, ja ein widersinniger, dem Wesen einer lebendigen Bekentnisgemeinschaft absolut widersprechender Zustand. Es ist sehr richtig, was in der Denkschrift p. 9 gesagt wird: „Wir wissen, daß eine Kirche nicht besteht, die nicht von der freien Liebe und Ueberzeugung ihrer Glieder getragen ist.“ Zweifellos liegt hierfür das erste Erfordernis in jenem hingebungsvollen Vertrauen der Glieder zur Kirchenleitung, das ohne Einmütigkeit der Leitenden und der Geleiteten im kirchlichen Anschauen, Bekennen und Glauben keinen Bestand hat.

Nun scheint es ja schon des Leides genug, daß ein ansehnlicher Teil der Landeskirche Preußens, und zwar der ursprünglich berechtigte, des ihm zukommenden mit ihm bekennenden Regiments entbehrt, daß er seit Jahren im Streit stehen mußte um die Sicherung seiner Existenz in ihrer unerläßlichsten Bedingung; daß er von oben herab beharrlich dahin sich berichtigt sehen mußte, es fehle ihm Nichts von solcherlei Bedingungen. Gewiß ist das etwas, wenn Christen und Männer, die ein Recht zu eigenem kirchlichen Gewissen haben, und die Pflicht zu einem guten, d. h. wolbegründeten und treubewahrten Gewissen, mit alleiniger Rechenschaftsgabe an den Herrn, als dessen Knechte sie stehen und fallen werden, — wenn diese, sagen wir, von einem anderen Gewissen sich mußten richten lassen, sich als immerhin ehrliche und sonst brauchbare aber verkehrte und unmündige Querulanten gekenzeichnet sahen, während sie vollbewußte Kläger waren, die kein fremdes Gut beanspruchen, sondern ein Recht, das Angesichts der kirchlichen Rechtsgeschichte Preußens für jeden unbenommenen Sachkundigen ein völlig selbstverständliches ist.

Die kirchliche Polemik ist freilich unerläßlich zur Bewahrung und Reinigung des Hauses Gottes von Weltelementen in Lehre und Praxis. Was hülfe der Kirche ihr Kampf wider die Welt, die draußen ist, und all ihr apologetisches Mühen, wenn sie bei sich selbst ihre Waffen knicken und ihren Kampf beflecken ließe durch geheimes Bündnis mit der Welt, mit Lieblingsgedanken und Maximen der Welt? Aber die kirchliche Polemik ist voll tiefen Herzeleides, denn sie trifft Bekenner Christi, meist Diener und Lehrer der Kirche. Das Schwert, das da erhoben wird, schneidet immer zuerst durch das eigene Herz und dann desto tiefer, wenn nicht nur der Irrtum aufzudecken, sondern auch der Irrende zu betrüben ist, weil sein kirchliches Irren an Selbstüberhebung sich nährt. Wie schneidend wird aber dies Weh dann, wenn das Zeugnis erhoben werden muß wider Träger hoher kirchlicher Würden, die recht eigentlich zu Vätern in der Kirche gesezt sind. Dies schwere Teil ist den Lutherischen in Preußen zugefallen, die sich gewiesen sahen, an ihrer Landeskirche festzuhalten. Das ist mehr noch, als der nagende Schmerz des erwachsenen Sohnes, der um des Gewissens willen dem irrenden Vater widerstehen muß. Und zu solchem Widerstehen von Neuem und unausweichbar sich gezwungen zu sehen, darüber mußten sie wol erschrecken.

Dennoch konte von ihnen der unselige Streit auch so weiter geführt werden, wie er bisher geführt ist in Hofnung auf endliche Lichtung des Dunkels, auf ein endlich erwachendes Herz für ihren Gewissenskampf, und in dem redlichen Willen, die kirchlichen Oberen, als die vom Herrn zur Zeit ihnen beschiedenen, troz des Rechtsstreites pflichtmäßig zu ehren, sie lieb und wert zu halten.

Aber wie mußten wir erschrecken, als wir nach Lesung der Denkschrift in das Band vertrauender Liebe einen kaum wieder heilbaren Schnitt gethan sahen; als wir es uns troz langen Widerstrebens nicht mehr verhehlen konten, daß hier eine Schrift vor uns lag zu Gunsten einer einzelnen Doktrin, die, statt sich zu bescheiden auf den Kreis ihrer geschichtlichen Berechtigung, weit darüber hinausgreift, in der Meinung, daß ihr allein die Rechts- und Kirchenbildung in Preußen zukomme.

Doktrinen erwachsen bekantlich aus dem innersten Herzens- und Lebensgrunde der Völker, und üben dann jedesmal rückwirkend auf diesen Herzens- und Lebensbestand, auf den Glauben, ihre Macht, im Guten oder im Bösen. Doktrinen, sagt F. v. Baader, entscheiden über die Geschicke der Völker. Sollte wirklich der Unionsdoktrin die Alleinherschaft im kirchlichen Leben Preußens gebühren und zu wünschen sein? Oder wäre auch zu einiger Ergänzung der lutherischen Doktrin samt ihrem in sich einigen Bekentnis kräftiger Bestand zu wünschen? Wo aber übt nach der Ordnung organischen Lebens eine kirchliche Doktrin ihre Kraft vorzüglich aus, uno sezt sie ihre Hebel an? Nirgends als in der verordneten Kirchenleitung. Bei einem Bekentnis, dem diese von seiner Bestimmung untrenbare Stelle naturwidrig versagt wird, ist es auf sein Absterben abgesehen. Und darauf ist es abgesehen, — man nent es den „Ausgleich der Gegensätze“ — als das von den theologischen Facultäten zu erstrebende Zukunftsziel.

Beilage.

Dem gegenüber müssen wir alles Ernstes fragen: Hielte man wirklich die Dr. Dornersche und die ihr beifällige Unionstheologie, wie z. E. die Dr. Beischlagsche, für die specifisch preußische? Und dagegen die lutherische, die innerhalb und außerhalb Preußens sich nährt, auch reichlich in Erlangen, Tübingen, Leipzig ꝛc. unsere theologische Jugend bildet, — hielte man sie wirklich für einen neuen und schädlichen Eindringling, für eine unberechtigte Fremde in dem Lande, wo sie ihre erste Heimat hatte, wo ihr abgehauener Stamm längst wieder lebendig grünt? Kann man sich vor dem kundigen theologischen Publikum lächerlicher machen, als es die Dreistigkeit thut, die in der N. Ev. K.-Zeit. diese ganze reiche lutherische Theologie sich den „Confessionalismus" sein läßt, der „von der Theologie überwunden (!), von den Gläubigen negirt, von dem Zeitgeist (!) auch in seinen edelsten Richtungen perhorrescirt ist?" — Kann ein Theologe, der so etwas in unsere theologische Welt hineinschreibt, sich schwerer blosstellen? Ein verständiger Unionstheologe, wenn er sich mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt, wird, ob auch mit Bedauern, es sich gestehen, wo jezt die fruchtbarsten, die durchschlagendsten und unsere theologische Jugend in der Tiefe erfassenden Arbeiten sich finden, nämlich bei jenem „Ueberwundenen." Und ist er etwas bekant mit dem kirchlichen Leben, so wird er, ob auch wieder mit Bedauern, sich gestehen, daß weit die Mehrzahl der lebendigen jungen Theologen schon nach einigen Amtsjahren an jenem lebendigen Strome sich erfrischen, von dem Geist der deutschen Reformation ergriffen in den Gemeinden selbst, ihrem Bedürfnis, ihren Lehr- und Anbetungsmitteln.

So war es uns denn plözlich in ein erschreckendes Licht gesezt, daß von unserer Kirchenleitung Anschauungen über Bekentnis und kirchliches Recht adoptirt seien, welche die Landeskirche rettungslos einer steigenden Entzündung entgegenführen müssen, wenn sie zur herschenden Macht würden; daß die große kirchliche Mission Preußens, ein evangelisches Kirchenganzes darzustellen, in welchem die unterschiedenen Lehr- und Kirchengestalten friedsam zusammenhalten, das Werk ihres Herrn treiben an den Selen nach innen und außen, — daß diese preiswürdige Aufgabe nie erfüllt werden könne unter einem Kirchenregiment, das gegen einen bedeutenden Teil der Kirchenglieder eine Stellung einnimt, wie sie nun am Tage liegt, indem es ihnen mit Eiseskälte begegnet, ihre Stelle in der noch werdenden kirchlichen Rechtsbildung Preußens kurzum streicht, ja ihr eigenes Bekentnis zu einer scheinbaren Waffe gegen sie zu machen sucht, und in weiten dafür empfänglichen Kreisen sie der Mißachtung Preis gibt.

Vorsichtige Achtung des gültigen Bekentnisstandes und wirklichen kirchlichen Rechtes, ist dieses aber in Folge großer kirchlicher Erschütterungen ein neu werdendes, dann auch ernstliche und umsichtige Förderung der neuen Rechtsbildung zu einem haltbaren Abschlusse, — dies muß sich gewiß zu allererst in den Handlungen der Kirchenleitung ausprägen. Unsere Zeit liegt krank, schwer krank an der Oberflächlichkeit und an dem Leichtsinn der Einzelpersonen, über geschichtliche Rechtsgrundlagen und Rechtsnormen sich idealistisch und doktrinär hinwegzusetzen. Gewiß gerade auf dem Alles entscheidenden kirchlichen Gebiete hat sie das ernste Vorbild des Gegenteils am nötigsten.

Wem könte es entgehen, daß wir in Preußen noch mitten in einer neuen kirchlichen Rechtsbildung begriffen sind, und dies in Folge der bekanten Kirchenzertrümmerungen im Anfange des Jahrhunderts, wie der nach ihnen erfolgten neuen Glaubens- und Kirchen-Erweckung? Nur ein sehr geblendetes Auge kann in Preußen schon einen Abschluß der neuen kirchlichen Rechtsbildung sehen. Die realen und berechtigten Mächte derselben stehen noch im lebendigen Ringen um richtige Würdigung und Eingliederung ihres Rechts in das Ganze der Landeskirche. Wir könten und sollten diesen Abschluß zu einem kräftigen kirchlichen Eintrachtsbau für alle Evangelischen in Preußen schon gewonnen haben. Auf die Hindernisse, die uns von diesem Segen kirchlicher Beruhigung noch scheiden, soll diese Betrachtung hinweisen. Aber das ist in der That immer noch das Bild unserer Landeskirche. Sie ist eine in tiefster Bewegung aller ihrer lebendigen Kräfte nach ebenmäßiger Rechtsfixirung ringende, und dies mitten in dem drohenden Anstürmen von scheinevangelischen und kirchenfeindlichen Kräften. Die berechtigten Factoren, welche in ihr zur Mitwirkung und zu lebenskräftiger Ruhe kommen wollen, sind zweifellos. Es sind vorzüglich drei, der geschichtlich gegebene große Gedanke einer einigen preußischen Landeskirche, das in der neuen Glaubensbildung des Jahrhunderts entstandene neue Recht des positiven Unions-Bekentnisses, und das aus derselben Glaubenserweckung wieder erstandene Recht der beiden evangelischen Sonderbekentnisse. Daß diese lezteren die ursprünglich und die zuerst Berechtigten sind, wird kein Kenner des protestantischen Kirchenrechtes in Frage stellen. Für die lutherische Kirche in Deutschland steht unter allen denkbaren Rechtstiteln der Cardinalsaz des kirchlichen Rechtes fest, daß sie durch Behörden ihres Bekentnisses zu regieren sei. Mit diesem protestantischen Rechtssaz fiele alles kirchliche Recht, fiele jede evangelische Kirche über den Haufen. Ein Haufe würde sie von Individuen und haltlosen Einzelgemeinden. — Er konnte umgestoßen werden und ist es, aber nur in einer Zeit des herschenden Kirchentodes. Das ist aber jedesmal die Zeit verborgen zehrenden Fluches und offenen Falles für Land und Volk. Wäre der Tod geblieben, so war es nicht blos mit der evangelischen Kirche, sondern mit Land und Volk Preußens vorbei. Mit dem Glauben erweckte der lebendige Gott auch Bedürfnis und Recht des kirchlichen Bekentnisses wieder. Denn ohne ein gemeinsames und bestimtes Lehr-

bekentnis gibt es keine Kirchengemeinschaft. Und diese gibt es nicht ohne eine Leitung ihres Bekentnisses. Diese einfachen kirchlichen Erfahrungssätze hatten endlich auch zur Folge die rechtskräftige Anerkentnis der beiden evangelischen Sonderbekentnisse.

Nun wäre es ein schweres Irren, wenn die oberste Leitung einer noch in sich um Rechtsausgleichung kämpfenden Landeskirche dafür hielte, daß der Abschluß längst geschehen sei, daß nur einem Bekentnisrecht das ganze Gebiet zukomme; in unserem Falle, daß das Consensus-Bekentnis, das neu hinzugekommen, sich für das allein maßgebende hielte, daß es allein die Stelle, die thatsächlich aller kirchlichen Rechtsübung Sinn und Gestalt gibt, die der Kirchen-Regierung, in Preußen einzunehmen habe.

Freilich, wäre die einzige Bekentnisfrucht des Erwachens für evang. Glaubens- und Kirchentum nur das neue Unionsbekentnis gewesen, so hätten wir auch nur eine einzige neue, eine wirklich unirte Kirche in Preußen, nach dem reformatorischen Grundsatze, daß die wahre Einheit der Kirche bedingt wird durch Uebereinstimmung in der Lehre des Evangeliums und in der Verwaltung der Sacramente. Aber dieser Verlauf, den eine sich abschließende Unionsdoktrin hofte, war ein unmöglicher. Er war undenkbar bei wirklicher kirchlicher Neubelebung des Volkes. Mit ihr mußten auch die geschichtlichen Sonderbekentnisse kräftig erwachen, und auf ihren Gebieten lebend und sich verjüngend gleich dem hinzugekommenen neuen Consensus-Bekentnis in das unverbrüchliche Recht zur Kirchenbildung und zur Kirchenleitung eintreten. Dies mußte geschehen, sobald auf ihren früher reich angebauten Wohnstätten der Geist des Herrn über das Todtenfeld ging, sobald das Regen tiefer in das Volks- und Gemeindeleben drang, und sobald eine Theologie erstarkte, die sich ernstlichst besann auf die Wucht geschichtlichen und organischen Zusammenhanges, die sich vertiefte in die Einheit und Eigentümlichkeit der Bekentnisse, in ihre Notwendigkeit für das erblaßte, nun wieder nach seiner Nahrung verlangende, seinen Altar, Katechismus, Gesangbuch, Andachtsmittel wieder erkennende Gemeindeleben.

Hiermit war dem Laufe der absorptiven Union in Preußen ein ernstes Halt geboten. Dem ersten unbesorgten Unionsgedanken ward die Wirklichkeit fühlbar, und dies auf wie folgenschweren Irrwegen, die von dem eisernen Tritte Bewaffneter und von Thränen treuester Landeskinder bezeichnet waren. Man begann zu erkennen, daß man auf einem falschen, auf einem gefährlichen Wege war. Die Auflösung alles bestimten Bekentnisrechtes blickte drohend in den Unionsbau; bittend und mahnend klopfte das nicht zu leugnende gute Recht des erwachten Sonderbekentnisses an, und, wie es in Preußen nicht anders sein konte, nicht vergeblich.

Das rege kirchliche Gewissen des herzensfrommen Friedrich Wilhelm III. proklamirte durch die Kab.-O. v. 1834 die ungebrochene Geltung der beiden evangelischen Bekentnisse. Der Gedanke einer einzigen unirten Landeskirche mit nur einem gültigen Bekentnisse gehörte nun der Vergangenheit an. Es waren rechtsgültig die beiden evang. Bekentnisse, wobei stillschweigend das positive Bekentnis zu beiden mit Absehn von den Unterschieden als ein drittes in Preußen berechtigtes für die Consensus-Gemeinden galt. Jedem unbefangenen Urteil zeigen sich demnach für die werdende Rechtsbildung die oben genanten drei Hauptfactoren, die Preußen zugefallene Aufgabe einer einigen evang. Landeskirche, das Recht des neuen Consensus-Bekentnisses und das Recht der Sonderbekentnisse. Sind diese lezteren rechtsgültig, wie sie es sind, ist demnach das lutherische rechtsgültig, so ist es dies in seinem ganzen Bestande; dazu gehört eben das, was seine Eigentümlichkeit ausmacht, der Dissensus in Bezug auf reformirtes und auf Consensus-Bekentnis, und es ist ihm eine dem gemäße Kultusgemeinschaft und Sakramentsfeier verbürgt.

So begann der Gedanke einer einzigen evangelischen Landeskirche in Preußen aus der ersten Unklarheit in die Klarheit zu treten. Eine einzige Bekentniskirche konte sie nicht sein, denn sie enthält in sich verschiedene, garantirte Bekentnisse, die in Wesenspunkten sich widersprechen. Hiernach ist es klar, daß sie durch ihren Bekentnisstand sowol, als durch ihre Geschichte auf eine andere, eine höhere Einheit hingewiesen ist, als auf solche, die ein unterschiedsloses Kirchenregiment darstellt, und immer erzielen wird, nämlich die Einheit auch einer unterschiedslosen Unionskirche. Die wahre, die gegliederte Einheit ist Preußens kirchliche Aufgabe, eine eigentümliche und große. Dahin will sie, und dahin muß sie kommen, wenn sie nicht in steter fieberhafter Bewegung bleiben soll. Es ist die Vereinigung, der feste Zusammenschluß der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften zum gemeinsamen Bau am Reiche Gottes, zu kirchlicher Bewahrung und Erstarkung des Preußischen Volkes, zu kräftiger Förderung des evangelischen Glaubens und Kirchentums innerhalb und außerhalb Preußens. Und dieser Zusammenschluß muß sich darstellen zunächst und vor allem anderen in einem Kirchenregimente, in welchem jedes der zu Recht bestehenden Bekentnisse seine väterliche Fürsorge durch bewährte Mitbekenner findet, welches daher aus unterschiedenen Abteilungen besteht, die selbstständig und doch verbunden sind, selbstständig je als Leitung und Zusammenhalt für ihre Bekentnisgemeinschaft, verbunden für die ganze Fülle der gemeinsamen evangelischen Angelegenheiten der großen Landeskirche, in einem Kirchenregiment also, das allen Evangelischen in Preußen, volle Sicherung und Entfaltung ihres eigentümlichen Glaubens verbürgt, aber auch allen Gliedern der Kirche vorleuchtet in dem Geiste der Mäßigung und Milde, mit welchem sich die Confessionen begegnen, sich ruhig bauen und sammeln um ihren Mittelpunkt, und doch nicht vergessen des evangelischen Bandes, wetteifernd in dem Paulinischen: „mit aller Demut und Sanftmut und Geduld vertrage Einer den Andern in der Liebe;“ — in einem Kirchenregimente, das in dieser Liebesübung allen vorangeht, das verbunden die Kirche und ihre Gebühr vertritt gegenüber dem Staate, das in herzlicher Einmütigkeit die hohen Aufgaben des evangelischen Preußens wahrnimmt, sei es der Sorge für die bedürftigen Evangelischen in anderen Ländern, der „Bethätigung des Bewußtseins, daß die preußische Landeskirche Teil eines großen evang. Ganzen auf der

Erde ist," oder sonstige gemeinevangelische Zwecke, wie schon eine Verheißung auf solch einen evangelischen Kirchenbau lag in der Conföderation der ersten Kirchentage, und der Eisenacher Conferenz, und noch liegt in der Freudigkeit, mit welcher alle Confessionen in Preußen beisteuern zu jenen evangelischen Liebeswerken. An dieser Einheit halten die Lutherischen in der preuß. Landeskirche fest, unbeirret durch das Höhnen oder Drängen, woher es auch komme, namentlich auch unbeirret durch das außerpreußische lutherische Drängen, das kurzen Abbruch von der Verbindung des verbundenen Regimentes fordert, und dadurch nicht das ruhige Eingehen in andere Fügungen Gottes und in das Gewissen derer, die sich durch sie gebunden wissen, an den Tag legt, das die Liebe fordert.

Die Richtigkeit unserer bisherigen Darstellung der kirchlichen Rechtslage in Preußen beruht auf dem unerschütterlichen Grundsaz, daß ein eigentümliches und rechtsgültiges Bekentnis auch kirchenbildend sei, und daß dies dem gleichgelte, eine entsprechende Kirchenleitung zu haben. Wir erwarten von einem besonnenen Theologen hiergegen keinen Einspruch. Der Einspruch könte nicht aus der Sache, er könte nur aus Partei-Befangenheit kommen. Und dies könte nichts anderes sein, als die Ansicht, daß solch ein Bekentnis überhaupt vom Uebel sei, nicht zu bestehen verviene, sondern auf dem Aussterbestande zu erhalten. Wer ein Bekentnis bewahrt, wer es „unverkümmert" wissen will, — der muß demselben eine mitbekennende oberste Pflege geben. Die gegenteilige Ansicht wird als eine völlig neue und einzige in der Verfassungslehre und Geschichte der Kirche auf Erden ein Eigentum der Unionsdoktrin bleiben, die es ganz richtig erkant und erfahren hatte, was an Macht und Einfluß notwendigerweise in der Kirchenregierung liege, und daher diese in Preußen sich bewahren wollte.

Wiederum hat das bessere und freiere Gewissen auf dem Thron für die Wahrheit des obigen ersten Verfassungsgrundsatzes längst einen Ausdruck gegeben. Es sollen künftig hin die confessionellen Angelegenheiten durch confessionelle Mitglieder im evang. Ob. K. Rathe vorberathen werden. Das bestimte der Königl. Wille schon im Jahre 1852.

Da steht nun unsre kirchliche Rechtsbildung. Sie steht auf der Spitze der Entscheidung. Noch ein Schritt zum Heil und wahren Rechte vorwärts, und zum Königlichen Worte die That gefügt, — und die schwere Unwahrheit, welche grundsäzlich das Königsgewissen schon aus Preußen verwiesen hat, ist thatsächlich und für immer verwiesen, nämlich daß das anerkante und rechtsgültige lutherische Bekentnis, das Bekentnis Tausender altpreußischer Landeskinder, rechtsgültig sei, und doch unter die alleinige Curatel der Unionsdoktrin gestellt bleiben solle. Entweder diesen Schritt zur Wahrheit und zum ruhevollen Kirchenleben in Preußen, oder jenes Königliche Wort wird wieder aufgehoben, das unterschiedslose Regiment für immer bestätigt, und der ganze mühevolle Rechtsbau von 50 Jahren, sein ganzer kummervoller und erfahrungsvoller Ertrag wieder verloren, die Entzündung der Landeskirche aber, zumal im Hinblick auf das vergrößerte Preußen, chronisch gemacht.

Vor diese große Wahl ist Preußen jezt von seinem Gott gestellt. Wird es die herliche, die ihm zugedachte wahre Union ergreifen, in großherziger und weiser Wägung der Wirklichkeit, der gewichtigen Einzelrechte, und so die Schein-Union, die seine kräftig eigentümlichen Kirchengestalten nie tragen werden, auch offen und grundsäzlich dahingeben, mutvoll das Dunkel zerteilen, in welchem eine immer heftiger sich gebahende Doktrin den Begriff der Union festhält, die Meinung von einer Union nährt, die bei nüchternem Blick in die Lage nicht da ist, die ein Phantom ist.

Man spricht noch beharrlich von einer zu Recht bestehenden, einer überall rechtlich eingeführten Union. Wir ersuchen den Leser, unter genauer Beachtung alle Anhaltspunkte sich zu vergegenwärtigen, was die wirklich zu Recht bestehende Union sei, die auch wir anerkennen, ja wünschen und hoffen. Wer nicht geflissentlich im Nebel allgemeiner Redensarten sich erhält, sondern die Thatsachen fragt, für den ist die Antwort eine vollkommen klare und bestimte.

Das in Kraftbleiben der geschichtlichen Bekentnisse als unterschiedener und unvermischter ist in Preußen verbürgt. Sie sollen durch confessionelle Mitglieder in der obersten Behörde berathen sein. Die Annahme der Agende war ausdrücklich nicht der Beitritt zur Union. Die Union sollte Sache des freien Entschlusses bleiben. Die gegenseitige Zulassung zum h. Abendmale steht in Preußen da, wo sie allein stehen kann, unter der Liebe und unter der Zucht, nicht unter einem Zwangsgesez, was Widersinn, Ende der Zucht und Entheiligung wäre. Die Denkschrift nötigt uns hierauf weiterhin zurückzukommen. Endlich wird ja kein Mann von evangelischem Sinne durch einen äußern Brauch, wie den Ritus des Brodbrechens, Kirchen oder Gemeinden verschiedenen Bekentnisses heute noch unirte heißen. Was ergibt sich also dem nüchternen Blicke, der sich nicht selbst täuschen will, als die Union in Preußen? Etwas sehr Großes. Es bleibt diejenige wahre, lebensvolle, evangelisch allein mögliche Union, durch welche Preußen in Deutschland vorleuchten soll zur Warnung vor anderwärts getriebenem Menschenwerk, das dem Anprall der modernen Welt nicht widerstehen wird; es bleibt diejenige, die in der Preußischen Geschichte vorgezeichnet und vorbereitet ist, sowol durch die einst in ihm kräftig erblühte lutherische Kirche, als durch die in unserem Jahrhundert vollbrachte Annäherung der Confessionen. Diese durch die neuen Weltfeinde geforderte, durch die bisherige Rechtsentwicklung angebaute, durch die folgenreiche Erhebung und Vergrößerung Preußens zum Abschluß gemahnte Union hat allein Verheißung und Bürgschaft evangelischen Friedens und Volksheiles in Preußen.

Das aber ist nichts anderes, als die Vereinigung der evangelischen Confessionen unter einem für sie alle weise bedachten und gegliederten Kirchenregimente, so wie wir oben sein Bild und das dieser einigen evangelischen Landeskirche andeuteten. In ihr wird es eine unirte Kirchengemeinschaft geben, eine reformirte

und eine lutherische, zu denen sich im ruhigen Fortgange alle evangelischen Kirchengebiete und Kirchengemeinden, je nach ihrer Eigentümlichkeit, vertrauensvoll sammeln werden, auch die der neuen Teile des vergrößerten Preußens.

Dies also ist unsere wirkliche kirchliche Rechtslage, dies das durch sie selbst angezeigte Rechtsziel. Auf diesem klaren Rechtsgrunde stehen alle wieder kundgegebenen Anträge der Lutherischen in der Landeskirche. Sie liegen klar am Tage. Man vergleiche alle bisherigen öffentlichen Aeußerungen, man blicke in das reiche lutherische Leben in allen Provinzen, man höre, was in diesen Kreisen gewünscht wird. Nicht nach fremdem Gut und Rechte greifen sie, nicht nach einem ihnen nicht zukommenden Einflusse, nicht Zerspaltung der Landeskirche wollen sie. „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Das war und das ist das einmütige Wort überall gerade in Bezug auf ihre vaterländische Kirche. Gerade deshalb mahnen sie dringend und offen zur Wahrheit und zum Rechte, um menschlicher Zersprengung des Zusammengehörenden, um vor allen Dingen der schlimsten, der weiteren inneren Zerreißung zu wehren, auf welche eine abstrakte Unionsansicht mit aller Anstrengung zutreibt, die überlebt ist, die längst von dem Ernst der kirchlichen Realitäten in Preußen überschritten ist.

Was mußten wir nun nach Lesung der Denkschrift empfinden, indem wir dachten an die erste Pflicht der Kirchenleitung gerade bei jetziger landeskirchlicher Lage, an die genaue Beachtung des giltigen, des verbürgten Bekentnisstandes, an die umsichtige Hinführung unserer Rechtsbildung zu einem guten Ende? Wir sahen vielmehr die kirchengesetzlich längst verneinte Unionsansicht, deren Ziel und Wirkung die Verwischung der Sonderbekentnisse ist, wieder auftreten, als verstände sich ihre alleinige Berechtigung in dem großen Preußen von selbst. Und was von den Lutherischen beantragt ist auf Grund des klaren Rechtes, eine Kirchenregierung, in welcher alle Bekentnisse erscheinen und zu wahrer landeskirchlicher Einheit sich verbunden sehen, das mußten wir als „Zersprengung der Landeskirche", als „Abbrechen des geschichtlichen Zusammenhanges", als „revolutionären Weg" bezeichnet hören. — Revolutionär! Wie bald ist ein solches Wort in eine kirchliche Denkschrift gestellt, und welche Folgen kann das haben! Wie hätte das erwogen werden sollen, ehe ein Wort dieses Zeichens gegen einen Teil der evangelischen Preußen abermals aufgerufen ward. Wie, wenn die ruhige Prüfung das unglückliche Wort zurückschlagen ließe wider die Anklage selbst? Wenn man es mäße an der vorsichtigen Wahrung des giltigen Bekentnisstandes, an den wirklich erweislichen Rechtsgrundlagen und deren willigem Fortbau, an dem wirklichen „geschichtlichen Zusammenhange", und wenn die Denkschrift hiermit im Widerspruch befunden würde? — Wenn es sich deutlich erwiese, daß lediglich die Ansicht der absorptiven Union und Unionstendenz, die der

mehr erwähnten Schrift von D. Dorner zum Grunde liegt, die in Preußen unmöglich und seinen Ordnungen zuwider ist, daß sie auch der Denkschrift zum Grunde läge? Und diesen Nachweis müssen wir führen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die lutherische Conferenz in Bielefeld.

Dieselbe fand den 19. und 20. Juni statt und wurde am ersten Tage Abends 7 Uhr mit einem lieblichen Gottesdienste eröffnet. P. Kuhlo aus Valdorf hielt den Altardienst und Volkening predigte über den 84. Psalm: Die Kirche Christi, die Heimat des armen Sünders. I. Das Heimweh: dahin 1. das zuerst unverstandene, 2. das durch die vorlaufende Gnade zum Bewußtsein gebrachte, 3. das in den Verheißungen in etwa gestillte. II. Der Heimweg: dahin 1. der in der Kirche durchs Wort gewiesene, 2. der Eine: Buße zur rechten Bekehrung, 3. der dann zielgewisse. III. Das Heimsein darin 1. hier im geistgewirkten Glauben an den versöhnten Gott in Vergebung der Sünden und Erquickung von Seinem Angesichte, 2. in der eigentümlichen, einzigartigen Gemeinschaft mit den Kindern Gottes, 3. dort in vollster Befriedigung bei und in dem Herrn selbst. — Der ganze Gottesdienst war ein neues Zeugnis zu dem alten Zeugnisse: Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth!

Der Herr unser Gott sei uns freundlich! — mit diesen Worten eröffnete nach Gesang und Gebet der Präses die sehr zahlreich besuchte Conferenz. Der Blick in die kirchliche Zukunft sei trübe. Das Licht, das uns Gott in Seiner Gnade im Jahre 1866 auf staatlichem Gebiete habe leuchten lassen, scheine auf kirchlichem Boden nicht durchbrechen zu wollen. Jeder weiß in den kirchlichen Zeitfragen einen Rath und ist doch kein Rath. Was ist unsere Aufgabe? Ringet danach, daß ihr stille seid und ein gutes Gewissen bewahret. Zu diesen beiden Stücken sei Gott uns freundlich. Wir sollen ein gutes Gewissen bewahren 1. gegen unser Bekentnis. Wem seine Mutter lieb ist, kann es nicht gleichgiltig ansehen, daß ihr das Herz durchbohrt wird, aber auch nicht, daß ihr ein Finger zerbrochen wird. Nach diesem Gleichnis ist uns keine Angelegenheit unserer Kirche gleichgiltig; 2. gegen unsere Obrigkeit, den Oberkirchenrath. Wir sollen uns hüten zu treiben, was nicht unseres Amtes ist, aber auch nichts unterlassen, was zu thun Pflicht ist. Das ist aber vorab unser Amt, den allmächtigen König ernstlich zu bitten, daß Er Sich nach Seiner Verheißung Seiner Kirche erbarme; 3. in unserm Amte, Predigt, Verwaltung der Sacramente, Selsorge, Kinderlehre. „Sie hat gethan, was sie konte" — sie hat's wirklich gethan; 4. in unserm persönlichen Verhältnisse zu Gott. Eins ist noth! — aber welcher Pastor will das predigen, der nicht für seine eigene Person darin lebt und webt?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 7. August. № 63.

Die Zukunft des Jüdischen Volkes.

III.

Man sollte es kaum für möglich halten, daß man in der Kirche Gottes von dieser einfachen, sich so mit Gewalt aufdrängenden, für ein liebendes Gemüt einen so kostbaren Trost darbietenden Auffassung je abgegangen wäre, um so weniger, da das Fortbestehen der Juden allein von allen Völkern des höchsten Altertums, ihre Erhaltung durch alle zerstörenden Potenzen hindurch den Gedanken so nahe legt, daß sie zu etwas aufbewahrt seien, was über ihre gegenwärtige Niedrigkeit weit hinausgeht. Daß man dennoch so vielfach das Rechte verfehlt hat, erklärt sich aus verschiedenen Gründen. Zuerst aus demselben Grunde, der schon bei den Heidenchristen wirksam war, welche Paulus zunächst anredet. „Ein jüdisch Herz" — sagt Luther — „ist so stock-stein-eisen-teufelhart, daß es mit keiner Weise zu bewegen ist." Es zeigte sich bei den Juden ein so dämonischer Haß gegen Christus und seine Kirche, daß man hier das Wort, welches der Täufer im Angesichte der Heiden sprach: „Gott kann auch aus diesen Steinen dem Abraham Kinder erwecken", nicht für anwendbar hielt. „Sie lästern", sagt Joh. Gerhard, „Christus in ihren Synagogen, indem sie ihn den Gehängten nennen, und fügen, wenn seiner gedacht worden, hinzu: sein Name werde ausgetilgt und speien dreimal aus auf die Erde, sie gewöhnen ihre Kinder von frühester Jugend daran, Christus zu lästern und die heilige Jungfrau; wenn jemand aus dem Worte Gottes ihre Irtümer widerlegt, so verstopfen sie die Ohren." Wer die Energie dieser Verstocktheit aus den Thatsachen erkant hat, die noch in der jüngsten Zeit in Gegenden vorgekommen sind, in denen sich der alte Judengeist behauptet hat, wie noch kürzlich in Pommern ein aus Wasser und Geist Geborner aus den Juden nicht nur mit Schimpf und Mishandlungen überhäuft, sondern ernstlich am Leben bedroht wurde, der wird es sehr natürlich finden, daß selbst für einen Luther diese Versuchung zu stark war, daß ihm der gewonnene Einblick in den wahren Sinn der die Zukunft der Juden betreffenden Stellen in späterer Zeit wieder völlig verdunkelt wurde, eines Calov zu geschweigen, der die Glaubensfülle Luthers nicht besaß, und daher weit leichter der Gefahr verfiel, bei sich klug zu sein. Förmlich aufgestellt wurde dieser Grund von dem aufrichtig frommen Dannhauer: „nach C. 10 hängt das Heil ab von der von Gott verordneten Heilsordnung: der Glaube aus der Predigt u. s. w. Aber eine Bekehrung auf gewöhnlichem Wege findet keine Stelle, wo ein ganzes Volk von der tiefsten Verdunkelung ergriffen und in solche Finsternis eingehüllt ist, daß wie die Aegyptische kein Stern sie zerstreuen kann, aufs äußerste blind, aufs äußerste hartnäckig, widerbellend gegen alle Zucht, ausschlagend gegen alle Mittel der göttlichen Ordnung. Da ist mehr nötig als das gewöhnliche göttliche Ziehen. Daß aber Gott mit solcher Gewalt die stahlharten Herzen durchbrechen werde, daran wird es wenigstens erlaubt sein zu zweifeln." Man wird sich vielmehr wundern, daß ungeachtet dieses ungeheuren Hindernisses doch durch alle Zeiten der Kirche hindurch von den Kirchenvätern an sich eine Kette von Zeugen für die biblische Wahrheit vorfindet, wundern, daß Calov zugestehen mußte: „über den Sinn des Apostolischen Geheimnisses finden sich verschiedene Meinungen; die meisten nehmen an, daß eine ausgezeichnete Bekehrung der Juden am Ende der Welt vorherverkündet werde." Wie köstlich sind die Worte des heiligen Ambrosius im lezten Capitel der Schrift über den Patriarchen Joseph: „Christus wird in den lezten Zeiten das Volk der Juden aufnehmen, wenn es schon zum Greisenalter gelangt und müde geworden ist, nicht nach seinen Verdiensten, sondern nach der Wahl seiner Gnade: und wird seine Hand auf seine Augen legen, auf daß er die Blindheit wegnehme. Er hat seine Heilung verzögert, auf daß als der lezte glaube, der früher nicht meinte glauben zu sollen, und den Vorzug der höheren Erwählung verliere." Ebenso erklären sich Hilarius, Augustinus, Hieronymus, Origenes, Chrysostomus, Theodoret; im Mittelalter Haymo und Nicolaus de Lyra, unter den Vertretern der Lutherischen Orthodoxie Hunnius, Balduin, Menzer, aus den Reformirten Beza, Piscator, Paräus. Solches Festhalten an der Hofnung für die Juden ist nur begreiflich, wenn diese Hofnung einen festen Grund in dem Worte Gottes hat, während die Verkennung des wahren Sinnes der Schriftstellen sich aus dem erklärt, was von Petrus geschrieben steht: da er auf die Wellen sah und daß der Wind heftig geworden, fing er an zu versinken. Man möchte nun wol meinen, daß dieser Grund jezt nicht mehr wirksam sein könne, da die große Zahl von Proselyten aus dem Judentum zeigt, daß in der Verstockung eine bedeutende Bresche gemacht sein muß. Allein dieser Grund wirkt

hängte Leid stets als verdiente Strafe darstellt, während in allen Systemen, welche die Ursache der Sünde in Gott setzen, von Strafe nicht ferner die Rede ist. Das erhellt endlich aus der vorhergegangenen Ausführung des Apostels selbst, wo er eingehend die in den Juden liegende Ursache der Verstockung nachweist, ihre Selbstgerechtigkeit, welche es verschmäht, die von Gott in Christo dargebotene Gerechtigkeit sich anzueignen. Man darf aber deshalb nicht meinen, daß es mit der von Gott verhängten Verstockung nicht ernst gemeint sei. Es ist schon von großer Bedeutung, daß dem Nichtwollen das Nichtsollen zur Seite tritt. Es weist darauf hin, daß der Sünder Gott nicht etwa einen Strich durch die Rechnung macht, daß Gott nicht etwa das bloße Zusehen und Nachsehen und das ohnmächtige Bedauern hat, daß der Sünder vielmehr, Gottes Rathschlüssen widerstrebend, nur seinen Rathschlüssen dient, weiter nichts erreicht, als daß er, der einen Seite seines Wesens sich entziehend, unter die andere geräth. Und dann ist die Verstockung auch keine bloße urteilende Handlung. Sie bestimt das Verhalten Gottes gegen den Sünder. Sie hat zur Folge, daß Gott nicht ferner die Stralen der Gnade auf ihn fallen läßt, die seinen Zustand mildern, eine Mischung von Licht und Finsternis bei ihm herbeiführen könten, daß er ihn dahin gibt in die Hand seiner Sünde und des mit ihr unzertrenlich verbundenen Elendes.

Mit der Wirkung hört die Ursache auf. Das Gericht der Verstockung kann nur dann aufgehoben werden, wenn die Herschaft der Selbstgerechtigkeit als der das Judentum beherschenden Macht gebrochen wird. In dieser Selbstgerechtigkeit ist ein hofnungsreiches Element. Der Apostel erwähnt es in C. 9, 31 den Juden zum Ruhme, daß sie dem Gesetze der Gerechtigkeit nachjagen. Als Grund, daß der Wunsch seines Herzens und sein Gebet zu Gott auf ihr Heil gerichtet ist, gibt er in C. 10, 2 an: „denn ich bezeuge ihnen, daß sie Eifer Gottes haben." Dieses Streben nach Gerechtigkeit, dieser auf Gott gerichtete Eifer steht hoch über der stumpfen Gleichgiltigkeit gegen Gott und die himlischen Güter. Wenn es nur gelingt, diesen Eifer in die rechte Bahn zu leiten, so muß sich ein herliches Resultat ergeben, wie wir das an dem Beispiele des heiligen Paulus sehen, der aus einem eifrigen Juden ein eifriger Christ wurde, aus einem Eiferer für das Gesez ein Eiferer um Christus. Es ist eine hohe und edle Sache um den Eifer Gottes, aber die Wege, die er bei den Juden eingeschlagen und hartnäckig durch die Jahrhunderte verfolgt hat, können nur zum Verderben führen. In aller Werkgerechtigkeit ist ein dumpfes unruhiges Wesen, ein Mückenseigen und Kameleverschlucken, ein Handtiren an den Zweigen, während die Wurzel verderbt bleibt. Und dann ist mit dieser Werkgerechtigkeit notwendig die Casuistik verbunden, mit dieser die Herschaft der Rabbis, die mit bleiernem Gewichte auf den einzelnen Selen lastet und sie wie in einem Kerker gefangen hält. Es komt darauf an, daß diese krankhafte Richtung, in die das Volksleben gekommen, gründlich gebrochen werde, daß an die Stelle des Pharisäers der Zöllner trete, der allein für das Reich Gottes geschickt ist. Dann wird der von den Banden der Pharisäisch gewordenen Nationalität umschlungene Einzelne dem tieferen Triebe seines Herzens folgen können. Zu einer solchen Veränderung war durch lange Jahrhunderte keine Aussicht vorhanden. Die Synagoge beharte in der Pharisäischen Selbstgerechtigkeit und in dem mit ihr Hand in Hand gehenden fanatischen Haß gegen Christus und seine Kirche. Endlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat sich eine große Veränderung angebahnt und diese dringt von den Mittelpunkten des Jüdischen Lebens unaufhaltsam in alle Winkel hinein. An sich betrachtet ist die große Veränderung keine solche zum Besseren. Sie führt vielmehr eine Zerstörung des edleren Elementes mit sich, welches der Synagoge Lebensfähigkeit und Widerstandskraft gegen die auflösenden Mächte verlieh. Der Eifer Gottes ist geschwunden und an seine Stelle ist die bare Gottlosigkeit getreten. Das hohle Gespenst einer völligen religiösen Impotenz geht jezt in den Synagogen umher und sein grausiger Eindruck wird nicht gemindert, sondern nur noch gemehrt, wo diese Synagogen, wie in unserer Hauptstadt, mit der größten äußeren Pracht ausgestattet sind, übertünchte Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths. Der Widerspruch zwischen Erscheinung und Wesen tritt dadurch nur um so mehr ans Licht. Was aber für das Judentum als Ganzes sich als Verfall, als Tod und Verwesung darstellt, das kann für die einzelnen Selen Mittel des Aufstehens werden und ist es schon für gar Viele geworden. Die christliche Kirche hat in den lezten Jahren mehr Selen aus dem Judentum gewonnen, wie in den vorangegangenen Jahrhunderten, unter ihnen solche, von denen das Wort gilt: „die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz." Ich schlafe, aber mein Herz wacht, spricht die verstoßene und dem tiefsten Elende anheimgefallene, von den Wächtern wundgeschlagene Braut des Hohenliedes. Im tiefsten Grunde des Judentums lebt noch das: „meine Sele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott", und nach der Zertrümmerung der Scheinbefriedigung für dies Bedürfnis in seiner eignen Mitte, sucht es seine Befriedigung da, wo es allein zu finden, in der christlichen Kirche. Der Geist der Gnade und des Gebetes wird über solche Selen ausgegossen und sie blicken auf den, welchen sie durchstochen haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 10. August. № 64.

Die Zukunft des Jüdischen Volkes.

III. (Schluß.)

So können wir also die bedenklichen Consequenzen abstreifen, und an der teuren Hofnung festhalten. Diese soll für uns kein bloßer Gegenstand müßiger Gefühle sein. Wir sind hier wie überall zu Mithelfern der Gnade Gottes berufen. In der Weissagung des Jesaias bringen die bekehrten Heiden die Mitglieder des früheren Bundesvolkes dem Herrn als Speisopfer dar. Es ist das eine wichtige Bethätigung des durch das Speisopfer abgebildeten Fleißes in guten Werken, in dem sich die Dankbarkeit für die Gabe der Erlösung kundgeben soll. Und bei Paulus komt der Erlöser zu den Juden aus dem Zion der christlichen Kirche, zum Beweise, daß er nicht durch eine unmittelbare Wirkung seiner Gnade die wunderbare Wirkung bei ihnen hervorrufen wird, sondern durch den Dienst seiner Kirche und durch die Mittel seiner Gnade, die er dieser anvertraut hat. Als den eigentlich königlichen Weg zu ihren Herzen nun bezeichnet uns Paulus (11, 11. 14), daß wir sie zum Eifer reizen, indem sie uns in dem Besitze geistlicher Güter erblicken, welche ihnen fehlen, obgleich sie ihnen ursprünglich angehörten. Selbstreformation, das ist die beste Judenmission. Moses ermahnt sein Volk dahin zu trachten, daß man in der ganzen Heidenwelt von ihm sage: „ei welch weise und verständige Leute sind das und ein herlich Volk." Eben dahin soll bei uns das Bestreben im Verhältnis zu den Juden gerichtet sein. Doch dabei werden wir nicht stehen bleiben dürfen. Es gilt auch dem: nötige sie hereinzukommen, Folge zu geben. Es gilt, daß wir ein Herz voll Liebe allen aus Israel entgegentragen, bei denen wir irgend einen tieferen Zug, irgend etwas von aufrichtigem Wunsche, den Willen Gottes zu thun, verspüren. Diese allen gemeinsame Aufgabe ist besonders den Pastoren gestellt, den eigentlichen Missionaren unter den Juden. Denn das ist klar, daß die gewöhnlich so genante Judenmission eine wesentlich andere Stellung hat, als die Heidenmission, daß sie nur die Lücken ausfüllen soll, welche die Thätigkeit der ordentlichen Missionare übrig läßt. Jeder Pastor ist an seinem Orte, neben seinem Berufe für seine eigentliche Herde, zugleich episcopus in partibus infidelium.*) Davon haben die Juden selbst ein Bewußtsein. Wenn sie sich bekehren wollen, so wenden sie sich lieber an die Pastoren, als an die Missionare. Hier läuft unsere Rede aus in eine Aufforderung zur Gewissensprüfung, und wenn diese zu dem Ergebnis führen sollte, daß wir beschämt die Augen niederschlagen müssen, so wollen wir herzlich den Vater aller Güte bitten, daß es in Zukunft anders und besser werden möge.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

II. (Fortsetzung.)

In der That birgt die Denkschrift in sich und muß wirken die Entkräftigung derjenigen Auctorität, welche den geschichtlichen Sonderbekentnissen und dem positiven Consensus-Bekentnis in Preußen rechtlich gesichert ist. Wir hörten mit Erschrecken eine neue Consensusformel vorgetragen für die ganze Landeskirche, als wäre dieselbe eine unterschiedslose Unionskirche, oder sollte doch zu derselben eingerichtet werden. Wir hörten diese Formel als die Grundlage der evangelischen Kirche vorgetragen, und die eigentümlichen Bekentnisse in eine Stellung zu ihr verwiesen, die diese lezteren beseitigen würde, gerade so, wie D. Dorner diese neue Grundlage formulirt, so subjectiv, so willkürlich, daß sie in die Praxis eingeführt, die evangelische Kirche zu Atomen auflösen, ihr an das Leben gehen würde.

Es wird nämlich nächst dem lauteren Worte Gottes und den ökumenischen Bekentnissen, als gemeinchristlichen und gemeinevangelischen Grundwahrheiten, „die eine reformatorische Grundwahrheit der Rechtfertigung allein durch den Glauben" sehr bestimt als die Grundlage der evangelischen Kirche, als das starke Einheitsband aller Evangelischen untereinander aufgestellt. Es heißt, „nur dieser Grundwahrheit gebühre der Mittelpunkt" im kirchlichen Gemeinschaftsleben, die noch übrigen Unterschiede oder Differenzlehren, die ja allerdings noch übrig seien, können und wollen sich nicht in das Centrum stellen, nicht jene eine Grundwahrheit aus demselben verdrängen, das ihr allein gebühre. Diese Bestimmung wird dem Leser, der es

*) Das ist natürlich mit einem Körnlein Salz zu verstehen und in keiner Weise im rechtlichen Sinne.

ernst nahm mit ihrem richtigen Verständnis, zuerst dunkel gewesen sein. Die Differenzen sollen sich nicht in den Mittelpunkt stellen, dem der Artikel von der Rechtfertigung allein gebühre. Was kann das doch bedeuten? Wir bitten den Leser zu prüfen, ob wir die richtige Meinung erfaßt haben. Von dem Centrum in einem evang. Lehrganzen kann es nicht gelten sollen. Das wäre eine Frage der dogmatischen Methode. Macht man die Rechtfertigung durch den Glauben zum Princip eines dogmatischen Systems, wie einige neuere Dogmatiker dies thun, so sind andere Ausgänge und Anordnungen ebensowol zulässig, immer aber wird jener Fundamental-Artikel in dem Systeme selbst seine Ausführung bekommen an der ihm gebührenden Stelle, d. h. in der Sotereologie, gleicherweise die Differenzen an der ihrigen. Von dem wirklichen Centrum der heilsamen Lehre haben wir in unserer ersten Betrachtung geredet.

Sollen nun die vernommenen Worte von dem „Mittelpunkte“ als dem genügenden Eintrachtsbande vorzugsweise auf den geselligen und sonstigen brüderlichen Verkehr der Confessionen zielen, auf die freie gegenseitige Hilfeleistung, den Austausch geistiger und leiblicher Gaben? Wer stellt hierbei die Differenzlehren in den Mittelpunkt? Ueberall sehen wir die Evangelischen Gemeinschaft pflegen und Werke der Liebe miteinander treiben, wo nur die kirchliche Union und Unionstendenz den Streit nicht geradezu hineinzwängt. Kurz der Zusammenhang, in dem von der Grundlage der evangelischen Kirche, von den Grundwahrheiten gehandelt wird, auf welche „die Geistlichen ordinatorisch verpflichtet werden“, gibt dem Leser den eigentlichen Sinn an die Hand. Es folgt unmittelbar die kategorische Abweisung der Anträge um Aufnahme des lutherischen Bekentnisses in die Kirchenleitung. Es leidet keinen Zweifel, die Denkschrift stellt fest, daß die Differenzen sich nicht in den Mittelpunkt der Kirchenbildung, der Kirchenverfassungsbildung stellen dürfen, der ihnen nicht, der nur der einen Grundwahrheit gebühre. Hier liegt der Nachdruck der Worte, so müssen sie schließlich verstanden werden. Es soll für die Zukunft in Preußen nicht mehr irgend ein evang. Sonderbekentnis, als ein Bekentnisganzes kirchenbildend sein, es soll fortan solch ein Bekentnis in der Gestalt, die es zum Sonderbekentnis macht, also mit den Differenzen als Gegensätzen, nicht mehr der Mittelpunkt für kirchliche Gemeinschaft sein wollen, sondern nur jener eine Artikel, der alle Evangelische verbinde, dem allein der Mittelpunkt zukomme. Es sollen also zukünftig die Differenzen für die ganze Landeskirche nur als Tropen, als Mannigfaltigkeit des Individuellen behandelt werden. Sobald sie weiteres sein wollen, so greifen sie über das in Preußen ihnen zustehende Recht. Diese Meinung *müssen* die Worte bewirken und müssen sie verbreiten. Es heißt bestimt: „Der Mittelpunkt gebührt nur der Grundwahrheit, dem Artikel von der Rechtfertigung.“ Nun versichert aber die Denkschrift auch dies gleichermaßen, daß die reformirten und lutherischen Bekentnisse unverlezt bleiben sollen, Schuz und Pflege erfordern und haben, also das Recht einer öffentlich anerkanten Lehre haben. Dann ist es aber nicht etwa nur ein erlaubtes, ein notgedrungen zu duldendes, sondern dann ist es heilige Pflicht und klare kirchliche Gebühr, es zum Mittelpunkt einer Kirchenbildung zu machen, ihm eine Kirchenleitung zu geben, der es selbst die Leitungsnorm ist, und das nicht blos in *einer* Grundwahrheit, sondern in seiner unlösbaren Ganzheit und Einheit, in welcher der eine Artikel der Rechtfertigung seine geschichtliche und organisch gewiesene Stelle hat, mit den anderen ihn bedingenden und aus ihnen folgenden Fundamental-Artikeln, *mit ihnen bewahrt, ohne ihre Bewahrung ein Nichts.* Eben dasselbe aber ist nachdrücklichst zu sagen von dem Consensus-Bekentnis für die geschichtlich und rechtlich bestehenden Unionsgemeinden. Auch für ihre Leiter und Lehrer hat nicht etwa nur ein Artikel bindendes Ansehn, sondern die Gesamtheit der Lehr-Artikel unter Freilassung der Gegensätze.

Nun fragen wir ernstlich, was mit jenem Worte des „Mittelpunktes“ und des „Einen Artikels“ gesagt sei? Faßt man einen Sinn, so entgeht er dem nachdenkenden Leser wieder. Es bleibt ihm kein faßbarer Zweck übrig. Das wiegt sehr schwer für ein so unendlich wichtiges Actenstück, das eine so große Landeskirche instruiren soll. Sei es aber, was es wolle, so unterstützen sie jedesfalls, und verbreiten sie von hoher Stelle die Meinung — für die Bekentnisfeindschaft schon ein willkommenes Angeld, — daß nur das Halten an *einem* Fundamental-Artikel kirchliches Bedürfnis sei, daß als Zukunftsziel von Jedermann das der Unionsdoktrin zu achten sei, nach welcher die Differenzen unbiblisch und unreformatorisch zu kirchentrennenden Gegensätzen erhoben wurden; ja daß dem Kirchenregimente selbst, dem der Schuz und die Pflege auch des Sonderbekentnisses mit den Gegensätzen pflichtmäßig obliegt, das zu schützen sie versichert, doch das Halten an der Besonderheit als bedauerlicher Irtum gelte.

Ist das Schuz und Pflege desselben, ja nur irgend eines organischen Bekentnisses? Vielmehr muß auf diesem Wege das Ansehn der Bekentnisse, das Bewußtsein von der Notwendigkeit ihrer verbindlichen Kraft als organischer Glaubensnormen auf das Tiefste erschüttert werden. Denn so heißt es ausdrücklich: „Wo jene Grundwahrheit — die Rechtfertigung — in Geltung bleibt, da können die übrigen Differenzen sich in Liebe und Geduld tragen“, „weil an dem Besiz der gemeinsamen Grundwahrheit die Macht der Verständigung gegeben ist.“ Diese Worte sind uns völlig dunkel. Die übrigen Differenzen tragen sich in Liebe und Geduld? Im System der Consensus-Doktrin tragen sie sich allerdings, obwol die Einen *bejahen*, was die Andern *verneinen*, z. B. die wirkliche Neugeburt in der h. Taufe, die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn *im* Brot und Wein. Es soll also wol sagen: *die im Uebrigen Differirenden tragen sich?* Gewiß tragen sie sich mit Freuden auf jenem gemeinsamen Grunde, wenn sie sich — tragen, d. h. friedlich und rechtlich ihre beiderseitigen Differenzen gewähren lassen. Dann haben sie und beweisen sie an jenem köstlichen Artikel, wo sie in ihm sich einig begegnen, die zureichende Macht der Verständigung. Aber wann hätte ein refor-

mirter oder lutherischer Theologe je im Ernste den Saz aufgestellt, daß der Artikel der Rechtfertigung die Macht zur Verständigung über ihre Differenzen, ihre christologischen und sakramentlichen Differenzen enthalte? — Und daß man solch eine grundlose Ansicht auch nur herauslesen kann aus jenen Worten, darüber erschraken wir gewiß mit Recht. Jeder tiefer blickende Theologe weiß, wo die Differenzen ihre Wurzeln haben, weiß, daß sie keine mechanischen und willkürlichen Anhänge sind. Die Macht der Verständigung liegt nirgends, als in der Verständigung über jene hochwichtigen Tiefen, welche die Anschauungen über Gott, Gottmensch, Kirche ꝛc. bestimmen. Ehe dies erreicht ist, und damit es ehrlich erreicht werde, müssen und wollen sie gewissenhaft zu Werke gehen und ihr ganzes Bekentnis bewahren. Nochmals müssen wir aber hervorheben, und es ernstlich verneinen, daß durch das Halten an einem Fundamental-Artikel irgend eine kirchliche Doctrina publica gesichert sei. Die Denkschrift sagt: „So lange jene eine Grundwahrheit in Kraft und Geltung bleibt." Wie lange bleibt sie das? Gerade so lange, als sie in ihrer Stelle bleibt, d. h. in dem sie haltenden und treu festgehaltenen Zusammenhang mit dem Bekentnisganzen, und könte sie durch die Denkschrift einer kirchlichen Behörde aus diesem schützenden Zusammenhalte genommen werden, so wäre damit der Anfang ihres Hinfalles gegeben. So liegt diese große Sache in Wahrheit. Wer bewirkt und wer verbürgt unsere Rechtfertigung? Jesus Christus, und er in seiner anerkanten und mitbekanten vollen, schrift- und bekentnismäßigen gottmenschlichen Würde. Also so lange dieser Artikel in Kraft und Geltung bleibt, so lange und nicht länger auch der Artikel von der Rechtfertigung. Und so weiter durch alle aneinander hangenden und sich bedingenden Fundamental-Artikel.

Darüber waren wir erschrocken. Wir sahen nicht die gerade an dieser Stelle hochnötige, vorsichtige Achtung des in Preußen notorisch giltigen Bekentnisstandes und Bekentnisrechtes. Zwar wird wiederholt das Sonderbekentnis als solches, also einschließlich seiner Unterschiede ein berechtigtes, ein zu schützendes genant, aber jeder Leser versteht es, daß dieser Standpunkt für die oberste Behörde ein veralteter, ein allmälig zu überwindender ist, daß die Bekentnis-Ueberzeugung und Bekentnisstellung in sämtlichen Gliedern der Behörde Gegnerin der Sonderheit am Bekentnisse ist.

Konte für den unparteiischen Leser ein einleuchtenderer, ein zwingenderer Beweis dafür geführt werden, als ihn die Denkschrift selbst führt, daß die Forderung einer Neubildung in der Kirchenleitung auf Wahrheit und Gerechtigkeit beruhen, ja auf dem Gewissensbedürfnis der hohen Behörde selbst, von welcher es nun klar am Tage liegt, daß kein Mitglied derselben das lutherische Bekentnis — als solches sagen wir, mit dem Gewicht seiner Unterscheidungslehren, — daß kein Mitglied dies das Seinige nennt? Und doch soll dasselbe von der Behörde gepflegt werden, nicht blos auf Zeit, sondern unbedingt, nicht blos gezwungen das Leben ihm fristend, sondern aus freudiger Ueberzeugung. Wir fragen, kann ein kirchlicher Mann eine so lautende Denkschrift mit unterzeichnen, der persönlich das lutherische Sonderbekentnis das Seinige nennt, in den Bekennern desselben seine Bekentnisgenossen sieht, achtet und liebt? Ist dies aber mit anderen ein zu bewahrendes, hängt an seiner freudigen Pflege das unbeirte und kräftige Wachstum evangelischer Gottesfurcht in weiten Volkskreisen Preußens, deren Glaubensgestalt ihm entspricht und aus ihm sich nährt: wir fragen, bedürfte es dann wirklich nicht überzeugungsvoller Fürsprecher in der Leitung? Wir fragen so jeden nur der Gerechtigkeit geneigten, und gegen das wirkliche Bedürfnis nicht parteiisch sich verschließenden Mann. Kann ein kirchlicher Oberer, der jene Ueberzeugung nicht hat, sich der Pflicht unterziehen, sie zu nähren, zu beschützen, da er überzeugungsmäßig auf das allmächliche Aufgeben und Verschwinden der Unterschiede hinwirken muß, wie das nun thatsächlich durch die Denkschrift geschieht, wie das thatsächlich durch die Personenwahl für alle irgend bedeutenden kirchlichen Aemter geschieht?

Wir haben gesagt, und jedem klar Blickenden steht dies fest, daß wir noch begriffen sind in einer neuen kirchlichen Rechtsbildung, daß zu einem segensvollen Abschluß derselben die persönliche Vertretung des lutherischen Bekentnisses in der Kirchenleitung das erste Erfordernis sei. Ist unsere Anschauung vom Bekentnisrecht in Preußen, und von überzeugungsvoller Pflege eines giltigen Bekentnisses die richtige, so gehört es ganz gewiß zu dem schönen und hohen Berufe gerade der Kirchenleitung, jenen guten Abschluß selbst herbeizuführen. Der evang. Ober-K.-Rath lehnt aber dies nicht nur ab, sondern sucht auf das Aeußerste solchem Fortschritt vorzubeugen. Wir finden eine vierfache Begründung für diese Abwehr. Die erste sagt, der Schritt ist überflüssig, denn das lutherische Bekentnis genießt Schuz und Pflege. Wir haben gesehen, wie dies der Fall sei, und müssen unten noch anderes zur Erläuterung hervorheben. Die zweite geht darauf hinaus, daß die Lutherischen in Preußen sittlich und kirchlich sich nicht eignen dazu, an der Kirchenleitung Teil zu nehmen, daß sie gefährlich seien. „Es ist, so heißt es z. E., nicht vornehmlich die reformatorische, besonders lutherische Lehre, welche die Verstimmung gegen Union und Landeskirche in ihnen hervorgerufen hat, denn jene genießt Schuz und Pflege in der Landeskirche. Es sind vielmehr neue, sogenante lutherische Lehren, die sich vielfach unter ihnen verbreitet haben, großenteils von der Reformation überwundene Irtümer, für die sie bei einer Zerspaltung der Landeskirche eine ungestörte Herschaft hoffen." Sie erscheinen als die Landeskirche „Anfeindende", die in ihr „einen Hauptdamm gegen jene unevangelischen Tendenzen erblicken". Wir müssen hierauf wieder zurückkommen.

Drittens wäre jener Schritt der beantragten Neubildung in der Kirchenregierung rechtswidrig. Dies wird nicht weiter begründet. Die noch geltende Königliche Bestimmung, daß confessionelle Mitglieder im Ob.-K.-Rathe sich befinden sollen, die nun um des goldenen kirchlichen Friedens, um der herzlichen Eintracht willen zur Wahrheit werden sollte, und dringend auf jenen Abschluß hinweist, scheint als nicht mehr vorhanden betrachtet zu werden. Dagegen finden wir dergleichen in der

Denkschrift, was den Frieden unmöglich macht. Wir mußten z. E. wieder hören: „Die große Mehrzahl der Lutherischen ist nicht einfach lutherisch, sondern unirt, wenn auch teilweise mit Vorbehalt des lutherischen Bekentnisses, dessen sie bisher ungestört sich freuen", wir lasen von einem „Charakter, den diese lutherischen Gemeinden durch den Beitritt zur Union erworben haben," auf dessen „Annullirung" die Anträge der Lutherischen ausgehen sollen. „Was haben wir für einen Charakter erworben?" — mußten sich da die lutherischen Gemeinden betroffen fragen. Wir haben durch preußische Gerechtigkeit den Charakter erworben, daß wir lutherische Gemeinden wiederum sein dürfen. Mit wem, worin sind wir unirt? Mit den reformirten Gemeinden? Mit den Consensusgemeinden? In der Liebe wissen wir uns mit ihnen unirt und wollen diese üben nach dem Gebote unseres gemeinsamen Herrn. Aber durch welches Kirchengesez, durch welchen Zwang sonst noch? Mit unserem evangelischen Königlichen Schuzherrn wissen wir uns im Herzen unirt, und in dem verbundenen Kirchenregiment auch äußerlich unirt mit den übrigen Bekentnissen. Und dieser Union werden wir uns von Herzen freuen, sobald wir unser Bekentnis in demselben antreffen werden." — So urteilen sie aus dem wirklichen Leben heraus. Wir fragen aber, sollen wir uns immer wieder mit Nebelbildern herumjagen und herumschlagen, und darüber die frische lebendige Wirklichkeit, ihre ernsten, ihre klaren Aufgaben verwüsten? Praktische Weisheit wird von Preußen mit Recht gerühmt, die mit Wirklichkeiten rechnet. In der Kirchensache allein, der allerwichtigsten sollte es sich durch das leiblose Gedankenbild einer Doktrin von der Wirklichkeit abermals abwenden lassen, d. i. von der Union, auf welche alles hinweist, Gottes Fügung, Erfahrung, bisherige Gesezgebung, Schrift und Bekentnis? Das stete neue Drohen mit der gesezwidrigen absorptiven Union ist nicht praktisch für Preußen.

Endlich viertens widerstreite jenes Verlangen der Lutherischen nach einem Kirchenregiment ihres Bekentnisses offenbar ihrem eigenen Bekentnisse. Wir treten hiermit an die Reihe der immer betrübenderen Punkte, welche die Denkschrift darbietet.

Die Worte lauten: „Insbesondere auch die Lutheraner haben nach ihren Bekentnissen, wenn sie ihnen treu sind, keinen Anspruch, eine gesonderte kirchliche Organisation als eine Sache des Dogma oder des Gewissens zu fordern." Und hierzu ist unter dem Texte auf Art. VII der Conf. A. und Apol. pag. 151 — 153 verwiesen, zur Bewährung, daß den Reformirten und den Lutherischen „nach dem bestehenden Rechte eben so wenig als nach den Bekentnissen" jener Anspruch innerhalb der preußischen Landeskirche zu zu erkennen sei. —

Diese Verwendung und Auslegung der lutherischen Bekentnisse gegen die Lutherischen selbst, als die nicht einmal ihr eigenes Bekentnis verstehen, wird denkwürdig bleiben in der Auslegungsgeschichte desselben. Es wird verzeichnet bleiben, daß einst die preußische Ober-Kirchenbehörde, in der damals ausschließlich die Unionsdoktrin waltete, den Art. VII ꝛc. dahin ausgelegt habe daß er den Lutherischen geböte, es als ein Adiaphoron, eine gleichgiltige Sache, zu erkennen, ob ihr väterliches Bekentnis von Männern dieses Bekentnisses oder der Consensus-Doktrin geschüzt und gepflegt werde, daß sie demnach, wollten sie ihrem Bekentnisse treu bleiben, es unter der Leitung der Lezteren belassen müßten.

Nach dieser Auslegung stellte also das lutherische Bekentnis zu den gleichgiltigen Dingen (menschlichen Traditionen und Ceremonien) nicht etwa nur die geschichtlich gefügte Gestalt der lehrbeaufsichtigenden Regierung, — ob Bischof, Oberkirchenrath, Synode, — sondern eine solche Regierung überhaupt. Ein solches, das bestimte lutherische Bekentnis mitbekennende und wahrnehmende Regiment selbst rechnete es zu den gleichgiltigen Dingen.

Dies hätten wirklich die ersten Bekenner zu Augsburg im Sinne gehabt? — Dann hätten sie ihr eignes Bekentnis zerbrochen in derselben feierlichen Stunde, da sie es vortrugen und überreichten. Denn sie überreichten es mit dem zugleich ausgesprochenen Verlangen, daß dies ihr ganzes Bekentnis, diese zusammenhängende gereinigte Lehre, sowie sie dieselbe für die wahrhaft schriftgemäße und wahrhaft katholische hielten, einschließlich des Bekentnisses zum wahren, im Brot und Wein gegenwärtigen und empfangenen Leib und Blut Christi, daß diese Lehre von den Bischöfen mitzubekennen und zu bewahren sei. Sie stellten es ausdrücklich im 28. Art. desselben Bekentnisses zu dem Berufe der Bischöfe, „die Lehre zu beurteilen und die dem Evangelio widerstreitende zu verwerfen." Nun aber hätten sie diese ihre Lehre, wie sie dieselbe dem Worte Gottes gemäß hielten, in Artikel geordnet, zu Augsburg kund gethan, zugleich aber einen Artikel, d. Art. VII, mitübergeben, des Sinnes, eben dieselbe reine Lehre verbiete es ihnen, Kirchenobere ihres Bekentnisses zu verlangen, denn dies verständen sie mit unter den von Menschen eingesezten Traditionen und Ceremonien. Luther, Melanchthon, Johann Constans ꝛc. hätten der Hierarchie etwa gesagt: „Unseren Gemeinden und Predigern lasset diese unsere eigentümliche Lehre, aber ob unsere Bischöfe und Officialen sie annehmen, das muß uns als Adiaphoron gelten."

Es liegt vor uns die direkte Umkehr des Bekentnissinnes an den citirten Orten. Der Art. VII sagt, daß zur wahren Einheit der Kirche genüge Uebereinstimmung in der Lehre des Evangeliums und der Verwaltung der Sakramente, daß nicht notwendig seien überall gleiche menschliche Traditionen, d. h. Bräuche oder Ceremonien, von Menschen eingesezt. Wären sie notwendig, — dies erläutern und begründen Art. 28 und Apologie weiter, — so verbände sich der selengefährliche Irtum des Werkverdienstes mit der Beobachtung solcher menschlichen Einsetzungen, wie „Fasten, Feste, neue Heiligen-Verehrung." Das ist der Gesichtspunkt, — die wahre Gerechtigkeit vor Gott, die wahre Kindschaft bei Gott, — unter welchem die

Apologie es weiter ausführt, daß nicht überall gleiche Bräuche, Traditionen notwendig seien. Man könne gerecht sein vor Gott, Gottes Kind sein, wenn man auch gewisse Bräuche nicht habe, die anderwärts gelten. Obwol um der Ordnung, Liebe und Ruhe willen heilsames Herkommen zu bewahren sei, und auch sie, die Evangelischen, „mit dankbarstem Sinne nüzliche und alte Einrichtungen" festhielten, so sei doch „das hier nicht die Controverse", sondern das, ob die Beobachtung solcher Bräuche notwendig sei zur Gerechtigkeit vor Gott. Und dies erläutert die Apologie durch das eine Beispiel von dem Unterschiede der deutschen oder der französischen Bekleidung! Das sagen die lutherischen Bekentnisse von den Traditionen und Ceremonien. Damit hätten sie verworfen die Notwendigkeit, das, was ihnen die wahre Einheit der Kirche herstellte, nämlich das Heilbedingende, die Uebereinstimmung in der Lehre und Sakramentsverwaltung, das, wobei ihnen der Selen Heil und Selen Trost concurrirte, durch eine mitbekennende Kirchenregierung bewacht und bewahrt zu sehen? Sie haben es vielmehr im Art. 28 als zu der von Gott gegebenen Gewalt der Bischöfe gerechnet, worin ihnen um Gottes Willen Gehorsam geschuldet werde, die Lehre dem Worte Gottes gemäß zu erkennen und die streitende zu verwerfen.

Was findet also der unbefangene Blick in den lutherischen Bekentnissen über die Kirchenleitung? Nicht vieles über die bestimte Gestalt. Aber die Wesensbestimmung findet er, daß die Lehre, die sie darstellen, auch das Bekentnis der Kirchenleitung sei. Hiermit stehen die Anträge der Lutherischen im vollen Einklange. Denn sie achten es mit ihrem Bekentnis als Beruf und Pflicht ihrer kirchlichen Oberhirten, nicht Verleugner, nicht Gegner dieses Bekentnisses zu sein; sie sehen die wahre Einheit der Kirche nicht in der Uniformität der Verfassung, was papistisch wäre, sondern in der Uebereinstimmung über Evangelium und Sakrament. Auch wissen sie sehr wol, daß es Thorheit ist, kirchliche Verfassungsformen entweder allein nach Schrift und Bekentnis (Dogma), oder allein nach geschichtlicher Fügung bestimmen zu wollen. Sie wissen es, daß beide zusammenwirken, daß beide zu hören sind. Ihr Bekentnis sagt ihnen, es erfordere Kirchenobere gleiches Bekentnisses, und die Einheit einer Kirchengemeinschaft sei durch die Lehre bedingt. Die Preußische Kirchengeschichte und neue Verfassungsbildung sagt ihnen, es ist als eine göttliche Fügung für die Reformationskirchen in Preußen eine Union der Evangelischen angelegt. Beide Faktoren achten sie und ehren sie, das Bekentnis um des Gewissens willen, und die geschichtliche Fügung, in der sie Gottes Weisung sehen, um des Gewissens willen. Hiernach muß ihre Auffassung einer einigen Preußischen Landeskirche und ihrer Regierung sich bestimmen. Es kann keine andere sein, als die oben von uns dargelegte. In ihr allein bleiben beide notwendige Faktoren wirklich gewahrt, Bekentnis und Geschichte.

Hier tritt aber auch das Unhaltbare solches Zustandes in das grellste Licht. Es geht nicht an, daß eine Bekentnisgemeinschaft zu solcherlei Streit gegen ihre kirchliche Oberbehörde gezwungen sei. Es wird in Preußen noch ein Gefühl sein für die Qual, der obersten Kirchenbehörde die Grundlosigkeit ihrer Anwendung des Art. VII der A. Conf. darlegen zu müssen. Aber welche Folgen könte das haben, wenn etwa ernste Männer unserem edlen und gerechten Könige ehrfurchtsvoll äußerten, es möchten doch wol den Hunderten von lutherischen Predigern und Gemeinden in seinen treuen Stamm-Provinzen ihre billigen Wünsche zu erfüllen sein, und es könte dem entgegengesezt werden, solche Organisation sei, als eine äußere Form, wider ihr eigenes Bekentnis. — Wir sagen, es geht nicht an, daß von der Kirchenleitung einer Bekentnisgemeinschaft Schriften ausgehen, sei es von einzelnen Mitgliedern oder von der Gesamtheit, welche die Sonderbeschaffenheit eben dieses rechtsgiltigen Bekentnisses, dasjenige an ihm, was es zu einem eigentümlichen Bekentnisse macht, als schriftwidrigen Irtum, als verwerfliche Enge erscheinen lassen. Die evangelischen Bekentnisse haben sich zu unterschiedenen Kirchen gebildet, weil sie in Wesenspunkten des Schriftverständnisses sich nicht vereinigen konten. Wäre denn der Wahrheitstrieb und das Wahrheitsgewissen in Betreff der Sakramentstiefen dadurch gestillt worden, wenn man sie unter der Decke ein und derselben Verfassung und Kultusform hätte einhüllen und einlullen wollen? — Inzwischen müssen sie weiter suchen nach der Verständigung. Sie müssen gewissenshalber der Wahrheit, die ihnen die schriftgemäße ist, den Sieg zu verschaffen suchen mit den geistlichen Waffen. Aber dieser Streit muß auf den neutralen Gebieten des evangelischen Lebens- und Liebesverkehrs und der evangelischen Wissenschaft geführt werden, nicht aber auf dem zarten Pietätsgebiete, auf welchem sich eine Bekentnisgemeinschaft und deren oberhirtliche Behörde zu bewegen und vor Allem das Band unbedingten Vertrauens zu wahren haben. Welch ein widerliches Kampfbild gibt das, wenn eine Bekennerschaft für die Wahrheit und den Bestand ihres Bekentnisses in seiner Einheit streiten muß gegen ihre eigene Kirchenregierung, die zur Bewahrung und Inehrenhaltung eben dieses Bekentnisses, nicht zur Schwächung und Auflösung desselben, eben in seiner Eigentümlichkeit, gesezt ist! Es wird Niemand gezwungen, zu einem evangelischen Sonderbekentnisse zu gehören. Ist es ihm zuwider, so stellen ihn Gewissen und wahre kirchliche Gesinnung zur Consensus-Gemeinschaft. Wie könte er gar ein Leiter des lutherischen Bekentnisses sein, dessen Sonder-Artikel er verwirft? Wie kann der Verf. der Geschichte der protestantischen Theologie dies Bekentnis pflegen und schützen, dessen

Sonder-Charakter ihm als kirchengeschichtliche Fehlbildung gilt, deren Anfänge sich schon in Luthers Verhalten gegen die Schweizer zeigen lassen? Wir fragen dringend, ob das angehe? Wie aber dürfte gar eine Kirchenregierung, in ihrer Gesamtheit, der ein eigentümliches Bekentnis zur gewissenhaften Pflege übergeben ist, auch nur den Schein der Misachtung dessen geben, durch dessen Hinschwinden das Bekentnis aufhören würde, ein eigentümliches zu sein? Die Denkschrift, vornehmlich in ihrer Festsetzung von nur einer Grundwahrheit, welche die Macht der Verständigung über alle Differenzen in sich tragen soll, wirkt mehr als den Schein jener Misachtung.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die lutherische Conferenz in Bielefeld.

(Fortsetzung.)

Die Diakonissensache wurde besprochen. Kaiserswerth kann das schreiende Bedürfnis nicht decken. Der Cultus- und Kriegsminister haben gestattet, daß bei dem Mangel evangelischer Diakonissen dem Militair die Heranziehung von barmherzigen Schwestern gestattet ist. Der Gedanke, für unsere Gegend ein Diakonissenhaus zu schaffen, hat seine Verwirklichung in etwa damit gefunden, daß in Schildesche ein Haus gekauft ist, dessen Zweck neben der Krankenpflege sein soll, geeignete Jungfrauen zu Krankenpflegerinnen auszubilden. Es wurde darauf hingewiesen, daß jede Gemeinde eine Gemeindediakonissin und Gemeindepflegehaus haben müsse. Die Conferenz sprach sich zustimmend zu dem in Schildesche verfolgten Plane aus und sagte ihre Mitwirkung sowol in Beschaffung von Geld als besonders durch Zuweisung geeigneter Jungfrauen zu.

Am folgenden Morgen war die Conferenz noch zahlreicher besucht, als am Abend vorher. Nach der Morgenandacht, in welcher der zu der gegenwärtigen Zeit besonders passende 40. Psalm gelesen wurde, begann das Referat über die kirchliche Lage mit besonderer Beziehung auf die Schriften des deutschen Theologen und die Denkschrift des Oberkirchenraths. Für die moderne Presbyterialverfassung sei in der h. Schrift kein Grund vorhanden. Der praktische Erfolg dieser Verfassung sei der, daß, wo Leben in den Gemeinden sei, Freiheit gegeben sei, sich zu erweisen; in todten Gemeinden sei die Presb.-Verfassung eine Schranke, wodurch man das christliche Leben ab- und niederhalte. Die Kirche in ihrem dermaligen Zustande werde durch diese Verfassung zersetzt. Der Schrei des Unwillens über eine früher von Hengstenberg gemachte Aeußerung, die Presbyterialverfassung nach dem Gemeindeprincip bringe eine Pöbelkirche zu Wege, sei heute schon mehr im Verstummen. Als die Summe seines Vortrages bezeichnete der Referent die beiden Sätze: 1. die episcopale Verfassung ist die rechte, 2. ihre Einführung ist gegenwärtig indicirt. — Die Verfassung ist nicht res media. Art. 7 der Augustana kann nur so verstanden werden, wie es der Gesamtinhalt der Confession gestattet. Da nun aber Artikel 28 voraussetzt, daß der Episcopat die rechte Kirchenverfassung ist, so ist Art. 7 in den „gleichförmigen Ceremonien" nicht auf die Verfassung auszudehnen. Melanchthon sagt: ich sehe klar, welche Kirche wir haben werden, wenn die bischöfliche Verfassung wird fort sein, nämlich eine unerträglichere Tyrannei denn je, denn es taugt nicht viele stolze, unruhige, parteisüchtige Menschen oft zusammenzurufen. Bugenhagen verfaßte Kirchenordnungen mit bischöflicher Spitze. — Was thut uns nun not? Was Menschen nicht konten, hat Gott durch die politische Umwälzung gethan, nämlich die ganze norddeutsche Kirche zusammengeworfen. Es ist die große Frage, ob die zum Handeln berufenen Personen Organ haben für diese von Gott selbst geschaffene Situation. Eine Auctorität muß entsprechend allen göttlichen Ordnungen vorhanden sein. Es bietet sich nun eine dreifache Auskunft auf die Frage: was muß die Spitze werden? Entweder der Landesherr mit Territorialgewalt oder eine Generalsynode oder eine Convocation von Bischöfen. Es bleibt nur das dritte übrig. Friedrich Wilhelm IV. hat selbst über die Königl. Consistorien die Achseln gezuckt. Das Territorialsystem etwa in Oestreich oder Baiern ist eine Monstrosität. Friedrich Wilhelm IV. hat ganz widersprechende Kabinetsordres gegeben. Wenn das bei einem gläubigen Fürsten geschehen kann, was kann da geschehen bei einem anders gesinten Landesherrn. Die Fürsten sollens und könnens also nicht mehr sein. Friedrich Wilhelm IV. erkante dieses schon. Was soll da werden? Soll eine Generalsynode kommen? Die Minden-Ravensberger haben auf den Provinzial-Synoden solche Synode bekämpft als die Anbahnung der kirchlichen Republik. Daß Gott uns hintereinander drei gottesfürchtige Regenten gegeben hat, die der Kirche dienen wollten, gibt doch für die Zukunft keine Garantie. Ohnedem würde ein Landesherr, der nach Gutdünken die oberste kirchliche Behörde zusammensezt, eine große Gefahr sein; ja dieses Verhältnis könte nach Umständen der völlige Ruin der Kirche sein. Zur juristischen Beurteilung der Sachlage komt einmal Art. 15 der preuß. Verfassung in Betracht, wonach die evangelische Kirche dieselbe Freiheit und Gestaltung nach dem ihr innewohnenden Geiste fordern kann, wie die römische sie besizt. Sodann ist der noch geltende Passus des Westfäl. Friedens in Betracht zu ziehen, nach welchem ein Fürst, der Unterthanen anderer Confessionen erwirbt, die Freiheit hat, einen Hofprediger seiner Confession zu halten; hingegen ist es in solchem Falle dem Fürsten untersagt, Kirche und Schule der andern Confession zu schädigen. —

Die Denkschrift des Oberkirchenraths anlangend, bemerkte der Referent, dieselbe sage nicht, was sie sein wolle, ob ein Promemoria, ob Warnung, ob Drohung. Sie ist an die östlichen Provinzen gerichtet, den diesseitigen zur Kentnisnahme mitgeteilt. Formell ist sie harmlos, materiell demonstrativ; sie will treffen — wen? Sie kent nur Einen Feind, der dieses Namens würdig ist — das Luthertum. Der Anfang ist gut; aber der Sinn des Nachfolgenden ist, daß die Union die bisherigen Kirchengemeinschaften aufgelöst habe, die noch nicht aufgelösten Kirchensubstanzen lasse man in der Union bleiben, bis sie zerfließen und hindere nur, daß sich irgendwo Krystallisationen bekentnisfester lutherischer Kirche bilden. Die Lutheraner haben keinen Anspruch, die Verfassung zum Dogma zu machen. Als ob das geschehen sollte? Aber man kann doch nicht leugnen, daß in dieser Welt kein Geist ohne Leiblichkeit bestehen kann, daß mithin die luther. Kirche, so lange es eine solche gibt, nach der ihrem Wesen entsprechenden Verfassung ringen wird. Insofern hat die rechte Kirchenspitze für die lutherische Kirche eine große Bedeutung, als die Kirche selbst dadurch Schuz und Pflege auch des hohen Hauptartikels von der Recht-

fertigung des Sünders erhalten wird. Wie weit die Aeußerung der Denkschrift von der Freiheit der Confession in der Landeskirche mit den Thatsachen übereinstimt, ergibt sich daraus, daß bei Besetzung aller Kirchenämter die Frage einfach lautet, ob der Betreffende Unionstheologe sei. — Mit Fabris Schrift stimt der Referent im Ganzen überein. Fabri wünscht das Aufgeben der Union als kirchenregimentliches Princip. Statt des Oberkirchenrathes soll eine Convocation von Bischöfen die Kirchenleitung in Händen haben. Man vermißt bei Fabri, daß er den Art. 15 der Verfassung und die Bestimmung des Westfäl. Friedens nicht zu Hülfe genommen hat.

In der Discussion wurde auf die Schrift des deutschen Theologen wol wegen Mangel an Zeit nicht eingegangen. Es würde sonst namentlich was das Resultat derselben betrifft, ein wesentlicher Dissensus nicht ausgeblieben sein.

Auch das zweite Referat hielt sich nur an die Denkschrift und sprach die tiefste Betrübnis darüber aus, sowol was ihre Tendenz, als was ihre Beschuldigungen gegen die Lutherischen betrifft, eine Betrübnis, die nur gemehrt wird, wenn wir die Denkschrift mit den Auslassungen der im Wesentlichen die Anschauungen derselben vertretenden Neuen Ev. Kirchenz. zusammenhalten. So macht die Denkschrift den Eindruck einer Parteischrift. Wir dürfen uns ja wol freuen des Bekentnisses der Denkschrift zu den öcumenischen Symbolen und zu der Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus freier Gnade um der Versöhnung Jesu Christi des eingeborenen Sohnes Gottes willen; wir können uns aber nicht freuen der Isolirung dieses Artikels als des kirchenbildenden Bandes evangelischer Wahrheit. Es ist uns nicht erlaubt, nach unserm Dünken etliche gemein evangelische und gemein christliche Grundwahrheiten so zu isoliren. Wie viele Secten, z. E. auch die kirchenzerstörenden Baptisten, könten danach Anspruch auf Aufnahme in die landeskirchliche Einheit machen. Sie würden die ordinatorische Verpflichtung allein auf diese Artikel nicht scheuen. Wir halten fest an der gleichen Dignität und kirchlichen Autorität unserer fünf Hauptstücke. Die Rechtfertigung durch den Glauben allein zum kirchenbildenden Princip setzen heißt besonders in unserer Zeit die absorptive Union einführen. Nach Baden ist dann nicht weit. So wenig für die lutherische Kirche die Verfassung ein Dogma ist, so sehr erfordert sie, sofern sie lebenskräftig ist, eine ihrem Wesen entsprechende und sie in der Pflege ihrer specifischen Heiligtümer fördernde Ausgestaltung und Verfassung. Durch die Gewährung dieses Bedürfnisses würde nach unserer Ueberzeugung keins der von der Denkschrift angeführten Güter verloren gehen. Wir wollen gern im Geist der Milde und Mäßigung alle Gemeinschaft mit andern Confessionen pflegen, soweit sie in der Wahrheit reichen kann und zwar um so herzlicher, lieber und weiter, als wir in ungefährdetem Besiz der Heilsschätze unseres Bekentnisses kirchlich gesichert sind.

Wir müssen es ferner schmerzlich beklagen, daß die Darstellung der Denkschrift nicht nach der Wahrheit ist. Wo sind denn Geistliche unter uns, die nicht blos die hohe, göttliche Stiftung des Predigtamtes lehren, was ja schriftgemäß ist, sondern auch das Predigtamt als die apostolische Nachfolge in vollem Umfange und ohne nähere Beschränkung darstellen? So lange die lutherische Kirche sich lebenskräftig regt, wird man auf die Dauer nicht umhin können, mit derselben als mit einem lebenskräftigen Faktor zu rechnen. Im Wesentlichen war die Versamlung mit den Ausführungen über die Denkschrift einverstanden.

In der Discussion hob ein Bruder als nächste praktische Forderung hervor, daß bei der veränderten Lage wir um so mehr darum bitten müßten, daß im Oberkirchenrath Mitglieder sitzen, die thatsächlich und von ganzem Herzen in dem luther. Bekentnisse stehen und rechtlich verpflichtet sind, dasselbe der Kirche zu wahren. Es sei eine betrübende Sache, daß unserer Petition um Besetzung einer Professur in Halle durch einen kirchlichen Theologen damit geantwortet sei, daß Professor Schlottmann dorthin berufen ist. Auf den Einwand von einer Seite, der gegen den Referenten erhoben wurde, wer denn die Bischöfe creiren solle, da doch der König bei dem Mangel des Summepiscopats keine Befugnis hierzu habe, wurde replicirt, daß der Landesherr jedenfalls augenblicklich factisch im Besitze des höchsten Kirchenregiments sei, so und in Folge dieses faktischen Besitzes könne er einmal die Bischöfe berufen, in deren Händen sich dann fortan das Kirchenregiment befinden würde. Eine im Interesse des luther. Bekentnisses vom Präses vorgelegte Petition an den Herrn Minister fand zahlreiche Unterschriften.

Der zweite Gegenstand war: die Rechtfertigungslehre in Bezug auf die betreffenden Vorträge in der Ev. Kirchenzeitung. Der Referent wies zuerst auf die alte und immer wieder neue Erscheinung hin, daß der Zeitgeist gewisse Schlagwörter an sich reiße und mit denselben einen dem ursprünglichen Sinne fremden Inhalt verbinde. Die Masse läßt sich durch den Schein täuschen. Der Protestanten-Verein beruft sich auf die großen Principien der Reformation, die Vermittlungstheologie handhabt den Saz von der Rechtfertigung durch den Glauben, wie eine Formel. „Der Theologe sei zu nichts verbunden, als zu der wissenschaftlichen Aussage der Erfahrung, mit Gott durch Christum versöhnt zu sein. Was aber nicht unmittelbar in dieser Erfahrung liege, z. B. die Lehre von der Gottheit Christi im kirchlichen Sinne, die Lehre von den Sacramenten, dem Worte Gottes, möge der Beurteilung und Entscheidung jedes Einzelnen preisgegeben werden."

Es ist äußerst bequem, eine kurze glatt abgeschlossene Formel als den Inbegriff evangelischen Christentums hinzustellen und alles nicht wörtlich darin Enthaltene nach Belieben als unevangelisch verdammen zu können. Man hat also nötig, wo Einem auf wissenschaftlichem Gebiete oder auch bei die Kirche betreffenden Erörterungen die Berufung auf die Rechtfertigung durch den Glauben entgegentritt, zu fragen, ob damit blos eine Formel gegeben ist, mit der operirt werden soll, oder ob der volle Ernst der Absicht vorliegt, diesem Lebensprincip nach allen Seiten gerecht zu werden. Gott kent die Herzen; aber der volle Ernst der Absicht wird auch Menschen erkenbär werden. Ist dieser vorhanden, so muß dasjenige, was in organischem Zusammenhange mit der Rechtfertigung durch den Glauben steht, mit der lautersten Liebe und Sorgfalt gepflegt werden; dagegen wird sich der heiligste Ernst gegen diejenigen richten, welche in der Lehre die Grundlagen der Rechtfertigung zu leugnen beflissen sind, sowie gegen die, welche im Leben die hohe Würde eines getauften Christen durch gottlosen Wandel mit Füßen treten. Da nun in innigster Verbindung mit der Rechtfertigung die Gnadenmittel der Kirche stehen, so wird man erwarten dürfen, daß der reinen Verwaltung der Gnadenmittel und der zur Erhaltung derselben getroffenen Einrichtungen in der lutherischen Kirche die äußerste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zugewandt wird. Man sollte wenigstens erwarten, daß dieser Wunsch nicht verhöhnt würde.

Wenn dagegen von allem dem das Gegenteil geschieht, wenn man

argumentirt, in dem Satze von der Glaubensgerechtigkeit sei nichts enthalten, was die Erhaltung reiner Gnadenmittel unumgänglich nötig macht, es sei also kein zu dieser Erhaltung verpflichtetes Kirchenregiment nötig, wenn man kein Wort spricht gegen die, welche die Grundlagen der Rechtfertigung in der Versöhnung und Christologie hinwegleugnen, sondern nur gegen die, welche nicht die hergebrachte Formulirung der Rechtfertigungslehre beizubehalten scheinen, obwol sie die Substanz dieser Lehre völlig festhalten, dann sieht man, daß es sich nicht um die Pflege eines lebensvollen Gutes, sondern nur um mechanische Handhabung einer Formel handelt.

Dieser peinlichen Erscheinung gegenüber werden Prof. Hengstenbergs Aufsätze den Eindruck nicht verfehlen, daß er nicht für eine Formel, sondern für ein Lebensgut, dessen Formulirung mannigfaltig sein kann, streiten will. Wirft man sonst den Lutheranern das Haften an scholastischen Formeln vor, so sollte man wenigstens anerkennen, daß hier ein Ringen um die Sache stattfindet, die hinter den Buchstaben der Schriftausdrücke verborgen liegt. Aber ein Lutheraner darf diese Anerkennung nicht fordern. Statt dessen wird gegen Hengstenberg der Vorwurf erhoben, daß er es gewagt habe, der freien Sündenvergebung, die dem bußfertigen Sünder zu Teil wird, die Irlehre einer Rechtfertigung aus den Werken entgegenzusetzen. Das gerade Gegenteil sieht bei Hengstenberg, nämlich in beiden betreffenden Aufsätzen das rückhaltlose unumwundene Bekentnis zu der sola fides. Denselben also zeihen, er habe eine Rechtfertigung durch die Werke dem evangelischen Troste entgegengesetzt, ist Insinuation. Die Wahrheit ist, daß Hengstenberg die beiden Aussprüche: „Der Mensch wird durch den Glauben allein ohne des Gesetzes Werke“ und: „Der Mensch wird durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein“, aufrecht erhalten will. Ist das schon Ketzerei, so ist die Bibel ein Ketzerbuch. Aber liegt nicht dem Versuche, beide Ausdrucksweisen in ihrer Einheit nachzuweisen, eine gegen die paulinische Lehre gerichtete Absicht zu Grunde? Keinesweges. Diese Absicht würde sich verrathen, wenn der Versuch gemacht wäre, Paulus nach Jakobus zu interpretiren. Aber das Gegenteil liegt offen vor. Pauli Lehre wird ohne alle Deutelei anerkant; das Uebrige soll Versuch sein, nach Jakobus der pauliniſchen Lehre eine neue Seite abzugewinnen. Wie man dies Verfahren mit der tridentinischen Theologie zusammenwerfen kann, welche die pauliniſch-lutherische Rechtfertigungslehre anathematisirt und den mißverständlichen Ausdruck Jakobi zu Grunde legend Paulus meistern will, ist unbegreiflich. Deshalb ist es falsch zu sagen, Hengstenb. lehre die kathol. fides caritate formata. Nirgends hat Hengstenb. diese verwerfliche Lehre vorgetragen. Nach röm. Lehre kann der Glaube nicht rechtfertigen, weil er ein bloßes Fürwahrhalten ist; die Liebe gibt solchem Glauben erst Inhalt. Nach Hgstb. rechtfertigt gar keine Tugend, sondern nur das Vertrauen auf Christum — der Glaube, wie er durch die Gnadenmittel im Herzen gepflanzt wird und durch Thaten des Vertrauens sich vollendet. Wenn also nach päpstlicher Lehre in Wahrheit die Liebe, der Glaube nur scheinbar, sofern er durch die Liebe beseelt ist, das rechtfertigende Princip ist, so ist es nach Hgstb. der Glaube, nicht caritate formata, sondern sofern er thatsächliches Vertrauen auf Christum ist und soll die Liebe daneben erwähnt werden, so ist es nach Hgstb. nicht fides caritate formata, sondern caritas fide formata, also das gerade Gegenteil der Röm. Lehre. Interessant ist aber, was Thomasius (Dogm. III. Thl. S. 287) über einige neuere Theologen sagt: „Auch die Art, wie von vielen neueren Theologen die Rechtfertigung erklärt ist, ist nicht blos bedenklich, sondern geradezu betrübend. Sie ist diese: Im Glauben an die freie Gnade Gottes ist unmittelbar das Princip eines neuen Lebens gesezt, welches die Kraft einer Entwicklung zur vollendeten Heiligkeit in sich trägt. In seiner Anschauung von den Gläubigen nimt nun Gott diese Entwicklung vorweg, er sieht in der Knospe die Frucht und darauf hin rechtfertigt er den Menschen. So sagt Nitzsch (Deutsche Zeitschr. 1851, S. 82): Die Bekehrung samt der Rechtfertigung wird erst in dem Maße wahr, als der Mensch in der Heiligung zunimt. Einige ähnliche Aeußerungen von Steudel, Nitzsch, Dorner, Hundeshagen führt Hundeshagen an.“ Das ist unläugbar fides caritate formata.

Bei Hgstb. ist somit weder Romanisirendes, noch eine derartige Tendenz. Welchen Zweck haben denn seine Erörterungen? Keinen dogmatischen, sondern einen ethischen. Man hat die Sache aufs dogmat. Gebiet gezogen, weil man sich nicht anders gegen einige auf ethischem Gebiete von Hgstb. gemachte Züchtigungen retten konte. Das Samaritische Weib spielt auch die ethische Frage, daß sie eine Ehebrecherin, von sich auf das dogmat. Gebiet der kirchlichen Unterscheidungslehren. Den ethischen Zweck bei Hgstb.'s Vorträgen festzuhalten, ist sehr wichtig. Paradox ist besonders in dieser kritischen Zeit die Ausdrucksweise von Hgstb. Aber hat unsere Zeit ähnliche Gefahren, wie Jakobus sie im Auge hat, und durfte Jakobus in seiner kritischen Zeit mit solchen Ausdrücken den Misbrauch der paul. Lehre geißeln, so wird man keinem Theologen ein gleiches Recht bestreiten dürfen. Gibt der Zustand der prot. Theologie, der Kirchenbehörden und Gemeinden keinen Grund, eine Schädigung der Kirche Christi hinter dieser oder jener Formel zu befürchten, so lasse man Hgstb. als einen allzu besorgten Wächter des kirchlichen Lebens unbeachtet. Ist aber Veranlassung zu solcher Besorgnis, so nehme man Hgstb.'s Sätze mit Dank als eine Anregung, nach biblischen Worten eine falsche und dem Fleische bequeme Ausdeutung der Rechtfertigungslehre abzuweisen. An eine Aenderung und Rectificirung der pauliniſch-luth. Lehre denkt Hgstb. ja nicht.

Anregend und höchst wichtig stellt Hgstb. gewiß die guten Werke, besonders entscheidende Prüfungen nicht blos als Folge des Glaubens, sondern als thatsächliche Vollziehungen des Glaubens dar. Nur nach diesem Gesichtspunkte ist St. Pauli Wort: Solches thue ich um des Evangelii willen, auf daß ich seiner teilhaftig werde, 1 Cor. 9, 23, zu verstehen. Der Begriff „Glaubensleben“ erhält erst seinen vollen Inhalt, wenn jeder Sieg über die Sünde als thatsächliche Vollziehung des Glaubens, nicht blos als eine einfache Folge aufgefaßt wird.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 14. August. № 65.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

II. (Fortsetzung.)

Aber das Schmerzhafte unserer Aufgabe steigert sich. Nächst dem der Rechts- und Bekentnis-Wahrung müssen wir einen zweiten Gesichtspunkt ins Auge fassen. Gewiß darf es bei einer hohen evang. Kirchenbehörde und ihren amtlichen Kundgebungen nicht möglich sein, daß die Treue in der Wiedergabe laut gewordener Anträge und Ziele, die ein Teil der Kirchenglieder die seinigen nent, einen Zweifel leiden könne. Es wird gewiß eine evang. amtliche Denkschrift nicht eine Erregung bekunden dürfen, die bis zu schiefer oder gar falscher Darstellung solcher Anträge fortginge, die auch nur den Schein berechnender Klugheit erregen könte, um jene Anträge durch Andeutung „eingehüllter", d. h. geheimer und gefährlicher Absichten zu entwerten, die misliebigen Pflegebefohlenen selbst aber öffentlich herabzusetzen und zu verdächtigen in einer Denkschrift, die auch dem Buchhandel, also dem ganzen Publikum von irgend einem kirchlichen Interesse, übergeben würde. Die so Behandelten würden in die peinvolle Lage hineingezwungen, auch ihrerseits dergleichen Entstellungen öffentlich klarzulegen und zurückzuweisen, weil sie nicht das Ihre suchten, sondern die Sache der Wahrheit. Und dies peinvolle Zeugnis wären sie gezwungen, gegen ihre oberste Kirchenbehörde abzulegen! Könte es unhaltbarere kirchliche Zustände geben?

Auch in diesem Betracht mußte die Denkschrift uns schwer auf das Herz fallen. Denn wir lasen wirklich als Absicht der Lutherischen die „Zersprengung", die „Auflösung der Landeskirche" angegeben. „Sie wollen auf sich selbst zurückgezogen das Band der landeskirchlichen Einheit auflösen", und als Folge dieser beabsichtigten Auflösung wird angegeben, was etwa an kirchlichem Unheil zu denken ist. „Das Verfassungswerk der preußischen Landeskirche wäre hinfällig, wenn sie selbst nicht mehr existirte!" „Alle jene Güter, deren wir uns jezt durch die Einheit derselben erfreuen, würden bedroht, wenn nicht zerstört." „Die gottesdienstlichen Ordnungen", „die Agende", die ganze im Gange befindliche Thätigkeit ihres hohen evangel. Berufes nach Innen und Außen, die Sorge für die evangel. Diaspora, die Bethätigung des Bewußtseins, Teil eines großen Ganzen zu sein, Alles wäre bedroht. Und welche Folgen sonst noch werden dem Leser hingezeichnet! Die Trennung, — nämlich die beantragte Vertretung des lutherischen Bekentnisses in einer Abteilung der Kirchenregierung, — würde weitere lutherische Separation und Zersetzungen ohne Ende bringen, erschütterte Sicherheit der Massen darüber, was evangelische Wahrheit ist, in Folge wieder solcher einreißenden Unsicherheit Gefahr Vieler, in die Hände von Sekten oder der katholischen Kirche zu fallen. Alles dies birgt in sich der Antrag auf Neuorganisation des Kirchenregiments, der die Absicht der Zersprengung der Landeskirche zum Grunde liegt.

Jene Anträge und Absichten der Lutherischen in der Landeskirche liegen offen vor Aller Augen. Der December-Artikel in diesen Bl. vom v. Jahre handelt darüber ebenso deutlich, als confessionell friedsam, ähnliche Aussprachen in größeren lutherischen Kreisen desgleichen. Wird es der hohen Behörde zukommen, ihnen „in bestechenden Schein gehüllte", also versteckte Absichten unterzulegen, Pläne „der Verleitung zum Abfall von dem Boden der Reformation, des Baues einer neuen Kirche unter Misbrauch des lutherischen Namens, auf dem Grunde romanisirender Tendenzen"? — Sie gehen alle auf das Bestimteste dahin, nicht die Landeskirche zu zersprengen, sondern der Zersprengung vorzubeugen, — die ehrliche, die wahre landeskirchliche Einheit zu gewinnen. Wird nicht endlich der Unwahrheit abgesagt werden, eine Einheit unserer Landeskirche zu rühmen, die sie nicht hat und nicht haben kann, die wirkliche Dreiteilung, die sie in sich faßt, ja die innere Zerrissenheit, an der sie ohne Not siech liegen muß, durch täuschende Namen und glänzende Bilder zu umhüllen? Zuerst, — gibt es keine lutherischen Gemeinden und keine redlichen Pastoren derselben in ihr? Sie ist dadurch eine innerlich zerrissene, daß dieser ihr großer Teil nicht das erforderliche Vertrauen zu seiner obersten Kirchenleitung haben kann. Und weiter müssen wir fragen: Ist in der preußischen Landeskirche Glaubens- und Bekentnis-Einheit? Es ist eine tiefgehende Bekentnis-Unterschiedenheit in ihr, und zwar giltig und berechtigt. Die Denkschrift sagt, die Lutherischen wollen die Landeskirche „in drei Stücke zerreißen". Diese drei Stücke sind schon da, unter feierlichen Verbürgungen für die evangel. Gewissensfreiheit, daß sie erhalten und geschüzt werden sollen. Heißt das in Teile auseinanderreißen, wenn man Teile Teile nent, sie als solche redlich kentlich macht, und das einrichtet, was sie gemäß dem verbürgten Recht als solche kentlich bleiben läßt? Warum soll die Dreiheit, die vorhanden ist, deren Schuz und

Pflege gerühmt wird, nicht auch im Regimente kentlich werden? Weil dann zu erwarten wäre, daß die Drei wirklich erhalten würden? Hat unsere Landeskirche nur ein Consensusregiment, so gilt sie nach aller gesunden Verfassungslehre als eine Kirche lediglich dieses Bekentnisses. Das ist sie nicht und kann sie nie werden. Und dennoch soll fort und fort der Schein Nahrung finden, daß sie es sei? Es wird nicht eher Wahrheit in sie kommen, und Klarheit, bevor nicht die Glaubens-Unterschiedenheit, die in ihr thatsächlich gilt und lebt, ihren offnen und ihren treuen Ausdruck empfängt in ihrem Regimente. Andresfalles bleibt das große Wort kirchlicher Einheit einem unevangelischen, die Gemüter verwirrenden Spiele hingegeben. Man spricht dann von einer einigen unirten Landeskirche, und Niemand weiß noch, was er darunter verstehen solle. Jedermann aber wird es wissen und verstehen, und Wahrheit wird in alle unsere kirchlichen Verhältnisse kommen, wenn die vorhandene Unterschiedenheit da ihre Anzeige erhält, wohin sie nach evangel. Ordnung und Lehre gehört, in die Kirchenleitung. Und jedermann wird gleichermaßen in verständlichster und erbaulichster Weise das gemeinsame Band aller Evangelischen anschauen, wenn es in den verbundenen Abteilungen des Regiments sich ausprägt. Dann kann es jedem, bis zu den Geringsten im evangel. Volke, verständlich gemacht werden, was in Preußen die Union bedeutet, d. i. die in der Kirchenregierung vollzogene Conföderation der evangelischen Bekentnisse.

Dies Ziel, das jedes wahren Kirchen- und Friedensfreundes Herz erheben muß, stellen die Lutherischen auf, — und fordern daher drei Abteilungen der obersten Behörde zum Ausdruck und zur treulichen Pflege der Unterschiedenheit, aber sie fordern auch Verbundenheit derselben zum Ausdruck des Friedensbandes für alle Evangelischen. So wird die jezt innerlich zerrissene Kirche eine geheilte, das Vertrauen der Lutherischen zur K. Regierung, das jezt wund zum Tode ist — wird hergestellt, und die Landeskirche von verschiedenen Bekentnissen wird eine einige, soweit sie es ehrlicher Weise sein kann. So wird, und anders nicht, der „Zersprengung derselben für immer vorgebeugt."

Dennoch sollen die Lutherischen ihre „Auflösung" betreiben, mit allen oben aufgezählten, in der That furchtbaren Wirkungen, und diese sollen sie betreiben durch ihren Antrag, daß Männer ihres Bekentnisses mitberufen werden zur K. Regierung. Dies ist der scharf hervortretende Hauptgedanke der Denkschrift. Wir müssen zum Nachweise, daß er der Wahrheit nicht gemäß ist, auf das betreffende Einzelne eingehen, und zunächst anknüpfen an die Worte: „Man fordert, angeblich im Namen und Interesse der lutherischen Confession, ihre Auflösung (der Landeskirche!), und ergeht sich in Plänen, wonach unsere Kirche in drei von einander unabhängige Stücke zerrissen werden soll. Die Sprecher dieser Richtung selbst wollen ausscheidend aus der bisherigen preußischen Landeskirche neue Verbindungen mit anderen Ländern eingehen, für welche lediglich (!) das fortan sich isolirende confessionelle Princip maßgebend sein soll."

Wer von den Lutherischen in Preußen will denn aber „ausscheiden" aus der preußischen Landeskirche, ausscheiden, also ihren Verfassungs-Verband verlassen? Es ist notorisch, daß sie im Gegenteil sich an ihn innig geknüpft sehen wollen durch dessen richtigen Ausbau. Sie wollen die Einheit der Landeskirche auf dem unerschütterlichen Grunde der Wahrheit und Wahrhaftigkeit erbaut sehen, nicht auf dem Sandgrunde einer verhüllten Zerrissenheit. Die Denkschrift sagt, „sie wollen ausscheidend aus der bisherigen preußischen Landeskirche neue Verbindungen mit anderen Ländern eingehen", also organisatorische, verfassungsartige. Denn nur Verbindungen im Geist und im gemeinsamen Bekentnisbewußtsein können nicht gemeint sein, diese bestehen, und dazu bedurfte es keines Ausscheidens aus der Landeskirche. Sie wollen also, statt dem Organismus derselben ferner anzugehören, „neue Verbindungen mit anderen Ländern" eingehen? Mit welchen? Mit Baiern oder Sachsen? Aber solche luth.-preußischen Abenteurer dürften nicht vorhanden sein. Also die „anderen Länder" werden die neuen preußischen Gebiete sein sollen, in denen die lutherische Kirche zu Recht besteht. Warum wurden diese neupreußischen Gebiete „andere Länder" genant? — Seit einem halben Jahre waren sie für Preußen gewonnen, und preußische Länder, zu einem großen Teile rein lutherische. War damit nicht etwas sehr Wichtiges, von großem kirchlichen Ernste für Preußen, geschehen?

Wäre das unnatürliches Verlangen, oder wäre es vielmehr ernstlichster göttlicher Hinweis auf die wahre Einheit der Landeskirche, daß die Lutherischen im früheren Preußen, deren Bekentnis verbürgt, aber nicht geschützt ist, und die in den neuen Anteilen, die ihren väterlichen Glauben und dessen regimentliche Vertretung durch königliches Wort gesichert wissen, daß sie sich geeinigt sehen unter einer kirchlichen Oberbehörde, der alle mit vollem Vertrauen sich hingeben dürfen, die Alten und die Neuen? Soll den zu Preußen hinzugekommenen Lutherischen das königliche Friedenswort für alle Zeit erfüllt werden, warten keine Hintergedanken und Hofnungen der absorptiven Union auf günstigere Zeit und auf Hinfall der jezt noch selbständigen lutherischen Kirchenleitung, z. B. in Hannover, mittelst landessynodalischer Bearbeitung, und soll dennoch die Einheit der Landeskirche des ganzen Preußens gewahrt bleiben, so ist die Dreiteilung in ihrem Oberkirchenrathe selbstverständlich. Dies Selbstverständliche ist in der Hauptsache einmütig von allen Sprechern der Lutherischen dargestellt; die wahre, die dauernde Einheit der ganzen Landeskirche erzielen sie.

Es heißt ferner S. 11 wörtlich: „Man gesteht von jener (d. lutherischen) Seite den Confessionen, aus welchen die preußische Landeskirche sich gebildet hat, den evangelischen Charakter zu, fordert aber, ihre Mannigfaltigkeit soll durch Geschiedenheit geehrt, und es soll an Stelle des bisherigen ein neuer, lutherisch-confessioneller Kirchen-Organismus geschaffen werden, der die bisherige Verbindung mit den anderen Evangelischen aufgebe, um isolirt auf sich selber zu stehen." „Aber es ist der Liebe Christi nicht gemäß (Joh. 17, 22), sondern stamt viel-

mehr aus einem Erkalten der Liebe, wenn die Mannigfaltigkeit der Individualitäten nicht mehr für die Gemeinschaft, in die Gottes Ordnung uns versetzt hat, für gegenseitige Anregung, Bereicherung und Befruchtung da sein soll."

Das wollen die Lutherischen! Die Gemeinschaft, die bisherige Verbindung mit den anderen Evangelischen wollen sie aufgeben, isolirt auf sich selber stehen und die Mannigfaltigkeit der Individualitäten nicht mehr für gegenseitige Anregung ꝛc. da sein lassen. Und sie wollen das Alles aus einem Erkalten der Liebe, indem sie für die unterschiedenen Kirchenelemente, für die factisch und rechtlich schon bestehende Unterschiedenheit der Gemeinden auch eine confessionell unterschiedene kirchliche Oberbehörde beantragen. Dadurch zeigen sie, daß sie die Mannigfaltigkeit nicht mehr für gegenseitige Bereicherung da sein lassen wollen!

Wir fragen: Die bisherige Verbindung mit welchen „anderen Evangelischen" wollen sie aufgeben? Mit den reformirten Brüdern, oder denen des Consensus? Die Unterschiedenheit ist ja im Gemeinde-Cultus vorhanden. Kirchliche Zwangsgemeinschaft gibt es in Preußen nicht. Daran erinnern wir nochmals auf das allernachdrücklichste. Am wenigsten steht der lutherische Altar unter Zwangsgemeinschaft. Wir hoffen, daß ein Jeder, der sich ein wenig besinnen wird auf das Heiligtum des Sakramentes, zurückbeben wird vor dem Gedanken eines Zwanges, der ihm anzuthun sei, daß er erröthen werde, wenn ihm solcher Gedanke anwandelte. Das Heiligtum des Altars steht, wie wir oben es sagten, unter der Liebe und der Zucht, je nach dem Bekentnis des Altars. Der preußischen Landeskirche, soll sie eine vorleuchtende sein, ziemt ebenso der Schmuck der Liebe, der weitherzigsten Liebe, die keinen demütig verlangenden Evangelischen vom Altar zurückweist, als der ernsten Zucht, die zum Spott gemacht würde durch unbedingte Zwangsgemeinschaft der rechtsgiltigen Bekentnisse. Diesem Bekentnisrecht ist ein jeder Achtung schuldig. Die Denkschrift sagt auch, „der confessionellen Eigentümlichkeit ist Raum und Sicherheit gewährt", „die Mannigfaltigkeit soll nicht verwischt werden." Also der Evang. O.-K.-R. will sie auch „ehren", indem er ihre Unterschiedenheit, ihre Geschiedenheit, soweit das Nichtverwischtwerden diese fordert, ihr bewahren will. Will die hohe Behörde dies in der That? Warum wehrt sie dann das nach aller Kirchenvernunft und Kirchenerfahrung einzig sichere Bewahrmittel gegen das Verwischtwerden so heftig ab, und sagt nicht ohne Ironie: „Die Lutherischen wollen die Mannigfaltigkeit ehren durch Geschiedenheit?" Was wollen diese? Die regimentliche Sicherung der Eigentümlichkeit gegen Vermischung, und dies ausdrücklich zu herzlicher Verbindung und Gemeinschaft der unvermischt bleibenden Eigentümlichkeit, Mannigfaltigkeit. Sollte dies die Behörde nicht auch wollen? Hält sie nicht zur Bewahrung des Consensus-Bekentnisses ein Consensus-Regiment für nötig? Würde sie es einer Lutherischen überlassen? — Wenn nun in anderer Zeit und an anderem Orte die Consensus-Gemeinden ähnliche Petenten würden? — Wir vertrauen den Lutherischen, daß sie dann urteilen würden, ihre Bitte sei eine verständige und berechtigte.

Wir fragen wieder, inwiefern die Lutherischen einen „confessionellen Kirchen-Organismus" schaffen wollen, der „die bisherige Verbindung mit den anderen Evangelischen aufgeben" solle? Ist die preußische Landeskirche eine unterschiedslose Unionskirche, wie anderwärts? Die Confessionen sollen ihre Eigentümlichkeit bewahren und frei entfalten. Dies ist preußisches Bekentnisrecht. Nun, den Betrieb der Verwischung, der widergesezlich und der Preußens unwürdig, der ihm verderblich wäre, der aber unausbleibliche Tendenz und Folge des unterschiedslosen Regimentes ist, soll laut des wolerwogenen und nicht dunklen Antrages der Lutherischen aufgegeben werden. Und um diesen wirklichen Schuz des Eigentümlichen zu verhindern, wird gegen die Beantragenden die dunkle Anklage gerichtet: „sie wollen einen Organismus, der die bisherige Verbindung mit den anderen Evangelischen aufgebe, um isolirt auf sich selber zu stehen." Wir haben uns vergeblich bemüht, einen Sinn und Zweck dieser Worte zu fassen, aber sie wirken in dem unselbständigen Leser den Verdacht auf gefährliche, auf unheimliche kirchliche Verirrungen der Lutherischen. „Isolirt auf sich selber stehen", das kann keinen andern Sinn haben, als diesen: „sie wollen auf ihrem Bekentnisse stehen", d. h. auf dem Worte Gottes, wie sie es mit und nach ihrem Bekentnisse lehren. Da müssen sie als redliche Männer stehen, nicht mehr und nicht weniger isolirt, als dies es mit sich bringt. Die lutherischen Gemeinden leben dieses Bekentnisses, stehen auf ihm, wie die Reformirten auf dem ihrigen ꝛc. Hier ist Geschiedenheit des Mannigfaltigen, berechtigtes Auffichselberstehen. Und ein Bekentnis, das in Gemeinden auf sich selbst stehen soll, nicht auf einem anderen, wird scharf deshalb getadelt, daß es auch in der Kirchenleitung auf sich selbst stehen will, nicht auf einem anderen?

Und nun gar aus einem Erkalten der Liebe kann solches nur kommen! — Wenn ein Professor, dessen Kirchenansicht, wie er nach seiner Doktrin keine andere für denkbar hält, Widerspruch fände, und eine andere Kirchenansicht nur aus einem „Erkalten der Liebe" zu erklären wüßte, so lächelte man über diese Befangenheit; aber eine oberste Kirchenbehörde sollte eine kirchengesezlich gewiesene, gewissenhaft geprüfte, in ihrer Heilsamkeit dargelegte Kirchenansicht vieler ernster Glieder der Landeskirche durch ein „Erkalten der Liebe" abfertigen dürfen? Und dies, um der Anträge ledig zu sein, durch deren Unterstützung man die Liebe beweisen, die herzliche Versöhnung herbeiführen, und den Verdacht der Verwischungstendenz für immer und gründlich beseitigen sollte? Und hierbei wird an Ev. Joh. 17, 22 erinnert.

Denn so lesen wir wörtlich: „Aber es ist der Liebe Christi (Joh. 17, 22) nicht gemäß, stamt vielmehr aus einem Erkalten der Liebe, wenn die Mannigfaltigkeit der Individualitäten, nicht mehr für die Gemeinschaft, in die Gottes Ordnung uns gesezt hat, für gegenseitige Anregung, Bereicherung und Befruchtung da sein soll." Diese Anklage wiegt so schwer, daß wir sehen müssen, was dem Nachdenken von den Worten übrig bleibe.

Was sagt zuerst dies: „in welche Gottes Ordnung uns

gesezt hat?" Es ist die Gemeinschaft unterschiedener evangelischer Confessionen, es ist die Gemeinschaft der Landeskirche. Diese ehren und lieben die Lutherischen notorisch, sie haben jeder Lockung und jeder Anfechtung widerstanden, sie zu verlassen. Sie achten sie als durch Gottes Fügung ihnen gewiesene Wohnstätte, als das Haus, in welchem das Consensus-Bekentnis und die Sonderbekentnisse zu Recht bestehen. Gottes Ordnung ist es zweifellos, daß diese ohne Ausnahme ehrlicher Pflege und Beschützung genießen. Gottes Ordnung ist es nicht, daß nur die Lutherischen dies nicht finden, daß das Lutherische als Paria unter den giltigen Bekentnissen erscheine. Sie wollen, daß die anvertrauten Pfunde Aller rechtschaffen bewahrt bleiben, damit die reichliche gegenseitige Befruchtung geschehen könne. Und sie wollen diese nicht? Welcher Lutherische wollte dies nicht? Und woraus folgte dies? Würde diese gegenseitige Bereicherung gestört durch eine evang.-lutherische Abteilung im O.-K.-Rath? — Wie aber sollen wir wieder die Mannigfaltigkeit der Individualitäten verstehen? Die Einzelpersonen im evangel. Lebensverkehr sind es offenbar nicht. Die unterschiedenen Bekentnisse sind es, — das gibt deutlich der Zusammenhang. Diese können nach der Angabe der Denkschrift gemeindeweis sich aufbauen und erbauen in Geschiedenheit, und dennoch sich gegenseitig befruchten und bereichern? Und wenn jedes der Bekentnisse auch regimentlich vertreten ist, *dann können sie sich nicht mehr gegenseitig bereichern?* Wird durch wirkliche Bewahrung der Mannigfaltigkeit, des Eigentümlichen in Preußen, die Liebe, der Austausch und die gegenseitige Bereicherung verhindert? Oder geschieht dies durch allmälige Mengung und Abschleifung? *Hier* ist die Verarmung, *dort* die wahre Bereicherung für Preußen. Und ein Erkalten der Liebe der Lutherischen ist es, daß sie diese besonnene Bewahrung und diese sichere Bereicherung bezwecken! — Hier ist entweder eine schwere, alles Grundes entbehrende Anklage geschehen, oder jene Worte haben diejenige Bereicherung im Sinne, daß zu den Einzel-Gemeinden unterschiedslos jezt Lutherisches, jezt Reformirtes, jezt Consensusartiges Zugang haben solle, und es wird getadelt, daß die Lutherischen diese Ergänzung und Bereicherung durch Mischung im Lehr- und Anbetungsleben der Gemeinden grundsäzlich verhindern, „die Mannigfaltigkeit durch Geschiedenheit geehrt wissen wollen!"

Aber die Denkschrift verwahrt sich ja selbst gegen jene gegenseitige Bereicherung durch Mischung. Die Mannigfaltigkeit soll geehrt sein durch Geschiedenheit. Denn „*die Gemeinde hat das volle Recht der Selbstbehauptung* in ihrer confessionellen Eigentümlichkeit." — Geben nun weder Logik noch Leben einen Grund an, warum die lutherischen Gemeinden als solche „*sich selbstbehauptend*" zwar die Liebesgemeinschaft mit den anderen zu gegenseitiger Befruchtung üben können, bei der beantragten wahren oberbehördlichen *Selbstbehauptung* dies aber nicht können sollen, so sehen wir zu unserm Erschrecken keinen andern Grund übrig als den, weil sie dann *wirklich* und ordnungsmäßig, d. i. regimentlich gesichert wären, und weil dies dem kirchlichen Zukunftsziel der Consensus-Doktrin entgegen ist.

Es schneidet uns durch das Herz, es aussprechen zu müssen, *daß wir die vernommenen Worte nicht mit der Wahrheit in Einklang bringen können.* Für den Denkenden sagen sie *nichs*, aber bei der Menge müssen sie die Wirkung üben, die Lutherischen moralisch und kirchlich zu beschädigen, sie als Leute erscheinen zu lassen, welche samt und sonders verdüstert in ihrer Besonderheit eine sittliche Grundwahrheit schmähen, nämlich, daß die Mannigfaltigkeit der Individualiäten für einander da sei. Dies nicht zu wollen, nicht zu suchen auf allen gestatteten Wegen, wäre sittliche Verkommenheit, oder es läge der Mitleiden verdienende Zustand einer Geistesstörung zum Grunde.

Aber die Anklagen werden schwerer. Die Liebe und Treue, haben wir gehört, bestehen nicht mit dem erwähnten „Project" (der Dreiteilung im Regiment). „Ebensowenig, sagt die Denkschrift, die christliche Weisheit, die Schaden abzuwehren, *aber nicht mutwillig herbeizuführen hat.* Durch eine Zertrennung der Landeskirche würden alle jene Güter, deren wir uns jezt durch ihre Einheit erfreuen, bedroht, wenn nicht zerstört." Wir haben oben den Schaden, das äußerste kirchliche und Landes-Unheil zusammengefaßt, das „mutwillig herbeigeführt" werden würde.

Es ist nicht gut, Schreckbilder zu zeigen, die vor dem ruhigen Manne in Nichts zergehen. Wir haben schon daran erinnert, daß die viel besprochenen Anträge die wahre Einheit der Landeskirche wollen, daß sie allein dieselbe dauerhaft gründen würden. Die im Ev. O.-K.-R. herschende Consensuslehre dagegen heißt es eine Zertrennung der Landeskirche, wenn sie in die Liebesprobe zu treten hätte, neben sich eine lutherische Abteilung zu sehen, um durch diese in Gerechtigkeit und Frieden die lutherischen Gemeinden, die dies geschichtlich sind, berathen zu lassen, aber auch mit ihr in evangelischer Freiheit und Vertrautheit alle gemeinsam evangel. Angelegenheiten der Landeskirche anzugreifen, alle ihre wirklichen Güter zu bewahren und alle Werke der Liebe zu treiben.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 17. August. № 66.

Ueber Bibelstunden.

I.

Es ist ein dankbar anzuerkennendes Zeichen fortschreitenden kirchlichen Lebens, daß neben den Gottesdiensten in immer weiteren Kreisen Bibelstunden gehalten werden.

Bis vor einigen zwanzig Jahren war die fortlaufende Erklärung biblischer Abschnitte und Bücher, die den Gegenstand der Bibelstunde bildet, so viel ich weiß, nur in Versamlungen bekant, in denen erweckte Laien das Wort führten. Das kirchliche Amt schien des seligen Spener's Bemühungen, „zur richtigen Erkentnis der reinen Lehre" auch außerhalb der Gottesdienste zu führen, vergessen zu haben, und der erste Saz aus seinen piis desideriis, „Abhaltung von Privatversamlungen, um in die gründlichere Erkentnis der Schrift einzuführen", war wirklich zu einem pium desiderium geworden. — Ich erinnere mich, daß es in jenen Tagen in den Synoden Minden-Ravensbergs nur drei Pastoren gab, die Bibelstunden hielten. Als ich in meiner damaligen Hilfspredigerstellung in einer Stadt Westfalens dem Beispiele jener Männer folgte, wußte man anfänglich nicht, was man sich unter den angekündigten Bibelstunden denken sollte, und als man dahinter gekommen war, hielt man die Versamlungen, die ich zu diesem Zwecke teils in meiner Wohnung in der Stadt, teils in der Landgemeinde auf Bauerhöfen oder in Schullokalen abhielt, für eine unliebsame Neuerung. Unter den damaligen Stadverordneten jener Stadt wurde allen Ernstes die Frage aufgeworfen, ob man nicht das Recht habe, „diese pietistischen Conventikel" zu verbieten.

Bibelstunden erwachsen aus der Erfahrung des Wortes: dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege, Ps. 119, 105. Darum sollte man denken, daß sie in der Kirche der Reformation niemals hätten fehlen dürfen. Wenn die römische Kirche, um ihre Existenz nicht zu gefährden, die Bibel und ihre Erklärung dem christlichen Volke vorenthalten muß, so fordert sie die Kirche, die in der h. Schrift Regel und Richtschnur ihres Glaubens und Lebens sieht. Was für die römische Kirche ein Gift, ist für die unsrige Bedingung ihres Bestandes und ihrer Vertiefung.

Es gehört die Arbeit der Bibelgesellschaften zu den segensreichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der protestantischen Denominationen; aber ohne Bibelstunde ist diese Arbeit doch eine nach mehreren Seiten hin unzureichende. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß selbst die Erweckten in den Gemeinden, so lange nicht durch Bibelstunden ihnen das reichere Verständnis der h. Schrift allmälig erschlossen wurde, viel mehr zu den Andachtsbüchern, Postillen und zum Gesangbuch griffen, als zur Bibel. Es war das allerdings in lutherischen Gemeinden der Fall, in denen bekantlich, und nicht ohne guten Grund, die Perikopen die Grundlage der sonn- und festtäglichen Predigt bilden.

Zudem liegt in der bloßen Bibelverbreitung, ohne daß das erklärende lebendige Wort hinzugefügt wird, keine geringe Gefahr. Ich zweifle nicht an der semet ipsam interpretandi facultas der h. Schrift; aber es gehört zur richtigen Wirkung dieser facultas nicht allein brünstiges Gebet, ein den Wirkungen des h. Geistes sich hingebendes Herz und reiche Glaubenserfahrung, sondern auch theologische Gelehrsamkeit. Prof. Hengstenberg sagt sehr wahr in der Erklärung des 27. V. des 15. Cap. des Ev. Johannis: „Die Handhabung des lezteren, nämlich des historischen Zeugnisses ist aber jezt nicht so einfach, wie in der Apostolischen Zeit, sie fordert ein tief eindringendes Studium." Wo dieses Studium fehlt, da geräth der gläubigste Christ in Gefahr, die Schrift nach seinem ingenium zu deuten.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß Selen durch das bloße Lesen der Schrift auch ohne weitere theologische Erkentnis zur richtigen Einsicht in die Wahrheit kommen können; aber die Erfahrung lehrt ebenso sehr, daß die Schrift zur wächsernen Nase gemacht werden kann. Sind dieser traurigen Kunst leider auch Theologen nicht fremd, wenn sie die genanten Requisite von Oben her nicht zu ihren Forschungen bringen, so übt sie doch viel mehr ihren kirchenzerstörenden Einfluß, wenn das eigne ingenium bei erweckten, nicht theologisch gebildeten Laien zum Princip der Schriftauslegung wird. — Vielleicht dürfte die Kirche weniger über geistliche Erstorbenheit der Gemeinden und — weniger über sektirerische Sondermeinungen zu klagen haben, wenn mit der Hingabe der Bibel in die Hände des christlichen Volkes und mit den gewöhnlichen Gottesdiensten Bibelstunden immer Hand in Hand gegangen wären. Ich habe wenigstens die Erfahrung gemacht, daß Bibelstunden dem andringenden Baptismus gewehrt und sonstigen verkehrten religiösen Anschauungen, die von der gottesdienstlichen Predigt nicht eingehend widerlegt werden konten, den Boden unter den Füßen hinweggezogen haben. Im L...schen z. B. dienten grade die Bibel-

stunden, die an den verschiedensten Orten des Landes gehalten wurden, dazu, daß einesteils die baptistischen Emissaire des Herrn v. d. L. keinen Eingang fanden, andernteils die kirchenzerstörenden quietistischen Anschauungen, die durch einen gewissen Drüner damals vertreten wurden, weshalb seine Anhänger die Drünianer hießen, keine weitere Verbreitung fanden.

Seit 23 Jahren habe ich in verschiedenen Gemeinden und unter verschiedenen Verhältnissen unausgesezt Bibelstunden gehalten. Ich habe mich von dem Sezen überzeugen können, den sie in Verbindung mit den Gottesdiensten auf die Erkentnis der Wahrheit und dadurch auf die Erhaltung und Förderung christlichen Lebens ausüben. Vielleicht dient es den jüngeren Amtsbrüdern, wenn ich aus der gewonnenen Erfahrung auf einige Gesichtspunkte aufmerksam mache, die für die Bibelstunden nicht unwichtig sind.

Zunächst ist die klare Einsicht in das Verhältnis der Bibelstunde zu den kirchlichen Gottesdiensten von Wichtigkeit. Ohne diese komt man, wie ich aus Erfahrung weiß, leicht in die Gefahr, zum Nachteil von beidem beides mit einander zu vermischen. —

Der kirchliche Gottesdienst ist, was sein Name sagt, ein auf den Heilsthatsachen und dem ewig giltigen Opfer des Herrn ruhender Dienst, den die Gemeinde dem dreieinigen Gott leistet, und ein aus diesen Thatsachen und diesem Opfer hervorgegangenes gnadenreiches Dienen, mit dem Gott der Gemeinde dient. In dieser Gegenseitigkeit erfüllt sich das heilige Handeln, das in seiner Gesamtheit den Gottesdienst bildet. Ob alle Funktionen dieses heiligen Handelns wie bei dem Hauptgottesdienste beisammen, oder ob, wie bei den Nebengottesdiensten, der Matutin und Vesper z. B. die Spendung des Altarsakraments fehlt und an die Stelle der Predigt nur Vorlesung des Wortes Gottes mit einer kurzen Ansprache tritt, das hebt den Begriff des Gottesdienstes nicht auf, wenn nur der eben ausgesprochene Gedanke in den übrigen liturgischen Formen zu seinem Rechte komt.

Allerdings beansprucht der Gottesdienst zu seiner Darstellung einesteils eine bestimte, aus ihm hervorgewachsene liturgische Form, die sich, weil er auf den Heilsthatsachen und dem ewig giltigen Opfer ruht, bei feststehender Grundlage doch nach den Gedanken des Kirchenjahrs nüancirt; andernteils einen geweihten Ort, der um so harmonischer mit dem Gottesdienste zusammenwirken wird, je mehr er nach Außen und Innen die hohen und tiefen Gedanken des Gottesdienstes symbolisch abschattet. —

Solch ein Gottesdienst, fern davon, die Schuld der jezt beliebten Phrase, des so genanten Katholisirens auf sich zu laden, ist vielmehr die ächt evangelische neutestamentliche Erfüllung der vorbildlichen Gottesdienste in den Tagen des alten Testaments, die richtig verstandene Anbetung Gottes „im Geiste und in der Wahrheit". Was Jesaias von dem heiligen Berge weissagt, auf dem der Herr die Hüllen hinwegthun wird, mit denen die Völker verhüllt sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind, das eilt in solchem neutestamentlichen Gottesdienste seiner Erfüllung entgegen. Ich möchte sagen, er ist das Vorspiel jenes Berges Zion, von dem der Ebräerbrief redet, auf dem die Gemeinde mit der Menge vieler tausend Engel einst dem Mittler des neuen Testaments ihr Lob darbringen wird; der mitfolgende Fels, aus dem auf dem Wüstengange durch die Zeit Christus die Wasser des Lebens quellen läßt und die Dürstenden tränkt, der erschlossene Himmel, aus dem das Manna immer von Neuem zur Sättigung herabsinkt. —

Von solchem Gottesdienst unterscheidet sich die Bibelstunde auf das Allerbestimteste. Ihr Zweck ist nicht Anbetung Gottes und jene mystische Vereinigung mit ihm, die der Gottesdienst erstrebt, sondern, wie es schon ausgesprochen — Belehrung. Sie will nicht auf dem Boden der Heilsthatsachen und des Opfers des Herrn jene Gegenseitigkeit heiligen Handelns vermitteln, sondern in die Erkentnis der Wahrheit und in die Einsicht in den Gehalt der ganzen Schrift einführen. Darum fehlt ihr eben so sehr das in bestimten von der Idee des Kirchenjahrs regierten Formen sich darstellende liturgische Element, als sie einer bestimten geweihten Stätte zu ihrer Abhaltung nicht bedarf.

Wird auch die Bibelstunde mit Gesang und Gebet begonnen und beschlossen, so trägt doch beides keinen kirchlich liturgischen Charakter, richtet sich nicht wie in den Gottesdiensten grundsäzlich nach den Gedanken des Kirchenjahrs, sondern nach dem Gehalte des vorliegenden Schriftabschnittes, der ohne Rücksicht auf die kirchliche Zeit fortlaufend erklärt wird.

Aus demselben Grunde ist der Ort, an dem die Bibelstunde gehalten wird, gleichgültig. Ich habe unter Bäumen, im Walde, auf Dreschtennen in Bauerhöfen, ja hier in Berlin an noch viel profaneren Orten Bibelstunden gehalten, und ich glaube nach dem Erfolg behaupten zu dürfen, daß auch die profanste Umgebung nicht störend gewirkt hat. Ja ich möchte nach dieser Seite hin den Grundsaz aufstellen, daß man, wenn es möglich, und ein anderes passendes Lokal vorhanden, die Kirche, den feststehenden Ort für die Gottesdienste, nicht zur Abhaltung der Bibelstunde wähle. Abgesehen davon, daß die Zahl der Bibelstunden-Besucher gewöhnlich nicht die der Kirchenbesucher an den sontäglichen Gottesdiensten erreicht, — und eine leere Kirche macht einen niederdrückenden Eindruck — und auch davon abgesehen, daß im Winter die Kälte der Kirche störend auf die geringere Zahl der Besucher einwirkt: die Kirche selbst mit ihrem Altar und sonstigen Utensil erinnert zu sehr an den Gottesdienst und hemt so den Geistlichen, der sich des Unterschiedes zwischen Gottesdienst und Bibelstunde bewußt geworden, an der freien Bewegung des Worts, die bei der Bibelstunde nötig ist, oder zwingt ihn und die Versamlung, für dieses Mal die Kirche nur als ein Versamlungslokal anzusehn. —

Die Bibelstunde ist nicht Gottesdienst, aber sie dient diesem wie die Magd der Herrin. — Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Freunde der Bibelstunde die treuesten Kirchenbesucher geworden sind. Es ist das ganz natürlich. Mit dem Wachstum der Erkentnis der Wahrheit wächst das Verlangen, dem heiligen

Gott Lob, Ehr und Preis in den schönen Gottesdiensten darzubringen, und mit Ihm in jene heilige und selige Gemeinschaft zu treten, die der Gottesdienst vermittelt und die sich in ihm vollzieht. Nicht minder wächst mit der Einsicht in den ganzen Reichtum der Schrift die Fähigkeit, die Predigt zu verstehen und in die Herlichkeit der gottesdienstlichen Funktionen sich zu versenken. Wenn darum die Bibelstunde auch nicht Gottesdienst ist und auch nicht sein darf, so kann sie doch desselben nicht entrathen. Erst wenn beides Hand in Hand geht, Gottesdienst und Bibelstunde, beides von einander wol geschieden, und eben darum beides enge miteinander verbunden, wird sich in der Gemeinde jener gesunde kirchliche Sinn und jenes nüchterne und keusche christliche Leben entwickeln, das die heilige Wärme des Pietismus mit der Klarheit kirchlicher Anschauung harmonisch verbindet.

Nicht minder wichtig für die Bibelstunde ist die Einsicht in den Unterschied der Predigt von der Bibelauslegung in der Bibelstunde. Grade dieser Unterschied wird nicht allein von jüngeren Amtsbrüdern häufig außer Acht gelassen. Man hört nicht selten Predigten, die nur in der Bibelstunde passend sein würden, und Vorträge in der Bibelstunde, die nur Predigten sind.

Die gottesdienstliche Predigt hat bekantlich die Aufgabe, an der Hand der Gedanken des Kirchenjahrs die großen Heilsthatsachen der Gemeinde zu vermitteln. Dieses notwendige Requisit kann auch dann der Predigt nicht erlassen werden, wenn sie s. g. freie Texte zur Grundlage hat. Wie der Text alsdann im Blick auf die kirchliche Zeit zu wählen ist, so muß sich die Auslegung und Anwendung desselben dieser unterordnen. Ich erinnere mich des eigentümlichen Eindrucks, den eine Predigt über das Weihnachtsevangelium im August in einer reformirten Kirche auf mich machte.

Allerdings umspant so die Predigt das ganze Gebiet der Heilsthatsachen; aber eben, weil nur diese Thatsachen und in der Trinitatiszeit die Hauptmomente der Wirkung dieser Thatsachen, Wiedergeburt, Bekehrung und Heiligung, so ist ihr Gebiet dem Ganzen der heiligen Schrift gegenüber doch nur beschränkt. Und das soll auch so sein. Die Predigt soll alljährlich, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten aufgefaßt, dieselben Gedanken wiederholen. Es liegt das in der Natur des Gottesdienstes, dem sie dient. Es würde ein liturgischer Fehler sein, wenn es nicht so wäre.

Wie die Bibelstunde nicht Gottesdienst, so hat auch die in ihr gegebene Auslegung sich nicht durch die Gedanken des Kirchenjahrs beschränken zu lassen. Die Erklärung und Erläuterung der Bibel als solcher ist ihr Zweck. In sie nach und nach die Zuhörer hineinzuführen, den Inhalt des Wortes Gottes klar zu machen und so, wie schon bemerkt, die Erkentnis der ganzen Wahrheit in ihrem Zusammenhange zu fördern, das erstrebt der Vortrag in der Bibelstunde. Ist darum ein biblischer Abschnitt, oder ein biblisches Buch Gegenstand der Erklärung, so läßt sich diese nicht durch die jeweilige Zeit des Kirchenjahrs beirren, sondern schließt sich unbehelligt von der Advents-, Passions- oder österlichen Zeit enge an den behandelten Gegenstand.

Die Predigt ist ein in sich zusammengeschlossenes und abgerundetes Ganze. Sie ist Rede und darf des oratorischen Elementes nicht ermangeln. Allerdings keine Rede über den Text hin, der dieser nur als Motto dienen müßte, sondern eine Rede aus dem Text hervorgewachsen. Die Gedanken des Textes müssen in ihr zu ihrem Rechte kommen. Aber diese Gedanken sind in ihr, wie es die Rede mit sich bringt, auf kunstvolle Weise dem Hauptgedanken unterworfen, entwickeln sich mit stetem Anschluß an den Text aus diesem mit logischer Notwendigkeit. Es ist darum in der Predigt zulässig, daß die Gedanken in ihr anders geordnet erscheinen, als der Gedankengang des Textes es mit sich bringt. Selbst die Homilie, wenn sie für den Gottesdienst als Predigtform gewählt wird, kann sich dem angedeuteten Gesetze nicht entziehen, sie bedarf eines, wenn auch nicht in einem bestimten Satze ausgesprochenen, doch allen ihren Teilen zu Grunde liegenden Hauptgedankens. Entzieht sich die Predigt dieser Ordnung, so sinkt sie im besten Falle zu einem Bibelstundenvortrage herab und stört die Harmonie des Gottesdienstes.

Das grade Gegenteil gilt von dem Vortrage in der Bibelstunde. Er ist nicht Rede, nicht ein in sich abgeschlossenes und abgerundetes oratorische Ganze. Er ist eine fortgesezte Erklärung des vorliegenden Schriftabschnittes. Er geht Schritt vor Schritt in dieser Erklärung weiter, und sucht nur immer den Zusammenhang der Wortfolge und des vorliegenden Wortes mit dem Grundgedanken des ganzen biblischen Buches oder des biblischen Abschnittes zu vermitteln. Die Bibelerklärung in der Bibelstunde läßt eben keine andere Disposition zu, als die im Text gegeben ist. An den hat sie sich gewissenhaft zu halten, und es würde ein großer Fehler sein, wenn sie um irgend eines dem Erklärer vorschwebenden Gedankens willen auch nur die vorliegende Wortfolge des biblischen Abschnittes ändern wollte. Daraus ergibt sich denn auch von selbst, daß die Erklärung, was bei der Predigt nie zulässig, beliebig abbrechen kann. Die folgende Stunde knüpft den unterbrochenen Faden wieder an.

Endlich ist es der Predigt Sache, nach den maßgebenden Gedanken des Kirchenjahrs den Willen der Gemeinde zu bewegen und zu bestimmen. Wie die Predigt in der Adventszeit den Ruf ertönen läßt: bereitet dem Herrn den Weg, so führt sie in der Passionszeit die Gemeinde zum Kyrie Eleison und erhebt in der österlichen Freudenzeit das Gemüt zu dem: Halleluja, der Herr ist auferstanden. Es ist hiernach klar, daß in den verschiedenen Kirchenzeiten die Stimmung der Predigt, wenn ich so sagen darf, variirt, und daß sie weniger Auslegung als aus der zu Grunde liegenden Auslegung das Gemüt des Hörers erfassende Anwendung des Textes sein darf. —

Wiederum grade umgekehrt der Vortrag in der Bibelstunde. Er fordert in erster Linie gründliche Auslegung des Wortes Gottes und erst in zweiter Linie komt, wenn es nötig, die Anwendung desselben zu ihrem Rechte. Er hat es ja auf die Erkentnis der Wahrheit abgesehen und überläßt es in seiner die-

nenden Stellung der Predigt im Gottesdienste, das heilige Gold der Erkentnis in die lebendige Glaubensthat umzusetzen.

Daraus aber folgern zu wollen, als habe sich der Bibelstundenvortrag vor jeder concreten Exemplificirung zu hüten, würde ebenso verkehrt sein, als wenn man meinen wollte, die populäre Predigt müsse ein Convolut von allerlei frommen, gottseligen Geschichten sein. Das richtige Maß gibt in beiden Fällen neben der richtigen Einsicht in den Unterschied zwischen Predigt und Bibelstundenvortrag der richtige Takt, der allerdings eine sehr persönliche Sache ist.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

II. (Fortsetzung.)

Aber die preußische Landeskirche würde, wenn ihre alleinige Leitung durch das Consensus-Bekentnis aufhörte, „aufhören zu existiren" und damit ihr Verfassungswerk hinfällig werden! Wir verstehen nicht, wie dies Verfassungswerk mit der unterschiedslosen Regierung stehe und falle. Die weitere Verfassungsentfaltung, samt alle den Schwierigkeiten, welche die Denkschrift aufhäuft, würden bei redlichem Willen, bei ruhiger und allmälicher Regelung, welche die wirklichen Rechte und Bedürfnisse parteilos bedenkt und erfüllt, sie würde für ihre Lösung durch den lutherischen Beirath nur gewinnen. Vornehmlich, wenn bei dem Verfassungswerke, dessen Hinfall die Denkschrift in Aussicht stellt, auch an die synodalen Einrichtungen gedacht ist, würde es kirchliche und zeitgemäße Weisheit sein, die als gefährlich dargestellten Anträge schleunigst auszuführen, damit vor allen Dingen Stand und Recht der Bekentnisse in Preußen allem Zweifel entzogen werden, und ein allseitiger Rathsaustausch vorhergehe, damit jene Einrichtungen kirchlich haltbar und heilsam ausfallen. Es könte sonst das Verfassungswerk der preußischen Landeskirche in sehr wüste Bahnen geworfen werden.

Eine Zeit, in welcher überall die politischen Majoritäten schon an der Thür der Kirche harren, um allem bindenden Bekentnis das Garaus zu bringen, fordert, denken wir, jeden treuen Freund evangelischen Kirchen- und Volkstums zur äußersten Vorsicht auf. — Und durch das „Project", mit welchem ein jedes der positiven Bekentnisse von neuem und nun erst seine ernstliche Klar- und Sicherstellung erhielte, soll „mutwillig" Schaden herbeigeführt werden?

Aber nicht genug. „Es ist wahrscheinlich, lesen wir, daß das adoptirte Princip der Trennung seine weiteren Opfer finden und Zersetzungen ohne Ende herbeiführen würde", und zum warnenden Exempel hierfür wird auf die lutherische Separation in den dreißiger Jahren, und in neuerer Zeit „auf die Kämpfe innerhalb der strengkonfessionellen Richtung in Deutschland" hingewiesen. Dessen waren wir uns allerdings nicht gewärtig, unter den Schäden, welche mit einer lutherischen Abteilung im Ober-K.-Rath mutwillig herbeigeführt werden würden, auch einen solchen zu finden. Die Separation in den dreißiger Jahren ist dadurch verursacht, daß eine liebevolle, das Recht der Lutherischen und ihres kirchlichen Gewissens, ihre Existenz in der Landeskirche würdigende und gewährende Leitung nicht vorhanden war, daß ihr Vertrauen zur vorhandenen gebrochen war, und sie freundlos und schuzlos, einsichtsvoller und freimütiger Fürsprecher in der Nähe des Thrones entbehren mußten. Das sind die von Gott geordneten, die von jeher bewährten Mittel wider alle kirchliche Separation und Zersplitterung, Sicherheit des Rechtes, die in notorischen Vertrauenspersonen für Jedermann klar ist, treue Hirtenpflege von oben, die Herzen und Ansichten zusammenhält auf dem guten Wege. Nun wird nach allen schmerzlichen Zersplitterungen um endliche Gründung der heilenden Ordnung gebeten. Aber was geschieht? Das Heilungsmittel wird zum Zersetzungsmittel umgewandelt.

Ja die Denkschrift geht noch weiter. Sie sagt pag. 13: „Und wie würde in den Massen die Sicherheit darüber, was evangelische Wahrheit sei, durch die beabsichtigte Vielfachheit evangelischer Kirchen erschüttert werden! Wie viele würden durch solche einreißende Unsicherheit in die Hände von Sekten, oder der katholischen Kirche zu fallen Gefahr laufen!" Durch die vorhandene Mannigfaltigkeit, Verschiedenheit der Bekentnisse, welche in den Gemeinden lebt, deren Bekentnisstand noch in vielen schwankend erhalten wird, der Sicherung seiner Continuität entbehrt, hierdurch wird die Sicherheit der Massen über evangelische Wahrheit nicht erschüttert? Aber durch mutvolles Eingehen auf Sichtung des Chaos, durch offenkundiges Darstellen der rechtlich vorhandenen Bekentnis-Unterschiede im Regimente würde sie erschüttert werden? Wir bitten den mit unseren religiösen Volkszuständen in den „Massen", in den mittleren und niederen Ständen, mit der modernen Weltanschauung und ihrer Stellung zum Evangelium vertrauten dies zu erwägen. Wer sind die Massen, um deren einheitliche Leitung und Sicherung in dem, was evangelische Wahrheit ist, die Denkschrift sorgt? Es sind in ihnen ernstlich nach der Wahrheit fragende, es sind mehrere noch von den Irgeistern der Zeit beherschte. Die Suchenden werden unsicher über das, was evangelische Wahrheit ist, wenn eine lutherische oberste Leitung auf Stetigkeit und Einmütigkeit in der Lehre und Predigt, in ihren Kreisen und Gemeinden bedacht ist, ein positiv unirtes, ein reformirtes je in den ihrigen? Oder werden sie dann gestört, wenn in den Gemeinden der Bekentnisstand schwankend bleibt, die Tropen wechseln, wenn einzelne Irrende in einer Bekentnisgemeinschaft nicht von einer Oberbehörde dieses Bekentnisses, sondern eines anderen Bekentnisses Rüge empfangen, ja wenn die Einzelnen und die Gemeinschaft zusammengeworfen, die ganze Gemeinschaft öffentlich in Verdacht des Abfallens von der Reformation gestellt und zu öffentlichen Verwahrungen dagegen genötigt wird? — Und gar für die entkirchlichten Massen dürften nur die Mittel noch Heil

versprechen, welche die „Anträge" darbieten, Samlung um die Bekentnisse, Stetigkeit der Zeugnisse je an ihrem Orte, Zucht in Liebe und gegenseitigem Vertrauen, damit das lehrende Subject sich seiner Verpflichtung bewußt bleibe, die es mit dem Amte übernommen hat, sein Individuelles in der Einheit mit dem kirchlichen Bekentnisse zu bewahren und zu bilden; damit auch die theologischen Fakultäten einmal von der dazu allererst und heilig verpflichteten Stelle ein Wort hören, nicht blos über Wahrung der „berechtigten Lehrfreiheit", sondern auch über das Gottesgericht, das einer zügellosen Lehrfreiheit wartet über den Selenmord, der aus dem heiteren Reiche der freien, über dem Worte Gottes, und über dem Bekentnis hoch erhabenen Wissenschaft hineinschleicht in das Volks- und Gemeindeleben; damit die theologischen Lehrer, wo es Not ist, auch einmal eine Erinnerung empfangen seitens der Kirche, daß sie auch Glieder der Kirche sind, daß sie der bekennenden Kirche dienen, daß die theologische Wissenschaft nicht in sich selbst ihren abstracten Zweck hat, sondern in dem Heil der Selen; daß ihr kostbare Schätze der Kirche anvertraut sind, ihre studirenden Jünglinge und die von deren zukünftigen Hirtenarbeit abhängenden Christenselen. Wir wissen etwas davon, wie viele Jünglinge noch ein wirkliches Wort Gottes, ein wirkliches A. Testament mitbringen von etlichen Universitäten, eine wirkliche Einsicht in Würde und Wert der kirchlichen Bekentnisse, in die Stellung die dem Einzelnen zu ihnen geziemt. Es bedarf die Zeit und unser evangelisches Volk nichts so sehr, als eines ungebrochenen prophetischen Wortes und freudiger Einmütigkeit des evangelischen Zeugnisses. Das Nichtververständnis dieser Volksbedürfnisse zeigt sich hie und da auf Universitäten als ein totales, — und die oberhirtliche Behörde der Landeskirche preist ausnamslos die theologischen Fakultäten, „welche mit freiem Blick und echtem Verständnis die Bedürfnisse der Zeit und unseres Volkes würdigen!" So etwas mag wieder eine Professorenschrift sagen, die nur die infallible Wissenschaft als Auctorität über sich kent. Es mag das sagen, wer hier das Rühmen für gut findet. Eine oberhirtliche Denkschrift darf das nicht sagen, weil es nicht der Wahrheit gemäß ist.

Aber durch Klarstellung des evangelischen Bekentnisses in drei Abteilungen des O.-K.-Rathes würde in den Massen die Sicherheit darüber, was evangelische Wahrheit ist, erschüttert werden! „Viele würden durch die einreißende Unsicherheit in die Hände von Sekten oder der katholischen Kirche fallen." In Bezug auf dies leztere müssen wir auf Grund unserer vielfachen amtlichen und außeramtlichen Berührung mit dem Sectenleben in Westen, Norden und Osten Preußens, und unserer Kentnis irgend nennenswerter Uebertritt, zur katholischen Kirche folgendes bemerken: Eroberungen, welche evangel. Secten oder katholische Kirche machen, kränkelndes Wertlegen einiger sehr weniger Lutherischer auf vermeintliche oder wirkliche Vorzüge der katholischen Kirche, Ueberspannung des Anstaltlichen, Sakramentlichen, Amtlichen an der Kirche kommen lediglich aus Erschrecken über die Lehrwillkür in unserer Kirche, über den immer dreisteren, immer zuchtloseren Subjectivismus, über die „zeitgeistigen" Verfassungstheorien. Es ist nachweisbar, daß die Unsicherheit des Bekentnisrechtes, das Infragestellen des Bekentnisansehens, die Mishandlung der kirchlichen Lehre, wie sie von der modernen Wissenschaft, an ihrer Spitze die „berechtigte Lehrfreiheit", betrieben wird, jenen Irrenden zu Stricken der Versuchung werden, d. h. zur krankhaften Sehnsucht nach der Einsamkeit der Secte oder der Zucht der katholischen Kirche. Und die einzige Hilfe dagegen, die verständliche, die regimentliche Sicherung jedes Bekentnisrechtes, die klar geordnete Pflege desselben ist nun der Weg zur Secte und nach Rom.

„Nicht minder, sagt die Denkschrift, würde die Fürsorge für die evangelische Diaspora unter uns und außerhalb Deutschlands so wie die Vertretung der evangelischen Kirche nach außen durch jene Pläne einen schweren Schlag erleiden, von dem sie sich vielleicht nie wieder erholen würde." — Jezt tragen die Lutherischen in der Landeskirche eifrig bei zu jenen Liebeszwecken. Und wenn sie ihre gebührende, ihre Vertrauen bringende Vertretung im Regimente finden, dann werden sie es nicht mehr thun? Die lutherische Abteilung im O.-K.-Rathe wird das nicht fördern, sondern verhindern? — Es ist wol sicher, daß solche Abwehr-Gründe jedem freien, doctrinär nicht gefangenen Manne, wenn er vorher noch zweifelte, nun die volle Ueberzeugung geben, daß eine gerechtere Organisation der kirchlichen Oberleitung für die preußische Landeskirche zur Notwendigkeit geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rechtfertigung als Princip der evang.-lutherischen Kirche

und

Die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union.

Die Veranlassung zu nachfolgender Untersuchung ist aus den kirchlichen Vorgängen der lezten Zeit genommen. Die Rechtfertigung aus dem Glauben allein hat eine so centrale Stellung in der evang.-luth. Kirche eingenommen, daß die ganze Eigentümlichkeit ihrer Anschauungen in Lehre und Leben sich um diesen Mittelpunkt bewegt hat. In neuester Zeit ist nun die Glaubens-Rechtfertigung in gleicher Weise von einer Seite her als Princip aufgestellt worden, von wo aus bis dahin dem eigentümlichen Leben der luth. Kirche nur Beeinträchtigung widerfah-

ren ist. Es haben die Träger und Verfechter der kirchlichen Union mit großem Eclat die Rechtfertigung aus dem Glauben allein als ihre Fahne aufgehoben; es ist sogar geschehen, daß man die kirchliche Union und ihre Vertreter als die eigentlichen Inhaber der reformatorischen Rechtfertigungslehre verkündigt hat, so daß von nun an Jeder, der es sich vorsagen lassen will, fest davon überzeugt sein solle, daß der Lebensmittelpunkt der reformatorischen Lehre und des reformatorischen Kirchenlebens von der kirchlichen Union aufgenommen sei und von ihren Anhängern verteidigt werde, aber nicht mehr da zu finden sei, wo man für das Leben der luth. Kirche gestritten habe und zu dieser Kirche sich bekenne. Es dürfte an der Zeit sein, an solche Behauptung näher heranzutreten und nach ihrer Begründung zu fragen. Dann würde sie eine erwiesene Behauptung sein, wenn es sich herausstellen sollte, daß in Wahrheit die reformatorische Rechtfertigungslehre mit der Rechtfertigungslehre, die von Seiten der kirchlichen Union hervorgehoben wird, zusammenfiele, und in Lehre und Leben als völlig identisch sich herausstellte. Zur Erörterung dieser Frage möchten wir in der Weise übergehn, daß wir zunächst die Rechtfertigung als Princip der evang.-luth. Kirche betrachten.

Nur der Vollständigkeit wegen weisen wir mit kurzen Worten darauf hin, wie die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung als eine Auswirkung des göttlichen Geisteslebens sich darstellt, welches in der Kirche Gottes thätig ist.

Gerechtigkeit vor Gott, das ist das Ziel aller geistlichen Lebensbewegung. Nach dieser Gerechtigkeit vor Gott hat die Zeit vor Christo gefragt und nicht die Antwort bekommen, welche das Gewissen der fragenden Menschheit hätte zum Frieden bringen können. Nun durch das Verdienst Christi Alles vollbracht ist, durch dessen Aneignung im Glauben die vor Gott giltige Gerechtigkeit erlangt und der Sünder gerechtfertigt wird; nun müßte das Suchen nach dieser Gerechtigkeit, das Verlangen, durch ihren Besiz vor Gott gerechtfertigt zu sein, erst recht erwachen und die Gewissen in Bewegung setzen, denn wenn das Ziel des Sehnens und Strebens geoffenbart ist, so erweckt der Anblick dieses geoffenbarten Ziels alle Kräfte, um es zu erreichen. Es ist ja freilich die vor Gott giltige Gerechtigkeit in der Vergebung der Sünden immerdar durch die Gnaden-, Heils- oder Rechtfertigungsmittel innerhalb der christlichen Kirche zugänglich gewesen, aber der Weg, auf welchem man herzugehen konte, war nicht immer mit gleicher Klarheit gewiesen. Es ist bekant, daß sich die kirchliche Vermittelung in solchem Umfang ausbildete und mit solchem Nachdruck auftrat, daß das nach der Gerechtigkeit vor Gott verlangende Gewissen innerhalb dieser Vermittelung festgehalten wurde und nicht zur gewissen Aneignung der vor Gott giltigen Gerechtigkeit, nicht zur Klarheit über seine Rechtfertigung hindurchzudringen vermochte. Es mußte dadurch die Kirche selber, welche als Heilsvermittlerin dastand, in eine gefahrvolle Lage kommen, und wir sehen diese Lage in der Zeit des mittelalterlichen Kirchenlebens bis zur Reformation hin immer deutlicher hervortreten. Sie zeigte sich darin, daß die Einen nur in eine Beziehung zu den kirchlichen Mitteln traten und auf solche Weise der ganze Stand des innerlichen Lebens veräußerlicht wurde; oder daß die Andern ihr geistliches Lebensbedürfnis innerhalb der bestehenden Kirche nicht gestillt fanden und darum über die Kirche selber hinausgeführt wurden. Jene erste Erscheinung sehen wir in der geistlichen Erstarrung, die von der Mitte des 13. Jahrhunderts an immer weitere Ausdehnung in dem christlichen Volke gewann; die andere Erscheinung tritt uns aus dem Sectengewirr der mittelalterlichen Kirche entgegen, aus den wissenschaftlichen Bestrebungen, die von der Kirche abführten, aus dem Ringen nach biblischer Erkentnis wenigstens bei Einzelnen, aus dem allgemeinen Gefühl des geistlichen Unbefriedigtseins. Aber das Alles brachte das stockende Leben in der Kirche nicht wieder in Fluß. Sollte das Fragen nach der vor Gott giltigen Gerechtigkeit zum Finden derselben kommen, so konte das nur durch ein Gewissen geschehen, welches durch den Anblick der Heiligkeit Gottes tief erschüttert war und in diesem Schrecken ein dringendes Motiv besaß, nach dem Weg zu suchen, auf welchem der Sünder gerechtfertigt werden möchte. Dieses Gewissen wurde in Luthers innerer Entwickelung bereitet. In ihm rang sich die Kirche wieder hindurch zur Aneignung der Gerechtigkeit vor Gott, indem sie die kirchliche Vermittelung hinter sich ließ und durch den Glauben allein die Vergebung der Sünden ergriff, in dieser Vergebung die Gerechtigkeit vor Gott. Von dem Augenblick an, wo der Glaube als das Mittel erkant wurde, wodurch das geistliche Einzelleben den Grund seines Heils und seiner Rechtfertigung fand, sank die Bedeutung der kirchlichen Vermittelung dahin und war in dieser Vermittelung bis dahin der Heilsweg gefunden, so erhob sich jezt aus der Rechtfertigung durch den Glauben allein das Princip eines neuen geistlichen Lebens, der Anfang einer neuen Gestaltung der christlichen Kirche. Der Einzelne war als gerechtfertigt in den Frieden Gottes zurückgekehrt; er bedurfte nun keiner von Menschen eingesezten Vermittelung, denn sein Leben stand als das gerechtfertigte vor dem Angesichte Gottes; der ganze Reichtum des geistlichen Lebens erwuchs aus dieser Stellung, so daß darin der höchste, geistliche Wert des menschlichen Einzellebens zur Ausbildung kam. Durch den Glauben hatte man die Gerechtigkeit vor Gott in der Vergebung der Sünden sich angeeignet, durch die Uebung des Glaubens erhielt und befestigte man sich in dem Besiz der Rechtfertigung, und dieser Glaube war die Wirkung des Geistes Gottes, war der innerlichste Geistesvorgang in dem Einzelnen, darum war der Einzelne frei von aller andern Einwirkung, als der des göttlichen Geistes; er hatte, so zu sagen, nur mit sich zu thun und seinem Gott.

Das ist die subjective Seite der Rechtfertigung durch den Glauben allein. Sie ist als eine Notwendigkeit für das geistliche Leben erkant worden, aber man hat auch die Gefahren nicht übersehn, welche aus einer alleinigen Hervorhebung dieser subjectiven Seite der Rechtfertigung hervorgehn müssen. Sie zeigen sich für das geistliche Leben darin, daß die Beto-

nung des rechtfertigenden Glaubens ohne eben so gewisses Betonen des Grundes, auf welchem der Glaube ruhen muß, zu einer Verflüchtigung des geistlichen Lebens führt, welches in der Entbehrung eines festen Bodens sich zu einer Ueberzeugung gestalten kann, die von geistlicher Einbildung nicht weit entfernt ist. Und ebenso ersteht aus dieser ausschließlichen Hervorhebung des Glaubens eine Gefahr für das kirchliche Leben; denn, komt es allein auf diesen geistigen und geistlichen Einzelvorgang an, um meines Heils mich getrösten zu können, bin ich dazu nur auf mich selber, auf meinen Glauben gewiesen, so bedarf ich auch keiner Gemeinschaft, die nur erst dann sich bildet, wenn die Einzelnen zur Erreichung eines gemeinsamen Ziels auf ein gemeinsames Mittel angewiesen sind. Diese Gefahr wurde auch in der Zeit der Reformation recht wol erkant, denn, wenn auch mit allem Nachdruck jeder möglichen geistlichen Erstarrung gegenüber die Rechtfertigung durch den Glauben allein hervorgehoben wurde, so versäumte man doch nicht, der subjectiven Glaubensfassung den objectiven Grund unterzulegen und den Glauben mit diesem Grunde unlösbar zu verbinden.

Diese objective Seite in der Rechtfertigungslehre der luth. Kirche hängt mit der Auffassung von der Wirkung des heiligen Geistes zusammen. Der Glaube ist die Bedingung, unter welcher die Rechtfertigung geschieht, und auch der geistige und geistliche Vorgang, durch welchen die geschehene Rechtfertigung aus der Verborgenheit des inner-trinitarischen Lebens Gottes dem Einzelnen zum Bewußtsein gebracht wird. Der Glaube entsteht aber aus der Wirkung des Heil. Geistes. Wo der Geist anhebt zu wirken, da erhebt sich auch der Glaube; das Mittel, das der Geist gebraucht, um zu wirken, ist auch das Mittel für die Entstehung des Glaubens. Wo hat die göttliche Geisteswirkung ihren Ausgang? Wie der Geist Gottes nach der unmittelbaren Ausgießung in das gepredigte Wort einströmte und durch dasselbe in das Gewissen der Zuhörenden eindrang; wie also der Heil. Geist alsobald das Wort zum Mittel machte, durch welches Er wirkte, so ist auch nach der Lehre der luth. Kirche das Wort Gottes als das Mittel angesehen, wodurch der Geist auf den Einzelnen einwirkt, um in ihm Glauben zu erwecken. Das ist in den Bekentnisschriften deutlich genug ausgesprochen, wenn es heißt: „Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt, Evangelium und Sacrament gegeben, dadurch Er als Mittel den Heil. Geist gibt, welcher den Glauben, wo und wenn Er will, in denen, so das Evangelium hören, wirket" (Augsb. Conf. Art. 5). „Gott gibt Niemand seinen Geist oder Gnade, ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Worte" (Schmalk. Art. Art. 7). „Daß Gott aus unermeßlicher Güte und Barmherzigkeit uns zuvorkomme und sein heiliges Evangelium, dadurch der Heil. Geist solche Bekehrung und Verneuerung in uns wirken und ausrichten will, predigen lasse und durch die Predigt und Betrachtung seines Worts den Glauben und andere gottselige Tugenden in uns anzündet" (Concordienform.-Erkl. Art. 2). Der Heil. Geist wirkt danach den Glauben durch das Wort, darum gibt es keinen Glauben ohne das Wort, und kann auch nie einen Glauben geben, der sich über das Wort erhebt. Diese Glauben erweckende Wirkung des Geistes durch das Wort wird so fest ausgesprochen, daß gradezu gesagt ist: „Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerliches Wort und Sacrament. Alles aber, was ohne solch Wort und Sacrament gerühmt wird, das ist der Teufel" (Schmalk. Art. III. Thl. Art. 7).

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die lutherische Conferenz in Bielefeld.

(Schluß.)

Daß die guten Werke als Folge des Glaubens, die ganz von selbst eintreten müßte, dargestellt worden sind, hat etwas Erschlaffendes gehabt. Darf man auch nicht sagen, es sei nur so viel Glaube vorhanden, als Werke sich zeigen, so ist es doch sehr wichtig zu zeigen, wie der keimende Glaube der Jünger sich selbst vollzieht, indem sie Alles verlassen und dem Herrn folgen. Das keimende Vertrauen zu Christo wurde durch das Wort: „Folget Mir" vor ein Alternativ gestellt. Indem sie folgten, wurde der in Form unbewußter Neigung vorhandene Glaube ein Willensakt, ein Thun und das ist erst die ausgeborene Gestalt des Glaubens. Unsere Bekentnisse nennen den Glauben ausdrücklich einen Willensakt, die Dogmatiker haben Stufen anerkant, haben jedoch das Leben der Christen zu überwiegend als Folge des Glaubens angesehen, aus dessen Mangelhaftigkeit man sich in den Trost der inneren, unthätigen Glaubensempfindung flüchten kann. Ist aber das Leben des in der Rechtfertigung stehenden Gläubigen fortwährend auch Vollziehung des Glaubens, so kann man bei entscheidenden Aufforderungen von Selbstverleugnung sich in nichts zurückflüchten, sondern es heißt: hier vollziehe deinen Glauben; wo nicht, so bleibt dir kein Gebiet, wohin du dich zurückziehen kanst. Dein Thun wird Glauben heißen; der Mangel der That ist nicht ein Mangel an Glaubensfrüchten, sondern ein Wegwerfen des Baumes selbst, an welchem die Früchte wachsen. Es ist unbedenklich den Glauben nach dieser ethischen Seite hin ein fortschreitendes Thun zu nennen. Bedenklich kann es nur erscheinen, von Stufen der Rechtfertigung zu reden und insofern mit diesem Ausdrucke ein die pauliniſch-luth. Lehre zerstörender Sinn verbunden wird, hat unsere Kirche diesen Ausdruck immer zurückgewiesen. Man kann indessen auch etwas Unverfängliches hierunter verstehen, wenn man vergleicht, daß von Jesu, der doch allezeit voll Gnade und Wahrheit ist, gesagt ist: Er nahm zu an Gnade bei Gott oder von den Christen, daß sie, obwol wirkliche, in der Gnade der Rechtfertigung stehende Christen, in der Gnade wachsen sollen. Dies würde zwar die Hauptsache treffen, die Hgstb. hat sagen wollen. Allein besonders nach der „Sünderin" will er noch Weiteres. Seine Meinung ist: dem Menschen werden immer mehr Sünden vergeben, je mehr er in der Buße und im Glauben sich vertieft. Diese Meinung

kann meiner Ansicht nach nicht aus der Geschichte der Sünderin bewiesen werden. Das Einzige, was für die Annahme einer partiellen und zeitweise sich vervollständigenden Sündenvergebung zu sprechen scheint, ist die Thatsache, daß auch ein Gerechtfertigter in gewissem Sinne noch den Zorn und das Gericht Gottes zu tragen haben kann. Die Aussprüche der Schrift, daß der Tod der Sünde Sold ist, daß das Gericht am Hause Gottes anfängt, daß die Absicht der Predigt des Evangeliums sei, daß die Menschen am Fleische gerichtet werden, im Geiste aber Gott leben, führen zur Anerkennung dieser Thatsache. Der Herr in Apoc. 2 u. 3 vindicirt seinen Knechten lebendigen Glauben und spricht doch: Das habe Ich gegen dich. Damit spricht Er kein Wolgefallen, sondern ein Misfallen aus. Danach kann also derselbe Mensch zugleich im Wolgefallen und Misfallen Gottes stehen. Hgstb. folgert nun hieraus: je mehr das Misfallen abnimt, desto mehr muß die Sündenvergebung zunehmen. Die unevangelische Consequenz — (absolut consequent ist nur der Teufel) — zieht Hgstb. nicht, als ob die Besserung des Menschen die Sündenvergebung herbeiführe. Vielmehr lehrt er mit der ganzen evangelischen Kirche, daß Christus allein die Ursache aller Vergebung ist und daß wir in der Person Christi die ganze volle Sündenvergebung ein für alle Mal besitzen. Wir thun gewiß gut, an dieser seligen Wahrheit, daß wir mit der Taufe durch Christum die Rechtfertigung ganz empfangen, festzuhalten und dieselbe hernach nicht wieder zu einer allmälig, in einzelnen Akten sich vollendenden auseinander reißen zu lassen. Aber Hgstb. will dies recht verstanden auch nicht. Es ist nur verwirrend geworden, daß er den kirchlichen Sprachgebrauch, welcher diese in Christo unteilbar vorhandene und uns rechtlich einmal geschenkte Sündenvergebung Rechtfertigung nent, zu erweitern gesucht hat. Es gibt zwar eine specielle Sündenvergebung innerhalb des Gnadenstandes. Diese sollte man nicht Rechtfertigung nennen, welcher Ausdruck nun einmal nach kirchlichem Sprachgebrauch den Akt Gottes bezeichnet, durch welchen Gott das alle Gnaden umfassende Kindesverhältnis für den Sünder herstellt. Innerhalb dieses Gnadenstandes gibt es eine fortlaufende Vergebung der Sünden, nach der wir ringen müssen. Ein ungehorsames Kind tritt in das Verhältnis der Zucht zum Vater zurück. Der Vater vergibt dem Kinde Alles, sieht aber, daß das leichtsinnige Gemüt des Sohnes über manche Vergehen nicht zu einer ernstlichen Einsicht gekommen ist. Der Vater sagt, diese unerkanten Sünden sollen mich von meinem Sohne nicht scheiden; ich erwarte, daß er sie besser erkent; sie können aber Grund zu einer ernstlichen Scheidung werden. Nun erkent aber der Sohn seine Vergehen tiefer, bittet den Vater noch einmal um Vergebung und die väterliche Vergebung strömt voller auf den Sohn über. So ist es zwischen Gott und uns, und hierin grade besteht das lebendige tägliche Handeln zwischen Gott und uns. Der Mensch, der Christum für sich einsezt, kann nicht mehr Gegenstand des göttlichen Misfallens sein. Aber es ist noch eine Seite des Menschen übrig, welche Christum nicht gelten lassen will und es bedarf eines Hasses dieses unseres schlechten Ich, den wir aus Liebe zu unserm wahren Wesen kräftig entwickeln sollten. Diesen Haß fördert und führt Christus in uns durch und unser wahres Ich sieht darin nicht einen Mangel, sondern ein Unterpfand seiner Gnade. Das wahre Ich erkent dieses richtende Verfahren Christi als ein heilsames und steht also nicht unter, sondern über dem Zorne Gottes. Je tiefer uns bei etwaigen Hinneigungen zu dem schlechten Wesen unserer Person die Sünde offenbar geworden ist, mit um so klarerer Sündenerkentnis bitten wir um Vergebung und um so voller strömt diese. Statt Stufen der Rechtfertigung nenne man dies Erneuerung der Rechtfertigung mit immer vollerer Durchführung derselben, denn Gottes Thaten wiederholen sich nicht mechanisch, sondern in immer volleren Impulsen.

Danach ist das Resultat des Ganzen: wir enthalten uns der vorgeschlagenen Rectificirung des kirchlichen Sprachgebrauches, behaupten mit der evangel. Kirche, daß schon der keimende Glaube das ganze Heil besizt, betonen aber mit Hgstb., daß der Glaube nötig hat, sich immer kräftiger zu vollziehen und daß der keimende Glaube das Heil nicht so sicher besizt wie der in den Prüfungen und Siegen bewährte. Wir betonen auch, daß der keimende Glaube wieder verschwindet, wenn bei dem Hervortreten unserer Sünden die Anforderung vergeblich gestellt wird, den Glauben kräftiger zu vollziehen. Entzieht sich der Mensch hier, so steht er in großer Gefahr. Es ist unwahrscheinlich, daß diejenigen endlich überwinden und im Todeskampfe bestehen, welche bei den Proben dieses Lebens der Anforderung mutwillig ausgewichen sind, ihren Glauben zum siegenden Lebensprincip entwickeln zu lassen.

Eine eingehendere Discussion konte über diesen Vortrag, der eine so sehr eifrig behandelte Frage betrifft, bei der Zeitkürze nicht stattfinden. Es bleibt immerhin eine Frage, woher die zum Teile große Entrüstung über Hgstb., der doch die evangel. Rechtfertigungslehre ausdrücklich wiederholt anerkent, entstanden ist. Gegen St. Paulus entstand eine nicht kleine Bewegung. Demetrius fädelte die Sache sehr geschickt ein und es kam zu einem sehr zornigen Geschrei: Groß ist die Diana der Epheser! Apgsch. 19. Ob Hgstb. auch irgend einer Diana, einem faulen Pietismus und einer Formeltheologie unter Professoren, Consistorialräthen, Pastoren, einen Stoß gegeben hat, daß nun das Geschrei so groß ist, daß selbst manche Freunde Hgstb.'s auf den Gedanken kommen, es müsse doch bei solchem Lärm eine arge Ketzerei vorliegen? Auch das ist ein characteristisches Zeichen, daß über offenbar grundstürzende Irlehren in Betreff der Person Christi, des Wortes Gottes u. s. w., wie sie sich bei Professoren finden, schweigend hinweggegangen wird, daß hingegen über Hgstb.'s allerdings der Misdeutung fähige Ausdrücke so großer Lärm sich erhebt. Es wurde ein Anschreiben an Hgstb. beschlossen des Inhalts, daß die Unterzeichner die Verdienste des teuern Professors um die Kirche Christi dankbar anerkennen und sich Eins mit demselben wissen in dem hohen Haupt-Artikel der evang. Kirche von der Rechtfertigung.

Eine erbauliche und anregende Ansprache des P. Krekeler über Jacob. 4, 3 schloß die Conferenz. Demut, Wahrheit und Glaube seien die drei Bedingungen eines erhörlichen Gebetes und daß diese so vielfach in dem Gebete fehlen, sei der Grund, daß man bitte und nichts bekomme.

Die Conferenz war eine reichgesegnete und gab ihr diese Auslegung der Stelle aus Jacobus zum Schluß eine gesalzene, aber auch wolthuende Würze.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 21. August. № 67.

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

II. (Fortsetzung.)

Es könte für diesen Beweis das Bisherige hinreichen. Jedoch ist es Pflicht, auch das Allerbetrübendste, das noch erübrigt, nicht zu verschweigen. Wir kommen zu dem ernstesten Gesichtspunkte, unter welchen eine Denkschrift des Ev. O.-K.-Raths in Preußen zu stellen ist. Es ist dies das fühlbare, alle Kirchenglieder, zumal die lebendigen und treuen, mit gleichem Wolwollen und Eingehen in ihr Gewissen umfassende Herz, das in der obersten Kirchenbehörde für so verschiedenartige Eigentümlichkeiten, wie die preußische Landeskirche in sich trägt, sich finden muß. Das Gegenteil wäre zu sehen in principieller Voreingenommenheit, kalter Verschlossenheit gegen ihre Gewissens-Aeußerungen, ja wol unbedenklichem Preisgeben ihres ehrlichen Namens, als besonnener und vaterländischer Männer. Wie wir jenes Herz schon in allem Vorhergehenden vermissen mußten, so finden sich noch andere Anschuldigungen, die — dies schreiben wir nach langer Erwägung nieder — das volle Gepräge des eben angeführten Gegenteiligen an sich tragen.

Wir lesen: „Was sie (die Pläne, die den Lutherischen beigelegt werden) bewirken könten, wäre nicht Eintracht, Friede, Stärkung des evangelischen Lebens im Volke, sondern höchstens könten sie als Brandfackel wirken, deren Flammen aus unserer evangelischen Kirche einen Trümmerhaufen machen könten.“ — „Erwägt man aber ferner, wie enge die geschichtlichen Wurzeln des preußischen Staates mit der evangelischen Kirche zusammenhängen, sowie die gegenwärtige Lage des preußischen Vaterlandes, welche auffordern muß, alle seine Kräfte den drohenden Gefahren gegenüber zu einträchtigem Wirken und zum Besten für ganz Deutschland zusammenzuhalten: so wird man es schwerlich Sache eines erleuchteten Patriotismus nennen können, gerade jezt Funken der Zwietracht auszustreuen, und in dem innersten Gebiete des Volkslebens religiöse und kirchliche Spaltungen hervorzurufen.“

Dessen beschuldigt die Denkschrift die lutherischen Glieder, Diener und Lehrer der Landeskirche, welche die bekanten Anträge stellen. Sie haben die Brandfackel in der Hand. Sie streuen Funken der Zwietracht aus, führen religiöse und kirchliche Spaltungen herbei, vergessen des Patriotismus. Und dies thun sie, indem sie für das ruhig zu bauende Glaubensleben im Volke, für das einträchtige Nebeneinander- und Füreinanderleben verwandter Bekentnisse Kirchenobere ihres Bekentnisses, wie die übrigen haben, auch ihrerseits beantragen. Zweifellos sind das unpatriotische Männer und Beschädiger des Vaterlandes, die Funken der Zwietracht ausstreuen. Und dies müssen die Lutherischen sein, weil sie der Pflicht genügen, für das, worin zu einem guten Teile Preußens Kraft lag und liegt, für die ungefährdete Glaubensübung und Glaubenshabe seines Volkes, soweit dies ein lutherisches ist, eine bessere Bewahrung zu suchen, als eine Doktrin verbürgt, die sich allein Recht und Befähigung zuerkent zur Leitung der ganzen Landeskirche? Die Geschichte der Völker und Kirchen hat schon darüber geurteilt, wo Funken der Zwietracht ausgestreut werden, da, wo man bewußt und männlich innerhalb seiner Rechtsschranken sich hält, oder da, wo man weit über dieselben übergreift. Daß ausgesprochene confessionelle Mitglieder im O.-K.-Rathe befindlich sein müssen, ist bei den geschichtlich vorhandenen Bekentnissen und ihren tief gewurzelten Eigentümlichkeiten nicht blos an sich einleuchtend, es ist sogar schon kirchliches Recht.

Es war ein wolgeführter, aber schwerlich erlaubter Schlag, der das preußische Herz finden mußte, daß die lutherischen Glieder und Amtsträger der Landeskirche, die freimütig ihr Recht suchen, im Patriotismus nicht Probe halten, daß sie um diesen öffentlich in Verdacht geführt werden. Und welches ist hier die entscheidende Probe, welche die Echtheit des Patriotismus beweisen müßte, und wie sie die Denkschrift der Oeffentlichkeit vorlegt? — Es ist das unbeengte Athmen des Glaubensgewissens in dem eignen angestamten Vaterlande, das dem Vaterlande zum Opfer zu bringen sei. Gewiß ist dies von jeher die stärkste Probe gewesen, wenn man sich um des Vaterlandes willen auf die äußerste Notdurft dieses Athmens in Hofnung beschränkt, und dennoch mit Leibes- und Geisteskräften fest zu Thron und Vaterland steht. Die Lutherischen halten diese Probe täglich. Sie wünschen und gönnen einem jeden jenes Athmen um so ernstlicher und bewußter, als sie selbst die Not des Gegenteils kennen. Nun bitten sie wieder, und bei großer Veranlassung, um Parität dieses Athmens, und werden an den Patriotismus gemahnt! — Und von wem? Seitens eines anderen Bekentnisses, eines neu hinzugekommenen, des Consensus-Bekentnisses

das nie in diese Probe kam, das von seinem Lebensanfange an sich der erwünschtesten Lebensluft erfreute, und das laut der Denkschrift ihnen kalt erklärte, es scheine, daß sie eine Gewissensnot nur vorschützen, — das also thut, was es nicht darf, nicht kann, das Gewissen der Anderen zu richten. „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wol aufgerichtet werden, denn Gott kann ihn wol aufrichten."

Es ist des Rühmens nichts nütze, auch den Lutherischen nicht Betreffs ihres Patriotismus. Aber dem Ev. O.-K.-Rath kann es nicht unbekant sein, wie es mit den Lutherischen der Landeskirche darin, in der Treue gegen König und Vaterland, stehe. Derselbe hätte sollen diesen preußischen Männern die Achtung erweisen, dafür zu halten, daß sie reiflich erwogen haben werden, ob ihre Anträge um vertraute Kirchenobern vereinbar seien mit jener Treue, ob sie dadurch in ernster Zeit das „Ausstreuen von Funken der Zwietracht" verschulden werden. Derselbe hätte auch solche unbefangene Leser der Denkschrift voraussetzen sollen, die also urteilen: „Aber wenn dieser lutherische Glaube das Recht hat, in Preußen zu existiren, und seiner freien Entfaltung nicht gewehrt werden soll, warum gibt man ihm dann nicht, was die anderen Bekentnisse auch haben, und was sich dann von selbst versteht, erfahrene Obere, die ihr Vertrauen besitzen? Was dem Einen recht ist, ist wol dem Andern billig. Eine wolbegründete Forderung verweigern, galt ja immer als der Weg zur Zwietracht, nicht sie zu thun."

Es kann wiederum nicht gut sein, und ist nicht Gebühr, auf eine ganze Bekentnisgemeinschaft die Gefahr des bösen Leumundes zu bringen in dem zarten Punkte des preußischen Patriotismus. Das kann jedem ernsten Patrioten das System, das so handelt, nicht empfehlen.

Wir vermissen das oberhirtliche Herz, und ohne dies ist eine Kirchenleitung am Ende ihres geistlichen Einwirkens auf die Betreffenden. Oder wäre ein solches Herz im Stande, das Folgende — des Härtesten eines in der Denkschrift — zu äußern? „Es wäre solches Thun (das Zwietrachtstiften) um so schwerer zu verantworten, da es sich dabei nicht darum handeln kann, einer Gewissensnot zu entgehen: denn wäre das Verbleiben in der Landeskirche an sich Sünde, so war es auch Sünde, bisher in ihr zu sein, Aemter von ihr anzunehmen und noch zu bekleiden." — Das ist eine todeskalte Alternative, in welcher hier der gute Name der Lutherischen der Landeskirche erdrückt wird. Entweder seid ihr ohne Ehre, weil ihr eine Gewissensnot, die ihr nicht habt, vorschüzt aus wer weiß was für Absichten, oder ihr seid ohne Ehre, weil ihr die Sünde auf euch geladen habt, euer Gewissen seit langen Jahren zu dämpfen und nicht zu den separirten Lutheranern zu gehen, um Amt und Einkommen zu behalten. Wüßte der Ev. O.-K.-Rath nichts weiteres von Gewissenskämpfen, und von diesen Gewissenskämpfen? Wüßte derselbe nichts von der preußischen Unionsgeschichte, von einem Schwanken und einem Kampf um das werdende Recht, in welchem auch das Gewissen notwendig ein schwankendes, und daher ein engathmendes, ein belastetes ist? Ist so leicht und so kalt eine Gewissensfrage abgethan mitten in einem Dunkel kirchengeschichtlichen Kampfes? Und von der Gewissensnot der preußischen Lutheraner in der Landeskirche sollten sämtliche Mitglieder der hohen Behörde weiteres nichts wissen, als jenes schneidende Entweder — Oder?? Nichts von den Gründen, die sie unter Reizungen von verschiedensten Seiten zum unverbrüchlichen Halten an ihrer heimischen Kirche, wenn auch mit beengtem Gewissen, zwangen, zum Hoffen und Vertrauen auf die angestamte Gerechtigkeit ihrer edlen Könige, auf freimütige und einsichtsvolle Rathgeber, die für die thatsächlichen kirchlichen Zustände und Bedürfnisse des preußischen Volkes ein Auge und für das Gewissen der Lutherischen ein Herz haben würden? Wir verhalten es nicht, so darf man nicht mit dem Gewissen eines Wildfremden verfahren, geschweige mit dem von vielen Hunderten ehrenwerter preußischer Geistlichen, die einstimmig jene Anträge stellen, deren Treue und Lebenswirkung ohne Makel ist, die seit langem nicht ungleich sind einem athemlos Kämpfenden, der für ein anvertrautes, nicht zu seiner Verfügung stehendes Gut den einzigen, von je her bewährten Schuz bauen will. Ihre Gewissensprüfung sagt ihnen, ihr müßt bleiben, um bewährt zu werden in Not und Hoffen; die separirten Lutheraner und die außerpreußischen strafen sie, ihr thut Sünde, wenn ihr bleibt. Und ihre Kirchenoberen, die ihr Anhalt und Trost sein sollten, rufen ihnen nun etwa dies zu: Ihr fordert Gewissenshalber eine Vertretung Eures Bekentnisses? Wie kann es sich um Gewissensnot handeln? Ihr seid ja schon viele Jahre im Amte geblieben ohne solche Kirchenleitung, wo war da Euer Gewissen? — Und nun waren wir in der Denkschrift so eben nach Joh. 17, 22 daran erinnert, was der Liebe Christi gemäß sei. Uns überkam ein Grauen über solche Erweise der Liebe. Das ist in Wahrheit Eiseskälte, welche den betroffenen Teil weder verstehen will noch kann.

Und hätte dies Erschrecken vor einem solchen Verfahren der obersten Kirchenleitung gegen einen großen und lebendigen Teil der Landeskirche noch gesteigert werden können, so mußte dies geschehen, als wir weiter lasen, derartiges lasen, was ganz dazu angethan ist, diesen evangelischen Teil, der die Lutherischen in der Landeskirche umfaßt, kirchlich zu vernichten, ihrem evangelischen Namen vor der Oeffentlichkeit ein Ende zu machen; als wir lasen von dem „abschreckenden Charakter jener Pläne", denen es sogar „an der innern Wahrheit und der Einstimmung mit den reformatorischen, besonders lutherischen Grundsätzen fehle"; als wir die Antragsteller nicht undeutlich zu Römlingen gestempelt sahen. Denn „nicht vornehmlich reformatorische, besonders lutherische Lehren" seien es, „vielmehr neue, sogenante lutherische Lehren, die sich vielfach unter ihnen verbreitet haben, großenteils von der Reformation überwundene Irtümer, für die sie bei einer Zerspaltung der Landeskirche eine ungestörte Herschaft hoffen."

Dies steht die Denkschrift nicht an, den evangelischen Lesern Betreffs der lutherischen Anträge zur Erwägung zu geben. Denn auf die Gemeinschaft der Lutherischen muß es die dazu geneigte Menge beziehen. Es handelte sich ja um hochwichtige, sie Alle betreffende, einmütig von ihnen schon längst dargelegte Rechtsforderungen, wie sie z. B. die bekanten fünf Sätze von 1849 auf das Deutlichste angeben. Diese sollten mittelst der Denkschrift endgiltig beseitigt werden. Hiermit ist die Voraussetzung ausgeschlossen, daß dieselbe nur etwa gegen etliche einzelne Irrende, oder gar als Erguß gegen nur einen Einzelnen dienen sollte. Diese Voraussetzung wäre an sich völlig ungeziemend und dazu eine widersinnige. Denn könten Irgänge einzelner Lutherischer die öffentliche Geltung des lutherischen Bekentnisses, könten sie sein Anrecht und seine Befähigung, im Kirchenregimente mitzurathen, verwirken, so würde die hohe Behörde ja gewiß so gerecht sein, im Hinblick auf die Irgänge in Consensuskreisen mit gleichem Maße zu messen, und dafür zu halten, daß auch kein Consensus-Bekenner Plaz haben dürfe in der Kirchenleitung.

Welcher Schein fällt nun auf dies Verfahren, etwaiges romanisirendes Irren einzelner Lutherischer gegen Anträge der ganzen Bekentnisgemeinschaft zu verwenden? Sieht man auf das concrete Leben, wie da die Individuen in ihrer Lehrüberzeugung sich entwickeln, suchend, irrend, findend, aber gebunden und gewiesen an das kirchliche Bekentnis und die lebendige, wesentliche Einheit mit demselben, dessen Hochhaltung eben auch zu dieser heilsamen Führung des Individuellen kirchliche Lebensbedingung ist, und gedenkt man dann an das Individuelle in Consensuskreisen, an Beischlag'sche Resultate für die ökumenischen Bekentnisse: was bedeutet dann diese Wendung, etwaiges individuelles Irren Lutherischer der Forderung um regimentliche Sicherung des lutherischen Bekentnisses entgegenzuwerfen? Es ist der schwere Schein gegeben, nur möglichst wirksam der Erfüllung jener Anträge vorzubeugen. Wie wird es aber auf die wirken, welche für römische Schrecknisse sehr empfänglich sind, dagegen wenig darum sorgen, ob das Wort Gottes selbst, ob Christus selbst eingebüßt werde?

Wir sind entfernt davon, auf die Auseinandersetzung S. 15 — 24 der Denkschrift über römische Irlehren Betreffs des geistlichen Amtes, der Kirche, der Kirchlichkeit, der Gnadenmittel, der h. Schrift, der Tradition, der Rechtfertigung, näher einzugehen. Insofern sie solche Irtümer unter den Lutherischen als weit verbreitete, als herschende und herschen wollende kennen lehrt, richtet sie sich selbst in dem Urteil eines jeden, der die Angeschuldigten kent und kennen zu lernen geneigt ist. Wir wenigstens würden besorgen, sie zu verletzen, wollten wir es unternehmen, sie zu verteidigen gegen eine so furchtbare Beschuldigung, daß sie nur ausgehen auf ungestörte Herschaft von römischen Irtümern. Aber die Frage liegt nahe, ob der hohen Behörde aus Kirchenvisitationen, Berichten der Consistorien, Berichten von größeren Versamlungen, aus theologischer Wissenschaft dergleichen über die Stellung der Lutherischen zu Rom, über ihre Treue gegen Grundsätze und Lehren der deutschen Reformation feststehe? Oder ob es vielmehr feststehe, daß, wo je Einzelne bei ihnen auch nur den Schein des Romanisirens, in Lehre und Streben erwecken, dies durch sie selbst ernstliche Berichtigung und Widerlegung erfahre? —

Außerdem hätte es der hohen Behörde nicht entgehen sollen, daß es sich hier auch um sehr wichtige theologisch wissenschaftliche Fragen und Feststellungen handele wider moderne Irlehren und ultraprotestantisches Wesen, das wie nichts sonst Rom in Vorteil sezt, — Feststellungen, die schwerlich die Unionsdoktrin allein sich wird zueignen dürfen. Jedenfalls sind es aber Aufgaben der Wissenschaft. Und eine amtliche Denkschrift dürfte die Meinung erwecken, als ob diese wissenschaftlichen Aufgaben, wie die Lehrstücke von Kirche, Amt, Schrift, Tradition ꝛc. sie darbieten, durch ihre Doktrin längst erledigt, in ihr allein ihre Normen haben?

Aber auch die anglikanischen Traktarianer durften in dem dunklen Gemälde nicht fehlen, zur Warnung vor den Lutherischen der preußischen Landeskirche. „Der Charakter und die Bedeutung ihrer Krankheit" soll durch „die Vorgänge innerhalb der reformirten Schwesterkirche Englands" noch in ein „besonders schlagendes Licht treten"! Sie werden vor die Oeffentlichkeit geführt an der Seite jener englischen „Ritualisten" (Puseyiten). Hätten wir doch nicht auch dies in der Denkschrift finden müssen! So läßt der Ev. O.-K.-Rath in Preußen auf die kirchlichen Ziele, Ueberzeugungen, Arbeiten der Lutherischen ein „besonders schlagendes Licht" fallen? Und so komt er der deutschen Reformation und unserer evangelischen Kirche in dem Kampfe auf Tod und Leben, den sie wider den Afterprotestantismus unserer Zeit zu führen haben, zu Hilfe, daß er dem gemeinsamen Gegner die Lutherischen in Preußen als Geistesverwandte der Puseyiten anzeigt, und wirksam ihm anzeigt, weil er nicht zweifeln wird, daß die oberste Kirchenbehörde ihre Pflegebefohlenen wol kennen müsse?

Wir irren uns schwerlich, wenn wir jeden praktischen Mann, der die Kirche liebt, die Herzen kent, und selbständigen Urteils ist, aus S. 15—24 der Denkschrift den einfachen, den entgegengesezten Schluß ziehen hören: „Wol, steht es so, drohet bei den Lutherischen selbst der Abfall von der deutschen Reformation, bedürfen Einzelne unter ihnen der Zurechtweisung und Warnung von oberhirtlichem Nachdruck wider solcherlei Irwege, dann ist es ja einleuchtende Notsache, daß sie eine Leitung ihres Bekentnisses erhalten, deren bewährte Treue gegen dies Bekentnis ihnen volles Vertrauen gibt, und durch väterliches Wolwollen sich die Herzen öffnen, die Irrenden mit Sanftmut heilen kann. Eine gerechte Oberbehörde wird zuvor durch Superintendenten und Consistorien die „Romanisirenden" und die „Ritualisten", „die unter lutherischem

Namen das romanisirende Widerspiel des Lutherischen und Reformatorischen aufrichten und ausbreiten" wollen, feststellen und ermahnen lassen. Dagegen eine Denkschrift dieser Art, die zu gleicher Zeit nur einen Fundamental-Artikel als das genügende kirchliche Eintrachtsband aufstellt, wird den Straf- und Zuchtact den etwa Irrenden zur schweren Versuchung machen, wird es verschulden, wenn diese in noch schärferen Gegensaz gegen subjectivistische und spiritualistische Verflüchtigung gerathen.

Einen vierten Gesichtspunkt endlich können wir nur kurz noch berühren. Wir müßten gegen nicht weniges Geschichtliche der Denkschrift Verwahrung einlegen. Wir beschränken uns auf zwei Punkte, die wir nicht übergehen dürfen.

Der erste betrifft die Person Luthers. Wie die Unionsdoktrin bei den Einsichtigen im evangelischen Deutschland dadurch Erstaunen hervorgerufen und an Ansehen nicht gewonnen hat, daß sie gar als die einzig fähige Bewahrerin des Reformatorischen, in Sonderheit Lutherischen auftritt, und dies unter ihrer Aufsicht behalten zu müssen versichert, so zeugt es nicht von geschichtlichem Sinne, wenn man sich nicht scheut, die Person Luthers gegen die Lutherischen für die Union, nun für ein alleiniges Consensus-Regiment in Preußen aufzurufen. Die Denkschrift benuzt eine Stelle aus Luthers Brief an Leo X. aus dem Jahre 1519, des Sinnes: „man solle sich von der Kirche nicht reißen noch scheiden ꝛc." Was war doch mit diesem Worte Luthers für unsere Kirchenfrage gesagt? — Dem Nachdenkenden gewiß nichts. Denn dieser zieht den Schluß aus dem Citate: „Folglich müßt auch ihr Lutherischen, wollt ihr Luther hören, ruhig und ohne Anträge fortleben unter der alleinigen Leitung der Unionsdoktrin." Luther ist eine abgeschlossen geschichtliche Gestalt. Wie er zu den evangelischen Gegensätzen sich verhalte, das hat er bis an seinen Tod auf das Nachdrücklichste wiederholt. Was würde aus geschichtlichen Gestalten, wenn ein jeder sie nach seinen Lieblingsmeinungen umgießen wollte, nach dem beliebten Zeitwort: „Hätte der und der heutzutage gelebt", — wenn man etwa von Luther aussagte, hätte er Hegel und Schleiermacher mit durchlebt, hätte er die neuere Consensustheologie gekant, D. Dorners Geschichte der protest. Theologie gelesen, er würde seinen lutherischen Nachkommen gesagt haben: „Laßt nun von den Differenzen als Gegensätzen, ihr seid am besten geleitet durch die Consensus-Theologie." Er hat selbst dagegen protestirt, ihn nach seinem Tode zu einem anderen zu machen, und zwar deshalb, weil er seinen Glauben aus dem Worte Gottes habe, dieser der schriftgemäße sei. Sind heute neue exegetische Beweismittel des Gegenteils gefunden, die er noch nicht kante?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Bitte aus Kischinew in Bessarabien.

Die Stadt Kischinew in Bessarabien (Südrußland) zählt über 80,000 Einwohner. Von ihnen sind mehr als 35,000 jüdischer Religion. Auch eine kleine lutherische Gemeinde ist dort: zu ihr gehören 370 Selen. Dem Pfarrer der lezteren, Divisionsprediger Faltin, ist es gegeben worden, auch auf die Juden eine Anziehungskraft auszuüben, und er hat im Laufe der lezten Jahre nicht wenige getauft, unter andern einen Rabbiner aus der Umgegend von Kischinew, ferner einen Lehrer aus Galizien, der dorthin gekommen war, beides Männer, die sich später geneigt und geeignet zeigten, als Christen im Dienste des Reiches Gottes verwendet zu werden. Mit Hilfe der Berliner Judenmissionsgesellschaft und des Seminars der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden zu Berlin ist der erstere zu seinem Ziele gelangt, während der zweite noch in der Vorbereitung begriffen ist. Der frühere Rabbiner ist mehrere Jahre unterrichtet worden, hat sodann vor dem Commissarius des Königlichen Consistoriums der Provinz Brandenburg eine Prüfung bestanden, wie sie auch von Missionszöglingen abgelegt wird, und ist dann im Auftrage der Behörde vom General-Superint. Dr. Büchsel ordinirt worden, damit er dem Pastor Faltin zu Kischinew als Gehilfe zur Seite treten könne. Dort hat es sich jezt als ein dringendes Bedürfnis herausgestellt, ein Schulhaus zu bauen. In demselben sollen nicht nur die Kinder der kleinen deutschen Gemeinde, sondern auch jüdische Knaben und Mädchen unterrichtet werden: leztere empfangen mit Bewilligung ihrer Eltern auch Unterweisung in den Grundwahrheiten unseres Glaubens. Leider übersteigen die Kosten des Baues die vorhandenen Kräfte, und es ist nichts weiter übrig geblieben, wollte man von der Ausführung des Planes nicht ganz absehen, als daß Pastor Faltin auf einer Reise nach Deutschland und Nordrußland sich an barmherzige, wolthätige Herzen wendete, sie möchten ihm mit Beiträgen an dem Werke helfen. Das thut er hierdurch auch an den Lesern der Evangelischen Kirchen-Zeitung und bittet diejenigen unter ihnen, welche ihrer Brüder in der Diaspora und des jüdischen Volkes aufs beste gedenken, Liebe üben zu wollen. Sie werden ersucht, ihre Gaben nicht an die Redaktion, sondern mit Bezugnahme auf das Datum an nachfolgende Männer zu richten: Missionsinspektor Kratzenstein, Missionsinspektor Plath (Sebastiansstr. 25), Pastor Ziethe (Klosterstr. 67), Pastor Scharf (Regentenstr. 23), Pastor Dr. Klee (Wilhelmsstr. 132), Carl Kampfmeyer (Wallstr. 63).

Berlin, 30. Juli 1867.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 24. August. № 68.

Gebete über Worte der heiligen Schrift.

Von Dr. Friedr. Heinrich Ranke, Oberconsistorialrath in München. Frankfurt a. M. Verlag von Heyder und Zimmer. 1867.

Ein bemerkenswerter Aufsaz im Februarheft der Ev. K. Z. d. J. erhebt die Klage, daß es an einem passenden Buche für Hausandachten fehle. Als ein passendes, bemerkt der sachkundige Verf. desselben, würde ihm ein solches erscheinen, welches Alles, was man zum häuslichen Gottesdienst braucht, Gebet, Wort, Auslegung, wol auch Gesangbuchsverse, zusammen enthielte, und zwar in der Art, daß im Allgemeinen die Ordnung des Kirchenjahrs eingehalten wäre.

Die vom Verf. als sonst brauchbar angeführten Bücher genügen ihm bald in der einen, bald in der andern Weise nicht; und eben hierauf gründet er jene Klage.

Auffallend ist, daß er unter ihnen nicht die so sorgsam ausgearbeitete Hausagende von Dieffenbach nent. Was der Verbreitung dieses Buchs entgegensteht, ist nur der beträchtliche Preis. Im Uebrigen wird durch dasselbe allen jenen Bedürfnissen aufs Reichlichste abgeholfen.

Aber vielleicht ist es grade der allzugroße Reichtum der Hausagende, was ihm an ihr nicht behagen würde. Denn gleich vielen Andern ist der Verf. bei aller Entschiedenheit seiner Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Hausgottesdienstes nicht in der Lage, viel Zeit darauf zu verwenden.

Inzwischen ist das obengenante neue Werk erschienen, welches dem Verf. und mit ihm Allen, welche ähnliche Wünsche hegen wie er, vorzulegen und zu empfehlen, der Zweck dieser Zeilen ist.

Von Heinrich Ranke eine Beihülfe für den Hausgottesdienst zu erhalten, wird denen willkommen sein, welche entweder die bekanten Predigtwerke dieses trefflichen Mannes aus Erfahrung kennen oder aus Schuberts Selbstbiographie die darin niedergelegten Berichte über den innern Lebensgang Ranke's gelesen, oder die in der Geschichte der vielfach gesegneten bayerischen evangelischen Kirche gegenwärtig wirksamen Kräfte mit Teilnahme verfolgt haben.

Ranke's Predigten haben manche schöne Vorzüge. Ruhend auf dem gründlichsten Verständnis der Schrift sprechen sie Hörer und Leser durch die Einfachheit ihrer Anordnung und gleichmäßig durch die Herzlichkeit und den Adel ihres Ausdrucks an. Ihre größte Eigentümlichkeit aber scheinen sie darin zu haben, daß sie, wenn irgend welche, lebendige Stimmen sind zur Herstellung, Erhaltung und Bewährung eines gottwolgefälligen christlichen Hausstandes.

Wenn sich Ref. nicht täuscht, so hängt dies mit Ranke's besondern Lebensführungen, in welche er, aufgefordert von dem seligen Schubert, dem geistlichen Vater so mancher Christensele, dessen Andenken uns immer gesegnet bleibe, in jenem Buche den weitern Kreisen der christlichen Welt einen so schönen Einblick gewährt hat, eng zusammen. Wie ihm das Christentum in lebendigster Ausprägung in Baier, Schubert, Krafft entgegengetreten, welche alle die Erweisung des christlichen Geistes am eignen Herz und Herd zur Grundlage und zum Ausgangspunkt aller weitern Wirksamkeit machten, so ist er seinerseits ein treuer Hüter der heiligen Flamme, welche die Herzen vor Allem im Innersten des Hauses erwärmt, damit sie draußen desto nachhaltiger sich bewähren können.

Grade bei ihm ist das Arbeiten von innen nach außen, stets ein Arbeiten für die Kirche Christi, in ununterbrochener und erfolgreicher Weise rührig gewesen. Wie auf gelehrtem Gebiet seine Untersuchungen über den Pentateuch selbst den Gegnern der darin niedergelegten Anschauung den Eindruck einer in der Liebe zur heil. Schrift wurzelnden feinen und sinnigen Beurteilung aufnötigen, so ist seine praktische Wirksamkeit von jener Zeit an, wo er Pfarrer in dem kleinen Rüdersdorf bei Nürnberg war, bis auf den heutigen Tag die eines Mannes gewesen, der in dem seiner Wartung anvertrauten Garten des Säens, Pflanzens und Begießens mit liebevollster Hingebung, unter viel Geduld, in treuem Gebet, zum Besten Vieler gewaltet hat. Schon früh zur Prüfungscommission am Königl. Consistorium zu Ansbach herangezogen und hier als Trost Vieler bewährt, ist er, nachdem er in Thurnau als Dekan, in Erlangen als Professor, in Baireut als Consistorialrath gewirkt, die längste Zeit in Ansbach zur Förderung des kirchlichen Lebens thätig gewesen und hat vor Allem auf seinen jährlichen Visitationsreisen, zu denen ihn seine Stellung verpflichtete, kraft der Innigkeit seines Glaubenslebens und vermöge der ihm eigentümlichen Gabe, sich in die Anliegen der Gemeinden und der Träger des Amtes in wahrhaftigster Teilnahme zu versenken, durch persönliche Beratung, durch Verhandlung und Predigt des guten Samens die Fülle ausgestreut.

Mit der Vollendung des 25. Jahres seiner Stellung als

Königlicher Rath in Baireuth, Ansbach und nun im Oberconsistorium zu München trifft die Vollendung dieses Buchs der Gebete zusammen. Während es herkömlich ist, sich die, welche ein Jubiläum feiern, als Empfänger von Gaben zu denken, ist er durch die Herausgabe desselben für seine Freunde und die Kirche zum Geber geworden. Nicht darauf angelegt, aber thatsächlich, erscheint dieses Buch, am Abschluß eines so großen Zeitraums, als ein dem Herrn der Kirche dargebrachtes, zu Nuz und Frommen der Kirche dienendes Dankopfer.

Und wie Mose zu thun befohlen, ist es ein ungesäuertes süßes Speisopfer. Ueberall der Hauch kindlichen, echten Gebetes. Ueberall Versenkung des Herzens und Geistes in das gelesene Schriftwort. Ueberall ein Sorgen um die rechte Nahrung der Sele. Nirgends etwas Gesuchtes, noch Gekünsteltes. Ein Besiztum, wie die Vorrede sagt, zunächst der Kinder des Hauses, denen diese Gebete ein Vermächtnis sein sollen, „aber ich hoffe", sagt der Verf., „der Herr, zu dessen Ehre sie gemeint sind, wird auf diese kleine Gabe, die ich seiner Obhut befehle, auch für Andere, die ihn lieb haben, einen Segen legen."

Die Schriftworte selbst, welche den fruchtbaren Keim der Gebete bilden, sind jeder Seite vorgedruckt und bilden einen Kranz, der die Säulen des Kirchenjahrs sinnvoll umgibt.

Prophetische Stellen leiten auf Weihnachten, diesen Beginn der Erfüllung hin. Weihnachten wird durch die leuchtenden Berichte des Ev. Lucä gefeiert; die folgende Zeit durch die Verkündigung vom aufgegangenen Licht bei Matthäus begonnen, an welche sich treffend Worte aus der Bergpredigt Christi anschließen. Offenbarungen vom ewigen Licht, die das Ev. Johannis enthält, zunächst ausstrahlend aus der Geschichte des Kranken in Bethanien, leiten zur Passionszeit weiter und durch sie hindurch, bis dann für die lezten Tage der stillen Woche Stellen aus dem Leidensbericht des Ev. Matthäi eintreten. Die Oster- und Himmelfahrtswochen, als Zeit der Verklärung bezeichnet, werden durch die betende Meditation über Abschnitte aus dem vierten und dem dritten Evangelium begangen und mit Pfingsten begint eine Aehrenlese aus der hier aufs Schönste eingeführten Apostelgeschichte. Zunächst wird an den ersten Capiteln dieses Beweisbuchs für die Auferstehung Christi die Herlichkeit der ersten Gemeinde gezeigt und darauf die zweite große Ergießung des heil. Geistes im Leben des großen Heidenapostels mit Herzuziehung bedeutsamer Abschnitte aus seinen Briefen betrachtet. Diese leztern leiten wie von selbst auf die zukünftige Herlichkeit der Kirche über, welche den Gegenstand der Betrachtung in den Schlußwochen des Kirchenjahrs bildet und sich hier durch Stellen aus der Offenb. Johannis beschrieben findet.

So ist das vorzüglichste Bedürfnis, die betende Durchlebung des Kirchenjahrs, das ist der sich stets erneuernden Gesamtfeier der göttlichen Offenbarung, vermittelt. Eine zweite Abteilung bringt Morgen- und Abendgebete für die einzelnen Tage der Woche, eine dritte Gebete zur Feier des h. Abendmals, die vierte und lezte kündigt sich als Trostbüchlein an: sie enthält Gebete für die Zeiten der Trübsal.

Also recht reich ausgestattet ist das Buch, und ein solches, dem man nicht blos gute Wünsche auf den Weg mitgeben, sondern auch guten Erfolg, soweit das erlaubt ist, prophezeien mag.

Denn die Zeit, wo ein berühmter Denker deutscher Nation schreiben konte: „dem Gebete andere als natürliche Folgen beizulegen, sei thöricht", und: „derjenige, welcher schon große Fortschritte im Guten gemacht habe, höre auf zu beten" (Kants Werke, Ausg. von Hartenstein, IV, 505), ist vorüber. Seit lange wieder wird das Gebet, entsprechend dem Wort Luc. 18, 1: „daß man allezeit beten und nicht laß werden soll", als der Pulsschlag des christlichen Lebens nicht blos angesehen, sondern erkant und erfahren. Anleitungen dazu, so tüchtig wie die vorliegende, sind denn allen Anleitungsbedürftigen willkommen, und sicher wird, was so aus dem Leben erwachsen ist und vom Leben zeugt, sich auch als Leben erzeugend bewähren.

Der Verleger hat wolgethan, das Buch recht schmuck herzurichten: dem reinen, schönen Inhalte muß auch das Aeußere nachzukommen suchen. Aber er wird danach trachten müssen, es auch in einer für die Armen, denen ein Thaler zu viel ist, käuflichen Gestalt darbieten zu können. Das „Habermännchen" ist grade dadurch so wirksam geworden, daß man es in Rand und Band für ein paar Weißpfennige anschaffen kann.

Die Rechtfertigung als Princip der evang.-lutherischen Kirche

und

Die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union.

(Fortsetzung.)

Wirkt also der Heil. Geist den Glauben durch das Wort Gottes, so kann es nur in der Weise geschehen, daß der Geist durch das Wort den Gegenstand verklärt, welcher im Glauben angeeignet werden soll, denn es kann kein Glaube sein ohne das, was geglaubt werden soll. Dieser Gegenstand des Glaubens ist die durch das Verdienst Jesu verschaffte Sündenvergebung und in derselben die vor Gott giltige Gerechtigkeit. Eignet sich der durch den Geist Gottes kraft des Worts erweckte Glaube diese Vergebung und Gerechtigkeit an, so ist der also entstandene Glaube der rechtfertigende Glaube; und ist das Wort das Geistesmittel zur Erweckung dieses Glaubens gewesen, so ist das Wort das Mittel zur Rechtfertigung gewesen.

Neben dem Wort Gottes als dem Rechtfertigungsmittel stehen die Sakramente in gleicher Eigenschaft. Wie nach der Ausgießung des Heil. Geistes durch das gepredigte Wort die Gewissen aufgeweckt wurden und von ihnen die Frage ausging: „Was sollen wir thun", wie diese Fragenden durch die Antwort Petri auf die Taufe zur Vergebung der Sünden hin-

gewiesen wurden, so hat die luth. Kirche von solchem klaren Grund der Schriftoffenbarung aus auch alle nach der vor Gott giltigen Gerechtigkeit Fragenden auf die Sacramente hingewiesen. Es konte das Wort Gottes nur Rechtfertigungsmittel sein, weil es die durch das Verdienst Jesu beschaffte Vergebung und die in dieser Vergebung begründete Gerechtigkeit bezeugte. Dasselbe ist der Fall bei den Sacramenten, aber darin liegt der Unterschied zwischen beiden Rechtfertigungsmitteln, daß die Art und Weise, wie sie die Sündenvergebung bezeugen, eine unterschiedliche ist. In den Sacramenten ist nicht nur das Wort, sondern es sind auch die äußern Zeichen vorhanden und unter denselben ist dem Worte nach der gegenwärtig und tritt der mit uns in persönliche Gemeinschaft, der uns Sünde vergibt und darin uns vor Gott gerecht macht. So verheißen die Sacramente nicht nur Vergebung und Gerechtigkeit, sondern sie teilen uns mit, wodurch diese Gerechtigkeit in der Vergebung der Sünden verschafft ist. In dieser realen Gegenwart Christi und in der realen Mitteilung des gegenwärtigen Christus besteht das Eigentümliche der Sacramente. Und weil Christus im Sacrament grade nach Seinem Verdienst gegenwärtig ist, wodurch Er Vergebung und Gerechtigkeit vor Gott bereitet hat, um deswillen sind in der luth. Kirche die Sacramente in besonderm Sinn als instrumenta justificationis angesehen worden.

Es hat sich demnach in der luth. Kirche die Lehre von der Rechtfertigung der Art ausgebildet, daß sie auf ihrer subjectiven Seite den Glauben als das bezeichnet, wodurch man allein gerechtfertigt wird, weil man durch den Glauben sich die Vergebung der Sünden und darin die Gerechtigkeit vor Gott aneignet. Aber grade um deswillen, weil der Glaube nicht rechtfertigend wirken kann, wenn er nicht die Gerechtigkeit ergreift, ist der Glaube und bleibt derselbe auf die Mittel hingewiesen, wodurch ihm die Gerechtigkeit geboten wird. In diesen Mitteln besteht die objective Seite der Rechtfertigung. Was können das aber für Mittel sein? Es handelt sich nicht darum, daß man vor sich selber, nach seiner menschlichen Ueberzeugung, sondern daß man vor Gott gerechtfertigt sei, darum kann das Mittel, durch welches mir die vor Gott giltige Gerechtigkeit geboten und von mir geglaubt werden kann, kein menschliches sein, kein menschliches Meinen oder Dafürhalten, sondern es muß das von Gott verordnete Mittel sein und das besitzen wir im Wort und in den Sacramenten Gottes. So erhält der Glaube erst durch die Rechtfertigungsmittel des Worts und der Sacramente seine rechtfertigende Kraft und die subjective Seite der Rechtfertigung hat in ihrer objectiven Seite göttlichen Grund, auf welchem allein göttliche Gewißheit von der Rechtfertigung sich zu erheben vermag.

Von dieser Auffassung aus mußte die Rechtfertigungslehre auch ihren Einfluß auf das geistliche und kirchliche Leben ausüben. Zunächst hatte die Rechtfertigungslehre ihre Bedeutung für das geistliche Leben; denn wenn der Heil. Geist durch Wort und Sacrament den rechtfertigenden Glauben erweckt stärkt und vollendet, so wird auf dieselbe Weise das geistliche Leben erweckt, gestärkt und vollendet. So ist in jenen Rechtfertigungs- und Gnadenmitteln für das geistliche Leben der göttliche Grund vorhanden, wo das geistliche Leben unter seinen Anfechtungen Stärkung, in seinen Dunkelheiten Klarheit, in seiner Traurigkeit Trost, in seiner Niedergeschlagenheit Aufrichtung findet; es hat das geistliche Leben im Wort und Sacrament die offne Quelle, aus der es seine Kraft schöpft bis zur Vollendung, so daß es auch in seiner kräftigsten Gestaltung nie ohne jenen Grund sein, sich nie über denselben erheben kann, so wenig ein Baum sich aus seinem Boden lösen und über demselben schweben kann. So lange das geistliche Leben überhaupt im Glauben erscheint, kann es auch nur da am höchsten erscheinen, wo es am tiefsten sich in Wort und Sacrament hineingründen läßt.

Es wird aber das geistliche Leben durch die Rechtfertigungslehre der luth. Kirche zum kirchlichen Leben. Die einzelnen Glaubenden, welche im Wort und Sacrament den göttlich gelegten Grund ihrer Rechtfertigung finden, stehen auf diesem gemeinsamen Grund als eine Gemeinschaft da, und diese Geistes- und Glaubensgemeinschaft, welche auf dem einen Grund der göttlichen Offenbarung steht, die Vergebung der Sünden und darin die vor Gott giltige Gerechtigkeit im Wort und Sacrament bezeugt, ist die Kirche.

Von dieser Darstellung der Rechtfertigungslehre der luther. Kirche müssen wir nun zu der Darstellung der Rechtfertigungslehre übergehen, welche die kirchliche Union als ihr Princip verkündet. Aus dem Vergleich beider Lehrauffassungen wird man erkennen können, ob die Rechtfertigungslehre der Union mit der der luther. Kirche eins, und ob es demnach begründet ist, wenn die Union sich als Besitzerin und Hüterin der reformatorischen, luther. Rechtfertigungslehre hinstellt. Behufs dieser Darstellung beziehen wir uns auf zwei Kundgebungen, die von Seiten der kirchlichen Union in neuester Zeit ausgegangen sind. Es ist zunächst die Denkschrift des evangel. Oberkirchenraths in Berlin, und danach die Schrift des Dr. Dorner, die Geschichte der protestant. Theologie. Beide Kundgebungen sind eines Geistes. Dr. Dorner's Buch ist die Erläuterung zu den Aufstellungen der Denkschrift des O.-K.-R. Nicht nur diese auffallende Geistesgemeinschaft berechtigt uns zur Berufung auf jene Denkschrift, wie auf dieses Buch, sondern auch der Umstand, daß Dr. Dorner's Name unter der Denkschrift steht, also die Anschauungen des O.-K.-R. und die Dr. Dorner's zusammenfallen müssen. Endlich hat der sogenante evang. Kirchentag bei seiner bevorstehenden Versamlung in Kiel dem Dr. Dorner den Vortrag über die Rechtfertigungslehre übertragen, was nicht geschehen sein würde, wenn nicht die Auffassung Dr. Dorner's von der Rechtfertigung dieselbe wäre mit der der kirchlichen Union.

Sehen wir auf die Denkschrift des O.-K.-R., wie auf jenes Dorner'sche Werk, so tritt uns daraus entgegen, daß die Bedeutung des Glaubens in der Rechtfertigungslehre

auf das Nachdrücklichste hervorgehoben und mit der ganzen Energie betont wird, mit welcher eine Behauptung betont zu werden pflegt, welche man als Hauptwaffe zur Verteidigung der eigenen Stellung und zum Angriff auf den Gegner zu verwerten gedenkt. Es wird in der Denkschrift davon geredet, daß wir im Glauben die Gnade Gottes anzunehmen haben, daß durch den Glauben wir des Heils Gottes froh und gewiß und unsere Gewissen aufgerichtet werden. Ja, es wird auf den Glauben ein solcher Nachdruck gelegt, daß selbst die Verteidigung der Gottheit Jesu als nichtig angesehen zu werden scheint, wenn man irgendwie die Bedeutung des Glaubens verkleinere, so daß man fast vermuten möchte, es könte nach den Unionsanschauungen die Gottheit Christi aufgegeben, aber doch der volle Gehalt des Glaubens beibehalten werden. Und weiter wird der Glaube einer Magie der Gnade entgegengesezt, wodurch die Bedeutung des im Menschen gewirkten Glaubens als eine solche dargestellt werden soll, daß ohne denselben die Gnade Gottes nichts ausrichten könne. Wir gehen auf dieses Leztere nicht weiter ein, sondern bemerken nur, daß durch die Denkschrift überhaupt sich eine gewisse Aengstlichkeit hindurchzieht, mit welcher man Alles zu vermeiden sucht, wodurch irgendwie die Macht des im Menschen gewirkten Glaubens geringer erscheinen könte, als die Macht der von Gott ausgehenden Gnade. Es geschieht das nur zu dem Zweck, um die Bedeutung des Glaubens bei der Rechtfertigung in den Vordergrund treten zu lassen. Es wird sich späterhin noch mannigfach uns vor Augen stellen, wie dieselbe Auffassung in jener „Geschichte der protestant. Theologie" herscht. Es ist demnach unzweifelhaft, daß nach den Auffassungen der Union dem Glauben eine so hervorragende Stellung angewiesen wird, wie ihm dieselbe innerhalb der Rechtfertigung nur zuerteilt werden kann. Es fragt sich aber, ob denn der Glaube, welchen die Union hervorhebt, auch der Glaube nach reformatorischer Auffassung ist. Rechtfertigend kann der Glaube nur dann sein, wenn er die vor Gott giltige Gerechtigkeit sich aneignet, und er kann sich dieselbe nur aneignen, wenn er sie aus den Mitteln entnimt, durch welche jene Gerechtigkeit geboten wird, aus den Mitteln des Worts und der Sacramente. Gründet sich denn nun in Wahrheit der Glaube, welcher nach der Unionsauffassung rechtfertigt, auf Wort und Sakrament? Das haben wir zu beantworten.

Die Denkschrift des Oberkirchenraths redet von dem aus Wort und Sakrament erwachsenden Glauben (S. 17), aber es scheint, als ob darin nur das Erwachsen des Glaubens aus Wort und Sakrament ausgesprochen sei, aber nicht das Verbleiben des Glaubens auf jenem Grunde, das Gebundensein des Glaubens an denselben. Es wird zwar wiederum von dem unauflöslichen Zusammenhang des Glaubens und der Sakramente geredet, aber auch nur so, daß darunter weniger eine Abhängigkeit des Glaubens von den Sakramenten, als vielmehr der Sakramente vom Glauben gemeint zu sein scheint. Bemerkenswert ist auch in dieser Beziehung das in der Denkschrift S. 19 Gesagte: „Wo der Mensch seiner Rechtfertigung vor Gott aus Gnaden oder der vollkommenen und freien Sündenvergebung um Christi willen im Glauben gewiß ist, da bedarf er wohl noch der Gnadenmittel und Segnungen der Kirche, ja er wird sie nun um so kräftiger sich anzueignen wissen, aber er bedarf keines hierarchischen Mittleramts. — Er ist nun frei von der äußeren Autorität einer unfehlbaren Kirche, denn er glaubt nun nicht mehr nur um der Worte von Menschen willen, sondern er hat selbst geglaubt und erkant, daß Jesus Gottes Sohn ist und Heiland der Welt." Nach der Unionsauffassung erwächst demnach der Glaube aus Wort und Sakrament, und ist derselbe bis zur Gewißheit der Rechtfertigung herangewachsen, so bedarf er auch „wohl noch" der Gnadenmittel. Ist es aber danach nicht, als ob der herangewachsene Glaube auch eine solche Höhe erreichen könte, wo er nicht mehr der Gnadenmittel als seines Grundes bedarf, während im andern Fall der Gläubige „wohl noch" derselben bedürftig sein kann? Diese mögliche Lösung des rechtfertigenden Glaubens von dem im Wort und Sakrament gegebenen Grund der Rechtfertigung finden wir noch besonders darin angedeutet, daß von dem Glaubenden es heißt: „er glaubt nun nicht mehr nur um der Worte von Menschen willen." Was sind diese Worte von Menschen, auf welche sich der Glaube richten könte? Wir kennen in der Kirche keine andern Worte, als das Wort Gottes, welches freilich von Menschen verkündigt wird, aber nicht als menschliches, sondern als göttliches Wort. Es ist daher die Beziehung jener Stelle der Denkschrift auf Joh. 4, 41. 42 eine sehr mißliche, denn in der Kirche ist nicht die geringe Erkentnis und das schwache Zeugnis des samaritischen Weibes, sondern die durch den Geist Gottes gewirkte Erkentnis und das in der Kraft des Geistes an vielen Gewissen bewährte Zeugnis. Wird daher von einer Stellung des Glaubens geredet, in welcher derselbe von dem Worte losgemacht werden kann, das von Menschen verkündet wird, so wird darin behauptet, daß der der Rechtfertigung gewisse Glaube nicht mehr an das von Menschen verkündete Wort Gottes gewiesen ist. Das Alles sind in der Denkschrift des O.-K.-R. vorhandene Andeutungen, während die Anschauung, aus welcher jene Andeutungen hervorgehen, in der angegebenen Schrift Dr. Dorner's weiter ausgeführt ist. Hier tritt uns klar und unverhüllt entgegen, was die Union unter dem rechtfertigenden Glauben versteht und was sie mit diesem Verständnis vom Glauben anstrebt.

Die Unionsanschauung geht mit Recht auf Schleiermacher zurück, als auf den Theologen, welcher der Union noch bis heute die Wege zeigt, auf welchen sie zum Bewußtsein ihres Wesens kommen kann. Von Schleiermacher heißt es bei Dr. Dorner, Gesch. d. prot. Theol. S. 796: „Freiheit und Autorität, persönliche Aneignung und Tradition, Ideales und Geschichtliches, einigt er zu den reformatorischen Grundanschauungen sich zurückwendend, auf dem Boden der Religion oder des Glaubens im evangelischen Sinne des Worts. Diesen Glauben, das lebendige Materialprincip der evangelischen Kirche, sezt er wieder in seine

Ehren ein und verkündet sein Recht, seine Selbständigkeit und innere Sicherheit im Unterschied von dem nur historischen Glauben, wie von bloßen Ueberzeugungen durch Denken und Schließen". Auf diesen von Schleiermacher gebahnten Weg trat nun eine Reihe von Theologen, deren Geistesrichtung durch jene Anschauungen bedingt war, und die als die wissenschaftlichen Vertreter und Vorkämpfer der Union bekant geworden sind. Von diesen Theologen heißt es S. 814: „Alle bauen die Glaubenslehre, die sie von biblischer Theologie unterscheiden, nicht mehr nur aus dem Formalprincip heiliger Schrift auf, wie der biblische Supernaturalismus wollte, noch aus der natürlichen Vernunft, wie dessen Gegner, sondern aus dem mit der heiligen Schrift geeinigten Materialprincip der Reformation, aus dem Glauben". Fragt man danach, was dieser Glaube als das mit der heiligen Schrift geeinigte Materialprincip der Reformation sei, so wird man darauf hingeführt, daß nach der, in der angezogenen Stelle dargelegten Unionsanschauung der rechtfertigende Glaube mit der heiligen Schrift geeinigt ist, aber auch ebenso sehr außerhalb der heiligen Schrift, soweit sie als Princip gilt, steht. Das ist entweder ein Widerspruch, wenigstens eine große Unklarheit, denn der mit der Schrift geeinigte Glaube kann nicht zugleich außerhalb derselben erscheinen, oder es ist nach der Unionsanschauung die Stellung des rechtfertigenden Glaubens zu der Schrift so, daß der Glaube überhaupt das Schriftwort als Wort Gottes nur so weit anerkent, wie er dasselbe in sich aufgenommen, sich mit demselben geeinigt hat. Das sezt ein Unterscheiden des Schriftinhalts, welcher geglaubt oder nicht geglaubt wird, voraus, und weil diese unterscheidende Thätigkeit vom Glauben ausgeht, muß dieselbe mit einem Urteil darüber verbunden sein, wie weit er sich den Schriftinhalt aneignen kann oder nicht, und indem der Glaube solcher Art die Schrift beurteilt, nimt er derselben gegenüber eine übergeordnete Stellung ein. Wir werden diese Stellung, welche die Unionsanschauung dem Glauben zuerteilt, noch näher sehen, sobald wir uns über die Beschaffenheit des Glaubens, wie dieselbe innerhalb der Union dargestellt wird, Aufschluß geben lassen. Es wird uns dieser Aufschluß erteilt, wenn wir darauf achten wollen, wie die geistliche Lebensgestaltung Luthers von der Union aufgefaßt wird; denn Luthers geistliches Leben wird mit der reformatorischen Lebensbewegung indentificirt, die reformatorische Bewegung aber mit der der Union, darum ist auch Luthers Glaubensbildung das, worin sich die Glaubensbildung erkennen läßt, welche innerhalb der Union dargestellt wird. Nun heißt es (S. 224): „Daß für Luther das alle andern Wahrheiten beglaubigende Urgewisse nicht die Autorität der Kirche, auch nicht die Autorität des von der Kirche überlieferten Canons der heiligen Schrift ist, vielmehr der Inhalt des Wortes Gottes, der, so verschiedene Formeln er haben kann, sich durch sich selbst und seine Gotteskraft an den Herzen als Gottes Wort zu beglaubigen vermag." Also der Inhalt der heiligen Schrift, welcher das göttliche Ansehen derselben entbehren kann, ja, dessen klare oder unklare, gewisse oder ungewisse Fassung ganz gleichgiltig sei; dieser der göttlichen Autorität entbehrende, in seiner Fassung ungewisse Schriftinhalt soll der Grund für den Glauben Luthers gewesen sein. Daraus geht hervor, daß, wenn der Glaube an die Rechtfertigung in seiner Gewißheit nicht von dem Worte Gottes abhängt, derselbe eine Selbständigkeit der heil. Schrift gegenüber zeigen muß. Das wird auch ausgesprochen und der Grund dieser Selbständigkeit angegeben, wenn es heißt: „Diese Unterschiedlichkeit und relative Selbständigkeit im Verhältnis zur heil. Schrift hat der Glaube durch die ihm beiwohnende Heilsgewißheit und Gewißheit von der christlichen Wahrheit" (S. 225). Ist der Grund auf welchem der Glaube dem Schriftworte gegenüber selbständig dasteht, jene Heilsgewißheit, so kann das nur dann der Fall sein, wenn der noch am Schriftwort hangende Glaube noch nicht mit jener Heilsgewißheit erfüllt ist. Demnach ist also der Schriftglaube der Glaube auf niedriger Geistesstufe, aber der dem Schriftwort gegenüber selbständig erscheinende Glaube der auf höherer Geistesstufe stehende. So wird denn auch von der Union der Glaube aufgefaßt, wenn es heißt (S. 232): „Demgemäß ist das der königliche Weg, zum Bewußtsein der Kindschaft zu gelangen, daß der Glaube des von seiner Sünde geängsteten und vom Heilszweifel bewegten Menschen zuerst sei nehmender Glaube. — Der annehmende Glaube ist darum noch nicht der gewisse, sondern nur der vertrauende Glaube, sei es auch mit Zagen. Nun ist es des heil. Geistes Werk, den angenommenen Inhalt auch kräftig und lebendig wirksam, ja zu eigen zu machen und dem annehmenden Glauben die Gewißheit von Heil, Friede und Freude in dem Bewußtsein der persönlichen Rechtfertigung zu geben und eine neue selbstbewußte Kreatur zu pflanzen. So hat das Heil sein Ziel erreicht in dem selbständigen Gebilde des neuen Menschen, der nun nicht mehr blos vom Hörensagen, von fremder Autorität her, auch nicht blos um der Autorität der heiligen Schrift willen, noch blos durch eignen Beschluß weiß von der eignen Erlösung und von Christo als Erlöser, sondern aus eigner Erfahrung u. s. w." Also der nehmende Glaube ist die erste Glaubensstufe, aber dieser Glaube ist noch nicht der gewisse. Liegt es denn aber nicht im Begriff des Nehmens, daß man das Genommene hat, also seines Besitzes gewiß sein kann? Der nehmende Glaube ist nicht der gewisse, sondern nur der vertrauende. Liegt es denn nicht im Begriff des Vertrauens, daß man dessen gewiß ist, worauf man vertraut? Und wenn das hier die in den Verheißungen des Worts und der Sacramente dargebotene Sündenvergebung und Gerechtigkeit ist, kann dann der Glaube, welcher diesen göttlichen Zusagen vertraut, seiner Sache nicht gewiß sein?

Nein, muß die Unionsauffassung antworten, denn sonst brauchte ja der Glaube sich nicht über das Schriftwort zu erheben, um Gewißheit der Rechtfertigung zu erlangen und vom Schriftwort muß der Glaube los, er muß seinen eignen Grund in seinen eignen Erfahrungen haben, denn sonst ist er noch von einer Autorität abhängig und das darf er nicht, auch wenn es die Autorität des göttlichen Worts sein sollte. Ist der Gläubige auf dieses Wort hingewiesen, so könte er sich auch auf die Anstalt hinweisen lassen, welche das Wort Gottes trägt, in welcher der Geist Gottes eine Erkentnis und ein Bekentnis der im göttlichen Wort geoffenbarten Wahrheit gewirkt hat, und die Anstalt ist die Kirche. Darum muß die Unionsanschauung dahin streben, den Glauben von aller Autorität, auch von der göttlichen Autorität des Schriftworts zu lösen, damit auf solche Weise am sichersten die Möglichkeit vermieden ist, daß ein gläubiger Mensch um seines eigenen Lebens und Glaubens willen auf die Kirche hingeführt werde, weil sie das Wort Gottes ihm verkündigt. So geht denn die Union darauf aus, den Glauben als Gewißheit von der persönlichen Rechtfertigung, und die aus diesem Glauben hervorgehende Erfahrung als eine besondere, der heil. Schrift gegenüber selbständig erscheinende Wirkung des Geistes Gottes darzustellen und in dieser Selbständigkeit von dem Worte Gottes unabhängig zu machen.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so besteht der Glaube nach der Unionsanschauung darin, daß zwar zuerst man das annimt und dem vertraut, was das Wort der heiligen Schrift verspricht, aber dabei ist der Glaube doch noch ungewiß und unfrei. Danach wird derselbe durch eine besondere Einwirkung des Geistes zur Gewißheit, zur Ueberzeugung von der persönlichen Rechtfertigung geführt und kraft dieser Gewißheit steht er selbständig da und braucht sich nicht mehr auf etwas zu gründen, was außer ihm ist, auch nicht mehr auf die göttliche Autorität der heiligen Schrift. Das Wort der Schrift hat für den auf diesem Höhenpunkt angelangten Glauben keine selbsteigne Autorität mehr, sondern ist dieser Glaubensgewißheit nur so weit Autorität, wie der Glaube den Schriftinhalt in seine Ueberzeugung hineingenommen hat. Außer dem Inhalt dieser seiner eigenen Glaubensüberzeugung kent der zur Gewißheit seiner persönlichen Rechtfertigung geführte Mensch kein Ansehn eines Wortes Gottes, gibt es keine Macht, die über ihm stände.

Das ist der rechtfertigende Glaube nach der Unionsauffassung. Vergleicht man diese Auffassung mit der innerhalb der reformatorisch-luther. Kirche vorhandenen, so wird man unschwer erkennen können, ob die Rechtfertigung durch den Glauben, wie sie die Union darstellt, dieselbe sei mit der luther. Lehre. Nach der Unionsanschauung erhält sich der rechtfertigende Glaube nicht in dem Formalprincip von der alleinigen Geltung der heil. Schrift, sondern er löst sich von demselben und erhebt sich über die Schrift; nach der luther. Lehre bleibt der rechtfertigende Glaube an das Formalprincip der Schriftgeltung gebunden und vertieft sich in dieselbe. Nach der Unionsanschauung ist der Grund, auf welchem der Glaube sich von der Schrift löst und ihr gegenüber eine selbständige Stellung einnimt, ein in dem Gläubigen gewirktes, von dem Worte Gottes unabhängiges Geisteszeugnis, aus welchem jene Heilsgewißheit und Ueberzeugung von der persönlichen Rechtfertigung hervorgeht. Nach der luther. Lehre kann sich der Glaube nicht von der Schrift lösen und über dieselbe sich stellen, weil jedes Geisteszeugnis abgelegt wird durch das Wort des Geistes, welches das Wort der heiligen Schrift ist, so daß erst aus diesem Schrift- und Geisteszeugnis die Heilsgewißheit und Ueberzeugung von der persönlichen Rechtfertigung hervorgeht. Nach der Unionsanschauung hat auf der Höhe jener Glaubensgewißheit das Wort Gottes nur soweit eine Bedeutung, wie der Glaube dasselbe sich aneignet und zum Eigentum menschlicher Ueberzeugung gemacht hat; nach der luth. Lehre bleibt das Wort Gottes auf allen Stufen des Glaubenslebens über dem Gläubigen stehen und erfüllt ihn aus dieser göttlichen Ueberordnung mit Kraft aus der Höhe, wie die Sonne über uns bleibt, aber doch uns mit ihrem Licht und Leben erfüllt.

Es wird sich immer herausstellen, daß es keinen schärfern Gegensaz geben kann, als der ist, in welchem die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nach Auffassung der Union und der luther. Kirche sich bewegt und um dieses bestimt ausgeprägten Gegensatzes willen muß die Behauptung der Unionsvertreter, wonach sie sich als Hüter und Verteidiger der reformatorischen Rechtfertigungslehre darstellen, als nichtig zurückgewiesen werden.

Wir haben bisher gesehen, daß die Bedeutung des Wortes Gottes für den rechtfertigenden Glauben nach den Auffassungen der luther. Kirche und der Union eine so verschiedene ist, daß sich daraus ein völliger Gegensaz ergibt; wir haben nun dasselbe auch im Hinblick auf die Bedeutung zu ersehen, welche die Sakramente für die Rechtfertigung haben, um danach auch hier die Grundlosigkeit der Behauptung zu erkennen, wonach die Union Trägerin der reformatorischen Rechtfertigungslehre sein will.

Wir gehen auch hier zurück auf die Denkschrift des O.-K.-R. und auf Dr. Dorner's Buch über die Geschichte der protestant. Theologie. Es ist schon vorhin bemerkt, daß jene Denkschrift Alles zu vermeiden strebt, wodurch der Gnade Gottes eine übermächtige Stellung dem Glauben des Menschen gegenüber angewiesen werden möchte. Mit diesem Bestreben geht dann Hand in Hand der Versuch, den Glauben als die im Menschen vorhandene Kraft darzustellen, ohne welche die durch die Sakramente vermittelte Gnade Gottes nichts vermag. Sollte das nun der Sinn jener in der Denkschrift stehenden Ausdrücke sein (falscher kirchlicher Objectivismus, Magie der Gnade), daß die Kraft des Sakraments überhaupt vom Glauben abhinge, so wollen wir bemerken, daß das immerhin mit der in der Union geltenden Auffassung vom Glauben übereinstimmen mag, aber nicht mit der Auffassung der luth. Kirche. Nach der Lehre derselben gibt es eine objective Bedeutung der

Sakramente, wonach sie ihr Wesen und ihre Kraft nicht aus dem Glauben des Menschen empfangen, sondern ganz unabhängig von dem menschlichen Glauben wird das Wesen des Sakraments durch das Wort Gottes constituirt, welches in, mit und unter den sichtbaren Zeichen die unsichtbare Gnade darbietet, denn diese Vereinigung der sündenvergebenden und rechtfertigenden Gnade mit den sichtbaren Zeichen kann ein Mensch in keiner Weise durch seinen Glauben herbeiführen oder durch seinen Unglauben hindern. Mit diesem vom Glauben oder Unglauben unabhängigen Wesen tritt das Sacrament an den Menschen heran, welcher es empfängt, und äußert seine Wirkung an ihm; von der geistlichen Zurichtung des Empfängers im Glauben oder Unglauben hängt es aber ab, ob die Wirkung des Sacraments zum Heil oder Unheil geschieht. So ruht das Sakrament und also auch die Taufe nach Wesen und Kraft allein auf der göttlichen Einsetzung, wonach durch das Wort Gottes die Gnade mit dem äußern Zeichen verbunden wird, und bleibt dem menschlichen Glauben oder Unglauben gegenüber ganz selbstständig. Darauf bezieht sich die Stelle des Gr. Katechismus Th. 4: „Darnach sagen wir weiter, daß uns nicht die größte Macht daran liegt, ob, der getauft wird, glaube oder nicht glaube, denn darum wird die Taufe nicht unrecht, sondern an Gottes Wort und Gebot liegt es alles. Das ist nun wol ein wenig scharf, stehet aber gar darauf, daß ich gesagt habe, daß die Taufe nichts anders ist, denn Wasser und Gottes Wort bei und mit einander, das ist: Wenn das Wort bei dem Wasser ist, so ist die Taufe recht, obschon der Glaube nicht dazu komt; denn mein Glaube macht nicht die Taufe, sondern empfähet die Taufe. Nun wird die Taufe davon nicht unrecht, ob sie gleich nicht recht empfangen oder gebraucht wird, als die nicht an unsern Glauben, sondern an das Wort Gottes gebunden ist." Darin hat die Taufe eine sehr stark betonte objective Seite und wird dieselbe innerhalb der Union hinter den Glauben zurückgestellt, so kann man das wenigstens keine Zusammenstimmung mit der reformatorischen Lehre nennen. Wir müssen aus jenem eifrigen Bestreben, der Taufe jede selbständige Bedeutung zu nehmen und diese vielmehr dem menschlichen Glauben zuzuschreiben, befürchten, daß es der Unionsanschauung unmöglich sein wird, die objective Bedeutung der Taufe zu fassen, und sie für etwas Anderes zu halten, als für eine Aufnahme in Christi Gnadenreich im ganz allgemeinen Sinn, woraus dann auch eine Teilnahme an den Heilsverheißungen sich ergeben kann, aber das Alles gewint erst Kraft, wenn der Glaube hinzutritt. Und was für ein Glaube ist das? Wir haben vorhin gesehen, daß das Nehmen und Vertrauen desselben ihn noch schwach und ungewiß erscheinen läßt, während er aus dieser Anfangs- und Schwachheitszeit sich zu jener Gewißheit erheben soll, die ihren Grund also in sich selber trägt, daß sie auch des Wortes der h. Schrift nicht mehr bedarf, als von außen her, d. h. von Gott gegeben. Und wenn der rechtfertigende Glaube in dieser Gewißheit nicht mehr des Schriftworts im Allgemeinen bedarf, so bedarf er auch nicht mehr des besondern Verheißungsworts, welches mit dem Taufsacrament verbunden ist; und erhebt sich der seiner Rechtfertigung gewisse Glaube über das mit der Taufe verbundene Wort Gottes, so erhebt er sich über die Taufe selber. Es mag dieselbe einen schwachen Anstoß zum Glauben gegeben haben, aber die Gewißheit und feste Ueberzeugung der Rechtfertigung hat der Glaube aus seinem eignen Zeugnis, nicht aus dem Zeugnis des göttlichen Worts, auch nicht aus dem Zeugnis des mit der Taufe verbundenen Wortes Gottes. Ist das die Bedeutung der Taufe für die Rechtfertigung, wie wir sie der Unionsauffassung entnehmen müssen, so lehrt dagegen die luth. Kirche, daß die Taufe Mittel der Rechtfertigung ist und bleibt und die Gewißheit der Rechtfertigung unter allen Anfechtungen in der Taufe sich kräftigt und bis zur freudigen Zuversicht sich erhebt, denn „die Taufe sollen wir so ansehen und uns nütze machen, daß wir uns deß stärken und trösten, wenn uns unsre Sünde das Gewissen beschwert und sagen: Ich bin dennoch getauft, bin ich aber getauft, so ist mir zugesagt, ich soll selig sein und das ewige Leben haben, beide an Sele und Leib" (Gr. Katechism. Th. 4). Stehen nun die Auffassungen, welche wir auf Seiten der Union und der luth. Lehre über die Bedeutung der Taufe in Bezug auf die Rechtfertigung finden, sich einander gegenüber, so ist die Behauptung unbegründet, wonach die Union die Hüterin der reformatorischen Rechtfertigungslehre sein will, soweit dieselbe mit der Lehre von der Taufe verbunden ist.

Was von der Taufe gilt, gilt auch vom Sacrament des heil. Abendmals, aber hier doch noch im besondern Sinn, weil hier die Unionsanschauung deutlicher ausgeprägt ist. Wenn die Union zwei bis dahin in ihrer Eigentümlichkeit gesondert gebliebene Kirchengemeinschaften zu einer Kirche vereinigen will, so ist sie troz aller gegenteiligen Versicherungen auf die Entfernung ihrer Eigentümlichkeiten als des Grundes ihres gesonderten Bestehens hingewiesen. Die Eigentümlichkeit einer geistlichen Lebensgemeinschaft, wie sie die Kirche darstellt, muß da am deutlichsten hervortreten, wo das geistliche Leben seine größte Tiefe und Höhe hat, indem sich ihm die Gnade Gottes am reichlichsten naht. Das ist in den Sacramenten der Fall.

(Schluß folgt.)

Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867.

II. (Schluß.)

Gegen einen zweiten Punkt müssen wir ebenso bestimt eintreten. Es wird „unsere Kirche" in Preußen, „ihre Jahrhunderte lange Geschichte, ihr jetziger Gehalt an Glaubenskräften" in ungeschichtlicher Weise mit der Union verknüpft. Aber es ist nicht der Wirklichkeit gemäß, daß das, was die preußische Landeskirche an evang. Gottesfurcht einst hatte, was sie durch Gottes Gnadenführungen wieder gewonnen hat, unter

denen keine geringe in der Herzensfrömmigkeit der drei preußischen Könige dieses Jahrhunderts, und in den preiswürdigen liturgischen Arbeiten Friedrich Wilhelms III. zu sehen ist; was sie ferner hat an wahrer Liebesgemeinschaft zwischen den evangelischen Confessionen, was sie wirklich hat an alle den hohen Gütern, welche S. 6 und 7 der Denkschrift gepriesen werden, an „angesammeltem Schatze von geistigen Kräften, der sich in dem denkwürdigen Jahre von 1866 so glänzend offenbart habe", — daß dies durch die Union, wie die Denkschrift sie auffaßt, gewonnen sei. Es bedarf für den einigermaßen erfahrenen Leser, zumal wenn er die Zeit von 1817 an glaubensbewußt mit durchlebt hatte als ein Preuße, es bedarf für diesen keiner Widerlegung jener irre leitenden Ansicht. Genug, daß die Thatsachen diese sind, daß troz der Störungen durch die absorptive Union die kirchliche Neubelebung sichtlich fortgeschritten ist, mitten unter gleichfalls anwachsenden offnen oder verkappten Feinden. Wir würden den Leser durch die einzelnen Provinzen in Stadt und Land führen müssen, und fragen, wo evangelisches Leben wieder blühe und wo nicht, und wo es vorzugsweise kräftige Früchte trage, immer zugleich mit der anderen Frage, ob da und da Eifer für die Union, oder für geschichtliches Bekentnis die treibende Kraft war und sei.

Wir mußten, wie gesagt, dies noch erwähnen, weil laut der Denkschrift diejenige Union, die, je bewußter das Glaubensleben sich wieder entfaltete, von ihm je mehr und mehr zurückgewiesen wurde, gar das Ansehn annimt, daß preußische Erfolge, wie die des Jahres 1866, samt Siegen von Königsgrätz, ohne sie unmöglich seien, daß sie ihr zu danken seien. Es konte nicht fehlen, daß dies bei den Kundigen in Preußen und in Deutschland einen sonderbaren Eindruck hervorbrachte.

Wir blicken zurück auf unsere schmerzliche Betrachtung, und wiederholen, was wir an den Anfang stellten, daß diese Zustände unhaltbar sind. Wir gedenken des Wortes: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk." Gerechtigkeit hat Preußen erhöhet, sie allein wird es erhalten. Es kann und darf in ihm nicht dem angestamten Glauben eines treuen Volksteiles, der mit allen Lebensfasern an seinem Königshause hängt, — es kann und darf solchem Glauben in seinen berufenen Vertretern so in Preußen nicht begegnet werden, er darf nicht so in „schlagende Lichter" vor den Landesgenossen gestellt werden, wie dies nun durch seine oberste Behörde geschehen ist.

Hat Preußen, was wir fest hoffen, noch eine große kirchliche Aufgabe zu lösen, ist diese zweifellos seit 1866 eine ernstere und bedeutungsvollere geworden, so reicht seine jetzige kirchliche Führung an jene Aufgabe nicht heran, sondern es bedarf einer gerechten, einer Friede verbürgenden Führung, die nicht von einer einseitigen Doktrin, nicht von einem einzigen der giltigen Bekentnisse allein bestimt wird, sondern in welcher sich diese ausgeprägten Eigentümlichkeiten großherzig die Hand reichen, in welcher ein jedes Bekentnis sich versichert sieht des wolwollenden Verständnisses und der wahrhaften, väterlichen Pflege. Dies dringendste Bedürfnis für das evangelische, für das vergrößerte Preußen hat die Denkschrift nun allem Zweifel enthoben, und wir wollen die Hofnung noch nicht aufgeben, daß der Ev. O.-K.-Rath in ruhiger Erwägung dies Bedürfnis selbst erkennen, selbst den großherzigen Schritt thun werde, den Zutritt gereifter und bewährter lutherischer Männer zu beantragen. Das wäre wahre Versöhnung, und solch ein Bund der evangelischen Bekentnisse in der obersten Kirchenleitung Preußens wäre Segen und Erbauung vor den Augen der lebendigen Evangelischen in Preußen und Deutschland. Es würde ein Psalm des Dankes durch alle diese Herzen gehen. Jedenfalls aber wird, wenn in Preußen die männlichen Tugenden der Demut, der Gerechtigkeit und der Treue ferner geliebt und geübt werden, auch die Einsicht von Tage zu Tage zunehmen, daß sein geschehener Landzuwachs und sein deutscher Beruf diejenige Union fordere, die jedem der evangelischen Bekentnisse in selbständigen und doch verbundenen Abteilungen seinen friedvollen Bestand sichert. Danach sind auch die Worte der Denkschrift auf ihr Gegenteil zu berichtigen: „Dieser Organismus der preußischen Landeskirche steht dermalen vornehmlich als Träger der Hofnungen für die weitere Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands." Diese Worte werden manchem erfahrenen, neu- und außerpreußischen Manne, wir fürchten, ein bitteres Lächeln abgenötigt haben. Träger der Hofnungen für die Zukunft der Evangelischen in Deutschland ist ein preußischer Kirchenorganismus mit alleinigem Raum für die Unionsdoktrin und das Consensusbekentnis in der obersten Kirchenleitung des mächtigen Preußens? — Und dies mit in Aussicht gestellter Landessynode, mit Ansichten und weiteren Aussichten, die hieran unverholen geknüpft werden? — So werden sie gefragt haben. Träger jener Hofnungen für das evangelische Deutschland wird allein der kund werdende Wille Preußens sein, daß jedem eigentümlichen Bekentnisse das Seine treulich gewahrt bleiben solle — Suum cuique — da, wo es allein gewahrt ist, in der obersten Kirchenbehörde. Wir als alte Preußen fürchten nicht, daß diese einfache Wahrheit der Weisheit der Kirchen- und Staatsmänner von bewährter preußischer Art durch die Denkschrift verdeckt werden könne.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 28. August. № 69.

Der Chorgesang im evangelischen Gottesdienst.

IV.

Nun erhebt sich aber die praktische Frage, ob und mit welchen Mitteln ein kirchlicher Singchor hergestellt werden könne. Auf manche der früheren Mittel, über welche die Kirche geboten, werden wir jezt leider großenteils Verzicht leisten müssen. Wenn ehedem die Gymnasien ihre Singstimmen der Kirche zu Dienst stellten, so ist dies in unsern Tagen vorläufig nicht zu erlangen. Es kann sich höchstens darum handeln — wo nicht förmliche Alumnate noch bestehen, oder neu gegründet werden — auf freiem Wege einzelne Stimmen daraus für diesen Dienst der Kirche zu gewinnen. Und darum wird man bemüht sein müssen.

Hingegen stehen uns jezt andere Kräfte zu Gebote. Denn seit der Reformation hat sich die Volksschule auf eine höhere Stufe der Ausbildung erhoben, und sie ist mit der Kirche noch immer durch ein engeres Band verknüpft. In jeder Schule aber lassen sich gewiß durchschnittlich ein Dutzend Kinder herausfinden, welche den nötigen Wolklang der Stimme und die erforderliche geistige Fähigkeit besitzen, um für den Gesang von Sopran und Alt im Chore herangebildet zu werden. Diese Kinder sind dann in besondern Unterricht zu nehmen. Außerdem nämlich, daß die ganze Schule im Gesang, auch in dem nach Noten, fleißig geübt wird — dies bildet die wesentliche allgemeine Grundlage für einen guten Gesangschor der Kirche — so müssen die eigentlichen Chorstimmen noch besonders in regelmäßigen Stunden das Jahr hindurch unterrichtet werden, damit für die Einübung der Festgesänge ꝛc. die erforderliche kunstmäßige Fertigkeit der Stimmen vorhanden sei. Aber bei dem rechten Fleiß und Eifer ist auch in jeder Gemeinde so viel zu erreichen, daß dem kirchlichen Bedürfnis genügt werde. Denn neben einer Menge kunstvollerer Compositionen besitzen wir auch einen Reichtum von einfachen kirchlichen Tonsätzen für alle kirchlichen Handlungen und auf alle Fest- und Feiertage, welche zwar Sicherheit und Reinheit, aber keine besondere Kunstfertigkeit für den Vortrag erheischen.

Ebenso kann es mit der Gewinnung der nötigen Gesangskräfte für die untern Stimmen keine besondern Schwierigkeiten haben. Sieht man doch überall, selbst auf dem Lande, Männergesang-Vereine sich bilden. Daraus erhellt wenigstens so viel, daß es an brauchbaren Stimmen überhaupt nicht fehlt. Sollten sie sich nicht auch für den Kirchengesang finden lassen? Und, wenngleich jene Männergesang-Vereine nicht als solche für die Kirche verwendet werden können, teils weil es bloße freie Vereine sind, teils weil in denselben häufig ein der Kirche fremder, wo nicht feindlicher Sinn waltet, sollten nicht davon doch immer einzelne kirchlich gesinte Mitglieder zu vermögen sein, ihre Kräfte dem Gemeindegottesdienste zu widmen?

Außerdem komt noch die Frage in Betracht, ob nicht überdies die weiblichen Stimmen von Erwachsenen mit herbeizuziehen seien. Ich möchte dies so wenig verneinen, daß ich vielmehr dafür halte, erst so werde das musikalische Charisma der Gemeinde vollständig für die kirchliche Feier benüzt, und erst so entspreche der Chor in seiner Zusammensetzung völlig seiner Idee, Repräsentant der allgemeinen Kirche in der Einzelgemeinde zu sein. Freilich ist hier mit allem Ernst darauf zu halten, daß, wo die beiden Geschlechter zur Uebung und Ausführung zusammentreten, in jeder Hinsicht der Anstand bewahrt werde. Hierin komt es vor Allem auf die würdige Haltung und die Auctorität des Cantors an. Der Geistliche aber kann durch zeitweiligen oder regelmäßigen Besuch der Uebungen vollends dem Ganzen Gewicht und Ansehen verleihen.

Das weitere Erfordernis zum Singchor ist nächst den nötigen Stimmen die leitende Kraft des Cantors. Sollte nicht auch diese im Allgemeinen an jeder Kirche vorausgesezt werden dürfen? Es muß sich ein Cantor eben auf solche Stücke beschränken, denen er wirklich gewachsen ist. Dann kann mit Fleiß und Ausdauer viel ausgerichtet werden. Es werden dies doch nur Ausnahmen sein, wo sich ein Cantor zu diesem Amte geradezu untüchtig erweisen sollte. Ist aber die technische und moralische Fähigkeit nur in einigem Maße vorhanden, so kann dann der Pastor durch seinen persönlichen Einfluß manches Fehlende ergänzen, und dem Institut durch seinen heiligen Ernst jenen Charakter der Weihe aufprägen, den allerdings ein kirchliches Institut tragen soll. Die Zweifel aber, die man erheben könte, ob unsere Cantoren auch die Zeit hiezu finden werden, werden so bald schwinden, als dieselben die Pflege des gottesdienstlichen Chorgesangs nicht als etwas Unnötiges und Ueberflüssiges ansehen, sondern darin eine Blüte ihrer amtlichen Wirksamkeit für Kirche und Gemeinde erkennen.

Und dies führt uns weiter auf das Wirken des Geist-

lichen für diese gottesdienstliche Angelegenheit. Wer wollte bestreiten, daß auch die Pflege dieser Seite des Cultus unter die Aufgaben des Geistlichen falle? Erschwerend ist's freilich, daß nicht alle Pastoren die nötige musikalische Vorbildung in ihr Amt mitbringen, um mit voller Auctorität das Cantorat zu überwachen und ihre Grundsätze für die Verwendung der Tonkunst im Gottesdienste mit dem nötigen Nachdruck geltend zu machen. Doch vermag ein Geistlicher auf Grund seiner allgemeinen Einsicht in das gottesdienstliche Wesen immerhin auch hier sehr viel zum Gedeihen der Sache zu wirken, wenn er anders selbst von lebendigem Interesse dafür erfüllt ist. Vollends aber steht ihm ein großer Einfluß zu Gebote, wenn er überdies ein gewisses Maß von musikalischer Bildung besizt. Leider nur wird dieselbe nicht jederzeit auch für den Dienst der Kirche in umfassenderer Weise benüzt. Nicht selten findet sich bei Geistlichen große Fertigkeit auf dem Clavier oder der Violine, und sie interessiren sich auf das Lebhafteste für die Pflege der Musik in ihrem Hause und in der Gesellschaft. Aber daß dieses ihr Verständnis und Interesse auch der Kirche und ihren Gottesdiensten zu Gute kommen, daß die edle Musica nicht blos im persönlichen und öffentlichen Leben, sondern auch in den Gottesdiensten der Gemeinde eine Stätte haben solle, und daß ihre eigne musikalische Bildung erst dadurch ihre volle Weihe erhalte, daß sie vermöge derselben die heilige Tonkunst in der kirchlichen Feier zu heben bemüht sind: dies ist leider einem Teile derselben verborgen. Welche neue Seite des Wirkens eröffnet sich doch hier für den kirchlichen Eifer der Geistlichen!

Wenn nun die Gesangskräfte in einer Gemeinde vorhanden sind, woran es selten wirklich fehlen wird, und der Geistliche an seinem Cantor einen der Aufgabe gewachsenen und dazu willigen Mann hat, so wird es darauf ankommen, die Gemeinde von der gottesdienstlichen Bedeutsamkeit des Chorgesangs zu überzeugen. Hierauf dieselbe aufmerksam zu machen, wird ihm Gelegenheit im Amte und Umgang nicht fehlen. Wichtig aber ist es — zumal wo die Gemeinde nicht alsbald zur Herstellung eines Singchors geneigt sein sollte — daß sie zugleich auf praktischem Wege den Wert desselben kennen lerne. Zu dem Zweck mag man vorläufig mit Kräften eines freien Vereins beginnen. Ist dann nur einmal das Interesse geweckt, so wird die Aufbringung der erforderlichen Mittel zur Herstellung eines ständigen Chors keine Schwirigkeiten mehr haben. Zwölf gute Sopran- und Altstimmen und acht Tenor- und Baßstimmen füllen nicht blos jede Dorfkirche, sondern auch unsre gewöhnlichen Stadtkirchen zur Genüge aus. Zur Not thut es auch eine geringere Anzahl, vorausgesezt, daß es kräftige, sichere Stimmen sind. Kann man aber über noch mehr Kräfte gebieten, so ist es gut, auch sie herbeizuziehen, indem der vollere Chor auch feierlicher klingt. Und im Hinblick auf Doppel- und Wechselgesänge ist es selbst zu wünschen. Wo die Umstände es aber nicht anders erlauben, mag man sich für den ständigen Chor auf eine kleinere Anzahl von Stimmen beschränken und durch diese die gewöhnlichen Gesänge ausführen lassen, zur Ergänzung für bedeutendere Leistungen aber die Stimmen eines freien Vereins damit verbinden; denn wenn nur der Stock des Chors ständig und gesichert ist, kann man sich eher nebenbei auf Herbeiziehung von freien Kräften einlassen. *)

Was sodann die gottesdienstlichen Feiern anlangt, für welche die Mitwirkung des Singchors in Anspruch zu nehmen wäre, so mag sich dieselbe zunächst — auch wol überhaupt — auf die Fest- und Feiertage beschränken. Und zwar dürfte, da unsere Gemeinden an jeder Veränderung im Hauptgottesdienste zuerst Anstoß zu nehmen pflegen, es sich empfehlen, mit der Einführung des Chorgesangs in freien Gottesdiensten, in sog. liturgischen Andachten, den Anfang zu machen. Hat dann die Gemeinde auf diesem Wege den erbaulichen Wert des Chorgesangs kennen gelernt und ihn liebgewonnen, so kann zur successiven Aufnahme desselben in den Hauptgottesdienst geschritten werden. Daß dies an den Fest- und Feiertagen zur Ausführung komme, darnach ist vor Allem zu streben. Minder wichtig ist es, auch in den gewöhnlichen Sontagsgottesdiensten vom Singchore Gebrauch zu machen. Kann ihm aber mit der Zeit auch in diesen Raum geschaffen werden, desto besser. Außerdem sollte der Chor auch bei den besondern kirchlichen Handlungen: Taufe, Trauung, Begräbnis ꝛc., verwendet werden. Zumal komt er bei dem lezteren einem tiefen Bedürfnis der Gemüter entgegen, und ist auch dabei von je, vornehmlich in den ersten Jahrhunderten der Reformation im Gebrauch gestanden. — Die Wahl der Gesangstücke muß geordnet sein, und es ist Sorge dafür zu tragen, daß die Gemeinde den Text in Händen habe — sei es, das man ihn auf Blätter drucken oder durch die Schulkinder für das Bedürfnis der Gemeinde abschreiben läßt. Mit der Zeit könte ein festes Liturgie-Büchlein daraus werden. Der Geistliche hat die Ausarbeitung desselben zu übernehmen oder zu überwachen.

Das erforderliche Material zur Auswahl ist, wie oben bemerkt, vorhanden. Und wenn auch diese Auswahl selbst wieder ein gewisses Verständnis der Liturgie erfordert, so ist dies doch kein größeres, als jeder Geistliche sich erwerben kann. Freie Conferenzen könten die Sache zur Besprechung und Feststellung in kleineren Kreisen bringen, bis wir mit der Zeit dahin gelangt sein werden, öffentliche Anweisungen dazu zu erhalten in einem für die ganze Landeskirche geltenden Cantional, worin ich ein nicht geringes Desiderium für unsere Kirche erkennen muß.

Wir haben bisher nur die einzelnen Gemeinden für sich im Auge gehabt. Soll aber freilich gründlich geholfen werden, so muß man den Blick zugleich auf die ganzen Landeskirchen richten. Und da ist namentlich ein Zweifaches von Wichtigkeit: die Vorbildung der Theologen und der Cantoren.

Was jene anlangt, so komt wiederum teils die allgemeine liturgische Bildung in Betracht, weil der Chor-

*) Daß es nicht der Mittel und Kräfte von großen Städten bedürfe, um selbst Ausgezeichnetes im Kirchengesang zu leisten, beweist der bekant gewordene Kirchenchor zu Salzungen.

gesang ein wesentliches Glied im Ganzen der Liturgie bildet, teils die specielle musikalische Bildung. Daß das liturgische Studium auf der Universität erst von neuerer Zeit datirt, ist bekant. Hat man es doch vor ein paar Jahrzehenden kaum für nötig gehalten, nur ein Collegium über Liturgik zu hören. Jezt begint man, auch die Notwendigkeit von speciellen liturgischen Seminarien neben den homiletischen und katechetischen einzusehen. Und zwar kann es nicht genügen, daß in denselben die in der Landeskirche üblichen liturgischen Stücke mit den Studirenden eingeübt werden. Sondern, abgesehen von wissenschaftlichen Arbeiten über die geschichtliche Entwickelung und die Hauptseiten der Liturgie, die sie zu fertigen haben, sind sie auch auf praktischem Wege mit dem Schaz liturgischer Gesänge, den unsere Kirche besizt, bekant zu machen, und ist ihnen Gelegenheit zu geben, liturgische Gottesdienste zu hören und selbst auszuführen. Und in diesen muß auch dem Chorgesang die ihm gebührende Stelle eingeräumt werden. Auf diesem Wege sollen die Studirenden lernen, wie und nach welchen Grundsätzen der Chorgesang im Gottesdienste zu verwenden sei. Außer dieser allgemeinen liturgischen Vorbildung ist aber auch für eigentliche musikalische Bildung der Theologie-Studirenden Sorge zu tragen. Denn nur wenn der Pastor selbst auch musikalisch gebildet ist, wird er mit größerer Einsicht und mit gewichtigerer Auctorität seinen Einfluß auf den kirchlichen Chorgesang geltend machen können. Leider aber lehrt die Erfahrung, daß von den Theologie-Studirenden nur die allerwenigsten von Noten zu singen verstehen. Wie ist es bei so mangelhaften Vorkentnissen möglich, daß sie von den Uebungen des liturgischen Seminars den wünschenswerten Gewinn ziehen? Auf der Universität selbst läßt sich wenig mehr nachholen. Das Beste muß hierin auf den Gymnasien geschehen. Und es sollte deshalb ebenso, wie für künftige Theologen beim Abgang vom Gymnasium ein Examen in der hebräischen Sprache angeordnet ist, ein Gleiches auch bezüglich des Gesangs stattfinden. Dies ist schon in Rücksicht auf die liturgischen Studien überhaupt zu fordern; es wird aber speziell auch der Pflege des Chorgesangs zu Gute kommen. Welches Gewicht hat doch Luther wie auf die musikalische Bildung der Jugend überhaupt, so speziell auch auf eine tüchtige Vorbildung der künftigen Theologen im Gesang gelegt! Und ehedem hatten die Lateinschulen überall die Aufgabe, dieselbe in dem umfassendsten Maße zu gewähren. Würden die Gymnasien in der angegebenen Weise der Kirche nicht noch immer einen wesentlichen Dienst leisten können, ohne daß dadurch ihre übrige Lehrthätigkeit beeinträchtigt würde?

Noch wichtiger fast als diese Vorbildung der Theologen ist die der Cantoren. Bei dem bisherigen einjährigen Cursus auf den Seminarien konte für die Ausbildung der Seminaristen, selbst im gewöhnlichen Gemeindegesang, nur das Notdürftigste geschehen. Hoffentlich wird bei dem jezt erweiterten Lehr-Cursus diesem so bedeutsamen Zweige des Unterrichts mehr Pflege zu Teil werden. Die Seminaristen sollten nicht blos mit dem Haupt-Entwicklungsgang der Liturgie und des kirchlichen Chor- und

Gemeindegesangs bekant gemacht werden, sondern es müßte ihnen zugleich auch Gelegenheit gegeben werden, die verschiedenen Weisen des liturgischen und Chorgesangs durch wirkliche Uebung kennen zu lernen. Die Hauptgesänge wären dabei von mehrstimmigen und zwar, wo möglich, gemischtstimmigen Chören auszuführen. Besonders förderlich aber würden eigene Seminar-Gottesdienste sein, worin die Seminaristen lernen, teils wie die Liturgie überhaupt das Jahr hindurch musikalisch zu halten, teils wie speziell der Chorgesang in den Haupt- und Nebengottesdiensten organisch in sie einzufügen sei.

Doch wird das Seminar immerhin nur jene allgemein kirchlich-musikalische Vorbildung zu erteilen vermögen, wie sie von jedem Cantor, auch auf dem Dorfe, zu fordern ist. Für städtische Kirchen aber, welche sich nicht blos auf die allereinfachsten Chorgesänge werden beschränken wollen, ist es wünschenswert, daß der Cantor eine umfassendere musikalische Bildung mitbringe, um größeren musikalischen Leistungen gewachsen zu sein. Die wenigen Conservatorien, welche in Deutschland bestehen, haben es nur mit der allgemeinen musikalischen Ausbildung zu thun, und die kirchliche Seite derselben pflegt dabei sehr zu kurz zu kommen, abgesehen davon, daß es in denselben teilweise selbst am kirchlichen Geiste fehlen mag. Da ist es denn die Aufgabe jeder Landeskirche, neben den allgemeinen Schullehrer-Seminarien noch besondere Musikschulen, Schulen für kirchliche Musik — vielleicht in der Form von weiteren Jahreskursen am Seminar — einzurichten, in welchen die Stadt-Cantoren, und die sich der kirchlichen Musik überhaupt zu widmen beabsichtigen, die nötige Ausbildung hiefür erlangen.

Nur so wird eine gedeihliche Pflege des Chorgesangs in unserer Kirche erreicht werden können, und werden unsere Gottesdienste auch nach dieser Seite jene Vervollkommnung erfahren, welche wir ihnen im Interesse einer reicheren und tieferen Erbauung der Gemeinde zu geben bestrebt sein müssen.

Nachrichten.

Thüringer Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf.

Um die Johanniszeit des vor. J. war das Thüringerland erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei. Das Aussetzen der Pastoral-Conferenz war geboten. Dieses Jahr hat uns der Herr am 19. und 20. Juni in gutem Frieden bei einander sein lassen.

Die Conferenz wird nicht blos von Geistlichen des Thüringischen Preußens besucht, sondern sezt sich wol zur Hälfte auch aus Pastoren der sächsischen Herzogtümer, des Kurfürstentums Hessen und der Schwarzburg'schen Fürstentümer zusammen. Sie steht von ihrer Stiftung an auf dem Grunde der ungeänderten Augsburgischen Confession und hat mehr und mehr ein entschieden lutherisches Gepräge erhalten, indem unionistisch gesinte Amtsbrüder bei der confessionellen Bestimtheit sowol der zu verhandelnden Fragen, als auch der Aussprache über dieselben sich nach und nach zurückzogen. Wir beklagen das; denn wir sind nicht so engherzig, daß wir nicht auch mit Reformirten

und mit der von Menschen gemachten Union Zugeneigten in herzlicher Liebe und Brüderlichkeit verkehren und unsere Ueberzeugungen austauschen könten, wenn anders der lebendige Glaube an den Herrn Jesum und Sein alleiniges Verdienst die Brust erfüllt und den Mund zum Bekenntnisse der Wahrheit öffnet. Wir freuen uns, wo wir aliquid Christi beim jungen Amtsbruder oder Candidaten finden, und wie wir selber von sehr unklarer und subjectivistischer Stellung in den, Dank der Union, über uns gekommenen Zeiten des Sichbesinnens auf die Schätze der Kirche deutscher Reformation allmälig durch des Herrn Gnade zu klarerer Erkentnis, festerem Glauben und Bekentnistreue gelangt sind, — Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben, Herr, ich traue, hilf meiner Untreue! — so wissen wir den im Anfange der seligen Entwickelung stehenden Bruder wol zu tragen, weil wir von Gottes Barmherzigkeit selber getragen zu werden bedürfen, und sehen es als eine Aufgabe solcher Pastoral-Conferenzen neben andern an, daß sowol die alten Mitglieder einander, als auch dem jüngeren Nachwuchse zu gewissem Tritte im Glauben und in wahrhaft geistlicher Amtsführung helfen.

Das gewöhnliche Anfangslied: Komm, heiliger Geist, Herr Gott, wurde angestimt, dann hielt der Vorsitzende P. Eyle aus Schwenstedt nach Gebet um Gottes Beistand und Segen eine Ansprache über Ps. 37, 5—7: Befiehl dem Herrn deine Wege ꝛc.

Es verhüllen unsere Kirche zu dieser Zeit dicke Wolken. Sie ist nicht ihrem Bekentnisse gemäß auch äußerlich gestaltet, sie wird nicht gepflegt, wie es geschehen sollte; was ihr gutes Recht ist, hat sie als Concession; auf den Universitäten ihrer Stiftung werden ihr nicht angehörende Lehrer angestellt; gar viele ihrer Kinder sind von ihr abgefallen. Das ist unser Schmerz. Aber eine Kirche unter dem Kreuze ist auch eine Kirche, ja das Kreuz, welches auf ihr liegt, ist uns ein Zeichen, daß der Herr sie lieb hat.

Was haben wir da zu thun? Sollen wir Pastoren allerlei Pläne machen und Verfassungstheorien aufstellen? Sollen wir Aufhebung der Union und des unirten Kirchenregiments oder Loslösung desselben aus der Hand des Königs, wol gar gänzliche Trennung der Kirche vom Staate fordern, wie die Losung so vieler lautet? Sollen wir ein Herausziehen aller lutherisch-gläubigen Elemente aus der Landeskirche auf ein Häuflein befürworten? Ich bin sehr mißtrauisch gegen menschliches Machen in Sachen der Kirche. Menschliche Weisheit ist dazu viel zu kurzsichtig (Fabri). Wir können mit dem Hauche unsers Mundes und unserer Hand die Wolken nicht zerstreuen, welche vor der Sonne liegen. Darum sollen wir es auch nicht unternehmen.

Sollen wir gar nichts thun? gar viel, der Text sagt's: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wol machen. Das ist das Erste und Notwendigste in unserm Thun. Auf das Gebet sind wir gewiesen. Das Gebet des Gerechten vermag viel, und dieselben Hände, welche viel zu kurz sind, etwas im Gange unseres Lebens und der Kirche Gottes zu ändern oder herbeizuführen, reichen über die Wolken hinaus, wenn sie sich zum Gebete falten und ziehen Gottes Kraft zur Hilfe herbei. Er wird deine Gerechtigkeit, deine gerechte Sache, hervorbringen, wie das Licht. Das gute Recht unserer Kirche wird zur Geltung kommen, wenn der Herr Zeit und Stunde in Seinem Rathe ersehen hat. Das gute Recht unserer Kirche aber ist, daß sie sich nach Gottes Wort und ihrem Bekentnisse gestalte, daß sie dem Bekenntnisse gemäß regiert werde, daß ihr die reine und lautere Predigt des Evangeliums und die schriftmäßige Verwaltung der Sacramente belassen und gestattet werde, daß sie ihren Katechismus behalte und ihre köstlichen Lieder unverfälscht wiederbekomme, daß sie nicht dem Gemeinde-Principe überantwortet werde, sondern als die rechte Volkskirche in Verbindung mit dem Staate bleibe unter dem Schirme und der Pflege frommer Fürsten, wie Stahl: Lutherische Kirche und Union, S. 253 u. 254, es verlangt. Dies Recht unserer Kirche haben wir zu bezeugen in Demut und Entschiedenheit, es auch in aller Ehrerbietung zu erbitten an der rechten Stelle auf Erden. Das ist das Zweite in unserm Thun. Solch Zeugen und Bitten ist in Preußen schon von großem Erfolge gewesen und wird von Erfolg sein bei Königen, welche die Devise suum cuique im schwarzen Adlerorden führen und jedem ihrer Unterthanen das geringste Recht gewähren, geschweige wo es sich um das höchste und heiligste handelt. Wenn sich die lutherische Kirche innerhalb unserer Landeskirche und in den neuen Provinzen ihrem Bekentnisse gemäß gestalten darf, dann sind unsere Wünsche befriedigt. Das Wie und die Lösung aller Schwierigkeiten müssen wir dem Herrn überlassen und Männern, welche es besser verstehen, als wir. Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn! das ist das Dritte. Dieser stille und in Gottes Hand gelassene Geist ist mit nichten ein feiger, träger und unthätiger. Der rechte Mut komt aus der Demut, und wenn ich schwach bin, bin ich stark. In der Kraft Christi, die bei den Stillen und Schwachen wohnt, wollen wir fleißig und treulich unseres Amtes warten, in Gottes Wort forschen, es rein und lauter predigen, die h. Sacramente verwalten mit heiligem Sinne und priesterlicher Haltung unter den Schauern der mysteria tremenda, die Gemeinde auf betendem Herzen tragen, in treuer Selsorge den verirten Schafen nachgehen, Zucht üben in herzlichem Erbarmen und brünstiger Liebe zu den Seln, in großer Sanftmut, Freundlichkeit und Milde, wollen uns in unsträflichem Wandel erzeigen als Vorbilder der Herde und in unsern Pfarrhäusern das Bild eines gottseligen Christenhauses den Gemeinden vor Augen stellen. M. herzlieben Brüder! Niemandem ist die Welt in allen ihren Schattirungen so feind, als solchen Evangelischen; denn Vereinigung des Zeitgeistes mit dem ewigen Worte Gottes, also Entkleidung des Christentums von dem, worin seine Kraft besteht, ist die Zeitsünde, und wir wollen einmal nichts wissen von solchem Mischmasch; aber wenn wir so, wie eben beschrieben, unser Amt ausrichten, dann gewinnen wir wol nicht die Liebe und Freundschaft, so doch die Achtung auch der Weltkinder und Feinde, und das ist eine große, überaus wichtige Thätigkeit für das Reich Gottes und zum Siege unserer Kirche, wenn wir ihre Herlichkeit ein jeder im kleinen Kreise seiner Gemeinde zur Darstellung bringen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 31. August. № 70.

Die Rechtfertigung als Princip der evang.-lutherischen Kirche und Die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union.

(Schluß.)

So mußte die Union auf die Entfernung der Eigentümlichkeit sich hingewiesen sehen, welche die beiden evangelischen Kirchengemeinschaften in ihrer Lehre von den Sacramenten charakterisirt, und zwar gerade im Sacrament des heil. Abendmals, weil hier die confessionelle Eigentümlichkeit ihren Ausdruck gefunden hatte. So trat es wenigstens in der luther. Spendeformel hervor, und darum mußte diese Spendeformel fallen, weil man in derselben mit Recht die Eigentümlichkeit der luther. Kirchenlehre ausgesprochen fand. Sie fiel vor der bekanten Unionsformel. Was wollte man mit dieser Aufhebung des lutherischen Bekentnisses, soweit es in jener Formel öffentlich hervortrat, anders erreichen, als daß dieses Bekentnis selber nach und nach aus dem kirchlichen Bewußtsein verschwinden möchte. Und wenn dieses Ziel der Union erreicht wäre, wenn innerhalb der Abendmalsgemeinde die lutherische Auffassung verschwunden wäre, so wäre der gläubigen Gemeinde es unsicher gemacht, ob im Abendmal der wahre Leib und das wahre Blut Jesu gegenwärtig sei, denn die Unionsformel stellt es in Frage, wie man die Einsetzungsworte des Sacraments verstehen will, und indem jene Formel mit der Absicht eingeführt ist, das lutherische Verständnis und Bekentnis nach seiner Wahrheit in Frage zu stellen, wird auch die wesentliche, wahre und wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu in Frage gestellt. Wird dem Glauben aber die Gewißheit von der Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im Abendmal entzogen, so wird ihm auch die Gewißheit entzogen, ob das heil. Abendmal das Mittel ist zur Erlangung der Vergebung der Sünden und der vor Gott giltigen Gerechtigkeit, denn dieses Gut ist mit der Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu verbunden, weil es heißt: „meinen Leib für euch gegeben, mein Blut für euch vergossen zur Vergebung der Sünden." Wird es aber unsicher gemacht, ob im heil. Abendmal Vergebung und Gerechtigkeit vorhanden ist, so kann es auch kein sicheres Mittel zum Ueberkommen dieser Gerechtigkeit, kein Rechtfertigungsmittel sein. Dahin führt die Unionsanschauung vom Abendmal, wenn sie folgerichtig wirkt, und auf solche folgerichtige Wirkung wird sie doch angelegt sein. Die Union bedarf aber auch nach ihrer Auffassung vom rechtfertigenden Glauben gar nicht des Abendmals als eines Rechtfertigungsmittels, denn wenn auch jener Glaube in dem mit dem Abendmal verbundenen Wort Gottes einen Anstoß empfangen hat, so erhebt er sich doch über das Wort Gottes im Allgemeinen und darum auch über das besondere Wort, welches als die Sacramentsverheißung gegeben ist, und indem der Glaube die Ueberzeugung der Rechtfertigung in sich selber, in seinem eigenen Zeugnis findet, hat er das Zeugnis welches aus dem Sacrament des Abendmals ergeht, nicht mehr nötig. Das gerade Gegenteil dieser Auffassung zeigt nun die luther. Kirchenlehre. Nach derselben hat der rechtfertigende Glaube in dem Sacrament des heiligen Abendmals seinen bleibenden Grund, weil in demselben der wahre Leib und das wahre Blut Jesu zur Vergebung der Sünden und also zur Erlangung der vor Gott giltigen Gerechtigkeit gegenwärtig ist; es kann daher der Glaube auch des Abendmals nicht entbehren, weil er nur da Nahrung und Stärkung finden kann, wo ihm der Gegenstand zu seiner Aneignung geboten wird. Wir können auch hier zwischen der unirten und luther. Anschauung nur einen entschiedenen Gegensaz finden und um dieses Gegensatzes willen ist die Behauptung in jeder Beziehung unbegründet, wonach die Union die Bewahrerin der reformatorischen Rechtfertigungslehre zu sein vorgibt.

Wir stehen am Schluß unserer Darlegung. Ueberblicken wir die Anschauung der Union vom rechtfertigenden Glauben, so sehen wir darin eine Verunstaltung der subjectiven Seite der reformatorischen Auffassung, welche daraus entstanden ist, daß man jene subjective Seite vom objectiven Grund losreißt, welcher dem Glauben gegeben ist, und dafür jenem subjectiven Glauben einen eigenen, objectiven Grund für sein Bestehen zuerteilt. Das geschieht gewiß, wenn vom Glauben gesagt wird: „wie viel die heil. Schrift auch zur Bereicherung und Läuterung des Glaubensbewußtseins enthalte: die heil. Schrift darf dem Glauben in dem, was ihn constituirt, und wovon ihm göttliche Gewißheit beiwohnt, nicht widersprechen, denn der Glaube, so weit er ist, ist des heil. Geistes Werk, wie die Schrift". (Dorner, Geschichte d. prot. Theologie S. 245). Mit diesem Ausspruch, welcher auch durch das Vorhergehende keine Beschränkung oder Milderung erleidet, will man Luthers Glaubensstellung zu der heil. Schrift gekenzeichnet haben, aber, weil

man darauf ausgeht, die luther. oder reformatorische Glaubensauffassung mit der der Union zu identificiren, finden wir in jenem Ausspruch auch die Stellung des Glaubens zu der heil. Schrift nach der Anschauung der Union. Und welche Stellung ist das? Der Glaube ist ganz dasselbe Werk des Geistes, wie die Schrift, steht also seinem Ursprung und seiner Beschaffenheit nach neben der Schrift, aber diese nebengeordnete Stellung wird alsobald zur übergeordneten. Darf das Wort der Schrift dem Glauben nicht widersprechen, ihn nicht berichtigen und bestimmen, so muß die Schrift den Aussprüchen des Glaubens sich unterwerfen, so daß die göttliche Giltigkeit des Schriftworts davon abhängt, wie weit der Glaube ihm solche Giltigkeit zuerkent und der Glaube des Menschen die bestimmende Macht ist in den das Heil und die Rechtfertigung des Menschen angehenden Dingen. Wir stehen hier vor einer Höhe des Subjectivismus, wie sie nicht weiter hinaufgeführt werden kann. Alles, was zur Weckung und Förderung des rechtfertigenden Glaubens in der Kirche dargeboten wird, Wort Gottes, Sacrament, und darum auch Kirche, Bekentnis der Kirche, das Alles wird von der Glaubensgewißheit und Ueberzeugung von der Rechtfertigung, wie sie die Unionsauffassung fordert, als elementare Anfänge zurückgelassen und hat nur soweit Bedeutung, wie der Glaube es zur Bedeutung kommen lassen will. Wie sollte auch der Glaube noch jener Mittel bedürftig sein können, da er in sich selber ein Werk des Geistes ist, wie die heil. Schrift. Wir dürfen dann aber auch weiter sagen, daß, wenn der menschliche Glaube ein Werk des Geistes ist, wie die Schrift, daß er dann mit denselben göttlichen Kräften, wie die Schrift, ausgestattet gedacht werden kann, also auch eine Offenbarungsbasis bildet, wie die heil. Schrift und die Union danach ihre Aussprüche als göttliche Offenbarungen verkündigen kann.

Aus diesem Glaubenssubjectivismus entnimt nun auch das geistl. Leben seine Gestaltung. Wir halten es uns noch einmal vor, daß, so lange der Glaube nur nimt, was das Wort und die Sacramente bieten, so lange er nur im Vertrauen auf die Verheißungen Gottes dasteht, so lange er nur noch am Worte hängt und keinen andern Grund und keine andre Stärkung hat, als die Zusagen des wahrhaftigen Gottes, daß er so lange vor dem Urteil der Unionsanschauung noch schwach und darum auch das geistliche Leben in Schwachheit erhält. Aus dieser Schwachheit soll er sich zu seiner eigentlichen Stärke in der Gewißheit und Ueberzeugung der persönlichen Rechtfertigung erheben und also auch das geistliche Leben überhaupt zu der Höhe emporführen, auf der es in der Kraft der eignen Ueberzeugung dasteht, frei und unabhängig von Allem, was bestimmend einwirken möchte, auch frei von dem bestimmenden Einfluß des göttlichen Worts. Man ist seiner Rechtfertigung gewiß in sich selber, man ist von seiner eigenen Ueberzeugung und Erfahrung ganz erfüllt, man hat in sich selber den Grund seines geistlichen Lebens. Das sind Höhen, wo nur eine absonderliche Gnadenwirkung Gottes es verhüten kann, daß sie nicht die Geburtsstätte des geistlichen Hochmuts werden. Aber neben diesen schwindelnden Höhen stehen die Tiefen. Wer die Zustände des geistlichen Lebens kent, weiß es, daß auch bei all dieser starken Ueberzeugung das menschliche Herz nicht unangefochten bleibt, und was hat dann ein Mensch, der in seiner selbsteigenen Gewißheit sich über das Wort Gottes erhoben, und seine eigenen Erfahrungen als den Grund seines Heils angesehen hat, wenn diese Gewißheit erschüttert und diese Erfahrungen genommen werden? Es kann nur Verzagtheit sein Teil sein, wenn er nicht etwa zum Wort zurückgeführt wird, um in demselben die verlorne Zuversicht der Rechtfertigung wieder zu gewinnen und das erschütterte geistliche Leben zu festigen.

Der Subjectivismus der Unionsanschauung äußert auch seinen Einfluß auf die Erkentnis im geistlichen Leben, wie sie wissenschaftlich gestaltet als Theologie erscheint. Das materiale Princip, die Rechtfertigung durch den Glauben, ist von dem formalen Princip, der alleinigen Geltung der heil. Schrift, gelöst. So erscheint man denn in dieser Art der Rechtfertigung allein ausgerüstet mit der eigenen Ueberzeugung und dieses Selstzeugnis stellt man so hoch, daß von demselben die Entscheidung über das getroffen wird, was noch außer mir, außer meiner Glaubensüberzeugung und ihrem Zeugnis, als göttlich berechtigt sich darstellt. Die eigne Ueberzeugung, das eigne Ich im geistlichen Gewand entscheidet über Gottes Zeugnis in Seinem Wort. Es darf dem Glauben nicht widersprechen, denn das göttliche Wort ist nicht mehr, als der menschliche Glaube, beides in gleicher Weise des Geistes Werk. Stellt sich dem Glauben und der Erkentnis desselben, auch der wissenschaftlichen Erkentnis, an dem Worte Gottes etwas gegenüber, was nicht dem Glauben sich unterwirft, so unterwirft sich der Glaube das Wort Gottes, indem er das ihm Widersprechende, das nicht zu ihm Passende, das ihm nicht Genehme, beseitigt. Das ist das Verfahren der Unionstheologie, welche sich nicht gescheut hat, auf der Generalsynode 1846 das allgemeine christliche Glaubensbekentnis zu verstümmeln. Das ist die Theologie, welche den Glauben des Einzelnen zum Richter über das Wort Gottes macht, und ihre Kritik nach dem Gutdünken ihrer sogenanten Glaubensüberzeugung übt. Das ist die Theologie, welche von der Trinitätslehre sagt, daß dieselbe keinen denkenden Christen mehr befriedige, das ist die Theologie, welche die Gottheit Jesu auflöst, welche die stellvertretende Genugthuung verwirft, welche um deßwillen auch nicht die reformatorische Lehre von der Rechtfertigung haben kann, denn die Rechtfertigungslehre hängt mit der Lehre von der Person Christi und der stellvertretenden Genugthuung auf das Engste zusammen; ein Zusammenhang, dessen nähere Erörterung wir uns hier versagen müssen. Und dieses Zerstückeln der geoffenbarten Wahrheit geschieht im Namen der eigenen Glaubensgewißheit, von deren Stellung aus es dann auch als eine richtige Consequenz anerkant werden müßte, daß ein Jeder, welcher diese Glaubensgewißheit zu besitzen behauptet, von der geoffenbarten Wahrheit wegnehme oder belasse, was er wegnehmen oder belassen will, denn es darf nach der Unionsanschauung keine

Autorität ihn in den Entscheidungen aufhalten, welche von jener Glaubensgewißheit aus getroffen werden.

Ebenso ist der Einfluß bemerkbar, welchen die Unionsauffassung vom Glauben auf das kirchliche Leben ausüben muß. Von einer gemeinsamen Autorität innerhalb der Kirche kann keine Rede sein, auch nicht von der des Wortes Gottes; Autorität ist der Einzelne sich selber kraft seines Glaubens. Es komt daher nach der Unionsanschauung gar nicht darauf an, wie weit der Wahrheitsgehalt in einer kirchlichen Gemeinschaft vorhanden ist, denn man verwirft jede objective Norm und Autorität für die Wahrheit; es gilt nur die Wahrheit in der Gestalt der subjectiven Glaubensüberzeugung. Wir finden daher, daß die Unionsfreunde nicht nur die beiden großen evangelischen Confessionen in ihrer Besonderheit als ganz gleichgiltig betrachten, sondern daß sie mit allerlei Geistern sogar eine kirchliche Gemeinschaft pflegen können, wie es die Teilnahme der Unirten an der evangelischen Alliance beweist, die nicht nur persönlichen Verkehr vermittelt, sondern auch eine besondere Abendmalsgemeinschaft darstellt. Nur eine Glaubensgestaltung muß die Union als ihre Gegnerin ansehn; das ist die, wonach der Glaube nicht ruht in eigner Gewißheit, sondern in der Gewißheit, welche auf dem von Gott gelegten Grunde Seines Worts und Seiner Sacramente steht und sich nie von demselben losmachen oder in irgend welcher Unabhängigkeit sich ihm zur Seite stellen kann. Das ist der Glaube der luther. Kirche. Darum bleibt die ganze geistliche Lebensanschauung der luther. Kirche und der Union etwas mit klarem Bewußtsein sich einander Entgegengeseztes und es kann nur da dieser Gegensaz verkant werden, wo man weder einen Einblick in das Wesen der luther. Kirche, noch in das der Union hat.

Jener Glaubenssubjectivismus nimt aber auch der Union das Vermögen zur Kirchenbildung. Gipfelt die geistliche Lebensanschauung in einer Gestaltung des rechtfertigenden Glaubens, wo der Grund der Heilsgewißheit in jedem einzelnen Gläubigen nach seiner besondern Ueberzeugung sich bereitet, so ist kein gemeinsamer Grund vorhanden, darum keine Samlung der Einzelnen auf diesem gemeinsamen Grund, kein geistliches Gemeinschaftsleben, keine Kirche. Es bleibt jeder Einzelne in seiner eigenen Zuversicht und Ueberzeugung für sich, denn jeder Versuch einen gemeinsamen Ausdruck für diese nach jedem Individuum unterschiedene Glaubensbildung zu finden und mit diesem gemeinsamen Ausdruck ein objectives Fundament für ein kirchliches Gesamtleben zu gewinnen; jeder derartige Versuch würde immerhin eine Autorität heraufführen, welche von der Unionsanschauung nicht geduldet werden kann. Fehlt in solcher Weise der Union das Vermögen zur Kirchenbildung nach evangelischer Weise, so besteht das Wesen einer Unionskirche nur in einer ganz äußerlichen Zusammenfassung durch die kirchliche Verwaltung. Das ist der geistloseste Kirchenbegriff, welcher jemals in der Christenheit zu Tage gekommen ist.

Aber eine Macht hat die Union, das ist die geistige Zeitströmung unserer Gegenwart. Los von aller Autorität — das ist das Losungswort auf dem politischen, wie auf dem kirchlichen Lebensgebiet. Wie die Befreiung von der in menschlicher Ordnung erscheinenden göttlichen Autorität von den verschiedenen Gestaltungen des politischen Liberalismus bald in äußerster Consequenz, bald so angestrebt wird, daß man von der außer und über den Einzelnen stehenden Autorität los werden und nur die Autorität anerkennen will, welche man in seine eigenen Fassungen und Verfassungen aufnimt, so wird auch innerhalb der verschiedenen Richtungen des kirchlichen Liberalismus die Befreiung von der göttlichen Autorität in äußerster Consequenz erstrebt, wonach man ganz los von Gott werden will, oder auch nur so, daß man die außer und über den Einzelnen stehende Autorität verwirft und nur die Autorität gelten läßt, welche man in seine eigene Glaubensauffassung hineingenommen hat. Dieses Leztere zeigt uns der kirchliche Liberalismus in der Gestalt der Union. So lange die kirchlich Liberalen mit ihrer Consequenz noch nicht durchdringen können, werden sie mit der Befreiung von göttlicher Autorität innerhalb des geistlichen und kirchlichen Lebens zufrieden sein, wie ihnen dieselbe die Union verkündigt. So wird der kirchliche Liberalismus als Union seinen Weg gehn und getragen von der geistigen Zeitströmung, im Besiz der äußern Gewalt, wird dieser Weg vielleicht zu menschlichen Siegen führen. Was dann die Kirche zu thun hat, wenn der Unionsliberalismus ihr nimt, was ihr Gott als ihr kostbarstes Geistesgut gegeben hat, wird ihr gezeigt werden, denn wir wissen es, daß bei allem Triumphiren der Gegner die Kirche des Herrn nie untergehen kann, so lange sie die Stätte bleibt, wo unverkümmert und unverdunkelt die Wahrheit Gottes wohnt.

Bedenken gegen den Aufsaz: „die Sünderin".

1. S. 267. Die Forderung, daß die im Jakobusvortrage aufgestellten Sätze nur nach der Schrift und nicht nach den lutherischen Bekentnisschriften beurteilt werden möchten, ist mir auffallend, da Ew. Hochw. die lezteren doch gewiß als dem Worte Gottes gemäß anerkennen. Diese Forderung, fürchte ich, wird Wasser auf die Mühle der Widersacher sein, und scheint mir am wenigsten zeitgemäß, da wir eben darnach ringen, daß die Bekentnisschriften nicht allein in dem Artikel von der Rechtfertigung, sondern in ihrem ganzen Umfange wieder möchten zur Geltung kommen.

2. S. 272. Der Saz, daß der Glaube nicht in einem Akt vollendet sei, scheint mir etwas zu absolut hingestellt zu sein. Denn, wenn es auch Stufen im Glauben gibt, und die Erfahrung beweist, daß die meisten Menschen solche Stufen durchmachen*), so dürfte es doch schwer zu beweisen sein, daß der

*) Zinzendorf singt: Hilf uns deinen armen Kleinen, um auf deinem Gnadenpfade durchzuwandeln viele, viele Glaubensgrade, Gütersloher Hauschoralb. S. 176.

Glaube nicht in einem Akte vollendet sein kann, und daß noch Niemand die höchste Stufe desselben mit einem Mal erreicht hat. Die plözlichen und tiefgehenden Bekehrungen, wie die St. Pauli, und die Bekehrungen in der Todesstunde bieten zum Mindesten doch ein Analogon dafür.

3. S. 272. Der Saz, daß das Maß der Werke zugleich das Maß des Glaubens sei, kann so verstanden werden, als werde ein quantitatives Maß der Werke erfordert, während es sich doch höchstens um ein qualitatives Maß derselben handelt. Deshalb sagt mir der umgekehrte Lutherſche Saz: „Wie die Werke sind, so ist auch der Glaube, nicht anders" besser zu. Da ist offenbar nur von einem qualitativen Maß der Werke die Rede. Noch sicherer scheint es mir aber in Uebereinstimmung mit den angezogenen Worten Luthers und Lysers zu sagen, daß die Energie oder das Maß der Liebe, die der Prüfung des menschlichen Auges sich zwar entzieht, aber dennoch des Gesetzes Erfüllung ist, zugleich das Maß des Glaubens sei. Denn bei „Werken" denkt man zu leicht nur an äußerlich hervortretende Thaten, in denen sich die Liebe auch nach der Meinung St. Jakobi schwerlich in allen Fällen zu zeigen braucht. Und dann ist auch formell die Uebereinstimmung mit den Worten des Herrn: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt" hergestellt.

4. S. 290—93. Daß „das Maß der Sündenvergebung sich nach dem Maß der subjectiven Bedingung, der Sündenerkentnis und des Glaubens, richte," ist doch nicht von der Sündenvergebung, sofern sie uns in Wort und Sakrament dargeboten, zugeeignet und versiegelt wird, sondern nur, sofern wir sie uns aneignen, sofern wir sie erlangen und empfangen, zu verstehen. Mehr ist auch aus Calvins S. 294 angezogenen Worten: „Wir können mit dem kleinen Maß unsers Glaubens nicht gleich die ganze Fülle der göttlichen Gnade fassen, welche uns dargeboten wird," nicht zu entwickeln. Es ist also zu scheiden zwischen Sündenvergebung und Sündenvergebung. Böte Gott je nach dem Maß der vorhandenen Buße dem einen ein größeres, dem andern ein geringeres Maß von Sündenvergebung dar, so ginge es bei ihm nach Ansehn der Person, und so hätte die Denkschrift (S. 20) Recht, daß durch solche Lehre die Gewißheit des Friedens mit Gott gefährdet, die Ehre Christi verdunkelt und der wahre Quell der Heiligung verschüttet werde. Denn unsere natürlichen Kräfte sind viel zu schwach, ja völlig unfähig, das geringste Maß von Sündenvergebung, auch wenn sie uns in vollem Maß durch Christum schon erworben ist, durch Buße und Glauben uns anzueignen. Erst die uns in vollem Maße dargebotene, zugeeignete und versiegelte Sündenvergebung macht uns fähig, dieselbe mit irgend welchem Maß des Glaubens zu ergreifen, und dann auch ein diesem Maß des Glaubens entsprechendes Maß von Sündenvergebung zu empfangen. Es ist mithin durchaus festzuhalten, daß das Maß der Jedermann dargebotenen Sündenvergebung ein ebenso vollkommenes ist, als das Maß der durch das vollkommene Opfer Christi Jedermann erworbenen Vergebung (S. 297); und nur in diesem Verstande bietet der oben citirte Saz weder auf Grund der Schrift noch der Bekentnisse einen Angriffspunkt dar, und wird von den Meisten mit vollem Beifall aufgenommen werden. Der Zweck des Ganzen, den Mißbrauch der heilsamen Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben möglichst zu verhüten, wird auch vollständig erreicht, wenn nur der Empfang der Sündenvergebung von der subjectiven Bedingung abhängig gemacht wird. — Ich meines Teils meine nun zwar, in dem Aufsaz „die Sünderin" Beweise genug zu haben, daß Ew. Hochw. den qu. Saz in keinem andern, als dem hier dargelegten Verstande geschrieben haben. Ich vermisse aber allerdings, daß dieser Verstand klar genug herausgestellt, oder daß der qu. Saz genügend gegen Mißverständnisse geschüzt wäre. Auch der öfters wiederkehrende Ausdruck, daß die Erteilung der Sündenvergebung subjectiv bedingt sei, ist zu leicht von der Darbietung der Sündenvergebung zu verstehen. Ich weiß dabei sehr wol, daß man sagen kann, mehr Sündenvergebung, als wir durch den Glauben empfangen, werde uns auch nicht erteilt, selbst wenn sie uns in vollem Maße dargeboten werde; daher sei mit Recht nicht allein der Empfang, sondern auch die Erteilung der Sündenvergebung als subjectiv bedingt dargestellt. Und in diesem Sinne gebe ich die Richtigkeit dieses Ausdrucks auch zu. Aber es kam doch darauf an, auf jede Weise das Misverständnis, daß die Darbietung des Heils von subjektiven Bedingungen abhängig gemacht werde, abzuschneiden. Daß dies nirgend ausdrücklich und unzweideutig geschehen ist, ist meiner Meinung nach der Punkt, an welchem die Gegner haben einsetzen können und einsetzen werden, die Schrift- und Bekentnismäßigkeit der qu. Abhandlungen anzufechten, weshalb auch ich den oben citirten Saz gern in der angegebenen Weise limitirt sähe.

(Die Stufen der Sündenvergebung, wie sie sich nach der Schrift 1. in den Mosaischen Opfern, 2. in der Johanneischen Taufe, 3. in der Wirksamkeit Christi vor seinem Opfertode, 4. in der Ausgießung des heiligen Geistes, 5. in der Erlösung von allem Uebel am jüngsten Tage ausprägen, können meiner Meinung nach, weil sie offenbar nicht subjektiv durch das Verhalten des Menschen, sondern objektiv durch die Zeit und Stunde, die es im Reiche Gottes geschlagen hat, bedingt sind, keinen Beweis dafür liefern, daß es auch subjektiv bedingte Stufen der Sündenvergebung gebe. Allein um diese handelt es sich aber hier.)

5. S. 302. Wenn es nach Nr. 4 subjectiv bedingte Stufen der Sündenvergebung nur in der Aneignung und dem Empfang, nicht aber in der Darbietung derselben gibt, so sind die Worte Luc. 7: „Dir sind deine Sünden vergeben", freilich nur als Bestätigung der bereits früher dargebotenen vollen Sündenvergebung anzusehen. Wenn wir aber, wie hier die Sünderin, richtig auf dem Weg des Lebens wandeln, so wird allerdings jede folgende uns so wünschenswerte, ja nötige

Bestätigung der dargebotenen Vergebung eine neue Stufe in der Aneignung und dem Empfang derselben auf Grund des in der Liebe bethätigten und gewachsenen Glaubens darstellen. M.

Der Verf. des Art.: „die Sünderin", bemerkt zu Nr. 1, daß er die Schrift nicht in Gegensaz gegen das kirchliche Bekentnis gestellt, sondern nur auf Grund des lezteren verlangt hat, daß die Prüfung zuerst und vor Allem nach der Schrift angestellt werde. Zu Nr. 2 verhält sich der Verf. beistimmend, wie schon aus dem Vortrage über Jakobus und dem, was dort über den Schächer gesagt wurde, erhellt. Die übrigen Punkte sind hoffentlich durch die Antwort an Herrn Lic. Preuß vollständig erledigt worden.

In einer Anmerkung zu dem Artikel des Herrn Lic. Preuß hatte der Herausgeber die Mitteilung eines Aufsatzes von einem Geistlichen im Halberstädtischen in Aussicht gestellt. Zur Erledigung mehrfacher Anfragen, warum diese Veröffentlichung noch nicht erfolgt sei, teilen wir hier ein Schreiben jenes Geistlichen mit, welches in wolthuender Weise uns den Blick eröffnet in ein christliches, aufrichtiges, von aller Rechthaberei entferntes Gemüt, eine anima candida: „Nachdem ich so eben Nr. 47 u. 48 der Ev. K. Z. gelesen habe, fühle ich mich getrieben, Ihnen zu bekennen, daß meine ausgesprochenen Bedenken gegen den Vortrag „Jakobus" und den Aufsaz „die Sünderin" nur in Misverständnissen ihren Grund gehabt haben und durch die eingehendere Darlegung in Nr. 47 u. 48 vollständig gehoben sind. Ich unterschreibe Alles von ganzem Herzen, was dieser Artikel von der nur allmälig unter fortwährenden Kämpfen und Ringen geschehenden Aneignung der in der Taufe uns zugeeigneten Rechtfertigungsgnade sagt.

„Für den, der, so lange es Tag war, sich in Schwachheit zwar, aber doch eifrig mit Wachen und Beten bemühte, die von Gott gestellte Bedingung zu erfüllen, tritt mit dem Anbruche der Nacht, da Niemand wirken kann, die in der Taufe versiegelte Gnade Christi in ihr volles Recht ein, er hüllt sich ganz in Christi Gerechtigkeit und geht in diesem Schmucke seinem Richter getrost entgegen."

In diesem Satze sind meine Bedenken, die mir so viel zu schaffen gemacht hatten, gelöst. Daß ich mich zu derartigen Behauptungen versteigen konte, wie sie der Artikel citirt, ist mir jezt selber unbegreiflich. Ich bekenne Ihnen, daß mir diese Extravaganzen von Herzen leid thun. Sie werden dergleichen vielleicht auch in dem 3. Schreiben finden, das ich Ihnen in dieser Sache zuzusenden mir erlaubt habe. Ich nehme Alles, was in diesen drei Schreiben nicht aus der Wahrheit ist, und mit den Darlegungen des Artikels in Nr. 47 u. 48 nicht stimt, hiermit zurück und bitte es deshalb zu ignoriren. Verzeihen Sie mir diese aufgeregten Auslassungen, die sich nur aus den Anfechtungen erklären, die ich früher von einer Beyschlag'schen Richtung her in Betreff des Rechtfertigungsglaubens zu erleiden hatte. Diese Angriffe schwebten mir in den Schreiben immer noch vor. — Ich erschrak, als ich vorige Woche im Maihefte der Ev. K. Z. las, daß Sie Willens seien, mein Schreiben — es wird das erste gemeint sein vom 29. April — neben dem Artikel des Dr. Preuß zu veröffentlichen. Ich möchte Sie bitten dies nicht zu thun. — — Ich beuge mich gern und willig unter das Wort der Schrift Röm. 10, 2, an welches Sie mich wegen solcher extravaganten Behauptungen erinnern. Ja, nicht blos beuge ich mich unter dieses Wort und erkenne, daß es mich trifft, sondern ich danke Ihnen auch, daß Sie es mir in's Gewissen geschoben haben. Es soll sodald mir nicht wieder entfallen, und der Herr wird es an mir segnen. Er wird auch den Vortrag über den Brief des heil. Jacobus im Novemberhefte des v. J. und die ganze Verhandlung darüber an mir segnen. Jener Vortrag hat in dem, was er über die Bedeutung der Werke für den Glauben erörtert hat, ein Samenkorn in mich hineingelegt, das durch Gottes Gnade Früchte bringen wird."

Wandernde Arbeiter.

Mit Beziehung auf Nr. 12. 14—16 der Ev. K. Z.

Es ist unlängst in der Ev. K. Z. eine Mitteilung über die wandernde Arbeiter-Bevölkerung des Netzethales und Netzebruches gegeben worden, welche außer vielem Dankeswerten doch auch Einiges enthält, was zu gegründeten Bedenken Anlaß gibt und nochmals besprochen zu werden verdient. Einsender fühlt sich um so mehr dazu verpflichtet, als er in einem Teile der Provinz Brandenburg lebt, wo jeden Sommer Arbeiter aus jenen Gegenden auf den umliegenden Gütern thätig sind. Auch er kann aber nur von dieser Sache urteilen, wie sie sich hier an seinem Wohnorte und in der nächsten Umgegend gestaltet, und überläßt es anderen Amtsbrüdern, etwaige anderweitige Erfahrungen zu veröffentlichen. Eben so beschränkt sich seine eigene Erfahrung nur auf eigentliche Schnitter. Was das Wandern der Arbeiter betrifft, so ist es nicht leicht, sich darüber ein sittliches Urteil zu bilden. Es komt dabei viel auf individuelle Verhältnisse an. Im Allgemeinen läßt sich nichts dagegen sagen, auch nicht vom christlichen Standpunkte, auf welchem ja gerade eine Ausgleichung der socialen Verhältnisse im Geiste der Liebe angestrebt wird. Dem „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" läßt sich ja das apostolische „Ringet darnach, daß ihr stille seid und das Eure schaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen, wie wir euch geboten haben, auf daß ihr ehrbarlich wandelt gegen die, die draußen sind und ihrer keins bedürfet," an

die Seite setzen, und weder in dem directen noch in dem indirekten Auswandern möchte etwas liegen, was an sich Unrecht wäre, wenn auch die Stetigkeit des Wohnsitzes einem christlich geordneten Gemeindewesen mehr entspricht. Ja, wer einmal sich außer Stande sieht, sich in der Heimat redlich zu nähren und mit Einfalt geprüft hat, daß es in Anbetracht lokaler und persönlicher Verhältnisse der vernünftige Gotteswille für ihn sei, in der Fremde sein Brot zu verdienen, wer wollte es ihm verargen? Ein socialer Uebelstand ist allerdings vorhanden, wenn die Nötigung zu einem zeitweisen Auswandern und Rückkehren nicht Einzelne, sondern einen bedeutenden Teil der Einwohner in armen oder auch in allzu dicht bevölkerten Gegenden trifft, und daß die ehrliche Existenz nicht anders ermöglicht werden kann, als durch den Zufluß fremden Segens, wie ihn der Verdienst in der Ferne darbietet. Auch möchten wir den dadurch erreichten Gewinn, die Erzielung eines besseren Auskommens nicht zu hoch anschlagen, weil solcher Vorteil in der Regel durch andere Opfer und Verluste, namentlich durch Schaden an der Sele, gar leicht erkauft werden muß. Es will uns bedünken, daß der liebe Amtsbruder in jener Mitteilung über wandernde Arbeiterbevölkerung doch in einem allzu günstigen Lichte ein Verhältnis betrachtet, welchem das Zeichen des Notstandes deutlich aufgedrückt ist. Ein wanderndes Arbeiterleben muß ja selbstverständlich große Gefahren mit sich führen und ist ganz dazu geeignet, die Grundlagen des häuslichen und kirchlichen Lebens zu erschüttern. Was das Erstere anbelangt, so braucht allerdings in einem christlich geordneten Familienleben durch eine zeitweise Abwesenheit des einen oder anderen Gliedes noch nicht das Band gelockert zu werden, welches alle Glieder mit einander verbindet, noch braucht der Achtung und Dankbarkeit Eintrag zu geschehen, wenn die Eltern für die Kinder und die Kinder für die Eltern in der Fremde arbeiten, obgleich die gegenteiligen Erfahrungen häufig genug sind. Ob aber, wie es in jenem Berichte heißt, darin eben, „daß die Kinder ausdrücklich den Eltern zu Liebe die Gefahren und Entbehrungen der Fremde übernehmen, das höhere Maß der Opferfreudigkeit liege, als wenn sie einfach das im Dienste bei einer Herschaft erübrigte Lohn den Eltern überantwortet hätten", das möchte selbst dann noch fraglich erscheinen, wenn diese Voraussetzung auch öfter, als es der Fall ist, angenommen werden könte. Zugleich aber müssen wir es zu den Schattenseiten dieses Wanderlebens rechnen, daß dadurch dem ehrenwerten Dienstbotenstande bedeutende Kräfte entzogen werden. Es ist übrigens auch nicht immer der Wunsch, mehr zu verdienen, welcher heut zu Tage die Jugend der ärmeren Klassen in Fabriken oder im „Schnitt" ein Unterkommen suchen läßt, sondern die Neigung zur Unabhängigkeit und Ungebundenheit. Ebenso ist es sehr zweifelhaft, ob die ganze Lage „in hohem Grade geeignet ist, die Selen sowol der Auswandernden als auch der Zurückbleibenden für das Wort Gottes empfänglicher zu machen". Dahingegen müssen wir der selsorgerlichen Teilnahme, welche sich der Fortziehenden und Rückkehrenden, so wie der zurückgelassenen Familienglieder treulichst annimt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auch der „inneren Mission" wäre hier ein reiches Feld der Thätigkeit geöffnet. Was uns aber in jenem Referate hauptsächlich aufgefallen ist, das ist Folgendes. Es heißt da bei Erwähnung der Rückkehr der Arbeiter in ihre Heimat, deren Kirche sie alsbald aufsuchen: „Viele haben während ihrer 2 bis 3 und mehr Monate langen Abwesenheit nicht ein einziges Mal die Kirche besuchen können, aber sie lassen sich dadurch, Gott sei Lob und Dank! der Kirche nicht abwendig machen." Hierin scheint doch ein Widerspruch zu liegen. Sie haben sich ja thatsächlich der Kirche in jener Zeit abwendig machen lassen, und wenn dies auch durch den Druck der Verhältnisse geschehen ist, so spricht eben dies mindestens dafür, daß diese Verhältnisse — Misverhältnisse sind. Wenn aber der Arbeiter in der Fremde nicht ein einziges Mal am Tage des Herrn die Kirche besuchen kann, so fragt es sich, ob er an den Wochentagen, deren Last und Hitze unsere Schnitter in enormer Weise drückt, seinen Morgen- und Abendsegen, wie der geehrte Einsender meint, halten wird. Er kann es freilich und wird es auch, wenn er ein rechter Christ ist; allein in diesem Falle wird er sich auch seinen Sontag und seine Kirche nicht nehmen lassen und den zeitlichen Gewinn nicht höher achten, als die Pflege seiner unter schwerer Arbeit der Stärkung und Erbauung doppelt bedürftigen Sele. Sind die Arbeiter von Hause aus unkirchlich, so trägt ohne Zweifel ihr Aufenthalt in der Fremde, wo selbst die äußerlichen Anregungen und Rücksichten, welche sie daheim noch zuweilen das Gotteshaus aufsuchen lassen, wegfallen, zu noch entschiedenerer Unkirchlichkeit bei, um so mehr, da die Fremde noch ihre besonderen Versuchungen zur Unsittlichkeit mit sich führt. Sind sie aber an die Kirche gewöhnt, wie das ja allerdings von vielen Bewohnern der Warthe- und Netze-Niederung gern angenommen wird, so erleidet ihre bisherige Kirchlichkeit während der Sommermonate bedenkliche Störungen, die nicht selten entscheidend werden für das ganze Leben. Die in die Gemeinde des Referenten kommenden Schnitter gehören solchen Ortschaften des Warthebruchs an, die im Allgemeinen einen kirchlichen Charakter bewahrt haben; dennoch sieht er diejenigen unter ihnen, welche den ersten Sontag nach ihrer Ankunft seine Kirche besuchen, mit besonderer Wehmut nahen; denn sie lenken in der Regel ihre Schritte nicht wieder ins Gotteshaus. Geht man ihnen mit der Bitte, nicht zu verlassen unsere Versamlungen, nach, so erhält man eben jene trostlose Antwort: wir können nicht! Hier wird nämlich auf Accord bei den Gutsherschaften gearbeitet, welchen der Vorschnitter Namens der von ihm in der Heimat angeworbenen Arbeiter und Arbeiterinnen eingeht, und der in der Heu- und Rapsernte in Geld, in der Getreideernte aber in einem bestimten Anteile an derselben in natura besteht. Um möglichst viel zu verdienen, wird mit fast übermenschlicher Anstrengung gearbeitet. Von Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht wird geschafft, und die Sontage werden mit zur Hilfe genommen. Auch an diesen wird gemäht, geharkt, gebunden, eingefahren, gedroschen, und die Glocken rufen vergeblich die Müden an den Ort der Ruhe und Er-

quickung. Selbst einige Baptisten, die sich unter den Schnittern befinden, wagen es nicht, sich den Fesseln der Sclaverei zu entwinden, und auch der kirchlich Gewöhnte fügt sich in den Ausnahmezustand. Wer es freilich treu meint mit seinem Glauben, und seine Sele in den Händen trägt, würde auch so noch lieber einer Verlust erleiden und das Gotteshaus besuchen, als sein Gewissen beschweren. Es ist auch für den Pastor solcher Orte, in welchen Schnitter den Sontag entheiligen, als ob sie ein Privilegium dazu hätten, noch schwerer, der Unkirchlichkeit seiner eigenen Beichtkinder, namentlich im Stande der Tagelöhner, wirksam entgegenzutreten. Die Gutsbesitzer, vorzüglich aber die Königl. Domainenpächter, haben leider häufig nur ihren materiellen Vorteil im Auge und sehen es nicht ungern, wenn die Schnitter auch mit Benutzung des Tages des Herrn möglichst viel unter Dach bringen, entschuldigen sich aber gewöhnlich damit, daß sie es ihnen nicht geheißen, während diese sich gleichwol unter die Autorität der Herschaft stellen und diesen zu Willen sein zu müssen vorgeben. Es ist darum auch gewiß von allen Pastoren die amtliche Verfügung über die kirchliche Versorgung der wandernden Arbeiterbevölkerung mit Freuden begrüßt worden. Nur bleibt zu wünschen übrig, daß die Behörden der geistlichen Wirksamkeit Beistand leisten, vor Allem dadurch, daß die Gesetze über die Heilighaltung des Sontags auch wirklich gehandhabt werden. Auch genügt es nicht, daß die Beaufsichtigung der Schnitter hinsichts ihrer Arbeit und ihrer wohnlichen Unterbringung lediglich den Ortspolizeibehörden überlassen bleibt, welche ja in den meisten Fällen als die Arbeitgeber selber interessirt sind; es muß vielmehr eine höhere Controlle stattfinden. So müßten unter Anderm die Contracte, welche zwischen den Herschaften und Vorschnittern geschlossen werden, der Einsicht der Verwaltungsbehörden offen gelegt und von diesen genehmigt, die Vorschnitter selber aber verantwortlich gemacht werden für solche Ausschreitungen, welche gegen die Interessen der Menschlichkeit und Sittlichkeit verstoßen.

Der verehrliche Einsender spricht mit herzlicher Wärme von dem leiblichen und geistlichen Segen, welchen die zeitweilige Auswanderung der arbeitenden Bevölkerung mit sich bringe. Wenn es aber schon dahin gestellt bleiben muß, ob der leibliche Segen wirklich da vorhanden ist, wo er durch Uebertretung des göttlichen Gebotes erlangt wird, so wird nach seiner eigenen Erfahrung auch der geistliche Segen zum Teil doch nur da hervortreten, wo die specielle Selsorge der Zurückbleibenden sich annimt. Wie aber, wenn diese nicht geübt wird? Daß aber den Arbeitern in der Fremde ein geistlicher Segen in der Regel nicht zufließt, weil sie unter dem Druck der Arbeit und unter den Sorgen und Lüsten dieses Lebens von der Segensquelle sich fern halten, diese traurige Erfahrung wird wol von den meisten Amtsbrüdern gemacht werden, in deren ländliche Gemeinden solche Arbeiter einkehren. Können die Armen, wie von dem Amtsbruder an der Netze zu unserer Verwunderung angenommen zu werden scheint (und was ja die Meinung solcher Leute wirklich ist), die Kirche nicht besuchen, so muß ja ihr Herz ungesegnet bleiben und das geistliche Leben in ihnen ersterben. Ja, das am Schluß ausgesprochene Urteil, „daß zeitweilig die Auswanderung der arbeitenden Bevölkerung mehr Segen als Nachteil bringe", muß von uns um so mehr als ein einseitiges bezeichnet werden, als der liebe Amtsbruder selber die Schattenseiten der ganzen Erscheinung, wie sie ihm in der Heimat der betreffenden Arbeiter deutlich genug entgegentreten, dargelegt hat. Der Eindruck überhaupt, welchen man aus seinen Mitteilungen empfängt, ist doch nur teils der, daß ein Pastor auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, mit welchen er sich möglichst auseinander zu setzen sucht, seines Amtes treu wartet, teils der, daß im Allgemeinen um der starken Versuchungen willen, die in der Fremde auf den Arbeiter warten, und denen nur christlich angefaßte Gemüter einigermaßen gewachsen sind, das zeitweilige Auswandern unter den obwaltenden Umständen eher zu widerrathen als aufzumuntern ist, wenn nicht das kirchliche und Familienleben, der Glaube und die Sittlichkeit erheblichen Schaden nehmen soll. Was jener Amtsbruder mit Beziehung auf die Gefahr des Trunkes und anderer Ausschweifungen Seitens der Arbeiter sagt, daß solchen, die dazu neigen, das Auswandern zu widerrathen und ihnen vielmehr anzumuten sei, mit geringerem Lohne in der armen Heimat sich zu begnügen, das möchte wol in den meisten Fällen als Warnungszeichen Beachtung verdienen.

Ein neumärkischer Pastor.

Nachrichten.

Thüringer Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf.

(Schluß.)

Die Treue im Kleinen hat die Verheißung großen Erfolges. Der wollen wir uns immer mehr befleißigen und uns in ihr nicht so viel stören lassen durch Sorgen: Was will's aus unsrer Kirche werden? durch Fragen nach der zweckmäßigsten Verfassung derselben, die gar zu leicht zu neuen Spaltungen führen, indeß man organisiren und einigen will. „Sei stille dem Herrn und warte auf Ihn!" — und „Erzürne dich nicht über den, dem sein Mutwille glücklich fortgehet." Luther sagt in der Randglosse: Harre und tobe nicht! Hüten wir uns vor unheiligem Zorn über die Gegner, vor Schmähen und Wüten gegen die, welche uns gegenüber schmähen und wüten. Hüten wir uns vor dem bösen Wurme, der aller gesegneten Amtsführung die Wurzel abnagt, vor der Verbitterung, wenn wir uns verachtet und zurückgestellt sehen. Hüten wir uns vor dem Neide gegen den Mann der listigen Anschläge und der Menschengefälligkeit, welcher seinen Glauben nach der Zeitströmung gestaltet und dafür von ihr emporgetragen wird. Wenn wir den Herrn Jesum haben, ist uns das Los gefallen auf's Liebliche. Hinaus also aus dem Herzen unheiligen Zorn, Bitterkeit, Neid! Hinein herzliche Bruderliebe! Unsre Brüder aber sind alle die, welche mit uns ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes, mögen sie heißen, wie sie wollen. Laßt uns die Kraft unsres Bekentnisses auch dadurch beweisen, daß wir die Glieder am Leibe des Herrn in andern Kirchen und Confessionen

herzlich lieb haben! Laßt uns das edle Band der Gemeinschaft, die wir mit ihnen im lebendigen Glauben an den Herrn Jesum haben, nicht übersehen! Da ist es am rechten Orte, die Differenz zurückzustellen und den großen Consensus hervorzuheben. Laßt uns, im Bekennen unsres Glaubens fest und darum zeitlich von ihnen geschieden, doch in der Liebe zum Herrn Jesu mit ihnen eins, fleißig sein, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens! Ein eng Gewissen und ein weit Herz! damit wollen wir es halten. Uebrigens: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann. Er wird zwar eine Weile — — getragen hast. Das walte Gott Vater, Sohn und heil. Geist! Amen.

Nach dieser Ansprache sangen wir: Ein feste Burg ist unser Gott. Dann hielt der Thesensteller des ersten Tages, O.-C.-R. Drenkmann aus Arnstadt, seinen Vortrag über den confessionellen Charakter der Predigt in der lutherischen Kirche.

Er ist zu umfangreich und in sich geschlossen, als daß er in diesem Berichte einen Auszug gestattete. Der Eindruck auf die Versamlung war ein so mächtiger, daß vollständiger Abdruck in der Ev. K. Z. gewünscht und dessen Beantragung beim Herausgeber zugesagt wurde.*) Die Thesen lasse ich folgen:

„Die Predigt nach den Grundsätzen der lutherischen Kirche.

1. Die Predigt ist ein besonderer Zweig der lehrenden und verkündigenden Thätigkeit der christl. Kirche. Sie unterscheidet sich von andern Arten der Lehrthätigkeit dadurch, daß sie die Heilswahrheit des göttlichen Wortes einer schon bestehenden Gemeinde im zusammenhängenden Vortrage nahe bringt zu dem Zwecke, dadurch Glauben an den Herrn zu erwecken oder zu fördern.

2. Da die verschiedenen Confessionen der einen christlichen Kirche verschiedenartige Auffassungen der einen Heilswahrheit darstellen, so haben diese verschiedenen Auffassungen auf die Bedeutung der Predigt, auf ihre Stellung im gottesdienstlichen Leben der Kirche, sowie auf ihre charakteristische Ausbildung einen sehr wesentlichen Einfluß geübt.

3. Die hohe Bedeutung und Stellung der Predigt in der lutherischen Kirche ging aus der Erkentnis hervor, daß das Wort Gottes ein den Sacramenten völlig gleichberechtigtes Gnadenmittel sei, ohne dessen Anwendung auch die Verwaltung der Sacramente nicht die Wirkung haben kann, die sie nach der Absicht des Stifters erzielen sollen.

4. Da Predigen nichts anderes ist, als das Gnadenmittel des göttlichen Wortes an die Gemeinde bringen, die Gnadenmittel aber beständig bleibende Gaben der Kirche sind, ohne deren Administration sie nicht bestehen kann, so muß auch die Predigt für eine alle Zeit bleibende Thätigkeit der Kirche erachtet werden.

5. Der Predigt einen absoluten Vorrang und Wert vor der Sacramentverwaltung zu geben, ist den Grundsätzen der lutherischen Kirche zuwider. Predigt und Sacramentverwaltung sind zwei gleich notwendige, sich gegenseitig unterstützende Thätigkeiten der Kirche.

*) Der Abdruck des gediegenen Vortrages wird erfolgen.
Anm. des Herausg.

6. Der Inhalt der Predigt darf nur das Wort Gottes sein, weil nur dieses die Kraft besizt, Kinder Gottes im wahren lebendigen Glauben zu erschaffen. Jede Predigt, die nicht Gottes Wort auslegt, und an die Herzen der Gemeindeglieder anlegt, hört auf, die Zwecke der Kirche zu erfüllen.

7. Obschon im Worte Gottes alles seinen Wert und seine Bedeutung für den Gnadenstand und die Gotteskindschaft hat, so ist doch die Predigt vorzugsweise an den großen Hauptinhalt des Evangeliums, die Erlösung durch Jesum Christum, gewiesen und hat diesen zu treiben.

8. Das Ziel jeder Predigt muß nach den Grundsätzen der lutherischen Kirche sein, Glauben an Christum zu erwecken, zu erhalten und zu fördern. Jede Predigt muß ihrem Inhalte nach darauf gerichtet sein oder damit im Zusammenhange stehen.

9. Die Wirkung der Predigt ist nach ihnen nicht abhängig von den persönlichen Eigenschaften des Predigers, sondern sie liegt lediglich in der Kraft des Wortes. Auch ein persönlich ungläubiger Prediger kann durch das Wort Gottes zum Glauben erwecken. Doch soll damit nicht geleugnet werden, daß unter Umständen die Beschaffenheit des Predigers die Wirkung des Wortes hemmen kann.

10. In formeller Hinsicht muß sich die Predigt durch den geistigen Bildungsstandpunkt derjenigen bestimmen lassen, an welche sie gerichtet ist, aber für den Inhalt kann nicht das Gemeindebewußtsein, sondern nur das Wort Gottes maßgebend sein.

11. Endlich ist für die ganze Gestalt und Wirksamkeit der Predigt innerhalb der Christenheit von durchgreifender Bedeutung, daß festgehalten werde, wie der Mensch zwar von Natur ohne Gott und in der Sünde geistlich todt, aber durch die heil. Taufe wiedergeboren sei. Der Prediger hat daher Gesez und Evangelium recht zu teilen, durch jenes zur Erkentnis des sündlichen Verderbens, durch dieses zum Ergreifen der in der Taufe zugeeigneten Gnade hinzuleiten. Er hat sich vor schroffem Scheiden zwischen Gläubigen und Ungläubigen zu hüten, vielmehr in jenen auch die Sünde, in diesen die Gabe der Taufe zu beachten, er hat jene mit der Sorge des Abfalls, diese mit der Hoffnung der Bekehrung anzusehen, jene mit heiligem Ernste zum Leben in Christo zu ermahnen, diese in herzlichster Liebe zur Gnade in Ihm zu locken."

Die lebendige, sehr reichhaltige Besprechung dieser Thesen füllte den ganzen Tag und führte uns doch nur bis zur 8. These, so daß deren Fortsetzung im nächsten Jahre beschlossen wurde.

In der Abendandacht mahnte uns Diakonus Schirlitz aus Gebesee auf Grund der Worte des Herrn Mark. 13, 33—37 zu treuer Wachsamkeit.

Am Abend saßen die in Dietendorf übernachtenden Brüder noch längere Zeit in traulichen Gesprächen über kirchliche Zeitverhältnisse und Fragen des Pfarramtes beisammen. Paul Gerhards Abendlied machte den Beschluß.

Nachdem am zweiten Tage der Vorsitzende die Morgenandacht über Jes. 6 gehalten hatte, folgte die Besprechung einiger von Past. Hünnecke aus Hausömmern gestellten Thesen über das Verhalten des evangelischen Predigers bei Leichenreden.

„Aber ihr habt ja die Denkschrift des Ev. O.-K.-Raths mit keinem Worte erwähnt! Warum hat sich Dietendorf nicht an Gnadau angeschlossen?"

Die Eingangs des Berichts erwähnte Zusammensetzung der Conferenz läßt wol Austausch der Gedanken zu, ja sie fördert denselben; aber wenn es sich um kirchliche Thaten handelte, hat sich der Umstand schon oft hindernd geltend gemacht, daß hier Preußen und Nichtpreußen zusammen tagen. Darum müssen wir in der Regel auf solche verzichten. Bei dieser Zusammensetzung die Denkschrift besprechen zu lassen, wäre Taktlosigkeit und Impietät gewesen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche **zwei Nummern**, deren Ausgabe wo es verlangt wird **wöchentlich**, sonst aber in brochirten Heften **monatlich** stattfindet.

Der Preis für jedes **Semester** ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — **Bestellungen** nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und **sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.**

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn **Herausgeber** selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete **nicht eilige** Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an **uns** durch Vermittlung unseres Commissionärs in **Leipzig**, des Herrn Buchhändler **Rud. Hartmann**, versehen mit der Bemerkung: **Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin**, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 62. Die Zukunft des Jüdischen Volkes. II. 733
Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. II. 738
Beilage. 741
Nachrichten. Die lutherische Conferenz in Bielefeld 748
— 63. Die Zukunft des Jüdischen Volkes. III. 749
— 64. Die Zukunft des Jüdischen Volkes. III. (Schluß) 757
Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. II. (Fortsetzung) . . 658
Beilage. 764
Nachrichten. Die lutherische Conferenz in Bielefeld. (Fortsetzung) 767
— 65. Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. II. (Fortsetzung) . . 773
— 66. Ueber Bibelstunden. I. 781
Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. II. (Fortsetzung) . 787
Beilage. 789
Die Rechtfertigung als Princip der evang.-lutherischen Kirche und die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union 790
Nachrichten. Die lutherische Conferenz in Bielefeld. (Schluß) 794
— 67. Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. II. (Fortsetzung) . 797
Nachrichten. Bitte aus Kischinew in Bessarabien 804
— 68. Gebete über Worte der heiligen Schrift 805
Die Rechtfertigung als Princip der evang.-lutherischen Kirche und die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union. (Fortsetzung) 808
Beilage. 813
Die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths vom 18. Februar 1867. II. (Schluß) . . . 818
— 69. Der Chorgesang im Evangelischen Gottesdienste. IV 821
Nachrichten. Thüringer Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf 826
— 70. Die Rechtfertigung als Princip der evang.-lutherischen Kirche und die Rechtfertigung als Princip der kirchlichen Union. (Schluß) 829
Bedenken gegen den Aufsaz: „Die Sünderin" 834
Beilage. 837
Wandernde Arbeiter 838
Nachrichten. Thüringer Pastoral-Conferenz zu Neudietendorf. (Schluß) 842

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 4. September. № 71.

Diderot.

Diderot's Leben und Werke. Von Karl Rosenkranz. Leipzig, Brockhaus, 1866.

I.

„Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum, wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von Ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschäzbar ist." (Goethe an Zeller, 9. März 1831.) Dieses Wort des alten Großmeisters hat Rosenkranz als Motto an die Spitze seines umfangreichen Buches gesezt; und es könte dasselbe einem den Mut nehmen, frei und unumwunden von Goethe's Schüzling zu reden, da doch Niemand gern ein Philister sein möchte. Dennoch muß es gewagt werden. Wir können und dürfen es nicht ruhig mit ansehen, wenn einem Diderot irgend ein Heroentum oder Prophetentum beigelegt wird, sei es nun von Goethe oder von Rosenkranz oder einem ihrer Nachredner in Journalen und Feuilletons. Nent ihn Goethe „unschäzbar", so acceptiren wir in einem gewissen Sinne dieses Wort: Diderot ist ein unschäzbares Spiegelbild seiner Zeit; wir verstehen dieselbe, wenn wir ihn verstehen. Und auch diese Zeit will ja verstanden werden; denn wir haben jeder Zeit ihr Recht zu lassen, wie wir von der Zukunft erwarten, daß auch sie uns das unsrige lasse. — Was damals in Frankreich oder vielmehr in Paris geschah, „geschah nicht in einem Winkel, sondern auf hochgelegener Stelle. Verborgen und verhüllt können jene Dinge auf keine Weise werden; um sie zu besiegen, um ihnen zu widerstehen, ist der erste unumgänglich notwendige Schritt, sie zu sehen und zu begreifen. Wir haben einen Acker umzupflügen, auf welchem noch heute die Stoppel ihrer Ernte steht."*) — Man nent das 18. Jahrhundert, dem Denis Diderot (1713 bis 1781) nicht blos angehörte, sondern das er, so weit es in Frankreich verlief, fast nach allen Seiten hin repräsentirte, das philosophische oder das Jahrhundert der Aufklärung. Wir lassen den Namen stehen; nur denke man bei dem Wort „Philosophie" nicht an eine stille, ernste, sich vertiefende Geistesarbeit, wie sie in demselben Jahrhundert von Leibnitz und Kant, in diesem von Fichte, Schelling und Hegel auf deutschem Boden geübt worden ist, auch nicht an eine Critik, die, wie Rosenkranz sagt, „mit der Reformation begonnen, und hier ihr Selbstverständnis erreicht habe." Es heißt die Reformation total misverstehen, wenn man sie als den Anfang von einem solchen Ende ansieht. Die Reformation hat nur den Schutt weggeräumt von einem festen Grunde, um darauf Gold und Silber und edles Gestein zu bauen, das Zeitalter Ludwig's XV. aber war eine „Brandfackel- und Brechstangenperiode", in der man nicht blos das faul und modrig Gewordene, woran es in Frankreich allerdings nicht fehlte, wegriß und zusammenbrante, sondern die freche Hand an Alles legte, was nicht blos durch sein Alter ehrwürdig, sondern seinem Wesen nach groß, edel und heilig war. Es war nicht „ein Schluß, den das 18. Jahrhundert aus den Prämissen des 16., als des der kirchlichen Reform, und des 17., als des aus derselben entsprungenen politischen Reform zog." Die Revolution ist nicht eine Consequenz der Reformation, sondern ein Abfall von derselben, die „allgemeinen Menschenrechte" nicht erbaut auf dem Grunde der ewigen Gottesordnungen, welche Luther und Calvin an Stelle der Menschensatzungen errichteten, und wenn der Dogmatismus sich in den seichten Deismus aufgelöst hatte, um in dem bodenlosen Sumpf des Atheismus zu verlaufen, so war das keine organische Entwickelung, sondern ein fauliger Auflösungsproceß — Doch wir haben den Kreis der „Philosophen", die dem Zeitalter den Namen gaben, und in dem Diderot eine so hervorragende Stellung einnimt, etwas näher zu betrachten. Den Mittelpunkt desselben bildet doch wol Voltaire, „von allen Franzosen der französischste", vor dem sich selbst Diderot als seinem „Herrn und teuern Meister" neigte, dessen „écraser l'Infame" nicht blos den Jesuiten gegolten, sondern als Sturmfahne vorangetragen wurde bei jedem lustigen Werk der Zerstörung. Neben ihm d'Alembert, jedenfalls der Würdigste in der ganzen Brüderschaft, ein ruhiger, ernster Geist von großer Vielseitigkeit, seiner Gesinnung nach mehr nach England hinüberneigend, der sich wenigstens in seinen Schriften von der Frivolität seiner Genossen noch am fernsten hielt und sich von der Encyclopädie, deren Mitbegründer und Mitarbeiter er gewesen, gewiß nicht blos darum abwandte, weil er in ihr kein

*) Vergl. Thomas Carlyle ausgewählte Schriften — Artikel „Diderot" — deutsch von Kretschmar — S. 81 — jedenfalls das Geistvollste, was über D. geschrieben worden ist.

Evangelium und keine himlische Offenbarung sah, sondern nur ein ungeheures Lexicon in Folio, für welches er „„ohne Vergütung““ nicht Leib und Leben wagen wollte, — sondern weil ihn die große Lüge anekelte, welche, wie wir später sehen werden, durch die Spalten derselben hindurchging. — In weiterer Ferne und dem Kreise der „Philosophen“ kaum noch angehörend der arme Jean Jacques, sich selbst nicht verstehend und darum von aller Welt misverstanden, sich selbst anklagend und doch ganz voll von sich selbst, die ganze Welt in seinen Träumen umfassend und doch menschenfeindlich, ein Lobredner des ursprünglichen Naturlebens und doch mit tausend Ketten an ein verfaultes Culturleben gekettet, seine Religion darin suchend, daß er jede Religion verwarf, — kurz ein Leben voll ungelöster Dissonanzen, aber in seinem vergeblichen Ringen nach Harmonie immerhin unserer Teilnahme nicht unwert. — Nach ihm unser Landsmann Baron Grimm, als armseliger Bursch nach Frankreich eingewandert, aber von Rousseau protegirt und in den Kreis der Philosophen eingeführt als Tyran le Blanc, fein weiß und roth geschminkt, denselben bald beherschend, ja mit seinem „Philosophengeschwäz“ bis in die hyperboräischen Lande hin herschend, indem man an dem Kaiserhof der Katharina, der nordischen Cleopatra und in der Königsburg des großen Friedrich auf seine Orakelsprüche lauschte, „ein Herz, welches stets den rechten Plaz zu finden wußte, nämlich den Marktplaz, wo es für den Meistbietenden immer zu haben war.“ — Auch an dem wolgenährten Generalpächter Helvetius dürfen wir nicht vorübergehen, der halb Sybarit, halb Metaphysiker mit seinem de l'Homme und de l'Esprit die große Bibel des Unglaubens mit vielen Folioseiten vermehrte. — Endlich Baron Holbach, welcher der aufgeklärten Welt in seinen 40 — 60 Bänden atheistischer Philosophie eine höchst unschmackhafte Speise, dagegen seinen Freunden zu Paris und auf seinem Landsiz Grandval treffliche Diners gab, die noch dazu durch freche Gotteslästerung und unfläthige Zotenreißerei gewürzt wurden. — In einem solchen Kreis von Philosophen durften die Philosophinnen natürlich auch nicht fehlen, jene Meisterinnen „im Harflechten, Goldumhängen und Kleideranlegen“, mit jedem Schmuck angethan, nur nicht mit dem „des verborgenen Menschen mit sanftem und stillem Geiste, welcher köstlich ist vor Gott“, hin- und hergeworfen zwischen Metaphysik und Koketterie, Natur und Mode, Wißbegier und Eitelkeit, in der Schamlosigkeit aber die Männer noch überbietend. Von der Art waren die Frau Baronin in Grandval, so wie die Damen Châtelet, Epinay, Espinasse u. A. — Dieses edle Corps war damals unbestritten die geistige Hauptmacht nicht blos in Paris, sondern soweit man die Parole von der Seine her respectirte, und das war ja damals ein weites Gebiet, wo man von einem „Mond-Versailles“ redete. Allerdings fehlte es in Paris selbst nicht an Gegenmächten, aber es waren dieselben in ihrem Innersten schon gebrochen oder wenigstens gelähmt. Hier die Jesuiten, denen die Sterbeglocke schon geläutet wurde, und die alternde Sorbonne, deren früher so gefürchteten Machtsprüche damals schon verspottet wurden, dort eine Regierung, die im Stadium

altersschwacher Hinfälligkeit begriffen, den trüben Strom des Zeitgeistes zu beherschen oder in ein begränztes Bett zu leiten durchaus unfähig war. *)

Die specielle Selsorge.**)

I. Der Selsorger.

Die specielle Selsorge ist die Ergänzung aller amtlichen Verrichtungen, die dem Pastor obliegen. Wenn die Predigt sich an die Gesamtheit der Gemeinde wendet, so die specielle Selsorge an den Einzelnen. Wenn bei Trauungen, Taufen, Begräbnissen und bei der Beichte der Geistliche zu einem bestimten

---

*) Charakteristisch für die Haltlosigkeit der Regierung gegenüber dem Philosophismus ist folgende auch von Rosenkranz wiedergegebene Anekdote: Herr von Malesherbes schreibt an Diderot, um ihn zu warnen, und teilt ihm mit, daß er nächsten Tag Befehl geben werde, alle seine Papiere wegnehmen zu lassen. „Unmöglich“, antwortete D., „juste ciel! wie soll ich sie sortiren, wie soll ich sie verbergen — innerhalb vierundzwanzig Stunden?“ — „Schicken Sie sie zu mir“, antwortet Herr von Malesherbes! Und dorthin wurden sie gesendet, unter Schloß und Siegel, und die hungrigen Häscher finden nichts, als leere Schubkasten.

**) Der Kampf um die großen Angelegenheiten der Kirche, um das Bekentnis und die Verfassung, nimt in unsern Tagen die Gemüter in dem Grade in Anspruch, daß wirklich die Gefahr nicht fern liegt, daß die eigentlich notwendigen Arbeiten leicht könten hintenangesezt oder geringschätzig beurteilt werden. In den Zeitschriften ist mit Recht der Kampfplaz für die Zeitfragen eröffnet. Wenn nun auch die Ev. K. Z. sich nicht dagegen verschlossen hat, so hat sie doch auch zu allen Zeiten über das Schwert nicht die Kelle vergessen. Die gewissenhafte Treue in der Arbeit gibt auch erst dem Pastor die Befähigung und das Recht, sich ein Urteil zu bilden und bei dem Kampfe sich zu beteiligen. Es hat die Kirche schon viel Schaden gelitten durch die, die, wenn auch immerhin in guter Meinung, von Theorien ausgehend reformiren wollen; sie können nur Formen schaffen, in denen kein Leben ist. Es ist viel leichter, über Union und Verfassung absprechend zu schreiben und zu reden, als in der Gemeinde durch treue und stille Arbeit das Leben zu erwecken und zu pflegen. Je mehr Einzelne und auch ganze Stände sich von der Kirche abwenden, desto dringender wird die Aufgabe, die Verirten zu suchen und zurückzuführen, das aber geschieht gewiß nicht durch abgedrungene Concessionen, die man ihnen hinwirft, oder durch Aenderungen in der Verfassung, sondern vielmehr durch rechte Anwendung der Gnadenmittel und durch fleißige und unermüdliche Ausübung der Selsorge. Dadurch dient der Pastor am Besten der guten Sache, und ebnet die rechten Wege, in denen doch allein die Wahrheit zum Siege und die Verfassung zum Leben komt. Er überläßt es dann auch gern denen, die eben dazu Zeit haben, oder zu haben meinen, mit oft unreifen und unpraktischen Plänen sich zu beschäftigen. Der Herr aber ist es endlich selbst, der seine Kirche regiert, und die ihm in der Treue im Kleinen dienen, gehen dahin im Frieden.

Kreise, und bei besonderen Veranlassungen mit einem Teile der Gemeinde zu reden oder zu verhandeln hat, so sucht die specielle Selsorge den Einzelnen auf, und ihre Aufgabe ist, denen nahe zu kommen, die sich entweder der Predigt entziehen, oder sie nicht hören können, oder die ganz besonders der Leitung, der besondern Warnung und des besonderen Trostes bedürfen. Es liegt in der Natur der Selsorge, daß sie überwiegend der Freiwilligkeit anheimfällt. Wenn auch der Geistliche verpflichtet ist, die Kranken zu besuchen, so hört doch die eigentliche Bedeutung der Selsorge auf, sobald von der einen oder der andern Seite ein anderer Zwang, als der, den die Liebe und Treue auferlegt, geübt wird. Um die Glieder der Gemeinde zu nötigen, sich der Selsorge zu unterwerfen, sind zwar allerlei Rathschläge gegeben, z. B. das Recht der Vorladung, regelmäßig wiederkehrende, formell gewordene Hausbesuche u. dergl., aber jeder ältere und erfahrene Pastor weiß, daß dadurch wenig und in seltenen Fällen überhaupt etwas gewonnen wird.

Es gibt auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens Persönlichkeiten, die mit besonderen natürlichen Gaben und Anlagen ausgerüstet sind, um in ihrem Berufe mehr zu leisten, als Andere. Man kann nicht von Jedem fordern, daß er das könne, was einem Andern möglich ist. In der Amtsführung des Geistlichen gibt es kein Gebiet, auf dem die Persönlichkeit so vollständig und allein zur Geltung komt, als in dem, was man specielle Selsorge nent, und wenn Regeln und Vorschriften überhaupt wenig helfen, so ist es hier ganz besonders der Fall. Es sei zuerst die Rede von der Person des Geistlichen, der zur Ausübung der Selsorge berufen ist, und von den Hindernissen, die er zu überwinden hat. Unerläßlich ist die Forderung, die er an sich selbst machen muß, daß er in der Gemeinde in Achtung und Ansehen stehe, nicht allein bei denen, die sich zur Kirche und zum Sakrament halten, sondern auch bei denen, die weltlich und gottlos leben. Es ist damit nicht gesagt, daß die Leute ihn loben, und namentlich mit dem Inhalte seiner Predigten zufrieden sein sollten, sondern, daß in der Gemeinde sich die Ueberzeugung bildet, daß der Mann es ehrlich und treu meine, daß er nicht das Amt verwalte um der Einkünfte willen, sondern daß es ihm eine Freude ist, zu helfen und zu rathen. Das Wort hat seine Kraft nicht in sich selber, sondern vielmehr durch die Autorität, die hinter dem Worte steht. Das Urteil über den Geistlichen wird immer ein sehr verschiedenes sein, Einige rühmen ihn, Andere tadeln ihn; aber auch die Unzufriedenen müssen gezwungen werden, seinem Charakter und seiner Gesinnung eine gewisse Anerkennung nicht zu versagen, so daß, wenn auch die Lügen und Verleumdungen, die verbreitet werden, gerne gehört, doch im tiefsten Grunde des Herzens nicht geglaubt werden. Die Kinder der Welt haben für fremde Fehler und Schwächen ein sehr scharfes Auge, und sie vergrößern die Gebrechen des Geistlichen besonders gerne, weil ihnen das zur Entschuldigung dient, wenn sie die Kirche nicht besuchen. Ein Pastor, der in dem Rufe des Eigennutzes und der Selbstsucht steht, findet, wenn er auch für die Kanzel schöne Gaben hätte, doch keinen Eingang für die Ausübung der Selsorge.

Wenn der Apostel als Regel hinstellt: „So viel an Euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden“ — so ist damit gewiß nicht gesagt, daß man um des Friedens willen solle fünf gerade sein lassen, daß man zu den Sünden und Schanden schweigen, oder sie verschleiern und zudecken solle, sondern nur, daß man nicht um seiner eigenen Ehre, seines Vorteils und seines Rechtes willen Zank und Streit anfange; wo es aber des Herrn Ehre gilt oder des guten Namens und des Rechtes des Nächsten, da darf man nicht auf Kosten der Wahrheit einen falschen Frieden suchen. Der Pastor muß in der Vorschrift, die der Herr seinen Jüngern gibt: „Ich sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern, so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und so Jemand mit dir rechten will, und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel“ — nicht eine übertriebene, in der Wirklichkeit ganz unmöglich zu leistende Forderung sehen, sondern vielmehr die gewaltigste und schärfste Waffe gegen die irdisch gesinte und eigennützige Welt. Ein Pastor hatte in seinem Garten einen Baum, der gar schöne, rothe Aepfel trug. Sein Nachbar, ein böser, diebischer Mensch, stahl ihm in einer Nacht die meisten. In der Schule sah der Pastor, daß des Nachbars Sohn von den Aepfeln saß, und erfuhr auch von dem Knaben, daß sein Vater zwei Körbe voll habe. Der Pastor ging nach Hause, pflückte den Rest der Früchte ab, legte sie in einen großen Korb und befahl der Magd, sie dem Nachbar mit einem schönen Gruß zu überbringen. Hätte er den Mann verklagt und er wäre bestraft worden, so wäre ihm das Herz des Mannes wol auf lange Zeit verschlossen geblieben, und wahrscheinlich würden die Aepfel ihm im künftigen Jahre wieder gestohlen worden sein. In dieser Weise aber schämte sich der Nachbar so, daß er nicht einmal den Mut hatte, sich zu bedanken. Im folgenden Jahre blieben des Pastors Aepfel verschont.

Sehr zu beklagen ist der Geistliche, wenn er gezwungen ist, mit Einzelnen oder mit Mehreren in der Gemeinde wegen der Gebühren für Amtshandlungen, oder wegen anderer Abgaben und Leistungen, als Meßkorn, Landpacht, Fuhren u. dgl. in Unfrieden zu gerathen. Es wird wol andern Leuten nicht verdacht, daß sie ihre Rechte wahrnehmen, aber der Pastor soll sich Alles gefallen lassen. Wie es überall gemisbilligt wird, daß Eltern und Kinder im Prozeß leben, so auch, wenn der Pastor mit seinen Pfarrkindern im Streite steht. Daher wird auch von Leuten, die eben nicht Feinde des geistlichen Amtes sind, der Vorschlag gemacht, den Pastor so zu stellen, daß er, wie in der reformirten Kirche, sein festes Gehalt beziehe, und ganz unabhängig von der Gemeinde stehe. Die Erfahrung aber lehrt, daß alle Ablösungen, Fixirungen und Erbpachten zum Nachteile der Pfarren ausschlagen und besonders den kommenden Geschlechtern die Einkünfte geradezu unauskömlich werden lassen. Ein junger Geistlicher muß im ersten oder in den zwei ersten

Jahren um solcher Dinge willen keinen Streit anfangen, und erst der Gemeinde Zeit lassen, sich ein Urteil über ihn zu bilden, so daß wenigstens die Besseren und Verständigeren sich von seiner Nachsicht und Friedensliebe überzeugt haben. Am leichtesten entstehen immer dergleichen Zerwürfnisse da, wo Reformirte und Lutheraner zusammen wohnen, weil eben die Reformirten keine Accidenzgebühren zu entrichten haben und die Pastoren das geringe, und für unsere Zeitverhältnisse zu geringe Gehalt aus anderweitigen Fonds beziehen. Man muß sich sehr bereit zeigen, den wirklich Armen die Gebühren zu erlassen, und auch denen, die darum bitten, wenn es auch zweifelhaft ist, ob die Not sie dazu veranlaßt, gerne glauben, was sie als Entschuldigung anführen. Es komt nur darauf an, daß sie ihre Verpflichtung anerkennen und sich wenigstens bedanken. Wenn aber die Unsitte einreißt und der böse Wille das Nichtbezahlen zur Sitte machen will, so bleibt eben nichts anderes übrig, als den Arm der Obrigkeit anzurufen. Ein Geistlicher, der einen reichen Vorgänger im Amte gehabt hatte, der zuerst die Gebühren erlassen und die Säumigen nie erinnert hatte, mußte es schwer empfinden, daß er fast gar keine Accidenzien erhielt. Er versammelte einst die besten und zuverlässigsten Mitglieder aus der Gemeinde aus allerlei Ständen und legte ihnen die Liste vor von denen, die in den zwei Jahren nicht bezahlt hatten, sprach sein Bedauern aus, daß er zulezt werde gezwungen werden, zu klagen, bevor er aber das thue, wolle er von ihnen erfahren, welche von den Schuldnern füglich nicht zahlen könten. Die Leute wunderten sich, daß dieser oder jener in Rest geblieben sei, und da der junge Pastor in der kurzen Zeit sich die Liebe und das Vertrauen erworben hatte, und am wenigsten im Verdacht stand, daß er sein Amt als ein Mann verwalte, der mehr auf die Einnahme, als auf die Arbeit bedacht sei, so erreichte er seinen Zweck, indem im ganzen großen Dorfe viel darüber gesprochen wurde. Etliche kamen und zahlten, Andere enschuldigten sich und versprachen die Schuld abzutragen, und so stellte sich die Ordnung bald her.

Wenn auch der Geistliche von dem Mute, den die Erfüllung der Pflicht ihm gewährt, beseelt sein muß, so darf doch auch die Weisheit und der Takt ihm nicht fehlen. Durch Ungeschick und Unbeholfenheit wird leicht mehr verdorben, als ausgerichtet. Die Gabe, sich in fremde innere Zustände hineinzudenken und den rechten Anknüpfungspunkt zu finden, wird nur gewonnen, wenn er die verschiedene Aeußerung und die List der Sünde kennen gelernt und die Wege des heiligen Geistes treulich erforscht hat. Er muß vor allen Dingen selbst in der fortgehenden Zucht des heil. Geistes stehen und ein offenes Ohr haben, sich auch bei seinen Arbeiten und im Umgange mit den Menschen zurechtweisen zu lassen. Der Geistliche muß niemals zur Selsorge sich anders anschicken, als er habe denn zuvor angezogen den Rock der Gerechtigkeit; den können aber nur die tragen, die da wissen, daß sie arme Sünder sind, die durch den Glauben an des Herrn Jesu Kreuz Vergebung empfangen haben, er muß sich immer zuerst zu den Füßen Dessen setzen, der die Seinen unterrichtet in der Sanftmut und Demut, dadurch wird das Mitleiden und die Liebe zu dem schwachen, fehlenden und irrenden Bruder gewirkt. Die Gemeinde besteht aus lauter armen Sündern, die noch unter der Barmherzigkeit Gottes stehen. Der Geistliche soll allen verkündigen den Sünderheiland und ihnen sagen: Komt, es ist Alles bereit. Die Sele ist oft gebunden mit starken Banden des Unglaubens und mit den Stricken der Leidenschaften und Begierden, und dichte Finsternis umgibt sie. Man kann in der Gemeinde wol unterscheiden zwischen erweckten und todten Gliedern, oder auch solchen, die eine Erkentnis des Heils haben, und solchen, die in grober Unwissenheit stehen, aber das Gleiche ist und bleibt doch, daß sie Alle der Gnade und Hilfe bedürftig sind. Das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit ist aber sehr verschieden.

Dadurch, daß der Geistliche verpflichtet ist, auf den Wandel Anderer Achtung zu geben, ist er in großer Gefahr, sich selber aus den Augen zu verlieren, und je schärfer das Auge wird, fremde Gebrechen zu erkennen, desto leichter wird es blind gegen die eigenen. Dazu komt die Gefahr, daß die amtliche Stellung und die Pflicht ihn nicht dagegen schüzt, daß er die Unkirchlichen aus persönlicher Gereiztheit, weil sie eben sein Amt und seine Predigt gering achten, nicht um ihrer selbst willen aufsucht und ihnen nachgeht, und daß die verlezte Eitelkeit oder ein falsches Amtsbewußtsein im Hintergrunde liegt. Wenn der Herr zu seinen Jüngern sagt: „Wer euch verachtet, der verachtet mich“ — so ist nicht jeder Geistliche in der Lage, dies Wort für sich geltend zu machen. Pastoren, die geringe Gaben für die Predigt haben, erfahren es wol, daß einige Mitglieder der Gemeinde in benachbarte Kirchen gehen, in denen das Wort in einer Weise verkündigt wird, die ihnen mehr zusagt, und wo sie mehr Erbauung finden. Wenn nun auch die Motive, die die Leute bewegen, auswärts zu gehen, nicht immer ganz lauter sein mögen, so thut doch der Geistliche sehr unrecht, wenn er deshalb sich von ihnen zurückziehen oder gar sie hart beurteilen wollte. Als ein Prediger eben aus der Kirche kam, sah er, daß sein Nachbar angespant hatte, um im nächsten Dorfe dem Gottesdienste beizuwohnen, wo ein sehr begabter junger Geistlicher predigte. Er ging zu ihm heran und fragte, ob er wol noch einen Plaz auf dem Wagen übrig habe, seine Frau habe den Wunsch, den neuen Pastor zu hören, er würde selbst gern hinüberfahren, wenn er nicht nach dem Filiale reisen müsse. Der Bauer war gern bereit, die Frau Pastorin mitzunehmen und mußte sich wenigstens überzeugen, daß sein Pastor nicht gereizt sei.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 7. September. № 72.

Frau von Krüdener.

La baronne de Krüdener par M. Capefigue. Paris 1866.

Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. Luc. 7, 47.

Die Krüdener-Literatur ist neuerdings durch die oben genante Biographie bereichert worden. Dieselbe ist leichtfertig gearbeitet, denn ihr Verfasser ist ein Vielschreiber, und noch dazu ein französischer, enthält aber doch eine Reihe interessanter Daten, die wol geeignet sind, namentlich auf den innern Entwicklungsgang der Frau von Krüdener ein zum Teil neues und eigentümliches Licht zu werfen.

Barbara Julie von Wietinghoff ist zu Riga in Kurland im Jahre 1764 geboren. Sie selbst gab vor, 1769 geboren zu sein. Sie that dies, wie unser Gewährsmann das Factum generalisirend meint, „par une coquetterie de femme." Ihre Mutter, eine geborne Münich, erholte sich von den Sorgen der Wirtschaft des Abends am Spieltisch. Ihr Vater, aus altem deutschen Geschlecht, reichbegütert, adelsstolz, verstand sich nicht nur auf Brantweinbrennerei, sondern hatte auch Sinn für Kunst und Wissenschaft. Es gereichte ihm zur Genugthuung, zu bemerken, wie von seinen fünf Kindern wenigstens Julie seinen Geist geerbt zu haben schien. Dieselbe konte im dritten Jahre lesen und schreiben. Im achten sprach sie Deutsch und Französisch gleich geläufig. Ein neunjährig Kind machte sie sich an das Latein, und zwar mit solchem Eifer, daß sie bald im Stande war, den Virgil zu lesen. Was sie an diesem Propheten des Heidentums besonders anzog, war seine Vertrautheit mit den Geheimnissen der unsichtbaren Welt, der Duft heidnischer Mantik, mit dem seine Aeneide gewürzt ist. Außer im Virgil buchstabirte sie noch im Buche der Natur. „Die Einsamkeit des Meeres, seine tiefe Stille, sein mächtiges Brausen, der unstete Flug des Eisvogels, sein melancholischer Ruf, der trübe, sanfte Schimmer des Nordlichts, all dies nährte das unbestimte und schwärmerische Sehnen meines jungen Herzens." Bibel und Katechismus gelangten selbstverständlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auch in Kurland nicht in die Hände der Kinder. „Ich will lieber, daß mein Conrädchen Tauben rupfe, als den Katechismus lerne", hat Salzmann gesagt. Julie hat als Kind nie erfahren, daß sie und auf wen sie getauft war. Umgeben von Luxus und Reichtum ist sie christlich verwildert aufgewachsen. In physischer und intellectueller Hinsicht nent sie sich selbst später ein Wunderkind. Inwiefern sie sich durch ihre frühreife Lese-, Schreib- und Sprachfertigkeit dazu qualifizirt, lassen wir dahin gestellt sein, nur das scheint bemerkenswert, daß sie bei ihrem Wissenstrieb schon in früher Kindheit vorwiegend die Lust am Wunderbaren und Geheimnisvollen zu befriedigen suchte. Die zukünftige Frau kündigt sich schon im Kinde an. Es hat schon im Kinde keimartig geschlummert, was später in der Frau zur Blüte kam.

Der Unsitte seiner Zeit und seines Standes gemäß begab sich der Baron von Wietinghoff mit seiner jungen, halberwachsenen Tochter nach Paris, um daselbst ihre Erziehung zu vollenden. Es war das Paris des 18. Jahrh., trunken von Encyclopädie und Plaisir. Man ging zu Hofe bei den Frei- und Spottgeistern aus Voltaire's und Diderot's Geschlecht, die Aristokratie voran. Auch der Baron von W. eröffnete einen Salon des Unglaubens und der Frivolität. Büffon, d'Alembert, Marmontel gehörten zu seinen Hausfreunden. Zu den Füßen dieser Herren saß, die Stickluft ihrer geistreichen Causerien athmete Julie, „das lebhafte, reizende Geschöpf mit den blauen, schwärmerischen Augen und den aschfarbnen Locken", „dem schönen schlanken, polnisch-kurländisch gewundenen und geschlungenen Wuchs." Büffon nante sie nur „un mélange de la Velleda du nord et de la Vénus grecque."

Aber merkwürdig, die Encyclopädisten scheinen an dem geistreichen Mischling doch keine besonders empfängliche Jüngerin gefunden zu haben. Ihr wälscher Esprit wollte in dem nordischen Kinde nicht recht verfangen, zum großen Leidwesen des Vaters. Julie ging ihren eignen Weg. Sie ertrug es gern, daß man sie bewunderte ob ihres Geistes und ihrer Kentnisse. Sie tanzte, sang, musizirte und zeichnete mit großer Virtuosität. Mehrmals versuchte sie sich an den sibyllinischen Gestalten der Loggien des Raphael. Es war ihr eine überraschende Entdeckung, zu vernehmen, wie die Natur nichts als ein hölzerner Mechanismus, alle Religion ein listiger Betrug und alle Religiosität eitel Schwärmerei sei, aber dabei (man erfährt nicht recht, wo das eigentlich plözlich herkomt) betete sie des Morgens und des Abends, sehnte sich aus Paris hinweg in die nordische Heimat, aufs Land, um da durch Wald und Feld zu streifen in ausgelassener Freude und dann — träumerisch in den Kreuzgängen eines Klosters über das Leben der Mönche nachzudenken.

In Riga finden wir sie wieder, bewundert, gefeiert, eine

glänzende Salonerscheinung und noch dazu eine reiche Erbin. Ein Mann, den sie nicht liebt, wirbt um die Hand der Sechzehnjährigen. Die Aeltern sagen zu. Die Tochter wird krank, betet ernstlich zu Gott, und als sie genesen, hat sich die Sache wieder zerschlagen. Zwei Jahre später wurde sie mit dem Baron von Krüdener verlobt, einem gelehrten Diplomaten in Diensten der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Weit gereist, mit Gellert bekant, mit Rousseau befreundet, war er bereits zwei Mal geschieden und zwanzig Jahre älter als seine Braut. Die Altersverschiedenheit war demnach groß, aber größer noch die Charakterverschiedenheit; jene unbedenklich, diese um so bedenklicher. Der Baron von Krüdener eine fertige und straffe, aber durchaus nüchterne und schwunglose Natur, ein gewiegter Geschäftsmann und was man sonst wol einen noblen Charakter zu nennen pflegt; Julie unfertig, gährend, suchend, hochfliegenden Geistes, voll religiöser Anwandlungen und undisciplinirter Gefühle. Es lag nichts weniger in ihren ungewöhnlichen Träumen, als eine Convenienzheirat, das gewöhnlichste von Allem. Sie kam gleichwol zu Stande und damit der erste Act der Tragödie.

Dem immensen Herzen seiner jungen Gemalin konte Herr v. K. keine genügende Befriedigung gewähren. Ihren Kopf zu erhellen ließ er sich angelegen sein. Aber die beiderseitigen geistigen Interessen gingen zu weit auseinander. Aeußerlich verbunden war und blieb man innerlich getrent. Herr v. K., Minister von Kurland, vergrub sich in die Geschäfte seines Büreaus und grübelte in Grotius und Pufendorf über geeignete Argumente nach, um den Engländern die prätendirte unbedingte Herschaft zur See streitig zu machen. Frau v. K ihrerseits gab sich in ihrem Boudoir nicht minder ernsten Studien hin. Tanz, Theater und Gesellschaft füllten ihre Zeit so wenig aus wie ihr Herz, und so vertiefte sie sich denn, einer angebornen Neigung folgend, in die Lectüre von allerhand mystischen, cabbalistischen und theosophischen Schriften, die in Gestalt alter schweinsledener Folianten noch lange nachher in Mitau und Riga als ihre Lieblingsbücher aufbewahrt und gezeigt wurden. Man bezeichnet sogar eine 50 Seiten starke historische Abhandlung über die Geisterwelt als in jener Zeit entstanden und von ihr herrührend. In derselben heißt es: „Wenn bedeutende Thatsachen durch zahlreiche Zeugnisse bestätigt werden müssen, so gibt es gewiß keine, die besser bezeugt wäre, als die Welt der Geister. Der christliche Glaube hat es mit Engeln, Erzengeln und Dämonen zu thun. Auf jedem Blatt der Bibel begegnen wir himlischen Erscheinungen. Aegypten hatte seine Mysterien, Griechenland desgleichen zu Eleusis. Jamblichus, ein berühmter Philosoph der alexandrinischen Schule, sagt: Die Erscheinungen der Geister sind analog ihrer Wesenheit. Der Anblick der Götter ist tröstlich, der der Erzengel erschrecklich, der der Engel weniger erschrecklich, der der Dämonen entsezlich. — Ulysses, Pompejus, Cäsar, der Kaiser Julian hatten Geistererscheinungen. Die Platoniker lehrten verschiedene Gattungen von Geistern. Nach Cicero's Zeugnis hatte jeder bedeutende Mensch seinen besondern Schuzgeist. — Der nämliche Glaube findet sich in der nordischen Mythologie. Die Edda erzählt von bösen Feen. Bei den Picten und Bretonen, in den Höhlen des Zauberers Merlin wohnten Frauen mit doppeltem Blick. Im Mittelalter wurden die Gespensterersheinungen häufiger, wie die Chroniken berichten. Das schrille Pfeifen des Windes durch die Mauerspalten eines verfallnen Thurmes — es war der Klageton einer verdamten Sele. Im Kloster St. Alban gingen Klosterfrauen ohne Kopf um. Mitten in Deutschland, in Ungarn, in der Wallachei sogen Vamphyre den Jungfrauen das Blut aus, um sich damit zu nähren. — Die orientalische Magie war im Mittelalter eine der populärsten Wissenschaften. Der Teufel machte die klarsten Köpfe verwirrt. Die Reformatoren des 16. Jahrh., Luther sogar, bestätigten die Gewalt des Teufels. „„Ich erwache plözlich““, sagt Luther, „„um Mitternacht, und siehe, der Teufel hub an mit mir zu disputiren.““ In Shakespeare's Macbeth prophezeien die Hexen:

Macbeth ist sicher, bis der Birnamwald
Empor Dunsinans hohen Hügel wallt
Zu feindlichem Sturme.

So viel ist gewiß, schließt Frau v. K., des Menschen Natur hat sich nie verändert; nur die Ideen gestalten sich um, Gefühl und Einbildungskraft bleiben dieselben. Es gibt eine Welt, die wir mit unsern Augen noch nicht vermögen zu erkennen.“

Lüstern einen Blick zu thun hinter den Vorhang, der zwei Welten von einander trent, machte sie sich gleichzeitig an das Studium Cagliostro's, dieses glänzenden Betrügers, dem das stolze Jahrhundert des Unglaubens und der Aufklärung wie ein leichtgläubig Kind mit offenem Munde zustaunte. Ebenso interessirte sie lebhaft der Schwabe Mesmer in Paris, der in seiner Dissertation „sur l'influence des planètes“ die Welt für einen großen Magneten erklärt hatte, der sein mineralisches und animalisches Fluidum den lebenden Wesen mitteilt — und der nun die gelangweilte und zerstreuungssüchtige Pariser Gesellschaft zur Abwechselung seinen thierisch-magnetischen Curen unterwarf und durch allerhand Manipulationen so lange einschläferte, bis sie in den Zustand des Hellsehens gerieth.

Vorläufig (1785) ging die junge Frau mit ihrem Gemal nach Venedig, er als russischer Gesandter, sie in weniger ernsten Angelegenheiten. In ihrem Roman Valerie, auf den wir in Paris kommen werden, sagt sie von Venedig: „Ueberall Ueppigkeit und Trägheit. Man liegt in den Gondeln, die über die Wellen hingleiten. Man liegt in den Logen, wo die entzückenden Töne der süßesten italischen Kehlen dem Ohr schmeicheln. Man verschläft einen Teil des Tages. Des Nachts ist man in der Oper oder in den sog. Cazies. Der St. Markusplaz ist Nachts der Sammelplaz der Vornehmen, Tags der Aufenthaltsort des Pöbels. Hier folgen sich Schauspiel auf Schauspiel. Die Kaffeehäuser gehen ohne Unterlaß auf und zu. Die Buden breiten ihre Schätze aus. Dazu der Lärm auf dem nahen Quai, die Gruppen von Dalmatiern und Slavoniern, die Barken, die alle Früchte der Inseln auslanden, die majestätischen Gebäude —

sieh den italischen Himmel das alte Grau der Denkmäler mit zarten Tinten malen, höre den Ton der Glocken sich in den Gesang der Gondoliere mischen, und diese ganze Welt, ein Augenblick — alle Kniee beugen, alle Köpfe neigen sich gottesfürchtig; eine Prozession zieht vorüber. Schau nach der zauberisch schönen Ferne. Es sind die Alpen Tyrols, welche von der Sonne vergoldet das Gemälde umrahmen." Es war ein Leben alle Tage herlich und in Freuden, und auch der Purpur und die köstliche Leinwand fehlten nicht. Die junge russische Gesandtin war bald in aller Munde. Wenn sie sich schaukelte auf dem canale grande in ihrer mit Elfenbein ausgelegten Gondel, wenn sie phantastisch gekleidet auf dem Markusplaz promenirte, einen Schwarm junger Patrizier hinter sich, — so hätte es nur noch eines Titian oder Paul Veronese bedurft, um das reizendste Gemälde auf Leinwand zu verewigen. Es war eine Art Maturitätsprüfung weiblicher Eitelkeit, welche Frau v. K. in Venedig glänzend bestand, um später die Hochschule Paris beziehen zu können. Die Weltdame machte in Venedig einen merklichen Fortschritt. Auch an einer Liaison fehlte es nicht, die jedoch, freilich ohne ihr Verdienst, noch zur rechten Zeit ein Ende nahm. Und doch — wie Neander im Eisenbahncoupé Kirchenväter, so studirte Fr. v. K. mitten im Strudel der alten Dogenstadt syrische und chaldäische Schriftzeichen. Sie wohnte zu diesem Zweck über einen Monat in unmittelbarer Nähe des nämlichen Mönchsklosters, in welchem Lord Byron ein Vierteljahr lang orientalische Sprachstudien getrieben hat.

In einigen Biographieen wird behauptet, Frau v. K. habe ihren Mann aufrichtig geliebt. Nur das schmerzliche Gefühl von ihm nicht verstanden zu werden habe erkältend auf sie eingewirkt. Thatsache ist, daß Herr v. K. es endlich für angemessen fand, sich, wenn auch ohne förmliche Ehescheidung, von einer Frau zu trennen, die seinen Namen und sein Vermögen gleichmäßig compromittirte. Man teilte sich in die zwei Kinder, die sie ihrem Gatten geboren. Der Vater behielt den Sohn, die Mutter ging mit der Tochter erst zu ihren Eltern nach Riga, dann — nach Paris.

Viel hatte sich hier geändert seit ihrem ersten Debut. Der unterminirte Boden der Gesellschaft war zusammengebrochen. Der Schreckensregierung war das Directorium gefolgt und mit ihm eine Zügellosigkeit des Fleisches ohne Gleichen. Auf üppigen Festen ergözte sich eine sehr gemischte Gesellschaft reich gewordener Lieferanten und griechisch costümirter Frauen an schamlosen Tänzen und Gesängen. Man war des Blutdunstes überdrüssig, wollte vergessen, sich vom Schrecken erholen. Die schöne Kurländerin kam wie gerufen. Sie entzückte, electrisirte durch den Zauber ihres Wesens. Sie schlürfte begierig aus dem dargereichten Taumelkelche. Bald war sie verstrickt in allerhand Liebesnetze. Aber Paris bot noch mehr. Das Reich der Jakobiner hatte ein Ende, aber die Zeichendeuter, die Wahrsager und Geisterbeschwörer, die sich wie die Adler überall sammeln, wo ein Aas ist, die ein gottlos Geschlecht in schwerer Zeit aus sich erzeugt und denen es notwendig anheimfällt — die lebten noch, wenn auch für die Herren vom Directorium nicht in der Weise ein Bedürfnis, wie für die vormaligen Blutmenschen. Die Gegenwart war noch immer unsicher und despotisch genug, und wenn auch Gott der Herr wieder eingesezt war, so glaubte man doch noch immer besser als von ihm von der Wahrsagerin Lenormand über die unsichere und verborgene Zukunft berathen zu werden.

Wie wir Frau v. K. bereits kennen, wird sie sich nicht ohne ein gewisses sympathisches Behagen auch in diesen Irrgarten des Pariser Lebens hineinverloren haben. Es war in der That so. Ohne ihrer Reputation als Weltdame viel zu vergeben schloß sie einen intimen Freundschaftsbund mit Nikolaus Bergasse, einem der eifrigsten Schüler Mesmers, und der in seinen Schriften zu beweisen suchte, daß der Somnambulismus alle andern Wissenschaften entthronen würde, weil er der degenerirten Menschheit neue, jugendliche Lebenskräfte zuführe. Bergasse war bald am tiefsten eingeweiht in die Geheimnisse ihres Herzens und des Salons à la Mesmer, den sie in der rue de Clery etablirte, teils um in demselben ungestört magnetisch experimentiren zu können, teils auch um daselbst — oft auf den Knieen — nachzudenken über ihre Triumphe im Palast des Directoriums und den Luxemburg-Gärten.

Was sie suchte, fand sie freilich weder hier wie dort, weil es nicht da war, wo sie es suchte. Uebersättigt und doch leer verließ sie Paris und begab sich wieder nach Kurland. Aber lange war ihres Bleibens in der Heimat abermals nicht. Nach flüchtiger, erfolgloser Begegnung mit dem lange vergessenen Gatten begab sie sich wieder auf die Wanderschaft, um nun mehrere Jahre hindurch in Deutschland, der Schweiz, dem südlichen Frankreich ziellos und heimatlos umherzustreifen, immer getrieben von der Sucht zu glänzen und wär's auch nur durch ihren mimischen Tanz „voll Schwermut und Heiterkeit, voll Trägheit und Lebhaftigkeit", wie ihn Fr. v. Staël beschreibt, immer das Herz voll verzehrender Unruhe, voll fruchtloser Reue und todtgeborner guter Vorsätze. Dazwischen starb ihr Gemal am Schlage (1802). Sie machte sich bittre Vorwürfe über ihre Pflichtvergessenheit, legte Trauer an und hielt bald darauf von Neuem ihren Einzug — in Paris.

Die Physiognomie der Pariser Gesellschaft hatte sich abermals merklich verändert. Unter dem strammen und militairischen Consulat hatte man angefangen, sich literarischen Interessen zuzuwenden. Der Salon der Frau v. K., der veränderten Luftströmung folgend, gestaltete sich demnach mehr literarisch. Die Schriftsteller Bernhardin de St. Pierre, Verfasser von Paul und Virginie, Chenier, Benjamin Constant frequentirten denselben. Man versuchte das Mögliche in der Schriftstellerei, und das war unter dem Consulat — der Roman, die lezte Zufluchtsstätte vorsichtiger Opposition gegen den ersten Consul. Wer sich einen Namen machen wollte, ließ einen Roman vom Stapel. Und so kündigte denn auch Frau von Krüdener eines Abends in ihrem Salon an, daß sie damit umgehe, ein schöngeistig Werk, zugleich den Roman ihres eignen

Lebens, von sich zu geben unter dem Titel: Valérie. (Vollständig: Valérie, ou lettres de Gustava de Linar à Ernest de G.... 1803). Das ist der Inhalt des Romans: Ein junger Mensch stirbt aus Liebe zu einer jungen Frau, der er, die ihm nicht angehören kann. In Bezug auf die Entstehung desselben bemerkt ein gleichzeitiger bissiger Kritiker, bei ihrer lebhaften Einbildungskraft und noch lebhaftern Eitelkeit habe sich Frau v. Kr. mit der Illusion getragen und alles Ernstes erzählt, Europa sei wie besät mit den Schlachtopfern ihrer Liebe; zuverlässig wären es deren mindestens sechs; „das sechste ist zwar noch nicht ganz todt, aber das thut nichts; der Arme ist in Lausanne und wird's nicht lange mehr treiben."

Uebrigens malt Frau v. K. in der Valerie wirklich ein Verhältnis aus, das ihr einst selbst teuer gewesen war. Eine Frau erzählt den Triumph einer Frau, und welch einen Triumph! Gleichwol, erhoft die Verfasserin von ihrem Roman eine vollständige Sittenverbesserung für die französische feine Welt, zu der sie übrigens selbst gehörte, so muß derselbe troz seiner unsittlichen Grundlage doch Momente enthalten, welche den ausgesprochenen sanguinischen Zweck wenigstens begreiflich finden lassen. Ja noch mehr. Der Verfasser einer Abhandlung über Frau v. K. in den „Zeitgenossen" (Band III. 1818) verlangt weiter nichts, als daß man den Roman nur einiger Aufmerksamkeit würdige, um neben der schwärmerischen und überspanten Anlage desselben auch dies zu erkennen, daß die ganze Ausführung schon überall zeuge von einem stillen Aufschauen zum Himmel, der nur in Liebe sich verkündet, von einer großen Verehrung der Geheimnisse der christlichen (kathol.) Religion und einem großen Hange zu einem beschaulichen Leben. Der unbekante Recensent ist demnach sogar geneigt, in der Valerie die ersten Vorboten der nun bald folgenden Bekehrung der Frau v. K. zu erblicken. Nur freilich will dazu, äußerlich betrachtet, zweierlei nicht recht stimmen: Einmal die raffinirte Reclame, die sie für ihren Roman teils selbst besorgte, teils durch ergebene Freunde besorgen ließ und die krankhafte Sucht sich gehuldigt zu sehen für ein Werk, das ja immerhin besser war als viele seinesgleichen; sodann der anstößige Lebenswandel, den sie vor wie nach fortführte. Im Glanze und auf dem Gipfel ihres Schriftstellerruhms vergrößerte sie den Kreis ihrer Freunde und Bewunderer, gab in ihrem Salon glänzende Feste, Concerte, theatralische Vorstellungen — und das Alles noch dazu unter dem Einflusse und der Direction eines wilden und leichtfertigen Menschen, des Sängers Garat. Er war das lezte Opfer, welches zu ihren Füßen — nicht starb, ihr vielmehr statt dessen eine heilsame und gründliche Demütigung bereitete. Während sie ihn zu beherschen glaubte, wurde sie von ihm vollständig beherscht. Und dazu rühmte er sich seiner Siege öffentlich. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft. So lange hatte sie ein sündhaftes Spiel mit Herzen getrieben, bis man mit ihr spielte. Die Lection war empfindlich, aber sie wirkte. Mit der frivolen Liebelei hatte es von nun an ein Ende — für immer. Frau v. K. überließ sich fortan wieder mit ausschließlicher Vorliebe ihren ekstatischen und visionären Neigungen. Die Augen leuchtend zum Himmel gerichtet, wie im Anschauen der Herlichkeit Gottes verzückt, eine Inspirirte, so fand man sie nun oft in ihrem Salon. Die Philosophen nanten's die Caprice einer alten Kokette, mit deren Reizen es zur Neige gehe. Bergasse machte ihr die Freude, sie mit der heil. Theresia zu vergleichen. Sie betete dafür mit ihm gemeinsam in einem Zimmer, das sie eigenhändig mit rothem Damast ausgeschlagen und ganz nach Art einer katholischen Kapelle eingerichtet hatte. An den Jahrestagen der Märtyrer, während der kirchlichen Festzeiten verbreiteten daselbst wolriechende Kerzen einen süßen, berauschenden Duft. Dazwischen hatte Bergasse Visionen. Er schaute eine, dem blöden Auge verschlossene Welt der abgeschiedenen Selen, die mit den Menschen in Rapport stehen, der guten und bösen Engel. Er war es auch, der zuerst von einer Mission der Frau v. K. redete, die darin bestehen sollte, die Völker aufzuklären über ihre erhabenen Aufgaben.

Nicht zunächst um diese ihre Mission anzutreten verließ sie im Frühjahr 1804 Paris und ging nach Riga zu ihrer Mutter. Ihre Rolle war zu Ende. Sie war schon seit Monaten des Treibens müde gewesen in der großen Sündenstadt. Welch ein Leben lag hinter ihr! Ein weiblicher Faust, in der Begierde schmachtend nach Genuß und im Genuß verschmachtend vor Begierde, so war sie umhergezogen in der Fremde. Und wie kehrte sie heim! Blasirt, entwürdigt in ihren eigenen Augen, der Welt entbehrlich, mit sich selbst zerfallen, das Herz verödet, der Kopf wüste wie nach einer durchschwärmten Nacht. Ihr Gemütszustand fing an bedenklich zu werden. Julie bedarf der Zerstreuung, dachte die Mutter. Mit dem abgenuzten Wegkraut der Concerte, Theater und Bälle versuchte sie die Wunde der Tochter zu heilen. Heutzutage würde sie vielleicht nach Hoff'schem Malzextract geschrieben haben. Aber die alten Mittel schlugen nicht mehr an. Nach jeder neuen Dosis wurde der Tochter nur übler zu Mute. „Ist denn keine Salbe in Gilead? oder kein Arzt nicht da? Warum ist denn die Tochter meines Volkes nicht geheilet?" (Jerem. 8, 22.)

Wir stehen somit vor dem schwirigen, vielfach erörterten Kapitel von der Bekehrung der Frau v. K. Capefigue gestattet sich, an demselben in bescheidener Entfernung mit einigen verbindlichen Redensarten vorüberzuschlüpfen. Die Romanschriftsteller, die sich der Frau v. K. mehrfach als einer willkommenen Beute bemächtigt haben, helfen sich so, daß sie einen verticalen Strich durch ihr Leben ziehen und schlankweg decretiren: In's 18. Jahrh. gehört die Weltdame, die junge, kokette Schöne, die eitle und genußsüchtige Schriftstellerin, die Frau der Salons, die in tausend Liebesnetze verstrickte — und in's 19. Jahrh. gehört die Fromme, die Mutter des Volks, die bleiche, abgehärmte Gestalt, die zu den Füßen des Gekreuzigten niedergegossen liegt, die Predigerin, die Wallfahrerin, die Märtyrerin, die Frau im grauen Ueberrock mit dem unscheinbaren weißen Häubchen über dem schlicht gescheitelten Haar. Auf der Grenzscheide der beiden

Jahrhunderte vollzieht sich demnach ihre Bekehrung ganz einfach, wie man einen Rock wechselt, und der weibliche Janus ist fertig. — Nach der gewöhnlichen Annahme ist sie bekehrt worden während ihres Rigaer Aufenthaltes durch einen Schuhmacher der Brüdergemeinde, den der Herr ihr sandte, nachdem er sich seine Zeit ersehen hatte, und der sie in einer ähnlichen Herzens- und Gemütsverfassung fand, wie Ananias den Saul in Damaskus. Durch ihn wurde sie bei den Brüdern eingeführt, die sie nun weiter in geistliche Pflege nahmen. Baur, der diese ganze Bekehrungsgeschichte in seinen „Geschichts- und Lebensbildern" Band II S. 258 ff. ausführlich mitteilt, macht dazu mit einem französischen Sprüchwort die Bemerkung: „En peu d'heures Dieu labeure." Wir möchten auf die Bekehrung der Frau v. K. lieber das deutsche Sprüchwort anwenden: „Gottes Mühlen mahlen langsam". Ihre Bekehrung ist ein Wunder wie jede Bekehrung, doch aber nicht das Werk weniger Tage und Wochen, vielmehr die reife Frucht ihres ganzen bisherigen Lebens. Capefigue sagt: Le mysticisme fut la grande influence de sa vie. Er versteht nach seiner Terminologie unter Mysticismus den Glauben an eine überirdische Geisterwelt, die in das Irdische hereinragt. Von diesem Glauben sehen wir Frau v. K. vom Anfang an beherscht. Sie beruft sich für denselben, und mit vollem Recht, ausdrücklich auf die heil. Schrift. Nichts war ihr gewisser als dieser Glaube. Aber losgelöst von der heil. Schrift führte er sie notwendig hinein in das Labyrinth phantastischer Spekulationen und praktischen Aberglaubens. Davon kann indeß eine unsterbliche Sele nicht leben. Solche Dinge füllen das Herz, aber sie nähren nicht. Sie können eine Zeit lang täuschen über den Mangel des Glaubens, aber sie ersetzen ihn nicht. Sie können dem Herzen vorübergehend einen Blick eröffnen in das Treiben der Welt mit seiner ganzen Hohlheit und Nichtigkeit, aber eine Kraft der Heiligung, sittlichen Halt gewähren sie nicht, am wenigsten gegenüber solchen Versuchungen, wie ihnen Frau v. K. ausgesezt war an den Brutstätten der Sünde, unter leichfertigen Gesandschafts-Attachés, Literaten, Sängern, Comödianten. Was that sie nun? Hausbackne Naturen, die weder warm noch kalt sind, ohne alle Energie im Guten und im Bösen dämmern und duseln zwischen Himmel und Hölle dahin in aller Selenruhe abwartend, wo sie zulezt ankommen werden, wenn sie nur ihr gutes Auskommen und an Sonn- und Feiertagen einen längeren Spaziergang haben. Das befriedigt sie schon. Tiefere Gemüter, geistesmächtige, idealgerichtete Menschen duldet's nicht im Flachlande des materiellen Behagens, der respektablen Bürgerlichkeit, des gesunden Menschenverstandes; sie steigen auf die Berge in der dunkelen Ahnung, daß von da die Hülfe komt. Frau v. K. war solche Bergsteigerin. Im Sturm und Drang ihrer suchenden Sele erklomm sie eine falche Höhe nach der andern, erreichte den Gipfel feiner Geistes- und Weltbildung, ausgesuchter Koketterie, glänzenden Schriftstellerruhms, hellsehender Verblendung, mystischen Selbstbetrugs, und was entdeckte sie überall? Statt des erhoften grünen Berggipfels, da gut sein ist, und da sich die Sele eine Hütte bauen kann, eine kahle, starre Eismasse.

„Sie suchte nur sich selbst, und darum entfernte sie sich immer mehr von Gott", bemerkt ihr Biograph Charles Eynard. Wir sind nicht der Meinung, als ob sie bisher nur sich selbst gesucht. Die Eitelkeit, die Selbstsucht, der Selbstcultus bezeichnen nur die eine Seite ihres Wesens. Hand in Hand damit geht das beständige Suchen und Ringen, von sich loszukommen, ihr sündhaftes Ich Gott vor die Füße zu legen. Daß sie in diesem Ringen über das Stadium blühender aber fruchtloser guter Vorsätze, überschwänglicher frommer Empfindungen und Redensarten nicht hinauskam, das ist nicht zu verwundern. Es wird jedem so ergehen, der den Versuch macht, sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe zu ziehen.

„Ich habe an tausend Klippen Schiffbruch gelitten", sagt Frau v. K. Sie vergleicht sich oft mit der großen Sünderin Maria Magdalena. Gleichwol, zu ihren sittlichen Verirrungen kommen schon vor ihrer Bekehrung religiöse. Sie war nie ein Freigeist. Aber wo sollte sie Befriedigung suchen für ihre religiösen Bedürfnisse? Die Bibel kante sie kaum, und wenn sie dieselbe gekant hat, so erging's ihr wie dem heil. Augustinus: „Mein Hochmut widerstand ihrer Demut; mein Blick drang nicht in ihr Innerstes. Ihre Art ist es, mit dem Kinde zu wachsen, aber ich wollte kein Kind sein." Um das Stroh des rationalistischen Kirchenchristentums genießbar zu finden, dazu hatte sie einen zu gebildeten Geschmack. So stellte sie sich mit den Illuminaten, mit den Inspirirten und Geistersehern des 18ten Jahrhunders neben die Kirche und Gottes Wort, in dem Glauben an eine fortgehende göttliche Offenbarung außerhalb der heil. Schrift den Frieden und die Versöhnung freilich vergeblich suchend.

Nach alle dem kann kaum noch überraschen, was endlich in Riga erfolgte. Da sie sich Gott am fernsten glaubte in der Unruhe und Angst ihres Herzens und Gewissens, war sie ihm am nächsten. Nach vierzigjähriger Wüstenwallfahrt am Jordan angekommen, bedurfte es für sie nur noch eines: „siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt," und sie hatte gefunden. Die Abkehr von der Welt war bereits geschehen, es bedurfte nur noch der Hinkehr zum Herrn. Elend und jämmerlich, arm, blind und bloß fühlte sie sich schon längst je mehr und mehr, es bedurfte nur noch des barmherzigen Samariters. Nach dem Vater hatte sie schon immer gefragt, es bedurfte nur noch des Sohnes als der rechten Antwort. Die treibenden Keime

der Gnade, die endlich zum Durchbruch kam, liegen zerstreut in ihrem ganzen vergangenen Leben.

Im Sommer 1806 begann das Wanderleben von Neuem, als ein neues, nach Art der ersten Jünger am Niederjordan, die ja auch alsbald auszogen um Selen zu werben für den Messias, welchen sie gefunden hatten (Joh. 1, 41). Sie begab sich zunächst nach Deutschland. In den Häusern der Könige, in den Palästen der Großen sah man sich nicht wenig erstaunt mit der Heldin und Verfasserin der Valerie in christliche Gespräche verwickelt über das Eine, was not ist. In den Königsberger Lazarethen, die sie mit der Königin Louise besuchte, in den Brüdergemeinden zu Kleinwelke, Herrnhut und Berthelsdorf erschien sie als ein willkomner Gast. Daneben vertiefte sie sich in Gottes Wort und schrieb Briefe, in Würtemberg freilich wegen ihrer Verbindung mit den Herrnhutern, vielleicht auch aus politischen Ursachen bereits unter Aufsicht der Polizei, welche die gefährlichsten confiscirte und verbrante. Und doch macht, was sie in dieser Zeit that, redete und schrieb, noch durchaus den Eindruck christlicher Nüchternheit, wiewol es ihr auch schon jezt gelegentlich begegnet, daß sie den Kehrbesen in die Hand nimt, und die Straße kehrt zum beschämenden Beispiel für eine Magd, die sich so niedriger Arbeit schämt.

Ihre ekstatische Natur besann sich sozusagen erst wieder auf sich selbst durch die Berührung und den Verkehr mit Jung Stilling in Karlsruhe, dem Pfarrer Oberlin im Steinthal und dem Pfarrer Friedrich Fontaine in St. Marien. Von den beiden ersteren genügt es die Namen zu nennen. Sie sind hinlänglich bekant. Frau v. K. kam zu ihnen als zu Geistesverwandten. Zu ihren Füßen saß sie noch als eine Schülerin, aber von lauschender Empfänglichkeit und seltener Gelehrigkeit und von Haus aus schon leidlich fundirt in den Geheimnissen der Geisterwelt. Daß sie sich alsbald der Schule entwachsen und zu einem besonders auserwählten Rüstzeug im Reiche Gottes berufen glaubte, dies zu bewirken war dem Pfarrer Fontaine vorbehalten. Derselbe war in den Ruf wunderthätiger Heiligkeit gekommen durch eine besondere Gebetserhörung, die er während des Gottesdienstes vor versammelter Gemeinde erfahren. In Folge davon bald umdrängt von einer wundersüchtigen Menge konte er der Versuchung nicht widerstehen, durch unlautere Mittel seinem Rufe noch mehr Relief zu verleihen. Er bediente sich dazu einer somnambulen Bäuerin, Maria Kummer, die im Zustande des magnetischen Hellsehens mit Geistern verkehrte und den Himmel und die Zukunft offen vor sich sah, eine Seherin und Prophetin. Als Frau v. K., deren Besuch die Kummer im Voraus angekündigt, bei Fontaine erschien, empfing sie derselbe mit den Worten: „Bist du, die da kommen soll, oder sollen wir einer andern warten?" Die Mission, welche ihr die Kummer anwies, bestand darin, in Gemeinschaft mit Fontaine, als einem erwählten Apostel, zu wirken für die Bekehrung der Welt. Bald war sie völlig in den Händen Fontaine's und seiner Prophetin, und zwar für eine Reihe von Jahren. Sie opferte diesen Menschen einen Teil ihres Vermögens, sie fühlte sich glücklich in ihrer Gemeinschaft. „Ich bin", schreibt sie in dieser Zeit an eine Freundin, „ich bin die glücklichste von allen Kreaturen. Ich habe im eigentlichen Sinne des Worts Wunder erlebt; ich bin eingeweiht in die tiefsten Geheimnisse der Ewigkeit." Daß sie Betrügern in die Hände gefallen sein möchte, hat sie gleichwol geargwöhnt, aber nur widerwillig und vorübergehend. Größer als ihr Argwohn war immer die Dankbarkeit gegen Fontaine. Denn von ihm empfing sie den lezten entscheidenden Impuls zu dem Berufe, durch die Predigt des Wortes vom Kreuz, durch Thaten selbstverleugnender Christusliebe und durch das Mittel der Prophetie auf den Gang des Reiches Gottes und der Weltgeschichte einzuwirken.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Oldenburg.

I.

Oldenburg ist das erste Land, welches mit seiner Vergangenheit brechend die absolute Majorität zur Grundlage der Kirchenverfassung machte. Die Kirchenverfassung von 1849 beseitigte das landesherliche Kirchenregiment und jede Beschränkung der Glaubens- und Gewissensfreiheit, sei es durch Bekentnisschriften, sei es durch kirchliche Anordnungen und Einrichtungen. Die revidirte Verfassung von 1853 stellte das Kirchenregiment des Großherzogs wieder her und erklärte die Uebereinstimmung der evangel.-lutherischen Landeskirche mit den Bekentnissen der Deutschen Reformation, vornehmlich der Augsb. Confession. Im Uebrigen blieb das Majoritätssystem in Geltung.

Die Gliederung vollzieht sich nach folgendem Schematismus: Als Basis die allgemeine Gemeindeversamlung, in der jeder Confirmirte das Stimmrecht besizt. Denn einige bürgerliche Beschränkungen kommen nicht in Betracht, und die sittliche, „wer durch Religionsverachtung oder unehrbaren Lebenswandel öffentlich Aergernis gibt, ist vom Stimmrecht ausgeschlossen", ist ausdrücklich für zur Zeit unausführbar erklärt worden. Neben der allgemeinen die engere Gemeindeversamlung der Grundbesitzer für Geldangelegenheiten. Jene wählt durch Stimmenmehrheit den Gemeindekirchenrath aus ihrer Mitte, unumschränkt, denn daß sie bei der Wahl ihr Augenmerk auf Männer von gutem Ruf und kirchlichem Sinn zu richten habe, scheint nur Anstands halber im Gesetze zu stehen, und ist ohne practische Bedeutung; diese wählt ebenso für Geldangelegenheiten den Kirchenausschuß. Vorsitzender des Kirchenraths ist der Pastor oder nach officiellem Sprachgebrauch der „Pfarrer"; der Ausschuß wählt seinen Vorsitzenden. Jeder Kirchenrath wählt aus seiner Mitte zwei „Kirchenälteste" zur jährlichen Kreissynode, in der auch die Pastoren Siz und Stimme haben, so daß sie zu $\frac{1}{3}$ aus Geistlichen, zu $\frac{2}{3}$ aus Laien besteht. Die Kreissynode besizt nur berathende Stimme, ihre Beschlüsse gehen an den Oberkirchenrath zu beliebiger Verwendung. Die 7 Kreissynoden wählen 12 geistliche und

17 weltliche Abgeordnete zur alle drei Jahre zusammentretenden Landessynode, unumschränkt aus allen Kirchengenossen, denen der Großherzog 5 nach eignem Ermessen hinzufügt, so daß die Landessynode aus 17 geistlichen und 17 weltlichen, aber auch aus 12 geistlichen und 22 weltlichen Mitgliedern bestehen kann. Bisher ist möglichst das Verhältnis von 2 geistlichen zu 3 weltlichen Mitgliedern gewahrt worden. Die Landessynode ist das eigentliche Centrum der ganzen Maschinerie. Sie beschließt über Alles, mit Ausnahme des Inhalts der Bekentnisse, und nichts kann ohne sie beschlossen werden. Ihre Beschlüsse hat, sobald sie vom Großherzoge genehmigt worden, der von diesem ernante Oberkirchenrath, in dem wenigstens 2 Geistliche sitzen müssen und 3 sitzen können, als verwaltende Behörde auszuführen.

Die Pfarrer sind „die geistlichen Vorsteher der Gemeinden" und werden von der allgemeinen Gemeindeversamlung aus 3 vom Oberkirchenrathe vorgeschlagenen Geistlichen gewählt. Vereinigen sich nicht ¾ der anwesenden Stimmen auf Einen der Vorgeschlagenen, so ernent der Großherzog auf Vorschlag des Oberkirchenraths. Man sieht, diese Verfassung ist demokratisch genug, allem hierarchischen Gelüsten ist gründlich Thür und Thor versperrt, und die Stimme des Volks komt zu ihrem Rechte, wie die Zeit es will. —

Fragt man nun, was hat diese Verfassung in den 17 resp. 13 Jahren ihres Bestehens geleistet, so ist in der Kürze die Antwort: Es ist halt Alles beim Alten geblieben, nur daß es etwas mehr Geld kostet. Die Landessynoden decretiren Gesetze, sie werden erlassen, der Oberkirchenrath führt sie aus, es wird darüber von den Kirchenräthen berichtet, und — jeder thut was er will und kann.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Thätigkeit und practische Bedeutung der Kirchenräthe, der Kreissynoden und der Landessynode.

Die Kirchenräthe haben ihrer Aufgabe, das kirchliche Leben der Gemeinden zu fördern, durchaus nicht entsprochen. Sie sind auch weder willens, noch im Stande, ihr zu entsprechen, da sie zum großen Teile aus unkirchlichen Männern bestehen. Sie sind factisch eine rein weltliche Behörde, welche die äußern Angelegenheiten der Gemeinden, das Rechnungswesen, die Bauten u. dergl. im Ganzen mit Verstand und Besonnenheit besorgt. Vor der Verfassung that dies der Kirchenvorstand und der zugleich bürgerliche und kirchliche Gemeindeausschuß unter dem Vorsitze des weltlichen juristisch gebildeten Amtmanns. Daß dem Lezteren die Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten entzogen worden, ist kein Schade, die Pastoren verständigen sich mit ihren Gemeindegliedern besser und bringen es weiter, als da noch jene fremdartige Gewalt dazwischen war, durch welche das naturgemäße trauliche Verhältnis leicht eine büreaukratische Färbung erhält.

Es ist zwar, auch in öffentlichen Kundgebungen, viel Aufhebens von einer That des Kirchenraths der Stadt Oldenburg gemacht worden. Hier wurden vor mehreren Jahren am Sontag Morgen unkirchliche Uebungen, wir meinen, es waren Theaterproben, angestellt. Die competente Behörde wollte nicht Abhilfe schaffen. Da wandte sich der Kirchenrath durch eine Deputation an den Großherzog, und der wolwollende Fürst stellte den Unfug sofort ab. Er würde dasselbe gethan haben, wenn unter der abgeschafften Verfassung die Pastoren oder das Consistorium ihn darum gebeten hätten. Aber es gab in der liberalen Stadt einen Schein von Glorie, grade in einer Angelegenheit vorzugehen, die den Großherzog betraf. Daß der Sontag überhaupt in der Stadt sehr stark geschändet wird, scheint der Kirchenrath nicht zu sehen, wenigstens hat er dagegen nichts unternommen. Dies ist das einzige Lebenszeichen, welches in den 17 Jahren ihres Bestehens von den Kirchenräthen bekant geworden ist. Die ernstlichen und wolgemeinten Bemühungen mehrerer Pastoren, die Kirchenräthe zu einer geistlichen und kirchlichen Thätigkeit zu bringen, haben sich als fruchtlos erwiesen.

Größeres Interesse bieten die jährlich auf 1 oder 2 Tage zusammentretenden Kreissynoden. Sie haben zwar nur berathende Stimme, aber da auf ihnen auch die gläubigen Pastoren und kirchlich gesinte Laien zu Worten kommen, so ist neben viel thörichtem Geschwäz manches treffliche und mutige Wort gefallen, welches nicht ohne Segen bleiben wird. Diese Kreissynoden möchten noch eine Zukunft haben.

Desto gefährlicher erweist sich die Landessynode. Es sind zwar einige erfreuliche Beschlüsse durchgesezt worden. Ein Bußtag ist eingeführt, die Gottesdienstordnung etwas gebessert, das Reformationsfest auf den 31. October verlegt, die Geistlichen sind vom Gebrauche des erbärmlichen Lehrbuchs von 1798 beim Religionsunterrichte befreit, es sind Collecten für Mission, Gustav-Adolf-Verein ꝛc. eingeführt worden, was alles ebenso gut ohne Synoden hätte geschehen können. Aber diese guten und heilsamen Beschlüsse stehen sehr vereinzelt da. In der Regel wird leeres Stroh gedroschen, dann wieder werden ganz unkirchliche und schädliche Beschlüsse gefaßt. So ist durch Beschluß mehrerer Synoden nach harten Kämpfen die verderbliche und skandalöse Predigerwahl eingeführt worden, in Folge deren das Studium der Theologie so abgenommen hat, daß der Oberkirchenrath alljährlich aus allen Teilen Deutschlands fremde Candidaten herbeizuziehen genötigt ist, welche die Weise und selbst die Sprache unsers Volkes nicht verstehen, während früher Ueberfluß an Theologen war. Und wie viele Gemeinden wären ihre „Pfarrer" gern wieder los, die sie sich aufgeladen haben! Ferner sind von der Synode die bedeutenden kirchlichen Armenfonds der bürgerlichen Gemeinde überantwortet, und ist den Pastoren der Vorsiz, den sie bis dahin hatten, und selbst das Stimmrecht in der Armencommission entzogen worden. Nur die Erlaubnis, den Sitzungen der jezt bürgerlichen Behörde berathend beizuwohnen, ist ihnen geblieben. Die kleine Schar der kirchlich gesinten Pastoren, welche die Vorlage bestritt, wurde öffentlich verhöhnt. Gleichfalls ist die kirchliche Verlobung abgeschafft worden, die dem Geistlichen Gelegenheit gab, nicht nur das Brautpaar persönlich kennen zu lernen, sondern auch eingehend mit ihnen zu reden, und sie verpflichtete, ihnen Gottes Wort ans Herz zu legen. Durch diese schöne Einrichtung wurde schon die der Hochzeit voraufgehende Zeit der Proclamation als eine geweihte und geheiligte dargestellt. Jezt braucht das Brautpaar nicht mehr persönlich zu erscheinen, es schickt durch den Knecht, oder wen es will, die erforderlichen Bescheinigungen, und wird proclamirt. Dabei ist auch der Anfang gemacht worden, den Parochialzwang zu durchbrechen, indem das Brautpaar zur Copulation, die sonst dem Selsorger des Bräutigams zustand, nach Gutdünken den Pfarrer der Braut oder des Bräutigams wählen kann. Alle diese Beschlüsse sind auf Antrag und Betrieb des Oberkirchenraths erfolgt, um der „Freiheit" und den Wünschen des Staats gerecht zu werden.

Für das geistliche Leben der Landeskirche haben die Synoden nichts Wesentliches gewirkt. Was noch an guten Ordnungen da war, ist meistens dahingefallen. Jeder thut was ihn gut deucht, wie zu den Zeiten, da kein Richter in Israel war. Während dessen aber geht durch die Predigt des lautern Evangeliums von Seiten einer Anzahl gläubiger Pastoren das Reich Gottes seinen stillen Gang.

Ein Brief von August Neander.

In der Zeitschrift: „Daheim" stand ein, eigentlich humoristischer, aber doch anziehender Aufsaz über: „August Neander's lezten Geburtstag." *) Angeregt von demselben fiel mir ein Brief Neander's an mich ein, — den ich dann aus meinen Papieren hervorsuchte und fand.

Da ich glaube, daß dieser Brief bei Manchen eine liebliche, erhebende Erinnerung an den teuren seligen Neander erwecken kann, so stehe ich nicht an, denselben mitzuteilen; — indem ich zur Erläuterung nur zwei Worte vorausschicke:

Ich war im Jahre 1823 in Berlin in schweren inneren Kämpfen und Anfechtungen, und ging zu dem lieben Neander, den ich gar nicht persönlich, sondern nur aus seinen Schriften kante, um mir Rath und Trost bei ihm zu holen. — Ich fand ihn unter seinen Folianten fast vergraben und in Arbeiten vertieft. — Sobald ich anfing, ihm mein Leid zu klagen, wurde er ganz Teilnahme; ging auf Alles in der liebevollsten Weise ein, und ließ es sich nach beendetem, langem, tiefbewegtem Gespräch, troz meines Sträubens, nicht nehmen, mich aus seiner Studirstube herunter zu geleiten. —

Bald darauf, als ich eines Abends einsam auf meinem Zimmer saß, erhielt ich von dem lieben Neander den nachstehenden Brief:

Mein teurer Freund! Der Gedanke an Sie und Ihren Zustand hat, seit ich Ihr warmes Herz kennen lernte, mich stets beschäftigt, und gewiß steigen meine innigsten Bitten und Wünsche zum Himmel empor, daß Der, von dem alle gute Gabe komt, und der dem zerknirschten, bedrängten Herzen stets nahe zu sein verheißen hat, Ihnen Seinen Frieden verleihe, und Ihr verwundetes Herz durch Seine unendliche Liebe, die sich uns in Christo so reichlich mitgeteilt hat, — heilen möge!! Das wird auch gewiß geschehen, wenn Sie sich nur nicht selbst quälen wollen; — statt Ihren Gedanken nachzuhängen, kindlich sich Ihm, — ohne den Sie ja Ihr Elend, — das wir Alle, als arme Sünder, mit Ihnen teilen, — gar nicht fühlen könten, — hingeben, — und von Ihm sich leiten lassen. Er hat Sie ja also geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn für Sie hingegeben, um Ihnen das ewige Leben, das Ihnen also unumstößlich gewiß ist, zu schenken. Er hat Seines eigenen Sohnes nicht verschont, sondern für Sie ihn hingegeben, wie sollte Er Ihnen, mit Ihm nicht Alles schenken?? Wer kann Sie anklagen, da Gott Sie in Christo als heilig ansehen will? Wer kann Sie verdammen, da Christus für Sie gestorben ist, und zur Rechten Gottes Sie vertritt??? Es kann Sie ja nun weder Trübsal, noch Angst, kein Zweifel, kein unwillkürlich aufsteigender Gedanke, keine Macht der Finsternis und der Hölle kann Sie trennen von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herren. —

Das sind nicht meine Worte, sondern Worte Gottes des Allmächtigen, unmittelbar an Sie gesprochen durch die heilige Schrift, der Sie also glauben und folgen müssen, dazu der finsteren Gedanken spotten; getrost und freudig im Vertrauen auf den allmächtigen Herren, aus dessen Hand Sie Niemand reißen kann, — Ihrem Berufe, den Er Ihnen übergeben hat, — nachgehen. — Kindlicher Gehorsam ist das Gott wolgefällige Opfer. —

Um Ihnen auf die Frage, ob das Lesen der „idea fidei" für Ihren jetzigen Zustand passe, mit Entschiedenheit antworten zu können, müßte ich mehr Sicherheit in dieser Sache haben, als ich habe.

Ich weiß nicht, ob Sie jezt im Stande sind, ein zusammenhängendes Buch über religiöse Gegenstände gehörig fassen zu können; ob es nicht besser wäre, hingebend aus der heiligen Schrift, abwechselnd mit den lieben Freunden, zu lesen, und sich darüber mit ihnen zu unterreden. Hängen Sie doch ja Ihren Gedanken nicht in der Einsamkeit nach; — machen Sie sich Bewegung in der Gesellschaft frommer Freunde, und reden Sie mit ihnen auch über andere, als unmittelbar religiöse Dinge. Geben Sie sich doch ja Ihrem von Gott Ihnen anvertrauten Berufe hin! Sollten Sie sich nicht auch an den lieben Professor Ritter*) anschließen können, dessen Herz Ihnen auch gewiß nicht fehlen wird.

Mit Allem, was mir unser Gott gegeben, bin ich stets zu Ihrem Dienste, mit Freuden, bereit.

Ich danke Ihnen für Ihr unverdientes Vertrauen, wünsche Ihnen nochmals von ganzem Herzen den Segen des Herrn, der Ihnen auch gewiß in dem erwünschten Maß, — wie Allen, die Ihn mit zerknirschtem Herzen anrufen, — nahe ist. —

Von ganzem Herzen der Ihrige

Neander.

Noch jezt hat der Unterzeichnete wieder mit inniger Bewegung diesen Brief gelesen, — der wol geeignet ist, ein gedrücktes Gemüt aufzurichten.

Ein alter siebenzigjähriger Militair.

---

*) Das Bild Neanders, welches dieser Aufsaz gewährt, ist aber doch in mancher Beziehung nur ein Zerrbild.

Anm. des Herausg.

*) Professor Karl Ritter, der große Geograph, mit dem der Schreiber dieses näher befreundet wurde.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 11. September. № 73.

Die specielle Selsorge.

I. Der Selsorger.

(Schluß.)

In der Verbindung der Wolthätigkeit und Armenpflege mit der speciellen Selsorge liegt eine große Schwirigkeit. Wenn die Armen zum Geistlichen kommen, so gebrauchen sie gern den Schein der Frömmigkeit, um bei ihm ein geneigtes Ohr zu finden, und ehe sie sagen, was sie eigentlich wollen, sucht jeder in seiner Art das Mitleid dadurch zu erwecken, daß er in feinerer oder gröberer Weise sich rühmt. Am leichtesten sind die zu erkennen, die ihre Rechtschaffenheit und ihre Tugenden zuerst hervorheben und dann über ein hartes und ungerechtes Schicksal klagen. Wenn sie auch die Kirche, wie sie sagen, nicht alle Sontage besuchen, so sind sie doch sehr fromm, sie tragen aber ihre Frömmigkeit nicht zur Schau und verachten die Heuchelei; oft wollen sie auch nicht eine Gabe oder Geschenk haben, sondern wollen nur auf kurze Zeit Vorschuß haben und versprechen in starken Worten, daß sie ihre Schuld wieder zurückerstatten wollen. Andere suchen den Geistlichen zu überzeugen, daß sie eben wegen ihrer Frömmigkeit von den Wolhabenden gedrückt, zurückgesezt und verachtet werden, daß man ihnen den Verdienst entzieht, und heben dabei ihre Treue und ihren Fleiß hervor. Noch Andere, die so viel Erkentnis haben, daß die Buße des Christen vornehmste Tugend ist, klagen sich selbst an, aber doch in solcher Weise, daß sie als sehr gewissenhaft erscheinen, und entschuldigen in schlauer Weise ihre Sünden durch die Umstände und Verhältnisse. Sie berufen sich gern auf Gott, der sie kenne und wisse, daß sie ein gutes Herz hätten, gewöhnlich fehlen auch nicht die Seitenblicke auf Andere und verdächtigende Andeutungen. Viele reden gern von der Einfachheit der Landleute und denken sich, daß es so leicht sei, sie zu durchschauen; aber sie sind oft viel schlauer und listiger, als man denkt, und je weniger sie in der Form der Bildung und äußerlichen Gewandtheit auftreten, desto leichter gelingt es ihnen, den unerfahrenen Pastor zu täuschen. Wenn der Geistliche in der Lage ist, entweder aus eigenen Mitteln oder andern Fonds Wolthätigkeit üben zu können, so wird er am sichersten thun, wenn er sich genau und gründlich um die Einzelnen in der Gemeinde bekümmert und da hilft, wo die Verhältnisse und Umstände laut reden. Es ist aber viel besser, sich täuschen zu lassen, als hartherzig sich zurückzuziehen. In der Regel werden die Einkünfte des Geistlichen in der Gemeinde viel höher berechnet, als sie in der Wirklichkeit sind. Außer dem von der Steuer befreiten Acker bezieht er noch den Decem, hat die Accidenzgebühren und das Opfer bei den Amtshandlungen, der Neid und der Unverstand veranschlagt das oft zu einer unbegreiflichen Höhe. Daß aber der Pastor viele Ausgaben und auch Bedürfnisse hat, die der Bauer und Tagelöhner nicht kent, wird gänzlich übersehen. Es ist oft fabelhaft, was gefordert wird; er soll nicht allein die Confirmanden unterrichten, sondern auch noch für den Anzug zur Einsegnung sorgen; er soll nicht allein die Leichen umsonst bestatten, sondern auch noch das Geld zum Sarge hergeben. Es fehlen auch solche nicht, die eben nicht arm sind, die es aber für ganz überflüssig halten, dem Geistlichen die Gebühren für die Amtshandlungen zu bezahlen. Wenn er sie daran erinnert, oder erinnern läßt, so erheben sie ein Geschrei über die Habsucht und Hartherzigkeit des Mannes und gebehrden sich, als ob ihnen ein großes Unrecht geschehe. Wird er endlich gar genötigt, die weltliche Behörde anzurufen, so hat er sich den Zugang zu den Familien, die es angeht, auf längere Zeit oft ganz verschlossen. Je geringer die Summe ist, desto widerwärtiger wird die Sache in den Augen der Leute, und seine Gegner in der Gemeinde bestärken sie oft noch in ihren gehässigen Aeußerungen; der Pastor ist ein reicher und gutsituirter Mann, drückt aber die Leute um der wenigen Groschen willen. Es gibt aber Stellen, in denen der Geistliche fast ganz allein auf diese Gebühren angewiesen ist, und wenn die Sitte, nicht zu bezahlen, immer weiter um sich greift, ist er gezwungen, dagegen einzuschreiten, so schwer es ihm auch werden mag. Die Mitglieder der Gemeinde, die sich zur Kirche und zum Sakramente halten, sind in der Regel sehr bereit, ihre Schuld zu berichtigen. Vor allen Dingen ist es aber notwendig, daß der Pastor keinen Luxus treibe und seine Familie überwache, daß sie durch weltliches und hoffährtiges Wesen keinen Anstoß gebe und die Leute in dem Glauben stärke, daß im Pfarrhause ein reicher Mann wohne.

Es ist zwar oft mit einem gewissen Schein gesagt, daß der Geistliche auch irdische Gaben gebrauchen müsse, um bei den Armen Eingang zu finden, aber gefährlich bleibt es doch immer, und man darf die Versuchungen, die nach beiden Seiten hin darin liegen, nicht übersehen, der Pastor kann sehr leicht

durch die verhüllte Dankbarkeit für seine Gabe getäuscht, und der Arme zur Heuchelei verleitet werden. Am besten ist es, wenn die leibliche Unterstützung durch andere Hände geht. Es komt nur darauf an, in der Gemeinde die Persönlichkeit, die sich dazu eignet, zu erkennen. Geld zu leihen oder einen Vorschuß zu leisten, ist sehr bedenklich aus naheliegenden Gründen. Wenn die Leute das Geld haben wollen, ist man ihr Freund, aber wenn man es zurückfordert, wird man wie ein Feind angesehen. Auch wissen sie, daß der Pastor nicht füglich klagbar werden kann, und so lange sie ihr oft in den stärksten Zusicherungen gegebenes Versprechen nicht erfüllt haben, gehen sie dem Pastor aus dem Wege, haben sie aber endlich ihre Schuld getilgt, so fordern sie wol gar noch, daß man besonders dankbar sich erweisen soll.

Bei aller Vorsicht kann der Pastor sich oft dem nicht entziehen, daß über ihn und sein Haus Verleumdungen und Verdächtigungen verbreitet werden, zumal wenn Sectirer bei der Gemeinde Eingang suchen und finden. Ihre erste Aufgabe ist immer die, das Band, das den Pastor und die Gemeinde umschlingt, zu lockern und möglichst zu zerreißen. Bald werden misverstandene Aeußerungen auf der Kanzel benuzt, um ihn zu beschuldigen, daß er falsche Lehren verkündige, bald soll er dies oder jenes gesagt oder gethan oder unterlassen haben, wodurch er sich als untreu erwiesen habe, selbst sein häusliches Leben wird in solcher Weise besprochen, daß er als unlauter erscheint. Die Sectirer suchen immer zuerst bei den erweckten oder doch kirchlichen Gliedern der Gemeinde Eingang zu finden, und das Bedürfnis, mit dem Austritt aus der Welt etwas Besonderes sein zu wollen und sich in engere Gemeinschaft zu begeben, ist ein sehr gewöhnliches. Die Vernachlässigung in der speciellen Selsorge rächt sich in solchen Fällen am schärfsten, und gewöhnlich ist es zu spät, wenn die Versuchung schon da ist, und die Verhandlungen mit denen, die den Sectirern einmal das Ohr geöffnet haben, führen selten dahin, sie bei der Kirche festzuhalten, dienen vielmehr dazu, sie in ihren Irwegen zu befestigen. In der großen Gemeinde tritt der Einzelne mehr zurück, sobald er aber zu einer Sekte übertritt, erlangt er Ansehen und wird von der neuen Gemeinschaft geehrt, fühlt sich auch gehalten und getragen von der Liebe, die ihm entgegengetragen wird. —

Vor allen Dingen ist es notwendig, daß der Geistliche eine möglichst genaue Kentnis habe von den besonderen Irtümern, die in der Gemeinde herschen, mögen sie nun praktischer oder theoretischer Art sein. Es gibt Gemeinden, in denen gewisse Unsittlichkeiten, z. B. Unzucht, Trunksucht und Diebstahl so allgemein verbreitet sind, daß sie kaum mehr als Sünde erkant werden, und die Aufgabe des Einzelnen geht fast nur darauf hinaus, die Sünde so zu üben, daß die nachteiligen Folgen möglichst vermieden werden. Oder wenn ein Schulmeister und ein rationalistischer Geistliche den Leuten lange Jahre hindurch auf die Frage: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ die Antwort gegeben haben: „Du mußt so viel als möglich die Gebote halten“ — so sind sie weder für den Ernst des Gesetzes, noch für den Trost des Evangeliums zugänglich. Jeder hält in seiner Weise so viel als möglich die Gebote und schläft in Sicherheit den festen Schlaf, der kaum noch durch Träume beunruhigt wird. Es gibt kaum eine Lehre, die so das Gewissen außer Thätigkeit sezt, wie diese. Der Begriff des Möglichen ist so dehnbarer Natur, daß jeder sich die Sache so bequem machen kann, als er will.

Um die Einzelnen in der Gemeinde kennen zu lernen, oder ihnen näher zu treten, sind oft die regelmäßigen Hausbesuche empfohlen, und so viel sich auch dafür sagen läßt, und so oft auch der Versuch von angehenden Geistlichen gemacht ist, so haben doch die Meisten sehr bald sich überzeugt, daß Theorie und Praxis gerade in dieser Hinsicht weit auseinander liegen. Daß es in großen Gemeinden unausführbar sei, muß zugestanden werden, aber auch in kleinen Gemeinden, besonders Landgemeinden, stehen unüberwindliche Hindernisse entgegen. Der Sontag nimt die Kraft und Zeit des Pastors durch Filialreisen und allerlei Amtshandlungen in Anspruch, und in den Wochentagen ist der Tagelöhner und Bauer so sehr von früh bis spät beschäftigt, daß er keine Zeit hat, Besuche anzunehmen. Wenn aber auch dergleichen regelmäßige, geordnete und wiederkehrende Hausbesuche nicht praktisch durchführbar sind, so wird doch der Geistliche gerne da eintreten, wo ihm die Thür durch Umstände und Verhältnisse geöffnet ist, besonders eignen sich dazu die langen Abende des Winters. Auch die Familienereignisse, Krankheit, Todesfälle u. s. w. geben natürliche Veranlassung zu Hausbesuchen, nicht allein bei den kirchlichen, sondern auch bei den unkirchlichen Familien. Dahin muß es aber der Geistliche auf jeden Fall bringen, daß er in keinem Hause und in keiner Familie ein Fremdling ist, die Leute müssen wissen, daß er ein Herz für sie hat und ihnen gern mit Rath und Hilfe dient. Um dies Ziel zu erreichen, gehört wirklich nicht so viel Zeit, wie man zuerst denkt. Wer nur die Guten und Bösen liebt, findet auch bei ihnen Eingang. Wer die Kranken fleißig besucht, wird auch gerne gesehen, wenn er nach überstandener Gefahr hin und wieder komt, und wenn der Tod ein Glied der Familie hinweggenommen hat, so soll der Geistliche nicht sein wie der Todtengräber, der sein Werk vollendet hat, wenn der Grabhügel aufgeworfen ist. Die Confirmation der Kinder gibt reichliche Veranlassung, mit den Eltern die Sorge um die Bewahrung der Kinder zu teilen. Kurz alle freudigen und traurigen Ereignisse öffnen dem Pastor die Thüren, und wenn er solche Gelegenheiten treulich benuzt, wird nicht gar lange Zeit vergehen, und er kann Hausbesuche reichlich machen.

Wenn nun auch im N. T. alle Sünden sich concentriren in der Einen, in dem Unglauben an den dreieinigen Gott, so nimt doch der Unglaube im praktischen Leben gar mannigfache Gestalten und Aeußerungen an. Der Selsorger muß nun freilich wissen, daß das Heilmittel für alle Sünden im Glauben gegeben sei, und daß das Ablegen dieser oder jener Sünde nicht das Ziel seiner Arbeit sein könne, sondern daß es darauf ankomt, durch den Glauben den ganzen Menschen zu erfassen und zur gründlichen Bekehrung zu erwecken, so wird ihm doch der

Anknüpfungspunkt in einzelnen Verirrungen gegeben. Ich versuche daher, auf einzelne Sünden und Zustände näher einzugehen und über deren Behandlung einige Rathschläge und Erfahrungen mitzuteilen.

Frau von Krüdener.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1809 beginnt die Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit. War sie bisher eigentlich immer unterwegs, so ist sie's von nun an erst recht. In Riga für das Seelenheil ihrer sterbenden Mutter betend, in Königsberg, Breslau, Dresden auf der Durchreise das Evangelium von der reinen Liebe verkündigend, in Baden die vornehme Gesellschaft in eine heilsame Bewegung versetzend, in Straßburg einen französischen Präfecten bekehrend, in Genf in Verbindung mit Empeytaz, einem jungen reformirten Geistlichen und eifrigem Mitgliede der in der Stadt des Calvinischen Rationalismus schwer bedrängten Brüdergemeinde, die erste öffentliche Versamlung haltend, in Basel unter den Soldaten das Wort Gottes verbreitend, in kurzer stiller Zurückgezogenheit bei Oberlin in Steinthal sich erquickend, dann wieder in Baden umringt von Scharen heilsbegieriger Seelen, im Kreise fröhlicher Kinder, mit ihrer Tochter, ihrem Schwiegersohne, Herrn von Berkheim, und Empeytaz bei schönem Wetter während des Bergsteigens Psalmen lesend, alle drei Stunden mit den Ihrigen zum Gebet und zur Fürbitte versammelt — so in rastloser geistlicher Thätigkeit, unbekümmert um das Urteil der Welt, finden wir Frau v. K. zunächst bis zum Jahre 1815. „Als ich sie", erzählt Frau von Chezi, „die ich 1802 in Paris mit Schriftstellerei beschäftigt und im reichen Flitterglanz weltlichen Treibens gefunden hatte, 1814 in Karlsruhe wieder antraf, im schlichten schwarzen Oberrock, mit gescheiteltem Har, von Armen umgeben, von redlichem, damals noch gemäßigtem Eifer für das Wort Gottes erfüllt und wie sie nun jedes andere Streben und geistige Ausbilden für nichtig erklärte, da freute ich mich innig, daß ein so gutes Herz den rechten Weg gefunden, daß eine so seltne, reiche Kraft nun ihren rechten Brennpunkt habe."

Die gewaltigen Ereignisse der Zeit halfen ihr predigen. Sie verfolgte dieselben mit der lebhaftesten Teilnahme. Die Frage: „Darf ein Christ Politik treiben?" war für sie keine Frage. Ihre Politik und ihr Christentum fielen zusammen. Sie stand auf Seiten der unterdrückten Nationen, aber nicht aus nationalen Sympathien. Sie erkante in Napoleon eine Zuchtruthe Gottes, welche ertragen, aber zugleich auch eine höllische Macht, welche bekämpft werden müsse bis aufs Blut. In diesem Sinne half sie mit den geheimen Gesellschaften in Deutschland eifrig schüren das unterirdische Feuer und herzhaft rütteln an den Ketten, obwol der „große Götze Goethe" in Weimar prophezeite, daß es vergeblich sein würde. Es erfüllte sich doch,

was sie zuversichtlich verkündigte: „Die Gerechtigkeit Gottes, der Arm der Völker wird ihn (Napoleon) zerscheitern." Aber als der Erzfeind nach Elba ging, in seinen „gnadenreichen Kerker", und Europa nach Wien, um sich am grünen Tische zu vergnügen, da erhob sie von Neuem ihre prophetische Stimme: „Mag das arme, vom Schwindel ergriffene Volk sich belustigen .... die Christen mögen wachen und beten. Man bewegt sich auf einem Vulcan. Die Lilien sind erschienen, um zu verschwinden .... Der Engel der Finsternis wird von Neuem seinen Flug beginnen und mit seinem gewaltigen Flügelschlage vernichten den Frieden und die Ruhe Europa's." So sah und sagte sie neue Stürme voraus nach dem ersten Pariser Frieden. Aber der Herr hatte ihr auch offenbart, wen er sich ausersehen habe, nicht nur diese Stürme zu beschwichtigen, sondern überhaupt eine neue christliche Aera zu inauguriren. Es war der Kaiser Alexander von Rußland. „Ich weiß seit lange", schreibt sie, „daß der Herr mir die Freude geben wird, ihn zu sehen. Wenn ich lebe, wird das einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens sein. Ich habe ihm ungeheure Dinge zu sagen, denn ich habe im Betreff seiner viel erfahren. Seine Aufgabe ist, zu den Füßen Christi, der die Wahrheit ist, zu liegen. — Die Erhabenheit der Mission des Kaisers ist mir noch neulich in einer Weise enthüllt worden, daß es mir nicht mehr erlaubt ist, zu zweifeln. Ich habe die Herlichkeit des Herrn angebetet, der dieses Werkzeug der Barmherzigkeit so gesegnet hat. O, wie wenig weiß die Welt von dem, was auf sie wartet, wenn die heilige Politik die Zügel von Allem ergreifen und die Sonne der Gerechtigkeit sich dem Blindesten offenbaren wird."

Ihre Weissagungen waren eingetroffen. Napoleon verließ Elba. Der Wiener Congreß zerstob. Alexander kam in sein Hauptquartier nach Heilbronn. Da sah ihn Frau v. K. zum ersten Mal. Er war nicht ganz unvorbereitet. Schon in dem wüsten Treiben des Wiener Congresses war die Stimme der wunderbaren Frau an sein Ohr gedrungen. Er war in einer gedrückten Gemütsstimmung. Er sehnte sich nach der Unterhaltung mit einem frommen Freunde. Da trat Frau v. K. bei ihm ein. „Als hätte sie in meiner Sele gelesen", schreibt er, „richtete sie kräftige und tröstliche Worte an mich, welche die Unruhe, von der ich so lange schon erfüllt war, beschwichtigten." Sie enthüllte ihm den sündigen Zustand seines Herzens, strafte ihn um seinen Stolz und Leichtsinn. „Sire", sprach sie mit der ihr eigentümlichen Salbung und Freimütigkeit, „Sie haben sich noch nicht dem Gottmenschen genahet, um als ein armer Sünder ihn um Gnade zu bitten. Sie haben noch nicht Gnade empfangen von dem, der allein Macht hat auf Erden, Sünden zu vergeben. Sie sind noch in Ihren Sünden. Sie haben sich noch nicht gedemütigt vor Jesu. Sie haben noch nicht wie der Zöllner aus Herzensgrund gerufen: Gott sei mir Sünder gnädig! Und darum haben Sie noch keinen Frieden. Hören Sie die Stimme eines Weibes, das auch eine große Sünderin war, aber Vergebung seiner Sünden gefunden hat am Fuße des Kreuzes Christi." Der Kaiser vergoß Thränen und bedeckte sein

Gesicht mit beiden Händen. Sie wollte um Entschuldigung bitten wegen ihres Freimuts und ihrer Lebhaftigkeit. Er rief: „Nein, fahren Sie fort; Ihre Worte sind Musik für meine Sele!“ Drei Stunden dauerte diese erste Unterhaltung.

Fortan stand Frau v. K. dem Kaiser als ein unentbehrlicher geistlicher Rath und Selsorger zur Seite. Sie folgte ihm nach Heidelberg. In einer kleinen Bauerwohnung am Neckar besuchte er sie hier jeden zweiten Abend, um sich mit ihr gemeinsam aus Gottes Wort zu erbauen, oft bis tief in die Nacht hinein. Nach der Siegeskunde von Waterlo, bei deren Empfang der Kaiser auf die Knie niederfiel, folgte sie ihm nach Paris. Was in Heilbronn und Heidelberg begonnen hatte, wurde hier fortgesezt. Die Bibel unterm Arm, besuchte Alexander regelmäßig den Abendgottesdienst im Hause der Frau v. K. Die Sache machte nicht geringes Aufsehen und gab nebenbei Anlaß zu boshaftem Gerede niedrigster Art. Als des russischen Kaisers intime Vertraute gehörte Frau v. K. in Paris bald wieder zu den recherchirtesten Persönlichkeiten, namentlich von Seiten der französischen Diplomaten. Es galt ihren Einfluß auf Alexander zu Gunsten Frankreichs auszunutzen bei dem bevorstehenden zweiten Pariser Friedensschluß. Wie sie die politischen Dinge auffaßte, bedurfte es freilich solcher Bemühungen überhaupt nicht. „Je großmütiger Sie gegen andere sind, desto großmütiger wird Gott gegen Sie sein“, sagte sie zu Alexander. „Ich habe neulich an Jemanden geschrieben, daß die heilige Politik vom Himmel herabgestiegen sei und daß Sie der Adler seien, der das Spinngewebe der gegenwärtigen Politik zerreißen würde.“ „O“, entgegnete Alexander, „ich habe nur an das Evangelium gedacht, welches spricht: Wenn man dich eine Meile mitgehen heißt, so gehe zwei, und so Jemand den Rock von dir fordert, dem gib auch den Mantel.“ Frankreich behielt die Grenzen Lugwigs XIV. Deutschland sah sich um ein gut Teil des Siegespreises betrogen durch die falsche Milde Alexanders gegen die Besiegten. Und daß ihn, wie man annehmen muß, Frau v. K. dazu vermocht, das hat der alte Arndt der „Feldmarschallin der Salons“, wie er sie ingrimmig nante, nie verziehen. Es ist auch unverzeihlich. Nur freilich, von ihrem Standpunkte aus handelte sie völlig correct. Die Erhebung Deutschlands feierte sie als eine große und heilige Sache, aber doch nicht sowol im deutschnationalen, als vielmehr im christlichen Sinne. In dem Siege der Verbündeten über Napoleon erblickte sie nur dann einen Sieg, wenn es ein Sieg des Evangeliums war. Und darum höher als die menschlich berechtigte Forderung des Siegers stand ihr die göttlich berechtigte des Evangeliums, welches gebietet: Liebet eure Feinde! Höher als die staatliche Politik der Selbstsucht stand ihr die heilige Politik der Liebe. Es lag ihr nichts daran, daß Deutschland geschädigt werde, Alles nur daran, daß das Evangelium den Ausschlag gebe beim Friedensschluß. Und nicht da allein. Als es erst gelungen war, die Forderungen desselben in einem einzelnen politischen Acte zur Geltung zu bringen, war der Versuch von selbst angezeigt, ob es nicht möglich sei, einen Schritt weiter zu gehen und das Evangelium überhaupt und für alle Folgezeit als maßgebendes Gesez der Politik zu proclamiren, dem sich die Fürsten wie die Völker gleichmäßig zu unterwerfen haben. Ein Bund der christlichen Souveraine zu diesem Ende von denselben geschlossen, sich unter dem einigen Oberhaupte Christo Jesu als Brüder und Glieder eines Vaterlandes zu betrachten und in Bezug auf ihre Heere und Unterthanen als Familienväter, in ihren gegenseitigen politischen Verhältnissen nur die Vorschriften der christlichen Religion sich zur Richtschnur dienen zu lassen, den Frieden und die Gerechtigkeit und sich selbst gegenseitig zu schützen — ein solcher Bund wäre nicht blos ein Act schuldiger Dankbarkeit gegen den Herrn, ein Anfang der endlichen völligen Christianisirung der Welt, sondern zugleich auch ein notwendiges Präservativ gegen das Ueberfluten des Revolutionsgeistes, den man nicht gleichzeitig mit seinem Hauptträger nach St. Helena hatte verbannen können.

Und da hätten wir denn die heil. Alliance in ihren Hauptgrundzügen. Alexander bekent sich in derselben zu der Mission, die er doch ausschließlich durch Frau v. K. als die seine erkant hatte. Schon daraus ergibt sich, daß der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Bruder der Königin Louise, so Unrecht nicht haben kann, wenn er die heil. Alliance gerazu für das Werk der Frau v. K. erklärt. Sie selbst sagt in einem Gespräch, das sie späterhin mit dem Prof. Krug in Leipzig unter vier Augen hatte: „Die heil. Alliance ist das unmittelbare Werk Gottes. Er hat mich zu seinem Werkzeug erwählt. Durch ihn hab ich dieses große Werk vollbracht. Er hat durch mich die erste Idee dazu in der Sele des großen und frommen Kaisers Alexander entstehen lassen. Er hat mich auf dasselbe hingeleitet während meines ganzen Lebens.“

Wie die Alliance „der heiligen drei Könige“ aufgenommen wurde von den lächelnden Staatsmännern und dem argwöhnischen Europa, ist bekant, nicht minder, daß ein schließlich zum Ueberfluß noch zerrissenes Stück Papier geblieben ist, was trozdem eine ewige Wahrheit und Weissagung bleiben wird.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 14. September. № 74.

Frau von Krüdener.

(Schluß.)

Im October 1815 verließ Frau v. Krüdener Paris, um es nicht wieder zu sehen. Ihr Freund Alexander hatte sich kurz zuvor verabschiedet. Daß sie ihm nicht nach Petersburg folgte, dafür hatten diejenigen wolweislich gesorgt, denen die heilige Alliance viel weniger bedenklich erschien, als die fortdauernde Verbindung des Kaisers mit einer Frau, von deren Einfluß für eine egoistische und verlogne Staatsweisheit freilich Alles zu fürchten war. Bedenklich konte nur scheinen, daß sie Gott und Alexander doch wol ein wenig zu nahe an einander rückte und über „dem Erwählten des Herrn" selten den mächtigen Kaiser vergaß, der unter Anderm auch dazu berufen war, Griechenland zu befreien und „der Schmach für das christliche Europa", der Türkei, ein Ende zu machen — eine Lieblingshofnung der Frau v. K. und deren Verwirklichung jedenfalls in der Consequenz der heil. Alliance gelegen war. Denn die Souverainetät des Kreuzes in Europa proclamiren, was hieß das anders, als dem Halbmonde den Krieg erklären? Grund genug für tiefer blickende Staatsmänner, wie den Fürsten Metternich, in dem ganzen Vertrage noch etwas mehr zu wittern, als eine fromme Phantasie des Kaisers Alexander.

Der Aufenthalt in der Schweiz, wohin sich Frau v. K. von Paris aus begab, bezeichnet eine neue Epoche und zugleich den Höhepunkt ihrer missionirenden Thätigkeit für das Reich Gottes. Was sie bisher in dieser Beziehung gethan, in Baden und Würtemberg, in Verbindung mit dem Pf. Fontaine — von dem sie sich übrigens wenigstens äußerlich jezt völlig losgesagt und der ihr gleichwol später noch viel Kummer bereitet hat — wie sie namentlich während ihres lezten Aufenthalts in Paris nicht blos den Reichen und Vornehmen, die bei ihr ein- und ausgingen, das Brot des Lebens gereicht, sondern es auch nachgetragen hat den Armen und Elenden in Lazarethen, Schulen und Gefängnissen, wie schon da ihre rastlose Liebesarbeit ihr oft kaum ein paar Minuten Zeit zum Essen übrig gelassen —: Alles dies ist nur Vorübung zu dem, was nun geschieht und was in der Geschichte der religiösen Bewegung nach den Befreiungskriegen jedenfalls einzig dasteht.

Mit keiner andern Legitimation, als der der heiligen Liebe — so kam sie nach der Schweiz, und als hätte sie hier erst den rechten Boden gefunden, wuchs ihr Glaubens- und Bekehrungseifer bald zu einer kaum glaublichen Höhe. Aus Bern, woselbst ihr Sohn als russischer Gesandter lebte, trozdem alsbald ausgewiesen wegen ihrer, die ruhigen Bürger turbirenden Predigten, ging sie nach Basel. Hier fanden täglich Gottesdienste statt im Gasthof zum wilden Mann. Der Zudrang wurde zulezt so groß, daß man Thüren und Fenster öffnen mußte wegen der draußen stehenden Menge. Bald erfolgten zahlreiche Erweckungen, namentlich unter den Frauen und Mädchen der bessern Stände. Sogar ein Professor der Philosophie, Lachenal, verließ seinen Lehrstuhl und schloß sich Frau v. K. an. Ein kath. Priester ging von ihr hinweg mit den Worten: „Mit einem Papst bin ich gekommen, ohne Papst kehr ich zurück." Ganz Basel war in Aufregung versezt durch die Mutter des russischen Gesandten. Darob erboste sich zunächst die sog. „öffentliche Meinung". Sie machte ihrer sittlichen Entrüstung Luft in Karrikaturen. Ihr folgte die Geistlichkeit. Sie predigte gegen Verführer und falsche Propheten. „Was will diese Hexe"? zeterte der Pfarrer Fäsch von der Kanzel. „Wer hat sie zur Richterin in Israel gesezt"? Endlich kam die Polizei. Abhold jeglichem Rumor witterte sie außerdem in den Versamlungen der Frau v. K. aufrührerische politische Tendenzen. „Wir haben keine andere Absicht", erwiderte man dem Polizeichef, „als Selen zu Christo zu bekehren. Wollen Sie auch einer von den unsern werden, so sollen Sie uns willkommen sein." Ein anderer Untersuchungsrichter hielt ihnen vor: „Aber Sie bringen Zwiespalt in die Familien. Unsere Jugend hält sich von Bällen und Gesellschaften fern. Das darf nicht so fortgehen. — Wozu das viele Beten? Besser, die Leute arbeiten." — Frau v. K. wurde aus der Stadt verwiesen. Bei einem Bauer in dem badischen Grenzorte Grenzach-Horn fand sie eine Zuflucht für sich und die Ihrigen. Auch hier strömte das Landvolk alsbald in Massen herbei. Die Sorge für Arme und Kranke ließ ihr oft kaum Zeit zum Gebet. Nach einigen Wochen folgte sie einer Einladung nach Aarau. Unterwegs lernte sie in Pestalozzi einen Mann kennen und schätzen, der zwar noch kein entschiedener Christ war, aber „ein Engel an Wolthätigkeit" und auf welchen ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck machte. In Aarau wurde sie sofort nach ihrer Ankunft ersucht, religiöse Versamlungen zu halten, und sie that es mit Freuden. Unter den zahlreich herbeiströmenden Zuhörern waren einige Geistliche, auch der bekante erst kurz zuvor zum Christentum übergetretene Judenmissionar

Wolf, damals mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigt. An ihn schrieb sie kurz vor seiner Abreise: „Fallen Sie oft in Anbetung nieder und betrachten Sie das herliche Mysterium der Liebe. Beten Sie, daß es sich tief in Ihrem Herzen eindrücke, damit Sie vor dem, was Menschen lieben, wünschen und begehren, zurückbeben. . . . O, werden Sie solch ein Christ! Kein enger Formen- und Sectengeist schränke Sie ein. Das Evangelium sei Ihre heilige Vorschrift. Christi großes Herz, sein allumfassender Geist bilde Sie. . . . Die ursprüngliche Bestimmung des Menschen ist, Gott zu lieben. Aus der Liebe entspringt das Bedürfnis, Gott zu gefallen, und so der höchste Cultus, der Cultus der reinen Liebe. . . . Wer Christum gefunden hat, lernt zu den Füßen Christi Liebe einathmen und aushauchen auf Andere. Das ist Christentum, Gesundheit der Sele, die in Ewigkeit Seligkeit ist. Sie müssen nur leben, um Christum zu verherlichen, nicht um Etwas sein zu wollen. Der, welcher nur sich hat, hat noch nichts, und wenn ihn die ganze Welt bewundert. Die Welt besteht aus Nullen; Zahlen sind nur die, in welchen Gott lebt. . . . Verherlichen Sie Christum auch dadurch, daß Sie (bei der Bibelübersetzung) die Stellen aufdecken, wo Er so deutlich genant wird und die Luther nicht treu genug wiedergegeben hat. . . . Ziehen Sie mit Kaisern und Königen, mit Gelehrten und Ungelehrten unter die Fahne Christi, unter das Kreuz, wo Kinder Helden werden. Bald, bald wird erscheinen der Löwe vom Stamme Juda, welcher für die Seinen kämpft. Große Gerichte verkünden seine glorreiche Ankunft."

Die Bewegung in Aarau wuchs von Tag zu Tag. Wie überall, wo sie erschien, wurde auch hier eine allgemeine Gährung erregt bis in manche Haushaltung hinein. Streitigkeiten zwischen Ehegatten entstanden. Rohe, ungebildete Menschen wurden gerührt und gebessert. „Als ich hierher kam", schreibt sie, „kante ich keine Sele. Seit ich hier bin, ist nach und nach der ganze Canton zu mir gekommen." Es war namentlich auch die Jugend, die sich scharenweis an sie herandrängte und deren Herz sie immer zu treffen wußte. Ein junger Mensch, der weither gekommen war, sie zu hören, bezeugt: „Wenn sie sprach, schien sie wie verklärt. Ihre Beredtsamkeit erinnerte an die schönsten Zeiten der Prophetie. Die Einfalt, die Salbung und Kraft ihrer Rede, die Wirkung, die sie hervorbrachte, versezten mich in die Zeit des Nehemias." Auf Kinder besonders, zu welchen sie sehr zärtlich redete, machte sie den tiefsten Eindruck, so, daß sie heiße Thränen vergossen und zu Haus Alles mit ihnen zu machen war, wenn man ihnen nur sagte: „Wie, wenn Frau v. K. jezt Dich sähe"!

Lange Zeit ließ die Aarauer Polizei ruhig gewähren, was selbst die tolerante Geistlichkeit nicht gehindert wissen wollte. Als man endlich damit umging, die Versamlungen zu verbieten und Frau v. K. die Gastfreundschaft zu kündigen, kam sie der Ausweisung zuvor und begab sich in Folge erhaltener Einladung nach Schloß Liebegg. Ihre Ankunft daselbst war ein Ereignis und ein Festtag für die umwohnende Landbevölkerung. In einer Scheune wurde gepredigt. Tausende fanden sich ein. Die nämliche Erscheinung wiederholte sich in Hörnlein, wohin sie sich bald zum zweiten Male begab, zu längerem Aufenthalte. Als Helfer stand ihr hier und auch fernerhin ein früherer norddeutscher Postbeamter, Namens Kellner, zur Seite. Den nach Einsiedeln an Hörnlein vorüberziehenden Wallfahrern, deutschen und französischen Touristen wurde das Evangelium von der freien Gnade verkündigt. Außerdem galt es jezt, Hunderte von Armen zu nähren, oft auch zu kleiden, denn es begann in Folge eingetretener Misärnte eine Zeit großer Teuerung und Hungersnot. Frau v. K. opferte, was sie hatte: ihre Einkünfte aus Rußland, ihre Diamanten, ihre Garderobe. Desgleichen thaten ihre Begleiter. Während dessen hieß es in den Zeitungen, sie mache die Leute zu Müßiggängern und Tagedieben. Darauf aufmerksam gemacht, erwiderte sie: „Ich suche Niemanden; gern lebte ich zurückgezogen, aber man komt zu mir. Kann ich den Armen zurückweisen, der Hunger hat? Ich frage mich, was würde der Heiland in ähnlicher Lage gethan haben? Die Antwort ist klar. Möge man mir doch den einzigen Ehrgeiz lassen, der mir noch geblieben ist und der darin besteht, dem Vorbilde meines Heilandes nachzufolgen."

Das Elend wuchs zusehends. Frau v. K. begab sich von Hörnlein auf kurze Zeit in den Canton Basel nach Unterholz, wo ihr der Prof. Lachenal sein Haus zur Verfügung gestellt hatte. Hier stellte man ihr einen Gensd'armen vor die Thür, damit sie nur Brot, Suppe und Kleidungsstücke an die Armen verteile, nicht predige. Sie gehorchte, aber nur um nun auf andere Weise im Innern des Hauses durch Errichtung einer Art Arbeitsschule für die Armen und unter ihnen thätig zu sein. Als sie nach Hörnlein zurückkehrte, fand sie auch da ihr Haus von badischen Gensd'armen besezt. Einer derselben, ein wegen seiner Härte berüchtigter und darum besonders für diesen Posten ausgewählter Corporal, begann seine Thätigkeit damit, daß er lärmend und fluchend die Armen mit der flachen Klinge von der Thür hinwegtrieb. Frau v. K. trat an ihn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Mein Freund, wissen Sie nicht, daß die Gensd'armen sich hier bekehren"? Und darnach redete sie ihm dergestalt ins Herz und Gewissen, schilderte ihm die Gnade des Heilandes gegen die armen Sünder mit so sieghafter Beredtsamkeit, daß dem Manne die hellen Thränen aus den Augen stürzten. „Kommen Sie, wir wollen in Gottes Wort lesen und zusammen für die Armen beten." Der Mensch folgte willenlos, die Gnade Gottes hatte ihn überwältigt.

In Folge solcher und ähnlicher Vorgänge zogen sich indeß die polizeilichen Wetterwolken nur immer drohender um Hörnlein zusammen. Frau v. K. schrieb einen Brief an den badischen Minister des Innern. Sie schildert in demselben die Lage des armen verlassenen Volkes und versucht es, namentlich der immer heftiger werdenden Zeitungspolemik gegenüber, sich in Bezug auf ihre Absichten und Bestrebungen zu rechtfertigen. Als Antwort darauf erfolgte Ende April 1817 der Befehl, sie habe binnen 24 Stunden Hörnlein zu verlassen, nachdem sie daselbst schon wochenlang zuvor getrent von den Ihrigen bis auf Kellner wie

eine Gefangene gehalten worden war. Sie ging in den nächsten Schweizercanton, ihr voraus ein Schreiben an die Armen. In demselben heißt es: „Der Herr will euch durch das Mittel der Not herausführen aus den Ländern, über die seine Gerichte, Hunger, Pest, Erdbeben kommen, wo man euch so grausam behandelt, wo man nicht mehr nach den Geboten Gottes lebt, nicht den Hungrigen das Brot bricht u. s. w., wo man euch von Ort zu Ort treibt, euch die Heimat raubt, kurz, wo die menschlichen Gesetze den göttlichen entgegengesezt sind. Der Herr, euer Gott, hat schon ein anderes neues Heimatsland (den Kaukasus) für euch bereitet und einen Mann erwählt, der im Namen des Herrn das Volk Gottes führen soll."

Dasselbe Unternehmen, die Armen zu retten und zu trösten, die Reichen zu erwecken, sollte eine eigne Zeitung begünstigen. Sie erschien unter dem Titel: „Zeitung für die Armen" mit der Bemerkung: „Die Armen erhalten diese Zeitung umsonst, teilen sie gegen Speise den Reichen mit und beten für dieselben." Es ist nur eine Nummer erschienen, datirt vom 5. Mai 1817. Nach einer Einleitung, die sich zwischen den Sprüchen bewegt: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer, und: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig ꝛc., folgen unter der Rubrik: „Göttliche Ankündigung der Strafgerichte und des Reiches Gottes" Nachrichten von Traumgesichten, Prophezeiungen, Predigten der Natur durch Stürme, Gewässer, Gewitter, Erdbeben und teure Zeiten, durch Bibelstellen erläutert. Ein paar erbauliche Anekdoten und ein Lied bilden den Schluß.

Von Hörnlein vertrieben, irrte nun Frau v. K. in der Schweiz von Stadt zu Stadt. Nirgends wurde ihr mehr ein längerer Aufenthalt gegönt. Wo sie erschien, sah sie sich alsbald umringt von Scharen Neugieriger, Gläubiger, Elender. Dabei ging es nicht immer ohne tumultuarische Auftritte ab, in Folge davon die obrigkeitlichen Gewaltmaßregeln nur immer verschärfter wurden. Im Canton Aargau waren die Landjäger angewiesen, sie nirgends, auf welcher Seite sie es auch versuchen möchte, in den Canton eindringen zu lassen, und wo sie sich auf dem Cantonsboden betreten ließe, sie über die Grenze zu bringen. Andere Cantone folgten diesem Beispiele der Grenzsperre. Wo sollte sie bleiben? In der Mitte Juni finden wir sie in Luzern. Der „Schweizerische Wegweiser" sagt von ihrer dortigen Ankunft: „Frau v. K. ist gegenwärtig unser Gestirn des Tages und verdunkelt alle die vielen Fix- und Wandelsterne unsers irdischen Himmels. Schon deswegen ist sie eine erfreuliche Erscheinung, daß sie uns in unserm geschraubten kleinen Leben einen Begriff von wahrer Hoheit gibt und einen gewissen Halt in unser ausschweifendes und in Nichtigkeit zerfließendes Alltagsleben bringt. Sie wohnt zwar nicht in der Stadt, doch in der Nähe und zieht bereits nicht nur die ganze Stadt, sondern auch die ganze Umgegend zu sich hinaus, wie Johannes in die Wüste. — Einem großen Teil unserer Geistlichen thut sie es übrigens in Geist, Vortrag und werkthätigem Eifer zuvor."

Ende Juni wird sie aus Luzern von der Polizei mit Gewalt vertrieben, um Mitternacht. Unter polizeilicher Escorte gelangte sie nach Zürich. Hier, wo ihre Ankunft bereits im Voraus durch eine Somnambule angekündigt war, durfte sie 24 Stunden verweilen unter polizeilicher Aufsicht. Dann ward sie weiter befördert nach Lofstätten. Daselbst empfing sie den Besuch des Pastor Maurer aus Schaffhausen, der eine interessante Schilderung seines Zusammentreffens mit ihr veröffentlicht hat. Sie emfing ihn mit ihrem gewöhnlichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus"! Sie fragte ihn unter Anderm: „Sie haben vielleicht gehört, ich sei katholisch geworden? Ich gehöre der ursprünglich kathol. Kirche an, der wahren Kirche, die der Herr gegründet hat und welche die Pforten der Hölle nicht überwinden werden. In dieser Kirche allein ist das Kreuz erhöhet und die Gläubigen knien am Fuße desselben. Diese geistliche Kniebeugung vor dem Kreuz charakterisirt den Christen. Sie allein rettet vom ewigen Tode und bewahrt vor den nahen Gerichten. . . . Glauben Sie, ich sei Protestantin? Ich protestire gegen den Protestantismus, der nur eine andere Art satanischen Trugs ist. Ich könte Ihnen viele Stellen des N. T. gegen den Protestantismus anführen. Die katholische, ich meine nicht die römisch-katholische, ist die allein wahre Religion. . . . In unsern Tagen hat der Abfall von der wahren Kirche seinen Gipfel erreicht. Es muß notwendig bald zu einem schrecklichen Kampfe kommen zwischen Glauben und Unglauben. (Und was Ihre Geistlichen gewöhnlich reformirten Glauben nennen, ist im Grunde nichts anderes, als die Doctrin des Unglaubens.) . . . Und nun fragen Sie mich, woher hat dieses Weib die Mission, das Land zu durchziehen mit dem Rufe: Bekehret euch zum Herrn, der Tag seiner Zukunft und seiner Gerichte ist nahe! Mein Freund, ich habe sie vom Herrn, ich muß gehorchen. Und der Herr hat sie mir bestätigt. Er hat mich Ereignisse voraussagen lassen, die pünktlich eingetroffen sind. Für unheilbar gehaltene Kranke sind durch mein Gebet geheilt worden. Mit 18 Broten und ein wenig Suppe habe ich 900 Hungrige gesättigt."

Auch der Professor Georg Müller von Schaffhausen, Bruder des berühmten Historikers, besuchte sie in Lofstätten. In seinem Tagebuche, aus welchem in den Protestant. Monatsblättern von Gelzer (Jahrg. 1863 II. S. 195 ff.) Auszüge mitgeteilt sind, und welches in dem Hauptwerk über Frau v. K. von Charles Eynard (Vie de Madame de Krudener, tome I. et II., Paris 1849) noch nicht benuzt worden ist, berichtet derselbe bezüglich seines Besuchs: „In den drei bis vier Minuten, ehe sie kam, fing Kellner (einer ihrer Begleiter) gleich an, mich von den Zeichen der Zeit zu unterhalten — mit viel Leichtgläubigkeit und Unkentnis der Sachen, wie mir scheint: daß die jetzigen Sonnenflecken eine sichelförmige Gestalt hätten, daß man (ein Engländer habe ihm das gesagt) das Meer nicht mehr befahren könne, weil die Magnetnadel nicht mehr sicher sei, — von einer großen Hitze der Erde, so daß die Gletscher herabrutschen, von den Ueberschwemmungen ꝛc. — Bald kam Frau v. K., eine ältliche Frau von geistvollen, zarten Gesichtszügen, großen, hochgewölbten blauen Augen, eine in meinen Augen ernste, ehrwürdige Gestalt.

Sie fuhr in Kellner's Gespräch fort, und gleich ihr erster Saz frappirte mich: Antichristische Gesinnungen seien bei Einzelnen immer gewesen, aber nie haben die Gesetze selbst sich so antichristisch ausgesprochen, wie jezt. Das Evangelium gebiete, daß man sich der Armen annehme ꝛc. Das habe sie gethan und werde dafür von den Polizeien allenthalben verfolgt und mit Häschern zum Lande hinausgeführt. Darum seien Strafgerichte unausweichlich. Alles lasse sich in der Welt dazu an. Das Volk Gottes werde gerettet werden. Schon sei der Ort ihrer Rettung ausersehen. Gott habe Alexander den Kaukasus gegeben. Dieses Gebirge habe Schnee auf seinen Höhen, sonnenbestrahlte Felsen, zu seinen Füßen der Mond, das türkische Reich. . . Der Protestantismus, wie er jezt sei, habe nichts mehr vom Geiste des Christentums, der Katechismus sei geistlose Form; es müsse eine neue reine christliche Kirche entstehen. Der Antichrist werde als Mensch erscheinen (incarné). . Sie schien mir Buonaparte darunter zu verstehen und sagte einmal: Er ist schon abgesegelt, ich weiß es. Die Verfolgungen der Christen würden bald angehen. . . . Kellner betet in den Versamlungen gewöhnlich am Ende zur Jungfrau Maria. Hierüber suchte ich Gelegenheit mit ihr zu reden. Sie führte die Stelle an: „Von nun an werden mich selig preisen ꝛc." und noch einige Gründe, wie wahrscheinlich ihre Fürbitte sei. Sie sprach von einem geheimen Sinn der Bibel und wie durch Combination verschiedener Lehren dieser herausgebracht werden könne. . . Bei der Gelegenheit ließ sie einmal ein verachtendes Wörtlein gegen die Brüdergemeinde und die Pietisten einfließen, daß diese in ihrer Erkentnis immer stehen bleiben und sie nicht vervollkomnen. . . . Die Heftigkeit, womit besonders Kellner, aber auch sie gegen die vermeinte Hartherzigkeit der Schweizer gegen ihre Armen sprachen und alles Unwahre oder Wahre (vergrößert), das ihnen Stoff dazu verspricht, leichtgläubig aufnahmen — diese begreife ich nicht. . . Was von einzelnen Personen oder Hülfsgesellschaften gethan wird, soll sie, heißt es, verwerfen, weil es nicht aus reiner Liebe zu Christo geschehe. . . Nun aber, abgesondert von diesen Schwärmereien, wie sie mir größtenteils vorkommen, spricht sie sehr schön, mit unverkenbarem Gefühl der Wahrheit, mit innigster Herzenswärme von dem einigen Grund der Seligkeit, der Lehre vom Kreuz und der Versöhnung Jesu; da ist sie wahrhaft erweckt und von Dank, Liebe, Demut, Zerknirschung und völliger Hingabe an Jesum durchdrungen. Durch tausend Tode alles dessen, was hr in der Welt lieb war, durch die schwersten Religionskämpfe habe der Herr sie, ein armes, schwaches Weib, so weit geführt. Und nun achte sie die schwersten Entbehrungen, Schmach und Verfolgung nicht, ja würde jeden Augenblick mit Freuden auf dem Schaffot für ihn sterben. . . Sie wünsche, daß wir alle so glücklich werden mögen, wie sie sich, aller Leiden ungeachtet, in ihrem Innersten fühle."

Nach kurzem Aufenthalte in Lofstätten wurde sie von der Schweizer Polizei auf badisches Gebiet gemaßregelt, von da aber mit Protest wieder in die Schweiz zurückgesandt und daselbst endlich einem Polizeioffizianten übergeben, der sie über den Rhein nach Deutschland bringen sollte. Als derselbe aber am 18. Aug. mit ihr an der Rheinfähre zu St. Margarethen ankam, erschien der österreichische Oberbeamte von Höchst und zeigte einen strengen Befehl der Landesverwaltung zu Innsbruck vor, daß weder der Frau v. K. selbst, noch irgend jemandem ihres Gefolges verstattet sei, den österreichischen Boden zu betreten. Sechs Landjäger brachten sie daher an einer andern Stelle, bei Rheinau, über den Rhein. Nach verschiedenen Wechselfällen gerieth sie von da endlich nach Freiburg im Breisgau. Hier wurden Empeytaz und Lachenal von ihr getrent, so wie ein Teil der Dienerschaft, die sie begleitete, sie selbst aber unverweilt nordwärts geführt, im Anfang der rauhen Jahreszeit, ohne Reisegeld. Begleitet war sie von ihrer Tochter und Kellner. Ihr Schwiegersohn war nach Petersburg vorausgegangen, um von Alexander Instruktionen einzuholen bezüglich der schweizerischen und deutschen Auswanderung nach dem Kaukasus.

Wie ein Trupp Missethäter wurde das kleine Häuflein unter polizeilicher Escorte aus Baden nach Würtemberg und Baiern und von da durch Franken nach Sachsen gebracht. Bis hierher hatte man viel zu leiden gehabt von der rücksichtslosen Härte der aufgedrungenen Begleitung. Von nun an wurde es in dieser Beziehung etwas besser. „Je näher wir dem Norden kommen," sagt Kellner, „desto milder wird der Polizeihimmel für uns. Unsere Reise gleicht nicht mehr einer Gefangenschaft, sondern mehr einem Triumphe. In Leipzig war der Wendepunkt, wo aber auch die Gefangenschaft am stärksten war." Erst bedurfte es nämlich einer polizeilichen Erlaubniskarte, dann war es gänzlich verboten, Frau v. K. zu besuchen. Sie sagt über diese Stadt: „Leipzig krankt an der Sünde Thessalonichs. Mehrere der dortigen Professoren habe ich sehr kleinlaut gemacht." Zu diesen gehörte aber vornehmlich der bekante Professor Krug. Er hat sein „Gespräch unter vier Augen" mit Frau v. K. 1818 veröffentlicht. Es interessirte ihn besonders, die seltsame Frau auszuhören über ihren Anteil an der h. Alliance. Sie machte ihm darüber nur sehr unbestimte Andeutungen, desto bestimtere aber über ihren Abscheu vor dem Rationalismus des popular-philosophischen Professors. Mit den Worten: „Lieber Herr Professor, beugen Sie Ihre Kniee vor Jesus Christus!" wurde er entlassen.

Zwei andern Besuchern, jungen Theologie Studirenden, Immanuel Friedrich Sander und seinem Freunde Küchler, wurde sie zum bleibenden Segen. Der erstere sagt in einer bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum gehaltenen Predigt von seinen öfter wiederholten Besuchen bei Frau v. K.: „Sie und ihre Angehörigen hatten viel Schmach zu erdulden. Ohne obrigkeitliche Erlaubnis durfte ihnen, als wären sie Aussätzige und Parias, Niemand nahen. In dem allen aber jubelten sie. So etwas war mir ganz neu. Dazu waltete unter dem kleinen Häuflein von etwa 20 Personen eine solche Liebe, wie ich sie noch niemals gesehen hatte. Die großen Thaten Gottes in den fernen

Heidenländern, die Bekehrung der Tahiter und dergleichen mehr vernahm ich da zum ersten Mal. Da lernt ich das Wort verstehen: Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen. Was mir noch besonders zur Stärkung des Glaubens gereichte, war dies: ich sah, wie hohe und gelehrte Leute, zu deren Füßen ich voll Verehrung ihrer Weisheit gesessen hatte, vor dem Worte Gottes in dem Munde dieser Frau sich bücken mußten." (J. F. Sander, eine Prophetengestalt aus der Gegenwart, gezeichnet von Krummacher, S. 22.)

Ueberall, wohin sie im Verlauf ihrer Reise von Leipzig aus kam, war der Zudrang des Volkes sehr stark. Gelegentlich gelang es ihr sogar, Versamlungen zu halten, freilich unter Aufsicht der Polizei. „In Frankfurt a. O. indeß, sagt Kellner, ließ man Frau v. K. selber die Polizei machen, denn diese vermochte nicht die Tausende zurückzuhalten, die sie durchaus sehen und hören wollten." Unter den dortigen Zuhörern waren besonders viel preußische Soldaten. Zu denselben sagte sie im Besonderen: „Ich sehe hier viele Kriegsmänner, die stolz darauf sind, den Rock ihres frommen und tapfern Königs zu tragen. Aber sie sollten sich auch nicht schämen, den Rock Jesu Christi zu tragen. Ihre Brust ist mit Kreuzen geschmückt, aber sie sollten das Kreuz des Glaubens auch im Herzen tragen." Und im Allgemeinen: „Ueber den frommen Geist des preußischen Volkes und über meine Aufnahme in diesem Lande der Treue habe ich Ursache mich zu freuen. Preußen hat alle seine erlittenen harten Schicksale dem Leichtsinne zu verdanken, mit welchem Friedrich II. das verderbteste Franzosentum in die Monarchie aufgenommen hat, dagegen seine Rettung dem wieder erwachten Glauben an das Kreuz. Der freudige Beitritt ihres frommen Monarchen zum heil. Bunde ist löblich. Möchte er sich auch nur von meiner göttlichen Sendung überzeugen wollen ... Man hat mich wol öfters als eine Schwärmerin verschrien. Aber das bin ich nicht. Man sollte um alle Schwärmer einen Cordon ziehen, denn ihre Krankheit ist ansteckend. ... Die Kirche muß herschen, und zwar überall, mit uneingeschränkter Gewalt. Sie ist die wahre Repräsentantin des Volks und seine Vertreterin gegen die Staatsgewalt. Der Landstände bedarf es nicht. Wo Christus regiert, hat die Polizei nichts zu sagen. ... Vertraue Niemand seiner Vernunft, als könne sie ihm Aufschluß über göttliche und himlische Dinge geben. Ach, sie ist ein gefährlicher Irwisch, der in Sumpf und Moor führt. Ein Götze stürzt den andern, und alle fallen in die Grube. Der großmächtige Kant ist durch Fichte gestürzt und dieser durch Schelling. Wolltet ihr doch einmal eine menschliche Autorität, so solltet ihr zu einem Philosophen des Altertums gehen, der größer ist denn alle und dem die übrigen nicht wert sind die Schuhriemen aufzulösen. Das ist Aristoteles. Der hat auch schon das große Geheimnis der Trinität in der Natur gefunden. Jezt häuft man Bücher auf Bücher, erweitert die Wissenschaften und erfindet neue. Da geht's denn dem literarischen Papier wie dem diplomatischen und Finanzpapier — es hat seinen Credit verloren. Es nahet sich Alles einem großen Bankrott. Christum lieb haben ist besser, als alles Wissen. ... Das französische Volk hat ein großes, durchgreifendes, weltgeschichtliches Verdienst. Aus ihm sind die ersten christlichen Könige und die meisten und größten Heiligen hervorgegangen. Die gallicanische Kirche hat sich von den Verderbnissen des Papismus am reinsten erhalten. Selbst dadurch, daß sich neuerlich in ihm das antichristische Princip vollständig ausgesprochen, hat es die zweite herliche Zukunft Christi herbeigeführt. Der Mann von St. Helena ist die concentrirte Kraft seines Jahrhunderts. Ohne eine solche Zeit hätte es auch nie einen solchen Mann gegeben. Er verstand seine verflachte, abgestumpfte, versinnlichte Zeit, ohne Glauben und religiöse Tugend, und hat sie trefflich benuzt. ... Noch kämpfen Licht und Finsternis mit einander. Durch Sturm und Drang und unter Donner und Bliz komt das Reich Gottes. Aber der Kampf ist nicht zweifelhaft. Schon gehen die großen Heidenbekehrungen an und die Muhamedaner werden folgen. Mir ist der Auftrag von Gott gegeben, überall die nahen Gerichte anzukündigen, und so darf ich Ihnen denn nicht verschweigen, daß Preußen ein schwerer Krieg bevorsteht. Kämpft es unter dem Kreuz Christi, so wird es siegen."

Nach vielen Quälereien auch von Seiten der russischen Polizeibehörden langte Frau v. K. endlich in ihrer Heimat an (1819). Teils im Kreise der Ihrigen, teils einsam verlebte sie nun stille Wochen auf ihrem Landgute Kosse, Lieder mystischen Inhalts dichtend. Da traf sie die Kunde von dem Aufstande Griechenlands. Sie erhielt die Erlaubnis nach Petersburg zu kommen, zog sich aber durch ihre unbequeme Begeisterung für die griechische Sache von Seiten des Gouvernements alsbald die Eröffnung zu, daß ihr ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt nur dann gestattet werden könne, wenn sie sich aller Aeußerungen über die griechischen Angelegenheiten und Rußlands Stellung zu denselben enthielte. Alexander war eben längst ein anderer geworden. Mit der Bibel war er von Paris zurückgekehrt; nicht lange, und er verbot die Verbreitung derselben in seinem Reiche. Was er über die schweizerische Thätigkeit seiner Freundin durch Vermittelung des badischen und würtembergischen Hofes vernommen hatte, gefiel ihm nicht. Was sie als einen heiligen gottgewollten Kampf feierte, perhorreszirte er als Revolution, den Aufstand Griechenlands nämlich. Die Erkältung war vollständig von Seiten Alexanders. Frau v. K. kehrte nach Kosse zurück, um die lezte irdische Lieblingshoffnung ärmer, aber um eine heilsame züchtigende Erfahrung reicher und ohne Groll im Herzen.

Ihre öffentliche Thätigkeit für's Reich Gottes war zu Ende.

Daß es mit ihrem eigenen Leben zu Ende gehe, fühlte sie selbst je mehr und mehr. Um so eifriger war sie darauf bedacht, ihr Herz zu bestellen und ihr Fleisch zu ertödten. „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen." So saß sie bei einer Kälte von mehr als 20 Grad Réaumur im ungeheizten Zimmer. Kellner that desgleichen. Nur wenige Wochen indeß, und er erlag der ungewohnten Selbstcasteiung. Sein Tod erschütterte die Freundin aufs heftigste. Zu Schlaflosigkeit gesellte sich schleichendes Fieber und beginnende Lungenkrankheit, Gedanken des Todes und des Gerichts erfüllten und ängstigten ihre Sele in den langen stillen Stunden der Nacht. Sie glaubte sich verstoßen um ihrer Sünde willen. Ihre guten Werke erschienen ihr wie ein beflecktes Kleid. Es war, als sollte sich erfüllen ihr Wort aus dieser Zeit: „Ich war ein Weib, das eitel und gefallsüchtig begann und nach kurzem Lobgesang kleinmütig und klagend endet." Die Anfechtungen währten indeß nicht lange. Durch des Herrn Gnade gelangte ihre Sele bald wieder zum vollen Frieden und zur Sterbensfreudigkeit. Auch körperlich fühlte sie sich wieder woler und nahm daher mit Freuden die Einladung der Fürstin Gallitzin an, mit ihr nach der Krim zu reisen, um daselbst eine Bauerncolonie zu gründen.

Diese Reise begann im Frühjahr 1824. Es war ihre lezte. In Karassu-Bazar angelangt, fühlte sie bald eine solche Abnahme aller ihrer Kräfte, daß ihr nur das Eine noch zu thun möglich war, nämlich sich auf den Tod zu bereiten. Tersteegens Lieder thaten ihr dabei gute Dienste. Ihr Trost war und blieb das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes. Am 15. Dezember nahm sie Abschied von allen ihren Lieben unter herzlichem Gebet. Am 24. Dezember konte sie kaum noch sprechen, vernahm aber doch die Gebete der Umstehenden und gab mit dem Blicke der Augen zu verstehen, daß man das Zeichen des Kreuzes über sie schlagen möge. Um Mitternacht, als die heilige Weihnacht begann, fand sie noch so viel Kraft, mit vernehmbarer Stimme betend und lobpreisend zu rufen: Ehre sei Gott in der Höhe! dann ging sie, leuchtenden, verklärten Antlitzes, ein zu ihres Herren Freude. —

Es war nicht unsere Absicht, eine Apologie der Frau v. K. zu schreiben. Wenn die im Vorstehenden versuchte Lebensskizze sich gleichwol unter der Hand mehr und mehr dazu gestaltet hat, so bedarf das wol nicht weiter einer Entschuldigung und Rechtfertigung. „Wie einer durchs Christentum gebessert wird, wird er verhaßt" sagt der h. Chrysostomus. „Je gründlicher sich jemand bekehrt, ein desto größerer Sünder ist er in den Augen der Welt." Das hat Frau v. K. in reichem Maße erfahren. Sie hat ihrer Zeit zu den bestverleumdeten Personen gehört. Unter der Flut von Unglimpf, mit der ihr Name bedeckt ist, wird sie zum Teil noch heute von mancher Seite angesehen. Mit einem bekanten, ziemlich unsaubern pharisäischen Sprüchwort auf die Entstehung der alten Betschwestern glaubt man sich noch vielfach ihr gegenüber abgefunden zu haben. Wer sich die Mühe nehmen will, ihr Leben aufmerksam zu betrachten, wird finden: Sie ist besser, als ihr Ruf. Sie war eine große Sünderin,

aber nicht der gemeinsten, rohsten Art, sondern nur wie Maria Magdalena „eine Weltfrau von wenig strengen Sitten" in sittenloser Zeit. Es liegt uns fern, ihre Sünden beschönigen zu wollen, aber wir halten es auch für unnötig, sie zu übertreiben, etwa damit die Gnade desto mächtiger erscheine. Grade an den gröbsten Sündern hat ja die Gnade die leichteste Arbeit. In Frau v. K.'s Art zu sündigen war Geist, und sie gehört daher recht eigentlich zu den Starken, die dem Heiland zum Raube sollen gegeben werden. Der Treiber stand immer hinter ihr. Aber wie hat sie wider den Stachel gelöket! Was hat sie Alles versucht und versuchen müssen, ehe sie den stolzen Nacken willig wie ein Kind beugen lernte unter das sanfte Joch dessen, den sie suchte, aber doch nicht fand, so lange sie ihn auf Wegen suchte, da er nimmer zu finden ist. Eine Sele, die so im Suchen nach dem Einen, was not ist, auf Abwege geräth inmitten einer materiellen, glaubenslosen, zudringlichen Zeitströmung, dürfte wol vom ersten Augenblicke an dem Reiche Gottes näher gewesen sein als mancher, der in eitler Selbstbespiegelung und Selbstzufriedenheit wähnet sich mitten drin zu befinden.

Frau v. K. hat characteristisch genug geleugnet, daß sie eine Schwärmerin sei. Sie war es doch, schon vor ihrer Bekehrung. „Wie anders spiegelt sich in diesem Kopf die Welt" gilt schon von dem Kinde. Zum Ueberschwänglichen, Mystischen neigte sie von Natur. Der gemeine Horizont der Dinge genügte ihr nie und nirgends; sie strebte darüber hinaus enthusiastischen Geistes, schwunghafter Phantasie, energischen Gefühls. Vor ihrem innern Auge, unter ihren Händen gestaltete sich Alles superlativisch. Unbefangen urteilen, vorsichtig prüfen, correct handeln war nie ihre Sache. Vom Moment beherscht, verfiel sie aus einem Extrem ins andere. Werbelustig und thatendurstig sann sie immer auf etwas Neues, Ueberraschendes. Religiös gestimt und begabt, aber im Unglauben aufgewachsen, träumte sie sich hinein in das Labyrinth des Magnetismus und Somnambulismus. Ohne Halt in sich, ohne Halt über sich, hielt sie es in keiner Thätigkeit, an keinem Orte lange aus. Liebebedürftig haschte sie mit zufahrender Hast nach jedem Schatten, von dem sie sich eine Genüge versprach.

Auf solcher Naturbasis vollzog sich ihre Bekehrung. Darf es verwundern, daß die Gnade den Geschmack der Natur annahm und behielt, daß die Schwärmerin nicht zugleich mit der Weltdame unterging? Sie loderte vielmehr in der Bekehrung erst recht auf. Die natürliche Wärme ihres Herzens und Kopfes wurde zum geistlichen, Alles verzehrenden Brand durch die Berührung mit Christo, dem sie sich sofort unbedingt ergab, ohne vorhergegangenen Contract. Fand sie doch bei ihm, was sie so lange vergeblich gesucht hatte — Liebe, völlige, unverdiente, überwältigende. Er liebt mich, soll ich ihn nicht wieder lieben? „Ihn nicht lieben ist für mich der Inbegriff alles Entsezlichen. Lieben ist meine einzige Beschäftigung. Ich habe die Allmacht des Glaubens und der Liebe kennen gelernt, nicht wie eine Heldin des Glaubens, sondern wie ein Kind. Die Ehre und

die Verherrlichung meines Erlösers sind mein Leben. Es ist meine Sehnsucht, Alles um mich her gerettet zu sehen, damit eines Tages Alles im Preis der Liebe sich vereinige."

Wenn das Schwärmerei ist, so ist's wenigstens eine sehr nachahmungswerte und ohne welche überhaupt nichts Großes zu Stande komt. Man hat die practische Bethätigung derselben in der Schweiz und Umgegend der Frau v. K. zum Verbrechen gemacht. Und freilich, das muß ja zugegeben werden, daß sie daselbst im heiligen Liebeseifer Misgriffe der bedenklichsten Art begangen hat. Das Evangelium, wie sie es häufig predigte, war für die Armen eine Versuchung und für die Regierungen eine Gefahr. Ein Troß zweideutigen, losen Gesindels fand allerorten leicht seine Rechnung bei der leichtgläubigen und leutseligen „Frau Gräfin" und brachte ihre Mission in Miscredit. Die schonungslose Art, mit der sie über schweizerische Zustände zu Gericht saß und das Strafgericht Gottes verkündigte, konte ihr bei denen kaum zur Empfehlung gereichen, die das gute Recht eines Propheten und Zeloten selbst ihren eignen rite berufenen Geistlichen nur unter der Begingung zugestanden, daß dieselben keinen Gebrauch davon machten. Der Conflict konte nicht ausbleiben, nur daß bei der schließlichen Austragung desselben die Schwärmerei auf Seiten der Polizei, die Nüchternheit aber auf Seiten der Frau v. K. war.

Daß sie unmittbar von Gott gerufen und gesandt sei, „den Elenden zu predigen, die zerbrochnen Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Oeffnung, zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn und einen Tag der Rache unsers Gottes; zu trösten alle Traurigen" — das war für sie selbst wenigstens keine Frage. Man kann ihr den Beruf dazu bestreiten; mit welchem Recht, ist freilich eine andere Frage. Das muß man ihr lassen, daß sie im guten Glauben an diesen ihren besondern Beruf gehandelt hat. Wie sie dazu gekommen? Jedenfalls nicht ohne göttliche Vermittlung. Es lag bereits in ihr, was durch Bergasse und Maria Kummer an sie gebracht wurde. Der Mesmerismus hatte dem vorgearbeitet, was durch Jung Stilling und nachgehends durch den theosophischen Kellner vollendet wurde.

Ihr theoretisches Christentum ist kaum recht definirbar. Es war ein Gemisch biblisch-kirchlicher, pietistisch-mystischer Elemente. Auf den einen Grund Jesus Christus hat sie nicht blos gebaut Gold, Siber, Edelstein, sondern auch Holz, Heu und Stoppeln. Ohne Herz und Verständnis für confessionelle Unterschiede eignete sie sich in eklektischer Weise aus dem Schatze der Sonderkirchen an, was ihrer geistlichen Individualität gerade zusagte, mochte es übrigens unter sich selbst im grellsten Widerspruche stehen, und nante, was so zu Stande kam, Urchristentum, bindend, allein berechtigt, zukunftsvoll. Die untergeordnetsten Aeußerlichkeiten entkleideten sich sofort ihres adiaphoristischen Charakters, sobald sie Fühlung mit denselben bekam. Kreuzschlagen, Kniebeugen ꝛc. waren auch für sie zunächst nur äußerliche Ceremonien, aber von centraler Dignität. Mittelst gewaltsamer, willkürlicher Schriftauslegung gelang es ihr, nicht nur dies, sondern sogar die Anrufung der Jungfrau Maria zu rechtfertigen als schriftgemäß. Die Wiederkunft Christi, das tausendjährige Reich hielt sie für nahe bevorstehend, sich selbst für göttlich legitimirt, die Zeichen der Zeit in Welt und Kirche darauf hin zu deuten. Die oben gelegentlich erwähnte, von ihr aber völlig ernst gemeinte Auswanderung nach dem Kaukasus hängt damit zusammen.

Eine wunderliche Heilige war Frau v. K. nach alle dem ja freilich. Aber von Christo ist sie ergriffen gewesen. Ernst hat sie gemacht mit dem practischen Christentum. Die Brüder hat sie lieb gehabt. Eine Weckstimme ist sie gewesen in der Christenheit von wunderbarer Energie und weitgreifender Bedeutung, namentlich in der Schweiz, wo die Bewegung, die sie in die erstarreten Todtengebeine hineingebracht hat, zum Teil noch heute spürbar ist. — In welchem Lichte ihr selbst ihr Leben erschien, das schrieb sie wenig Wochen vor ihrem Tode an ihren Sohn: „Was ich Gutes gethan habe, wird bleiben; was ich Böses gethan — denn wie oft hab ich nicht für Gottes Stimme genommen, was nur die Frucht meiner Einbildung und meines Stolzes war — wird die Barmherzigkeit meines Gottes auslöschen. Ich habe Gott und den Menschen nichts darzubieten, als meine zahlreichen Vergehungen, aber das Blut Jesu Christi reinigt mich von aller Sünde."

Nachrichten.

Aus Oldenburg.

II.

Die wichtigste Vorlage, welche der Landessynode von 1864 gemacht wurde, betraf den Entwurf eines neuen Gesangbuchs. Auf diesen müssen wir noch besonders einen Blick werfen.

Bis 1792 hatten wir in unserm durch und durch Lutherischen Lande die schönsten gottesdienstlichen Bücher, Catechismus, Gesangbuch, Agende, deren Ursprung auf Nic. Selnecker zurückgeht, und die von dem Generalsup. Nicolaus Alardus, einem Freunde Speners, ihre spätere Gestalt empfangen hatten. Aber der allgemeinen Strömung vermochte sich auch unser Ländchen nicht zu entziehen, es wurde mit der Vergangenheit gründlich gebrochen, und 1792 ohne sehr erheblichen Widerstand der Gemeinden unser gegenwärtiges Gesangbuch eingeführt, dem Agende und Lehrbuch folgten. Das gemeinsame charakteristische Merkmal dieser Bücher ist, es Allen recht machen zu wollen. „Nicht schulgerecht ängstlich, aber biblisch richtig", wie die Vorrede zum Lehrbuche sagt, sollen sie verfaßt sein. Orthodoxe, Vermittelnde, Rationalisten sollen sie gebrauchen können und haben sie gebraucht samt dem Fortschritt, der über den Rationalismus hinausgeht. So findet sich im Gesangbuche die Gottheit Christi und des heil. Geistes, die Rechtfertigung durch den Glauben, die Auferstehung des Fleisches ꝛc. ausgesprochen. Es ist selbst die richtige Lehre von den Sacramenten darin gefunden worden. Aber nach dem Eindrucke des Ganzen ist Christus nur ein tugendhafter Mensch, ein hohes Vorbild, ein weiser

Lehrer, der heil. Geist der Quell der Weisheit, die Sacramente sind Antriebe zur Tugend, und mit dem Tode geht jeder Biedermann in das schönere Jenseits. Diesem Ausgleichungssysteme zu Gefallen sind sämtliche Hauptlieder der Kirche, mit einziger Ausnahme von: Ein feste Burg ist unser Gott, verwaschen, und noch mehr verblichen, als die bessern der Zahl nach weit überwiegenden neueren von Klopstock, Kramer, Rambach, Lavater ꝛc., ja z. T. müssen die alten Helden blühenden Unsinn reden. Das Buch hat auch nach der logischen und sprachlichen Seite besonders in den Schulen großen Schaden angerichtet.

Das Consistorium begann schon vor 1848 Vorarbeiten zu einem neuen Gesangbuche. In der Verfassung von 1849 wurde ausgesprochen und in der revidirten Verfassung wiederholt, daß auf die Einführung eines solchen Bedacht zu nehmen sei. Demzufolge ließ 1857 der O.-K.-R. einen Anhang von 150 Liedern ausarbeiten, der jedoch von der Synode mit Recht, wenn gleich nicht mit rechten Gründen, abgelehnt wurde. Um der Verfassung zu genügen, legte 1864 der O.-K.-R. den von 5 Geistlichen ausgearbeiteten Entwurf eines ganzen Gesangbuchs von 568 Nrn. vor. Nach dem Wunsche der Synode, ½—⅓ der Lieder aus den bisher üblichen Gesangbüchern zu wählen, sind 135 Lieder aus dem Oldenb., 42 aus dem ähnlichen Inverschen, also im Ganzen 177 Lieder, etwa ⅓, fast unverändert herübergenommen worden. Hinsichtlich der Auswahl und Redaction der übrigen ist, gleichfalls auf den Wunsch der Synode, ein Privatentwurf des verewigten Pastor Gröning berücksichtigt worden, der sich vielfach an das Baiersche Gesangbuch anschließt. Die Commission hat sich aber, laut der Vorrede, „größere Vorsicht“ zur Regel gemacht, und viele „Härten der Sprache, ungewohnte oder veraltete Bilder“ beseitigt. Auf manchen persönlichen Wunsch ist verzichtet worden, um „Anstoß zu vermeiden und die so wünschenswerte allgemeine Zustimmung nach Möglichkeit zu sichern.

Der Entwurf ist also auf dem Wege des Compromisses zu Stande gekommen, was unter den obwaltenden Umständen nicht anders zu erreichen sein mochte. Aber nicht in der Weise ist dieser Compromiß geschlossen, daß jede der verschiedenen „Richtungen“, die freisinnige, „wissenschaftliche“ und kirchliche eine Anzahl ihr zusagender Lieder für sich erhalten hätte, sondern dadurch, daß nach Weise des alten Gesangbuchs ein und dasselbe Lied so zugeschnitten wurde, daß alle Richtungen sich darin vertreten fanden. Dies, der Frieden um jeden Preis, ist im Ganzen und Großen der Charakter des Entwurfs. Er stellt sich damit auf den Boden des Gesangbuchs von 1792, und wenn er gleich die ärgsten Auswüchse desselben abgeschnitten und viele bessere Lieder eingeführt hat, so verleugnet er doch seine Art nicht. Er gehört nicht in die Gesellschaft der neuen besseren Gesangbücher, wie des Baierschen oder Minden-Ravensberger, sondern in die der Aufklärungsperiode. Der nächste Erfolg seiner Friedseligkeit ist, daß er es keinem recht gemacht hat, selbst seinen eignen Verfassern und anfänglichen Verteidigern nicht, deren mehrere in der Synode alsbald auf Revision drangen, und von denen nur Einer für unveränderte Annahme sich erklärte.

Zuerst erhob sich mit großer Bitterkeit die Fortschrittspartei gegen den Entwurf. Teils verhöhnte sie die Sprache, und hatte darin teilweise recht. Andrerseits zeigte sie aber, daß sie mit dem Sprachschatze der Deutschen Zunge, wie er noch heutigen Tages in den Liedern Goethes, Arndts, Novalis, Uhlands u. s. w. lebt, unbekant ist. Diese Leute reden immer von den Classikern und kennen sie nicht. So griffen sie nicht blos die Auswüchse des Entwurfs an, sondern auch, was er noch an alter guter Ausdrucksweise hat stehen lassen, und priesen dagegen die pedantische Sprache des Gesangbuchs. Teils aber und hauptsächlich echauffirten sie sich gegen die angebliche Orthodoxie des Entwurfs. Von vornherein wurde allgemein angenommen, daß der Entwurf diese zurückführen solle, mit diesem Vorurteile nahmen sie ihn in die Hand, und wo nun in einem neu aufgenommenen Liede der Teufel vorkam, wo zu Christo gebetet wurde, da schrien sie, man will uns in die alte Finsternis zurückführen, und sahen nicht, daß das Gesangbuch auch zuweilen vom Teufel redet und zu Christo betet. Die Lutherische Kirchenlehre, sagten sie, sei zwar genau und streng im Entwurf vorgetragen, aber den Fortschritten der Wissenschaft sei nicht „Rechnung getragen“. Christus sei der Herr im Entwurf. Gott sei aufs Altenteil gesezt. Sie hatten eben ein Gefühl davon, wenn erst vom Gesangbuche abgegangen werde, so könne der verhaßte Glaube wieder hervorbrechen, das war das instinctiv Richtige dieser Polemik. Leider beteiligten sich auch viele Glieder des Lehrerstandes, sogar ganze Conferenzen an diesen Angriffen, und stellten sich ein betrübendes Zeugnis über ihre Kentnisse und ihren Glauben aus. Die wissenschaftliche Vermittlungspartei hatte wider solche Gegner nur stumpfe Waffen. Weil ihr Standpunkt gar kein Standpunkt ist, sondern ein ungewisses Schwebeln und Nebeln, so vermochte sie dem Fortschritt, zu dem sie selbst im Princip fortgeschritten ist, nicht erfolgreich Widerstand zu leisten.

Dagegen verstumte dies Geschrei, als von kirchlicher Seite in einer auf einer Kreissynode gehaltenen und nachher gedruckten Rede der Entwurf der Unkirchlichkeit beschuldigt wurde. Er stehe wesentlich auf dem Standpunkte des Gesangbuchs von 1792, denn 1. er entstelle gleich jenem die älteren Gesänge bis zur Unkentlichkeit; übergehe 2. eine Menge der edelsten, auch in unserer Landeskirche früher stets gesungenen Lieder, wogegen er viele platte, unpoetische Reimereien einführe, und 3. er bekenne den Glauben der Luth. Kirche in seinen Hauptpunkten nur verhüllt und schüchtern, ja leugne ihn durch Verschweigen. Dieser Vorwurf wurde namentlich an der Gottheit Christi nachgewiesen. Werde uns daher nicht etwas wesentlich Anderes geboten, so sei es besser, bei dem gegenwärtigen Gesangbuche zu bleiben.

Von nun an begann mehrseitig eine würdige Polemik gegen den Entwurf.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 18. September. № 75.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

II.

Die merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete des religiösen Lebens und der christlichen Wissenschaft, welche man als die deutsche Mystik bezeichnet, ist nicht ein zufälliges Phänomen außerhalb der Kette des geschichtlichen Zusammenhanges, sondern das einfache Resultat nachweisbarer historischer Bedingungen. Auf dem Boden der mittelalterlichen Religionswissenschaft, wie sie sich auf gemeinsamer Grundlage, doch mit verschiedenartigen Charakterzügen in einer scholastischen und einer mystischen Richtung dargestellt hatte, und keineswegs in einem durchgängigen Gegensatze zu den früheren Lehrern der Kirche entstand die deutsche Mystik als die reife Frucht der Entwicklung der Lehre innerhalb der mittelalterlichen Kirche und in gewissem Sinne als ihre lezte Consequenz und ihre abschließende Vollendung. Ihre Wurzeln liegen in der Tiefe des deutschen Nationalcharakters; der dermalige Zustand der Kirche mit ihrer äußern Verfassung und ihren innerlichen Lebensformen förderte und begünstigte ihre Gestaltung. So innig daher die deutsche Mystik mit den ihr vorangehenden Formen derselben Richtung auf dem Boden der orientalischen und der romanischen Kirche verflochten war, so trägt sie doch zugleich einen eigentümlichen Charakter und nur ihr zukommende Züge, in denen sich teils die innerste Anlage des Volkes, dem diese Erscheinung entsprossen ist, teils die gesamte damals erreichte Höhe wissenschaftlicher und christlicher Bildung wiederspiegelt. Daher komt es, daß nicht nur die meisten Vorzüge und Mängel, die der mystischen Richtung überhaupt eignen, hier aufs schärfste und deutlichste hervortreten, sondern daß auch die ganze Stimmung und Tendenz, die der deutschen Mystik zu Grunde liegt, eben deshalb, weil sie den Abschluß einer langen und reichen Entwicklungsreihe bildet, eine wesentlich andere ist, als diejenige, aus der die früheren Formen der Mystik hervorgegangen waren.

Nach mystischen Elementen braucht man bei den wichtigsten Lehrern der mittelalterlichen Kirche nicht lange zu suchen, sie liegen überall offen zu Tage. Und dies ist grade auch bei den Häuptern der Scholastik der Fall, wo sie nicht in der Untersuchung logisch dialektischer Fragen aufgehen. Sollen sie die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gott und Creatur beantworten, so lauten ihre Antworten pantheistisch; verlangt man von ihnen Aufschluß über den Proceß des Erkennens, so stehen sie auf dem Satze, daß das Erkennende und Erkante im Erkennen eins wird, und beschreiben zugleich die höchste Staffel des Erkennens in neu-platonischer Weise als intellectuelle Anschauung; behandeln sie das Verhältnis der individuellen Sele zu ihrem Schöpfer, so lehren sie alle eine mystische Vereinigung der Sele mit Gott. Die eigentliche Aufgabe ihres unvergleichlichen Scharfsinns ist, von so heterogenen Principien aus das Einzelne der kirchlichen Satzung als etwas Notwendiges und Vernünftiges abzuleiten. Die Kirche ist ihnen die höchste Autorität; die Principien müssen sich fügen, damit die abzuleitenden Consequenzen kirchlich seien. Anders verhalten sich die eigentlichen Mystiker vom heiligen Bernhard bis auf Bonaventura. Dieselben Gedanken, die bei den Scholastikern nur gelegentlich hervorbrechen als der tiefere Sinn ihrer gesamten Ueberzeugung, bilden das Centrum der mystischen Gesinnung; in ihnen leben und weben die Mystiker, und sie machen vollen Ernst mit ihnen. Ihr vorderstes Interesse ist die Erhebung der Sele in Gott durch ein heiliges Leben, durch lebendigen Glauben, durch Werke der Liebe und zuhöchst durch reine Contemplation; diesen Weg zu Gott gilt es ihnen zu beschreiben, die dabei zum Vorschein kommenden Zustände der Sele erkennend zu durchdringen. Ihre Hauptabsicht geht nicht mehr auf die Kirche als solche, sondern auf den Heilsweg der einzelnen Sele; aber sie hüten sich wol, der Kirche irgend zu nahe zu treten; auch die äußerliche Satzung der Kirche nehmen sie als Gebot hin, und selbst die Werkgerechtigkeit ziehen sie in ihre Denkungsweise wieder hinein. Sie speculiren und treiben Metaphysik; aber diese Thätigkeit ist ihnen nur äußerlich von ihren Vorbildern, insbesondere vom falschen Dionysius, überkommen; das ihnen eigentümliche Element ist das der psychologischen Reflexion, die Beschreibung frommer Gemütszustände und die Aufzählung der Staffeln, auf denen die Sele sich zur Vereinigung mit Gott erhebt. Sie sind alle gerichtet auf ein biblisches Christentum; aber eigenmächtige allegorische Deutung trübt ihnen den Sinn der Heiligen Schrift und macht ihnen eine gesunde und treue Auffassung derselben zum Teil unmöglich. Weil sie über die kirchliche Bildung ihrer Zeit nicht hinaus gelangen, so ist auch ihr Blick nicht offen für dasjenige, was in den kirchlichen Einrichtungen und Satzungen der Schrift widerspricht. Ihre wissenschaftliche Methode ist die zergliedernde Reflexion in scholastischer Weise; von ihr lassen sie nicht, auch

auf den höchsten Gebieten nicht, und in unermüdlichen Distinctionen schildern sie sogar das, was nach ihrer eigenen Lehre über alles Erkennen hinausliegt, die vollbrachte Einheit der Sele mit Gott im vollkommenen Schauen. So ist die Scholastik mehr eine Theologie der künstlichen Verstandesbegriffe, die Mystik mehr eine Theologie der inneren Erfahrung. Aber der Gegensaz zwischen ihnen ist überall nur ein relativer. In der Scholastik steht mehr im Hintergrunde, was in der Mystik den Vordergrund füllt; und wenn die Scholastik die kirchliche Dogmatik zum Ausgangspunkte nahm und an ihr sich immer wieder orientirte, so war die Mystik wenigstens keineswegs gesonnen, diesen gesicherten Boden zu verlassen und gegen die Freiheit einer nur ihren eigenen Gesetzen gehorchenden Speculation zu vertauschen.

Ganz anders die deutsche Mystik. Ihr Wesen grade bildet eine principielle Speculation, die sich nach keiner Richtung hin bindet. Wo in der früheren Mystik noch ein unsicheres Schwanken sich zeigt, da herscht hier der volle Ernst des Gedankens; an die Stelle erbaulicher Betrachtung und psychologischer Reflexion tritt hier ein alle Schranken überflutender Enthusiasmus und ein mächtiger metaphysischer Trieb. Darum greift die deutsche Mystik über ihre Vorgänger zurück auf die Fragen und Lösungen, wie sie sich bei Scotus Erigena finden; sie beschränkt sich nicht auf die Erörterung der Selenzustände; die ganze Welt in ihrem inneren Zusammenhange möchte sie begreifen, und das nicht nur nebenbei, sondern in innigster Verflechtung mit den Fragen, welche die heilsbedürftige Sele zunächst angehen. In der Universalität ihrer wissenschaftlichen Interessen steht die deutsche Mystik daher ihren scholastischen Vorgängern näher, als derjenigen Form der Mystik, welche die romanischen Völker ausgebildet hatten.

Aber neben der Scholastik und Mystik, die auf kirchlichem Boden sich bewegten, sind für die Erkentnis der Eigentümlichkeit der deutschen Mystik auch die außerkirchlichen, ketzerischen Richtungen nicht zu übersehen. Die romanische Mystik, zumal die der Victoriner, ist eine durchaus schulmäßige Wissenschaft und nur auf den Kreis der Gelehrten berechnet. Sie hat redlich dazu beigetragen, innerhalb der immer mehr sich veräußerlichenden Kirche das Recht der Innerlichkeit und der ohne fremde Vermittlung aus eigner Sehnsucht zum Herrn hinaufstrebenden Persönlichkeit zu vertreten. Aber einen reformatorischen Beruf hatte sie nicht und erfüllte sie nicht. Dahin wirkten mehr die aus freiem Willen oder gezwungen sich außerhalb der Kirche stellenden Sekten, die teils von biblischer Lehre ausgingen, wie die Waldenser, teils von pantheistischer Schwärmerei, wie die Brüder des freien Geistes, teils von manichäischen Grundsätzen, wie die verschiedenen Abarten der Katharer. Mit ihren volkstümlichen Schriften und Bibelübersetzungen in der Volkssprache, durch offne Predigt und heimliche Verführung suchten und erreichten sie eine weite Verbreitung ihrer Lehren nicht unter den Gelehrten und Priestern, sondern unter den Laien und dem unmündigen Volke. Ihr Weg lag weit ab von der Kirche und ihrer Wissenschaft; diese kanten sie nicht, jene bekämpften sie mit Erbitterung. Die Folge war wilde Schwärmerei auch da, wo solche nicht schon im Princip vorhanden war. Nehmen wir die Waldenser aus, fast die einzige ketzerische Sekte, die sich der Kirche gegenüber zu behaupten vermochte, so hängt sich überall die Ausartung auch an das redliche und ernste Streben. Selbst wo eine reinere biblische Anschauung zu Grunde lag, zeigte die ganze Richtung den Charakter der Unreife und enthielt die Gefahr der äußersten Ausschweifungen. Nicht einmal die Waldenser vermochten sich von falscher Buchstäblichkeit frei zu erhalten, und teilweise befreundeten sie sich mit den wüsten Irtümern zügelloser Freigeister. Wenn die Kirche diese Richtungen zu Boden schlug, so mag man den Geist, in welchem, und die Mittel, mit welchen sie es that, aufs heftigste verurteilen und den Untergang so manches Keimes einer immerhin reineren Anschauung bedauern: aber in allen diesen Sekten war an sich nur eine geringe Lebensfähigkeit; für die Entwicklung der Kirche versprachen sie wenig Gutes und drohten dafür mit einer Ausartung, die, wenn auch von einer andern Seite herkommend, das in der Kirche herschende Verderben nur vergrößern, nicht ihm wehren konte.

Weder kirchlich im Sinne der vorher, noch ketzerisch im Sinne der eben geschilderten Richtungen, und doch in gewissem Sinne von beiden beeinflußt, ist die deutsche Mystik beiden überlegen. Sie steht in lebendigem Zusammenhange mit der Wissenschaft und mit dem Leben der Kirche: aber dieser Zusammenhang, den sie festhalten möchte, hindert sie nicht, consequent ihr Princip auszubilden, um die hemmenden Fesseln der Kirche unbekümmert. In demselben Verhältnis steht sie zur scholastischen Wissenschaft. Sie nimt ihre Resultate auf, aber sie macht sich nicht abhängig von ihren Formen. Das ist die hohe Eigentümlichkeit und zugleich die große Gefahr der deutschen Mystik, daß sie vor keiner äußeren Autorität Halt macht. Sie läßt eine principielle metaphysische Speculation walten und führt sie fort, um alles Andere unbekümmert, bis zu ihren äußersten Consequenzen; sie ist getragen von einer tiefen religiösen Begeisterung und baut die Grundlagen ihrer Denkweise aus, ohne vor irgend einem Extreme zurückzuschrecken. Und dennoch bewahrt sie sich fast durchgängig eine hohe Besonnenheit, einen tief sittlichen Geist, die gründlichste Ehrfurcht vor dem Heiligen. Die deutsche Mystik trägt nach ihrer wissenschaftlichen Seite den Charakter einer freien, von aller äußerlichen Autorität unabhängigen Gesinnung; nach ihrer religiösen Seite erhebt sie sich zu der rechten evangelischen Freiheit eines Christenmenschen, der in Bezug auf sein Verhältnis zum Heiland keinen Zwang duldet, sonst aber jedes Aergernis vermeidet und um der Liebe willen auch mit den Schwachen schwach zu sein vermag. Lehren, wie sie in der deutschen Mystik herschen, vertragen sich nicht mit der römischen Kirche, ja teilweise mit keiner Kirche überhaupt. Aber die deutsche Mystik hat eine Opposition gegen die Kirche nirgends und niemals beabsichtigt. Ja, offenbar sind ihre Vertreter über den tiefen Gegensaz ihrer Lehren zu den in der Kirche herschenden in vollständiger Unklarheit gewesen. Johannes Tauler hat wol einmal

gegen verkehrte Maßregeln des Papstes sich verwahrt und ist ihnen ungehorsam gewesen; viele Mystiker klagen wol über die Sünden der Geistlichen und das Elend des christlichen Volkes: aber das bezieht sich nur auf die die Kirche verwaltenden Personen, nicht auf die Principien und Einrichtungen der Kirche selbst. Diese sind von den Mystikern nie in Frage gezogen worden. Sie stellen ihre entgegengesezte Ueberzeugung hin in dem einfältigen Glauben, damit das wahre Wesen der Kirche und ihrer Lehre auszusprechen. Sie meinen alle, ihre Rechtgläubigkeit zu wahren, und reden von der Kirche mit Ehrfurcht; aber in consequenter Ausbildung ihres Gedankenganges lassen sie sich nicht dadurch aufhalten. Was nicht passen wollte, mußte sich der Umdeutung ins Geistige unterwerfen. Eckhart ist von der Kirche verdamt worden und hat alles, was etwa in seinen Schriften wider den rechten Glauben Anlaufendes sich vorfinden möchte, widerrufen. Ruysbroek erklärt: „Ich unterwerfe mich in Allem, was ich erkenne, meine oder auch geschrieben habe, dem Urteile und Gutdünken der heiligen allgemeinen Kirche und der Heiligen. Denn ich bin des festen Willens, durchaus als ein Diener Jesu Christi in dem allgemeinen Glauben zu leben und zu sterben, und wünsche durch die Gnade Gottes ein lebendiges Glied der heiligen Kirche zu sein." Zum Märtyrertum ist in diesen Kreisen wenig Stimmung und Anlage. Die mystischen Prediger sind keine streitbaren Helden. Sie suchen ihre eigene Seligkeit und lehren Andere den Weg zu ihrem Heile: eine Wirksamkeit auf praktischem Gebiete suchen sie nicht. Die Formen der römischen Kirche, auch die widerchristlichen, stören sie nicht; man braucht ja nur ihren rechten und wahren Sinn aufzuzeigen, um sich nicht an ihnen zu ärgern. Von der äußerlichen Werkheiligkeit, von der kirchlichen Bußdisciplin braucht man nur auf das Innere des wahren Gottesdienstes hinzuweisen; der Priester sei nur der rechte, von Gottes Geist durchdrungene Beichtiger, und man kann sich ihm anvertrauen, und wächst man über ihn hinaus in unmittelbarer Erfahrung der Gnade, dann desto besser. Dann braucht man überhaupt nichts, keine Art der Vermittlung, nicht Priester noch Kirche; dann versenkt man sich ohne Mittel in das Herz Gottes und wird eins mit ihm. Für den Mystiker handelt es sich nur darum, recht Viele zu erleuchten mit der wahren Erkentnis, zu durchdringen mit der völligen Liebe, und dann kann ihm der Bestand der Kirche überhaupt gleichgültig sein. Sie ist einmal vorhanden und wird als solche respectirt; der vollkommnere Heilige, der eigentliche Mystiker, braucht keine Kirche, und eine reine Kirche kann ihm ebensowenig nützen, als eine verderbte. Fügt er sich dem äußeren Brauch, so ist das nur angeborene Pietät oder äußerliche Obedienz. Er hat keinen Grund, sich der Kirche und ihren Ordnungen ganz zu entziehen; denn gewisse Anregungen zur Andacht sind von ihr jedenfalls zu erwarten. Wozu eine Verbesserung der Kirche? Form ist Form, und die eine kaum besser als die andere. Der Mystiker aber ist erhaben über alle Formen. Das wäre der reine und wahre Ausdruck der mystischen Gesinnung, der sich aber selbst bei Eckhart hinter der kindlichen Pietät für die Kirche verborgen hält.

Der wahre Charakter der deutschen Mystik ist Geistesfreiheit, aber eine Geistesfreiheit, die zulezt ins Bodenlose fällt, weil es bei der Leerheit der alleräußersten Abstraction schließlich an allem Inhalt fehlt. Von eigentlicher Schwärmerei ist sie fern, denn sie haßt alles Sinnliche, alles Symbol, alle Geschichte; sie lebt und webt in reinen Begriffen. Nie ist der eigentlichen deutschen Mystik der sittliche Geist abhanden gekommen, wenn sich auch an ihre Gedanken manche verkehrte Richtung angeschlossen hat, die mystische Principien zum Vorwande nahm, um der Zuchtlosigkeit fröhnen zu können. Die Weise der Mystik ist eine stille Andacht, ein inniger Verkehr zwischen ihren Anhängern, eine milde Frömmigkeit, das alles getragen durch einen hohen und kühnen Ideenflug, der alles Endliche transscendirt und erst in dem höchsten Einen seine Beruhigung findet. Alle Gedanken, die von je an der Mystik geeignet haben, erscheinen hier in ihrer reinsten und consequentesten Gestalt und nach ihrem tiefsten inneren Zusammenhange.

Charakteristisch wie ihre Stellung zur Kirche und kirchlichen Wissenschaft ist für die deutsche Mystik ihre Stellung zur Heiligen Schrift. Die unbegrenzte Wertschätzung derselben, als der höchsten Autorität in allen göttlichen Dingen, hat sie mit den edleren und reineren unter den ketzerischen Richtungen, z. B. mit den Waldensern, gemeinsam. Es weht uns auch aus ihr der gesunde Lebenshauch eines biblischen, vorzugsweise neutestamentlichen Geistes entgegen. Unter allen heiligen Schriftstellern ist es am meisten Johannes, dem sie die Anregungen zu ihrer Speculation über Gott den Dreieinigen und über das Verhältnis der Creatur und der Sele zu Gott verdankt, und Paulus, den sie sich als Lehrer und Meister auf ethischem Gebiete erwählt; aus gründlicher Erwägung der Heilslehren der paulinischen Briefe hat die deutsche Mystik ihre den Kern der Sache treffenden Begriffe von dem Wesen der evangelischen Freiheit und ihrer Bewährung in einem christlichen Leben durch die rechte Nachfolge des Lebens Christi gewonnen. Insbesondere hat sich die deutsche Mystik freigehalten von jener falschen und ungerechtfertigten Buchstäblichkeit z. B. in dem Verständnis der Gebote Christi über den Eid oder in der Auffassung der Vorbildlichkeit Christi in Bezug auf die Aeußerlichkeiten des Lebens. Allerdings findet sich auch in der deutschen Mystik der herschenden Vorstellungsweise jenes Zeitalters gemäß ein übertriebener Begriff der Armut, die von der inneren geistigen Armut wol auf die äußere Armut an Gütern dieser Welt übertragen wird. Mönche sind es, die die deutsche Mystik ausgebaut haben, und eine mönchische Lebensanschauung durchdringt sie. Aber zugleich sind doch ihre ethischen Lehren so frei und so rein, daß sie auch die Schranken dieser eng begrenzten Lebensanschauung durchbrechen und Eckhart durchaus, Tauler, Suso meistenteils den Begriff der Armut im höchsten und christlich reinsten Sinne erfassen. So können sie allen berechtigten Anforderungen des Lebens in der That gerecht werden. Aber wenn die Mystik sich von einer falschen Buchstäblichkeit allerdings freigehalten hat, so trifft sie desto schwerer der Vorwurf, daß sie das Princip der den Buchstaben lebendig

machenden Geistigkeit in der Auslegung bei weitem übertrieben hat, daß es ihr äußerst schwer wird und äußerst selten gelingt, bei dem schlichten Wortverstande der geoffenbarten Wahrheit stehen zu bleiben. In allegorischer Auslegung, hinter welcher der ursprüngliche und ächte Sinn der Schrift zulezt vollständig verschwindet, ist die deutsche Mystik so weit gegangen, wie irgend eine verwandte Richtung, und in kühnen metaphysischen Speculationen über die fundamentalen Grundsätze des christlichen Glaubens wird die Lehre der Schrift in künstlicher Ausdeutung nur subsidiär hinzugezogen.

Einen Punkt gibt es, auf welchem die deutsche Mystik sich arglos und unbefangen rein an die biblische Lehre gehalten hat: die Lehre vom Fall des ersten Menschen und dem daraus erwachsenen Verderben der ganzen Menschheit. Grade an diesem entscheidenden Punkte hat sich die deutsche Mystik aller über die einfache biblische Thatsache hinausgehenden Speculation enthalten. Das sündliche Verderben der Menschheit ist einmal da; über tiefere und allgemeinere Gründe desselben als den Fall Adams haben die Mystiker nichts gelehrt. Grade hier gilt ihnen das geschichtliche Factum, während doch das Factum der Erlösung zu einem allgemeinen Weltproceß metaphysicirt wird. Der Ursprung des Bösen, Sünde und Teufel — das ist grade die Klippe, an der so manche ketzerische Secte mit sonst biblischer Gesinnung gescheitert ist; hier brach die Phantasie durch, und schwärmerische Ideen, eine ganze unbiblische und unchristliche Mythologie erstickten die Keime eines gesunden religiösen Lebens. Die Zurückhaltung auf diesem Punkte in der deutschen Mystik muß Wunder nehmen. Grade ihr hätte es nahe gelegen, über die biblische Tradition hinweg den Sündenfall aus Begriffen zu construiren. Was sie davon zurückhielt, ist ein gesunder Tact, aber vielleicht auch der Umstand, daß das Problem des Bösen überhaupt in der Grundstimmung der deutschen Mystik so wenig Bedeutung hat. Sie lebt und webt im Glanze der Gnadenwirkungen, in der lichten Klarheit der Gottesoffenbarungen an die Vernunft und den Willen, in der lauteren Seligkeit des Einsseins mit dem heiligen und vollkommenen Gott. Sie attendirt nicht auf das Böse; es ist ihr nur ein Hilfsbegriff. Näher steht ihr der Streit gegen das Endliche und die Lust am Endlichen, gegen die Creatur und den auf die Creatur gerichteten Trieb. Sie sieht in diesem Trieb nicht das positive Element eines teuflischen Willens, sondern nur das negative eines nicht göttlichen Willens. Die positive Substantialität des Bösen kent sie so wenig, als die damalige orthodoxe Kirche und ihre Lehrer; denn alle hatten das Böse von je an nur als eine Privation erklärt ohne selbständiges Wesen. Wie die deutsche Mystik durch ihre Stellung zur Heiligen Schrift sich von allen wiedertäuferischen Sekten scheidet, so trent sich von ihr in der Auffassung des Bösen die Theosophie eines Böhme oder Schelling, zugleich aber auch die gesamte nachreformatorische Denkweise, die durch ein tieferes Eingehen auf das positive Wesen des Bösen wesentlich mitbedingt wird.

Ein zweiter Punkt, in welchem die deutsche Mystik eine auffällige Zurückhaltung beobachtet, ist das Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade. Dieses undurchdringlichste aller Geheimnisse berührt sie kaum mit zarter Hand. Freiheit ist die Luft, in der die Mystik athmet; substantielle Einheit des Absoluten und Unselbständigkeit aller Einzelwesen ihr oberster Grundsaz. Beides läßt sich kaum in Gedanken vereinigen. Die deutsche Mystik versucht das auch gar nicht. Die beiden widersprechenden Thatsachen stehen ihr neben einander, die eine so gewiß als die andere; nach keiner Seite hin bindet sie sich die Hände durch ein bestimt formulirtes Decret. Gott ist der lezte und einzige Grund alles Geschehens, neben ihm besteht kein selbständiges Sein oder Wirken. Andererseits hat Gott dem Menschen die Freiheit der Willkür verliehen als das Siegel seiner Gottähnlichkeit und den eigentlichen Adelsbrief der Sele, und diese an sich blos formale Freiheit soll zu der wahren Freiheit hinaufgeläutert werden, welche die Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen Willen ist. Die Heiligung des Menschen ist die That der göttlichen Gnade, und der Mensch hat kein Verdienst daran. Und dennoch liegt es nur am menschlichen Willen, wenn er nicht geheiligt wird. Gott ist immer bereit zu geben; nur wir sind sehr unbereit zu empfangen. Wie nun der Anteil des menschlichen Willens näher zu bestimmen ist, darüber sprechen sich diese Mystiker nicht aus. Es hängt damit zusammen, wenn dieselbe Richtung, welche das Aufgehen und das Vernichtetwerden in Gott für das Ziel des menschlichen Berufes erklärt, gleichwol in irgend einer Weise eine ewige und unaufhebbare Individualität jeder Menschensele festhalten möchte; es gehört eben dahin, daß dieselben Denker, die doch die notwendige und unabänderliche Consequenz aus dem absoluten Wesen für den Grund des Daseins aller Creaturen halten, andererseits Gott selbst als selbstbewußte geistige Persönlichkeit auffassen, die alles nach der Idee des Guten vollbringe, so daß nun die Welt teleologisch als das System der göttlichen Zweckthätigkeit zu begreifen ist. Hierin unterscheidet sich die Lehre der Mystiker von den sonst verwandten Lehren Hegel's einerseits und Spinoza's andererseits, und wenn sie an scheinbarer wissenschaftlicher Strenge und an allseitiger Durchbildung ihrer Principien dadurch zu verlieren scheint, so gewint sie dadurch in ungleich höherem Maße an ächt religiösem Gehalte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 21. September. № 76.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

II. (Schluß.)

So beschaffen und mit solchen Principien stellt sich die deutsche Mystik gewissermaßen neben die Kirche, über die Kirche, wenn von der zeitlichen Gestalt derselben die Rede ist, zur Predigt einer sonst innerhalb dieser Kirche nicht vertretenen Wahrheit, die gleichwol zu allen Zeiten der wahre und ewige Inhalt aller christlichen Kirche sein soll. Sie predigt die Abwendung von allem Endlichen und Vergänglichen, von allen äußeren Werken und allem Gehorsam gegen Menschen und gegen äußerliche Formen; sie predigt die rückhaltslose Hingebung an Gott, die vollendete Armut, die nichts mehr weiß, nichts mehr hat, nichts mehr will, als Gott allein; die Selbstverläugnung und Selbstvernichtung, die sich leidend dem Wirken Gottes in der Sele überläßt. Sie wendet sich mit dieser Predigt an Alle, an Jedermann aus der Gemeinde, an Mönche und Nonnen, an Bürger und Bauern, an die Fürsten und Ritter, und selbst an die Prälaten. Wissenschaftliche Tiefe ist ihr Hintergrund; die wissenschaftliche Begründung liegt aber auch in ihrer Predigt und ihren Tractaten vor. Der gemeine Mann, der Laie, soll zu vollkommener Erkentnis der göttlichen Geheimnisse herangezogen werden, der Priester nichts für sich behalten; denn reine Gotteserkentnis ist reine Seligkeit, und diese ist Niemandem vorzuenthalten. Darum ist hier von keiner esoterischen Schulwissenschaft die Rede, aber auch von keiner Proselytenmacherei, wie sie in den Sekten üblich ist. Die Mystik will nicht aus der Kirche hinaus-, sondern in die wahre Kirche hineinführen über die an sich nicht verwerflichen, aber dem höchsten Standpunkte nicht entsprechenden Aeußerlichkeiten der bestehenden Kirche hinweg. Die wissenschaftlichen Tractate der Mystiker sind zugleich Erbauungsbücher für Jedermann; sie setzen nur einen Hunger und Durst nach Erkentnis Gottes und eine Fähigkeit zum Durchdenken abstracter Begriffe voraus, die damals allen Anzeichen nach bei weitem mehr verbreitet gewesen sein müssen, als unter den sogenanten Gebildeten unserer Tage. Wenigstens auf religiösem Gebiete begegnen wir in dieser Zeit einer so lebendigen Wißbegier und einem so eindringlichen Verständnis auch bei Armen und Geringen, daß man sieht, wie die Mystik einem allgemein und tief empfundenen Bedürfnisse des deutschen Volkes entsprach. Die deutsche Mystik hat mehrere fromme Vereine veranlaßt, deren Zweck im Wesentlichen war, sich in gemeinsamer Andacht zu stärken. In dem weitverbreiteten, besonders am Rhein von Köln und Straßburg bis in die Schweiz unter allen Ständen vielfach vertretenen Vereine der Gottesfreunde gab es ein verknüpfendes Band für die Stillen im Lande, denen die Andachtsmittel der Kirche nicht genügten, weil ihnen das Bedürfnis eines persönlichen Lebens in Gott aufgegangen war. Die Entfernten schrieben einander erbauliche Briefe, die Wandernden fanden bei Gleichgesinten vertrauliches Obdach; man stärkte sich in gemeinsamem Gebet um geistige Gaben für die Einzelnen, um Besserung des schlimmen Standes der Kirche. Aber von sektirerischen und schwärmerischen Elementen haben sich diese Gottesfreunde fast durchaus frei gehalten. Sie konten für die Kirche beten, aber nicht gegen sie kämpfen. Sie machten in ihrer Mitte die Laien mündig und sezten das allgemeine Priestertum in praktische Ausübung. Ein hochberühmter Prediger, wie Johannes Tauler, überließ sich der Leitung eines schlichten und geistesgewaltigen Laien, der ihm die Augen darüber geöffnet hatte, daß sein Christentum mehr äußerlich angenommen, als innerlich durchlebt sei. Ein einfacher, gottesfürchtiger Laie, der Kaufmann Rulman Merswin von Straßburg, der im Vereine der Gottesfreunde war, unternahm es, als theologischer Schriftsteller das Verderben der Kirche zu schildern. Wir wissen aus der Menge mystischer Schriftsteller Persönliches nur von Wenigen; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich auch sonst Laien unter ihnen befunden haben. Daß waldensische Elemente auf diese Mystiker irgend welchen Einfluß gewonnen hätten, ist ganz unwahrscheinlich. Visionäre und schwärmerische Erscheinungen, die unter ihnen vorkommen, können der ganzen Stimmung des Zeitalters nach nicht wunderbar erscheinen, sind aber weit entfernt, für sie charakteristisch zu sein. Dagegen gab es eine weitverbreitete Ausartung dieser mystischen Richtung, die unzweifelhaft in näherer Beziehung zu den Resten der von Amalrich von Bena herzuleitenden sektirerischen Bewegung steht. Sehr leicht konten Eckhart's Lehren wie eine vertiefende Erneuerung amalricanischer Grundsätze erscheinen und der nie ganz erloschenen Richtung jenes wilden und widerchristlichen Pantheismus eine neue Kräftigung verleihen. In der That haben jene wahren und ächten Gottesfreunde einen ernsten und anhaltenden Kampf geführt wider diese bösen Doppelgänger, die „falschen freien Geister", die sich gegen die Kirche, wie gegen Zucht und Sitte auflehnten, die einen

geistigen Antinomismus in die Befreiung des Fleisches von allen Fesseln umschlagen ließen. Spurlos sind diese ketzerischen Vereine verschollen, während die segensreiche Wirksamkeit der mystischen Gottesfreunde einen kräftigen Einfluß gewann auf die ganze religiöse Gesinnung des deutschen Volkes.

Volkstümlichkeit ist überhaupt das Wesen der deutschen Mystik, aber nicht so, daß sie sich zu der Fassungskraft des gemeinen Mannes herabließe und ihm die religiöse Wahrheit etwa in der Verhüllung durch sinliche Gleichnisse oder geschichtliche Vorgänge darzubieten strebte, sondern so, daß sie jeden Einzelnen zum höchsten Standpunkt der Beschauung heraufzuziehen sucht und die Gipfelpunkte der religiösen Speculation bildlos und gleichnislos in reiner Erkentnis jedem zugänglich machen möchte. So ist die Mystik gradezu eine Popularisirung der christlichen Religionswissenschaft des Mittelalters, deren lezte und reinste Principien hier ausgesprochen werden, weil man sich durch den Anschluß an das specifisch Kirchliche und näher an die Aeußerlichkeiten der römisch-katholischen Kirche nicht gebunden fühlt. Dabei treten nun die ethischen Gesichtspunkte in den Vordergrund, und die speculative Erkentnis soll unmittelbar fruchtbar werden für ein jener Erkentnis gemäßes christliches Leben. Nirgends eine leere Dialektik; der logische Formalismus, der in der Schule herscht, ist hier durchaus abgestreift. Alle Wissenschaft soll erbaulich werden, alles Erbauliche soll sich auf die Tiefen christlicher Erkentnis gründen. Nirgends bloßes Gefühlsleben und weichliche Andacht. Selbst bei Suso, bei welchem das gefühlige Leben, die Wärme der Phantasie, das Schwärmen in Bildern und visionären Zuständen noch am meisten herscht, bricht dann das rein Speculative nur um so mächtiger hervor, und es ist eine seltsame, fast befremdende Erscheinung, wie sich bei diesem wunderbaren Manne die beiden entgegengesezteſten Elemente so innig durchdringen konten. Wie die deutsche Mystik aus der populären Predigt an das deutsche Volk hervorging, so sind alle ihre Predigten und Abhandlungen in entschiedenem Gegensatze gegen die gelehrte Literatur in deutscher, nicht in lateinischer Sprache verfaßt. Es ist eine herzinnige, kernige, gedankenvolle deutsche Prosa, deren erster Versuch, die höchsten und schwierigsten Probleme des philosophischen und religiösen Denkens in deutscher Sprache zu behandeln, von dem glänzendsten Erfolge gekrönt ist. Die gesamte deutsche Literatur besizt nichts Vollendeteres in reiner, gedankenvoller und leichtbeweglicher Beredtsamkeit, als die Predigten und Abhandlungen Eckhart's und Tauler's, nichts Milderes und Lieblicheres, als Suso's Schilderungen aus seinem Leben, nichts Ergreifenderes und zugleich Gefälligeres, als die klassische Ruhe der Betrachtung und die gottinnige Klarheit in den besten Schriften Ruysbroek's oder in der „deutschen Theologie". Wir besitzen einzelne Abhandlungen und Predigten sonst unbekanter Mystiker, die rein schriftstellerisch betrachtet wie nach der Tiefe ihres Inhalts dem Größten ebenbürtig zur Seite stehen. Alles das zeugt für einen außerordentlich hohen Stand der allgemeinen Bildung in jener durch die Scholastik erzogenen Zeit, für einen hohen Stand der Fähigkeit zu denken und zu sprechen. In der That hat nur das kirchliche Verbot die Verbreitung der Schriften Eckhart's gehindert. Tauler's Predigten und das Büchlein von der deutschen Theologie fanden die allerweiteste Verbreitung, die gesamte Literatur der deutschen Mystik war eine durchaus volkstümliche. Schriften der Mystiker gehören zu den seit Erfindung der Buchdruckerkunst am frühesten und am häufigsten aufgelegten Büchern. Tauler's Predigten sind nur von 1485 — 1565 siebenmal gedruckt worden, immer in verschiedenen deutschen Dialekten; denn jedes deutsche Land wollte den großen Prediger in seinem eigenen Dialekte besitzen, wie er für die Gelehrten in lateinische Sprache übertragen wurde. Die deutsche Theologie ist, seitdem das Büchlein von Luther 1516 aufgefunden und zum Teil herausgegeben worden war, bis zum Jahre 1558 fünfundzwanzigmal aufgelegt worden. Im 17ten Jahrhundert wurden diese Bücher der Mystiker erst recht allgemein verbreitete Erbauungsschriften. Luther, der Erneuerer unserer Sprache, hat sich ersichtlich an Tauler's Sprache gebildet; selbst die eigentümlichen Elemente in der Terminologie der Mystik sind in der deutschen Predigt und im geistlichen Lied, wie in den Erbauungsschriften bis in das vorige Jahrhundert hinein lebendig geblieben. Erst die erwachende neuere deutsche Philosophie hat zum Teil vom Auslande entlehnte Termini an ihre Stelle treten lassen. Wie durch ihren Inhalt, so sind die Schriften der deutschen Mystiker auch durch ihre sprachliche Form vom tiefgehendsten und allgemeinsten Einfluß gewesen. Man kann mit vollem Recht die Mystik als eine Theologie des deutschen Volkes im Gegensatze zur Scholastik als der Theologie der Gelehrten bezeichnen. In derselben Weise nimt die Mystik als Bildnerin der volkstümlichen deutschen Prosa zu wissenschaftlichen und erbaulichen Zwecken eine hohe Bedeutung in Anspruch.

Die ganze geschichtliche Bedeutung der deutschen Mystik tritt uns erst entgegen, wenn wir ihren Entwicklungsgang ins Auge fassen. Die deutsche Mystik mündet in die deutsche Reformation ein; sie sezt sich über dieselbe hinaus fort und bildet ein wichtiges Mittelglied für die Gestaltung dessen, was es in der neueren religiösen Denkweise Eigentümliches gibt, wie für die Bewegungen des philosophischen Gedankens in Deutschland. Nur die höchste und einseitigste Ausbildung der lutherischen Dogmatik ließ die mystischen Elemente zurücktreten; in nicht erlöschender Opposition zu ihr erhielten sich mystische Richtungen als Fermente für eine Weiterbildung der kirchlichen Lehre. In Deutschland haben die Keime der mystischen Denkweise wol zuweilen in der Verborgenheit geschlummert; untergegangen sind sie nicht wieder, und noch immer hat sich zur rechten Zeit auch das mystische Princip in immer neuen Formen geltend gemacht.

Die alten Wurzeln von Hermannsburg.

Bei der lezten Conferenz in Gnadau kaufte ich mir von dem Colporteur, der da seine reichen Schätze auszustellen pflegt: „Goldene Aepfel in silbernen Schalen. Erzählungen von C. Harms, Pastor zu Hermannsburg.“ Sie sind mit diesem Titel aus Sprw. 25, 11 versehen von seinem Bruder und Amtsnachfolger herausgegeben, Abdrücke aus verschiedenen, namentlich den ältern Jahrgängen des Hermannsburger Missionsblattes. Ich hatte diese Geschichten voll Salbung und Salz alle da schon zu seiner Zeit gelesen, aber sie sind mir in dieser schlichten Zusammenstellung neu und neu gesegnet geworden. Es ist lauter gutes hausbackenes Brot für starken und schwachen Magen, für Hoch und Niedrig, für Weise und Unweise. In dem großen Gehalte, der ungeschminkten Wahrheit und der meisterhaften Weise der Erzählung sind sie mehr wert, als manches Dutzend christlicher Romane und manches Schock christlicher Tractate.

Der selige Harms dachte wie Dr. Luther: „Es ist ein sehr köstlich Ding um die Historien“, und that wie König David: „Ich gedenke an die vorigen Zeiten, ich rede von allen deinen Thaten und sage von den Werken deiner Hände.“ Die 65, meist kurzen Erzählungen enthalten viel Selbsterlebtes, aber in etwa 20, meist etwas längeren Erzählungen geht er in die älteste Geschichte Hermannsburgs, der Umgegend und des alten Sachsenlandes zurück, die Gründung der christlichen Kirche da, die Zeit der Reformation und des dreißigjährigen Krieges. Es finden sich darüber im Pfarrarchive von Hermannsburg viele Aufzeichnungen, Anderes hat er aus alten Lüneburgischen Chroniken, Handschriften und Büchern, von Jugend auf mit Fleiß und viel Mühe gesammelt. „Es ist doch lieblich“, sagt er, „wenn man eine Geschichte der Gemeinde aus alten Zeiten hat, das Herz hängt da mit doppelt warmer Liebe an dem Ort und der Gegend, wo man wohnt, und was Vaterlandsliebe ist, das erfährt man da in dem Maße, daß einem das Vaterland unter den irdischen Dingen über Alles geht und man es wirklich mehr liebt, als sich selbst, des Vaterlands Ehre mehr als seine eigne.“ „Nächstdem, daß ich ein Christ bin, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Sele, und kein Land in der ganzen Welt geht über die Lüneburger Haide. Und nächstdem, daß ich ein Lüneburger bin, bin ich ein Hermannsburger, und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf in der Haide.“ Diese Erzählungen aus der alten Geschichte von Hermannsburg haben sich in meinem Geiste zu einem Gesamtbilde zusammengeschlossen und mir ein Licht über das jetzige Hermannsburg gegeben. Seit es in der christlichen Welt bekant geworden ist, seit 17 bis 18 Jahren, hat man immer wieder gefragt und fragt noch: Woher komt es, daß das Evangelium hier eine solche Macht geworden, daß sein Sauerteig hier so durchgesäuert hat? Namentlich wir Pastoren, die wir dasselbe Evangelium predigen, mußten erstaunt und gedemütiget immer wieder so fragen und darüber sinnen. Gewöhnlich sehen wir zuerst auf das Werkzeug, um das Werk, auf den Knecht, um das Thun des Herrn zu erklären und zu begreifen. Das ist gewiß wolgethan, und aus seinen Erzählungen und Erfahrungen können wir manche wichtige Pastoralregel uns nehmen. Wie war er nach seinen eben angeführten Worten mit seinem Stande, seiner Gegend, seinem Dorfe verwachsen, während im Durchschnitt die Hälfte der Pastoren sinnen und suchen, von ihrer Stelle wegzukommen. Aber das Himmelreich ist ein Geheimnis. Der Herr hat nun von seiner ersten Predigt an bis in die vertraulichen Gespräche der lezten vierzig Tage hinein viel davon gelehrt und geoffenbart, wie Gottes Gnade und der Menschen Glaube, das göttliche Geben und das menschliche Nehmen zum Kommen des Reiches zusammenwirken. Aus Gnaden, durch den Glauben, das ist in Summa das Geheimnis des Himmelreiches. Es ist die Wahl der Gnaden, bei Gottes Gaben und Berufung, bei des einen Volkes Unglauben und des andern Glauben, wo St. Paulus ausruft: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“ Von dem Wolgefallen seines Willens und der verborgenen Weisheit wird aber Manches offenbar, wenn man die ganze Geschichte eines Menschen, einer Familie, eines Geschlechtes, eines Volkes mit erleuchteten Augen überschauen kann. In der Geschichte von Hermannsburg ruft der Herr in diese Gemeinde hinein: „Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet“, und aus ihr heraus ruft er den Mitgenossen der Gnade in aller Welt zu: „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet.“ Nach dem Inhalte der hierher gehörenden Erzählungen teilt sich diese Geschichte in vier Perioden.

I.

Das Lüneburgische gehört zum alten Sachsenlande. Die Sachsen, soweit sie westlich der Elbe wohnten, waren in drei große Districte geteilt: Westphalen, Engern, Ostphalen. Die Westphalen wohnten am meisten westlich, im Osnabrückschen und noch weiter westlich bis an den Rhein. Die Ostphalen wohnten am meisten östlich, bis an die Elbe und darüber hinaus. Mitten zwischen beiden saßen die Engern oder Angeln. Bekantlich führte Karl der Große einen furchtbaren, 33jährigen Krieg mit diesen seinen wilden, tapfern heidnischen Nachbarn, der zugleich Religionskrieg war. Endlich, im Jahre 785, ließen sich die beiden heldenmütigen Herzöge, Wittekind in Westphalen und Albion in Ostphalen, taufen und bekehrten sich zum christlichen Glauben. Dadurch ward in den Teilen von Sachsen, wo sie in Ansehen standen, Ruhe, und das Evangelium fand Eingang in die Herzen, nicht blos in das Land. Karl der Gr. errichtete die Bistümer Minden, Osnabrück, Verden, Bremen, Münster, Paderborn, Hildesheim, sämtlich im Sachsenlande gelegen, lauter Missionsanstalten, von welchen Prediger auszogen, den heidnischen Sachsen das Evangelium zu verkündigen. Auf den Kriegszügen war Einer aus dem Lüneburgischen von den Franken gefangen mitgenommen worden, Namens Landolf, der sich in der Gefangenschaft von ganzem Herzen zu Christo be-

kehrte. Der Kaiser ließ ihn in Minden weiter im Christentum unterrichten und erziehen. Je mehr er zunahm, desto mehr brante ihm sein Herz zu den Ostphalen, seinen Landsleuten. Nachdem der Bischof ihm die Erlaubnis dazu gegeben hatte, sezt er sich bei Minden in einen Kahn mit einigen Lebensmitteln und Büchern, einem Nez zum Fischen und fährt allein die Weser hinab, dann auf der Aller nach Verden. Da hatte der erzürnte Kaiser 4500 gefangene Sachsen niederhauen lassen, bei deren Gräbern wollte er beten. Dann schiffte er die Aller aufwärts in die Oerze bis dahin, wo jezt Hermannsburg liegt, und wo damals ein berühmter Mann, Hermann Billung, wohnte, der Billing, custos legum, Hüter der Gesetze. (Bill ist im Altniederdeutschen oder im Sächsischen ein Gesez, welches von der versammelten Volksgemeinde bestätigt ist, und der Mann, der diese Gesetze vorschlug, und, wenn sie bestätigt waren, darauf halten mußte, daß sie nicht übertreten wurden, hieß der Billing.) Zu diesem Billing begab sich Landolf, wurde mit der bei den Sachsen üblichen Gastfreundschaft aufgenommen und blieb vom Herbst bis zum Mai da. Als sie in der großen Hütte beim Flottfeuer saßen, wo der Hausvater etwas erzählte oder die Gesetze auslegte, bat sich Landolf die Erlaubnis aus, auch etwas erzählen zu dürfen. Wie ihm das gewährt wird, erzählt er nach und nach die ganze Heilsgeschichte und singt dabei die lieblichen christlichen Lieder. Die Leute hören ganz erstaunt zu und werden immer tiefer ergriffen. Als im Mai die große Volksversammlung kam, predigte Landolf auf dieser vom Heiland. Diese köstliche Predigt voll Eifer und Liebe, Freimut und Weisheit teilt Harms S. 25—29 vollständig mit. Als Landolf geendet hatte, forderte der Billing die Versamlung auf, zu beschließen, daß sein Gastfreund frei im Lande umherziehen und predigen könne. Der älteste Mann macht den Vorschlag: das Los der Götter soll entscheiden, ob dieser Mann Recht hat. Während die Stäbchen dazu zurecht gemacht werden, liegt Landolf auf seinen Knien und bittet und fleht: „Herr, Herr gib den Sieg, daß dieses edle Volk dich erkenne!" Da fallen die Stäbchen zur Erde und siehe, sechs liegen mit dem Zeichen nach oben und nur eins nach unten. Das wird verkündigt und die ganze Gemeinde ruft: „Der Christengott hat's gewonnen!" Der Billing war voll Freuden, Landolf zog wieder mit ihm heim, ließ sich von ihm seinen heidnischen Opferaltar schenken und baute da eine christliche Kirche. Schon nach einem Vierteljahr war das hölzerne Kirchlein fertig, das erste in der ganzen Gegend, und an demselben Tage, wo Landolf es einweihte, empfing Harm (Hermann) der Billing mit 5 Söhnen und 3 Töchtern und dem größten Teile seiner Blutsfreunde und seines Gesindes die heilige Taufe. Noch jezt gehört das Feld, worauf diese erste Kirche gestanden hat, zu der Hermannsburger Pfarre und wird noch jezt die kalte Kirche genant. Unermüdlich arbeitete der treue Landolf weiter, wozu er aus Minden und Münster 12 Gehülfen bekam. Unter andern gab ihm der Herr noch zwei herliche Hauptsiege über zwei starke Feinde, den alten Priester des Thor, Heinrich, auf einer kleinen Insel der Oerze, eine Stunde von Hermannsburg, und über den Gemeindepriester Walo auf dem Hofe Nemmiga: die zwei Erzählungen davon sind die herzstärkendsten Missionsgeschichten. Bis 830 oder 840 muß Landolf gelebt und gearbeitet haben und seine Wirksamkeit war so gesegnet, daß das ganze Land der Harzsahzen (der Sachsen an der Oerze) zu Christo bekehrt wurde. Die Veränderung der ganzen Gegend war so groß und auffallend, daß erzählt wird, die Bischöfe von Bremen und von Verden hätten Priester gesandt, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, und diese hätten nirgends mehr einen Heiden angetroffen.

Man hat es dem sel. Harms verdacht, daß er die Heidenmission so selbständig getrieben und eine eigne Missionsanstalt gegründet hat, er hätte, sagte man, sich an die Centralanstalt in Leipzig anschließen sollen, dahin seien die deutschen lutherischen Landeskirchen gewiesen, da habe der Herr den der sichtbaren Einigung so bedürftigen in der Heidenmission sie geschaffen. Nach den Erfahrungen von noch nicht zwei Jahrzehnten ist diese Rede mehr und mehr verstumt. Gläubigen in allen Ländern erschien Hermannsburg als der von Gott erwählte Ort, dahin sie ihre Opfer, Habe und Gelübde bringen sollten. Diese Bauerngemeinde bildete mit den vielen freien Filialen in der ganzen evangelischen Christenheit einen lebendigen Mittelpunkt, wo Missionszöglinge leiblich und geistig und geistlich gedeihen und Missionare einen starken Halt haben konten, von wo sie fort und fort Leben und Lebenszeichen empfingen. Dieses Dorf gewährt den Missionszöglingen und den Missionaren, was keine Stadt gewähren kann, namentlich keine in Norddeutschland mit der ungeheuren Unkirchlichkeit, den vereinzelten Missionsfreunden, den winzigen Missionsgaben und den leeren Missionsstunden. Zu dieser innern Berechtigung der Hermannsburger Mission komt nun noch die historische, die aus der vorstehenden und nachfolgenden Geschichte erhellt. Hier ist die Stätte im Lande der Harzsachsen, wo vor 1000 Jahren zuerst der süße Name Jesu verkündigt und gepriesen wurde, von Hermannsburg ist sein Schall in die ganze Landschaft ausgegangen, Kirchen, Kapellen und Klöster sind von hier aus gegründet worden, von den Burgen an der Oerze und Wintze zogen in der folgenden Periode die Streiter gegen die heidnischen Wenden in Lauenburg und Mecklenburg aus, halfen sie überwältigen und zum christlichen Glauben bringen. Solcher alter Beruf und solche alte Erwählung kann allerdings von der Untreue nachfolgender Geschlechter verscherzt werden, aber Harms hat sie eben mit seiner Gemeinde festgemacht. „Muß denn nicht", sagt er, „aus dem Eifer der Vorfahren der eigne Eifer entbrennen, des Herrn Segen, Sein Wort und Sein Sakrament, Seine heilige Kirche zu den Heiden zu bringen bis an der Welt Ende? Und nun dünkt es mich gar nicht wunderlich mehr, wie es doch manchen so gar verwunderlich scheinen will, daß wir von hier aus eine Bauernmission unternehmen. Das komt nicht von uns, das komt aus unserer Kirche und aus unserer Geschichte." „Warum sollte nicht Hermanns Bauerngemeinde den Heiland, den sie hat

von Alters her, unter den Heiden predigen? Möge nur solch uralter Segen uns recht dankbar, recht demütig, recht freundlich und recht liebevoll machen, aber eifrig und brünstig im Geist."

II.

Es war hundert Jahre später, um das Jahr 940, als bei Hermannsburg ein Knabe die Rinderheerde seines Vaters hütete. Da komt ein prächtiger Zug von gewappneten Rittern, biegt vom Wege ab und reitet querfeldein. Der Knabe tritt ihnen in den Weg: „Kehrt um, die Straße ist euer, das Feld ist mein!" Ein hoher Mann an der Spitze des Zuges: „Wer bist du, Knabe?" „Ich bin Hermann Billings ältester Sohn und heiße auch Hermann, und dies ist meines Vaters Feld, ihr dürft nicht darüber reiten." „Ich will's aber, weg oder ich stoße dich nieder!" „Recht muß Recht bleiben, und ihr dürft nicht über das Feld reiten, ihr reitet denn über mich weg." „Was weißt du von Recht, Knabe!" „Mein Vater ist Billing und ich werde es nach ihm, vor einem Billing darf Niemand das Recht verletzen." „Ich bin Otto, dein König." „Nein, ihr seid es nicht, Otto der König schützt das Recht, und ihr brecht das Recht." „Führe mich zu deinem Vater, braver Knabe." „Dort ist meines Vaters Hof, die Rinder hat mir mein Vater anvertraut, ich darf sie nicht verlassen. Seid ihr aber Otto, der König, so lenkt ab vom Felde auf die Straße, denn der König schützt das Recht." Und Otto der Große gehorchte dem Knaben. Bald wird Hermann vom Felde geholt, der König hat zu seinem Vater gesagt: „Billing, gib mir deinen ältesten Sohn mit, ich will ihn bei Hofe erziehen lassen, er wird ein treuer Mann werden und ich brauche treue Männer." Der Knabe zog freudig mit und wurde nachher der einsichtigste, frömste, treuste und tapferste Ritter und Freund Otto's. Als dieser 960 nach Italien ziehen mußte, ernante er Hermann zum Herzoge von Sachsen. Da geschah es, daß die heidnischen Wenden in das Sachsenland einfielen, sie mordeten die christlichen Priester, verwüsteten das Land, verbranten und zerstörten die Kirchen, auch die von Landolf erbaute. Hermann zog gegen sie aus und überwältigte sie endlich. Zum Schutze gegen sie legte er unter andern die Hermannsburg an, erbaute auf seinem Bauerhofe die Kirche, die heute noch steht, beschenkte sie mit einem Zehnten und gab fast die Hälfte von den Ländereien und Wiesen seines Hofes an die Hermannsburger Pfarre. Vor seinem seligen Ende hatte er noch die Freude, die Kirche eingeweiht zu sehen, im Jahre 972. Im nächsten Jahre, in demselben mit Kaiser Otto, starb Hermann Billing, der Erdlingssohn, der Herzog von Sachsen geworden war.

Dieser Gründer von Hermannsburg steht allerdings einzig da unter seinem Stamme und Volke mit seinen hohen Geistesgaben, aber nicht mit seiner tiefen Frömmigkeit und Liebe zur Kirche. Mancher Ritter verwandte seinen Anteil von der reichen Beute im Wendenkriege zur Ehre Gottes. Hatte das Land früher das wilde Sachsen geheißen, so nante man es nun und schon zu Landolfs Zeiten das fromme Sachsen. Aber jenseits der Elbe, bei den Wenden in Mecklenburg, in der Priegnitz, der Mark u. s. w. hielt sich das Heidentum unter verzweifelten blutigen Kämpfen noch 200 und 300 Jahre. Und unterdessen war die Kirche immer römischer und verderbter geworden, ehe sie in unsern Wendenlanden fest gegründet wurde. Es gibt eine natürliche Erwählung der Individuen und Volksindividualitäten und eine damit gegebene besondere Empfänglichkeit für das Christentum. An diese innere Naturbedingung ist die Erwählung zur Berufung gebunden, nach welcher an einen Menschen vor dem andern und an ein Volk vor dem andern der Gnadenruf ergeht. In beiden Beziehungen gehörte das Volk der Sachsen zu den erwählten und das der Wenden zu den hintenangesezten. Mit der verborgenen Entwicklung nach der Christianisirung, welche in dem innersten Naturgrunde des Volksgeistes vor sich geht, soll zwar dieser Unterschied verschwinden, aber in dem Processe der Vereinigung und Verklärung macht sich Jahrhunderte lang der tiefe Zusammenhang zwischen Natur und Gnade geltend. Diese mysteriöse Volkseigentümlichkeit der Sachsen und Wenden mit der 400 Jahre auseinander liegenden Berufung müssen wir mit in Anschlag bringen, wenn wir den heutigen geistlichen und kirchlichen Zustand Hermannsburgs in Ostphalen und Minden-Ravensbergs in Westphalen mit dem von Holstein, Mecklenburg und der Mark vergleichen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Oldenburg.

II. (Schluß.)

Jener Rede stimt eine treffliche Kritik in Nr. 6—8 des Stader Sontagsblatts von 1865 bei, und führt die angefochtenen Punkte nach verschiedenen Seiten hin weiter aus. In demselben Sinne wird es uns nicht schwer fallen, die Unzulänglichkeit des Entwurfs zu begründen.*)

Der Entwurf ist verfehlt. Die Auswahl ist ungenügend, denn es fehlen die Hauptlieder, oder sie sind verstümmelt, eine Menge unnützes Mittelgut ist dagegen eingeführt. Die Aenderungen sind

*) Der Verf. gibt nun eine eingehende Kritik des Entwurfes. Fänden wir Raum, sie mitzuteilen, so würden die Leser das Urteil des Referenten vollkommen bestätigt finden.

Anm. der Red.

wie das Stader Sontagsbl. milde sich ausdrückt, teils nuzlos, teils unpoetisch, teils bekentniswidrig, und ohne festes Princip vorgenommen. Das Bekentnis ist verdunkelt und abgeschwächt, und dadurch, daß es aus den Hauptliedern verbant worden, verleugnet. „Der Entwurf erfüllt keine der Bedingungen, die man von dichterischer, wissenschaftlicher und namentlich kirchlicher Seite an ihn stellen muß." Sein Standpunkt ist der der Aufklärungsperiode und speciell des Gesangbuchs von 1792.

Die Landessynode nahm den Entwurf nicht an, erwählte aber aus ihrer Mitte eine Commission von 4 geistlichen und 7 weltlichen Mitgliedern, welche ihn nochmals revidiren und das Ergebnis einer außerordentlichen Synode vorlegen soll. Würde er von dieser angenommen, so hat schließlich der Großherzog zu genehmigen oder zu verwerfen.

Nach dem, was aus sicherer Quelle über die Arbeit dieser Commission verlautet, wird der Entwurf zwar einige unveränderte Hauptlieder erhalten, z. B. Komm heiliger Geist, Herre Gott; es werden mehrfache Aenderungen in der Auswahl und Redaction vorgenommen werden: im Wesentlichen aber wird er derselbe bleiben!

Im Anschluß an die oben erwähnte Schrift sagen wir: Ein solches Gesangbuch genügt der Kirche nicht, sie würde sich dadurch ein klägliches Armutszeugnis ausstellen. Es ist in dieser Weise auch unmöglich, ein Gesangbuch zu schaffen, das den Wünschen Aller entspräche, denn Niemand kann zweien Herren dienen. Der Compromiß ist vielmehr in der Weise zu vollziehen*), daß man uns etwa 200 ächte, möglichst unveränderte Kernlieder gebe, worauf dann die Entwurfs- und die Fortschrittsfreunde sich ja eben so viele nehmen mögen, wobei es auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht ankomt. Werden uns jene etwa 200 Lieder nicht zugestanden, so ist es besser, wir bleiben bei unserm jetzigen Gesangbuche, das wir ohne unsere Schuld überkommen haben, und in dem es doch immer eine Anzahl singbarer Lieder gibt. Mehrere gläubige Pastoren verbreiten bereits seit Jahren die lieblichen Lieder unserer Kirche, lassen sie lernen und lehren sie nach ihren schönen rhythmischen Weisen unter erfreulichen Erfolgen singen, so daß sie so unbekant nicht mehr sind, und das Volk fällt seinen alten Kleinodien mit Freuden zu. Dieser gesegneten Wirksamkeit würde ein Gesangbuch, wie der Entwurf, für lange Zeit hindernd in den Weg treten. Wird aber so mit aller Treue fortgefahren, weiß und singt das Volk seine lieblichen geistlichen Lieder erst wieder, so wird mit den Jahren ein gutes Gesangbuch von selber kommen.

Kirchliches aus der Niederlausitz.

Die Lausitzer Wenden, die in ihrer eigenen Sprache sich Serben nennen, gehören der größern Zahl nach zum Königreich Preußen, die kleinere Hälfte derselben zum Königreich Sachsen. Dem Sprachidiom nach scheiden sie sich in Ober- und Niederlausitzer Wenden. Dieselben genießen das wolverdiente Lob der Frömmigkeit, der Treue und des Fleißes. Die Meisten betreiben die Landwirtschaft und erfreuen sich

*) Das wäre allerdings ein geringeres Uebel, aber doch noch ein so großes, daß man sich nur mit tiefem Schmerze bei einem solchen Unternehmen beteiligen könte. Anm. der Red.

eines gesunden, kräftigen Körpers, weshalb sie auch zum Kriegsdienst von je her sehr wol geeignet sind.

Dieselben haben, obschon die Zahl derselben nur etwa 200,000 beträgt, ihre Nationalität in Sprache und Sitte so vollkommen bewahrt, daß ein literarisches Leben unter ihnen nicht nur möglich, sondern für die Entwickelung des Volkes außerordentlich notwendig erscheint; denn wenn auch so mancher Wende im Verkehr mit Deutschen über alltägliche Gegenstände sich geläufig deutsch auszudrücken gelernt hat, so gehört das Sein und Denken desselben — wie umgekehrt z. B. der des Wendischen kundige Deutsche gleichwol niemals zu einem Nationalwenden wird — naturgemäß doch immer der Sphäre seines Ursprungs an, und besonders das Herz, das aus der bloßen Conversation wenig Gewinn zieht, will von der mit ihm verwachsenen Muttersprache geleitet sein. Darum ist es billig, daß in beiden Staaten die Wenden von je her ihren besonderen Gottesdienst haben, und daß die Kinder in der Schule neben dem unentbehrlichen deutschen zugleich auch wendischen Unterricht erhalten.

Was die wendischen, evangelischen Gemeinden in Sachsen anlangt, so sind sie in Kirche und Schule allerorten wol versorgt. Sie haben wendische Geistliche und einen geordneten wendischen Gottesdienst mit wendischer Predigt und wendischen Liedern; wendische Erbauungsbücher sind in alten, wie neuen Ausgaben vielfach dem Volke dargeboten von Vereinen, die meist aus Geistlichen und Lehrern gebildet werden. Und das Volk benuzt fleißig diese Gabe, und kann sie segensreich benutzen, weil es durch den Schulunterricht dazu wol befähigt ist. An maßgebender Stelle ist dort von den niedern wie höhern Behörden längst erkant worden, daß im Einklang mit den allgemeinen bewährten Principien einer Wenden-Volksschule Pädagogik und Didactik, zugleich auch die wichtigsten speciellen Bildungs-Bedürfnisse der wendischen Nationalität zu berücksichtigen seien. Demgemäß wird in den wendischen Schulen der Sächsischen Oberlausitz darauf gehalten, daß die Lehrstoffe durch angemessene Vermittelung der Muttersprache in einer das innere Leben wahrhaft befruchtenden Weise den betreffenden Kindern zugeführt werden, weil andrerseits einer geisttödtenden und zumal das religiöse Leben im höchsten Grade beeinträchtigenden Germanisirung der wend. Bevölkerung in den Schulen Vorschub geleistet werden würde.

Die Folge solchen naturgemäßen Unterrichts ist, daß die wendischen Schulen in keiner Weise hinter den deutschen der benachbarten Gemeinden zurückstehen, — daß das kirchliche und religiöse Leben in den wendischen Gemeinden, genährt durch wendischen Gottesdienst und wendische Andachtsbücher, sich regt und kräftig bethätigt.

Das Gleiche von geistlicher Pflege und Schulunterricht kann von den wendischen Gemeinden der Preußischen Niederlausitz leider nicht gesagt werden. Seit Generationen schon sind hier mehrfache Uebelstände vorhanden gewesen und verschiedene Mißgriffe gethan worden, welche die gesunde Entwickelung des innern christlichen Lebens dieser Gemeinden geschädigt haben; in neuester Zeit jedoch sind dieselben in gewissen Gemeinden so schreiend geworden, daß wir auf dieselben hinzuweisen im tiefsten Herzensgrund uns gedrungen fühlen. Wenn wir schweigen könten und dürften, so müßten wir uns fürchten, eine grobe Unterlassungssünde zu begehen.

Ein hochstehender Geistlicher unserer Landeskirche, als er in die Niederlausitz kam und die großen Scharen der Kirchenbesucher in den gedrängtvollen Kirchen sah, hat zu den versammelten Geistlichen gesagt: „Holz ist genug auf dem Altar, es ist nur noch nötig, daß der Priester hinzutritt mit heiligem Feuer und es anzündet." Es ist das ein

treffendes Wort, was unsere Wendengemeinden durchaus characterisirt. Das Herz, nicht nur eines Pastors und Seelenhirten, sondern jedes Christenmenschen muß sich freuen, wenn man sieht, wie die wendischen Kirchgänger allsontäglich unbekümmert um Regen und Schnee, um Kälte und Hitze oft stundenweit zur Kirche eilen, wie sie mit Ehrfurcht über die Schwelle des Gotteshauses treten, wie zahlreich die Abendmalsgäste sich einfinden. Die Bibel ist ihnen in der That Gottes heiliges Wort, und der Geistliche wird von ihnen nicht als „Prediger", sondern als „Diener Gottes" geachtet und geehrt. An Sontag Nachmittagen kann man wol, wenn man durch's Dorf geht, aus vielen Häusern den Gesang geistlicher Lieder erschallen hören, welche die um den Mittagstisch versammelten Hausgenossen singen. Eine solche Sontagsentheiligung, wie sie in vielen Gegenden unserer Provinzen beschrieben und beklagt wird, wäre in unsern wend. Gemeinden etwas Unerhörtes. Einem Bauer, der am Sontag Getreide einfahren sollte, würde man das in der Gemeinde in seinem Leben nicht vergessen. — Die Passionszeit wird vor Allem ausgezeichnet (auch schon durch die Kleidung) und durch den Gesang von wend. Passionsliedern, welche die Jungfrauen selbst mit einander einüben resp. lernen, weil sie dieselben in der Schule nur deutsch gelernt haben, besonders gefeiert. Am Palmsontage und Charfreitage Nachmittags bis nach Sonnenuntergang ziehen dieselben in Prozession auf der Dorfstraße singend auf und ab, am 1. Ostertage aber sogar die ganze Nacht bis gegen Morgen, wo sie schließlich vor dem Pfarrhause sich aufstellen und mit einem Liede ihren Umzug beendigen. Wunderbar ergreift's das Gemüt, wenn man so die alten Melodieen durch die Nacht, bald näher, bald ferner ertönen hört. Es ist das eine Sitte, die von Pastoren und Lehrern treu gepflegt zu werden verdient. Der Abend des Sonnabends ist allgemein Vorsabbath. Mit Sonnenuntergang und dem Läuten der Abendglocke hört die Tagesarbeit auf. In meiner frühern Parochie hackte ein Büdner am Charfreitag-Morgen sich zum Kochen etwas Holz unter dem Schuppen klein. Als die alte Nachbarsfrau dies hört, tritt sie hinzu und ruft durch das Thor: „Mann, du hackst heute Holz! weißt Du nicht, daß der Heiland am Kreuze hängt?" Das ist auch eine Charfreitagspredigt gewesen, und ich weiß, sie hat Erfolg gehabt.

Also — Holz ist sicherlich genug da, wo bleibt nun aber das Feuer? Da hebt nun die Klage an bei Allen, denen der Bau des Reiches Gottes auch unter dem Wendenvolke am Herzen liegt. Der Charakter der Wenden ist durchaus konservativ und diesen kirchlichen Sinn haben die Gemeinden conservirt, troz viel Unbill und Vernachlässigung und mangelhafter Pflege in kirchlicher und geistlicher Beziehung. In den „Erfahrungen eines Landgeistlichen" heißt es an einer Stelle: „Eine Christengemeinde kann viel ertragen, ehe sie todt gepredigt wird." Wenn dies Wort irgendwo in Anwendung zu bringen ist, so gilt's im vollsten Sinne von manchen Gemeinden unsrer wendischen Niederlausitz. Vor mehr als hundert Jahren schon hat man die Niederlausitzer Wenden resp. ihre Sprache auf den „Sterbe-Etat" gesezt, und im unverständigen Eifer hat man sich von verschiedenen Seiten bemüht, das Ende zu beschleunigen durch gutgemeinte Gnadenstöße. Schaden ist leider nur allzuviel angerichtet worden durch diese voreiligen Todtengräber, — die erwünschte Wirkung hat's aber nicht gehabt und die Erbschaft kann bis jetzt noch nicht angetreten werden. Wenn eine wendische Pfarr- oder Schulstelle aufging, dann ist's mehrfach vorgekommen, daß das Patronat diesen oder jenen deutschen Candidaten wünschte, unbekümmert um das, was der Gemeinde fromt. Die wendischen Bewerber wurden einfach zurückgewiesen; eben so wenig nahm man auf etwaige Bitten und Proteste der wendischen Gemeinde irgendwie Rücksicht. Wandte sich diese dann an den betreffenden Superintendenten, so hieß es, wenn derselbe nicht ein Mann war, der ohne Menschengefälligkeit die geistlichen Interessen seines kirchlichen Aufsichtskreises höher achtete, als die sprachlichen, — „das Patronat will keinen Wenden" — und damit wars gut, — oder vielmehr ganz schlecht. In ähnlicher Weise ist der Vorgang bei Besetzung der Schulstellen. Was dann der Superintendent der vorgesezten Behörde berichtet hat, ist unbekant, doch wenn es dabei blieb, daß der des Wendischen unkundige Bewerber die Stelle erhielt, wie kann sein Urteil anders gelautet haben, als „ein wendischer Pastor resp. Lehrer ist nicht mehr nötig in der betreffenden Gemeinde, weil sie der deutschen Sprache hinlänglich mächtig ist"? In einigen Fällen ists vorgekommen, daß der betreffende Vocirte vor seiner Installation sich verpflichtete, in 1 oder 2 Jahren die wendische Sprache zu erlernen, um predigen zu können. So hatte denn die arme wendische Gemeinde einen „Pastor", der sie nicht „weiden", einen „Prediger", der ihr nicht „predigen", einen „Selsorger", der für keine der seiner geistlichen Pflege anvertrauten Selen „sorgen" konte, — und einen „Lehrer", der die armen wendischen Kinder, die, wenn sie zur Schule kommen, kein deutsches „ja" oder „nein" sprechen können — es ist das buchstäblich wahr — nicht „lehren", sondern durch geisttödtenden Mechanismus allein „abrichten", oder, wie ein wendischer Pastor, jezt Seminardirector, es bedauernd nante, „staarmatzen lehren" konte.

Mit dem versprochenen Erlernen des Wendischen sind nur klägliche Dinge zu Tage gekommen. Es ist vorgekommen, daß solch ein Prediger auf der Kanzel sagen will: „Bog sczèlo swojogo Ducha (Gott sendet seinen Geist) und er sagt: Gott schließt „sczèla" ihn, oder anstatt ihr „Ungläubigen" = wy nèwèreze ruft er „wy nèwerizki" = ihr Eichhörnchen! — oder „der Herr wird die Welt mit Feuer (s'hognom) strafen", sagt der Pastor „Gott wird die Welt mit „seinem Schwanze" (s'hogonom) strafen" u. s. w. Und wenn es nun gar noch in den dreißiger Jahren in einer Kirche des Cottbusser Kreises vorgekommen ist, daß der Pastor sich für einen Dienst bedankt, der ihm von den Bewohnern eines eingepfarrten Dorfes durch das Umgraben eines Ackerstücks erwiesen worden ist, und dabei sagt: „ich danke euch, daß ihr mir an die „pudenda" gegriffen habt", až sćzo mè sa tej jaji poryli!) — — ist da noch zu viel verlangt, wenn ein wendischer Pastor aus dem Königreich Sachsen auf einer Versammlung 1865 an die Vertreter der „Stände der preuß. Oberlausitz" die Bitte richtete, doch nach Kräften an maßgebender Stelle dahin zu wirken: „daß die Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte aufhören". —

Was ist da mehr zu bewundern, der Mut solcher schrecklichen Radebrecher auf wendischen Kanzeln ihren Mund aufzuthun, oder die Geduld der wendischen Christengemeinde, die solch Kauderwelsch an heiliger Stätte anzuhören gezwungen ist? Ist's da nicht erklärlich, daß die Gemeindeglieder zu ihrem Pastor kommen und ihm sagen, sie seiens zufrieden, wenn er nicht mehr wendisch, sondern nur deutsch predige? Wenn sie auch an der deutschen Predigt nichts haben, sind sie doch wenigstens davor sicher, daß ihnen ähnliche Aergernisse bereitet werden. Wenn dann auch manche treue Christensele nur „um Gotteswillen" zur Kirche geht, um ein stilles Vater Unser dort zu beten; — wenn dann auch die Klage laut wird: „ich verstehe im

ganzen Gottesdienst kein Wort, als den Namen „Jesus", (so hat eine Frau dem einen Visitator bei der General-Visitation im Kalauer Kreise geklagt, wie ers öffentlich auf der Kanzel erzählte); — wenn dann die Wittwe vom Begräbnis komt und weinend sagen muß: von der ganzen Leichenpredigt hab ich so viel verstanden, daß mein verstorbener Mann „Haus" geheißen, (— wie sich solches erst kürzlich zugetragen —); wenn es notorisch ist, daß nach einer Kranken-Communion der Kranke sich nach Weggang des Pastors den Schullehrer rufen läßt, damit er ihm doch einige wendische Gebete vorlese: was verschlägt das Alles? können doch Pastor und Superintendent auf ihr Amtsgewissen der hohen Behörde bescheinigen, daß die betreffende Gemeinde nach einer wendischen Predigt kein Verlangen mehr trägt! — können sie doch nötigenfalls auf namentliche Abstimmung provociren!

Solche Verhältnisse sind allerdings die bedauerlichsten, und ohne Zweifel ist anzunehmen, daß die hohen Behörden davon keine Ahnung haben. Eben darum aber ists Pflicht, solche Uebelstände zur Kentnis derselben zu bringen.

In andern Parochieen ist die Not zwar nicht so groß, aber normale Verhältnisse, unter denen das geistliche Leben der Beichtkinder gedeihlich wachsen und zunehmen könte, sind auch dort in vielen Fällen durchaus nicht. Oft rücken in die vacanten Pfarrstellen Männer ein, die in der Jugend etwas Wendisch gelernt haben, dann aber auf dem Gymnasium und der Universität die Sprache, in der sie amtiren sollen und wollen, gar nicht geübt und so fast ganz vergessen haben. Sinds treue Selenhirten, die nicht sowol auf die Wolle der Heerde, als auf das Selenheil der ihnen anvertrauten wendischen Gemeinde bedacht sind, so scheuen sie die neue Arbeit und Anstrengung nicht, sondern überwinden alle sprachlichen Hindernisse nach einiger Zeit. Das sind dann Männer, oft deutschen Ursprungs, die ihre wendische Gemeinde und als Utraquisten ihre zweite Amtssprache von Jahr zu Jahr lieber gewinnen. Solche Männer haben denn auch das rechte Herz für ihr wendisches Volk und ein offenes Auge und eine helfende Hand für seine besonderen Bedürfnisse. Was es an wendischer erbaulicher Literatur gibt, das rührt meist von diesen her, denen dafür aber auch die Liebe und der Dank der Gemeinden bis ins Grab folgt.

Ein andrer Teil ist jedoch leider zufrieden, mit der Installation in den Hafen der Ruhe eingelaufen zu sein. Das wendische Sprachidiom ist ihnen lästig und beschwerlich, die Predigt muß schon gehalten werden: da aber die doppelte Arbeit immer unbequemer wird, so geht das Trachten des Herzens gar bald dahin, das Wendische so viel und so bald als möglich an die Seite zu schieben. Kommen die Leute aus der Gemeinde auf die Pfarre und treten mit wendischem Gruß „Pomgaj Bog wam, knès farar" = „helf Euch Gott, Herr Pfarrer", so dankt er deutsch mit seinem „guten Tag"; — bringen sie ihr Anliegen wendisch an, so antwortet er deutsch. Dann gehen wol die Aermsten und meinen: der Herr Prediger spricht nicht gern wendisch mit uns! Wer nun zu den Notabeln in der Gemeinde gerechnet sein will, der befleißigt sich dann im Gespräch mit seinem Pastor der deutschen Sprache. Es ist aber auch vorgekommen, daß ein solcher Pastor ein armes Pfarrkind, das sein Anliegen wendisch vorgebracht hatte, unwillig mit den Worten angeherscht hat: „Auf der Pfarre wird nicht wend'sch geredt!" Dem aufwachsenden Geschlecht der Confirmanden und Schuljugend wird die wendische Sprache als etwas ganz Armseliges und Verächtliches hingestellt, mit dem sich Niemand befassen dürfe, der irgend etwas gelernt habe. Diejenigen, so etwas geläufig deutsch sprechen können, werden gelegentlich den Andern zum Muster aufgestellt, um so den Ehrgeiz anzustacheln. Der Confirmanden-Unterricht wird ausschließlich deutsch erteilt, wie auch der ganze Schulunterricht. Wenn dann die Eltern klagen: „wir können mit unsern Kindern nicht mehr gemeinsam singen und beten, weil sie nur deutsche Lieder und Gebete lernen und nicht einmal wendisch lesen lernen", so berührt das solchen Geistlichen wenig, freut er sich doch, daß auf die Weise das Wendische schwindet und die zwiefache Predigt des Sontags aufhört. Als solchem Manne mal von einem Bekanten ins Gewissen geredet wurde, hatte er die wolfeile Entschuldigung: „Wenn die Wenden ihre Sprache nicht mehr halten können, was wird sich da der Pfarrer darum noch Mühe geben!" Daß aber nun ein im vermeintlichen Interesse einer möglichst baldigen Germanisirung auf solche ungeistige und ungeistliche Weise behandeltes und erzognes Geschlecht in religiöser Hinsicht der tieferen Gründung ermangelt und nach dieser wichtigsten Seite des Lebens innerlich verwahrloset und depravirt wird, was fragt man da weiter darnach?

Im kirchl. Gottesdienst ist der wendische Teil eben nur noch geduldet, von Pflege desselben kann keine Rede sein. Fast überall, wo nicht, wie in einzelnen großen Parochieen der Cottbusser Diöces, die, wie wir bemerken müssen, bisher am wenigsten unter der Ungunst solcher Stellenbesetzungen zu leiden gehabt hat, der deutsche und wendische Gottesdienst getrent stattfindet, geht dem wendischen der deutsche voran. Von jeher aber finden sich die Wenden während des Glockengeläuts gleich zum deutschen Gottesdienst mit ein, harren aber geduldig 1½ Stunde mit aus, bis die Reihe an sie komt. Diese passive Teilnahme an dem deutschen Gottesdienste haben Manche „sehr förderlich zur Erlernung der deutschen Sprache" finden wollen, und die notwendige Anwesenheit des wendischen Teils der Gemeinde damit zu motiviren versucht! Man sollte es nicht für möglich halten, daß es einem Christenmenschen einfallen könte, den deutschen Gottesdienst den Wenden zum Sprachstudium zu empfehlen! Kann denn etwas anderes die Folge sein, als daß bei öfterer Wiederkehr einer solchen Teilnahme am Gottesdienst das innere Leben Gefahr läuft, sich allmälig ganz abzustumpfen? Dabei findet fast durchgängig, auch in den Gemeinden, wo an bestimten Sontagen wegen der geringen Zahl der deutschen Gemeindeglieder (oft nicht mehr als 5 oder 10), nur wendische Predigt gehalten wird, die Unsitte statt, daß deutsche Lieder gesungen werden. Zu Anfang intonirt der Küster etwa wendisch: „Liebster Jesu, wir sind hier." Die Frauen fallen mit ein, weil sie das Lied auswendig können, die Männer und die jungen Leute schweigen meist, weil sie es nicht gelernt haben, ein wendisches Gesangbuch haben sie nicht mit, weil daraus nichts gesungen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 25. September. № 77.

Die specielle Selsorge.

II. Behandlung der Indifferentisten.

Die Gedankenlosigkeit ist in vielen Gemeinden des Satans feste Burg, darin er das Seine im Frieden, d. h. im Schlafe, bewahrt. Dieser Feind ist ein wahrer Riese in unsern Tagen geworden. Man irrt sich, wenn man denkt, daß die Gedankenlosigkeit blos bei den Tagelöhnern und Bauern zu suchen sei, der Patron oder Amtmann oder andere große Leute sind oft ebenso sehr davon gefesselt und gebunden. Auch thut man Unrecht, wenn man dabei an Dummheit und Stupidität denkt, nein, auch die Klugen und Schlauen sind oft am meisten davon besessen. Auch nicht die, die alle Sontage die Kirche besuchen, sind davon befreit. Die irdische Welt, und diese ganz allein ist es, in der diese Menschen leben. Es ist, als wenn eine eiserne, absolut undurchdringliche Decke ihnen den Blick in eine andere Welt verschließe. Sie kriechen im Staube mit ihren Gedanken und können darüber nicht hinaus. Essen und Trinken, Arbeiten und Ruhen, das sind die Dinge, über die sie nicht hinauskönnen. Sie stehen auf und gehen zu Bette, aber eben nur Anziehen und Ausziehen erfüllt ihre Gedanken. Sie sind krank und gesund, aber in der Gesundheit kommen sie nicht über Arbeit und Sorge hinaus, und in der Krankheit ist es die Arznei nur, die Hofnung auf Genesung, damit sie sich beschäftigen; wenn Todesgedanken sie überfallen, so sind es höchstens noch Anordnungen, wie es nach ihrem Tode mit dem Begräbnis und der Erbschaft solle gehalten werden. Es ist die innere Gleichgiltigkeit gegen das, was zum Frieden der Sele dient, und was Antwort gibt auf die Frage: was muß ich thun, um selig zu werden? Gedanken, ja Gedanken an die Dinge dieser Welt fehlen den Leuten zwar nicht, aber ganz und gar sind sie von Gedanken verlassen, wenn es über die Grenzen des irdischen Lebens hinausgeht. Es gibt keine furchtbareren Ketten als die, die man nicht sieht und fühlt. Wenn man einen solchen armen Menschen sieht, der durchaus keine anderen lebendigen Gedanken hat, als die von der Erde, ihrer Sorge und Lust herkommen, so kann man fast verzweifeln. Alles prallt von ihm, wie von einem Felsen ab, und man fühlt seine ganze Ohnmacht und möchte wol schreien: ach, daß du den Himmel zerrissest und führest herab! Der Sohn eines armen Mannes hörte von einer großen Erbschaft, die der Nachbar gemacht hatte, und er sprach: ach, wenn ich doch eine solche Erbschaft machen könte! Der Vater fragte ihn: was dann? — „dann kaufte ich einen großen Bauernhof." — Was dann? fragte der Vater weiter. — „Dann kaufte ich schöne Pferde und wäre fleißig auf dem Acker, daß die Wirtschaft blühete." Was dann? — „Dann würde ich eine Frau nehmen, die ich liebte, und mit ihr glücklich leben." — Und was dann? — „Dann würde ich bei guten Tagen alt werden." — Und was dann? — „Ja, wol sterben müßte ich auch." — Und was dann? — Der Sohn schwieg und der Alte sagte: „Mensch, du mußt sterben, und darnach das Gericht. Was hilft es dem Menschen, herlich und in Freuden leben, und doch verloren gehen." Wenn in dem Evangelio vom großen Abendmal die Diener den Befehl erhalten, den Geladenen zu sagen: „Komt, es ist Alles bereit" — so gilt es wol von diesen Leuten, daß sie sich suchen zu entschuldigen. Der Eine hat auf seinem Acker zu thun, der Andere muß seine Ochsen pflegen, der Dritte muß für seine Familie sorgen, und wenn jeder das „muß" für sich in Anspruch nimt, so ist es allerdings richtig, daß das Muß für sie so ernstlich geworden ist, daß sie wirklich für andere Dinge ganz unzugänglich sind. Wenn es aber in dem Evangelio weiter heißt: „nötiget sie, herein zu kommen", so hebt hier erst die eigentliche Aufgabe der speciellen Selsorge an. Oft sind diese Leute für das irdische Leben mit seinen Arbeiten sehr brauchbar, werden gelobt und gerühmt, oft sind sie auch äußerlich sehr ehrbare und ordentliche Menschen, oft auch mit allerlei natürlichen Tugenden ausgestattet, sie sind wol gar wolthätig und haben ein weiches Herz für fremde Not, aber für Gedanken an das, was zum seligen Ende führt, sind sie ganz unzugänglich. Andere, die von Natur zu allerlei Sünden geneigt sind und von Leidenschaften und Begierden gereizt werden, sind zunächst darauf bedacht, ihren Neigungen so zu dienen, daß sie nicht von der Schande befallen, oder von der Obrigkeit gestraft werden; daß ein Gott im Himmel ist, der sie vor sein Gericht ziehen wird, ist ein Gedanke, für den sie ganz verschlossen sind. Man kann nicht sagen, daß sie ungläubig sind, oder daß sie dem Glauben widerstreben, sie sind eben innerlich ganz erstorben, und es fehlt ihnen gänzlich das Organ der Sele, das die Menschen über die thierische Welt erhebt. Man wird ihnen gegenüber sehr leicht verleitet, zu verzweifeln und an die reformirte Lehre von der Prädestination zu glauben. Ich glaube, daß es viel leichter ist, die Heiden für das Evangelium zu gewinnen, als solche Leute. Es ist in den

gebildeten Ständen die Zahl derer nicht gering, die die Kirche und ihre Grundlehren für einen überwundenen Standpunkt halten, und was sie sich dabei denken, wenn sie eben an den hohen Festtagen noch einmal die Kirche besuchen, oder ihre Kinder taufen und confirmiren lassen, ist schwer zu begreifen. Der Humanismus, der sich seiner guten Werke gerne rühmt und in unsern Tagen große Thaten vollbringt, sieht mit Geringschätzung auf die Kirche von seiner Höhe herab. Er gibt seinen Anhängern eine solche Befriedigung, daß ihnen die Kirche wenigstens überflüssig zu sein scheint, und sie glauben, mit ihren guten Werken die Sünden, die sie wol reichlich begehen, zuzudecken. Der Herr v. N. N. unterzeichnet bedeutende Summen zu allerlei Unternehmungen der Wolthätigkeit, lebt aber dabei in sündlichen Verhältnissen und drückt die armen Leute, die ihm dienen, mit großer Härte. Ein Anderer hat sehr conservative Grundsätze in politischer Hinsicht und weiß auch wol schön zu reden und die Demokratie gründlich zu verachten, dabei aber ist er ein Tyrann in seinem Hause, hält sich nicht für verpflichtet, den Geboten des heiligen Gottes den Gehorsam zu beweisen. Wie sich der Geistliche solchen stolzen Geistern gegenüber zu verhalten hat, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Negativ läßt sich wol sagen, daß er darnach streben muß, daß sie nicht eben glauben, daß er sie für rechte Christen halte. Er muß die guten Werke, die sie thun, freilich anerkennen und nicht verkleinern, aber doch immer so, daß das Wort des Herrn hindurchklingt: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, ihr habt euren Lohn dahin. Es gibt nur eine Hofnung des ewigen Lebens, und die ist nicht zu trennen von dem Glauben an des Herrn Jesu Leiden und Sterben. Als eine Feuersbrunst das benachbarte Dorf fast ganz zerstört hatte, wurde die ganze Gemeinde von Mitleiden bewegt, und Arme und Reiche, Fromme und Gottlose brachten so reichliche Gaben, wie kaum zu erwarten war. Das Unglück, das sie vor Augen gesehen hatten, füllte am nächsten Sontage die Kirche mehr als gewöhnlich; ich dankte Allen für die Willigkeit, zu helfen, die sie bewiesen hatten, und suchte ihnen in möglichst liebreicher Weise klar zu machen, daß die Opfer, die Gott gefallen, ein bußfertiges Herz und ein geängstigter Geist seien.

In früherer Zeit kam es darauf an, eine todte Kirchlichkeit zu bekämpfen, die alle kirchlichen Sitten und Gebräuche mitmachte und sich dabei allerlei Sünden hingab. Jezt ändern sich die Verhältnisse und es bildet sich eine Unkirchlichkeit, die auch das lezte Band mit der Kirche zerreißt. — Soll ein Geistlicher nun sich damit trösten, daß er Niemand bekehren kann? Es ist ja seine Pflicht, den Irrenden und Verlorenen nachzugehen, aber wie und wo sind sie zu finden? — Dazu komt noch, daß sie sich gerne überreden, daß der Pastor ein Mann sei, der vielen Tadel verdiene, und wenigstens viel schlechter sei, als sie. Bald heißt es, er führe ein träges, unthätiges Leben, bald hat er dies oder jenes gethan und gesprochen, das entstellt und vergrößert von ihnen geglaubt wird. Treibt er Landwirtschaft mit Erfolg, so meinen sie, er sei habsüchtig oder geizig, versteht er es nicht, so spotten sie über ihn und machen ihn lächerlich, spricht er mit den Leuten erbaulich, so ist er ein Jesuit und Pietist und verfolgt eigennützige Zwecke, nimt er Teil an den Festtagen, die in der Gemeinde gefeiert werden, so ist es auch nicht recht, weil nach ihrer Meinung es sich für einen Pastor nicht schicke. So weit meine Erfahrung reicht, ist es selten, daß von diesen Menschen einer zum wahren Leben erweckt wird. Wenn Gottes Gerichte über sie kommen, so scheint es zwar öfters, als ob sie zugänglich würden. Sie kommen auch wol eine Zeit lang zur Kirche, sind scheinbar teilnehmend und bewegt, aber wenn die Trübsal vorüber ist, fallen sie wieder in die alte Gleichgiltigkeit und Gedankenlosigkeit zurück, und es ist ihnen unangenehm, an die guten Vorsätze und Gelübde erinnert zu werden. Die eiserne Decke, die sich über ihre irdischen Gedanken gelagert hat, ist bald wieder ebenso undurchdringlich, als sie früher war. Wenn der Prophet klagt: „du schlägst sie, und sie fühlen es nicht; du rufst sie, und sie hören es nicht" — so gilt das noch immer von Vielen in der Gemeinde; durch den vorübergehenden Schein der Frömmigkeit haben sie bei Gott dem Herrn nur Errettung aus der zeitlichen Not erlangen wollen. Die Versuchung liegt sehr nahe, sie gehen zu lassen und sich nicht um sie zu bekümmern; aber wer das thut oder thun kann, steht eben nicht in der Liebe, die Alles hoft, und nicht in dem Glauben an die Kraft Gottes im Evangelio. So lange Gott der Herr sie in der Gnadenzeit leben läßt, und sie unter göttlicher Geduld stehen, darf der Pastor nicht an der Möglichkeit verzweifeln, daß auch sie noch zum Leben kommen können. Tropfen höhlen Steine aus, und die innere Arbeit des heil. Geistes ist unsern Augen oft ganz verborgen. Wenn man eben nichts weiter thun kann, so darf man doch in der Fürbitte nicht ablassen, damit die Liebe zu ihnen nicht erkalte. Ein wolhabender Mann ging auf dem Felde, seine Saaten zu besehen. Seine Kinder waren alle gestorben, bis auf einen Sohn, der in der Stadt bei einem Kaufmann in der Lehre war und ihm viel Kummer machte, weil er oft den Vater nötigte, Schulden zu bezahlen. Als ich meine Freude über den reichen Segen des Ackers aussprach, erwiderte er: „Was kann mir das helfen, Wilhelm wird nicht allein das, sondern mein ganzes sauer erworbenes Eigentum durchbringen." Ich beklagte ihn und sprach die Hofnung aus, daß der Sohn doch noch einmal durch des Herrn Gnade sich bekehren könne. Nein, sagte er, fromm soll er nicht werden, aber doch ordentlich. Weil ich merkte, daß er mich recht verstanden habe, schwieg ich. Gleich darauf kam die Nachricht, daß Wilhelm am Nervenfieber schwer erkrankt sei. Ich hatte ihn confirmirt und fuhr zur Stadt, um ihn zu besuchen. Der Vater und die Mutter saßen an seinem Bette. Er war sehr erfreut, mich zu sehen, aber auch sehr besorgt, daß er werde sterben müssen. Ach, rief er öfters aus, ich muß verloren gehen! Ich habe viel gesündigt, ich habe die Gebote Gottes übertreten und auch meine Eltern sehr betrübt. Der Vater redete freundlich mit ihm, er aber antwortete: Vater, du kanst mich nicht selig machen, Gott verdamt mich. Jezt war es, als wenn des Vaters Gedanken durch die eiserne Decke hindurchbrechen wollten.

Ich redete zu dem Jünglinge von der Barmherzigkeit Gottes, der um des Herrn Willen Sünden vergeben wolle denen, die an ihn glauben. Er aber rief bald: es ist zu spät! und wieder: Herr Jesu, erbarme dich über mich! Als ich niederkniete zum Gebete, beugte auch der Vater seine Knie, und ich betete um die Errettung des Sohnes und des Vaters, absolvirte den Kranken und ging, als der Sohn ruhiger geworden war und der Vater in stummen Gedanken dasaß. Der Sohn genaß langsam im Hause seiner Eltern. Ich besuchte ihn fleißig und hatte die große Freude, daß er im Gebete verharte und zum Leben hindurchdrang. Der Same, der im Confirmandenunterrichte in sein Herz gesäet war, ging auf. Er betete viel für Vater und Mutter. Der Vater ging eine Zeit lang umher wie ein Träumender, aber auch bei ihm brach der Frühling eines neuen Lebens an. Ich war darauf bedacht, ihm Gelegenheit zur Wolthätigkeit und zu allerlei guten Werken zu geben, damit sein Glaube sich befestige und erstarke, und bemerkte bald, wie ernstlich er der Heiligung des Herzens nachjagte. Als ich ihn einmal daran erinnerte, daß er gesagt habe: „ordentlich, aber nicht fromm", sagte er: Das war der Geiz, der mir die Gedanken eingab, jezt aber möchte ich gerne, daß mein Sohn einst mit mir selig würde. Daß in der Liebe zu den irdischen Gütern eine gewaltige Macht liegt, trat mir einmal in folgender Weise recht stark vor die Sele. Der Sohn eines Gutsbesitzers stand als Secondelieutenant in P. Im elterlichen Hause hatte er nicht gelernt, an den lebendigen Gott zu glauben und ihn zu fürchten, er gab sich dem unzüchtigen Leben hin und verfiel in eine lüderliche Krankheit. Als ich dem Vater mein Bedauern aussprach, antwortete er sehr gleichgiltig: das ist einmal nicht anders, da müssen sie Alle hindurch. Der Sohn wurde geheilt, ging wieder zum Regimente, machte viele Schulden und der Vater war sehr erzürnt, als er bezahlen mußte. Ich konte mich der Schadenfreude nicht enthalten und sagte: Als der Sohn an der Sele Schaden litte, waren Sie sehr gleichgiltig, nun aber, da es an den Geldbeutel geht, werden Sie böse, man sieht doch, daß das Geld Ihnen lieber ist, als die Sele des Kindes. Er ward aber nicht böse, sondern erwiderte nur, wie er pflegte: Die Ansichten der Menschen sind verschieden.

Es ist freilich richtig, daß man die Todten nicht auferwecken kann, aber es ist doch schrecklich, daß die Beute des Todes so gar sehr groß zu sein scheint, denn die Zahl derer, die nur noch allein dem Materialismus und dem Fleische dienen und sich von der Kirche ganz lossagen, ist groß geworden. Wer sie von der Gedankenlosigkeit, in der sie leben und die Gnadenzeit verscherzen, befreien könte, das wäre der rechte Mann; aber man muß klagen: Mit hörenden Ohren hören sie nicht, und mit sehenden Augen sehen sie nicht.

Nachrichten.

Kirchliches aus der Niederlausitz.

(Fortsetzung.)

Nach dem kurzen Altardienst, Intonation, Collecte, Schriftvorlesung, wird dann ein deutsches Hauptlied gesungen, worauf die wendische Predigt und wieder ein deutscher Schlußvers folgt. Was soll dieser alte Schlendrian, da die wendische Gemeinde sich an solchem Liede, das sie nur halb oder gar nicht versteht, nicht erbauen kann? Man meint, um diesen Mischmasch zu verteidigen, es sei der Gebrauch des deutschen Gesangbuches nötig, weil verschiedene Personen durch Militair-, Dienst- oder andere Verhältnisse in deutsche Gegenden geführt werden, und dann an dem deutschen Gottesdienste teilzunehmen schon befähigt sein müssen, ja von manchen Pastoren wird sogar behauptet, „durch das Mitsingen eines, wenn auch unverstanden bleibenden Liedes in einer bekanten Melodie könne auch eine wirkliche Erbauung gewonnen werden!" Kanns etwas Verkehrteres geben? Es mag in den Pastoral-Conferenzen der wendischen Diöcesen noch so viel über innere Mission, Hausgottesdienste und Selsorge conferirt werden, so lange man solche Misstände in der eignen Gemeinde und Diöcese duldet und nicht einmal als Uebelstände empfindet und fühlt, so lange hats mit der Einführung und Pflege häuslicher Andachten gute Wege. Durch solche unnatürliche Gottesdienstordnung, die in manchen Gemeinden schon seit Menschenaltern besteht, wird die Gemeinde schließlich dahin gebracht, daß sie das gewöhnlichste wendische Kirchenlied im Gottesdienst nicht mehr singen kann, zumal das wendische Lesen in vielen Schulen fast gar nicht geübt wird.

Und warum werden denn solche Uebelstände und misbräuchliche Observanzen bei den regelmäßigen Visitationen nicht zur Sprache gebracht und abgestellt? Wir können nicht anders, als sagen: es fehlen den wendischen Kirchenkreisen Superintendenten und Inspectoren, die der wendischen Sprache mächtig sind. Es sei ferne von uns, den treuen Männern in diesem Amte zu nahe zu treten, aber das darf sich doch Niemand verhehlen, daß es kein richtiges Verhältnis ist, wenn Jemand eine Kirchen- und Schulvisitation abzuhalten hat und er dabei der Sprache dieser Gemeinde in keiner Weise mächtig ist. Der Superint. hört eben die deutsche Predigt des Pastors mit an und revidirt die äußern Verhältnisse, und damit hat's ein Ende. Von einer eigentlichen Visitation kann gar nicht die Rede sein, weil er für den wendischen Teil, und das ist überall der Hauptteil der Gemeinden, — die Verhältniszahl des deutschen Teils der Gemeinden zum wendischen ist wol meist wie 100:5! — kein Organ hat. Er hört die Predigt und versteht sie nicht; er hält eine deutsche Ansprache, und die versteht die Gemeinde nicht. So ist der Segen im günstigsten Falle doch nur halb. Wer will sich da wundern, daß ein großer Teil der Gemeinde, nachdem er dem vollständigen deutschen, sowie wend. Gottesdienste ohne Unterbrechung beigewohnt hat, nun, wenn der Superint. zum Altar tritt, um seine deutsche Ansprache an die Gemeinde zu halten, aus der Kirche eilt? Ich habe es in meiner Jugend miterlebt, daß ein solcher deutscher Visitator (allerdings nicht ein Superintendent, sondern nur ein Superintendentur-Verweser) bei solchem Anblick vor dem Altar in hellen Zorn geräth, in seiner Rede innehält und in die Worte ausbricht: „nun, man sieht's gleich, daß es wendische Bauern sind"!

Ist's nicht zu beklagen, wenn ein Superint. in vielen Fällen sich mit den wendischen Leuten gar nicht verständigen kann, sondern, wenn solch armes wendisches Pfarrkind mit einem Anliegen zu ihm tritt, den Pastor als Dolmetscher herzurufen muß! So komt's dann, daß derselbe 15, 20 oder gar 30 Jahre einer Diöcese vorsteht, aber sich dabei immer fremd fühlt, indem ihm das Medium mit den seinem Kirchkreise Angehörenden in Verkehr zu treten, fehlt. Vor 100 Jahren noch war's, soweit die Nachrichten reichen, in dieser Hinsicht besser bestellt; die Superintendenten, damals Inspectoren genant, waren der wendischen Sprache selbst mächtig oder verstanden sie wenigstens. Rührt doch die Uebersetzung des N. T., dessen erste Ausgabe 1709 erschien, vom Superintendenten und Oberpfarrer Fabricius in Cottbus her. Sollte bei einer Vacanz wirklich kein des Wendischen mächtiger Geistlicher tüchtig und fähig sein, ein solches Amt zu bekleiden und mit Segen darin zu wirken? Wenn aus den wendischen Pastoren vor Kurzem einer zum Seminardirector erwählt werden konte, so würden sich wol auch zur Superintendentur qualificirte vorfinden. So lange man aber auf ein baldiges Absterben der wendischen Sprache hofft und demgemäß Maßregeln trifft, so lange wird es nicht möglich sein, den wendischen Gemeinden gerecht zu werden. Und wenn es wirklich wahr wäre, daß das Wendenvölklein in der Auflösung und im Absterben begriffen wäre, will man ihm denn das Sterbestündlein erschweren und verbittern? Hat's doch der Missionar unter dem absterbenden Indianerstamm der Arawakken, von dem er sah, daß er in 10—15 Jahren erloschen sein werde, es der Mühe wert gehalten, mit unsäglicher Mühe die schwirige Sprache zu erlernen, um sich an die Sterbelager der wenigen noch Uebriggebliebenen setzen und ihnen das süße Evangelium von Jesu, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, in ihrer Muttersprache verkündigen zu können! Sollten die 75,000 Christenselen unsrer Wenden weniger Anspruch machen dürfen auf die Predigt des Evangeliums in ihrer lieben Muttersprache?

Und wie verlangt solch arme Christengemeinde nach einer Predigt, ja nach einem Wort in ihrer Muttersprache, und wie dankbar ist sie dafür! Sollen wir unter dem Fluch des Wortes stehen: „Wer seine Hausgenossen nicht versorgt, der ist ärger denn ein Heide"? Und — wo die wendische Predigt noch nicht ganz aufgehört, wie kärglich wird da doch an manchen Orten das Brot des Lebens ausgeteilt! Etwa ein kurzer wendischer Eingang vor der deutschen Predigt! — oder an den hohen Festen eine kurze wendische Predigt als Anhängsel! — oder alle vier Wochen mal die Vorlesung einer wendischen Predigt durch den Küster? Was sind das für klägliche Palliativmittel für den Schaden Josefs! „Die Leute können *fast alle* deutsch" — so lautet wol die Entschuldigung und Beschönigung. Wir sagen, und wenn's nur *Eine* Sele wäre, ein armes altes, zitterndes Mütterlein etwa, die es nicht verstände und darum seufzend aus der Kirche gehen müßte!

Was der Missionar Stockfleth unter den Lappländern von der Muttersprache eines Volkes schreibt, möchten wir dabei jedem Geistlichen an einer wendischen oder deutsch-wendischen Gemeinde ans Gewissen legen: „Die Sprache, welche Gott einem Volke auf die Zunge gelegt, ist das geistige Eigentum dieses Volkes; in derselben soll es die großen und wunderbaren Thaten Gottes hören. Erst wenn ich

diese Sprache mir angeeignet habe, ist meine Rede nicht länger, wie ein dahinfahrender Schall; erst dann wird das Bibelwort in meinem Munde Zeugnis geben können, daß es wirklich von Gott stamt und zu Gott führt; erst dann wird es in den Herzen des Volkes Widerhall finden und sein Inneres durchdringen, bald als ein zweischneidiges Schwert, bald als ein erquickender Thau der Selen."

Soweit, was die kirchlichen Verhältnisse unter den Wenden betrifft, — in der Schule sieht's nicht minder traurig aus. Wenn man oben doch sagen konte, daß die Kirchengemeinden, wo wendische oder doch der wendischen Sprache vollkommen mächtige Geistliche angestellt sind, sich einer erwünschten, guten geistlichen Pflege und Selsorge erfreuen, so muß man hier leider sagen, daß jener unselige Eifer, baldmöglichst wend. Sprache und Gottesdienst zu beseitigen, in den wend. Schulen bisher als Princip festgehalten worden ist. In welcher Weise da viele Jahrzehnte schon verfahren worden ist, wird für jeden, der die Verhältnisse mit unbefangenem Auge betrachtet, aus folgenden Thatsachen, die zum Teil allbekant sind, leicht von selbst sich ergeben: Es ist in den zwanziger Jahren vorgekommen, daß ein Kreisschul-Inspector resp. Superintendent einen für eine große Dorfschule neugewählten Lehrer mit Handschlag verpflichtete, in der Schule kein wendisches Wort zu sprechen und von den Kindern keins zu dulden. Ist's dann zu verwundern, daß die Lehrer bei solchen Intentionen ihres Vorgesezten in ihrem Pflichteifer auf jedes wendische Wort einen Bann legten, und wie es in einer Schule des Cottbusser Kreises vorgekommen ist, jedes Kind mit 1 Pfennig Strafe belegten, das in der Schule einen wendischen Laut von sich gab! Und das sind keine Märchen und Erfindungen, sondern Facta, zwar aus einer vergangenen, aber doch nicht so mythischen Zeit, daß dafür nicht noch lebende Zeugen aufgestellt werden könten. Und daß auch bis auf den heutigen Tag noch das Odium der deutschen Superintendenten auf dem wendischen Unterricht gelastet hat, daß das Wendische in der Schule verpönt und der Accent auf das Deutsche gelegt wird, — nicht zum Segen der Kinder und zum Heil dieser Schulen und des ganzen aufwachsenden Geschlechts, — dafür liefern alle jährlichen Schulvisitationen und manche Protokolle reichliche Belege. Und wie kann's auch anders sein? Der deutsche Superint. tritt in die Schule der wend. Gemeinde, um sie zu visitiren, und versteht *keine Sylbe* von der Muttersprache der Kinder. Die ganze Schulprüfung wird also blos deutsch abgehalten: Katechismus, biblische Geschichte, Lieder, Sprüche — alles deutsch hergesagt. Ist dies bei der Schulrevision ziemlich geläufig vor sich gegangen, so erhält der Lehrer seine Anerkennung für den Eifer, mit dem er die Schule im Deutschen gefördert hat. Ist die deutsche Aussprache weniger gut, so komt in Folge des Prüfungsprotokolls von der Königl. Regierung wol ein gelinderer oder schärferer Verweis und die ernstliche Mahnung, „mehr Fleiß auf das Deutsche zu legen."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 28. September. № 78.

Schleswig-Holstein und der „evangelische Kirchentag."

Der diesjährige 14te „evangelische Kirchentag" fiel in eine besondere Zeit und ward in einem Lande gehalten, das mit der gegenwärtigen Zeit in besonderem Verhältnisse steht. Als der „Kirchentag" im Jahre 1865 sich bei uns zu Gaste lud, waren wir weder durch die Bekentnis- und Cultus-Union, noch durch das, was Prof. Nebe in Herborn das Wesen der preußischen Union nent, die Kirchenregiments-Union bedroht. Darum glaubten auch beide General-Superintendenten dem Gastrecht es zu schulden, auf Wichern's Bitte dem Schlesw.-Holsteinschen Landes-Comité als Mitglieder beizutreten. Der Kirchentag des Jahres 1866 fiel bekantlich aus und das Jahr 1867 fand ganz andere Verhältnisse vor. Es haben in unserem Lande viele treue Prediger um den Sieg der preußischen Waffen gefleht. Wir haben nach dem Frieden gern die Eigentümlichkeiten unseres Landes, soweit es nötig gefunden ward, zum Opfer gebracht. Aber die lutherische Kirche können und müssen und wollen wir behalten. Es ist unsern Gemeinden Bewahrung unsers väterlichen Glaubens zugesagt, und darin liegt auch die Zusage: Ihr sollt eine luth. Kirche behalten. Es ist auch unsern Bischöfen die Selbständigkeit unserer Kirche zugesagt. Insofern könten wir ja ruhig sein. Gleichwol fühlen wir uns bedroht in unseren teuersten Gütern durch die bekanten Theorien, welche ein luth. Kirchenregiment zu einem Adiaphoron für eine luth. Kirche und ihre Glieder erklären. Wir fühlen uns bedroht durch die sophistische Auslegung Allerhöchster Zusagen: das sei nur bis zum 1. October gemeint. Wir fühlten uns bedroht durch die Haltung und den Geist derjenigen Zeitschriften, zu denen Mitglieder des Oberkirchenraths in besonderem Verhältnisse stehen; bedroht durch die bekanten Vorschläge, auf einem Umwege, durch ein Plebiscit der Schlesw.-Holst. Kirchen selber, das zu erstreben, was man durch den Willen Sr. Majestät nicht octroyirt erhalten kann.

In dieser Unruhe fanden uns die Thesen, welche auf dem bevorstehenden Kirchentage zur Verhandlung kommen sollten, von den Kielern freilich gestellt, von dem Ausschusse aber angenommen. Da wünschten schon Einige, die mit dem Kirchentage grundsäzlich keine Berührungen wollen, daß die Herren Gen.-Superintendenten ihren Austritt aus dem Landescomité nehmen und erklären möchten. Die Mehrzahl der Geistlichen hielt es für richtiger, mit den Bischöfen möglich zahlreich nach Kiel zu gehen und dort der Union entgegenzutreten, wo sie ihre Missionsstation errichten und ihren Einzug anbahnen ließe. Am besorgtesten waren die Brüder in Nord-Schleswig. Dort hat man in einer Zeit, der noch unbedingte Ergebenheit gegen das Kirchenregiment eignete, die Geltung luth. Gottesdienstordnungen gegen eine rationalistische Agende — „den sog. neuen Glauben" — durchgesezt. Dort will man am entschiedensten auf den Kanzeln und vor den Altären keine haben, die nicht Diener der luth. Kirche sind Dort sind die Prediger wie Mietlinge und Eindringlinge geachtet, welche eine solche kirchliche Stellung nicht als Unterlage aller Wirksamkeit haben. Darum traten schon am 17. Juli die Geistlichen in und um Hadersleben zusammen und vereinigten sich, nachstehende Erklärung abzugeben:

„Die unterzeichneten Geistlichen der lutherischen Kirche Schleswigs haben aus der Einladung zum Kirchentage in Kiel 1867 ersehen, daß dort folgende Frage zur Verhandlung kommen soll: Wie weit bedürfen in der Gegenwart die evang. Sonderbekentnisse zu ihrer Sicherung und gedeihlichen Wirksamkeit einer selbständigen Ausgestaltung?

Wenn auf Grund dieses also formulirten Thema's in Kiel solche Resolutionen gefaßt werden sollten, welche die Selbständigkeit unserer luth. Kirche gefährden könten, so fühlen wir uns, als auf die Invariata eidlich verpflichtete Diener der luth. Kirche, in unserm Gewissen gedrungen, zu erklären:

1. daß wir hier keine Sonderbekentnisse haben, sondern die auf dem luth. Bekentnisse ruhende lutherische Kirche;
2. daß wir uns für verpflichtet erachten, für die Selbständigkeit dieser unserer Kirche nach Kräften einzustehen;
3. daß unsere evang.-luth. Kirche ein unantastbares Recht auf eigene, ausschließlich luth. Kirchenverwaltung hat, ohne welche sie aufhören würde, luth. Kirche zu sein."

Das war am 17. Juli. Propst Valentiner-Thyrstrup bekam den Auftrag, gegebenen Falles auf dem Kirchentage diese Erklärung abzugeben.

Am 25. Juli ward im Anschluß an die Landesversamlung des Gustav-Adolfs-Vereins zu Neustadt die Schlesw.-Holst. Kirchenconferenz gehalten. Dieselbe constatirte, daß nicht nur von außen, sondern auch von innen die luth. Kirche unserer Provinz die Gefahr bedrohe. Um den Staatsrath Francke und den — man sagt auf Schenkel's Empfehlung — nach Kiel berufenen Prof. Lipsius hatten sich diejenigen, meistens jüngeren Geistlichen

gesammelt, die nicht einmal im Consensus der beiden reformatorischen Bekentnisse stehen, mithin noch weniger Gewicht auf die Unterscheidungslehren legen, als die aufrichtigen Anhänger der Unionsdoctrin. Dieselben beschlossen, ohne der Anderen Vorwissen, in Neustadt zahlreichst zu erscheinen, hielten daselbst eine Vorversamlung ab und stellten sich der Kirchenconferenz als einen geschlossenen Kreis vor. Es kam zwischen ihnen und den übrigen wenigen dort versammelten Brüdern zu einem Compromiß hinsichtlich der Auffassung der gegenwärtigen Situation. Das sind die Neustädter Beschlüsse, von etwa 40—50 Predigern gefaßt:

Dieselben lauteten also:

„1. Die kirchliche Conferenz verlangt für die Schlesw.-Holst. Kirche eine presbyteriale synodale Verfassung mit Gleichberechtigung der Geistlichen und Laien unter provisorischer Unterordnung unter das Cultusministerium behufs baldmöglichster Ausführung des Art. 15 der Verfassung.

2. Mit der Ausführung des Art. 15 ist unter Leitung des Cultusministeriums ein Provinzial-Consistorium zu betrauen, welches aber alles in Lehre, Cultus und Sitte bis zum Zusammentritt der Provinzialsynode im status quo zu belassen hat.

3. Inzwischen hat die Provinzialkirche in Uebereinstimmung mit der bisherigen Praxis anderen evangelischen Mitchristen, welche sich in ihrer Mitte aufhalten, und die Thätigkeit ihres geistlichen Amtes, sowie ihre kirchlichen Einrichtungen in Anspruch nehmen, zur Befriedigung ihrer geistlichen Bedürfnisse Handreichung zu thun, insbesondere aber ihnen, unter Aufrechterhaltung des bestehenden Ritus, volle Abendmalsgemeinschaft zu gewähren. Ein Confessionswechsel wird durch die Teilnahme Reformirter oder Unirter am heiligen Abendmale nach luth. Ritus nicht constatirt." —

Wir müssen auf Grund der Verhandlungen bemerken, daß bei dem dritten Beschlusse nur der casus necessitatis in Aussicht genommen stand. Aber doch, welch ein Bekentnis! Ich will zuerst eine Verfassung haben! Bist du lutherisch? — vorläufig ja! Hast du eine luth. Kirche? — vorläufig noch!

Solche Resolutionen vermehrten die Furcht, daß die Feinde unserer Kirche aus ihnen schließen möchten: das Land ist reif für die Union.

Die Nordschleswiger sandten also ihre Erklärung vom 17. Juli ihren Gesinnungsgenossen zu und vorläufig stimten 50 — 60 Geistliche denselben in allen Stücken und ausdrücklich bei. Nach einer Besprechung, die in Flensburg gehalten ward, erklärten sich noch Viele mit den Grundsätzen derselben einverstanden. Zugleich ward verabredet, am Vorabend des ersten Kirchentages, Montag den 2. Sept., in der Börse eine Vorversamlung abzuhalten. Da ließen wir denn freilich auch unsere General-Superintendenten nicht mehr los. Hatten sie uns in die Verhandlungen des Kirchentages hineingezogen, so sollten sie auch unsere Führer in der Wahrung des Rechtes unserer luth. Kirche auf dem Kirchentage sein. Mit dem Laufe der Verhandlungen,

mit der Zahl der eingehenden Gäste wuchs bei jeder Zusammenkunft unsere Zahl.

Nach der Ordnung des Kirchentags fand am Montag Nachmittage 5 Uhr die vorberathende Sitzung der vereinigten Ausschüsse statt. Weil der Geh. Justizrath Hermann der Referent des folgenden Tages war, mußte ein Vice-Präses substituirt werden. Dazu schlug man unsere General-Superintendenten vor. Dieselben lehnten aber ab, weil sie mit dem Geiste des Kirchentages, der offenbaren Unionstendenz, nicht einverstanden wären. Daher ward der Propst Versmann zum Vice-Präses eingeordnet.

Am Abend 9 Uhr fand dann die erste, eigentliche Vorberathung der luth. Geistlichen statt. Gleichzeitig waren in einem anderen Locale die von Neustadt her bekanten Unionsfreunde beisammen. Man hatte von dieser Versamlung in der Presse einigen Eclat gemacht. Gleichwol waren es unter Staatsrath Francke's Präsidium um die Professoren Lipsius, Thomsen und Lüdemann nur eine sehr geringe Anzahl meist jüngerer Prediger. Das Laien-Element war dagegen stärker vertreten, zum großen Teil durch Kieler Schullehrer repräsentirt. Man faßte dort den Entschluß, einer jeden Aeußerung der orthodoxen Gegenpartei, dieselbe möge schriftlich in der Presse, oder mündlich in den Verhandlungen des Kirchentages hervortreten, sofort mit einer gleichen Aeußerung entgegenzutreten. Die Ausführung dieses Beschlusses übernahmen Thomsen und Lipsius. Dieser Beschluß der im Ganzen 60 Personen zählenden Versamlung ward den Lutherischen bekant, als noch die lieben Brüder beisammen waren. Gleichwol ward beschlossen, zu zeugen von unserm teuren Glauben und für unsere teure Kirche, und das sollte zunächst durch eine Erklärung geschehen, in die Hände der General-Superintendenten niederzulegen. Die Redaktion desselben übernahmen Andersen-Grundhof und Valentiner.

Vor der Eröffnung des Kirchentages reichten am 3. Sept. Valentiner und Müller dem Präsidium desselben nachfolgende Erklärung ein:

„Die Gefahr, welche augenblicklich unserer ev.-luth. Kirche von Seiten der Union droht und seit Wochen die luth. Geistlichkeit beider Herzogtümer aufs tiefste erregt und beunruhigt, dazu auch unsere Gemeinden mit bangen Befürchtungen wegen ihres väterlichen Glaubens erfüllt, hatte gestern Abend eine sehr zahlreiche Versamlung von c. 100 Schlesw.-Holst. Geistlichen veranlaßt, über die Rettung der Selbständigkeit unserer luth. Kirche zu berathen. Alle waren darin einverstanden, sich unbedingt gegen eine Unterstellung der luth. Kirche unter den evangelischen Oberkirchenrath und für die baldigste Erwirkung einer lutherischen Oberkirchenbehörde unsern beiden General-Superintendenten gegenüber zu erklären. Nachdem ich aus Kräften für dieses Resultat mitgewirkt habe, muß ich es andrerseits für Pflicht halten, die Mitwirkung für den deutschen ev. Kirchentag aufzugeben und aus dem Schlesw.-Holst. Comité auszuscheiden. Kiel, d. 3. Sept. 1867.

Probst Valentiner, Pastor zu Tyrstrup und Hjerndrup."

Ebenso erwähnte der Hauptpastor Müller in Hadersleben der Sorge um die Zukunft unserer Schlesw.-Holst. luth. Kirche, die eine große Anzahl von Geistlichen derselben am gestrigen Tage versammelt hatte, sowie seiner Beteiligung an den dort laut gewordenen Befürchtungen und gefaßten Beschlüssen, und „da er dringend wünschen müsse, eine ganz klare Stellung zu haben, fühle er sich gedrungen, aus dem Schlesw.-Holst. Comité für den 14. deutschen ev. Kirchentag auszuscheiden." —

Der erste Tag begann mit einem vom Kieler Hauptpastor Jensen geleiteten Gottesdienst. Er redete für den Frieden und machte jeden verantwortlich für den Frieden, doch sagte er nicht, welchen Hader die Union 1817 vorgefunden und welchen Frieden sie gestiftet habe. Um 10 Uhr folgte Prof. Hermanns Referat über das Thema des Tages. Er ward ersucht, den Vortrag in den Druck zu geben, und daher begnüge ich mich, den Grundgedanken zu bezeichnen, der durch den über 2 stündigen Vortrag ging. Seine Beantwortung der gestellten Frage ruhte auf einer geschichtlichen Darstellung, im Allgemeinen der Dornerschen Geschichtsauffassung angeschlossen. Darauf folgten die Principien der Entscheidung: die ev. Sonderbekentnisse an sich hätten nicht kirchenbildende Kraft, sonst müßte das gemeinsame „Evangelische" ebensosehr zum Ausdruck kommen, wie die confessionelle Besonderheit. Ein Saz, der in dieser Abstraction im Dienste der Union mit noch vielen anderen christlichen Denominationen zu verwerten wäre, da das gemeinsam „Christliche" ebenso tragfähig ist für eine Kirchengemeinschaft, wie das gemeinsam „Protestantische". — Für kirchenbildend — beziehungsweise kirchenspaltend erklärte er das territorialistische Moment auf Grund der confessionellen Unterschiede. Weil nun die territoriale Scheidung in der Gegenwart aufgehoben, sei die Verbindung der getrenten „Kirchenkörper" naturgemäß, die aber unter besondern, sehr vielfachen Möglichkeiten und Bezugnahmen auf die verschiedenste Weise zu vollziehen sei. Dieser dritte Teil war so buntscheckig, wie die Union, und doch eins und klar, wie sie, in dem Einen, der Bedrohung jedes preußischen Kirchenkörpers, der ev.-luth. Kirche heißt. Darum erbat sich Bischof Koopmann das Wort und sprach etwa so: „Dem umfassenden, reichen, mit großer Sachkunde abgefaßten Vortrage des Herr Referenten kann ich natürlich, unvorbereitet, wie ich bin, nicht eigentlich folgen. Aber die großen, brennenden Fragen, die er berührt, haben mich seit längerer Zeit tief in Anspruch genommen, und darüber muß ich mich äußern. Das ist die nächstliegende, brennende Frage, ob ein ev.-luth. Kirchenkörper, eine notorisch zu Recht bestehende Kirchengemeinschaft ev.-luth. Gemeinden berechtigt sei, von einer homogenen, d. h. ev.-luth. Oberbehörde regiert zu werden. Es hat mich gefreut, an die Schlußbemerkungen des Vortrags zustimmig anknüpfen zu können. Der Hr. Ref. hat zugestanden, und ich nehme Act davon, daß ein solcher Kirchenkörper nicht beliebig einer sein Bekentnis nicht teilenden Oberbehörde unterstellt werden könne. So z. B. hat unsere Landeskirche keine auf ihrem Bekentnis ruhende Verfassung. Sie hat keinen Mund, durch den sie sich über ihre wichtigsten Angelegenheiten aussprechen könte. Sie so unter den ev. Oberkirchenrath stellen, hieße eine schwere Gewaltthat an ihr vollziehen.

Weiter hat denn freilich der Hr. Ref. die Ansicht entwickelt, daß an sich es nicht notwendig sei, einen Complex luth. Gemeinden einer ev.-luth. Oberbehörde zu unterstellen. Dieser Behauptung muß ich mit aller Entschiedenheit entgegentreten.

Es ist in dem Vortrage, wie dies der Fassung der Thesis entspricht, viel von „Sonderbekentnissen" die Rede gewesen. Dies ist immer eine Rede von oben herab, von einem Standpunkt, der über den Bekentnissen genommen wird. So könte etwa auch der Papst, auf die verschiedenen reformatorischen Kirchengestaltungen herabblickend, von Sonderbekentnissen reden, hier die eine, dort die andere Häresie erkennend, eine jede vielleicht mit etwas Wahrheit vermischt. Aber es gibt noch einen anderen Standpunkt solcher Art, einen Standpunkt, den heut zu Tage Viele einnehmen, das ist der der doctrinären Abstraction. Von da aus glaubt man die concreten Lebensgestalten unter sich zu haben und beurteilen zu können, bedenkt aber nicht, daß man sich dabei oft in einer Nebelregion befindet und leere Luftspiegelungen sieht. Von da aus versteht man aber die sog. Sonderbekentnisse nicht. Dazu muß man mitten in der Praxis des Lebens stehen, mitten im Kampf wider die Not der Sünde und des Todes. Es handelt sich um die ernsteste Sache, um die Errettung der verlorenen Selen und um den richtigen Weg dazu. Wer den in einem Bekentnis gefunden hat, der nent dies sein Bekentnis nicht mehr Sonderbekentnis, sondern hat in ihm das Heil und das Leben.

Wir haben diese Lebensquelle in unserer luth. Kirche und wollen sie behalten, rein und ungetrübt. Dazu bedürfen wir einer homogenen, unserm Bekentnis angehörigen Oberleitung. Auf eine solche hat unsere Landeskirche ein volles, positives, natürliches Recht. Ein positives, bisher gehörte sogar unser oberster Bischof dem Bekentnisse unserer Landeskirche an, mußte es sogar. Und ist auch unser jetziger Königl. Landesherr persönlich anderen Bekentnisses, so verbürgt uns doch der westfälische Friede, daß wir in Seinem Namen durch eine luth. Oberbehörde regiert werden. Was man auch von dem Summepiscopat halten möge, dies ist doch das einzig richtige Verhältnis. Wie hat der tief fromme König Friedrich Wilhelm IV. sich darnach gesehnt, die Verwaltung des Summepiscopats den richtigen Händen zu übergeben. Und dies Recht ist uns gesichert durch die eidliche Verpflichtung aller derer, die den Organismus des Kirchenregiments und Kirchendienstes bilden, auf die ungeänderte Augsb. Confession. Diese bedeutet nicht nur, daß die einzelnen Prediger den einzelnen Gemeinden bekentnismäßig das Wort predigen und die Sacramente verwalten, sondern daß sie eidlich zur Treue gegen den ganzen Organismus verbunden sind. Wenn ein Prediger Propst oder General-Superintendent wird, so bedarf er keines neuen Eides. So bindet der Eid den ganzen Organismus, bis in die oberste Spitze, und wer darnach trachtet, sich davon loszumachen, z. B. durch unionistische Bestrebungen, ist in Gefahr, ein Brandmal im Gewissen zu erhalten. Diesem positiven Recht entspricht das natürliche. Oder ist die Gesamtheit unserer Ge-

meinden kein Organismus, sondern ein todtes Conglomerat? Ein Organismus ist sie, und so muß das Blut, welches in ihr den Herzschlag bildet, auch im Haupte kreisen. Am Haupte ist das Angesicht. Wer mir mein Angesicht entstellt oder maskirt, der macht mich unkentlich und das darf ich nicht zugeben. Unserer Landeskirche droht in dieser Beziehung jezt eine große Gefahr — die Unterstellung unter eine nicht auf ihr Bekentnis verpflichtete, sondern unionistische Oberbehörde. Eben diese Behörde hat in einem vor einigen Monaten veröffentlichten Actenstücke die Behauptung aufgestellt, eine luth. Landeskirche habe keinen Anspruch darauf, eine eigne, ihrem Bekentnis entsprechende oberste Leitung zu erhalten. Diese Behauptung hat sie durch den Art. 7 der Augustana zu begründen gesucht, und zwar durch die Aufstellung einer Irlehre, welche allein schon zeigt, wie wenig sie unser Bekentnis versteht und unsere Kirche richtig zu leiten vermag. Nach Art. 7 der Augustana ist es genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß das Evangelium rein gepredigt und die Sacramente schriftmäßig verwaltet werden. Dagegen ist nicht not, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien gehalten werden. Das ist nun die gefährliche Irlehre, daß die oberste Behörde, welche über Reinheit des Wortes und der Sacramente wachen soll, zu den gleichgültigen Dingen, zu den Ceremonien gerechnet wird. Die Verfasser der Augustana sollen gemeint haben, die Prediger seien wol zur Predigt des reinen Evangeliums und zur schriftmäßigen Verwaltung der Sacramente zu verpflichten, aber die Bischöfe gehe diese Verpflichtung nichts an. Das wichtigste Stück im Organismus der Kirche soll eine leere Ceremonie sein, nämlich die regierende Oberleitung. Dagegen muß protestirt werden.

Also unsere Landeskirche befindet sich in großer Gefahr, und alle ihre Diener, die ihrem Eide treu sein wollen, müssen derselben widerstehen helfen. Die lieben versammelten Brüder bitte ich aber dringend, diese Gefahr nicht zu vermehren und die Einfügung in die Union nicht zu befördern. Sie würden dadurch eine schwere Rechtsverletzung vollziehen und in unser bisher in kirchlichem Frieden lebendes Land die Brandfackel werfen, auch viele treue Geistliche von Amt und Brot treiben helfen.

Auch mit den Reformirten unseres Landes haben wir in tiefstem Frieden gelebt. Abendmalsgemeinschaft ist nie versagt worden. Macht man aber, was die freie Liebe thut, zum zwingenden Gesez, so wird sich das apostolische Wort bewähren, daß das Gesez Zorn anrichtet. Wir stehen in einem luth. Gotteshause. Dort auf der Kanzel stand lange Jahre hindurch der gewaltige Mann, dessen luth. Zeugnis weithin zündete, Claus Harms. Gerade jezt vor 50 Jahren erschienen seine kirchenhistorisch gewordenen Thesen. Wir feiern ihr Jubiläum. Auch das Jubiläum der 75. These feiere ich: „Als eine arme Magd möchte man die luth. Kirche jezt durch eine Copulation reich machen. Vollzieht den Act ja nicht über Luthers Gebein! Es wird lebendig davon und dann Weh Euch!“ L. B. Man kann durch Unterstellung unter eine unionistische Oberbehörde uns sehr wehe thun, aber ein Wehe wird man dadurch nicht auf uns bringen. Es fällt anderswo hin. Gott berathe uns, Amen!

Uebrigens glaubte ich es noch öffentlich aussprechen zu müssen, daß ich die aus meiner zur Einladung für den Kirchentag hergegebenen Namensunterschrift abgeleitete, ausdrücklich an mich gerichtete Forderung: mich zum Kirchentage zu bekennen, für eine unberechtigte halte, und daß ich mich vielmehr zum Kirchentage, sofern er sich unionistisch ausgesprochen hat, oder aussprechen wird, nicht bekenne. —

Ich habe mich nicht enthalten können, des Bischofs Rede, weil sie einen tiefen Eindruck machte, so ausführlich wiederzugeben, als möglich. Dieser Eindruck konte auch nicht verwischt werden, als Dr. Lipsius, seinem Mandat gemäß, das Vorhandensein einer Anzahl Geistlicher constatirte, die mit den ausgesprochenen Grundsätzen nicht einverstanden wären. Freilich protestirte auch er gegen jede octroyirte Union als eine Vergewaltigung, pries aber der ev.-luth. Kirche gegenüber ein ideales Gottesreich. Prof. Thomsen nahm einen andern Weg der Widerlegung, behauptend, daß der Schlesw.-Holst. Religionseid nur auf den Geist, nicht auf die Worte der Invariata verpflichte. Prof. Hermann nahm in seinem Schlußreferat weder auf die kirchenrechtliche Stellung der Idealkirche Bezug, noch sprach er sich über die Bedeutung des Amtseides aus, ob derselbe auf den Geist oder die Worte verpflichte. Dem Art. 7 des westfälischen Friedens-Instruments hatte er in seinem Referat die Anwendbarkeit abgesprochen, obwol schwerlich ersichtbar wird, auf welche Verhältnisse derselbe denn sonst sich beziehen könte, wenn nicht auf die unsrigen und die der Gegenwart. Auch Gen.-Superint. Godt und zwar mit Beregung der Schlesw. Verhältnisse redete ernst gegen die Union, oder was derselben gleich sei, oder darum und daran, und dieselbe anbahnen könte.

Am Abend dieses Tages fand die angesezte zweite Versammlung der Schl.-Holst. Geistlichen luth. Gesinnung statt. Es ward zuerst gefragt, ob noch Gefahr für die Selbständigkeit unserer Kirche vorhanden scheine. Die am Kirchentage anwesenden Mitglieder des Berliner O.-K.-R. hatten auf mehrfache Anfragen die beruhigendsten Versicherungen abgegeben. Man blieb aber dabei, daß die in lezter Versamlung beschlossene Erklärung abzugeben sei, und eben sollte dieselbe in Berathung gezogen werden, als eine Deputation der andern, gleichzeitig versammelten sog. Unionsfreunde erschien. Ihr Führer war Kirchenrath Lüdemann, ihr Vorschlag war, wie in Neustadt, ein Compromiß, dessen Basis die Neustädter Resolutionen bilden sollten. Die Entscheidung ward bis auf den folgenden Abend verschoben, aber schon im Laufe des folgenden Tages einzelnen Lutherischen zugesagt, daß man gegnerischerseits den 3ten Punkt, die obligatorische Abendmalsgemeinschaft, um des Friedens willen fallen lassen wolle.

Der 4. Sept. brachte uns denn Dorners Vortrag über das Thema: Die Rechtfertigung durch den Glauben an Christus in

Beilage.

ihrer Bedeutung für christliche Erkentnis und christliches Leben. Der Vortrag hat im Ganzen, auch auf die Schl.-Holst. Prediger, einen günstigen Eindruck gemacht. Vielleicht urteilen wir günstiger, als die theolog. Kritik, wenn derselbe im Druck wird erschienen sein, denselben beurteilen wird.

Nachdem Past. Valentiner-Tronstorf und Wilhelm Bauer aus der Rechtfertigung einige praktische Consequenzen gezogen hatten, nahm Bischof Koopmann noch einmal das Wort:

„Rechtfertigung durch den Glauben an Christus: das ist unser Kleinod. Dasselbe ist uns heute in seiner Herlichkeit und in seinem hohen Werte vorgeführt worden, nicht nur durch die beiden lieben Vorredner, sondern in so ausgezeichneter Weise durch den Herrn Referenten. Wir danken dem werten Manne dafür, dem Manne, der eine Zierde der deutschen Theologie ist, und der einige Jahre hindurch auch eine Zierde unserer Landesacademie gewesen ist. Er hat uns unser Kleinod vorgeführt als Einer, der der wissenschaftlichen Forschung und Rede mächtig ist, zugleich aber auch als Einer, der Zeugnis zu geben vermag von Dingen, die er in tief innerlichster Erfahrung eines reich bewegten Lebens erkant hat.

Aber indem ich ihm danke für die lebendige Darstellung unseres Kleinodes, der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus in ihrer Bedeutung für christliche Erkentnis und christliches Leben, muß ich um der Wahrheit willen dem widersprechen, daß diese teure Lehre geeignet sei, Grundlage und Princip für eine Einigung der reformatorischen Kirchen zu sein. Dazu ist der Begriff, Rechtf. durch d. Gl. an Chr., wie er so ohne weitere Bestimmung dasteht, viel zu weit. So wie er lautet, ist er vielfach gemisbraucht worden. Wenn er, der allerdings das materiale Princip der luth. Kirche ausspricht, nicht aufs engste zusammenbleibt mit dem formalen Princip der unbedingten Giltigkeit des Wortes Gottes, so wird er zum Deckmantel der Sünde. Man nent gar Vieles Glauben an Christus, was durchaus nicht rechtfertigen kann, sondern, weil es ein Product der sündhaften Subjectivität ist, selber im höchsten Grade der Rechtfertigung bedarf, sowol der scientifischen, als der ethischen. Auch die Bezeichnung: evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, würde heutigen Tages nicht genügen, denn Viele, die einen falschen Glauben an Christus aufstellen und eine falsche Rechtfertigung lehren, wollen gleichwol mit aller Gewalt evangelisch sein, und nennen sich so.

Da denn nun das Kleinod, um welches es sich handelt, ein so überaus großes ist, da wir in demselben unsern einigen Trost haben im Leben und im Sterben und die himlische Lebensquelle, ohne welche wir verloren gehen, so ist es höchst wichtig, daß diese Quelle rein erhalten werde. Da gilt es, sich der äußersten Sorgfalt zu befleißigen. Und da möchte ich den lieben Brüdern zu bedenken geben, ob nicht die völlige Reinheit dieser Lebensquelle nur da und dann in jeder Beziehung gesichert ist, wenn sie in dem lutherischen Bekentnis ruht. Ich sage ja nicht, daß nicht in allen anderen Confessionen die Thatsache der Rechtfertigung durch den Glauben vorhanden sei, vielmehr bezeuge ich laut, daß sie vorhanden sei. Daran erkenne ich ja den reformirten Christen als meinen lieben Bruder in Christo, daß er gleich mir gerechtfertigt ist durch den Glauben an Christum. Diese Thatsache ist das innere Band, welches alle wahren Christen einigt. Aber zur Einigung der Kirchen dient es nicht. Denn dies Kleinod soll und muß in seiner Reinheit bewahrt werden. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß es aufs engste mit allen Dogmen der Heilslehre zusammenhängt. Und wenn Dr. Martin Luther von diesem Artikel der Rechtfertigung durch d. Gl. sagt: „daran kann man nichts weichen, oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will; und auf diesem Artikel steht Alles, was wir wider den Papst, Teufel und Welt lehren und leben" — so meint er damit unzweifelhaft die lutherische Rechtf. durch d. Gl., diejenige, welche auf der völligen Reinheit des Wortes und der Sacramente ruht. Die wirkliche Rechtfertigung sezt also voraus die reine Lehre von der Dreieinigkeit, von der Persönlichkeit des heil. Geistes, von der wirklichen und wirksamen Stellvertretung durch Jesum Christum als den, welcher ist wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren. Sie schließt aus alle Irrlehre in dieser, wie auch in anthropologischer Beziehung, alle pelagianischen und synergistischen Lehren so gut, wie alle prädestinatianischen. Völlig gesichert vor allen diesen Irtümern ist daher die Rechtf. durch d. Gl. an Chr. nur in dem Bekentnis, welches von ihnen keine Spur hat, und das ist das evang.-lutherische. Es komt daher, um unser Kleinod unversehrt zu bewahren, auf die sorgfältige Erhaltung der Kirche an, welche auf diesem Bekentnis ruht und in ihm lebt, der ev.-lutherischen."

Dies Wort ward von der Versamlung ruhig und mit sichtbarer Teilnahme angehört. Als darauf aber ein junger Pastor aus Rendsburg die Behauptung aufstellte, daß die Rechtf. durch d. Gl. nicht das materiale Princip der reform. Kirche sei, daß eine principielle Verschiedenheit zwischen beiden reformatorischen Kirchen bestehe, ward er von der Versamlung im Gotteshause durch den stürmischen Ruf: Schluß! Schluß! unterbrochen. Er behielt den Mut, sich auf Alex. Schweizer zu berufen, der dieselbe Ansicht vertrete, und sei doch der berühmteste reformirte Theologe. Gleichwol ward ihm vom Präsidium das Wort genommen, weil die Versamlung ihn nicht hören wolle. Nachdem noch Mehrere geredet, unter diesen Prof. Lechler aus Leipzig aus dem Anfang des Heidelberger Katechismus die Rechf. aus d. Gl. nachgewiesen, Prof. Lipsius aus Kiel in den deutschen Reformatoren die Calvinische Prädestinationslehre behauptet, Dr. Thomsen

aber aufs Wort und Dr. Dorner auf ein Schlußreferat verzichtet hatte, fuhr man nach Bellevue zum Mittagsessen.

Am Abend dieses bewegten Tages sollte in der Börse die Antwort beschlossen werden. Wir hatten die Bischöfe gebeten, noch bei uns zu bleiben, und sie kamen auch. Es waren Viele mitgekommen, die Freunde der luth. Kirche sind, deren Programm aber in dem Worte stand: Keine Erklärungen, keinen Kampf, — denn es ist zur Zeit noch keine Gefahr. So ward denn in dieser Versamlung von 150 Geistlichen des Landes einmütig erklärt: „Man wolle gern mit den Gegnern zusammen gehen, wenn sie auf Grund folgender Sätze zu uns treten wollten:

1. wir wollen nicht unter den Oberkirchenrath;
2. wir haben eine evangelisch-lutherische Kirche;
3. wir wünschen bald ein luth. Landesconsistorium, welches in Betreff der Verfassung das Weitere zu veranlassen hat."

Selbstverständlich Lezteres unter dem Cultusministerium als der landesherlichen Kirchengewalt. Mit diesen Resolutionen wurden Probst Balemann, der präsidirende Pastor Andersen und Pastor Kehdenburg in die Gegenversamlung abgeordnet. Während dieselben Botschaft holten, war uns durch Augenzeugen die Physiognomie der Gegenversamlung vermittelt worden. Die drei genanten Kieler Professoren, etwa ein Dutzend jüngere Geistliche und obligates Kieler Publikum: das waren die Geistlichen und Laien, von denen die Presse im Dienste der freien Entwickelung so viel Geräusch gemacht. In Allem etwa 60 Personen! Als darum unsere Deputation aus der Versamlung einen Gegenvorschlag brachte, der nicht einmal ohne Widerrede zu unseren Gunsten, in ihr durchgegangen war: „Wir wünschen beiderseits, daß vor Allem eine Verfassung für die Landeskirche eingeführt werde und daß, bis die Landessynode gesprochen hat, nach keiner Seite hin der Entwickelung präjudicirt werde" — ward alles Weitere abgebrochen. — Nach den einmütigen und so kräftig unterstüzten Kundgebungen, von denen auch die Bischöfe Zeugen gewesen waren, fand man die Unterzeichnung und Abgabe einer redigirten ferneren Erklärung zur Zeit nicht erforderlich. Nachdem die Bischöfe und diejenigen, welche nur die Sorge um den Fortbestand der luth. Kirche nach Kiel und an den Kirchentag gerufen hatte, abgereist, versammelten sich ohne Rücksicht auf irgend eine sog. Parteistellung eine Anzahl Geistlicher und Laien, und vertrugen sich auf Grund des alles präjudicirlichen Inhalts entkleideten Neustädter Programmes dahin:

„Wir beschließen, falls nach dem 1. October nicht ein Landesconsistorium eingesezt und demselben der Auftrag erteilt sein sollte, die Einleitung zur Einführung einer presbyterial-synodalen Verfassung zu treffen, im Laufe des October wieder zusammenzukommen und weitere Schritte zur Erreichung dieses Zieles zu berathen." — Die event. Berufung einer solchen Versamlung übernahmen Past. Jensen, der dem Abende präsidirte, und die Pröbste Versmann und Hansen.

Das ist der erste trübe Schatten, den die drohende Union in der Gestalt der Kirchenregiments-Union, die bei den unklaren Verhältnissen das Wesen der Union zu nennen ist, in unser friedliches Land geworfen hat. Es ist zu constatiren, daß gerade die destructiven Elemente im Lande dem Oberkirchenrath befreundet sind. Prof. Nebe sagt: Uns komt Hilfe von einer Seite, woher wir dieselbe nicht gesucht. Wer aber mit einigem Nachdenken das Bekentnis der preußischen Landeskirche liest, wie die bekante Denkschrift dasselbe formulirt, der wird finden, daß in demselben mindestens Raum ist für eine Ansicht, die an Gottes Wort in der Schrift sich hält, im Unterschiede von einem Halten an der Schrift als Gottes Wort, die wol an die Glaubensartikel gebunden ist, die in den ökumenischen Symbolen enthalten sind, aber nicht an die Fassung derselben, wie sie in denselben enthalten sind; die wol an der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum Christum, welche auch die Augsb. Conf. bekent, aber nicht an den Inhalt der einzelnen Artikel, nicht einmal der veränderten Augustana gebunden ist. Es läßt sich schwerlich widerlegen, daß solche Hilfe, wenn auch weder erwartet, noch beabsichtigt, so doch gar erklärlich ist.

Zu constatiren ist ferner, Gott sei Dank, — die Einigung und Gemeinschaft, welche das Gefühl der gemeinsamen Gefahr in den geistlichen Kreisen, zumal durch die politischen Ereignisse so tief gespalten, — auf einmal zu Wege gebracht. Wie ist doch aller Hader auf einmal vergessen, wie hat man sich doch wieder so lieb, — wenn man dieselbe liebende Sorge um die bedrängte Mutter in den Herzen der Brüder fühlt und sieht. Einleuchtend ist endlich auch das geworden, was auch die Tagespresse anzuerkennen mehrfach sich genötigt sah, daß weder für die Union, noch für das, was dieselbe anbahnen und einleiten kann, zur Zeit in den Herzogtümern ein rechter Boden ist.

Im Uebrigen schürzen sich die Verhältnisse unserer Gegenwart zu einem Knoten, dessen Lösung ich nicht sehe. Ein Consistorium soll bestellt werden. Sollen in dasselbe diejenigen berufen werden, welche ihren Eid: bei der Lehre der heil. Schrift, wie sie in der ungeänderten Augsb. Conf. zusammengefaßt ist, treulich zu verbleiben, sie lauter und unverfälscht zu predigen und vorzutragen, alle dawider streitenden Lehren äußersten Fleißes zu vermeiden — mit unionistischer Gesinnung zu vereinigen wissen? Würde ein solches Consistorium das Vertrauen der Diener der luth. Kirche haben? Wird das hohe Cultusministerium, dessen Festigkeit der Herr unsere teure Landeskirche anvertraut, in der Lage sein, uns die rechten Hirten zu geben? Das Consistorium soll eine Verfassung anbahnen. Ist denn die erregte Gegenwart die rechte Zeit, Verfassungen einzuführen? und das in der Kirche, in den Gemeinden, wo nicht experimentirt werden darf? Können wir ohne Verfassung bleiben? Ich sehe nur verschlungene Knoten. Aber wo ich nicht sehe, da glaube ich, daß der Herr in Seiner Kirche gegenwärtig ist und Alles zum Heile, zum Siege der Wahrheit, zur Rettung der Selen, zur Beruhigung der Gewissen vollenden und hinausführen wird. Ja Amen, in Jesu Namen!

Gegen die Denkschrift des Ev. O.-K.-R.

Aus einem Kreise lutherischer Amtsbrüder, zumeist der Provinz Sachsen, ist eine mit 54 Unterschriften versehene Erklärung auf die Denkschrift des Ev. O.-K.-R. vom 18. Febr. c. an leztere Behörde eingereicht worden, etwa folgenden Inhalts:

Die Fundamentirung der Kirche allein auf die ökumenischen Bekentnisse und den Art. 4 der Augsb. Conf. ist höchst bedenklich, weil sie consequenterweise zu einer Sektenkirche, entsprechend den Zielen der evang. Allianz, führen würde.

Die Rechtsbeständigkeit der luth. Kirche in Altpreußen wird unerschütterlich festgehalten. Die Landeskirche ist nicht wirklich eine, da in ihr verschiedene Bekentnisse zu Recht bestehen, sondern nur eine begriffliche Zusammenfassung der dem landeskirchlichen Regiment unterstellten lutherischen und reformirten Kirche, so wie der durch besondern juridischen Akt unirten Gemeinden; und hat das Kirchenregiment diese drei Kirchenkörper auf dem Grunde der verschiedenen Bekentnisse zu vertreten.

Die Lutheraner halten sich in ihrem guten Rechte beeinträchtigt, wenn die Denkschrift sagt, daß sie keinen Anspruch haben, eine gesonderte kirchliche Organisation als eine Sache des Dogma und des Gewissens zu fordern. Sie halten vielmehr als

unveräußerliches Recht fest, daß nicht nur das volle lutherische Bekentnis, sondern auch die lutherische Kirche bis in die höchsten Behörden durch bestimte und bekentnistreue Personen als Wächter und Pfleger derselben vertreten sei, womit übrigens eine einheitliche Spitze des Kirchenregiments nicht unverträglich erscheint.

Eine Umfrage in den Gemeinden würde insofern völlig überflüssig sein, als unsere lutherischen Gemeinden, auch sofern sie der Union beigetreten sind, sämtlich der luth. Kirche angehören, und ihnen also nur Rechte, die ihnen eine Zeit lang entzogen gewesen, wieder zuerteilt würden. Ja, eine Umfrage in den Gemeinden würde um so weniger eine Stelle haben, als die Gemeinden bei der Herstellung der Union auch nicht gefragt worden sind, vielmehr dieselbe ohne ihr Urteil und Bewußtsein über sie gekommen ist.

Deshalb gebührt auch den luth. und reform. Gemeinden als solchen der Besiz und Gebrauch ihrer kirchlichen Rechte und Güter, und nicht deshalb, weil sie unter der Union stehen.

Von einer allgemeinen Umwälzung mit Auflösung der Parochien u. s. w. oder von Gefahren der Separation in Folge der Widerherstellung der luth. Kirche als eines eigenen Organismus kann nicht die Rede sein, da ja die Gemeinden nie aufgehört haben, lutherisch, resp. reformirt zu sein, und nur eine entsprechende Vertretung des Bekentnisses, wie auch der luth. und reform. Kirche von den hohen und höchsten Behörden erwartet wird.

Den durch besondern Akt wirklich unirten Gemeinden soll eine besondere Vertretung nicht versagt werden.

Hierdurch wird nur der Verwirrung der Gewissen ein Ende gemacht werden, welche bei der bisherigen Handhabung der Union leider oft dadurch herbeigeführt worden ist, daß bei Besetzung der geistlichen Stellen auf Bekentnis und Bekentnistreue nicht die gebührende Rücksicht genommen wurde.

Der Vorwurf, daß das entschiedene Luthertum romanisirend sein solle, wird zurückgewiesen.

Das Festhalten an der luth. Kirche ist nicht „ein sittlich unberechtigter Separatismus", sondern ein pflichtmäßiges Bewahren wolbegründeter Rechte.

Es ist darum schmerzlich, daß die Denkschrift weit weniger gegen die demokratischen Agitatoren für eine sog. Nationalkirche, als gegen die treuen Lutheraner in der Landeskirche gerichtet ist.

Nachrichten.

Kirchliches aus der Niederlausitz.

(Schluß.)

Die Folge davon ist natürlich, daß der Lehrer nun einzig und allein alle Zeit und Kraft dazu verwendet, im Deutschen das Gewünschte zu erreichen, — natürlich auf Kosten der innern Durchbildung und ganzen geistigen Entwickelung der Kinder. Der ganze Unterricht wird ein reines Abrichten, und die gestellten Forderungen führen zu einem geistlos oberflächlichen Mechanismus, und Kraft, Mut und Freudigkeit der Kinder erlamt. Die sämmtlichen, auf diese Weise nur durch die den Kindern fremde deutsche Sprache beigebrachten Kentnisse sind nichts anderes als ein unverständig mechanisches Gedächtnißwerk. Die unausbleibliche Folge davon ist keine andere, als daß die Kinder, was sie an Liedern, und rel. Stoff als „Schaz fürs ganze Leben" aus der Schule mitnehmen sollen, wenige Monate nach der Schulentlassung schon verloren haben, wenn sie es überhaupt noch verlieren können, indem sie es nie wirklich besessen haben!

Was unsern wendischen Kindern in der Schule wirklich fromt, das wissen die treuen wendischen Lehrer sehr gut, aber grade sie, deren Schulen nicht zu den schlechtesten zu zälen sind, grade sie seufzen über die Alternative, vor die sie gestellt sind: Um dem deutschen Schulrevisor zu genügen, müssen sie ihre Schule im Deutschen möglichst sprachfertig machen; — um aber ihrem Obersten eigentlichen Schulinspector, der alle Tage vor ihnen steht und „Herzen und Nieren prüft", und dem sie mal von allen den Kinderselen werden müssen Rechenschaft ablegen, müssen sie „seine Lämmer weiden!" Thun sie Letzteres und benutzen sie nicht alle Religionsstunden fast nur als „deutsche Sprachstunden," so müssen sie fürchten, sich den gewohnten Tadel zuzuziehen. Es leuchtet wol von selbst ein, daß, wie die Verhältnisse nun einmal sind, manches arme Schulmeisterherz diese Klippe nicht ohne Schaden vermeidet, sondern den unsichtbaren Schulrevisor über den sichtbar vor ihm stehenden vergißt! Hat er doch da der geforderten Pflicht genügt, kann er doch gelegentlich ein Anerkennungsschreiben aufweisen. Obs jedoch einst am großen Vergeltungstage gelten wird? — das lassen wir dahingestellt.

Was sagen die Ortsschul-Revisoren, die Pastoren zu solchem Schulunterricht? die oben geschilderten deutschen oder germanisirungseifrigen freuen sich natürlich darüber, wird ihnen doch ihres Herzens Wunsch erfüllt, die Gemeinde wird ja deutsch gemacht; „denn wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!" Die übrigen schweigen meist.

Und die Eltern? Die meisten sind durch den jahrlang gewohnten Gang allgemach an das Unabänderliche gewöhnt, und die es nicht sind, die etwa als Schulvorsteher dem Superintendenten gegenüber, wie es mehrfach vorkomt, ihre Wünsche aussprechen, werden meist kurz abgewiesen mit den Worten: „Das versteht Ihr nicht! Das geht nicht! Deutsch müssen die Kinder lernen!" Dann schweigen sie und seufzen daheim, wenn sie sehen, wie ihre Kinder kaum ein wendisches Lied, kaum ein wendisches Gebet in der ganzen Schulzeit lernen. Klagen, wie die: „es geht jezt Alles in der Schule nach der neuen Mode; wir lernen nicht mehr mit unsern Kindern zusammen beten, wir können weder mit ihnen unsere alten Lieder singen, noch uns etwas von ihnen vorlesen lassen, — sie lernen alles deutsch, und das verstehen wir nicht." Das sind Klagen, die oft und viel laut werden, und dem Pastor jedesmal das Herz bewegen. Der stellt dann wol demgemäß seine Forderungen an den Lehrer, muß es sich aber gefallen lassen, wenn dieser sich auf die höhere Instanz, den Superintendenten, beruft und sagt: der verlangt's aber so.

Vom religiösen Lehrstoff abgesehen, so kommen ferner die wendischen Kinder aus der Schule und sind durch den ganzen jahrelangen Unterricht nicht zum geläufigen Lesen in wendischer Sprache gekommen, weil sie durchgängig fast gar nicht darin geübt werden. Ist's nicht kläglich, daß z. B. in solchen Gemeinden die Leute einem Colporteur mit wendischen Traktaten und Neuen Testamenten erklären: „ja, wir kauften schon gern ein solches Buch, aber wir können nicht wendisch lesen." Deutsche Schriften werden natürlich auch nicht gekauft, weil sie die zwar lesen, aber nicht verstehen können. Non scholae, sed vitae discimus! — ist der alte Spruch; in den wendischen Schulen aber wird der Saz auf den Kopf gestellt. — Man sagt zwar, um die obige Klage, daß die wendischen Kinder nicht wendisch lesen lernen, zu entkräften: wenn sie nur deutsch lesen lernen, dann werden sie auch wendisch lesen können. Die Erfahrung und der Augenschein lehrt aber das Gegentheil. Deutsch können die Kinder geläufig lesen, hält man ihnen aber ein wendisches Buch vor, so stehen sie und sylabiren darin herum. Ueber die Mühe und Not, welche ihnen solches Lesen macht, gehen sie der Andacht und sonach des ersten Segens verlustig. Der Segen des göttlichen Wortes in Schule und Kirche geht der Wendischen Jugend, der Wendischen Christenheit verloren, wenn nicht die wendische Sprache als das Organ seiner Mitteilung in Schule und Kirche aufrecht erhalten wird.

Wie ist nun aber diesen schreienden Uebelständen abzuhelfen? Die Hülfe, wenn sie nachhaltig sein soll, muß einmal von den betreffenden Behörden, sodann aber aus dem Volke selber kommen. Die Klage, daß wendischen Gemeinden troz alles Protestirens deutsche Geistliche und Lehrer gesezt wurden, wie es vor dem geschehen sein mag, kann Niemand in Wahrheit erheben, indem die geistlichen Behörden — so weit eben ihre Kenntniß der Verhältnisse reicht, — gewissenhaft darauf achten, daß überall den geistlichen Bedürfnissen und Forderungen genügt wird, soweit dies nach den vorhandenen Kräften möglich ist. Zum

Beweis nur dies. Eine Gemeinde in der Calauer Ephorie hatte vor circa 30 Jahren troz Widerspruchs der Gemeinde durch das Bemühen des Privatpatrons, der eben grundsäzlich keinen deutsch-wendischen Pfarrer mochte, einen deutschen Geistlichen erhalten, der vor der Installation das Versprechen gab, nachträglich noch die Sprache seiner Gemeinde lernen zu wollen. Nach Jahresfrist fing er auch an, wendisch zu predigen, aber in einer Weise, daß die Gemeinde ihn des Aergernisses an heiliger Stätte wegen bat, nur deutsche Predigten halten zu wollen. In solcher Pflege ist die Gemeinde an 30 Jahr gewesen. Bei der vor mehreren Jahren im dortigen Kreise abgehaltenen General-Kirchenvisitation kamen die Mißstände zum Vorschein und zur Sprache, zufolge dessen die hohe Behörde verfügte, daß bei einer Neubesetzung des Pfarramtes wieder ein wendischer Geistlicher zu berufen sei. Troz anderweitiger Wünsche und Bestrebungen des Patrons hat die Gemeinde jezt durch Fürsorge des Königl. Konsistorii wiederum wendische Predigt und wendischen Gottesdienst.

In einer andern großen Gemeinde derselben Ephorie hat der Patron, der allerdings zu den Patronen „christ-adeligen Geschlechts" gehört, sich persönlich nebst den Vertretern der geistlichen Behörde mehrfach darum bemüht, zweier wendischen Dörfer wegen, die zu seiner Kirchfahrt gehören, für seine Kirche einen wendischen Amtsgeistlichen zu erhalten. Wenn dennoch schließlich ein deutscher Geistlicher in die Stelle einrückte, so kam dies daher, daß kein im Amte stehender Geistlicher die Stelle annahm, wendische Kandidaten aber nicht in Aussicht genommen werden konten.

Ganz anders dagegen liegen die Verhältnisse in einer Parochie Spremberger Kreises. Diese größtenteils wendische Gemeinde, bisher gewohnt, allsontäglich wendischen Gottesdienst zu haben, der weitaus großen Mehrzahl nach nur zum wendischen heil. Abendmal sich haltend, im Ganzen nicht fähig, einer deutschen Predigt mit Verständniß zu folgen, geschweige denn sich zu erbauen, — und dies Alles nach den Berichten des bisherigen, jezt Krankheitshalber beurlaubten Pastors, der 14½ Jahr in der Gemeinde als Seljorger gestanden, und denn doch, wenn irgend Jemandem, ein Urteil über Zustand und Bedürfniß dieser Gemeinde zusteht, hat bei der Neubesetzung einen deutschen Geistlichen, und nach Abgang des ersten bereits den zweiten erhalten, obschon zwei der wendischen Sprache mächtige Candidaten und schließlich noch ein wendischer Amtsgeistlicher für die Stelle vorhanden waren. Der Wille des Patrons, der dem deutschen Pastor eine Gehaltszulage beigelegt, den wendischen Bewerbern dieselbe aber verweigert hatte, ist nun erfüllt, doch sicherlich nicht zum Heil und Segen der großen Kirchgemeinde, zum entseglichen Schaden von Hunderten wendischer Christenmenschen. Wer da sagt und schreibt: „für die Parochie Jessen ist ein wendischer Pastor kein entschiedenes Bedürfnis" — der kent die Verhältnisse der Gemeinde nicht. Mögen die benachbarten deutsch-wendischen Pastoren ein Gutachten darüber abgeben. Freilich ist die Gemeinde wol auch befragt worden, ob sie mit einem deutschen Pastor zufrieden wäre; doch weil sie befürchtete, wenn sie auf einem wendischen Pastor bestände, demselben eine Zulage geben zu müssen, so wurde einem Teile der Gemeinde (ein anderer Teil ist arm) die Opferscheu, an der das wendische, wie das deutsche Bauernherz leidet, zum Strick und zur Falle. „Der deutsche Prediger thut's eben auch", „Gottes Wort predigen sie ja alle", und „deutsch verstehen wir ja auch" — das mag so das unverständige Raisonnement gewesen sein, in Folge dessen nun seit etwa 7 Jahren, freilich zum großen Leidwesen eines großen Teiles der Gemeinde und — nicht des schlechtesten! — anstatt des sontäglichen wendischen Gottesdienstes alle Predigten und Amtshandlungen in deutscher Sprache gehalten werden, und, was im Grunde gar wenig bedeuten will, alle 4 Wochen mal vom Lehrer eine wendische Predigt gelesen wird. Die Klage und Reue der Leute komt nun allerdings zu spät. Ob man an maßgebender Stelle genaue Kentnis und klare Einsicht in die besondern und eigentümlichen Verhältnisse solcher wendisch-deutschen Gemeinde, wie die Jessener ist, haben mag? — wir vermuten, daß es nicht der Fall ist. Denn nie und nimmer könte es dann geschehen, daß solch ein Gemeindebeschluß aus Eigennuz und Geiz, oder aus Armut der Gemeinden entsprungen, ohne alles und jedes tiefere Verständnis für die geistlichen Bedürfnisse der Kirchgemeinde den Ausschlag geben sollte, ob in der betreffenden Kirchfahrt ein deutscher oder wendischer Selsorger nötig sei.

Wir schreiben Niemandem zu Lieb noch Leid, nur die Liebe Christi, der auch das arme Wendenvolk lieb hat und auch die armen Selen wendischer Zunge teuer erkauft hat, dringet uns dazu, — die Liebe besteht aber in der Wahrheit. Von den Gemeinden und einzelnen Gliedern in denselben wird die Not in besondern Fällen wol empfunden, doch Mittel und Wege zur Abhilfe zu suchen und zu finden, das vermögen sie nicht. Dazu sind aber ihre Hirten, die Pastoren, von Gott und Menschen berufen. In welcher Weise nun von oben und unten den verschiedenen Nöten und Mängeln, namentlich auch dem Mangel an wendischen Candidaten und Lehrern abzuhelfen versucht werden müßte und könte, erlauben wir uns zum Schluß kurz in folgende Sätze zusammenzufassen:

1. In allen Ephorien, in denen wendische Gemeinden sich vorfinden, sind Superintendenten resp. Kreisschulinspectoren, welche der wendischen Sprache mächtig sind, dringend nötig, weshalb bei Neubesetzung solcher Stellen darauf Rücksicht zu nehmen wäre. Ist der Ephorus des Wendischen unkundig, so wäre ihm bei Kirchen- und Schulvisitationen ein wendischer Geistlicher als Assistent beizugeben, — wie solches in den betreffenden Fällen in den wendischen Gemeinden des Königreichs Sachsen, wie zum Teil auch in der preußischen Oberlausitz der Fall ist.

2. Für wendische Gymnasiasten wären Stipendien und Freistellen zu gründen, und auf der Universität wären dergleichen Unterstüzungen von den betreffenden Behörden in Aussicht zu stellen. (Die wendischen Gemeinden sind meist arm, so daß den Eltern die Unterhaltungskosten während der Schul- und Studienzeit oft unerschwinglich erscheinen.)

3. Wendische Pastoren und Superintendenten wendischer Ephorien müssen befähigte Knaben zum Besuch des Gymnasiums resp. Seminars ermuntern und den betreffenden Eltern mit Rath und That beistehen, müssen solche Knaben selbst für das Gymnasium vorbereiten, wie es z. B. der verstorbene Pastor Böttcher in Dissen gethan hat. Seine früheren Schüler sind jezt noch als tüchtige deutsch-wendische Pastoren im Amte.

4. Bei dem jezt vorhandenen Mangel an wendischen Predigtamts-Candidaten müßte einigen deutschen Candidaten Gelegenheit zur Erlernung der wendischen Sprache gegeben werden, wie das von Seiten des Ev.-K.-R. vor 10 Jahren bereits in Einem Falle geschehen ist.

5. Die wendischen Lehrer sind während der ersten 3 Jahre nach Abgang vom Seminar ausschließlich für wendische Schulstellen in der Niederlausitz in Aussicht zu nehmen, — ein Princip, wonach für die oberlausitz. wend. Schulen von der Königl. Regierung zu Liegnitz streng und mit erwünschtem Erfolg verfahren wird.

6. Im Seminar selber ist es nicht blos wünschenswert, sondern durchaus nötig, daß den wendischen Seminaristen Gelegenheit verschafft wird, für den spätern Lehrberuf in wendischen Schulen sich genügend vorbereiten zu können. Geschieht dies nicht, so versucht jeder neu eintretende Lehrer mit seiner besondern Methode resp. Planlosigkeit sein Heil, woraus aber nur Unheil für die Schulen entstehen kann, in denen solche Experimente angestellt werden. In wendische Schulen gehören auch wendische Schulbücher, an denen es bisher fast gänzlich fehlt. (Bei dem neu errichteten Seminar in Reichenbach O./L. gehen die Landstände und die Königl. Regierung zu Liegnitz damit um, daneben noch ein Waisenhaus zu gründen, in welchem eine Anzahl oberlausitz. wendischer Waisenkinder unter Anderm zu dem Zweck aufgenommen werden sollen, damit die betreffenden wendischen Seminaristen Gelegenheit haben, unter Leitung eines an der Waisenhausschule anzustellenden wendischen Lehrers sich im wendischen Unterrichten zu üben. In Bautzen dagegen ist schon seit Jahren zu diesem Behuf am Seminar selbst ein wendischer Lehrer angestellt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 71. Diderot 845
Die specielle Seelsorge. I. 848
— 72. Frau von Krüdener 853
Beilage. 861
Nachrichten. Aus Oldenburg. I. 864
Ein Brief von August Neander 867
— 73. Die specielle Seelsorge. I. (Schluß) 869
Frau von Krüdener. (Fortsetzung) 873
— 74. Frau von Krüdener. (Schluß) 877
Beilage. 885
Nachrichten. Aus Oldenburg. II. 890
— 75. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik. II. 893
— 76. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik. II. (Schluß) 901
Die alten Wurzeln von Hermannsburg 905
Beilage. 909
Nachrichten. Aus Oldenburg. II. (Schluß) 910
Kirchliches aus der Niederlausitz 911
— 77. Die specielle Seelsorge. II. 917
Nachrichten. Kirchliches aus der Niederlausitz. (Fortsetzung) 922
— 78. Schleswig-Holstein und der „evangelische Kirchentag" 925
Beilage. 933
Gegen die Denkschrift des Evangelischen Ober-Kirchenraths 936
Nachrichten. Kirchliches aus der Niederlausitz. (Schluß) 937

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 2. October. № 79.

Die geistliche Tracht.

II.

Der gleichnamige Aufsaz im Märzhefte der Ev. K. Z. versuchte den Nutzen und die Notwendigkeit der Einführung eines geistlichen Standeskleides darzuthun. Zweierlei aber ließ er, wie dem Verf. freundlichst bemerklich gemacht wurde, vermissen, nämlich das quid und das quomodo des einzuführenden Kleides. Im Nachfolgenden soll der Versuch gemacht werden, das Vermißte zu ergänzen.

Es liegt nahe, die Frage nach der außeramtlichen Tracht historisch aufzufassen. Wie ist der luth. Pastor im Reformationszeitalter außeramtlich gekleidet gewesen? Welche Bekleidungsmetamorphosen hat er im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht? Hat sich etwas und was hat sich in neuerer Zeit hie und da als geistliches Standeskleid erhalten oder auch ganz neu herausgebildet?

Es wird die Leser vielleicht interessiren, zu vernehmen, was der Herr Domprediger Dr. Thiele in Braunschweig dem Verf. hierüber mitzuteilen die Güte hat. Er schreibt: „Die jezt übliche geistliche Amtstracht war ursprünglich weiter nichts als die Tracht, in der die Geistlichen überhaupt öffentlich sich zeigten, auch wo sie nicht gerade zu einer Amtshandlung ausgingen, z. B. bei Besuchen von Gemeindegliedern u. s. w. Das hatte sich hier in der Stadt bis zu Anfange dieses Jahrhunderts ziemlich intact erhalten. Allmälig ward jedoch das Obergewand, der ärmellose Mantel, der bereits zu der schmalen, auf dem Rücken herabhängenden Schleppe zusammengeschrumpft war, oder der in der Stadt übliche spanisch-burgundische Faltenrock nebst Halskrausen oder Besschen, im gewöhnlichen Leben weggelassen und nur eben noch bei Amtshandlungen angelegt. Die Geistlichen erschienen nun in einem ganz zugeknöpften, bis über den Leib herabreichenden Frack mit stehendem Kragen, die Beinkleider auf dem Lande in hohen Stiefeln, in der Stadt kurz, an den Knien mit Schnallen befestigt, dazu schwarze Strümpfe mit Schnallenschuhen. Endlich trat auch der gewöhnliche bürgerliche Rock und Frack ein, so daß sich nunmehr hier in der Stadt nur noch die kurzen Beinkleider mit Schnallenschuhen erhalten haben, und auch diese sind eben jezt im Abgange, da die in den lezten Jahren neu hinzugekommenen Geistlichen, wie ich sehe, meistens in langen Beinkleidern auf der Straße erscheinen, ja auch bei den kirchlichen Functionen lange Beinkleider zu tragen anfangen. Ich selbst und einige andere Pastoren haben die herkömliche Tracht bisher noch beibehalten; in Hannover, wie ich höre, nur noch der Abt von Loccum."

In ähnlicher Weise wird der Umwandlungsprozeß sich wol so ziemlich allerorten vollzogen haben. Der Talar ist überall ausschließlich Amtskleid geworden. Und das ist auch in der Ordnung. Daß die Geistlichkeit aus den kurzen Beinkleidern mit Zubehör (Zopf) im Allgemeinen glücklich heraus ist, dürfte auch kaum zu beklagen sein. Wenn einzelne Pastoren hiervon noch immer eine Ausnahme machen, so geschieht das doch wol mehr aus Pietät, als aus Ueberzeugung. Man ist jezt daran gewöhnt, in dem genanten Costüm ein Gallakleid zu erblicken, in welchem die Würdenträger der Kirche hie und da noch bei Hoffesten zu erscheinen haben. Eine specifisch geistliche Tracht ists nie gewesen, konte es daher auch nicht bleiben. Es war ein allgemeines Modekleid, und noch dazu ein importirtes. Die Geistlichkeit trug es, weil es Mode war. Sie verfuhr nur consequent, es abzulegen, als es altmodisch wurde. Dazu war es und bleibt es im hohen Grade unpraktisch. Und mancher Pastor, der den Mangel eines geistlichen Standeskleides beklagt, würde es von den lieben Alten höchstens verzeihlich finden, wenn sie auf den Gedanken gekommen wären, der Mode trotzend das besagte Weltkleid als geistliches zu adoptiren und auf die Zukunft zu vererben. Wir würden jezt schwer daran tragen, so leicht es aussieht.

Gleichwol, in der unglücklichen Lage, daß wir in Bezug auf die Wahl eines geistlichen Standeskleides ganz freie Hand hätten, befinden wir uns zum Glück doch auch nicht. Was wir brauchen und suchen, existirt bereits seit vielen Jahren. Das Gute liegt nahe. Der Herr Domprediger Dr. Thiele schreibt weiter: „Inzwischen hat sich besonders unter der Landgeistlichkeit der einknöpfige Rock mit stehendem Kragen, weißer Halsbinde und rundem, breitkrämpigen, nicht cylinderförmigen Hut (dazu lange Beinkleider und Stiefeln) am meisten eingebürgert, und möchte das auch wol zunächst das am meisten zu empfehlende und am ehesten zu erreichende sein."

Hiermit im Wesentlichen übereinstimmend schreibt Herr Licentiat P. Meurer in Callenberg: „Ich würde meines Teils mich dahin erklären müssen, daß von Erfindung einer außeramtlichen geistl. Tracht abzusehen, vielmehr ein Anschluß an das Bestehende zu suchen sei, und da wird der anliegende Rock mit

einer Reihe Knöpfen und Stehkragen immer das Nächstliegende und Beste sein. Er ist nicht blos außeramtliche Tracht in der kathol. Kirche, sondern hat, wenn auch in etwas verändertem Schnitt, in verschiedenen evangelischen Kirchenprovinzen Eingang gefunden. Die in Leipzig bei dem Missionsfeste erscheinenden Hannöverschen Geistlichen tragen ihn alle."

Es mag sich an diesem Habit mancherlei aussetzen lassen. Daß es in der kathol. Kirche getragen wird, halten wir nicht für einen Fehler. Es läßt Zwillingsschwestern im Gegenteil ganz gut, wenn sie das nämliche Kleid tragen. Wir tragen mit der kathol. Kirche schon so Vieles gemeinsam, daß eine gemeinsame Tracht zur Not auch noch erträglich sein dürfte. Zudem wollen wir uns ja überhaupt nicht von der kathol. Geistlichkeit, sondern lediglich von der protestantischen Weltlichkeit durch ein besonderes Kleid unterscheiden. Wenn eine Unterscheidung ersterer Art sich aber als ein praktisches Bedürfnis herausstellen sollte, so wäre dem einfach und leicht dadurch abzuhelfen, daß der Rock hüben bei uns ein wenig kürzer zugeschnitten würde, als drüben bei den Katholiken. Da überschreitet er das Knie, bei uns dürfte er es kaum erreichen. Dadurch wäre dem relativen Uebelstande wenigstens einigermaßen vorgebeugt, daß evangelische mit katholischen Geistlichen verwechselt werden, was im lezten Kriege regelmäßig der Fall gewesen sein soll.

Die kathol. Verwandtschaft des einreihigen Rocks nehmen wir also ohne Weiteres mit in den Kauf. Sie ist lange nicht so unschön, als der Rock selbst. Und das ist ein Vorwurf, den ihm selbst die besten Freunde nicht ersparen können. Dem Rocke mangelt nicht blos die Schönheit, er hat Ueberfluß an Unschönheit. Er hat in der Form etwas Zuckerhutartiges. Er bekomt leicht etwas Aengstliches, Gekniffnes, Eckiges. Wer ihn in Miskredit bringen wollte, brauchte ihn vielleicht blos noch etwas getreuer zu copiren. Aber was kann's helfen! Ihn anders, kleidsamer wollen würde heißen, ihn überhaupt nicht wollen, ihn verwerfen. Und das dürfte durch den rein accidentiellen Mangel der Formschönheit doch nicht hinlänglich motivirt sein. Was bei Uniformirung einer militairischen Elitetruppe ein Hauptmoment bildet, das kann in der pastoralen Kleiderfrage doch immer nur von nebensächlicher Bedeutung sein, zumal wenn es sich dabei, wie im vorliegenden Falle, um ein Kleid handelt, dem bei allem Mangelhaften so unleugbare Vorzüge zur Seite stehen, wie eben dem einreihigen Rocke.

Ein Hauptvorzug und Verdienst desselben scheint uns nämlich dies zu sein, daß er als geistl. Standeskleid in der luth. Kirche, wenn auch nur sporadisch, bereits existirt. Fast allerorten, wo Pastoren das Bedürfnis gefühlt, auch außerhalb des Talars noch etwas zu repräsentiren, haben sie den einreihigen Rock mit Stehkragen angezogen. Es hat sich das wie von selber gemacht, oft stillschweigend, ohne alle Verabredung. Das preußische Kirchenregiment hat für seine Feldgeistlichen auch nichts Schöneres ausfindig zu machen gewußt, als eben die genante Tracht. Dieselbe ist also gewissermaßen schon historisch geworden, eine sich bildende gute Sitte, die nur der Pflege bedarf, aber über die man unmöglich zur Tagesordnung übergehen kann. Die Frage, um die es sich handelt und die eben durch die historische Thatsache eines bereits vorhandenen Kleides so unendlich vereinfacht, ja bereits gelöst ist, würde sich ins Unendliche verwickeln, wenn man darauf ausgehen wollte, auf dem Wege geschichtlicher Erhebungen oder künstlerischer Construction etwas völlig Neues ans Tageslicht zu fördern. Was würde nicht Alles zusammenconstruirt und erhoben werden und anempfohlen als den Bedürfnissen und der Idee und der Continuität des luth. Pastorats allein entsprechend! Die Ev. K. Z. würde schließlich zu Holzschnitten greifen müssen, um den verschiedenen eingehenden Normalröcken wenigstens annähernd gerecht zu werden. Und was dann? Vestigia terrent. Wie ist es dem Eisenacher Gesangbuchsentwurfe ergangen? Wir fürchten, es würde der aus der engern Wahl hervorgehende geistliche Rock kein besseres Schicksal haben. Man ist als Deutscher, den Pastor inbegriffen, viel zu ökumenisch, als daß man nicht im Princip einig sein sollte, aber daneben selbstverständlich auch particularistisch genug, um factisch nie einig zu werden — es sei denn durch äußern Zwang.

Wir unsern Teils versprechen uns von der Erfindung oder auch Entdeckung eines geistl. Standeskleides kein ersprießliches Resultat und halten es darum für das Beste, das bereits bestehende einfach zu acceptiren, mit Allem, was drum und dran hängt, dem niedrigen, nicht cylinderförmigen Hut, der weißen Cravatte, den langen Beinkleidern. Der Anzug ist schon allmein und überall bekant, es bedarf keiner besondern Zeichnungen und Musterbogen. Ein mäßiges Schneidertalent genügt, ihn zu improvisiren. Auf militairische Accuratesse kann's ja dabei nicht abgesehen sein. Er ist einfach, praktisch, billig.

Aber wie soll er eingeführt werden, damit er allgemein werde? Soll das Kirchenregiment officiell, sollen die Pastoren privatim die Einführung bewirken? Wir sind für das Leztere. Herr Licentiat P. Meurer schlägt einen Mittelweg vor. Er schreibt weiter: „Für eine officielle Einführung möchte ich mich auch nicht verwenden; allein wenn es lediglich dem subjectiven Ermessen überlassen wird, komt auch nichts Uebereinstimmendes und Gemeinsames zu Stande. Ein Mittelweg wäre, wenn das Kirchenregiment sich dahin erklärte, daß es zwar Bedenken trüge, eine bindende Vorschrift desfalls zu erlassen, daß es aber die Sache selbst nur für angemessen erklären könne, und, um die Hand zur Herstellung einer gemeinsamen Einrichtung zu bieten, diejenigen Geistlichen, welche sich dazu entschließen könten, auffordere, sich der und der (näher zu beschreibenden) außeramtlichen Tracht zu bedienen. Das hätte den doppelten Nutzen, einmal dem Einzelnen, der für sich allein nicht vorgehen mag, um nicht aufzufallen, Mut zu machen, andererseits Absonderlichkeiten vorzubeugen, die sonst unterlaufen könten."

Es käme also nur darauf an, entweder ruhig abzuwarten, bis das Kirchenregiment freiwillig Neigung zeigt, die delicate Kleiderfrage in die Hand zu nehmen, oder den Versuch zu machen, ob es sich vielleicht durch eine gelinde moralische Pression von unten zu der gewünschten Initiative bewegen läßt. Wir denken in

beiden Beziehungen völlig pessimistisch und möchten die Kirchenbehörden vorerst noch ganz außer Spiel lassen. Was sie anfassen, und wär's auch noch so lose, bekomt eo ipso einen officiellen Beigeschmack, den die Kleiderfrage in ihrem gegenwärtigen Stadium noch nicht verträgt und der nur dazu dienen könte, sie auf Jahre hinaus gründlich zu ruiniren. Die kirchlichen Behörden haben nun einmal kein Glück, wenn es gilt, den Pastoren in irgend einer Angelegenheit unter die Arme zu greifen. Sie sehen sich da oft geradezu in die traurige Notwendigkeit versezt, verhindern zu müssen, was sie herzlich gern gefördert hätten, wenn es nicht troz aller Warnung vor ihr Forum gebracht worden wäre. Man muß sie ohne Not nicht in solche Verlegenheit bringen, ihnen namentlich in dieser Zeit nicht noch neue Sorgen und Aengste bereiten durch das romanisirende Gespenst der geistlichen Amtstracht, das, auch wenn es nur mit behördlicher Empfehlung ausstaffirt erschiene, doch nach vielen Seiten hin einen Eclat hervorrufen würde, der nichts dürfte zu wünschen übrig lassen. Zu einer Parteifrage hochkirchlichster Art qualificirt sich ja die außeramtliche Tracht ganz vortrefflich; für den Stempel der Lächerlichkeit ist sie wie gemacht, wenn sie nicht gar unmittelbar an die „sittliche Entrüstung" grenzt. Und wozu in aller Welt der Rumor um eines so harmlosen Dings willen, wie ein Rock mit Stehkragen ist! Es könte ihm zur Zeit kein schlimmerer Dienst geschehen, als wenn sich die Behörden als solche mit ihm befreundeten, in irgend einer Weise. „Schütze mich vor meinen Freunden" u. s. w. Die jezt unter den Pastoren nicht für ihn sind, würden dann wider ihn sein; die ihn jezt ruhig gewähren lassen, würden ihn dann bekämpfen. Mancher Pastor würde ihn nicht tragen, und wenn ihm die Behörde ein Geschenk damit machte. Darum will es uns räthlich erscheinen, von den Kirchenbehörden völlig Umgang zu nehmen.

Die Sache bedarf keiner behördlichen Empfehlung, sie empfiehlt sich selber hinlänglich. Nur muß sie fortgesezt als eine res domestica von den Pastoren behandelt werden. Das Gras ist ja bereits vielfach niedergetreten. Auf allen, selbst protestantentäglichen Pastoralversamlungen begegnet man ja gegenwärtig der in Rede stehenden außeramtlichen Tracht. Warum lassen sich so viele Pastoren, die principiell mit der geistlichen Tracht einverstanden sind, noch immer von dem Schneider oder auch von ihren Frauen vorschreiben, wie sie aussehen sollen? Die betreffenden verehrten Herren Amtsbrüder stehen vielleicht in ihrer Ephorie mehr oder weniger vereinzelt da mit ihren Costümgelüsten. Sie wagen sich darum nicht heraus. Es fehlt ihnen der Mut, aufzufallen. Wenn die Behörde ein wenig encouragiren wollte, dann würde es vielleicht gehen. Vielleicht. Aber woher nimt man doch den Mut, überhaupt Pastor zu sein? Wir sollten meinen, wen der Herr mutig macht, der ist's durchweg. Und, gestehen wir's nur, es gehört heutzutage herzlich wenig Mut dazu, aufzufallen. Wenn man nur sonst ein vernünftiger Pastor ist, so wird man um eines Stehkragens willen noch nicht ohne Weiteres als ein hochfahrender Sonderling und finsterer Papist verschrien werden. Und wenn man sich nur sonst hütet, dem schwächern Bruder ein Aergernis zu geben, so kann für denselben das befürchtete σκάνδαλον der geistlichen Tracht möglicher Weise zu einem sehr heilsamen Anstoße werden.

Doch, es ist ja auch möglich, daß man von vielen Seiten mit der Beschaffenheit der so zu sagen schon herkömlichen geistlichen Tracht sich nicht befreunden kann und nur darauf wartet, bis an deren Stelle sich etwas Besseres, Zusagenderes gefunden hat. Wir haben allerdings Zeit, so sehr eilig ist die Sache nicht. Aber wollen denn diese lieben zuwartenden Brüder nicht lieber vorläufig das Gewisse fürs Ungewisse nehmen? Wollen sie sich um der guten Sache willen nicht freiwillig die Pönitenz auferlegen und ein Kleid annehmen, das ja allerdings besser sein könte, aber es eben leider nun einmal nicht ist? Wollen sie nicht der Pastoraltheologie zu Liebe einstweilen das ästhetische Auge zudrücken? Wann das Zukunftskleid sich gefunden haben wird, dann — fahre hin, steifes Gewand!

In Summa geht des Verf. unmaßgebliche Meinung dahin: Wenn sich allerorten einer oder etliche Pastoren fänden, die nicht darauf warten wollen, bis ihnen Mut gemacht wird, sondern selbst Mut fassen, die nicht in eigensinnigem Individualismus sich da noch fernerhin zu isoliren gedenken, wo es sich um etwas Allgemeines handelt, was ja nie ohne das Opfer besonderer Wünsche zu Stande kommen kann, die vielmehr alle Bedenklichkeiten und Besonderheiten über Bord werfend frischweg die Frage nach der außeramtlichen Tracht praktisch lösen in derselben Weise und nach derselben Norm, wie sie es bereits vielfach ist — dann wäre damit unendlich viel gewonnen. Einer zieht den andern nach sich. Die alten, verhärteten Oppositionsleute kommen schließlich in die Minorität. Das zuwachsende Geschlecht wächst in die geistliche Tracht zwangslos hinein. Die Zeit komt, wenn auch nicht gleich, wo es zu den auffallenden Ausnahmen gehört, als Pastor wie ein Weltkind verkleidet sich sehen zu lassen. Was das Gesez nicht vermag, das nur Zorn anrichtet, wird der guten Sitte gelingen, der zulezt selbst das Kirchenregiment wird gerecht werden müssen.

Diderot.

II.

Um nun zu erfahren, wie Denis Diderot in diese philosophische Welt hereingekommen sei, haben wir seinen Lebensgang wenigstens mit einigen Strichen zu scizziren. — Er war in der alten Stadt Langres in der Champagne, dem französischen Sheffield, geboren. Sein Vater war daselbst ein Messerschmied, wacker und tüchtig, mit klarem Auge, fester Hand und treuem Herzen, einer jener Handwerksleute, welche in der Schule der Praxis nicht blos Fertigkeit der Hand, sondern auch die weit schwerere Fertigkeit des Kopfs und Herzens gelernt haben; und wenn wir die Menschen nach ihrem wahren Werte messen und

wägen gelernt haben, werden wir dem freimütigen Nachbar Recht geben müssen, der bei dem Begräbnis des alten Diderot den nun vaterlosen Philosophen mit den Worten tröstete: „Ach, Monsieur, Sie sind ein gescheidter und berühmter Mann, aber so ein Mann, wie Ihr Vater, werden sie doch nimmermehr." Heinr. v. Raumer sagt in einem Vortrag, den er zum Andenken Diderot's in der Berliner Akademie hielt, es sei in demselben ein Zug germanischen Geistes gewesen. Wir finden davon nichts; vielmehr scheint er uns von frühester Jugend an als ächter Franzose angelegt, eitel, unstät, nach Allem greifend und nichts festhaltend, voll Phantasie, aber ohne Gemüt, voll Empfindsamkeit, aber ohne Herz. — Die Jesuiten waren seine ersten Lehrer, zuerst in seiner Vaterstadt, später in Paris. Sie hatten ihn, nach den Mitteilungen seiner Tochter, beredet, seine Heimat zu verlassen und seine Studien in einem höheren Colleg fortzusetzen, und sein Vater war ihm dabei nicht hinderlich. Als er sah, daß er zu einem Messerschmied nicht taugte, sondern bei einem Versuch Alles verdarb, was er in die Hände bekam, brachte er ihn selbst nach Paris, wo er ihn dem Colleg Harcourt anvertraute, wo er Griechisch, Latein und besonders Mathematik mit großem Eifer lernte, aber bald genug fühlte, daß er zu einem Schüler Loyola's ebenso wenig taugte, als zu einem Messerschmied. Schon auf dem Colleg kam er mit dem Schmuz von Paris in die genaueste Berührung und gesteht selbst, daß er es nicht seinen Grundsätzen und seiner Tugend, sondern nur dem Ekel verdanke, wenn er in demselben nicht mit Leib und Sele zu Grunde ging. — Da nun auch der Vater erkante, daß seinem Denis die Tonsur in keiner Weise anstehen werde, so befreite er ihn endlich von den, wenn auch sehr lockeren Fesseln der jesuitischen Zucht und veranlaßte seinen Landsmann, den Procurator von Paris, Herrn Clément de Ris, den hoffnungsvollen Sohn in Pension zu nehmen, damit er Jurisprudenz und die advocatorische Praxis studire. Aber die Arbeit der Acten und Inventarien hatte für ihn ebenso wenig Reiz, als die Casuistik der frommen Väter, und da er zugleich einen „unüberwindlichen Widerwillen empfand, sich sein ganzes Leben lang mit den Angelegenheiten anderer Leute zu beschäftigen", so mußte nach zweijähriger Probezeit auch diese Laufbahn verlassen werden. Clément drang im Auftrag seines Vaters in ihn, sich für einen Beruf zu entscheiden, aber erhielt auf die kategorische Frage: „Was wollen Sie denn eigentlich werden?" nichts als die Antwort: „Ma foi, rien, mais rien de tout. Ich liebe das Studium, ich fühle mich dabei sehr glücklich und zufrieden und verlange nichts weiter." Nun hörte, wie billig, die Unterstützung von Seiten des Vaters auf, und Denis lebte als souverainer Selbstherscher nach seinen Gelüsten. Er lebte, so lange Lebensmittel zu bekommen waren, und gingen sie aus, so verstand er auch zu hungern. Er erteilte Privatunterricht, besonders, in der Mathematik, wurde für einige Monate Hauslehrer, hielt aber nirgend aus, weil ihm jede Selbstverläugnung unerträglich war. Daß er sich dabei nicht blos in mittelmäßiger, sondern auch in schlechter Gesellschaft bewegte, darf uns nicht Wunder nehmen, mehr vielleicht, daß der Sohn eines so ehrlichen Mannes auch den Weg der Lüge und des Betrugs nicht scheute, wo es galt, den Hunger zu stillen, daß er, vom Christentum innerlich schon gänzlich los, Predigten auf Bestellung machte, namentlich sechs, die ein Missionar bei ihm für die portugiesischen Colonien bestellte und das Stück mit 50 Kronen bezahlte (was Diderot zu den besten Geschäften rechnet, die er jemals gemacht) — war noch das Mindeste; daß er aber einem leichtgläubigen Carmeliter-Mönch unter dem Vorgeben, in dessen Kloster eintreten zu wollen, 1200 Franken abschwindelte, gehört nicht blos, wie Rosenkranz es bezeichnet, in die Categorie der „Spiegelfechtereien", sondern ist ganz einfach ein Schurkenstreich. — Bei einer Persönlichkeit, wie die unsers Helden es war, versteht es sich fast von selbst, daß er auch nur auf unsauberen Wegen in die Ehe eintrat in einer Zeit, wo es ihm an den nötigsten Existenzmitteln für sich selbst fehlte. Das arme Wesen, welches er an sein zerrüttetes Dasein kettete — Annette Champion war ihr Name — hatte sich mit ihrer Mutter Jahre lang in stiller Zurückgezogenheit von ihrer Hände Arbeit genährt, als sich Diderot, damals 29 Jahr alt, mit allerlei Fabeln und Lügen bei ihr und der Mutter einführte und sie so zu umgarnen wußte, daß sie sich endlich heimlich um Mitternacht in der Kirche St. Pierre mit ihm trauen ließ. Eine so geschlossene Ehe, auf der noch dazu der Fluch des Vaters ruhte, konte keine gesegnete sein. Das Weib seiner Wahl ist dem unwürdigen Manne allerdings unter allen Umständen treu geblieben. Wie sie in ihrer Jugend „schön, fromm und weise war, hat sie sich auch während ihres ganzen langen Lebens als eine Frau von Mut, Umsicht und treuer Zuneigung bewährt und kein Opfer der Entsagung und Demütigung gescheut, um den Frieden des Hauses zu bewahren. Und wie hat ein Diderot solch ein Opferleben gelohnt?" Als die Gattin nach der Geburt ihres zweiten Kindes nach Langres reiste, um den noch immer zürnenden Vater zu versöhnen und die Gerüchte zu widerlegen, die auch ihren guten Ruf befleckten, und dort durch ihr freundliches Wesen und die ungeheuchelte Ehrerbietung, die sie dem würdigen Familienhaupte darbrachte, Aller Herzen für sich gewonnen hatte und nun bei der Rückkehr auch dem Gatten aus der Heimat den Gruß der Versöhnung brachte, hatte sich Monsieur Diderot mittlerweile mit einer gewissen Madame de Puissieux eingelassen und empfing sein braves Weib mit einem für immer entfremdeten Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 5. October. № 80.

Der Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung.

Bekantlich wurde die neue Gemeindeordnung von 1849, so lange ihre Einführung dem freien Willen der Gemeinden anheim gegeben war, troz aller Anstrengungen und warmen Empfehlungen von oben her, nur von einer geringen Zahl von Gemeinden angenommen, und auch da war die Sache bald ziemlich eingeschlafen. Erst als die Wogen der neuen Aera hoch gingen, wurde die neue Gemeindeordnung zwangsweise eingeführt. Es folgten dann bald die Allerhöchsten Erlasse wegen Einführung der Kreissynoden, zulezt erst im Jahre 1864, in den Provinzen Brandenburg, Schlesien und Sachsen.

Fragt man: was ist bis jezt bei der neuen Ordnung herausgekommen? so muß doch wol jeder nüchterne und unbefangene Beobachter gestehen: wenig. So viel auch auf den Kreissynoden verhandelt wurde über Mittel zur Belebung der Gemeindekirchenräthe, so viel Vorschläge auch gemacht wurden, — aus der Belebung wurde wenig, und die Kreissynoden selber boten vielfach nicht den Anblick eines lebenskräftigen Institutes dar. Wenn man auch im besten Falle es zu munteren Verhandlungen, gut gemeinten Beschlüssen und gedruckten Ansprachen an die Kirchenkreise brachte, so verlief sich doch auch das bald im Sande. Wie mancher Sanguinikus, der an das Synodalwesen die schönsten Hofnungen knüpfte, ist ganz abgekühlt, und der Sache längst müde und überdrüssig geworden. Und wer nicht etwa sich durch vereinzelte gute Erfahrungen in nächster Nähe bestimmen läßt, das große Ganze irrig und in rosigem Lichte zu sehen, der wird zugeben müssen, bis jezt sieht die neue Gemeindeordnung einem todtgebornen Kinde ähnlich. Man sollte sich doch darüber nicht täuschen. Man sollte doch auch namentlich der hohen Behörde, die ja unmöglich im Stande ist, mit eigensten Augen alles zu sehen, darüber recht reinen Wein einschenken. Es läßt sich doch annehmen, daß ihr das nur lieb sein müßte. Aber es haben gewis Viele mit mir in diesen lezten Jahren den Eindruck gehabt, als ob die Provinzialbehörden und wol auch die Mehrzahl der Superintendenten sich durch ein gewisses Selbstechauffement in die Lage brächten, über den Stand des Synodalwesens günstig urteilen und berichten zu können.

Es wird von der hohen Behörde oft betont, daß die Verfassung, die man ins Leben zu rufen im Begriffe ist, organisch aus dem Gemeindeleben erwachsen soll. Dazu, sollte man meinen, gehörte doch auch, daß man den Gemeinde-, resp. Kreisvertretungen Zeit ließe, sich in die neue Ordnung hineinzuleben, etwas zu werden, und Kraft zu gewinnen, bis die Weiterentwicklung wirkliches unabweisliches Bedürfnis geworden ist, so daß die weiteren Neubildungen in Wahrheit aus dem vorhandenen herauswachsen können. Wie stimt aber damit, daß es bis jezt von Stufe zu Stufe nur durch ein unerbittliches Muß von oben weiter geht? — Als wegen der Bildung der Kreissynoden Anfrage an die Diöcesen erging, da gab, so viel uns bekant geworden, die Mehrzahl ihr Votum dahin ab, daß damit noch zu warten sei. Das blieb aber unbeachtet. Auch jezt, da man den Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung an die Kreissynoden bringt, fehlt die Frage gänzlich, ob es an der Zeit scheine, damit vorzugehen? Hoffentlich werden sich dadurch die Kreissynoden nicht abhalten lassen, sich mit dieser Frage ernstlich zu beschäftigen, und wir wollen dann hoffen, daß die Behörde nicht unterlassen werde, darauf gewissenhafte Rücksicht zu nehmen.

Es soll hiebei freilich nicht unausgesprochen bleiben, daß auch die Befürchtungen, welche wegen der Einführung des modernen Synodalwesens von Seiten der bekentnistreuen Geistlichkeit vielfach gehegt wurden, bis jezt im Allgemeinen sich nicht erfüllt haben. Nur dürfte der Grund davon weniger in der Verläßlichkeit der Institution, als einmal in der überwiegenden kirchlichen Indifferenz des Laienelements, und dann in der kräftigen Handhabung der weltlichen Regierung in unserm Preußenlande sein, da ja die Rückwirkung von dem politischen auf das kirchliche Gebiet unverkennbar ist. Wie sich die Sache gestalten würde, wenn einmal die liberalen Wogen wieder hoch gingen, ob wir nicht dann in badische Zustände hineingerathen würden, das ist noch nicht abzusehen. Zudem liegt es ja in der Natur der Sache, daß die größere Gefahr von den größeren Versammlungen kommen kann, da ihnen größeres Recht und Gewicht eingeräumt werden muß, und um ihretwillen eigentlich der ganze Unterbau der Gemeinde-Kirchenräthe und Kreissynoden unternommen worden ist. Darum würden alle, die um der Treue willen gegen das Bekentnis eine zarte Scheu und ernste Vorsicht bei Einführung neuer noch unerprobter kirchlicher Ordnungen für geboten achten und Furcht haben, daß das Wol der Kirche durch übereilte Experimente gefährdet werde, — die würden alle der hohen Behörde von Herzen dankbar sein, wenn es

ihr gefiele, mit der Weiterführung der Verfassung in das ebenso wichtige als folgenschwere Stadium der Provinzial-Synoden noch zu warten.

Doch scheint das nicht die Absicht des Ev. O.-K.-R. zu sein, denn schon jezt, viel eher als wir es erwartet, ist uns der Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung eingehändigt, und es steht demnach zu erwarten, daß die Einführung solcher Ordnung nicht lange ausbleiben werde. Was wird nun die Aufgabe der bekentnistreuen Lutheraner sein? Werden sie noch weiter auf der Bahn der Gemeindeordnung dem jetzigen Kirchenregiment folgen können? — Die Frage ist sehr ernst und liegt, wie wir in Erfahrung gebracht haben, schon jezt als eine schwere Last auf vielen Gewissen. Der Herr gebe allen, die der Kirche des reinen Worts und Sakraments von Herzen anhangen, zur rechten Zeit klare Augen und wackere Herzen, daß sie Seinen heiligen Willen erkennen und nichts wider das Gewissen thun, sondern bereit sind, um Seinetwillen, wo es gilt, auch zu leiden und das schwerste Opfer nicht zu scheuen. — Noch aber haben wirs nur erst mit einem Entwurf zu thun, und es ist unser Recht und unsere Pflicht, unsere Bedenken dem Kirchenregiment offen darzulegen, und unsere Verbesserungsvorschläge zu machen, was ja hoffentlich und voraussichtlich auf den bevorstehenden Kreissynoden mit schuldigem Ernste, wie ihn die Wichtigkeit der Sache fordert, geschehen wird. Doch wird es heilsam sein, auch hier zur vorläufigen Orientirung wenigstens die wichtigsten und entscheidenden Punkte zu besprechen.

Wir erkennen es gern an, daß die vorgesezte Behörde es an Bemühungen, confessionellen Bedenken zuvor zu kommen, nicht hat fehlen lassen. Es wird §. 1 als Bestimmung der Prov.-Synode bezeichnet, „unter Wahrung des Bekentnisstandes der einzelnen Gemeinden und ihrer Stellung zur Union die kirchlichen Interessen ihres Bezirks . . . zu fördern." Dürften wir nun diese Worte so auslegen: Die Prov.-Synoden sind bei allen ihren Beschlüssen an das Bekentnis gebunden, und alle Beschlüsse, die gegen das Bekentnis verstoßen, sind eo ipso ungiltig, so wäre das in der That eine überaus wichtige dankenswerte Cautele. Allein so lieb uns auch diese Auslegung sein mag, sie dürfte schwerlich die richtige sein. Die Praxis unseres Kirchenregiments hat uns daran gewöhnt, unter Wahrung des Bekentnisstandes etwas anderes zu verstehen. Fortwährend haben die Kirchenbehörden es für ihre Pflicht und ihren Willen erklärt, den Bekentnisstand zu wahren; nichts desto weniger wurde, um nur einiges anzuführen, das lutherische Bekentnis aus der Spendeformel, aus den öffentlichen Communiongebeten, aus dem Ordinationsformular, eine lange Zeit hindurch selbst aus der Vocation der Geistlichen entfernt. Es geschah vielfach selbst die Besetzung der geistlichen Stellen im Widerspruch mit dem zu Recht bestehenden Bekentnis der betr. Gemeinden, ja selbst der lutherische Name der Gemeinden wurde ängstlich vermieden, selbst verboten, und dies alles im Sinne des Kirchenregiments offenbar unter Wahrung des Bekentnisstandes. Worin, fragt man billig, besteht denn nun eigentlich diese Wahrung des Bekentnisstandes? Nicht darin, werden wir im Sinne des Kirchenregiments zu antworten haben, daß das Bekentnis die Kirchenleitung in normativer Weise überall zu regeln und zu beeinflußen hätte, noch auch darin, daß es im Cultus und öffentlichen kirchlichen Leben überall seinen freien und vollen Ausdruck fände; in diesen Beziehungen ist wenigstens in der Praxis des Kirchenregiments an Stelle der Sonderbekentnisse fast durchgängig der Consensus getreten. Daß das Bekentnis auf den genanten Gebieten sich geltend mache, und zum Ausdrucke komme, wird nur concessionsweise hie und da geduldet; oft aber werden solche Concessionen auch nach dem Ermessen des Kirchenregiments wieder zurückgenommen, anderwärts entschieden verweigert. Aber, sagt man, bei alledem bleibt der Bekentnisstand gewahrt. Wenn ihr auch nicht lutherische Absolutions- oder Spendeformel, lutherische Confirmations- und Ordinationsformulare, noch lutherische Kirchenleitung habt u. s. w., das alles hat mit dem Bekentnisstande nichts zu thun; ihr bleibt doch, was ihr gewesen seid, lutherische Gemeinden. — Anders können wir bei unbefangener Erwägung der bisherigen Erfahrungen und nach unserer gewissenhaften Ueberzeugung die Wahrung des Bekentnisstandes im Sinne der obersten Kirchenbehörde nicht verstehen. — Ist das nun aber wirklich eine Wahrung des Bekentnisstandes? Wir sagen entschieden Nein. Das Bekentnis hat seinen Namen vom Bekennen. Es ist nicht dazu da, daß es wie eine historische Antiquität soll im Winkel und in der Ecke liegen, sondern daß es laut bekant werde, daß es die entscheidende Norm des kirchlichen Lebens sei, nicht nur der Regulator der Lehre, sondern auch der kirchenrechtlichen Beziehungen, der Kirchenleitung und des gottesdienstlichen Lebens, sonderlich da, wo von Christi Dienern im Namen Gottes gehandelt wird, wie in der Beichte und Sakramentsverwaltung. Eine bloße Anerkennung des geschichtlichen Bekentnisstandes einer Gemeinde, kann da, wo das Bekentnis im Cultus zum Schweigen verurteilt wird, wo es aufhört ein unentbehrliches Attribut der Teilnehmer am Kirchenregiment zu sein, ja wo es als Grund des Ausschlusses von der Teilnahme an der Kirchenleitung gelten darf, — keine Wahrung des Bekentnisstandes mehr sein. Vielmehr wird dadurch der Bekentnisstand empfindlich geschädigt.

Wird nun die hohe Kirchenbehörde unter der „Wahrung des Bekentnisstandes" im §. 1 des Entwurfs etwas anderes verstehen, als sie bisher darunter verstanden hat? Schwerlich. Es soll damit wol nichts weiter gesagt sein, als: die Prov.-Synode hat nicht das Recht, eine lutherische Gemeinde für nicht mehr lutherisch zu erklären u. s. w. Daß aber die Synode das Bekentnis zur Richtschnur ihrer Beschlüsse zu nehmen hätte, und daß alle Beschlüsse, die dem Bekentnis zu nahe treten, ungiltig seien, das soll damit gewiß nicht gesagt sein. Zwar ist das gewiß nicht die Meinung und Absicht des Kirchenregiments, daß dem Bekentnis sollte zu nahe getreten werden; aber die Entscheidung darüber, ob ein Beschluß wider das Bekentnis ist, behält doch das Kirchenregiment und die Synode sich selber vor, und hier steckt die große Gefahr, wenn die kirchenregimentlichen

Factoren nicht selbst als solche auf ein bestimtes Bekentnis verpflichtet und demselben von Herzen zugethan sind.

Selbstverständlich aber wollen wir der hier besprochenen Cautele nicht allen Wert absprechen. Nur wollten wir warnen, darauf ein allzugroßes Gewicht zu legen. Aber allerdings sind wir an die Deutung, die wir, wie oben gezeigt, als die des Kirchenregiments ansehen müssen, nicht gebunden, zumal sie weder im Entwurf selbst, noch in den Motiven ausgesprochen ist. Vielmehr werden wir ein gutes Recht haben, eine einfältigere und berechtigtere Deutung, die dem Bekentnis wirklich gerecht wird, geltend zu machen. Vielleicht dürfte es sich der größeren Bestimtheit und Deutlichkeit wegen empfehlen, so zu ändern: unter Wahrung des geschichtlichen (oder kirchenordnungsmäßigen) Bekentnisstandes der Gemeinden und ihrer Stellung zur Union auf Grund der C.-O. von 1834. Aber weit wichtiger noch wird es sein, anderweitige Garantieen für die Geltendmachung des Bekentnisses zu suchen.

Fast scheint es, als sollten diese in §. 6 gegeben sein. Da heißt es: „Die Provinzial-Synode steht auf dem Grunde des lauteren Wortes Gottes, wie es in der heiligen Schrift enthalten und in den in unserer evangelischen Landeskirche zu Recht bestehenden reformatorischen Bekentnissen bezeugt ist.“ Das kann doch nichts anderes heißen sollen, als daß Gottes Wort und die Bekentnisse für die Beschlüsse der Synode maßgebend sind, daß die Synode daran gebunden ist. Aber, ist auch der gute Wille anzuerkennen, der dieser Bestimmung zu Grunde liegt, — sobald wir näher zusehen, schwindet uns wieder der Boden unter den Füßen. Was ist mit den reformatorischen Bekentnissen gemeint? Doch wol die lutherischen und die reformirten. Da aber beide sich in wichtigen das kirchliche Leben aufs tiefste berührenden Lehren einander widersprechen, so kann doch unmöglich die Synode an beide Bekentnisse gebunden sein. Es handelt sich ja hier auch nicht blos um das Stehenlassen der Bekentnisse, sondern um ihre positive Anwendung auf wichtige Fragen des kirchlichen Lebens. Darüber läßt uns §. 6 nicht in Zweifel. „Die Prov.-Synode wacht über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen.“ „Insbesondere ist ihre Zustimmung erforderlich, wenn neue Katechismen, Lehr- und Gesangbücher ... in dem Provinzial-Bezirk eingeführt werden sollen. Sie ist mit ihrem Gutachten zu hören, wenn es sich um Abänderung der in der Provinz geltenden Kirchenordnungen oder um die Einführung neuer provinzieller kirchl. Ordnungen handelt.“ Wie soll das nun die Prov.-Synode anfangen, auf Grund der reformatorischen Bekentnisse zu beschließen, wo specielle confessionelle Angelegenheiten in Frage kommen, ein Gesangbuch, ein Katechismus, oder gar eine ganze Kirchenordnung? Sie kann doch unmöglich beide Bekentnisse zugleich als Maßstab anlegen, denn was das lutherische bejahen würde, das würde vielfach vom reformirten verneint werden, und umgekehrt. Oder sollen wir bei „den reformatorischen Bekentnissen“ an einen Consensus denken, wie ihn sich, da er ja nicht formulirt ist, die jetzige Kirchenbehörde etwa in ihren Gedanken gestaltet, und wie die Glieder der Prov.-Synode ihn sich gleichfalls nach ihren Gedanken gestalten würden? — Nun, dann wäre freilich das Sonderbekentnis für indifferent erklärt, und für beseitigt anzusehen. Doch wir sind überzeugt, daß das die Meinung der hohen Kirchenbehörde nicht ist. Sie will offenbar, daß auf den genanten Gebieten dem Sonderbekentnisse Rechnung getragen werde. Sie wird gewiß nicht daran denken, einer lutherischen Gemeinde einen andern als den lutherischen Katechismus mit lutherischer Erklärung aufnötigen zu wollen, und sie sezt voraus, daß auch die Prov.-Synode in ihrer Gesamheit oder Mehrheit auf das Sonderbekentnis die gebührende Rücksicht nehmen werde, oder sie findet doch in dem Umstande, daß die Beschlüsse der Synode der Bestätigung der Behörden bedürfen, die nötige Garantie. Aber wir müssen sowol jene Voraussetzung, als diese vermeintliche Garantie für nicht zutreffend erachten. Man denke sich den konkreten Fall: in einer lutherischen Gemeinde, vielleicht noch dazu einer der Union nicht beigetretenen, handelt es sich um Einführung eines guten lutherischen Katechismus, in dem das Bekentnis der Kirche, sonderlich in Bezug auf Taufe, Beichte und Nachtmal seinen vollen kräftigen Ausdruck gefunden hat. Soll darüber den Gliedern reformirten Bekentnisses das Recht eingeräumt werden, zu entscheiden, ob der Katechismus bekentnisgemäß sei oder nicht? Sollen wir ihnen da, auch den besten Willen vorausgesezt, ein unbefangenes Urteil zutrauen? Werden sie nicht in jedem Falle das Stück von der Beichte, wenn es dem Texte getreu ausgelegt wird, ja schon den lutherischen Text selber anstößig finden? Und wenn nun solche gemischte Synode per majora beschließt: nein, der Katechismus wird nicht angenommen, dann hat auch das Kirchenregiment bei allem guten Willen keine Macht, solchen Katechismus einzuführen, denn nach §. 6, 3 ist die Zustimmung der Synode dazu erforderlich. Und dasselbe gilt von allen wichtigen, das Bekentnis berührenden Angelegenheiten. Es wird auf diese Weise das Bekentnis schuz- und wehrlos gemacht.

Man kann nun freilich einwenden, das Kirchenregiment ist ja bisher auch gemischten Bekentnisses gewesen; es wird also nur die bisherige Weise auf die zur Ergänzung des Kirchenregiments in's Leben tretenden Institutionen übertragen. Wir antworten, diese Weise des Kirchenregiments hat auch nach der Ueberzeugung aller lutherischen Bekenner innerhalb und außerhalb Preußens die empfindlichsten Schädigungen des Bekentnisses herbeigeführt; sie hat es bewirkt, daß wir von unsern lutherischen Brüdern im Auslande als nicht mehr der lutherischen Kirche zugehörig betrachtet werden, ja vielfach von ihrem Abendmal zurückgewiesen worden sind. Aber wir haben zu dieser Gestaltung des Kirchenregiments weder die Hand geboten, noch sie je für die berechtigte bekentnismäßige anerkennen können; sie ist aus der Zeit der Erstarrung und des Kirchentodes auf uns herübergekommen; sie ist auch nicht, wie die Denkschrift vom 18. Februar es darstellt, ein Accidens oder ein Ausfluß der Union, — davon ist in der Cab.-O. von 1834 mit keinem Wort die Rede; sie ist vielmehr eine schon aus dem Jahre 1808 datirende, einfach auf königlichen Befehlen ruhende Verwaltungsmaßregel. Wir haben diese Zu-

ständen mit unserm Amt übernommen und uns im Aufsehen auf Gottes Vorsehung darunter gebeugt; haben auch, wo es geboten war, unsere Gewissensbedenken geltend gemacht, und Gott Lob nicht immer ohne Erfolg. Aber anders liegt die Sache doch, wo es sich darum handelt, neue Ordnungen in's Leben zu rufen. Da legt sich gewiß allen lutherischen Bekennern die Frage ernstlich auf's Gewissen: Sollen wir durch Eingehen auf die Ordnung, wie sie der Entwurf uns vorlegt, die Bekentnislosigkeit des Kirchenregiments ausdrücklich anerkennen und gut heißen, und darein willigen, daß das Kirchenregiment sich durch bekentnislose Synoden in seinem Gegensaz gegen das entschiedene Bekentnis verstärke? Sollen wir ihm selber durch Eingehen auf diese Ordnung Hilfstruppen gegen uns zuführen? —

Wenn wir aber nun unsere Aenderungsvorschläge machen, dürfen wir denn hoffen, damit bei unserm Kirchenregimente durchzudringen? — Wir geben die Hofnung nicht auf. Wir sind uns dabei nicht nur unsers guten Rechtes bewußt, wir haben auch zu den Mitgliedern unserer obersten Kirchenbehörde das Vertrauen noch nicht weggeworfen, daß sie nicht sollten für die ernsten Bedenken und schweren Gewissensnöte derer, die den Leuchter ihres alten bewährten Bekentnisses hoch halten, noch ein Herz und offene Ohren haben.

Die Motive erklären es freilich gleich zu Anfang als „Grundsaz der Synodal-Einrichtungen", „daß dieselben auf dem Grunde der Zugehörigkeit zur evangelischen Landeskirche, nicht nach der confessionellen Unterscheidung innerhalb derselben zu organisiren" seien; und sprechen die bestimte Absicht aus, daran festzuhalten. Aber es ist auch unsere Meinung nicht, zu fordern, daß die Prov.-Synoden sich nach den verschiedenen Bekentnissen innerhalb einer jeden Provinz gänzlich von einander sondern und lutherische und reformirte Synoden für sich tagen sollten. Wir halten die Einigung beider Bekentnisgemeinschaften zu einer Synode nicht für unverträglich mit der Wahrung des Bekentnisses und dem Schuz und Pflege des bekentnismäßigen kirchlichen Lebens. Was uns aber dazu durchaus nötig erscheint, ist eine itio in partes für alle das Bekentnis berührende Fragen, also namentlich da, wo es sich um die Aufsicht über Reinheit der Lehre, um Einführung neuer Katechismen, Lehr- und Gesangbücher, oder um Abänderung confessioneller kirchlicher Ordnungen handelt. Es werden da notwendig innerhalb der Synode die Vertreter des lutherischen, des reformirten Bekentnisses, oder auch des Consensus je für sich zu berathen und zu beschließen haben. Diese itio in partes wird um so bestimter zu fordern sein, da sie auch für die bisherige Kirchenleitung durch die Cab.-O. von 1852 angeordnet ist. Wollte man dagegen anführen, daß sie doch von gar keiner Bedeutung gewesen, ja so viel bekant, gar nie in Anwendung gekommen sei; also doch wol das Bedürfnis dafür fehle, so erwidern wir zweierlei. Einmal, der Grund, weshalb die itio in partes im Ev. O.-K.-R. und den Provinzial-Consistorien nicht zur Anwendung gekommen ist, ist ja, wie Jedermann weiß, der, daß es unter den Mitgliedern der höchsten

Kirchenbehörde an entschiedenen Vertretern des luth. Bekentnisses fast gänzlich und später gänzlich fehlte. Die theologisch-kirchliche Stellung der Mehrzahl war eine solche, daß der confessionelle Unterschied, auch so weit er vorhanden war, gar nicht in's Gewicht fiel. Bei anders geartetem Personenbestande würde die itio in partes gewiß von großem Belang und wichtigem Erfolge gewesen sein. Zweitens aber ist mit Bestimtheit vorauszusagen, daß die Sache sich auf den Synoden ganz anders gestalten wird. Es werden die confessionellen Gegensätze ohne allen Zweifel ihre zahlreiche Vertretung finden. Wenn es also des Kirchenregiments ernster Wille ist, daß jedem Bekentnis in Wahrheit sein Recht werden soll, so wird es gegen die itio in partes nichts einzuwenden haben.

Auch die praktischen Schwirigkeiten bei Durchführung der itio in partes werden in keinem Falle unüberwindlich sein. Vielleicht dürften sie sich am einfachsten dadurch lösen, daß man einen ähnlichen Weg einschlägt, wie ihn nach der C.-O. von 1852 der Ev. O.-K.-R. einschlug, nämlich, daß jedes Mitglied der Prov.-Synode sich durch eine förmliche Erklärung auf eine bestimte Bekentnisgrundlage stellt und auf Grund dessen für die vorkommende itio in partes der entsprechenden Abteilung zugewiesen wird.

Außerdem dürfte auch eine Verpflichtung aller Synodalen auf das Bekentnis dringend geboten sein. Kein Amt ohne Verpflichtung. Und wenn die Abgeordneten zu den Kammern genötigt werden, den Eid auf die Verfassung zu leisten, so müssen wir es für eine der Kirche angethane Schmach erklären, wenn man die Glieder einer Synode, der ein wichtiger Teil der Kirchenleitung soll anvertraut werden, über die höchsten und heiligsten Interessen beschließen ließe, ohne von ihnen eine bestimte persönliche Verpflichtung zu fordern, daß sie auf Grund ihres Bekentnisses der Kirche Bestes suchen, ihre Rechte wahren und nichts dem Bekentnis widerstreitendes beschließen wollen. Selbstverständlich aber wird diese Verpflichtung eine ernste, bestimte und das Gewissen bindende dann am ehesten sein, wenn sie nicht allgemein, sondern wiederum nach den verschiedenen Bekentnissen gesondert formulirt wird. Wir möchten dabei wol zu bedenken geben, daß die Tragweite einer solchen Verpflichtung weit über die Differenzen der Sonderbekentnisse hinausgeht, und auch für das beiden Confessionen Gemeinsame ein Schuz und Damm ist, so weit überhaupt menschliche Versprechungen das sein können. Es würde sich sehr empfehlen, das Formular für dies Synodalgelübde mit seiner dreifachen Modification schon vor den Wahlen zur Prov.-Synode zu veröffentlichen, damit es sowol den Wählern, als den zu Wählenden in deutlicher, auf das Gewissen einwirkender Weise zu erkennen gegeben wird, um was es sich handelt. —

Wenn wir dabei von einer Verpflichtung auf die Union absehen und abrathen, so versichern wir ernstlich, es hat das seinen Grund nicht in der Absicht, der Union, wo sie zu Recht besteht,

irgendwie zu nahe zu treten. Wenn Gottes Gnade dahin hilft, daß der lutherischen Kirche ihr volles Recht wieder eingeräumt wird, dann wird die Zeit gekommen sein, wo die lutherischen Bekenner innerhalb der Landeskirche, die bisher leider genötigt waren, ganz gegen ihre Wünsche und Neigungen, nur um ihre guten Rechte zu verteidigen, eine Fechterstellung einzunehmen, es zeigen werden, daß sie da, wo es möglich ist, mit den reformirten Brüdern zusammen für das Reich Gottes zu arbeiten, mit Freuden die Hand bieten werden, und daß eine wahre Union ohne Religionsmengerei und Verdunkelung der Wahrheit ihnen ein rechtes Herzensbedürfnis ist. — Es sind nur praktische Gründe, die uns die Verpflichtung auf die Union unräthlich scheinen lassen. Einmal der Umstand, daß bekantlich in einer nicht geringen Zahl von Gemeinden die Union nicht zur Einführung gekommen ist; in vielen andern aber die Sache nicht aufgeklärt ist, da bisher das Kirchenregiment solche Aufklärung der Sache überall abgelehnt und vermieden hat. Sodann aber ist die Auffassung der Union eine so weit auseinandergehende, daß die Verpflichtung darauf, die jeder natürlich nach seinem Rechtsbegriff von der Union ablegen würde, ziemlich bedeutungslos sein würde. Ein Versuch des gegenwärtigen Kirchenregiments aber in dem Synodalgelübde die Union über die Cab.-O. von 1834 hinaus in seinem Sinne zu deklariren, dürfte ohne Zweifel auf die unüberwindlichsten Schwirigkeiten stoßen.

Diesen Vorschlägen entsprechend würde natürlich dafür zu sorgen sein, daß die Reformirten einer jeden Provinz in der Synode die entsprechende Vertretung fänden, und dies in die Synodal-Ordnung in der für jede Provinz geeigneten Weise aufzunehmen sei. In den §. 6 aber würde gleich nach dem ersten Saz eine Bestimmung, die Verpflichtung der Synodalen auf das Bekentnis betreffend, und darauf eine Einschaltung etwa in folgender Fassung zu machen sein: „Für die Angelegenheiten der lutherischen Gemeinden sind die in ihnen geltenden lutherischen Bekentnisse, für die Angelegenheiten der reformirten Gemeinden die in ihnen geltenden reformirten Bekentnisse maßgebend, und muß demnach bei allen das Bekentnis berührenden Angelegenheiten eine itio in partes stattfinden.“ Damit aber allen Unklarheiten und rechtswidrigen Handhabungen dieser Bestimmung vorgebeugt werde, ist es auch nötig, bei Nennung der Befugnisse der Prov.-Synode an den geeigneten Stellen die itio in partes noch ausdrücklich zu nennen. Also 1. die Prov.-Synode wacht nach Maßgabe der eben erwähnten itio in partes über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen. 3. Insbesondere ist, abermals nach Maßgabe der itio in partes, ihre Zustimmuug erforderlich, wenn neue Catechismen, Lehr- und Gesangbücher .... eingeführt werden sollen. In gleicher Weise ist sie mit ihrem Gutachten zu hören, wenn es sich um Abänderung der in der Provinz geltenden Kirchenordnungen .... handelt.

Wir haben mit der itio in partes unsern wichtigsten Abänderungsvorschlag zu dem Entwurf gemacht. Wir haben damit uns nicht nur gänzlich innerhalb des anerkanten Rechtes unsers lutherischen Bekentnisses gehalten, sondern uns auch diejenige Beschränkung auferlegt, die es der hohen Kirchenbehörde nach unserer vollen Ueberzeugung möglich und leicht macht, auf unsere Vorschläge einzugehen. Denn wir fordern nichts, als eine solche Gestaltung der Prov.-Synoden, die der Gestaltung unseres Kirchenregiments, wie sie von Rechtswegen laut der C.-O. vom 6. März 1852 sein soll, entspricht. Sollte uns auch diese billige Forderung nicht gewährt werden? — Wir müssen daraus schließen, daß es troz aller Zusicherungen von Wahrung des Bekentnisstandes der Wille des Kirchenregiments nicht sei, dem Bekentnis in Fragen, die es berühren, gerecht zu werden. Wir müssen in der Constituirung einer bekentnislosen Synode, der die Ueberwachung der Lehre und ein entscheidendes Veto bei Einführung der für das kirchliche Leben wichtigsten Lehr- und Cultusmittel, wie auch kirchlichen Ordnungen überantwortet wird, die Anbahnung einer Auflösung der Sonderbekentnisse und einer Verschmelzung der Bekentniskirchen in eine Consensuskirche erkennen; und wir wären mit der Publication einer solchen Prov.-Synodalordnung ohne Frage an einem kritischen Momente angekommen und vor eine ernste folgenschwere Frage gestellt.

Da es nicht in unserer Absicht liegt, den Entwurf in allen seinen Einzelheiten hier zu besprechen, so heben wir nur noch einen wichtigeren Punkt hervor. Nach dem Entwurf wird der Präses von der Synode gewählt, der Gen.-Superintendent dagegen hat die Stellung eines kirchenregimentlichen Commissarius, ohne Stimmrecht. Die Motive führen als Grund davon die Absicht an, „der Selbständigkeit der Synode einen mehreren Ausdruck zu geben.“ Wir würden es lieber sehen, wenn das Präsidium ein- für allemal dem Gen.-Superintendenten übertragen würde. Die Motive halten ja selbst als einen der allgemeinen Grundsätze der Synodal-Einrichtungen diesen fest, daß dieselben „nicht als Gegensaz, sondern als Erweiterung und Ergänzung des bestehenden Kirchenregiments zu gestalten sind.“ Dem stimmen wir von Herzen bei und möchten darum die Aehnlichkeit mit constitutionellem Kammerwesen von dem kirchlichen Gebiete möglichst fern gehalten. Der Gen.-Superintendent ist gewis mehr als jede andere kirchliche Oberperson nicht nur der Vertreter des Kirchenregiments, sondern ganz ebenso des ihm untergebenen Kirchensprengels, und insonderheit der unter ihm stehenden Superintendenten und

Pastoren. Uns will es darum durchaus nicht gefallen, wenn ihm seine Stellung, sei's auch zunächst nur die formelle, gewissermaßen außerhalb und gegenüber der Synode angewiesen wird. Er gehört so recht eigentlich hinein, und zwar als membrum praecipuum, nicht nur mit Stimmrecht, sondern auch als Vorsitzender, als Leiter und Führer der Versamlung. Gerade diese Stellung wird sowol ihm die rechte, solcher hohen kirchlichen Würde durchaus nötige Freiheit in seinem Verhältnis zum obersten Kirchenregiment geben, als auch ein lebendiges Band zwischen den kirchenregimentlichen Behörden und der Synode sein. Hat die Kirchenbehörde das Bedürfnis, noch besondere Commissarien zu schicken, so mag ihr das unverwehrt bleiben. Die Wahl der Beisitzer hingegen hat naturgemäß, wie es der Entwurf will, die Synode zu vollziehen.

Es ist, wie leicht zu erkennen, das auf kirchlichem Gebiete doppelt wichtige konservative Interesse, was uns bei diesem Aenderungsvorschlage leitet. Sollte derselbe jedoch, was wir lebhaft beklagen würden, keine Annahme finden, so würde doch die Einrichtung zu treffen sein, daß die Wahl des Präses wenigstens das erste Mal nicht erst am Ende, sondern zu Anfang der Sitzung stattfindet; da ja sonst nichts übrig bliebe als die Leitung der Synode durch einen vom Ev. O. K. R. ernanten Vorsitzenden. Das würden wir jedenfalls als das ungeeignetste Verhältnis bezeichnen müssen. Auch daß die Wahl des Vorstandes der Bestätigung des Ev. O. K. R. bedürfen soll, will uns nicht gefallen. Wenn man bedenkt, daß ein Drittel der Synode allein aus den Superintendenten besteht, deren Ernennung auf Vorschlag des Ev. O. K. R. erfolgt, und daß die Superintendenten widerum ohne Zweifel einen großen Einfluß auf die Wahlen seitens der Kreissynode haben, so dürfte das Maß der Einwirkung der obersten Kirchenbehörde auf die Zusammensetzung und den Geist der Synode wol als ein hinreichendes erscheinen, und der Vorbehalt der erwähnten Bestätigung möchte nur geeignet sein, den Verdacht zu erwecken, als wolle die Behörde die Synode nicht wirklich zu freierer Bewegung kommen lassen. Man setze den Fall, eine Wahl des Vorstandes würde nicht bestätigt, welche Misstimmung würde dadurch sogleich in der Synode hervorgerufen. — Etwaigen wirklichen Uebergriffen aber wird viel wirksamer vorgebeugt werden, wenn das Recht der Bekentnisse nicht nur in abstracto gewahrt, sondern in bindender Weise als die Norm und unüberschreitbare Grenze aller Synodalbeschlüsse durch die Synodal-Ordnung und die Verpflichtung der Synodalen auf ein bestimtes Bekentnis geltend gemacht wird.

Die Wahrung des Bekentnisses in der Provinzial-Synodal-Ordnung.

Das Statut der Rheinisch-Westfälischen Provinzial-Synodal-Ordnung hat seit seiner Ergänzung (genehm. d. 25. Novbr. 1855) drei Paragraphen „vom Bekentnisstande der evangelischen Kirche in Rheinland und Westfalen", in denen die Bekentnisschriften der lutherischen und der reformirten Gemeinden genant und als für die Angelegenheiten je der einen oder der andern Confession maßgebend bezeichnet werden. Es wird daher auf keinen Widerstand stoßen können, wenn im §. 6 des für die östlichen Provinzen vorgelegten Entwurfes die beiderseitigen Bekentnisschriften ebenso aufgeführt und als normirend bezeichnet werden, wie denn auch Mitglieder der Behörden dies bereits in öffentlichen Versamlungen als ihre Ansicht ausgesprochen haben. Es kann jedoch nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß diese Bestimmung im §. 6 zur Sicherung des Bekentnisses auf der Provinzial-Synode keineswegs genügt, sondern ihr noch eine andere zur Seite treten muß, wenn nicht auch auf dieser Verfassungsstufe mit der andern Hand genommen werden soll, was mit der einen gegeben wird. Das ist die itio in partes bei Beschlußfassungen über confessionelle Fragen.

Einsender hebt folgende Gesichtspunkte hervor, unter denen die Wichtigkeit und Tragweite dieser Bestimmung für das Bekentnis, wenn sie aufgenommen wird, und gegen dasselbe, wenn sie fehlen bleibt, erhellen wird:

1. Die itio in partes liegt im Interesse schon der reformirten Gemeinden und wird durch die Gerechtigkeit gegen diese erfordert. Ohne sie haben diese keine Gewähr, ob die ihre Confession betreffenden Angelegenheiten auch im Sinn ihrer Confession beurteilt und ob sie nicht durch die Ueberzahl der Vertreter lutherischer Gemeinden (in Pommern gibt es nur 5 reformirte) werden erdrückt werden. Ueberhaupt können sie verlangen, nicht, wie es ohne die itio in partes der Fall sein würde, unter die Curatel der lutherischen gestellt zu werden.

2. Die itio in partes liegt ebenso im Interesse der lutherischen Gemeinden. Ohne sie wird die Provinzial-Synode prinzipiell nur auf den Consensus gestellt, und was in §. 6 von den Sonderbekentnissen gesagt wird, bleibt grundsäzlich ein todtes Papier. Denn wenn in confessionellen Fragen von der ganzen Synode unterschiedslos Beschluß gefaßt wird, so werden auch in solchen die lutherischen Gemeinden von den Abgeordneten der reformirten mitvertreten, und zwar, worauf das Gewicht liegt, nicht blos thatsächlich, sondern von Rechts wegen. Hieraus gewint denn auch das Kirchenregiment das Recht, Beschlüsse, welche sich etwa auf den Dissensus stützen wollten, zu verbieten und zu erklären: da die Reformirten als solche dasselbe Recht haben, über eure Angelegenheiten zu beschließen, wie ihr Lutherischen, so darf ihnen nicht zugemutet werden, wider ihr eigenes Bekentnis zu entscheiden. Die Folge ist die Einschränkung der Synode auf den Consensus und alle Berufung auf §. 6 wäre nuzlos. Das Wesen und Verfahren der Union hat bisher recht eigentlich darin bestanden, vorn das Bekentnis hinzugeben und hinten es zu neutralisiren, so daß, wenn man sich auf das Ja verließ, man in das Nein gerieth und sich im Stiche gelassen sah. Wir haben genug der Versicherungen des Bekentnisses auf dem Papier, mit denen man aber keinen Ernst machen darf; soll auch §. 6 des Provinzial-Synodal-Statuts nur ein Beschwichtigungsmittel werden? Ja,

es würde dann schlimmer, als es bisher gewesen ist: beides, der innere Widerspruch und die Indifferenzirung des Bekentnisses würde dann mehr als je in den Leib der Kirche hineingetrieben sein. — Dies Bedenken ist kein blos theoretisches, sondern die praktische Geltendmachung des Rechtes zum Widerspruche gegen die Confession, welches aus der unterschiedslosen Beschlußfassung folgt, würde nicht ausbleiben; es würde sowol vom Kirchenregimente, als auch im Verein mit diesem von allen unentschiedenen Mitgliedern der Synodalversamlung selbst sehr bald gehandhabt werden, sobald nur einschneidende Fragen zur Verhandlung kämen. Wie viel Conflict und Streit kann vermieden, wie viele besser zu verwendende Kräfte können erspart werden, wenn durch die Bestimmung der itio in partes von vornherein vorgebeugt wird!

3. Die Nachteile würden sich in progressivem Maße steigern, wenn, so unheilvoll dies wäre, es durchgeführt würde, die Landessynode aufzubauen. Dieser werden die eingreifendsten Befugnisse (Agende, Ordinationsgelübde, Katechismen) übertragen werden, und ihre Zusammensetzung kennen wir noch nicht; schon die auf der General-Synode von 1846 vorgeschlagene ist höchst bedenklich. Ist die itio in partes auf den Prov.-Synoden nicht stabilirt, so ist sie auch auf jener nicht möglich, da schon die Wahl dann nicht nach Confessionen geschehen kann; und dann werden die Gegner des Sonderbekentnisses voraussichtlich so sehr das Uebergewicht erlangen, daß es mit jeder realen Einwirkung desselben auf die Gestaltung der Kirche zu Ende sein wird. Besteht sie aber auf der Vorstufe, so kann sie auch auf der obersten erreicht werden, und die Abwendung der übelsten Folgen ist zu hoffen.

4. Die Bestimmung der itio in partes steht mit der bisherigen kirchlichen Gesezgebung nicht im Widerspruch.

a) Sie hebt die Union — die conservative im Sinne von 1834 — nicht auf. Die Prov.-Synode wird ungeachtet ihrer Eine sein und in sehr vielen Dingen unterschiedslos Beschluß fassen können, ja in den allermeisten, sobald nur erst die Sorge um die Hütung der Grundlage der Kirche, des Bekentnisses, den Gemütern abgehoben sein wird.*)

b) Sie ist eine notwendige Folge der von dem Kirchenregimente nicht vorenthaltenen Anerkennung, daß es in den Provinzen landeskirchliche Gemeinden gibt, welche der Union nicht beigetreten sind. Wenn bei der Einführung der Gemeindeordnung der Zwang (in der Hoffmeyerschen Sache) damit begründet wurde, daß hier die Frage, ob eine Gemeinde der Union beigetreten sei oder nicht, gar nicht in Betracht komme, weil diese Organisationsstufe vom Bekentnis nicht berührt werde; und wenn bei Einführung der Kreissynodal-Ordnung erhobene Bedenken mit demselben Grunde abgewiesen wurden: so trifft dieses Argument bei der Prov.-Synode, welcher eben auch Fragen des Bekentnisses und der Lehre zugewiesen werden, nicht mehr zu. Da aber nun auch die der Union nicht beigetretenen Gemeinden der Prov.-Synode eingegliedert werden sollen, so folgt aus ihrer rechtlichen Stellung, daß eine unterschiedslose Beschlußfassung mit den Vertretern reformirter Gemeinden in confessionellen Fragen ausgeschlossen werden muß; sie zwangsweise einer solchen unterwerfen, wäre ein widerrechtlicher Gewaltact.

c) Die itio in partes besteht im Kirchenregimente durch die C.-O. vom 6. März 1852 schon zu Recht. Wenn nun die Prov.-Synode nach den dem Entwurfe beigegebenen Motiven „als Erweiterung und Ergänzung des bestehenden Kirchenregimentes zu gestalten ist", so ist die itio in partes auf dieser nur die berechtigte Consequenz der bestehenden kirchlichen Gesezgebung.

Soll nun aber diese Bestimmung in die Prov.-Synodal-Ordnung aufgenommen werden, so folgt von selbst, daß diese auch die entsprechende über die Wahl der Abgeordneten der reformirten Gemeinden enthalten muß. Insbesondere für Pommern ist eine solche erforderlich, weil hier die reformirten Gemeinden nicht zu einem Classikal-Convente verbunden sind und es ihnen bei Errichtung der sonst nur lutherische Gemeinden umfassenden Kreissynoden freigestellt wurde, in diese einzutreten, einige auch in diese eingetreten sind. Es ist gleichgiltig, daß dies nur wenige sind; wenn auch nur eine durch ihre Vertreter auf der Kreissynode die Wahl für die Prov.-Synode unterschiedslos mitvollzieht, so wird leztere die unterschiedslose Vertretung beider Confessionen, die itio in partes ist unmöglich und die Neutralisirung des Bekentnisses wird geltend gemacht werden. Der Vereinigung der Vertreter der reformirten Gemeinden zu einem Classikal-Convente in Pommern sind von der Behörde die räumlichen Entfernungen entgegengestellt worden; aber behufs des nur in längeren Zwischenräumen eintretenden Wahlactes muß und kann dies Hindernis der Wichtigkeit der Sache weichen. Es ist auch kaum glaublich, daß, nachdem die den lutherischen Kreissynoden aufgezwungene Unbilligkeit, reformirte Gemeinden in ihren Verband aufnehmen zu müssen, während diese den Eintritt ablehnen durften, mit dem Argumente zugedeckt worden, daß bei den Kreissynoden die Confession nicht in Betracht komme, — nun, da die confessionelle Frage in hohem Grade dabei beteiligt wird, jene Aufnahme zur Lahmlegung des Bekentnisses festgehalten und ausgebeutet werden sollte.

Unser Bedenken geht deshalb dahin, daß in §. 8 und §. 4 des vorliegenden Entwurfs für Pommern Bestimmungen des Inhaltes aufgenommen werden mögen:

In §. 8 nach den Worten: „die Beschlüsse werden nach absoluter Majorität der Anwesenden gefaßt":

> Bei confessionellen Fragen tritt behufs der Abstimmung die itio in partes nach den beiden Confessionen ein, und die Vorfrage, ob die Angelegenheit eine confessionelle sei, wird ebenfalls von der durch dieselbe berührten Abteilung gesondert entschieden.

In §. 4 am Schlusse:

> Die Vertretungen der reformirten Gemeinden werden behufs des Wahlactes zu einem gleich den Kreissynoden verfaßten Körper vereinigt.

---

*) Wie wenig die Union durch eine itio in partes auf den Synoden aufgehoben wird, wird selbst von Jakobson in seinem Kirchenrechte (1864), welches durchweg darauf angelegt ist, die Union der Preußischen Landeskirche in ein System zu bringen und zu organisiren, anerkant, indem er (Th. 1. S. 329) sagt: „Die Landessynode hat der Besonderheit des Bekentnisses erforderlichen Falls durch itio in partes jeder Confession gerecht zu werden.

Nachrichten.

Provinz Posen.

Pinne, den 21. September 1867.

Ew. Hochw. erlaube ich mir über den Gang der Verhandlungen, welche in Betreff des Entwurfs einer Provinzial-Synodal-Ordnung auf der Kreis-Synode zu Samter am 28. August h. sind geführt worden, zur Veröffentlichung durch die Evangelische Kirchenzeitung Mitteilung zu machen.

Die Synode hat sich mit dem vom K. Consistorium vorgelegten Entwurf im Ganzen einverstanden erklärt. Wichtige confessionelle Bedenken sind jedoch von den beiden mit dem Referat und Correferat beauftragten Geistlichen, Pastor B. und Superintendent a. D. S. erhoben worden, welche sich aber der Zustimmung der Majorität nicht zu erfreuen hatten.

Anlangend den §. 1 so begrüßte die Minorität den Passus: „unter Wahrung des Bekentnisstandes der einzelnen Gemeinden und ihrer Stellung zur Union ꝛc." zwar insofern mit Freuden, als in der positiven Fassung desselben gegenüber der in der Allerhöchsten Kabinetsordre vom 27. Febr. 1860 §. 6 gewählten rein negativen: „Auch wird in dem Bekentnisstande der Gemeinden und ihrer Stellung zur Union nichts geändert," ein wesentlicher Fortschritt zu Gunsten der Confession erblickt werden muß. Gleichwol hob sie hervor, daß ihre Besorgnisse durch diesen Fortschritt nicht vollständig gehoben würden. Der Evang. Ober-Kirchenrath betrachte nach seinen neuesten Kundgebungen als Grundlage der evangelischen Landeskirche nicht die reformatorischen Bekentnisse im Allgemeinen, sondern nur die darin enthaltene Lehre von der Rechtfertigung, und es sei anzunehmen, daß diese hohe Kirchenbehörde diese ihre Anschauung auch auf die Provinzial-Synode, die sie ja als eine Erweiterung des Kirchenregiments ansähe, übertragen wissen wolle. Hiernach würde die leztere den Bekentnisstand der Gemeinden zu wahren haben nur in dem Falle, wo die Lehre von der Rechtfertigung angegriffen wird, ja die Provinzial-Synode würde nach der ausdrücklichen Bestimmung, wonach sie ein die confessionelle Unterscheidung ausschließendes Organ sei, als ein solches nicht einmal das Recht haben, den Confessionsbestand der einzelnen Gemeinden, soweit er die spezifisch lutherischen resp. reformirten Sonderinteressen beträfe, zu wahren. Was aber die Stellung der einzelnen Gemeinden zur Union angehe, so gäbe die so sehr verschiedene und wechselnde Auffassung des Unionsbegriffes und die daraus hervorgehende ebenso verschiedene und wechselnde Unionspraxis seitens des Kirchenregiments Veranlassung zu der Frage, welche Union hier gemeint sei. Unter allen Unionsurkunden erscheine aber als die klarste und zugleich umfassendste, die bezügliche Kabinetsordre vom 28. Febr. 1834, über welche hinauszugehen weder das eigentliche Kirchenregiment noch auch die in dasselbe eintretende Provinzial-Synode Fug und Recht habe. Demnach wurde der Antrag gestellt, der in Rede stehende Passus in §. 1 des Entwurfs möge dahin erweitert werden, daß es hieße: „Unter Wahrung des lutherischen resp. reformirten Bekentnisses der einzelnen Gemeinden und ihrer Stellung zur Union im Sinne der Allerhöchsten Kabinetsordre vom J. 1834." So gefaßt würde der §. der Provinzial-Synode eine durchaus klare und gewisse Stellung für ihr Verhalten sowol der Confession, als auch der Union gegenüber anweisen.

Die Majorität machte diesen Ausführungen gegenüber geltend, daß durch die positive Fassung des in Rede stehenden Passus, wie er in dem §. 1 des Entwurfs enthalten sei, jeder Grund zu der Besorgnis, als seien die spezifisch lutherischen resp. reformirten Sonderinteressen durch dieselbe nicht gehörig sicher gestellt, ausgeschlossen sei; daß aber auch die von der Minorität vorgeschlagene Formulirung zu eng sei, insofern sie das Vorhandensein von auf dem Consensus des lutherischen und reformirten Bekentnisses stehenden Gemeinden, die gleichfalls ein Recht hätten, Wahrung ihres Bekentnisstandes zu fordern, einfach ignorire, und daß im Verlaufe einer 50jährigen Entwickelung der Unionsbegriff sich hinreichend geklärt habe, um Mißverständnissen und Misbräuchen nicht mehr ausgesezt zu sein (!) Demgemäß lehnte sie die vorgeschlagene Fassung ab und erklärte sich für unveränderte Annahme des §., wie er in dem Entwurf enthalten ist. — Ich bemerke hierbei, daß bei der Abstimmung über diesen Punkt, sowie über alle späteren die Confession berührenden Punkte, die dem Referenten unerwünschte Majorität lediglich dadurch herbeigeführt wurde, daß der Vorsitzende durch seinen Ausspruch die vorhandene Stimmengleichheit aufhob. Wäre aber ein weltliches Mitglied, welches auf der Synode fehlte und voraussichtlich mit seinem Pastor zu Gunsten der vom Referenten vorgeschlagenen Fassung gestimt haben würde, zugegen gewesen, so würde das Resultat bei der Abstimmung über die confessionellen Punkte dem Wunsche des Referenten entsprochen haben. Ein Beweis, wie das Resultat von Abstimmungen sehr oft von reinen Zufälligkeiten abhängig ist.

Zu §. 6 mit besonderen Beziehungen auf sub. 1 hob die Minorität hervor, daß, wenn die reformatorischen Bekentnisse im Allgemeinen das Fundament der Provinzial-Synode sein sollen, ohne daß innerhalb der Synode eine confessionelle Sonderung vollzogen werde, die ihr gestellte Aufgabe, über die Reinerhaltung der Lehre in Kirchen und Schulen zu wachen, unmöglich erfüllt werden könne. Die Reinheit der Lehre sei ja bedingt durch die Uebereinstimmung derselben mit dem lutherischen resp. reformirten Bekentnis, so daß für die Ueberwachung der reinen Lehre in Gemeinden lutherischen Bekentnisses die lutherischen Bekentnisschriften, besonders der lutherische Katechismus und die Augustana invariata, für die reformirten Gemeinden die reformirten Bekentnisschriften, besonders der Heidelberger Katechismus und die confessio Sigismundi maßgebend seien. Wie in solchen Fällen, wo es sich um die reine Lehre handle, oder wo Fragen, welche die Lehre berühren, zur Besprechung kommen, es ohne itio in partes in der Synode abgehen solle, sei nicht einzusehen. Demgemäß beantragte sie, den Passus sub. 1 dahin zu erweitern: „Die lutherische Hauptabteilung der Synode wacht über die Reinheit der Lehre in ihren lutherischen, die reformirte dagegen in ihren reformirten Kirchen und Schulen. Ein beratendes und beschließendes Zusammengehen beider Abteilungen ist nur in solchen äußerlichen Dingen statthaft, die mit der Confession in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 9. October. № 81.

Johann Carl Passavant.

Ein christliches Charakterbild. Frankfurt a./M. 1867. 8. 422.

Erster Artikel.

„Ein jeglicher Geist, der da bekent, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott", und: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Diese und ähnliche Zeugnisse der h. Schrift traten uns in lebendiger Erinnerung vor die Sele, als wir das oben näher angezeigte Buch mit Aufmerksamkeit und Sorgfalt durchgelesen hatten. Denn in wie mancherlei Kreise, zu wie viel Männern von hervorragender Bedeutung wir auch geführt werden, der Odem, welcher das Leben Carl Passavant's durchweht, ist der Odem des heil. Geistes, und sein Pulsschlag gehört Christo. Er ist als lebendiges Glied der reformirten Gemeinde zu Frankfurt gestorben, aber er ist zugleich der vertrauteste Freund Sailers bis an dessen Tod geblieben, und Diepenbrock hat die innersten Geheimnisse seines Herzens mit ihm geteilt, sich mit ihm an jedem Wechsel seines Lebens berathen, und auf seinem Sterbebette nach Passavant seine Hand ausgestreckt. Die Verschiedenheit der kirchlichen Gemeinschaft und Confession, welcher diese Männer angehörten, hat sie nicht gehindert, in gemeinsamer Liebe unter demselbigen Kreuze zu sitzen und zu dem einen Herrn und Heilande aufzublicken, denn „ein jeglicher Geist, der da bekent, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist, der ist von Gott, und wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen."

Es ist ein reiches, vielbewegtes Lebensbild, was uns hier gezeichnet wird. Es umfaßt von 1790 bis 1857 einen Zeitraum von fast 67 Jahren, wir werden durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien geführt, und es ist fast kein Mann von hervorragender Bedeutung aus dieser Zeit, mit dem wir nicht in nähere oder fernere Berührung kämen. Um dem Leser einen Begriff davon zu geben wie mannigfach und vielseitig Passavant angezogen wurde und anzuziehen wußte, sei es erlaubt, hier außer den obgenanten beiden Häuptern der römischen Kirche eine Reihe von Männern nur zu nennen, deren Correspondenz, persönlichen Verbindung oder näheren Freundschaft wir hier begegnen: Franz Baader, Clemens und Christian Brentano, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Schelling, Jung-Stilling, Carl von Rumohr, Sigrist, Rostopschin, die Maler Cornelius, Overbeck, Veit, Missionar Wolf, Prinz Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Cardinal Ostini, der Papst, Frau von Krüdener, Oberlin, Jacob Grimm, Martin Boos, Guizot, Orloff, Panin, Lewenhielm, Bischof Grégoire, Gall, Justinus Kerner, Erzherzog Johann, Graf Alexander von Würtemberg u. s. w. Wenn ihn der Papst zur Audienz, der Cardinal Ostini an seine Tafel laden ließ, so schreibt er an Schelling, um sich bei ihm zu erkundigen nach dem zu wählenden Pfarrer der reformirten Gemeinde in Frankfurt, führt halbe Stunden lang ganz arme Frauen des Siechenhauses, denen Bewegung Not that, an seinem Arme auf und nieder, sendet an Sailer das Honorar für seine Schriften zur Verteilung an Bedürftige. Denn sein gesamtes Honorar für so viele Aufsätze und Bücher ist lediglich für wolthätige Zwecke bestimt, und bei seinem Tode ging der tiefste Schmerz durch die Herzen verarmter Kranken, deren unermüdlicher Helfer und Wolthäter er war. „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen."

Doch, wenn es auch nicht thunlich ist, in diesen Blättern eine volle Einsicht in den reichen Inhalt des vorliegenden Buches zu geben, so kehren wir doch zu einem geordneten Ueberblicke zurück, das Eine und Andere daraus hervorhebend.

Aus der kurzen Vorrede, welche von Adolf Helfferich unterzeichnet ist, erfahren wir, daß das Buch im Sinne und nach dem Willen der auch bereits verstorbenen Frau Passavant mit dem Wunsche geschrieben ist, daß der Einblick in ein ernstes, in sich gesammeltes, Christenleben in einer unruhigen und zerfahrenen Zeit, beruhigend und aufbauend wirken möge. In acht Hauptabschnitten wird uns die Knabenzeit, das Universitätsleben, die Wanderjahre, das magnetische Heilverfahren, die Begründung des Hausstandes, die philosophische Periode, die spekulative Theologie, der Greis und seine Aussichten vorgeführt, während sehr umfangreiche Auszüge aus dem Tagebuche Passavant's den Anhang bilden.

Wir erfahren, daß unser Freund aus einem der vornehmsten, mit den Herzogen von Nemours zusammenhängenden französischen Geschlechte stamte. Seine Vorfahren waren um ihres reformirten Glaubensbekentnisses willen ausgewandert, hatten sich in Basel niedergelassen, und dorten ihre Wappen abgelegt, um sich dadurch den republikanischen Mitbürgern gleichzustellen. Ein Zweig war später nach Frankfurt gekommen und hatte dort ein angesehenes Handelshaus begründet, aus dem unser Johann Carl am 22. April 1790 neben zahlreichen Geschwistern geboren war.

Wie Chamisso war die Familie in ihrer Gesinnung völlig deutsch geworden, wiewol sie sich beständig äußerlich durch ein französisches, glattes, feines und sehr gewandtes Wesen auszeichnete, welches namentlich auch unsern Freund charakterisirte.

Als der Kaiser Joseph II. bei seiner Krönung unter der Ehrenwache einen besonders feinen und stattlichen Mann erblickte, der den Dienst als Gemeiner that, antwortete dieser auf die Frage des Kaisers, warum er nicht Officier sei: Sein Religionsbekentnis stehe ihm im Wege. „Nun", erwiderte der Kaiser, „so ernenne Ich Sie zum Capitän." Denn erst 1786 ward den Reformirten erlaubt, in Frankfurt eine Kirche zu erbauen. Es ward denn auch bald nachher der fromme Oheim unseres Freundes von der reformirten Kirche zu Münden im Hannoverschen dorthin berufen, welcher auf den Neffen einen so gesegneten Einfluß übte, daß er schon als Jüngling den Entschluß faßte, auf irgend eine Weise in den Dienst der Kirche zu treten, entweder als Missionar, oder als Pfarrer oder als Professor der Theologie. Er ging auch an die Abfassung eines Epos: „das jüngste Gericht", nach Weise der Messiade. Es war dieser Zug zum Evangelio um desto bemerkenswerter, als in Frankfurt damals allgemein die Voltaire'sche Aufklärung herschte, wie Carl Ritter aus jener Zeit bezeugt, daß die Prediger nur als Ceremonienmeister betrachtet würden und bei allen Aufgeklärten „Mode" sei, die Vernichtung der Sele nach dem Tode zu glauben.

Indessen so leicht wurde unserm Freunde die Wahl des Berufes nicht. Er hatte schon die Schule verlassen und fand sich auf dem kaufmännischen Comtoire, als er dem Drange zum Studium doch nicht widerstehen konte; er kehrte auf das Gymnasium zurück und im Jahre 1807 finden wir ihn in Heidelberg unter den Studiosen der Medicin, nachdem er in öffentlicher Rede: „Ueber die fortdauernde Wirkung des sittlich Guten" vom Gymnasium Abschied genommen.

Aber in Heidelberg herschte damals ein besonders reges wissenschaftliches Leben auf den verschiedensten Gebieten, und noch immer lag im Hintergrunde der Sele des übrigens frischen und fröhlichen Studenten der Medicin der Zug zur Theologie. Er hat noch damit zu kämpfen gehabt, als er schon das medicinische Doctordiplom empfangen hatte. Wiederholt schwankte er noch in späteren Jahren, ob er nicht dennoch schließlich den medicinischen Beruf aufgeben und sich dem vollen Studium der Theologie und dem Dienste der Kirche zuwenden solle, und es bedurfte des Widerstandes seines Vaters und anderer Männer, um ihn schließlich dem medicinischen Berufe zu erhalten, besonders nachdem er in Landshut die gesegnete Wirksamkeit Sailers mit Augen gesehen und in dessen Hause persönlich von dem seltenen Manne so mächtig angezogen wurde. Es kamen Zeiten in seiner akademischen Laufbahn, wo er die medicinischen Studien vernachlässigte und sich auf ganz andere Bahnen erging. Schon in Heidelberg ward er von Creuzer, Daub, Schlegel, Görres u. A. angezogen, und die Universitas literarum, welche hier ihre Spitzen hegte, hatte etwas Verlockendes und Zerstreuendes für den lebhaft nach allen Tiefen ringenden Jüngling.

Aber in wie feurigen Zügen der fleißige Student aus dem Becher der Wissenschaften trank, so war und blieb er doch auch ein heiterer Genosse seiner jugendlich frischen Comilitonen, ohne jemals sich irgendwie an den Schmuz des akademischen Pöbels zu verlieren oder auch nur von fern zu beteiligen. Man liebte allgemein den heitern Tischgenossen, der in allen Leibesübungen kräftig voranging. Er war ein rüstiger Fußgänger und durchstreifte das schöne Land nach allen Seiten und bis in die Schweiz und über die Alpen hinaus, ein gewandter Schwimmer, der den Rhein hinüber und herüber schwamm, ein gefürchteter Fechter, ein gefälliger Tänzer und lustigen Studentenscherzen nicht abhold, allezeit dienstfertig und freundlich und so enthaltsam, daß er die Wette machte, eine ganze Woche hindurch für täglich drei Kreuzer zu leben. Einen Kreuzer gab er für ein Ei, die beiden andern für Schwarzbrot und Kartoffeln, das Brunnenwasser hatte er umsonst, und diese Diät bekam ihm so gut, daß er sie aus eigener Lust Wochen lang ohne die geringste Unbequemlichkeit fortsezte.

Es gewährt einen eigentümlichen Genuß, wenn wir neben dem jugendlich frischen Studenten, der sich gelegentlich wie ein ungarischer Magnat verkleidet, um einen Ankömling zu foppen, im Hintergrunde des Lebens dem fleißigen Forscher begegnen, der sich zu ernstern Studien mit zehn bis zwölf andern jungen Männern verbindet, welche ihre regelmäßigen Zusammenkünfte halten und sich fast Alle späterhin auf den Kathedern ausgezeichnet haben, während sein Tagebuch Zeugnis davon gibt, daß wir es zugleich mit einem ernsten Christen zu thun haben, der an den tiefsinnigen Spekulationen Danbs die Abschwächung des specifisch Christlichen beklagt, und im ernsten Kampfe mit seinem eigenen Herzen nach der Krone des Lebens ringt.

Von Heidelberg wandte er sich Ostern 1809 nach dem damals durch seine medicinischen Celebritäten berühmten Tübingen und bestand Ostern 1810 das hier schwirige Doctor-Examen. Die Examinatoren hatten ihre Lust an dem kentnisreichen Doctorandus und legten ihm auch andere Fragen vor, die nicht zur Sache gehörten, und als sie ihn späterhin beglückwünschten, äußerte er im bescheidenen Tone: „Meine Herren, Sie haben mir allerlei Fragen vorgelegt, wollen Sie mir nun auch eine erlauben?" Auf die Gewährung seiner Bitte fuhr er fort: „Warum haben Sie zum Teil aus ganz entlegenen Gebieten ihre Fragen entnommen, die ich zufällig beantworten konte, wozu ich aber nicht verpflichtet war?" „Grade deshalb", entgegnete einer der Professoren, „thaten wir es, um Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihre umfassenden Kentnisse zu zeigen."

Mit dem Doctortitel geschmückt, unternahm er in Begleitung eines Freundes eine weite Fußreise durch die ganze Schweiz, Tyrol, Baiern und gelangte so nach Wien, wo sein Vater sich niedergelassen hatte. Es ist rührend, daß sein Tübingischer Diener bald darauf aus Tübingen verschwand und erst nach einigen Wochen abgemagert wiederkehrte. Er hatte seinen Herrn so lieb, daß er nicht glaubte, ohne ihn leben zu können. Die Hofnung,

ihn wiederzufinden, hatte ihn auf die verlorene Wanderschaft nach Wien getrieben.

In Wien fand Passavant im Jahre 1809 — 1810 ein in der innersten Tiefe aufgeregtes Leben, und er kam mit mancherlei bedeutenden Persönlichkeiten in nahe Verbindungen, die ihn hin- und herzogen. Die anfänglichen Siege, die dann folgenden Niederlagen und die endlich erzwungene Verheiratung der Tochter des Kaisers mit dem französischen Imperator durchzitterten alle Schichten des Staates und Volkes. Doch hinderte es unsern Freund nicht, an jedem Morgen die Kliniken zu besuchen, wie er denn in Wien zuerst durch den „schnell und tief blickenden scharfgeistigen Malfatti" auf den Magnetismus aufmerksam wurde, der ihn im ganzen spätern Leben so sehr beschäftigen sollte.

Gleichwol litt es ihn in Wien nicht. Wir finden ihn nach einiger Zeit in Frankfurt wieder und zwar nach ganz andern Seiten bewegt. In der Stille trug er sich mit dem Gedanken, sich dennoch von der Medicin ab- und der Theologie, „der Braut seiner Jugend", zuzuwenden. Endlich teilte er diesen Vorsaz seinem Vater mit. Dieser aber versagte ihm seine Zustimmung, und so fügte er sich gehorsam ohne zu murren. Damals, im November 1812, also in seinem 23. Jahre, schrieb er an seine Schwester: „Nach vieljährigen Verirrungen, denen ich im Leben und Wissen hingegeben war, bin ich endlich zur Ruhe und zum Frieden mit mir selbst gelangt. Wodurch? wirst du fragen. Wodurch anders, als durch die Religion Jesu Christi! Wie ich dazu gekommen, das fragst du mich vergebens. Weiß doch der Liebende nicht, was ihn mächtig an die Geliebte zieht, und wie plözlich diese Beziehung sein ganzes Wesen umschafft. — So kam ich durch Gottes Gnade zum Glauben, und wer an ihn glaubt, der muß ihn lieben, und wer ihn liebt, der hofft auf ihn, und so bin ich ein Christ geworden durch Glaube, Liebe und Hoffnung."

So innerlich gerüstet und neu auferbaut ging Passavant nach der damals von Ingolstadt nach Landshut verlegten Universität teils zu weiterer Förderung seiner medicinischen Studien unter Hufeland und andern berühmten Professoren, teils aber auch, um Sailer nahe zu kommen, von dem er so Vieles gehört hatte. Wir bedauern, hier nicht weiter auf die eingehende Schilderung der siegreichen, herzgewinnenden Wirksamkeit Sailers eingehen zu können, welcher der christliche Herzschlag der Universität war und die studirenden Jünglinge aus allen Fächern, Ländern und Confessionen unwiderstehlich zu fesseln verstand. Um diese universelle Wirksamkeit Sailers verstehen zu können, müssen wir uns daran erinnern, daß jene Zeit des ersten Widerauflühens christlichen Lebens eine so völlig von der unsrigen, die den Charakter der ausgeprägten Confession trägt, verschiedene war. Man hob das allgemein Christliche hervor und die ernstesten Männer trugen sich damals mit Gedanken und Plänen einer völligen Ausgleichung zwischen Protestantismus und Katholicismus, die sie ganz nahe glaubten.

Passavant ward bald Sailers nächster Freund, und es bildete sich hier ein Band zwischen diesen beiden Herzen, welches bis an das Ende immer stärker und voller gewachsen ist. Während der Berliner Nicolai, dem alles Christliche verhaßt war, Sailer beschuldigte, „auf hinterlistige, heimtückische Weise durch sein Gebetbuch die Protestanten zu Proselyten machen zu wollen", hat Sailer in Wahrheit zu Passavant nie ein Wort vom Uebertritte zur römischen Kirche gesprochen, wiewol Passavant einmal so stand, daß ein gewichtiger direkter Einfluß von außen ihn zu diesem Schritte vermocht haben möchte.

Als Passavant einst mit Sailer in dessen Zimmer im Gespräche auf- und abging, unterbrach dieser plözlich das Gespräch mit der Bemerkung: „Sehen Sie, Lieber, da in der Nebenstube in dem Tischchen ist meine Geldschublade; sie steht offen; ich kenne Ihre Verhältnisse nicht, wenn Sie aber etwas nötig haben, so gehen Sie nur ans Schublädchen, es wird mich freuen." Passavant hatte das nicht nötig, aber Zeitlebens bewahrte er dieses Anerbieten in dankbar freudigem Herzen.

Als Passavant, seinem Vater zulieb, welcher eben keinen seiner Söhne um sich hatte, sich von Landshut wieder nach Wien begab, händigte ihm Sailer bei seinem feierlichen Abschiede einen Brief an Savigny ein, diesen nicht minder treuen Verehrer und Jünger Sailers, abzugeben, wo er ihn finde. Er lautet so:

Geliebtester.

„Wenn Dr. Passavant Dich in Wien findet, so soll er Dir sagen, wie sehr ich Dich liebe, daß ich Deine Briefe, Deine Portraite dankbar empfangen, daß ich propter iniquitatem denen, die Du kenst, nicht schreiben konte, aber ohne Dinte — Dir oft, wo nicht geschrieben, doch in Dein Herz gesprochen habe.

Dr. Passavant empfiehlt sich selbst und hat den Brief im Gesichte."

Es begleitete ihn bis Regensburg der nachher in den kirchlichen Unruhen der Schweiz bekant gewordene Pfarrer Sigrist, mit dem Passavant nicht minder bis an das Ende in treuer Freundschaft verbunden blieb.

In Wien wandte sich Passavant aufs Neue den medicinischen Studien in den großen Hospitälern zu, er war aber zu fein organisirt, um nicht durch den Anblick so vielen Jammers immer aufs Tiefste bewegt zu werden. Einmal fiel er bei einer Operation in Ohnmacht und erwachte aus derselben im Hause der, dem Hospitale gegenüber wohnenden, Frau Caroline Pichler. Daneben wandte er sich der spekulativen Theologie und Philosophie zu und schrieb eine Reihe von Aufsätzen aus diesen Gesichtspunkten, über den Begriff des Bösen, die Unsterblichkeit der Sele, Gebetserhörung u. s. w. Zugleich wurde sein Gesichtskreis nicht blos äußerlich erweitert, als er mit seinem Vater um diese Zeit 1815 eine Reise nach England unternahm. Am Rhein kamen ihnen die ersten Nachrichten über die Schlacht von Waterloo zu. Auf der Rückkehr über Rotterdam, Coblenz, Nürnberg trat Passavant mit Görres, Schubert und andern Personen von Bedeutung in nähere Berührung, bis wir ihn in München bei Franz Baader und Schelling wiederfinden. Baader wußte sich gesprächsweise und brieflich weit anders und viel anregender

zu geben, als in seinen Schriften, führte Passavant in die Theosophie Jakob Böhme's ein, und schloß mit ihm ein festes Band, wiewol Passavant immer das Gefühl hatte, daß die spekulative Auffassung der christlichen Wahrheit eine andere war, als sie ihm an Sailer entgegentrat. Er vermißte die innerliche Herzenseinfalt, und fürchtete, daß die begrifflichen Abstraktionen ihn um das unmittelbare Gut des Evangeliums betrügen würden.

Endlich kehrte er nach Frankfurt zurück, bestand dort sein medicinisches Staatsexamen und ließ sich dauernd und bis an sein Ende zur medicinischen Praxis nieder. Gleich anfangs ward er zu einer magnetisirten Somnambule geführt und fing an, sich selbständig und tiefer eingehend mit dem thierischen Magnetismus zu beschäftigen, sich auch an den von F. v. Meyer redigirten und noch heute gesuchten „Blättern für höhere Wahrheit" zu beteiligen.

Das dunkle Gebiet des Magnetismus und Somnambulismus übte Lebenslang eine anziehende Kraft über ihn aus, in zahlreichen Schriften und Briefen hat er seine Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt und zuerst auf diesem Gebiete in den verwandten Kreisen eine europäische Berühmtheit erlangt. Interessant ist die Bemerkung Baaders: „Ihre Somnambule kann, bei sorgfältig fortgesezter Behandlung, noch sehr interessant werden, und die mir von ihr mitgeteilten Nachrichten erregen ein großes Interesse. Die anfangs bei ihr bemerkte Besessenheit habe ich auch schon mit Entsetzen beobachtet, und das unheimliche Gefühl, welches mich jederzeit bei dem Nahen zu einer Somnambule ergreift und mich zum Gebete mahnt, hat mir hierüber schon lange Licht gegeben." Auch Sailer nahm an diesen Studien und Beschäftigungen den nächsten Anteil und schrieb ihm: „Deine Nachrichten über den Somnambulismus setze doch fort, ich bitte — denn sie sind sehr merkwürdig. Der Philosoph Baader glaubt, es könne durch den magnetischen Schlaf die gute und die böse Geisterwelt einwirken. Desto mehr Behutsamkeit würde in diesem Falle nötig sein. In den Druck gibst Du davon doch nichts, als nach der reifsten Prüfung, ich bitte Dich darum."

Passavant hat diese Mahnung Sailers stets bewahrt, und ob er schon sich immer tiefer in dieses Gebiet einließ, hat er sich doch niemals, wie so manche seiner Fachgenossen, so weit hinreißen lassen, um den klaren Blick für die gewiesenen Schranken zu verlieren, wol aber die Täuschereien, namentlich etlicher Würtemberger, alle Zeit zurückgewiesen.

Vor gefährlichen Verirrungen auf diesem Gebiete bewahrte ihn wesentlich das stets verfolgte eifrige Studium der Bibel, und es ist interessant, zu lesen, wie der Naturforscher und Arzt sich allenthalben mit der heil. Schrift auseinanderzusetzen wußte, ja diese recht eigentlich zum Regulator seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen machte. Wie die medicinische Wissenschaft ursprünglich von den Tempeln ausgegangen sei, so müsse sie dahin zurückkehren. „Mir ist seit einem halben Jahre", so schreibt er an Baader, „sehr Vieles über das Innere des Menschen klarer geworden, und merkwürdig ist es, daß bei mir und wahrscheinlich auch bei Andern diese Erkentnis gleichen Schritt mit der heil. Schrift hält. Das Studium dieser Bücher wird meine Hauptbeschäftigung auf meiner großen Reise sein.

Ich teile Ihnen hier einige Gedanken, wie sie mir beim Lesen der heil. Schrift in den Sinn kamen, zur Prüfung mit:

„Der Doppelsinn, der in allen Lehren und Handlungen des A. T. liegt, daß nämlich außer der nächsten Bedeutung immer eine entferntere, allgemein mystische in ihnen enthalten ist, liegt nicht zufällig in der Sprache und Ansicht der Israeliten (am allerwenigsten im Mangel an Ausdruck), sondern in ihrer größeren Annäherung zur Ursprache, und dadurch zu einer näheren Beziehung zur innern und wahren Natur des Menschen. Denn jedes Wort und jede That eines jeden Menschen hat außer seiner nächsten Wirkung immer noch auf einen ganzen Ideen- und Thatenkreis einen bestimmenden, vorbereitenden und symbolischen Einfluß, wie der ins Wasser geworfene Stein außer seiner nächsten Aktion, wodurch er eine Stelle des Wassers aus ihrem Raum drängt und sich dafür hinsezt, noch unzählige Kreise auf der Wasserfläche hervorbringt. Keineswegs willkürlich ist daher der Vergleich des Volkes Israel mit der ganzen Menschheit und daher mit jedem einzelnen Menschen. Der Mensch aus der relativen Unschuld des Kinderlebens (Patriarchenlebens) hervortretend, begeht Sünde, und komt durch die Herschaft seiner Leidenschaften (die Söhne Jacobs bei Josef) in die Gewalt der äußeren Natur, die anfangs zwar nicht drückend erscheint, aber später recht das Sclavenjoch fühlen läßt (Aufenthalt in Egypten). — Nach Jahren des Taumels wird im besten Teil des Menschen der Glaube seiner Jugend wieder rege (der Gott eurer Väter), und durch dieses Edelste im Menschen (der Edelste im Volke, Moses) wird die Befreiung aus der Knechtschaft eingeleitet. — Aber der Mensch tritt nicht aus der Sclaverei in die Freiheit, sondern in den Kampf und die Entbehrung (die Wüste), und nach vielem Sinken und Emporsteigen besiegt er endlich, wann er gelernt hat, treu zu sein dem Gesetze, die äußern Feinde nach Besiegung der innern u. s. w. Das Gesez der Wahrheit dieser exegetischen Methode scheint mir aber noch nicht in den Naturwissenschaften nachgewiesen zu sein, worin es doch so deutlich liegt. Wir finden z. B. durch die ganze vergleichende Anatomie in einem Organismus Bildungen und Kräfte, die erst in einer höheren Ordnung und einer höheren Entwickelungsstufe, welche beide immer Hand in Hand gehen, ihre rechte Bedeutung erhalten. So zeigt die Pflanze in ihrer höheren Entwickelung Spuren von Irritabilität, die erst im Thierreiche, und so zeigen die Thiere geistige Thätigkeiten, die erst im Menschen erfüllt werden, wie in Jesus Moses und die Propheten, indem nicht blos ihre Lehren und Prophezeihungen, sondern auch ihr Leben seine Erscheinung symbolisch vorbereiteten. In dieser Ansicht allein erscheint Geschichte und Natur als ein Organismus, nach einem Gesetze geordnet, welches da ist die Weisheit (Sophia) und einem Herrn unterthan, welcher ist Christus. (Alle Bildungen der Erdorganismen deuten auf den irdischen Adam, wie alle Bilder und Handlungen der geistigen Menschen in allen Weisen und jedem Cultus auf den himlischen.)"

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 12. October. № 82.

Diderot.

II. (Fortsetzung.)

„Diese Reise", schreibt Diderot's Tochter, „kostete meiner Mutter viele Thränen." Er brante nicht blos für das verächtliche Weib, sondern arbeitete für sie und wandte ihr den Ertrag der schriftstellerischen Produkte zu, die in jene Zeit fallen. Charakteristisch für Diderot ist es, daß er das schmutzigste Buch, welches seiner Feder entstamt ist: „les bijoux indiscrets" (1745), dem buhlerischen Weibe dedicirte, so wie den Ertrag dafür überbrachte. Ob auch ein anderes Buch: „Essai sur le Mérite et la Vertu", nach Shaftesbury, wie Frau von Vandeul berichtet, demselben Zwecke gedient habe, lassen wir dahin gestellt sein. Rosenkranz zweifelt daran, weil es „eine zu ungeheuerliche Frivolität gewesen wäre, ein Buch über das Verdienst und die Tugend zu schreiben, um einer Maitresse Geld zu schaffen"; aber warum sollen wir einem Manne nicht eine solche Schamlosigkeit zutrauen, der, mitten in offenbarem Ehebruch lebend, sich immer noch als ein Mann von sehr strengen Grundsätzen, als ein tugendhafter Philosoph, als ein bon époux und bon père erschien? — Wie lange das Verhältnis mit der Puissieux gedauert habe, ist nicht ganz klar. Diderot's Tochter rechnet zehn Jahre, Rosenkranz meint, mit vier Jahren abkommen zu können. Gewiß ist, daß, als er den Umgang mit ihr abbrach, weil sie ihn hinterging — denn der Treuloseste fordert von Anderen noch immer Treue, — er nach „kleineren gemischten Liebeleien" ein neues dauerndes Band der Schande knüpfte. Als die vieldulbende Hausmutter nach Jahren eine zweite Reise nach Langres machte, fand sie ihren Gatten im Mittagsglanze seines Lebens mit einer gewissen Voland, der unjungfräulichen Tochter der Witwe eines Finanziers verbunden, der er sich sein ganzes übriges Leben widmete, indem er „seine Zeit zwischen seinen Studien und ihr teilte." Seinem armen gekränkten Weibe blieb nun wenig mehr, als die Mühe für den Treulosen zu kochen und dafür zu sorgen, daß der Haushalt nicht auf schmachvolle Weise in Trümmern falle. — Der Franzose Joguet, der unbedingteste Lobredner Diderot's, nennt ihn „einen der Geister, welche dem menschlichen Geschlechte die größte Ehre machen, einen von denen, worin Gott sich gefallen zu haben scheint, das Ideal zu verwirklichen, das alle großen Moralisten von uns fordern, um zu zeigen, daß es nicht unmöglich ist, es zu erreichen." Das finden wir begreiflich bei einem Literaten des jungen Frankreichs. Wir finden es auch begreiflich, wenn Varnhagen von Ense, der Mann der Berliner Salons, sagt: „Es wäre jezt nur ein Aufwand von scheinsamem Blödethun, wollte Jemand noch großen Lärm über die Anstößigkeit anheben, daß Diderot als verheirateter und schon bejahrter Mann mit einem unverheirateten Frauenzimmer in einem Liebesverhältnis lebte, welches von den beiderseitigen Angehörigen (auch von der schmachvoll vernachlässigten Gattin?) nicht nur gewußt und zugegeben, sondern sogar als unverfänglich angesehen wurde"; wenn aber Rosenkranz Diderot einen Mann nent, der „inmitten der herschenden Entsittlichung den Glauben an die moralische Idee bewahrt hat", — „der nicht aufhörte, ein vom Idealismus des Wahren, Guten und Schönen bis zur Ekstase begeisterter Mensch zu sein", — „der, wie er in einem langen Leben auch wandelte, sich immer an der Moralität, an Recht, Pflicht und Tugend festhielt, und zwar nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als Mensch": — so müssen wir fragen, nach welchem Compendium der Moral sich ein solches Urteil bilden konte? — Wir verlangen nicht einen bis zur Ekstase für alles Gute begeisterten Menschen, sondern nur einen Mann, der schlecht und recht wandelt nach der Väter frommen und keuschen Weise. Will man uns aber Denis Diderot als einen magister morum hinstellen, will man die erbärmlichen Velleitäten eines moralischen Schwächlings, das fortwährende Geklapper über vertu, honnêteté, grandeur, sensibilité, âmes nobles, die elenden Phrasen, wie unaussprechlich schön und angenehm und erhaben es sei, tugendhaft zu sein, wie es z. B. durch die comédie sérieuse: „le Père de Famille" hindurchgeht, für einen moralischen Halt ansehen, so müssen wir im Namen der Wahrheit dagegen aufs Entschiedenste protestiren. — Kehren wir zu Diderot's Lebensgange zurück, so finden wir ihn bald nach seiner Verheiratung auf dem besten Wege zu schriftstellerischem Ruhm und Erwerb. Von Uebersetzungen ging er zu Ueberarbeitungen, von diesen zu selbständigen Arbeiten über. — Zwischen den Jahren 1745—1749 erschienen in rascher Folge die Pensées philosophiques, noch auf deistischem Standpunkte, aber mit ihren epigrammatischen Spitzen gegen Pascal's religiöse Betrachtungen gerichtet, die schon erwähnten Bijoux indiscrets, von denen Thomas Carlyle sagt: „Sollte irgend ein Sterblicher, und wäre es ein Recensent, wieder gezwungen werden, einen Blick in dieses Buch zu werfen, so möge er sich dann in fließendem Wasser baden, frische Kleider anziehen und unrein

sein bis auf den Abend"; — seine Promenade du sceptique, eine frostige Allegorie, in der das Alte und Neue Testament parodirt, alles Hohe und Edle in den Staub gezogen, und nur die Lust und die Selbstsucht als das Siegende und Wirkliche bleibt, — das Ganze nach Inhalt und Form so trostlos, daß selbst Rosenkranz von demselben „in einer düstern und unerquicklichen Stimmung scheidet"; — endlich die „Lettre sur les Aveugles", ein Brief, der dem Verfasser in den Augen Lessings den Ruhm eines der Weltweisen einbrachte, welche „in Gängen voll Nacht zum glänzenden Thron der Wahrheit leiten", in seinem Vaterlande aber ein unfreiwilliges dreimonatliches Quartier in Vincennes. — Uns ist dieser Brief besonders darum wichtig, weil wir Diderot hier schon auf der schmalen Grenzlinie zwischen Scepticismus (den er später in der „Unterhaltung mit d'Alembert" mit Buridan's Esel vergleicht, der, zwischen zwei große Heubündel gestellt, lieber verhungert, als daß er sich entschließen mag, welches von beiden er zuerst angreife) und Atheismus, Naturalismus und Materialismus finden. Es offenbart sich dieses in der Stellung, welche Diderot zu dem System einnimt, das der bekante Englische Mathematiker Saunderson vertrat, der, obgleich völlig blind, doch seine Schüler die Optik lehrte. Wir finden den blinden Denker auf dem Sterbebette, wo er sich mit einem geschickten Geistlichen, Gervasius Holmes, über die Existenz Gottes unterhält. Auf die Aeußerung des Sterbenden, daß, wenn er an Gott glauben solle, er ihn müsse tasten können, hatte der Geistliche ihm erwidert, daß er seine Hände nur auf sich selbst zu legen brauche, um die Gottheit in dem bewunderungswürdigen Mechanismus seiner eigenen Organe zu fühlen; zugleich berief er sich auf die Ueberzeugung eines Newton, Leibnitz, Clarke. Aber weder das Stück eines teleologischen Beweises, noch die Autorität eines Mannes, wie Newton, machten einen Eindruck auf den sterbenden Zweifler. „Das Zeugnis Newton's", sagte er, „könne für ihn, den Blinden, nicht so stark sein, als das der ganzen Natur für Newton." Nun entwickelte er — und das ist das Interessante für uns — schon damals die Grundzüge der Theorie Darwins, die in unseren Tagen einen so gewaltigen Rumor gemacht hat. „Wollte man auch für den gegenwärtigen Zustand der Welt die bewunderungswürdige Ordnung derselben anerkennen, so hindere doch nichts, in der Phantasie bis zum Chaos zurückzugehen, in welchem alle Wesen wieder untergingen, deren Organismus einen inneren Widerspruch enthielt. Ja, der Mensch selbst hätte durch irgend einen Fehler seiner Organisation unter den Molecülen der Materie leicht wieder verschwinden und ein nur mögliches Wesen bleiben können. .... Was sei diese Welt? Eine Composition, die unaufhörlichen, auf Zerstörung gerichteten Umwälzungen unterworfen ist; eine rasche Folge von Wesen, die sich drängen und verschwinden, eine vorübergehende Symmetrie, eine momentane Ordnung."

(Schluß folgt.)

Die Landeskirche.

Ein Vortrag.

Der Begriff Landeskirche, oder vielmehr der Ausdruck Landeskirche, denn der Begriff ist mildest noch Problem, hat dadurch eine große Wichtigkeit gewonnen, daß der Hochw. Oberkirchenrath zu Berlin denselben in Documenten für brauchbar erachtet. Ist ja in unsern Händen der Entwurf für die Provinzial-Synodal-Ordnung, gegeben behufs weiterer Entwickelung der Verfassung der evangelischen Landeskirche Preußens. Evangelische Landeskirche?!

Wir haben uns zuerst zu vergegenwärtigen, daß diese Bezeichnung eine sehr ungewöhnliche sei. Nicht in dem Sinne, als ob nicht in allerlei Zeitschriften, Broschüren, auch wissenschaftlichen Werken der Ausdruck „Landeskirche" vorkäme; aber doch nur, wie ein römisch-katholischer Geistlicher uns „Herr Amtsbruder" nent, ohne dadurch die Reformation anerkennen zu wollen. In Schriften, welche concrete Verhältnisse begründen, in welchen der Ausdruck genau mit Wirklichkeit und Recht übereinstimmen soll, in Verfassungsdocumenten, Concordaten und Friedensschlüssen wird zuerst in den Erlassen des Hochw. Oberkirchenraths, betreffend die Herstellung von Synodalstufen, von einer evangelischen Landeskirche gesprochen. Die alten ehrwürdigen Väter der evangelischen Kirche, Spener eingeschlossen, mit ihren klaren Köpfen, festen Herzen und zarten Gewissen, haben wol nie von einer sächsischen, schwedischen, dänischen, hamburgischen, lübbischen Landeskirche geredet; gewiß, der stehende Ausdruck ist: ecclesia augustanae confessionis in ditione etc. Nicht die kurfürstliche Landeskirche, sondern die Kirche Augsburgischen Bekentnisses in Ew. Kurfürstlichen Gnaden Landen, die Kirche Augsburgischen Bekentnisses in dieser guten Stadt Hamburg. Ganz ebenso Calvin und die Reformirten; sogar in England fehlt der Ausdruck Landeskirche. Das Common Prayerbook ist to the use of the united Church of England and Ireland. Es ist ganz etwas anders, die Kirche Englands oder die Kirche Schottlands und die englische oder schottische Landeskirche, und gleichwol stammen eine Anzahl Secten daher, weil man „Englands und Schottlands" mehr betonte, als „Kirche". Wie die Alten, so war man auch in neuesten Zeiten andernfalls sehr vorsichtig im Ausdrucke. Als die Verfassungsgesetze für die evangelische Kirche in Bayern gegeben wurden, wählte man folgende Form: Edict über die innern kirchlichen Angelegenheiten der Protestantischen Gesamtgemeinde im Königreiche Bayern. In der Kirchenordnung für Westfalen und die Rheinlande ist von einer Landeskirche nicht die Rede, es heißt: Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinden der Provinzen W. und Rh. Als vom Jahre 1817 ab Vereinbarungen deutscher Fürsten mit dem römischen Stuhle getroffen und die päpstlichen Bullen unter landesherlicher Sanction bekant gemacht wurden, drückte man sich über die eigne Kirche in diesen Worten aus: in Preußen: unbeschadet der Rechte der evangelischen Kirche des Staates (nicht

Staatskirche); Würtemberg: ohne daß etwas daraus hergeleitet werden könte, was den Rechten der evangelischen Confession und Kirche entgegen wäre; Hannover: unbeschadet der Rechte der evangelischen Kirche im Königreiche. Nicht minder weiß die preußische Verfassung von keiner Landeskirche. Der betreffende §. lautet: die evangelische und die römisch-katholische Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig. Noch im Jahre 1864, als in Hannover eine Synodalordnung erlassen wurde, galt dieselbe der lutherischen Kirche im Königreiche.

Der solenne Ausdruck „evangelische Landeskirche" ist aber nicht blos ungewöhnlich und unherkömlich, sondern auch bedenklich. In allen solchen Zusammensetzungen ruht der Nachdruck auf dem Mittelworte. Als der Schrei nach allgemeiner Volksbewaffnung durch die Welt ging, kam es weniger auf das „allgemeine" und die Waffentüchtigkeit an, sondern darauf, daß das „ächte" Volk die Waffen in die Hand bekomme, und auch bei der evangelischen Landeskirche möchten die natürlichen Landesgeister das Evangelische und die Kirche überwuchern. Den Einfluß der Namen wird kein Einsichtiger verkennen, und hier werden um so mehr Bedenken obwalten, als nicht blos die Landeskirche, sondern noch weiter die deutsche Nationalkirche in der Luft liegt. Wir sollen aber grade den Geistern widerstreben, welche in der Luft herschen.

Ueberdies ist der Ausdruck „evangelische Landeskirche" sehr unklar. Landeskirche und Staatskirche kann nicht dasselbe sein sollen, da auch der Hochw. Oberkirchenrath gewiß gerechte Bedenken getragen haben würde, unser kirchliches Gemeinwesen eine Staatskirche zu nennen. Wenigstens würde durch eine solche Bezeichnung die etwas gespante Stellung desselben zur Landesvertretung sich nicht gebessert haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach Wortlaut und Sinn der Verfassung die Kammern uns nimmermehr als Staatskirche anerkennen werden. Landeskirche ist aber auch nicht Kirche unter landesherlichem Regimente, wie Bayern exemplificirt, wo die römisch-katholische nicht, die lutherische und unirte Kirche der Pfalz unter dem katholischen Landesherrn stehen. Sehr einfach und unschuldig scheint es, zu sagen, die Landeskirche sei diejenige, zu welcher die Mehrzahl der Einwohner eines Landes gehöre. Die Sache muß aber doch einen Haken haben, um dessentwillen man z. B. in Frankreich nur von der Kirche der Mehrzahl der Franzosen redet. Man lasse sich die Mühe nicht verdrießen, alle irgend zugänglichen Kirchenrechtslehrer nachzuschlagen, um zur Klarheit über den Begriff Landeskirche zu gelangen, und man wird bei den meisten gar nichts finden. Man hat eine Zeit dem seligen Dr. Stahl von links her nachgesagt, daß er den Beruf habe, die Bedürfnisse des preußischen Staates auf die philosophische Formel zu bringen. Sein Austritt aus dem Oberkirchenrathe hat die Anklage nicht bestätigt. Es gibt aber bestimt Kirchenrechtslehrer, welche als die Pionire der Tendenzen des preußischen Kirchenregiments erschienen. Den Kirchenrechtslehrer Jakobson in Königsberg umgibt dieser Schein, zu den Specialwaffen der geistigen Armee Preußen zu gehören, und er redet in seinem Kirchenrechte von der Landeskirche. Aber eine Erklärung, Aufschluß, Definition, die rechtliche oder philosophische Formel ist auch bei ihm nicht, er komt über die schöne blaue Idee und wissenschaftliche Tendenz nicht hinaus. Wie man aber Landeskirche auch definiren möge und man hat bei der großen Unklarheit der Sache den allergrößten Raum zur Willkür, immer wird die Bezeichnung Landeskirche für uns eine Unwahrheit bleiben. Innerhalb der Union in den alten Provinzen sind Lutherische und Reformirte, die solches sind und solches bleiben wollen, sind andere Evangelische, die keine publica doctrina haben, keine begehren, sondern als Fessel verwerfen; aber auch, wenn wir in der Union einig wären, wären wir dennoch in der Minorität in unserm größer gewordenen Vaterlande. Was aber uns recht würde den andern billig sein, und würden wir so 4 — 5 Landeskirchen im Königreiche Preußen bekommen, denn im Lande sind sie alle drin. Was es mit unserer Landeskirchlichkeit auf sich habe, erhellen zwei Thatsachen auf das allerschlagendste. Unsere oberste kirchliche Behörde, der Hochw. Oberkirchenrath, von der Landesvertretung nicht anerkant, die Gelder für denselben auf dem Etat gestrichen; zum andern die Aussichten auf unsere Provinzialsynoden getrübt durch die Frage, woher die 2000 — 3000 Thlr. für die Abhaltung derselben. Lassen sie uns in den Kreissynoden die Landeskirche streichen und die vorsichtigen Ausdrucksweisen erneuern. Ich habe das aufrichtige Bestreben, in christlicher Demütigkeit gegen meine kirchlichen Obrigkeiten zu leben, aber ich kann mir dadurch mein Gewissen und die Klarheit der Augen nicht trüben lassen und muß bekennen, die Landeskirche sticht mir in die Augen, daß sie mich schmerzen. Ich bin kein Gegner der Synodalverfassung, obwol ich die theologisirenden Theorien und Philosopheme gerne erlasse, welche ihre alleinige Heilsamkeit, ja Conformität mit der Stiftung und dem Willen Christi, der Tendenz der Apostel erweisen sollen. Die Synoden auch mit Laien sind nicht gegen die Schrift und das genügt mir, um auf denselben zu erscheinen, auch dort mein gutes Recht und Ueberzeugung zu vertreten. Unsere Zustände sind nicht von gestern her, sind nicht kurzer Hand wol gar in revolutionärer Weise zu bessern; aber sollte man mit der Landeskirchlichkeit den sogenanten Confessionalismus ersticken wollen, so sehe man doch ja zu, was man thut. Wir sind keine Agitatoren, haben der Synoden nicht begehret, obschon grade die Synoden darthun werden, daß eine Kirche ohne publica doctrina auf die Dauer nicht bestehen kann; wir werden auch für die Zukunft unter dem 4. Gebote nur conservative Wege gehen, aber wir fürchten auch den Einsturz der Welt nicht. Die Synoden sind nach der einen Seite ein Appel an die Gemeinden, und wie vorsichtig dieselben auch geleitet werden, entweder sterben sie an der Stickluft ab, oder es komt auf ihnen zum Ausspruche dessen, was auf dem Gebiete der Religion im Volke wirklich vorhanden ist. Im Volke selbst ist es aber anders, als in den Anschauungen auch hochstehender Theologen; es drängt das wirkliche Leben weit mehr zu einem scharfen „entweder oder", als daß es dem unfaßbaren „sowol als auch"

Raum ließe. Man sehe die Kirchengeschichte durch, man sehe Amerika an, populär sind schließlich die scharfen Ausprägungen, nicht auch die allerduftigsten Unbestimtheiten. Wir sind nicht für den Appel an das Volk, wol gar an die Leidenschaften, sondern für die Treue gegen Gottes Wort. Auch deswegen, wenn es sein kann, die Kirche Augsburgischen Bekentnisses in den alten Provinzen Preußens, um so mehr, als wir nach dem Catechismus doch die eine Kirche (credo unam) lehren müssen und die Einheit nicht im Regimente, noch im Cultus, noch in den Ceremonien, sondern in der Lehre liegt. Je mehr Klarheit und Wahrheit, um so mehr wird sich auch der Geist der Mäßigung und der Milde finden. Nur wenige Geistliche pflegen Kirchenrecht zu studiren, obwol ein Hirte der Herde nicht blos Speise und Trank, sondern auch Ordnung und Zucht schuldet; es würde die harmlose Aufnahme des Ausdruckes Landeskirche nur darthun, wie tief wir mit unseren kirchlichen Verhältnissen in allerlei Unklarheiten verflochten sind.

Nachrichten.

Provinz Posen.

(Schluß.)

Die Majorität sprach sich zwar nicht principiell gegen die itio in partes aus, erachtete aber dieselbe in einer Versamlung, wie die Provinzial-Synode, welcher keinerlei administrative und legislatorische Befugnisse beigelegt werden, welche vielmehr ihr Recht und ihre Pflicht, über die Reinheit der Lehre in Kirchen und Schulen zu wachen, nur in der Weise auszuüben habe, daß sie nach vorgängiger Verhandlung ihre deßfalsigen Anträge an die kirchliche Behörde richte, nicht für absolut geboten. Unter Hinweis auf andre Versamlungen, deren Mitglieder gleichfalls ohne Ausnahme über Gegenstände zu berathen und zu beschließen hätten, für welche nicht bei allen ein gleiches Interesse und Verständnis vorauszusetzen sei, insbesondere auf die Abteilungen für Kirchen- und Schulwesen bei den Königlichen Regierungen, deren evangelische und katholische Mitglieder gleicherweise (!) die äußeren und inneren (!) Angelegenheiten der evangelischen und katholischen Schulen nicht blos zu berathen, sondern auch zu verwalten hätten, ohne daß ihnen für die rein internen Fragen eine itio in partes vorgeschrieben sei *), sprach die Majorität die zuversichtliche Erwartung aus, daß die Mitglieder der Synode, welcher Confession sie auch angehören mögen, vermöge der bei ihnen vorauszusetzenden sittlichen und intellektuellen Reife, jederzeit einen Standpunkt einnehmen werden, von welchem aus es ihnen möglich sein wird, confessionelle Fragen mit vollkommenster Unbefangenheit und Objectivität des Urteils zu behandeln.*)

Zu §. 8 beantragte die Minorität hinter den Worten: „Die Beschlüsse werden nach absoluter Majorität der Anwesenden gefaßt", einzuschalten: „Wenn in Glaubens- und Gewissenssachen die Minorität durch den Beschluß der Majorität sich vergewaltigt sieht, so steht dieser Minorität zu, zu verlangen, daß ihr Widerspruch gegen den Majoritätsbeschluß im Protokoll vermerkt und dieser Widerspruch mit ausdrücklicher Motivirung zur Kentnis der Kirchenbehörde gebracht, daß auch für den Fall, daß die Kirchenbehörde den Majoritätsbeschluß ihrerseits nicht glaubt aufheben zu dürfen, die bezügliche Sache der nächsten Provinzial-Synode vorgelegt werde."

Für diesen Antrag erklärten sich nur 5 Stimmen. Die Majorität lehnte denselben mit 9 Stimmen ab, weil sie besorgte, daß die Unbestimtheit und Dehnbarkeit der Ausdrücke: „in Glaubens- und Gewissenssachen" und „sich vergewaltigt sieht" jeder Minorität einen willkommenen Anlaß und Vorwand bieten würde, durch Festhalten ihrer abweichenden Ansichten die Verhandlungen der Provinzial-Synode in die Länge zu ziehen und zu erschweren und die kirchliche Oberbehörde mit unmotivirten Anträgen zu behelligen.

Gegen §. 10, welcher bestimt, daß am Tage nach der Eröffnung der Synode ein feierlicher Synodal-Gottesdienst mit der Feier des heiligen Abendmals stattfinden solle, bemerkte die Minorität mit 4 Stimmen, daß so lange die Spendeformel-Frage noch Gegenstand des Streites sei, es besser wäre, wenn die gemeinschaftliche Abendmalsfeier unterbliebe; bis zum Austrage der streitigen Frage würde es nie dahin kommen, daß die sämtlichen Mitglieder der Synode sich an dieser Feier beteiligten, womit aber zugleich der thatsächliche Beweis geliefert werden würde, daß es mit dem Anschluß der Provinzial-Synode an die landeskirchliche Organisation, wonach die leztere nicht durch den Confessionsbestand bestimt sei, nicht so stehe, wie der Entwurf aussage; die sich ausschließenden Mitglieder würden aber auch leicht in eine schiefe Stellung zu den übrigen gerathen und die Zielscheibe offener oder verdeckter Angriffe werden, was auf die Verhandlungen der Synode den nachteiligsten Einfluß ausüben müßte. Aus diesen Gründen stellte sie den Antrag, es müßte bestimt werden, „daß der Synodal-Gottesdienst ohne Abendmalsfeier abgehalten werde, oder daß es der Synode bei ihrem jedesmaligen Zusammentritt überlassen bleibe, den Gottesdienst mit oder ohne Abendmalsfeier abzuhalten."

Diesen Ausführungen gegenüber machte die Majorität geltend, daß die Zahl der von dem gemeinschaftlichen Abendmalsgenuß sich ausschließenden Mitglieder der Provinzial-Synode voraussichtlich überall nur eine geringe sein werde; es würde sich daher kaum rechtfertigen lassen, wenn mit Rücksicht auf diese geringe Anzahl das Kirchenregiment der großen Mehrzahl derjenigen, welchen es Herzenssache und Bedürfnis sein würde, gemeinschaftlich das heilige Abendmal zu genießen, den großen Segen dieser Communion durch eine ausdrückliche gesezliche Bestimmung verschließen wollte; die Befürchtung aber, es

*) Abgesehen davon, daß die obige Auseinandersetzung dem Außenstehenden zunächst unklar bleibt, findet zwischen der Regierungsbehörde und der Synode der große Unterschied statt, daß, während die erstere nur die ihr gegebenen gesezlichen Bestimmungen bei der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten richtig anzuwenden hat, die leztere dazu berufen ist, zur Neugestaltung der Kirche mitzurathen und zu thaten. Daß Reformirte lutherische Interessen fördern sollen und umgekehrt, ist und bleibt ein wunderlich und widernatürlich Ding. Anm. d. Eins.

*) Eine objective Behandlung confessioneller Fragen vom Standpunkt der Union ist doch wol unmöglich. Anm. d. Eins.

könte die in dem Entwurf enthaltene Anordnung eine Quelle des Streites und des Zwiespaltes oder gar der Anfeindung für die sich ausschließenden Synodalen seitens der übrigen werden, erschien durchaus unbegründet; von der Einsicht derjenigen Geistlichen und Laien, welchen die Ehre zu Teil werden würde, zur Provinzial-Synode einberufen zu werden, lasse sich zuversichtlich erwarten, daß sie etwaige Gewissensbedenken ihrer Consynodalen richtig würdigen und brüderlich tragen würden*); wie denn auch ein hervorragendes Mitglied der Kreissynode aus der Zahl der Aeltesten aus seiner eigenen Erfahrung heraus versichern konte, daß auf der im Jahre 1846 abgehaltenen General-Synode die Nichtbeteiligung einiger Mitglieder derselben an dem gemeinschaftlichen Abendmalsgenusse keinerlei Anlaß zum Zwiespalt gegeben habe.

Außer den vorerwähnten zu den §§. 1, 6, 8 und 10 gemachten Abänderungsvorschlägen confessioneller Art wurden noch zu den §§. 2 und 12 Anträge anderer Art gestellt.

Zu §. 2 wurde bemerkt, aus Rücksicht auf die wichtige Stellung, welche die Kirchenpatrone in den Gemeinden einnehmen, erscheine als Recht und Pflicht, daß auch ihre Stimmen in der Provinzial-Synode gehört würden, weshalb bestimt werden möchte, „daß wenigstens die Hälfte der zu ernennenden 6 Ehrenmitglieder aus der Zahl der Kirchenpatrone genommen werden müsse."

Hiergegen wurde geltend gemacht, daß durch eine solche die Provinzial-Synode bei der Auswahl der Ehrenmitglieder beschränkende und bindende Bestimmung in solchen Provinzen, wo es an qualificirten Kirchenpatronen fehle, große Verlegenheiten und Unzuträglichkeiten hervorgerufen werden könten, daß aber unzweifelhaft da, wo eine genügende Anzahl durch kirchlichen Sinn und Intelligenz hervorragender Kirchenpatrone vorhanden sei, dieselben ohnehin des ihnen gebührenden Rechtes teilhaftig werden und vorzugsweise zur Ehrenmitgliedschaft an der Provinzial-Synode gelangen würden. Hiernach fiel der Antrag mit 3 gegen 11 Stimmen.

Weiter wurde von einem Mitgliede der Synode zu §. 2 angeführt, daß, wenn daselbst gesagt werde: „Die durch Wahl der Synoden und Fakultäten bestellten Mitglieder sind nur für die jedesmalige Synodal-Periode gewählt," in diesem Passus unter „Synoden" nicht die Provinzial-Synoden, sondern die Kreissynoden verstanden werden müßten, und anzunehmen sei, daß die von der Provinzial-Synode „ernanten" Ehrenmitglieder ihr Ehrenamt lebenslänglich bekleiden sollten; dadurch aber werde der ersten Provinzial-Synode im Verhältnis zu allen folgenden eine zu große Befugnis eingeräumt, indem diese lezteren an die Beschlüsse der ersteren in dieser Beziehung ein für alle Mal gebunden bleiben.

Es wurde daher der Antrag gestellt, es möchte ausdrücklich bestimt werden, „daß die Ehrenmitglieder der Provinzial-Synode nur für die Dauer der Sitzung oder doch nur für 6 Jahre ernant werden sollten."

Die Synode erkante die Richtigkeit der Interpretation des §. an, und als Tendenz desselben, daß die Ehrenmitglieder lebenslänglich fungiren sollten, schloß sich aber der weiteren Folgerung nicht an. Mit dem Wesen der Ehrenmitgliedschaft, so wurde ausgeführt, vertrage sich nicht eine so kurze Dauer derselben; unterbliebe seitens einer späteren Provinzial-Synode die Erneuerung der von einer früheren ausgesprochenen Ernennung, so würde dem betreffenden Ehrenmitgliede ein öffentlicher Schimpf angethan; und die Aussicht auf eine solche Eventualität würde manche hervorragende Persönlichkeit abhalten, die Ehrenmitgliedschaft anzunehmen.

Der Antrag fiel schließlich mit 3 Stimmen gegen 11 und der §. 2 wurde unverändert angenommen.

Schließlich wurde zu §. 12, nach welchem die einzurichtende Provinzial-Synodalkasse die ihr erforderlichen Mittel aus den Kreis-Synodalkassen beziehen soll, einstimmig beantragt, „daß die für die Provinzial-Synode erforderlichen Mittel aus Staatsfonds resp. aus den vom Staate eingezogenen kirchlichen Gütern übernommen, eventualiter die Gemeinde-Kirchenräthe über die Zahlung von Beiträgen zur Provinzial-Synodalkasse gehört werden möchten."

Die Synode konte der in den Motiven zu dem §. ausgesprochenen Behauptung gegenüber, daß eine rechtliche Verpflichtung, die Kosten der Provinzial-Synode auf Staatsfonds zu übernehmen, nicht bestehe, die Frage nicht zurückhalten, ob denn für die Gemeinden eine rechtliche Verpflichtung bestehe, sich mit der Aufbringung der qu. Kosten belasten zu lassen, und meinte, die evangelische Kirche könte wol mit Recht verlangen, daß der Staat ihre Dotation in entsprechender Weise erhöhe, wie die katholische Kirche von ihm dotirt ist.

So wurde denn der vom Consistorio vorgelegte Entwurf mit Ausnahme des lezten §. von der Kreis-Synode zu Samter angenommen. Ob aber durch diese Annahme das Gebet des Vorsitzenden, der Herr möge Geist und Gnade geben, daß aus den Berathungen der Synode der Kirche Heil und Segen erwachse, erfüllt ist, das ist die Frage.

Wohl allen denen, die da glauben, daß der Herr seine Kirche nicht durch Majoritätsbeschlüsse regiert!

*) Diese Anschauungen finden eine thatsächliche Widerlegung durch die Vorgänge auf der Rheinisch-Westfälischen Synode und werden sich im Grunde auch auf allen zukünftigen Synoden als trügerische Hoffnungen erweisen, insofern es gar nicht anders möglich ist, als daß die Einen von den Andern entweder als exclusiv confessionell oder als lax confessionell werden angeschuldigt werden. Anm. d. Eins.

Der zweite Deutsche Protestantentag

hat am 26. und 27. Septbr. in Neustadt an der Haardt getagt. Noch in lezter Stunde hat Neustadt seine Thore aufgethan, um ihn aufzunehmen. Zuvor war Berlin die Ehre zugedacht, und es wäre auch, so äußerte P. Thomas von da, für diese Stadt eine „große Ehre und Freude" gewesen, indeß es lag an „äußern Umständen und Verhältnissen, an verspäteter Berathung," daß Nichts daraus wurde; die protest. Freunde seien doch von Oben her genötigt gewesen zu fehlen; denn man habe im Sinne gehabt, sie gerade auf diese Tage amtlich zur Kreissynode einzuberufen; überhaupt sei Berlin ein ungeeigneter Ort für dergl., er müsse das mit tiefer Beschämung aussprechen. So hat denn der Vorstand des pfälz. protest. Vereins eingeladen und diese Einladung war willkommen. Die protest. Männer der Pfalz hatten

sich aufgemacht, gehorsam der Weisung des „summus episcopus der Pfälz. Kirche“ (Herrn Gerber Exter von Neustadt, dem 2. Präsidenten ward diese Würde durch Schenkels Mund zugeteilt) und man hatte nicht versäumt, die Häupter der protest. Bewegung in Stadt und Land zur Pilgerfahrt nach Neustadt dringendst aufzufordern; die Direction der pfälz. Bahnen hatte durch Bewilligung freier Rückfahrt auch den Unbemittelten die Reise möglich gemacht. Jeder beeilte sich, seinem eignen Lichtlein neues Oel von den großen Lichtern des Protestantenvereins, Schenkel und Genossen, zuführen zu lassen, um weiterhin die pfäffischen Bestrebungen zur Verfinsterung und Verdummung des pfälz. Volkes immer unmöglicher zu machen. So sah man denn in Neustadt eine nicht uninteressante Schaar von protest. Männern versammelt, den alten Sontagskirchenrock nebst zugehörigem Hut des Bauern von der Väter Zeiten her neben dem modernen Gewande des aufgeklärten und freisinnigen pfälz. Bürgers, alle einig in dem Vorsaz, die Fesseln der hierarchischen Bevormundung sprengen zu helfen. Ein kostbarer Genuß mußte für sie der Hauptvortrag des ersten Tages sein, gehalten von Dr. Schenkel über die Bedeutung der Union in der Gegenwart. Nicht unvorbereitet waren die Gemüter für Schenkel's Worte; denn bereits im Laufe des Sommers hatte der protest. Verein der Pfalz seinen Mitgliedern — und deren zählet er circa 18,000, auch in fast allen Dörfern und Dörfchen, in manchen 50—70 — Schenkels Schrift über die gegenwärtige Lage der protest. Kirche in Preußen und Deutschland mitgeteilt. Hatte man sich schon erbaut an den Kraft- und Saftstellen dieser Schrift, so war es doch von besonderem Interesse, den Verfasser selbst von Angesicht zu Angesicht zu sehen und seinen Worten lauschen zu können; und das beifällige Lachen und Nicken der Köpfe zeigte, wie sehr die Rede Schenkels und seine Redeweise die Sympathien der pfälzer protest. Männer weckten. Zehn Thesen über das Princip der Union gestellt von Dr. S. waren verteilt; ihr Hauptinhalt ist kurz folgender: die Union ist der thatsächliche und rechtliche Ausdruck für das moderne protest.-christliche Bewußtsein, daß der Schwerpunkt des Christentums nicht auf dem kirchlichen Dogma, sondern auf der christlich-sittlichen Lebensgemeinschaft beruhe. Die Lehrbewegung ist von den herkömlichen dogmatischen Schranken befreit. Wo rechte Union besteht, da ist die Gebundenheit an die Autorität der Bekentnisschriften fernerhin ein sittliche Unmöglichkeit. In den Bekentnisschriften sind die Grundsätze enthalten, aus welchen die christlich-sittliche Lebensgemeinschaft der Protestanten ihren Ursprung genommen. Die wissenschaftliche freie Richtung ist in gleicher Weise wie die sogen. bekentnismäßige berechtigt, sich einen Ausdruck in öffentlicher Lehre und kirchlichem Leben zu geben. In Widerspruch mit dem wahren Princip der Union und der protest. Geistesfreiheit steht die sogen. Consensusunion, welche auf der Voraussetzung beruht, daß mit Ausnahme der Unterscheidungslehren die ganze Lehrsubstanz der Bekentnisschriften noch immer rechtlich und moralisch verbindlich sei. Die Union besteht in Abendmalsgemeinschaft und Einheit des Kirchenregimentes; dabei doch aber freie dogmatische Lehrbewegung. Das Ziel: die deutsche protest. Nationalkirche. Einstweilen ist dahin zu wirken, daß der Gleichberechtigung der wissenschaftlich freien mit der sogen. bekentnismäßigen nicht nur kein weiteres kirchenregimentliches Hindernis in den Weg gelegt, sondern daß dieselbe kirchenrechtlich anerkant werde. — — Es konte von vorn herein erwartet werden, daß der Vortrag Dr. S.'s gespickt sein würde mit Ausfällen jeder Gattung gegen seine Gegner und die Andersdenkenden; denn wenn irgend einer, so ist Dr. S. als das Urbild eines kirchlichen

Demagogen dazu geeignet und darauf aus, den Zorn, Haß und die Leidenschaften der Massen wachzurufen gegen die Diener der Kirche und die Inhaber des Kirchenregiments; und doch kehren bekantlich in seinem Munde immer wieder die Reden vom Geist der Liebe und Toleranz, und schon auf dem ersten Protestantentag zu Eisenach sprach er die Versicherung aus, daß er seinen Gegnern von ganzem Herzen verziehen habe. Ein Blick auf seine Schriften und Reden überzeugt uns sofort von der Unwahrheit dieser Beteuerungen. In der unwürdigsten Weise wurden denn auch hier die den seinigen entgegengesezten Anschauungen durch die Art und Weise des Ausdrucks und der Geberde dem Lachen der Menge preisgegeben — und er wußte, mit welchen Potenzen er zu rechnen hatte, wußte, daß immer dann die Aufmerksamkeit der Zuhörer sich steigern würde, wenn er Ausdrücke wählte, die dem Sinn und Verstand der kirchenentfremdeten Menge sofort eingingen. So redete er von der vielfachen klerikalen Selbstüberhebung der Geistlichen, sie hielten sich mit ihrem „Zungenreden in wunderlichen Räthseln für ganz aparte Menschen“, sie seien aber nicht die „Herren Vormünder“ der Gemeinden; die Gemeinde müsse selbst zum Wort kommen, brechen mit dem mittelalterlichen römisch-katholischen Erbrest; die „theologische Zunft“ lebe vielfach in einem abgeblaßten römischen Katholicismus, sie fühle selbst ihre Ohnmacht und Unfähigkeit, die Gemeinden müßten von diesen „Sandsteppen des Formeldienstes auf grüne Auen“ (!) weiterschreiten; ihnen sei nicht gedient mit „mythologischen Wesen ohne Fleisch und Blut“, durch „die Herren Theologen“ würden die Gespenster und Larven des Mittelalters der Jeztzeit dargeboten, dem gegenüber seien die Gemeinden zur Selbstregierung berufen, eine von der Hierarchie unabhängige geistlebendige Union ins Werk zu setzen. Die Consensusunion nent S. einen Baum ohne Wurzel, einen Brunnen ohne Wasser; den Unionstheologen fehle Mut und sittliche Energie; sie haben die „beglückende Entdeckung“ gemacht, daß man in der unirten Kirche noch viel mehr glauben müsse, als in der confessionellen. Die Kirche soll aufhören eine Dogmenanstalt zu sein. Der „Zauber des Mysteriums“, den die Theologen um sich behalten und wahren möchten, muß ihnen genommen werden. Wir wollen keine Heuchler und Schleicher sein, aber auch nicht als rechtlose Subjecte behandelt werden; wir wollen darum nicht zurückgesezt sein, weil wir mehr arbeiten als die Andern.

P. Thomas aus Berlin: Ihm hat Dr. S. „Erbauung und Genuß“ geboten; mit ihm stimt er „ganz und vollständig“ überein. Er betont wiederholt, mit welcher Beschämung er hier stehe, er allein von Berlin (Dr. Krause, der Correferent, war durch Krankheit am Kommen verhindert); er bittet, in Preußen zu unterscheiden zwischen dem, was leicht oben auf schwimt und das Heft zur Zeit in der Hand hält und dem verborgenen tiefen Grunde; bringt Gruß und fröhliches Frischauf aus Berlin. Es würde auch dort besser stehen, wenn die Gemeinden mehr wüßten, warum es sich handelt, wenn sie überall in dem Bewußtsein und der Ueberzeugung ständen wie in Bahn und Königsberg in der Mark. Seit lange sei in Preußen von den Königen die Union erstrebt. Friedrich der Große habe das sehr tiefe und christliche Wort gesprochen: Jeder solle nach seiner Façon selig werden. Er gedenkt Friedr. Wilh. III. und Schleiermachers, den Gott nur vor seinen Freunden bewahren möge; er mit seinen Freunden steht erst recht im Glauben der Väter, nur vertiefen, reinigen und befreien von verderblichen Fesseln wollen sie ihn. Die Union ist ihm das Zusichselbstkommen der Reformation, die Reformation der Reform; sie ruht auf Jesus Christus als dem einigen Grund, nach der

heil. Schrift in freier Forschung durch den freien Glauben angeeignet. Er wendet sich gegen den Gedanken Dr. Schenkels, daß die liberalen Protestanten mit den liberalen Katholiken zusammentreten müßten. Das sei nicht möglich; die röm. Kirche muß knechten, sie kann nicht anders, sie muß unbedingten Gehorsam fordern. Unsere evang. Kirche lebt in dem Bewußtsein: Nicht daß ich es schon ergriffen hätte ꝛc. Er wendet sich sodann gegen den klerikalen Hochmut vieler Confessioneller, denen doch alle brüderliche Einheit fehle, von denen Einer nach dem Andern zum Ketzer werde. Der Confessionalismus ist ihm die Tödtung des Glaubens.

Präsident Bluntschli von Heidelberg will auch einige Aehren lesen auf dem fruchtbaren Felde. Die Union ist nach ihm der größte Fortschritt seit der Reformation; von der Herschaft der Schule, die im Mittelalter notwendig, jezt nicht mehr, wollte die Union befreien. Es gibt kein Dogma von Christo. Die ursprünglichen Stifter des Christentums, Buddhaismus und Islam haben keine Dogmen gelehrt. Das Dogma ist nur Ausdruck des Glaubensbewußtseins einer Zeit, seine Aufstellung nicht zu tadeln, aber es ist keine Fessel für Andere. Jede Fassung des Dogmas als bindenden Gesetzes sezt eine absolute Autorität voraus. Unsere Kirche kent keine absolute Autorität. Die Gefahr liegt nahe, daß die denkenden Menschen unterdrückt und Heuchler werden müßten, und die Massen werden in der Dummheit erhalten. Die Reformation stellte die heil. Schrift als absolute Autorität auf. Es ist aber unmöglich, daß ein von Menschen geschriebenes Buch solche Autorität habe. Es gibt nur eine absolute Autorität, Gott, der ist aber unerforschlich und Niemand kann sagen: dies oder das ist Gottes Wille; es gibt also für uns keine absolute Autorität, der wir uns zu fügen hätten. (Diesen Ton schlägt auch der Text der Chöre zum Anfang des Gottesdienstes, in dem Pfr. Schellenberg von Manheim, ein Jünger des Meisters Schenkel, predigte, an; dort heißt es: Ich suche dich, o Unerforschlicher! der du im heiligen Dunkel wohnest und über Geisterwelten thronest; unsichtbar streust du Segen aus, wo ist dein großes Vaterhaus? Unendlicher, wo find' ich dich? 2. Ich suche dich, du Unergründlicher! in unermeßnen Fernen strahlt dort dein Thron, von jenen Sternen umwehst du mich im Frühlingshauch und dustest mir im Blütenstrauch! Du Herlichster, wo find' ich dich? 3. Bist du ein Traum? O Unbegreiflicher! woher die Sternenheere, dies Blumenland, die Früchte, Meere, der Mensch, dein Bild voll Geist, Verstand? Es sind die Werke deiner Hand. Allschaffender, du bist kein Traum!) Das Hindernis der Union, sagt Bluntschli weiterhin, ist ein zweifaches: die Macht der Schule und Universitäten, die noch stark an Scholastik leiden, an Herschaft des todten Buchstabens, des Dogmas, und die menschlichen Gebrechen der Herschenden, die die Welt gern am Gängelband bestimter Formeln leiten möchten; dann sind sie freilich nicht der Bemängelung ausgesezt, wol aber erfahren sie viel Beräucherung. Die Macht des Lebens ist aber größer, als die der Schule. Die Zerreißung der Union ist eine Unmöglichkeit. Unsere Verhandlungen nun haben die Bestimmung, dem preußischen Staate und Könige die ungeheure Bedeutung der Union klar zu machen; ist sie klar, dann ist der Sieg fertig; die deutsche Nation läßt sich den Zwiespalt nicht mehr gefallen.

P. Brandes aus Göttingen: Seine Kirche (die reformirte) wolle nicht mehr eine confessionelle, aber eine freie Kirche sein, getrent von luth. Kirche und völlig frei von dem luth. Consistorium. Wolle man Einigung, so müsse zuvor Zweierlei feststehen: auch das luth. Bekentnis für indifferent erklärt und eine kirchliche Verfassung mit evangel. Freiheit gegründet werden. Es darf keinerlei Gebundenheit an formulirte Bekentnisse geben. „Jener Stahl in Berlin" hat gesagt: die Gemeinden hätten ein Recht auf die Bekentnisse; er hat aber gemeint, die Bekentnisse hätten ein Recht auf die Gemeinden. Es gibt kein Verjährungsrecht für die Bekentnisschriften; nicht durch Consistorien, Theologen und Diplomaten sind die Kirchen, sondern durch die Gemeinden. Aber die wenigen Theologen, die hier und da widersprechen, würden stumm gemacht.

Schwarz von Gotha: Das Recht der Union besteht im Unrecht der Separation. Dieselbe ist aus dem Eigensinn der Schüler und der Abgestorbenheit der Epigonen entstanden, ist ein theolog. Gemächte. Die Sehnsucht nach Einigung habe in Männern wie Melanchthon, Spener, Calixt und Schleiermacher gelebt. Die Union ist zerfasert und aufgelöst, weil sie auf Kabinetsordres beruht und nicht aus der Mitte der Gemeinde geworden ist. Durch eine feierlich sanctionirte Unionsurkunde muß sie in Preußen zur Wahrheit werden; doch den neuen Provinzen darf man sie nicht aufzwingen.

Ewald von Göttingen rühmt die „herlichen Reden," die bisher gehalten, liest die im Gött. Protestantenverein berathenen Sätze über Union vor, gedenkt des „glücklichen Abschlusses," den der Katechismus in Hannover gefunden; freut sich über das rege protest. Leben der Pfalz und ihre Liebe zur wahren Union und schäzt sich glücklich, in ihrer Mitte zu weilen.

Zum Schluß antwortet P. Thomas auf einige tadelnde Bemerkungen des Präsidenten Bluntschli über die nicht genügende Regsamkeit des Berliner Unionsvereins und die Ablehnung der Wahl Berlins als Versamlungsort: daß auch bei ihnen mannichfache Thätigkeit in Vorträgen und Flugschriften, entfaltet worden sei; es sei Licht und Luft nicht gleich verteilt; den protest. Sinn im Süden habe das Zusammenleben mit der röm. Kirche und die drohenden Koncordate früher wach gerufen. — Damit schloß der erste Tag. Es folgte das Festmal, an dem viel edler pfälzer Wein vertilgt, in gegenseitiger Selbstberäucherung (cf. des Präsidenten obige Rede) im Uebermaß viel gethan und denjenigen pfälzer Protestanten, die es etwa noch nicht wußten, von dem enfant terrible des Vereins gezeigt wurde, wo ihr oberster Bischof zu suchen sei.

Die Beteiligung an den Verhandlungen war von Seiten der Pfalz eine lebhafte, von außen eine schwache; mit aus diesem Grunde, damit es nicht zu dürftig ausfalle, wurde kein Verzeichnis der Gäste ausgegeben. Die Mitglieder aus der Pfalz zerstreuten sich großen Teils am Abend des ersten Tages. Von den bekanteren Mitgliedern des Vereins waren außer den schon Genanten da: Baumgarten von Rostock, Fritze von Höchst, Kreuznacher aus Eisenach, Rosenhagen von Dresden, Zittel, Holtzmann und G. Weber aus Heidelberg, Zschiesche von Halberstadt, Gelbert von Landau, Haase von Bielitz. Aus Rheinpreußen waren 4—5 Geistliche anwesend, unter ihnen kaum ein näherer Freund des Vereins; aus Nassau 2 — 3 Pfr., aus Frankfurt und der Schweiz Niemand, aus dem jenseitigen Baiern und Würtemberg 1 — 2 Pfr. Der Ausschuß selbst schien befremdet über die sehr geringe Teilnahme, die der 2. deutsche Protestantentag von außerhalb gefunden.

Paris.

Ich bin im Rückstand mit einigen Mitteilungen über unsre Kirchenvisitation, wie sich dieselbe in den diesjährigen Conferenzen in Paris gestaltet hat.

Es ist bekant, daß seit die sogenanten liberalen Pastoren mit ihren Gesinnungsgenossen aus der Laienwelt, aus Haß gegen jedwede Form, sich geweigert haben, das apostolische Glaubensbekentnis als Grundlage der Conferenzen anzuerkennen, die Versamlungen gesprengt wurden, und zum zweiten Male fanden dies Jahr Besprechungen zwischen Liberalen und Besprechungen zwischen Gläubigen statt. — Der Lieu, Organ der negativen, und die Espérance, Organ der orthodoxen Partei, haben über die stattgefundenen Verhandlungen Rechenschaft gegeben. Diesmal wenigstens boten die Sitzungen nicht mehr wie früher das traurige Schauspiel leidenschaftlicher Kämpfe, deren geringster Uebelstand eine jämmerliche Unfruchtbarkeit war. — Es ist gewißlich wahr, derartige Besprechungen können nüzlich, manchmal sogar notwendig sein, und es bleibt ausgemacht: die Geister müssen aneinander schlagen, aber unter einer Bedingung, daß nämlich die Grundwahrheiten in voller Anerkennung bleiben und daß eine absolute Autorität festgestellt werde, der man von beiden Seiten zu huldigen bereit sei, wenn anders ihre Aussprüche klar und deutlich sind. Als Luther seinen berühmten Streit gegen den Dr. Eck führte, hatten beide Theologen die Absicht, die Lehre heiliger Schrift als Richtschnur zu nehmen, obschon der römische Gelehrte noch die Ueberlieferung herbeiziehen wollte; wenn man aber die Bibel nicht als göttliche Offenbarung auerkent, wenn jeder nur sein persönliches Gewissen und seine eigene Vernunft als maßgebende Glaubensnorm aufstellt, so ist jede Verhandlung zum wenigsten nuzlos und gestaltet sich zum Aergernis, wenn sie zwischen Pastoren einer christlichen Kirche stattfindet, die mit der Form auch den Inhalt der göttlich eingegebenen Schrift in den Wind der Polemik hinauswerfen und die in ihrer eitlen Weisheit so weit gehen, daß sie nicht einmal mehr das Apostolische Glaubensbekentnis als den Ausdruck der evangelischen Heilslehre anerkennen.

Die sogenanten allgemeinen Conferenzen, denen Pfarrer und Laien aus den reformirten, lutherischen und freien Kirchen beiwohnen, hatten diesmal zum Gegenstand der Besprechung: Die Beziehung der Lehre zum Leben. Es wurde darüber gestritten: die einen betonten mit Recht, wie ich glaube, mehr die klare, positive, rechtgläubige Lehre; die anderen legten mehr Gewicht auf das subjektive Lebenselement; aber zum wenigsten ließ man doch von beiden Seiten den Einigen Grund, der gelegt werden kann, Jesum Christum, wahren Gott, würdig zu nehmen Anbetung und Gehorsam, und Jesum Christum den Gekreuzigten, der sein Leben für die Weltsünde gelassen. Es herschen aber doch Misverständnisse in Bezug auf Orthodoxie, und es gilt bei jeder Gelegenheit gegen die Meinung zu protestiren, welche die Rechtgläubigkeit als eine leere und lebenslose Aufzählung dogmatischer Formeln hinstellen möchte.

Man kann nicht von Paris aus schreiben, ohne von der Ausstellung zu reden, welche seit 5 Monaten die ganze Welt hierher zieht. Ich will jedoch nur ein Wort darüber sagen, — den Eindruck, den ich in der unvergleichlichen Sitzung bekommen, worin den 1. Juli die Belohnungen ausgeteilt wurden. Als ich so alle Nationen in ihren Vertretern auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Industrie versammelt sah, konte ich mich des Gedankens an jenen großen Tag nicht entschlagen, wo der Herr aller Herren und der König aller Könige kommen wird mit seinen heil. Engeln zu richten die Lebendigen und die Todten! Von allen Völkern, die dann um seinen Thron stehen werden, welche werden am meisten Ehre einerndten? Die Antwort ist zum Voraus gewiß! Die Krone des Lebens wird denen zu Teil werden, die dem Herrn Jesu Christo treu gedient und bis zum Ziele im Glauben verharret, der in der Liebe thätig ist! Mögen wir dann selbst bestehen können vor Dem, der Herzen und Nieren prüfet! —

Ihren Lesern wird es nicht unlieb sein, wenn ich einiges mitteile über die Besuche deutscher Fürsten, insofern die hohen Häupter während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt von Frankreich mit unserer Kirche in Berührung getreten sind. Wir müssen zu ihrem Ruhme sagen, daß die Meisten unter ihnen Zeugnis von ihrem religiösen Glauben abgelegt haben, indem sie öffentlich dem Gottesdienste in der Villette-Kirche beiwohnten, welches die älteste lutherische Kirche in Paris ist. (Sie wurde den Lutheranern durch Napoleon I. im Jahre 1864 übergeben.) Am heil. Pfingstsontage begaben sich J.J. M.M. der König und der Kronprinz von Preußen in Begleitung mehrerer Personen ihres Gefolges, worunter man den General v. Moltke wahrnahm, in die Kirche de Villette, wo sie dem deutschen Gottesdienste beiwohnten. Der König und Se. K. Hoheit wurden von den Pastoren der Villette Herren Pfr. Vallette, Hosemann und Meierhof (?), deutschen Predigern, und einigen Mitgliedern des Consistoriums und des Diaconats empfangen. Pfarrer Vallette hat Se. Majestät begrüßt im Namen der Gemeinde, die glücklich war den König in ihrer Mitte zu wissen an diesem heil. Tage, dem Gedächtnistag der Gründung der christlichen Kirche in der Ausgießung des heil. Geistes, und hat über den König und sein ganzes Haus den Segen Gottes erfleht im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Der König antwortete, er fühle sich glücklich an diesem christlichen Festtage im Hause Gottes vereint zu sein. Zu Ende des Gottesdienstes unterhielt sich Se. Majestät einige Augenblicke mit den Herren Pastoren und stellte ihnen einige Fragen, die Zeugnis gaben von Ihrem Interesse für unsere evangelische Kirche und ihre Anstalten in Paris. Bei seinem Einsteigen in den Wagen wurde dem König mit zahlreicher Stimme zugerufen: es lebe hoch der König von Preußen.

Herr Graf von Bismarck war nicht im Gefolge des Königs, er befand sich, wie erzählt wird, in der Menge der Gläubigen in der Kirche. Der Großherzog, die Großherzogin von Baden, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der König von Würtemberg, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin sind ebenfalls nach einander in die Villette gekommen und haben dem französischen Gottesdienste beigewohnt. Bei seinem Ausgang aus der Kirche wurde der König von Würtemberg ebenfalls mit Beifalljubel begrüßt — diesmal in französischer Sprache aus dem Munde der Neugierigen, die, wie immer in solchen Fällen, sich zahlreich herbeifinden. Man hat bemerkt bei Gelegenheit dieses Jubelgeschreies, daß das Volk in Paris im Ganzen mit gesunder Teilnahme das Gute in den Handlungen der gekrönten Häupter beurteilt. Jedenfalls haben die evangelischen Fürsten, die nicht nach Paris haben reisen wollen, ohne dem Gottesdienste ihrer Kirche in unserm Vaterlande beizuwohnen, sich überzeugen können, daß wir unter der Regierung des Kaisers nicht allein Religionsfreiheit gewießen, sondern daß auch die Pariser Bevölkerung ihren Glaubensgenossen, die in der Hauptstadt leben, mit Wolwollen entgegenkomt. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 16. October. № 83.

Johann Carl Passavant.

Erster Artikel. (Schluß.)

Wir haben diese Stelle hiehergesezt, um dem Leser eine Einsicht zu geben, mit welchem Ernst und welchen tiefsinnigen Spekulationen der junge Frankfurter Arzt die heil. Schrift liest und sie zum Wegweiser und Leuchter in seine naturgeschichtlichen Studien zu erheben weiß, im umgekehrten Verhältnis zu dem gottentfremdeten wissenschaftlichen Treiben einer jüngern Zeit, die mit souverainer Verachtung auf alle Zeugnisse der Schrift herabschaut.

Noch am Ende des Jahres 1816, und ehe er sich in der mediciniſchen Praxis recht festgesezt hatte, bot sich ihm eine sehr erwünschte Gelegenheit, in Gesellschaft eines seiner näheren Verwandten zu einer größeren Reise durch Frankreich und die Schweiz und zu einem längeren Aufenthalte in Italien, namentlich in Rom, die um so fruchtbringender für ihn war, je gründlicher er sich darauf vorbereitete, sowol für den Anblick und Einblick in die Kunstschätze, als auch für die persönliche Bekantschaft bedeutender mediciniſcher Autoritäten, deren Ruf über die Gränzen Frankreichs und Italiens hinausleuchtete. Von allen Seiten beeilte man sich, ihm Empfehlungen und Weisungen mitzugeben. Wilhelm v. Humboldt, v. Meyer, Peter Frank und vor Allem der in Frankfurt lebende Baron v. Freyberg kamen ihm zu Hilfe. Der Baron v. Freyberg arbeitete eine eigene Schrift für ihn aus, durch welche er ihm die Perspektiven in die Kunstgeschichte, die Architektur, die Skulptur und die Malerei eröffnete. Ein ganz besonderes Gewicht legte Freyberg auf die gehörige Scheidung des christlichen, heidnischen und philosophischen Elements in der italienischen Kunst, wobei er das philosophische als ein durch das Aufeinanderwirken der beiden andern entstandenes Drittes kenzeichnete: „Behalten Sie das Beste der Werke ohne über die Bilder abzusprechen. Gott wird hier der Richter sein. Ich bin fest überzeugt, daß die christliche Kunst ebenso hoch in Allem über der heidnischen steht, als die christliche Empfindungsweise selbst über der heidnischen. Dieser verklärende Hauch eines aus dem Innersten hervorströmenden geläuterten Lebens, besonders diese aus dem sichern Bewußtsein über das Leben nach dem Tod geborene Ruhe überbietet alle Wirkungen antiker Bildnerei. — Bewahren Sie sich vor Zersplitterung Ihrer Thätigkeit. Ein Kunstwerk ächten Gehaltes ist mehr wert, als die Betrachtung von tausend Mittelgut.“

Man sieht leicht, eine wie reiche Frucht eine so vorbereitete Reise bringen mußte, zumal wenn man bedenkt, daß auch der Dr. medicinae nicht weniger zu seiner Geltung kam, als der feingebildete Kunstjünger.

Von anderer Seite gingen ihm Warnungen zu, namentlich von englischen Freunden, welche besorgt waren, Passavant möchte sich durch den glänzenden Cultus der kathol. Kirche bestechen und für diese gewinnen lassen. „Wem es nicht gegeben ist, Gott zu dienen ohne Gesang und Klang, der ist wol schon ein räudiges Schaf — — und wenn blos die Sinne angesprochen werden oder die Ueberzeugung und die Erkentnis fehlt, dann verhallt das Ganze wie ein Ton und nichts bleibt zurück. Wenn Sie so lange in Italien bleiben, als ich es war, und dadurch Gelegenheit finden, die Menschen in ihrem Innern näher kennen zu lernen, und sehen, was Religion bei den Katholiken in Italien ist, und zu welchen Zwecken man sie gebraucht, so bekomt man die größte Gleichgiltigkeit dafür, ja einen Haß gegen deren Beförderer und eine Geistlichkeit, die durch Misbräuche ein Spiel mit Dingen treiben, die an sich gut sein mögen u. s. w.

Es war ein reicher Kreis, der sich für Passavant in Rom sofort öffnete, und man lernt aus den desfallsigen Mitteilungen jene Männer persönlich hoch- und wertschätzen, deren künstlerischer Name längst die Palme errungen hat, wie Cornelius, Veit, Overbeck, Canova, Thorwaldsen in Verbindung mit Niebuhr, Rumohr und Andern. Aber bald zog auch die allezeit so anmutige und feine Erscheinung Passavants, von dem Sailer mit Recht sagte: „Er trägt den Empfehlungsbrief in seinem Gesichte“, die Aufmerksamkeit der höchsten Römischen Kreise auf sich. Wenn er sich mit dem Cardinal Ostini über die religiösen Zustände Deutschlands, die herschenden philosophischen Systeme, Magnetismus und Somnambulismus wiederholt besprach, so lud ihn Pius VII. ein, um sich über den deutschen Katholicismus mit ihm zu befragen, und gewährte dem deutschen, der reformirten Kirche angehörigen, Arzt auf dessen Frage, sich ganz offen und ohne Rückhalt darüber auszusprechen. Da das Gespräch auch auf die alleinseligmachende Kirche kam, woran Passavant den größten Anstoß nahm, erklärte der Papst, daß das Dogma an sich der göttlichen Gerechtigkeit entspreche, allein dies schließe keineswegs aus, daß Gott in seiner Allmacht Einzelne auch außerhalb der Kirche selig mache.

Auf der Rückreise von Italien trente er sich von seinen Reisegefährten, um, nicht ohne Gefahren zu bestehen, zu Fuß

über die Alpen zu wandern und sich in der frischen Alpenluft nach der italienischen Glut wieder zu stärken. Frau von Krüdener, die damals in Basel ihr wunderliches Wesen trieb, konte ihn nicht für sich einnehmen. Es war ihm allzu bedenklich, daß sie sich mit dem Cirkel hatte ausmessen lassen, wie ihm ihre Verehrerin Helmine von Chézy mitteilte, um zu constatiren, daß ihr Leib dem der mediceischen Venus völlig entsprach, während sie noch von dem Bildhauer Bartolini ihre Zehen bewundern ließ. Desto mehr erfreute er sich am Umgange mit Oberlin, den er eigends im Steinthale aufsuchte und längere Zeit unter seinem Dache verweilte.

Acht Monate war Passavant abwesend gewesen, als er Ende Juli 1817 wieder in Frankfurt ankam, an Leib und Sele erstarkt, daß der wettergebräunte, jugendlich frische Mann die Blicke von allen Seiten auf sich zog. Eines freilich sah Niemand. Die Besorgnis jener englischen Freunde war nicht umsonst gewesen. Ein erneuerter Kampf erhob sich in seinem Herzen, ob nicht in der katholischen Kirche dennoch die volle Befriedigung zu finden sein möchte. Er teilte sich darüber seinen Freunden in der katholischen Kirche mit, und wir haben die feinen, schonenden, eher ab- als zuredenden Erwiderungen gar sehr anzuerkennen, welche ihm von jener Seite kamen. Wir müssen aber die Leser auf das Buch selbst verweisen, um zu hören, was Pfarrer Sigrist und was die mit ihrem Gemal übergetretene Gräfin Sophie Stolberg schrieb. „Auch ich bin völlig der Meinung aus meiner siebenjährigen Erfahrung (denn so lange ließ der Herr uns kämpfen ehe seine Gnade uns den festen Glauben an seine Kirche gab), daß Ueberzeugung des Verstandes allein nicht zum Christen, nicht zum Katholiken macht. Beharrliches, so viel möglich ruhiges Gebet und Wegräumen der Hindernisse des Stolzes, der Anhänglichkeit an Zeitliches, das sich so vielfach in die tiefsten Falten unseres Herzens verbirgt, — sind meiner Ueberzeugung nach der einzige Weg."

In jener Zeit lebte in manchem Herzen der Gedanke an eine Vereinigung der geschiedenen Confessionen wieder auf, und Passavant war solchem Gedanken nicht fremd, allein die starre Härte Roms mit seinem non possumus trat ihm erkältend entgegen, und vielleicht, daß er von hieraus sich wieder völlig mit seiner Kirche aussöhnte und sich innerlich ihr wieder zuwandte.

Ein Brief an Ringseis, der sich in der Begleitung des Kronprinzen von Baiern in Rom befand, gibt uns über seine Stimmungen einigen Aufschluß. Darin heißt es: „Vielleicht gelingt es Dir, manches Gute zu wirken oder doch vorzubereiten, was zum Heile der zerrissenen Kirche Christi beitragen kann. Besuche doch Wolf im Collegio Romano, der wird Dir leicht die Bekantschaft der bedeutendsten Geistlichen machen können. Könte nicht auch Dein Kronprinz ein Organ der Versöhnung sein, um dem Römischen Hofe zuzurufen, was Not ist? Was sind doch alle Bestrebungen nach guten Verfassungen, Landständen u. dergl. gegen das Bedürfnis einer wahrhaften Belebung und Begeisterung der Kirche. Wie Vieles könte dazu von Oben geschehen und wie wenig geschieht! Es war mir oft unbegreiflich, wie bei den christlichen Gesinnungen des heiligen Vaters, bei der Einsicht und dem guten Willen so vieler Cardinäle noch so himmelschreiende, dem Geiste der katholischen Kirche so widerstreitende Misbräuche herschen können. Ist z. B. der Misbrauch mit den Indulgenzen in Rom auch nur um ein Haar breit gebessert? Beweisen nicht die Aktenstücke, welche uns neuerdings aus Spanien zugekommen, daß die Greul der Inquisition noch in den lezten Jahren so wie früher geschahen? Die obersten Hirten aber sehen diese reißenden Wölfe und schweigen. Ich habe in Rom den tiefsten Schmerz über die Entweihung der Heiligtümer empfunden, weil ich seit lange die Höhe und Tiefe der kath. Kirche verehre und — die Härte gegen Andersdenkende ausgenommen — von der Wahrheit fast aller ihrer Lehren und Sakramente durchdrungen bin. Ja, ich gestehe Dir, als Freund, der mit mir nach demselben Ziele ringt, daß ich oft bange Stunden darüber hatte, ob ich mich zu dieser Kirche bekennen soll oder nicht, und nur das Bewußtsein, daß ich hierin der zweifellos erkanten Wahrheit und dem mir klar gewordenen Willen Gottes ohne alle andere Rücksicht folgen will, hat mir innere Ruhe gegeben. Sehr wehe hat es mir gethan, wie mehrere meiner Bekanten und vor Allem unser, von mir so innig geliebter Christian Brentano durch ein buchstäbliches und unbegränztes Anschließen an die Römische Kirche zu einer Härte des Urteils und Glaubens gekommen sind, die jenem fast alles Glück und alle Heiterkeit raubte, trauernd, daß so viele seiner Geliebten von dem alleinigen Heile getrent leben. — Ich bitte Dich, daß Du durch Dein Gebet das meinige unterstützest, nicht daß dies oder jenes, sondern daß der alleinige Wille Gottes hierin durch mich geschehe. Menschliches Urteil und Belehrung kann mir gar nichts helfen."

Nach diesen Mitteilungen könte es so scheinen, als ob Passavants Leben und Sein allein in kirchlichen Dingen und Fragen aufgegangen sei, allein dies war keineswegs der Fall. Durch seine gewinnende Persönlichkeit, durch den freundlichen und liebevollen Ernst, der in seinem Wesen lag, gewann er bald ein allgemeineres Vertrauen, das ihn um so häufiger und inniger an die Krankenbetten rief, als sich sehr bald zwischen ihm und dem Kranken ein sittliches Verhältnis bildete. Schon im Jahre 1818 ward er Arzt an dem Versorgungshause für alte Männer und Frauen und blieb das bis zu seinem Tode. Die aufopfernde Hingabe an die Armen schaffte ihm hier ein unvergängliches Denkmal. Denn er kante keinen Unterschied der Person und die Hütten der Armen besuchte er so gewissenhaft und treu, als die Häuser der Einflußreichen und Großen.

Durch Passavant gingen damals die ersten Anfragen des Fürsten-Staatskanzlers an Sailer, welcher zunächst für eine Professur in Bonn und weiter zum Erzbischof in Cöln bestimt war. Einen Monat lang beunruhigte Sailer „dieses Würmlein", bis er schließlich dem Fürsten Hardenberg antwortete: Sein Wirkungskreis sei in Baiern ein so gesegneter, daß er sich aus eigenem Entschlusse von seinem Vaterlande nicht trennen möge. Sollte indeß der heilige Vater in Rom ihm nach ge-

schlossenem Concordate mit Preußen den förmlichen Auftrag erteilen, die Bürde des Kirchenamtes in Cöln zu übernehmen, so würde ihn der Gehorsam gegen die Kirche allein bestimmen, das zu thun, was er aus eigener Bestimmung nie thun könne.

Auf einer Reise, welche Sailer damals nach dem Rheine unternahm, kam er auch über Dülmen und Münster nach Bocholt, wo er im Diepenbrockschen Hause jene halbstündige Unterredung mit dem damals so störrigen Melchior Diepenbrock hatte, welche diesen für immer an Sailer band und die erste Stufe bildete, welche ihn zum Cardinal und Fürst-Erzbischof von Breslau führte.

Wir haben schon oben gesehen, wie die Beobachtungen der Somnambulen und das damit eng zusammenhängende Heilverfahren durch thierischen Magnetismus eine Lebensaufgabe Passavants war, und sehen uns veranlaßt, noch einmal hierauf zurückzukommen. Seine Kuren hatten die Aufmerksamkeit im höheren Grade auf sich gezogen. Er hielt über diesen Gegenstand öffentliche Vorlesungen und schrieb darüber so eingehende und gedankenreiche Bücher, daß er bald einen Schwerpunkt für die Beteiligten bildete. Ein angesehener Kaufmann, dessen Sohn er durch magnetische Kuren vom Tode errettet hatte, schenkte ihm in dankbarer Anerkennung ein Reitpferd. Seinen eigenen Standpunkt bezeichnete er sehr treffend in dem kurzen Worte einer Vorrede: „Wenn ich von den Wirkungen des magnetischen Einflusses die reichsten und dauerndsten Früchte sah, so ist mir die Kehrseite dieser Region ebenso wenig fremd geblieben, und ich bedaure schmerzlich mit jedem ernsten Beobachter dieser großen Offenbarung der Natur und des Geistes, daß die magisch wirkende Hand, durch Unverstand und Misbrauch, zuweilen auch durch unverschuldete äußere Einflüsse, nicht immer die heilende ist, und daß das innere Erwachen der Somnambulen durch Verkehrtheiten der Individuen und durch unverständige Leitung so selten die Mysterien der Menschen ungetrübt offenbart."

Ungern versagen wir uns, mitzuteilen, was Schleiermacher so Bedeutendes und Zutreffendes über diese Erscheinung bemerkt. Er selber ließ sich in einer andauernden Krankheit gleichfalls von einer hellsehenden Person behandeln und stimt wesentlich mit Passavant zusammen.

Vorzugsweise war es wol eben diese Beschäftigung, die ihn antrieb, Paris zu besuchen, und es ist interessant zu lesen, wie unser Freund auch hier gleich in den höchsten Kreisen Zutritt und Einfluß gewann, wie früher in Rom.

Während seines Pariser Aufenthalts im Sommer 1821 und später machte die Erscheinung des noch ziemlich jugendlichen, in Rom eben zum Priester geweihten Fürsten Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst im südlichen Deutschland das höchste Aufsehen. Alle Zeitungen waren damals voll von den durch Gebet und Handauflegung vollbrachten Wunderheilungen. Die Kranken strömten zu vielen Tausenden zu ihm, und da auch der damalige Kronprinz, noch jezt lebende König Ludwig I. von Baiern von seiner Schwerhörigkeit in Bad Brückenau von ihm geheilt ward und dann der ganze Bairische Hof dem Fürsten zugethan war, der Kronprinz Tage lang nicht von seiner Seite wich und Brückenau von den Hülfesuchenden fast belagert ward, so war es begreiflich, daß auch Passavant an dieser Erscheinung um so größeren Anteil nahm, als man in seinen magnetischen Kuren etwas Aehnliches glaubte finden zu dürfen. Er selber suchte zwar den wunderthätigen Fürsten nicht auf, allein es gingen ihm vertrauliche und sehr eingehende Berichte von Augenzeugen zu, deren drei hier mitgeteilt werden. Die Sache ist zwar nun abgethan und so ziemlich vergessen, allein die Erscheinung steht ja nicht isolirt da und wird gelegentlich wiederkehren, so daß es auch heute nicht uninteressant ist, diese eingehenden nüchternen Berichte von Augenzeugen zu lesen, die freilich nicht alle gleich, aber doch sämtlich ziemlich abkühlend wirken. Es ist wol keine Frage, daß etliche Kranke durch die religiös-psychische Einwirkung des Fürsten geheilt wurden. Es ward aber Alles in der schamlosesten Weise übertrieben, namentlich von den Scharen des Bettelvolks, welches die Hilfesuchenden umschwärmte, ihnen die ungeheuerlichsten Dinge erzählte und dafür um Almosen bat. Wenn die Kranken ungeheilt blieben, so sagte der Fürst: „Geh weg, es ist der Wille Gottes nicht, daß Du geheilt wirst." Er war auch gelegentlich derbe, grob und büttelhaft. Als der Fürst eines Tages aus der Kirche kam und wieder 3 — 500 Heilsbedürftige an den Thüren fand, fuhr der fromme Mann diese rauh an: „Geht nur nach Haus, heute wird nicht geheilt, es ist Sontag." Als aber die Menge da blieb, während der Fürst die Treppe hinauf in seine Wohnung ging, rief er zurück: „Das sag ich Euch, daß mir keiner auf den Gang oben nachkomt, das gibt sonst so einen Gestank, den nit alle Kurgäste leiden können, und ich sage Euch, ich komme nicht wieder." Wenn er versuchte, einen Tauben zu heilen, und auf die Frage nach dem Gehör, die Tauben den Kopf schüttelten, ging der Fürst ohne Weiteres fürbaß und sagte: „das ist nichts." Der Berichterstatter schließt mit den Worten: „Ich habe ihnen so viele Fakta erzählt, und so officiell, daß Sie selbst urteilen können; ich war stets an der Seite des Fürsten, sah und hörte Alles, und war gewiß unbefangen. Daß wir die Kräfte der Natur lange nicht genug kennen, und daß von der Sele auf den Körper wunderbar und vice versa gewirkt werde, ist meine volle Ueberzeugung, aber was hier geschah, befriedigt weder den Mediciner, noch den Psychologen."

Passavant konte sich nicht bewogen finden, der Sache eine weitere Aufmerksamkeit zu schenken, sondern ließ sie auf sich beruhen, wie sie denn auch bald wieder in Nichts verlief.

Wir brechen hier diesen ersten Artikel ab, gedenken aber mit der nun folgenden Begründung des Hausstandes unseres Freundes noch einen zweiten um so lieber folgen zu lassen, als die Verhältnisse und Beziehungen seines Lebens immer bedeutender wurden.

Nachrichten.

Paris. (Schluß.)

Ihre Majestät die Königin von Preußen konte Ihrem ausgesprochenen Vorhaben, in die Villette zu kommen, nicht entsprechen, und begab sich am 1. Juli schon früh in die kleine Kirche auf dem Hügel (Villette), wo der deutsche Pfarrer Berger den Gottesdienst hielt und wo die Kinder der deutschen und französischen Schulen, an der Zahl 400, versammelt waren, Ihre Majestät zu begrüßen. Bei Ihrem Weggange hat die Königin die Armen der Gemeinde in La Villette nicht vergessen. Es ist bekant, daß der Kronprinz von Preußen ebenfalls die Anstalten auf dem Hügel besucht hat, welche das Comité der deutschen Mission gegründet und woran Hr. Pastor v. Bodelschwingh mit so viel Aufopferung gearbeitet hat. Im Augenblick, wo die Königin von Preußen den Hügel verließ, kam gerade der König von Würtemberg, und die zwei hohen Häupter konten sich begrüßen auf diesem Boden des Evangeliums und der Liebe, welche das Evangelium den Menschen einflößt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Fürsten die verschiedenen Kirchen und evang. Anstalten in Paris genauer hätten besuchen können, besonders diejenigen Werke, welche die deutsch-französische Mission gegründet und mit so treuer Sorgfalt unterhält zu Gunsten der zahlreichen deutschen Bevölkerung, die täglich nach Paris einwandert. Wir müssen jedoch der Besuche erwähnen, die der Prinz von Hessen den deutschen Werken von St. Marcel und Batignolle-Mouvaux, wo die zahlreichen hessischen Kehrerfamilien wohnen, und des andern Besuches, den der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mehreren unserer Anstalten gewidmet: dem Hügel, der Kirche und Rettungsanstalt von Bon-Secours, der maison ouvriere, lauter Anstalten, die der Kirche Augsb. Confession angehören, rue de Charonne 99, so wie dem Diakonissenhause rue de Reuille 95, welches die reformirte Kirche erbaut, wo aber auch Kranke und Kinder lutherischen Bekentnisses aufgenommen werden.

Ich möchte nicht schließen, ohne Ihnen meine herzliche Teilnahme zu bezeugen an den Bemühungen, die jezt geschehen, um die luth. Kirche mit ihrem herlichen Bekentnis und ihrem besondern Segen aufrecht zu erhalten; wünschen aber, daß Alles in Frieden und Liebe vor sich gehe. Die wahre Union kann nur in der Wahrheit und ohne Rücksicht auf äußerliche Beweggründe gedeihen, und nur unter dieser Bedingung entsteht auch bleibender Segen.

Aus Mecklenburg-Schwerin.

Nachdem sich längst aus den übrigen evang. Landeskirchen verschiedene Stimmen über die gegenwärtigen Zeitfragen und -verhältnisse haben hören lassen, wird es den Lesern der Ev. K. Z. gewiß erwünscht sein, auch über die Stimmung und Anschauungen in den theologischen Kreisen Mecklenburgs Bericht zu erhalten, wie sich solche auf der allgem. Pastoralconferenz in Bützow am 17. und 18. Sept. kund gegeben haben. Diese größere Conferenz findet nur alle 2 Jahre statt und schloß sich nach früherer Praxis an eine Missionspredigt mit nachfolgendem Berichte an, welche aber in den lezten Jahren einer Zeitpredigt und darauf folgender öffentlicher Berichterstattung über äußere und innere Mission im Conferenzsale hat weichen müssen. Ich bemerke hierbei aber, daß desto häufiger in lezter Zeit kleinere Missionsfeste in engeren synodalen Kreisen gehalten wurden, das Interesse für das Missionswerk sich also wenigstens unter den Pastoren keineswegs vermindert, sondern eher vermehrt hat. Jene „Zeitpredigt" hatte Superint. Polstorf aus Güstrow übernommen und derselben den sonst sehr passenden Text Matth. 11, 16—19 zu Grunde gelegt. Insofern die Stadt- und Landgemeinde Bützow zu dieser Predigt eingeladen und zahlreich erschienen war, müssen wir es allerdings mit Vielen bedauern, daß die Predigt der Hauptsache nach eine Philippica gegen die Union war. Das Mislichе einer solchen fühlte sogar ein Gemeindeglied, das sich nicht enthalten konte, noch in der Kirche einem nebensitzenden Pastor zu äußern: „Komt die Union hier nun schon auf die Kanzel?" So wahr und so nötig manches über und gegen die Union Gesagte war, so hätten wir es doch an einen andern Ort gewünscht, und möchten überhaupt festhalten, daß bei solchen Predigten immer der Mittelpunkt der christlichen Predigt, das Kreuz Christi samt Buße und Glauben im Vordergrunde stehen sollte. Der Prediger hatte sich offenbar verleiten lassen, die Conferenzverhandlungen zu anticipiren und seine sonst so treffliche Predigtweise zu verläugnen. Nicht minder haben Viele die Abendpredigt des P. Götze über Matth. 24 vom Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit und Erkalten der Liebe mit dem Wunsche im Herzen angehört, daß sie mehr auf das Eine, was not ist, hingeführt hätte; das war nicht nur für die zahlreich versammelte Gemeinde, sondern gleicher Weise für die Pastoren, wenn sie auch einmal unter der Kanzel sitzen, ein nicht zu übersehendes Bedürfnis.

In der öffentlichen Versamlung auf dem Rathhaussale erstattete zuerst P. Köhler-Roggendorf einen Bericht über das Heidenmissionswerk, wozu das Evangelium des vorigen Sontags vom barmherzigen Samariter in einer meisterhaften Weise benuzt war. Alle Namen und Zahlen nur nebenbei als Beläge benutzend, hob er etwa folgende, für den Betrieb des Missionswerkes wichtige Wahrheiten hervor: 1. Der Samariter lehrt uns vor Allem schlichte Demut und Anspruchslosigkeit bei diesem Liebeswerke. „Die Missionssache wird in unserm Lande noch viel zu viel als etwas Außerordentliches getrieben und geht gleichsam noch im prätentiösen Schmucke des Festkleides einher. Sie sollte mehr etwas Selbstverständliches für die Christen und die christliche Gemeinde sein." Man rede doch ja nicht von Opfer, wo doch eigentlich gar keine wirkliche Opfer gebracht werden. 2. Der Samariter thut sein Werk ausreichend, vollständig. Bei einem Jahresbeitrage von 4000 Thlrn., wie ihn unser Land aufbringt, komt kaum ein Dreiling auf den Kopf. Welche Kriegssteuern legen die weltlichen Fürsten den Völkern auf! Für die Kriege unsres himlischen Königs sollten wir zur Selbstbesteuerung greifen (wie Beispiele aus andern Gegenden vorliegen). Wir haben noch manch Rößlein, von dem wir herabsteigen sollten den armen Heiden zu gut.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 19. October. № 84.

Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865—1867.

Der Kampf der beiden alten Gegner, Glaube und Unglaube, ist auch in unsrer Pfalz aufs Neue ausgebrochen. Den Anlaß dazu gab Schenkels „Charakterbild Jesu". Bald nach dem Erscheinen desselben war im Pfälz. Kurier, einem Organ des prot. Vereins, der Wunsch ausgesprochen, der genante Verein möge das Schenkel'sche Buch, das „ein gewaltiger Schlag in die stehenden Gewässer des Muckertums" sei, colportiren lassen. In der Versamlung des prot. Vereins vom 4. Dezember 1864 war dieser Wunsch wiederholt worden. Auf die Vorstellungen des Anwaltes Louis von Landau begnügte man sich aber damit, lediglich seine Zustimmung zu Schenkels Charakterbild Jesu auszusprechen. Diesem öffentlichen Votum des prot. Vereins für Schenkel glaubte eine Anzahl pfälz. Geistlichen — es waren deren 95 — ein öffentliches Zeugnis gegen Schenkel entgegenstellen zu müssen. Dies Zeugnis enthielt Zweierlei: 1. einen Protest gegen die unbiblischen Lehren Schenkels, 2. die Zustimmung zu dem Verlangen der 119 badischen Geistlichen, die Schenkel als Seminardirector entfernt wissen wollten (falls der Zwang zum Besuch des Predigerseminars fortbestehen sollte). Die Aufnahme des zweiten Punktes wurde von Vielen, die dem ersten freudig zugestimt hätten, als eine Einmischung in ein fremdes Gebiet betrachtet und war für sie ein Grund, der Erklärung nicht beizutreten. Anderen, die ebenfalls auf positivem Boden stehen, scheinen derartige öffentliche Erklärungen überhaupt vom Uebel zu sein: sie betrachten dieselben wie eine exotische Pflanze, die vom politischen Boden auf den kirchlichen verpflanzt worden, hier aber noch weniger, als dort gedeihen könne. So kam's, daß die Erklärung gegen Schenkel nur 95 Unterschriften erhielt — die Pfalz hat etwa 250 Pfarreien. — Der pf. Kurier versäumte nicht, die Namen der 95 sorgfältig zu registriren, damit sie ja dem Haß der aufgestachelten Menge nicht entgingen. Die ruhig gehaltene Erklärung qualificirte er derselben als eine „wahrhaft haarsträubende" und die Unterzeichner als: „Ketzerrichter", „Todtengräber der Glaubens- und Gewissensfreiheit", „Wiederaufwärmer eines mittelalterlichen Kirchentumes", „geschworene unversöhnliche Gegner der unirten Kirche, die heute mit derselben Verachtung auf die Laien blicken, wie gestern, die sehnsüchtig des Tages harren, wo sie die Aera des beseitigten frommen Kirchenregiments wieder einzuläuten, die Geistesnacht und den Geistesdruck zur Parole des Tages zu erheben vermögen." In seinem Aerger über die Antischenkelianer ruft der Kurier aus: „Was ist das für ein Zustand, wenn Geistliche im Schoße einer Kirche leben, mit deren Anschauungen und Grundsätzen sie nicht einverstanden sind? Wie können sie es mit ihrem Gewissen vereinigen, Pfründen von einer Kirche zu beziehen, deren Grundsätze und Glieder sie innerlich bekämpfen!" Diese Expectorationen wären wol dann in der Ordnung, wenn die 95 nicht auf das Wort Gottes und die demselben gemäße Confessio Augustana, die als Bekentnisschrift unsrer pfälzischen Kirche anerkant ist verpflichtet wären, sondern etwa auf „den Geist und Sinn der Mehrheit." Wenn der Kurier den Diener der evang. Bekentniskirche in der Pfalz mit dem lichtfreundlichen „Bruder Redner" verwechselt, so ist das, gelind ausgedrückt, ein historischer Verstoß; wenn sich aber der Redacteur des Kurier, der unverholen erklärt, die Fundamentalwahrheiten der öcumenischen christlichen Kirche könten ihm „nur noch zur Belustigung und zum Spotte dienen", sich als „Schuzgott" der pfälz. Kirche gegen die 95 anpreist, wie soll man das bezeichnen? Der Kurierschreiber hat wol selbst gelacht, als er in sein Blatt die Worte schrieb, er sei in der Kirchenfrage der Vertreter des „conservativen" Elementes. Sehr gut ward ihm darauf erwidert: „So viel ist gewiß, von dem Corpus der „„von den Vätern überkommenen Grundsätze"" ist Herz und Kopf, Hand und Fuß fort und nichts mehr übrig, als der — Schenkel; für den hat allerdings der Kurier manche Lanze gebrochen."

Die gläubige Richtung sollte proscribirt werden. Auf die Proscriptionsliste kam zuerst der bisherige Pfarrer in Lambrecht, G. Derselbe war vom Kirchenregiment unter gewissenhafter Beobachtung der Beförderungsordnung für die Pfarrei Grünstadt vorgeschlagen und vom König bestätigt worden. Gegen den neuernanten Pfarrer erschien zuerst ein Correspondenz-Artikel im Kurier, worin gesagt war: die Gemeinde Grünstadt habe anfangs die Ernennung desselben ruhig hingenommen in der Erwartung, er werde, wie so manche Andere, seinen früheren orthodoxen Standpunkt aufgegeben haben, sei aber in ihrer Erwartung getäuscht worden, indem derselbe der inzwischen bekant gewordenen Erklärung gegen Schenkel beigetreten sei und damit gezeigt habe, daß er als ein „Charakter, der felsenfest an dem hält, was er glaubt", nie seiner Partei untreu werde. Die Gemeinde Grünstadt, die zu den Gemeinden gehören, die sich unter

das „Verdummungssystem“ der Orthodoxen nicht beugen, könne nun zu der Ernennung des Pf. G. nicht mehr schweigen. Der erwähnte Correspondenz-Artikel gegen Pf. G. war nur der Vorbote eines „offenen Sendschreibens“ an denselben, worin derselbe aufgefordert ward, unter Anwendung des Wortes Luc. 9, 5: „und welche euch nicht aufnehmen, da gehet aus von derselben Stadt und schüttelt euch den Staub von eueren Füßen zu einem Zeugnis über sie“, die Entbindung vom Antritt der Pfarrei Grünstadt bei der Kirchenbehörde zu erwirken. Die ganze Agitation ging nicht von der Gemeinde Grünstadt aus — der bei weitem größte Teil derselben hatte sich nicht daran beteiligt —, auch nicht vom Presbyterium daselbst, sondern vom prot. Verein. Die Agitation sollte zugleich ein kleiner Versuch sein, ob man bei der Behörde die Pfarrwahl durch die Gemeinde durchsetzen könne.

Der prot. Verein bot Alles auf, die 95 Antischenkelianer zu vernichten. Gemeinden, deren Pfarrei erledigt war, wurden zu Adressen an die Kirchenbehörde aufgestachelt, worin sie sich die Besetzung derselben mit einem der 95 verbaten. Die Kirchenbehörde ließ sich aber durch diese Adressen nicht terrorisiren und von der Bahn des Rechtes wegdrängen. Diese feste Haltung des Kirchenregiments imponirte: das Adressenexperiment mußte aufgegeben werden. Die ganze Agitation gegen die 95 war eine vom prot. Verein gemachte.

Der prot. Verein hatte gehofft, das Kirchenregiment werde ihm von Tag zu Tag mehr ein Rücke herauf! zurufen. Diese Hofnungen wurden ihm aber durch mehrere Lebenszeichen der Behörde benommen. Wir heben einige derselben heraus. In einer Entschließung vom 7. Juni 1865 über die Verhandlungen der Diöcesansynoden vom Jahr 1864 erklärte die Kirchenbehörde in Betreff der von den Männern des prot. Vereins beantragten Bildung von ständigen Ausschüssen für die Diöcesan- und Generalsynoden (die unter unsern gegenwärtigen Verhältnissen die Bedeutung von Wolfahrtsausschüssen hätten), daß sie „weder von der Notwendigkeit, noch Zweckmäßigkeit einer so eingreifenden Veränderung im Organismus der Kirche sich zu überzeugen“ vermöge. Diese Erklärung brachte die Kirchenbehörde beim prot. Verein in große Ungnade. Einige Tage nach dem Erscheinen dieser Erklärung wurde auf mehreren Diöcesansynoden die Bildung ständiger Synodalausschüsse von den Männern des prot. Vereins aufs Neue beantragt. Der Antrag fand indeß nur auf zwei Synoden die Majorität. Der prot. Verein hatte jezt die Einleitung getroffen zu einer principiellen Opposition gegen die bis vor Kurzem noch so viel belobte Kirchenbehörde. — Die Unzufriedenheit der Männer des prot. Vereins hatte auch eine Consistorialentschließung über „die allgemeine evangelische Pastoralconferenz der Pfalz“ vom 22. März 1865 erregt. Der Ausschuß der Conferenz hatte der Kirchenbehörde neue Statuten vorgelegt. Die Kirchenbehörde verweigerte die Genehmigung derselben, da die alten, im Jahr 1854 vom Consistorium genehmigten Statuten, worin es §. 2 heißt: „Die Pastoralconferenz stellt sich auf den Grund der Augsb. Confession nach den allerhöchst genehmigten Beschlüssen der Generalsynode vom Jahr 1853 und der in der pfälz. evang. Kirche zu Recht bestehenden Union“, und worin §. 1 alle Geistlichen der vereinigten Kirche zur Beteiligung eingeladen werden — noch in voller rechtlicher Geltung bestehen und kein Grund vorhanden sei, dieselben durch andere Statuten ersetzen zu lassen. Die Kirchenbehörde machte es dem Conferenzausschuß zur Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß in den Verhandlungen der Conferenzen die Schranken gewissenhaft eingehalten werden, welche den Statuten nach gesezt sind, und wahrte allen Geistlichen, „welche sich auf den Grund der obgenanten Statuten aufrichtig stellen“, das Recht zur Beteiligung an denselben. Zu ihrer Verwunderung sahen die Männer des prot. Vereins, daß auch nach der Erklärung der Kirchenbehörde die positiv-biblische Theologie, die sie schon beinahe ausgewiesen glaubten, noch Heimatsrecht hat. In weit höherem Grade indeß zog sich die Kirchenbehörde die Unzufriedenheit des prot. Vereins zu durch ihre Haltung auf der Generalsynode 1865.

Diese Generalsynode, die am 19. November eröffnet wurde, war die erste, die nach dem neuen Wahlgesez zusammengesezt worden, das gleichviel geistliche und weltliche Mitglieder bestimte. Die Zahl der Mitglieder betrug 64. Unter den 32 geistlichen befinden sich die 16 Decane der Pfalz, die ex officio Mitglieder sind, während alle übrigen Mitglieder durch die Diöcesansynoden gewählt werden. Die Generalsynode von 1863 war folgendermaßen gruppirt: die Rechte hatte 6, die Linke 12, die Mittelpartei 28 Mitglieder. Auf der Generalsynode von 1865 war die Mittelpartei total verschwunden; es standen sich nur zwei Parteien gegenüber: eine Rechte und eine Linke. Beide Parteien glaubten die Majorität der Stimmen für sich zu haben. Die Linke gewann indeß während der Synode die Oberhand und zwar dadurch, daß auch diesmal einige Pfarrer und Decane, die sich früher teils der Rechten, teils der Mittelpartei angeschlossen hatten, von dem gerade wieder stark tobenden Winde des prot. Vereins nach links getrieben wurden. (Als Napoleon I. während der 100 Tage gefragt wurde, was man auf die Vendômesäule, die unter den Bourbonen sein Standbild verloren, setzen sollte, gab er, den Charakter der französischen Nation scharf kenzeichnend, zur Antwort: „Eine Wetterfahne.“ „Eine Wetterfahne!“ — das ist auch der Charakter, der an manchem Pfarrer in den lezten Jahren offenbar geworden.) Noch wenige Tage vor dem Beginn der Generalsynode hatte der prot. Verein seine Reihen in derselben durch folgendes Mittel, das wieder ein Pröbchen gibt von der Freiheit, die er meinet, zu verstärken gesucht. Auf der Diöcesansynode Pirmasens waren 3 conservative Mitglieder gewählt worden. Dies Wahlresultat veranlaßte „die Presbyter und Stadträthe von Pirmasens“, „einer hochverehrlichen prot. Generalsynode die unumwundene offene Erklärung abzugeben, daß sämtliche hier als Vertreter des Decanatsbezirks Pirmasens in der Generalsynode gewählten Herren das Vertrauen der hiesigen prot. Gemeinde in den die prot. Kirche so tief berührenden Tagesfragen nicht haben und keineswegs als Vertrauensmänner der Protestanten von Pirmasens ... angesehen

werden wollen." Die Pirmasenser Presbyter und Stadträthe hatten diese Adresse noch kurz vor dem Zusammentritt der Generalsynode veröffentlicht in der Hofnung, daß es „vielleicht doch irgend einen der gewählten Herren veranlassen könte, zu Hause zu bleiben, wofür dann Leute von unionsfreundlicher *) Richtung eintreten würden." Auf der lezten badischen Generalsynode hat man von Seiten der Liberalen die Gleichberechtigung der rationalistischen mit der orthodoxen Lehre verlangt. Den Männern des prot. Vereins in unsrer Pfalz dünkt eine solche Forderung noch viel zu gering. Durch die Adresse der Pirmasenser Presbyter und Stadträthe klingt der bekante alte Ruf hindurch: non licet esse vos! Die Positiven möchte man von der Generalsynode möglichst ferne halten; gehen troz dem neuen, auf dem Gemeindeprincip ruhenden Wahlgeseze positive Männer aus der Urne hervor, dann werden Mistrauensvota abgegeben. Der Dirigent der Generalsynode, der Consistorialdirector Glaser, unterließ es nicht, das agitatorische Treiben mit Adressen, Mistrauensvotis u. s. w. für unzuläßig zu erklären; in seiner Ansprache an die Generalsynode betonte er mit anerkennenswertem Freimut, es „muß die gesezliche Vertretung der Gemeinden in den frei gewählten Presbyterien und Synoden als die allein berechtigte anerkant werden. Weder kirchliche noch politische Vereine, weder öffentliche noch heimliche Versamlungen dürfen sich erlauben, in die kirchlichen Verhältnisse bestimmend eingreifen zu wollen. Das gegenteilige Verfahren begründet eine schwer zu verantwortende Uebertretung der kirchlichen Ordnung und führt in seinem Gefolge ernste Gefahren, vor denen der Herr der Kirche uns gnädig behüten wolle." Begreiflicher Weise ward der prot. Verein über diese Rüge sehr ungehalten. — Widerholt hatte sich die Kirchenbehörde durch ihren Vorstand auch gegen das vom prot. Verein angestrebte Institut der ständigen Ausschüsse bei den Synoden, so wie gegen das System der Pfarrwahlen durch die Gemeinden ausgesprochen. Prälat Holtzmann in Karlsruhe hat bei einer Kirchenvisitation in Heidelberg gesagt, die Gemeinde zerfalle in eine „Verfassungs"- und in eine „Gottesdienst-Gemeinde", leider deckten die Verfassungs- und Gottesdienst-Gemeinde einander nicht, die Verfassungsgemeinde sei so wenig gottesdienstliebend und die Gottesdienstgemeinde so wenig verfassungsliebend. Dr. Hundeshagen sagt in seinem offenen Briefe „Sechs Jahre zu der Separation": „Es ist in unsern, besonders größern Gemeinden vielfach dahin gekommen, daß die sogenante Verfassungsgemeinde, welche der gottesdienstlichen Gemeinde vorsteht, welche für dieselben namentlich die Pfarrer wählt, teilweise oder auch überwiegend aus „Welt" besteht, welche den Gottesdienst selten, nur sehr ausnahmsweise oder auch niemals besucht. Die notorischen Verächter des öffentlichen Gottesdienstes sind die Versorger der Gottesdienstbedürftigen und Gottesdiensteifrigen mit gottesdienstlicher Nahrung, die Verleugner des Bedürfnisses nach positiv-religiösen Elementen sind die Vormünder der heilsbegierigen Selen, welche die Predigt von Christo dem Gekreuzigten, Auferstandenen und gen Himmel Gefahrenen, als dem alleinigen Weg, der Wahrheit und dem Leben zu hören begehren und nach urkundlichem Recht in den Gotteshäusern der vereinigten Kirche nur diese Predigt zu suchen und ihr in demselben zu begegnen berechtigt sind; die profansten Feinde des Bekentnisses der unirten Kirche sind an nicht wenigen Orten die Regierer oder Mitregierer ihrer Gemeinden. Mit einem Wort: das ist die vielfach schon wirklich gewordene Herschaft und Tyrannei der „„Welt"" über die Kirche, die beginnende Auflösung der Kirche in die Welt." Würde unsre pfälzische Kirche ganz nach der Musterkirche Badens construirt, würde noch das Institut der ständigen Ausschüsse bei den Synoden und die Pfarrwahl durch die Gemeinden herübergenommen, dann könten sicherlich die eben angeführten Worte Hundeshagen's in ihrem ganzen Umfang auch auf die pfälzischen Gemeinden ausgedehnt werden.

*) Die Männer des prot. Vereins gebrauchen „unionsfreundlich" gleichbedeutend mit „rationalistisch." A. d. E.

Die Neugestaltung der Verfassung durch entschiedene Mitwirkung der Laien war den Männern des protest. Vereins von Anfang an nur Mittel, nicht Zweck. Ihr Zweck war die Entbindung der Lehre. In der Generalversamlung vom 4. Dezember 1864 sprach der protest. Verein die Erwartung aus, „daß die nächste Generalsynode dahin wirke, daß die kirchlichen Lehrbücher, der Katechismus und die biblische Geschichte von Zahn durch andere ersezt werden, da beide den Bedürfnissen der vereinigten Kirche und dem religiösen Standpunkt der pfälzischen Protestanten nicht entsprechen." Auf der Diöcesansynode zu Neustadt 1865 stellte der Vorstand des protest. Vereins den Antrag auf Abschaffung des gegenwärtigen biblischen und bekentnismäßigen Katechismus, da derselbe nicht mit dem alten Gesangbuch übereinstimme, alle Religionsbücher unsrer Kirche aber mit dem alten Gesangbuch in Uebereinstimmung gebracht werden müßten. Der Vorstand des protest. Vereins, der von den alten symbolischen Büchern nichts wissen will, macht aus unserm alten Gesangbuch, dessen Mängel doch allgemein anerkant sind, ein neues Symbolum! Da nach §. 3 der Unionsurkunde die heilige Schrift auch unsrer pfälzischen Kirche die höchste Autorität ist, so sind wir vollkommen im Recht zu verlangen, daß der Katechismus in erster Linie mit der Bibel und nicht mit dem oder jenem eingeführten Religionsbuch übereinstimme. Daß der eingeführte Katechismus, der eine Verschmelzung des lutherischen und reformirten ist, unbiblisch sei, haben die Männer des protest. Vereins, die 1865 auf drei Diöcesansynoden dessen Abschaffung beantragt, nicht zu behaupten gewagt. Der eben erwähnte Antrag erhielt indeß nur auf einer einzigen Synode die Majorität; von den 16 Diöcesansynoden hatten 13 die Katechismusangelegenheit gar nicht zum Gegenstand ihrer Verhandlungen gemacht. Unsre Zeit ist nicht in der Lage, einen neuen Katechismus zu produciren. Das hat selbst Schenkel auf der diesjährigen badischen Generalsynode anerkant. Und Professor Holtzmann in Heidelberg hielt es für seine Pflicht, den liberalen Mitgliedern der badischen Generalsynode vorzustellen, daß sie keinen unheilvolleren Beschluß fassen könten, als die Landeskirche mit einem neuen Katechismus zu beschenken. „Was, fragt derselbe, sollte daraus werden, wenn die obsiegende Partei jeweils ihre Machtstellung dazu ausbeuten wollte, der unterliegenden einen Katechismus aufzuoctroyiren?" In der Pfalz waren die Männer des protest. Vereins anderer Ansicht. Pf. Gelbert behauptet: heutzutage könne man in Folge des Fortschrittes aller Wissenschaften, besonders der Pädagogik, bessere Katechismen schaffen, als vor 300 Jahren. Pf. Maurer, der Herausgeber der „Union", des Organs vom protestantischen Verein, glaubte im Stande zu sein, einen neuen guten Katechismus zu schaffen, „welcher die gewohnten dogmatischen Formeln möglichst vermeidend im Stande wäre, daß Christentum dem kindlichen Verständnisse leicht faßbar und dem kindlichen Gemüte wert und teuer zu machen." Sein „Katechismus des christlichen Glaubens und Lebens nach den Grundsätzen der vereinigten evang.-protest. Kirche (1865)" kann als ein Compromis zwischen der evangelischen Kirche und dem Socinianismus bezeichnet werden.

Mit dem Erscheinen des Maurer'schen Katechismus begann die Agitation für die Abschaffung des eingeführten Katechismus. Da die Massendemonstrationen nicht mehr verfangen wollten, so suchte man durch Presbyterversamlungen das Ziel zu erreichen. Eine solche fand auf den Rath von zwei Pfarrern zuerst in Langweil im Decanat Winnweiler statt. Ueber die Stellung der Kirchenbehörde zur Katechismusfrage bemerkte der Vorstand derselben in seiner Ansprache an die Generalsynode, es solle „nicht verkant werden, daß der gegenwärtig eingeführte Katechismus mancherlei Mängel hat, und eine Revision und Verbesserung wünschenswert erscheinen lassen mag; allein diese Frage ist nach der Ueberzeugung des Consistoriums nichts weniger als eine dringende. Die Herstellung eines entsprechenden neuen Katechismus ist bekantlich mit ganz außerordentlichen Schwirigkeiten verbunden und daß man jezt nicht mehr zu dem alten sogenanten Unions-Katechismus zurückkehren kann, darüber wird bei allen Kundigen kaum ein Zweifel bestehen. In den benachbarten Ländern, wie in Baden und im Großherzogtum Hessen, hat man ganz ähnliche Katechismen, wie der unsrige, ohne daß man bis jezt an eine Aenderung ernstlich gedacht hat. Dazu komt, daß der allzurasche Wechsel der kirchlichen Lehrbücher seine sehr bedenkliche Seite hat. Die alsbaldige Inangriffnahme eines andern Katechismus würde ohne Zweifel einen neuen Zündstoff, einen neuen Zankapfel in die kaum beruhigten Gemeinden werfen." —

Ein Ausschußmitglied des protest. Vereins, Dr. Jacob aus Kaiserslautern, beantragte in der Generalsynode, da der gegenwärtige Katechismus auf dem Glaubensstandpunkte des 16. Jahrhunderts stehe, und dem Stand der jetzigen Culturentwicklung nicht entspreche: 1. es sei ein Katechismus nach den ursprünglichen Grundsätzen der Union auszuarbeiten, 2. eine Commission von 7 Mitgliedern mit dessen Entwerfung zu betrauen und eine außerordentliche Generalsynode zur Feststellung des Katechismus zu berufen. Der Antrag wurde dem Ausschuß für Petitionen zugewiesen, der aus 3 geistlichen und 3 weltlichen Mitgliedern bestand. Die geistlichen — Dannheimer, Gelbert, Maurer — vertraten die Linke, die weltlichen — Regierungsdirector v. Bettinger, Regierungsrath und Bezirksamtmann Römmich und Notar Hoseus — die Rechte. Der Antrag der geistlichen Ausschußmitglieder ging dahin: das Consistorium solle beauftragt werden, im Einvernehmen mit einer aus der Generalsynode erwählten Commission die Anfertigung eines Katechismusentwurfs vorzubereiten, da die formellen Fehler des jetzigen Katechismus offenkundig, die Sprache nicht zeitgemäß, die meisten Gemeindeglieder gegen ihn eingenommen seien und seine Abschaffung die Herstellung der Ruhe nur fördern werde. Der Gegenantrag der weltlichen Ausschußmitglieder lautete: die Generalsynode wolle dem Antrage des Dr. Jacob's auf Abschaffung des Katechismus, sowie dem Antrage der drei geistlichen Mitglieder des Ausschusses auf commissionelle Revision ihre Zustimmung versagen, da der eingeführte Katechismus von vornherein die beste Aufnahme gefunden habe, ein Bedürfnis der Revision oder Abschaffung nicht bestehe (wie denn nur eine Diöcesansynode dieselbe fordere) und da die Zeit nicht geeignet sei, eine Aenderung vorzunehmen. An der Debatte über die Katechismusangelegenheit, die 3 Sitzungen in Anspruch nahm, hat sich fast die Hälfte der Mitglieder der Generalsynode beteiligt. Hören wir zuerst die Wortführer der linken (geistlichen) und der rechten (weltlichen) Ausschußmitglieder. Decan Dannheimer sagt: Alle 10 Jahre habe sich die pfälzische Kirche mit der Katechismusangelegenheit beschäftigt;

ähnlich sei es auch in andern Ländern, der Grund sei der, daß die reformatorischen Katechismen, obwol noch immer unübertroffen, doch nicht mehr genügten, weil unsre Zeit nicht mehr die Anschauungen der Reformationszeit habe. Der eingeführte Katechismus habe den lutherischen und heidelberger Katechismus nur dem Buchstaben, nicht dem Geiste nach verbunden, werde dem Genius der Zeit nicht gerecht, gehe über die Fassungskraft der Kinder hinaus. Er sei über Nacht in die Pfalz gekommen, ohne daß selbst alle Glieder des Consistoriums darum gewußt hätten. (Der Director des Consistoriums bezeichnete sofort die leztere Behaup'ung als eine total falsche.) Regierungsrath Römmich bemerkt als Wortführer der weltlichen Ausschußmitglieder: der alte Katechismus von 1821 habe nicht befriedigt und werde auch jezt von Niemandem vertheidigt. Der neue Katechismus stehe auf dem Augsburgischen Bekentnis von 1540 und auf diesem müsse er stehen und nicht auf den „ursprünglichen Grundsätzen der Union", unter denen eigentlich doch nur Entfernung vom kirchlichen Bekentnisstande gemeint sei. Der Katechismus sei von Anfang an gut aufgenommen worden und die jezt gemachten 40 Eingaben von Presbytern dagegen beweisen nichts und können nicht imponiren, die Zähigkeit der Samler und Veranstalter solcher Erklärungen sei zu bewundern, aber die Unterzeichner selbst seien nicht zu bewundern. Die Gemeinden würden ruhig bleiben, wenn man sie ruhig lasse. Ein jezt neu eingeführter Katechismus würde sicher auch nicht bleiben. Die Generalsynode müsse die Rechtscontinuität wahren, man solle doch jezt nicht, dem Saturne gleich, schon wieder die Kinder der lezten Generalsynoden verschlingen, und solle sich nicht vor den Wogen der aufgeregten Massen fürchten, denn die Kirche schwimme wie Noah's Arche sicher durch alle Stürme und Wogen unter ihres Herrn Schuz.

(Fortsetzung folgt.)

Diderot.

II. (Schluß.)

Durch diese Rede wurde Saunderson so heftig bewegt, daß er einige Stunden in Irsinn verfiel, aus dem er mit den Worten erwachte: „O Gott Clarke's und Newton's habe Mitleid mit mir!" dann starb er. — Dazu fügt nun Diderot die trefflichen Worte: „Welche Schmach für Leute, die keine besseren Gründe haben als er, welche sehen, und denen das bewunderungswürdige Schauspiel der Natur vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergang der kleinsten Gestirne die Existenz und den Ruhm ihres Urhebers verkündet. Sie leben wie Blinde, und Saunderson stirbt, als ob er gesehen hätte!" — Aus diesem Geiste heraus sind auch noch Diderot's Worte in der Encyclopädie geschrieben (Art. Athéisme): „Es gibt drei Klassen von Atheisten. Einige denken und sagen frei heraus, daß es keinen Gott gibt, das sind die wahren Gottesläugner. Viele wissen nicht, was sie darüber denken sollen, und möchten die Frage gern, wie „Schrift oder Bild" entscheiden, das sind die skeptischen Gottesläugner. Noch viel mehr möchten, daß es keinen Gott gäbe, sie stellen sich

und leben, als wären sie davon überzeugt, das sind die Prahler und Aufschneider der Partei. — Ich verabscheue die Prahler: sie sind falsch; ich beklage die wahren Atheisten: aller Trost scheint mir todt für sie; und ich bitte Gott für die Zweifler es fehlt ihnen an Erleuchtung." Das wäre also noch der Standpunkt des Theismus; aber wie bald schwand derselbe unter seinen Füßen! „Ich glaube an Gott," sagt er um dieselbe Zeit in einem Briefwechsel an Voltaire über Saunderson, „obgleich ich mit den Atheisten auf ganz gutem Fuß lebe," ja er schließt sein Glaubensbekentnis mit der Blasphemie: „Es ist sehr wichtig, Schierling nicht für Petersilie zu nehmen; aber gar nicht wichtig, an Gott zu glauben oder nicht zu glauben." — — So weit war Diderot in seinem innern Leben gekommen, als er etwa um die Mitte des Jahrhunderts an das Hauptwerk seines Lebens — die Encyclopädie — herantrat. Es handelte sich dabei zunächst um eine Buchhändler-Speculation. In England hatte die Cyclopädie von Eghenin Chambers (Dublin 1724) den allgemeinsten Anklang gefunden, und es wollten nun die Pariser Buchhändler, an ihrer Spitze le Breton, das englische Werk für den französischen Gaumen zubereitet auf den Markt bringen. Nachdem zu diesem Zweck früher mancherlei andere Verbindungen angeknüpft waren, wandte sich le Breton an Diderot, welcher als ein junger, begabter, vermögensloser Schriftsteller gerade auf offenem Markte stand, fragend, ob ihn Jemand benutzen könne. Und wo hätte sich ein geeigneterer Mann finden lassen? War er doch einmal der „encyclopädischste Kopf" in ganz Frankreich, ein Talent von einer außerordentlichen Fassungsgabe und Vielseitigkeit, der beinahe alle Dinge, welche der Kreis des Daseins ihm darbot, mit Interesse und einem gewissen Verständnis in's Auge faßte, und zugleich das Erfaßte mit einer Leichtigkeit wiedergeben konte, welche selbst für Franzosen bewunderungswürdig war. Dazu kam eine Ausdauer, eine Zähigkeit in dem einmal Unternommenen, die sich weder durch eine Schwirigkeit, noch durch ein Bedenken von dem einmal betretenen Wege abschrecken ließ. Diderot erfaßte die Sache mit einer gewissen Begeisterung und entwarf zugleich mit d'Alembert in dem Prospect einen weit umfassenden Plan. Es sollte nicht blos ein Abriß des gesamten menschlichen Thuns, Wissens und Könnens gegeben werden, sondern auch von einem Princip aus Alles gedeutet, in gegenseitige Beziehung gesezt und auf ein Endziel hingeleitet. Es ist falsch, wenn man meint, daß die s. g. Encyclopädisten, die Männer, die zu dem unheiligen Bau herbeigezogen wurden (außer den oben genanten Salon-Helden noch eine ansehnliche Zahl bekanter Fachmänner) eine Art geschlossene Gesellschaft gebildet hätten, ausdrücklich zu dem Zweck organisirt, Regierung und Religion auszurotten, Thron und Altar umzustürzen. Die Mitarbeiter waren durch ganz lockere, formlose, nicht anerkante Banden zusammengehalten, innerhalb deren jeder ohne Zweifel seinen eigenen Zwecken nachstrebte, unter denen der Ruhm und der Broderwerb gewiß nicht die unterste Stelle einnahmen; aber dennoch läßt sich nicht läugnen, daß ein gemeinsamer Zug durch den Kreis der Arbeitenden hindurchging. Es war in allen Artikeln, wo es auf Gesinnung ankomt, der Geist, der verneint, und zwar ein Geist, der nicht berechtigt ist zu verneinen. Zwar sagt Hegel in seiner Geschichte der Philosophie (Th. 3, S. 514 f.): „Wir haben gut, den Franzosen Vorwürfe über ihre Angriffe gegen Religion und Staat zu machen. Man muß aber ein Bild von dem horriblen Zustand der Gesellschaft, dem Elend, der Niederträchtigkeit in Frankreich haben, um das Verdienst zu erkennen, das sie hatten. Welche Religion war es! Der schmählichste Aberglaube, Pfaffentum, Dummheit, Verworfenheit der Gesinnung! — Welcher Staat! Die blindeste Herschaft der Minister und ihrer Diener, Weiber und Kammerdiener, so daß ein ungeheures Heer von kleinen Tyrannen und Müßiggängern es als ein göttliches Recht ansah, die Einnahme des Staats und den Schweiß des Volkes zu plündern." Ja Varnhagen von Ense behauptet sogar: „der Cynismus sei eine Waffe gewesen, deren sich „edle Naturen" gegen Heuchelei und Unnatur bedienten." — Wohin kommen wir da? — Nur der Glaube ist eine berechtigte Macht gegen den Aberglauben und die Heuchelei, nicht aber der Unglaube; nur der sittliche Ernst kann ein Ankläger gegen die Sittenlosigkeit sein. Oder was waren die Sadducäer gegenüber dem Pharisäertum? Was ein Horaz mit seiner lüsternen Satyre gegen die Ausschweifungen des verfallenden und verfaulenden Roms?" Darum haben die Encyclopädisten wol eine Wirkung gehabt, eine weithin und tief eingreifende, aber nicht die eines wolthätigen Gewitters, das die Miasmen zerstreut und die Fluren erfrischt, sondern die Wirkung eines „unterirdischen Feuers, vor welchem schon lange alle Dinge unheilverkündend erzitterten, bis sich der Krater eröffnete, der die Welt mit Entsetzen und Wahnsinn erfüllte.*)" Als in den Jahren 1751 und 52 die beiden ersten Bände der Encyclopädie erschienen, fühlte zuerst die Geistlichkeit, welch ein Feind ihr in diesen Folianten erwachte. Von Seiten der Sorbonne erhob sich der heftigste Sturm, und der Erzbischof von Paris erließ einen Hirtenbrief gegen das Buch, welcher aber, wie Barbier sagt, nur den Erfolg hatte, daß das teure und seltene Buch, welches bisher nur wenig Männern der Literatur und Wissenschaft bekant gewesen, nun von allen Trödlern und Krämern gelesen wurde. Die Regierung, deren Haltlosigkeit gegenüber dem Gährungs- und Auflösungs-Prozeß wir schon früher kennen gelernt haben, leistete unter dem Einfluß Malesherbes dem Unternehmen im Geheimen Vorschub, weil ihr die Demüti-

*) Th. Carl. a. a. O. S. 109.

gung der Geistlichkeit, mit der sie damals im Streit lag, keineswegs mißfiel, ja der 4.—6. Band erschienen „avec approbation et privilège du roi.“ Erst beim 7. Bande, der nach d'Alembert's eigenem Urteil alle früheren an Schärfe übertraf, wurde im Jahre 1759 durch ein Arrêt du Conseil d'État das früher erteilte Privilegium wieder aufgehoben und der Verkauf der erschienenen und noch erscheinenden Bände verboten, „in Anbetracht, daß der Nutzen, welcher etwa für Kunst und Wissenschaft erwachse, in keinem Verhältnis stehe zu dem Schaden, welchen Religion und Sitte erleide.“ D'Alembert zog sich von dem Unternehmen zurück; aber Diderot harrt aus und arbeitet bei jedem neuen Gewaltschritt nur um so emsiger fort, wie bei dem Tempelbau zu Jerusalem mit der einen Hand bauend, mit der anderen streitend, nur daß der Bau kein heiliger zu Jerusalem, sondern ein unheiliger zu Paris war. Im Jahre 1766 erschienen die lezten zehn Bände, wenn auch durch die Hand des Buchhändlers le Breton verstümmelt, der Jahre lang heimlich in der Stille der Nacht die schon fertigen Revisionsbogen nochmals vorgenommen und mit unbarmherziger Feder Alles gestrichen hatte, was ihm gefährlich schien. — Die Regierung hatte troz des Verbots den Druck geschehen lassen, indem Choiseul in seiner entschlossenen Weise der Behörde die Augen verschlossen und außerdem noch zugleich mit Malesherbes ein kleines Hofmanöver veranstaltet hatte, um den König günstig zu stimmen. Man wußte vorzubereiten, daß der König bei Tafel nach Verfertigung des Pulvers, Madame Pompadour nach der Verfertigung der besten Schminke fragte. Man holte die Encyclopädie und fand für beides die trefflichste Anweisung. Da rief die Pompadour: „Ach, was für ein herliches Buch ist das! Haben Sie, Sire, dieses Magazin aller nüzlichsten Dinge vielleicht nur deshalb confiscirt, um es für sich ganz allein zu haben und der einzige gelehrte Mann in Ihrem ganzen Königreich zu sein?“ — Von Stund an wurde die Encyclopädie zwar nicht erlaubt, aber geduldet. Das große bändereiche Werk schlummert nun mit Staub bedeckt in unseren Bibliotheken, und es wird wol zur Zeit selten Jemand in Versuchung kommen, aus demselben seine Weisheit zu schöpfen. Aber was hat es gewirkt? — Wer wollte läugnen, daß man in dieser „Fundgrube alles Wissenswerten“ nicht blos über Pulver, Schminke und Pomade, sondern auch über Erfindungen, Handwerke und Künste, Geschichte, Ethnographie und Sprachstudium vieles Gute und Wahre finden könne. Diderot hat mit bewunderungswürdiger Ausdauer in allen Bibliotheken und Laboratorien herumgewühlt, Werkstätten und Künstler-Ateliers mit spähendem Auge durchwandelt und zugleich zahllose Kräfte aufgeboten, um die sichersten Resultate zu erzielen. — Aber alle diese guten und nüzlichen Dinge waren ja in den Augen Diderots und seiner Mitarbeiter nur untergeordnet, nur der Unterbau eines Riesenthurms, der mit der Spitze in den Himmel hineinragen sollte, um ihn zu zerstören. Jedenfalls haben wir auf dieses Höchste hinzusehen, auf den sittlichen und religiösen Kern des Buches. Wir haben zu fragen, ob Rosenkranz Recht hat, wenn er sagt: „Der Nerv der moralischen Opposition der Encyclopädisten gegen das herschende System lag bei aller Unvollkommenheit und Verworrenheit ihrer Principien doch in dem Bestreben, die sittliche Würde des Menschen wieder herzustellen;“ ob er Recht hat mit der Behauptung, daß „die Anklage des in der Encyclopädie waltenden religiösen Geistes nur eine relative Wahrheit habe, da in derselben nur der Wunderglaube und der durch eine priesterliche Aristokratie gestüzte Gewissenszwang angegriffen worden sei.“ — Wollen wir auch, wo es sich um die „sittliche Würde des Menschen“ handelt, von der Zuchtlosigkeit im Wandel Diderot's und der meisten seiner Genossen absehen, und mit unserm Urteil bei den Artikeln der Encyclopädie selbst stehen bleiben, ist denn die überall mit Emphase gepriesene honnêteté oder der Eudämonismus ein gesundes Prinzip der Sittlichkeit? Ist die moralische Würde gewahrt, wenn sich Diderot in dem mit einer Art von Begeisterung geschriebenen Artikel „Epicure“ mit diesem Philosophen gewissermaßen identificirt und am Schluß desselben triumphirend ausruft, daß die Secte Epicurs nirgends und niemals mehr Glanz gehabt habe, als in Frankreich und im lezten Jahrhundert? — Oder kann die Anklage gegen die irreligiöse Tendenz der Encyclopädie damit zurückgewiesen werden, daß Rosenkranz darthut, Diderot erscheine in allen Artikeln über religiöse Gegenstände als Theist, Spiritualist, ja der Sprache nach zuweilen als positiver Christ, während er doch zugleich die Taktik aufdeckt, welche der mutige Philosoph anwendet, um dem Martyrium zu entgehen. Es geschieht dieses durch die s. g. Renvois, d. h. die Hinweisungen von einem Artikel auf andere, welche hauptsächlich dazu dienen, Vorurteile zu zerstören ohne doch üble Folgen mit sich zu führen, d. h. die Aufmerksamkeit des Lesers, besonders aber des Censors irre zu leiten. In denjenigen Abhandlungen, in welchen die Behörde am sichersten verfängliche Stellen erwarten mußte, kluge Vorsicht, in den anderen versteckteren und entfernteren dagegen Kampf mit offenem Visir. In Christianisme z. B. die Lehre von der Inspiration, in Apparition Widerlegung derselben, in Ame und Liberté die Lehre von der Unkörperlichkeit und Willensfreiheit der Sele, in Naître die Lehre vom Stoffwechsel und der dadurch bedingten Körperlichkeit und Naturbestimtheit derselben. Nach Rosenkranz „mußte“ Diderot diesen Kunstgriff oft anwenden, weil ihm durchschnittlich die gefährlichsten Artikel zufielen; nur meint er, es sei vielleicht ein Fehler in der Tactik Diderots gewesen, diesen Gebrauch des Renvoi so offen darzulegen, denn von diesem Augenblicke an konte die Encyclopädie ihrem Leser nicht mehr den Hintergedanken verwehren, daß er bei allen Artikeln über geoffenbarte Religion, über Politik und Moral mit perfider Heuchelei behandelt werde. Ja, „perfide Heuchelei“: das ist der einzig geeignete Ausdruck für ein solches Verfahren. Wo bleibt aber dann die moralische Würde und die Religiosität, die nur den Wunderglauben und die Pfaffenherschaft angreift? Nehmen wir nun noch dazu, daß während Diderot die zum Teil salbungsvollen Artikel in der Encyclopädie schrieb, er in seinen

apocryphischen Schriften, die größtenteils erst nach seinem Tode erschienen, den unumwundensten Materialismus und Atheismus predigte, so kann man sich von diesem Doppelleben nur mit sittlichem Ekel abwenden. Voltaire findet die Heuchelei in den theologischen Artikeln der Encyclopädie unausstehlich, und Rosenkranz nent es einen Mangel an Taktik, daß Diderot die Methode derselben ausplaudert. — Wenn nun dieses Werk, was ja nicht geläugnet werden kann, als eine geistige Macht gewirkt hat, wenn es schon in seiner ersten Auflage in dreißigtausend Exemplaren und in vier ausländischen Uebersetzungen über die damalige Welt verbreitet worden ist, von welcher Art muß die Wirkung gewesen sein! Selbst ihre Lobredner, ein Hettner, geben zu, daß „durch sie viel thörichte Ueberstürzung in die Welt gekommen sei, ein flaches Fertigsein mit Dingen und Räthseln, die nicht schöngeistig beredet, sondern mühevoll beobachtet und emsig und tief durchforscht sein wollen," wenn sie aber meinen, daß der innerste Kern troz alledem gesund gewesen sei und heilsame Früchte getrieben habe, wenn ihnen der Ungestüm und der Wunsch des kühn zugreifenden Eifers als ein feuersprühender Most erscheint, der sich noch nicht geklärt hat, so möchten wir zunächst jenen gesunden inneren Kern und jene heilsamen Früchte nachgewiesen sehen, dann aber fragen wir, wie jenes blasirte, zerrüttete Geschlecht einer Begeisterung fähig gewesen sein soll.

Nachrichten.

Aus Mecklenburg-Schwerin.

(Fortsetzung.)

3. Der Samariter läßt sich nicht erst durch eine pikante Lebens- und Leidensgeschichte des unter die Mörder Gefallenen zur Liebeshilfe reizen. Wir sollen nur ein offnes Auge für das Elend der Heiden haben und darauf hin zugreifen. 4. Der Samariter hilft dem, der ihm in den Weg komt. Es ist nicht richtig, unter allerlei Völkern zu suchen und zu probiren (jezt auch Hermannsburg), wobei dann die verschiedenen Missionsgesellschaften durch einander arbeiten und dabei einander mehr hindern als fördern. Unsre luther. Kirche ist geschichtlich auf Ostindien gewiesen, dabei sollen wir ausharren. Nicht Zersplitterung der geringen Kräfte, sondern Concentration! 5. Der Samariter braucht reinen Wein und Oel und richtigen Verband. Statt des Götzendienstes den Heiden den Heiligendienst der röm. Kirche bringen ist doch ein sehr zweifelhafter Gewinn für sie. Ebensowenig wollen wir mit den gesezlichen und sacramentslosen Reformirten zusammenarbeiten. (Reibungen der engl. Mission in Ostindien mit der lutherischen. Es hätten auch die Schwirigkeiten erwähnt werden können, welche seit Jahren der rhein. Missionsgesellschaft bei dem Zusammenarbeiten von Reformirten und Lutheranern so viel Not machen!) Dazu läßt uns die Bedrängnis und Zersplitterung der luth. Landeskirchen in der luth. Mission einen erwünschten Sammelplaz suchen und finden. 6. Der Samariter bringt den unter die Mörder Gefallenen in die Herberge. Die Selbständigkeit der Heidenkirchen soll immer unser Ziel bleiben. Eine indische Volkskirche, nicht etwa englische Christen in Ostindien, die englisch essen und sich kleiden! Der Samariter hat nicht verlangt, daß der Geheilte ein Samariter würde. So hat die Mission ihrer Zeit auch uns Deutsche bei unsrer deutschen Art gelassen. Es sollen die „Völker" bekehrt werden aus allen „Sprachen und Zungen", nicht sollen alle eine Sprache reden!

Nach diesem zu allgemeiner Freude und Erfrischung gehörten Vortrage berichtete noch P. Chrestin-Bützow als Secretair des Gotteskastens über die Not der ausgewanderten Deutschen in Nordamerica und knüpfte daran den Antrag, mit Hilfe des Schullehrerseminars in Neukloster notdürftig vorbereitete, dort weiter auszubildende Missionare nach America zu senden; nach näher motivirter Befürwortung des Planes von Seiten des von der Wisconsin-Synode hiehergesandten P. Vorberg erklärten die Meisten der Anwesenden sich damit einverstanden. Außerdem hörten wir noch kurz von P. Kliefoth-Volkenshagen über den Versuch einer Verbreitung von Volksschriften und von P. Krabbe-Ludwigslust über das Diakonissenhaus Bethlehem Bericht erstatten.

Andern Tages versammelten sich die in einer Zahl von c. 150 anwesenden Professoren, Pastoren und Candidaten nach einer in der Kirche gehaltenen Mette, wobei der Schweriner Schloßchor wiederum die Chöre in kunstvollster Weise ausführte, zur Pastoral-Conferenz unter dem Vorsiz des O.-K.-R. Dr. Kliefoth.

In Betreff der zur Discussion gestellten Thesen bemerkte der Vorsitzende vorab, daß es wünschenswert sei, alle concreten Beziehungen und Bezeichnungen von der Debatte fern zu halten. Wir seien keine Schiedsrichter zwischen Preußen und seinen Gegnern; so könne es auch nicht angemessen erscheinen, in Gestalt einer souveränen Versamlung hier Resolutionen zu fassen, vielmehr müsse uns daran liegen zu eignem Nuz und Frommen, im Blick auf die Zeitereignisse uns die einschlagenden Fragen klar zu machen, um zu wissen, was wir zu thun haben, falls dieselben uns näher treten sollten, wozu vorerst übrigens noch keinerlei Aussicht oder Veranlassung vorhanden sei.

Die ersten auf Aufforderung des Ausschusses der Conferenz von P. Karsten-Reinshagen gestellten Thesen über das Recht der luth. Landeskirchen auf bekentnismäßige Verfassung, Gesezgebung und oberste Leitung leitete der Thesensteller mit einigen Worten ein und erklärte sich zur Verteidigung derselben bereit. Indem ich die Thesen hier folgen lasse, schalte ich bei den einzelnen ein Resümé der übrigens ziemlich kurzen Debatten ein.

These 1 lautet: Die Geschiedenheit der luth. Kirche in eine Mehrheit von Landeskirchen mit selbständigem Organismus hebt ihre wesentliche Einheit nicht auf, da sie diese nicht in der Einheit eines verfassungsmäßigen Organismus und Regimentes, sondern in der Einheit ihres schriftgemäßen Bekentnisses hat.

Gegen diese These erhob sich kaum eine Stimme (P. Pistorius), und auch die nicht zur eigentlichen Bestreitung (im Blick auf Th. 4), sondern nur um dieselbe für nicht ganz genügend zu erklären, weil für die Erscheinung der Kirche die bloße Einheit des Bekentnisses nicht für ausreichend zu erachten sei.

Th. 2. Eine luth. Landeskirche bewahrt ihre gliedliche Gemeinschaft mit der luth. Gesamtkirche, auf welche sie einen unbestreit-

baren Anspruch hat nur in dem Maße, als sie das luth. Bekentnis bei sich aufrecht erhält, woraus ihr nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht auf volle Wahrung ihres kirchlichen Bekentnisstandes erwächst.

Th. 3. Zur vollen Wahrung und Aufrechthaltung des kirchlichen Bekentnisstandes einer luth. Landeskirche reicht nicht aus, daß den luth. Gemeinden eines Landes und ihren Pastoren die Freiheit zugestanden wird, für sich lutherisch zu bekennen und zu predigen; sondern es muß ihr Recht und Freiheit gewährleistet werden auf Grund und nach Maßgabe ihres Bekentnisses ihr gesamtes Gemeinleben zu ordnen.

Beide Thesen riefen, ohne sonst beanstandet zu werden, nur die erklärende Bemerkung (C.-R. Mejer) hervor, daß, wenn der Ausdruck „Landeskirche" hier gebraucht werde, man sich auch wol bewußt bleiben müsse, daß es dem Wesen der Landeskirche entspreche, daß die Landesherschaft (also bei uns e. g. auch die Stände) die Kirche ordne und die Landeskirche als Territorialkirche zugleich wirkliche Staatskirche sei; zwar könne die luth. Kirche innerhalb eines bestimten Landes als ein kirchlicher Organismus existiren, ohne daß die Landesobrigkeit das Regiment in ihr führe, aber dann sei sie nicht mehr Landeskirche. Dem gegenüber wurde einmal geltend gemacht (Prof. Dieckhoff), daß die Kirche schon Landeskirche genant werden könne, sobald sie in einem Lande so zur Gestaltung gelangt sei, daß sie darin eine geschüzte Stellung habe, sodann aber (O.-K.-R. Kliefoth), daß in einer solchen Landeskirche, wo der Landesherr das Regiment in Händen habe, doch im Grunde die Kirche das Recht habe, sich zu ordnen, indem der Landesherr qua solcher nicht ein Gesez erläßt, sondern als regierendes Organ der Kirche; jenes wäre einfach byzantinisch.

Th. 4. Dieses Recht und diese Freiheit ist einer luth. Landeskirche nur da ausreichend gewährleistet, wo die oberste kirchliche Leitung durch ein eignes, ihr gliedlich zugehöriges Regiment ausgeübt wird, d. h. wo das Kirchenregiment in den Händen einer Behörde liegt, deren Personen selbst dem luther. Bekentnisse angehören und zur vollen Wahrung desselben verpflichtet sind.

Dieser Saz soll nicht gradezu das Regiment eines reform. oder kath. Landesherrn ausschließen, nur muß ein solcher die Kirche durch eine rein luth. Behörde regieren, wobei es freilich zweifelhaft sei, ob dabei das Recht der lutherischen Landeskirche „ausreichend gewährleistet" sei.

Th. 5. Jede luth. Landeskirche hat daher, nicht blos nach geschichtlichem Rechte, sondern auf Grund ihres Glaubens und Bekentnisses den Anspruch auf einen selbständigen, ihrem Bekentnisse gemäßen Organismus in Verfassung, Gesezgebung und obersten Leitung zur ungeschwächten Aufrechterhaltung ihres Bekentnisses.

Wie es nach der formellen Fassung manchem erscheinen wollte, soll „das geschichtliche Recht" damit nicht geringschätzig angesehen werden, vielmehr möchte solches gerade recht zu betonen sein (Prof. Krabbe). Wir sollen daran festhalten, daß das Recht der luth. Kirche ein wolbegründetes ist, das nur von der Ungerechtigkeit angetastet werden kann. Es ruht auf dem Augsburger Religionsfrieden und auf dem Westfälischen Frieden. Der Territorialismus des 17. Jahrh. hat die Kirche zum großen Teile wol geknechtet, aber dies ihr Recht nicht angetastet. Erst in unserm Jahrhundert haben die Fürsten gewagt, ihre Hände zur Vernichtung des geschichtlichen Rechtes der Kirche durch Cabinetsordres auszustrecken.

Damit wurden diese Thesen verlassen, von denen man behaupten kann, daß, wie sie den ungeteilten Beifall der Versamlung fanden, so auch die Ansicht der versammelten Landesgeistlichkeit im großen Ganzen aussprachen.

Weit lebhafter wurde sodann über die Thesen verhandelt, welche von Prof. Dr. Dieckhoff über die Abendmalsgemeinschaft mit Reformirten und Unirten gestellt waren und verteidigt wurden. Man sah an der Verhandlung deutlich, die Frage griff weit tiefer ins praktische Leben ein und hatte Einzelnen schon in ihrem Amte Schwirigkeiten gemacht.

Th. 1 lautet: Die Versagung der Abendmalsgemeinschaft, Mitgliedern nicht luth. Kirchen gegenüber, kann sich nicht darauf stützen und schließt nicht ein, daß man diesen Kirchen den Charakter christlicher Kirchen abspricht.

Wenn der Thesensteller dazu sagte: Nur derjenige (und es gäbe solche in der luther. Kirche) könne diese These angreifen, welcher den übrigen Kirchen den Charakter einer christlichen Kirche abspreche, so will P. Pistorius die These zwar nicht bestreiten, weil es sich hier um diese entfernter liegende Frage nicht handle, aber er kann ihr auch nicht beistimmen, wie gleicher Weise auch ein Anderer seine Meinung dahin aussprach, daß in Art. 7 der Augsb. Conf. nur für eine christliche Kirche Plaz sei. Da aber nur Wenige sich zu dieser Meinung bekanten und dieselbe an dieser Stelle zu verteidigen nicht für passend erachteten, so ging man zur 2. These über:

Sie ist geboten und gerechtfertigt, soweit sie durch die kirchliche Bekentnispflicht und die bekentnismäßige Verwaltung des Sacraments gefordert ist, und darum nur soweit, als dies der Fall ist.

Auf die von einigen Seiten gemachte Bemerkung, daß die Unterscheidung und Nebeneinanderstellung von „kirchlicher Bekentnispflicht" und „bekentnismäßiger Verwaltung" als unnötig oder gar als bedenklich erscheine, erklärte der Thesensteller, daß er mit gutem Bedacht solche gemacht habe. Einerseits reiche die kirchliche Bekentnispflicht nicht soweit, um ohne Weiteres Allen das Sacrament zu versagen, denen es versagt werden müsse; denn er statuire eben Ausnahmen (Th. 4) von der Regel, und es frage sich, ob der Verabreichung da nicht in der „bekentnismäßigen Verwaltung" ein Hindernis entgegenstehe; andererseits könte nach der „bekentnismäßigen Verwaltung" mancher zugelassen werden, dem man das Sacrament wegen der „kirchlichen Bekentnispflicht" zu versagen habe. Beide Momente müßten zusammenkommen, um die rechten Ausnahmen von der Regel zu finden, und insofern sei diese These grundlegend für die Th. 4.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 23. October. № 85.

Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865—1867.

(Fortsetzung.)

Die Linke erhob gegen den eingeführten Katechismus hauptsächlich folgende Anklagen: 1. er gebe der Jugend als Nahrung die Dogmatik des 16. Jahrhunderts, ohne Rücksicht auf die Fortschritte der Naturwissenschaften, auf die veränderten Grundanschauungen der Zeit und auf die Entwicklung der Sprache. Das helfe nichts, daß der Katechismus angeblich biblisch sei (Dr. Jacob); 2. die Sprache sei für das kindliche Gemüt unverständlich (Pf. Maurer). Weiter wurde noch bemerkt: die Gemeinden wünschten den Katechismus fort, drum müßten ihn auch die Geistlichen fortwünschen (Pf. Maurer). Appellationsrath Kieffer bemerkt: die Angreifer des Katechismus seien als Kläger aufgetreten, dessen Freunde seien die Beklagten; deren Stellung sei an sich die günstigere und zu ihren Gunsten sprächen alle Umstände. Der Katechismus sei ohne allen Widerstand eingeführt worden, sei 12 Jahre lang unbeanstandet geblieben und auch jezt lägen nur wenige Petitionen gegen ihn vor. Die Notwendigkeit einer Aenderung oder Abschaffung könne nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern nur durch den Nachweis bestätigt werden, daß der Katechismus mit der heil. Schrift und mit der Unionsurkunde in Widerspruch stehe. Dieser Nachweis sei noch nicht erbracht. Decan Hollensteiner hebt hervor, die angeblichen Fehler des Katechismus seien zum Teil nicht vorhanden, zum Teil seien sie Vorzüge: er sei dogmatisch — das müsse er sein, denn die Kirchenlehre müsse er enthalten; seine Sprache sei die biblische und damit die verständlichste.*) Pf. Zapf bemerkt, der eingeführte Katechismus brauche hinsichtlich der Sprache nicht bei Goethe und Schiller in die Schule zu gehen, er habe die Bibelsprache und an dieser haben jene Dichter selbst gelernt. Decan Dr. Schwarz bemerkt: Der 1853 eingeführte Katechismus sei in den 1856 eingeholten Gutachten der Pfarrer sehr gelobt worden. Man sage wol: es habe 1856 ein Druck von oben stattgefunden; es gäbe aber einen noch gefährlicheren Druck, nämlich von unten! Der eingeführte Katechismus habe wol einzelne Mängel, die würde auch ein neuer Katechismus haben. Man stelle nicht ewig Experimente an; Experimente in der Kirche seien noch gefährlicher als im Staat. Besonders in Bezug auf den Katechismus sei Stetigkeit notwendig, wie das schon von Luther so ernst und treffend hervorgehoben worden. Prodecan Ney erklärt, er habe stets gesucht zu vermitteln und für Friede zu sorgen, aber heute finde er keinen Ausweg zur Einigung. Die ganze Frage drehe sich, genau betrachtet, nur darum, ob der Kirchenlehre oder dem Zeitbewußtsein Rechnung getragen werden solle. Was aus der Kirche würde, wenn das Zeitbewußtsein die Norm für ihre Glaubensgrundsätze bildete, sehe man an den Deutschkatholiken und freien Gemeinden. Unsere Zeit sei für alle Veränderungen des Katechismus ungeeignet, wie das auch Ober-Consistorialpräsident v. Harleß auf der gerade in Bayreuth versammelten Generalsynode ausgesprochen. Gegen die Behauptung, die Gemeinden wünschten den Katechismus fort, erwidert ein weltliches Mitglied der Generalsynode, daß in seiner Gemeinde weder die Lehrer, noch die Mehrzahl der Eltern einen neuen Katechismus wünschen; wol aber sei — vom Sängerfest in Kaiserslautern eine Anzahl fertig geschriebene, resp. gedruckte Petitionen verbreitet worden. Den Schluß der langen Debatte machte die Rede des Decan Lyncker in Speier, die wir aus Gründen vollständig mitteilen zu müssen glauben.

„Wenn ich vor dem Schlusse dieser langen Debatte auch noch das Wort ergreife, so drängt mich dazu das Gefühl, daß unsere Kirche jezt wieder einmal, ich sage leider Gottes! wieder einmal vor einen Scheideweg gestellt ist, von dessen Betretung es abhängen wird, ob ihr eine ruhigere und friedlichere Entwickelung als bisher, oder neue schwere Verwickelungen für die nächste Zukunft in Aussicht stehen sollen. Was mich betrifft, so haben alle Gründe, welche bisher angeführt worden sind, um die Notwendigkeit der Veränderung oder Beseitigung unsers eingeführten Katechismus zu beweisen, das Gegenteil von dem in mir bewirkt, was sie bezweckten; sie haben mich gegen den unveränderten Fortbestand und Fortgebrauch desselben nicht bedenklich, dagegen immer gewisser gemacht, daß jede Aenderung in dem Sinne, wie sie von den Antragstellern und ihren Committenten beabsichtigt ist, uns keine Verbesserung, sondern nur Verschlimmerung, und zwar in materieller und formeller Hinsicht bringen würde. So erblicke ich denn auch in dieser verlangten Reform nichts weniger, als eine Neuerung, die unsrer Kirche

*) Auerbach sagt einmal: der Bibelton ist der verständlichste und volkstümlichste... Die Bibel bleibt — das Muster eines Volksbuches. Anm. d. E.

Frieden und Befriedigung bringen, sondern einen Erisapfel, der vielleicht noch größern Streit veranlassen würde, als wir jüngst erst zu unsrer Schmach und unserm Schaden, es scheint aber nicht allewege zur Warnung durchgemacht haben.

Die bereits über die vorliegende ernste Frage gepflogene Verhandlung hat viel Sachdienliches zu Tage gefördert, aber sich häufig auch gar sehr auf dem Gebiete der Theologie der Rhetorik herumbewegt. Fürchten Sie nicht, daß ich in diesem Kapitel noch Weiteres leisten werde; ich bin kein Liebhaber davon, habe lieber mit der Theologie der Thatsachen zu thun, und will, auf diesen festern Boden tretend, nur noch einiges Thatsächliche, zur Sache Gehörige zur Beleuchtung des Katechismusantrages beizubringen mir erlauben. — Zunächst ist viel von der ungünstigen Aufnahme geredet worden, welche der Katechismus schon bei seiner Einführung gefunden habe, und von dem weit verbreiteten Widerwillen, der ihm jezt überall begegne. Ich will mich darüber in Einzelnheiten und Wiederholungen nicht verlieren, und sage nur einmal: daß die erste Behauptung so gut wie aus der Luft gegriffen ist. Aus meiner Erfahrung nicht blos als Pfarrer und Decan, sondern auch als Distrikts-Schulinspector zweier Kantone, welche zum Teil seit lange den Ruf gehabt haben, an der Spitze der kirchlichen Opposition mitzugehen, kann ich es bezeugen, daß weder Presbyterien, noch Ortsschulcommissionen und Gemeinderäthe, also die kirchlichen und bürgerlichen Vertreter der Gemeinden, damals daran gedacht haben, gegen ein von der Generalsynode ganz correct beschlossenes und von der Krone sanctionirtes Buch ihre Stimmen zu erheben. Man war freilich dazumal noch nicht so weit fortgeschritten, daß man gegen das durch die geordneten Organe der Kirche Eingeführte hintenach opponirte oder nebenher agitirte; für diese Errungenschaft haben erst spätere Jahre die Lehrer geliefert. Was aber weiter die gegenwärtig vorhanden sein sollende allgemeine Misstimmung gegen unsern Katechismus betrifft, so hat sich ein geehrter Vorredner darüber verwundert, daß die meisten Herren Geistlichen davon ebenso wenig erfahren haben wollen, während sie ihm und Anderen auf allen Wegen zu Gehör gekommen sei. Ich meines Teils verwundere mich weniger darüber; es gibt eben nach dem Gesez der Wahlverwandtschaft Dinge, die von einem Ohr gehört werden, von einem andern nicht. Was nach diesem Gesez der Herr Vorredner auf seinen Reisen zu hören bekommen mag, das hören wir Geistliche freilich seltener; nicht weil wir taub wären, sondern weil wir unsere Erfahrungen, wenn es recht zugeht, auf einem andern Gebiete machen, als der Herr Redner sie zu machen pflegt, nämlich auf dem Gebiete der Selsorge! Wenn ich als Selsorger in die Häuser unsers noch solid gebliebenen Bürger- und Bauernstandes komme und frage: was habt, was les't, was kauft ihr für Erbauungsbücher? so bekomme ich fast überall zur Antwort: den Friedrich Stark, und den Joh. Arndt, und den Benjamin Schmolke und den Zollikofer ꝛc.! Das sind aber, m. H., keine Stunden der Andacht für denkende Verehrer Jesu, sondern die alten Tröster aus dem 17. und 18. Jahrhundert, in der alten, ehrenfesten, körnigen, vielleicht manchmal auch ein wenig schwerfälligen Sprache, die unser Katechismus in seinen Kernfragen spricht, und mit dem vollen Lehrinhalte unsrer reformatorischen Bekentnisse, den auch unser Katechismus enthält. Daran halten, daran erbauen sich heute noch unsre Pfälzer Protestanten, in überwiegender Majorität, sie wollen für ihr Haus, Herz und Leben keine andere Nahrung, und wenn Sie nun, m. H., einige Dutzend Eingaben gegen unsers Katechismus Inhalt und Sprache produciren, so stelle ich Ihnen hiermit viele tausend, ja hunderttausend, wenn auch indirecte, aber desto vollwichtigere Gegenzeugnisse auf, die es unwiderleglich beweisen, was unser Volk für eine Religion nach Inhalt und Form will, wenn man es in Ruhe seines Glaubens leben läßt und nicht künstlich aufregt und irre macht. — Daß deshalb gar keine Misstimmung vorhanden wäre, will ich nicht behaupten, wundere mich aber auch derselben nicht, weil ich weiß, wie sie zu Stande gekommen. Desto mehr aber staune ich manchmal über ein anderes „Räthsel der Natur", nämlich, wie Männer, welche vor 10 Jahren den neuen Katechismus nicht laut genug zu loben und nicht energisch genug einzuschärfen wußten, heute in den Ruf nach seiner Beseitigung einzustimmen im Stande sind. Was noch besonders die angefochtene Sprache unsers Katechismus in seinem Kern betrifft, so erinnere ich an ein Wort des Altvaters Goethe, der irgendwo sagt, er habe in seinem langen Leben die schlimme Erfahrung gemacht, daß das deutsche Volk in seiner Sprach- und Denkweise matter, saft- und kraftloser worden. Er erklärt dies aber damit, daß das Bibellesen im Volke abnehme; seine Entfremdung von der kräftigen, inhaltschweren Bibelsprache Luthers bringe in seinem Reden und Denken diesen Schaden zu Wege. Und wir wollten auch in Katechismus, Gesangbuch und biblischer Geschichte solchen Verfall noch fördern helfen?

Aber gesezt den Fall, unser Katechismus habe wirklich Mängel, die seine Beseitigung wünschenswert erscheinen ließen; denn, m. H., täuschen wir uns doch nicht: es ist bei ihm nicht auf einige Revisionen und Redactions-Besserungen, es ist auf sein gänzliche Beseitigung abgesehen. Ich sehe mich nun um, wer uns einen andern, einen besseren bieten will. Ich blicke zuerst in unsere großen evangelischen Landeskirchen, in die alten lutherischen und reformirten Confessionskirchen in und außer Deutschland, und entdecke nirgends eine Antwort. Sie haben alle eine Anzahl katechetischer Handbüchlein und Leitfäden, die wie die Eintagsfliegen ebenso schnell und zahlreich wieder vergehen, wie sie aufgetaucht sind, ohne sich irgendwo eine bleibende, allgemein kirchliche Geltung errungen zu haben; dagegen haben diese Kirchen bis heute, und unsre bayerische Schwesterkirche noch in diesen Tagen, nichts Besseres zu thun gewußt, als bei ihren alten reformatorischen Katechismen zu verbleiben, dem kleinen lutherischen oder dem heidelberger. Von dort komt also unsern Reformfreunden kein Heil. Ich frage weiter bei unsern Unionskirchen an, in Baden, Hessen, Rheinpreußen ꝛc.; auch da ist keine Stimme noch Antwort. Auch diese sind, nach vielen nuzlosen Versuchen, endlich wieder da angelangt, von wo sie sich nie hätten entfernen

sollen, nämlich bei den reformatorischen Katechismen, die sie, ihren Unionsbedürfnissen entsprechend, mit einander, so gut es gehen wollte, zu verschmelzen gesucht haben. So haben sie zwar nur ein mehr oder minder gelungenes Amalgama, wie wir, mit allen ihm anklebenden Unvollkommenheiten, aber in der Hauptsache doch nichts Anderes, als die alten Bekentniskatechismen der Reformation. — Sollten wir denn nun aus unsrer pfälzischen unirten Kirche etwas Neues, Besseres hoffen dürfen? Wie? Aus dieser bis in ihr innerstes Mark zerrissenen und zerspaltenen Kirche, in der heute noch Alles in Frage gestellt wird: das Bekentnis, die Verfassung, das Lied und die Lehre? Und vollends unsere gegenwärtige Generalsynode, in der sich zwei diametral entgegengesezte Parteien die Wage halten, von welchen die eine grundsäzlich verwirft, was die andere behauptet, die sollte das Zeug haben, einen genügenden, dem Bedürfnis der gemeinsamen Lehre und Erbauung entsprechenden Katechismus nach Inhalt und Form zu Wege zu bringen? Kann man denn auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln? Bei solcher heillosen Sachlage mögen noch so viele Experimente von der Parteistellung, der Schultheologie, dem Studirtische gemacht werden, man wird davon sagen: Gewächs sieht aus wie Wein, ist's aber nicht; es wird höchstens ein homunculus, aber nie ein lebens- und zeugungsfähiger homo dabei herauskommen, und der Juwelier, der dem alten Geschmeide eine neue Fassung zu geben verspricht, wird uns am Ende den ächten Ring mit einigen unächten vertauschen, oder eine Arbeit liefern, bei der die Diamanten durch buntes Glas ersezt sind. Lassen wir darum um Gottes willen solche unfruchtbare und gefährliche Versuche.

Ich nenne aber diese Versuche unfruchtbar, nicht blos aus Zweckmäßigkeitsgründen, sondern vor Allem in Erwägung der einzig richtigen Bedeutung, die ein Katechismus haben soll. Was ist denn ein Katechismus? Er ist auch ein Leitfaden für die Kinder, ein Schulbuch, ein Hilfsbuch für den Lehrer, aber das Alles doch nur in zweiter Linie. In erster Linie soll der Katechismus sein ein Bekentnisbuch, der volle, klare, volkstümliche Ausdruck und Inbegriff des durch Gottes Geist in der Gemeinde gewirkten christlichen Bekentnisses, ohne Deutelei und Mäkelei und so aus der Unmittelbarkeit des christlichen Bewußtseins entsprungen, daß der einzelne Christ, das Kind wie der Greis, der Gebildete wie der Einfältige, an seinen einzelnen Sätzen einen Stab, einen Trost, ja ein Gebet haben mag in guten und bösen Tagen, selbst in der Sterbestunde. Demnach ist solch ein Katechismus nicht zu machen, er wird gezeugt und geboren wie ein Gedicht aus dem die Zeit und die Herzen treibenden und bestimmenden Gottesgeiste. Darum sind nur reformatorische Zeiten, in welchem der Geist Gottes ein Neues schafft, auch befähigt, einen neuen Katechismus zu schaffen. Führt der Geist Gottes wieder solche reformatorische Zeiten herbei, dann werden wir auch aus seiner Fülle einen neuen Katechismus haben, wie ihn unsere alten Reformatoren geschaffen; in unsrer schwachen und schwankenden Uebergangszeit kümmerlicher Geburtswehen sollten wir uns doch in diesem Stücke demütig und dankbar an dem Riesenwerke einer großen und unerreichten Vergangenheit genügen lassen und nicht Lehmhütten daneben bauen wollen, die uns jeden Augenblick mit dem Einsturz bedrohen.

Aber man sagt, eine Katechismusreform sei nötig zum Frieden in unsrer unirten Kirche. Ich bin ein aufrichtiger Freund dieser unirten Kirche, so oft ich auch schon mit meinen Gesinnungsgenossen als Unionsfeind verlästert worden bin. Aber gerade darum protestire ich gegen den auf der Tagesordnung stehenden Antrag. Unsere Kirche, unsere Gemeinden werden keinen Frieden aus diesen maßlosen, stets wiederholten Neuerungen schöpfen, sondern immer neue Unruhe, täglich wachsende Unklarheit über das, was denn eigentlich noch Geltung haben soll, vermehrtes Mistrauen gegen Kirchenregiment und Synoden, gegen Prediger und Lehrer. Seien wir doch nicht den Kindern gleich, die heute einen Blumenstock pflanzen und morgen schon seine Wurzeln aufgraben, um zu sehen, ob er auch angewachsen ist! Der Stock stirbt ab, sie pflanzen einen neuen, mit dem sie es gerade so machen ohne Aufhören, bis endlich das Blumenbeet in eine Wüste verwandelt ist. So wird es auch unsrer Kirche gehen, wenn wir in unserer ewigen kindischen Neuerungssucht nicht endlich einmal Halt machen.

Ich komme schließlich zur Hauptsache. Um was handelt es sich denn bei unserm Katechismussturm? Sagen wir es doch offen heraus! Es handelt sich nicht um einige noch streitige Verbesserungen des Vorhandenen, sondern um ein ganz Neues! Es handelt sich um das positiv evangelische Bekentnis! Dieses Bekentnis, wie es unser Katechismus enthält, sein klar biblischer Glaubensgehalt soll beseitigt und an seine Stelle die Zeittheologie, das täglich wechselnde religiöse Zeitbewußtsein unsern Gemeinden als Kirchenlehre octroirt werden. Sie sollen mit der Aussicht beglückt werden, in etwa 10 Jahren abermals einen neuen Katechismus nach dem veränderten Zeitgeist, den man fälschlich den Geist der Union nent, zu bekommen. Das ist des Pudels Kern. M. H. Ich bin Prediger und Selsorger, und weder als Prediger noch als Selsorger kann ich da mithelfen. Man hat zwar behauptet, die Cultur der Gegenwart stehe nicht im Einklang mit den religiösen Anschauungen unserer alten kirchlichen Bekentnisse und hat zur Begründung dieser Behauptung teils Dinge herbeigezogen, die mit dem Bekentnisse unserer unirten Kirche und namentlich mit unserm Katechismus rein gar nichts zu thun haben, teils hat man uns von dem soliden Boden unseres einfachen evangelischen Glaubens hinaufgeführt auf die schwindelnden Höhen der Bildung dieser Zeit. Ich blicke um mich, und schaue auf diesen Höhen, bei allem Respecte vor solcher Bildung in ihren Grenzen, für mein religiöses Bedürfnis nichts als Nebel. Man hat von den Fortschritten der theologischen Wissenschaft geredet; aber, m. H., es gibt bekantlich einen doppelten Fortschritt der Wissenschaft, einen, welcher in das Evangelium, und damit erfahrungsgemäß auch in die Substanz und Wahrheit unsers reformatorischen Bekentnisses immer tiefer hineinführt, und einen andern, welcher von den realen Grundlagen des Christentums immer weiter abführt, zu einer Religion, die weder Ja noch Nein, weder Fleisch noch Fisch ist, zu einem Heilmittel, von dem am Ende Niemand mehr weiß, was anfangen. Wenn ich als Selsorger zu einem Mühseligen, zu einem Angefochtenen oder Sterbenden komme, und er verlangt von mir eine gewisse Kunde, daran er sich in aller Not, auch in der lezten halten könne, etwa: ob denn der Herr Jesus auch wahrhaftig Gottes eingeborner Sohn, ob er wahrhaftig am Kreuz gestorben zu unsrer Versöhnung und wahrhaftig von den Todten auferstanden ist u. s. w., so will ich nicht in der elenden Lage sein, ihm sagen zu müssen: ja, lieber Freund, da mußt du abwarten, bis die nächste Generalsynode ihren neuen Katechismus gemacht hat! Es ist vor wenigen Tagen hier gesagt worden, wie schwer das Amt des Geistlichen sei; aber dann würde es erst recht mühselig und jämmerlich, wenn wir uns, statt in den Dienst der ewigen Wahrheit, in die Knechtschaft des wechselnden Zeitgeistes stellen müßten, um, während wir das irdische Brot der Gemeinde essen, ihnen statt des himlischen Brotes Steine,

oder was noch schlimmer wäre, Sand zu essen zu geben, der nichts vermag, als die Zähne stumpf zu machen. Ehe ich mich in die Zunft der römischen Auguren degradiren lasse, die sich bei jeder Begegnung als Heuchler und Gaukler anlachen müßten, hänge ich lieber den Chorrock an den Nagel und suche mit Holzhacken mir mein ehrlich Stück Brot zu verdienen. Ein Vorredner hat zu behaupten gewagt, die Linke in unsrer Versamlung habe den Herrn im Himmel zu ihrem Verbündeten; ich bin vor solcher Behauptung erschrocken; statt aber das Gegenteil auszusprechen, will ich lieber daran erinnern, daß wir Alle, Rechte und Linke, den Herrn im Himmel zu unserm Richter haben werden. Er wird uns zur Verantwortung ziehen auch über das Votum des heutigen Tages, und wird das Wort an uns erfüllen: wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himlischen Vater.

Aus den vorstehend dargelegten Gründen bin ich auch gegen den Vermittlungsantrag, daß die Frage der Katechismusänderung dem K. Consistorium zu weiteren Erhebungen und Vorlagen an die nächste Generalsynode übergeben werden solle. Das hieße, die Katechismusfrage auf die permanente Tagesordnung setzen, und sie zu einem fortwährenden Agitator in unsern Gemeinden machen, die nicht so beschränkt sind, daß sie nicht aus diesem Beschlusse folgern sollten, wir bekommen in 4 Jahren doch einen neuen Katechismus! Aber unsere Gemeinden bedürfen, wie wir das zu Anfang unserer Verhandlungen aus verehrtem Munde gehört haben, der Ruhe; gönnen wir ihnen diese Ruhe und setzen wir deshalb die Katechismusfrage ein- für allemal von der Tagesordnung, bis es dem Herrn gefällt, sie nach seiner Weisheit und Gnade zu einem befriedigenderen Austrag zu bringen, als wir, seine armen streitenden Knechte, es vermögen." Die Rede Lyncker's machte einen großen Eindruck.

Es wurde nun endlich zur Abstimmung geschritten. Der Antrag der drei weltlichen, die Rechte vertretenden Ausschußmitglieder wurde mit 35 Stimmen gegen 29 abgelehnt. Ehe der Antrag der drei geistlichen Ausschußmitglieder zur Abstimmung gebracht wurde, wurde noch festgestellt, daß die zu ernennende Katechismus-Commission aus 3 geistlichen und 3 weltlichen Mitgliedern der Generalsynode bestehen solle. Der Dirigent der Synode, Consistorialdirector Glaser, bemerkt, der lezte Antrag könne nur in der Voraussetzung zur Abstimmung gebracht werden, daß er als Wunsch ausgesprochen werde. Bei der Abstimmung waren 34 Stimmen für, 30 gegen den Antrag. Der Vorstand des Consistoriums erklärte nun, das Consistorium habe geflissentlich auf keine Weise in die Discussion des Katechismus-Antrages eingegriffen, dem von der Majorität angenommenen Antrag aber könne das K. Consistorium in keiner Weise nachgeben. Weiter bemerkte derselbe (nachdem Regierungsdirector v. Bettinger erklärt hatte, daß er sich der Commissionswahl enthalte), es könne kein Mitglied, das gegen den Antrag der 3 geistlichen Ausschußmitglieder gestimt habe, zur Teilnahme an der Commissionswahl genötigt werden. Dreißig Mitglieder enthielten sich der Wahl. Die Linke wählte allein. Die gewählten Commissionsmitglieder für die Katechismus-Ausarbeitung sind: Decan Dannheimer, Pf. Gelbert, Pf. Maurer, Advocat Louis, Staatsprocurator Dupré, Dr. Jacob. Den 3 Theologen sind 2 Juristen und 1 Mediciner beigegeben. Gar manche Juristen und Mediciner waren voll Verwunderung, als sie hörten, daß tüchtige Juristen und Mediciner auch das Zeug haben sollen zur Herstellung eines Katechismus, die nicht blos gründliche Kentnis der Schrift, der Dogmatik und Symbolik, sondern auch katechetische Tüchtigkeit voraussezt.

Nach der Katechismusfrage kam die Gesangbuchsfrage zur Besprechung. Vor Eröffnung der Discussion machte der Director des Consistoriums folgende Mitteilungen: Nach einer Zusammenstellung vom 27. April 1860 sei das neue Gesangbuch eingeführt gewesen in 144 Gemeinden mit 142,357 Selen, — nicht eingeführt in 193 Gemeinden mit 189,252 Selen. Jezt sei es noch in 20 Gemeinden in Gebrauch, darunter in der Kreishauptstadt Speier. Ueber die Stellung des Kirchenregiments hatte der Vorstand schon in seiner Eröffnungsrede erklärt: „Das Consistorium hatte eine, so weit jezt möglich, definitive Lösung der Gesangbuchsfrage beabsichtigt und der Allerhöchsten Stelle den Entwurf einer bezüglichen Vorlage zur allergnädigsten Genehmigung empfohlen. Darnach sollte von einem weiteren Vollzuge der die Einführung des neuen Gesangbuches betreffenden Beschlüsse der Generalsynode von 1857 bis 1861 für immer Umgang genommen und der provisorische und factische Zustand, wie er sich seit Jahren gebildet hat, in rechtsförmlicher Weise legalisirt werden, während es denjenigen Gemeinden, welche jezt noch das neue Gesangbuch ausschließlich im Gebrauche haben, unverwehrt sein sollte, dasselbe auch in Zukunft fort zu gebrauchen." Dieser Entwurf ward indeß nicht genehmigt. Die Intention, die das Consistorium dabei verfolgte, war eine doppelte: 1. den factischen Zustand nach beiden Seiten hin zu legalisiren, 2. eine Vermittlung der Parteien anzubahnen. Da das alte Gesangbuch Mängel und Lücken hat und viele der schönsten Lieder darin fehlen, so glaubte das Kirchenregiment der Generalsynode die Frage zur Erwägung vorlegen zu müssen, ob sich nicht die Einführung eines Anhanges empfehle. Die nun folgende Discussion über die Gesangbuchsfrage zeigte dieselbe Parteistellung, wie in der Katechismusfrage. Die drei geistlichen, die Linke vertretenden Mitglieder des Ausschusses stellten den Antrag: 1. Es mögen unter Aufhebung des unvollziehbaren Beschlusses der Generalsynode von 1857 dem alten Gesangbuch in allen denjenigen Gemeinden, welche entweder das neue noch gar nicht eingeführt hatten, oder aber, sei es früher, sei es später, dessen Gebrauch — wenn auch nur in provisorischer Weise — wieder eingestellt haben und zu dem alten zurückgekehrt sind, alle Rechte wieder eingeräumt werden, die ihm als dem alleinigen und ausschließlichen kirchlichen Gesangbuch vor Einführung eines neuen zustanden. 2. In denjenigen Gemeinden dagegen, welche das neue jezt noch in kirchlichem Gebrauch haben, soll dem Fortgebrauch desselben kein Hindernis in den Weg gelegt, und soll gegen solche Gemeinden keinerlei Nötigung oder Zwang zur Abschaffung des neuen und Wiedereinführung des alten Gesangbuchs zugelassen werden. Dieser Antrag wollte also dem alten Gesangbuch die Rechte eines ausschließlichen und alleinigen Gesangbuches und dem neuen nur Duldung gewährt wissen, während dasselbe doch in Folge der Synodalbeschlüsse von 1857 und 1861 rechtsgiltig eingeführt ist.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 26. October. № 86.

Gegen die Ueberschätzung des christlichen Gefühls.

Es ist eine alte, weit verbreitete Lehre der Selenlehrer und Gottesgelehrten, daß die menschliche Sele drei coordinirte, d. h. in gleicher Würde neben einander bestehende Urvermögen besitze, nämlich das Gefühls-, Vorstellungs- und Willensvermögen. So alt und weit verbreitet diese Auffassung nun auch ist, so ist dieselbe doch nicht unwidersprochen. Schon vor einem Menschenalter machte namentlich Chr. Weiß den Versuch, die Urvermögen der Sele auf nur zwei, welche er Trieb und Sinn nante, d. h. auf Willens- und Vorstellungsvermögen zu beschränken. Es ist nun die Absicht der nachfolgenden Zeilen, in diese Fußtapfen zu treten, und zwar namentlich deswegen, weil Theologie, Kirche und praktische Frömmigkeit sich gegen die Frage, ob das Gefühl ein Urvermögen der Sele sei, keineswegs so gleichgültig verhalten, als dies im ersten Augenblicke scheinen könte.

Daß die Menschensele Vorstellungs- und Willensvermögen als Urvermögen besizt, ist unbestreitbar, soll daher hier auch weder bestritten noch bewiesen werden. Anders aber verhält es sich mit dem Lieblinge der gegenwärtigen Theologie, dem Gefühlsvermögen, so fern dasselbe als Urvermögen neben oder am Ende gar noch vor die zwei andern Vermögen gesezt werden will.

Wir fragen: Ist ein Fühlen überhaupt denkbar ohne etwas, das gefühlt wird? Gewiß nicht. Was ist aber das zunächst, was von einem Menschen gefühlt wird? Es ist dies nichts Anderes, und kann nichts Anderes sein, als irgend eine Vorstellung, mag nun dieselbe helle oder dunkel sein. Denn nichts ist für uns vorhanden, auch Sinliches nicht, ehe dasselbe eine Vorstellung in uns geworden ist. Es ist eine Thatsache, daß wir die Sinneneindrücke erst dann fühlen, wenn dieselben vorher durch Vermittelung der Nerven ins Gehirn telegraphirt worden sind. Wie dieselben dort, oder von dort aus, zu Selenvorstellungen werden, wissen wir freilich nicht. Der Faden unserer Erkentnis reißt hier ab. Aber bis ins Gehirn können wir den Vorgang verfolgen und uns so überzeugen, daß die Sele nicht unmittelbar einen Sinneneindruck empfindet, sondern vermittelt durch die Boschaft der Nerven, daß also die Sele nicht die Sache selbst empfindet, sondern die Vorstellung, welche sie davon erhalten hat. Ist z. B. die Nervenleitung eines kranken Glieds, welche zum Haupte führt, völlig zerstört, der Telegraphendraht, so zu sagen, abgeschnitten, so daß keine Vorstellung entstehen kann, so fühlt der Kranke in diesem Gliede keinen Schmerz mehr; man kann damit anfangen, was man will, z. B. dasselbe brennen, schnieden, ohne irgend eine Beläftigung des Kranken. So steht das sinliche Gefühl immer auf der Grundlage einer Vorstellung. Aber nicht minder das Gefühl, welches die Sele von Vorgängen in ihrem eigenen Innern hat. Wie kann man irgend sich denken, daß die Sele in ihrem Innern angenehm oder unangenehm berührt werde, ohne eine berührende Vorstellung, mag dieselbe auch noch so dunkel sein. Aber, wendet man vielleicht ein: das ist grade das Eigentümliche des Gefühls, Berührtwerden, ohne daß man das Berührende sieht. Und hier sind wir gleichsam in den Mittelpunkt des Misverständnisses und der schiefen Auffassung des Gefühls getreten. Man nimt Sehen und Erkennen als gleichbedeutend, was nicht richtig ist. Nicht blos das Auge, auch der Tastsinn gibt Erkentnisse. Erhält Einer z. B. von unbekanter Hand einen Stoß auf den Rücken, weiß er dann nicht, daß ein harter Gegenstand seinen Rücken berührt hat? Man bedenke auch, welche Fülle von Erkentnissen die Blinden dem sinlichen Gefühle abzugewinnen wissen. Mit demselben ist nicht gar keine, sondern nur eine eigentümliche Art der Erkentnis verbunden. Gibt es nicht manche Fälle, da wir dem Auge nicht ganz trauen, sondern zum Gefühle unsere Zuflucht nehmen, um die Dinge zu erkennen. Der Tuchkäufer z. B. läßt wohl das Tuch zwischen seinen Fingern hindurch gleiten, um die Feinheit und Festigkeit des Stoffes zu prüfen. Es giebt kein von der Grundlage der Vorstellung abgetrentes sinliches Fühlen, welches als Analogie für die Annahme benuzt werden könte, daß die Sele Vorgänge in ihrem Innern anders als auf der Grundlage der Vorstellung fühle. Daß aber Lezteres wirklich sich also verhalte, folgt aus der Natur der Dinge selbst. Es gibt kein Fühlen ohne einen Gegenstand, welchen man fühlt. Handelt es sich nun aber von dem Fühlen solcher geistiger Dinge, welche im Innern der Sele vorgehen, so müssen diese zuvor sich und einen kleineren oder größeren Teil ihrer Eigenschaften zu erkennen geben, d. h. eine Vorstellung in der Sele erzeugt haben. Aber — wird etwa doch noch eingewendet: Gibt es denn nicht doch geistige Dinge, wie namentlich die Musik, welche nur mit dem Gefühle gefaßt werden können? Hier wäre nun daran zu erinnern, daß die Vorstellungen gar mannigfaltiger Art sind, namentlich durchaus nicht

lauter logische Schlüsse. Es gibt dunkle, helle, intuitive, welche Vieles zumal als ein Ganzes, wie aus der Vogelperspective zeigen, und dagegen diskursive, welche das Ganze in seine Teile zerlegen, und das Einzelne in klarem Lichte zeigen. Ferner Vorstellungen in Bildern, und solche ohne Bild. Aber immer wird durch sie, und das ist ihr gemeinsamer Charakter, der Sele irgend etwas vorgestellt, zu erkennen gegeben. Was aber insbesondere die Musik betrifft, so ist dieselbe als musikalischer Gedanke oder Tonbild in der Sele des Menschen, ehe ein Ton erklungen ist. Dieselbe kann in Noten fixirt werden. Der fachgebildete Musiker liest ein ihm vorher fremdes Stück, je nach Umständen, mit Unlust oder Genuß, ohne auch nur einen Ton zu hören. Die Noten erzeugen das Tonbild in seiner Sele. Also auch hier wird zuerst etwas vorgestellt. Auf dieser Grundlage kann sich das Gefühl erzeugen, oder auch nicht.

Was ist und bedeutet denn nun aber das Wort Gefühl, das wie eine Münze von einer Hand in die andere geht, und doch seine Räthsel in sich birgt?

Fühlen ist nichts Anderes, als daß man die angenehme oder unangenehme Beziehung einer Vorstellung auf unsere eigene Person, unser Ich, das geistige und leibliche inne wird. Das Gefühl ruft Einem zu: Tua res agitur. Zur Verdeutlichung dieses Vorgangs vergegenwärtige man sich, wie sich das Selbstbewußtsein oft lange Zeit gleichgültig gegen eine Vorstellung verhält, bis ihre Beziehung zum Ich entdeckt ist. Dann entstehen die Gefühle der Angst oder Freude. Oder, man denke daran, wie oft Freude oder Angst weichen, wenn die Vorstellung, auf welcher dieselben beruhten, in sich selbst zusammengebrochen ist, d. h. als leere Einbildung sich erwiesen hat. Hierbei ist aber wol zu merken, daß zum Ich nicht blos das nackte Ich gehört, sondern auch der ganze sympathetische Kreis z. B. von Verwandten, Freunden, Interessen überhaupt, welchen dasselbe um sich zieht. Hiermit stimt nun auch der Sprachgebrauch. Gefühl spricht man dem ab, der das, was für sein Vorstellungsvermögen vorhanden ist, nicht auf sich bezieht, da er doch Ursache hätte, dies zu thun. Wenn in einer Zeit, da es vielfach nicht an christlicher Lehre, wol aber an christlichem Leben mangelte, die Pietisten aufs Gefühl drangen, so hatten dieselben vielfach nicht nur der Sache, sondern auch dem Ausdrucke nach Recht; denn es handelte sich davon, das längst von Christo und überhaupt aus dem Worte Gottes Bekante auf die eigene Person zu beziehen. Endlich noch ein drittes und leztes Beispiel zum Beweise der Uebereinstimmung unserer Erklärung mit dem Sprachgebrauche. Wenn ein Sänger so singt, daß offenbar ist, daß das Gesungene seine eigene Sele bewegt, so sagt man, derselbe singe mit Gefühl. Freilich ist der Sprachgebrauch oft auch anders. Manche nennen dunkle Vorstellungen, an welchen sie Räthselhaftes finden, namentlich intuitive, oder schnell entstehende, Gefühle. Dieser Sprachgebrauch kann aber um so weniger gerechtfertigt werden, als er zu vielen Misverständnissen Anlaß gibt. Was einmal den Charakter der Vorstellung hat, trägt am Besten auch deren Namen.

Aus dem Bisherigen geht nun hervor, daß das Gefühlsvermögen immer nur auf der Grundlage des Vorstellungsvermögens thätig sein kann, und an diesem seine Schranke hat. Es ist also kein sublimes Werkzeug, feiner als das Vorstellungsvermögen, mit welchem man fassen kann, was Lezterem unerreichbar ist. Es steht das Gefühlsvermögen nicht neben, sondern auf dem Vorstellungsvermögen, und ist daher kein Urvermögen der Sele. Während Vorstellungs- und Willensvermögen unergründliche, eigene Tiefen haben, in welche dieselben hinabsteigen können, kann das Gefühlsvermögen, als Vermögen, die Vorstellungen auf die eigene Person zu beziehen, nur da arbeiten, wo das Vorstellungsvermögen demselben vorgearbeitet hat.

Es könte jezt noch hier das Verhältnis des zweiten Urvermögens der Sele, des Willensvermögens zum Gefühlsvermögen, erörtert werden. Allein es liegt dies nicht im Plane des Verfassers und es beschränkt sich derselbe daher auf die Hinweisung darauf, daß die Gefühle bald ohne, ja gegen den Willen, durch die Gewalt der Vorstellung entstehen, bald aber dadurch, daß der Wille eine Vorstellung festhält, so daß dieselbe auf das Selbstbewußtsein wirkt, und nun diesem die Verbindung der Vorstellung mit dem Ich offenbar wird.

Es erübrigt nun noch, die Nachweisung zu geben, wie das im Bisherigen Dargelegte in Religion und Theologie, überhaupt in das christliche Leben eingreift.

Kann das Gefühl nur auf der Grundlage der Vorstellung arbeiten, so ist es eine Einladung, im Nichts Plaz zu nehmen, wenn Schleiermacher und seine Nachfolger der Religion und im Besondern dem Christenthume im Gefühlsvermögen, als einem selbständigen Urvermögen der Sele, ihren Siz, wie in einer vermeintlich sturmfreien Burg, anweisen. Denn dieses selbständige Urvermögen des Gefühls existirt gar nicht. Selbstverständlich fallen dann auch zugleich die in dieser Schule so berühmten Unterscheidungen zwischen Religion und Theologie, Religion und Dogma, Theologie und Philosophie, sie fallen mit ihrer in die Luft gebauten vermeintlichen Grundlage.

Wird aber von diesen Theologen thatsächlich das Christentum doch nicht ganz in Nichts versezt, so geschieht dies nur dadurch, daß dieselben durch Hinterthüren christliche Vorstellungen zulassen, an welchen die Gefühle eine Nahrung haben. Würde aber diese Schule mit ihrem Grundsatze vollen Ernst machen, und, wozu so schöne Vorarbeiten vorliegen, durch die Kritik auch die lezte christliche Vorstellung, welche sie noch nährt, wegräumen, so würden auch ihre Gefühle erlöschen, wie auch das lezte Flackern einer Lampe erlischt, wenn der lezte Tropfen Oel verbrant ist. Höchstens könte noch eine Zeit lang ein Nervenspiel nachzittern, das die Form der früheren christlichen Gefühle hätte. Sie, die oft so übel vom starren Confessionalismus reden, leben vom Reste desselben, den sie noch haben. Uebrigens soll mit alledem dem ächten religiösen und christlichen Gefühle nicht zu nahe getreten werden. Ist dasselbe auch nicht Grundlage, oder gar einzige Herrin, so kann doch ohne dasselbe weder Religion noch Christentum entstehen. Denn, wenn wir nicht inne werden,

daß die, irgendwie uns gewordenen, allgemein religiösen oder speciell christlichen Vorstellungen unser Ich etwas angehen, daß sie für das Ich sind, und das Ich für sie, so entsteht keine Religion und kein Christentum. Die christliche, überhaupt die religiöse Vorstellung ist ein A. Ist dasselbe allein da, so ist noch keine Religion und kein Christentum vorhanden. Erst wenn zu dem A das B, das Gefühl komt, entstehen Religion und Christentum. Aber das B vermag nichts ohne das A, das seine Voraussetzung und Grundlage bildet.

Somit liegt die Vorstellung, d. h. der, wenn auch noch dunkle Gedanke, und damit die lebenskräftige Wurzel von Dogma und Confession, schon in den untersten Fundamenten des Christentums und überhaupt der Religion, und ist dies Fundament.

Diese Anschauung befindet sich in vollkommener Uebereinstimmung mit der hl. Schrift, welche auf Erkentnis einen durchaus religiösen Werth legt. Es ist für die hl. Schrift die Erkentnis nicht blos eine zum Gefühl hinzutretende, gelehrte Bearbeitung, wie Schleiermacher lehrt, oder gar nur ein gefährliches Kopfwissen, auf welches zu Gunsten des inneren Lebens zu verzichten wäre, wie manche frommen Leute meinen. Vielmehr ist der hl. Schrift das Erkennen des Namens Gottes, d. h. seiner Offenbarung, A und O, also, daß es kaum nöthig ist, Stellen zu citiren. Doch möge auf Joh. 16, 3 und 17, 3, so wie auf die 2. Hälfte von Römer 1 hingewiesen werden. Sodann auf Luc. 8, 11: „Der Same ist das Wort Gottes", welches zunächst für das Erkennen da ist. Zu beachten ist besonders, daß in Röm. 1, 20 durch das Wort noumena „so man deß wahrnimt", das schlußmäßige Denken gerechtfertigt, ja befohlen wird, wogegen seiner Zeit Zinzendorf so viel einzuwenden hatte, und das noch jezt manche Christen zu ihrem Schaden scheuen. Uebrigens weisen die Worte, welche die hl. Schrift für erkennen braucht: jadah und gignoskein darauf hin, daß es sich von einem lebendigen Erkennen handelt, dem das Ich nicht gefühllos ferne steht, womit dasselbe aber die Erkentnisnatur nicht ablegt. Was nun aber auf der andern Seite das Wort Gefühl in dem Sinne betrifft, in welchem dasselbe von der Schleiermacherschen Theologie genommen wird, so findet sich in der ganzen h. Schrift kein Wort, das etwa diesen Sinn ausdrückte. Alle Worte des alten und neuen Testaments, welche etwa hier in Betracht kommen könten, haben auch den Begriff des Erkennens. Es ist daher auch aus diesem Grunde zu vermuten, daß dieses theologische Wort ein non ens bezeichnet, das nur durch menschliche Gedanken gemacht ist.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die praktischen Nachteile der Gefühlsüberschätzung. Wo diese ist, fehlt der Sinn, mit Lebensernst die Wahrheit, welche die h. Schrift so hoch hält, zu ergreifen und zu bekennen, man nimt es mit derselben nicht so genau, weder in Betreff des inneren Worts, d. h. des Gedankens, noch in Betreff des äußern Worts, d. h. der Rede. So entsteht nichts Festes, Gewisses im Menschen, namentlich auch kein fester Glaube, (man denke an die hebräische Ableitung des Worts emunah von aman) der Christ bekomt keine geistlichen Knochen, es bildet sich kein männliches Wesen und es muß gut gehen, wenn ein derartiger Christ nicht auch in sonstigen Lebensbeziehungen doppelzüngig, unzuverlässig wird. Manche Illustrationen hierzu giebt z. B. das Leben des „Heros" des christlichen Gefühls, Zinzendorfs. Betrachtet man sein Leben des Genaueren, so muß man darüber erstaunen, was sich dieser Mann Alles erlaubt hat, welcher, sehr passend für seinen Standpunkt! behauptete, daß alle Selen eigentlich weiblicher Natur seien. Freilich aber darf man nicht blos bei Spangenberg und seinen Nachfolgern anfragen, sondern muß auch die Zeugnisse seiner Gegner, eines Bengels, Joh. Jakob Mosers, Fresenius, Oetingers u. s. w. in die Wagschale legen. Uebrigens macht auch schon sein Verehrer v. Schrautenbach manche Zugeständnisse.

Ein zweiter Nachteil der Gefühlsüberschätzung ist folgender: Da beim Gefühl die Beziehung auf die eigene Person die Hauptsache ist, so bedeutet Gefühlschristentum ein solches Christentum, bei welchem man Alles auf die eigene Person bezieht, mit ihr, als Maßstab, Alles mißt, immer zuerst fragt, wie eine Sache dem lieben Ich munde. So erzeugt sich eine Kälte gegen Alles, wovon das Ich keinen sofortigen Genuß hat, und diese Kälte ist um so widerwärtiger, je mehr dieselbe mit Gefühligkeit, d. h. erzwungener Gefühlsseligkeit, brüderlichen Formen und Liebesgeschwätz sich umspint. Es sind aber durchaus nicht blos Heuchler, welche auf diesen Abweg des frommen Egoismus gerathen. Nein! auch wirklich fromme wolmeinende Menschen gerathen darauf, wenn sie das trockene Brod der Wahrheit mit ein wenig Salz darauf, verachten, weil sie fühlen wollen, ehe sie die Wahrheit haben, und weil sie nicht auf, sondern neben der Grundlage der Wahrheit fühlen wollen. So wird ihnen ihr Fühlen zum Fallstrick.

Die alten Wurzeln von Hermannsburg.

III.

Es war in dem Jahre 1529 oder 30, da kam eines Tages zu dem jungen katholischen Pfarrer Grünhagen in Hermannsburg ein Handwerksbursche und bat um einen Bissen Brots. Da es Winterszeit und kalt war, wieß er dem armen Burschen einen Plaz im Flott an (so heißt der offne Hausflur mit dem niedrigen Feuerheerde). Nachdem derselbe gesättigt war, zog er ein geschriebenes Büchlein aus der Tasche, worin er eifrig las, was damals nur die Gelehrten und Priester konten. Da trat Grünhagen neugierig zu dem merkwürdigen Handwerksburschen, der sogar lesen konte, und fragte, was er lese. Statt der Antwort reichte ihm der das Buch hin. Der Pfarrer lieset und lieset, und immer begieriger und aufmerksamer. Es war eine Abschrift von Luthers kleinem Katechismus. Wie ein Bliz fuhr es Grünhagen durch die Sele: das ist die Wahrheit, was in diesem Buche steht! Auf die Frage, wo er herkomme, antwortete der Gast: „Von Wittenberg, da habe ich Luther predigen gehört und mir das Buch mitgebracht." „Freund, Du mußt so lange

bei mir bleiben, bis ich mir den Katechismus abgeschrieben habe." Der Pfarrer pflegte nun den ausgehungerten Leib des Burschen und der pflegte die arme, ausgehungerte Sele des Pfarrers, erzählte ihm Tag für Tag von Luthers gewaltigen Predigten, von den Tausenden, die nach Wittenberg strömten, den Mann Gottes zu hören, von der verdeutschten Bibel, von den herlichen deutschen Gesängen, von dem reinen Abendmal in beiderlei Gestalt. Von diesen Erzählungen wurde Grünhagen's ganzes Herz bewegt. Nach einer Reihe von Tagen entließ er den Handwerksburschen reich beschenkt und mit Thränen im Auge. Er verschaffte sich und studirte eifrig andere Schriften Luthers, fing an, das reine Wort Gottes mit Geist und Kraft zu predigen, den Abendmalsgästen auch den Kelch zu reichen und die Kinder den Katechismus zu lehren. Die Gemeinde Hermannsburg wurde lebendig, die ganze Umgegend wachte auf, und Tausende kamen, das Wort Gottes zu hören. Aber der Amtsvoigt zu Hermannsburg, ein rascher, entschlossener Mann, war ein Eiferer für den Papismus. Da seine Verbote und Drohungen unbeachtet blieben, schloß er dem Pfarrer und der Gemeinde die Kirche zu. Als sie nun den Gottesdienst in den Bauernhäusern hielten, wurde er auch da vom Amtsvoigt und seinen Landsknechten gestört und verhindert. Sie ziehen ganz still an einen abgelegenen Ort in der Haide, nach dem Tiefenthal; aber die Landsknechte spüren es nach kurzer Zeit aus, fallen über die versammelte Gemeinde her und schleppen den Pfarrer und Hunderte mit ihm gefangen nach Celle zum Burgvoigt. Da müssen die Gefangenen auf dem Hofe der Burgvoigtei in Schnee und Eis (es war im November) 3 Tage und 3 Nächte zubringen, bekommen nur mit Mühe ein Stücklein Brot zu essen und werden dann ins Gefängnis geworfen. Endlich, als die Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg von Augsburg zurückkommen, wo sie das Bekentnis mit bekant haben, schlägt die Stunde der Erlösung und das reine Evangelium bekomt in Hermannsburg seinen freien Lauf.

So ist Hermannsburg evangelisch-lutherisch geworden, es hat seine Märtyrer gehabt, welche für das reine Wort und Sacrament Leib und Leben einsezten, „sind im Elend gegangen in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde, haben Spott und Geißeln erlitten, dazu Bande und Gefängniß." Hebr. 11. Bekantlich ist das im Allgemeinen nicht der Gang gewesen, den der Herr bei Einführung des lutherischen Bekentnisses ging und gehen hieß. Gewöhnlich gingen die Fürsten und Obrigkeiten voran und das Volk folgte nach. Dabei kam unfehlbar über einen Teil desselben die Reformation wie eine geschichtliche Macht von außen und oben her, es fehlten die geängsteten Gewissen, die zerbrochenen Herzen, die mühseligen und beladenen Selen bei der Annahme der heilsamen Lehre. Wenn auf einem von diesem Umstande stark betroffenen Kirchengebiete nicht nachher noch eine Remedur eintrat, so sind die nachteiligen Folgen für das christliche und kirchliche Leben so tiefgehend geblieben, daß sie, wie es uns scheint, in den heutigen Zuständen noch zu erkennen sind. Aber Hermannsburg, wie es einst schon war christianisirt worden von innen heraus, in einem göttlichen Processe, so wurde es bei der Reformation evangelisch-lutherisch vor vielen andern, denen es nicht beschieden war, um des reinen Evangeliums willen zu leiden. Wir denken hierbei an das, was der Herr von dem eben erweckten und berufenen Saulus sagt, Apgsch. 9, 15. 16: „Dieser ist mir ein auserwähltes Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden, und vor den Königen, und vor den Kindern Israel. Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen."

IV.

Die lezte Periode der alten Geschichte Hermannsburgs nach den Erzählungen von Harms reicht von 1617—1729 und darüber hinaus. Die unter den Lehrstreitigkeiten erstarte Kirche versank unter den Zornesruthen Krieg, Pestilenz und Teurung immer tiefer in den Sümpfen eines ungöttlichen Lebens. Wir haben in diesen Blättern einmal bei der Anzeige der Schrift: „Alexander von der Schulenburgs Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben", erschreckende Zeugnisse dieses Augenzeugen aus der nächsten Nähe des „lutherischen Zion", Magdeburg, beigebracht. (Ev. K. Z. 1860, Nr. 8.) Das Resultat einer Kirchenvisitation war, daß die meisten der Pastoren in den 10 besuchten Parochien gar nicht rite vocati waren und daß alle durch „Spendiren" ins Amt gekommen. Einer lebt mit dem Substituten in bitterer Feindschaft, weil derselbe seine Tochter nicht heiraten will. Ein anderer hat sich am Epiphaniasfeste in der Schenke von Spielleuten aufspielen lassen, wie er Sonnabends Beichte sitzen sollen, im Kruge gesessen und hat deshalb die Beichte aufgeschoben. Gegen einen dritten sagt die Gemeinde nach der Wahrheit aus, daß der Priester sich voll Brantwein söffe und alle drei Pfingstfeiertage voll gewesen, also daß er das Vaterunser nicht habe beten können u. s. w. u. s. w. Wie sah es nun damals in Hermannsburg aus? Es war über 100 Jahre hinter einander begnadigt mit frommen, treuen, eifrigen Pastoren, die viel Frucht schafften. Andreas Kruse, von 1617—1652, machte mit der Gemeinde den ganzen 30jährigen Krieg durch. Als die kaiserlichen Plünderer bei ihm nichts finden: „Ihr müßt auch Kirchengeräthe haben, heraus damit!" „Seid ihr schon in der Kirche gewesen?" „Das sind zinnerne, ihr müßt auch silberne haben. Wo sind sie? gib sie heraus." „Nein, das thue ich nicht." „Wo hast du sie verborgen?" „Das erfahrt ihr nicht." Da verurteilen sie ihn zum Schwedentrunk; schon ist er an die Mistkuhle gebracht. Da betet er mit lauter Stimme: „Herr Jesu, erbarme dich meiner." Das jammert den Anführer, „nein, er soll am Galgen hängen." Noch einmal wird er gefragt: „Wo sind die Kirchengeräthe?" Er bleibt dabei: „Ich sage es nicht." Vor dem Tode kniet er nieder und betet auch für seine Feinde laut. Als er dann die Leiter bestiegen und den Strick schon um den Hals hat, in demselben Augenblicke kommen Leute aus dem Dorfe und winken mit einem weißen Tuche, sie haben die Kirchen-

geräthe. Gemeindeglieder haben die im Keller vergrabenen gesucht und gefunden, um ihrem treuen Pastor das Leben zu retten. Als er die heiligen Geräthe in den Händen der Feinde sieht, treten ihm die Thränen in die Augen. — Die katholischen Soldaten führten auch einen wahren Vertilgungskrieg gegen die lutherischen Bücher. Die beiden, oft mit ausgeplünderten Bauern Drewes und Hinz in Queloh, was zu Hermannsburg gehört, hatten darum ihre Bücher in dem großen Großvaterstuhl verborgen. Plözlich müssen sie wieder einmal in den Wald flüchten, nehmen Sachen und Vieh mit, die wütenden Soldaten zünden die Höfe an. Als sie von fern ihre Höfe in Rauch und Feuer aufgehen sehen, seufzt Vater Drewes nur mit Thränen: „Unsre Bücher, unsre Bücher!" und Männer und Weiber und Kinder, Knechte und Mägde, alle fangen an, um die Bücher zu weinen. Vater Hinz: „Still, Kinder, sind unsre Bücher verbrant, unser Heiland ist nicht mit verbrant, und sein Wort haben wir nicht nur in der Bibel, sondern auch im Gedächtnis, ich will jeden Morgen und Abend ein Capitel hersagen aus dem Herzen." Nun stillten sie sich und er faltete seine Hände und fing gleich an und betete erst den 23. Psalm, und dann den 73. Psalm und endlich das 8. Capitel aus dem Briefe an die Römer, alles Vers für Vers vom Anfang bis zum Ende. Wie wunderbar die Bücher erhalten wurden und mit welcher Freude sie dieselben wieder empfingen, ist in der Erzählung: „Queloh" nachzulesen. Ebenso wie unter dem folgenden Pastor, Paulus Boccatius, von 1653 bis 1673, der zehnjährige Märtyrer Konrad seinen gottlosen Vater bekehrte, und wie der Pastor, der Edelmann und ein Bauer einen Zigeunerknaben aufnehmen und in Gebet und Arbeit vereinigt ihn zum lebendigen Glauben und zur heiligen Taufe bringen. Die einzige Geschichte, die von dem kindlich frommen und freimütigen Pastor Breyhan, der 1686 starb, unter den Erzählungen steht, muß auch jeden Leser erfreuen und erquicken. Christoph Gabriel Stook, von 1687—1729, hat eine ergreifende Geschichte aufbewahrt von noch einem Hermannsburger Bekenner und Märtyrer, Peter Paasch. Er war als Reitersknecht mit dem Edelmanne von Hermannsburg in den Türkenkrieg gegangen. Von den Türken gefangen, wollten sie ihn zwingen durch Schläge und Martern, das Kreuz anzuspeien. Aber statt dessen schlug er jeden Türken ritterlich um die Ohren, der es anspie. Unter neuen Schlägen und Martern wollten sie ihn zwingen, den Namen Muhamed auszusprechen. Aber so oft man es ihm vorsprach, sagte er: Jesus Christus. Nun nagelten sie ihn mit beiden Händen über dem Kopfe an einen Baumstamm und zündeten ein Feuer unter ihm an. Da betete er laut das Vaterunser und den Glauben, und der Herr gab seinem treuen Bekenner solchen Frieden ins Herz und erfüllte ihn mit solcher Freudigkeit, daß er mit mächtiger, alles übertönender Stimme das Passionslied anstimte: „O Lamm Gottes unschuldig." Eben hatte er den dritten Vers zu Ende gesungen: „Gib uns deinen Frieden, o Jesu. Amen", da ertönte draußen vor dem Walde heller Trompetenklang, und die Türken verstoben vor daherstürmenden deutschen Reitern. An dem Gesange hatten sie von fern den Christen erkant, „das Lamm Gottes" hat den Bekenner vom Tode errettet. — Die Beschreibung des Pastor Stook von der jährlichen Feier der Fastenzeit in Hermannsburg muß wieder in den Erzählungen selbst nachgelesen werden. Uns ist der Anfang davon besonders instructiv gewesen: „Am Sontage Quinquagesimä ist erstlich von der Kanzel verkündigt worden, daß die Wochengottesdienste, die bis dahin am Mittwoch gehalten worden, nunmehr in der Fastenzeit auf den Freitag verlegt würden, als den passendsten Tag, daran man insonderheit des Leidens Christi gedenken möge, dagegen die Gerichtstage vom Freitage, an welchem sie bis dahin gewesen, um den Mittwochsgottesdienst nicht zu stören, nunmehr auf den Mittwoch verlegt würden, um den Fastengottesdienst nicht zu stören." Stooks Nachfolger seit 1729, Leisewitz, fügt hinzu, daß es auch zu seiner Zeit noch so gewesen. Ich hatte immer geglaubt, der Mittwochsgottesdienst in Hermannsburg sei erst vom sel. Harms eingerichtet worden. Denn wo wäre in unsern alten Wendenlanden ein Dorf mit solchen Wochengottesdiensten Jahr aus Jahr ein je gewesen? Aber sie sind in Hermannsburg ein Stück des alten, schönen Erbes von den Vätern, welches bis tief in das Jahrhundert des Aufklärichts hievon treulich bewahrt wurde.

Wir sind zu Ende mit der alten Geschichte Hermannsburgs, die in den einzelnen Erzählungen mitten unter der neuen steht. Dazu gehört sie auch, wie die Mutter zu dem Kinde, die Wurzeln zu den Aesten und Zweigen. Das hat Niemand so erkant, wie der sel. Harms selbst. Er hat die Geschichte seines Stammes und seiner Gemeinde nicht erforscht und beschrieben wie ein gewöhnlicher Geschichtsschreiben, er hat sie bei den Missionsfesten an den alten Segensstätten selbst verkündigt zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Es ist eine hohe geistliche Freude, den langen Gnadenweg zu überschauen und von ihm aus seine Fortsetzung in der Gegenwart. Welch eine Wolke von Zeugen in diesen Rittern und Ritterknechten, Edelleuten und Bauern, Priestern und Laien, Männern und Weibern, Greisen und Kindern, Knechten und Mägden! Welche Zeugnisse vom Glauben in ihren Worten, Werken und Leiden! Ein unvergängliches Erbe der hochbegnadigten Gemeinde, ein unvergänglicher tausendjähriger Erbsegen, Saaten von Gott gesät und gereift, welche jezt geschnitten werden. In dieser Geschichte tritt der himlische Säemann vor Hermannsburg hin und spricht: „Hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der Andere schneidet. Ich habe euch gesandt, zu schneiden, das ihr nicht erarbeitet habt; Andere haben gearbeitet und ihr seid

in ihre Arbeit gekommen." Joh. 4, 37. 38. Und alle Kinder Gottes stehen dabei, und hören diese Stimme, und sagen: Amen.

Nachrichten.

Aus Mecklenburg-Schwerin.

(Schluß.)

Wenn nämlich die „kirchliche Bekentnispflicht" alle die ausschließe, welche in „hartnäckigem Gegensatze" zu unsrer Lehre stehen (und in diesem „hartnäckigen Gegensatze" seien alle Mitglieder reformirter Kirchen im Grunde befangen), gleicher Weise die Unirten, welche die Sacramentslehre für „gleichgültig" erklären, so diene die „bekentnismäßige Verwaltung" dazu, alle Unwürdigen abzuhalten, namentlich denen die fides specialis fehle, wenn auch die „kirchliche Bekentnispflicht" ihren Zutritt nicht gerade hindere. Unter der fides specialis (so behauptete der Thesensteller unter Beistimmung mehrerer Anderer) sei der „Glaube an das besondere Gut", welches das Abendmal im Unterschiede vom Wort biete, also der Leib und das Blut Christi, zu verstehen, das habe die luth. Kirche immer den Reformirten gegenüber geltend gemacht, nach einer aus der Predigt über den Gichtbrüchigen angeführten Stelle fordere Luther ausdrücklich „Glauben an das gegenwärtige Mirakel" und der Mangel dieses Glaubens schließe vom Sacramente aus, wenn man auch (mit J. Gerhard u. A.) unverschuldete Unwissenheit u. dgl. als mildernde Umstände berücksichtigen könne. Ohne nun behaupten zu wollen, daß es bei dem Glauben gleichgültig sei, was als Object des Glaubens angesehen werde, glaubten doch Andere (P. Westerwieck und zum Teil auch Sup. Polstorf, P. Pistorius u. A.) bestreiten zu müssen, daß diese Erklärung von fides specialis die richtige sei. Es lasse sich von der Apol. de Conf. (II. 45) durch Chemnitz und Quenstedt hindurch bis Hollaz nachweisen, daß die fides specialis sich nicht durch das Object von der fides generalis unterscheide, welches beide mit einander gemein haben, sondern durch die applicatio. So habe es auch Luther in der 4. Frage des V. Hauptstücks gemeint: der den Glauben hat an diese Worte: „für euch gegeben ꝛc.", und es werde für das Sacrament kein anderer Glaube gefordert, als für das Wort. Es wollte nichts verfangen, daß dagegen (P. Köhler) angeführt wurde, Luther habe bei der 4. Frage doch die 1. Frage nicht vergessen, und es schien doch wol den Meisten das Richtige, daß das Wesen der fides specialis in dem „für mich" beruhe. Auf die doch bedenklich erscheinende Behauptung des Thesenstellers, daß im Sacrament ein anderes Gut gereicht werde, als im Worte, ging man nicht weiter ein.

Es folgte nun Th. 3: Weder der kirchlichen Bekentnispflicht, noch der bekentnismäßigen Verwaltung des Sacr. genügt die bloße Beibehaltung des luth. Abendmalsritus, so wenig wie die bloße äußerliche Conformität der Abendmalsfeier mit der Einsetzung die rechte kirchliche Verwaltung des Sacr. erschöpft.

Diese wegen eines weitverbreiteten Irtums, womit sich viele Lutheraner innerhalb der Union zu beruhigen suchen, gestellte These fand als notwendig aus dem Vorhergehenden folgend keinen Widerspruch.

Zur Th. 4, nach deren ursprünglicher Fassung „die Zulassung Reformirter und noch weniger eine Zulassung lutherisch-gläubiger Mitglieder der unirten Kirche keineswegs schlechthin ausgeschlossen" sein sollte, gab der Thesensteller eine eingehende Erläuterung. Die Tendenz der These gegenüber der jetzigen Zeitfrage sei nicht die, einzelne Fälle zu behandeln, sondern nur die, bei principieller Ausschließung doch ausnahmsweise Zulassung offen zu lassen, wie das von je her die luth. Kirche gethan. Auf Wunsch der Versamlung trug er dann bereitgehaltene subsidiarische Thesen, welche die Ausnahmefälle genauer bestimten, vor. Der Inhalt derselben war folgender: Als leitender Grundsaz ist festzuhalten, daß die Zulassung zu gewähren ist, sobald das Verhalten des Begehrenden zu seiner besondern Kirche zurück- und sein Verhalten zur allgemeinen Kirche in den Vordergrund tritt, was in casu mortis vorzugsweise der Fall ist. Ferner handelt es sich nicht um theol. Feinheiten der Lehre, als müßte darüber jeder zuzulassende klar sein; so kann es Reformirte geben, die im Wesentlichen an die Darreichung der Sacramentsgabe glauben, ohne über die Lehre ganz klar zu sein. Sodann gibt es auch zu berücksichtigende Notstände, z. B. wo Gesellen, Gouvernanten u. A. längere Zeit von ihrer Kirche getrent sind. Endlich sind vorzugsweise Lutheraner in Union zu berücksichtigen, wenn sie sich innerhalb einer luth. Kirche eine Zeitlang aufhalten; sind dieselben auch durch den Kirchenkörper, welchem sie angehören, außerlich von der luth. Kirche eines Landes geschieden, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie als lutherGesinte in der Unionsgemeinschaft für den Bestand oder die Feststellung der luth. Lehre und Kirche kämpfen; es findet bei ihnen noch ein engeres Zugehörigkeitsverhältnis zur luth. Kirche in Deutschland statt und wir haben keineswegs die Pflicht, diese noch schärfer abzuscheiden, als sie schon von uns getrent sind, wir haben ihren Kampf nicht zu erschweren, sondern sie darin zu fördern, soweit es nur überhaupt ein Kampf für die luth. Kirche ist. Summa, wir haben die Gewährung oder Versagung von jedem einzelnen Falle abhängig zu machen, der allein zur Cognition jedes einzelnen Pastors gehört und erst für ein fortdauerndes Verhältnis oder einen das Interesse (resp. Anstoß) der Gemeinde berührende öffentliche Teilnahme zur kirchenregimentlichen Entscheidung zu bringen ist.

Die Gegner dieser Ansichten (P. Pistorius, Köhler, Flörcke) verwarfen den Ausdruck: „keineswegs schlechthin ausgeschlossen", da sie die „kirchliche Bekentnispflicht und bekentnismäßige Verwaltung" schlechthin ausschlössen und zwar aus folgenden Gründen: 1. jeder confessionelle Reformirte ist geradezu auszuschließen, da er überhaupt im Zusammenhange mit übrigen falschen Lehren steht, und es gibt keine Möglichkeit der Zulassung, als wenn er sein Bekentnis verläßt. 2. Jeder Reformirte, der luth. Lehre hat, verschuldet sich, wenn er bei seiner Kirchengemeinschaft bleibt, denn das ist an und für sich Sünde und vor Abthun der Sünde (2. u. 5. Gebot!) ist keine Zulassung zum Sacr. möglich. 3. Die Lutheraner in der Union in specie versündigen sich geradezu, wenn sie die Wiederherstellung der luth. Kirche erstreben, weil das ein offner Ungehorsam und Auflehnung wider ihre freiwillig anerkante Obrigkeit ist (4. Gebot); machen sie Ernst damit, so wird sie mit Recht Absetzung treffen. 4. Fremde Hauslehrer, Gesellen ꝛc. sind mit sehr seltener (Ruf: Nein! Nein!) Ausnahme nicht zuzulassen, weil kein casus necessitatis für sie vorliegt; luth. Schiffer oder Lutheraner in der Diaspora müssen auch Jahre lang das Sacrament entbehren, so können es solche auch; sie sollen die luth. Kirche nicht s. v. v. als einen Gasthof ansehen.

Obgleich nun diese Position als die genuin lutherische gelten

konte, wie sie bis ins 17. Jahrh. festgehalten sei, so daß (wie Prof. Krabbe beibrachte) selbst die Syncretisten diesen Canon nicht zu durchbrechen gewagt hätten, so beharrte der Thesensteller unter sichtlichem Beifalle des größten Teiles der Versamlung doch bei seinen Thesen, weil der Glaube des Einzelnen nicht immer identisch sei mit dem seines Kirchenkörpers und doch der Glaube und nicht die äußerliche Mitgliedschaft das Bestimmende in der Stellung zum Sacrament sein müsse; es sei eine falsche Voraussetzung, daß ein Reformirter als solcher die luth. Lehre bestimt verneinen müsse, das thäten nicht einmal immer ihre Bekentnisse; er könne also als Mitglied dieser Kirche doch die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi behaupten, z. B. in Niederhessen, in Anhalt und ebenso in der preuß. Landeskirche. Prof. Hengstenberg bekent sich öffentlich zur luth. Lehre und ist doch noch heute im Grunde Glied der reform. Kirche, denn er hat innerhalb der Union gar keine Gelegenheit gehabt, von der reform. zur luth. Kirche überzutreten.

Da aber der Ausdruck „schlechthin" = ausnahmslos im Unterschiede von „grundsäzlich" einigen misverständlich schien, auch von manchem die Existenz einer „unirten Kirche" nicht anerkant werde, so wolle er der Th. 4 folgende positive Fassung geben:

> Durch die kirchliche Bekentnispflicht und die bekentnismäßige Verwaltung des Sacr. ist es begündet, daß in der Regel Reformirte und Unirte zum Abendmal in der luth. Kirche nicht zuzulassen sind; es bleibt dabei offen, daß einzelnen Reformirten und Unirten in einzelnen Fällen unter bestimten Bedingungen die Zulassung zum Sacr. zu gewähren ist.

Dergleichen Ausnahmefälle wurden nun mehrere in den lezten Jahren vorgekommene mitgeteilt, welche aber die „strengeren" Brüder nicht als solche gelten lassen wollten, wenn nicht von den Betreffenden das Versprechen gegeben sei, sich nach ihrer Rückkehr von der reformirten oder unirten Kirche trennen zu wollen. Dem gegenüber legte O.-K.-R. Kliefoth nun die Praxis des Oberkirchenraths etwa dahin lautend dar: „Wir sind von Pastoren in einzelnen Fällen befragt worden: ob und unter welchen Bedingungen zeitweilig sich hier aufhaltende Glieder anderer Kirchengemeinschaften zum Abendmal zuzulassen seien. Wir haben dann geantwortet: Eine unirte Kirche kennen wir nicht; was man so nent ist nichts als eine durch Kabinetsbefehle herbeigeführte Conglomeration; wir kennen nur Unionen. Kommen also Personen aus derartigen Landeskirchen, so fragt sie, *was sie sind*. Erweisen sie sich als Lutheraner, so nehmt sie an; erklären sie sich als prononcirte Reformirte, so weiset sie an die reformirte Gemeinde in Bützow oder eine benachbarte preuß. Kirche; wollen sie keins von beiden sein, so rathet ihnen als unbestimbaren Wesen an, dahin zu gehen, wo sie das ihnen convenirende Abendmal finden."

Diese Stellung unsers Kirchenregimentes erschien der großen Mehrzahl der Versamlung als eine bei den dermaligen kirchlichen Verhältnissen völlig correcte und wurde die Erklärung mit so sichtlicher Befriedigung entgegengenommen, daß sich für die Besprechung der noch übrigen Thesen nicht das mindeste Interesse mehr kund gab. Es wurde kaum noch eine Bemerkung dazu gemacht. Sie lauteten:

Th. 5. Ausgeschlossen aber ist dadurch die grundsäzliche Gewährung der Abendmalsgemeinschaft für Reformirte und Unirte.

Anmerk. Ausgeschlossen ist damit auch die von Stahl (die luth. Kirche und die Union, S. 512 ff.) befürwortete „thatsächliche" Gewährung der Teilnahme Reformirter an der luth. Abendmalsfeier.

Th. 6. Die grundsäzliche Abendmalsgemeinschaft für die Mitglieder der reformirten und unirten (?) Kirche hebt den Bestand der luth. Kirche in seinem Grunde auf; durch dieselbe ist die Union im Princip vollzogen.

Th. 7. Eine luth. Kirche, die sich in statu confessionis befindet, ist zu besonderer Vorsicht bei der an sich statthaften Zulassung einzelner Mitglieder der reformirten und unirten (?) Kirche in besonderen Fällen verpflichtet.

Die hiernach noch vorgenommenen Thesen von P. Stark-Basse: „*Ueber die notwendige, gottwollte Stellung der Obrigkeit*" konten der Versamlung kein Interesse abgewinnen, so daß die Besprechung derselben eine kaum ernstlich gemeinte, geschweige denn eine irgend eingehende genant werden kann. Wir können hier deshalb von einer näheren Mitteilung derselben füglich absehen.

Der zweite Deutsche Protestantentag

II.

Auf der Tagesordnung des 2. Tages standen die Vorträge des Professor Holtzmann aus Heidelberg als Referenten und von Baumgarten aus Rostock als Correferenten über die christologische Frage, die „Frage nach dem historischen Christus." Der Inhalt der von Professor Holtzmann gestellten Thesen ist folgender: der Protestantenverein kann über Person und Bedeutung des historischen Christus eine gemeinsame Auffassung nicht kund geben: innerhalb des Vereins bestehen und gelten mancherlei verschiedene Auffassungen. Indeß nur diejenigen Auffassungen der Person Jesu befriedigen das religiöse Bedürfnis der Gegenwart, welche mit dem Gedanken seiner Menschheit und Geschichtlichkeit vollen Ernst machen. Dadurch wird aber die fundamentale und centrale Bedeutung Jesu für das religiöse Leben der gesamten Christenheit nicht preisgegeben oder abgeschwächt. In der Kirche und in ihrem Lehramt *dürfen* neben diesen zeitgemäßen Auffassungen nicht nur die altkirchliche Vorstellung, sondern auch anderweitige, vielleicht ebenso anfechtbare — moderne Ansichten sich geltend machen, sofern sie nur den religiösen und sittlichen Gehalt des Christentums nicht verleugnen. Wir fordern, daß die wissenschaftliche Forschung über diesen Gegenstand durch keinerlei Gewalt oder Schranken gehindert werde, den begonnenen Proceß zu Ende zu führen, und erwarten grade von der Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung am sichersten und schnellsten das Resultat einer allgemein herrschenden Ueberzeugung.

Der Vortrag des Referenten zeichnete sich durch im Ganzen würdigere Haltung vor demjenigen seines Collegen Schenkel aus, er verschmähete es, in so grober und handgreiflicher Weise die aura popularis zu gewinnen und die gegenteilige Ansicht an den Pranger zu stellen. Doch redet auch er von dem „Zunftinteresse der Theologen," davon daß der „Reliquienpuz mittelalterlicher Verehrung von Jesu abfallen" solle. Ihm ist Christus die reife Frucht am Baum der Menschheit und unheimlich das, was bei ihm die Menschheit übersteigt; für den, der da gebietet und es steht da, bestehen sittliche Aufgaben nicht mehr; Christus war für Viele bisher ein verhüllter, jenseitiger Gott, mit seiner Menschheit muß voller Ernst gemacht werden; sie ist das volle Bedürfnis der Gegenwart. Dafür zeugen auch die synoptischen Evangelien; das vierte Evangelium ist zu schwach gegen die übrigen. Die geschichtliche Auffassung bezeugt allgemein die Sagenhaftigkeit der Kind-

heitsgeschichte; Jesus ist ein wirkliches Glied der Menschenreihe. Die bisherige nächtliche Entwicklung bei Lampenschein kann das helle Licht des Tages, der freien geschichtlichen Untersuchung nicht ertragen. Unsere Zeit hat einen tiefen Sinn für geschichtliche Entwicklung, das wird sich auch in Bezug auf die Geschichte Jesu bewähren; die Schale wird dahinfallen, der Kern bleiben: Jesus hatte ein souveränes Bewußtsein davon, über der Welt zu stehen, er war sich seines Gottes gewiß, wußte sich in unlösbarer Einheit mit Gott, er war selbst ganz Religion, das vollkommen religiöse Subject. — Man sieht, Dr. Holtzmann macht vollen Ernst mit dem Gedanken der Menschheit und Geschichtlichkeit. Wo bleibt aber der Christus der Schrift und des Bekenntnisses, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren? Von den Heilsthatsachen, auf welchen der christliche Glaube beruht 1. Cor. 15, 17, Auferstehung, Himmelfahrt, war keine Rede; man wird vertröstet auf die zukünftigen Resultate der kritischen Betrachtung der Schrift, die, ein geschichtliches Erzeugnis wie jedes andere, Untersuchung fordert: einstweilen ist bei der Lehre von Jesu noch Alles im Werden.

Der Correferent Baumgarten: Das nationale Ziel des Protestantenvereins stellt uns die Aufgabe, in der Geschichte Jesu die Bedeutung seiner Nationalität zu verstehen und geltend zu machen. Jesu geschichtliche Bedeutung beruht darauf, daß des Einzelnen Wille sein Volkstum als das ihm zugewiesene menschheitliche Organ in Besiz nimt. Am Ende der alten Welt flüchtet vor der überhandnehmenden nationalen Verderbtheit die Tugend der Bessern in die Einsamkeit. Die neue Welt beginnt damit, daß Jesus den misverstandenen Zug einer falschen Selbstisolirung zu seiner Wahrheit erhebt, indem er die Bestimmung seiner Nation durch seine eigene im Geist und in der Wahrheit sich vollziehende Frömmigkeit erfüllt. Er verkündet die Verwirklichung des höchsten israelitischen Ideals als durch seine Gegenwart gegeben und verbürgt; dadurch wird das schlummernde Bewußtsein des Volkes mit unwiderstehlicher Wirkung zur Selbstbesinnung über seine hohe Bestimmung geweckt. An dem durch Jesus geweckten Selbstbewußtsein des Volkes erhält die eine Weile zurückgedrängte, aber nicht überwundene nationale Verderbtheit den Anlaß, sich als allgemeinen tödtlichen Haß gegen Jesum zur völligen Reife auszubilden und dadurch die Weltsünde in ihrer wahren Gestalt zu offenbaren. Der sich in dem jüdischen Volk vollendenden Weltsünde gegenüber offenbart sich die vollendete Gerechtigkeit als die Liebe, welche die Sünde des Volks nicht blos geistig, sondern auch leiblich auf sich nimt, um das Volk selbst zu retten, indem sie sich zum Fundament eines neuen unzerstörbaren Volkslebens sezt. Jesus überwindet die Gottverlassenheit durch seinen vollendeten Gottesglauben und erhebt dadurch die Religion zur vollendeten Geistigkeit und Innerlichkeit. „Die vollendete Individualisirung der Religion fällt also zusammen mit der vollendeten Nationalisirung der Sittlichkeit." Indem die durch das Gefühl ihres Verflochtenseins in die Gesamtsünde ihres Volkes in die innerste Selbstbesinnung hineingeführten Jünger aus dem Munde des Auferstandenen den Friedensgruß vernehmen, werden sie ihrer eigenen wie der Versöhnung ihres Volkes inne. Nachdem darauf die Jünger durch die Geistesverleihung in ein lediglich durch den Geist vermitteltes, persönliches Verhältnis zu Gott eingesezt sind, äußert sich das Bewußtsein der persönlichen Versöhnung und Sündenvergebung sofort als der geistesmächtige Drang, das ganze Volk in dasselbe selige Bewußtsein einzuführen. Die apostolische Gemeinde muß auch jezt das Vorbild sein, wenn der wirkliche und geschichtliche Christus unserer Gegenwart wieder neu auferstehen soll. In demselben Maße, als die Religion sich irgendwie wiederum materialisirte, entnationalisirte sich die Sittlichkeit, bis diese Verirrung in der römischen Hierarchie ihr Aeußerstes erreichte. In der deutschen Reformation durchdringt sich wiederum die Geistigkeit der religiösen Seite mit der nationalen Gesinnung auf der ethischen Seite. Indem auf dem kirchlichen Gebiet Pietismus und unorganischer Missionstrieb gepriesen werden und der große Mangel an Liebe und nationaler Begeisterung kaum empfunden wird, so ist nun unser Verein der erste große Versuch, die nationale Urkraft des Christentums wiederum frei und wirksam zu machen. Deutsche protest. Christen im vollen Sinne des Wortes sind diejenigen, welche ihrer eigenen Sündenvergebung in der Weise gewiß geworden sind, daß sie in dieser Gewißheit die Versöhnung ihres Volkes mit eingeschlossen wissen. Die gesamte Thätigkeit nach außen ruht auf der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der göttliche Beruf unseres Volkes troz aller inneren und äußeren Hemmungen sich erfüllen werde und jeder von Christus befreite und in seine Selbständigkeit Eingesezte darin seine allumfassende Lebensaufgabe zu erkennen habe, diesen Beruf seines Volkes durch Thun und Leiden an seinem Teile zu fördern. — Der Unmut Dr. Baumgartens gegen die Männer des Kirchenregiments fand am Schlusse des Vortrags Ausdruck: den meisten der Kirchenmänner fehlt Mut und Kraft, auf der Höhe des Meeres zu fahren; es fehlt ihnen Frische und Freudigkeit, mit dem Volksleben in Verkehr zu treten, für die Töne aus dem Volk ist kein Gehör, dem Kirchenstyl ist der Name des Volks ein unangenehmer, und dagegen was in dumpfer Stubenluft ausgebrütet wird, das findet kein Gehör beim Volke. Durch so viel Neid und Herschsucht, Haß und Hader, „Eifern und Geifern" derer, die die Liebe predigen, wird das Volk immer religionsloser. Es fehlt an dem Zusammenhalten der Entgegenstehenden. Wir brauchen unbeugsamen Mut, felsenfeste Beharrlichkeit, kraftvolle Liebe, alle Menschenfurcht muß weichen aus dem Herzen. Ist es zur Gemeinschaft der deutschen Volkskirche gekommen, dann werden unsere Fragen gelöst sein durch die Evidenz der Thatsachen, dann verstehen wir, wie Jesus der Christ geworden, die Entscheidung über die Christusfrage liegt auf dem Ringplaz öffentlicher Thaten. „Mein tägliches Gebet ist, daß der Protestantenverein von Gott gewürdigt werde, seinen Lauf geistesmächtig fortzusetzen." — Schon in der Aeußerung Bluntschli's, daß die Anschauungen des Correferenten jedenfalls sehr individuell und es gerathen sei, die weitere Discussion an die Thesen des Referenten (Dr. Holtzmann) anzuschließen, lag klar zu Tage, wie unbequem Baumg. mit seinen Ansichten über die Person Jesu, redete er doch auch einmal von der Anbetung Jesu, der großen Mehrzahl der „Protestanten" war; man hatte das Gefühl, daß hier ein im tiefsten Grund nicht eigentlich Geistesverwandter und Gesinnungsgenosse stehe, trozdem er sich sorgsam anbequemt und von der Person des Herrn, von den Grundthatsachen für das Glauben und Leben des Christen thunlichst wenig gesagt hatte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 30. October. № 87.

Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865—1867.

(Schluß.)

Die drei weltlichen, die Rechte vertretenden Mitglieder des Ausschusses stellten, auf dem Boden der factischen Verhältnisse fußend, den Gegenantrag: es möge der status quo in so lange aufrecht erhalten und gegen jede Störung geschüzt werden, bis sich die Meinungen über die zweckdienlichste Gestaltung dieser wichtigen und eingreifenden Frage mehr geläutert und festgestellt haben. Dieser Antrag wurde mit 36 Stimmen gegen 26 abgelehnt. Vom Antrag der Linken wurde Absaz 1, der Legalisirung des alten Gesangbuchs will, mit 36 Stimmen gegen 27 angenommen; und Absaz 2 mit 34 Stimmen gegen 29, welch leztere den Fortgebrauch des neuen Gesangbuchs als gesezliche Berechtigung und nicht als bloße Toleranz, wie Absaz 2 will, forderten. Vor der Abstimmung hatte Decan Dr. Schwarz im Namen der Freiheit, wie sie im Elsaß und in Preußen herrsche und mehrere Gesangbücher gestatte und vertrage, die Legalisirung beider Gesangbücher beantragt. Dr. Jacob, eines der Häupter vom prot. Verein, erkent an, der angerufene Grundsaz der Freiheit verdiene principiell Zustimmung, auf das neue Gesangbuch aber dürfe er nicht angewendet werden, dem müsse alle Toleranz versagt werden, da es der Popanz sei! Exter, der Vorstand des prot. Vereins, sprach gegen einen Anhang zum alten Gesangbuch, „das würde doch nur ein Stück von der alten Kutte sein.“ Prof. Dr. Medicus hatte Revision und Reduction des neuen Gesangbuchs mit 300 Liedern beantragt. Subrector Resser bemerkte dagegen, dieser wolgemeinte Antrag komme 10 Jahre zu spät und 20 Jahre zu früh; Exter aber verwahrt sich ganz entschieden dagegen, „denn dann bekomme man statt des großen Straußenmagens vom neuen Gesangbuch nur ein kleines eingewickelt.“

Außer der Katechismus- und Gesangbuchsfrage nahmen noch die Verhandlungen über die biblische Geschichte das allgemeine Interesse in Anspruch. Eine Eingabe von 28 Presbytern und 2 Pfarrern an die Generalsynode hatte den Wunsch ausgesprochen, dieselbe möge beantragen, daß neben der biblischen Geschichte von Zahn, die von Rauschenbusch gebraucht werden dürfe, bis ein neues Lehrbuch gefunden sei, das allgemein eingeführt werden solle. Der Referent Decan Dannheimer, Wortführer der geistlichen Ausschußmitglieder, gibt folgendes Votum ab: Da die biblische Geschichte von Zahn keine Mängel habe, die zur Abschaffung Anlaß geben, da dieselbe einen großen Vorzug besitze in dem sehr guten kirchengeschichtlichen Anhang, so sei deren Abschaffung nicht zu befürworten. Aber da dieser biblischen Geschichte vielfach der Vorwurf gemacht werde, sie sei zu weitschweifig, habe eine schwerfällige Sprache, da sie auch wol verbessert werden könne, so trete er dem Antrage eines der geistlichen Ausschußmitglieder bei: daß erst dann, wenn eine bessere biblische Geschichte da sei, ein Antrag auf Aenderung gestellt werde. Der Wortführer der drei weltlichen Ausschußmitglieder, Regierungsrath Römmich, hebt hervor, daß Dannheimer die Zahn'sche bibl. Geschichte als ein gutes Buch anerkenne und trozdem dem wunderlichen Vorschlag beitrete: die Zahn'sche Geschichte solle nur so lange bleiben, bis eine bessere komme. Decan Dr. Schwarz bemerkt, für die unteren Klassen sei eine biblische Geschichte in biographischer Form wünschenswert, Zahn sei für die oberen Klassen. Zahn habe die Bibelsprache und das sei das Rechte: die biblische Geschichte sei der Vorhof zur Bibel. Cousin, der Minister von Louis Philipp, habe nach gründlichem Studium des deutschen Schulwesens berichtet: die protestantischen Schulen seien besser, als die katholischen, denn sie hätten ein Kleinod in ihrer Bibel, die ihnen zugleich die Quelle des Wortes Gottes und die Quelle der Sprache ist. Zu dem Antrag der geistlichen Ausschußmitglieder stellte Advocat Louis das Amendement: 1. die dermalen in Gebrauch stehende biblische Geschichte von Zahn ist nach Form und Inhalt mit mannigfachen Mängeln behaftet, welche zur Notwendigkeit der Ersetzung dieses Buches durch ein anderes hinführen; 2. die Generalsynode erwartet und wünscht, daß der nächsten Generalsynode eine in jeder Hinsicht verbesserte biblische Geschichte zur Vorlage gebracht werde. Der Antrag wurde mit 33 gegen 31 Stimmen angenommen. Die Verhandlungen über die drei großen inneren Streitfragen waren damit erledigt.

Die übrigen Verhandlungen waren von geringerem Interesse. Ein Antrag auf Verleihung einer Dienstespragmatik für die Geistlichen wurde einstimmig angenommen. Der Antrag des Pf. Hofer: es wolle künftig bei Besetzung erledigter Consistorialrathsstellen, wenn die ordentliche Generalsynode nicht versammelt ist, eine außerordentliche Generalsynode zur Aeußerung ihrer Wünsche berufen oder von jeder Generalsynode ein ständiger Ausschuß gewählt werden, der in ihrem Namen dieses Recht,

das ihr nach der Vereinigungsurkunde §. 17, 7 zustehe, übe — wurde mit 33 Stimmen gegen 31 verworfen.

Die Verbescheidung der Beschlüsse der Generalsynode blieb über die Maßen lange aus. Das süddeutsche ev.-prot. Wochenblatt schrieb unterm 30. April 1866: „Der prot. Verein in der Pfalz wartet auf den Bescheid auf die Beschlüsse der Generalsynode von 1865. Sollte, wie zu erwarten steht, die Antwort ungünstig ausfallen, so will er sich zu einer ähnlichen Thätigkeit, wie früher in der Gesangbuchsfrage, aufraffen und einen Feldzug gegen die alte biblische Geschichte und den alten Katechismus beginnen."

Die politischen Ereignisse des Jahres 1866 drängten indeß die kirchliche Frage in den Hintergrund. Als der Reiter auf dem rothen Pferde (Offenb. 6) durch unser Vaterland zog, wurden in Speier und in einigen andern Gemeinden unter großer Betheiligung öffentliche Betstunden in der Kirche abgehalten. Von unsern Diaconissen gingen 10 nach dem Kriegsschauplaz, um die Verwundeten zu pflegen. Die Kirchen wurden in den Tagen der Heimsuchung überall mehr als gewöhnlich besucht und die Kirchweihen in vielen Gemeinden sistirt.

Erst im lezten Monat des Jahres trat die kirchliche Frage wieder etwas aus dem Hintergrund hervor. Die Veranlassung dazu gab die Generalversamlung des protest. Vereins, die am 9. December in Neustadt a./H. abgehalten worden. Der protest. Verein nahm mehrere Resolutionen an, welche die Kirchenbehörde zu einer „Ansprache an die protest. Presbyterien und Kirchengemeinden der Pfalz" nötigte. Die erste der Resolutionen sagt: „was die ordentliche Generalsynode des Jahres 1865 beschlossen, sei der wahre Ausdruck der Ueberzeugungen und Wünsche der überwiegenden Mehrzahl der Bekenner der vereinigten prot.-evang.-christl. Kirche der Pfalz und deshalb wird der landesherlichen Sanction entgegengesehen." Diese Resolution sollte wol auf die Entschließungen der Behörden bestimmenden Einfluß ausüben. Die zweite Resolution richtete sich gegen das neue Gesangbuch, die dritte gegen den Katechismus, die vierte gegen die biblische Geschichte von Zahn, die „ohne Zeitverlust" beseitigt werden sollen. Weiter wird in den Resolutionen die Fortbildung der Verfassung auf freieren Grundlagen verlangt. Die ersten Berichte in den öffentlichen Blättern gaben an, nach einem förmlichen Beschlusse der Versamlung des prot. Vereins sollten die Resolutionen in den einzelnen Gemeinden verbreitet und zur Unterschrift vorgelegt werden. Bald darauf wurde indeß im „Pf. Kurier" eine Berichtigung gebracht, dahin gehend: „nötigenfalls könne durch Auslegung der Resolutionen in allen Gemeinden behufs Annahme mittelst Unterschrift nachgewiesen werden, daß die Genehmigung der Generalsynodalbeschlüsse der Wunsch der ganzen Bevölkerung ist." Thatsache ist, daß bald nach der Versamlung des protest. Vereins die Resolutionen in einigen Gemeinden zur Unterschrift ausgelegt worden. Am 9. December hatte der prot. Verein die Resolutionen gefaßt und am 13. December erließ schon das Kirchenregiment die oben erwähnte „Ansprache an die protest. Presbyterien und Kirchengemeinden der Pfalz". In diesem für die Geschichte der pfälz. Kirche wichtigen Actenstücke heißt es unter Anderm: „Durch das neue Wahlgesez für die Presbyterien und Synoden vom Jahre 1863 ist nicht allein der gesezliche Zustand in unserer Kirche wieder hergestellt, sondern es ist auch den Gemeinden das geordnete Recht der Mitwirkung bei den kirchlichen Angelegenheiten, innerhalb der durch die Verfassung des Königreiches gezogenen Schranken, in erweiterter Weise eingeräumt und von diesem nirgends beeinträchtigten Rechte seither auch ein umfassender Gebrauch gemacht worden. Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß neben dieser gegliederten Repräsentation und neben dem gesezlich verordneten Kirchenregimente nicht noch andere, unbefugte und unverantwortliche Organe bestehen und in den Gang der kirchlichen Verwaltung und der kirchlichen Ordnung bestimmend eingreifen können, ohne den Organismus der Kirche, der nach seiner ganzen Natur noch viel empfindlicher ist, als der staatliche, so wie das ganze kirchliche Leben zu stören und in seinen heiligsten Interessen zu gefährden und zu verletzen. Wenn aber gar versucht werden will, in der jetzigen Zeit, inmitten vollkommen friedlicher und gesezlicher Zustände, durch Massendemonstrationen Zwecke zu erreichen, die sich in dem geordneten Wege durch die freigewählte Vertretung der Gemeinden in den Presbyterien und Synoden, nicht sofort oder nicht im vollen Umfange oder gar nicht erreichen lassen, so ist ein solches Beginnen geradezu verwerflich und von den schlimsten Folgen; denn es führt in seinen Consequenzen notwendig zur Auflösung aller Ordnung und Zucht und zur vollständigen kirchlichen Anarchie. Es kann darum auch nicht ernstlich, nicht eindringlich genug davor gewarnt werden. — Die Mitglieder der Presbyterien insbesondere machen sich durch die Beteiligung an solchen Agitationen einer schweren Pflichtverletzung schuldig, indem sie, anstatt mit gutem Beispiele voranzugehen, nur Aufregung, Verwirrung und Unfrieden in die Gemeinden bringen. — In erhöhtem Maße gilt diese Warnung aber den Geistlichen selbst, als den Vorständen der Presbyterien; denn an diese tritt die Verpflichtung, sich von solchen Agitationen fern zu halten, mit verdoppeltem Ernste heran. Sollten gleichwol einzelne Geistliche, troz dieser Warnung, zur Verbreitung und massenhaften Unterzeichnung der gedachten Resolutionen direct oder indirect mitwirken, so mögen sie sich auch die nachteiligen Folgen dieser ihrer Handlungsweise selbst beimessen." Die Ansprache des Kirchenregiments, die allerdings nur die kirchenpolizeiliche Seite heraustreten läßt, wegen des großen Ernstes aber, mit dem sie den destructiven Tendenzen des prot. Vereins entgegentritt und die pfälz. Kirche gegen die Vergewaltigung durch denselben zu schützen sucht, nicht blos von dem kirchlich-gesinten Teil, sondern überhaupt von allen Besonnenen mit großer Freude aufgenommen worden, rief unter den Männern des prot. Vereins, die sich ein so festes Auftreten von Seiten der Kirchenbehörde nicht hatten träumen lassen, große Aufregung hervor. Sie erklärten der Kirchenbehörde unter Anderm, daß sie sich „einer Bevormundung von irgend einer Seite nicht unterstellen können." Die weltlichen Mitglieder der Presbyterien in Neustadt und Kaiserslautern

protestirten gegen die Ansprache des Consistoriums. Als der Decan Hollensteiner in Kaiserslautern den Protest der weltlichen Presbyterialmitglieder gegen die mehrgenante Ansprache in der Presbyterialsitzung nicht zur Verhandlung zuließ, womit er ganz correct gehandelt, veröffentlichte einer dieser Mitglieder, der thätigste Agent des prot. Vereins im Westrich, der s. g. „Kirchenvater hinter dem Ladentisch", der für die positiven Geistlichen seine „Wanderstäbe und Ausklopfstöckchen und Schnupfdosen mit ehrlichen Aufklärungsprisen" empfohlen, ein Mann von dem „bösen antitrinitarischen Geiste" Basedows, — ein Pamphlet, von dem wir zur Charakterisirung der Urbanität und Toleranz dieses Hauptagenten des prot. Vereins nur den Schluß registriren: „wenn der Herr Decan eine Pfründe kente, wo die schönen alten Zeiten noch bestehen, so wollen wir ihn nicht mehr zurückhalten und wünschen, daß er dort mit seinen Gleichgläubigen recht glücklich lebe, wo der durch den Gesangbuchsstreit wolbekante Vers noch gläubig gesungen wird: Ich bin ein rechtes Rabenaas." Da sehen wir, wie der prot. Verein „die verschiedenen Richtungen und Anschauungen innerhalb unsrer eigenen Kirche gelten läßt."

Auf derselben Generalversamlung des prot. Vereins, die in ihren Resolutionen versichert, die überwiegende Mehrzahl der pfälzer Protestanten stehe auf der Seite ihres Vereins, wurde wiederholt die Klage ausgesprochen, daß es der „Union", dem wöchentlich in einem halben Bogen erscheinenden Organ des prot. Vereins, ebenso sehr an Mitarbeitern wie an Abnehmern fehle und daß der Herausgeber, Pfr. Maurer, Opfer bringen müsse. Diese Klage ist nicht geeignet, den Glauben an ein tieferes religiöses Interesse der prot. Männer zu begründen. Wenige Wochen vorher kam aus dem Munde des einst tonangebenden Hauptes der „protest. Freunde", aus dem Munde Uhlich's, der auf die Frage, wer Jesus war, keine Antwort hatte und dessen „Religion der große Saz ist: ich bin ein Mensch, alles Weitere ist nichts", die Klage über die große Teilnahmlosigkeit der Frauen und ihre Abneigung gegen den freigemeindlichen Gottesdienst (!).

Während die Beschlüsse der badischen Generalsynode, die im Mai 1867 gehalten worden, schon 14 Tage nachher verbeschieden wurden, erfolgte der Bescheid auf die Beschlüsse unsrer pfälz. Generalsynode vom November und December 1865 erst am 11. September 1867.

Der Antrag auf Abschaffung des Katechismus wurde nicht genehmigt. Jedoch wurde die Kirchenbehörde beauftragt, da das Bedürfnis einer Revision des eingeführten Katechismus bestehe, (im Hinblick auf die Allerhöchste Entschließung vom 8. Dezember 1853) nach vorgängiger Einvernahme der Pfarrämter die nötigen Verbesserungsvorschläge in der Weise vorzubereiten, daß dieselben zur geeigneten Zeit behufs der weiteren gesezlichen Behandlung und Prüfung zur Vorlage gebracht werden sollen. Auch der Antrag auf Abschaffung der biblischen Geschichte nach Zahn erhielt nicht die Genehmigung, ebensowenig der Antrag, der dem neuen Gesangbuch nur noch Duldung, aber nicht mehr gesezliche Berechtigung gewährt wissen wollte. Der Bescheid in Betreff der Gesangbuchsfrage lautet: „Hinsichtlich der Gesangbuchsangelegenheit haben sich in den Berathungen und den Abstimmungen der Generalsynode zwar ebenfalls nicht unwesentliche Meinungsverschiedenheiten ergeben, und es kann der Stand dieser Frage als ein befriedigender um so weniger erachtet werden, als die Mängel des älteren Gesangbuches und das Bedürfnis einer Verbesserung derselben schon in früheren Perioden vielfach anerkant und von euch wiederholt betont worden sind. Nachdem jedoch die bezüglichen Beschlüsse der Generalsynode über diesen Gegenstand, und insbesondere jene des Jahres 1857

bei den inzwischen veränderten Verhältnissen als unausführbar sich erwiesen, und von den protestantischen Kirchengemeinden der Pfalz die bei Weitem größere Mehrzahl das alte Gesangbuch entweder beibehalten oder nach Maßgabe der Allerhöchsten Entschließungen vom 26. Januar und 19. April 1861 wieder in Gebrauch genommen hat, so wollen Wir, nach euerem gutachtlichen Antrage, gestatten, daß, dem Hauptantrage lit. C. 2 I. der Generalsynode entsprechend, in allen jenen Gemeinden, welche das neue Gesangbuch überhaupt nicht eingeführt, oder dessen Gebrauch wieder eingestellt haben, und zu dem alten Gesangbuche zurückgekehrt sind, das leztere als das kirchliche Gesangbuch wieder betrachtet und behandelt werde. Wir erteilen jedoch diese Genehmigung nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß hierdurch an dem gleichen Rechte des neuen Gesangbuches in denjenigen Gemeinden nichts geändert werde, in welchen dasselbe nach Maßgabe der früheren Synodalbeschlüsse eingeführt wurde, sich noch jezt in kirchlichem Gebrauche befindet und auch ferner beibehalten werden will. Dabei sprechen wir zugleich die Erwartung aus, daß es dem besonnenen, von Partei-Standpunkten freien Zusammenwirken der Kirchenbehörden und der gesezlich berufenen kirchlichen Vertretungen gelingen werde, die vorwürfige Angelegenheit einem befriedigenden, dem wahren Interesse der protestantisch-unirten Kirche der Pfalz entsprechenden Ziele zuzuführen."

Da der Bescheid auf die Generalsynodalbeschlüsse nicht nach Wunsch ausgefallen, so wird der protestantische Verein noch gründlicher, als bisher in Erwägung ziehen, ob und wie er „dem reformfeindlichen Gebahren" der Kirchenbehörde entgegentreten könne. In den Jahren 1861 — 1864 schritt der prot. Verein auf der Hochebene einher, mit dem Jahr 1865 mußte er ins Thal heruntersteigen. In der Begrüßung des zweiten deutschen Protestantentages, der in diesen Tagen, am 26. und 27. September, in Neustadt a. d. H. abgehalten wird, sagt ein Mann des prot. Vereins: „Noch stehen wir auf halbem Wege, noch müssen wir der Gnade harren, die tropfenweise unsere Rechte und unsere Freiheiten uns zufließen läßt, auch mußten wir warten, bis man sich besann, die Acten der lezten Generalsynode aus dem fast zweijährigen Staub herauszuziehen."

Nicht in Neustadt an der Haardt, sondern in Berlin sollte ursprünglich der zweite deutsche Protestantentag abgehalten werden; in Berlin aber habe man ihm keine Herberge bereiten wollen. Kein Wunder, wenn der „Pf. Kurier, das Organ des prot. Vereins", in der Begrüßung des Protestantentages, der „Licht und Aufklärung hineinleuchten lassen will in die verdüsterten Gotteshäuser", die Klage nicht unterdrücken kann: „Noch herscht in Preußen, dem Hort des Protestantismus, in alttestamentlicher priesterlicher Machtfülle die heilige Orthodoxie des Oberkirchenraths, noch sint man auf Mittel und Wege, um den Strom nach kirchlicher Einigung an dem kichenregimentlichen Thron vorüberzuleiten, noch sucht man jede Bewegung niederzuhalten und den Protestantenverein schnöde zu verdächtigen." — Der Protestantentag wird in der Kirche abgehalten, worin sich das Grab des frommen, milden Professors Dr. Zacharias Ursinus befindet. Dieser bekante Mitverfasser des Heidelberger Katechismus*), der von 1562 — 1576 eine Zierde der Universität Heidelberg gewesen und 1583 als Professor an der von Johann Casimir, dem zweiten Sohne Friedrich's III., errichteten Hochschule in Neustadt a. d. H. starb, „beugte sich mit voller und freudiger Zuversicht in seinem Urteile und in seiner Erkentnis

*) Auf dem Frankfurter Kirchentag hat Schenkel denselben noch „das liebe Buch" genant. Anm. d. E.

unbedingt unter das Wort Gottes Alten und Neuen Testaments als unter die gewisseste Offenbarung der Absicht und des Willens Gottes und gründete sein Heil einzig und allein auf Christum"; „sein ganzes Leben war ein steter Wandel vor dem Herrn im Gebete" (Max Göbel). Aus tiefbewegtem Herzen heraus schrieb einst Ursinus: „Wollte ich doch nicht hunderttausend Welten nehmen, daß ich so weit von meinem Christo sein sollte und nicht baß (besser) wissen, ob ich sein wäre oder nicht." Das ihm in der Neustadter Kirche gesezte Denkmal nante ihn unter Anderm „einen großen Theologen, einen Besieger der Irlehren von der Person Christi." Mit dieser Erinnerung an den treuen Bekenner Christi und gottseligen Theologen, der mit seinem „einigen Trost im Leben und Sterben" schon Unzählige erquickt und über dessen Grab der zweite deutsche Protestantentag abgehalten wird, wollen wir schließen. α.

Nachrichten.

Der zweite Deutsche Protestantentag

II. (Schluß.)

Es war Baumgarten wol schon vorher von den Führern ein: noli perturbare circulos meos zugerufen worden und er hatte sich ihrem Ansinnen nach Kräften gefügt. Ungeachtet der allgemeinen Haltung seines Vortrags waren verschiedene „Protestanten" sehr ungehalten darüber, daß man Baumg. zum Corref. bestimt hatte; sie wollen verlangen, daß inskünftige jeder zum Referenten Ausersehene, vorher seine Thesen dem Ausschuß einreiche und dieser dann darüber bestimme, ob der Vortrag gehalten werden könne. Es steht freilich dahin, ob „geistesfreie" Männer sich solche Bevormundung werden gefallen lassen wollen. Jedenfalls würde aber die theologische Facultät Heidelberg sich den Dr. Baumgarten näher bringen, wenn sie bei den gegenwärtigen Vacanzen seiner gedächte; sie wird sich wol aber troz aller Toleranz und „Gleichberechtigung der Richtungen" sehr hüten, auf eine solche Annäherung hinzuwirken. Der Saz, daß das Terrain fein säuberlich bleiben müsse, wird ihr oben anstehen. —

Nach Baumg. ergriff das Wort Schwarz v. Gotha: Wir verwerfen den mythologischen und dogmatischen Christus und ebenso den romanhaften, der nur eine moderne Fratze ist; wir wollen den wahrhaft geschichtlichen, lebendigen Christus, erkant durch freie Geschichtsforschung. Bei Christus ist nicht ein göttlich übermenschliches Wesen, die göttliche Natur ist in ihm nicht eine solche, die die menschliche zerbricht. Dr. Schwarz hat vermißt eine Erwähnung der Wunder Jesu. Wir bestreiten die Wunder nicht im Princip und verwerfen sie nicht von vorn herein. Ob sie wirklich oder sagenhaft, ist eine offene Frage. Was wirklich, ist auch möglich. Die kritische und die geschichtliche Arbeit muß sich ergänzen. Mit den Wundern fällt das Christentum nicht, sie sind nur das glänzende goldgestickte Gewand. Christus bleibt doch der Erlöser, der Glaube doch ein beseligender. Zu den Grundthatsachen gehören die Wunder nicht. Wir reden auch von Grundthatsachen, das sind aber nicht einmal geschehene, sondern solche, die immer wieder geschehen in der Menschheit, es sind die Thatsachen des göttlichen Geistes, Christi unendliche Hingabe und Liebe zur Menschheit. Der Glaube ruht nicht blos auf dem religiösen Gefühl, sondern ist auch Ergebnis der Forschung, er ruht auf den unbestrittenen Thatsachen der Weltgeschichte, Christus ist überall „das Haupt und der Herr", er ist der Mittelpunkt alles Lebens, auch das nationale Leben muß von ihm erfüllt sein.

Schenkel: Ich habe den Versuch gemacht auch ein Wort über die christologische Frage in meinem Characterbild Jesu zu sprechen. Es ist der Mythus verbreitet, mein „unglückliches Buch" solle die christologische Parteifahne dem Protestantenverein vorantragen, dies wäre lächerliche Anmaßung. Ich, „diese kleine Person," bin nicht der christolog. Mund des Vereins, ich erteile ihm vollständige Indemnität, er ist nicht Mitschuldiger.

In diesen „ergreifenden und erquickenden" Verhandlungen ist eine That (!) geschehen, diese volle Freiheit der Gedanken macht einen wunderbaren Eindruck. Verschiedene dogmatische Stellungen haben sich kund gegeben. Ich stimme beiden Referenten zu: Jesus ist unser Herr und Erlöser. Wir haben einen Christus nötig, den wir verstehen, der da ist Fleisch und Blut von unserm Fleisch und Blut, einen menschlichen geschichtlichen Christus. Den mythologischen und dogmatischen Christus hält die andere Seite fest, wir haben den echten, realen geschichtlichen Christus. Seien wir weit- und großherzig, tolerant, lassen wir freie dogmatische Bewegung zu, dann werden wir auch die Gegner erobern. —

Schellenberg von Mannheim: Christus ist wahrer und wirklicher Mensch, Nichts in ihm geht über die Linie des Menschlichen hinaus, er ist nicht einzigartig in dem Sinn, daß wir nicht werden könten, was er war. Wie in der Blume draußen, so ist auch in der Blume der Menschheit ein geheimnisvolles Leben und Weben. Den Freigemeinden, die sagen: alles Menschliche ändert sich; wenn Jesus wahrer Mensch war, dann muß über ihn hinausgeschritten werden, antworte ich: Wir ziehen diesen Schluß nicht. Warum sollte es nicht möglich sein, daß bei Einem das religiöse Verhältnis ganz klar und bestimt ist? Ist die Menschheit dazu verdamt, sich im Kreis herumzubewegen? Gott ist nicht blos im dunkeln Jenseits, sein Geist lebt in der Menschheit; in Christo war der Menschheit ein heller Sonnenblick gegeben. Bleibt aber unser Christus der Grund des religiösen Friedens und Trostes? Ja. Das Gleichnis vom verlornen Sohn kent auch keine Vermittlung durch Opfertod. Eine einzelne kirchliche Formel hat kein Recht über uns. Wie die Blume und Sonne so weist Jesus auf Gott. Es gefiel Gott, das Höchste seiner Offenbarungen darzustellen in Form einer menschlichen Persönlichkeit. Es ist unwichtig, ob der Lehrer Mensch oder Gott ist, wenn sich nur seine Lehre als göttlich erweist. Nur als Mensch, dessen Gottesebenbildlichkeit in den Versuchungen verlierbar war, ist er uns ein Vorbild. —

Hierauf ward die Debatte frühzeitig geschlossen, um, wie man sicher vernahm, Rednern, die auf dem Boden der hl. Schrift und der Kirchenlehre standen, das Wort abzuschneiden, allerdings das beste Mittel, um äußerliche Einheit zu zeigen, ein neuer Beweis für die „Weit- und Großherzigkeit" der Führer.

Decan Zittel widmete zum Schluß Worte des Andenkens dem dahingeschiedenen Dr. Rothe, dem Heiligen des Vereins, wie man gegnerischerseits ihn nenne. Er bleibe dem Verein und sein Geist sei auch in diesen Tagen ihnen nahe gewesen. — Hiernach schloß der Präsident Bluntschli die Verhandlungen des zweiten deutschen Protestantentages. Anfangs- und Schlußgebet gehört nicht mehr zum „religiösen Bedürfnis der Gegenwart" und fiel darum weg; doch bleibt immerhin die Möglichkeit, daß innerhalb des Vereins in diesem Stück mancherlei verschiedene „Auffassungen bestehen und gelten." — Welche Wirkungen wird denn der Protestantentag für die Pfalz äußern? Man wird gefestigt werden in dem Bewußtsein, daß nichts gehe über die pfälzer Union, in der man zu haben glaubt die Indifferenzirung der Bekentnisse und die Religion des gesunden Menschenverstandes; daß alles Heil vom Volke komme und nichts Gutes von der „theologischen Zunft" und dem hierarchischen Regiment, seien sie doch die geschworenen Feinde des Volkes; man wird gestärkt werden in dem Glauben, Jesus war ein Mensch wie unser einer, wenn auch eine „Blume der Menschheit und ein Sonnenblick" für sie; ist er doch nicht der Herr, am 3. Tag auferstanden, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten; und man wird fortfahren in der Nichtachtung des Wortes Gottes, denn es gibt ja doch „keine absolute Autorität für den Menschen," im Nichtbesuch der Gottesdienste, denn man soll uns nicht bange machen mit den „Gespenstern und Larven des Mittelalters," und in der Entheiligung des Sontags, die mehr und mehr um sich greift, denn ein Pfälzer des 19. Jahrhunderts steht nicht mehr unter dem Gesez, sondern lebt in evangelisch-protestantischer Freiheit. Wie aber predigte unser Herr dem Volke, zu dem er kam als sein Heiland und Hirte und das ihn jammerte? Er hat nicht geschwiegen von der Krankheit des Volkes, die er tragen sollte, von seinem Sündenelend und seinen vielfachen und schweren Verirrungen; er sprach Mc. 1, 15: Thut Buße und glaubet an das Evangelium, und Joh. 9, 39: Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden. cf. V. 41.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 79. Die geistliche Tracht. II. 941
Diderot II. 946
— 80. Der Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung 949
Beilage. 957
Die Wahrung des Bekentnisses in der Provinzial-Synodal-Ordnung 959
Nachrichten. Provinz Posen. 963
— 81. Johann Carl Passavant. I. 965
— 82. Diderot. II. (Fortsetzung) 973
Die Landeskirche. 976
Nachrichten. Provinz Posen. (Schluß) 979
Beilage. 981
Der zweite Deutsche Protestantentag 982
Paris 987
— 83. Johann Carl Passavant. I. (Schluß) 989
Nachrichten. Paris. (Schluß) 995
Aus Mecklenburg-Schwerin 995
— 84. Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865—1867 997
Diderot. II. (Schluß) 1004
Beilage. 1005
Nachrichten. Aus Mecklenburg-Schwerin. (Fortsetzung) 1009
— 85. Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865—1867. (Fortsetzung.) 1013
— 86. Gegen die Ueberschätzung des christlichen Gefühls 1021
Die alten Wurzeln von Hermannsburg. III. IV. 1026
Beilage. 1029
Nachrichten. Aus Mecklenburg-Schwerin. (Schluß) 1031
Der zweite Deutsche Protestantentag II. 1034
— 87. Die Pfälzische Kirche in den Jahren 1865—1867. (Schluß) 1037
Nachrichten. Der zweite Deutsche Protestantentag. II. (Schluß.) 1043

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 2. November. № 88.

Zur Frage über Union und Kirchenregiment.

Der von vielen Stimmen und auch kürzlich in diesem Bl. zur Provinzial-Synodal-Ordnung gemachte Vorschlag, den Generalsuperintendenten ein- für allemal zum Vorsitzenden der Prov.-Synode zu bestellen, wird hoffentlich grade in den confessionellen Kreisen, troz mancher sich erhebenden Bedenken, lebhafte Zustimmung finden, weil er in der That wichtige principielle Gründe für sich hat. Man kann ja freilich an diese Einrichtung auch die Befürchtung knüpfen, da der Einfluß des Präses auf die Synode voraussichtlich kein geringer sein wird, daß die Einwirkung eines unionistischen Kirchenregiments auf die Synode dadurch gestärkt werden möchte. Allein abgesehen davon, daß in jedem Falle das Resultat der Wahl des Präses von Seiten der Synode sehr zweifelhaft ist, dürfte auch das Vertrauen auf eine gerechte und väterliche Leitung der Synode seitens der Oberhirten der Provinz ein gerechtes, und die Befürchtung einer Benachteiligung der von den confessionellen Synodalen vertretenen Interessen ungegründet sein. Der rechtsverachtende Subjectivismus und Büreaukratismus findet sich auf kirchlichem Gebiete viel eher an den grünen Tischen von Collegien, zumal solchen, die dem Leben der Gemeinden ferne stehen, und die Zustände nur mit den Brillen fremder Länder und grauer Theorien ansehen, als bei einzelnen Persönlichkeiten, die schon durch ihr Amt reichliche Veranlassung finden, mit den ihnen untergebenen Persönlichkeiten und dem Leben der Gemeinden lebendige Fühlung zu gewinnen. Es ist ja noch in Aller Gedächtnis, wie der selige Gen.-Sup. Möller sich über seine eigene Entwickelung nach dieser Seite hin auf der Montbijou-Conferenz geäußert hat. Wir dürfen dabei der Macht der Wahrheit und des Lebens vertrauen, daß sie einen jeden Generalsuperintendenten, der einen redlichen Sinn und Willen hat, — und daran zu zweifeln ist uns bis jezt noch nicht in den Sinn gekommen, — wenn auch nicht in das entschiedene confessionelle Lager führen, so doch für die Sache des Bekentnisses günstig stimmen wird.

Eben darum ist es aber auch wichtig, daß diesen geistlichen Würdenträgern mehr als bisher im kirchenregimentlichen Organismus eine selbständige Stellung gesichert werde, wozu wir ihre Bestellung zum Präses der Prov.-Synode als einen erfreulichen Anfang begrüßen würden.

Es ist ein tiefgreifender Schade im kirchlichen Leben, daß die Inhaber kirchenregimentlicher Funktionen, sowol die Mitglieder der Consistorien, als die Superintendenten, von oben her fast nur als ausführende Organe des Willens der Behörden betrachtet werden. Daß sie ganz in gleichem Maße auch ihre Sprengel und das Bekentnis und sonstige Rechte in ihren Kreisen der Behörde gegenüber zu vertreten haben, das scheint gänzlich vergessen zu sein. Es hängt das mit dem traurigen Umstande zusammen, daß das gegenwärtige Kirchenregiment, namentlich der Ev. O.-K.-R., so weit als wir nach den Thatsachen urteilen müssen, es viel eher für seine Aufgabe ansieht, der Union, und zwar wie es jezt bestimter als sonst den Anschein hat, einer absorptiven Union, auf alle Weise Vorschub zu leisten, als das Bekentnis zu pflegen und zur Geltung zu bringen. Das höchste ist, wenn es geschont und geduldet wird, wo es zum Ausdruck komt. Wir müssen es aufs tiefste beklagen, daß jezt, in einer Zeit, wo der Kampf wieder aufs heftigste entbrant ist, die oberste Kirchenbehörde nicht Anstand nimt, ein Jubiläum der Union und Fürbitte für die Union im öffentlichen Gottesdienste, und noch dazu der Union im Sinne der „Vereinigung der beiden evangelischen Schwesterkirchen" anzuordnen. Wo sind denn die Segensspuren der Union zu finden? Wir sehen keine; auch die Behörde nent uns keine, und wenn man anderweitig viele Verdienste des unionistischen Regiments aufzählt, so heißt das doch nur, sich mit fremden Federn schmücken, die Segnungen, die Gottes Barmherzigkeit ohne die Union, vielfach troz der Union beschert hat, in ein falsches Conto eintragen. Wol aber sehen wir in den Spuren der Unionspropaganda eine Legion von Weh, Seufzern und Thränen, Separation, Verfolgungen, Absetzungen, Auswanderungen, die tiefste Spaltung in den Gemeinden. Wie viel Selen haben auf beiden Seiten in diesen Unionskämpfen Schaden genommen! Wie viel Gewissen sind beschwert worden, wie viel edle Kräfte haben sich dabei zersplittert und zerarbeitet und sind den wichtigeren inneren Aufgaben entzogen worden! — „Diese Union", sagt die, ob auch auf irrigen, durch die damalige Zeitrichtung sehr entschuldbaren Voraussetzungen beruhende, doch ohne Frage aus warmem christlichen Herzen entsprungene Cab.-O. von 1817, „hat nur dann einen wahren Wert, wenn weder Ueberredung, noch Indifferentismus an ihr Teil haben, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgeht, und sie nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der

Herzen, nach ächt biblischen Grundsätzen, ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat." Funfzig Jahre sind seitdem vorüber, aber die Union hat in den Herzen derer, die sich ernstlich unter Gottes Wort beugen, mehr und mehr Terrain verloren, und ist vielmehr ein Schiboleth der negirenden Geister geworden. Selbst die Reformirten wollen zum großen Teil von der Union nichts wissen, und im Gebiet der lutherischen Kirche hat das Bekentnis, aller Hindernisse ungeachtet, eine Macht gewonnen, die auch das blödeste Auge nicht verkennen kann, und noch macht die Anhänglichkeit an das Bekentnis und die Vertiefung in das Bekentnis und in das bekentnismäßige Leben, troz aller Ungunst von oben, die mächtigsten Fortschritte. Ganz gegen die Intentionen des in Gott ruhenden Königs, der in der genanten Cab.-O. es ausdrücklich ausspricht, daß Er, die Rechte und Freiheiten der Kirche achtend, weit davon entfernt sei, die Union aufdringen und in dieser Angelegenheit etwas verfügen und bestimmen zu wollen, wird nur durch die staatliche Gewalt, was Gott geschieden hat, zusammengehalten; aber unter fortwährenden Kämpfen und Zuckungen, mit unsäglichem Seufzen und blutendem Herzen Vieler. Statt der Einigung hat die Union nur Trennung angerichtet, aus zwei Lagern sind drei geworden, und ihnen allen steht das lutherische Ausland gegenüber, und sagt uns um der Union willen vielfach die Kirchengemeinschaft auf und will bei Leibe von der Union nichts wissen. Zwischen die neuerworbenen und die alten lutherischen Provinzen legt sich die Union als eine trennende Kluft, und von allen Seiten hört man die Parole: Nur nicht unter den unirten Oberkirchenrath! — Die Hofnung eines friedlichen und gesegneten Beisammenwohnens der verschiedenen Confessionen unter dem Unionsdache ist ferner denn je gerückt; jeder, der Augen hat, die Zeichen der Zeit zu sehen, sagt sich, daß die gegenwärtigen Zustände auf die Dauer unhaltbar sind. — — Und bei dem Allen kann die Kirchenbehörde ein Unionsjubiläum anordnen?

Schon um den Schein eines Parteiregiments zu vermeiden, hätte der O.-K.-R. hier, wenn es deren einmal bedurfte, Selbstverleugnung üben und jenen Schritt unterlassen sollen.

Nicht minder hätte die Scheu, den in den öffentlichen Blättern so heftig entbranten, und leider vielfach mit sehr ungeistlichen Waffen geführten Streit in die Gemeinden und auf die Kanzeln zu bringen, von solcher Anordnung abrathen sollen. Es ist vorauszusehen, wie so viele, und meist doch solche, die dem Bekentnis und Glauben der Kirche entfremdet sind, diese Gelegenheit benutzen werden, gegen die Confessionellen ihre Bannstrahlen auszusenden. Wir Lutheraner könten fast versucht sein, den Spieß umzukehren und an jenem Tage eine Lanze gegen die Union einzulegen. Doch wir hoffen, daß das nicht geschehen wird; daß vielmehr alle bekentnistreuen Geistlichen es verabscheuen werden, einen Gottesdienst zu einer Demonstration zu machen; dazu ist uns Gottes Wort und Sakrament zu heilig, als daß sie zu Demonstrationen dienen dürften. Das mag denen überlassen bleiben, die es sich getrauen vor Gott zu verantworten. So wollen wir die Vorwürfe, daß wir Unfrieden in die Gemeinden brächten, daß wir statt des Herrn Christus die Confessionsunterschiede zur Hauptsache machten und was dgl. mehr sind, durch die That entkräften und auf die Häupter derer zurückwerfen, die sie erheben.

Daß wir aber auch kein Unionsjubiläum feiern können, versteht sich von selbst, und da die Kirchenbehörden hierin den Geistlichen Freiheit gelassen haben, so wird es einer ablehnenden Antwort nicht bedürfen. Es steht aber auch zu hoffen, daß aus diesem Schweigen die hohe Kirchenbehörde keine irrigen Schlußfolgerungen ziehen werde. —

Dieser beklagenswerte Zustand, daß das Kirchenregiment nicht mehr auf dem festen Boden des auf Gottes Wort gegründeten und auch nach kirchlichem Recht unzweifelhaft rechtsbeständigen Boden des Bekentnisses steht, sondern eine in sich selbst schwankende und nach den bisherigen offenkundigen Erfahrungen in ihren Strömungen vielfach wechselnde Unionstendenz seine Thätigkeit in der Leitung der Kirche bestimt, ist auch die Ursache geworden, daß man verlernt hat, in der Uebereinstimmung mit dem rechtsgiltigen Bekentnis die unüberschreitbare Grenze für die Pflicht des Gehorsams gegen Anordnungen und Kundgebungen der kirchlichen Behörde zu sehen, daß man in unverkenbar romanisirender Weise die Anforderung des Gehorsams öfter bis zu einem, die Gewissen aufs höchste bedrängenden Grade überspant, und insonderheit die Inhaber kirchenregimentlicher Stellen nur als ausführende Organe der Ziele und des Willens der oberen Kirchenleitung anzusehen sich gewöhnt hat. Daher die Unionsverpflichtung der Superintendenten; daher die scharfe Zurückweisung erhobener Vorstellungen und Beschwerden aus dem confessionellen Lager; daher die große Empfindlichkeit gegen Stimmen des Tadels; daher die Neigung, statt väterlichen, geistlichen Eingehens auf geltend gemachte Rechtsgründe und Gewissensbedenken, mit Drohungen und Akten der Disciplin vorzugehen. Haben doch, wie verlautet, die Superintendenten, welche die in Nr. 78 d. Bl. erwähnte und auszüglich mitgeteilte Erklärung gegen die Denkschrift des Ev. O.-K.-R. mit unterschrieben haben, deswegen einen scharfen Verweis bekommen, weil das mit ihrem kirchenregimentlichen Amt nicht verträglich sei. Ja man scheint sogar Willens, den Verfasser der Erklärung seines Ephoralamts entsetzen zu wollen, einen Mann von 67 Jahren, der nach dem Zeugnis seines Consistorii dieses Amt schon dreißig Jahre im Segen verwaltet hat. Der Herr wolle Seinen Knecht in diesem Kampfe stärken und erquicken.

Wir müssen aber diese, nicht auf dem Boden evangelischen Kirchenrechts, sondern einer von dem Recht des Bekentnisses und von jedwedem objectiven heiligen Grunde losgelösten Büreaukratie erwachsene und gezeitigte Anschauung von dem Recht und den Pflichten der kirchenregimentlichen Personen niederer Ordnung als eine durchaus verwerfliche, ja als einen Krebsschaden des kirchlichen Lebens bezeichnen. Die Kirche ist weder eine Hierarchie, noch eine Büreaukratie, sondern ein sittlicher Organismus, zu dessen Lebensbedingungen es gehört, daß jedem Organe sein selbständiges Recht und Freiheit auf Grund des alles nor-

mirenden Bekentnisses gewährt werde. Dadurch allein wird ein gesegnetes Zusammenwirken aller Faktoren zur Erbauung der Kirche und Pflege und Förderung des kirchlichen Lebens ermöglicht; so werden alle Kräfte und Gaben, alle Früchte fleißiger Studien und lebendiger Erfahrungen zu Nuz und Frommen des Ganzen können verwertet werden. So wird eine lebendige Fühlung zwischen der leitenden Kirchenbehörde und den konkreten Gemeindeverhältnissen und kirchlichen Zuständen erreicht werden. So wird es verhütet werden, daß Zustände, welche eine genaue Kentnis und eingehende Berücksichtigung erfordern, nach allgemeinen Schablonen behandelt, daß Ansprachen und Gebete geboten werden, welche, abgesehen von dem Mangel an liturgischem Ton und Knappheit, für die überwiegende Mehrzahl der Kirchgänger, ohne eine Art Uebersetzung von Seiten des Pastors, absolut unverständlich sind, wie auch, daß dem gunst- und carrièresüchtigen Servilismus irgend welcher Vorschub geleistet werde.

Wir achten wahrlich den Gehorsam gegen die Oberen auch auf kirchlichem Gebiete nicht geringe, wol aber verabscheuen wir eine Ueberspannung dieses Rechts auf Kosten der Treue, die von uns als Haushaltern über Gottes Geheimnisse gefordert wird; und je bequemer es dem trägen Fleiße ist, unter dem Deckmantel des vierten Gebotes zu allem Ja zu sagen, desto mehr mögen alle, die von dem guten Recht des lutherischen Bekentnisses überzeugt sind, zusehen, daß sie nicht durch feiges Schweigen und Verleugnen da, wo das Bekentnis und Zeugnis am Orte ist, die Haushaltertreue verleugnen. Daß wir uns unter dem Schein des Gehorsams davon dispensiren und uns damit begnügen dürften, die Verantwortung für alles den obersten Leitern der Kirche ins Gewissen zu schieben, davon sagt die Schrift nichts. Wol aber sagt sie: Nun fordert man nicht mehr von den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. Der Treue allein wird die Krone.

Beschlüsse
der Kreissynode Weferlingen-Wolfsburg, die Provinzial-Synodal-Ordnung betreffend.

1.

Die Kreissynode Weferlingen-Wolfsburg kann sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß weder das Institut der Gemeindekirchenräthe, noch das der Kreissynoden bis jezt zu Kraft und Leben gekommen ist, oder Boden in den Gemeinden gefunden hat. Sie erachtet es darum noch nicht an der Zeit, mit der Bildung der Provinzial-Synoden vorzugehen, bittet vielmehr die hohen Kirchenbehörden dringend, davon fürs erste noch abzustehen.

2.

Die zu errichtenden Prov.-Syn.-Kassen werden, falls ihnen nicht aus Staatsfonds oder durch Umlage auf die Gemeinden Mittel zugeführt werden, bei dem mittellosen Zustande der meisten Kreis-Syn.-Kassen, voraussichtlich an den unentbehrlichsten Geldmitteln Mangel haben. Insonderheit macht Kr.-Syn. darauf aufmerksam, daß ihre eigene Kasse zur Bestreitung der Kosten für ihre Vertreter auf der Prov.-Synode gänzlich unzureichend sein würde, da schon die Bestreitung der Kreis-Synodalkosten auf die größten Schwirigkeiten stößt.

3.

Gegen den Entwurf der Prov.-Syn.-Ordn. hat Kr.-Syn. folgende Bedenken: Sie hält es für eine mit dem bestehenden kirchlichen Recht, insonderheit mit dem Recht der lutherischen Kirche, gänzlich unvereinbare Ordnung, daß eine confessionell gemischte Synode über Reinheit der Lehre wachen, über Einführung von lutherischen Katechismen, Gesang- und Lehrbüchern, selbst neuen Kirchenordnungen, beschließen soll. Kr.-Syn. würde sich event. außer Stande sehen, auf solche Ordnung einzugehen. Sie glaubt es vielmehr als ihr und der luth. Kirche gutes Recht ebenso ehrerbietigst als bestimt, fordern zu müssen, daß nach Analogie der Allerhöchsten Cab.-O. vom 6. März 1852 in allen das Bekentnis berührenden Fragen eine itio in partes stattfinde.

4.

Die Gliederung der Prov.-Synode nach den verschiedenen Bekentnissen wird am leichtesten dadurch herzustellen sein, daß jedes Mitglied zu Protokoll erklärt, ob es dem lutherischen oder reformirten Bekentnis, oder dem Consensus angehöre.

5.

Der Erklärung für eins der Bekentnisse hat sich eine Verpflichtung auf dieses Bekentnis in Form eines Gelübdes anzuschließen, des Inhalts, daß N. nach bestem Wissen und Gewissen das Heil der Kirche suchen und nichts anrathen oder beschließen wolle, was

1. für die lutherischen Mitglieder: dem lutherischen Bekentnis,
2. = = reformirten = dem reformirten =
3. = = Anhänger des Consensus: den reformatorischen Bekentnissen

zuwiderlaufe.

6.

Kr.-Syn. erachtet für die angemessene Stellung des Generalsuperintendenten nicht die eines Commissarius der kirchenregimentlichen Behörden gegenüber der Prov.-Syn.; sondern vielmehr, analog der Stellung des Pfarrers im Gem.-K.-R. und des Superintendenten in der Kreissynode, die des Vorsitzenden der Prov.-Syn.; da sie den Oberhirten der Provinz als den väterlichen Führer der Synode betrachtet wissen will. Zu Commissarien mögen andere Mitglieder der hohen kirchlichen Behörden ernant werden.

Hingegen erscheint als die geeignete Zeit für die Wahl der beiden Beisitzer nicht der Schluß, sondern der Anfang der Sitzung, da es an Gelegenheit nicht fehlt, außerhalb der Pr.-S. geeignete Persönlichkeiten kennen zu lernen. Eine Bestätigung dieser Wahlen durch den Ev. O.-K.-R. scheint der Kr.-S. nicht wünschenswert und geboten.

Beide Aenderungen, in Bezug auf die Wahlzeit des Vorstandes und das Bestätigungsrecht des Ev. O.-K.R., würde Kr.-S. auch auf die Wahl des Präses anzuwenden für geboten erachten, falls die oben vorgeschlagene Bestellung des Generalsuperintendenten zum Präses verworfen und die Wahl des Präses aus der Synode gefordert werden sollte.

7.

So wünschenswert Kr.-S. auch die Vorbereitung der Pr.-S. Mitglieder zu ihrem wichtigen Werke durch den Genuß des heil. Abendmals erachtet, so erscheint es ihr doch mit der Würde des heil. Sakraments nicht verträglich, dasselbe zum Gegenstand einer Demonstration gegen eine vermeintliche extreme Richtung confessioneller Besonderheit zu machen. Und da es nach Lage der Dinge nicht anders sein kann, als daß die Anordnung einer gemeinschaftlichen Abendmalsfeier die confessionellen Gegensätze herausfordert; da also, wie auch die Erfahrung auf der Westfäl. Pr.-Synode lehrt, solche Abendmalsfeier voraussichtlich ein Zankapfel werden würde, so erachtet Kr.-S. es dringend geboten, die Anordnung des heil. Abendmals aus der Pr.-S.-O. zu entfernen, und es den Erwägungen und Erfahrungen jeder Pr.-S. zu überlassen, ob und in welcher Weise eine Abendmalsfeier ohne Friedensstörung und Aergernis im Segen stattfinden kann.

Sollte diese unsere dringende Vorstellung erfolglos bleiben, so würde wenigstens in der Pr.-S.-O. selbst ausdrücklich auszusprechen sein, daß irgend welche Nötigung zur Teilnahme an dieser gemeinsamen Abendmalsfeier nicht stattfindet.

Die specielle Selsorge.

III. Die Selbstgerechten.

In der heiligen Schrift sind die Pharisäer die erbittertsten Feinde des Herrn, sie verfolgen ihn in aller Weise und ruhen nicht eher, als bis sie ihn am Kreuze sehen; aber wie einst Josephs Brüder durch ihren Haß nur erreichten, daß sich die Verheißung, die Gott dem Joseph gegeben hatte, erfüllte, so konten auch die Pharisäer nur dem Rathschlusse Gottes dienen, und der, den sie meinten zu tödten, lebt und regiert seitdem auf Erden. Die Selbstgerechten sind die Nachkommen der alten Pharisäer, sie bedürfen keines Heilandes, weil sie meinen, auch ohne ihn leben und sterben zu können. Sie sind nicht wie die Gedankenlosen, die nur im Irdischen ihre Befriedigung suchen, sie wollen durch Tugend und Rechtschaffenheit den Frieden ihrer Sele schaffen und sich die Seligkeit, auf die sie hoffen, verdienen. Wie einst die Pharisäer das Gesez Gottes so auslegten, daß nur die groben Uebertretungen zu vermeiden wären, um vor Gott gerecht zu sein, oder wie sie unter den Geboten einen Unterschied machten, indem sie nach dem vornehmsten Gebot im Gesez fragten, so noch heute die Selbstgerechten, sie machen es sich bequem, indem sie statt der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nur die Gerechtigkeit erstreben, die vor den Menschen einigermaßen sie in Ehren und Ansehn leben läßt. Oder sie unterscheiden unter den Geboten, und jeder hält das Gebot für das wichtigste, das gerade ihm nach seiner Natur leicht wird zu halten. So z. B. sind viele darin einig, daß das dritte Gebot von geringer Bedeutung, und sie durchlöchern den Ernst desselben so lange, bis es aufhört, ihnen lästig zu sein. Auch der Hochmut und die Selbstzufriedenheit, wie der Pharisäismus im N. T. auftritt, ist ihnen geblieben. Mit Geringschätzung sehen sie auf die hin, die nicht so vollkommen sind, wie sie sich zu sein dünken und urteilen gar hart über die, deren Sünden auch vor den Menschen offenbar geworden sind. Sie kennen nur das Mitleiden gegen Arme und Kranke, aber gegen Gefallene haben sie keine erbarmende Liebe. Sie rühmen gerne ihre Rechtschaffenheit im Gegensatze gegen Andere: „Ich danke Dir, lieber Gott, daß ich nicht so schlecht bin als Dieser oder Jener" — ist noch immer ihr Wahlspruch. Eine besondere Abneigung, ja wol gar Abscheu hegen sie gegen die, die durch den Glauben an des Herrn stellvertretendes Leiden wollen selig werden, die in der Vergebung der Sünden den Frieden ihrer Sele suchen. Der Glaube ist in ihren Augen ein gar geringes und verächtliches Wort, darunter sich die Heuchelei und die heimliche Bosheit verbirgt. Alles, was den Heiland herabsezt und seine wahrhaftige Gottheit leugnet, wird von ihnen besonders mit Zustimmung aufgenommen. Bücher, wie von Strauß und Renan, verschlingen sie, weil der Herr in ihnen nicht als der eingeborne Sohn vom Vater dargestellt wird, sondern als ein besonders rechtschaffener und tugendhafter Mensch. Wie aber die Pharisäer sehr verschieden waren, und neben denen, die Mücken seiheten und Kameele verschluckten, auch ein Nicodemus und Gamaliel sich befanden, und ein Saulus, aus dem ein Paulus wurde, so darf man auch die Selbstgerechten nicht alle gleich beurteilen. Es gibt unter ihnen energische und kräftige Naturen, denen es ein Ernst ist mit dem Gehorsam gegen Gottes Gebote. Von jenem Jünglinge, der zu dem Herrn kam und meinte, daß er die Gebote gehalten habe von Jugend auf, heißt es, der Herr hatte ihn lieb. Besonders unter den jüngeren Leuten befinden sich solche, die mit allem Ernste nach der Realisirung der Ideale streben, die sie in sich tragen, sie haben einen ehrlichen Abscheu gegen das Gemeine und Unreine. Sie lieben besonders Schillers Werke und solche Bücher, in denen die Herrlichkeit der Tugend gerühmt wird. Unter diesen gibt es immer einige, die in der Ehrlichkeit bleiben und zulezt erfahren, daß das Gesez in den Gliedern mächtiger ist, als das Gesez im Gemüt, und daß im Fleische eine Macht liegt, die sie mit ihrer Kraft nicht überwinden können. Sie haben auch wol eine Liebe zu Gottes Wort, besonders zur Bergpredigt, sie bewundern das Beispiel des Herrn, seine Sanftmut und Demut; auch seine Geduld und Feindesliebe erfüllt sie mit Begeisterung. Wenn sie nicht ermüden in dem Kampfe, und ihren schönen Grundsätzen treu bleiben, so kann ihnen das Gesez ein Zuchtmeister auf

Christum werden, lernen sie aber das Christentum in ungesunder und pietistischer Gestalt kennen, oder entdecken gar, daß die, die sich besonders Gläubige nennen, in Heuchelei leben, und ihre Frömmigkeit sich mehr im Munde als im Wandel erweiset, so wenden sie sich immer mehr vom wahren Christentum ab. Ein Jude hatte sich taufen lassen, er hatte aber nur den Namen Christ angenommen, und lebte wie vorher, so daß der Geiz und die Sinnlichkeit ihn beherschten, dabei besuchte er aber mit großem Eifer die Kirche, kam fleißig zum Sakrament und wußte erbaulich und salbungsvoll zu reden. Er sprach oft den Wunsch aus, daß seine Frau sich auch möchte taufen lassen und verlangte, daß ich sie besuchen möchte. Ich fand eine brave und verständige Frau, die ein ordentliches Leben führte. Als ich einst mit ihr allein war, näherte sie sich mir vertraulich und sagte: Ich weiß, daß mein Mann Sie zu mir führt, weil er gern will, daß ich mich taufen lasse, und darum bitte ich Sie, sagen Sie mir offenherzig, halten Sie meinen Mann für einen wahren Christen? ist das Christentum, das er lebt, dann will ich nimmermehr eine Christin werden; ich habe einen Ekel vor solchem Christentum. So gibt es auch Jünglinge und Jungfrauen, die auf dem Wege sind, durch das Gesez zum Herrn geführt zu werden, die aber das Christentum in solchen Personen kennen lernen, die ihnen einen Abscheu dagegen einflößen. Als ich einmal über den Unterschied zwischen Natur und Gnade gepredigt hatte, kam die Tochter aus einem vornehmen Hause zu mir und sprach ihre Besorgnis aus, ob sie auf falschem Wege sei. Sie war mit Sorgfalt erzogen, der Vater hatte sie oft zur Tugend ermahnt und ihr auch solche Bücher gegeben, in denen die Reinheit des Lebens in idealer Weise geschildert wurde, besonders waren es einzelne Heiden in der griechischen und römischen Geschichte, die ihr im Unterrichte mit Begeisterung im Gegensatze gegen die Pietisten geschildert waren, die sie mit Bewunderung erfüllten. Jezt, da sie herangewachsen war, hatte sie öfters ihre Mutter in Thränen gesehen und entdeckt, daß der Vater ein sündliches Verhältnis zu einer dienenden Person hatte. Der alte Gärtner aber war ein aufrichtig frommer Mann, den sie genau beobachtet hatte, und mit dem sie gern sprach, der ihr auch manche Aufmerksamkeit erwies und gern bekante, was ihn so fröhlich und zufrieden machte; sie wollte auch wissen, daß er dem Vater unangenehm sei und oft von ihm ohne Veranlassung gescholten wurde. Ich sprach mit ihr über das Wort des Herrn: „Wer das kleinste Gebot im Gesez übertritt, ist des ganzen Gesetzes schuldig“ — und daß ohne Vergebung der Sünden kein Mensch könne vor Gott bestehen. Ich ermahnte sie zum fleißigen Gebete. Sie hat später einen frommen Offizier geheirathet und lebt in einer gottseligen Ehe.

Wenn es auch selten ist, daß ein stolzer Selbstgerechter ein armer Sünder wird, und seine Knie vor dem Herrn beugt, so darf man doch nicht die Hofnung aufgeben Die meisten freilich beharren in ihrer Verblendung und bilden sich immer mehr solche Begriffe von der Tugend und Sittlichkeit, mit denen es sich ganz bequem leben läßt. Es ist oft kaum zu begreifen, wie sie mit ihrer vornehmen Selbstzufriedenheit und harten Urteile über die Verirrungen Anderer so ganz blind bleiben können gegen ihre oft schweren Sünden. Wie die Wahnsinnigen sich wol einbilden, daß sie Könige sind, wenn sie auch in Lumpen einhergehen, so auch bilden sie sich ein, daß sie vortreffliche Leute sind. Man sagt, daß man mit den Irren am besten fertig werde, wenn man auf ihre Ideen eingehe und ihnen nicht widerspreche, so kann man auch mit den Selbstgerechten am ehesten zum Ziele kommen, wenn man mit einer gewissen Ironie von der Voraussetzung ausgeht, daß sie wirklich so vortrefflich sind, wie sie sich einbilden. Auf dem herschaftlichen Hofe lag ein Knecht krank, sein Lager war im Stalle, ich besuchte ihn öfters, und begegnete einmal dem gestrengen Herrn Inspector, der fast nie zur Kirche kam, sehr fluchen konte und den armen Mädchen nachstellte. Was macht der Knecht? fragte er mich. Ich antwortete, daß er großes Verlangen nach dem Troste des Evangeliums habe. Nun, davon wird er schwerlich gesund werden, antwortete der Inspector. Ich erwiederte: „Es ist auch nicht die Krankheit mehr, die ihn am meisten drückt, sondern vielmehr seine Sünden.“ „„Dazu hat er auch alle Ursache, er ist oft faul und unnüz gewesen““ — erwiederte jener, und ich brach das Gespräch ab, indem ich sagte: „Für Tugendhafte und Heilige ist auch das Evangelium nicht, sondern für Sünder und Gottlose“; er sah mich verwundert an, und ich ging.

Die Selbstgerechtigkeit hat ihren Ursprung in einer gänzlichen Verkennung des Gesetzes, da es dem Menschen unmöglich ist, es in seinem ganzen Umfange zu halten, so kommen sie sehr leicht zu der Auffassung, daß es damit nicht so gar ernstlich gemeint sei, daß der verloren gehe, der es übertrete, und daher fürchten sie die Drohungen nicht. Von der andern Seite bilden sie sich auch ganz sonderbare Vorstellungen von der Gnade Gottes, die nach ihrer Meinung eben darin besteht, daß es Gott nicht so genau werde nehmen, oder daß die edlen Thaten, die sie thun, die auch von ihnen nicht geleugneten doch nur geringen Mängel werden übertragen. Durch diese Weisheit wird das Kreuz des Herrn ihnen zum Aergernis und zur Thorheit, denn sie bedürfen keiner Erlösung. Das Gesez ist aber dazu gegeben, wie St. Paulus lehrt, daß es Erkentnis der Sünde wirke und die Erlösungsbedürftigkeit erwecke. Wer im Gesez in Ehrlichkeit seinen Wandel und sein Herz prüft, und an die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes glaubt, der komt auch zu dem Verlangen nach der Vergebung der Sünden. Der Heiland ist nicht in die Welt gekommen um der Gerechten und Starken willen, sondern um die Sünder selig und die Kranken gesund zu machen. Wie

der Sohn Gottes auf Erden in Knechtsgestalt erschien, und von den selbstgerechten Pharisäern verachtet und verspottet wurde, so ist auch das Wort, in dem der Mensch Hülfe und Rettung findet — der Glaube — bei den Selbstgerechten verachtet und verspottet. Weil sie die Autorität des Wortes Gottes nicht anerkennen, so ist bei ihnen der Glaube eben nur eine Bezeichnung von dem, was man nicht gewis weiß. Daß aber im Glauben eine Lebenskraft liegt, die das Herz reinigt, der Sele Frieden gibt und den Wandel des Menschen heiligt, das ist und bleibt ihnen unbekant. Daher ist die Selbstgerechtigkeit das Gegenteil vom wahren christlichen Leben, sie macht den Menschen blind gegen sich selbst und wirkt eine Selbstzufriedenheit, die den Splitter an Anderen sieht und den eigenen Balken nicht sieht, daher spricht der Herr zu seinen Jüngern: „Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, denn die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so könt ihr nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Sie schließt aber nicht allein das Himmelreich zu, sondern richtet auch hier auf Erden viel Jammer und Elend an. Der Selbstgerechte ist in der Regel weder mit Gott, noch mit den Menschen zufrieden, sondern nur allein mit sich selber. Gewöhnlich findet er, daß er nicht genug geehrt oder anerkant wird. Andere, die nach seiner Meinung in jeder Hinsicht viel geringer sind, werden ihm vorgezogen, und das empfindet er schwer. Wenn zwei selbstgerechte Eheleute zusammen leben sollen, so mögen sie vielleicht es erreichen, daß sie in kalter Gleichgültigkeit neben einander leben, im Grunde aber ist keiner mit dem andern zufrieden; häufig aber komt es zu sehr unangenehmen Auftritten, weil der so sehr vortreffliche Mann nicht Geduld haben kann mit seinem Weibe, das sich doch mindestens für eben so vollkommen hält. Jeder hat am Andern zu tadeln, aber nicht an sich selber. Besonders sind die armen Dienstboten zu beklagen, die bei einer Herschaft dienen sollen, die gar keine Fehler und Schwächen an sich hat, und die nun auch von ihnen verlangt, daß sie eben so heilig sein sollen. Eine so vollkommene Hausfrau ist wie ein böser Geist im Hause; die arme Magd macht nichts recht, versteht nichts ordentlich, ist nicht reinlich genug, ist zu langsam, bleibt zu lange aus, wenn sie geschickt wird, sie verdient kein freundliches Wort, und darum hört sie es auch nicht, sie wird immer getadelt, nie gelobt; es bleibt ihr nur die Sehnsucht nach dem Tage, der sie aus dieser Hölle herausführen wird. Das ist fast unbegreiflich bei den Selbstgerechten, daß sie sich einbilden, daß andere Leute eben so blind gegen ihre Fehler und Sünden sein sollen, als sie es selber sind, während doch der Zopf, den sie tragen, wie andere Menschenkinder, oft ellenlang und gar sehr sichtbar ist.

Ist nun der Pastor ein Mann, der klar und fest im Bekentnis der Kirche steht, so ist diese Art von Menschen sehr bald mit dem Urteil fertig, bald ist er ein Pietist oder ein Mucker, oder gar ein Gegner der Union, die sie angeblich sehr lieben, weil sie meinen, daß die Union die ihnen eben nicht angenehmen Dogmen beseitigt habe. Ist der Pastor aber ein Mann nach ihrem Sinne, der den schmalen Weg breit und bquem macht, so ist anfangs die Freundschaft sehr groß, aber es dauert selten lange, und sie finden hinreichenden Grund, sich zurück zu ziehen und den Umgang abzubrechen.

Bei Frauen und alternden Jungfrauen verbindet sich mit der Selbstgerechtigkeit sehr leicht die Sentimentalität, und dann ist es doppelt schwer für das Evangelium bei ihnen Eingang zu finden. Sie lesen sehr gern moderne s. g. christliche Romane, die vom Anfang bis zum Ende den Beigeschmack der Nervenschwäche haben und oft sehr wenig schöne Liebesgeschichten in christlichen Phrasen und Reflexionen erzählen. Wenn man sieht, wie gegenwärtig die Welt von einer derartigen Literatur überschwemt wird, und wie viel diese Bücher gelesen werden, so ist es dem Selsorger gar nicht zu erlassen, daß er sich darüber ein Urteil bilde. Wenn man nun auch zugeben muß, daß in solchen längeren oder kürzeren Erzählungen öfters tiefere Blicke in die Natur des alten Menschen und auch wol in die Heilsordnung gethan werden, so sind doch die meisten Leserinnen viel mehr gespant auf die zum Grunde liegende Liebesgeschichte, ob sie sich zulezt kriegen werden, oder nicht, als auf die christlichen Gedanken, die in geschickter oder auch ungeschickter Weise vorgetragen werden. Wie man als Kind die Gespräche im Robinson zwischen Vater, Lottchen und Karl gern überschlug, so empfinden es die Leserinnen auch, daß durch die moralisirenden Abschnitte der Faden der Geschichte in ihnen langweiliger Weise unterbrochen wird, und sie suchen den Anknüpfungspunkt, wo endlich die Erzählung weiter geht. Wenn man nun auch zugeben kann, daß die Damen, die dergleichen Bücher und Büchelchen schreiben, immerhin neben der Eitelkeit, als Schriftstellerinnen aufzutreten, mögen eine gute Absicht haben, und dem Reiche Gottes dienen wollen, so muß man doch sagen, daß es besser wäre, wenn sie die Arbeiten des Hauses treulich besorgten. Es giebt Eltern, die ihren jungen Töchtern gern solche Romane in die Hände geben, aber so weit meine Erfahrung reicht, habe ich kaum gefunden, daß daraus eine sonderliche Förderung für den innern Menschen hervorgegangen sei. — — Wie die Pharisäer einst mehr thun wollten, als das Gesez forderte, und die Gebote bis auf die Münze, Till und Kümmel ausdehnten, so auch wird in diesen Romanen das Gefühl in einer krankhaften und ungesunden Weise gereizt und gesteigert, bis es sich zulezt eine eigene Welt bildet und auf das praktische Leben ganz ohne Einfluß bleibt. Die Gefahr liegt doch immer sehr nahe, daß man zu der Anschauung komt, daß, so wie die Erzählung eine Dichtung sei, auch die Schilderung innerer Zustände nicht Wahrheit sei, und daß das christliche Leben mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit existire.

Wie mit den Selbstgerechten zu verkehren, und wie sie selsorgerisch zu behandeln sind, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Bekehrung des Menschen geht immer aus von der Erkentnis der Sünde, und wo diese fehlt, da fehlt auch zunächst der Anknüpfungspunkt. Wenn der Herr sagt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelreich, so ist hier nicht allein von dem irdischen Reichtum die Rede, sondern viel mehr von denen, die da meinen reich zu sein

an allerlei Tugenden. Der Herr ruft ein Wehe nach dem andern aus über die Pharisäer und nent sie Heuchler, und Johannes der Täufer nent sie Schlangen und Otterngezücht. Aber die jetzigen Pharisäer würden es sehr übel nehmen, wenn man sie jenen wollte gleichstellen; sie lieben es vielmehr, diesen Namen denen beizulegen, die den Namen des Herrn vor der Welt bekennen.

In der Regel tragen sie in sich eine große Furcht vor dem Tode und mögen nicht gern an das Ende denken; wenn sie sich aber dem nicht entziehen können, sind sie wol leichter empfänglich als zu andern Zeiten. Der Bruder des Herrn N. N. war unerwartet gestorben, ich ging zu ihm, um ihm meine Teilnahme auszusprechen. Er war zwar traurig, aber doch in der Weise, daß er mehr murrete wider Gott als danach rang sich zu demütigen unter des Herrn Hand. Wie im Mismut sagte er: „Was hilft das alles, es ist doch einmal das traurige Schicksal des Menschen, daß er sterben muß." Ich dachte an St. Paulus, der Lust hatte, abzuscheiden und bei Christo zu sein, in der Meinung, daß ihm das auch viel besser sei. Ich sagte aber: „Glauben Sie nicht, daß es in jener Welt viel besser sei als hienieden? Reisen die Kinder nicht gerne in die Heimat?" Er suchte das Gespräch abzubrechen und ich fügte nur noch hinzu: „Wer freilich keine Heimat hat, kann sich auch nicht mehr danach sehnen." „„Meinen Sie etwa, daß ich nicht an die Unsterblichkeit der Sele glaube, oder nicht die feste Hofnung hätte, einst selig zu werden?"" erwiderte er schon ziemlich erregt. Ich antwortete: „darüber steht mir kein Urteil zu, und ich wünsche von Herzen, daß, wenn einst ihre Sterbestunde schlägt, Sie mögen im Frieden und mit Freuden hinüberziehen können." „„Das wünsche ich Ihnen auch,"" sprach er nicht ohne Bitterkeit. Nach einigen Tagen begegnete ich ihm auf dem Felde, und er forderte mich auf, ihm ehrlich zu sagen, ob ich einen Zweifel daran habe, daß er werde selig werden. Ich nahm daran Gelegenheit, nachzuweisen, daß kein Mensch die Seligkeit verdienen könne, sondern, daß, wenn Gott der Herr mit uns ins Gericht gehen wolle, vor ihm kein Mensch bestehen könne. Er meinte aber, er habe eine solche Vorstellung von Gottes Gnade und Liebe, daß es mit seinem Wesen sich nicht vereinigen lasse, daß es eine Hölle und eine Verdamnis gebe. Ich berief mich auf die heil. Schrift, die die Seligkeit des Menschen davon abhängig mache, daß er im Glauben das Verdienst des Herrn ergreife. Er aber sprach sich dahin aus, daß diese Ansicht aus der Opferidee bei den Heiden und Juden hervorgegangen sei, und daß auch die Lehre von der göttlichen Natur Christi in den Emanations-Vorstellungen der Heiden ihren Ursprung habe. Ich bat ihn dringend, nicht auf Meinungen und Ansichten seinen zeitlichen Frieden und seine ewigen Hofnungen zu bauen, und versicherte, daß die Wahrheit des göttlichen Wortes nicht allein durch die Märtyrer, sondern auch durch die Erfahrungen der Väter so bezeuget sei, daß ich nicht glauben könne, daß ein Mensch, der mit seinen Ansichten nicht mit der heil. Schrift in ganzer Uebereinstimmung stehe, den wahren Frieden der Sele habe. Er schwieg und ich drückte seine Hand zum Abschiede. Bald darauf meldete er sich schriftlich zur Teilnahme am heiligen Abendmal. Ich ging zu ihm und sprach ihm meine Bedenken aus, weil es mir durchaus unklar sei, wie er zum Abendmal gehen könne, da er doch weder an die versöhnende Kraft des Leidens und Sterbens des Herrn glaube, noch, daß er sei wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren. Er fragte hastig, ob ich ihn vom Sakrament ausschließen wolle? „Das will ich nicht, aber ich halte es für meine Pflicht, Sie zu bitten, sich zu überlegen, was Sie thun wollen, denn es steht geschrieben: wer unwürdig das heil. Abendmal empfängt, der empfängt es zum Gericht." „„Halten Sie mich für unwürdig? und wer ist würdig?"" — „Würdig ist der Mensch, der recht aufrichtig und ehrlich die drei Fragen der Beichte beantworten kann:

1. Sind dir deine Sünden von Herzen leid?
2. Glaubst du an die Vergebung der Sünden durch des Herrn Jesu Kreuz und Blut?
3. Ist es dein ernster Wille, dein sündliches Leben zu bessern durch den Beistand des heil. Geistes?"

Er kam am Sonnabende zur Beichte, antwortete mit einem lauten „Ja" und empfing am Tage darauf das Sakrament. Was in seiner Sele vorgegangen ist, das weiß Gott allein, ich aber hatte den Mut und das Vertrauen gewonnen, seiner im Gebete zu gedenken, und ich konte bemerken, daß er die Kirche fleißiger besuchte. Später habe ich noch einmal ein eingehendes Gespräch mit ihm gehabt über den Unterschied zwischen Glauben und Wissen. Man darf sich solchen Leuten nicht aufdrängen, sondern muß die Gelegenheit abwarten, aber auch gerne bereit sein, sie zu benutzen, wenn Gott der Herr die Thür öffnet.

Aus Sachsen.

Stimmen des Friedens aus kampfbewegter Zeit — vier Predigten aus den Jahren 1866 und 1867 — von Dr. Theodor Albert Liebner, Oberhofprediger ꝛc. zu Dresden.

Der himmelschreiende Mangel an christlicher Erkentnis bei der Masse der gebildeten und ungebildeten Kirchenglieder ist ein Haupthemnis des ganzen kirchlichen Lebens. Nicht blos ein bewußtes Antichristentum oder ein ungläubiges, vertrocknetes, verdorrtes Judentum der Modernen, sondern auch Geistesmächte, die sich von dem heiligen und seligen Inhalte des Evangeliums noch nicht ganz losgerissen haben, hemmen und binden die freie Entfaltung eines gesunden, zukunftfähigen Lebens.

Welchen Schaden hat einerseits der populäre Deismus „mit seinem Gott, der nicht in die Welt hinein kann, nichts Neues schaffen, kein Wunder thun, am wenigsten die in die Sünde und den Tod gefallene Welt erlösen und ihr sich selbst mitteilen kann",

andererseits der auf etwas mehr Tiefe Anspruch machende Pantheismus, wie er etwa im Schefer'schen Laien-Brevier sich geltend macht, „mit seinem Gott, der in seiner Vermischung und Verwickelung mit der Welt, nicht aus derselben heraus, nicht zu sich selbst kommen kann", — wie viel Schaden hat dieses Festhalten an einer falschen Transscendenz oder ebenso falschen Immanenz angerichtet! Desgleichen der genau damit zusammenhängende Begriff von der Sünde. Welche Abschwächung oder Entwertung des heiligen Ernstes, der durch die christliche Sittenlehre hindurchgeht, welche Zerrbilder, oft Gegenbilder des Christlichen in den Anschauungen über Versöhnung, Erlösung und Rechtfertigung! — Ja, es ist eine große schmerzliche Thatsache: „die deutsche protestantische Christenheit versteht in einem sehr großen, vielleicht dem größten Teil ihrer Glieder die Reformation, ihre geistige Heimat, nicht mehr", und so sehr man den Namen Luthers noch im Banner trägt, so weiß man nicht oder will nicht wissen, was die bewegenden Mächte seines Lebens waren: die tiefste Sündenerkentnis und das schlagende Herz seines großen Werks, die Rechtfertigung allein aus freier Gnade.

Es ist nicht der Ort zu untersuchen, wie wir in diesen geistlichen Jammer hineingerathen sind, nur das muß ausgesprochen werden, daß das Kirchenregiment nicht nur in Sachsen, sondern fast durch alle protestantische Länder hindurch das christliche Volk diesen Mächten der Verflachung oder Negation nur zu sehr überlassen, nichts Ebenbürtiges und Geistesmächtiges gethan hat, sie zu bewältigen, sondern vielfach selbst in den trüben Strom hineingezogen worden ist. — Darum muß auch hier zuerst der Schade erkant und bekant, und die Heilung und Erneuerung aus dem Geiste Gottes erstrebt werden: es gilt dem deutschen christlichen Volke eine eigentliche, lebendig christliche Erkentnis wieder zu verschaffen.

Nun kann freilich kein Kirchenregiment der Welt den lebendigmachenden Odem erzeugen, daß er über die Todtengebeine hinwehe; wenn aber der Herr durch erwählte Weckstimmen das weissagende Wort wieder hintönen läßt über das weite Feld, dann heißt es: „die Weissagung verachtet nicht und den Geist dämpfet nicht!" Solche Weissagung vernehmen wir aber wieder im deutschen Lande, und der Geist, dessen Schwingen gelähmt waren beim Flug nach der Sonne des Lebens, regt sich wieder frischer und fröhlicher auf Katheder und Kanzel, und auch in den Gemeinden ist hie und da wieder ein Rauschen zu vernehmen. Da gilt es nun einerseits Bahn zu brechen, andererseits in die rechten Bahnen hineinzuleiten, da darf das Kirchenregiment nicht ruhig zusehen, sondern muß sich als Lehrregiment bethätigen. — Wie kann nun solches geschehen? Zunächst durch oberhirtliche Einwirkung auf den kirchlichen Lehrstand als Träger und Pfleger ächt christlicher Erkentnis. — Wie steht es um denselben im Lande Sachsen? Die Zahl derer, die noch in der alten Unwissenheit, Hohlheit und Flachheit des abgestandenen Rationalismus befangen sind, wird von Jahr zu Jahr kleiner. Unter den älteren Geistlichen wirkt noch immer der Reinhard'sche Geist, eine milde Herzensfrömmigkeit, die sich freilich von geistiger Vertiefung in die Glaubensfülle fern hält und darum auch den Kampf mit den kräftigen Irtümern des modernen Unglaubens aufzunehmen nicht befähigt ist. Dagegen sind die meisten jüngeren Theologen von dem neu erwachten Geistesleben ergriffen und wirken, lebendig stehend in Schrift und Bekentnis, in großem Segen. Aber noch stehen die Kräfte zu vereinzelt da, es fehlt uns ein geschlossenes einiges Ganze, eine Schar treuverbundener Selen, die zusammen beten, bauen und kämpfen. Wir haben einzelne grünende Oasen, aber noch keine blühenden Lustgefilde, vom Strom des Lebens gewässert. Wo sich aber Zusammenschließung zeigen will, da haben wir auch wieder Risse und Spaltungen. Dieses offenbart sich besonders bei der Organisirung der allgemeinen Conferenzen. Ist es auch um der localen Verhältnisse willen nicht zu beklagen, daß die kirchlich-lutherisch Gesinten sich in zwei Hauptconferenzen (zu Leipzig gegen Pfingsten in Verbindung mit dem Jahresfest der lutherischen Mission, zu Dresden im August in Verbindung mit Bibel- und Missionsfeier) — versammeln, so fehlt schon hier ein rechtes Zusammenwirken und Zeugen. Die theologischen Hauptkräfte der Leipziger Hochschule haben sich seit mehreren Jahren der Dresdner Gemeinschaft ferner gestellt, wenn auch in diesem Jahre Prof. Dr. Kahnis wieder einmal ein frisches Zeugnis vor der Conferenz ablegte. Dagegen gehen die Dresdner hinwiederum zu wenig auf das ein, was dort erstrebt und bezeugt wird. So ist's in diesem Jahre geschehen, daß die in Folge des Vortrags von Dr. v. Scheurl gegen die Tendenzen des Berliner Oberkirchenraths gegebene Zustimmungserklärung der in Leipzig versammelten Brüder auf der Dresdner Conferenz nicht mit einem Worte berührt worden ist, wie denn auch von Seiten der Ephoralconferenzen wenig oder nichts gethan worden ist, um einen Nachhall durchs ganze Land hin hervorzurufen. Noch viel bedenklicher erscheint es, daß sich — es soll nicht gesagt sein „gegen", aber neben den auf entschieden confessionellem Boden stehenden Conferenzen noch eine dritte mit vermittelnden Tendenzen gebildet hat, welche unter Prof. Brückners Leitung im Frühling zu Meißen tagt.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. **Mittwoch den 6. November.** № 89.

Aus Sachsen.

Stimmen des Friedens aus kampfbewegter Zeit — vier Predigten von Dr. Theodor Albert Liebner.

(Fortsetzung.)

Nicht als ob vermittelnde Kräfte und Persönlichkeiten in der Kirche keine Aufgabe und Bedeutung hätten; aber ihre Isolirung ist nicht heilsam; denn einmal dienen sie in dieser Stellung weniger, um etwaige Schroffheiten und Härten des Confessionalismus in dem Gesamtorganismus der Kirche zu mildern, dann schließt sich in ihnen nur zu leicht das Halbe und Unentschiedene an, so daß die mildere Fassung von Bekentnisfragen leicht in Bekentnisschwäche verläuft. Dieser Mangel an Concentration und Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte offenbart sich nicht minder in dem Mangel an einem gemeinsamen literarischen Organ für kirchliches Leben. Ein Gefäß dafür ist zwar in dem „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt" vorhanden; aber es fehlt die rege Beteiligung. — Eine Menge kirchlicher Kräfte feiert, andere arbeiten für größere Zeitschriften der Nachbarländer, und so wenig die fleißige, treue und gesinnungsvolle Redaction die Schuld davon trägt, es fehlt dem Blatte die rechte Lebensfähigkeit, weil die Zahl der Gebenden im Verhältnis noch geringer ist, als die der Nehmenden. — Das Gesagte gilt endlich auch von der Arbeit auf dem Felde der inneren Mission. Es fehlt auch hier nicht an treuen Herzen und regsamen Händen im Sachsenlande. Wir haben eine blühende Diakonissen-Anstalt, die im vorigen Jahre ihre Feuerprobe trefflich bestanden hat, Jünglingsvereine, Mägde-Herbergen, Frauenschul- und Kinderbewahr-Anstalten, es fehlt fast kein Zweig an diesem Lebensbaum christlicher Liebe; aber auch hier stehen die Arbeiter und Anstalten mehr oder weniger isolirt; es haben sich um einzelne hervorragende Persönlichkeiten engere Liebeskreise gebildet, aber diese stehen sich einander, wenn nicht kalt, so doch fremd gegenüber. Eine Anregung, die bei der lezten Dresdner Conferenz nach der Seite hin von einem treuen Arbeiter auf diesem Gebiet gegeben wurde, ward mit Freuden begrüßt; möge der Herr, der die Fülle ist, die Alles in Allem erfüllt, die Freude vollkommen machen, daß die zu gemeinsamem Liebeswerk in Liebe gebotene Hand von Vielen ergriffen werde. Für die Leitenden der Kirche aber käme zum Lehrregiment auch das Liebesregiment, nicht so natürlich, daß die freien Gemeinschaften irgendwie beengt oder bevormundet würden, sondern so, daß mit milder und leiser Hand jedes einzelne Liebeswerk gestärkt und auf einen Mittelpunkt hingeleitet werde. — Doch wir hatten es hier ja besonders mit der Stellung des Kirchenregiments zur christlichen Erkentnis und zum kirchlichen Bekentnis zu thun. — Hier geht Dr. Liebner, in einer früheren kleinen Schrift: „Die kirchlichen Principienfragen der Gegenwart", von dem Grundsaz aus, daß das Bekentnis am wenigsten „als ein bloßer kirchlicher Gesetzes- oder negativ Verdammungs-Codex gehandhabt und dadurch das größte aller Uebel, das tödtlichste aller Gifte — die kirchliche Heuchelei gefördert werde. Das geistliche Thun solle selbst ganz und gar ein lebendiges, aus der Lebenstiefe der Kirche kommendes Bekentnis sein: die ganze Person, der ganze einheitliche Charakter des Geistlichen solle dieses sein; die bekennende, lebendig in ihrem Bekentnis stehende Kirche solle in ihm gleichsam umherwandeln. Es gebe einen dreifachen Stand zum Bekentnis: das Stehen unter dem Bekentnis, das Stehen in dem Bekentnis und das Stehen über demselben, nämlich unter der heiligen Schrift und eben nur in dem Sinne, daß das Bekentnis immer wieder aus dieser producirt werde, — und nur da sei der rechte Stand, wo dieses Dreifache vereint sei." Bei dem lezten Ausdruck warnt Dr. Liebner mit Recht vor einem Misverständnis. Es wäre ein sehr gefährlicher Stand, wenn sich der Einzelne so über dem Bekentnis zu stehen wähnte, daß er es in eigener Machtvollkommenheit nach der Schrift corrigiren oder modificiren könne. Das Bekentnis ist ein Product lebenskräftiger kirchlicher Entfaltung, ein Baum, der auf der alten Wurzel zu wachsen und aus dem alten Stamm neue Zweige zu treiben hat. Die Schrift hat auch Höhen und Tiefen, die von der Kirche nicht adäquat bekant worden sind, es sind noch Knospen vorhanden, die zum vollen Aufbruch zu bringen sind; aber das ist nicht die Arbeit des Einzelnen, das ist die Aufgabe der vom Geiste des Herrn, der in alle Tiefen einführt, durchwehten und und getragenen gläubigen Gemeinde. Wol aber hat sich jeder Einzelne in das Wort zu vertiefen und an demselben sein Bekentnis immer wieder lebendig zu machen — der Einzelne, und da der Herr einen besonderen Segen auf die Gemeinschaft gelegt hat, kleinere und größere Kreise, wo im Geben und Empfangen nach allen Seiten hin Anregung und Befruchtung geboten wird. Deshalb hat auch das Kirchenregiment einen ganz besonderen Nachdruck auf das theologische Conferenzleben zu legen und zu dem fröhlichen Gedeihen desselben durchgreifende Impulse zu geben. Es ist nicht genug, daß die gesezlichen Ephoralconfe-

renzen jährlich ein- oder zweimal abgehalten werden; es ist wünschenswert, daß sich auch kleinere freie Conferenzkreise bilden, theologische amtsbrüderliche Freundschaften, daß von denselben, als von lebendiger Quelle dem großen Strom christlicher Erkentnis fort und fort frische Wellen zugeführt werden. Das Hauptmittel des oberhirtlichen Regiments werden hierbei besonders die allgemeinen, durch das ganze Gebiet der Landeskirche gehenden Kirchen-Visitationen sein, über deren Wesen und Aufgabe sich Dr. Liebner in einer besonderen Schrift — „das Wesen der Kirchenvisitation, Dresden 1857" — eingehend ausgesprochen hat. Da muß Alles, was von Lebenselementen vorhanden ist, vertieft, gestärkt, gehoben, begeistet und zum Ganzen der bekennenden Kirche und Theologie in Beziehung gesezt werden.

So sehr nun aber ein frischer Lebenszug durch die Geistlichkeit des Landes als das Erste und Notwendigste anzusehen ist, so wird die Lebendigmachung der Gemeinde selbst noch immer zu den piis desideriis gehören, wenn wir nicht eine regenerirte Volksschule bekommen. So lange noch Dinter und Diesterweg nicht blos als Pädagogen, sondern als geistliche Rathgeber in den Schulen herschen, so lange sich die Volkslehrer im Gegensaz zu den Hirten der Gemeinde als die alleinigen Volksbildner und Volksaufklärer ansehen, fehlt uns der Grund für einen gesegneten Ueberbau. Und da liegt auch in Sachsen noch gar Vieles im Argen. Man ist stolz darauf, daß auf der Pariser Weltausstellung die Lehrmittel der Sächsischen Schule den ersten Preis davon getragen haben. Wir wissen den würdigen Männern Dank dafür, welche gute, gehaltvolle Lehrbücher abgefaßt, so wie denen, welche sie zu Ehren ihres Landes mit so viel Tact und Geschick zusammengestellt haben. Aber wehe uns, wenn wir uns durch diesen Ruhm von Menschen einlullen und auf den davon getragenen Lorberen ruhen wollten. — Denn zwischen den Lehrmitteln und Lehrern ist noch immer ein gar großer Unterschied, und es fragt sich vor Allem, ob und wie die guten Lehrmittel gebraucht werden; es fragt sich, ob, wo es sich um das religiöse Element handelt, nicht noch gar Viele außerhalb der Sache stehen und sich mit der Schale tragen, so daß sich durch die leidlich orthodoxe Redeweise „der alte Pelagianismus, selbst Naturalismus noch ganz ruhig und unverändert fortschlängelt." Gewiß thun es Lehrmittel nicht allein, mehr noch tüchtige Seminare. Ist nun hier auch bei dem Sächsischen Kirchenregiment die ernste Absicht nicht zu verkennen, Directoren und Lehrer anzustellen, die in eine lebendige christliche Erkentnis eingetaucht sind, so ist doch die erfreuliche Frucht noch eine seltene. Mit Schmerz haben wir es erfahren müssen, wie namentlich auf den großen deutschen Lehrertagen sich eine tiefe Feindschaft gegen christlich geleitete Seminare auch von Seiten unserer Lehrer geltend gemacht hat, und wir noch weit von dem Ziele entfernt sind, das zu erstreben ist, — von einem herzlichen und brüderlichen Zusammengehen und Wirken in Kirche und Schule. Darum hat Dr. Liebner sich in seiner Denkschrift ganz besonders dahin ausgesprochen, daß die Geistlichen als Local-Schulinspectoren mit ihren Lehrern theologisch verkehren. Nur darf dieses nicht mit einer Präceptormiene geschehen; die vertragen weder die alten, noch die jungen Lehrer, ja die jungen meist am wenigsten. Wir dürfen uns nicht als Herren ihres Glaubens ansehen, sondern als ihre Mitarbeiter im Weiden der Lämmer, wir müssen sie in freundlich demütiger Weise dahin zu bringen suchen, daß sie sich mit uns gemeinsam unter das Wort stellen und zu Jesu Füßen setzen. Gewinnen wir sie so für uns, dann haben wir sie für den Herrn gewonnen und seine heilige Sache.

Das lezte, was in jener kirchenregimentlichen Schrift berührt wird, ist die Stellung des geistlichen zum wissenschaftlichen und literarischen Verkehr überhaupt. Die Kirche kann sich zu den geistigen Bewegungen der Zeit weder abweisend, noch gesezlich hemmend verhalten. Die Fragen der Gegenwart treten so mächtig an uns heran, daß wir auf sie eingehen müssen. Die Bestrebungen der Wissenschaft, die Leistungen der Kunst müssen in ihrer Stellung zum kirchlichen Leben, zum christlichen Bewußtsein erkant werden; es haben die Hüter und Pfleger der Kirche die Aufgabe, eine gesunde Bildung in den Dienst des Heiligen hereinzuziehen, den Culturverirrungen und Afterbildungen aber siegreich entgegenzutreten. Die Apologetik nach dieser Seite hin ist eine Hauptaufgabe unserer Zeit, in welcher die Wissenschaft, zum Teil auch die Kunst den Wegen der ewigen Wahrheit und himlischen Schönheit so fern liegen. Auch dafür fordert Dr. Liebner Anregung und Mitwirkung von Seiten des Kirchenregiments. Er stellt die Frage, ob nicht hin und her — nicht nur in Universitäts- und Hauptstädten — zu Vorträgen anzuregen wäre mit der Tendenz, ganz eigens auf die christlich-kirchliche Intelligenz zu wirken und die Vertiefung in das Wort zu fördern, und dieses zwar mit Beziehung auf den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften, der herschenden philosophischen Anschauungen u. s. f. — Leipzig hat mit Gottes Hilfe derartige Vorträge, teils rein apologetische von Luthardt, Kahnis und Brückner, teils christlich-ästhetische von dem Erstgenanten (über kirchliche Baukunst, Malerei, über die Darstellung des Schmerzes in der bildenden Kunst). Dagegen sind in Dresden nur einzelne Versuche gemacht worden, die aber eine so rege und herzliche Teilnahme fanden, daß sie zu ausgedehnteren Bestrebungen in dem angegebenen Sinn ermutigen. Man erwartet deshalb auch, daß Dr. Liebner, der die Forderung der Zeit so klar erkant und ausgesprochen hat, sich zum Mittelpunkt eines Kreises von Theologen und Männern der Wissenschaft und Kunst machen werde, die nach dem Maße ihrer Gaben zu kräftigster Handreichung bereit sind. — Aus diesem Allen geht hervor, daß bei dem geistlichen Haupt des Sächsischen Kirchenregiments die besten Ansichten und Absichten vorhanden sind; warum es nicht nach allen Seiten hin zur frischen, durchgreifenden That komt, wagen wir nicht zu entscheiden: fehlt es in dem hohen Collegium an Einheit der Anschauungen, sind die daselbst wirkenden Kräfte zu heterogener Art, ist die hier zu Lande herschende Anhänglichkeit an dem Althergebrachten ein Hemnis? — lauter Möglichkeiten, über welche dem Uneingeweihten ein absprechendes Urteil nicht zusteht. — Gewiß ist, daß in einem

Falle, wo Dr. Liebner entschieden vorangehen wollte, in dem Protest gegen die Schenkel'sche Richtung, sich viele Geistliche nicht um das erhobene Banner scharen wollten, von denen man es nach ihrem Bekentnisstand erwarten durfte. Manche mögen triftigere Gründe dazu gehabt haben; wenn aber Einzelne erklärten, sie thäten es nicht, um nicht von den Preußen ins Schlepptau genommen zu werden, so haben sie sich damit selbst gerichtet.

Von dem, was Dr. Liebner im Kirchenregimente will, wenden wir uns zu dem, was er als Prediger an der Hofkirche wirkt. Es ist diese Kirche vor vielen anderen besonders darum eine so gesegnete, weil sich hier die wesentliche Einheit des Geistes bei einer reichen und schönen Mannichfaltigkeit der Gaben auf eine bedeutende Weise geltend macht. Hier das klarscharfe, mächtig erweckende Zeugnis Dr. Langbein's in streng kirchlichem Geiste, — da die lebendige gemütvolle Auffassung des neu gewonnenen Dr. Rüling, — hier endlich die sich in das Geheimnis des Worts vertiefende und in das Menschenherz innig versenkende Weise Dr. Liebner's. Klarheit, Wärme und Tiefe, nicht als geschiedene Charismen, so daß das eine nur diesem, dem Andern nur jenes beizulegen wäre, sondern so, daß das eine hier, das andere dort stärker hervortritt. Dr. Liebner's Predigten verlangen allerdings eine geförderte Gemeinde, aber sie finden auch eine solche, eine Gemeinde von Hörern, eine noch größere von Lesern. Dem Referenten liegen vier derselben vor, die als Zeitpredigten, namentlich bei der Stellung des Verfassers, eine besondere Bedeutung haben dürften. Die erste ist aus den Tagen von Gitschin und Königsgrätz, gehalten am 5ten Sontag nach Trinitatis 1866 am 1. Juli: „das Verhalten des Christen in der Zeit großer allgemeiner Not." Sie beginnt mit einem Schmerzensruf über den ausgebrochenen Krieg, über den Krieg, der allezeit „eine Brudertödtung im Großen" bleibt, und nun ein solcher Krieg „zwischen deutschen christlichen Volksgenossen — dieser Riß durch unser ganzes geliebtes deutsches Vaterland hindurch — — wie wenn ein Herz entzweibricht." Er knüpft sein Wort an den köstlichen Petrinischen Text 1 Petr. 3, 8—15 — und ruft der Gemeinde zweierlei zu: „Lasset die Liebe nicht erkalten!" und: „Haltet an am Gebet durch lebendigen Glauben und geheiligte Hofnung!" — — Im Gegensaz zu vielen Predigern, die in jenen Tagen das Feuer des Hasses geschürt und die Schuld des brudermörderischen Krieges nur bei den Feinden gesucht haben, stellt er sich als Verkündiger des Friedensevangeliums über die kämpfenden Parteien, und mahnt vor der Versuchung, diejenigen, welche man etwa als die nächsten Urheber der Kriegsnot ansehen mag, zu hassen mit dem bittersten, brennendsten Haß, die äußersten Scheltworte auf sie zu häufen, ja sie zu verfluchen und alles mögliche Böse ihnen anzuwünschen." Er verlangt Gebet für das wahre Heil auch dessen, der wider uns ist, er verlangt ein allgemeines Gebet durch die ganze deutsche Christenheit als den höchsten und gewissesten Weg des Friedens: „Es müßte in dieser Zeit die ganze deutsche Christenheit in Nord und Süd und in jeder Confession in Eins sich vereinen zu einem großen gemeinsamen Gebete, „so daß es wie ein heiliger Posaunenton den Krieg und das ganze Kriegsgeschrei übertönte: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe u. s. w. Das wäre die tiefste Wendung, innerhalb deren noch Alles gut werden könte. So hat der Herr sein Volk haben wollen, um es auch als Volk zu retten." Auf diesem Grunde erbaut sich ihm die Hofnung, die geheiligte Hofnung, daß, wenn das Kriegsfeuer auch fortbrennen müsse, dadurch allmälig alles Falsche verzehrt und ausgebrant wird, und endlich aus der Asche ein Neues erstehe." — Auf welch hohen und freien Standpunkt stellt sich da der Prediger des Evangeliums! Wir freuen uns desselben von Herzen, können aber dabei die Frage nicht unterdrücken: wenn der höchste Geistliche des Landes so feierlich zu einer Betgemeinschaft durch ganz Deutschland aufforderte, warum kam es nicht einmal zu einem Bußtag in Sachsen? Sollte Dr. Liebner mit seinen Herzenswünschen allein gestanden haben? — — Die zweite Predigt war bei der Stellung dessen, der sie zu halten hatte, noch schwieriger. Sie sollte zur Eröffnung des Sächsischen Landtags am 15. Nov. 1866 dienen. Die entscheidenden Schlachten waren geschlagen, der Prager Friede geschlossen, Sachsens nächstes Geschick entschieden — sein nächstes Geschick — so sieht es Dr. Liebner mit vielen Andern an. „Wir haben zwar ein Ende, sagt er, das aber doch auch wieder keins ist, so daß man sagen möchte: es ist nur der Anfang des Endes." In seiner Rede, die er an 1 Petr. 5, 6 und Eph. 4, 3. 4 knüpft, will er alle blos politischen Fragen ausschließen und nur den religiösen Gesichtspunkt festhalten, und beantwortet die Frage: „Was will Gott in dieser Zeit von uns?" — mit der apostolischen Mahnung: „So demütigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß Er euch erhöhe zu seiner Zeit." — Es wird in den Geschicken, die über das ganze deutsche Volk und Land und mit besonderer Last über Sachsen gekommen sind, die erziehende Hand Gottes nachgewiesen — die erziehende und züchtigende. Dem unter ihr Seufzenden ist es heilsam, zu erkennen, was Gott an ihm heimgesucht habe, und das war nach des Redners treffendem Urteil besonders die Selbsterhebung und das Vollsein von der eigenen Ehre: „Haben wir doch vielleicht auf unsere Stammeseigentümlichkeit und auf das, was aus ihr in unserem gesamten Leben, auch in unserem öffentlichen und staatlichen Leben, hervorgegangen ist, zu viel gegeben, haben uns darin eitel und hoffärtig beschaut und gar dabei Andere neben uns verachtet, ja in solcher Selbstgefälligkeit das Gute, Bedeutsame, Förderliche auch an Anderen neben uns verkant und uns gegen dasselbe verschlossen." Wer die hiesige Weise kent, der sieht, wie der Redner hier den wundesten Fleck berührte: die Verkennung des göttlichen Gesetzes über alle Volksgaben und Eigentümlichkeiten, zumal über die aus der einen und selben großen Stammwurzel entsprossenen, das Gesez des freien, lebendigen, liebevollen Gebens und Nehmens, ohne Selbstverlust, sondern nur zu tieferer, reicherer Selbstentwickelung in und mit der Entwickelung des Ganzen. Ebenso wenn der Redner weiter sagt: „Haben wir unter uns selbst das

Lebendige und Lebengebende, das Hohe und Erhebende, das uns über manches Enge und Beschränkende hinausführen konte, immer wahrhaft erkant und geehrt, oder nicht oftmals gehemt und gelähmt, weil es uns unbequem war, weil es uns aus den gewohnheitsmäßigen Gleisen aufrüttelte, und haben dagegen das Oberflächliche, Leichte und Seichte, Hohle und Eitle als das „„Nüzlichste"" gepriesen und gefördert." — — Natürlich fordert der Redner diese Demütigung nicht blos von seinen Stammesgenossen, sondern gewiß mit demselben Recht auch von denen, die „auch gesündigt haben und nicht gebeugt worden sind wie wir." Nur eine Demütigung aller deutschen Stämme unter die eine starke Hand, nur das offene Bekentnis einer alten großen Gesamtschuld unserer ganzen deutschen Nation, der alten bösen Stammeseifersucht wider einander mit allen ihren sittlichen und staatlichen Uebeln, die daran hängen in unserer Geschichte, kann uns Heil bringen und eine gedeihliche Neugestaltung der Dinge herbeiführen. Erst nach solcher Demütigung kann die Mahnung eine gute Stätte finden: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens!" — Solches Friedens Anfang findet nun der Redner auch in dem neu geschlossenen Bunde, in dem „Bunde, welcher ein neues Banner der Hofnung aufpflanzt auf die lang ersehnte und immer wieder verfehlte, wahrhaft kräftige, lebendige und fruchtbare Einigung unseres großen deutschen Gesamtvaterlandes. In diesem Bunde sollen wir nun ehrlich und aufrichtig aus Gewissen und nach gegebenem Wort stehen und ihn halten. Es ist hier ein Gefäß bereitet — zunächst allerdings mit äußeren Machtmitteln und nicht ohne schwere Verletzung aller Rechte —, innerhalb dessen aber, nun es da ist, in der That das Größte für unser deutsches Volk geschehen und je mehr und mehr vorgehen kann: nämlich der wirklich lebendige, innerliche und unendlich fruchtbare Austausch seiner einzelnen so reichen und mannichfaltigen Stammesgaben, und zwar in allen, auch in den höchsten geistigen Gebieten — in einer Art, wie wir Solches bisher noch nicht gehabt haben. Gebe Gott, daß es also werde!" — Wie hoch steht hier der Redner über jenem krankhaften Particularismus, von dem man sich hier so schwer loswinden kann! Wir hoffen, daß diese Worte nicht blos zu den Sächsischen Landesvertretern geredet worden sind, sondern auch aus ihren Herzen heraus. Jedenfalls sprechen sie aus, was unser geliebter König offen bekant und gelobt hat. — Während diese zwei Predigten eigentliche Zeitpredigten sind, welche sich auf die allgemeine Not beziehen, die Gott geschickt hat, so gehen die zwei anderen — „Vertraget Einer den Andern!" Pr. über Eph. 4, 1—6 gehalten D. D. XVII p. Trin. 1866, und: „Der Christ und die große Menge" über Matth. 7, 13. 14 gehalten am ersten Bußtage 1867 — mehr in das Innerste der Gemeinde hinein, indem die erstere auf die Not geht, die wir mit den Brüdern und durch diese mit uns

selbst haben, die andere lehrt, mit gottinniger Sele der Welt entsagen, um von aller ihrer Not auszuruhen an Gottes Herzen. Sie haben ihre Bedeutung besonders darin, daß sie die christliche Ethik entschieden auf dem Grunde des innigsten Glaubenslebens erbauen und den Zusammenhang nachweisen, der zwischen dem christlichen Wissen und dem christlichen Gewissen besteht. — Wir heben aus der Predigt: „Vertraget Einer den Andern" nur das hervor, was sich auf die Volks- und Kirchengemeinschaft bezieht. In Bezug auf die erstere finden wir das goldene Wort: „Hätten auch die Völker so mit einander, mit ihren Eigentümlichkeiten und Verschiedenheiten Geduld und vertrügen sich einander in der Liebe, schlüge nicht oftmals ein Volk in selbstsüchtigem, stolzem Sinne seine Eigentümlichkeit zu hoch an, ja stellte sie sogar auf als die allein berechtigte, gegen welche die aller anderen in Schatten treten, oder unter welche sie sich nun beugen müßten: so würde auch die Geschichte eine andere werden, als sie leider oft gewesen ist und noch ist; sie würde statt einer immer wiederkehrenden Streitgeschichte eine erquickende Geschichte des Friedens werden, eine Geschichte des freien, reichen, lebensvollen Austausches der mancherlei Volksgaben in der Liebe, wie es das Reich Gottes in Christo verlangt." — Dasselbe gilt von dem höchsten Gebiete des Lebens, dem Gebiete der ewigen Wahrheit und deren Werkstätte in der Welt — der Kirche. Hier mußte die große, schwere Frage berührt werden, wie das „Ein Leib und Ein Geist ꝛc." zu den Spaltungen und Trennungen steht, die jene Einheit weit auseinander gerissen haben. Der Standpunkt des Redners ist hier der allein richtige: „Wo es sich um Trennungen und Spaltungen handelt, bei denen nicht blos Untergeordnetes, sondern die Hauptsache in Frage steht, das eine große, tiefe, lebendige, herliche Ganze des evangelischen Heils und seiner Wahrheit selbst, wo der eine Teil den Einheitsgrund verlassen, das Evangelium gefälscht und verderbt, ja zerstört und aufgehoben hat, so daß hier der „„Eine Herr"" und was an Ihm hängt gar nicht mehr vorhanden ist: da ist die Scheidung und Sonderung eine berechtigte und gebotene, und es darf der Riß nicht äußerlich zugedeckt werden." Anders steht es da, wo man in stolzem, selbstsüchtigem Sinne das Besondere und Eigentümliche, das doch auch im höheren christlichen Gebiete seine Stelle und volle Berechtigung haben kann als Gliederung an dem Einen gottmenschlichen Haupte, — an Anderen nicht ertragen mag und es ausschließt, und das große göttliche Reichsgesez der heilsamen Mannichfaltigkeit und des fruchtbaren Unterschieds der geistlichen Gaben, die doch der eine Geist des Herrn austeilt, hält und trägt, gliedert und ordnet, nicht anerkent." — Hier ist der Grundgedanke für die rechte Union gegeben, die kein Mensch machen kann, sondern allein Gott der heilige Geist, welche aber der Gegenstand unseres Glaubens, Sehnens und Hoffens und Betens sein muß.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 9. November. № 90.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

III.

Wollen wir ein begründetes Urteil über die ganze Erscheinung uns verschaffen, so müssen wir uns an der großen Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts orientiren. Die Reformation ist weit entfernt, ein Product der Wissenschaft zu sein; sie ist eine That des Glaubens, des Lebens in Christo. Aber eben als solche mußte sie in den inneren Lebenserfahrungen von Jahrhunderten vorbereitet, und sollte das Volk für ihre Grundprincipien Verständnis haben, so mußte dasselbe seit lange dafür vorgebildet sein. Es ist kein Zufall, daß grade das deutsche Volk es war, in welchem die Ideen der Reformation zum Durchbruch kamen. Die eigentümliche Geistesart der Deutschen war das berufene Werkzeug; aber dieses Werkzeug mußte erst in den rechten Stand gesezt werden für die Zeit, wo es in Wirksamkeit treten sollte. Die sogenanten Vorläufer der Reformation finden wir unter Provençalen, Engländern, Böhmen, Italienern; ein Mann wie Luther konte nur unter den Deutschen geboren und nur in Deutschland verstanden werden. Das aber war zum Teil die Wirkung des durch die deutsche Mystik ausgestreuten Samens. In den andern Ländern konten für ein reineres biblisches Christentum wol einzelne Sekten in mehr oder minder großer Verbreitung gewonnen werden; die eigentlichen Hauptmächte des Volkslebens, der Kern des Volkes, stellte sich nicht auf die Seite der Neuerung. Zum Haß und zum furchtbaren Waffenkampfe gegen die herschenden Stände, insbesondere gegen das verweltlichte Priestertum und gegen den antichristlichen Papst ließen sich ganze Völker aufreizen. Politische und sociale Revolution gingen Hand in Hand mit kirchlichen Bestrebungen, unchristliche Schwärmerei floß mit ein. Gerade die Läuterung des christlichen Volksgeistes aber, die Vorbildung desselben zu inniger Andacht und zum Bedürfnis der recht verstandenen kirchlichen Freiheit, das ist das Werk der Mystik. Die Mystiker sind in höherem und wahrerem Sinne als irgend welche sonst die wahren Vorläufer der Reformation, so wenig sie eine thatsächliche Opposition gegen die bestehende Kirche in Aussicht nahmen, jene Opposition, die ja auch Luther nicht gewählt hat, in die er durch den Unverstand und die Verstocktheit der Gegner hineingedrängt worden ist. Die Mystik ist keine zufällige Erscheinung; sie ist ein Erzeugnis aus dem innersten Herzen deutscher Geistesart und Tiefe. Daß grade das deutsche Volk zur Reformation der Kirche vor allen anderen berufen sei, das sprach sich schon in den kühnen, zum Teil wilden Speculationen der deutschen Mystik aus.

In der Reformation ist die Opposition zu der alten Kirche nur etwas Unwesentliches und Zufälliges. Nicht das, was sie bestreitet, macht ihr Wesen aus, sondern das, was sie behauptet. Sie nimt der Kirche das ausschließliche Recht, jedem Einzelnen das Heil zu vermitteln, aber um desto entschiedener die gottgewollten Ordnungen zu betonen, vermittelst deren die Kirche den Einzelnen auf dem Heilswege fördert und leitet. Sie verwirft durchaus die äußeren Werke als ein Mittel, sich die Seligkeit zu verdienen, aber nur um die subjektive Frömmigkeit um so sicherer und ernster an den einen Weg und die ein- für allemal bestimten Formen zu binden, innerhalb deren die Vereinigung mit Christo erreicht werden kann. Sie streift alle die fremdartigen Vermittlungen ab, die zwischen dem Christen und seinem Erlöser Mittelinstanzen bilden, aber nur um desto kräftiger das Heil in dem geoffenbarten Christus allein zu lehren. Sie will nichts von Päpsten, Concilien und aller Menschensatzung wissen; aber mit um so größerer Glaubensfestigkeit hält sie sich an dem geoffenbarten Gotteswort. An die Stelle der Scheidung des christlichen Volkes in den herschenden Stand des Clerus und in den zur Unmündigkeit verurteilten Stand der Laien tritt die Lehre vom allgemeinen Priestertum mit der darin für jeden Christen liegenden Verpflichtung, und wenn die Reformation ein Act der Befreiung ist von der Knechtschaft der Menschen, so ist die gewonnene Freiheit eben die, von welcher der Apostel spricht, wenn er sagt, daß nur derjenige wahrhaft frei ist, den der Sohn des lebendigen Gottes frei macht.

In allen diesen Punkten, und nicht blos in der Opposition, sondern vorzugsweise grade in den positiven Lehren hat die Mystik der Reformation vorgearbeitet, freilich in oft einseitiger oder übertriebener Weise. Es ist die seltsamste Verblendung, wenn das, wie es zuweilen geschieht, bestritten, oder wenn dieser Einfluß der Mystik verkleinert wird. Sehen wir blos aufs Aeußerliche, so hat schon der Gebrauch der deutschen Sprache den deutschen Gottesdienst vorbereitet. Das allgemeine Priestertum ist in der Mystik nicht nur gelehrt, sondern auch in den Kreisen

der Mystiker praktisch verwirklicht worden, wenn auch ohne ausgesprochene Opposition zu den in der Kirche herschenden Einrichtungen. Will man freilich den Ton der Streitlust, einen verbitterten Widerstand gegen die Geistlichkeit finden, so muß man sich anderswohin wenden, als an die deutsche Mystik. Das Wesentliche dagegen, die Bekämpfung des Wertes der äußeren Werke, die Lehre von der ächten evangelischen Freiheit, findet sich nirgends vor Luther so deutlich erkant und so energisch gepredigt, wie in der deutschen Mystik. Es ist auch nicht wahr, was Martensen behauptet, die Mystik sei „sublimirter Katholicismus", sofern sie wie der Katholicismus die Rechtfertigung von zunehmender Heiligung erwarte. Im Gegenteile: die Mystik weiß Rechtfertigung und Heiligung wol zu unterscheiden; sie erwartet jene von der Wiedergeburt, oder wie sie nach altkirchlicher Weise sich ausdrückt, davon, daß Christus in der Sele geboren werde. Diese Geburt aber findet Statt im Zustande der Abgeschiedenheit, wenn der Mensch alle creatürliche Eigenheit ablegt und sich ganz Gott überläßt. Diese „Abgeschiedenheit" der Mystiker nimt damit dieselbe Bedeutung in Anspruch, wie der rechtfertigende Glaube Pauli und der protestantischen Kirche, nur daß allerdings das historische Element darin bei den Mystikern ganz zurücktritt. Erst von der erlangten Wiedergeburt und Rechtfertigung datirt der Mystiker den Beginn der Heiligung und damit allerdings eine Zunahme in aller Erkentnis und allem Wirken und aller Seligkeit, eine Zunahme, welche bis an des Lebens Ende fortschreitend andauert und als bleibender Gewinn in das ewige Leben mit hinübergenommen wird. Dem Mystiker wird alles äußere Thun indifferent; ihm komt es nur auf den wesentlichen Zustand der Sele an. In ihrer Feindschaft gegen die Werkgerechtigkeit vermeidet freilich auch die deutsche Mystik nicht immer die Klippe eines falschen Antinomismus. Der Mystiker wird auch gegen die Kirche und ihre Gnadenmittel mehr oder minder gleichgiltig bis zu tadelnswertem Uebermaß; wie viel weniger noch kann ihm der Mariencultus oder die Heiligenverehrung bedeuten! Und selbst da, wo sie in ihren Resten als ein die subjective Andacht verklärender Schimmer beibehalten werden, wie bei Tauler und Suso, das Ziel aller Sehnsucht und der Grund aller Hofnung bleibt auch diesen Männern Christus allein. Auch hierin ist es für die deutsche Mystik bezeichnend, daß selbst bei einem Eckhart, was an dem Mariencultus Gesundes und Berechtigtes ist, wol hervorgehoben und in ächt evangelischem Sinne conservirt ist. Christus allein, das ist das Fundament schon der Mystik. „Christus allein ist unser Ende, dem wir nachfolgen sollen, und unser Ziel", heißt es bei Eckhart. „Christus selbst ist unsere Richtschnur, sein Leben unser Ordensbuch und unser gemeinschaftliches Brevier oder Stundenbuch, das wir überall bei uns haben sollen", heißt es bei Ruysbroeck. Ueberall verweist die Mystik von der äußeren Norm auf die innere Frömmigkeit des Herzens, von der vermittelnden Macht der Kirche auf die persönliche Aneignung des Heils. Aber freilich, — zwischen dem Geiste, der in der Mystik weht, und dem Geiste, aus dem die Reformation hervorging, gibt es wol tiefgreifende Analogien; identisch sind sie nicht, und die Unterschiede dürfen nicht verkant werden.

Ist auch das Ziel das gleiche, daß Christus sei Alles in Allem, so ist doch das Fundament verschieden. Die Mystik beruft sich auf die durch ein begnadigtes Herz erleuchtete Vernunft und läßt so dem Subjekte einen weiten, ja einen gefährlichen Spielraum. Die Reformation begründet sich auf dem in der Heiligen Schrift niedergelegten göttlichen Worte als auf der einem unberechtigten Subjektivismus Schranken setzenden Norm. Die Mystik entspringt mehr aus einem Bedürfnis der speculirenden Vernunft, die erkennend Alles durchgründen, und des frommen Gemütes, das mündig werden und alle Schranken, die es von Gott trennen, überschreiten möchte; die Reformation aus den Aengsten eines gequälten Gewissens, das den rechten Weg sucht, um zum Frieden mit Gott zu gelangen, und aus dem herzlichen Erbarmen mit dem armen, verwahrlosten christlichen Volke. Grade die Fragen nach dem Verhältnis von Freiheit und Gnade, die den Kern des reformatorischen Strebens bilden, beschäftigen die Mystik verhältnismäßig wenig. Ueberall auf das lezte Ziel vordringend, übersieht die Mystik die Zwischenstadien, den göttlich geordneten Heilsweg, alle, auch die berechtigte äußere Norm, die geschichtlichen Gründe und Thatsachen des Glaubens, verflüchtigt alles Gegenständliche, um in der Betrachtung des höchsten Endes, der Vergottung des Menschen, zu schwärmen und zu schwelgen. Eben wegen dieser Ueberspannung berechtigter, wie dieses Mangels unentbehrlicher Elemente, wegen dieser Verkennung der Bedingungen, unter denen alles geistliche Leben sich hienieden im Stande der Sünde entwickeln muß, hat die Mystik keine Kraft, eine Kirche zu bilden; sie verschmähte es, zu ihrer Kirche eine feste, wenn auch oppositionelle Stellung zu nehmen; ihren vornehmen Herzensbedürfnissen konte sie auch in einer verweltlichten und veräußerlichten Kirche genügen. Ihre Absicht ging auf eine religiöse Erziehung des ganzen Volkes, aber ihre ganze Art und Weise machte die Erreichung dieser Absicht unmöglich. Ihr hoch gesteigertes religiöses Leben sollte Allgemeingut werden, und blieb doch seiner Natur nach ein Vorrecht Einzelner, wenn auch vieler Einzelnen. Erst durch das Schriftprincip erlangte die Reformation kirchenbildende Kraft; das Schriftprincip aber ist nicht aus der Mystik, wenn auch nicht ohne stille Einwirkung der durch die Mystik geweckten Lebensregungen, erwachsen. —

Das also ist die geschichtliche Bedeutung der deutschen Mystik: die Entwicklung innerhalb der Mystik ist zugleich eine Entwicklung aus der Mystik heraus. Sie führt bis an die Pforte der Reformation, sie steht noch auf der Schwelle derselben; aber weiter führte sie nicht. Alle geschichtlichen Bedingungen fanden sich allmälig zusammen, und als die Zeit erfüllet war, da trat Luther ein mit seiner unberechenbaren Genialität. Luther ist durch die Mystik angeregt worden; sie hat in einem wichtigen Wendepunkte seiner geistigen Entwicklung seine Denkungsweise wesentlich mit bestimmen helfen; sie hat seinem religiösen Leben für

immer eine Innigkeit eingeflößt, die sein dauernder Vorzug geblieben ist. Aber sobald es galt, eine Kirche zu begründen, da hat er sich von ihr frei gemacht und sich wider sie gewendet. Er hat es gethan nicht aus persönlichem Belieben, sondern als ein Werkzeug göttlicher Gedanken, die mit unmittelbarer Gewalt in ihm lebendig waren, mit unmittelbarerer Gewalt nur in den Aposteln Christi. Wol hat diese Abwendung von aller Mystik retardirende Momente in die Entwicklung der Kirche hineingebracht. Aber man braucht nur einen Blick zu werfen auf die gräulichen und wahrhaft entsezlichen Ausartungen, zu denen die aus der Mystik herübergenommenen Elemente bei den Schwarmgeistern jener Tage nach der ganzen Stimmung der Zeit den Anlaß boten, um sich zu überzeugen, daß ein vollständiger Bruch mit der ganzen Richtung das unerläßliche Gebot unter diesen Umständen war. Ohne das war der gesamte geschichtliche Zusammenhang mit der Entwicklung der Kirche aufgegeben, war der ganze Zusammenhalt der Kirche gelockert, alle religiöse Gemeinschaft aufgelöst, der wildesten Schwärmerei Thür und Thor geöffnet. Es mußte nach den erschöpfenden Kämpfen, welche die gewaltige Umwälzung des Reformationszeitalters mit sich brachte, erst eine Beruhigung und positive Neuschöpfung aller Verhältnisse eintreten; es mußte sich das Lehr- und Verfassungsprincip der neuen Kirche erst vollständig ausgesprochen, gestaltet und gegliedert haben, ehe von einem wolthätigen Eingreifen der neu auflebenden mystischen Principien wieder die Rede sein konte. Und auch dann konte es nur geschehen, wenn inzwischen alle Vorbedingungen in dem allgemeinen Bildungszustande wie in der eigentlichen Wissenschaft sich wesentlich verändert hatten. Die Erziehung des deutschen Volkes durch die deutsche Bibel, die vollendete Ausbildung der lutherischen Dogmatik selbst in ihren Einseitigkeiten und Schroffheiten waren die notwendige Voraussetzung für eine heilsame und fördernde Wiederaufnahme der mystischen Grundgedanken.

Daß Luther zwischen den Jahren 1515 und 1520 sich in die Gedanken der deutschen Mystik tief hineingelebt hatte, dafür zeugen seine eigenen Aeußerungen und der ganze Ton und die Haltung seiner Theologie in jenen Jahren. Staupitz, der Generalvicar des Augustinerordens für Deutschland, der auf Luthers Entwicklungsgang so bedeutenden Einfluß gewann, und von dem Luther sagt, daß durch ihn zuerst das Licht des Evangeliums angefangen habe, in seinem Herzen aufzuleuchten, war ein der milderen, practisch-ascetischen Richtung der Mystik zugewandter Mann; die uns erhaltenen Schriften desselben geben davon den deutlichsten Beweis. Auf Antrieb eben desselben väterlichen Freundes gab der schon damals in segensreicher Thätigkeit stehende Luther im Jahre 1516 zuerst ein von ihm aufgefundenes Büchlein heraus, das berühmte, von unbekantem Verfasser, aber aus den Kreisen der Mystiker herstammende Büchlein, dem er den Titel gab: Eine deutsche Theologie, und das seitdem eine so weitgreifende Wirkung geübt hat. „Dies edle Büchlein," sagt er in der Vorrede, „so arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich mich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Biblien und St. Augustinus nicht vorkommen ein Buch, daraus ich mehr erlernet habe und erlernt haben will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sind, und befinde nun allererst, daß es wahr sei, was etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergischen Theologen zum Schimpfe reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen. Ja freilich sind sie gewesen. Aber Gottes Zorn, durch unsere Sünde verwirkt, hat uns nicht lassen würdig sein, dieselben zu sehen oder zu hören." Und als er ein Exemplar dieses Büchleins an Spalatin, den Hofprediger des Kurfürsten, sandte, fügte er folgendes Begleitschreiben hinzu: „Wenn es dich erfreut, eine reine, gehaltvolle, der ursprünglichen durchaus ähnliche Theologie zu lesen, welche in deutscher Sprache abgefaßt ist, so magst du die Predigten des Johann Tauler Predigerordens zur Hand nehmen, aus denen ich dir hiermit eine Art Auszug übersende. Ich wenigstens habe weder in lateinischer, noch in unserer Muttersprache eine Theologie gelesen, die gesunder gewesen wäre oder zur Lehre des Evangeliums besser gestimt hätte." Kaum möchte man, sagt Luther anderswo, einen gleich vortrefflichen Lehrer finden von den Zeiten der Apostel an. Er nent ihn einen Mann Gottes, wie Melanchthon ihn als den vorzüglichsten aller Lehrer der leztvergangenen Zeiten bezeichnet. Noch 1518 schreibt jener in einem Briefe an Staupitz: „er werde zumeist gehaßt, weil er den Scholastikern die Mystiker und die Bibel vorziehe und der deutschen Theologie folgend die Menschen allein auf Christum, nicht auf Fürbitte und eigenes Verdienst und Werke vertrauen lehre."

Diese Zeugnisse sind unzweideutig und lehren uns zugleich, welche Seite der Mystik es besonders war, die auf Luther's Sinnesweise tieferen Einfluß gewann. Es war die Richtung auf Christum allein, die ethische Seite der Mystik, der Kampf gegen die äußeren Gesetzeswerke. Die Speculationen über das, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge sind, haben Luther nicht dauernd beschäftigen können. Er war eine wesentlich practische, nicht eine speculative, contemplative Natur. Die ganze Stimmung der Zeit war der ruhigen Speculation abgeneigt, und Luther war es mehr, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Der deutsche Idealismus war bei ihm practisch geworden, ein Idealismus des Willens. Der scharfe Verstand überwog die speculirende Vernunft, die energische Willenskraft ließ die Ruhe der Contemplation nicht aufkommen. Luthers Stimmung hat sich dann in der späteren lutherischen Dogmatik fortgesezt, nur daß, was bei Luther Sele und Leben war, später zum Teil in der Formel fest und starr geworden ist.

Luthers geistiger Eigentümlichkeit kam die Mystik nur teilweise entgegen. An der „deutschen Theologie" mochte ihm am meisten gefallen, daß sie deutsch, daß sie schlicht und volkstümlich war; ihre Lehre, daß man ausschließlich Christo vertrauen müsse

und die Werke des Gesetzes kein Verdienst vor Gott begründeten, konte seine schon gewonnene Einsicht nur verstärken, beleben und fördern, dunkel Ergriffenes aufhellen und klar machen. Luther hat zu keiner Zeit der Mystik wirklich angehört. Redeweisen und Begriffe der Mystik sind in seine Schriften übergegangen; er spricht vom „Fünklein" der Sele und von der Synteresis besonders in der Zeit seiner ersten Bekantschaft mit den mystischen Schriften. Er hat die Mystik als einen Hebel zur Verbreitung und Begründung reinerer christlicher Anschauungen wol zu würdigen gewußt und zumal in der ersten Zeit die Gelegenheit freudig ergriffen, sich auf frühere hochgeschäzte Autoritäten aus der Mitte der deutschen Kirche für seine eigenen Lehren berufen zu können. Aber gerade das, was die Mystik zur Mystik macht, ist Luther immer fern geblieben. Seiner klaren, verständig-practischen Natur mußte der kühne Ideenflug, die schwärmende Phantasie, die Vermischung Gottes und der Welt, Christi und der Sele, der ordnungslose, unmittelbare Weg zur Vereinigung mit Gott mehr widerstehen als zusagen. Und wie Luther, so konte auch wol Melanchthon Tauler gegen den verketzernden Eifer eines Eck in Schuz nehmen, — tiefer sich auf die Mystik einzulassen, das lag auch Melanchthon ferne. Wenn Spener meint, die „deutsche Theologie" und Tauler's Schriften seien es, aus welchen nächst der Schrift unser teurer Luther geworden, was er gewesen ist, so übersieht er, was Luther schon aus eigener innerer Lebenserfahrung, aus Augustinus und zumal aus der Heiligen Schrift besaß, ehe er die Mystiker kennen lernte; er übertreibt, was es bei beiden Gemeinsames gibt, und verkent die tiefen Unterschiede. Der Irtum ist alt und naheliegend; um so wichtiger ist es, ihn zu berichtigen.

Mag aber immerhin die unmittelbare Einwirkung der Mystiker auf die Reformatoren nicht allzu hoch anzuschlagen sein, nichtsdestoweniger bleibt die Einwirkung der Mystik auf die Bildung einer reformatorischen Gesinnung im deutschen Volke eine ungemein große. Und zwar ist das zum Teil die Wirkung der eigentlichen Mystik selber, zum Teil die Wirkung der Richtungen, die sich in weiterer Entwicklung aus ihr ergaben.

Der Urheber und geistesgewaltigste Vertreter der deutschen Mystik ist Meister Eckhart. In unmittelbarem Zusammenhange mit der scholastischen Wissenschaft, zumal mit den Häuptern seines Ordens, mit Albertus Magnus und Thomas von Aquino, im engen Anschlusse an ihre Lehren, aber freier und kühner, stellt er ein wissenschaftliches System der Mystik auf, das man seiner ganzen Haltung nach als ein System der absoluten Vernunft bezeichnen kann, in welches zum Teil die der Kirche fremdartigsten Gedanken jener Zeit eingehen. Ohne es zu wollen oder zu wissen, tritt er in einen scharf ausgesprochenen Gegensaz zu den wesentlichsten Elementen des religiösen Lebens überhaupt, indem er den Gedanken der Wesenseinheit der Sele mit Gott in systematischer Consequenz ausbildet und an sich berechtigte Gesichtspunkte bis zu der äußersten Zuspitzung ausbeutet in einem alle Grenzen überschreitenden wissenschaftlichen und religiösen Enthusiasmus. Aber dabei hat er sich so viele ächte und gesunde Elemente einer christlichen Weltanschauung bewahrt, und in Folge seines ganzen Standpunktes so viel alte, unter dem Schutt der Aeußerlichkeiten verhüllte christliche Wahrheiten neu an das Licht gebracht, daß sich nüchternere, besonnenere Männer von einfachem und aufrichtigem Christenglauben vielfach an ihn anschließen, aus dem so verschiedenartige Bestandteile umschließenden Ganzen der Eckhart'schen Lehre das Unächte und Schwärmerische aussondern, das Gesunde und Heilsame in demselben hervorheben und durch Einführung desselben in das nationale Leben und den nationalen Gedankenkreis große Teile der deutschen Nation für die reinere Lehre des Evangeliums empfänglich machen konten.

So beginnt die deutsche Mystik. Ihren Ausgang nimt sie von einem der Kirche mehr fremden, speculirenden Geiste. Ihre Geschichte von Eckhart bis auf Johann Wessel und Staupitz ist eine fortgehende, immer kräftiger werdende Erfüllung mit den ächt kirchlichen und christlichen Ideen der Reformation. Der Enthusiasmus des Denkens läutert sich zu immer innigerem Erfassen der wahren Heilsgedanken; die Opposition zur Kirche steigert sich, aber unter Aufnahme immer, gewaltigerer, positiver und organisirender Gedanken. Die Speculationen Eckhart's haben darin gewaltig eingewirkt; aber daß sie, der vollendetste Ausdruck einer wesentlich kirchenfeindlichen, die Gemüter vielfach beherschenden Weltanschauung des 14. Jahrhunderts, der Kirche zu Gute gekommen sind, nicht dieselbe beeinträchtigt haben, das ist das Verdienst einer Reihe frommer und erleuchteter Männer, die Eckhart's Gedanken zum Bau des Reiches Gottes verwandten, indem sie das Herbe milderten und die wilden Sprößlinge abstreiften. Der Bann der Kirche hat der Lehre Eckhart's wenig geschadet. Er hat der Verbreitung wol der Schriften, aber nicht der Gedanken des Meisters wehren können. Die Schule Eckhart's ist eine überaus zahlreiche und einflußreiche gewesen. Aber daß dieser Einfluß im Wesentlichen ein heilsamer wurde, das hat der Glaube derjenigen gewirkt, die Eckhart's Lehre freilich im Entferntesten nicht wissenschaftlich fortgebildet, aber der Kirche dienstbar gemacht haben. Daher nun auch die Erscheinung, daß die Gedanken der Mystik zwar auch in Luthers Entwicklung ein anregendes Element gebildet haben, aber unverhüllter und eigentlicher bei Schwarmgeistern wie Karlstadt und Thomas Münzer hervortreten konten, und daß andererseits, auch abgesehen von eigentlichen Mystikern wie Schwenkfeld und Weigel, innerhalb der lutherischen Kirche Männer von ausgezeichneter Frömmigkeit immer wieder auf die Mystik Tauler's und der deutschen Theologie zurückgegriffen haben.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 90.

Aus Sachsen.

Stimmen des Friedens aus kampfbewegter Zeit — vier Predigten von Dr. Theodor Albert Liebner.

(Schluß.)

Wenn nun der Redner hier auf die in der Gegenwart wieder mächtig angeregte Unionsfrage nicht weiter eingeht, so tadeln wir das nicht, denn solche Dinge gehören in specie nicht auf die Kanzel, wo zunächst nur davon zu reden ist, was zur Erbauung dient; wol aber hoffen und erwarten wir, daß sich der teure Mann anderweitig darüber aussprechen möge. Es ist not, daß wir in Sachsen eine klare Stellung zu dem Kampfe nehmen, den die Neugestaltung der Dinge im nordischen Staatenbunde wieder hervorgerufen hat. Haben wir dem Herrn der Kirche dafür zu danken, daß wir von der Not einer menschlich gemachten Union frei geblieben sind, so müssen wir auch ein Herz für die Brüder haben, die unter derselben seufzen. Nun haben allerdings die Conferenzen zu Leipzig und Dresden ihre Stimmen vernehmen lassen, aber die Teilnahme für diese Lebensfrage ist unter der Geistlichkeit im Allgemeinen noch gering. Ein Wort aus dem Schoße des Kirchenregiments, wenn auch nicht ein officielles, würde die Teilnahme steigern, die Ansichten läutern und die vereinzelten Bestrebungen auf einen Punkt hinlenken. Ein solches Wort ließe sich aber sehr wol an das anknüpfen, was von Dr. Liebner an heiliger Stelle geredet worden ist. — Es wird hier eine lebenskräftige Entfaltung des Charisma verlangt, das jeder Sonderkirche geworden ist — eine solche aber ist für unsere lutherische Kirche innerhalb einer landeskirchlichen Union, wie sie in Preußen besteht, nicht möglich. Ihr Bekentnis fordert ein auf dem Grunde desselben ruhendes Kirchenregiment, und dieses ihr gutes Recht wird ihr verweigert.

Ist in dem vorstehenden Artikel mit liebevoller Anerkennung von dem geredet worden, was wir an unserm Kirchenregimente und an dem ersten geistlichen Vertreter desselben haben, und wessen wir uns erfreuen können, so wird uns auch gestattet sein, noch ein Wort von dem zu sagen, was uns fehlt, und was wir von denen erwarten, welche nicht blos ein hohes Amt, sondern auch eine hohe Begabung haben. Es fehlt uns eine dem neuerwachten kirchlichen Leben entsprechende Agende voll Kraft und Salbung, edler Kürze und heiliger Tiefe, es fehlt uns ein gemeinsames Gesangbuch mit unverfälschtem Wort und kräftigem Geiste; es fehlt uns eine von Oben wenigstens anzubahnende Concentration der christlichen Liebesthätigkeit mit ihren reichen Verzweigungen. Noch viel mehr wäre freilich von dem zu reden, was uns, den Geistlichen, fehlt an klarer Erkentnis, an Frische, Kraft und Entschiedenheit, und was den Gemeinden fehlt an gesundem Leben, an Dursten nach der Wahrheit, die frei macht, und Beugung unter dieselbe. Möge Jeder oben und unten an seinem Platze sein, möge den zu kräftigerem Ausbau des Reiches Gottes dienenden Bestrebungen von oben die rechte Anerkennung und Hingebung, treues Mitwirken und Mitkämpfen entgegenkommen; dann wird auch das liebe Sachsenland, welches stolz darauf ist, die Wiege der Reformation genant zu werden, wieder eine rechte Trägerin und Pflegerin des ächt reformatorischen Geistes werden, und so die Aufgabe erfüllen, zu welcher es durch seine Stellung in den deutsch-evangelischen Ländern, so wie durch die Begabung und die Strebsamkeit seiner Bewohner berufen erscheint.

Nachrichten.

Aus der Französischen Schweiz.

Antinomismus und Subjektivismus, an dieser Krankheit leidet unsere ganze französische Theologie und religiöse Literatur. Ihre hervorragendsten und sonst wackersten Träger, Vinet, Monod u. s. w. haben gar keine Ahnung von der Bedeutung der heil. Sacramente für den Einzelnen und für die Kirche; vom Abendmal reden sie noch zuweilen (freilich aber meistens zwinglianisch), aber die Taufe ist ihrem Anschauungskreise ganz fremd. Und diejenigen welche sich (durch Schrift oder Wort) bemühen, diesem Teil der Wahrheit wieder Eingang zu verschaffen, stoßen auf großen Widerstand und Widerspruch und werden als Lutheraner, ja als halbe Katholiken, angefeindet und mit einem gewissen Mistrauen angesehen. Einer meiner Freunde, Herr Clément, Professor in der Freien Kirche, hat vor 8 Jahren ein vortreffliches Buch zur Begründung der Taufgnade und der Kindertaufe geschrieben (Etude sur le baptême); es wird aber sehr wenig gelesen, nicht einmal von seinen eigenen Studenten und Schülern. In der Freien Kirche ist die Kindertaufe bis jezt ziemlich allgemein beibehalten; doch gewint die baptistische Richtung immer mehr Boden, und es gibt sogar mehrere Geistliche, welche die Kinder nicht mehr taufen wollen und demungeachtet in der Kirche geduldet werden. Früher oder später muß es über dieser Frage zu einer Spaltung kommen; dieselbe wird bis jezt nur dadurch vermieden, daß man von der Taufe überhaupt gar nicht redet, dieselbe als ganz untergeordnet, als eine offene Frage betrachtet. In der waadtländischen Landeskirche ist es doch anders; die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe ist in der Liturgie ausdrücklich ausgesprochen, und man würde es keinem Geistlichen gestatten, die Taufe zu verweigern.

Kirchliche Zustände in der Schweiz.

In Zürich erschien im Beginn dieses Jahres ein Vortrag betitelt: „Ueber die Schöpfungsgeschichte nach Geologie und Bibel," gehalten auf dem Rathhause vor einem gemischten Publikum von A. Stutz, dem Verfasser der „Thatsachen des Glaubens." Es thut wol, eine so besonnene Stimme aus dem Kreise der Naturforscher zu vernehmen, die z. B. erklärt, Altersberechnungen, die sich auf Anschwemmungen, Schuttkegel und dergleichen beziehen, haben nur geringen Wert, da sie ganz von Zufälligkeiten abhängen, die wir nicht kennen können. Anderswo bemerkt der Verfasser. „Es gibt Naturforscher, die ihre Wissenschaft und ihren Scharfsinn zu dem Beweise verwenden, daß das Menschengeschlecht von den Affen abstamme. Ihre Behauptungen verlieren indeß von vornherein sehr viel an Zutrauen durch die auffallende Beobachtung, daß es meist solche sind, die vor wenig Jahren dieselbe Wissenschaft und denselben Scharfsinn zu dem Beweise verwendeten, es sei ganz unmöglich, daß die bekanten Menschenracen einen gemeinsamen Ursprung haben könten." S. 32. Beherzigenswert erschien uns auch folgendes Wort. „Man hat die Zeit der Zurüstung, wie kurz man auch die geologischen Zeiten ansetzen mag, immerhin noch unverhältnismäßig lang gefunden für die Dauer des erreichten Zieles, nämlich des menschlichen Daseins. Auch entspreche die Geringfügigkeit desselben keineswegs dem in Bewegung gesezten ungeheuren materiellen Apparate; — wenn wir aber bedenken, daß der Mensch, dieser geringfügig scheinende Zweck, die Ewigkeit in sich trägt und für dieselbe geschaffen wird, wie geringfügig und leicht verständlich erscheint alsdann dem gegenüber jene vorher unverstandene Länge der Zurüstung! Nur wer beides leugnet, den Wert des Geistes und die Bestimmung des Menschen zur Ewigkeit, dem muß das Ganze als lächerlicher Berg erscheinen, der die Maus gebar. Dann aber liegt die Lächerlichkeit und Unverständlichkeit nicht im Objekte, sondern im Unverstand des Beurteilers." S. 41. — — Aus den Kreisen der zürchrischen Fakultät ist im Laufe des Jahres der erste Band einer „Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes, frei untersucht und ausführlich erzählt von Dr. Theodor Keim" erschienen, schon im Titel die ganze nach Geistreichigkeiten und Neuigkeiten haschende Art des Verfassers ausdrückend. So sehr dieses Leben Jesu wolthuend absticht von den Tiraden und Marktschreiereien Schenkels, und „der Tendenz auf die Massen" nicht beschuldigt werden kann, sondern von gründlichem Studium und allseitiger Bildung zeugt, macht es anderseits doch durch seine gespreizte, auf Stelzen gehende Sprache und geschraubte Effekthascherei keinen günstigen Eindruck, auch wenn man vom Standpunkt noch absieht. In Beziehung auf leztern meint der Verfasser freilich, wenigstens durch zwei Eigenschaften, durch einigen geschichtlichen Sinn und durch einige innere Unbefangenheit einen bescheidenen Beitrag zur Lösung der ewigen Frage der Christenheit, ja der Menschheit geben zu können. „Im ersten Punkte bin ich mir bewußt, nicht ganz als Neuling, sondern als ein auf diesem und auf anderen mit Wehmut verlassenen Geschichtsfeldern ziemlich lang Vorbereiteter hier einzutreten, und die Leistung selbst wird bei aller Unvollkommenheit einer ersten Ausführung bei spärlichem Zeitbesiz soweit für sich reden, daß die umfassende geschichtliche Fundamentirung und Instrumentirung des Lebens Jesu im Verhältnis zu den Vorgängern erkant wird ..... Im zweiten Punkt weiß ich allerdings die Voraussetzungslosigkeit von Strauß nicht so ganz zu erreichen; ich habe, wie so manche Gesinnungsgenossen in Deutschland und in der Schweiz mein Herzensinteresse am religiösen Himmel des Christentums einem kalten Neutralitätsstandpunkt nicht geopfert, welcher schon dadurch zur Partei wird, daß er neutral ist, welcher vollends bei Strauß, troz des bemerklichen, ja gewachsenen Zugs zur ruhigen Objectivität als Parteilichkeit philosophischer Voraussetzungen sich entpuppt hat. Dagegen meine ich Hingebung und Freiheit, Religion und rücksichtslosen Wahrheitstrieb immerhin in solchem Gleichgewichte in mir vorzufinden, daß kein Advokat den andern übertönt, kein Teil den andern vergewaltigt und durch billigen Vergleich die Wahrheit selbst annähernd zum Rechte komt." So meint Keim. Daß dies freilich nun nicht der Fall ist, sondern nur eine seltsame Mischung herauskomt von wesentlich negativen Ergebnissen mit nicht immer sehr klaren aber für hochtönenden, geistreich scheinenden aber forcirten und eschauffirten Exklamationen, sollte nicht schwer zu entdecken sein. Jedenfalls ist es nicht ohne Interesse, neben dem Leben Jesu von Keim desselben Autors vor einigen Jahren erschienene Predigten durchzulesen. Man ist überrascht, wie eine ursprünglich religiös organisirte und auch sonst geistig außergewöhnlich begabte Natur durch Ehrgeiz und einen sich selbst überbietenden Wissenschaftsdünkel auf Abwege komt. —

In Basel hat der Traktatverein eine Preisschrift gekrönt: J. B. Füller. Das Alte Testament dem Zweifel und dem Anstoß gegenüber. Basel im Verlag christlicher Schriften ꝛc. Dieselbe verdient um des faßlichen, populären und durchweg anregenden Tones willen in weitesten Kreisen verbreitet zu werden. Das Schriftchen ermüdet in seiner Schreibweise nicht, und geht durchaus von gläubigem Standpunkte aus. „Streitfertigen Gegnern gegenüber mit unnützer Rüstung sich beschweren, ist freilich ungeschickt. Aber wenn David nach Ablegung der Saulschen Rüstung auch noch von seiner Schleuder die Hälfte weggeschnitten, und mit der andern Hälfte sich gegen Goliath aufgemacht hätte, dann wäre er gewiß nicht über den Riesen Herr geworden. Er braucht die ganze Schleuder. Unsre Schleuder aber ist das Wort Gottes, und zwar das ganze Wort Gottes, alten und neuen Testamentes." Sonderlich treffend und bündig erschienen die Abschnitte über die Reue Gottes, die Selbstgerechtigkeit im Gebet, die Verstockung Pharaos. — Beachtung verdient die Abhandlung des Basler Professor Riggenbach über die äußre Beglaubigung des Evangelium St. Johannes. Wichtig ist jedenfalls, daß auch Keim dieses Evangelium im Vergleich zu der Tübingerschule auffallend früh sezt, obgleich er gegen dasselbe besonders gereizt ist, und ihm eine gewisse „bleierne Monotonie" zum Vorwurfe macht. Troz allem und allem sezt aber die zu den Füßen Volkmars gelagerte zürchrische theologische Jugend dies Evangelium, ohne es recht gelesen zu haben, so spät als man will, und ist ihr seine Unächtheit „das Gewisseste des Gewissen." — Bezeichnend ist aber, daß auch in Basel sich ein Reformverein bildete, welcher Berufung eines Professors der Theologie moderner Richtung verlangte, also auch gern in dies Fahrwasser käme.

Aus Bern wird berichtet: „Zu wenig eigne Zucht und Kraft und zuviel Nachäffen der Andern — zu wenig häuslicher Sinn und zu viel Pintenleben — zu wenig Milch und zu viel Schnaps — zu wenig gezogene Leute und zu viel gezogene Messer — zu wenig Halblein und zu viele Hutfedern — zu wenig keusche Jungfrauen und zu

viele Kiltbuben — zu wenig Hausordnung und zu viele uneheliche Kinder — zu wenig erleuchtete Mildthätigkeit und zu viel Bettel — zu wenig Sanftmut und zu viel Streitsucht — zu wenig Betens und zu viel Fluchens — zu viele verdorbene Sitten und zu wenig Kraft der öffentlichen Meinung — das ist ungefähr das Bild unserer Sittenzustände." Ueber die großen Verheerungen welche „der Schnaps, der Fuseldämon, die Brenzseuche" in diesem Kantone anrichtet, bemerkt derselbe Berichterstatter: Eine Wirtin des Synodal-Bezirks Thun hatte an einem Abend 50 Fr. Loosung, darunter das Geld für einen einzigen Schoppen Wein, alles Andere für Schnaps. An einer Armeninspektion bemerkte ein Notarmer, dem man vorwarf, er sei ein Schnapser: Nein, ich bin es nicht; wenn ich einen Schoppen Schnaps getrunken habe, so habe ich genug. Welche Folgen!.... Was hilft ein voller Beutel, wenn er ein großes Loch hat, was das Sparen und die Wolthätigkeit, wenn man durch Schnappsbrennen die Hilfsbedürftigkeit immer größer macht? Was die bedeutenden Einnahmen für Ohmgeld und Brennpatente, wenn das Armenbudget der Gemeinden und des Staates immer größer wird?" Aus demselben Kanton berichtet ein Anderer: „Der Staat kümmert sich wenig um die Kirche, hilft ihr nicht. Nicht nur wird allen Nicht-Kirchlichen jede Leichtigkeit gegeben, welche Civilstands-Register mit sich bringen — sondern alles, was die Kirche beschließt und wünscht, wird vom Staate gar nicht beachtet. Es wird für Sontagsheiligung von der Synode aus gewirkt, aber die Truppen marschiren fort und fort, die Staatsbahn macht Vergnügungstrains nach wie vor. — Es wird gegen den Religionsunterricht am Seminar, durch Herrn Langhans erteilt, protestirt: er wird wiedergewählt. — Es wird ein positiv bibelgläubiger Professor an der theologischen Fakultät angestrebt, es werden Männer vorgeschlagen, deren Besoldung man übernehmen will: der Staat weist es ab." Uebrigens wird in diesem Kantone durch freie Liebesthätigkeit Vieles gewirkt. Ein Privatseminar für Lehrer haben sie schon; ein christliches Privatgymnasium wenigstens mit einem Progymnasium begonnen. „Das ist mein ceterum censeo," bemerkt Herr von Lerber in einem geistreich die Sache empfehlenden Aufsaz im Correspondenzblatt, „ein Gymnasium muß entstehen, wenn wir nicht über kurz und lang in dem allgemeinen Aufruhr gegen Gottes Wort mit untergehen sollen. Die Gründer wünschen besonders, dem Bibelstudium seine gebührende Stellung im Unterricht wiederzugeben. „Glauben wir eigentlich," rufen sie, „daß „ „Gott geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, daß Himmel und Erde vergehen werden, aber kein Titel noch Jota vom Gesez; daß die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben vom heiligen Geiste,"" glauben wir eigentlich, daß die Bibel in ihren 65 Büchern das Wort Gottes, die Staatsgesezgebung des Gottesreiches, das Lagerbuch, die magna charta und die ewigen Grundrechte der Menschheit, die authentischen Annalen der Reichsgeschichte Gottes enthält? daß sie eine Encyklopädie göttlicher Gedanken ist? Glauben wir, daß sie das Vademecum zur Seligkeit, daß sie Jesum Christum selbst enthält? Auf dieser Grundüberzeugung soll die Anstalt gebaut sein." Bereits ist dieselbe im Gang. Tüchtige Lehrer sind angestellt, Schüler vorhanden. — Aus den übrigen reformirten Kantonen heben wir nur Einiges hervor:

In Appenzell a. Rh. ist noch immer viel kirchlicher Sinn, aber auch gründliche Abneigung gegen Conventikelwesen und dgl. Die Kirche ist weitgehend in den Händen des Staates, dessen Bemühung für Sontagsheiligung Anerkennung verdient. Etwas von alttheokratischer Art findet sich hier noch immer. Richtig bemerkte der Kirchenfreund neulich: Man lese das Gesez über den Eidschwur, dort besonders die Belehrung über des Eides Bedeutung, — wie viele gesezgebende Korporationen auf Erden hätten im Jahre 1859 ein solches Gesez noch angenommen, wie unsere Landsgemeinde es gethan hat, ein Gesez, in welchem es z. B. von demjenigen, der falsch schwört, wörtlich so heißt: „Er schwört, als ob er spräch: Der Name Gottes und unseres Heilandes sollen mir nimmer zu Hilf und Trost gereichen zu der Zeit, wenn sich Sele und Leib von einander scheiden; oder als ob er spräch: Die Gnade Gottes, das Erlösungswerk Jesu Christi und die Kraft des heiligen Geistes sollen an mir armen Sünder ganz entzogen und verloren sein. Endlich der falsch schwört, der redt, als ob er spräch: Als ich heut falsch schwöre, also mache ich mich schuldig dieses Urteils, daß meine Sele, die bedeutet wird durch den vierten Finger, und mein Leib, der bedeutet wird durch den fünften Finger, geschieden werden sollen von der Gemeinsame aller Heiligen und beraubet werden der erquicklichen Anschauung unsers Herrn Jesu Christi immer und ewiglich."

Aus St. Gallen wird berichtet, daß sich dort immer mehr Trennung von Staat und Kirche anbahne, Civilstandsregister eingeführt werden u. s. w. Im Uebrigen sucht sich die freie evangelische Liebesthätigkeit Bahn zu brechen, vertreten vor allem durch die evangelische Gesellschaft.

Schaffhausen erfreut sich noch immer einer heutzutag seltenen religiösen Uebereinstimmung in den Kreisen der Geistlichkeit, welche, so klein sie der Zahl nach ist, viele bedeutende Kräfte hat; lezten Winter wurden Vorträge abgehalten, von denen einige wirklich trefflich gewesen sein sollen, z. B. von Pfarrer Beck: Sebastian Bach und seine Passionsmusik, von Pfarrer Frauenfelder: Ueber das Ethische im Christentum, von Helfer Schenkel: Ueber die Leben Jesu von Strauß und Renan.

Aus dem Thurgau erschien eine neue Lebensbeschreibung von Zwingli. (Leipzig. Salomon Hirzel 1867. Erster Band.) Verfasser ist Dekan Mörikofer in Gottlieben, welcher früher schon Bilder herausgab aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. Er schreibt sauber und nett. Sein Buch bemüht sich zu zeigen, daß der damalige Zustand des Vaterlandes gerade einen solchen Reformator nötig machte, wie Zwingli war, entspricht aber sonst der in der schweizerischen Kirche gangbaren Auffassung Zwinglis.

Aus dem Aargau wird berichtet: Die offizielle Kirche will eine Volkskirche sein. Sie hat eine freigewählte Synode, der die Geistlichen nicht von Amtswegen angehören. Doch hat das Volk mehr kirchlichen Takt gehabt, als die Gesezgeber, und meist seine Pfarrer darin gewählt. — Wenn einmal tiefer greifende Fragen zur Sprache kommen, so wird es nicht ohne heftige Kämpfe ablaufen. Neben einer großen Zahl moderner Pfarrer in unserem Kanton sind noch viele evangelisch gesinte Geistliche — und wo Evangelium gepredigt wird, sind noch immer viele Zuhörer.

Aus Glarus verdient bemerkt zu werden, daß unter den 189 Geburten, welche voriges Jahr in der evangelischen Gemeinde

des Hauptortes vorkamen, keine einzige uneheliche war. Wo giebt's gegenwärtig noch eine Gemeinde von ähnlichem Umfang, welche das Nämliche von sich sagen könte?

In Graubündten wird über großen geistlichen Schlendrian geklagt. In der Geistlichkeit gewinne die negative Richtung die Oberhand, im Volk herrsche Gleichgültigkeit, welche durch das Wirtshausleben verstärkt werde. Eine kleine Anzahl gläubiger Geistlicher thut ihr Möglichstes, dem Lande das positive Christentum zu wahren.

In Genf fand im Mai die Integralerneuerung des Consistoriums statt, d. h. des leitenden Vorstands der Genfer Nationalkirche, welcher nur auf 4 Jahre gewählt wird. Wahlfähig sind alle protestantischen Genfer, „welche die organischen Formen der Kirche von Genf anerkennen", d. h. das allgemeine Stimrecht für die Wahl der Pfarrer und des Consistoriums. Von ungefähr 9000 Stimberechtigten beteiligten sich nur 400 bei der Wahl, welche dann freilich in kirchlichem Sinne ausfiel.

Im Waadtland klagt die Nationalkirche nicht sowol über Unglauben und Freigeisterei im Volke, als über Gleichgiltigkeit und Leichtsinn, Trunkenheit und Liebe zum Luxus. Das bessere Element in ihr wünscht dringend, daß sich die freie Kirche ihr wieder einfügen möchte als ein bleibender Sauerteig. Die freie Kirche habe der Lehrkräfte fast zu viel für eine Zahl von 4000 bis 5000 Gemeindegliedern, während die Nationalkirche ihre 180,000 Selen in 142 Kirchdörfern kaum auf's Notdürftigste könne versorgen lassen.

Aus Neuenburg hört man immer noch Gutes. Von 50 bis 70 Geistlichen soll nicht einer rationalistisch sein. Die theologische Jugend Neuenburgs bildet sich unter der Leitung Godets, und sucht dann weitere geistliche Nahrung auf deutschen Universitäten, besonders Tübingen, Göttingen, Berlin. Segensreich wirken auch tüchtige Laien in Neuenburg, ganz besonders a. Staatsrath von Rougemont und der liebenswürdige Autor der „Voyage en Terre Sainte" Felix Bovet. Einige Zeit wirkte in Neuenburg auch der jezt nach Lausanne übergesiedelte geistreiche Philosoph Charles Setretan, dessen „Système de la liberté" zwar nichts weniger als orthodox ist, aber dennoch in vielen Punkten dem christlichen Standpunkt nahe komt, und verschiedene sehr zu beachtende Anregungen dem christlichen Denker liefert, jedenfalls auch verdienen würde in Deutschland gekant zu werden.

Von der katholischen Schweiz vielleicht später.

Der „Kirchenfreund" als Organ der gläubigen Richtungen in der Schweiz, dessen Gründung ich einst berichtet, erfreut sich schon eines ziemlich bedeutenden Leserkreises. Er wurde von Güder eingeführt mit den Worten: „Es handelt sich jezt nicht um Unterschiede, um Richtungen, welche sich wechselseitig ergänzen und corrigiren, sondern um unversöhnliche Gegensäze. Um was sich die Väter oft heftig gestritten, das sind wahre Kleinigkeiten dagegen. Zwei vollständig ausgebildete, sich ausschließende Welt- oder Gesamtanschauungen, die genau genommen auf keinem Punkte und in keinem Worte zusammenstimmen,

stehen einander gegenüber und werden den Gemeinden empfohlen, die biblische und die sogenante moderne." So sehr nun die Haltung des Kirchenfreundes im Allgemeinen Anerkennung verdient, läßt sich dennoch nicht läugnen, daß er für theologische Leser zu wenig, für ein weiteres Publikum aber zu viel voraussezt. Er war ursprünglich für weitere Kreise gebildeter Christen bestimt, aber er ist dafür viel zu viel theologisch gehalten.

Die schweizerische Predigergesellschaft wurde dieses Jahr in Glarus abgehalten. Professor Schulz in Basel hielt die Antrittspredigt über 1. Cor. 9, 16—23, Pfarrer Ritter in Schwanden eröffnete die Verhandlungen als Präsident. Erstes Thema: Die Glaubensfreiheit. Referent Pfarrer Zwicky in Obstalden. Zweites Thema: Der jetzige Stand der Ehgesezgebung in der Schweiz. Referent: Antistes Metzger in Schaffhausen. Bei Behandlung der ersten Frage kamen nur wenige neue Gesichtspunkte vor, bei der zweiten wurde das Wünschenswerte einer Vereinfachung in den Formalitäten bei Abschluß von Ehen aus verschiedenen Kantonen betont. — Die Zahl der Besucher war nicht sehr groß.

In Baden fand wie gewohnt eine Versamlung christlich gesinter Theologen und Laien statt, eine Zusammenkunft, welche gewöhnlich von Segen begleitet ist. Doch kamen diesmal die separatistisch gerichteten Elemente und die mehr der Staatskirche günstigen Geistlichen etwas hart aneinander. Ueberhaupt ist man in den Kreisen der Gläubigen über die Möglichkeit, Wünschbarkeit und auch Notwendigkeit einer Freikirche sehr verschiedener Ansicht.

Zum Schluß noch zwei kirchliche Kuriosa. Die evangelische Gemeinde im katholischen Kanton Luzern hat beschlossen, daß Katholiken, welche sich beim Pfarramt oder beim Vorstand zum Uebertritt in die protestantische Kirche melden, abgewiesen werden sollen, weil die Gründe zum Uebertritt von einer Confession zur andern selten auf rein religiöser Ueberzeugung beruhen, und weil man den katholischen Mitbürgern beweisen wolle, daß man die Proselitenmacherei weder begünstigen noch irgendwie unterstützen wolle. Man erwarte von der andern Confession dieselbe Lojalität!

Aus Bern wird erzählt, die ökonomische Gesellschaft des Amtsbezirkes Laupen habe vor einiger Zeit beim Regierungsrath den Antrag gestellt, er möchte mit Energie dahin wirken, daß die gesezlichen Bestimmungen, welche für die Taufhandlung die Beiziehung von Taufzeugen vorschreibt, aufgehoben werde, um der mit diesem Institut verbundenen Sitte der Taufmalzeiten radikal zu steuern! Der Nationalreichtum wird dadurch, wie die edle Gesellschaft meint, zu Grunde gerichtet.

Solche absurde Geschichten erheitern mitunter den Ernst der kirchlichen Lage.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 13. November. № 91.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

III. (Schluß.)

Unter den Schülern Eckhart's sind Tauler und Suso die ausgezeichnetsten. Beide sind noch tief verwickelt in des Meisters speculative Weise; aber ihre eigentliche Bedeutung liegt nach einer andern Seite hin. Bei Tauler überwiegt die praktische Rücksicht auf die Gestaltung des christlichen Lebens; er macht die Mystik mit ihren reineren ethischen Anschauungen fruchtbar für die sittliche Gesinnung. Suso in anderer Weise wird der Apostel der Innigkeit, der Gefühlswärme, und in zarter Schwärmerei widmet er sein durch harte innere Kämpfe erprobtes Leben dem thätigen Dienst der Liebe, besonders die Gemüter der Frauen ergreifend durch die Lebhaftigkeit seiner Phantasie. Aber auch außerdem ist uns eine große Menge von Namen überliefert von Schriftstellern ähnlicher Richtung, manches Einzelne von bekanten und unbekanten Verfassern ist uns erhalten, ein Beweis, daß diese Literatur unglaublich umfassend und nachdauernd war. Wörtliche Auszüge aus Eckhart's Schriften, mehr oder minder systematisch die Hauptlehren des Systems zusammenfassend, eigene Bearbeitungen einzelner Punkte in des Meisters Sinn, fast immer in religiösem Geiste den speculativen Ungestüm mildernd, sind uns erhalten. Die berühmteste dieser Schriften ist die vor dem Jahre 1400 geschriebene „deutsche Theologie". Sie enthält nichts, was sich bei Eckhart nicht auch fände; aber Vieles, worauf Eckhart Wert legt, ist hier hinweggefallen. Das Interesse ist nicht mehr das einer kühnen Gnosis, sondern einer in Gott begründeten Anschauung der Welt und des eignen Herzens, und darum herscht hier die Unbekümmertheit um alle Consequenzen, die nicht unmittelbar das Heil der Sele, sondern nur den Drang des Erkennens angehen. In Folge dessen zieht die Schrift überall den milderen Ausdruck vor, und die Polemik gegen die Ueberschreitungen Eckhart'scher Lehren wird kräftig geübt. Wie bei Tauler und Suso ist der Boden, auf dem dies Büchlein steht, ein enger Anschluß an die bestehende Kirche und selbst an ihre äußeren Bräuche, wo es nicht grade notwendig scheint, die Freiheit des Gewissens gegen sie zu verwahren. — Aufs Heftigste eifert, zum Teil gegen Eckhart selbst, zum Teil gegen Misverständnisse seiner Lehre der fromme Ruysbroek; aber seine Schriften zeigen nichtsdestoweniger denselben Einfluß der Lehren Eckhart's, die er bis in ihre Ausschreitungen vorträgt. Ruysbroek mit seiner Neigung zu psychologischer Reflexion und Contemplation nähert sich wieder der Art der romanischen Mystik; aber aus Eckhart's Schule hat er so viel behalten, daß der Kanzler Gerson ihm die falsche Vergötterung der Sele nicht mit Unrecht zum Vorwurfe machen konte.

An diese einzelnen Männer schließt sich nun eine große populäre Bewegung. Den ganzen Rhein entlang waren die „Gottesfreunde" verbreitet; so nanten sie sich im Gegensatze zu den Knechten der Werke. Suso, Tauler waren Häupter dieses Vereins; aber daneben sammeln sich um Einzelne, selbst um Laien, wie den Straßburger Rulman Merswin, wie den geheimnisvollen Nicolaus von Basel, kleinere oder größere Kreise. In diesen Vereinigungen ist mehr von einem Leben des Gebetes, als von Metaphysik die Rede, und aus den Anregungen, die man von Eckhart empfing, blieb allein eine reinere sittliche Anschauung und die Befreiung der Gewissen übrig. Diese Gottesfreunde sind durch keine Ordensregeln verbunden, unterschiedslos Geistliche und Laien, Klosterleute und Weltgeistliche, Adlige und Geringe. Sie sind zusammengehalten durch gemeinsame geistliche Gesinnung, durch persönliche Frömmigkeit; die Lehre, auf der sie sich erbauten, ist in Ermangelung des Schriftwortes die mildere und von speculativen Auswüchsen freiere, aber dafür mit manchem Schwärmerischen versezte Mystik Eckhart's und seiner Schüler. Wegen ihres lebhafteren religiösen Bedürfnisses, ihres stillen und heiligen Lebenswandels werden sie von Zeitgenossen zu den Begharden gezählt, deren bessere und christlich reinere Anhänger sich in dieser mystischen Richtung fortgesezt zu haben scheinen, während ihre ausschweifende und pantheistische Tendenz in den Auswüchsen der Mystik neue Nahrung fand. Bei den eigentlichen Gottesfreunden zeigen sich wol Spuren überspanter Andacht und visionärer Schwärmerei; aber von offenem Pantheismus und sträflichem Antinomismus haben sie sich frei gehalten. Die Betrachtung des Leidens Christi, die Liebe zum beschaulichen Leben, das Vertrauen auf Christi Verdienst allein, die Begierde nach unmittelbarem persönlichen Umgang mit Gott, die Abwendung von der Welt und die Klagen über das Verderbnis der Geistlichen und Laien, Bußpredigt und Fürbitte, Lehre und Werke der Liebe — das sind die gemeinsamen Zeichen und Züge in dem Verein der Gottesfreunde. Auf dem Boden der Kirche blieben sie stehen, und an ihren Ordnungen und Uebungen hielten sie fest. Ihre starren Formen beseelten sie durch persönliche

Frömmigkeit, durch ein gottgeweihtes, beschauliches Leben. Man könte sie die Pietisten des 14. Jahrhunderts nennen, wenn nicht das Gefühl des Sündenelends und die Gnadenwirkungen im Pietismus ebenso kräftig hervorträten, wie sie hier im Hintergrunde bleiben. Es war im Wesentlichen eine Wirkung dieser mystischen Bewegungen, wenn ein Zustand eintrat, wie ihn der Dominicaner Johannes Nieder noch im 15. Jahrhundert beschreibt: „Es ist in Deutschland eine lobenswerte Sitte vieler Leute von beiderlei Geschlechtern, nicht etwa blos geringen Standes, sondern auch bei den Hohen und Vornehmen, wenigstens einmal am Tage zu einer Stunde die größte dem menschlichen Geschlechte erwiesene Wolthat, das Leiden Christi, zu betrachten und bei sich zu wiederholen, um in Folge dessen Gott wolgefällig zu werden, das Kreuz dieser Erde geduldiger zu tragen und die Tugenden leichter auszuüben." Frömmigkeit und evangelische Erkentnis kann nach allen Zeugnissen im südlichen und westlichen Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert nicht selten gewesen sein. Capito, der Reformator von Straßburg, berichtet: „In deutscher Nation bei alten Laien ist der Same der ächten evangelischen Lehre allerwege gewesen und geblieben. Wie ich Manchen in meinen kindbaren Jahren habe reden hören, dessen ich mich jezt verwundere; dazumale aber verstand ich's nicht, wohin es abziele."

Von gleicher Wirksamkeit war eine andere Richtung, die sich an Ruysbroek anschloß mit mehr ascetischem und praktischem Charakter. Ruysbroeks Zeitgenosse und Freund, Gerhard Groot, ward der Begründer des Vereins der Brüder des gemeinsamen Lebens, der sich besonders der Verbreitung christlicher Erkentnis und dem Unterrichte der Jugend widmete. Abneigung gegen alle Wissenschaft, die nicht unmittelbar dem Heile der Sele dient, ernste Bußpredigt, das Streben, die Schrift in der Volkssprache Jedermann zugänglich zu machen, der Grundsaz, daß Arbeit das beste Schuzmittel der Sele sei, daß man nicht *in* der Welt, aber *für* die Welt zu arbeiten habe, das Alles bezeichnet die Eigentümlichkeit dieser Richtung. Die Häuser der Brüder des gemeinsamen Lebens erwuchsen bald zahlreich in den Niederlanden und im nordwestlichen Deutschland; mit ihnen entstanden Schulen und dehnte sich eine Bildung aus, die bald nicht blos Geistliches, sondern auch Weltliches in ihren Gesichtskreis zog und dem Humanismus vorarbeitete. Die Mystik, wie sie sich in diesem Vereine gestaltete, charakterisirt sich am besten in der Gestalt des Thomas von Kempen, des Verfassers jener berühmten Erbauungsschrift „von der Nachfolge Christi." Da ist jene hohe mystische Speculation bis auf geringe Spuren und entfernte Nachklänge verschwunden. Dafür tritt nun eine milde Jesusliebe ein, ein zartes und andächtiges Sichversenken in das Leiden des Herrn, eine mäßige und stille Contemplation, die mit ihren Nachwirkungen das ganze Leben durchstrahlt. Von der reineren evangelischen Lehre der früheren Mystik fällt Thomas zwar mehr in das Katholische zurück; die Richtung auf die romanische Mystik, die schon Ruysbroek eingeschlagen hatte, sezt Thomas weiter fort und gibt eben deshalb Vieles von den eigentümlichsten Vorzügen der deutschen Mystik auf. Sein Standpunkt ist ein idealisirtes Mönchstum, die Werke verklärt durch die Liebe, die Liebe nicht blos die heiligende, sondern auch die rechtfertigende Macht. Aber selbst mit seinem heißen, durch die Formen der Kirche nicht zu befriedigenden Liebessehnen weist Thomas auf die Reformation hin. Und zugleich wurde in diesen mehr auf das praktische Christentum gerichteten Kreisen das große Problem von Gnade und Freiheit zuerst im Sinne des Paulus und Augustinus behandelt. Aus der Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens sind die beiden bedeutendsten unter den reformatorischen Theologen vor Luther hervorgegangen: Johann Pupper von Goch und Johann Wessel, von denen besonders der Leztere die mystisch-speculativen Elemente in biblisch-verklärter Form in sich aufgenommen hat. Aber wie groß ist doch hier der Fortschritt zur Reformation hin! Die neu auflebenden Studien des Altertums und der alten Sprachen haben die Forscher von der alten allegorischen Schrifterklärung unabhängig gemacht, und in ganzer Erhabenheit trat diesen tiefsinnigen Männern der wahre Sinn der Heiligen Schrift mächtig entgegen. Davon zeugten sie dann, und sie zuerst versuchten eine Theologie rein auf der richtig verstandenen Heiligen Schrift aufzurichten. Die Mystik aber hatte ihnen die Sehnsucht geweckt, das Bedürfnis rege gemacht und die Augen erleuchtet. Hier fand Luther seine eigene Lehre vorgedeutet; es schien ihm selber, er lehre nichts, als was bei Wessel schon zu finden sei. Die Mystiker hatten noch in der Kirche bleiben, die Wahrheit in dem richtigen Verständnis der Principien der Kirche suchen können; sie hatten gehoft, das Heil einer Reformation könne aus dem Schoße der Kirche selbst erwachsen. Das klägliche Scheitern der Reformationsbestrebungen, welche im 15. Jahrhundert auf den Concilien von Kostnitz und von Basel innerhalb der Kirche selbst hervorgetreten waren, ließ an einem Heile, das aus dem Schoße der Kirche selber kommen könte, vollständig verzweifeln, und Alles in Deutschland wurde in die Opposition gedrängt. In dieser stand innerlich auch Staupitz, einer der Ausläufer jener Richtung. Aber Luthers Entwicklungsgang hat er nicht mehr mit durchzumachen vermocht. Bis zu seiner Bannung durch den Papst hofte auch Luther noch, mit seinen Grundsätzen und einem biblischen Christentum im Schoße der allgemeinen Kirche Raum für sich zu finden; seitdem mußte er darauf denken, ein neues Haus für die wahre Lehre zu bauen und die alte Kirche außerhalb der römischen zu finden, in welcher weder Gottes Wort noch die Sacramente im rechten Sinne verwaltet wurden. Als ihm dann die Gestalt, welche die mystischen Gedanken in den Stürmen des Zeitalters annehmen mußten, bei Karlstadt und den Wiedertäufern entgegentrat, da hat er sich auch von der Mystik losgesagt.

Durch die ersten Entwicklungen der reformatorischen Kirchen war die Mystik mehr zurückgewiesen, als überwunden. Eben deshalb hat sie auch über die Reformation hinaus fortgewirkt, und ihren fruchtbarsten Boden hat sie innerhalb des Luthertums und der deutschen Kirche gefunden, also gerade da, wo das entgegengesezte Princip zu seiner vollkommensten Entwicklung ge-

kommen ist. In die Gestaltung der lutherischen Dogmatik selbst hat sie wenig eingegriffen; mit dem Ostandrismus war die Mystik im Princip abgelehnt, wo sie sich auf dem Boden des kirchlichen Dogmas geltend machen wollte. Es blieb ihr nur die Stellung neben der Kirche als ein eigenartiges Element des Glaubenslebens, und so lange die Thätigkeit der Kirche noch im Wesentlichen in der Vollendung des dogmatischen Systems bestand, konte die Mystik nur nebenher als Mittel der Erbauung und Anregung zur Andacht Einzelne ergreifen, die damit wenigstens nicht im lebendigen Entwicklungsgange der Kirche standen, wie Sebastian Franck, oder in eine der Kirche feindliche Stellung gedrängt wurden, wie Schwenkfeld, Weigel. Als nun die erste Aufgabe der Kirche, die Fixirung des Dogmas, gelöst war, und nunmehr das innere Leben des Glaubens über der äußeren Rechtgläubigkeit vernachlässigt wurde, als eine unfruchtbare und in ihrem Tone verwerfliche Polemik fast das vornehmliche Lebenszeichen der Kirche wurde, da fand die Mystik der Einseitigkeit des kirchlichen Zustandes gegenüber den rechten Boden für ihre Wirksamkeit. Zunächst in der Form persönlicher Frömmigkeit, mit mehr oder minder offenem und bewußtem Anschluß an die Mystiker vor der Reformation, besonders an Tauler und die „deutsche Theologie", begann sie eine kräftige Reaction gegen die einseitig dogmatische Richtung, gegen die Auffassung des Glaubens in blos historischem Sinne als der Verstandesüberzeugung von den dogmatischen Lehrsätzen. Diese protestantische Mystik aber hat keine tiefere Verwandtschaft mit der vorreformatorischen. Es fehlt ihr der speculative Trieb und das Bedürfnis des Erkennens; das Schriftprincip des Protestantismus gestattet demjenigen, der auf dem Boden der Kirche stehen will, nicht jene unabhängige Bewegung des Gedankens neben und über den Thatsachen der Offenbarung. Die Mystik diente, die Innerlichkeit und Innigkeit des religiösen Lebens an die Spitze zu stellen. Es vertrug sich wol damit, daß man gegen die feinen Grenzlinien der Dogmatik gleichgiltiger wurde, aber nicht, daß man dem lutherischen Dogma im Princip widersprach. Die Anregungen, die man der Mystik entnahm, um einen in der Liebe thätigen Glauben zu beleben und die bloße Verstandesüberzeugung in eine innige Versenkung in den Schaz der Heilsgüter umzuwandeln, verschmolzen sich dann mit den Einflüssen der reformirten Kirche bei Spener und dem Pietismus. Zugleich erwachte von Neuem der eigentlich speculative Trieb, der in dem Zeitalter von Jacob Böhme bis auf Leibnitz zu manchen schwärmerischen Ausschreitungen führte, die als solche auf das Leben der Kirche selbst ohne Einfluß blieben. Jacob Böhme nahm die nur halb verstandenen Eckhart'schen Gedanken wieder auf, versezte sie aber mit seiner cruden naturphilosophischen Doctrin, welche so tiefsinnig als unklar das ganze Reich der Natur in Symbole des geistigen Lebens umdeutete. Die mystischen Paradoxien wiederholte in poetischer Form der geistreiche und liebesinnige Angelus Silesius, auf Tauler und vorzüglich auch auf Eckhart zurückgehend. Geschichtliches Studium der älteren Mystik verband mit tiefer mystischer Geistesrichtung Gottfried Arnold, der lezte eigentliche kirchliche Mystiker Deutschlands. So bildete sich eine Kette der Tradition, welche die Grundgedanken der Mystik lebendig erhielt und sie in den Liedern und Erbauungsschriften der Pietisten, freilich in wenig principieller Form, zum Gemeinbesitze der deutschen Kirche machte.

Aber noch in einer andern Form hat die deutsche Mystik eine mächtige Wirksamkeit bewährt. Zu einem speculativen Systeme war sie weiter fortgebildet worden zuerst von dem berühmten Cardinal Nicolaus von Cusa, dem deutschen Philosophen, der es von seinen abweichenden Grundsätzen aus so treflich verstand, sich in das römisch-kirchliche System hineinzupassen. Er verdankte seine Anregungen zum Teil unmittelbar den Schriften Eckhart's. Am nächsten an Cusanus schloß sich der Naturphilosoph Giordano Bruno an, der in widerkirchlichem und widerreligiösem Geiste die Lehre desselben popularisirte. Nun scheinen oft solche Keime still in der Erde zu schlummern, bis sie, wenn die Zeit günstig ist, auf einmal wieder lebendig sich erweisen und neue Sprossen treiben. In Deutschland löste das Zeitalter des Rationalismus den siegreich gewordenen Pietismus ab. Kritik zu üben am Ueberlieferten und ein in Werken der Liebe thätiges Leben über die dogmatische Ueberzeugung zu stellen, hatte der Pietismus gelehrt. Man ging weiter und kämpfte wider alles Uebersinliche mit den Begriffen des empirischen Verstandes, indem man zugleich in der bürgerlichen Moral den wahren Sinn der Religion fand. In Kant vollendete sich dieser Rationalismus, um schon innerhalb seines Systems durch ein tieferes Eingehen auf die sittliche Grundanlage des Menschen in speculative Gesichtspunkte überzuschlagen. Je mehr diese lezteren Elemente der Denkweise Kant's in der Philosophie seiner Schüler Schiller und Fichte Bedeutung gewannen, desto lebendiger wurden bei diesen besonders auf sittlichem Gebiete die ächten Principien der Mystik. So ist Eckhart's Ethik unter uns wieder lebendig geworden in der Sittenlehre Fichte's. An Giordano Bruno und Jacob Böhme knüpften Schelling und der Katholik Franz von Baader ihre Speculationen über die Natur und das Princip des Bösen in Gott. Nach einer rein begrifflichen Verknüpfung aller Erscheinungen des Natur- und Geisteslebens strebend baute Hegel sein kühnes System der absoluten Idee auf, das in den wesentlichsten Stücken eine vermittelst des logischen Princips der absoluten Negativität in tieferen Zusammenhang gebrachte, rein wissenschaftliche Gestaltung derselben Principien ist, die zuerst Eckhart mächtig dem deutschen Geiste eingepflanzt hatte. Eine äußerliche Abhängigkeit dieser Männer, insbesondere Fichte's und Hegel's, von den Lehren der Mystik ist nicht vorhanden. Als Hegel mit Fragmenten Eckhart'scher Denkweise bekant gemacht wurde, da hat er die Verwandtschaft seiner eignen Lehren mit denen des alten und vergessenen Mystikers freudig anerkant. Die Uebereinstimmung erklärt sich zum Teil durch die nie ganz erloschene Tradition, die sich in unmerklichen Canälen fortzusetzen pflegt, mehr noch durch die Gleichartigkeit der wissenschaftlichen Probleme, die eine gewisse Gleichartigkeit der Lösungsversuche notwendig herbeiführt, am aller-

meisten aber durch die die Jahrhunderte hindurch sich gleich gebliebene geistige Eigentümlichkeit des deutschen Volkscharakters. Wir haben eben in beiden Fällen eine im eminenten Sinne deutsche Philosophie vor uns. Das sind nicht zufällige Gedanken, die uns bei jenen Männern begegnen, wie sie sich wol einer auf gut Glück ausdenkt, wenn er sich hinsezt, um über Gott, Christus und Welt zu grübeln. Daß ein gut Teil der tiefsten Arbeit des nationalen Geistes daran hängt, das beweist einfach der Blick auf die geschichtlichen Zusammenhänge. Auch die Schicksale der beiden Systeme sind bis zu einem gewissen Sinne gleichartig. Eckhart glaubte, ein rechter Sohn der Kirche zu sein und deren tiefstes Wesen auszusprechen; dennoch gibt er unbewußt, der Consequenz des Gedankens und einem uneingeschränkten Wissensdrange folgend, den Boden der Kirche auf. Hegel geht aus von einer der Religion überhaupt fremdartigen Speculation; aber in dem Streben, das Bestehende zu begreifen, sucht er schließlich durch dialektische Gedankenwendungen die Verbindung mit der christlichen Religion wieder zu erreichen. Beide sind über ihr Verhältnis zur christlichen Lehre im Irtum gewesen, beider Lehrweise hat sich als mit dem Christentume unverträglich erwiesen. Ihre Gedanken einfach abzuweisen, damit ist nichts gewonnen. Eine ächte wissenschaftliche Vermittlung des Glaubensinhalts für die tiefere Reflexion ist das unabweisbare Bedürfnis der Kirche. Der römische Papst hat die extremen Lehren der Mystik wol verdammen, aber ihre Wirksamkeit nicht aufheben können. Die evangelische Kirche hat die Fähigkeit und die Pflicht, jedes ächte Element wissenschaftlicher Forschung für den Dienst der Kirche, zur Herbeiführung einer begründeteren Erkentnis der göttlichen Dinge heranzuziehen. Eckhart's Lehre ist für die Weiterbildung des christlichen Bewußtseins von hoher Bedeutung geworden, seit sie durch den Geist frommer und erleuchteter Männer auf ihre wahrhaft religiösen Elemente zurückgeführt war. Die hohe Ausbildung des Gedankenlebens im modernen Deutschland hat auch jezt schon der Kirche Mittel der Vertiefung in ihre Schätze geliefert. Größere Dienste der Kirche noch in der Zukunft zu leisten ist die deutsche Philosophie offenbar berufen und bestimt. Wer aber jede speculative Religionswissenschaft im Princip verschmähen wollte, der wird unbewußt der nominalistischen Ideenlosigkeit in die Hände arbeiten, die auch in diesem Jahrhundert wieder den Realismus der Identitätsphilosophie abgelöst hat, der Ideenlosigkeit, die sich wol zuweilen mit einer äußerlichen Rechtgläubigkeit, aber nicht mit einem wahren, ächten, lebendigen Glauben verträgt. Und wer bei der Speculation sich vor der Scylla des Pantheismus fürchtet, der sehe sich vor, daß er mit der Geringschätzung der Ideen nicht in die Charybdis des Materialismus oder eines stumpfen Buchstabenglaubens gerathe.

Nachrichten.

Die Camminer Pastoral-Conferenz.

Zu der diesjährigen Conferenz hatten sich aus den verschiedenen Gegenden Pommerns, auch aus der Mark c. 80 Geistliche und einige Laien eingefunden. Der erste Tag wurde mit einem Gottesdienste begonnen, in welchem der Seminar-Director Trinius-Cammin die Katechismuspredigt hielt, welche eben an der Reihe war, über das 5. Gebot, klar und eindringlich, und dann das heilige Abendmal von vielen Brüdern gefeiert wurde. Auf den Gottesdienst folgte eine Besprechung über die Stellung, welche die Lutheraner zu dem Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung einzunehmen haben. Dieselbe wurde durch einen ausführlichen Vortrag des Sup. Meinhold über die gegenwärtige Lage der Kirche eingeleitet. Der Redner ging davon aus, daß wir in der lutherischen Kirche Gnadenschätze gegen abschwächende, unionistische u. a. Tendenzen zu wahren haben. Da dürfe sich der Pastor nicht bei der Sorge für die einzelnen Selen und für seine Gemeinde beruhigen, sondern habe mit zu wachen, daß die Ordnungen in der ganzen Kirche gehalten und beobachtet würden. Indem der Vortrag im Weiteren auf die Ereignisse des verflossenen Jahres, die für das kirchliche Leben bedeutsam sind, zurückging, wurde hervorgehoben, wie Hengstenberg's Vorschläge: „Zur Umgestaltung der Kirche in Preußen", ohne Grund auch deshalb für verdächtig erklärt seien, weil er in einem Vortrage über Jakobus, dessen Worten in höherem Maße, als meist geschehen, gerecht zu werden sich bemühte, und weil er in der Rechtfertigungslehre Wege eingeschlagen, auf denen auch wir nicht mitgingen.*) Das berühre aber seine und unsere Kirchenverfassungsgedanken, welche wesentlich übereinstimten, gar nicht. Sodann wurde die „Denkschrift" des Ev. O.-K.-R. erwähnt, die von verschiedenen Seiten die Frage hervorgerufen habe, wer in derselben gezeichnet und verurteilt sei. Die Zeichnung derselben passe auf uns nicht, und doch seien wir gemeint. Es trete ferner als feststehende Thatsache in der Denkschrift und sonst weit und breit die Behauptung hervor, alle Gemeinden in Preußen bis auf 10 — 12 seien der Union rite und rechtsgültig beigetreten. Dagegen müsse von der unbefangenen Geschichtsbetrachtung und Rechtsauffassung die Lage als eine andere angesehen werden, und sei es in der Schrift: „Union und lutherische Kirche" versucht worden, die Rechtslage, wie sie sei, klar darzulegen. Eine Widerlegung von unionistischer Seite sei ih gedroht; doch werde sie dieselbe nicht finden.

(Schluß folgt.)

*) Diese Aeußerung ist dem Herausgeber unverständlich. Mit dem Vortrage des Past. Wetzel weiß er sich, nach dem hier gegebenen Auszuge und dem Resultate mündlicher Besprechung, in Uebereinstimmung, und den von dem Vorsitzenden selbst ausgesprochenen Schlußsätzen stimt er von ganzem Herzen zu. Der Dissensus kann sich also wol nur auf die drei verschiedenen Bedeutungen beziehen, in denen die Rechtfertigung im N. T. vorkommen soll. Das ist aber doch eine Privatansicht des Vorsitzenden, welche die Versamlung sich nicht angeeignet hat. Anm. des Herausg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 16. November. № 92.

Randbemerkungen zur Pariser Weltausstellung.

Als vor zwölf Jahren die Engländer mit der ersten Industrieausstellung vor der Welt debütirten, da war die Basis der Religion im Volksleben freilich schon geborsten und die Ladung religiös-sittlicher Begriffe, welche die Kirche aus dem Mittelalter durch die Reformation in die Neuzeit herübergeführt hatte, zum guten Teile schon in die stürmisch gehenden Fluten moderner Weltanschauung hinabgesunken. Aber Strandgut wurde doch noch ab und zu ans Ufer gespült. Ein Stück vom Strandgute war denn auch wol der fromme Spruch, welcher dazumal über dem Portale des Industriepalastes zu London hängen blieb: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist; der Erdboden und was darauf wohnet.“ Indessen lehrt uns die Erfahrung, daß auch der gesegnetste Strand auf die Dauer die Bedürfnisse der Anwohner nicht deckt, drum wo das Glaubenselement durch die in die Kirche hereindringende Welt aufgelöst wird, da wird je länger je mehr die Glaubensäußerung zu einer seltenen Erscheinung werden und endlich ganz verschwinden. So müßte es dann schon sein, wenn die Kinder der modernen Geistesentwickelung sich zum Volksleben — und das ist das Glaubensleben, denn zeige man uns doch das Volk auf, welches den Verfall seines Glaubens als Volk und in ungeschwächter Kraft überdauert hat — lediglich neutral verhielten. Allein dies thun sie nicht. Vielmehr, um die Glorie des 18. und 19. Jahrhunderts ins rechte Licht zu stellen, müssen die vorauflaufenden Jahrhunderte als Zeiten der Bornirtheit, absichtlicher Volksverdummung und Barbarei einen dunkeln Hintergrund abgeben, welcher mit den schwärzesten Farben angemalt wird. Als Ritter vom Geiste von ehemals gelten jezt jene unglücklichen charakterlosen Talente, die hochmütig mit einer neuen Idee oder Entdeckung vor ihre Zeitgenossen hintreten und doch nicht so viel zähe Ausdauer des Charakters besaßen, um der unaufgeklärten, Anerkennung versagenden öffentlichen Meinung Stand zu halten und sie durch geduldige Demut der Liebe zu überwinden. Darum treten in modernen Trauerspielen die Hutten und Aehnliche als Charakterfiguren par excellence auf, sie heimeln die schwach angelegten Naturen dieses Alters mehr an, als Columbus und Luther, die einen Conflict mit der öffentlichen Meinung durch Glaubens- und Gebetstreue auszutragen wußten. Zu engbrüstig sind ihre Kindeskinder, als daß sie die Luft des heil. Geistes einzuathmen vermöchten, welcher das Herz zu solcher Tugend stählt; ja vor dem Gedanken an die Möglichkeit eines geforderten Opfers, einer Hingabe von dem und jenem, und endlich gar der Selbsthingabe in den starken Willen Gottes schlottern sie inwendig dermaßen, daß sie vor dem Kreuze zurückweichen, als sei's eine züngelnde Natter. Und damit nie wieder ein andrer Galilei Einbuße am Charakter erleiden möge, wenn er vor unwissenden Dominikanern ein wissenschaftliches Axiom widerrufen soll, so muß der Autorität ein für alle Male ein Ende gesezt werden. Welches aber ist die einzige Autorität, die sich nicht antasten läßt, wenn nicht die h. Schrift, aus der alle Fürstentümer und Gewalten auf Erden bisher ihren Rechts- und Besiztitel entlehnten! Und nun ein Bibelspruch am „Tempel der Civilisation“ zu Paris, eine Erinnerung an den Herrn der Welt für die Herren der Erde, welcher Anachronismus, ja welche Lästerung der Menschenherlichkeit würde das sein!

Ja das Land, da Lot und Abraham, Welt und Gottesreich seither bei einander wohnten, wird je mehr und mehr enge und vermag die beiden schwer neben einander zu tragen. Und die Unmöglichkeit solches Zusammenseins wird sich dann völlig klar herausstellen, wenn der Geist der Welt, wie er es zu thun im besten Zuge ist seine Weisheit zum universellen System, sich selbst zur Persönlichkeit, dem heiligen Geiste gegenüber, zusammenzufassen trachten wird. Wer in der Schrift Bescheid weiß, der erkent in solchem Bestreben die Signatur der lezten Zeiten. Vielleicht, um die Zwecke der Gegenwart nicht unerfüllt zu lassen, entschlägt man sich der Grübelei über eschatologische Weissagungen; aber den dieser Zeit so recht tief eingewurzelten Trieb zur Bildung eines Weltreichs darf Niemand übersehen, so wenig wie wir den immer deutlicher sich gestaltenden Zug zur Hervorbringung des Antichrists als das Ziel der zeitlichen Entwickelung aus den Augen verlieren können. Auf dem Wege aber zu diesem Ziele ist der Pariser Industriepallast ein Meilenstein, wichtig genug, daß auch der Christ davor stille stehe und nachsehe, wohin der Zeiger an der Weltuhr weiset.

Was ist das Wesen der Welt? Man kann sich die Welt begrifflich gar nicht einmal vorstellen, außer in Beziehung auf den dreieinigen Gott. Während der Glaube einen Teil der Menschen in Abhängigkeit stellt von ihm, der sich in dem Dop-

pelgebiete von Natur und Gnade geoffenbart hat, nimt der andere Teil, ohne Glauben, eine Rückenstellung gegen ihn ein; doch aber ist selbst diesen der lebendige Gott eine Notwendigkeit. Ohne ihn, den Alten der Tage, der da ist und war und sein wird, wäre ihre Stellung im Ganzen des Universums gar nicht darstellbar, das Weltwesen, will ich sagen, würde nicht einmal eine Scheinexistenz haben, wo es sich nicht als Gegensaz zu den göttlichen Ideen beschreiben und darstellen ließe. In sich selbst betrachtet ist die Welt eine Blume, deren Herlichkeit vergehet und wie ein flüchtiger Schatten dahineilt; ihre Spitzen, ihre Götzen, sind, nach des Propheten Wort, Nichtse. So existirt sie denn nur im Kampfe und durch den Kampf gegen das Bleibende, d. i. Gott und sein Wort; dessen Befehdung ist die allereigenste Lebensäußerung der Welt, von der sie so lange nicht wird lassen können, als sie Welt bleiben will. Daher denn aber auch alle ihre Begriffe und Werke in die Carrikatur gezogene Nachahmung heiliger Erkentnis und göttlichen Schaffens sind.

Der Mechanismus in der Darstellung, das ist die geistige Kraft der Neuzeit; ein Protest gegenüber dem bunten und krausen Treiben und Austreiben der lebendigen Schöpfung und dem organischen Leben des geschichtlichen Gebietes. Durch den Besiz der mechanischen Fertigkeit ist das Jahrhundert Außerordentliches zu leisten befähigt, so im Gruppiren und Nivelliren, wie im Nachahmen und Nachbilden; Eigenart aber und Character und organische Bildung ist sein Schoßkind nicht. Denn um dies alles zu erlangen, dazu gehört Demut und Geduld. Demut in der Beugung unter etwas Gegebenes, vom Menschenwillen Unabhängiges; Geduld im Ringen mit dem Widerstrebenden, was man schließlich nur um den Preis eigner geistiger Umbildung überwindet. Dies mechanische Zeitalter kann nur rechnen und arbeiten mit dem „Rohstoff", dem willenlosen, der sich den Willen oder auch die Laune des Meisters widerstandslos aufprägen läßt. Was Wunder also, daß dem mechanischen Principe im Handeln als moderner Glaubensgrundsaz der Materialismus entsprechen muß, die Vergottung des Stoffes, der ja dem Kinde des Jahrhunderts Wagen und Pflug, Kern und Stern aller Existenz ist. Nun besteht aber zwischen dem Menschen und seinem Gotte ein eben so unläugbarer, wie unlösbarer Wechselverkehr. Es trägt der Götze die geistige Physiognomie seines Anbeters und das dämonische Wesen andrerseits, welches in dem Götzen beschlossen ist, sprudelt auf den armen Knecht über, welcher ihm die Schleppe trägt. O und unbarmherzig schwingt der Stoff die Geißel über seine armen Unterthanen. Entleert wird durch seine Herschaft der Mensch, die kleine Welt, all der bunten Strahlen, der farbigen Lichter, die der Geist Gottes auch in die sündige Creatur ausstrahlt, wenn sie sich durch Unglauben nicht gegen sein wunderbar Leben absperrt. Von der Frage, der höchsten und besten: „Was muß ich thun, daß ich selig werde", wird die Sele abgetrieben in immer unwirtbarere Gegenden hinein, da nur der eintönge Laut gehört wird: Was soll ich essen, was soll ich trinken, womit soll ich mich kleiden? Selbst die Bildung gilt da nur noch für ein ausgeblasenes Ei, für eine goldne Flitter, dazu bestimt, das verarmte Leben mit gleißendem Scheine zu umhüllen und so den Anstand der Erscheinung zu wahren. Wie blutet das Herz, wenn man den Zug der Erziehung anschaut, und die Reden der Volkslehrertage mit ihrer grimmigen Wut gegen den Geist anhört; wie soll eine Bildung, auf solchem Grunde erbaut, von solchen Grundsätzen getragen, etwas anders sein, als Formgewandtheit, mittelst deren man sich durch diese Welt durchschwindelt, und anstatt ihren Stoff zu verarbeiten, zu Hofedienst bei ihm geht. Ja alle Lebensarbeit wird Schwindel, wenn das leuchtende Auge Gottes nicht mehr dreinschauen soll, welches, durch die Ferne sich durchbohrend, auf dem Grunde der Selen liest; wenn's auch keinen Tag mehr geben soll, welcher die Hüllen abreißt und den „reinen Menschen" wägt, nach dem, was seine Thaten in Ewigkeit wert sind und gelten sollen. Und verlohnt es sich denn wol, um des Gottes Stoff willen so schwere Opfer zu bringen, wie ein solches recht schweres Opfer die Abweisung des geoffenbarten Gnadengottes ist, welcher das viel leichteren Opfer der Sünde fordert, und an diese Forderung den unermeßlichen Segen knüpft, daß nach Beseitigung des Hemnisses der Sünde die Persönlichkeit sich frei entfalten soll zu einem Leben in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, während der Götze des Tages die Herzen mit giftigem Hauche also anbläst, daß sie den glänzenden Schein in jenen goldnen Worten weder erkennen, noch daran warm werden können?

Doch was ist dieser Stoff, dem Tempel gebaut, zu dessen Anbetung wir eingeladen werden? Hat er überhaupt eine Gestalt, daran er sich erfassen läßt, und Füße, darauf er stehen mag? Wie weiland Faust wenden sie unzählige Beschwörungsformeln an, um ihn in seiner schaffenden Glorie herzustellen; bald muß er sich unter den Händen der Adepten aufschwellen lassen zum Elephanten, da führen sie uns auf der Leiter riesiger Zahlenreihen von Stern zu Stern, und überall finden wir ihn wieder, den Stoff, der Alles in Allem erfüllt. Und wiederum setzen sie uns Brillen auf über Brillen und führen den so geschärften Blick zurück bis nahe an das Atom der Urzelle oder des Urschleims, aber das lebengebärende Atom selbst liegt doch noch ein Stückchen Wegs hinter dem Sichtbaren, und für dies Stückchen Wegs, was fordern sie und können sie Anderes fordern, als — Glauben? Ja wo das Fragen nach dem Grunde, der das Größte überragt, nach der Basis, welche das Kleinste trägt, beginnt, da wird unsrer Naseweisheit mit Grobheit geantwortet, und der gröblich uns abverlangte Glaube ist doch viel schwerer zu fassen als der Offenbarungsglaube, sintemal dieser auf der Fülle der Allmacht beruht, jener auf der Ohnmacht des Nichts. Wie der Gott, sagten wir, so seine Creatur. Wer dem Stoffe dient, dem todten, leeren, dessen Kopf wird allmälich jeder lebendigen Idee so baar und ledig, daß er sich mit dem Pudel zufriedengibt und seinem Kerne nicht nachfrägt. Wenn im Mittelschiffe der Pariser Industrie-Kathedrale ja eine Kanzel Plaz

gefunden hätte, von der aus die Scharen der Pilger belehrt werden sollten über dasjenige, „was diese Welt im Innersten zusammenhält", wer hätte sie besteigen können, wenn nicht ein Carl Voigt, um die „ewige Schöpfung" zu predigen, jenes Wunderding, welches dem trocknen Wasser auf's Haar ähnlich sieht? Denn die Schöpfung, das Setzen eines Umfangs, wie kann sie jemals in Verbindung gebracht werden mit der Ewigkeit der „Zeit ohne Zeit?" Und wer wäre geeigneter, für das bunte Leben, das Suchen und die Regungen der Menschenbrust zeitgemäße Erklärungsgründe aufzustellen, als jener Renan, der die wunderbare Erscheinung Christi auf das Halbdunkel psychologischer Krankheitsformen, der Monomanie und Hallucination gründet?

Indessen dem Zeitalter, welches der Ewigkeit verlustig gegangen ist und nun in der Zeit allein für die Zeit lebt, dürfte selbst ein materialistisches Philosophiren langweilig und zeitraubend erscheinen; die Zeit will nur genuzt werden für Erwerb und Sinnengenuß, dies Ziel darf nicht einen Augenblick aus den Augen verloren werden — denn wie ein Strom fahren sie dahin. Diejenigen Fragen, welche in jenen Kreisen allein und dauernd an- und nachklingen, sind die Fragen der Gesellschaft und ihrer Wissenschaft, sind die socialen und volkswirtschaftlichen Probleme.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Wittenberg.

Sie wünschten von mir einen kurzen Bericht über die Jubelfeier des funfzigjährigen Bestehens des Wittenberger Predigerseminars. Hier ist er, und ich erstatte ihn um so lieber, als ich weiß, daß viele Leser der Ev. K. Z. teils als frühere Zöglinge der genanten Anstalt, teils als solche, die eine besondere Teilnahme für dieselbe hegen, auf Nachricht über den Verlauf des Festes warten.

Nach dem mir übersandten Programme waren wir auch zur „Jubelfeier des dreihundertfunfzigjährigen Reformationsfestes" eingeladen, die am 31. Oktober statthaben und durch eine Vorfeier am Abende vorher eingeleitet werden sollte. Beides ist in folgender Ordnung geschehen: Mit der einbrechenden Dunkelheit haben die Glocken der Stadtkirche zu Wittenberg den Gedenktag der Reformation eingläutet. Kurz darauf ein Redeaktus des Gymnasiums im Gymnasialgebäude, um acht Uhr Abends Beichte für die früheren und jetzigen Mitglieder des Predigerseminars, welche Tags darauf zum heiligen Abendmal zu gehen begehrten! Früh sieben Uhr am Donnerstage Festgeläute und Choralmusik von den Thürmen der Pfarrkirche. Eine Stunde später hat der Festgottesdienst in derselben begonnen, bei welchem von Superintendent Romberg, dem zweiten Direktor des Seminars, die Predigt gehalten worden ist. Nach der Schloßkirche, deren Festgottesdienst um elf Uhr seinen Anfang nahm, ist von der Aula des Lutherhauses aus ein Festzug gegangen, in welchem die niederen und höheren Schulen der Stadt, das Seminar, die Geistlichkeit der Stadt und der Umgegend, der Gemeindekirchenrath, das Officierkorps, die städtischen und staatlichen Behörden Wittenbergs vertreten waren. Der Prediger in der Schloßkirche ist Vicegeneralsuperintendent Borgharbt aus Magdeburg gewesen. Auch haben hier viele Festgäste das Sakrament des Altars empfangen. Am Nachmittage und am Abende sind dann noch Gottesdienste in der Pfarrkirche gefeiert worden. Endlich ist Abends acht Uhr auf dem erleuchteten Markte bei den Monumenten Luthers und Melanchthons eine Festfeier veranstaltet worden, durch Festgeläute begonnen und geschlossen, bei welcher Hofprediger Kögel aus Berlin die Festrede gehalten hat.

Freitag den 1. November war es gerade funfzig Jahre her, daß das Predigerseminar in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelms III. war eingeweiht worden. Der zeitige erste Direktor Dr. Schmieder hatte damals, als der erste Zögling, der feierlichen Eröffnung der Anstalt beigewohnt: bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums war er schon drei Jahr Ephorus und zweiter Direktor derselben gewesen. Angesichts dieser Erinnerungen hatten die gegenwärtigen Mitglieder des Seminars es sich nicht versagen können, ihrer Liebe zu ihrem verehrten Lehrer und Seelsorger den Ausdruck zu geben, daß sie ihm am Morgen des Jubeltages einen Gruß in einem Gesange darbrachten und ihn baten, zum Andenken an das Fest einen Kupferstich, das Abendmal von Leonardo da Vinci, von ihnen anzunehmen.

Um zehn Uhr begann die Feier in der sinnig geschmückten Aula des Lutherhauses. Nach einem Einleitungsliede hielt der genante teure Mann, dem es sein Gott also verlieben hatte, im hohen Alter den Kranz von Gold auf die Stirn der Anstalt zu drücken, die dem Jünglinge zu einem bleibenden Segen geworden war, mit jugendlicher Frische des Geistes eine ausführliche Festrede, die sich über die Gründung, die Aufgaben, das Leben, die Leiter und die Zöglinge des Seminars verbreitete. Wir hörten von dem vor funfzig Jahren gesprochenen königlichem Worte: „Das Seminar und seine Zöglinge sollten ihre Bestimmung erfüllen!" von dem Ziele, zur Ordination und zum geistlichen Amte gründlicher durchgebildet und reif gemacht zu werden, von dem brüderlichen Verkehre der in fast klösterlicher Abgeschiedenheit lebenden Seminaristen, von den entschlafenen Vorstehern, Nitzsch, dem Vater, dem unvergeßlichen Heubner, dem trefflichen Sander, dem als Menschen so liebenswürdigen Rothe — an ihn war auch schon Tags vorher in der Schloßkirche erinnert worden und an seine Worte vom lezten Krankenlager: „In einem Sterbezimmer dürfen nie viele Menschen sein, damit die Engel Plaz haben!" und an das andere: „In der mir gehaltenen Leichenrede möge doch nichts vorkommen, wodurch meine Gegner verlezt werden könten!" — wir hörten, wie von den nah an siebenhundert Mitgliedern, welche durch die Anstalt erzogen sind, und von denen schon eine große Anzahl schlafen, die verschiedenartigsten theologischen Berufe ausgerichtet wären, da sowol Generalsuperintendenten und Professoren, als auch Diasporaprediger und Missionare außer den vielen Geistlichen unter ihnen gewesen seien und noch seien. Lob und Dank gegen den Herrn und Segenswünsche für das fernere Bestehen der werten Anstalt schlossen die Rede. Sodann trug Hilfsprediger Schönfeldt, der erste der beiden Ordinaten des Seminars, eine Abhandlung über die christliche Freundschaft vor. Auf sie folgten Begrüßungen durch Vertreter von acht Korporationen der verschiedensten Art. Der Oberkirchenrath, das Consistorium der Provinz Sachsen, die Universität Halle-Wittenberg, das Predigerseminar

zu Herborn in Nassau, der Wittenberger Magistrat, das Gymnasium, das Kreisgericht, das Comité der Berliner Missionsgesellschaft — lezteres mit Hinblick auf die Missionare Kroluzyk und Struve, die einst auf dem Seminar gewesen waren — sie alle sandten Grüße der Liebe und des Friedens und wünschten Heil und Segen für die Zukunft. Den Schluß dieser Feier bildete ein Gebet des Superintendenten Romberg und der Preis des dreieinigen Gottes mit dem Verse: „Lob Ehr und Preis sei Gott" u. s. w.

Wo sind deine Kinder?

Hunderttausend Deutsche und noch mehr gehen jährlich aus allen Gauen Deutschlands nach Amerika, um sich dort eine neue Heimat zu gründen. Dem größeren Teil derselben gelingt es: sie finden, was sie suchen — einen eigenen Heerd und reichlich Brod für sich und ihre Nachkommen. Mit der Auswanderung scheiden sie sich von dem politischen Verbande des deutschen Vaterlandes und können keinen Anspruch weiter auf die Fürsorge der heimatlichen Regierung machen. Viele von diesen entdecken aber erst mit Schrecken, daß sie teure Schätze der alten Heimat dort nur spärlich finden, nämlich die heimische Kirche und die christliche Schule. Sie werden müde von der irdischen Lebensarbeit und hören nicht das Wort vom Heil in Christo zum ewigen Leben und werden nicht zum Sacramente eingeladen und fahren so dahin. Kinder werden geboren, aber in Scharen wachsen sie als Heiden ohne Taufe und christlichen Unterricht auf. Das junge Geschlecht wird groß und tritt in den Stand der heiligen Ehe und hat noch nicht das Recht zum Tisch des Herrn zu gehen. — Und das ist dein Fleisch und dein Blut, das mit dem Anspruch an die heimische Scholle doch keineswegs den Anspruch an die Pflege der heimischen Kirche verloren hat, sondern doch wenigstens so lange darauf rechnen darf, daß die Heimats-Kirche nach ihm fragt, als es noch die Sprache der Heimat redet. Wer muß das nicht anerkennen! Ein jeder Christenmensch, der „nicht mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit liebt", (1. Joh. 3, 18), sagt es: „wir dürfen dieses Geschlechtes nicht vergessen." — Die römisch-katholische Kirche geht ihren Kindern überallhin nach und arbeitet auch in Amerika mit großem Eifer und bekantem Geschick. Die Schar der Secten breitet sich üppig wuchernd aus. Was thut die deutsch-evangelische Kirche? Viele von ihren Gliedern sprechen: „Sollen wir denn auch in Amerika dieser Brüder Hüter sein? Es sind ja kaum unsere Brüder, sondern verlorene Söhne." Ja, Viele sind lose Leute, Gottesleugner und Spötter — sollen sie in Amerika nicht mehr an das Gebet ihrer Jugend gemahnt werden? Viele sind gleichgültig und schläfrig — sollen sie nicht geweckt werden? Viele aber dieser ausgewanderten evangelischen Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika haben sich zu Gemeinden zusammen gethan, und viele dieser Gemeinden haben sich zu Synoden vereinigt, und diese nennen sich Deine Glaubensgenossen — was soll mit ihnen werden? Sie bauen sich, ohne Anspruch auf irgend welche Unterstützung von Amerikanischen Behörden zu haben, Kirchen und Schulen nach heimischer Weise und bitten ihren Gott, daß Er doch immer mehr Arbeiter rechter Art in diesen Teil des Reichsweinberges senden wolle — aber bis jezt ist der Mangel an treuen Knechten des Herrn sehr entmutigend groß, deshalb hat die deutsche evangelisch-lutherische Synode von Wisconsin und anderen Staaten auf ihrer lezten Synodal-Versamlung Ende Juni d. J. beschlossen, den Unterzeichneten mit Vollmacht versehen, allein dazu, daß er diese Not schildere und um Hilfe bitte, nach Deutschland zu senden. Sie bittet durch ihn: Erstens um ausgebildete Prediger, die gleich in die vacanten Arbeitsfelder einrücken können. — Besonders rechnet sie darauf junge Theologen zu gewinnen, die zu diesem wichtigen und lohnenden Missionsdienst hier in Deutschland gleich ordinirt werden können, denen alle kirchliche Behörden auf Wunsch gewiß gestatten werden, nach fünf oder sechs Jahren bewährter Arbeit in den Dienst der heimischen Kirche zurückzukehren. Der Unterzeichnete und Mehrere außer ihm sind so in Gottes Namen nach Amerika gegangen, weil sie den Ruf zu hören meinten: „Komm herüber und hilf uns!" Apostelgesch. 16, 9.

Zweitens um christliche junge Männer nach Art derer, welche in die Missionshäuser gehen, welche hier nach Character und Geistesgaben geprüft und, wenn bewährt befunden, in das „Prediger- und Lehrer-Seminar genanter Synode zu Watertown, Wisconsin" gesandt werden, um dort speciell für den Dienst in Amerika ausgebildet zu werden.

Drittens um reichliche Geldunterstützung zur Förderung solchen Werkes. Denn obwol Amerika ein reiches Land ist, so steht doch der Synode nur wenig Silber und Gold zur Verfügung, weil die Behörden nichts für kirchliche Zwecke thun, im Ganzen genommen die reicheren Deutschen in Amerika sich nicht viel um den Bau des Reiches Gottes bekümmern und deßhalb die Gaben der bestehenden Gemeinden (obwol sie verhältnismäßig reichlich sind) nicht für das ganze Werk ausreichen.

Die genante Synode beruft sich für dies Alles auf die Mahnung St. Pauli Gal. 6, 9. 10: Als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen. Gerade für den Staat Wisconsin und Nachbarschaft ist es jezt die allerhöchste Zeit zu ernstlicher, gründlicher, ausgedehnter Hilfe, wenn die Notstände nicht noch maßloser ausarten sollen. Die vorhandenen Arbeitskräfte genügen längst nicht mehr. — Der Unterzeichnete beabsichtigt bis in den Monat December in Deutschland zu bleiben, um in einigen besonders wichtigen Punkten in Nord-, Mittel- und Süddeutschland persönlich um Hilfe zu bitten. Er wird sich freuen, wenn er von Freunden solchen Werkes auch ausdrücklich eingeladen wird, und will gern thun, was Kraft und Zeit erlauben.

Er bittet, daß ihm die Briefe, welche Anfragen, Anmeldungen, Aufforderungen oder Gaben für dies wichtige Werk der innern Mission enthalten, unter einer der folgenden Adressen zugesandt werden:

p. Adr. Herr Pastor Schroeter, Zellengefängnis, Berlin.
" " Herr Gerichts-Rath Vorberg, Magdeburg.
" " Herr Pastor Vorberg, Lemgo.

Bereitet den Weg des Herrn hüben und drüben und laßt uns nicht müde werden! Der Herr sucht Treue an seinen Haushaltern.

G. Vorberg, Secretair der deutschen ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 92.

Die Camminer Pastoral-Conferenz.

(Schluß.)

Von der „Union" wurden vier Auffassungen, die in unserer Zeit vertreten würden, hervorgehoben.

1. Die „negative Union", bei welcher „Union" die Gleichgültigerklärung sämtlicher Dogmen bedeute, ihre Vertreter seien die Männer der Protest. K. Z., Dr. Krause, Dr. Hanne, die meisten städtischen Magistrate, fast der ganze Liberalismus; doch diese Auffassung von „Union" widerspreche schon der Cabinets-Ordre von 1817, welche den Indifferentismus abgewiesen wissen will.

2. Die „absorptive" Union, welche die Rechtfertigung durch den Glauben als den einzigen Hauptglaubens-Artikel festhalte und alle andere Dogmen für mehr oder minder wichtig hielte, je näher sie mit diesem „Princip" zusammenhängen und welche diesen Artikel als einiges Symbol der evang. Landeskirche betrachte. Auf diesem Standpunkte stehe die Neue Ev. K. Z., auch die Denkschrift des Ev. O.-K.-R. Sie widerstreite der Cab.-O. vom 28. Febr. 1834, welche Nitzsch darum gar nicht in sein „Urkundenbuch der Union" aufgenommen habe, die aber doch da sei und nicht todtgeschwiegen werden könne.

3. Die „consensualistische" Union, welche aus den Symbolen beider evang. Kirchen einen Consensus zusammenzustellen und zu formuliren suche, wie Julius Müller versucht habe, dessen Buch über Union neu versandt sei, aber diese bereits verstorbene Auffassung schwerlich wieder auferwecken werde.

4. Die vierte Auffassung sei die „föderative" Union, nach welcher die Union der Geist der Mäßigung und Milde sei, welche um der Verschiedenheit der Lehre willen den Genossen der andern evangel. Confession die äußere Gemeinschaft nicht versage. Diese äußerliche Kirchengemeinschaft bestehe in der aus **freier** (also nicht gezwungener) Liebe gewährten Abendmalsgemeinschaft und in der Gemeinschaft des gliedlich geordneten Kirchenregiments. Diese Anschauung sei in den Cab.-Ordres von 1834 und 1852, so wie in dem Erlaß des Ev. O.-K.-R. über die Parallelformulare ausdrücklich ausgesprochen. Was in der Cab.-O. vom 6. März 1852 angeordnet sei, nämlich im Ev. O.-K.-R. eine itio in partes bei Bekentnisfragen, das sei noch gar nicht zur Ausführung gekommen. Daher möge mit Recht gefragt werden, wie dem Bekentnisse sein Schuz werden könne. Allenfalls Gerechtigkeit, aber nicht Schuz und Pflege könne ein Regiment, das nicht der Confession verpflichtet und zugethan sei, ihr gewähren.

Das Kirchenregiment wolle das Bekentnis nur in den Gemeinden gelten lassen, nicht in Synoden und Behörden. Aber isolirte lutherische Gemeinden müßten verkümmern, wenn sie nicht durch confessionelle Behörden und Synoden gepflegt würden. Das Kirchenregiment erkenne lutherische und reformirte Gemeinden an, bezeichne sie auch so in den Vocationen der Prediger. Aber man dürfe fragen, wo denn der Siz des Bekentnisses sei: Nicht in der confessionellen Gestaltung des Cultus, des Abendmals, der Spendeformel (Cab.-O. v. 1834; Bahn, Königsberg); nicht im Gesangbuch (die ref. Gemeinden z. B. in Stettin singen aus luth. Gesangbuch); nicht im Katechismus, denn luth. Gemeinden am Rhein haben den Unions-Katechismus; ja auch nicht in der Vocation des Pastors, denn noch eben jezt ertönt vom Rhein eine Klage, daß man ref. oder unions-fanatische Prediger an luth. Gemeinden setze, und sie in der Vocation dennoch als Pastor an der Gemeinde N., lutherischen Bekentnisses, bezeichne; warum auch nicht? Aber wo sei da der Siz, wo bleibe die Pflege des lutherischen Bekentnisses?

In der Denkschrift werde uns vom Oberkirchenrathe der Vorwurf des Romanisirens gemacht; doch grade die Anschauungsweise, nach welcher das Heil Deutschlands, ja das Heil der evang. Kirche davon abhange, daß die neu erworbenen lutherischen u. a. Kirchen bei bleibender Lehrverschiedenheit dem Ev. O.-K.-R. unterstellt würden, sei eine romanisirende, und die finde sich nicht auf unsrer Seite, sondern auf Seite unsrer Gegner.

Weiterhin werden die Vorwürfe, wie sie den Lutheranern wegen ihres Begriffes von Kirche, geistlichem Amt, Sacramenten gemacht werden, auf Grund des Wortes Gottes, der Bekentnisse und der Geschichte im Einzelnen kurz zurückgewiesen. Zum Schluß geht der Vortrag auf den Entwurf der Provinzial-Synodalordnung ein, und bezeichnet behufs seiner Amendirung drei Punkte, auf welche die ganze Aufmerksamkeit zu richten sei.

1. Die Synoden haben sich in Abteilungen nach der Confession zu gliedern.

2. Die Auctorität der General-Superintendenten muß gehoben werden, dadurch, daß sie den Synoden als Präsides vorstehen.

3. Der Provinzial-Synode muß eine größere Selbständigkeit errungen werden, z. B. auch ein Einfluß auf die Besetzung der höheren geistlichen Aemter.

Es gelte, so wurden wir im Vortrage gemahnt, für uns, nicht zu klein zu sein für die große Zeit, damit uns dereinst nicht der Vorwurf gemacht werden möge, wir hätten geschlafen, da wir wachen sollten, oder gar, wir hätten die Kirche verrathen, ein Vorwurf, den die Prediger von 1830—40 oft genug haben hören müssen von den Gemeinden, die erschrocken waren über die Kunde, daß sie „unirt" geworden seien.

In der nunmehr auf den Vortrag folgenden Besprechung trat das als klare Notwendigkeit hervor, dem Rechte des Bekentnisses sei durch die Einrichtung der Synode weit entschiedener gerecht zu werden, als es in dem Entwurfe geschehen sei. Das Bekentnis sei ein Band, das die einzelnen Gemeinden vereinige und verbinde, und deshalb müssen die Gemeinden eines Bekentnisses als ein kirchlich verbundenes Ganze anerkant werden, indem sie als Provinzialkirche bezeichnet werden. Wenn dagegen geltend gemacht wurde, daß die evangelische Landeskirche in Preußen zu Recht bestehe, welche lutherische, reformirte und Consensus-Gemeinden in sich schließe, und daß daher, wenn z. B. von der Pommerschen Provinzialkirche die Rede sei, diese auch die reformirten und Consensus-Gemeinden Pommerns umfasse; so mußte das zwar ja zugegeben werden. Aber es wurde auch hervorgehoben, daß die bloße Verwaltung doch eigentlich keine Kirche wäre, und man daher die Existenz der Landeskirche ebensowol

bestreiten als behaupten könne. Die Kirchen-bildende Macht sei das Bekentnis; so gehörten zu der Einen luth. Kirche nicht allein die luth. Landeskirchen z. B. Schwedens u. a., sondern auch die luth. Gemeinden der sog. evangelischen Landeskirche Preußens. So könne man denn auch die luth. Gemeinden Pommerns immerhin als Pommersche lutherische Provinzialkirche bezeichnen, wie es z. B. das Rescript des Ev. O.-K.-R. vom 28. August 1849 selber thue. Diesen luth. Gemeinden aber auch in der Verwaltung und Vertretung greifbaren Zusammenhang zu geben, dahin gehe eben unser Streben, und habe Recht und Pflicht, dahin zu gehen. — Der Vortrag komt in der luth. Monatsschrift in extenso zum Abdruck, daher Ref. dahin die verweisen möchte, denen sein Auszug nicht genügt.

Nach dieser Discussion wurden einige Stunden von den Brüdern bei gemeinsamem Mittagessen wie in gegenseitigem Austauschen von Erlebnissen und sonstiger zwangloser Unterhaltung zugebracht (von 6 — 7½ Uhr fand in der Kapelle eine geschlossene Sitzung des luth. Vereins statt, s. unten)), bis sie sich um 8 Uhr zum Abendgottesdienst im Dome wieder versammelten. Past. Vorberg hielt über das Wort 1 Mos. 37, 13. 14 eine Predigt und rief uns mit ernst mahnenden Worten, indem er die Frage aufwarf: Wo sind deine Brüder? ins Gedächtnis, welche Pflichten uns gegen unsere Brüder in Amerika, denen oft die Predigt des Wortes und die Pflege durch treue Geistliche mangele, oblägen. Ein Jeder solle an seinem Teile für schleunige Hilfe sorgen. Möchte doch die dringend ausgesprochene Bitte dieses Sendboten jungen Theologen, die hier noch müßig stehen, das Herz rühren, daß sie freudig ihre Dienste den Brüdern in America bieten! Die Collecte für diese Zwecke trug 35 Thlr.

Der zweite Tag der Conferenz begann wiederum mit einer Erbauung aus Gottes Wort. Past. Prüfer-Wusterhusen legt in einer Erläuterung von Micha 4, 1—4 seine Ansichten dar, daß Israel einst, an der Spitze der Kirche stehen werde. (?) Israels Sünde habe in verflossenen Zeiten den Gang des Christentums, gemäß dessen zuerst das auserwählte Volk selbst und dann die umwohnenden Heiden in immer weiteren Kreisen zu Christo bekehrt werden sollten, gehindert, und Paulus selbst habe das Centrum der Kirche von Jerusalem nach Rom getragen. Roms Zeit sei auch vorüber, jezt sei die Zeit der Zersplitterung; aber in der lezten Zeit werde Jerusalem wieder das Centrum sein (?) und Israel mit den Völkern in engster Verbindung die una sancta bilden.

Nach dem Programme sollte jezt die Lehre „von der Rechtfertigung durch den Glauben" besprochen werden, und hatte Past. Wetzel-Mandelkow es übernommen, die Besprechung durch einen Vortrag einzuleiten. Derselbe wird in der luth. Monatsschrift abgedruckt und erlaubt Ref. sich, auf diesen Abdruck zu verweisen. Als Thema wurde die Frage aufgeworfen: „Was haben die Werke der Gläubigen mit ihrer Rechtfertigung zu thun?" Der Vortragende geht davon aus, daß das Rechtfertigen ein Gerechtsprechen von Seiten Gottes und diesem durch Christi Verdienst möglich gemacht sei. Den Glauben bezeichnet er als eine sittliche That, in der das Herz des Menschen sich der Gnadenwirkung Gottes überlasse (nicht als ein Werk des Menschen). In dem Acte der Rechtfertigung selbst werden alle Werke ausgeschlossen, nur aus ihr fließen die guten Werke. Woher — so wird gefragt — ist der Gedanke zu erklären, daß die Werke der Gläubigen an ihrer Rechtfertigung Anteil haben? Derselbe möge hervorgerufen ein durch eine Reihe von Stellen der heil. Schrift, in denen das Wolgefallen Gottes durch die Werke bedingt erscheine. Da ist die Meinung des Vortragenden, daß in der Schrift das Ganze von Glauben und Werken als Eines geschaut und bald als Glaube, bald als Werke bezeichnet werde. So setze Jacobus C. 2 die Werke für „werkthätigen Glauben", und wenn der Herr Matth. 24 Werke der Barmherzigkeit verlange, so kommen diese nur in Betracht als Früchte des Glaubens, um deswillen die unvollkommenen Werke allein Gnade finden bei Gott. Auch wo Gottes Wort die Seligkeit einen Lohn nenne, sei darunter ein Gnadenlohn zu verstehen, mit welchem Gott sein eigen Werk in den Gläubigen lohne.

Ferner scheine dafür, daß die Werke der Gläubigen zu ihrer Rechtfertigung mitwirken, die Erfahrung zu sprechen, nach welcher das Bewußtsein der Rechtfertigung abhängig sei von den sittlichen Handlungen. Allerdings seien in dem Kampfe mit der Sünde die guten Werke Mittel, um den Glauben zu stärken, aber immer müsse dieser aus der Gnadenfülle der Rechtfertigung seine Kraft nehmen, und nur das Empfangene verarbeite er in guten Werken. — Zum Schlusse werden Thesen aufgestellt über das Verhältnis der Rechtfertigung zu der Gnade Gottes und den Werken. Nur zwei von diesen Thesen, von denen die eine behauptet, es sei der Sprachgebrauch der Schrift, für Glauben unter Umständen Werke zu setzen und diese beiden als Ganzes zu behandeln, und die andere die Werke als die zwar notwendige, aber dennoch Rechtfertigung weder verdienende, noch mitwirkende Bethätigung des Glaubens hinstellt, der die Rechtfertigung erfahren hat, stoßen auf gewichtigen Widerspruch. Besonders wird die erstere These angegriffen; z. B. Jacob. 2, 24 sei eine Vertauschung von Glauben und Werken nicht einzuräumen, da diese hier sich ausdrücklich entgegengestellt werden. Zu der andern sagte man: Glaube und Werke seien auch in Beziehung auf die Rechtfertigung als Einheit zu fassen, die Werke seien solche, die aus dem Glauben gehen, der rechtfertigende Glaube sei ein Glaube, welcher die Werke in sich schließe, ja dessen Wesensbestimtheit die Liebe sei; also rechtfertige allerdings die Liebe mit.*) Dem wurde entgegnet, daß in der Rechtfertigung der Glaube nicht als die die Liebe und alle guten Werke in sich schließende, sondern lediglich als die die Gnade Gottes empfangende Hand in Betracht komme; wie unsere Bekentnisse das klar und wiederholt genug darlegen. Die Discussion wurde hier sehr warm, man sah und fühlte, es handelte sich um den „Augapfel" der evangl. Lehre; aber der Vorsitzende warnte vor voreiligem Verdammen derer, die diesen Augapfel zu kränken schienen und doch auch als ihren Augapfel hielten. Jac. 2 stehe doch ebensowol in der Schrift, als Röm. 3, und sie stimten zusammen so gewiß, als beide Verfasser geredet haben, getrieben von dem h. Geist. Jeder Versuch, diese Uebereinstimmung klar zu legen, müsse geprüft, und wenn er misglückt sei, der Urheber solches Versuches noch nicht als „Abgefallener" gerichtet werden. Er selbst habe versucht, die scheinbaren Differenzen im N. T. sich in folgender Weise in Harmonie zu bringen: Er glaube, daß in dreifachem Sinne das Wort δικαιοῦν im N. T. vorkomme; es bedeute 1. für gerecht erklären sensu forensi, wie im Römerbrief, da sei die Rechtfertigung Sündenvergebung und Aufnahme in die Kindschaft, 2. nach Jacobus bezeichne es das Bewahren der Gottesfreundschaft, endlich 3. in den Aussprüchen des Herrn vom

*) Es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß diese Auffassung nicht die des Herausgebers ist. Anm. d. Herausg.

Ende sei das δικαιοῦν ein Wägen Gottes, das an den Werken prüfe, ob der Glaube recht sei. Also 1. Aus Gnaden um Christi willen nimt uns Gott zu seinen Kindern an, und wir glauben das. 2. Wir bewähren uns als Gottes Kinder (Freunde) durch dankbare Liebe und Fleiß in guten Werken, diese (immer unvollkommen bleibenden) läßt sich Gott aus Gnaden gefallen um Christi und um des Christusglaubens willen, aus dem sie quellen. 3. Am Ende wird Er aus Gnaden gerecht sprechen, die ihren Glauben durch (so unvollkommene!) Treue bewährt haben, und wird die Werke sogar loben und lohnen, und uns also selig machen, nicht ohne Werke, aber ohne all unser Verdienst und Würdigkeit. Das ist die lezte Dikaiosis, Matth. 12, 37. — Wenn dem katholischen „aus Glauben und Werken" gegenüber das „allein durch den Glauben" besonders betont wurde, so wurde auch bemerkt, der Ausdruck „durch den Glauben allein" sei im Sinne von sola gratia zu fassen. Auch das sola fide könne gemisbraucht werden und werde es. Manche wollen grade durch die Güte ihres Glaubens gerecht werden, und so kenzeichne sich dieser selbst als ein verdienstliches Werk. — Die kämen auch nicht zum Frieden über der Frage, ob auch ihr Glaube gut genug sei, die seien dann auf das sola gratia zu verweisen.

Die Discussion wurde geschlossen, weil die dafür bestimte Zeit zu Ende ging. Der Vorsitzende sprach die Sätze, in denen wir Alle zusammenstimten, dahin aus: 1. Wir werden vor Gott gerecht aus Gnaden um Christi willen allein durch den Glauben. 2. Der Glaube erweis't sich und muß sich erweisen fruchtbar an guten Werken, sonst führt er zur Hölle. 3. Nie und nirgend aber begründen auch die besten Werke des Menschen ein Verdienst oder Mitverdienst vor Gott. 4. Die Rechtfertigung ist Ein Akt Gottes, Ein Ganzes, das weder Stücke noch Stufen hat. 5. Stufen gibt es in der Aneignung der Rechtfertigung, so wie in Mitteilung und Empfangen von allen Gaben des heiligen Geistes, nicht in der Rechtfertigung. Wenn endlich auch der Saz dem Vorsitzenden vorgeschlagen wurde zur Aufnahme in das Resumé: daß die Lehre von der Rechtfertigung der Fortbildung ebenso fähig als bedürftig sei, so lehnte er unter Zustimmung der Versamlung dies ab, indem er von sich selbst sagte, was ohne Zweifel von vielen Andern auch gelte, daß er diesen Saz sehr stark verneine, und doch auch in anderm Sinne ihm zustimme, je nachdem man ihn fasse und verstehe. Der Hauptsache nach sei die Lehre von der Rechtfertigung in unsern Symbolen klar, bestimt, abgeschlossen, fertig, und sei an dieser Grundlage nicht zu rütteln, noch zu bröckeln, dem Grund, der unbeweglich steht, ob Erd' und Himmel untergeht.

Die Verhandlung hatte viel Anregendes und wird gewiß Manchem einen heilsamen Anstoß gegeben haben, das Wort Gottes wieder und wieder ernstlich zu durchforschen, um namentlich auch S. Jacobi Lehre recht zu erfassen und zu würdigen.

Am Abende fand in dem schönen Dome der Schlußgottesdienst statt, in welchem Pastor Knak predigte. Diese Gottesdienste mit den außerordentlich schönen Gesängen des Camminer Domchors machen das Herz fröhlich in seinem Gott, daß das Bekentnis des Psalms ganz unser ist: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!" Bei den Mittagsmalzeiten fand, wie gewöhnlich, eine Kollekte statt für unsern Gotteskasten und für die Züllchower Anstalten; diesmal kam ausnahmsweise auf Anregung des Sup. Schliep aus Wollin eine Kollekte für die ganz abgebrante Johann-Georgenstadt im sächsischen Erzgebirge hinzu. Sie trug 19 Thlr. ein, und ist mit Gaben aus Wollin (14 Thlr. 5 Sgr.) an den Pastor zu Johann-Georgenstadt gesandt worden.

Mit dem herzlichsten Dank gegen Gott dem Herrn hat gewiß ein Jeder der Teilnehmer das liebe Cammin verlassen. Und Referent schließt mit dem innigen Wunsche, daß der Herr allezeit die Diener seiner Kirche wacker erhalten wolle, seines Wortes Gnadenschätze zu heben und für das Bekentnis unserer teuren Kirche zu verwerten.

Nachschrift. Noch ist hinzuzufügen, daß in einer nicht öffentlichen Sitzung des luth. Vereins am 2. October Abends von 6—7½ Uhr außer verschiedenen Vereinssachen zweierlei von allgemeinem Interesse beschlossen ward. Erstlich wurde aus der Ev. K.-Z. das schöne Zeugnis des Bischof Koopmann auf dem Kieler Kirchentage vorgelesen und der Vorstand beauftragt, an denselben brieflich Dank und Gruß zu bestellen. Das ist am 18. October geschehen. So heißt es in dem betr. Schreiben: „Wir nehmen um so lebhafteren Anteil an dem Ergehen und der Gestaltung des Kirchen-Wesens in den neuen Provinzen, als wir der Ueberzeugung sind, daß dieselbe auf die Niederhaltung oder Befreiung der luth. Kirche in den alten Provinzen von der eingreifendsten Bedeutung sein wird. Umgekehrt sind wir auch der Ueberzeugung, daß die Zukunft der luth. Kirche in ganz (Nord-) Deutschland davon wesentlich bestimt werden wird wie in der sogenanten evangelischen Landeskirche Alt-Preußens das Verhältnis von Union und Confession schließlich geregelt wird. Wir glauben also, daß Ihr Kampf unser Kampf und unser Kampf der Ihrige ist, und rufen daher aus vollem tiefem Herzen unser Dominus vobiscum! zu Ihnen hinüber."

Zweitens wurde eine Vorstellung an den Herrn Cultus-Minister, betr. die Denkschrift des Ev. O.-K.-R., verlesen, emendirt und unterschrieben. Sie wurde in der öffentlichen Conferenz nicht verlesen, ist auch nicht umhergeschickt, sondern nur denen privatim zu lesen gegeben, die sie lesen und event. unterschreiben wollten. Man wollte auch den Schein des Agitirens meiden. Dennoch fand sie sofort 80 Unterschriften und würde deren viele hunderte gefunden haben, wenn man sie hätte umherschicken wollen, und wenn sehr viele Geistliche nicht durch ihre „Weisheit" gehindert würden, was sie denken, auch offen auszusprechen. Denn man darf ohne Uebertreibung sagen, daß in Pommern bei allen Parteien mit wenigen Ausnahmen Trauer über den Erlaß der Denkschrift herscht, größere Trauer vielleicht nur darüber, daß das Pommersche Consistorium so schnell seine völlige Zustimmung erklärte. Der ungefähre Inhalt der Vorstellung an den Herrn Cultus-Minister, von welcher der schuldigen Offenheit und Ehrerbietung wegen dem Ev. O.-K.-R. eine Abschrift zugefertigt worden, ist folgender:

Die Denkschrift des Ev. O.-K.-R. vom 18. Februar c. ist gegen die confessionelle luth. Richtung in der evangl. Landeskirche Preußens gerichtet. Wir gehören dieser Richtung an, und kenzeichnen uns durch zweierlei: Wir erkennen die Notwendigkeit der reicheren und festeren Ausgestaltung der Kirche an und gehen völlig darauf ein; unser Streben geht weiter dahin, der luth. Confession den ihr gebührenden Raum in dieser neuen Rechtsbildung unverkürzt zu erhalten. Wir stehn dabei im guten Glauben an unser Recht, wie dasselbe u. A. der Erlaß des Ev. O.-K.-R. vom 28. August 1849 für Pommern unumwunden anerkant hat. Wir haben den geordneten Weg des Antrages nie verlassen. Dieser Richtung gilt die Rüge der Denkschrift. Sie trifft

uns zwar nicht, denn in dem Bilde, daß sie zeichnet, erkennen wir uns nicht. Aber sie meint uns, und wird allgemein auf uns bezogen. Durch die Publication im Buchhandel ist sie zu einer öffentlichen Anklage gegen uns vor der ganzen Kirche und vor jedem einzelnen Gemeindegliede geworden. Wir können dazu nicht schweigen; das sähe aus, als hätten wir nichts zu unserer Vertheidigung zu sagen. Auf die öffentliche Anklage öffentlich zu antworten verbietet uns die unserer kirchlichen Oberbehörde schuldige Rücksicht. Da möchten wir vor die höchste irdische Instanz, vor den Schirmherrn unserer Kirche treten, vor ihm unsere Rechtfertigung versuchen und seinen Schuz gegen die wider uns erhobenen Beschuldigungen erbitten; und befehlen unsere Sache dem Minister, welchem die Sorge für die Kirche mit anvertraut ist, mit dem Anheimstellen, unsere Rechtfertigung bei Sr. Majestät vermitteln zu wollen.

I. Die Denkschrift wirft den Sprechern der confessionellen Richtung vor, sie wollten die Einheit der Kirche in drei Stücke zerreißen, aus der bisherigen Landeskirche ausscheiden, neue confessionelle Verbindungen mit andern Ländern eingehen, und trachten zu dem Zweck selbst die neueren politischen Erfolge Preußens „auszubeuten." Die Einheit der Kirche ist uns ein hohes Gut; wir lieben und suchen sie; nicht zerreißen, sondern organisch gliedern wollen wir sie, und stehen damit unzweifelhaft auf dem Boden der Cabinets-Ordre vom 6. März 1852. Dennoch bezeichnet die Denkschrift unser Streben als ein rechtloses. Es soll gegen die Bekentnisse der luth. Kirche streiten, eine gesonderte kirchliche Organisation für die Bekentnisse zu fordern. Diese Behauptung, wonach das Bekentnis sich selbst das Recht absprechen soll, kirchenbildendes Princip zu sein, steht in vollem Gegensaze gegen die reformatorischen Anschauungen und gegen die ganze Geschichte der evangl.-luth. Kirche. Es soll gegen das bestehende Recht sein, so behauptet die Denkschrift weiter, und annullirt also mit einem Federstrich die bündigsten Zusagen, mit welchen unsere Landesherren bis in die neueste Zeit hinein der luth. Kirche ihren Bestand und dem luth. Bekentnis seine alle Lebensäußerungen der Kirche beherschende Macht verbürgt habe. Dagegen erscheint eine Remedur als dringend geboten. Der Erlaß der Denkschrift steht, wie wir glauben, in directestem Widerspruch gegen die Forderungen der gegenwärtigen Zeit. Die evangl. Landeskirche Preußens hat nationale Bedeutung; auch die neuen lutherischen Provinzen sollten als in ihrem Bekentnis berechtigte und geschäzte Glieder in sie eintreten. Wie können sie dazu geneigt werden, wenn die Oberbehörde der Landeskirche der luth. Kirche das Recht auf eigene Existenz bestreitet?

II. Die Denkschrift wirft der confessionellen Richtung romanisirende Irrlehren und Abweichung vom luth. Bekentnis vor. Ob die Kirche primär Anstalt oder Gemeinde der Gläubigen ist, ob das geistliche Amt göttliche Institution oder Mandat der Gemeinde ist, wie die Wirkung der Sacramente zu der des Wortes sich verhalte, darüber entscheiden die Bekentnisse Nichts; die theologische Verhandlung dieser Fragen ist auch noch in vollem Flusse. Wenn auch die Lehre von der Rechtfertigung, die Haupt- und Grundlehre der evangl. Kirche, welche in den Bekentnissen zum Abschluß gekommen war, neuerlich noch wieder in die theologische Bewegung hineingezogen ist, so werden etwanige Irrungen, die hierin zu Tage treten, durch die weiteren theologischen Verhandlungen auch ohne kirchenregimentlichen Spruch geklärt und berichtigt werden. Einzelne Irrungen der ganzen Richtung zur Last legen, ist hart. Wenn nun in allen jenen Fragen die Denkschrift behauptet, sie seien durch die Bekentnisse endgültig entschieden und ihre eigene Entscheidung mit kirchenregimentlichem Ansehen bekleidet, und die hierin anders Denkenden als Irrlehrer öffentlich brandmarkt, so ist damit die Herschaft einer theologischen Schule etablirt, die theologische Wissenschaft gelähmt, die protestantische Freiheit zu Grabe getragen. Parallelen hiezu fänden sich nur in den Entscheidungen der Römischen Kurie. Dabei verschmäht es die Denkschrift nicht, die Antipathien des evangl. Volkes gegen katholische Irtümer auf die confessionelle Richtung zu lenken.

Ja sie verschmäht es nicht, unsern Patriotismus zu bemängeln. Tiefer konte man uns nicht kränken. Uns dagegen zu vertheidigen, liegt uns ferne. Thatsachen mögen reden. Wo immer Sr. Majestät Regierung den patriotischen Sinn des Volkes anrief, hat sie in den Trägern der confessionellen Richtung ihre festesten Stützen gehabt und wird sie haben. Diejenigen, welche den Bestrebungen auf Erhaltung und Stärkung königlicher Machtfülle abwartende Passivität oder positiven Widerstand entgegensetzten, finden sich nicht auf confessioneller Seite. Auch hier bitten wir den Minister um Schue und Vertretung bei unserm König und Landesvater.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Die Frühjahrsversamlung war so zahlreich, wie wir sie lange nicht in Gnadau gesehen. Die am 8. und 9. October wieder zusammengetretene Herbstversamlung war dagegen nur ein kleines Häuflein, kaum Hundert, viele alte liebe Freunde, die man sonst nimmer vermißte, fehlten.

Die Ansprache des Vorsitzenden Sup. Westermeier knüpfte sich an das Wort Jes. 33, 24: „Und kein Einwohner wird sagen: Ich bin schwach, denn das Volk, so darinnen wohnet, wird Vergebung der Sünden haben." Der von uns Allen hochverehrte D. Tholuk, den wir sonst so gern in unserer Mitte sahen, habe auf der lezten Versamlung des Evang. Bundes in Amsterdam Bericht erstattet über die kirchlichen Zustände unsers Vaterlandes. Im Rückblick auf die frühere trostlose Zeit habe er gesagt, daß doch jezt keine Universität von Dorpat bis Basel sich finde, auf der nicht mehr oder weniger das Wort Gottes gelehrt werde, auch predige die Mehrzahl der Pastoren das Evangelium, und wenn man höhnend sage, das sei eine Pastorenkirche, welche die Gemeinden nicht hinter sich habe, so weise er nur hin auf die bewunderungswürdigen Werke der äußern und innern Mission, und frage, ob diese ohne Teilnahme der Gemeinden haben zu Stande gebracht werden können. Dagegen aber welch ein Abfall von Gott, welch eine Feindschaft gegen das Evangelium!

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 20. November. № 93.

Diderot.

III.

In die erste Zeit der erscheinenden Encyclopädie, in das Jahr 1753, fällt die Schrift, die man als das eigentliche Evangelium oder, wie Grimm sich ausdrückt, das Handbuch der neuen Denkart nennen kann —, die Abhandlung: „Pensées sur l'Interprétation de la nature". „Scheinbar bekämpft er Maupertuis wegen seiner Annahme sensitiver Atome, welche die Existenz eines schaffenden Gottes beseitigt; im Geheimen aber stimt er ihm bei. Er ist noch kein dogmatischer Atheist, aber ein scheptischer Indifferentist. Die Ideen des Wahren, Guten und Schönen sind ihm gewiß; ob aber ein Gott existirt oder nicht, macht für ihn keinen Unterschied." So wenig übrigens der Philosoph Diderot für seine Atomenwelt einen schaffenden Gott braucht, so sträubt sich doch das Herz des Menschen Diderot noch dagegen, seiner zu entbehren, und aus diesem Widerspruch heraus ist das seltsame Gebet eines Sceptikers entstanden, aus dem wir wenigstens einige markirte Stellen mitteilen wollen: „Ich habe mit der Natur angefangen, welche sie dein Werk genant haben, und ich werde mit dir endigen, dessen Namen auf Erden Gott ist. O Gott, ich weiß nicht, ob du bist; aber ich werde denken, als ob du in meine Sele blickest; ich werde handeln, als ob ich vor dir wandelte..... Ich verlange nichts von dir in dieser Welt; denn der Lauf der Dinge ist, wenn du nicht bist, durch sich selbst, oder wenn du bist, durch dein Gebot notwendig. Ich hoffe auf deine Belohnungen in einer anderen Welt, wenn eine solche existirt, obwol ich Alles, was ich in dieser thue, für mich thue. Folge ich dem Guten, so geschieht es ohne Anstrengung; unterlasse ich das Böse, so geschieht es, ohne an dich zu denken.... Siehe, so bin ich: ein notwendiger Teil einer ewigen und notwendigen Materie oder vielleicht dein Geschöpf...." Das ist nun freilich kein Schreien und Dürsten nach dem lebendigen Gott (Ps. 42); aber wir wollen zu Ehren des armen Philosophen glauben, daß es noch etwas mehr als Phrase, irgend ein Zug der ruhelosen Sele zu dem lebendigen Gott gewesen sei. — An diese Abhandlung über die Interpretation der Natur schließt sich dem Geiste nach unmittelbar das Gespräch mit d'Alembert — „Entretien entre d'Alembert et Diderot" und „le Rêve d'Alembert" —, welches erst im Jahre 1769 erschien, indem Diderot die Zwischenzeit vornehmlich mit ästhetischen Arbeiten ausfüllte. Dieser Dialog ist unter Diderot's nachgelassenen Schriften das erste entschiedene Zeugnis, daß er vom Deismus und Moralismus, den er in der Abhandlung über das Verdienst und die Tugend noch festgehalten, vom Scepticismus und Sensualismus, der in den Pensées philosophiques immer entschiedener hervortritt, bis zum Materialismus und Atheismus fortgeschritten oder vielmehr herabgesunken war. Er braucht nicht mehr ein être suprême, einen Dieu créateur, einen esprit infini, es genügen ihm die Modi der Substanz als molécules, germes animalcules u. s. w. vollkommen. Anstatt des unvergänglich großen Worts: „Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde" finden wir die Lehre vom uranfänglichen Stoff, vom rastlosen Stoffwechsel und dem unendlichen Kreislaufe des Lebens. „Alles wechselt und wandelt vorüber; nur das Ganze ist bleibend und unwandelbar. Die Welt begint und endet unaufhörlich; es ist niemals anders gewesen und wird niemals anders sein. Es gibt kein Individuum; es gibt nur ein einziges, großes Individuum, das ist das All." Das ist die Summa und der Kern dieses pantheistischen Atomismus, „ein unabgeklärtes Gähren spinozistisch-leibnitzischer Sätze und neu hinzugetretener physiologischer Entdeckungen und Vermutungen." (Hettner.) Auf diesem Standpunkte ist ein freier Wille selbstverständlich nicht denkbar, denn der Wille ist immer das notwendige Product innerer oder äußerer Beweggründe. Die Freiheit ist nur ein leeres Wort; und Tugend und Laster? — Diderot läßt in jener Unterredung den Arzt Borden sagen, und es ist dieses unbezweifelt sein eigner Standpunkt: „Diesen Begriff, so heilig in allen Sprachen, muß man umwandeln in den der bienfaisance und den des Bösen in den der malfaisance. Man ist glücklich oder unglücklich geboren, man ist widerstandslos in den allgemeinen Strudel hineingezogen, der den Einen zum Ruhm, den Andern zur Schande führt." Und die Selbstachtung, die Reue, die Gewissensbisse? — — „C'est une puérilité, fondée sur l'ignorance et la vanité d'un être, qui s'impute a lui même le mérite ou le démérite d'un instant nécessaire." Selbst die Begriffe von Ehe, Liebe und Schamhaftigkeit werden — wie es namentlich auch in dem Supplément au voyage de Bougainville (1772 bis 1775) geschieht — in ärgerlichster Uebertreibung als blos zufällige, örtlich und zeitlich beschränkte, und darum als willkürliche und veränderliche behandelt. Die Sittenlehre ist zu einem bloßen

Codex des Herkommens, die Psychologie, wie bei den modernen Materialisten Carl Vogt und Moleschott, zu einer bloßen Nerven-Physiologie herabgewürdigt. — Aber das ist noch nicht das Schlimste in dieser Unterredung. Es wird dem ernsteren Gespräch eine Art Satyrspiel beigefügt zwischen dem oben genanten Arzt Borden und dem Fräulein Espinasse, so unglaublich cynisch und unsauber, daß Diderot selbst sagt, diese fünf bis sechs Seiten würden der Frau von Blacy, seiner amoureuse, einer Dame, die von der Tiefe der Pariser Corruption keine Ahnung hatte, die Haare aufsträuben machen. Die grauenhaftesten Ausartungen des Geschlechtstriebes werden mit einem satyrhaften Prickel ausgemalt, wie er sich sonst nur noch in den Schmuzromanen eines Crébillon und Paul de Kock finden läßt. Es bedarf wol kaum einer Erwähnung, wie sich bei diesem Standpunkte Diderot's Ansichten über die Zukunft der menschlichen Sele gestaltet haben. Es konten nur die sein, welche das Buch der Weisheit schon vor mehr als zweitausend Jahren den „rohen Leuten" in den Mund legt (Weish. Sal. 2, 1). Mit dem Tode verschwand für ihn, was wir Geist nennen, in Nichts. Je leichter er aber die Hofnungen eines Christen wegwarf, desto krampfhafter klammerte er sich an die Fortdauer des Ruhms bei der Nachwelt an die Unsterblichkeit in der Geschichte, welche nur mit einer gänzlichen Zerstörung des Erdballs untergehen könne. „Die Erde ernährt, die Erde verzehrt uns, die Unsterblichkeit des Einzelnen ist nur die Unsterblichkeit seiner That. Diese bleibt in ewiger Nachwirkung unverloren: non omnis moriar." *) Die Herzensergießungen über diesen Gegenstand finden wir in einem Briefwechsel Diderots mit Falconet, einem namhaften Bildhauer, über das Verlangen, seinen Namen der Nachwelt zu überliefern, 1765 — 1767. Rosenkranz nent die Declamationen, in denen sich Diderot hier ergeht, einen pathetischen Erguß, „strömend aus den Tiefen seiner großen und schönen Sele." Nun, in die Schönheit dieser Sele haben wir so eben noch einen Blick hineingethan, und ihre Größe — worin bestand sie? — Um an dem Größesten, an dem, der blutend am Kreuze starb, mit heiligem Stillschweigen vorüberzugehen, groß waren die hohen Zeugen der Wahrheit, die nicht sich, sondern dem Herrn die Ehre gaben, die abnehmen wollten, damit Er wachse: ein Paulus, der mehr gearbeitet, als sie Alle, und sich doch nur seiner Schwachheit rühmen wollte, ein Johannes, der, wo es sich um das Zeugnis der Treue bis in den Tod handelte, seinen Namen verschwieg und nur von „einem Jünger" redete, bis auf einen Luther, dessen Wahlspruch lautete: „Die Ehr und Sach', Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern deine ist"; — nicht aber Denis Diderot, der nicht zufrieden damit ist, sich stolz in seine Tugend einzuhüllen, sondern sagt: „Nur die unbegrenzte Menge von Anbetern kann einem Geiste genügen, dessen Schwung immer ins Unendliche hin gerichtet ist", der sich den „Mann des Triumphbogens nent, den man für die Ewigkeit errichtet", und dessen Ruf nicht ein Schrei ist nach dem lebendigen Gott, sondern „der Schrei eines von seinem eigenen Werk entzückten Genie's." *) Haben denn die Leute, die das groß nennen, nicht einmal eine Ahnung von dem stillen, verborgenen Menschen des Herzens, welcher köstlich ist vor Gott? — Der Kreis der philosophischen Schriften Diderot's schloß mit dem Leben Seneca's ab. Dieses Werk trägt schon entschieden das Gepräge der Altersschwäche, mattherzig hinsichtlich der Gesinnung, zerfahren und schlotterig nach Styl und Form. Geht auch Laharpe, der Lobredner Fenelon's, in seinem Urteil zu weit, wenn er Seneca als einen eitlen Declamator ohne wahre Beredtsamkeit schildert, als einen lächerlichen Sophisten, der mit Scheinweisheit prunkt, als einen charakterlosen Feigling, der troz seiner philosophischen Schmuckphrasen nicht den Mut gehabt habe, den verbrecherischen Gelüsten eines Tyrannen, der sein Schüler gewesen, zu widersprechen: so läßt sich doch nicht läugnen, daß Diderot's Held in seinen stolzen Sentenzen viel Phrasen, in seinen Tugendpredigten viel Berechnendes hat — „ein fein abgewogenes Halb und Halb, ein Mann, dem viel daran lag, mit der Wahrheit gut, aber auch mit Nero nicht übel zu stehen." — Jedenfalls waltet zwischen Diderot und Seneca eine gewisse Wahlverwandtschaft: „der moralisirende Seneca entsprach seinem Hange über die Liebe zur Tugend und den Haß gegen das Laster sich in verzückten Sentenzen zu ergehen"; und die Praxis? — — Seneca's Apologie war die seine: er will Seneca zu einem heidnischen Heiligen machen und hoft, daß von dessen Heiligenschein auch ein Strahl auf sein beflecktes Leben falle.

Mußten wir bei Diderot's philosophischen oder vielmehr in einem zerlöcherten Philosophenmantel einherstolzirenden Schriften etwas ausführlich sein, so gestattet, ja verlangt es der Charakter unseres Artikels, seine künstlerischen Leistungen flüchtiger zu betrachten. — Des ebenso frechen und leichtfertigen, als glatten und geistlosen Jugendromans: „Les bijoux indiscrets" haben wir schon oben gedacht. Wir finden es begreiflich, wenn Diderot später sagte: „er wolle sich gern den Daumen abhacken lassen, wenn er nur dieses Schandbuch nicht geschrieben"; aber um so unbegreiflicher, wenn wir ihn auch im späteren Alter noch mit demselben Schmuz besudelt sehen. — In seinen dramatischen Arbeiten, namentlich seinem „Fils naturel" (1757) und „Père de famille" schlug er freilich einen anderen Ton an. Er wollte aus der kahlen künstlichen Sphäre jener Zeit in die Naturwahrheit hinüberführen, aber er gab statt der Naturwahrheit entweder die platteste Natürlichkeit oder — nach dem treffenden Urteil der Frau von Staël — die Affectation der Natur. „Seine Schilderungen sind nüchtern, wo sie natürlich, schwülstig und salbungsvoll, wo sie erhaben sein wollen." Wenn nun seine Stücke durch Rührung zugleich bessern wollten, so war das freilich eine sehr eitle Hofnung. Diderot selbst sagt in einem Dialog: „Parodoxe sur le comédien" (um 1776):

*) Hettner a. a. O. 315.

*) Rosenkranz, II. 192. 196.

„Der Bürger läßt beim Eintritt in das Theater alle seine Laster zurück, aber nur, um sie bei dem Austritt aus demselben wieder aufzunehmen. Dort ist er gerecht, unparteiisch, ein guter Vater, guter Freund, Freund der Tugend, und oft habe ich an meiner Seite schlechte Menschen vollkommen empört über Handlungen gesehen, welche selber zu begehen sie nicht ermangelt haben würden, hätten sie sich in denselben Umständen befunden, in welche der Dichter die von ihnen verabscheute Person versezt hatte." Er sucht den Grund für diese vorübergehende Wirkung zum Teil in der Corruption der Schauspieler und hätte sie ebenso gut in der Corruption der Schauspieldichter suchen können, deren Wandel ja oft, wie der seine, mit den auf die Bühne gebrachten Tugendphrasen in dem schneidendsten Contrast stand; aber es gibt ja noch ganz andere, tiefer liegende Gründe, denen gegenüber auch die classische Beredtsamkeit Schillers den „moralischen Einfluß der Bühne" zu erweisen nicht im Stande gewesen ist. Gewiß ist es, daß Diderot's Stücke nicht blos in moralischer, sondern auch in ästhetischer Hinsicht ohne allen bleibenden Erfolg gewesen sind, wenn auch sein „Père de famille" der Urvater aller jener unzähligen Rührstücke gewesen sein mag, die sich seit Schröder, Iffland und Kotzebue auf der Bühne — und sicher nicht zum Vorteil derselben — breit gemacht haben. — — Von seinen Romanen und Genrebildern haben „Le Neveu de Rameau, la Religieuse (beide vom Jahre 1760) und Jacques le fataliste (1772) die meiste Celebrität gewonnen. — Rameau's Neffe ist durch Goethe besonders in Deutschland sehr bekant geworden. Der Held, ursprünglich ein Porträt, nach dem Leben gezeichnet, ist unter der Hand des Verfassers zu einem „geschichtlichen Lebensbilde geworden, zum Träger und Spiegel einer ganzen, gewaltigen Zeitrichtung. Rameau's Neffe ist ein Philosoph der Genußsucht, ein Sophist der Blasirtheit." — Er sieht den Zustand der Gesellschaft als einen solchen an, in welcher man durch die Tugend nur unglücklich, glücklich nur durch's Laster werden könne, und wenn wir ihm ein System beilegen können, so ist es nur das einer atheistischen Materialisten-Philosophie. — La Religieuse enthält die Geschichte einer jungen Nonne, welche wider ihren Willen im Kloster schmachtet und nach vieler Not und Irrung endlich ihre Freiheit findet. Kampf gegen das Klosterleben in allen seinen Ausartungen: hier die unevangelische Askese mit ihrer magern Kost, ihrer Neigung zur Geißel und zum härenen Bußgürtel, dort die unter der Heuchelmaske einherschleichende feine Sinlichkeit, fleischliche Tändelei bis zu ihrer Steigerung in den Gräueln unnatürlicher Wollust, — das ist die Tendenz des nicht ohne Geschick entworfenen Sittengemäldes. Der Historiker Schlosser legt dem Buch einen classischen Wert bei, während Vinet mit dürren Worten sagt: „Le livre mérite le titre d'infâme." Wir meinen das Buch seinem sittlichen Gehalte nach mit Goethe's Wahlverwandtschaften zusammenstellen zu können. Indem die Sünde an den Trägern derselben — hier an der Aebtissin des Klosters des heiligen Eutrop — gezüchtigt und gerichtet wird, könte das Recht der Sittlichkeit gewahrt erscheinen, aber es wird zugleich mit dem Gesez des Schönen aufs Tiefste verlezt, wenn die grauenhaften Verirrungen der Sinlichkeit mit einem lüsternen Wolgefallen geschildert werden, bei dem das Verdecken und Verhüllen nur dazu dient, um desto mächtiger zu reizen. — In Jacques le fataliste findet Vinet, der troz seinem christlichen Standpunkte der mildeste Beurteiler ist, doch nur ein Buch d'une aussi mauvaise morale que la Religieuse — une suite d'épisodes, où se rencontrent des pages sublimes. Fragen wir Diderot selbst über die Bedeutung seines Buchs, so beansprucht er wenigstens nicht den Gedanken an eine höhere Tendenz, sondern sagt in seiner leichtfertigen Weise: „Es werden hier eben Liebesgeschichten erzählt; denn die Erzählung von Liebesgeschichten ist der Kern aller Geschichte." Was nötigt uns nun, in diesen „erotischen Dorfidyllen" allerlei Sublimitäten suchen zu wollen, wo sich der Autor nur ganz bequem in seinem gewohnten Element ergeht. — Am glücklichsten ist Diderot als Erzähler unbezweifelt in seinen kleinen Genrebildern gewesen, die er „Petits Papiers" nante. Sie fanden an unserem Geßner einen Freund und Herausgeber und haben auf diesem Wege auch unter uns eine weitere Verbreitung gefunden, — lesbar und unschädlich, so lange der Satyr in ihnen schweigt.

Hat sich nach diesem Diderot's schöpferische Gabe nur auf diesem untergeordneten Gebiete bewährt, während sich seine an das niedere Element gebundene Phantasie nie zur wahren Schöne — deren „Meister der Herr" ist (Buch d. Weish. 13, 3) — erheben konte, so darf ihm auf dem Gebiete der Kunstkritik ein bedeutendes Talent nicht abgesprochen werden. Hat er auch den Begriff des Schönen in seinem encyclopädischen Artikel „Beau" nur unvollkommen erfaßt, indem er nach Verwerfung aller früheren Definitionen von Plato bis auf Wolf das Wesen des Schönen nur in das Natürliche sezt, „insofern dasselbe den Begriff innerer Beziehungen und Verhältnisse in uns erwecke", so geht er doch in seiner Beurteilung von Kunstwerken über diese nüchterne Anschauungsweise oft hinaus. Vom Standpunkte dieses Natürlichen richtete er seine Polemik gegen den gleißenden Classicismus der französischen Tragik. Auf diesem Wege war Diderot sogar ein Vorläufer Lessings, der selbst erklärt, wie Diderot „an der Bildung seines Geschmacks so großen Anteil gehabt habe, daß er ohne dessen Muster und Lehren eine ganz andere Richtung bekommen haben würde, vielleicht eine eignere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende sein Verstand zufrieden gewesen wäre." Lessing freute sich, seinen deutschen Gegnern in Diderot einen Mann zeigen zu können, der in seinem Kampf gegen das französische Drama mitten im Feindeslande sein mächtigster Bundesgenosse war. Aber wie bald ließ der deutsche Critiker jenen Bundesgenossen hinter sich. Während Lessing, wie keiner vor ihm, die ganze Größe William Shakespeare's erfaßte und in ihm die höchste Spitze aller neueren Dramatik erkante, ging Diderot mit scheuem Staunen an dem großen Briten vorüber.

Da Denis Diderot blos gelebt zu haben scheint, um zu

schreiben, und blos geschrieben, um zu leben, so ist von dem, was man sonst Leben nent, nicht viel mehr zu berichten. „Er schrieb viel, er sprach viel und machte viele Besuche" — das könte als die Summe seines Lebens angesehen werden. Vom Schreibtisch ging es in den Salon, und von da zum Schreibtisch, zur Abwechselung ging es nach Grandval oder ins Theater. Seine Eitelkeit feierte zahlreiche Triumphe, wenn nicht in der Königlichen Akademie, so doch auf dem Theater und im Parloir der Frauen, deren Abgott er war. Hohe Häupter standen mit ihm in Briefwechsel, und Gelehrte, Künstler, so wie geistige Notabilitäten aller Art beehrten ihn mit ihrer Freundschaft. In seinem Hause fand er, was er brauchte, seine Frau als eine treue, fleißige, still tragende Magd, und die einzige Tochter, die ihm von vier Kindern geblieben war, als sein geistiges Ebenbild, eine Philosophin im Pariser Sinn, die die Frömmigkeit der Mutter weit bei Seite ließ. Diderot's Lebensausgang war des vorangegangenen Lebens vollkommen würdig. Justus Jonas berichtet von Luthers Vorbereitung auf sein Sterbestündlein: „Das ist nun eine besondere Gnade und Erkentnis Gottes von dem Manne gewesen, daß er sich zum Abschiede und Tode bereitet hat ein ganzes Jahr zuvor und hat in sein Psalterium oder Betbüchlein über zwanzig Trostsprüchlein geschrieben, um dermaleinst in der Todesstunde derselben einen zu ergreifen, um damit wider den Satan und alle Pforten der Hölle gerüstet zu sein." Das hat Diderot nicht gethan; vielmehr citirte er bei dem Gedanken an den Tod als Viaticum des Skeptikers eine Stelle aus Montaigne: „Ich stürze mich stumpfsinnig und kopfüber in diese stumme Tiefe, welche mich augenblicklich verschlingt und erstickt. Der Tod, welcher nur ein viertelstündiges Leiden ohne Folge und ohne Nachteil ist, verlangt keine besonderen Vorschriften." — So ist's nun auch mit seinem Ende gekommen. Bei einem heftigen Krankheitsanfall, der mehrere Monate vor seinem Hinscheiden als ernster Bote des Todes bei ihm anklopfte, brachte er drei Tage und drei Nächte in einem „kalten und raisonirenden Delirium" zu, sprach über lateinische und griechische Grabinschriften, über die Tragödie, citirte Verse aus Horaz und Virgil, von jenen Trostsprüchlein aber, die ein Luther brauchte, um dem Tode ruhig ins Auge zu sehen, kam keiner in sein Gedächtnis. So war es ihm denn auch beschieden, mit gebührendem „Stumpfsinn" zu sterben. Den Versuchen des Pfarrers von St. Sulpice, ihn zu einem Widerruf seiner Werke zu bewegen, widerstand er mit den Worten: „Ich glaube wol, daß dieses einen schönen Effect in der Welt machen würde; aber gestehen Sie, daß ich damit eine unverschämte Lüge sagen würde." Eine solche Lüge wollte auch Diderot's Frau nicht, obgleich sie ihr Leben hingegeben hätte, wenn sie damit ihres Mannes Glauben hätte erkaufen können, und sie that Recht daran. Am Abend vor seinem Tode empfing er seine Freunde und sprach mit ihnen über die verschiedenen Wege zur Philosophie zu gelangen. „Der erste Schritt zur Philosophie ist der Unglaube" — so lautete sein leztes Bekentnis. Troz seiner beharrlichen Verweigerung eines Widerrufs wurden von Seiten der Priesterschaft einer solennen Beerdigung nur leichte Hindernisse in den Weg gelegt. Die Beisetzung fand in der Kapelle der heiligen Jungfrau zu St. Roche statt. Dort ruht sein Staub, während die unsterbliche Sele jenseits ihren Richter gefunden hat. — Uns steht das Gericht nicht zu, wol aber ein Urteil, zu dem das hier gebotene Material auch für die, welchen Diderot früher weniger bekant war, eine hinreichende Grundlage bieten dürfte.

Nachrichten.

Aus einem Berichte über die Verhandlungen der Synode Ruegenwalde in Pommern.

Der Vorsitzende verlas den Bescheid des Königl. Consistoriums auf die vorjährige Kreissynodal-Versammlung vom 8. Juli c., wonach das Statut der Kreissynode bestätigt wird mit Ausnahme des Zusatzes, welcher den lutherischen Bekentnisstand der Synode betrifft. Der Superintendent hält damit die Sache für erledigt. Past. Meinhof verteidigt dagegen den Zusaz: „Alle Geistlichen der Synode seien auf Grund der pommerschen Kirchenordnung in ihr Amt eingeführt worden, und Alle haben den lutherischen pommerschen Synodaleid geleistet. Die pommersche Kirchenordnung habe Gültigkeit für ganz Pommern, wie dies auch durch die Ministerial-Verfügung vom 28. August 1849 anerkant worden, ebenso wie das allgemeine Landrecht, wenn auch andere Bestimmungen später Manches modificirt haben. Wenn das Bekentnis jezt nicht besonders hervorgehoben werde, so könne der Bekentnisstand der Synode leicht verdunkelt werden; er stelle daher den Antrag, daß das K. Consistorium, da es den das Bekentnis betreffenden Zusaz von der dem Statut gewährten Bestätigung ausdrücklich ausgeschlossen habe, auf andere Weise, etwa durch besondere Verfügung das lutherische Bekentnis als Grundlage der Ruegenwalder Kreissynode anerkennen wolle, was es ja doch ohne Bedenken thun könne. Es sei sehr wichtig, daß das zu Recht bestehende Bekentnis auch von der Behörde öffentlich anerkant werde. Diese besondere Hervorhebung sei um so mehr nötig, da der lutherische Bekentnisstand der Synode durch Nichtbestätigung jenes Zusatzes gradezu bestritten zu werden scheine.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 23. November. № 94.

Randbemerkungen zur Pariser Weltausstellung.

(Schluß.)

Ja, die Gesellschaft hat sich durch das Dampfroß nach Paris tragen lassen. Was ist's um die Gesellschaft? Ist's ein gesunder Begriff? Stellt er sich dar in einer Form, die zukunftverheißend um das Verständnis und die Liebe der Herzen wirbt? Wer die moderne Gesellschaft in ihrem Auftreten anschaut, den wird unwillkürlich frösteln, denn da sind gar keine Schranken und Grenzen mehr, innerhalb deren man erwärmen könte, da verschwimmen die Stände und selbst der Unterschied der Geschlechter wird zernagt. Die moderne Gesellschaft soll die Darstellung der „reinen Menschheit" sein und dies Jahrhundert der Volkswirtschaftslehre hat solche Aufgabe von seinem Vorgänger geerbt, nachdem dessen encyklopädistische Bildung sich an der Production des „reinen Menschen" zerrieben und zerarbeitet hatte. Die reine Menschheit — heißt das nicht so viel wie: Alle jene Besonderungen in Sitte und Leben, wie Nationalgefühl und Religion sie diesem oder jenem Bruchteile der Menschheit aufprägten, waren etwas Unreines, dem Wesen der Gesamtmenschheit Fremdes, von außen herangetragenes? So ist ja wol die Meinung; andernfalls würde man sich ja des Naturwüchsigen, Eigenartigen nicht so sehr schämen, seine Darstellung nicht, wie die Pest, fliehen, und das bunte Leben nicht begraben in dem eingeebneten Sandboden gesellschaftlicher Formen. Da unterscheidet man schon äußerlich kaum mehr hoch und niedrig, Bürger und Bauersmann, da ringt man nach einer Durchschnittsbildung des Volkes, die wie ein Nebelschleier um die Personen gezogen, ihren wahren Wert umhüllt. Ja, wenn nicht der Mutterwiz hie und da an den Ketten der herkömlichen Bildung rasselte und sie zerbräche, wenn nicht die Persönlichkeit hin und wieder in einem Kinde des Jahrhunderts, wie ein siegender Sonnenstrahl durch Qualm und Dunst hindurchbräche, so würde die Erde bald einem großen Leichenfelde ähnlich sehen — massenhaft würden sie sich an einander zu Tode langweilen.

Aus welcher Wurzel sog das Leben von ehemals und von jezt seine Nahrung? Vordem lautete die Grundfrage: Was soll ich thun, um selig, d. h. sittlich vollkommen zu werden? Und damit qualificirte sich der Mensch als Herr der Schöpfung in wolverstandenem Sinne, so zwar, daß er die Dinge dieser Zeit in der Kraft Gottes sich legte zum Schemel seiner Füße. Nur die Kraft Gottes hebt uns über das Niveau der andern Creatur; wird diese Kraft geleugnet, dann ist der Mensch der Schöpfung Knecht und seinen Mund füllen die erdgebornen Fragen: Was soll ich essen? Was soll ich trinken? Womit soll ich mich kleiden? Und wie viel Schönes und Blendendes man über die moderne sociale Wissenschaft sagen mag, in jenen drei Fragen bewegt sich doch nach ihrer materialistischen Natur ihr Katechismus. Eine Bewegung über die Materie hinaus ist nicht mehr möglich, wo man unter ihren Druck verhaftet ist und der sociale Kampf dreht sich deßhalb um die Alternative, entweder einen Teil der Gesellschaft zu erdrückender Last für den andern gemacht zu sehen, oder aber den Gesamtdruck, welcher auf der gesellschaftlichen Existenz ruht, gleichmäßig auf alle zu verteilen. Das Ende wird sein und ist schon jezt ein Thurmbau von Projecten, eine Sündflut von Rathschlägen, unter deren Mechanismus das wahre Leben erdrückt und erstickt wird, weil dieses nur wurzeln kann in der Ewigkeit und seine Frucht allein reift im Lichte der freimachenden Offenbarung. Die sociale Frage ist die Geißel, welche Gott der Herr über die altkluge Welt schwingt, und scharf schwingt er sie, so daß der Schlag bis auf die Knochen dringt, wie die zersetzende Weisheit sich ja auch mit ihrem Messer bis auf die Knochen des Menschheitsleibes hindurch gewühlt hat. Denn was für ein Unterfangen ist es doch, die reine Menschheit in der Gestalt der Gesellschaft begreifen zu wollen und dieser Gesellschaft, als der allein berechtigten Menschheitsdarstellung einen Thron zu bauen!

Freilich ja, der Genuß ist das allerallgemeinste Bedürfnis des natürlichen Menschen; hier, wie nirgends anders, wird auch dem persönlichen Belieben freier Spielraum gestattet, weil begreiflichermaßen der Genuß nicht mehr Genuß sein würde, wenn dem individuellen Triebe irgend eine Schranke gesezt werden sollte. In dem ungebundenen Genuße findet das Fleisch ein Surrogat für die verlorne Freiheit der Kindschaft Gottes, kraft welcher der in Gott, als im Centrum des Weltalls, durch den Glauben lebende Mensch Teil hat an allen Gütern, dieweil er selbst eines geworden ist mit dem, der ein Herr ist aller Güter und teilt einem Jeglichen seines zu, nachdem er will. Wie nun aber die Welt ohne den allmächtigen Gott Macht gewinnen möge

über die Güter und ohne Glauben Zugang haben könne zum Genusse, das ist die dermalige Fassung der socialen Frage. Die socialen Systeme arbeiten insgesamt mit dem perspectivischen Hinblick auf eine Gleichberechtigung Aller zum Genusse von Allem. Die radikalen Träumereien Fouriers und die Utopieen Cabets sind einstweilen vertagt, dagegen gilt es, zuvor aufzuräumen mit den gewaltigen Ungleichheiten, die einstweilen eine faktische Gleichheit des Genusses unmöglich machen. Der Ruin des Traditionellen im Staats- und Gesellschaftsleben, der Hinfall der Privilegien, Stände, Zünfte hat dem ersehnten Ziele um keinen Schritt näher gebracht, vielmehr ist dadurch das Capital, durch nichts mehr umschränkt und gehindert, keinem Zwecke weiter dienstbar, als der Befriedigung des Eigenwillens, auf den Stuhl absoluter Majestät erhoben worden. Die Macht des Geldes soll auch nicht in der Weise gebrochen werden, wie es die apostolischen Gemeinden in Kraft des heiligen Liebesgebotes von innen heraus thaten, die sich durch den Besitz erst recht in die Knechtschaft Gottes treiben ließen, als Haushalter seiner mancherlei Gaben. Sondern wie man im konstitutionellen System den Staatsbürger durch das Majoritätsprinzip zum Teilhaber an der Staatsgewalt befördert hat, so ist's die Aufgabe, auch die materielle Weltmacht des Capitals in gleichem Wege allen zugänglich zu machen. Zunächst geschieht es, wie die Sachen einmal liegen, in der Form des Kampfes mit einem annoch übermächtigen Feinde. Abgesehen von der Kampfesweise der Arbeitseinstellung zur Erhöhung des Lohnsatzes, dem strike, welcher auf socialem Gebiete die Periode der mittelalterlichen Fehde repräsentirt, sind es zwei Wege, drauf man zu dem vorgesteckten Ziele hindurchzudringen gedenkt, Wege, welche sich an die vielgenanten Namen Schulze-Delitzsch und Lassalle knüpfen. Da ist es in einem Falle die Zusammenlegung kleiner Kapitalien zu einem Ganzen behufs der Concurrenz mit dem individuellen großen Besiz und im Interesse der kleinen Arbeiter, was da angestrebt wird, andrerseits aber die Staatshilfe für den vierten Stand, und zwar bemißt sich ihr Umfang und ihre Ausdehnung verschieden je nach dem sanguinischen Temperament oder aggressiven Character des sozialistischen Predigers. Im ersteren Falle wird man zustimmend mitgehen können, so lange es sich um eine Notwehr handelt, um ein Mittel, die Periode gesellschaftlicher Auflösung zu überstehen bis auf die Zeit, da für das bürgerliche Leben ein neues Fundament gefunden sein wird, von dem aus alle Verhältnisse, auch die der Arbeiter, eine Dauer versprechende Lösung gefunden haben werden. Nicht weiter. Stellt sich aber ein soziales Prinzip mit der Forderung gemeiner Gültigkeit vor uns hin, ist die moderne Gesellschaft, d. h. der Verband von Produzenten und Consumenten das alleinige Object jener Vergesellschaftungen, dann haben wir in den beregten Sätzen den Liberalismus auf socialem Gebiete vor uns, dessen Art oder Unart es bekantermaßen ist, mit einer geringen Summe einseitiger Sätze aufs Allgemeine hin zu wirtschaften und zu thun, als existire vor und neben und über diesen Grundsätzen keine Gewalt und keine Wahrheit weiter weder im Himmel, noch auf Erden. Ja, weder im Himmel noch auf Erden; denn der einseitig gefaßte Begriff der Selbsthilfe macht seine Bekenner so satt und selig, daß sie die geschichtlichen Bildungen in Staat und Kirche — diese Steine des Anlaufens für alles liberalistische Wesen — nicht eines Seitenblickes würdigen. Und wenn nun an die Stelle der Personal-Besiztümer associirte kleine Kapitalien getreten sein werden und diese fangen zu operiren an nicht mehr in gegensäzlicher Spannung gegen den einen gemeinsamen Feind, das Großkapital, woher dann einen Regulator nehmen, wie es der Staat war, zur Abhilfe von Beschwerden oder zum Entscheidungsspruche im Ringkampfe einer Association gegen die andre, welcher nicht ausbleiben wird? Woher fernerweit eine Pflegerin der dienenden Gesinnung, wie solches die Kirche ist, da doch bislang bei der Association kein andres treibendes Prinzip erkant werden kann, als die Selbsterhaltung auf dem Grunde der Selbstsucht? Man höre nur die verschiedenen Aufforderungen an die arbeitenden Klassen zur Vergesellschaftung, ob da ein Gebot der Liebe oder des Gehorsams durchklingt! Zahlen sind es, mit denen der Nutzen des Zusammengehens dargethan wird, gewürzt mit manchem scheelen Seitenblick auf die hemmenden Schranken, welche dem Nutzen im Wege stehen und einer Aufstachelung des Reizes, welcher im natürlichen Menschen durch Aussicht auf zu befriedigende Rache immerdar erweckt wird. Folgerichtig muß deßhalb, wenn man es unternimt, die Gesellschaft aus der bisher bestandenen geschichtlichen und sittlichen Ordnung herauszuschälen, der Staat zu Hebeammendiensten und sonstigen Hilfsleistungen für die Herstellung des vierten Standes herangezogen werden und das um so mehr, als nach Auflösung der korporativen Gliederungen im Volksleben der Staat sich zum Erben vieler Rechte derselbigen selbst ernant hat. Ist er's denn nun gewesen in Uebernahme der Rechte, so pocht jezt der Finger des ungestümen Mahners an seine Pforten und erinnert an die Zusammengehörigkeit von Recht und Pflicht. Jedoch, wenn wir auch anerkennen möchten, daß mit der Unterordnung der gesellschaftlichen Fragen unter ein höheres Tribunal Möglichkeit und Aussicht gegeben wäre, der flüssig gewordnen socialen Masse in ihrer Bewegung ein Bett zu graben und ein Ziel zu stellen, auch ihr die Formen des Bestandes zu schaffen, so wird doch die Erreichung von dem Allen bei dem Geiste und der Gesinnung, aus welcher die Anforderungen von Seiten der Beteiligten an den Staat fließen, nicht wol möglich sein. Denn von Unterordnung ist da nicht die Rede, der bestehende Staat erhält vielmehr in den gestellten Forderungen die seidene Schnur zugeschickt, an welcher er sich erdrosseln soll; er kann sie nur erfüllen durch Auflösung aller derjenigen Elemente des Staatsbürgertums, welche ihm selbst zur notwendigen Wurzel dienen, nur erfüllen um den Preis, daß er ungerecht werde gegen die Gesamtheit und sich selbst identifizire mit dem Interesse eines Bruchteils der Gesellschaft. Diese, als die Summe der an den gesellschaftlichen Gütern Teilhabenden, will den Staat, als Organismus einfach verschlucken und er soll sich zu dem Ende selbst präpariren. Vor

den materiellen Interessen dieser Gesellschaft soll zur Zeit jede politische, patriotische Regung verstummen, und was sie einmal thun wird, wenn sie nach erreichtem Interesse selbst Staat spielen wird, das ist um so unerfindlicher, als ja die im Materiellen geeinigte Gesellschaft keine des Kampfes würdige geistige Güter, keine der Ausgleichung bedürftige sittliche oder politische Eigenarten mehr kennen darf. Eine reale Gegenwirkung gegen die Selbstseligkeit des Prinzips der Selbsthilfe kann unmöglich in einem solchen Staate liegen, welcher den materiellen Bedürfnissen tributpflichtig geworden ist, und seine Selbständigkeit über und neben den socialen Interessen ist mehr, als problematisch. Der Herscher an der Seine, welcher als der erste mit dem socialen Prinzipe gespielt hat, schwizt deshalb auch Blut und Wasser unter den bösen Folgen, welche diese gefährliche Spielerei nach sich gezogen hat. Er läßt hier ein Stadtviertel niederlegen, dort eine Straße bauen und baut sich doch nicht in die Herzen ein; er gibt sociale Concessionen und ihm soll an politischen Rechten genommen werden; er entfesselt den Genuß, besoldet zu diesem Zwecke seine Beamten hoch, aber der Genuß ist eine unersättliche Bestie. Der Arm wird lahm und immer lahmer, in welchen man den Frieden der Welt und den materiellen Bestand ihrer Ordnung sicher geborgen glaubte. Dazu zeichnet Gott auf die glänzende Wand des Pariser Stadthaussaales, welcher das Concil europäischer Fürsten sah, den blutigen Schatten eines erschossenen Kaisers von Menschengnaden, es fällt in den Freudenjubel des Gesellschaftssabbaths die Kunde von den Sheffielder socialen Mordthaten. Ja, es giebt einen Gott, Robespierre, sprach jener Unbekante, der zu dem mit zerschmetterter Kinnlade auf dem Tische im Stadthause liegenden tugendhaften Bürger trat, der dem „Menschen schlechthin" zu seiner Würde verhelfen wollte. Wie wirds aussehen am Tage nach der Katastrophe, welche die Herstellung der „Gesellschaft schlechthin" über uns hinführen wird? Und welche Gestalt wird die Gesellschaft tragen, wenn die Predigt von den lebendigen Gottesstiftungen und von dem Ecksteine, an dem zerschellt, wer ihn wegstoßen will, bei ihr keine Stätte findet, noch finden darf?

Die Kirche, die lebendigste Gottesstiftung, hat bisher innerhalb der socialen Bewegung kaum eine, gewis nicht die ihr gebührende Stellung angewiesen erhalten. Mit noch eisigerer Gleichgültigkeit, wie vorm Staat, geht der gemeine Liberalismus bei ihr vorüber; er fürchtet auch wol instinctiv, und nicht ohne Grund, da einige Steine im Wege zu finden, über welche die „Selbsthülfe" stolpern könte. Dagegen kündigt der ungemeine Radikalismus des Herrn von Schweizer, des Mannes der Staatshülfe, der Kirche den Kampf auf Tod und Leben an. Er hat die Witterung, daß das Haus Gottes sich nicht todt schweigen lasse, und da bei dieser extremen Schule die Neigungen eines Dschingis Chan und Herostratus nicht verwunderlich noch unmotivirt erscheinen, so kann es die Kirche den Jüngern der Schule auf's Wort glauben, daß sie sie weder in ihrem anstaltlichen Bestande belassen, noch ihre Lehre, sei's auch nur in der Form des Privatcultus, unter die Duldung des Arbeiterstaats der Zukunft stellen möchten. Indessen neben diesen beiden Richtungen tauchen auch vereinzelte Stimmen solcher auf, welche der Kirche freundlich gesint sind, denen der historische Sinn nicht so gar abhanden gekommen, daß sie vergessen sollten, wie die Kirche zu verschiedenen Malen die Cultur gerettet hat vor den andringenden Fluten der Barbarei. Das ist ja im eminentesten Sinne geschehen in der Zeit der Völkerwanderung, und an dieser Stelle wirds auch ziemlich allgemein anerkant, daß das zerfressene und besiegte Römertum auch in seinen noch zu verwertenden Culturbestandteilen weggespült worden wäre von dem Schwalle der Wogen ohne die vermittelnde Hülfsleistung der Kirche. Dagegen wird hart bezweifelt und ist doch sicher, daß die Kirche der deutschen Reformation ein gleiches Rettungswerk vollzogen habe an der Gesellschaft des 16. Jahrhunderts, an das sich zwar kein uncivilisirter Feind von außen herandrängte, dem aber der viel schlimmere Feind des Humanismus als ein Gift in den Knochen lag. Dies Uebel, weil subtiler, war auch schwiriger zu überwinden. Weil nun die Kirche an den beiden so verschieden gearteten Weltlagen das Ihrige mit Erfolg gethan, so wollen wir von der Hofnung nicht lassen, daß ihr auch bei den gesteigerten Aufgaben in dieser Zersetzungs- und Neubildungsperiode ein Wort zur Lösung mitzusprechen, zugedacht sein möchte. Ja, freilich, nicht ein Wort, sondern das Wort der Lösung schlechthin, das wissen wir im Glauben, wird ihr zufallen. Jedoch scheint es ein sehr exorbitantes Verlangen zu sein, ihr dies Zugeständnis zu machen, denn welche Stimme möchte sich frei öffentlich erheben, es ihr in diesem Umfange zuzusprechen? Was man aus dem Gebiete der Kirche für die volkswirtschaftliche Bewegung allenfalls anrathen möchte, ist die innere Mission, eine Thätigkeit, auf welche die Kirche freilich auch angewiesen ist, die unter gewissen Verhältnissen sogar vorzugsweise getrieben werden kann, welche aber nie die volle Breite der kirchlichen Action einnehmen darf. Wenn sich diese Thätigkeit loslöst von der Einheit des kirchlichen Glaubens und Handelns, so scheidet sie sich selbst von der Wurzel ihrer Kraft, der Quelle ihres Reichtums, sie wird zunächst unselbstständig, sie muß die Parole von dem jeweiligen Bedürfnisse entnehmen und danach ihre Methode modeln: so wird es schließlich bei der abfärbenden und ansteckenden Qualität des Weltgeistes nicht ausbleiben, daß sie als Beute gerade dem Feinde zufällt, welchen sie bekämpfen soll. Sie nimt, so sie nicht am Herzen der Kirche, in ihren innersten Heiligtümern verbleibt, vom Leichengift in sich auf und es entsteht eine Blutvergiftung, durch welche möglicherweise der gesamte kirchliche Organismus infizirt wird, wenn derselbe nicht in festem Glauben und klarem Bekennen die Kraft besizt und übt, die eingedrungenen schädlichen Substanzen wieder auszustoßen. Um das zu begreifen, würde der evangelischen Kirche eine eingehende Betrachtung der Geschichte der katholischen Orden sehr förderlich sein. Sie sind vorzugsweise zum Zwecke der innern Mission gegründet, zu einer Zeit, da

die Lebensnerven der alternden Kirche stumpf zu werden anfingen und Reinheit der Sitte zugleich mit der Lebendigkeit des Glaubens zu schwinden begann. Aber die größte Weltförmigkeit zeigte sich zur Reformationszeit gerade in den Klöstern, und die kirchlichen Organe vermochten das dort wuchernde Unkraut nicht auszurotten, denn es läßt sich nicht läugnen, daß der Mönch eine populäre Gestalt, und sein Einfluß am tiefsten in die Volksschichten eingedrungen war. Als dies in die Erkentnis oder in das dunkle Gefühl eingedrungen war, schlug man mit dem Jesuitenorden die umgekehrte Bahn ein. Er wollte die wankende Kirche dadurch stützen, daß er, mit großer Selbständigkeit ausgestattet, sich aller kirchlichen Functionen bemächtigt und lange Zeit für das Herz der Kirche, ja für ihren Mikrokosmus gehalten ward. Darum aber gerade hat er der Kirche den schlechtesten Dienst geleistet, denn seine Sünden wurden ihr ohne weiteres aufgehalst, und als sie ihn, durch äußere Einflüsse gedrängt, aufhob, da stellte sie sich ihren eignen, möglicherweise binnen Kurzem zu vollziehenden Todtenschein aus, weil sie sich ohne diese langgewöhnte Stütze kaum mehr selbständig bewegen konte. Auch die innere Mission kann nicht als selbständige Macht neben der Kirche agiren: und die Gefahr wird für beide Teile um so größer, wenn in der Kirche selbst über ihre ewigen Grundlagen und demzufolge ihren eigensten Beruf eine solche Unklarheit und Verwirrung herscht, wie sie leider heuer in den Verfassungs- und Bekentniswirren, allen ersichtlich, zu Tage komt. Die Kirche wird deßhalb am weisesten handeln und am sichersten gehen, wenn sie sich in allen Stücken der äußersten Nüchternheit befleißigt. Nichts thut ihr in dieser Zeit so not, als die Samlung um ihre unveräußerlichen Heiligtümer. „Es hilft zum Laufen nicht schnell sein" und so wird sie der Welt am meisten dienen, wenn sie sich nach St. Jacobi Wort „von der Welt unbefleckt erhält." Sie hat weder nach jeder neu auftauchenden geologischen Schöpfunghypothese den mosaischen Bericht ins Japhetitische zu übersetzen, noch auf jedem Studium der socialen Bewegung Christliches heraus zu hören und heraus zu sehen, solange die entfesselte Selbstsucht noch Maß, Lauf und Ziel der Bewegung vorschreibt. Und das um so weniger, als die Sache noch in sehr unklarem Flusse ist, und dieser Fluß sehr trübe Wellen durch die Länder ergießt. Darum sich selbst zu bewahren, das wird für sie um so mehr ein Weisheits- und Liebesgebot sein, je fester sie ihren Beruf als einen Beruf der Zukunft erfaßt hat und in gläubigem Herzen trägt. Sie thue Samariterdienste, je nach Zeit und Umständen, und lasse das ihr Tagewerk sein, aber sie lasse diese Dienstleistungen nicht in das Schnürleib eines Systems passen. Ihr System ist die volle und ganze Liebe Gottes, offenbart im heiligen Geiste. Nur mit dieser Liebe, welche ihr ewig Urbild hat in dem geoffenbarten Ebenbilde des unsichtbaren Gottes, dem Erstgebornen unter allen Creaturen, kann sie in eine Concurrenz treten und zugleich in einen sieghaften Kampf mit denen, die im Namen der Liebe zu dem armen Volke kommen und ihre Liebe beweisen und ihre Selbstsucht verdecken durch die Versprechung eines Himmels auf Erden, welchen ihre verwirklichte Predigt über die Welt führen soll. Wenn sie damit Bankerott gemacht haben werden, dann ist es Zeit für die Kirche, die Stimme erschallen zu lassen: Wendet euch zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Sehe sie nur zu, daß sie den, der also gesprochen und das Wort, durch welches er so redet, nicht selbst einbüße.

Weiter hat die Kirche sich energisch zu wehren gegen die Auflösung ihrer Form, und diese wird eintreten, wenn sie sich, die Pflegerin der wahrhaftigen Hütte und der ewigen Güter umgestalten lässet zur sogenanten christlichen Welt, mit welchem Titel man hie und da die getaufte moderne Welt zu nennen beliebt. Diese Gesellschaft zum Mutterschoße für Kirchenbildung zu machen, das hat der Collegialismus theoretisch versucht, das derzeitige Herumhantieren mit Verfassungsexperimenten ist das praktische Seitenstück dazu. Wäre Glaubenseinheit da, so möchte das Experiment unbedenklich sein. Nun aber kann bei dem zerfahrenen Zustande unserer Theologie die Gotteswahrheit den christlichen Gesellschaftselementen gegenüber, welche man Gemeinde zu nennen sich angewöhnt hat, schwerlich zur verdienten Anerkennung gebracht werden und Palliativmittelchen, wie jenes, welches auf Synoden die Geistlichen in doppelter Zahl neben den Laien vertreten werden läßt, dürfen sich binnen kurzer Zeit als eine papierne Mauer erweisen. Sollte aber ein recht vertrauensvolles Gemüt von dieser Verwendung außerkirchlicher Elemente zu kirchlichen Zwecken eine Gewinnung derselben oder gar eine Stütze der Kirche erwarten, wie es ehedem der Romanismus von den Jesuiten erwartet hat, nun — es wäre ja wirklich eine That des neunzehnten Jahrhunderts, wenn ihm der Versuch gelänge, mit Löchern Strümpfe zu stopfen. Neben dieser Hoffnung steht gleichberechtigt und vielleicht mehr als das, die Furcht, daß bei diesem fortwährenden Auslugen nach weltlichen Mustern zum Kirchenbau, ein solcher Bau zu Stande kommen werde, der der sich auflösenden Gesellschaft keineswegs ein Halt und Anhalt sein werde, dieweil er Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihren Beinen ist. Es wird auf diesem Wege, so die Besinnung nicht rechtzeitig eintritt, die reale Weltkirche zu Stande kommen, wo sich die geistliche Speise regulirt nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, wo diejenigen Lehren in Masse auf den Markt geworfen werden, die dem Triebe des natürlichen Menschen am meisten zusagen, und diejenigen werden durch die Concurrenz in den Grund gebohrt, welche mit den ernsten Forderungen des ungeschmälerten Worts an das Krankenlager der Welt herantreten wollen. In der ungeschmälerten Schrift steht aber geschrieben: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde." Die kleine Heerde wird unter Sturm, Misachtung und Verfolgung ihres Glaubens immer gewisser werden, sie wird ein Salz der Erde sein, wenn die Leute sich zerarbeitet haben und dumm geworden sein werden in der Menge ihrer Wege. Der Same Israel wird sich erhalten auch in einer verweltlichten Kirche, er kann nicht

zertreten werden weder von dem leichtfüßigen Tritt der Irrlehre und Lehrindifferenz, noch von den Maßnahmen der „verfaßten" Körperschaft, er ist identisch mit dem Reich Gottes, und geht mit ihm seinen stillen Gang, bis er in Jugendfrische einmal plözlich auftauchen wird, nachdem Katheder und grüner Tisch schon längst seinen Todtenschein ausgestellt haben. Dies Reich Gottes kann mit einer Weltausstellung nicht rivalisiren vor den Augen des großen Publikums, es hat seinen Bestand in jenem kleinen Kreise, welcher das Machtgebiet des heiligen Geistes ausmacht. Aber von da aus ist es doch das Licht der Welt, das verborgene Salz und der Sauerteig der Erde und wenn die Zeit erfüllet sein wird, dann wird dieses Reich die sociale Frage lösen nicht mit Dekreten nach tyrannischem Machtgebot, sondern in der Liebe, die einen Balsam hat für alle Wunden und Antwort auf jede Frage. Das Fragen aber nach ihr selbst und ihren Gütern zu wecken, überläßt sie dem starken Finger, der zerbricht um neu zu schaffen, der die Welt aushungert, um in ihr denjenigen Hunger und Durst zu wecken, welchem die Sättigung verheißen ist.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Diese materialistische und pantheistische Literatur, diese Sturmcolonnen, welche von allen Seiten gegen die Autorität der Bibel, insonderheit die grundlegenden ersten Kapitel derselben, geführt werden, die Bewegungen, welche ein Renan konte hervorrufen, die Heerlager des Unglaubens in Zürich und Heidelberg und im Protestantenverein, die Lehrerversamlungen in Leipzig und zulezt in Wien, wo Juden, Katholiken und Protestanten aus Einem Munde eine neue Religion, die Alles, nur nicht Christentum ist, proclamiren, der Abfall der Massen von jedem Glauben, dem wir in unsern Gemeinden täglich begegnen, die entleerten Kirchen, die verlassenen Altäre, und wie selbst die großen Thaten Gottes, welche in den Ereignissen des lezten Jahres so gewaltig zu Allen geredet, eine merkliche Aenderung in diesen schrecklichen Zuständen nicht haben hervorbringen können, so daß es überall eher zurück, als vorwärts gehe — — sollte das uns nicht bange machen? diesen furchtbaren Mächten der Finsternis gegenüber, wer sollte da nicht sagen: Ich bin schwach? Und doch spricht die göttliche Verheißung: „Kein Einwohner im Lande wird sagen: Ich bin schwach! Warum denn? Das Volk, was darinnen wohnet, wird Vergebung der Sünden haben." Hätten wir nicht eine andere Antwort erwartet? Etwa die: „Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!" Oder: „Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat?" Wol ist das der Unterschied zwischen denen hüben und drüben: Diese wollen es mit ihrem Wiz und ihrer Kraft zwingen, wir aber heben hoch das Panier des Glaubens und die Fahne Constantins mit dem Kreuz, darin steht: In hoc vinces Und wir wollen unsern Glauben rein und unverkürzt haben. Wir haben nichts zu thun mit der Vermittlungstheologie, welche den alten bewährten Glauben mit der Kultur und dem Zeitbewußtsein versöhnen will, und darüber ihn verliert. Wir haben auch nichts zu thun mit dem bloßen Princip, wie christlich es auch sei. Unser Verein stand auch einst auf dem formalen und materialen Princip, aber wir haben gelernt, daß das Princip einen Leib habe mit vielen Gliedern, die nicht verstümmelt werden dürfen, wenn der Leib bei Kräften bleiben soll, wir wollen das ganze Bekentnis haben mit allen articulis fidei; wir vergessen nicht, daß unsere Väter dafür Gut und Blut dahingegeben, und wie Säulen der Kirche, ein Paul Gerhard und Johann Arnd selbst für scheinbare Minutien des Bekentnisses zeitliche Wolfahrt und Amt eingesezt haben. Und doch muß es dabei bleiben, die Verheißung ist nur gegeben der Vergebung der Sünden. Wo fing Luthers Glauben an? War es nicht da, wo jener Klosterbruder ihn hinwies auf den Artikel von der Vergebung der Sünden? Wo fing die Reformation an? In dem Beichtstuhl zu Wittenberg. Gibt es irgend einen Artikel unsers Bekentnisses, der nicht in engerm oder weiterm notwendigen Zusammenhange mit der Vergebung der Sünden stände, sei es der Artikel von der Trinität, oder vom Sohne Gottes, oder der Erbsünde, oder der Rechtfertigung, oder den Sacramenten, oder der Kirchengewalt, oder den lezten Dingen? Und jemehr das Herz dieses notwendigen Zusammenhanges sich bewußt ist und bleibt, desto weniger wird es einerseits geneigt sein, irgend einen Artikel des Bekentnisses eben um dieses Zusammenhanges willen sich verkümmern zu lassen, andererseits aber wird es sich auch nicht verführen lassen, in hochmütigem und fleischlichem Eifer dafür zu streiten, und nicht vergessen, wie Melanchthons Herz an der rabies theologorum gebrochen ist. Von unbefugter Seite sind der Zeit der Orthodoxie viele ungerechte Vorwürfe gemacht worden, aber wenn sie einen Vorwurf verdient, so ist es der, daß die Herzen in der Vergebung der Sünden nicht genug lebten. Die Vergebung der Sünden kriegt man nicht durch einen begrifflich correcten Glauben, auch nicht durch den heldenmütigsten Eifer in Verfechtung desselben, sondern man kriegt sie nur durch eine Buße, welche David seine Bußpsalmen nachbeten kann — und wer könte das schon? durch einen Glauben, der sich ganz und allein auf das Verdienst Jesu Christi verläßt, und wie schwer ist das! Das natürliche Herz greift nach jedem Strohhalm eignen Verdienstes! Als Josua Gottes Volk gegen Ai führte, konte selbst eine auserwählte Schar nichts schaffen. Und warum nicht? Der Herr sprach: Es ist ein Bann unter Israel, darum könt ihr nicht stehen vor den Feinden, bis ihr den Bann wegthut. Wenn wir den geringen Erfolg betrachten, den die gewaltigsten Kämpfe um den Glauben oft gehabt haben, so liegt der Grund darin, daß noch ein Bann da war, den Gottes Auge nur recht sehen konte, der vor Menschen Augen aber offen da lag in dem rechthaberischen Eifer, der hochmütigen Ueberhebung über den Gegner,

der gereizten Empfindlichkeit, dem sündlichen Zorn, ja der Rache, womit der Streit geführt wurde. So wurden die, welche sich sehr stark fühlten, sehr schwach und vom Satan überwältigt. Soll es dahin kommen, daß die Verheißung sich erfülle: „Kein Einwohner wird sagen: Ich bin schwach!“ so müssen wir vor Allem den Bann aufsuchen, der in unserm Herzen verborgen ist, und weil das so schwer ist, müssen wir Gott anrufen, daß er ihn uns zeige, und ein treues Bruderherz dazu, und wenn wir ihn mit dieser Hilfe gefunden haben, den Bann samt dem Achan dem Gericht übergeben, und sei es mit tausend Schmerzen. Dabei aber ja nicht verzagen, und sollte unser bisheriges Christentum uns auch als ein ganz verlornes erscheinen, sondern vielmehr die Ehre geben der unüberwindlichen, auch durch die blutrothe Sünde nicht zu überwältigenden Gnade Gottes und dem allgiltigen Verdienste Jesu Christi, das auch ein Meer der Sünde verschlingt, und gar nicht mehr zweifeln, daß uns alle Sünden vergeben sind. Das allein macht uns stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke. Das schafft ein gutes Gewissen, das macht uns froh und selig, das gibt einen reinen Heldenmut, der es mit aller Macht der Welt und der Hölle aufnimt.

Es konte diese Ansprache als eine Einleitung zu der Besprechung über den ersten Gegenstand angesehen werden, der auf der Tagesordnung stand: der Glaube und die Rechtfertigung. Past. Richter aus Ballerstedt, der den einleitenden Vortrag übernommen hatte, sagte, wir seien Prof. Hengstenberg großen Dank schuldig für die ernste und zeitgemäße Mahnung an jenen Ernst des Glaubens, der mit Notwendigkeit in dem Stande guter Werke erfunden werde. Die kirchliche Restauration unserer Zeit sei überwuchert von dem geilen Unkraut eines faulen Glaubens, der noch schädlicher sei, als die kräftigen Irtümer. Die oberflächliche, in genußsüchtiger Sentimentalität groß gezogene Generation habe eine unheilvolle Gewandtheit, sich in alle möglichen idealen Aufschwünge hineinzulügen, ebenso auch sich christlich aufzuschminken und habe den faulen Glauben in mehrfachster Erscheinung erzeugt von dem schwärmerischen Glaubensphantasiren weibischer Selen bis zu dem Glauben als Mode des Anstands und Salontons oder als Geschäftsförmlichkeit, faul in der Wurzel und leer an jeder rechtschaffenen Frucht. Dem gegenüber sollten öfter und ernstlicher die Werke des Glaubens gepredigt, auch darauf hingewiesen werden, daß die aus Gnaden geschenkte Rechtfertigung wieder verloren werden könne, da das Lezte ärger werde als das Erste, und das Sprichwort sich erfüllt: der Hund frißt wieder, was er gespien hat, und die Sau wälzt sich nach der Schwemme in dem Koth. Es habe seine Wahrheit, daß der Gläubige nicht mehr unter dem Gesez stehe; weil der Glaube aber oft so schwach und die Liebe so kalt sei, und der Sünden so viel, müsse das Gesez immer aufs Neue unser Zuchtmeister werden, und es sei noch nachdrücklicher, als es bisher geschehen, zu predigen, daß der Glaube nicht ohne ernstliche und tiefe Buße entstehen und bestehen könne, und daß es täglich aus Buße in Glauben gehen müsse. Ref. sagt nun weiter, Prof. Hengstenberg wolle mehr, eine Correctur der Kirchenlehre selbst *), die einseitig und misverständlich sei; der paulinischen und lutherischen Lehre, daß der Mensch gerechtfertigt werde allein durch den Glauben, könne mit gleichem Rechte entgegengesezt werden die Lehre, daß der Mensch gerechtfertigt werde durch die Werke.*) Ref. glaubt dessen Meinung dahin formuliren zu können: „wir werden gerechtfertigt durch den Glauben, aber voll gerechtfertigt nur durch einen vollen, nicht blos seiner indoles nach in der Liebe thätigen, sondern durch die Werke vollendeten Glauben.**) Da aber die Rechtfertigung doch eine That Gottes sei, ein absolutes Gnadengeschenk um des Verdienstes Jesu Christi willen, so seien zwar nicht Stufen in der Rechtfertigung selbst, wol aber in der Aneignung derselben anzunehmen.“ Damit könne aber ein Doppeltes gemeint sein, entweder, daß der Gläubige durch die beständige Bewährung seines Glaubens seiner Rechtfertigung selbst gewis werde, oder, daß das sacramentlich erteilte jus der Rechtfertigung in die wirkliche possessio derselben durch den ausgewirkten Glauben übergehe. Ref. will darnach 3 Sätze besprechen: 1. Nimt der Gläubige die Zuversicht der Rechtfertigung, damit er sein Gewissen stillt, aus der wahrgenommenen Bewährung seines Glaubens her? 2. In welchem Sinne ist das jus und die possessio der Rechtfertigung zu unterscheiden und ist die possessio von einer gewissen Vollendung des Glaubens abhängig? 3. Ist es Lehre der Schrift, daß der Glaube sich vorwiegend durch die Bethätigung der Werke vollendet? In Bezug auf den ersten Saz sagt Ref., nach der Schrift sollen meine Werke wol Andern als Zeugnis meines Glaubens dienen, aber nicht mir selbst. Ich könne überhaupt mein Handeln nicht so hoch taxiren, daß ich darauf die Gewisheit über die Beschaffenheit meines Glaubens stellte. Und wenn ich es wollte, so würde selbst bei der entschiedensten Glaubenstreue die Bethätigung meines Glaubens nie die Vollkommenheit erreichen, daß sie mich beruhigen könte. Es sei die Erfahrung aller Gläubigen, daß, je weiter sie kommen, sie desto mehr Sünde bei sich entdecken. Die pavida conscientia sei eine Thatsache, über welche keine Täuschung möglich sei, und daß Christus gekommen, die Sünder selig zu machen, sei auch eine Thatsache, die nur der Unglaube leugne. Das seien die sichern Bürgschaften für die Rechtfertigung. Bedürfe der angefochtene kleinmütige Glaube einer Stärkung, so werde sie nicht gefunden in meinem Denken und Fühlen, auch nicht in den wahrgenommenen Thatsachen meines Glaubenslebens, sondern in dem Gottesworte der Absolution und dem Gottespfande der Sacramente. Müßten meine Werke mir die Zuversicht geben, so würde nichts herauskommen, als ein beständiges Herumwühlen in den eignen Glaubenserfahrungen, ein unaufhörliches Befühlen des geistlichen Pulsschlages, ein selbstquälerisches Christentum ohne Freudigkeit bei gewissenhaften Christen, oder man begnügt sich mit seinem im Ganzem guten Willen und Verlangen nach gottgefälligem Gehorsam, und die Gefahr der Selbsttäuschung ist viel größer geworden.

Was den zweiten Saz anbetrifft, so sagt Ref., daß die Kirchenlehre allerdings den Unterschied zwischen dem jus und der possessio in der Lehre von der Rechtfertigung kenne und betone. Die justificatio sei ein forensischer Act, durch welchen dem reuigen

*) Das ist entschieden unrichtig.
Anm. des Herausg.

*) Das sagt wörtlich der heil. Jakobus, und man sei doch so gerecht, den Angriff gegen ihn zu richten, nicht gegen seinen Ausleger.
Anm. des Herausg.

**) Das hat ebenfalls buchstäblich Jakobus gesagt. Er hat aber die Werke nicht als selbständigen Factor der Rechtfertigung hingestellt, sondern nur als Mittel der Schärfung des Glaubens, der allein der Rechtfertigung teilhaftig macht. Anm. des Herausg.

und nach der Gnade verlangenden Sünder diese zugespochen werde; Gott sorge nun aber auch für die Intimation des absolvirenden Urteils an den Gläubigen. Sie geschehe durch die datio Spiritus S. und durch die unio mystica mit Christo. Bisher war der Glaube nur eine Wirkung am Menschenherzen, nun gebe Gott seine persönliche Einwohnung; bisher war der Glaube nur eine subjective Regung, eine moralische Vereinigung mit Christo, nun erhält er eine objective Füllung und wird eine reale Vereinigung mit Christo, er wohnt in seinen Gläubigen und gibt ihnen Teil an seinen Gaben und Gütern. Nun fehlt ihnen nichts mehr an der mit der Rechtfertigung de facto beginnenden und blos zu bewahrenden Seligkeit. Aus dem Grunde dieser unio mystica quillt jenes zum freundlichen Zwiegespräch werdende commercium, das nicht sowol den Thron der Majestät, als die Nähe der Liebe anschaut, und in Liebe aufwallt wie es so viele unserer alten Gesänge darstellen. Wollte man hier aber die Werke als eine notwendige Bedingung dieses seligen Verhältnisses einschieben, so würde dasselbe in seinem eingentümlichen Wesen beeinträchtigt werden. Allerdings aber hat die unio mystica als die positive Seite der Rechtfertigung ihre Geschichte, wenn man will, ihre Stufen, ein Wachstum und ein Welken. Als Realverhältnis ist sie allerdings von Anfang an schon vollendet, aber in Betreff ihrer Wirkungen, nämlich der Durchdringung aller Lebensverhältnisse, wird sie immer vollkommener. Dazu gehört auch die die stetige Uebung guter Werke. Es ist unzweifelhaft, daß Unterlassungs- wie Thatsünden der Tod des Glaubens werden können. Aber es fragt sich, ob die Werke die vornehmliche Stellung bei der Entfaltung, Stärkung und Vollendung des Glaubens einnehmen, daß man mit einem Schein der Wahrheit die Werke in den Artikel der Rechtfertigung einführen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Berichte über die Verhandlungen der Synode Ruegenwalde in Pommern.

(Schluß.)

C.-R. Kundler, welcher als Stellvertreter des Gen.-Superint. der Versamlung beiwohnte, ergriff darauf das Wort, um die Synode zu begrüßen und zu bitten, daß der Geist der Ruhe, Mäßigung, Besonnenheit und Liebe in derselben walten möge und alle Erregung vermieden werde. Er für seine Person freue sich, hier erwünschte Gelegenheit zu finden, um Einwendungen und Bedenken entgegentreten und das Consistorium verteidigen zu können, dessen Maßnahmen angegriffen worden seien. Daß das Consistorium wegen dieser oder jener Maßnahme einer Beurteilung unterzogen werde, das liege in der Natur der Sache und sei auch nicht verletzend für die Behörde. Jedoch bebaure er, daß sich die Ansicht geltend gemacht zu haben scheine, als wolle das Consistorium irgendwie dem Rechte des luth. Bekentnisstandes der Gemeinden entgegentreten, dieses Recht nicht zur vollen Geltung kommen lassen. In dieser Ansicht liege eine durchaus ungerechtfertigte Anschuldigung, zu der die Provinzial-Kirchenbehörde Niemandem ein Recht gegeben. Das Consistorium habe im Jahre 1852 statt der allgemeinen ordinatorischen Verpflichtung, die besondere Verpflichtung auf die Augsburgische Confession und den lutherischen Katechismus in das Ordinations-Formular aufgenommen. Wenn eine Kirchenbehörde das thue, so habe man kein Recht, ihr mit Zweifeln entgegen zu treten. Dieselbe Kirchenbehörde habe ferner die Ordnung eingeführt, daß nicht beliebig und an jedem Orte, sondern da, wo die Stelle dafür sei, nämlich bei Besetzung der Pfarren, in den Vocations-Urkunden, welche zugleich eine Norm für das geistliche Lebramt bilden, der besondere Bekentnisstand der Gemeinden ausdrücklich bezeichnet worden sei. Wenn eine Kirchenbehörde unter viel Widerspruch und Anfechtung das durchsetze, so dürfe wol kein Zweifel aufkommen gegen dessen Ehrlichkeit, und es sei klar, daß es ihr nie eingefallen sei, das verpflichtende Recht und die verbindliche Kraft des luth. Bekentnisses in Frage zu stellen oder in einem Härlein zu schädigen. Aber nicht überall und aller Orten sei das Bekentnis hervorzuheben, sondern da, wo es hingehöre. Man müsse auch in dieser Beziehung sparsam, ökonomisch, sachgemäß verfahren. Das Consistorium habe in der General-Verfügung vom 20. Septbr. 1864 die vorliegende Frage mit eingehender Geduld behandelt, diese Verfügung scheine aber hier dem Gedächtnis entschwunden zu sein. Er wollte daher noch einmal darauf zurückkommen. 1. Könne man von der Kreissynode gar nicht sagen, daß sie luth. oder reformirten Bekentnisses sei, die Kreissynode sei etwas anderes als die Gemeinden. Die Kreissynode sei die Zahl der hier versammelten Mitglieder. Es gäbe auch Kreissynoden, in denen nicht alle Mitglieder lutherisch sind z. B. Stettin, Stadt, Stargard, Stolp. Der persönliche Bekentnisstand einzelner Mitglieder könne auch reformirt sein. Nach diesem Begriffe der Kreissynode könne man nicht sagen, sie müsse ein bestimtes Bekentnis haben, wol aber die Gemeinden. Es werde ja nicht bezweifelt, daß die Gemeinden der Rügenwalder Kreissynode luth. Bekentnisses seien, das Consistorium wisse es gar nicht anders. Das Consistorium gehe 2. von der Rechtsanschauung aus, daß in Pommern nach unzweifelhaft geschichtlichen Grundlagen mit Ausnahme von vier deutsch-reformirten, einer französisch-reformirten, und etwa zwei spezifisch unirten Gemeinden, sämtliche Gemeinden luth. Bekentnisses sind. In den eingereichten Statuten der einzelnen Kreissynoden habe man nun eine sehr verschiedene Stellung zu der Bekentnisfrage eingenommen, ein großer Teil der Synoden haben diese Frage gar nicht erwähnt, ein anderer Teil habe den luth. Bekentnisstand mit der Unionszugehörigkeit, noch ein andrer den luth. Bekentnisstand ohne Unionszugehörigkeit hervorgehoben ꝛc. Was solle das Consistorium dabei thun? Solle es alle diese einander widersprechenden Meinungen bestätigen? Es habe aber so sehr die Pflicht das Bekentnis zu schützen, wie die Unionsangehörigkeit anzuerkennen. Hätte es alle diese verschiedenen Statuten ohne weiteres bestätigt, so würde es den Rechtsbestand der Provinzialkirche in große Verdunklung geführt und der Ansicht Vorschub geleistet haben, als ob fünf bis sechs verschiedene Fractionen in der Provinz vorhanden wären. Da das Statut im wesentlichen nur Geschäftsordnung sei, so mußte Alles aus demselben herausgewiesen werden, was dazu beitragen konte, diese Verdunkelung zu fördern und irrigen Anschauungen Anhalt zu bieten. Aus diesem Grunde seien auch Statuten andrer Synoden, als der Rügenwalder nicht bestätigt worden und das Consistorium habe dies im Interesse der Klarheit für die kirchliche Stellung der Gemeinden gethan, verdiene daher eher den Dank, als den Angriff, zumal von Seiten derjenigen, welche das Bekentnis mit gutem Rechte betonen. Was den gestellten Antrag betreffe, so zweifle er, daß das Consistorium eine solche Verfügung, wie sie be-

antragt worden, erlassen werde, er spreche den Wunsch aus, daß die Kreissynode auf den Antrag sich nicht weiter einlasse und stelle anheim, die Kreissynode möge ihre Meinung ins Protocoll niederlegen.

P. Meinhof bemerkt: Da alle Teile der Kreissynode lutherisch seien, so sei auch die ganze Synode lutherisch. In Folge der Aeußerungen des C.-R. Kundler zieht er aber seinen Antrag zurück und wünscht, daß als Meinung der Kreissynode folgende Fassung ins Protokoll aufgenommen werde:

„Die Kreissynode begnügt sich damit zu erklären, es sei wünschenswert, daß von Seiten des Kirchenregiments das luth. Bekentnis als Grundlage der Rügenwalder Kreissynode anerkant werde." Da sich jedoch nur 15 Stimmen dafür erklärten, so war damit auch von dieser protocollarischen Erklärung Abstand genommen worden.

C.-R. Kundler fühlte sich gedrungen, zum klaren Verständnis der in Rede stehenden Sache noch darauf hinzuweisen, daß jede Kreissynode in ihrer amtlichen Thätigkeit die Pflicht habe, das Bekentnis aufrecht zu erhalten und nach diesem Bekentnisse ihre Wirksamkeit einzurichten, sie sei also nicht befugt, etwas gegen das Bekentnis zu thun oder zu beschließen. Die Kreissynode stehe nicht über dem Bekentnis, sondern das Bekentnis stehe mit seiner verpflichtenden Kraft über der Synode. Diese habe also auch nichts zu dulden, was gegen das Bekentnis wäre. Darum — anerkant solle das Bekentnis werden, aber nicht hier, d. h. nicht im Synodalstatut, welches blos den Charakter der Geschäftsordnung an sich trage.

(Verhandlung über den Entwurf einer Provinzial-Synodal-Ordnung.)

Zu §. 4 ergriff Past. Meinhof das Wort: Es handle sich hier um eine Lebensfrage der luth. Kirche und sei daher jede Uebereilung zu vermeiden. Der Bekentnisstand der Provinz Pommern sei ein überwiegend luth., um der wenigen Reformirten willen dürfe das luth. Bekentnis nicht alterirt werden. Nach dem Entwurf könte man annehmen, daß das luth. und reformirte Bekentnis promiscue Geltung haben. Es sei also ein Zusaz notwendig, welcher festsetze, daß, wo auf der künftigen Provinzial-Synode vom Bekentnis die Rede sei, die luth. Mitglieder derselben von den reformirten gesondert verhandeln. Er stelle daher den Antrag:

nach den Worten in §. 1 „unter Wahrung des Bekentnisstandes" die Worte: „der pommerschen Provinzialkirche" hinzuzufügen. C.-R. Kundler machte nun darauf aufmerksam, daß wenn der Herr Antragsteller, wie er ihn verstanden zu haben glaube, die Meinung habe, daß Reformirte und Lutheraner, auf der Provinzial-Synode, jede für sich tagen, wo es sich um die Bekentnisfrage handle, daß jene nicht über diese und umgekehrt absprechen sollten, so gehöre das nicht zu §. 1, sondern könne nur bei §. 6 des Entwurfes vorkommen. Der Antragsteller confundire zweierlei. Jener Antrag sei ganz unzulässig. Wir haben es hier nicht mit der Provinz Pommern allein zu thun, sondern der Entwurf beziehe sich auf die 6 östlichen Provinzen des Preußischen Staates, es könne daher hier nicht von der pommerschen Provinzialkirche die Rede sein. Ferner könne man nicht von einem Bekentnisstande der pommerschen Provinzialkirche sprechen als lutherischen. Dies sei geschichtlich und rechtlich unrichtig. Die pommersche Provinzialkirche umfasse nicht blos luth., sondern auch reformirte und 2 specifisch unirte Gemeinden, die Stadtgemeinden Lauenburg und Stolp. Die lezteren seien geschichtlich erwachsen und aus Reformirten und Lutheranern zusammengewachsen. Und alle diese Gemeinden in unsrer Provinz stehen in einem kirchenregimentlichen Zusammenhange. Wolle man daher von einem luth. Bekentnisstande der pommerschen Provinzialkirche sprechen, so entstehe die Frage: Wo bleiben diese leztgenanten Gemeinden? Nach 50jähriger geschichtlicher Entwicklung sind sie integrirende Teile der pommerschen Provinzialkirche und stehen in demselben kirchenregimentlichen Gesamtverbande, als die luth. und reformirten Gemeinden. Es sei im Entwurfe von der evangel. Landeskirche Preußens die Rede, diese solle eine Verfassung erhalten. Von der evangel. Landeskirche sind die einzelnen Provinzialkirchen Glieder und diese sind nicht ausschließlich Confessionskirchen. Gibt es aber auch keine luth. Provinzialkirche Pommerns, so haben wir doch eine luth. Confessionskirche, die mit der Landeskirche nicht zu verwechseln sei. Von einer Vermischung der Bekentnisse könne also nicht die Rede sein, wenn gesagt werde, daß auch die Reformirten zur Provinzialkirche gehören. Dafür trügen auch die Anstellungsurkunden der Geistlichen Sorge, daß solche Vermischungen des Bekentnisses der Gemeinden nicht eintreten könten. Die evangel. Landeskirche sei ein Collectiv und bestehe aus luth., reform. und unirten Gemeinden. Eine unirte Kirche gebe es nicht, wol aber eine luth. und reformirte.

Past. Meinhof hebt noch einmal die Wichtigkeit der Sache hervor und Past. Blaurock erklärt, die Kirche werde nur eine Kirche durch das Bekentnis, mit demselben stehe und falle sie.

Darauf fügt C. R. Kundler hinzu: Wir machen hier nicht kirchliche Verhältnisse sondern stehen in ihnen. Wir haben es mit einem bestimten kirchlichen Organismus zu thun d. i. die evangel. Landeskirche. Von der Organisation derselben sei hier die Rede. Wir haben daher nicht zu theoretisiren, nicht neue kirchliche Verhältnisse erst zu schaffen. Wir stehen seit mehr als 50 Jahren in festen kirchlichen Zuständen. Die evangel. Landeskirche als solche habe allerdings kein Bekentnis, sie umfasse vielmehr Gemeinden luth. reform. und unirten Bekentnisses, und keines dieser Bekentnisse innerhalb der Landeskirche habe je Abbruch oder Beeinträchtigung erfahren, sondern bestehe zu Recht. Daher sei auch nicht zu befürchten, daß durch die Bildung der Provinzialsynode dem luth. Bekentnis Eintrag geschehen werde.

P. Meinhof erwiderte darauf: Etwas anderes, als die Geltendmachung des zu Recht Bestehenden wolle er auch nicht, aber es könne doch auch ausdrücklich gesagt werden, daß die Bekentnisse nicht durcheinander gemengt werden sollen. Die lutherische Kirche bestehe in Pommern zu Recht. Es liege auf der Hand, daß ein Reformirter dem luth. Bekentnis nicht gerecht werden könne.

Die Kreissynode entschied mit 21 Stimmen sich für unveränderte Annahme des Paragraphen.

Zu §. 6, 3 wurden zwei Anträge gestellt. Zuerst von P. Meinhof der Zusaz:

„Für die pommersche Provinzial-Kirche im Großen und Ganzen sind die in Pommern angenommenen luth. Bekentnisse, für die Reformirten die reformirten maßgebend."

Sodann von Reich: Nach dem 2. Alinea des §. 6, 3 hinzuzufügen:

„Mit der Maßgabe, daß in Fragen des luth. Bekentnisses nur die luth. Mitglieder, in Fragen des reform. Bekentnisses die reform. Mitglieder der Provinzialsynode berathende und beschließende Stimmen haben."

Beide Anträge werden von den Antragstellern näher begründet und dann zur Abstimmung gebracht. Für den Antrag von P. Meinhof sind nur 16 Stimmen, er ist daher gefallen, der Antrag von P. Reich dagegen wird einstimmig angenommen.

Berichtigung.

Gegen den Schluß des Artikels: „Aus Sachsen", Beilage zu Nr. 90 steht durch einen Schreibfehler: „auf den Conferenzen zu Leipzig und Dresden", wo es heißen sollte: „Meißen."

In Meißen ist die Unionsangelegenheit gründlich, und zwar im Geiste der Conferenz von einem vermittelnden Standpunkte aus behandelt worden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 27. November. № 95.

Reformation der Union.

Die Union hat mit ihrer diesjährigen Jubelfeier ihr erstes halbes Säculum abgeschlossen. Wird sie ein hundertjähriges Jubiläum feiern? — Wenn die alle, welche am lezten Reformationsfeste das Jubelfest der Union begangen und ihr Lob verkündet haben, noch ein Reformationsfest der Union zu feiern fähig sind — dann vielleicht! Wer ohne Vorurteil den gegenwärtigen Stand der Union überblickt und durch die mannigfachen Wandelungen, die sie durchgemacht, zurückgeht bis zum Reformationsfeste 1817; wer den Begriff, den die Gegenwart mit dem Worte Union verbindet, zusammenhält mit den Intentionen ihres Stifters, der wird zugeben müssen, daß die Union jezt näher und näher gedrängt wird an die Alternative: entweder Reformation oder Auflösung der Union. Wenige Schritte noch weiter auf dem bisherigen Wege — und ein Anderer wird sie gürten und führen, wo sie nicht hin will.

Die beiden frühesten Schäden der Union, deren Folgen sich vor unseren Augen mehr und mehr entfalten, sind einmal die Unklarheit ihres Begriffes und sodann (um nicht mehr zu sagen) die Unkirchlichkeit so mancher ihrer ersten Beförderer.

Einige Jahre pflegen wol erforderlich zu sein, ehe ein Kind über sich selbst Auskunft geben kann, aber dieses nun funfzigjährige Kind unseres Jahrhunderts kann bis diesen Tag noch keine einfache, klare Antwort geben auf die Frage: wer bist du? Und das ist ein tödtlicher Schade der Union. Wir wollen hier nicht die verschiedenen, zum Teil von einander sehr abweichenden Definitionen durchgehen, die sich aus den Acten der Union von 1817 bis 1867 gewinnen lassen; das ist ja oft genug geschehen und führt schwerlich einen Schritt weiter. Wir heben nur die Thatsache hervor, daß die Union, weil sie selbst nicht zu sagen vermochte, was sie sei, selbstverständlich auch keinem die Frage ernstlich vorlegen konte: wer bist du? So mußte sie denn wol oder übel jeden passiren lassen, der nur sagte: zum Ersten bin ich ein Freund der Union. Was der Mann zweitens und drittens noch war, darnach konte nicht gefragt werden. So ist ihr Heer denn ein buntes Gewimmel geworden vom ehrlichen Pietismus durch alle Schattirungen des Subjectivismus bis zur bewußten Feindschaft gegen den Herrn und seinen Gesalbten. Und die Union muß das leiden, weil es nicht etwas Zufälliges, sondern aus ihrem Princip Erwachsenes ist.

Die Union hat den Consensus der reformatorischen Bekentnisse zu ihrer Basis genommen. Die Festsetzung und Begrenzung desselben ist ganz dem Ermessen eines jeden anheimgegeben, etwas rein Subjectives. Dafür hat das Jahr 1846, sowie die ganze unionistische Literatur den unwiderleglichen Beweis geführt. Nun muß die Union die Früchte ernten, welche dieser Subjectivismus zeitigt.

Daß die Union troz wiederholter Versicherung, das Bekentnis nicht alteriren zu wollen, gegen jede practische Verwertung desselben, gegen jede rechtliche Folgerung aus dem anerkanten Recht des Bekentnisses stets Front gemacht hat, ist aus dem Detail der funfzigjährigen Geschichte der Union genugsam zu erweisen und oft schon erwiesen worden. Hat doch die Union je und je ihren Feind nur im Lager der Confessionellen erblickt. Wie wenn ein Heerführer von einem Streifcorps östlich gelockt nur nach dieser Richtung hin operirt und nicht merkt, daß unterdeß das Gros der feindlichen Armee westwärts ihn immer enger einschließt, um endlich den vernichtenden Schlag zu führen: so ist die Führung der Union gewesen. Gegen die, welche das Bekentnis als Schuz gegen den Subjectivismus des Unglaubens festhielten, hat sie unverwandten Blickes operirt, die hielt sie für den einzigen Feind, der ihr gegenüberstehe und von der Seite allein witterte sie Gefahr; daß aber von ganz anderer Seite her das feindliche Gros sich gegen sie entwickelte, das hat sie nicht gemerkt. Und daß nun diejenigen sie zu vernichten drohen, welche sie unter ihrer Deckung in ihrem Rücken bis dahin ruhig ihre Truppen ausbilden und ihre Stellung befestigen ließ und bis heut unbehelligt operiren läßt, das ist das Gericht, welches über sie ergeht und ihr Ende herbeizuführen droht, ja herbeiführen muß, wenn sie zu einer Reformation nicht mehr fähig sein sollte. Schwer freilich wird es auch den bestgesinten Freunden der Union werden, sich derer nun zu erwehren, die bisher unter dem Aushängeschilde der Union den bewußtesten Unglauben unter die Massen tragen durften; um so schwerer, je mehr es ihre Mitschuld ist, daß das ganze Heer der negativen Geister unter dem Himmel das Wort „Union" als Losung auf seine Fahnen schreiben durfte. Es ist das auch ein Gericht, daß alle jene Widersacher des Glaubens, die das Recht ihres Protestantismus dahin verstehen, daß sie ungestraft gegen die klarsten Lehren des Wortes Gottes protestiren dürfen, den gewiesenen Weg eingeschlagen und die Union für ein Princip erklären, ein Princip von außerordentlicher Entwickelungsfähigkeit, welches sich weiter

und immer weiter ausdehnen läßt. Sie erkennen, daß für sie kein Raum mehr bleibt in einer Landeskirche, welche die Union als eine geschichtliche Thatsache faßt und somit ihren Bestand und weitere Entwickelung von den geschichtlich gegebenen und zu Recht bestehenden Verhältnissen abhängig machen muß, unter welchen sie vollzogen wurde. Sie beanspruchen für sich auf Rechnung der Union das Recht, die Gemeinschaft, in welche sie die Kirche auflösen wollen, jeglichen Glaubensinhaltes zu entleeren und das so lange unter der Firma der Union fortsetzen zu dürfen, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Glauben sie dann der Massen sicher zu sein, so werden sie auch die schon jezt durchsichtige Hülle der Union abwerfen und gegen dieselbe gewis keine größere Pietät beweisen, als sie dem Glauben bewahrt, auf den sie getauft sind. Handelt es sich doch jezt schon bei ihrer Union lediglich um einen Namen von gutem Klang, der die lezten Ziele verbirgt. Aehnlich, wie es viele Demokraten anständiger finden, sich Liberale zu nennen. Daß ein solcher relativer Abschluß dieser Entwickelung, der ohne Thränen die Union für immer zu Grabe tragen würde, noch allzulange werde auf sich warten lassen, ist bei dem rapiden Gefäll dieser Strömung unserer Tage kaum anzunehmen, wenn nicht der bisherige Lauf unterbrochen wird.

Es kann aber diesen Kämpfern für eine Union, die nicht blos die Bekentnisse der beiden Sonderkirchen öffentlich verbrant sehen möchte, sondern ebenso auch den ökumenischen Bekentnissen der gesamten Christenheit auf Erden gegenüber steht, nicht abgesprochen werden, daß sie für ihren Gegensaz zum Glauben, obschon kein geschichtliches Recht, so doch historische Reminiscenzen aus der Geschichte der Union für sich haben. Gewis war es ein trauriges Verhängnis für den Stifter der Union, daß ihm für die Durchführung seines Gedankens in seinem Sinne und Geiste mehrfach die rechten Organe, fromme Herzen, zarte Hände fehlten. Wir nanten es oben die Unkirchlichkeit der ersten Beförderer der Union. Lassen wir hier die Geschichte der Bedrückungen aus der Zeit der Einführung der Union bei Seite. Die Thatsache kann nicht bestritten werden, daß diejenigen, welche sich bei Durchführung der Union am geschäftigsten zeigten, da überall strafbarste Auflehnung gegen den Allerhöchsten Befehl witterten, wo nur Leben aus Gott sich regte. Wenn in einem entlegenen Dörfchen ein Paar Nachbarn des Abends ein Capitel der heiligen Schrift mit einander zu lesen und gemeinsam ihre Knie zu beugen pflegten, klopfte plözlich einmal der Gensd'arm an die Thür. Und doch waren diese Leute zumeist ächte Pietisten und wußten nichts von Confession und Union, bis es ihnen in den Verhören klar wurde, was die Union sei. Konte die Union alles wieder erwachende Glaubensleben in jener Zeit sofort als strafbaren Confessionalismus behandeln, so machte sie sich selbst zur Hüterin des Todes und mußte es als eine notwendige Folge hinnehmen, daß die Ansicht immer mehr Wurzel faßte, sie sei die Protection des Unglaubens. So erhielt sie sehr früh schon die Inclination zur Negation. Daraus ergab sich jene Entwickelung, die im Gegensaz zu der Frömmigkeit eines Friedrich Wilhelm III. stand, die auch durch das aufrichtigste Bestreben eines Friedrich Wilhelm IV. nicht mehr aufgehalten werden konte, jene Entwickelung, die jezt auf Protestantentagen und in deren öffentlichen Blättern als die einzig legitime und normale Durchführung des Unionsgedankens mit merkwürdiger Dreistigkeit hingestellt wird und die auf Grund der angedeuteten Thatsachen eine geschichtliche Continuität bis in die ersten Tage der Union für sich in Anspruch nimt. Zwei Strömungen von sehr verschiedener Farbe sind da in dem breiten Bette der Union stets neben einander hergegangen, doch in der Mitte so in einander fließend, daß in den entstehenden Mischfarben eine Grenze nicht nachzuweisen war, bis in den lezten Decennien dieses halben Jahrhunderts eben jene Mitte zwischen der Consensusunion und der negativen Union für sich als absorptive Union Selbständigkeit und Alleinherschaft beanspruchte. Diejenigen, welche in den Kundgebungen des lezten Protestantentages zu Neustadt a. d. H. ihre Unionsgedanken ausgesprochen finden, mögen immerhin um der Klugheit willen nicht viel Redens davon machen, aber ein notwendiges Glied in ihren Gedankenreihen ist es, daß der Unionsgedanke in Friedrich Wilhelm III. noch von vielem orthodoxen Ballast umhüllt gewesen und zur Klarheit und consequenten Durchführung nur in dem Maße gelangen könne, als er den veralteten Bibelglauben einer überwundenen Zeit abstreife. Daß damals eine Verbindung zweier gesonderter Kirchen auf der Basis des ihnen Gemeinsamen herbeigeführt werden sollte, kann von ihnen höchstens als die äußere geschichtliche Veranlassung angesehen werden, welche dem Gedanken der Union zum Durchbruch verholfen, niemals aber als ihr Zweck. Die das bis dahin geglaubt, sind im Irtume befangen. Seine vollkommene Verwirklichung findet vielmehr der Unionsgedanke nur darin, daß der veraltete und unwissenschaftliche Glaube, die Bibel sei das Wort Gottes, samt allem daraus hervorgegangenen „Dogmatismus" gründlich überwunden werde. Denn die Union ist ihnen nichts anderes, als das Princip der Befreiung aus allem Dogmatismus, das heißt ohne Phrase, die Entleerung von allem christlichen Glaubensinhalt, die Herbeiführung der bewußten Glaubenslosigkeit. Diese ist der Zweck, der Name Union nur Bezeichnung für den Entwickelungsprozeß, der zu diesem Endziele führt. Die Union ist nur das Zeltlager, in welchem das Heer sich sammelt und ausrüstet, und welches abgebrochen und verlassen wird, wenn es zum Angriff geht. Darum sind die Führer jezt dabei, ihr Volk zu sammeln und rufen ihr Commandowort in die Massen hinaus. Und sie rufen nicht vergeblich. Es geht ein Regen durch Gogs und Magogs schlafende Riesenglieder. Wohin sie treiben, das wissen freilich die Führer selbst nicht und können oder wollen es nicht wissen, weil sie nicht glauben wollen an das Wort, welches auch ihnen Ziel und Ende klar vorsteckt. Wer aber dem Gericht entronnen ist, mit Blindheit geschlagen zu sein, der sieht bereits hinter diesen fortgeschrittensten Streitern für die Union die unheimliche Gestalt dessen sich emporrecken, der sich setzen wird in den Tempel Gottes.

Jüngst stand ein Vater, sein kleines Töchterlein auf dem

Arm im Mausoleum zu Charlottenburg. Das Kindlein faltete die Hände und flüsterte ihm leise ins Ohr: Papa, der König schläft wol? Wol ihm, daß er schläft bei seinen Vätern! Wie würde es dem Heldenkönige das Herz zerreißen, wenn er sehen müßte, welch ein Zerrbild die „Neologen“ dieser Tage aus seinem Lieblingswerk gemacht, welch ein Geschlecht sich in Besiz dieses seines geistigen Nachlasses gesezt? O wer es doch dem königlichen Sohne sagte, wie diese bittersten Feinde seiner Union, die sich als ihre eifrigsten Freunde geberden, dies teuerste Vermächtnis seines in Gott ruhenden Vaters zur bloßen Firma ihrer giftigen Artikel entwürdigen und die Union einer völligen Auflösung, einem schmählichen Ende entgegenführen!

Auf diesem bisherigen Wege noch eine Weile im jetzigen Geleise weiter, dann ist es so weit, daß es keinem ehrlichen Christenmenschen mehr möglich ist, einer Union, die sich ohne Widerstreben so schändlich misbrauchen läßt, ferner anzugehören. Darum: Reformation der Union! Für eine solche ist das Erste, daß die Union nun endlich sage, was sie ist, oder wenn sie das nicht kann, daß sie dann wenigstens sage, was sie nicht ist, oder, um streng bei der Wahrheit zu bleiben, was sie von nun an nicht mehr sein will. Diese Klärung ihres Begriffes wird sie nötigen, sich unzweideutig auf biblischen und bekentnismäßigen Boden zu stellen, jene Inclination zum Halbglauben und Unglauben abzulegen und ihren gemisbrauchten Namen für eine positive Union zu reclamiren. Es wird ihr jezt dazu die Hand geboten. Wird sie es endlich erkennen und glauben, daß in den Anträgen der Kreissynoden eine aufrichtige Freundeshand sich ihr darbietet, die ihr helfen will, sich aus dem unnatürlichen Bündnis mit den Feinden unseres Glaubens loszuringen?

Die diesjährigen Kreissynoden sind abgehalten und haben ihre Gutachten über den Entwurf der Provinzial-Synodalordnung den hohen Behörden vorgelegt. Von vielen Synoden sind wesentlich dieselben Abänderungsvorschläge beantragt. Die Aufnahme, welche sie finden, wird es zeigen, ob die Union noch einer Reformation fähig ist, oder in der gegenwärtigen Entwickelung verharrend unaufhaltsam ihrer Auflösung entgegentreibt.

Unter den Abänderungsvorschlägen, welche die Kreissynoden vorgelegt haben, sind zunächst von hervorragender Bedeutung die zu §. 6 des Entwurfes beantragten, dessen Eingang nach der Vorlage lautet: „Die Provinzial-Synode steht auf dem Grunde des lauteren Wortes Gottes, wie es in der heiligen Schrift enthalten und in den in unserer evangelischen Landeskirche zu Recht bestehenden reformatorischen Bekentnissen bezeugt ist.“

Der Ausdruck: „Wort Gottes, wie es in der Schrift enthalten“, ist als zweideutig bezeichnet worden. Und mit Recht! Denn es ist ja offenbar, daß mit diesem Satze: „in der Schrift ist Wort Gottes enthalten“, welcher die Folgerung zuläßt: also „nicht Alles in der Schrift ist Wort Gottes“, ein Stück der heiligen Schrift nach dem anderen als Menschenwort beseitigt und eine Bibel zurechtgeschnitten werden kann, in welcher von allen Fundamentalartikeln unseres christlichen Glaubens nichts mehr übrig ist. Seitdem eine negative Kritik in diesem Satze den Mauerbrecher gefunden hat, das Fundament unseres Glaubens zu zerbröckeln, in welches Luther die unauslöschliche Inschrift gegraben: „das Wort sie sollen lassen stahn!“ ist derselbe bedenklich, wenn auch in einigen alten Vocationsformularen sich ein ähnlicher Ausdruck findet. Jene Zeit war eben eine andere. So fein war damals das Messer der Kritik noch nicht geschliffen. Heut aber ist es geradezu unmöglich geworden, auf solchem „Grunde“ eine Provinzial-Synode zu errichten; denn mit jenem Satze würde allen Feinden des Reiches Gottes die Thür aufgethan und Siz und Stimme eingeräumt. Darum ist anstatt des Ausdruckes der Vorlage folgende Fassung vorgeschlagen worden: „Die Provinzial-Synode steht auf dem Grunde des lauteren Wortes Gottes alten und neuen Testamentes.“ Man hat sich für dieselbe auf das Ordinationsgelübde berufen, in welchem es heißt: „keine andere Lehre predigen zu wollen, als die, welche gegründet ist in Gottes lauterem und klarem Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testamentes.“ Man hat sich ferner berufen auf die Vocationen, insbesondere die der Superintendenten: „zu wachen, daß überall das heilige Wort Gottes alten und neuen Testamentes nach den Bekentnissen unserer Kirche lauter und rein gelehrt werde.“ Man hat hervorgehoben, daß es doch unzulässig sei, nach solchen Verpflichtungen die Provinzial-Synode auf einen anderen „Grund“ zu stellen. Indeß wir haben es hier nicht mehr mit der Begründung des Aenderungsvorschlages zu thun — dafür war in den Kreis-Synodalversamlungen Zeit und Ort, und da ist sie auch vielfach eingehend gegeben worden — wir haben hier nur zu fragen, welche Wirkung muß es für die Union haben, wenn statt des Satzes: „Wort Gottes in der Schrift“ der gerade umgekehrte Saz: „die Schrift das Wort Gottes“ in die Provinzial-Synodalordnung aufgenommen wird?

Die lutherische Kirche wie die reformirte unterschreiben beide den Saz: „die heilige Schrift ist das Wort Gottes.“ Eine Vereinigung der beiden Kirchen berührt also denselben in keiner Weise, er gehört zum Consensus. Daher steht auch die Union Friedrich Wilhelm III. ebenfalls auf demselben, wie die Agende beweist. Im Namen dieser Union kann also jener Saz nicht angetastet werden. Aber wie steht zu ihm die absorptive Union unserer Tage? Wie die Union des Protestantenvereins und seiner Zweige, der Unionsvereine? die Union des Halbglaubens und Unglaubens unserer Zeit?

Darum richtet der Antrag: „Wort Gottes alten und neuen Testamentes“ die Frage an die Union der preußischen Landeskirche, ob sie noch einmal heraus will, heraus kann aus der Willkür des Subjectivismus, ob sie sich klar und ehrlich stellen will und kann auf den Felsengrund des Wortes Gottes, oder ob sie es vorzieht, sich ferner zu stützen auf jene Majoritäten, die

das Wort Gottes über Bord werfen. Ob sie mit den beiden Kirchen, die sie zu einigen behauptet, sich eins weiß in dem Formalprincip derselben und daran festhalten will alle Zeit, oder ob sie losgelöst von dem Ankergrunde der ewigen Wahrheit mit dem Strome weitertreiben will hinein in die ausgeprägte Feindschaft wider das Reich Gottes? Die Annahme des Antrages heißt Rückkehr der Union zu ihrem Ursprunge und damit Scheidung der positiven Union von der absorptiven und negativen, Scheidung des Glaubens vom Unglauben innerhalb der Union. Die Ablehnung des Antrages heißt Bruch mit der Union Friedrich Wilhelm III. und damit Anerkennung, daß die Union dieser Tage das ist, was die Sprecher von Neustadt a. d. H. verkündet. Durch Abweisung dieses Antrages würde die Union mit weiland Herzog Wilhelm von Baiern das als ihr Formalprincip erklären: „die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben." In Summa: der Antrag bedeutet Reformation der Union in Bezug auf ihre Grundlage.

Ein zweiter Antrag zu §. 6 verlangt die Erwähnung der ökumenischen Bekentnisse: „Die Provinzialsynode steht auf dem Grunde des lauteren Wortes Gottes alten und neuen Testamentes, wie solches in den ökumenischen Bekentnissen der ganzen Christenheit und in den in der Landeskirche zu Recht bestehenden reformatorischen Bekentnissen bezeugt ist."

Dieser Antrag ist wieder motivirt worden durch die Hinweisung auf das Ordinationsgelübde, welches die ökumenischen Bekentnisse namentlich anführt. Es ist hervorgehoben worden, daß die Provinzialsynoden der evangelischen Landeskirche doch auf den Bekentnissen stehen müssen, in welchem die ganze Christenheit auf Erden den gemeinsamen Ausdruck ihres Glaubens finde; daß in einer ausdrücklichen Anführung der Grundlagen der Provinzialsynode doch das Bekentnis nicht fehlen dürfe, auf welches wir getauft sind und zu welchem sich die Gemeinde allsontäglich bekent; daß die Auslassung der ökumenischen Bekentnisse der völligen Bekentnislosigkeit einen Plaz in der Provinzialsynode reservire; vor Allem, daß die preußische Agende die ökumenischen Bekentnisse in ihrem ganzen Wortlaute aufgenommen zum Zeugnis, daß die Union Friedrich Wilhelm des III. sie als die unerschütterliche Basis angesehen, auf welcher sie gemeinsam mit den beiden zu vereinigenden Kirchen stehe.

Dieser Antrag fragt also die Union von 1867, ob sie noch die legitime Fortsetzung der Union von 1817 sei, oder ob sie sich mit den Protestantenvereinen selbst von dem ökumenischen Glaubensinhalte lossagen wolle? Er fragt sie, ob sie ihren gegenwärtigen absortiven Charakter aufgeben und mit der negativen Union der protestantischen Freunde brechen wolle und könne, ob sie dagegen, was beiden reformatorischen Kirchen gemeinsam ist, ehrlich glauben und lehren und gegen den Unglauben unserer Tage verteidigen wolle? Die Ablehnung des Antrages heißt Bruch mit der Union Friedrich Wilhelms des III., dessen Agende jener liturgischen Willkür ein Ende machen wollte, die es dem Rationalismus ermöglichte, der Gemeinde ihr Bekentnis, selbst das Apostolicum vorzuenthalten. Die Annahme des Antrages aber heißt Bruch mit den fortgeschritteneren bisherigen Freunden der Union, die es ungescheut aussprechen: „im Widerspruch mit dem wahren Princip der Union und mit dem Princip der protestantischen Geistesfreiheit steht die sogenante Consensusunion." Die Ablehnung des Antrages würde die Union für eine Vereinigung außerhalb der beiden reformatorischen Kirchen erklären, für eine Gemeinschaft, welche nichts mehr mit ihnen gemein hätte, auch selbst den allgemeinsten Ausdruck ihres gemeinsamen Glaubens nicht mehr. Die Annahme des Antrages würde denjenigen, welche längst außerhalb des den beiden Kirchen gemeinsamen Gebietes stehen, für die Zukunft ihre Stellung auch außerhalb der preußischen Union anweisen. Und der Abschied kann nicht allzuschwer werden. Wenigstens haben jene geistesfreien Männer ihrerseits das Möglichste gethan, um der Consensusunion die Trennung zu erleichtern. Nur daß auf der ganzen Unionslinie die Farben ganz allmälig in einander übergehen vom positiven Subjectivismus bis in den Nihilismus hinein, mag Schwirigkeit bereiten. Jedenfalls aber wäre das der günstigste Erfolg der Annahme der besprochenen beiden Anträge, wenn der ganze linke Flügel der Reichsarmee der Union abfiele. Könte dann die landeskirchliche Union sich nicht mehr auf so große Massen stützen, wie bisher, vielleicht auch in den Provinzialsynoden nicht, so würde sie doch für den Verlust an Zahlen gewis reichlich entschädigt durch den Gewinn an Wahrheit. Will der erste Antrag den Gegnern der wahren Union, wie der beiden Kirchen einen der Hebel aus den Händen ringen, mit welchen sie die Grundsteine aus Zions Mauern brechen und ihr Zerstörungswerk auch in den Provinzialsynoden fortsetzen möchten, so will der zweite Antrag der Union dazu helfen, daß sie die unerläßlichste, allgemeinste Basis unter den Füßen behalte und ein Bekentnis habe, um wenigstens den Widersachern gegenüber sagen zu können, was sie glaubt, bis nach dem Vorgange des Kirchentages von 1853 eine weitere Verständigung mit den Lutherischen auf Grund der Augustana möglich wird. Die Annahme der Anträge bedeutet also: Reinigung der Union von ihren negativen Elementen durch Klarlegung ihres Glaubens-Grundes, wie ihres Glaubens-Inhaltes, mithin: Reformation der Union.

Wollen diese Anträge die Union zum Aussprechen eines unumwundenen Bekentnisses zum Worte Gottes und den Fundamentalartikeln unseres christlichen Glaubens veranlassen, so trifft ein dritter Antrag die bisherige Unionspraxis, der Antrag einer itio in partes in den Provinzialsynoden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 30. November. № 96.

Reformation der Union.

(Schluß.)

Seine Zuläßigkeit und Rechtmäßigkeit weist derselbe nach durch Berufung auf die Cab.-Ord. vom 6. März 1852. Diese Instanz kann um so weniger beseitigt werden, da die Provinzialsynoden als eine Erweiterung des Kirchenregimentes angesehen werden sollen. Indeß ist der Antrag dem Verdachte ausgesezt, einseitig confessionellem Interesse zu dienen, was jenen ersten beiden Anträgen so wenig nachgesagt werden kann, daß im Gegenteil eine pessimistische Anschauung den Gegnern der Union nur rathen könte, die Vereinigung der äußersten Extreme innerhalb der Union vorläufig noch möglichst erhalten und stärken zu helfen, da dies der sicherste Weg wäre, die Union ihrer Auflösung entgegen zu führen. Aber auch für die beantragte itio in partes muß jener Vorwurf zurückgewiesen werden. Wird der lutherischen und reformirten Kirche, was recht und billig ist, gewährt, so komt das der Union mit zu Gute. Ueber kurz oder lang muß die Consensusunion mit jener negativen Union bei der unaufhaltsamen Fortentwickelung der lezteren aus einer antikirchlichen, wie sie es ja längst ist, zu einer antichristischen doch endlich völlig brechen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, und dann tritt an die Stelle der bisherigen entente cordiale eine Bitterkeit der Feindschaft, wie sie die kirchenregimentliche Union bisher noch nicht gekostet hat. Da kann es unmöglich in ihrem Interesse liegen, gleichzeitig den Gegensaz zu den Lutherischen zu schärfen. Geht sie nach jener Seite hin einem unabwendbaren Kampfe entgegen, so gebietet es schon die Klugheit, nach dieser Seite hin Frieden zu schließen, wo möglich Bundesgenossen für jenen Kampf zu gewinnen. Daß die Consensusunion, nach beiden Seiten in heißen Streit verwickelt, dennoch als Siegerin aus einem solchen Doppelkampfe hervorgehen werde, kann doch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, welche die abgehaltenen Kreissynoden dieses Jahres noch klarer gelegt, nur die Verblendung eines gewissen Unionsfanatismus hoffen; es sei denn, daß sie ihre Hofnung auf die Thatsache bauen wollte, daß es zu aller Zeit eine Masse halber Leute geben werde. Findet die Consensusunion nicht Stärkung durch Annäherung nach der confessionellen Seite hin, so erleidet sie eine in dem Maße größere Schwächung, als sie auf dem schlüpfrigen Wege nach der anderen Seite hin tiefer hinabgleitet oder mitfortgerissen wird. Das Ende dieser Entwickelung könte nach allen vorhandenen Prämissen nur sein, daß schließlich auf dem Kampfplatze nur zwei Parteien übrig blieben, zwischen denen die Union versunken wäre.

Dem entsprechend ist auch die Motivirung des Antrages auf eine itio in partes in den Kreissynodal-Versamlungen eine zwiefache gewesen, im Interesse der Confession und im Interesse der Union. In ersterer Beziehung ist darauf hingewiesen worden, daß es mit dem bestehenden kirchlichen Recht, insonderheit mit dem der lutherischen, wie der reformirten Kirche wiederholt zugestandenen und verbürgten Recht völlig unvereinbar sei, wenn eine confessionell gemischte Synode über agendarische Angelegenheiten, über Einführung von Katechismen und Gesangbüchern, kurz über Sachen beschließen solle, die nur aus dem Sonderbekentnisse zu entscheiden sind. Denn die Sonderbekentnisse haben ein ganz unveräußerliches geschichtliches Recht und sind in demselben durch eine Reihe königlicher Zusagen anerkant und bestätigt. An einem Königswort soll man nicht drehen und deuteln! Es wäre nicht loyal, so klare Zusicherungen nur als Beruhigungsmittel verwerten zu wollen. Und das ginge doch über Alles, was bisher die lutherische Kirche von der Union erlitten, weit hinaus, wenn synodalen Majoritäten das Recht eingeräumt würde, das Bekentnis der Minorität zu vergewaltigen. Insbesondere fordert die Gerechtigkeit, daß den kleinen Minoritäten reformirter Kirche der erforderliche Schuz auf diese Weise gesichert werde. Das ist so klar und die Durchführung einer itio in partes so sehr von der simpelsten Klugheit dictirt, da ja noch keine Seite der Majorität in den Provinzialsynoden völlig sicher ist, daß selbst Kreissynoden, von denen es vorher gewiß nicht erwartet werden konte, gerade diesen Antrag mit großer Majorität beschlossen haben.

Daß eine itio in partes gleicher Weise im Interesse der Union liege, kann von einem gewissen Standpunkte aus allerdings bestritten werden. Es läßt sich ja sagen: Durch unsere Zeit gehe nun einmal eine constitutionelle Strömung. Das Verlangen, Alles durch Majoritäten entschieden oder doch sanctionirt zu sehen, werde von der öffentlichen Meinung in einer Weise kund gegeben, die eine Zurückweisung desselben unmöglich mache. Daher sei der Aufbau einer synodalen Verfassung von unten nach oben zeitgemäß und unerläßlich. Indeß sei doch das ganze Synodalwesen nur als eine Concession zu behandeln und es komme darauf an, demselben Form und Grenze so zu geben, daß es nicht unbequem werde und eine bureaukratische Kirchen-

leitung nicht beeinträchtige. Einer solchen Anschauung würde es dann nicht unerwünscht erscheinen können, wenn die Synoden mit Austragung ihres häuslichen Zwistes genügend beschäftigt wären und die mit einander streitenden Parteien sich etwa die Waage hielten, so daß troz Synoden dem daneben stehenden Regimente freie Action verbliebe. Diese Anschauung würde natürlich eine itio in partes unmöglich gestatten können, da diese in Verbindung mit den vorbesprochenen Aenderungen des §. 6 der Vorlage allerdings den Synoden zum Frieden und zum gemeinsamen Handeln verhelfen will.

Allein diese Anschauung ruht doch auf irrigen Voraussetzungen und schwerlich zutreffendem Calcül. Zunächst ist es Thatsache, daß lutherischer Seits ein Verlangen nach synodaler Verfassung und gar nach einem Aufbau derselben auf breitester Basis von unten nach oben nie laut geworden ist. Würde aber das ganze Synodalwesen nur als ein Köder angesehen, so würde derselbe lediglich den Appetit reizen und zwar da, wo er ganz allein vorhanden ist, nämlich auf dem linken Flügel der Union. Und diesen drängenden und ziehenden Elementen gegenüber, die jedenfalls den Mut der Consequenz vor der landeskirchlichen Union voraus haben, wird es schwerlich gelingen, das B in der Tasche zu behalten, wenn man A gesagt hat. Daß aber jene Gedanken auch von anderen Seiten her keinen Beifall erlangen dürften, wird aus den Verhandlungen der Kreissynoden genugsam erhellen. Diese haben nicht um Errichtung der Provinzialsynoden gebeten; viele haben sogar Vertagung derselben gewünscht. Wenn aber Provinzialsynoden in's Leben gerufen werden, so können sie keine parlamentarische Spielerei sein. Dazu absorbiren sie zu viel tüchtige Kraft und zu große Mittel. Daher eine Reihe von Vorschlägen, die alle dahin gehen, der Provinzialsynode eine größere Selbständigkeit und weiter reichenden Einfluß zu erringen, z. B. auf die Besetzung höherer geistlicher Aemter. Uebrigens findet auch jene Ansicht in dem vorgelegten Entwurf der Provinzial-Synodal-Ordnung keinen Anhalt.

Eine ernste Besprechung der Sache kann nur davon ausgehen, daß die Sache ernst gemeint, daß es die aufrichtige Absicht ist, der Kirche eine freiere, selbständigere Entwickelung zu gewähren als ihr seit den Blütetagen des Territorialismus bis jezt gegönt war. Da betritt nun in den Provinzialsynoden die Union ein Terrain, welches ihr die bisherigen Vorteile nicht in gleichem Maße darbietet. Denn bisher saß sie in der Legislative und Executive, saß collegialisch am schützenden grünen Tisch, von dem aus sich manches schreiben und verfügen läßt, was auf dem Rednerstuhl der Provinzialsynode zu sagen und persönlich zu vertreten nicht ebenso leicht sein dürfte. Man denke sich etwa die Bahner Sache als Gegenstand der Verhandlung der pommerschen Provinzialsynode. Und wenn nun da die Union nicht gleich glücklich wäre, wie auf ihrer bisher gewohnten Operationsbasis und Majoritäten gegen sich hätte, sollten dann Majoritätsbeschlüsse einfach ad acta genommen werden? So zu verfahren hätten doch selbst diejenigen kein Recht, die sich gesträubt gegen die Verpflanzung des Majoritätsprincips auf den Boden der Kirche. Und das ist doch auch eine allgemeine constitutionelle Erfahrung, daß allen parlamentarischen Versamlungen das Streben angeboren ist, das Gebiet ihrer Macht und Competenz möglichst zu erweitern, was um so bedenklicher wird, je mehr alles bestehende Recht ignorirt und unsicher gemacht wird. Alle diese Erwägungen dürften wohl geeignet sein auch den Freunden der Union eine itio in partes unter Umständen empfehlenswert erscheinen zu lassen.

Aber die Sache will doch nicht bloß durch das Glas eines schlauen Guerillaführers angesehen sein, sondern von der Höhe, auf der wir stehen sollen wie Moses in einem heiligen Kriege als Streiter des Friedefürsten. Den Bau gilt es an Zions Mauern, das Schwert in der Hand nur zum Schutze des Friedenswerkes. Lutherische Kirche und reformirte Kirche — das sind nicht mehr die gegnerischen Heere dieses Jahrhunderts, sondern Glaube und Unglaube sind die Feinde, die, wie auf dem lezten Protestantentage gleichfalls anerkant worden ist, zu einem Kampfe „auf Tod und Leben" wider einander stehen. Sollen die Provinzialsynoden dem Aufbau des Reiches Gottes dienen, so komt es darauf an, daß alle, welche gegen den einen Feind ausziehen müssen; weil sie dem einen Herrn dienen, das Wort im Herzen tragen, mit welchem Joseph Israels, des alten Gotteskämpfers, Söhne mahnt: Zanket nicht auf dem Wege! Nichts hat den nun funfzigjährigen Unionsstreit mehr verbittert und vergiftet, als das Mistrauen auf beiden Seiten, die Furcht vor Ueberlistung und Vergewaltigung. Und in der That muß es der Union schwer werden, Vertrauen zu fassen, weil sie es sich selbst nicht verhehlen wird, daß ihre bisherige Praxis kein Vertrauen wecken konte, da sie überall das Berechnen und Laviren durchfühlen ließ und mit der einen Hand festhielt, was die andere zu geben schien. Vertrauen wird daher nur wiederkehren, wenn für die praktische Durchführung des in thesi zugestandenen Rechtes eine Bürgschaft gegeben wird, wie die itio in partes in der von manchen Synoden beantragten Weise eine solche gewährt. Nur wenn man gegen jede Confession und gegen jede Abteilung der Synode gleiche und volle Gerechtigkeit übt und jede ihre eigenen Angelegenheiten für sich berathen und beschließen läßt, kann wieder Friede sein. Will man eine gedeihliche Entwickelung der Provinzialsynoden zu einer gesegneten Thätigkeit herbeiführen, will man in ihnen eine lebensfähige und lebenskräftige Institution schaffen, dann beseitige man jenes Mistrauen und banne so viel möglich den alten Hader zwischen Union und Confession. Nur dann, wenn die Provinzialsynoden die vereinten Hände an die Heilung kirchlicher Schäden legen und einmütig daran gehen können, kirchlichen Notständen wirksame Abhilfe zu schaffen, statt Kraft und Zeit im Principien-Streite aufzureiben, nur dann werden sie Wurzel schlagen und das Vertrauen der Gemeinden gewinnen.

Der Antrag einer itio in partes fragt sonach die Union, ob sie Frieden suchen und an Jerusalems durchbrochenen Mauern

mit bauen, oder den oft gehörten Vorwurf bewahrheiten will, daß sie ein Trennungswerk sei und nur Streit anrichte; nicht Union, sondern Confusion? Er fragt die Union, ob sie sich zu einer Frontveränderung entschließen und die Spitzen ihrer Waffen, die bisher nur die Lutherischen gefühlt, nicht mehr gegen „abzuwehrende confessionelle Besonderheiten", sondern gegen den gemeinsamen Feind wenden, oder ob sie für den großen Kampf, der unseren Tagen verordnet ist, außer Action treten, wenn nicht zum Feinde übergehen will? Er fragt die Union, ob sie mit den oft wiederholten Zusicherungen, welche der Geltung des Bekentnisses gegeben worden, auch in praxi Ernst machen und Angesichts der Entartung ihrer Kinder, die sie sich groß gezogen und verzogen hat, den treuen Söhnen der Kirche wenigstens einen Teil ihrer eingezogenen Güter zurückerstatten will? Mit einem Worte, der Antrag besagt: Reformation der Unionspraxis!

Daß die Union nun mit einem kühnen Entschluß eine andere werden und aus dem bisherigen Schwanken auf sicheren, bekentnismäßigen Boden treten; daß sie sich als wirkliche Consensusunion von jener glaubenslosen Dissensusunion durch eine rasche Wendung völlig und für immer scheiden solle; daß andererseits die lutherische Kirche innerhalb der Union mit einem Schlage in Freiheit gesezt und in den völligen Genuß ihres lange vorenthaltenen Rechtes introducirt werden solle — ja das zu hoffen, dazu gehört mehr,als sanguinisches Temperament. Die Klugheit wird schon rathen, in der Gewährung freierer Bewegung der Confession mit äußerster Vorsicht zu verfahren. Das aber wird nicht zu leugnen sein, daß der Verlauf der funfzigjährigen Geschichte der Union, daß ein Blick auf ihre gegenwärtige Lage, daß die Hinwendung alles kernhaften Glaubenslebens zum kirchlichen Bekentnis, daß die Siegeszuversicht des Unglaubens und die Verachtung, mit welcher er auf die Consensusunion, die „sogenante," herablickt, das Ende der bisherigen Entwickelung ziemlich deutlich erkennen läßt, wenn die Union einer Reformation nicht fähig wäre. Ist sie, wie jene wollen, das Princip der Loslösung vom geoffenbarten Worte Gottes und der einen, heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche, ist ihre Entwickelung ein Entleerungsprozeß, so muß sie endlich in's Leere fallen. Kann sie aber die angeborene Unklarheit ihres Wesens ablegen, den ihr fast zur Natur gewordenen Zug zur Negation überwinden, kann sie in ruhiger Erwägung aller Verhältnisse zu der einfachen Erkentnis gelangen, daß ihre Rettung nach der Seite hin liegt, wo sie bisher nur Gegnerschaft erblickte, so wird sie die besprochenen Vorschläge annehmen können und müssen. Sie verlangen aber Reformation der Union.

Die Grundbedingung für die Erfüllung aller dieser Wünsche und Hofnungen, die Voraussetzung auf welcher die Möglichkeit einer Reformation der Union ruht, haben wir bisher nicht berührt.

Die Union ist diese funfzig Jahre hindurch oftmals die Ruthe gewesen, mit welcher der Herr seine lutherische Kirche heimgesucht hat, sie zu demütigen, zu reinigen, zu erneuern. Und sie hat es erkant und sich in's Gebet und zur Buße treiben lassen, und darum ist der Herr ihr gnädig. Darin liegt ihre Kraft zum Siege. — Die Union hat ein Jubelfest gefeiert und sich über die Maßen viel Weihrauch angezündet und laut ihr eigen Lob verkündet, wie sie denn etliche Mal im Laufe dieses Jahres mit einem unzweideutigen Ja die Frage des Apostels beantwortet hat: „Bedürfen wir etwa der Lobebriefe?" Woher hat sie dazu, in einer solchen Weise ihr Jubelfest zu begehen, den Muth genommen vor dem Angesichte des Allwissenden? Hat sie gar nicht gedacht an die unzählbaren Seufzer, die im Laufe dieser funfzig Jahre über sie vor Gottes Thron gekommen? gar nicht gedacht der Ströme von Thränen, die sie denen ausgepreßt, die der Herr lieb hatte? gar nicht gedacht der in die Irre gegangenen Söhne unseres Volkes, in die Separation, in die Negation hinein, an deren Verirrung sie die wesentlichste Schuld trägt? gar nicht gedacht daran, wieviel der besten Kraft der Kirche sie in nuzlosem Streite aufgerieben, wie viel Verwirrung in den Gemeinden sie angerichtet, wie viel Abbruch gethan dem wiedererwachenden Glaubensleben? hat sie gar nicht gedacht an die Tausende der treuesten Landeskinder, die vor ihrer Bedrückung auf ferner, fremder Erde Zuflucht suchen mußten, weil hier ihr Glaube geächtet war? Wann hat die Union von dem allen ihre Hände rein gewaschen? — Und bei dem allen ein ungetrübtes Jubelfest, ein heiteres Angesicht ohne einen Zug des Schmerzes? Kann die Union noch an ihre Brust schlagen, kann sie für das alles noch Buße thun? — —

Der, welcher Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche, wolle denen, welchen Er die verantwortungsvolle Pflicht der Entscheidung auferlegt hat, Herzen und Hände heiligen und stärken, zu erkennen und zu thun, was vor Ihm wohlgefällig ist!

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Daher fragt es sich drittens, ob es Lehre der Schrift sei, daß der Glaube sich vorwiegend durch die Bethätigung der Werke vollende. Bei der Schrift müssen wir hier anfangen, denn die Kirchenlehre habe über die irdische Wachstumsgeschichte des Glaubens wenig reflectirt. Was die lutherische Dogmatik in dem Artikel de ordine salutis über die vocatio, illuminatio, conversio, justificatio und unio mystica vorbringt, ist nur eine begriffliche Darlegung der neben einander hergehenden Momente des Glaubenslebens, nicht aber der auf einander folgenden Momente und Stadien seiner innern Entwicklung. Die geistliche Erfahrung zeige selten eine gleichsam systematische Entwicklung des Glaubenslebens; auf die Glut der ersten Liebe folge in der Regel ein ängstigendes Erkalten, oft unter der eifrigsten Bethätigung in christlichen Werken und der entschiedensten Zeugentreue; die gesegnetsten Christen erleiden oft gerade an ihrem Lebensabende die heftigsten Glaubensanfechtungen, — alles, da-

mit der Glaube bleibe eine Zuversicht deß, das man nicht siehet. Ref. beleuchtet nun die Schriftstelle Jac. 2, 17. Wenn der Apostel sage, der Glaube, der nicht Werke hat, ist todt an ihm selber, so sage er nicht, daß die Werke den Glauben beleben müssen, sondern die fehlenden Werke bringen nur zur Evidenz, daß er todt sei. Von dem Lebensfürsten, nicht von den Werken erhalte der Glaube sein Leben. Ebenso erscheinen in Jac. 2, 24 die Werke, durch welche Abrahams Glaube vollendet wurde, nur als Glaubensacte. Den Werken eine maßgebende Bedeutung für die Vollendung des Glaubens geben, sei in der That nichts anderes, als die fides formata lehren, d. i. daß die Werke die absolute Erscheinungsform des Glaubens seien. Das Tridentinum verwahre sich ja auch dagegen, daß die zur Rechtfertigung nötigen Werke eine selbständige Stellung einnehmen, es sieht auch den Glauben als die Wurzel an, aus welcher sich alle geistigen Actionen, die gottgefällig machen, entwickeln. Aber die solida declaratio bezeugt doch dagegen, daß die Gerechtigkeit des Glaubens oder der Glaube selbst weder im Ganzen, noch teilweis durch unsere Werke erhalten oder bewahrt werde. Wollte man aber unserer Kirchenlehre vorwerfen, daß sie nicht heilig werden lassen wolle, so ist dieser Vorwurf ganz ungegründet. Sie lehrt immer wieder und wieder, daß die guten Werke dem Glauben folgen müssen, aber eine rechtfertigende Kraft sprechen sie ihnen ab. Die Heiligkeit gilt unserer Kirche als etwas viel zu Hohes, als daß sie ein Product unserer besondern, auf ihr Wachstum gerichteten Anstrengungen sein könte. Von einem bewußten Vorwärtsstreben nach einem höheren Grade der justificatio das bestimmende Motiv des Verhaltens hernehmen zu wollen, würde ihr als Verleugnung der Demut, als Verführung zu geistlichem Dünkel, als eigenwillige Verleugnung der sündlichen Schwachheit erscheinen. Das Wachstum ist Gottes Sache, der das Gedeihen gibt.

An diesen Vortrag knüpfte sich nur eine kurze und gerade nicht sehr erschöpfende Besprechung. Von einer Seite fand die durch ihn vertretene Ansicht einen entschiedenen Widerspruch. Ein verehrtes nichtgeistliches Mitglied unsers Vereins erklärte, daß er die Artikel des Prof. Hengstenberg über die Rechtfertigung mit großer Freude gelesen habe, daß er gefunden, wie diese Lehre überall in der Schrift begründet sei und sich eigentlich von selbst verstehe. Es werde jezt oft sehr einseitig über die Rechtfertigung gepredigt, und unsere Zeit fordere es dringend, daß man zur Uebung guter Werke ernstlich ermahne. Eine andere Stimme verlangte auch bei der Predigt des lebendigen Glaubens eine besondere Betonung der Werke, da der Artikel von der Heiligung im Allgemeinen zu wenig getrieben werde, und es sei Gefahr vorhanden, daß Secten diesen Mangel benutzen werden, um sich einzunisten, wie die Irvingianer, welche dadurch einen besondern Eingang gefunden haben, daß die Lehre von dem h. Geiste und den lezten Dingen nicht nachdrücklich genug gepredigt sei. Ein anderer Bruder sagte, man müsse nicht mechanisch von den Werken predigen, sondern den Glauben in seinen Früchten allezeit darstellen. Durch die Werke werden wir allerdings nicht gerecht, aber die Gewißheit der Rechtfertigung können wir doch nur in der fortschreitenden Besserung gewinnen. Es wurde gegen diejenigen Brüder, welche wiederholentlich darauf drangen, daß man nicht blos den Glauben, sondern auch die Werke predigen müsse, bemerkt, daß sich dies von selbst verstehe, Glaube und gute Werke gehören immer zusammen, wie auch Paulus bezeuge, daß die Gläubigen im Stande guter Werke erfunden werden müssen; aber Zweierlei sei dabei zu bedenken. Erstlich frage es sich ob in der gegenwärtigen Zeit ein besonderes Bedürfnis vorhanden sei, zu den Werken zu ermahnen; in einigen Kreisen, wie sie Ref. geschildert, gewis, aber dem von dem Glauben so ganz abgekommenen Volke müsse erst vielmehr das Gesez so gepredigt werden, daß man die eiteln Werke, worauf sie sich verließen, strafe, daß sie Buße thun und sich zu Christo wendeten. Sodann bewege sich ja unsere Frage immer nur um die rechtfertigende Kraft der Werke*), und diese müsse mit dem Ref. durchaus geleugnet werden, die Werke seien zwar eine notwendige Folge des Glaubens, aber irgend eine Zuversicht darauf gründen, sei unmöglich, da sie immer unvollkommen bleiben, und fordere man sie als einen Grund der Rechtfertigung, so werde das Ziel der wahren Heiligung verkürzt. Ein Bruder weist noch darauf hin, der Herr selbst messe das Maß des Glaubens nicht nach den Werken, indem er denjenigen, welche vorgeben, daß sie in seinem Namen Thaten verrichtet haben, zuruft: Ich habe euch noch nie erkant. Ebenso sei es wol zu beachten, wie Matth. 25, wo der Herr die Werke der Gläubigen rühmt, diese selbst nichts von denselbigen wissen wollen. Darum sollen auch wir auf dieselbigen gar keinen Wert legen, nichts von ihnen hoffen, sondern dem Herrn es überlassen, ob er sie anerkennen werde, der sie allein auch recht kenne.

Ehe wir am Nachmittag zur Erledigung der Tagesordnung schritten, hörten wir eine kurze Ansprache des Past. Vorberg, welcher von der Synode in Wisconsin in America abgesandt war, um Arbeiter für die dortige deutsche evangelische Bevölkerung zu gewinnen. Er schilderte die erstaunlichen Fortschritte, welche die Katholiken (1830 der 29ste, 1860 der 7te Teil der Bevölkerung) und Methodisten durch ihre Rührigkeit auf diesem Gebiete bereits gemacht haben, und wenn nicht bald Hilfe geschafft werde, so würde die lutherische Kirche dort in die größte Bedrängnis kommen. Die Synode zähle jezt nur 48 Pastoren, die Zahl derselben habe in der lezten Zeit nicht zugenommen, während die deutsche Bevölkerung täglich wachse. Die Ernte sei daher groß, aber wenig der Arbeiter. Er bitte daher dringend, daß sich besonders junge Theologen bereit finden lassen möchten, ihren deutschen Brüdern zu Hilfe zu eilen. Er könne aus eigner Erfahrung bezeugen, daß ein Segen dort zu finden sei. Man habe gesagt, es sei sehr mislich, nach Amerika zu gehen, weil die Stellung der Geistlichen lediglich von der Willkür der Gemeinden abhängig sei; Ref. wies aber nach, daß ein einmal angestellter Geistlicher nur wegen falscher Lehre, Untreue und schlechten Lebenswandels entlassen werden könne. Ref. wollte aber noch Unterstützung zur Gründung einer Anstalt zur Vorbildung von Geistlichen für den dortigen Kirchendienst, die mit dem Johannesstift in Berlin in Verbindung treten sollte. Leider gehören zu den deutschen Gemeinden wenig reiche Leute, welche entweder sich gar nicht um die Kirche kümmern, oder zu der vornehmeren amerikanischen Kirche sich halten, daher bedürfen dieselben dringend eines Zuschusses von Geldmitteln, zumal die Erhaltung von Kirche und Schule ihnen allein obliege. Während sogleich eine Collecte veranstaltet wurde, wurde dem lieben Bruder der beste Erfolg für seine Mission gewünscht.

Da die Kreissynoden in unserer Provinz eben mit der Berathung der von der kirchlichen Oberbehörde vorgelegten Provinzial-

---

*) Wer hat denn diese behauptet?

Anm. des Herausg.

Beilage.

Synodalordnung beschäftigt gewesen waren, oder noch beschäftigt waren, so schien es bei der Wichtigkeit dieses weitern Schrittes in der Entwickelung unserer Kirchenverfassung und dem Interesse, das diese Angelegenheit überall in Anspruch nahm, zeitgemäß, wie schon früher einmal, eine Besprechung über das Synodalwesen auf unsere Tagesordnung zu setzen. Superint. Rogge aus Egeln hatte den einleitenden Vortrag übernommen. Er ging davon aus, daß, da wir einmal diese synodalen Einrichtungen haben, die völlige Hingabe und der treue Eifer allein im Stande sei, die Gefahren, mit welchen sie auf allen ihren Stufen umgeben seien, zu beseitigen. Verdrossenes, zaghaftes, gar pessimistisches Sichfernhalten heiße hier, die Gefahren verdoppeln und dem Feinde das Feld räumen. Ref. sagt weiter, daß das auf Gottes lauteres Wort gegründete Bekentnis der evangelischen, in specie lutherischen Kirche über der Verfassung stehe, und daß er ohne diese Gewähr an dem Verfassungsbau auch nicht den geringsten Handlangerdienst leisten möchte. So sehr er von dem Recht der christlichen Gemeinde zur Mitarbeit an Zions Bau durchdrungen sei, so halte er es doch für eine antichristische Negation gottgestifteter Potenzen, eine Weiterentwicklung der Verfassung auf Urwahlen und gar auf Urwahlen ohne Forderung kirchlicher Qualitäten zu begründen. Das sei auch noch niemals versucht worden, und was wir jezt in Baden erlebt, sei ein völliges Novum, von Gott zugelassen Allen zur Warnung. Wenn aber von manchen Seiten behauptet werde, daß treues Festhalten an dem luth. Bekentnis nicht mit der Beteiligung an diesem Verfassungswerk vereinbar sei, so behaupte er dagegen, daß die gedachten Einrichtungen von der untersten Stufe des Gemeindekirchenraths an die von unsern symbolischen Büchern so nachdrücklich betonte Autorität des h. Predigtamts auf keine Weise beeinträchtigen, daß unsere Bekentnisse nirgends einer organischen Gestaltung der Gemeinde mit genügender Hinzuziehung des Laienelements widersprechen, und daß unsere Reformatoren, Luther an der Spitze, „gerne wollten, es möchten auch in den Gemeinden bestellt werden presbyteri, ehrliche alte Leute, die ihres guten Lebenswandels öffentlich Zeugnis hätten." Ref. beruft sich dazu auf Stahls, des tiefen Kenners des Wesens deutscher Reformation, Aeußerungen, welcher auch eine Beteiligung der Gemeinde an der Regierung der Kirche will, und der den irgendwie aus der Gemeinde erkornen Helfern dieselben Functionen zuweist, welche den Gemeindekirchenräthen unter Anregung und Leitung des geistlichen Amtes übertragen sind. Wir mögen es wol bedauern, daß wüstes Geschrei nach Massenherschaft in der Kirche die gute Sache einer wirklichen Beteiligung der Gemeinde an der Kirchenregierung seit lange bei wolgesinten und bekentnistreuen Kirchengenossen in Miscredit gebracht; daß die herschende Unsicherheit über den Begriff der Union, zu dessen Klärung von den in das Regiment der Kirche Berufenen nur selten das Erforderliche geschehen ist, auch in Betreff der Gemeindeorganisation viel Scheu und Mistrauen veranlaßt hat, zumal gelegentlich unfruchtbare oder gar irrige Theorien vom Verhältnis des Lehr- und Regierungsamtes innerhalb der apostolischen Kirche mit dem Anspruch, als seien sie feststehende Wahrheiten, in officiellen kirchenregimentlichen Erlassen promulgirt worden sind; wir müssen es auch beklagen, daß mehrfach das Kirchenregiment widerkirchlichem, mit der Maske der Union sich schmückendem Andringen nicht fest genug Widerstand geleistet hat: aber diese Erfahrungen sollen uns doch den unbefangenen Blick für die synodale Sache selbst nicht trüben und die Hände bei der Mitwirkung an diesem Bau nicht lähmen. Dabei stellt Ref. zwar gar nicht in Abrede, daß von den Früchten der Wirksamkeit des Gemeindekirchenraths noch nicht viel Rühmens und Aufhebens zu machen sei. Aber den Grund davon sieht er nicht in dem Institut selbst, sondern vielmehr in der von allem Glauben und kirchlichem Leben so sehr heruntergekommenen Zeit, deren Kinder die Mitglieder der G.-K.-R. auch seien, von denen daher jezt noch keine großen Erfolge zu erwarten seien, wie solche überhaupt auf dem kirchlichen Gebiete nur spärlich zu finden seien. Die meiste Schuld aber tragen die Pastoren, welche aus Bequemlichkeit und Ungeschick so wenig thun, um das Institut zu beleben, indem sie es selten zu regelmäßigen Versamlungen des G.-K.-R. bringen, noch viel weniger aber in diesen die Herzen anfassen, den Sinn für die großen Angelegenheiten der Kirche zu wecken suchen und die kurze Zeit mit unbedeutenden Aeußerlichkeiten hinbringen. Dabei dürfe aber auch nicht verschwiegen werden, daß die bestehende Gesezgebung, welche noch wenig gethan hat, um die Stellung des G.-K.-R. zu klären und zu heben, eine mitwirkende Ursache ist, wenn es mit dem ganzen Institute noch nicht recht vorwärts gehe. Es sei z. B. doch deprimirend, wenn neben den vollzähligen Gemeindekirchenräthen noch für jeden einzelnen, im äußern Kirchenwesen vorkommenden Fall, z. B. den Bau eines Holzstalles, besondere Gemeinderepräsentanten gewählt werden müssen. Nichts lähme so sehr den Geist einer Corporation, als wenn sie inne werde: Wo es auf irgend ein erkenbares Wirken ankomt, du bist ohnmächtig.

Ref. geht nun zu den Kreissynoden über. Er rechtfertigt diese durch ein Wort Stahls, verschweigt aber nicht, daß Stahl meine, der Unglaube sei noch zu stark, um schon jezt mit dem Synodenbau vorzugehen. Dies Bedenken werden freilich sehr Viele noch teilen, Ref. meint aber, wie lange man damit warten solle. Jeden Falls haben wir diese Synoden schon. Freilich verhalten sich die Laienmitglieder noch schweigsam, man müsse aber damit Geduld haben, desto mehr sei es den Pastoren geboten, geistlich und schicklich zu reden, woran es allerdings noch oft fehle. Mit Recht weist Ref. darauf mit Nachdruck hin, daß auf eine wahrhaft geistliche Leitung und Haltung der Synode Alles ankomme. Zur Belebung derselben müssen in derselben nicht blos die von der kirchlichen Behörde gemachten Vorlagen, und wol gar nur mechanisch und geschäftlich, berathen werden, aus ihr selbst müssen Vorlagen kommen, welche geeignet seien, das kirchliche Leben zu stärken. Einen besondern Wert legt er dem den Berathungen vorangehenden Gottesdienste bei, dem der Synodalprediger durch seine Rede die rechte Weihe geben müsse, und dann dem von dem Superint. zu erstattenden Berichte über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden, welcher den Schaden Josephs mit Ernst aufdecken, den Gnadenthaten Gottes nachgehen und Alles so zurichten müsse, daß die Herzen zu wahrer Buße und Besserung geleitet werden.

Ref. geht nun auf die Provinzial-Synodal-Ordnung über

durch welche die Kreissynoden erst ihre rechte Bedeutung erhalten. „Den aus den Kreissynoden organisch herauswachsenden Provinzialsynoden gebührt eine nicht bloß berathende, sondern wesentlich mitwirkende Teilnahme an der kirchlichen Gesezgebung, woraus denn der Einfluß auf die kirchliche Verwaltung sich von selbst ergeben wird." Was die in §. 1 des Entwurfs enthaltenen Worte: „Es ist die Bestimmung der Provinzialsynode, unter Wahrung des Bekentnisstandes der einzelnen Gemeinden und ihrer Stellung zur Union die kirchlichen Interessen ihres Bezirks zu fördern," betrifft, so meint Ref., es würde viel Anstoß vermieden worden sein, wenn die Behörde eine klare runde Erklärung über den Unionsbegriff gegeben hätte. Da sie aber wissen müsse, daß die Union aufhöre, Union zu sein, sobald etwas darunter verstanden werde, zu dem nicht alle Beteiligten sich bekennen können, so dürfe man voraussetzen, daß auch hier unter Union nichts anders verstanden werde, als das Verfaßtsein der bestehenden Confessionen unter einem und demselben Kirchenregimente, und unter dieser Voraussetzung könne man sich die Fassung des Paragraphen gefallen lassen. Und wenn der Ausdruck: Bekentnisstand der einzelnen Gemeinden Bedenken erregt, so sei doch nicht allein jeder einzelnen Gemeinde, sondern auch der Kirche, von der sie ein integrirender Teil sei, die Gewähr ihres Bestehens zugesagt. (?) Dagegen findet es Ref. in Bezug auf §. 6 notwendig, wo von der Aufsicht der Synode über die Reinheit der Lehre die Rede ist, daß hier die schon bestehende itio in partes ausdrücklich bestätigt werde. „Daß der Entwurf die Wahl des Präses und der Beisitzer der Synode anheim gibt, ist eine Notwendigkeit, ohne welche von einer Selbständigkeit derselben nicht füglich die Rede sein kann." Diejenigen, welche Furcht haben vor einer zu großen Selbständigkeit der Synoden werden freilich lieber den Generalsuperintendenten zum Präses derselben haben wollen, aber es ist zu bedenken, daß er vermöge seiner amtlichen Stellung in kaum zu überwindende Conflicte kommen kann, welche seine Wirksamkeit hemmen, auch würden seine Kräfte kaum die Arbeiten der doppelten Stellung, die ja eine bleibende ist, bewältigen können, auch ist bei der jetzigen Zusammensetzung der Synoden kaum zu fürchten, daß die Wahl auf eine Persönlichkeit falle, welche ihre Stellung misbrauche. Zu §. 6 bemerkt Ref.: „Der vorgelegte Entwurf läßt jedoch sonst mancherlei vermissen, was zur kräftigen Entfaltung kirchlich synodalen Lebens notwendig ist, nicht allein berathende oder begutachtende, sondern mit entscheidende Wirksamkeit bei der kirchlichen Gesezgebung (§. 6, 3) gebührt der Synode. Die volle Mitwirkung bei beiden Kandidatenprüfungen und Colloquien von Ausländern muß ihr gesichert werden, desgleichen ein ausreichender Einfluß auf das gesamte kirchliche Collectenwesen." — — Der in diesem Vortrage dargebotene Stoff war zu umfangreich, als daß die einzelnen Punkte, wie wol zu wünschen gewesen wäre, hätten durchgesprochen werden können. Es kam daher nur zu einigen Kundgebungen, welche teils die allgemeine Grundlage des Vortrags, teils auch Einzelnes daraus beleuchteten. In Bezug auf Ersteres erklärte sich eine Stimme in den schärfsten Ausdrücken überhaupt gegen das der Kirche jezt octroyirte Synodalwesen. Der Bruder sah darin nur eine sehr bedenkliche Nachahmung des politischen Constitutionalismus, und befürchtete davon die größten Gefahren für die festen Grundlagen der evangelischen Kirche, welche den Abstimmungen Preis gegeben seien; er nante daher dieses System ein Schaukelsystem, gegen welches man sehr mistrauisch sein müsse. Dem wurde entgegnet, daß das Synodalwesen allerdings ein Kind der Zeit sei, aber es sei nicht zu verkennen, daß man bei Einführung desselben darauf bedacht gewesen sei, ihm feste Grundlagen zu geben, teils in dem kirchlichen Bekentnis, teils in der Autorität des Amtes, worauf man es gegründet, so daß man es in keinem Falle ein Schaukelsystem nennen könne. Allerdings vermisse man in diesen Grundlegungen, noch die nötige Festigkeit. Das Bekentnis sei nicht klar ausgesprochen und die Wahrung desselben sei nicht genug verbürgt in der Zusammensetzung des Kirchenregiments, auch seien die wesentlichen Ordnungen der bestehenden Kirchen nicht genug gesichert. Wenn diese Garantieen geboten wären, so könne auch jeder Lutheraner ohne Bedenken in das System eintreten. Von einer andern Seite wurde geäußert, man müsse Ref. beistimmen, daß in unsern Bekentnisschriften nichts sei, was geradezu die synodalen Institutionen verbiete, aber auch nichts, was dazu treibe. Dagegen wurde wieder bemerkt, der Ansaz zu den synodalen Ordnungen liege in allen Kirchenordnungen, und es wurde besonders hervorgehoben, daß die echt lutherische pommersche Kirchenordnung auch die Synoden habe. Auch wurde darauf hingewiesen, daß schon das apostolische Zeitalter Elemente genug zu Institutionen besitze, in welchen sich die Beteiligung der Gemeinde an der Leitung der Kirche manifestire, und Luther habe diese auch empfohlen, wir sollten uns deshalb freuen, daß diesen Intentionen jezt Berücksichtigung gewährt werde, und Geduld haben mit den schwachen Anfängen. Wenn dem von einer andern Seite auch beigestimt, und bemerkt wurde, daß es nichts mehr helfe, gegen das Synodalwesen überhaupt zu kämpfen, da wir es einmal hätten und behalten würden, und daß, wie Ref. gesagt, nur durch ein lebendiges Eingehen auf die Sache die nicht zu leugnenden Gefahren möglichst beseitigt werden könten; so drang man doch wiederholentlich darauf, daß sichere Grundlagen geschafft werden müßten. Man fand es nicht genügend, daß §. 1 des Entwurfs für die Provinzial-Synodal-Ordnung nur im Allgemeinen von der Wahrung des Bekentnisses die Rede sei, und wollte den betreffenden Passus so formulirt haben: „Unter Wahrung des Bekentnisstandes der Gemeinden und ihrer Stellung zur Union auf Grund der Cabinetsordre von 1834 und 1852." Wenn nun von einer Seite gesagt würde, nicht diese Cabinetsordre sei maßgebend, sondern die von 1817, so wurde entgegnet, daß diese eher eine absorptive Union begünstige, die Cabinetsordre von 1834 habe erst klar dargelegt, daß der König die Bekentnisse der verschiedenen Kirchen nicht alteriren wolle, und es sei zu beklagen, daß es noch Pastoren gebe, welche die Union so ansähen, als gebe es keine lutherische und reformirte Kirche mehr, sondern nur eine evangelische. Ferner müsse von dem Kirchenregiment Klarheit in die Sache gebracht werden. Es müsse sich unzweideutig über das Wesen der Union aussprechen, und es müsse den luth. Pastoren und Gemeinden ohne Vexationen gerecht werden, und es sei die Hofnung vorhanden, daß die Provinzial-Synoden zu dieser Klärung der Verhältnisse mitwirken werden. Ob dem Ref. beizustimmen sei, daß dieser Verfassungsbau so schnell habe ausgeführt werden müssen und noch auszuführen sei, wie er wollte, darüber mochten wol die Ansichten in der Versamlung noch verschieden sein. Es wurde aber doch bemerkt, daß die Laien auf den Kreissynoden nicht überall so schweigsam gewesen seien, wie er sage, sie haben oft sehr verständig geredet. Es erwächst nun daraus die Pflicht für die Pastoren, wie der Ref. will, daß sie sich alle Mühe geben, die Mitglieder des G.-K.-R. kirchlich heranzubilden, woran es noch

sehr fehlt. Man stimte übrigens dem Ref. bei, daß durch die Gesezgebung mehr gethan werden müsse, um ihnen eine einflußreichere Stellung zu geben, und wir wissen von einer Kreissynode, welche den Antrag gemacht, man solle nicht eher zur Provinzialsynode übergehen, bis die Rechte des G.-K.-R. allseitig geordnet seien, welche bis jezt noch sehr im Ungewissen schweben. Für die Wahl des Vorstandes aus der Mitte der Gemeinde sprach man sich in Uebereinstimmung mit dem Ref. aus, die Mehrzahl erklärte sich auch dafür, daß sie durchaus frei sein müsse, und nicht der Bestätigung der kirchlichen Behörde bedürfe. Auch stimte die Mehrzahl dem Ref. darin bei, daß die Synode ihren Anteil an der Prüfung der Kandidaten haben müsse, und wenn es, wie schon früher, als ein Uebelstand erklärt wurde, daß die erste theolog. Prüfung in unserer Provinz nicht vom Konsistorium selbst abgehalten werde, sondern von einer aus Professoren in Halle zusammengesezten Commission, so hofte man denselben dadurch zu mindern, daß ein unparteiischer und praktisch gebildeter Synodal-Deputirter sich an der Prüfung beteilige.

Am Abend waren wir wieder mit der Brüdergemeinde zu einer gemeinschaftlichen Andacht vereinigt, in welcher Hilfsprediger Fiensch aus Biere eine erweckliche Predigt über Luc. 7, 13 hielt. Und am folgenden Morgen, früh 7 Uhr trat Herr Pastor Gravenhorst aus Cläden in der Altmark in die Tagesordnung ein mit einem einleitenden Vortrage über die Anmeldungen zum heil. Abendmal. Er beantwortete darin 4 Fragen. Zuerst die: „Ist es wünschenswert und darum zu erstreben, daß die Confitenten sich bei dem Pastor persönlich anmelden.“ Er bejahte diese Frage, sowol aus Rücksicht auf den Pastor, als auf die Gemeinde. Der Pastor müsse es wünschen, weil die Schrift auch von einem unwürdigen Genusse des heil. Abendmals rede, welcher mit dem Gerichte bedrohet werde, damit er nicht Mitschuldner an diesem Gerichte werde. Man entgegne, die Privatbeichte müssen wir wieder haben, alles andere sei vergeblicher Notbehelf. Ref. weist auf die sehr bemerkenswerte Thatsache hin, daß ein Mann, wie Löhe, der die Privatbeichte eingeführt, später öffentlich ausgesprochen habe, er wünschte, er hätte sie nicht eingeführt. Haben wir sie aber jeden Falls noch nicht, so werden wir mit geringerem zufrieden sein müssen. Bei den persönlichen Anmeldungen biete sich Gelegenheit und Aufforderung dar, den Herzenszustgnd der Abendmalsgenossen zu erforschen und kennen zu lernen, um vor dem drohenden Gericht sie zu schützen. Erlangten wir aber die Privatbeichte wieder, so wären die Besprechungen bei den Anmeldungen jeden Falls eine gute Vorschule dazu. Wir haben dazu noch sehr viel zu lernen; der rechte Mann im Beichtstuhl zu sein, ist viel schwerer, als der richtige Prediger auf derKanzel. Aber auch für die Gemeinden haben die Anmeldungen ihren großen Nutzen. In den Landgemeinden der Altmark kommen die Leute im Ganzen noch fleißig zum Tisch des Herrn, hier übersteigt die Zahl der Communicanten durchweg noch die Zahl der Einwohner, in einem Filial des Ref. sogar um das Doppelte. Jeder ordentliche Altmärker geht wenigstens 2 Mal des Jahres zum Abendmal, manche auch 3 bis 4 Mal. Aber es ist häufig nur eine Sache der Gewohnheit. Wie heilsam können da die persönlichen Anmeldungen wirken! Schon der Gang zum Pastor weckt eine ernstere Stimmung, und es müßte schlimm sein, wenn dieser durch sein Wort sie nicht noch mehr heben sollte. Dazu komt, daß gewecktere Selen wol das Bedürfnis haben, sich gegen ihren Pastor auszusprechen, aber sie scheuen sich, Aufsehen zu erregen, kommen höchstens im Dunkel des Abends und fürchten auch da noch, wen anders bei uns zu treffen; Da bieten die Anmeldungeu ihnen eine erwünschte Gelegenheit, mit uns vertraulich zu reden, ohne Aufsehen zu erregen. 2. Wie können die Anmeldungen, wenn sie etwa verloren gegangen sind, wieder eingeführt werden? In den meisten Gemeinden werden sich wol noch Reste davon finden, etwa das Angeben des Namen bei dem Küster oder den Kirchvätern, um Wein und Oblaten darnach zu bemessen. In der früheren Gemeinde des Ref. war die Beichte mit dem Abendmal zugleich Sontags, der Küster hatte nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung die Zahl der Communicanten überschlagen und darauf die Communionbedürfnisse angeschafft, also es fand gar keine Anmeldung mehr statt. Als Ref. bekant machte, daß die Beichte am Sonnabend gehalten werden würde und bat, daß die, welche gesonnen wären, zum Tisch des Herrn zu gehen, ihre Namen selbst bei ihm angeben möchten, da er ein Confitentenregister zu führen habe, so war allerdings die nächste Folge, daß nur die Hälfte von der sonst gewöhnlichen Zahl erschien, aber sie kamen doch, und so waren die Anmeldungen eingeführt. Ref. erklärt sich aber gegen jede Härte bei Einführung dieser Sitte; er weise also Anmeldungen durch Andere z. B. der Eltern durch die Kinder nicht schlechthin ab, nur wenn von einer Familie consequent die Anmeldung nicht geschähe, würde er besondere Schritte thun. Drei Vierteile der Communicanten melden sich doch nun persönlich, und zwar so, daß die Familienglieder wechseln, wiewol die Frauen mehr kommen, als die Männer. Am leichtesten seien die jungen Leute, die man confirmirt habe zur Anmeldung zu bewegen, auch die von auswärts her angezogenen Knechte und Mägde haben sich in die einmal eingeführte Sitte gefügt. Solche, welche sich besonderer Sünden schuldig gemacht haben, zögern wol zu kommen, dann erinnert sie Ref. und nur einmal sei es ihm begegnet, daß er Widerstand gefunden; da sei er selbst zu dem Sünder gegangen. Ref. sagt zum Schluß: Laßt uns nur anfangen, und immer wieder bitten, so wird es gelingen. 3. Wie haben wir mit den sich Meldenden zu handeln? Zunächst ist es wünschenswert, das man einen Tag für die Anmeldungen bestimt, damit jeder, der sich meldet, uns sicher zu Hause treffe, auch in der schicklichen Lage. Ref. geht an diesem Tage nie aus, komt den sich Meldenden nicht im Schlafrocke oder mit der Pfeife und Cigarre entgegen und läßt sie einzeln eintreten, so daß jeder weiß, er sei allein mit seinem Beichtvater. Er läßt sie aber sich nicht setzen, weil die Leute sonst leicht in ein Geschwäz hinein kommen. Er macht an diesem Tage seine Predigt, um in der rechten Stimmung zu sein, und spricht mit jedem, wie es seine Eigentümlichkeit fordert, macht es aber kurz und komt gleich auf die Hauptsache. Er fragt, ob sie ihre Sünde erkennen und lassen und sich dem Herrn ergeben wollen. Ueber alles muß aber der Hauch der Liebe ausgegossen sein, daß die Leute fühlen, man sei um ihr Selenheil bekümmert. Man versäume auch nicht zu fragen, ob die Confitenten nicht im Streit leben, und ihnen zu sagen, daß, wer mit einem unversöhnlichen Herzen das Sacrament genieße, es sich zum Gericht thue. Ref. räth aber zur Vorsicht bei Eheleuten, die nicht im rechten Verhältnis mit einander leben; eine unzeitige und ungeschickte Einmischung des Selsorgers mache den Riß oft unheilbar. Wenn ein Ehegatte im Verdacht des Ehebruchs stehe, so solle man es ihm sagen; wenn er leugne, so solle man ihm kund thun, lüge er, so habe er nicht Menschen, sondern Gott gelogen, und die Sache Gott heimstellen. 4. Wenn Ref. zulezt nach der Frucht fragt, welche diese Anmeldungen bringen, so erinnert er zuerst, daß

die Frucht unserer Arbeit allein von dem Herrn komme, und daß diese nicht der Maßstab für unser Wirken sei, sondern das Gebot Gottes. Und wenn wir keine Frucht sähen, haben wir vor Allem zu fragen, ob wir unsere Schuldigkeit gethan haben, und da werden wir immer Ursach haben, uns zu demütigen. Manchmal werde hier die Frucht eine bittere sein, weil bei wahrgenommener offenbarer Unbußfertigkeit wir in die traurige Lage versetzt würden, von dem Abendmal zurückzuweisen. Doch selbst dies, wenn es in der rechten Weise geschehe, werde zum Segen werden für den Schuldigen und die Gemeinde. Ref. aber bezeugt, daß es in Folge der Besprechungen ihm oft gelungen sei, zwischen Streitenden Versöhnung zu stiften, daß die Achtung des heil. Sacraments in der Gemeinde gewachsen, und die Zahl der Communicanten auch zugenommen habe, und kann die Brüder nur ermuntern, diese Anmeldungen einzuführen, wo sie noch nicht statt finden.

Die sich an diesen Vortrag schließende Besprechung that dar, daß alle Brüder davon durchdrungen waren, wie wünschenswert und heilsam solche Anmeldungen zum heil. Abendmal seien. Ein Bruder, der früher Militairprediger war, teilte mit, es habe sich gefunden, daß einst auch 2 Juden das Abendmal mitgenossen haben. Andere mußten klagen, daß sie von der persönlichen Anmeldung in ihren Gemeinden auch nicht eine Spur vorgefunden haben, und bezeugten, wie bedenklich das für die gewissenhafte Administration des heil. Sacraments sei. Es schien in manchen Gemeinden sogar die Anmeldung der Communicanten überhaupt zu fehlen, es wurde dagegen erklärt, daß dies wider alle Ordnung der Kirche sei, die man durchaus aufrecht erhalten müsse. Schwiriger sei die Einführung der persönlichen Anmeldung, wie sie der Ref. geschildert. Man wies auf die Menge der Communicanten in größeren, besonders Stadtgemeinden hin, welche in der österlichen Zeit sich am Altare einzufinden pflegen. Wie solle man es anfangen, mit diesen zu reden? Zwar sagte man, die Communicanten teilen sich unter mehrere Prediger. Doch schien es unmöglich, unter Hunderten mit jedem allein zu sprechen, wie Ref. es wolle. Ein Bruder teilte aus seiner Erfahrung mit, daß er zu solchen Zeiten allerdings manchmal 30—40 Confitenten in seiner Stube gehabt habe, er habe sich dann freilich begnügen müssen, eine Anrede an alle zu halten, und habe nur diesen oder jenen aufgefordert, zu bleiben, um mit ihm besonders zu sprechen. Man müsse mit dem Erreichbaren sich begnügen, und die heilsame Ordnung werde doch aufrecht erhalten, welche bei kleineren Communionen den Einzelnen besser zu Gute kommen. Für Filiale habe die persönliche Anmeldung auch ihre besondere Schwirigkeit. Der Pastor aber könne an einem bestimten Tage dort hin gehen, und die Anmeldung in Empfang nehmen. Der gute Wille mache Vieles möglich. Vor Allem notwendig erscheine die Verlegung der Beichte auf den Sonnabend, und verwerflich sei die Beichte kurz nach der Sontagspredigt, welche Unsitte nicht allein in den Städten, sondern auch in kleinen Landgemeinden nur zu häufig eingerissen sei. Sei es nicht möglich, sie am Sonnabend Mittag, wie sonst üblich, zu Stande zu bringen, so werde sie wenigstens auf den Abend dieses Tages zu verlegen sein. Wie Ref. vorgeschlagen, müsse bei Abkündigung des Abendmals der Tag der Anmeldung genant und zur persönlichen Anmeldung ermahnt werden. Auch seien die Confirmanden bei der Einsegnung zu verpflichten, sich persönlich zu melden. Schwer sei allerdings, das rechte Wort zu finden bei der Besprechung. Man müsse dahin trachten, die Confitenten zum Sprechen zu bringen, was nicht leicht gelinge. Hier müsse man an den Katechismus anknüpfen, besonders von jüngern Leuten die Fragen des fünften Hauptstücks aufsagen lassen und daran das Weitere schließen. Ein Bruder teilte mit, daß er als Gefängnisprediger jezt drei verurteilte Mörder vorzubereiten habe, der eine von diesen, der bis jezt hartnäckig seine Schuld geleugnet, habe gleichwol dringend das h. Abendmal begehrt, und fragte, ob er es ihm reichen dürfe. Darauf erwiderte ein Bruder, er sei einmal in einer gleichen Lage gewesen. Unter den drei Mördern war ein Vater und ein Sohn, die bis kurz vor der Hinrichtung ihr Verbrechen geleugnet und auch das Abendmal verlangt hätten. Er habe in den lezten Stunden noch einmal den Versuch gemacht, den Sohn zum Geständnis zu bringen, und es sei gelungen, und durch diesen sei endlich auch der Vater überwunden worden. Darauf erst habe er Beiden das h. Sakrament gereicht, worauf sie getrost in den Tod gegangen seien. Er sei der Meinung, wenn man nach genauer Prüfung die feste Ueberzeugung von der Schuld der Verbrecher erlangt, und überdies das Urteil noch bestätigt sei, dürfe man das Abendmal den Verbrechern nicht reichen, so lange sie leugnen. Zwei Stimmen erklärten, es sei bedenklich, einem Menschen, der das Abendmal verlange, es zu verweigern, man müsse ihm erklären, es geschehe auf seine Gefahr, daß er dem Gerichte Gottes verfalle. Dagegen erklärte sich die Mehrzahl, weil durch solche Grundsätze alle Kirchenzucht aufgehoben werde. Die Besprechung hatte die höchste Teilnahme der Versamlung in Anspruch genommen, man bedauerte, daß die Zeit gebiete, abzubrechen, aber man beschloß, bei der nächsten Versamlung den wichtigen Gegenstand wieder aufzunehmen, und die bei dem Abendmal überhaupt eingerissenen Misbräuche in nähere Betrachtung zu ziehen.

Aus dem Hannöverschen.

Seit längerer Zeit ist von sehr verschiedenen Seiten das Bedürfnis gefühlt und der Wunsch ausgesprochen, daß sich die zerstreuten Glieder der lutherischen Kirche Deutschlands näher zusammenschließen möchten, als es bisher der Fall war. Denn, wenn auch Leipzig gelegentlich des Missionsfestes und der damit verbundenen Conferenzen immerhin einen solchen Mittelpunkt darbot, so war doch eben das Missionsfest und die Angelegenheit der lutherischen Mission das erste und nächstliegende, während manche andere wichtige Angelegenheit nur beiläufig und in Neben-Conferenzen besprochen werden konte.

Dies Bedürfnis näherer Zusammenschließung ward aber unter den jetzigen Zeitläuften erklärlich genug noch viel tiefer gefühlt, als früher. Eine Rundreise, welche deshalb unternommen ward, fand aller Orten und Landen den lautesten und freudigsten Anklang, und so ward in Folge desfallsiger Berathung im Anfange des Herbstes von Hannover aus eine förmliche Einladung zu näherer Besprechung erlassen. Sie ging nach Schleswig und Holstein, nach Mecklenburg und Oldenburg, nach Sachsen und Ober-Hessen, nach Baiern, Würtemberg und Braunschweig. Von allen Seiten kam bereitwillige Zusage, und so trat in den lezten Tagen des October eine zahlreich besuchte Conferenz bedeutender Häupter der lutherischen Kirche jener Länder, mit alleiniger Ausnahme Würtembergs, das nicht vertreten war, in Hannover zusammen. Ich enthalte mich der Namen dieser Männer, denn es waren mehr als vierzig, und die Mehrzahl derselben ist weit und breit in der theologischen Welt vom Katheder, aus den Consistorien und von der Kanzel bekant genug.

In dieser Conferenz ward nun die jetzige Lage der lutherischen Kirche besprochen und die Organisation der näheren Verbindung geordnet.

Es ward ein Ausschuß festgesezt, welcher die Correspondenz zu führen und die jeweiligen Verhandlungen vorzubereiten haben wird.

Dieser Ausschuß wird einige Tage vor der öffentlichen Versamlung der leitenden Conferenz-Mitglieder der verschiedenen Länder, welche persönlich festgesezt sind, und darunter auch die Laien sehr würdig vertreten sind, um sich sammeln und nach deren Berathung die öffentlichen Versamlungen, wozu die Einladung ergehen wird, gepflogen werden. Zugleich dürfte ein Organ gegründet werden, worin die Angelegenheiten der Conferenz besprochen werden, welche zum ersten Male, so Gott will, im nächsten Frühjahre in Hannover zusammentreten wird.

Sie sehen, es ist ein sehr bedeutender Schritt zur Wahrung und Förderung der Angelegenheiten der lutherischen Kirche Deutschland gethan, welchen Gott segnen wolle.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 88. Zur Frage über Union und Kirchenregiment 1045
Beschlüsse der Kreissynode Weferlingen-Wolfsburg, die Provinzial-Synodal-Ordnung betreffend . 1049
Die specielle Seelsorge. III. 1051
Beilage. 1053
Aus Sachsen 1058
— 89. Aus Sachsen. (Fortsetzung) 1061
— 90. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik. III. 1069
Beilage. Aus Sachsen. (Schluß.) 1077
Nachrichten. Aus der Französischen Schweiz 1078
Kirchliche Zustände in der Schweiz 1079
— 91. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik. III. (Schluß) 1085
Nachrichten. Die Camminer Pastoral-Conferenz 1092
— 92. Randbemerkungen zur Pariser Weltausstellung 1093
Nachrichten. Wittenberg 1097
Wo sind deine Kinder? 1099
Beilage. Die Camminer Pastoral-Conferenz. (Schluß) 1101
Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 1108
— 93. Diderot. III. 1109
Nachrichten. Aus einem Berichte über die Verhandlungen der Synode Ruegenwalde in Pommern . . 1116
— 94. Randbemerkungen zur Pariser Weltausstellung. (Schluß) 1117
Beilage. 1125
Nachrichten. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 1125
Aus einem Berichte über die Verhandlungen der Synode Ruegenwalde in Pommern. (Schluß) . . 1129
— 95. Reformation der Union 1133
— 96. Reformation der Union. (Schluß) 1141
Nachrichten. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Forts. u. Schluß) 1146
Beilage. 1149
Aus dem Hannöverschen 1156

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 4. December. № 97.

Die specielle Selsorge.

IV. Die Lasterhaften.

Aus den Fehlern, die nicht in der Jugend bekämpft werden, erzeugt sich nach und nach das Laster. Die Sündhaftigkeit, der alle unterworfen sind, nimt aber gar sehr verschiedene Gestalten an, bald geht sie in solche Laster über, die mit der Schande gebrandmarkt werden, bald in solche, die eben nicht vor der Welt offenbar werden oder die äußerliche Ordnung nicht zerstören. Zunächst ist das Gewissen doch nicht ganz erstorben, und daher bilden sie sich eine Theorie, die, so unvernünftig sie auch sein mag, möglichst das Gewissen zum gänzlichen Schweigen bringen soll. Die Einen bestreiten, daß es einen persönlichen lebendigen Gott gebe, die Andern sprechen: „es gibt überhaupt keinen Gott, keinen unsterblichen Geist und daher auch kein Gericht“, denn wenn der Mensch sterbe, so sei seine Geschichte zu Ende. Der Materialismus, der alle Bewegungen des Geistes und alle Gedanken des Menschen aus körperlichen Functionen erklärt, der die ganze Schöpfung nicht von der Allmacht Gottes herleitet, sondern vielmehr aus den Naturkräften, die in einer Materie gelegen haben, so daß sich daraus nach und nach die Thiere entwickelt haben, und aus den Thieren dann das vollkommenste Thier, der Mensch, ist so ganz unvernünftig, daß nur die Gedankenlosigkeit dergleichen Behauptungen aufstellen kann. Denn es bleibt doch die Frage übrig: woher ist die Materie gekommen? wo hat der Urbrei eine Stelle gefunden, und wer hat die Kraft der Entwickelung gegeben und geordnet? und wenn die Menschen aus den Thieren, etwa aus den Affen, hervorgegangen sind, warum geschieht es nicht noch jezt? warum geht aus den Urwäldern nicht noch jezt ein Affe hervor, der sich zum Menschen potenzirt hat? Es ist an die, die so tief gesunken sind, eigentlich gar nicht heranzukommen; in die Kirche gehen sie nicht und dem Worte Gottes begegnen sie mit Spott und Hohn, dem Pastor gehen sie aus dem Wege und verlästern ihn und sein Amt je nach ihrem Bildungsstande in gröberer oder feinerer Weise. Die Hauptregel diesen Leuten gegenüber dürfte immer darin bestehen, daß man bei den unverleugbaren Bedürfnissen des menschlichen Geistes anknüpft und von der Voraussetzung ausgeht, daß es ihnen unmöglich mit ihren Theorien ein wahrer Ernst sei, und daß nur die Furcht vor dem Gericht und der Verdamnis solche thörichten und lächerlichen Vorstellungen erfunden habe. Wenn bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen solche Personen erscheinen, so muß man es vermeiden, auf sie in der Weise Rücksicht zu nehmen, als ob man sie von der Unhaltbarkeit ihrer Gedanken überzeugen wolle, sondern herzlich und eindringend den Frieden und den Trost, den die Sele allein im Evangelium findet, verkündigen. Die Gottlosen haben keinen Frieden, und doch können sie die Sehnsucht darnach nie ganz unterdrücken, weil sie ihn aber da nicht suchen wollen, wo er allein zu finden ist, so gerathen sie auf die seltsamsten Abwege. Ihr Dichten und Trachten geht allein dahin, bei einem lasterhaften Leben möglichst wenig von ihrem Gewissen beläftigt zu werden. Die Frage, ob der Pastor solche Leute aufsuchen soll und sie besuchen, möchte wol im Allgemeinen zu verneinen sein Es sind aber die Gaben so verschieden, daß man nicht eine absolut giltige Regel aufstellen kann. Ein gesunder fröhlicher Pastor, der ohne alle Erbitterung ist, kann wol anders handeln, als ein gedrückter, kränklicher Mann. Mein Nachbar hatte in seiner Gemeinde einen Mann, der den gebildeten Ständen angehörte und von dem kleinen Reste seines verschwendeten Vermögens dürftig lebte. Dieser kam nie in die Kirche, suchte aber gelegentlich für seinen Unglauben Propaganda zu machen, so daß die Leute dem Pastor allerlei zutrugen. Er ging zu ihm, sagte ihm auf den Kopf zu, daß es ganz unmöglich sei, daß ein vernünftiger Mensch, für den er ihn doch halte, solchen Unsinn glauben könne, und wenn er gezwungen sei, sich davon überzeugt zu halten, so solle er andere Leute, die es noch nicht nötig hätten, solche Thorheiten anzunehmen, damit verschonen. Er behauptete, daß es seine freie Ueberzeugung sei. Der Pastor aber wies hin auf die Vergangenheit, die hinter ihm liege, und sagte etwa: „Wenn nicht der Eltern Gram und Kummer auf Ihnen lastete, wenn die Thränen Ihrer von Ihnen geschiedenen Frau, deren Lebensglück Sie zerstört haben, Sie nicht verfolgten, wenn Sie gegenwärtig nicht in wilder Ehe lebten, so wären Sie nicht gezwungen, die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Sele zu leugnen; bilden Sie Sich aber nicht ein, daß darum, weil Sie sagen: „„es gibt keinen Gott““, Gott aufgehört habe zu sein; er läßt sich auch an Ihnen nicht unbezeugt, und auch in Ihrer Brust steht geschrieben, daß Sie empfangen müssen, was Ihre Thaten wert sind.“ Solche Leute haben immer gerade so viel Mut, wie die, die ihnen entgegentreten, Furcht haben, und so war auch dieser Mann vor dem Zorn des Pastors erschrocken und murmelte nur noch unverständliche Worte vom Hausrecht,

als der Pastor ohne alle Förmlichkeit ging. Doch nicht Jeder kann, was ein Anderer kann. In diesem Falle waren die Folgen gut, der Mann verschonte wenigstens die Gemeinde mit seiner Lehre. Man muß bei dieser Raçe, die sich eigentlich noch mit Unrecht Menschen nennen, einen Unterschied machen. Einige haben noch Erinnerungen an ein früheres ordentliches Leben, haben vielleicht als Kinder das Beispiel frommer Eltern gesehen, oder haben einmal in der Schule, im Umgange bessere Eindrücke empfangen, sind hernach in Unsittlichkeiten verfallen und haben ihre Zuflucht zum Unglauben genommen; bei diesen darf man nicht die Hofnung aufgeben, es komt nur darauf an, sie in rechter Liebe zu nötigen, hereinzukommen, und ihnen den Abgrnnd der Barmherzigkeit Gottes aufzudecken, damit sie Mut bekommen zur Bekehrung und zum Glauben. Andere gibt es, die haben von Kind auf in der verpesteten Luft des Unglaubens gelebt, haben nie den erwärmenden Strahl der Gnadensonne gefühlt, und sind schon früh eine Beute der Lust und Begierde geworden, diese sind es, die gewöhnlich eine längere Zeit ihres Lebens in den Gefängnissen zubringen, oder die, nachdem die Sünde die Kräfte des Leibes gebrochen hat, mit tiefen Wunden am Gewissen ihr sieches und elendes Leben in Mismut und Ueberdruß zubringen. Das Leben, das sie führen, ist sehr traurig, und doch ist ihnen der Gedanke an das Ende fast unerträglich. Von den beiden Schächern, die mit dem Herrn abgethan wurden, wurde noch der Eine gerettet, der Andere dagegen ging verloren. Beide empfingen, was ihre Thaten wert waren, der erstere aber hatte aus seinem verbrecherischen Leben noch den Mut und die Energie der Sele gerettet, seine Sünde zu erkennen und um Gnade zu bitten. So ist es auch noch möglich, daß ein Mensch, der die Kräfte seines Leibes und seiner Sele mit Sünden durchgebracht hat, dessen Phantasie die Säue hütet und dessen Sele mit den Träbern der Lügen des Unglaubens gespeiset wird, noch vielleicht einmal aus der Nacht hervorgehen kann; aber wie schrecklich muß das Erwachen sein! und welche Berge liegen zwischen ihm und dem Vaterhause! Also mußt du inne werden und erfahren, was für Jammer und Herzeleid es bringt, den Herrn deinen Gott verlassen und ihn nicht fürchten, spricht der Herr, dein Gott. Andere gibt es, die von Natur mit guten Gaben und Anlagen ausgestattet sind, es wird ihnen leicht, auf Schulen das Nötige zu lernen, was zu ihrem Fortkommen erforderlich ist; sie bringen aber dann die Jugend in einem lüderlichen Leben, in Unzucht oder Spiel oder anderem sündlichen Wesen zu, kommen aber mit dem Mannesalter zur Besinnung, sie sehen den Abgrund vor sich und kommen, durch Umstände dazu genötigt, durch Energie des Willens oder auch durch frühen Ueberdruß dazu, ein vor der Welt ordentliches Leben zu führen; sie bekehren sich aber nicht zu dem Herrn, sondern es ist die natürliche Klugheit, die sie in andere Bahnen leitet.Die Folge ist, daß sie in eigene Gerechtigkeit verfallen und im Stolz auf ihre Kraft die Gnade und das Evangelium verachten. So sieht man Viele, die im späteren Alter zu Ehren und Ansehen gekommen sind, die früheren Verirrungen und Sünden haben sie vergessen, und sie glauben, daß es ihnen nicht fehlen könne, wenn es ein Leben nach dem Tode geben sollte, zur Seligkeit einzugehen. Wenn nun auch die Meisten im Traume der eigenen Gerechtigkeit und im Betruge des Unglaubens dahinsterben, so gibt es doch hier solche, die noch in der lezten, oft langen und schmerzlichen Krankheit aufwachen und wie ein Brand aus dem Feuer gerettet werden. Ich wurde einmal zu einem Kranken gerufen, der im Uebrigen einen guten Ruf hatte, sich aber um die Kirche und Gottes Wort nicht bekümmerte. Die Sünden seiner Jugend lagen wie eine Centnerlast auf ihm. Er meinte, er müsse verloren gehen und schrie mit lauter Stimme um Barmherzigkeit. Ein Mädchen, das er verführt hatte vor langen Jahren und das er in der Schande und Not hatte verlassen, sah er oft an seinem Bette stehen und er meinte, sie dränge sich zwischen ihn und seinen Gott. Er verlangte immer wieder, daß ich mit ihm beten solle. Ich mußte genaue Erkundigungen einziehen, ob das Mädchen noch lebe, und erfuhr, daß sie kürzlich in Not und Elend gestorben sei, daß aber das Kind noch lebe und gegenwärtig als Knecht diene. Der junge Mensch mußte kommen, und er liebkosete ihn und gab ihm reichliche Geschenke, und wiederholte immer wieder die Bitte, daß er für ihn beten solle. Es war zwar, als ob er etwas dadurch beruhigt worden sei, aber bald traten andere Bilder der Vergangenheit vor seine Sele, und führten ihn immer wieder an den Rand der Verzweiflung. Oefters verlangte er nach dem Sakrament, wenn es ihm aber sollte gereicht werden, so konte er sich nicht entschließen, es zu nehmen. In der lezten Woche aber empfing er es zweimal und starb als ein armer Sünder, der den Herrn Jesum um Gnade anrief.

In einem andern Falle kam ich zu einem sehr alten Manne, der wie im Stumpfsinn im Dorfe umherging. In seiner lezten Krankheit war es, als wenn er sein ganzes Leben vergessen und nur noch eine Erinnerung an die früheste Jugend behalten habe. Er mußte fromme Eltern gehabt haben und wiederholte sehr oft, besonders wenn er nach Schlaf sich sehnte, das Kleinkindergebet: „Fürchte Gott, liebes Kind, Gott sieht und weiß alle Dinge. Amen." — Er verlangte von mir, daß ich ihm das Vaterunser vorbeten solle, das er, wie er sagte, auch einst von der Mutter gelernt, aber nun längst vergessen habe. Er gab sich viel Mühe, es wieder zu lernen. Sein Enkelkind mußte es ihm unzählige Mal vorsprechen, und als er es notdürftig konte, wollte er auch noch die 10 Gebote lernen und auch die drei Artikel; merkwürdig war es mir, daß er von der lutherischen Erklärung des zweiten Artikels noch das Meiste mußte. In seinen Phantasien sprach er mit seinen Eltern, als wenn sie gegenwärtig wären, und sagte oft: „Fritz komt gleich."

Zu den mir widerwärtigsten Lastern, die den armen Menschen mit eisernen Ketten fesseln und zu verächtlichen Sclaven machen, gehört der Geiz in seinen tausendfachen Gestalten. Es ist, als ob das weibliche Geschlecht diesem Götzendienste vorzugsweise unterworfen sei. So ein geiziges altes Weib, mag

es im Palast oder in der Hütte wohnen, ist ein gar widerlicher Anblick. Der Satan mag selten einen größern Triumph feiern, als wenn er den Menschen so erniedrigen kann, daß er in so schimpflicher Weise sich selbst so recht unglücklich machen muß. Wenn der Geiz eine Wurzel alles Uebels in der Schrift genant wird, so sieht man auch, wie groß die Zahl der gemeinen und niedrigen Leidenschaften und Sünden, die sich gerade an den Geiz anschließen, Unfrieden, Zank, Neid und Mistrauen, auch oft Unehrlichkeit und Betrug, Hartherzigkeit und zulezt noch der Schmuz. An diese Art von Menschen ist es kaum möglich, mit dem Gedanken des Evangeliums heranzukommen. Durch ein anonymes Schreiben wurde ich einmal aufgefordert, eine alte reiche Frau, die im Gasthofe auf der Reise schwer erkrankt war und mit einer Aufwärterin in einer kleinen Stube wohnte, zu besuchen. Als ich hineintrat, fragte sie hastig und unwillig, wer ich sei und was ich wolle. Ich sagte ihr, daß ich der Geistliche sei und durch ein Schreiben ohne Namen veranlaßt sei, sie zu besuchen. Sie gerieth in Zorn, sagte, sie wolle allein sein, sie habe kein Geld, den Geistlichen zu bezahlen, und verlangte, daß ich sie sofort verlasse. Ich erwiderte ganz ruhig, ich sei nun einmal hier und müsse meine Bestellung ausrichten. In möglichst deutlicher und verständlicher Weise erinnerte ich sie an das vielleicht nahe Ende. Der Mensch habe nichts in die Welt gebracht, nehme auch nichts mit hinaus, ich sei aber hier, ihr Den zu verkündigen, der auch jezt noch bereit sei, sie anzunehmen, und warnte sie, seine Hand nicht zurückzuweisen, es könte das lezte Mal sein, daß sie ihr angeboten werde. Ich ging, aber nach etwa acht Tagen sah ich doch einmal zu, wie es mit ihr gehe. Schon an der Treppe kam mir die Wärterin entgegen und sagte, sie sei angewiesen, mich nicht einzulassen. Da die Thür zur Stube auf war, so ging ich doch hinein. Die Alte wurde aber sehr böse, redete von der Polizei, die sie gegen lästige Aufdringlichkeit schützen solle, und meinte, ich sei ein Erbschleicher. Ich blieb ganz ruhig, und als sie endlich schwieg, widerholte ich eben dasselbe, was ich schon früher gesagt hatte. Sie hatte sich aber mit dem Gesicht der Wand zugewendet, und drückte ihren Unwillen aus. Nach diesem Auftritt blieb ich weg, zumal ich von dem Arzte hörte, daß es scheine, als ob sie sich bessere; doch etwa nach drei Wochen kam die Aufwärterin, und rief mich, weil die Alte nach mir verlange. Ich fand sie viel milder und zugänglicher, und sie sprach die Bitte aus, daß ich sie doch öfter besuchen möchte, was denn auch geschah. Weil sie so sehr böse von ihren Verwandten sprach, ermahnte ich sie zur Versöhnlichkeit, und dabei erfuhr ich auch, daß sie eine Tochter habe, mit der sie aber gar keinen Verkehr habe, die wolle immer Geld von ihr haben und sei eine Verschwenderin. Ich erkundigte mich, wo die Tochter sei, und machte ihr Mitteilung von der Krankheit der Mutter. Sie kam nach einigen Tagen an, und ich lernte in ihr eine herzlich fromme Dame kennen, von der auch wol der anonyme Brief herrührte. Eine äußerliche Versöhnung kam wol zu Stande, aber die Alte mochte doch die Tochter nicht gern in ihrer Nähe haben, und sie reiste wieder ab, nachdem sie noch mit der Mutter das heilige Abendmal genommen hatte. Wenige Tage darauf verlangte sie, ich solle einen Richter rufen, sie wolle noch einige Legate aussetzen, und zog mich zu Rathe. An ein Krankenhaus vermachte sie 2000 Thlr., an eine Kirche, zu der sie gehört hatte, 500 Thlr., und obgleich ich nicht gern wollte, wegen der Erbschleicherei, so mußte ich doch auch 500 Thlr. annehmen als ein Capital, von dessen Zinsen den Brautpaaren bei der Trauung Bibeln sollten überreicht werden. Nach ihrem Tode kam die Wärterin zu mir und brachte mir einen sehr schmutzigen und abgenuzten Geldbeutel, in dem sich noch 1 Thlr. 10 Sgr. und zwei kleine Schlüssel zu dem Kasten befanden, der immer vor ihrem Bette stand und ihren Mammon enthielt. Ich wollte der Frau das Geld geben, aber mit Widerwillen wandte sie sich ab und sagte, daß die Alte im Todeskampf den Geldbeutel so fest gehalten habe, und sie erst nach dem Tode ihn habe aus der krampfhaft geschlossenen Hand herausgewunden.

So wie die Ketten des Geizes fast unzerreißbar sind, so auch die der Trunksucht. In der Regel erwecken diese Leute besonders das Mitleiden, weil sie sehr oft den besten Willen haben und die schönsten Vorsätze aussprechen. Ich habe besonders in den ersten Amtsjahren viel Zeit und Mühe darauf verwendet, diesen armen Sündenknechten zu helfen, aber sehr wenige erfreuliche Erfahrungen gemacht. Eine Zeitlang freilich ist es wol gelungen, hin und wieder sie zu halten, aber die Rückfälle blieben nicht aus. Wer den Jammer in den Ehen und Familien kent, den gerade dies Laster anrichtet, der möchte wol kein Mittel unversucht lassen, das vielleicht helfen könte, aber so viel ich versucht habe, ich habe nicht den Weg gefunden, der sicher zum Ziele führt. So viel ist mir klar geworden, daß ein Mensch nur durch eine wahre und recht gründliche Bekehrung möchte die Kraft gewinnen, der Begierde Widerstand zu leisten; aber die eigentlichen Trunkenbolde sind so schlaff und von aller Willenskraft so ganz verlassen, daß es nicht dazu komt; daher wird es nur gelingen, wenn gleichzeitig bei gutem Willen, dies schändliche Laster zu besiegen, auch möglichst der körperliche Reiz durch kräftige Speisen und andere starke Getränke, wie Bier, Caffee, Wein, gemildert und die Versuchung sorgfältig gemieden wird. Ein Mann, der den Freiheitskrieg mitgemacht, und in demselben, wie viele Andere, sich das Brantweintrinken so angewöhnt hatte, hatte eine brave Frau, die ihn seiner Gutmütigkeit und seines Fleißes wegen liebte; aber wöchentlich ein- oder gar zweimal ging er ins Wirtshaus und kam dann gewöhnlich schwer betrunken nach Hause. Ich habe den armen Mann viele Thränen weinen sehen, und auch oft mit der Frau betend um Hilfe angetroffen; in der Kirche war er sehr aufmerksam und teilnehmend, aber die Rückfälle blieben nicht aus. Nur die Aenderung trat ein, daß, wenn er früher im angetrunkenen Zustande sehr hochmütig war, und wol tobte und zankte, so war es jezt, als ob er sich schäme; er mochte sich vor der Frau und den Kindern nicht sehen lassen und taumelte lieber in den Wald,

um sich dort zu verbergen. Wie sehr sind doch solche arme Menschen zu beklagen! —

Sehr geneigt bin ich, den Diebstahl ebenso für ein schwer zu überwindendes Laster zu halten. Die Mitteilungen, die mir in der Privatbeichte gemacht sind, zeugen wenigstens davon, daß die Diebe auch ihre Zeiten haben, in denen sie von den besten Vorsätzen beseelt sind, aber wenn die Gelegenheit günstig ist, können sie doch nicht widerstehen. Ich habe eine Frau gekant, die ihren eigenen Mann bestahl und das Geld nach einiger Zeit mit Thränen zurückgab. Der Mann wollte sie durch starke Demütigungen bessern. Wenn sie bei den Nachbarsleuten oft Sachen gestohlen hatte, die kaum zu gebrauchen waren, so mußte sie sie wieder hintragen; aber sie konte es nicht lassen, selbst wenn sie auf Hochzeiten oder Kindtaufen geladen war und der Mann bei der Rückkehr ihre Kleider durchsuchte, fand er Tücher oder Löffel, die sie den eigenen Freunden gestohlen hatte. Bei den Menschen ist der Diebstahl ein sehr verachtetes Laster; aber wie oft sind nicht auch deine guten Vorsätze schon zu Schanden geworden im Kampfe gegen die Sünde, die dir in langen Jahren wie zur Gewohnheit geworden ist! Zorn, Heftigkeit, Lügen, Eitelkeit können ebenso gut zu Lastern werden, sie werden nur nicht so hart beurteilt, aber Sünde ist Sünde. Dazu komt noch, daß außer der Sünde der Unzucht keine Sünde so häufig von den Eltern zu den Kindern übergeht, als gerade die Unehrlichkeit. Wenn eins dieser beiden Laster in einer Familie sich festsezt, dann geht sie ihrem Verfalle entgegen, und ein Volk, in dem die Ueppigkeit mit der Unzucht herscht, und das nicht im Schweiß des Angesichts das tägliche Brot erwerben will, sondern durch Wucher, Spiel, Betrug und Diebstahl reich werden will, ist in der Auflösung begriffen.

Jedes Leiden ist Folge und Strafe der Sünde, aber die Strafen sind zugleich von der Barmherzigkeit Gottes geordnet, ob nicht ein Mensch in sich schlagen wolle und bedenken, was zu seinem Frieden dient, darum muß der Geistliche Achtung geben, und wenn der Herr auch zu den tiefgefallenen Sündern komt mit seiner Heimsuchung, muß er treulich den Zweck der Wege Gottes ihnen vorhalten und die Gnade verkündigen, die sie noch retten will. Auf daß er aber damit auch ein williges Ohr finde, ist vor allen Dingen nötig, daß er nicht in vornehmer und herablassender Weise mit diesen Armen spreche, sondern daß sie seine herzliche und aufrichtige Liebe spüren. Ausschelten und abtrumpfen, das kann Jeder, und das erbittert die Leute, wer aber den Befehl des Herrn befolgen will und die Verlornen suchen, muß auch etwas von der Liebe im Herzen haben, von der das alte Lied singt:

„Dem allemal das Herze bricht,
Wir kommen oder kommen nicht,"

Es ist falsch, wenn man meint, man müsse solchen Personen das Gesez und seinen Fluch verkündigen, und damit auf sie losschlagen. Wenn sie es auch nicht sagen und bekennen, sie fühlen die Sünde und den Fluch; hier gilt es, das Evangelium verkündigen und ihnen Mut zum Glauben machen.

Nachrichten.

Duisburg, October 1867. *)

Zum Erstaunen jedes reformirten Theologen ist auf dem Kieler Kirchentage aus dem Munde des Bischofs Koopmann und nach ihm des Pastors Wendt die Aeußerung gefallen, es sei eine Beeinträchtigung der lutherischen Kirche, von der evangelischen Rechtfertigung zu reden: denn damit gebe man zu verstehen, auch die reformirte Kirche habe die rechte Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. — Von der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der verehrlichen Redaction erwartet der Einsender dieses, der sich gern mit seinem Namen zu denjenigen reformirten Theologen zählt, welche es ganz sind und es sich zur Ehre rechnen, mit dem großen Theologen Calvin, so wie mit allen symbolischen Büchern der reformirten Kirche auf einem Boden zu stehen, seine Kirche gegen die obige, durch und durch grundlose und ungerechte Behauptung in Schuz zu nehmen. Anfänglich freilich dachte Eins., eine solche in der Luft schwebende lächerliche oder vielmehr beklagenswerte, aus Verblendung oder confessionellem Fanatismus hervorgegangene Behauptung, wie die obige, richte sich selbst, und es lohne sich deshalb nicht der Mühe, auf eine Widerlegung derselben einzugehen, zumal auf dem Kieler Kirchentage selbst sich ernste und durchgreifende Stimmen gegen dieselbe erhoben haben. Später jedoch erschien es nicht unangemessen, wenigstens mit einigen Sätzen den Gegnern der reformirten Kirche die völlige Grundlosigkeit ihrer Behauptung darzulegen.

Beruft man sich gegnerischerseits stets und gewis mit vollem Rechte auf Luther, der die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein so gewaltig gelehrt und als Kern und Stern des Evangeliums betont habe, so sollte man wenigstens von Theologen, von „Bischöfen" erwarten, daß sie aus Calvin's Institution der christlichen Religion im dritten Buche das 11. 12. 13. 14. 15. 16. Capitel gelesen hätten. Dies kann aber unmöglich der Fall sein: denn in diesen Capiteln wird die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben mit einer Gründlichkeit und Schärfe so gewaltig gelehrt, wie sie niemals gründlicher und schärfer von Luther gelehrt worden ist.

(Schluß folgt.)

*) Einer der ältesten Mitarbeiter der Ev. K. Z., der Herr Verf. dieser Erklärung, verlangt von der Gerechtigkeit des Herausgebers die Aufnahme derselben und wir gewähren sie ihm gern, werden aber, wie sich von selbst versteht, auch die zu erwartende Gegenrede mitteilen.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 7. December. № 98.

Urteile der Zeitgenossen über Basedow.

Ein Conferenzvortrag.

Das Gros der Zeitgenossen schwärmte, — eine alte beliebte Tugend unserer Deutschen, wenn sie warm werden, — in Klopstock'scher Begeisterung für Basedow und seine Bestrebungen. Von den Sachverständigen, welche bei dem weltberühmten Examen in Dessau 1776 zugegen waren, war ein gut Teil geblendet durch das überraschend Neue, welches dort geboten wurde, durch die Leichtigkeit und kecke Zuversicht, mit der es vorgetragen wurde. Nur wenige sahen tiefer und brumten bei dem Examen: Das sind Kindereien! Charlatanismus! — aber ihr Brummen verhallte.

Wie haben denn aber nun Männer, auf deren Urteil wir noch heute viel geben, Goethe, Herder, Schiller, Haman, Kant ꝛc. darüber geurteilt? Ihre Urteile liegen uns noch heute vor; nur von Schiller weiß ich kein besonderes anzugeben. Um mit dem Nüchternsten, von dem wir besonders Kritik zu hören gewohnt sind, zu beginnen, so will ich Ihnen zunächst Kants Urteil vorlegen. Er erließ im Jahre 1777 einen Aufruf — „an das gemeine Wesen", in dessen Einleitung er die damals gewöhnliche Behauptung à la Rousseau ausspricht: Alle bisherigen Erziehungsanstalten sind im ersten Zuschnitt verdorben, „weil Alles darin der Natur entgegenarbeitet". Dann fährt er fort: Wenn diejenige Erziehungsmethode in Schwang käme, die weislich aus der Natur selbst gezogen ist, so würden wir in Kurzem ganz andere Geschöpfe um uns sehen, „weil wir thierische Geschöpfe nur durch Ausbildung zu Menschen gemacht werden". Solche Schulverbesserung wird aber nicht durch eine „langsame Reform" erreicht, sondern muß durch eine „schnelle Revolution" bewirkt werden. „Dazu gehört weiter nichts, als nur eine Schule, die nach der ächten Methode neu vom Grunde aus angeordnet, von aufgeklärten Männern, nicht mit lohnsüchtigem, sondern edelmüthigem Eifer gepflegt und von dem aufmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beurteilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschenfreunde bis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholfen würde. Eine solche Schule ist ein Samenkorn, vermittelst dessen sorgfältiger Pflege in kurzer Zeit eine Menge wol unterwiesener Lehrer erwachsen kann, die ein ganzes Land bald mit guten Schulen bedecken werden. Einer solchen Musterschule muß man von allen Enden Handreichung thun, um sie bald zu der ganzen Vollkommenheit zu verhelfen, dazu sie in sich die Quellen schon enthält. Eine solche Erziehungsanstalt ist nun nicht mehr blos eine schöne Idee, sondern zeigt die Thunlichkeit dessen, was längst gewünscht worden, in thätigen sichtbaren Beweisen. Der öffentliche Ruf und vornehmlich die Stimmen gewissenhafter und einsehender Kenner aus verschiedenen Ländern werden die Leser das dessauische Educationsinstitut (Philanthropin) als dasjenige einzige kennen gelehrt haben, was diese Merkmale der Vortrefflichkeit an sich trägt; wovon es eine nicht der geringsten ist, daß es, seiner Einrichtung gemäß, alle ihm im Anfange etwa noch anhängende Fehler natürlicher Weise von selbst abwerfen muß (?!). Die dawider sich hie und da regenden Anfälle und bisweilen Schmähschriften sind so gewöhnliche Griffe der Tadelsucht und des sich auf seinem Miste verteidigenden Herkommens, daß eine ruhige Gleichgültigkeit dieser Art Leute .... vielmehr einigen Verdacht wegen der Mittelmäßigkeit dieses sich erhebenden Guten erregen müßte. Diesem Institute, welches der Menschheit gewidmet ist, einige Hilfe zu leisten, wird jezt die Gelegenheit geboten." Und nun folgt ein energischer gut gemeinter Angriff auf den Geldbeutel bemittelter Philanthropen, weil die Regierungen kein Geld zu Schulverbesserungen zu haben schienen, — eine lange Rede, die für unsern Zweck gleichgültig ist.

Sie ersehen hieraus, wie sehr Kant für Basedow eingenommen war, da er sich zum Herold des Philanthropinismus machte, wie später Fichte zum Herold des Pestalozzianismus. Aber wundern muß man sich, daß dieser nüchterne Kant von diesen Rousseau'schen Ideen so erfüllt ist, daß er, der Phantasielose, plözlich phantasievoll in dem aufkeimenden Philanthropin das realisirte Ideal aller Schulanstalten sieht ohne „radikales Böse" (denn diese Anstalt muß zufolge ihrer Einrichtung natürlicher Weise alle Fehler von selbst abwerfen), also mit einem ganz andern Naturell, als sämtliche übrigen Anstalten; — daß er in dem trunk- und zanksüchtigen, geldschneiderischen Basedow den idealsten Menschen ohne jeglichen Egoismus sieht und von seiner Anstalt das Heil der Menschheit erwartet, weil nun wir thierische Geschöpfe durch solche Ausbildung erst zu Menschen werden. — Später freilich hat Kant seine überschwenglichen Hofnungen ziemlich kleinlaut herabgestimt.

Noch viel mehr werden wir uns wundern, daß nicht blos der nüchterne Königsberger Philosoph, sondern auch der prak-

tische, kindlich-gläubige Oberlin im Steinthal ganz entzückt ist von diesem neuen Philanthropin. Er schreibt an einen Professor des Philanthropins, seinen Schüler: „Eure Erziehungsanstalt trage ich im Herzen. O wie gern wollte ich mich derselben aufopfern; aber Gott fordert hier mein Opfer. O hätten wir doch Geld, das in manchen Händen so unnütze Geld! so dachte ich tausendmal, seit ich die Anstalt zu Dessau kenne, und so mußten ich und meine Frau aufs Neue denken, da wir das 3te Stück eures Archivs lasen. Wir bedachten uns auf allen Seiten, ob wir denn gar nichts hätten, was wir zu Gelde machen könten? Ich trauerte, denn ich wußte nichts. Einstmals komt meine Frau stillschweigend in meine Stube und bringt mir mit freudigen Augen ein Paar Ohrgehänge mit der Bitte, sie oder ihren Wert dem Philanthropin zu überschicken. Sie hatten ihr vor 10 oder 11 Jahren 30 Gulden gekostet. Was mir diese Ohrgehänge für Freude gemacht, kanst Du denken. Ich kann dergleichen müßiges Zeug nicht leiden, da so ungeheuer Viel für ausgemergelte Beutel und Kräfte zu thun ist. Heute gibt Gott Brot, und aufs Künftige hat er es mir versprochen."

Wirklich rührend ist die kindliche Freude und der entschiedene Opfermut des liebenswürdigen Oberlin! Man sieht hieraus, wie tief die Sehnsucht der damaligen Zeit nach Besserung der allgemeinen Zustände, wie unendlich groß die Hofnung auf Realisirung dieses Wunsches war, und wie groß die Geschicklichkeit Basedows, durch seine hochtönenden Zeitungstiraden alle Gemüter zu begeistern. Denn daß Basedow und Oberlin betreff des christlichen Glaubens auf ganz disparatem Boden stehen, brauche ich ja nicht zu sagen. Hat Oberlin das nicht gewußt, nicht geahnt? Wir müssen es aus dem Schlusse des Briefes schließen: „Ja, Freunde, Euren Ruf und Eure Arbeit halte ich für beneidenswert. Gott stärke, segne und ermuntere Euch, und was ich mir immer selbst wünsche, gebe Euch zärtliche, immer zärtlichere Liebe zu Jesu und den durch sein Blut erkauften Kindern." — Er glaubt also mit ihnen auf einem Boden zu stehen, in einem Geiste zu wirken. Diese Selbsttäuschung möchte heute wol nicht so leicht möglich sein.

Viel eher hätte man erwarten sollen, daß der poesieerfüllte Herder sich hätte von dem sprudelnden Basedow einnehmen lassen; allein von seinem anfänglichen Rausche und seiner Begeisterung für Rousseau und seinen Emil kam er durch seine Reise nach Frankreich, wo er den gerühmten Franzosen nicht durch das Teleskop literarischer Berühmtheit, sondern durch das Mikroskop des gewöhnlichen Lebens sah, gar bald zurück. Denn er sagt: So sehr Rousseau gegen die Philosophen ficht, so sieht man doch, daß es auch ihm nicht an Richtigkeit, Güte, Vernunft ꝛc. der Gedanken gelegen ist, sondern an Größe, Außerordentlichem, Neuem, Frappantem. Wo er dies finden kann, ist er Sophist. Nichts wird bei ihm simple Behauptung; Alles neu, wunderbar, frappant. — Daher läßt sich von vornherein erwarten, daß er an Basedow, diesem germanisirten Rousseau, kein besonderes Wolgefallen gehabt hat. Wie er über ihn wirklich geurteilt hat, spricht er in einem Briefe an Haman aus, der ihm in einem Briefe sein Leid über seine misglückte Erziehung seines krebsgängigen Hans Michel geklagt hatte. Auf die Worte in dessen Briefe: „Ich hatte einen Sontag den grimmigen Einfall, ihn Hals über Kopf einzupacken und dem Pontifex maximus in Dessau (i. e. Basedow) zuzuschicken" — erwidert er: „Ueber die Erziehung Ihres Hans Michel grämen Sie sich nicht; man richtet doch damit nichts aus. Gedulden Sie sich noch ein wenig; ich rücke ja jezt selbst dem Pontifex maximus in Dessau näher, und mein Knabe wächst auch heran, den er aber, so Gott will, nie sehen und haben soll. Mir komt Alles erschrecklich vor, wie ein Treibhaus, oder vielmehr wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode, Eichwälder in 10 Jahren zu machen, wie sie sonst nur in 50 oder 100 würden, daß man den Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schieße über der Erde Alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedow'schen Planes liegt, glaube ich, darin, und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen. Kurz, lieber Gevatter, lasset euren Zorn übergehen, und harret, wie ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde."

Wenn nun der poesieerfüllte Herder schon so über Basedow urteilt, wie wird denn der Dichterheros Goethe mit seiner feinen Beobachtungsgabe über ihn urteilen? — Ich habe Ihnen vor Kurzem bei einer andern Gelegenheit sein meisterhaftes Urteil über Basedow in „Dichtung und Wahrheit" vorgelesen, deshalb will ich jezt nur darauf verweisen, obwol es instruktiv ist, dasselbe so unmittelbar neben den andern Urteilen zu hören. Es ist diese Goethesche Characteristik Basedows, nicht blos die genaueste, sondern sicher auch die richtigste. Indessen dürfen wir dabei nicht vergessen, daß Goethe dieses Urteil erst in dem lezten Drittel seines Lebens geschrieben hat, aus der Perspective. Es ist das geläuterte ruhige Urteil des Alters, in dem die augenblicklichen Eindrücke und Stimmungen der Gegenwart schon ausgelöscht sind, und in dem nur die Totalität des Charakters ins Auge gefaßt wird. Indessen hat der Schelm von Goethe noch ein anderes Urteil über Basedow abgegeben, aber ganz versteckt, — ein Urteil, das allerdings humoristisch karrikirend ist, aber im Augenblicke entstanden den Reflex seiner damaligen Stimmung gegen Basedow sehr getreu wiedergibt, in der er die starken Schattenseiten Basedows und die sanguinische Bewunderung Basedows seiten der Zeitgenossen satyrisch an den Pranger stellt. —

Es geschieht dies in dem kleinen Drama Satyros, das nach unserer festen Ueberzeugung allein auf Basedow gemünzt ist. Da es wol nicht Allen bekant oder gegenwärtig ist, so erlaube ich mir, dieses schwerverständliche Product einer tollen satyrischen Laune erst vorzulesen.....

Zum bessern Verständnis erlaube ich mir den Inhalt der Fabel noch einmal ganz kurz zusammenzufassen. Zu einem Einsiedler, der gottesfürchtig und still ein ärmliches arbeitsvolles Leben führt, komt der hilfsbedürftige Satyr, wird freundlich aufgenommen, mitleidig gepflegt, während er den Einsiedler grob anläßt, ab-

hunzt, dessen ärmliches genußleeres Leben verwünscht, und endlich bei seinem Weggange ihn bestiehlt, und voll Widerwillen gegen dessen Gottesfurcht das Crucifix aus der Hütte mitnimt, um es in den Bach zu werfen. Darauf sezt sich Satyr in den Wald, den Ort des Naturlebens, und lockt mit Flöte und Sang zwei junge Mädchen, Arsinoe (die hochstrebende, hochgesinte) und Psyche (die Sele, die Sinlichkeit) an, von denen Arsinoe entsprechend ihrem Namen einen natürlichen Widerwillen gegen den unbekanten geilen Satyr fühlt, während Psyche (ihrem Namen entsprechend) von dem sinlichen Satyr unwiderstehlich angezogen wird, und, nach dem scheuen Rückzuge der Arsinoe mit Satyr allein gelassen, unter seinen Küssen vor himmelsliebewonnewarmer Seligkeit vergehen will. Die scheu zurückgewichene Arsinoe hat den Vater Hermes herbeigeholt, dem Satyr sich als einen neuen Propheten darstellt. Der kurze Inhalt der neuen Offenbarung läuft auf Folgendes hinaus: Die bisherigen Sitten und Lebensweise des Volkes sind verderbt, taugen nichts, wir müssen zurückkehren zu den Natursitten unserer erster Väter, die eben geboren, im Wonnetaumel verloren an mitgeborner Gattin Brust sich zu den Göttern entzückten. Die hemmenden lästigen Kleider müssen fallen, die Menschen nackt gehen, im frischen Walde leben, an der Brust der Mutter Natur ruhen, und ohne Arbeit, ohne Mühe ein seliges Dasein führen, — und rohe Kastanien essen, „ein herlicher Fraß."

Hermes und Volk nimt die neue Offenbarung an, obwol ersterer bald „eine verfluchte Indigestion" von der neuen Religion fühlt, und Satyr verkündet nun in den hochtönendsten Worten den blühendsten Unsinn von Unding und Urding und den im Urding sich stoßenden Gegensätzen. Das Volk staunt diesen Unsinn als die tiefste Weisheit in heiliger Begeisterung an und sinkt anbetend nieder vor diesem Mensch gewordenen Gotte. Nun komt der Einsiedler dazwischen, sieht den Satyr, fährt auf ihn los, beschuldigt ihn des Diebstahls, der schändlichsten Undankbarkeit vor allem Volke. Ob solches Frevels und solcher Gotteslästerung höchst empört stürzt Hermes und Volk auf den Unglücklichen ein, ergreift ihn und beschließt, selbigen bei der Einweihung ihres neuen Tempels als ein Gott wolgefälliges Opfer auf dem Altare zu opfern. — Eudora (Gutgeschenk), die Frau des Hermes, die die ganze schwindelhafte Begeisterung ihres Mannes und des Volkes, wie des Satyrs Gemeinheit und Geilheit, da er als Hausfreund sich auch an sie machen will, durchschaut, ohne ihren Mann mit Worten überzeugen zu können, hat Mitleid mit dem armen unschuldigen Einsiedler und beschließt ihn mit kühner That zu retten und den Mensch gewordenen Gott durch seine eigene Gemeinheit zu entlarven. Während bei der Einweihung des neuen Tempels der Einsiedler geopfert werden soll, und Satyr aus göttlicher Milde und Gnade das schuldige Blut nicht sehen will, lockt Eudora ihn in das innere Heiligtum. Satyr will zufolge seiner innern Natur sogleich sich an sie machen, Eudora schreit um Hilfe, Hermes und Volk dringt in das Heiligtum und findet Satyr in nicht sehr heiliger Meditation bei Eudora. Jezt von Hermes und Volk als Thier erkant zieht sich Satyr vornehm stolz zurück: Ihr versteht mich und meine hohen Intentionen nicht; Ihr seid meiner nicht wert.

Erlauben Sie mir nun, daß ich zum Verständnis dieses satyrischen Gemäldes einige Deutungen und Striche hinzufüge, und es gleichsam rückwärts in die damalige Wirklichkeit, aus der es in Goethes humoristischer Phantasie entstanden ist, übersetze.

Das Ganze ist ein Gemälde der damaligen pädagogischen Zeit mit dem Mittelpunkte und Hauptheldeu Basedow. (Satyros, wol ein Hinblick auf B. handfeste Sinlichkeit und ungehobelte Natürlichkeit). In dem Einsiedler zeichnet Goethe den nüchternen, praktischen, aber aufrichtig religiösen Sinn unsers deutschen Volkes, der ohne allen poetischen Hochflug und grübelnden Tiefsinn sich ehrlich und redlich, aber kümmerlich von seiner Hände Arbeit nährt, ohne Comfort, ohne Weltgenuß, ohne Weltklugheit und Gewandtheit, in glücklicher Zufriedenheit, Genügsamkeit und Stille. An diesen gesunden, einfachen Sinn unsers Volkes wendet sich Basedow als ein Hilfe suchender, mit seinen pädagogischen Plänen, und wird freundlich aufgenommen, bereitwillig unterstützt. „Die Geldbeutel wußte er aufzuschließen." Basedow hat aber persönlich für dieses stille, arbeitsame, genügsame, gläubige Leben nicht die geringste Neigung; er erklärt das für ein Hundeleben, das freie Umhervagabondiren für das wahre, nimt die Gelder und geht undankbar davon, nachdem er noch in seinem „bösen antitrinitarischen Geiste" den alten Christenglauben recht schnöde verhöhnt und als altes Gerümpel auf die Straße geworfen hat. Dadurch entfremdet er sich den alten biderben Sinn mit seiner Gläubigkeit, Gutmütigkeit und Freundlichkeit, und erbittert ihn auf das höchste. Doch ist diese Feindschaft für das Erste noch machtlos; sie hat kein Geschick oder keinen Mut ihn anzugreifen. — Basedow kümmert sich wenig darum, sezt sich hin und flötet seine neuen rousseauschen Sirenenweisen in die Welt hinein. Das weibliche Geschlecht, d. h. die Gefühlsrichtung unsers deutschen Volkes wird von diesem Sirenengesange wunderbar angezogen; aber zwei verschiedene Richtungen des Gefühls treten sogleich hervor: Arsinoe, d. h. die hochgesinte, die keusch-ernste Gefühlsrichtung wittert ohne weitere Begründung sogleich ein unheiliges Etwas unter dieser Neologie, und zieht sich vorsichtig zurück, um den besonnenen Vater Hermes, d. h. die Wissenschaft zu holen zur genauern Prüfung. Die andere Gefühlsrichtung, Psyche, d. h. die Sinlichkeit, die leichtsinnige, unkeusche Weltlust und Wollust fühlt sich wunderbar angezogen durch das Verwandte in der Basedowschen Naturreligion und -trunkenheit; sie stürzt sich gleich voller Seligkeit glühend in die Arme des Satyr. —

Jezt komt Hermes herbei, d. h. unsere vielgerühmte deutsche Wissenschaft, der Basedow das alte rousseausche Sirenenlied von dem primitiven Unschuldszustande der Menschheit, resp. dessen Erneuerung vorsingt. Die ernsten Wissenschaftsmänner werden davon bezaubert, bewundern, staunen die neue Weisheit als reine Gottesoffenbarung an, und posaunen es laut in die Welt

hinein, und das Volk i. e. die Mehrzahl der Zeitgenossen staunt, schreit mit: Gott, wir sind dein! Gott, dein, ganz dein.

Da komt jene alte nüchterne, gläubigfromme Richtung, die sich etwas aufgeraft und Mut zu einem Angriff gewonnen hat, und erklärt Basedow offen für einen gemeinen Burschen, für einen Atheisten; allein nun fällt die ganze neue benebelte wissenschaftliche Zeitrichtung samt ihrem Anhange im Volke über diese Alte her, will sie massacriren, und in dem Tempel der neuen Religion als Gott wolgefälliges Opfer opfern. Ja es ist nahe daran, daß diese alte, nüchterne, gläubige Richtung von der modernen Phantasterei und naturtrunkenem Unglauben gemordet wird. Das Opfermesser ist schon gezückt; da komt die Enthüllung durch Eudora, über deren symbolische Deutung ich mich weiter unten auslassen werde. Basedow wird in seiner Gemeinheit, Liederlichkeit erkant, von dem größten Teile seiner Anhänger und der Wissenschaft verlassen, und die alte nüchterne gläubige Richtung in unserm Volke gerettet.

Ueber die geniale Composition des Stückes, so leicht hingeworfen es auch ist, will ich Nichts sagen. Nur auf Dreierlei erlaube ich mir noch aufmerksam zu machen, erstens, auf den Scharfblick Goethes, zweitens, auf seinen gesunden Sinn, drittens, auf seinen prophetischen Blick.

Erstens sein Scharfblick. Wie scharf durchschaut er Basedow und seine ganze Richtung, viel schärfer als die benebelte Wissenschaft! Er zeigt uns in diesem Drama alle Ingredienzen, aus denen diese Richtung zusammengebraut ist. Die Grundsuppe ist gemeiner Egoismus, der mit dem bisherigen, nüchternen, arbeitsvollen gläubigen Einsiedlerleben des gewöhnlichen Bürgerberufes unzufrieden ist, die Arbeit flieht, ein geniales Abenteurerleben vorzieht, die gutmütige Gefälligkeit misbraucht und mit Undank lohnt. — Diesem Egoismus, der sich gegen die Menschenwelt wendet, läuft parallel, oder vielmehr dient zum Fundament die andere Art des Egoismus, der sich gegen Gott wendet; ich meine den alten Egoismus Adams, der sein will wie Gott. Der alte Gott wird geleugnet, in den Bach geworfen, aber nicht offen, sondern insgeheim hinter dem Rücken des Einsiedlers, dessen Gutmütigkeit er zuvor gemisbraucht hat, und darnach sezt sich dieser Egoismus an die Stelle des weggeworfenen Gottes, läßt sich Weihrauch und Opfer darbringen von einer bethörten Menge. Kurz Goethe zeichnet hier den modernen und doch ewig alten Unglauben meisterhaft, zeigt, wie dieser Unglaube stets in Menschenvergötterung umschlägt.

Aus diesem ungläubigen, egoistischen Boden schießt wie von selbst die Giftblume der Fleischeslust und Wollust auf, und der gleichgesinte Teil der Menschen wird unwiderstehlich davon angezogen und zittert in diesen Umarmungen vor Wollustschauern. Doch wird diese Fleischeslust nicht öffentlich, sondern im Dunkel des Waldes, oder im innern Heiligtum getrieben. Oeffentlich wirft sich diese Richtung in den Mantel der Wissenschaft und tritt auf in hochtönenden wissenschaftlichen Phrasen und predigt von dem einzig wahren Glückszustande der Menschheit, dem Urzustande, da die Menschen nackt, ohne alle Cultur, umherliefen, und Mutter Natur, die ewig gebährende, in ungezügelter Lust und Wollust, verehrten. Für solche neue Religion des alten Heidentums wird im Augenblicke Fanatismus in der Menge erzeugt. —

M. H. Ich weiß, daß Goethe dieses Alles humoristisch-karrikirend vorträgt, und ich möchte nicht jedem einzelnen, gutmütigen Anhänger der Basedowschen Richtung dieses Alles andichten; aber die Sache an und für sich betrachtet ist und bleibt wahr. Das ist grade das Wesen des echten Genies, daß es die Wahrheit nicht auf dem langen mühsamen discursiven Wege der Wissenschaft stückweise erringt, sondern in dem concreten Leben durch höhere Intuition mit Blitzesschnelle schaut, und dann auch Jedem verständlich, plastisch wiedergeben kann. Ich wollte Ihnen hierdurch nur Goethes unvergleichlichen Scharfsinn, diese wunderbare Intuitionsgabe zeigen, wodurch das Genie über sich selbst hinausweist, wollte Ihnen zeigen, wie Goethe in diesem Evangelium des Rousseau ganz richtig als Ingredienzen 1. Egoismus voll des gemeinsten Undanks, 2. Unglauben und Gottesleugnung resp. Selbstvergötterung, 3. gemeine Fleischeslust — aber 4. Alles umhüllt von dem wallenden täuschenden Gewande der Poesie und einer naturtrunkenen Wissenschaft, und mit Fanatismus verteidigt, nachweist. Sie werden diese Auffassung Goethes durch das, was ich früher über Rousseau-Basedows Leben, Zeitverhältnisse mitgeteilt habe, bestätigt finden, ja es paßt diese Charakteristik mit wenigen Abänderungen auf alle Fractionen des naturvergötternden Unglaubens in allen Jahrhunderten, eben weil sie wahr ist.

Eben so scharfsinnig und richtig charakterisirt er die alte, ersterbende gläubige Richtung der damaligen Zeit. Ohne rechtes inneres Leben, von der großen Welt und ihrem Treiben, von Kunst und Wissenschaft zurückgezogen, lebt sie sehr prosaisch in der Einsamkeit ein kümmerliches dürftiges Leben. Nicht thatkräftig, mutig und kampflustig wie ehedem tritt sie auf den Kampfplaz mitten in die Menschheit, nein scheu, zaghaft läßt sie sich von der neuen kecken Richtung aushunzen, schimpfen, und als sie endlich einen schwachen Angriff wagt, geräth sie in die größte Gefahr, von der aufgeregten fanatischen Zeitmeinung erwürgt zu werden.

Mit eben solchem Scharfblick charakterisirt er die hohle Begeisterung der Menge wie der Wissenschaft für die phantastisch-bambastische Novität (auch wahr für alle Jahrhunderte.) Das Sinnenreizende, die ungebundene Freiheit des Fleisches ist das Anziehende, das die blinde Menge blendet und fortreißt. Dies führt mich 2. auf den gesunden Sinn Goethes. Einen solchen Scharfblick hat nur der, der selbst über dieser bewunderten Richtung steht. Er erkent kraft des in ihm lebenden gesunden Sinnes das Krankhafte in der Richtung Basedow's, den er bei seiner nahen persönlichen Bekantschaft mehr als einmal im Schlafrocke gesehen hatte. Die üblichen Zeitungstiraden konten in Goethes Augen keinen Götternimbus um Basedow's Schläfe legen. Er hatte auch sonst schon manchen kecken Wiz über den

„Propheten links" gerissen. Nun spricht es Goethe hier aus: Naturreligion, Unglaube, zügellose Sinnenlust, hohle Begeisterung mit Fanatismus ist etwas Ungesundes im Leben des Volkes wie des Einzelnen. Das fühlt sein gesunder Sinn. Ferner zeigt sich sein gesunder Sinn darin, daß er in dieser alten, verachteten, spießbürgerlichen, aber aufrichtigen Gläubigkeit unseres Volkes, die von der neuen Religion dem Tode geweiht wird, die eigentliche Wahrheit, Gesundheit und den Kern des Volkslebens sieht, auch wenn er über ihre Unbeholfenheit, Eckigkeit und Einseitigkeit lächelt. Vielleicht hat ihm Jung-Stilling mit seinem großen Haarbeutel dabei vorgeschwebt.

Vor allem aber zeigt sich sein gesunder Sinn darin, daß er diesen verkappten neuen Unglauben nicht durch Hermes, d. h. die Wissenschaft entlarven läßt, sondern durch Eudora d. h. durch den treuen keuschen Sinn ohne tiefere Wissenschaft. Unser ungesunder moderner Sinn will die Wahrheit und den Irtum auch auf ästhetischem wie religiösem und ethischem Gebiete einzig und allein durch die Wissenschaft, Wissen und Scharfsinn entdecken lassen. M. H. Dem können wir nicht beistimmen. Es gibt ein von der bloßen Wissenschaft unabhängiges Schönheitsgefühl, einen von der bloßen Wissenschaft unabhängigen Wahrheitssinn; aber wol dem Menschen, in dem Hermes und Eudora sich vermält haben. Die Wissenschaft hat die Poesie, oder Malerkunst ꝛc. nicht erfunden, geschweige denn Religion. Dichter, Maler, Religionsstifter hat es lange vorher gegeben, ehe an die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts zu denken war, und diese Wissenschaft hat wol die Schreibseligkeit und den Redefluß in unsern Tagen, aber nicht die dichterische, oder künstlerische, oder gar religiöse Genialität erzeugt. Die Wissenschaft sammelt, ordnet, verbindet, erläutert, kritisirt ꝛc. die einzelnen Bruchstücke des Wissens, das aus den Werken der einzelnen Genies oder ganzer Zeitalter hervorsproßt, sucht aus den Einzelnen ein Ganzes zu bilden, den leitenden Faden, das endliche Ziel zu finden, die immanenten Gesetze zu entdecken u. s. w. Sie ist also der hinkende Bote, der stets hinter den Thatsachen, hinter den Genies und ihren Werken herkomt, die Commentare über Bibel, Corpus juris, Homer, Sophokles, Shakespeare oder Goethe schreibt, und dann voll Freude über ihr Verständnis der vorliegenden Thatsachen demonstrirt: Ja, seht, das ist ganz richtig! — wofern sie nicht vom kritischen Kitzel verführt wird, überall Fehler, Mängel, Einseitigkeiten, Unechtheiten, Nichtexistenz der Thatsachen nachzuweisen.

In dieser Beziehung hat Goethe zufolge seines gesunden Sinnes unsere gepriesene Wissenschaft richtig taxirt, und läßt sie darum ganz richtig mitlaufen mit der großen Menge, ja als ihre Stimmführer, vernarrt bis an beide Ohren, mit der Schlafmütze über beide Augen, begeistert, fanatisirt. — Dagegen hat er ganz richtig diesem ernsten Keuschheitssinne des deutschen Volkes die Entlarvung des verkappten Unglaubens, der sogenanten Naturreligion beigelegt, der Eudora (dem köstlichen Geschenke) des deutschen Volkes. Ja, mögen auch viele ärgerliche scandala in großen und kleinen Städten bei uns vorfallen, ein keuscher Sinn existirt doch in unserm Volke in hohem Maße. Dieser Keuschheitssinn ist gleichsam der ethische Fühlfaden, mit dem unser Volk solche neuen Propheten befühlt, um zu erfahren, wes Geistes Kind sie sind. Auch darin hat Goethe Recht, dieser tiefe, durch das Christentum genährte Keuschheitssinn findet sich vorzugsweise in dem edlern Teile unserer deutschen Frauenwelt (Arsinoe und Eudora), während die Männer in diesem Punkte häufig roher sind troz classischer und humanistischer Bildung. Wir haben ja leider allerdings auch unter den deutschen Mädchen leichtfertige Psychen und Philinen genug, und die Dortchen Lakenreißer fehlen auch nicht, aber doch fehlt uns, Gott sei Dank! die demi-monde der Franzosen; noch haben wir einen Flor von treuen deutschen Frauen und Jungfrauen, wie ihn nicht viele Völker, am wenigsten die üppigen Orientalen, aufweisen können. — Durch diesen keuschen Sinn übt die deutsche Frauenwelt einen großen Einfluß auf die Männerwelt, während der Franzose sich vor dem glänzenden esprit einer lockern Salondame beugt, beugt sich der Deutsche voll Achtung vor dem festen keuschen Sinne der Jungfrau, wie der Frau. Dieses Alles hat Goethe sehr fein herausgefühlt. Dieser Keuschheitssinn fühlt nun sehr leicht ohne große Wissenschaft den unkeuschen Sinn eines solchen neuen Propheten, auch wenn die Menge noch so begeistert ist, und Hermes in seinem Wissenschaftstaumel sich nicht überzeugen läßt. Komt nun aber ein öffentlicher Eclat, wobei sich der gefeierte Held als ein Thier in der Wollust und Gemeinheit zeigt, so ist sein Urteil bei uns Deutschen unterschrieben, bei Orthodoxen so gut, wie bei Rationalisten. So ist Basedow verurteilt und schließlich verkommen; so ist Schlegels Lucinde verurteilt, und die Lasciven unter den Romantikern; so in unsern Tagen Heinrich Heine und Genossen. — Doch Summa, ich finde es ganz gerechtfertigt, daß Goethe den Satyr nicht durch Hermes, sondern durch Eudora entlarvt werden läßt.

Dieses leitet mich auf den dritten Punkt,

3. den prophetisch-divinatorischen Blick Goethes. Dieses kleine Drama ist 1773 geschrieben, wenige Jahre vor der Eröffnung des Philanthropins. Also war diese Richtung nicht im Untergehen, sondern im Aufblühen begriffen. Und doch prophezeit er ihr den Untergang, verkündigt ihre Entlarvung, und weissagt, daß diese alte, still und harmlos lebende, gläubige, praktische Richtung gerettet wird, obwol sie durch den modernen Fanatismus dem Untergange geweiht war.

So liegt denn in diesem unbedeutenden und jezt unbeachteten Satyrspiele, das schließlich doch nur nach Merks Ausdrucke „ein Quark" ist, der Schriftgedanke dramatisch ausgedrückt: Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu

euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Insofern hat dieses Satyrspiel eine höhere Bedeutung, als es auf den ersten Anblick erscheint, besonders für den Culturforscher, der die vergangenen Zeiten mit ihren Irtümern und Wahrheiten, Lieben und Hassen der Gegenwart vorzuführen sucht. In dieser Absicht habe ich das Stück analysirt, um die damalige Zeitanschauung samt Goethes Urteile Ihnen vorzuführen. Wie weit mir dieses gelungen, überlasse ich Ihrem Urteile. Nur den Vorwurf fürchte ich nicht, daß durch diese Analyse die poetische Schönheit des Stücks zerstört sei, da an diesem Producte einer übersprudelnden Laune keine poetische Schönheit zu zerstören ist. — Das nächste Mal gehen wir an Pestalozzi.

Aus der Antrittspredigt eines reformirten Geistlichen.

Die Herlichkeit des Amtes, das die Versöhnung predigt. Antrittspredigt, gehalten am 1. Sontage nach dem Trinitatisfeste, den 23. Juni 1867, von August Ferdinand Ribbeck, Prediger an der deutsch-reformirten Gemeinde zu Soldin.

Es sind in dieser Gemeinde seit Jahren Conflicte; als ehrlicher Mann muß ich mich ehrlich darüber aussprechen. Ich rede nicht von Personen, ich rede vom Principe; es handelt sich um die Reinhaltung des reformirten Bekentnisses dieser reformirten Gemeinde. Ich bin reformirt von Herzensgrund und bin eben deshalb ein Freund der Union, die Respect hat vor der Integrität jedes Bekentnisses. Ich bin der vollen Ueberzeugung, daß der Herr in Seiner Weisheit beide Bekentnisse sich hat entwickeln lassen, damit ein jedes ihre besondere Gabe zeige, und ich halte es für einen Verrath an der Reichhaltigkeit jedes Bekentnisses, wenn man ihm etwas aufdrängen will, was gegen sein Bekentnis ist. Nicht ist das Bekentnis das Höchste, sondern das Leben aus Gott, und es werden Viele verloren gehen, die im Leben echt reformirt und echt lutherisch gewesen sind; aber eben so wahr ist es auch, daß, wenn der Herr in Seinen Geboten gesagt hat: „Du sollst nicht stehlen", dies auch dann gilt, wenn man dem lutherischen oder dem reformirten Bekentnis das nimt, was ihm nach seinem Eigentumsrechte innerhalb der Union gebührt. Ich bin der Union beigetreten mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich nur an solche Gemeinden angestellt werden könte, in welchen ich nach meinem reformirten Bekentnisse dem Heidelberger Katechismus gemäß predigen und lehren könte. Ich bin dadurch also kein Glied der Unionisten geworden, welche sich um das Banner eines Schenkel scharen, um Propaganda zu machen für den Unglauben; auch kein Glied der Union, welche sich indifferent verhält gegen die specifische Berechtigung jeder einzelnen Confession, um im Consensus ihr Bekentnis zu finden, obwol auch diese Stellung ihre Berechtigung hat; eben so wenig ein Glied der Union, welche dafür schwärmt, weil sie keine Rechenschaft zu geben weiß, weder vom innern Leben, noch von der Bedeutung der Confessionen; ich bin endlich auch kein Freund der Union, die mit Gewalt den Gemeinden aufgezwungen wird; sondern ich bin von ganzem Herzen ein Freund und Glied der Union, welche die lutherischen und reformirten Gemeinden unsrer geliebten, teuren preußischen Landeskirche unter dem Pfleger- und Säugamte unsrer erlauchten Hohenzollerschen Fürsten, miteinander zu Einer Landeskirche verbindet, welche aber handelt nach der Devise des preußischen Schwarzen Adler-Ordens: „Suum cuique", d. h. einem Jeden das Seinige, das heißt: den Lutheranern ihr volles und reines, den Reformirten ihr volles und reines Bekentnis. Wol einigen sie sich Beide in dem Einen großen Bekentnisse von dem Schönsten unter den Menschenkindern; aber wie das Reich Juda und das Reich Israel ein Israel bildeten, wie die verschiedensten Waffengattungen des Königs eine Armee bilden, aber dadurch ihre Stärke beweisen, das sie bei aller Union ihre Sonderkeit behalten, so werden auch dann die verschiedenen Bekentnisse ihre rechte, lebendige Einheit an den Tag legen, wenn die Reformirten reformirt und die Lutherischen lutherisch sind. Mit diesem Bekentnisse trete ich in diese Gemeinde ein; um dieses Bekentnisses willen bin ich berufen, gekommen mit der Absicht mir keine Schlingen anlegen lassen zu wollen, weder von rechts noch von links. Ich will nicht blos Confessionsmann sein, und die Hauptsache, den Herrn Jesum, außer Augen lassen, und ich muß jedem todten Confessionsmann sagen: Dir fehlt bei allem Bekentnis das Leben; aber ich kann den Herrn Jesum und Sein Reich auch nicht anders predigen, als in dem Gefäße der nach Gottes Wort reformirten Kirche und muß daher aus meiner Kirche und meiner Gemeinde das Alles, was dem reformirten Bekentnisse widerstrebt, auf gesezlichem, kirchenordnungsmäßem Wege herauszubannen suchen, um ihm das zu erhalten und zu gewinnen, was ihm nach dem Worte gebührt. Die Folge wird es Euch sagen, was ich damit meine.

Das Bekentnis der Hessischen Kirche.*)

Bei Gelegenheit der Einverleibung Hessens in den preußischen Staat hat man in politischen wie in theologischen Zeitschriften bisweilen auch der hessischen Kirche erwähnt; aber alle die betreffenden Aeußerungen, welche mir zu Gesicht gekommen sind, waren entweder nur ganz oberflächlich oder geradezu schief und hinterließen den Eindruck, als ob man sich auswärts eben keinen

*) Der Herausgeber teilt diesen Aufsaz mit, weil er die Ueberzeugung einer großen Anzahl ehrenwerter Diener und Glieder der Kirche in Hessen ausspricht. Er kann nicht alles hier Gesagte billigen: die Bedeutung des auf dem Papiere stehenden Bekentnisses wird wesentlich geschwächt, wenn es durch beinahe zwei Jahrhunderte an einer lebendigen Bekennerschaft gefehlt hat. Diese ist jezt zum Teil wieder vorhanden, und die Zukunft wird die Entscheidung bringen,

rechten Begriff von unsern kirchlichen Verhältnissen machen könne. Da es nun bei dem Zusammenkommen verschiedener Kirchenkörper im preußischen Staate unmöglich ist zu denken, daß man nicht versuchen sollte, die innerlich zusammengehörenden auch äußerlich zu verbinden; so ist es von Wichtigkeit, den Standpunkt der hessischen Kirche und ihre Eigentümlichkeit klar zu stellen. Hierzu möchten diese Zeilen, und zwar zunächst in Beziehung auf das Bekentnis der hessischen Kirche, einen Beitrag liefern. — Der eigentümliche Bekentnisstand der hessischen und namentlich der niederhessischen Kirche kann nur aus ihrer Geschichte begriffen werden. Diese aber ist von Anfang bis zu Ende ein Kampf zwischen subjectiver Willkür und objectivem Rechtsbestand, vermischt mit obligaten Vermittlungsversuchen. Doch mögen die hauptsächlichsten Thatsachen selber reden.

Die Anfänge der hessischen Reformation gingen unbestritten von Sachsen (Wittenberg und Erfurt) aus. Wir erinnern an Männer wie Thielemann Schnabel, Johann von Campis, Adam Kraft, Johann Kirchhain. Der eigentliche Reformator Hessens aber ist der Landgraf Philipp selbst. Mag man von der persönlichen Frömmigkeit dieses Fürsten denken, was man will; seine reformatorischen Bestrebungen waren wesentlich von der Politik bestimt. Der Versuch, das ganze Land mit einem Schlage zu reformiren (die Homberger Synode am 20. und 21. Oktober 1526), die Art und Weise, in der man es versuchte — nicht durch die Predigt des Worts, sondern durch theologische Disputation, endlich die Person des dialektisch wolgeschulten, theologisch ganz unbedeutenden Lamberts von Avignon, die in den Vordergrund gestellt war, zeigen sämtlich, daß der Landgraf weder mit großer theologischer Einsicht, noch aus frommem Drange des Herzens handelte, sondern daß es ihm zunächst auf die Negation ankam. So wird denn auch auf der Synode selbst und in der ihr folgenden Reformatio ecclesiarum Hassiae (cf. Richter, Kirchenordnungen, 1, 56 — 69) hauptsächlich das Formalprincip der Reformation und im Anschlusse daran die Abschaffung der Misbräuche betont, während des Materialprincips gar nicht oder kaum gedacht wird. Daß man bei alle dem lutherisch zu reformiren meinte, zeigt, daß vorgenante reformatio an Luther zur Prüfung resp. Billigung eingesandt, nach dessen abratendem Urteil aber gar nicht publicirt wurde. So blieb von der Homberger Synode her nur der allgemeine Grundsaz, daß in Hessen die Reformation eingeführt sein solle, und ein Bilderverbot durch landesherliches Mandat. Der Confessionsstand blieb unbeirt, und entwickelte sich weiter in sächsisch-lutherischem Sinne.

Da in der Folge die politischen Zustände sich immer mehr verwickelten und gefährlicher wurden, wünschte der Landgraf durch Herbeiziehung der Schweizer ein möglichst starkes Bündnis gegen den Kaiser; und diesem Wunsche entsprang das Marburger Colloquium (1.—4. Oktober 1529), weil er einsah, daß ohne Vereinigung in der Lehre auch keine andere Einigkeit zu Stande kommen würde. Die Hofnung darauf scheiterte bekantlich gänzlich. Auch für den hessischen Bekentnisstand hatte das Gespräch keine weiteren Folgen. Die Hessischen Theologen hatten ihm nur als Zuhörer beiwohnen dürfen; mochten nun auch Einzelne dadurch für Zwingli gewonnen sein, so waren sie doch ohne Einfluß; und der Landgraf selber konte bei aller sonstigen Neigung zu Zwinglianischen Anschauungen sich nie über 1 Cor. 11, 29 hinwegsetzen. Zwingli wurde nicht, wie man eine Zeit lang gefürchtet hatte, nach Marburg berufen; seine brieflichen Rathschläge wurden nicht befolgt; dagegen erteilte Philipp dem streng lutherischen Adam Kraft im Januar 1530 einen Gewaltsbrief zur Prüfung, Ein- und Absetzung von Predigern ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

ob es ihr gelingt, das auf dem Papiere stehende Bekentnis wieder zur herschenden Macht in der Kirche zu erheben. Es ist zu wünschen, daß dieser der Hessischen Kirche ganz eigentümliche Proceß sich frei und ungetrübt durch fremdartige Einmischungen vollziehen könne. Eine Zusammenkoppelung mit einer anders gearteten Kirche würde vom Uebel sein. Anm. der Red.

Nachrichten.

Duisburg, October 1867.

(Schluß.)

Man sollte ferner erwarten, daß die Theologen, welche sich zur obigen Behauptung hinreißen lassen, den Heidelberger Katechismus kenten. Aber auch diese Voraussetzung trifft nicht zu, was doch eine schreiende Ungerechtigkeit involvirt. Die ganze Anlage des Heidelb. Katechismus läuft darauf hinaus, grade die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein als Mittelpunkt, als Kern- und Grundlehre des Christentums darzustellen. Nachdem derselbe im ersten Teile des Menschen Elend, sein gänzliches Verlorensein, sofern er auf sich selbst angewiesen ist, dargestellt, und alsdann im zweiten Teile die alleinige Rettungsmöglichkeit des Sünders durch den Glauben an den heiligen Gottmenschen Jesum Christum statuirt, hierauf die einzelnen Artikel des apostolischen Glaubensbekentnisses in das helle Licht der Erkentnis gestellt hat, fragt er im 23. Sontagsabschnitt: Was hilft es dir nun aber, wenn du dieses Alles glaubst? und antwortet: „daß ich in Christo vor Gott gerecht und ein Erbe des ewigen Lebens bin.“ Und wie lautet nun die Antwort des begnadigten Christen (wie Solcher antwortet im Heidelb. Katechismus) auf die Frage: Wie bist du gerecht vor Gott? „Allein durch wahren Glauben an Jesum Christum, also, daß ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündiget und derselben keins nie gehalten habe, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin, doch Gott ohn' all mein Verdienst, aus lauter Gnaden, mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenket und zurechnet, als hätte ich nie eine Sünde begangen noch gehabt, und selbst alle den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wolthaten mit gläubigem Herzen annehme.“ Damit aber das Wörtlein allein zu seinem Rechte komme, heißt es weiter: Warum sagst du, daß du allein durch den Glau-

ben gerecht seist? Und die Antwort lautet: „Nicht, daß ich von wegen der Würdigkeit meines Glaubens Gott gefalle, sondern darum, daß allein die Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi meine Gerechtigkeit vor Gott ist, und ich dieselbe nicht anders denn allein durch den Glauben annehmen und mir zueignen kann." Aber können nicht unsere guten Werke die Gerechtigkeit vor Gott oder ein Stück derselben sein? Der Katechismus antwortet: Nein. „Darum, daß die Gerechtigkeit, so vor Gottes Gericht bestehen soll, durchaus vollkommen und dem göttlichen Gesetze ganz gleichförmig sein muß, und aber auch unsere besten Werke in diesem Leben alle unvollkommen und mit Sünden befleckt sind." — Aber, fragt er weiter: Verdienen unsere gute Werke nichts, so sie doch Gott in diesem und dem zukünftigen Leben will belohnen? Er antwortet: Nein, denn „diese Belohnung geschiehet nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden." Endlich, nachdem er so alles Verdienst ausgeschlossen und das Gerechtfertigtwerden durch den Glauben allein und lauter Gnaden gelehrt, fragt er: „Macht diese Lehre" durch welche dem Menschen Alles genommen und dem Herrn und seiner uns, den Gläubigen, geschenkten und zugerechneten Gerechtigkeit ganz allein die Ehre gegeben wird, „nicht sorglose und verruchte Leute?" Und wie lautet die Antwort „Nein: denn es ist unmöglich, daß die, so Christo durch wahren Glauben sind eingepflanzt, nicht Frucht der Dankbarkeit sollten bringen." — Wenn nun der ganze Heidelb. Katechismus die Lehre von der Rechtfertigung so ganz in den Mittelpunkt stellt, wenn vom Anfange bis zum Ende des Katechismus diese Lehre sich hindurchzieht, wenn er jede Einmischung irgendwelcher Werkgerechtigkeit auf das entschiedenste abwehrt, und die im Glauben ergriffene stellvertretende Gerechtigkeit Christi, als die allein vor Gott geltende darstellt, wie ist es denn möglich, der reformirten Kirche den Vorwurf zu machen, sie habe die rechte Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht? Wie beschämt müssen sich diejenigen, welche solche grundlose Behauptung aufstellen, fühlen, wenn sie außer den angeführten Antworten des Heidelberger Katechismus, die auch auf dem Kieler Kirchentage citirten Antworten auf die erste und ein und zwanzigste Frage lesen! Hat man denn wol bedacht, daß man den reformirten Brüdern durch jene Behauptung den einigen Trost im Leben und im Sterben abspricht und ist das vereinbar mit dem neuen Gebot, daß wir uns untereinander lieben sollen, gleichwie Christus uns geliebet hat?

Es wäre ein Leichtes, jene Behauptung aus den verschiedenen symbolischen Schriften der reformirten Kirche, der helvetischen, gallischen, anglicanischen, belgischen, sigismundischen Confession, sowie aus den dordrechter Artikeln auf das schlagendste zu widerlegen, wenn der Raum dieser Zeitschrift es gestattete. Es sei aber dem Einsender dieser kurzen Entgegnung nur noch gestattet, auf den Einwurf einzugehen, daß nicht die Lehre von der Rechtfertigung, sondern die Lehre von der Prädestination den Mittelpunkt der reformirten Lehre bilde. Es muß zugegeben werden, daß sowol der Heidelb. Katechismus, als alle übrigen Confessionen der reformirten Kirche, das „aus Gnaden" mit solchem Nachdruck betonen, daß jedes, auch das leiseste Mitwirken, jedes Können des Menschen auf geistlichem Gebiete, jedes Vermögen des Entgegenkommens, des Aufnehmens und Annehmens der göttlichen Gnadenerweisungen total abgesprochen und das leiseste Aufdämmern des neuen Glaubenslebens ganz allein dem Gott zugeschrieben wird, der das Wollen und Vollbringen gibt, und allein diejenigen selig macht, welche zum ewigen Leben verordnet sind. Abwehrend verhält sich die reformirte Lehre gegen alle Diejenigen, welche den Glauben als des Menschen eigenes Werk oder Verdienstlichkeit darstellen; sie vindicirt den Anfang wie den Fortgang und die dereinstige Vollendung des Glaubenslebens ganz allein und ausschließlich der freien Gnade des Herrn, seiner Erwählung vor Grundlegung der Welt. Aber eben darum, weil die reformirte Lehre allein in dieser, von allem eigenen Können, Haben, Verdienen abstrahirenden Gnade, wie sie in Christo manifestirt und in seiner stellvertretenden im Glauben zu ergreifenden Gerechtigkeit gegründet ist, das alleinige Fundament der Rettung und Beseligung des armen Sünders findet, ist sie gerne bereit, dankbar die Wahrheit als eine Bestätigung der freien Gnade zu begrüßen, daß die Begnadigung des Sünders in dem ewigen Rathschluß der erwählenden Barmherzigkeit Gottes ihren Ursprung hat. Sie nimt also zu der Wahrheit der Rechtfertigung des armen Sünders allein durch den Glauben an Christum, als der Fundamentalwahrheit des wahren Christentums, die Versicherung der h. Schrift in demütiger und freudiger Dankbarkeit hinzu, daß schon von Ewigkeit her der gnädige Gott seine Friedensgedanken über den in sich verlorenen, nun aber durch den Glauben gerechtfertigten Sünder gefaßt hat, und die in solchem vorweltlich gefaßten Rathschluß des barmherzigen Gottes sich offenbarende liebevolle Gnade schlägt nicht nur des Sünders Verdienst gänzlich darnieder, sondern ist und bleibt ihm für Zeit und Ewigkeit der höchste Gegenstand des Dankes und der Anbetung, da er sich ja sagen muß, daß der große Gott vollkommen im Rechte gewesen wäre, wenn er ihn mit den Verworfenen, dem Untergange, der Verdamnis preisgegeben hätte. Will man nun aber lutherischerseits behaupten, diese Lehre sei nur die Lehre Calvin's, so beweiset man damit nur, daß man Luther's Büchlein de servo arbitrio nicht gelesen hat, worin derselbe nicht nur mit Calvin übereinstimt, sondern über ihn hinausgeht. Möglich ist es allerdings, aus Luthers Schriften einzelne Stellen aufzuweisen, wo er mit dem bezeichneten Büchlein im Widerspruche zu stehen scheint, allein wir geben zu bedenken, daß er noch in spätern Jahren, nämlich am 9. Juli 1537 an Wolfgang Fabricius Capito, Prediger in Straßburg, schrieb: „De tomis meorum disponendis ego frigidior sum et segnior, eo quod, Saturnina fame percitus, magis cuperem omnes devoratos. Nullum non agnosco meum librum nisi forte de servo arbitrio et catechismum. Niemals hat er den Inhalt dieses Buches widerrufen. Aber man bedenkt nicht, daß man mit den Angriffen auf Calvin wegen seiner Lehre von der Gnadenwahl zugleich Luther schmäht und angreift.

Lic. E. W. Krummacher.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 11. December. № 99.

Christophorus.

Altes und Neues aus Wald und Haide, von R. Rocholl, Pastor. I. S. 392. II. S. 370. Hannover 1867, bei Carl Meyer.

Der Verfasser ist in der theologischen Welt seit Jahren bekant, sowol durch seine gelehrten Arbeiten, als auch durch seine Erlebnisse. Von Geburt ein Waldecker, stand er in dem Dienste der dortigen lutherischen Kirche und gereichte ihr wol nicht zur geringen Zierde. Aber die sehr eigentümliche Art, wie man dort zu uniren anfing und fortfuhr, litt ihn nicht in seiner Heimat. Um des Gewissens willen sah er sich genötigt, nach schwerem Kampf sein Amt niederzulegen. So kam er nach Hannover. Dort fand er bald wieder eine Anstellung im Pfarramte. Der Graf Grote berief ihn nach Breese im Wendlande. Hier hat er bald die Aufmerksamkeit der vorgesezten kirchlichen Behörden auf sich gezogen, und es war gewis ein sehr glücklicher Griff, daß man eben diesen Mann zum Pastor. prim. an die St. Johanniskirche in Göttingen berief und zugleich zum Superintendenten der Inspektion Göttingen ersten Teils ernante.

Noch auf seiner Landpfarre zu Breese hat er den Christophorus geschrieben, wiewol die beiden Bände erst vor etlichen Monaten ausgegeben worden sind. Der erste Band erschien schon im Jahre 1863 und liegt nun in zweiter, seinem Inhalte nach wenig veränderter Auflage vor. Aber es gereicht ihm zur Zierde, daß er nun, diesem Inhalte ebenbürtig, viel stattlicher gedruckt ist, und beide Bände durch ein, wie das Zeichen des Künstlers ausweist, vom Baurath Hase zu Hannover in altertümlicher Weise gezeichnetes Titelblatt geschmückt sind, da wir denn den Christophorus wiederfinden, wie er an alten Domen in Stein gemeißelt erscheint, das Jesuskind auf seinen starken Schultern durch die Fluten tragend.

An der bekanten Legende vom Christophorus, der dem Stärksten dienen will, und darum den Herrn auf seinen Schultern durch die Wellen und Wogen trägt, führt uns der Verf. in schöner, vom poetischen Hauche reich durchwehter Sprache in das deutsche Christenvolk hinein, dessen Typus ihm Christophorus ist, in die Kirche mit ihren Festen und Jahreszeiten, in die alten Chroniken mit ihren christlichen Sagen und Heldenthaten, in die alten Burgen der Fürsten und Ritter mit ihren schönen Traditionen, in die alten Dome mit ihrem feierlichen Dunkel, ihren Altären, Hallen und Grabgewölben, in die Volkssagen mit ihren bunten Verzierungen, in alte Sitten und Bräuche, wie sie sich erhalten haben oder verschwunden sind. Er hat daneben ein feines kunstgeübtes Auge für Gemälde, für Sculpturen, für Bauwerke, und weiß diese Schätze zu würdigen, gar sinnig aufzufassen und zu deuten. Immer aber sieht man den heil. Christophorus hindurch, der das Wort vernimt, wie es aus einem alten Nürnberger Passional vom Jahre 1488 herausklingt: „Ich bin Jesus Christus, dein Kunig und dein Got, durch den du hie arbeytest."

Aber nicht blos in das alte deutsche Reich mit seinem tiefsinnigen, so mannigfaltig gestalteten, so innig gemütvollen und reichgeschmückten Christenleben führt uns der Verf.; wir gehen an seiner Hand auch in den frischen Wald mit seinen hohen, schlanken weißen Schäften, Säule an Säule, oben das grüne Dach so zart, so leicht, wir sehen den Thau perlen auf dem Grase und hören den frischen Drosselschlag, er führt uns auch in die Einsamkeit, den Ernst und die Stille der schönen Haiden, auch zu den Hirtenknaben auf der Weide, wir müssen ihren Spielen zusehen und hören, wie sie den Katechismus bei den Rindern lernen und mit ihm beten und singen, daß es durch den stillen Abend schallt. Wir treten mit ihm in die Bauerhütten und Häuser, an die Krankenbetten und zu dem Hochzeitsschmause und begleiten ihn wieder in das stille Pfarrhaus, das die Birke mit ihren hangenden Zweigen deckt — Alles an der Hand Christophori, daß uns immer wieder das Wort hindurchklingt: ich bin Jesus Christus, dein Kunig und dein Got, durch den du hie arbeytest.

Es ist nicht thunlich, den Schaz, der uns hier in 234 gruppenweise geordneten Nummern geboten wird, auch nur einigermaßen erschöpfend anzudeuten. Damit aber der Leser eine etwas vollere Einsicht in dies Buch gewint, so sei es uns erlaubt, eine Nummer mitzuteilen, und wenn es uns recht schwer werden möchte, eine Auswahl zu treffen, so wollen wir gleich bei der Adventswoche, in der wir diese Zeilen schreiben, stehen bleiben und aus dem zweiten Teile, der dem Pastor Dr. Petri in Hannover gewidmet ist, aus dieser Gruppe eine Nummer dem Leser zur Advents-Erbauung hersetzen. Sie ist überschrieben:

Vom Christbaum und Waldeinsamkeit.

Der Schnee liegt tief auf Feld und Strom, wie auf den breiten Dächern, und mitten im Dorf gehen die Nebelkrähen und eine verirte Gans. Der Abend komt und aus den Dächern hervor aus klemen Fenstern dringt das röthliche Licht, die Fest-

glocken aber heben ihr Lied an, und es wandelt dies Lied wie Frühlingswehen über das kahle erstorbene Land, als sprängen frische Quellen unter Waldesrauschen, denn es ist heiliger Abend.

Es ist heiliger Abend. Die himlischen Heerscharen singen: Ehre sei Gott in der Höhe. Die Menschen singen: Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart, mitten im kalten Winter wol zu der halben Nacht. Mir aber ist wie Waldeslieder, und wie Harzgeruch aus grünem Tann und Geflimmer brennender Kerzen; so dringts fernher aus der Jugendzeit. Das ist der liebe alte Christbaum, daran die goldnen Aepfel und weißen Lilien hangen, und für die springenden, singenden Kinder goldene Nüsse. — Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, und der Inbegriff seligster Jugendklänge ist doch der kleine Christbaum in meiner Mutter Stube.

Und ob er nicht auch aus der Jugendzeit unseres Volkes stamt? Der Brauch sieht so alt aus, er sieht wie jene Zeiten aus, wo der süße Krist, wo die Botschaft vom hehren Gottessohne fernher von den Burgen des Galiläer Landes zu unserm Leutestamm kam wie Frühlingsglänzen über dunkeln Tannenwald. Da sang man:

Wurze des Waldes
und Füge des Goldes
und elliu Apgrunde
diu sind dir, Herre, kunde
diu stend in diner hende
alls himmelesches Her
das enmohte dich nicht volloben an ein Ende.

Ja der Christbaum als Bild des Krist stamt aus der deutschen Waldnacht, wo Denken und Dichten und Singen und Sagen in lebendiger Einheit standen. Könte ich anders, als hineingerissen werden in die himlische Nacht. Gedenke ich des kleinen Baumes, so ist es, als thäte der große deutsche Bergwald vor mir seine grünen Kammern auf und seine Bogen umwölbten mich. Sparsam fällt der Sonnenstrahl in das Dämmerlicht zwischen den schlanken Pfeilern auf das schwellende Moos, darin grün-goldene Käfer funkeln, auf den Stein am Abhang, wo der Fuchsbau mündet. Im schweigenden Revier hörst du den fernen Ton des hämmernden Spechtes und der einsamen Waldtaube, die in den Gipfeln girrt. Aber hier am Rande des Hochwaldes, wo der junge Schlag sich bis zum Bach hinabzieht, grünt Leben aus Spieren und Spitzen, die Haide dringt zwischen dem jungen Tann, und Haidlerche und Drossel auf jungen schlanken Tannenkronen wenden die kleine Brust der Morgensonne zu, und schmettern ihr Lied durch das thaufunkelnde Gehege. Und hier an sonniger Felswand, in zerklüftetem Gestein, über das uralte Wurzelgeflechte sich legen und graues Moos und braunes Geranke sich zieht, da wohnen die fleißigen Zwerge und hüten die Kleinode in den heimlichen Spalten, ja, überall, über Hochwald und jungen Schlag, durch die harzduftige, stille Pracht reitet die Königin Sage auf milchweißem Zelter und ihr zur Seite schreitet mit der Tarnkappe das Märlein, oder sizt auf der Felsenkuppe im wilden Geröll und zieht ihre Kreise und bewegt ihren Stab, und die alten Helden Siegfried und der Berner Dietrich steigen aus der Waldnacht, und Drachen und Zwerge und Gestampf der Rosse, und der Ton des Wunderhorns weckt das Echo im Waldthale in mondbeglänzter Zaubernacht im Walde. — Daher, aus dem Walde, wo das Leben unseres Volkes immer neue Wurzeln schlägt, wo sein träumerisch Sehnen eine Freistatt hat, frische Waldluft die Stirnen kühlt, und uralt süßer Sagenquell den Staub abspült — aus dem Walde, unserm Walde komt mir ein Grüßen und Rauschen, sehe ich den grünen Christbaum an.

Leicht und schlank steht der Baum und trägt seine grünen Zweige. Im wilden Forst fegten die Stürme um seine Krone und die kalten Nebel rieselten durch seine Nadeln und sein Fuß wurzelte im dunkeln Erdreich bei den Brüdern im Walde, das Wild wezte an ihm sein Geweih und die Borkenkäfer bohrten in seinen Weichen. So stand Jesus unter seinen Brüdern im finstern Lande, seine Wurzeln waren in unsern Grund geschlagen und hörte das Herz der armen Erde klopfen; sein Gang und Wuchs ging grade zum Himmel auf, als wollte er auf kürzestem Wege das finstere Gestein und Erdreich, mit den Wurzeln umklammert, dort hinziehen. So litt er mit seinen Brüdern und trug sein Kreuz. Ich will Israel sein wie eine grünende Tanne, an mir soll man deine Frucht finden, sagt Hosea, der Prophet, von seinem und unserm Herrn. Hier haben wir sein leibhaftiges Bild.

Ja, er ist immer grün, wer will seines Lebens Länge ausreden. Jezt, wo Er, der Baum des Lebens, von der Erde erhöhet, wiederum im Paradiese Gottes steht, und seine Blätter verwelken nicht, leuchtet sein Kreuz triumphirend zu uns herab aus dem Lande der Lebendigen. Wir sind noch in der winterlichen Zeit, aber aus der stillen Ewigkeit dringt zu uns ein Geruch des Lebens, wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat, wie ein Geruch vom grünen harzduftigen Bergwald, wo die Quellen springen, wo die Vögel singen, wo die süßen Sagen klingen. Da werden alte Leute wieder kleine Kinder, wenn sie es hören über dem winterlichen Felde, wie Frühlingsvögel singen:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit,
Welt war verloren, Christ ist geboren,
Freue dich, freue dich, o Christenheit.

Und die alten steifen Hände falten sich, wie kleine Kinderhände, denn die Selen erzittern und wittern: das ist Leben!

Ja, so ist's. Er ist das Leben. Der Wald steht todt, das Feld liegt frostig, die Welt ist kalt, die dürren Halme, die falben Blätter, die kahlen Aeste jammern, Alles stirbt! Selig, wem das Herze grünt, weil er sagen kann: Jesus ist mein Leben!

Und das Leben war das Licht der Menschen. Im grünen Gezweig flimmern die Lichter, das heißt: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis. In der Welt ist's jezt finster, und wenn ein einsamer Mensch in der Nacht umherirt und stolpert über Stock und Stein und sieht dieses Licht, so scheints ihm ins Herz und er geht darauf

zu. Der Herr ist unser süßes, trautes Licht in der Finsternis, wir gehen darauf zu. Er leuchtet in seines Vaters Haus, aber wir heben von der finstern Erde die Hände zu ihm empor und rufen: Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschaffenen Lichte! und wir gehen darauf zu. Wir im tiefen Thale sehen schon die güldenen Gassen, wo er wandelt, und rufen:

Süßes Licht, süßes Licht,
Sonne, die durch Wolken bricht,
Ach, wann werd ich dahin kommen,
Da ich einst mit allen Frommen
Schau dein selig Angesicht.

und gehen darauf zu.

Und wir finden ihn, denn er komt auf uns zu, und bringt uns seine Gaben, an ihm soll man unsere Frucht finden.

An den Zweigen hängen die goldenen Früchte. Es ist, als wenn er sie uns aus seinem Himmel herabreicht und spräche: Nimm. Das Gold ist die Wahrheit, die der Treue in die Welt gebracht, die Wahrheit, daß wir verloren waren, wenn er nicht kam und mit seinen rothen Tropfen Blutes, wie in klingender Münze rothen Goldes das Lösegeld für seine Mannen und für sein Ingesind zahlte. Diese erschütternde Wahrheit von unserm Verloren- und Verlogen-Sein und die selige von unserm Erworben- und Gewonnen- und Erlöst-Sein macht uns frei von der Lüge der Welt, die nach allen Winden tastet und doch nicht findet, weil sie nicht niederfallen und anbeten will. Selig aber, wer anbetet — durch Anbeten allein sieht der Mensch, daß der König des Himmels, Christus, der Held ist, die Wahrheit ist, daß alle Metalle der Erde kein Gold sind. Und schmelzest du sie alle zusammen, es wird niemals Gold daraus, thust du alle Laternen und brennenden Lichter zusammen, es wird niemals eine Sonne daraus, und thust du aller Welt Weisheit zusammen, es wird niemals die Weisheit daraus, welche die Eine und Einzige von Oben ist.

Und meinen Herrn zieret wundersam die Weiße der Reinheit und Heiligkeit. Das bedeuten die weißen Lilien, die ich neben den goldenen Früchten sehe. Es ist, als wenn er diese seine Reinheit aus seinem Himmel uns reichte und spräche: Nimm, meine Reinheit sei deine Reinheit, du gibst mir deine Sünde und ich gebe dir meine Heiligkeit. Reiße die Todtenblumen, den falschen Schmuck der Eitelkeit, womit du dich bekränzest, von deiner Stirne, tritt die Einbildung auf deine Heiligkeit mit Füßen, und nimm die weiße Lilie meiner Heiligkeit, und die weiße Seide meiner Gerechtigkeit und gehe ein zu meiner Freude. So ruft er. Ja, wo in der weiten Welt wahre Reinheit gefunden wird, das sind weiße Lilien von Marien's Sohn, Seine Frucht und Gabe ist's allein.

Er ist der grüne Lebensbaum, das Leben und das Licht, und trägt Frucht und Gaben den Menschen, Wahrheit und Reinheit.

Wir singen dir, Immanuel,
Du Lebensfürst und Gnadenquell,
Du Himmelsblum und Morgenstern,
Du Jungfrau Sohn, Herr aller Herr'n.

Nicht genug; auch unser Gleichnis ist der grüne Baum, denke ich.

Denn wir waren weiland Fremdlinge und standen in der Wilde, dienend der Welt und mancherlei Lüsten und dem, was in der Luft dieser Welt herscht. Und diese Luft fraß an uns, ihr Ungeziefer nagte an uns, ihre Nebel erkälteten und ängsteten uns, ihre Stürme schüttelten uns. So glichen wir der Tanne im wilden Gehege. So viele aber von uns getreu in den Bund ihrer Taufe wieder eingetreten sind und bekehrt zum milden Hirten und Bischof ihrer Selen, sie wissen, daß sie jezt stehen als Hausgenossen Gottes, gepflanzt an den Wasserbächen, fruchtbringend zu seiner Zeit, und unsere Blätter verwelken nicht. So tragen wir freilich als Christi Jünger und Freunde auch das Kreuz, aber wir stehen doch im heiligen Raume der Kirche. Von Oben herab grüßen die heiligen Propheten und Apostel; so steht der Christ unter der Wolke der Zeugen dahin wandelnd, in der Gemeinschaft der Heiligen. Welch ein Hochgesind hat der milde Herscher!

Und welche ist des Knechtes Aufgabe! Daß er kräftig von der Kraft heimlichen Lebens getrieben, grade aufwärts wächst und strebt. Daß er sich nicht hier nach allen Seiten spreizt, wie der trotzige Lorbeerbaum, und da man vorüberging, siehe da, war er dahin, oder sich in stolzes Geäste wirft, wie die Eiche zu Basan, oder von jedem Wind hin und her geworfen wird, wie das Schilfrohr der Jordanau, sondern daß er schlank wie eine Tanne aufstrebt nach der Weise: Himmelan geht unsere Bahn. Das ist das Zeichen des Lebens, das aus Gott ist. Abgeworfen die untern Zweige Jahr um Jahr nach der Weise: Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt! das ist Christenart. Und grade hinaufgreifend, oben angesezt, nicht in die Breite, nur in die Höhe, nach der Weise:

Himmelan geht unsere Bahn,
Wir sind Gäste nur auf Erden,
Bis wir dort in Canaan
Durch die Wüste kommen werden,
Hier ist unser Pilgrimstand,
Dorten unser Vaterland —

das ist Christenart. Heiliges Leben geht aufwärts und steigt wie die schlanke Tanne hoch über Hasel und Birken, Busch und Gestänge.

Und dieses Leben ist Licht. Der Christ soll sein Licht leuchten lassen, soll zeugen von dem Licht. Er ist Träger des Lichtes und es schimmert in dieser Weltnacht, wie die Lampen der Jungfrauen. Wir Alle stehen in der Nacht, sie wird dauern, bis der Herr komt — so macht eure Lampen helle, der Bräutgam zeucht heran. Er gibt uns Oel des heil. Geistes, daß wir schimmern in seinem Lichte. Der da scheinet mitten in der Nacht, uns zu des Lichtes Kindern macht.

Und wie er uns seine Gaben bringt, das Gold der Wahrheit, die Lilien der Reinheit, so müssen wir ihm bringen und seine Frucht muß man an uns finden. Wenn er uns Bäume seines Gartens, die er umgraben und gepflegt hat, heimsucht, so

muß da sein das Gold der Treue zu ihm. Haben wir diese Frucht, sind wir ihm treu? Er ist treu, will halten, was er verheißen hat, und vollbringen, was er in mir angefangen hat. Und halte ich mich nun in Bundestreue und Mannentreue zu diesem meinem König? Es fehlt viel, o du, mein Herr, aber da es will Abend werden, so bleibe dennoch bei mir, weil ich dein Knecht bin und deiner Magd Sohn, der ich vor dir mich neige.

Und weiße Lilien sucht er an uns, das ist sein Leben in Heiligkeit. Seine Getreuen will er auch schmücken, ja kleiden in sein Gewand und Waffen. Heiligkeit ist sein strahlend Gewand, das er anhat. Wie die Sonne die wilden Blumen kleidet im Hag, so der Herr die Seinen, daß sie schimmern still ohne Ruhmrede und in Einfalt in seiner Treue und Demut und Gehorsam in Tod. Er will, daß die ganze Au prangt in seinen Farben, geziert mit allen Tugenden seiner Himmelsschöne.

Betrachte, o Sele, ob du dich inwendig schmücken lässest. Ich sehe finstere Sümpfe und darin modernd Geranke, faulendes Geäste, und schwarzes Laubwerk, Gethier und Unholde.

Ach mache du mich Armen
Zu dieser heilgen Zeit
Aus Güte und Erbarmen
Mein König selbst bereit!

Das ist aber mein Trost, mein Herr und König, daß du der starke Stamm bist, und trägst die Zweige und trägst auch mich. Ein Saft, eine Kraft durchdringet Stamm und Zweige.

Ja, ein Bild der heiligenden Kirche ist dieser Baum, denn zur Kirche gehören Haupt und Glieder. Sie wurzelt im finstern Erdreich und gipfelt im süßen Himmelreich. Die armen Gliedmaßen auf Erden in ihrer Niedrigkeit stehen im schwarzen Grund, das heilige Haupt steht in der Bläue der lauen Lüfte und neigt sich im Rauschen des Morgenwindes. Und je höher die Sonne steigt und Zweig um Zweig herniederwärts vergoldet, desto reicher blizt der ganze Baum mit glitzerndem Funkeln der Tropfen seiner thauigen Zweige, desto reicher tönt er von den Stimmen in seinen grünen Kammern, von Finken- und von Drosselschlag. — —

Hier werfe ich mich nieder auf feuchtem Ried und auf Schmielen und in thaubitzender Haide der kühlen Waldbucht. Schlingpflanzen nicken vom Brombeergesträuch, und Schmetterlinge fliegen drüber im Sonnenglanz und darunter springt leises Gewässer und eilt blank und flimmernd über helle Kiesel in den dunkeln Schwarzdorn, wo Dornröslein schläft, rauscht vorbei wie uralt süßer Sagenquell am grauen Gestein, wo die Zwerge wohnen und die Erdmännlein, die das rothe Gold hüten, und wo die Schlangenkönigin sich sent, vorbei am grauen Gestein, welches mit Wurzelknorren und Armen meine Tanne umspant.

So hat sie Unholde und Drachen unter ihrem mächtigen Fuß, die sich so schlank, thauig und klingend erhebt, die Sonnentochter. — Da drunten aber im Thal geht ein junger Bursch mit dem Wanderstab, hat ein grünes Reis auf dem Hut und singt, ich kenne es wol, was er singt:

Waldesrauschen, Frühlingswind,
Wie so fromm, so süß, so lind,
O, nun wundre ich mich nit,
Daß es blüht bei jedem Schritt:
Waldesrosen, Waldesglocken
Während alle Vögel locken
Hätt doch jede Sele lind.
Waldesrauschen, Waldeswind!

— — Träum' ich? Der Schnee überall, der Baum an meinen Fenstern streckt nackte Zweige. Aber die Weihnachtsglocken klingen, und Jugendlust und Jugendklingen und Waldesrauschen und Quellenspringen — Alles habe ich in Einem, denke ich an den süßen und duftigen, von heimlichen Mären umflossenen Christbaum in meiner Mutter Stube. In dir aber, o Jesu, ist Waldeinsamkeit und aller süßen Sagen Mitte und alle Herlichkeit in Ewigkeit.

Hätt doch jede Sele lind
Gottes und Marien Kind!

Nachrichten.

Oestreich.

Es ist mir eine Aeußerung zu Gesicht gekommen, welche bei der Lehrerversamlung in Wien gefallen ist:

„Die Theologie steht seit Erfindung der Buchdruckerkunst nicht mehr an der Spitze der Bildung ꝛc."

Wer hat aber denn grade die Buchdruckerkunst in seinen Dienst genommen, um das deutsche Volk zu erziehen? Die Oestreicher haben 350 Jahre geschlafen, darum wissen sie es nicht! Die Bibel, das — wir wollen nur sagen — Deutsche Volksbuch — welche wahre Bildung in Schule und Haus hat es gefördert!

Wer waren denn die Männer, welche Pädagogik, Schulwesen, Volksunterricht gefördert, reformirt haben? Die Oestreicher wissen also von Luther und Melanchthon an bis heute so wenig von deutscher Wissenschaft und Cultur, daß sie erst von vorn anfangen, das ABC der Geistesarbeit seit 1517 lernen müssen, ehe sie so stolz auftreten und sich vor aller — Welt lächerlich machen!

Es ist ja schmerzlich, zu sehen, wie die urteilslose Menge der nur halbgebildeten Lehrer irre geleitet wird durch solches Tagesgeschrei.

Die östreichischen Lehrer haben ja gar keinen Begriff von evangelischer Theologie. — Leider fehlt auch unsern Lehrern oft der rechte Begriff — sonst würden sie die Theologie nicht für Etwas halten, was sie gering schätzen können.

Sobald sich die Theologie nicht mehr mit der Pädagogik und Volksschule beschäftigt, hört der Fortschritt in der Pädagogik und in der Schule auf. Aber auch die evang. Kirche bedarf der Volksschule. „Gehet hin — und lehret." Dabei bleibe ich!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 14. December. № 100.

Das Bekentnis der Hessischen Kirche.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dieser Bekentnisstand der Hessischen Kirche ward auf dem Reichstag zu Augsburg, zu welchem sich Philipp von dem gänzlich lutherisch gesinten Erhart Schnepf begleiten ließ, öffentlich bezeugt und rechtsgültig gemacht durch des Landgrafen Unterschrift der Augsburger Confession. Dieser Akt aber ist nie, weder im Ganzen, noch in seinen Teilen, aufgehoben oder rückgängig gemacht; und die Augustana ist seit 1530 bis auf diesen Tag nächst der Schrift und den ökumenischen Symbolen der eigentliche Grund des Hessischen Bekentnisses. Das erste Zeugnis dafür, von der ganzen Hessischen Kirche abgelegt, ist die Berufung der auf der Synode zu Homberg (15. Juni 1532) beschlossenen Kirchenordnung auf die Augsburger Confession und Apologie. Nehmen wir hinzu, daß damals bereits auch Luthers Taufbüchlein und beide Katechismen eingeführt waren, sowie, daß sämtliche von Hessen ausgehende Reformations-Colonien (z. B. Göttingen, Waldeck, Würtemberg) lutherisch waren, so kann über den eigentlichen Confessionsstand Hessens selber kein Zweifel sein.

Daß Landgraf Philipp in seinem Verhalten nach Außen diesen Standpunkt stets festgehalten, zeigt die Geschichte in seinem beständigen Zusammengehen mit Sachsen; vorzüglich wichtig ist die erneute Unterschrift der Invariata auf dem Naumburger Fürstentage 1561, und die Erklärung vom 19. Mai 1566 zu Augsburg gegen die Pfälzische Abendmalslehre. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß der Landgraf in seinen persönlichen Ansichten vielfach zu den Schweizern neigte, zeitweise dem Bucer großen Einfluß gestattete und endlich nach seiner Doppelehe, die von den gläubig Entschiedenen gemisbilligt ward, haltlos hin und her schwankte. Die Versuche aber, Bucerische Union oder dergleichen in der Hessischen Kirche einzuführen, misglückten gänzlich, wenn auch einzelne Geistliche unglaubliche Willkürlichkeiten ungestraft sich erlauben konten. Wie die Hessische Kirche im Ganzen stand, beweist z. B. die Ablehnung des Interim von 1548, ganz besonders aber die Kirchenordnung von 1566 (vom Landgrafen den 21. Oktober bestätigt), welche die Grundlage aller spätern Kirchenordnungen Hessens geworden ist und bereits durch die Namen der Superintendenten, von denen sie ausging (Tholde, Schott, Kaufunger, Pistorius, Volz), sich als lutherisch kenzeichnet.

Durch diese Kirchenordnung findet die erste Periode der Hessischen Kirchengeschichte ebenso ihren innerlichen, wie durch den Tod Philipps (den 31. März 1567) ihren äußerlichen Abschluß. —

Landgraf Philipp hatte sein Land testamentarisch unter seine vier Söhne ungleich verteilt; doch sollte nach seinen Bestimmungen das ganze Land in einer gewissen politischen, namentlich aber in voller kirchlicher Einheit erhalten werden. Er ermahnt seine Söhne, bei der wahren Religion des heiligen Evangeliums und der Augsburger Confession zu bleiben und durch Bestellung rechtschaffener Superintendenten auch die Prediger und Schulmeister dabei zu erhalten; er räth ihnen in dem besonders streitigen Artikel vom Abendmal dabei zu bleiben, was in der Wittenberger Concordie verglichen sei. In dem Brüdervergleich vom 28. Mai 1568 zu Ziegenhain bestimten demgemäß die vier Landgrafen, daß allenthalben in Kirchen und Schulen den prophetischen und apostolischen Schriften und der darin gegründeten und im Religionsfrieden begriffenen und zugelassenen Augsburger Confession (also der Invariata) gemäß gelehrt werden solle. Zu Wächtern kirchlicher Lehre und Ordnung sezten sie in höchster Instanz die s. g. Generalsynoden ein (cf. Heppe: die Generalsynoden, Cassel 1847).

Die Einigkeit der Brüder dauerte aber nicht lange. In den beiden Landgrafen Wilhelm zu Kassel und Ludwig zu Marburg personificirten sich die beiden Richtungen, welche sich in der Hessischen Kirche geltend machten. Wilhelm, in Ueberschätzung seiner Weisheit und seines Amtes, erkante keine Autorität an — auch Luthers nicht — wenn sie mit der von ihm beliebten Meinung oder Schriftauslegung nicht zusammentraf; Ludwig hielt auf Continuität der Lehre und freute sich ihrer dogmatischen Begründung; Wilhelm suchte die einflußreichen Theologen seines Landes auf seinen Standpunkt herüberzuziehen, oder ihm Gleichgesinte in die wichtigern Aemter zu bringen, — Ludwig stüzte die gläubigen Professoren und Pfarrer und hatte das Glück, viele äußerst tüchtige Leute zu finden, die eine Zierde ihrer Zeit waren. Ein deutliches Bild des aus anfänglichem Consensus sich entwickelnden Dissensus bieten eben jene Generalsynoden. Zuerst sind die Synodalen noch ziemlich einig und weisen von Wilhelm schon jezt versuchte Eingriffe in den Bekentnisstand zurück. Die dritte G.-Synode (Marburg 1571) sezte neben der

Schrift und den drei ökumenischen Symbolen die Augustana und deren Apologie, die Schmalkalder Artikel, den Katechismus Luthers und das Wittenberger Corpus doctrinae als Lehrnorm der Hessischen Kirche fest. Dieselbe Synode tadelte ernstlich calvinistische Aeußerungen des Professor Bultejus und verwarf den vom Landgrafen Wilhelm vorgelegten calvinisirenden Katechismus des Johannes Garnerius. Die vierte G.-Synode (Kassel 1572) wiederholte die Beschlüsse der dritten und verwarf abermals einen neuen, wahrscheinlich vom Landgrafen Wilhelm selbst herrührenden Katechismus. Die fünfte G.-Synode bestätigte 1573 einen Auszug aus der 1566er Kirchenordnung, der hierauf von den vier Landgrafen publicirt wurde und die bis heute in Oberhessen zu Recht bestehende Kirchenordnung geblieben ist.

Seit der siebenten G.-Synode (Marburg 1575) scheiden sich die Synodalen um so mehr in zwei Parteien, als die Streitigkeiten, welche damals die ganze evangelische Kirche aufregten, ihren Wellenschlag bis nach Hessen warfen. Das Torgauer Buch, Variata (von den Niederhessen locupletata genant), oder Invariata, die Communicatio idiomatum mit der Ubiquitätslehre und die Bergen'sche Concordienformel bildeten die Gegenstände weitläufiger, oft erbitterter Verhandlung. Nur durch die Berufung Wilhelms auf den beschwornen Brudervergleich, wodurch sich Ludwig in seinem Gewissen gebunden fühlte, wurde die allseitige Ablehnung der Concordienformel endlich durchgesezt; dagegen in der zwölften Synode (1581) der Lehrconsens der Hessischen Kirche auf die drei ökumenischen Symbole und die alten ökumenischen Concilienbeschlüsse, den Brief Leo's an Flavian, die Augsburger Confession, die Apologie und die Schmalkalder Artikel festgestellt und auf der dreizehnten Synode (Marburg 1582) bestätigt. Dies ist der lezte Rechtsakt, durch welchen das Bekentnis der Hessischen Gesamtkirche bestimt wurde, und dürfte dessen rechtliche Gültigkeit bis auf die Gegenwart herab schwerlich anzufechten sein. Troz Ablehnung der Concordienformel, welche übrigens auch andere lutherische Landeskirchen nicht annahmen, bleibt das Bekentnis und die Lehre Hessens lutherisch.

Während nun Landgraf Wilhelm, der von jezt an keine Generalsynoden mehr berief, äußerlich diesen Confessionsstand schüzte, unterhöhlte er ihn innerlich selber, teils durch Berufung resp. Aufnahme vieler aus Sachsen vertriebenen Kryptocalvinisten, teils durch allmähliche Beseitigung altkirchlicher Gebräuche, und machte so den radikaleren Bestrebungen seines Sohnes und Nachfolgers Moritz Bahn.

Landgraf Moritz, schon von den Zeitgenossen mit Recht „der Gelehrte" genant, lebte ganz in den abstracten Anschauungen des damaligen Gelehrtentums, die er nun mit der Autorität seines fürstlichen Amtes im Leben zur Geltung zu bringen suchte. Ein Herscheramt aber glaubte er auch über die Kirche zu führen, und übte es in der rücksichtslosesten Weise bis zur Gewaltthätigkeit. Glücklicherweise, muß man unter diesen Umständen sagen, bildete der Buchstabe der Bibel die Grenze seiner Willkür. Das formale Princip der Reformation, in Hessen von jeher stark betont, erlangte unter ihm unbeschränkte Anwendung; das kirchliche Herkommen wurde für nichts geachtet; Alles sollte nach dem Wortlaute der Schrift, d. h. eigentlich nach des Landgrafen Verständnis desselben umgewandelt werden.

Anfänglich fuhr Moritz fort, wie sein Vater gethan, ihm gleichgesinte Theologen nach Hessen zu ziehn, die dann hin und wieder in einzelnen Gemeinden die Reformgedanken des Landgrafen auszuführen suchten, wobei sie freilich oft starken Widerspruch fanden.

Ein entscheidenderer Schritt war die Vernichtung der verfassungsmäßigen episcopalen Macht der Superintendenten, indem er 1599 ein mit der fürstlichen Kanzlei eng verbundenes Konsistorium in Kassel errichtete und demselben die Prüfung pro ministerio, die Anstellung und Beaufsichtigung der Pfarrer übertrug. — Nachdem aber Landgraf Ludwig zu Marburg, von dem er den meisten Widerspruch besorgte, am 9. Oktober 1604 gestorben war, glaubte er die Zeit gekommen, seine Pläne vollends durchzuführen. Daß Ludwig die Aufrechthaltung des Confessionsstandes mit besonderer Beziehung auf die Augustana und Apologie seinen Erben bei Verlust ihres Erbteils aufgegeben hatte, irrte den Landgrafen nicht, der da meinte, beide unangetastet zu lassen, wenn er gegen die spätere Entwickelung der lutherischen Orthodoxie einschreite und den Buchstaben der Schrift für sich habe.

So stellte er denn im Jahre 1605 die s. g. drei, oder, je nach der Zählung, vier Verbesserungspunkte als Dogma für die ganze Landeskirche auf. Der erste gebot, von der Person Christi nur in concreto, nicht in abstracto zu lehren (gegen die Ubiquität); der zweite: a) die zehn Gebote nach dem Bibelwort zu lernen und b) die noch vom Papsttum überbliebenen Bilder abzuthun; der dritte: beim heiligen Abendmal das Brod nach der Einsetzung zu brechen.

Die Einführung begann zunächst in Marburg selbst; die widerstrebenden Professoren und Pfarrer wurden abgesezt, der Aufruhr des Volks niedergeschlagen, die Anerkennung der Punkte von der Bürgerschaft erzwungen. Aber damit war wenig gewonnen. In Marburg selbst ging fast Niemand zum Abendmal, die Landgemeinden blieben größtenteils beim alten Brauch; wo eine Aenderung eingeführt werden sollte, entstand Streit, der oft zur Gewaltthätigkeit wurde. Und so war es durch ganz Hessen. Um die Unordnung zu heben und zugleich wenigstens den Schein eines gesezlichen Vorgehens zu wahren, berief Moritz endlich notgedrungen eine Generalsynode auf den April 1607. Er selber eröffnete sie mit einer Ansprache, in der er zwar sehr stark die Freiheit der Gewissen betonte, aber auch hinzufügte, daß er „aus hohem tragenden Amt der Episcopalien schuldig sei, die Kirchen so zu bestellen, wie das Gott von Jedem, dem die Episcopalia anvertraut sind, erfordere, und nicht, wie es Einem oder dem Andern aus seinem Gutdünken gefalle; und müsse man die Direktur der Gewissen dem Allmächtigen anheimstellen. Danach sollte nun die Synode das Werk der Einigung, oder vielmehr die Absichten des Landgrafen ausführen, welche ihr in einer fürstlichen Proposition vorgelegt wurden. Wenn man die ersten zwei Dritteile dieser Proposition liest, sollte man wirklich glauben,

dem Landgrafen sei es nur auf Erhaltung des bisherigen Lehrconsensus der hessischen Kirche gegenüber etlichen unruhigen Köpfen zu thun gewesen. Er beruft sich auf die Augustana, die concordia Buceri, die Bestimmungen der Synodalabschiede, namentlich auf den von 1581, der, wie oben bemerkt, den Lehrconsens der hessischen Kirche festsezte, und behauptet, die jezt gestörte Einigkeit wieder herstellen zu wollen. Als Mittel dazu stellt er dann am Ende seltsamerweise in der Hauptsache gerade seine s. g. Verbesserungspunkte auf, welche doch eigentlich erst den Zwiespalt hervorgerufen hatten. Die Synode ließ sich Beides gefallen; erkante also auch ihrerseits den alten Lehrkonsens an und glaubte denselben durch die Verbesserungspunkte nicht alterirt. Außerdem stellte sie über die damals strittigen fünf Hauptpunkte eine eigene Deklaration auf, welche in Beziehung auf die zehn Gebote, die Bilder, die Person Christi, die Gnadenwahl und das Abendmal alle Lehren und Gebräuche auf das einfache Schriftwort beschränkt. Die Gebote sollen demnach wörtlich nach der Schrift recitirt, die Bilder durchaus abgeschafft werden. Die absolute Ubiquität wird ebenso verworfen wie die Calvinische Prädestination, statt deren die Lehre Luthers in der Vorrede zum Römerbriefe als schriftgemäß und darum maßgebend hingestellt wird. In Bezug auf das Abendmal verlangt die Synode: wirkliches Brod, gebrochenes und gegessenes Brod, sakramentliches und gläubiges Essen, so daß nicht nur das irdische Brod mit dem leiblichen Munde, sondern auch die himlische Speise, der wahre Leib und das wahre Blut Christi mit dem Munde des gläubigen Herzens gegessen werde. Sie lehrt endlich, daß man im Abendmal des wahren Leibes und Blutes Christi nicht blos imaginarie, sondern wahrhaftig teilhaftig werde, und daß der Herr Christus nicht abwesend, sondern gegenwärtig und mit seinem Fleische speiset und mit seinem Blute tränket. Dagegen, heißt es weiter, daß noch über dieses — nämlich das mündliche Essen im Sakrament und das geistliche Essen im Glauben — ein drittes Essen sei, da der Leib Christi auch mit dem Munde der Gotteslästerer ꝛc. auf unempfindliche, unerforschliche Weise, doch ohne einigen Nuz und Frucht gegessen werde, das steht nicht in der Schrift, — wir lassen es also an seinen Ort gestellt sein, doch wollen wir mit einer Kirche, die es etwa glaubt, deswegen nicht streiten.

Diese in sich selbst unklare, ja widerspruchsvolle Deklaration, die noch dazu in ihrem lezten Satze, den man am meisten ausgebeutet hat, nichts sagt, weil die bekämpfte Behauptung, daß der Leib Christi ohne einige Frucht gegessen werden könne, wol nie aufgestellt ist, hatte offenbar den Zweck, durch Abweisung der Extreme und Berufung auf die Schrift möglichst Vielen annehmbar zu werden, indem ja fast Jeder Jedes daraus lesen konte. Eben darum hatte sie das Schicksal aller solcher Machwerke: sie genügte Keinem. Deshalb wurde sie auch von Moritz nicht in die Konsistorialordnung von 1610 aufgenommen, und gehört somit überhaupt nicht zur norma docendi.

Wichtiger ist die Einführung des von der Synode ausgearbeiteten neuen Katechismus: „Kinderlehre d. i. die fünf Hauptstücke in Frag und Antwort gestellt für die christlichen Kirchen und Schulen in Hessen," der mit einigen Zusätzen noch jezt im Gebrauch ist. Es ist eigentlich der Katechismus Luthers hessisch redigirt mit Berücksichtigung der Verbesserungspunkte, und enthält Lutherische Lehre, wie jeder Unbefangene sich daraus überzeugen kann.

Nachdem nun die Verbesserungspunkte auch von einer Synode anerkant waren, suchte Moritz das Resultat in doppelter Weise festzustellen. Alle Renitenten, voran die Pastoren und Patrone, wurden durch Gewaltthätigkeiten jeder Art entweder entfernt, oder zur Anerkennung gezwungen; gegen Schmalkalden wurde sogar Kriegsvolk aufgeboten; die herlichsten Bilder, Holzschnizereien, Statuen, sogar Crucifixe wurden mit Zelotenwut zerstört. Andrerseits wurde am 10. Oktober 1610 eine Konsistorialordnung erlassen, welche die Kirchendiener verpflichtet, sich in Lehre und Ceremonien nach Gottes Wort, den drei Symbolen (Apostolico, Niceno, und Athanasiano) der Augustana und deren Apologie, den Synodalabschieden (unter denen die den Verbesserungspunkten günstigern von 1577, 1578 und besonders 1607 hervorgehoben werden,) den Verbesserungspunkten selbst und dem neuen Katechismus zu richten und nach deren Inhalt und Verstand die Kirchenordnung und Agenda zu halten.

Niemand wird leugnen können, daß auch hiermit der lutherische Charakter der hessischen Kirche noch keineswegs zerstört war, so viele Wunden auch geschlagen waren.

Moritz wollte mehr erreichen. Die demnächst von ihm beabsichtigte Einführung des Heidelberger Katechismus fand aber solchen allgemeinen Widerspruch, daß er davon abstand. Auch den Lobwasserschen Psalmen, die Moritz selber vierstimmig gesezt hatte, um sie in Hessens Kirchen einzubürgern, mußten im zweiten Teile Luther'sche Lieder beigegeben werden, die meist ausschließlich gesungen wurden. Die Handlung Moritzens aber, welche eigentlich und zumeist Hessen zu einem reformirten Lande zu machen schien, war die Beschickung der Dortrechter Synode 1618. Bedenkt man aber, daß auch diese Beschickung nur ein Privatschritt Moritzens war, daß der Zweck der Synode nur die Schlichtung nationaler Differenzen betraf und die fremden Theologen nur als Hilfspersonen zugezogen waren, so wie daß kein Beschluß derselben jemals in Hessen publicirt ist; so wird auch diese Meinung vollständig hinfällig. Doch genügte die bloße Thatsache der Beschickung, um den Sachsen die hessische Kirche als eine abgefallene darzustellen, um vor dem kaiserlichen Gericht die Absprechung der Marburger Herschaft zu begründen, und selbst viele Hessen glauben zu machen, daß man nun reformirt sei, wie denn auch dieser Name seitdem zuerst vorkomt, obgleich officiell in den Verhandlungen vor dem Reichskammergericht und später in den s. g. Wechselgerichten zwischen Niederhessen und Darmstädtern immer die Behauptung aufrecht erhalten wird, man habe in der Lehre (der Augsburger Confession) gar nichts, und in den Ceremonien nur nach Gottes Wort geändert, wie das ausdrücklich im Religionsfrieden (1555) freigelassen sei. Hiermit stimt die Bereitwilligkeit, den Hessen auf

dem Leipziger Colloquium (1631), die Augustana wie sie im Kurfürstlichen Augapfel stehe — also die invariata von 1530 — zu unterschreiben, wobei dann freilich ihre weitere Erklärung gegen die manducatio oralis hyperphysica und den Genuß der Unwürdigen eine arge Inconsequenz, oder vielleicht noch mehr ein Zeichen ihrer theologischen Unfähigkeit ist.

Durch den Religionsfrieden von 1648 kam Oberhessen unter Garantie seines Bekentnisstandes, welchen, wie oben bemerkt, die hessische Kirchenordnung von 1573 darstellt, an Kassel zurück. Das Moritzische Verbesserungswerk kam damit in Oberhessen für immer in Wegfall, und dasselbe galt für lutherisch. Gerade im Gegensaz gegen das lutherische Oberhessen hieß von nun an Niederhessen „reformirt." Dies Reformirtsein bezog sich aber eben nur auf die Giltigkeit der Verbesserungspunkte. Kein einziges reformirtes Dogma, namentlich weder die reformirte Sakraments- noch die Prädestinations-Lehre ist wirklich eingeführt worden. Dem Rechte und größtenteils auch dem wirklichen Bestande nach blieb Niederhessen im Dogma lutherisch und hatte nur einige Ritus geändert, nicht sowol, weil sie so reformirt, als weil sie so der Schrift gemäßer waren. Das hessische Reformirtsein sollte eine wirkliche Wiederherstellung der biblischen Ordnung bedeuten.

Diese Auffassung wird entschieden begründet durch die Kirchenordnung von 1657, welche Landgraf Wilhelm VI. durch den lutherisch gesinten Superintendenten Hütterodt zu Eschwege aufstellen ließ und gegen alle Anfeindungen und Proteste der calvinisirenden Partei in Hessen, z. B. des Kasseler geistlichen Ministeriums, aufrecht erhielt. Abgesehen davon, daß das landesherliche Einführungsmandat dieselbe als eine Erneuerung der Kirchenordnung von 1573, die selbst nur ein Auszug der von 1566 sein wollte, bezeichnete und daß sie selber sich nur auf die Augustana und Apologie stellt, spricht ihr Inhalt deutlich genug ihren lutherischen Charakter aus. Da diese Kirchenordnung von 1657 an die einzig bis jezt zu Recht bestehende und den Confessionsstand Niederhessens normirende ist, so können Uebertretungen derselben, die allerdings lange genug, ja zum Teil bis in die neuere Zeit herab geschahen, für das Recht nicht in Betracht kommen. Zu diesen Uebertretungen rechnen wir besonders das fanatisch reformirte Treiben der Regentin Hedwig Sophie, das namentlich in Schmalkalden bis ins Lächerliche ging; die Prädestinationsschwärmerei vieler Professoren und Pfarrer in der lezten Hälfte des 17. Jahrhunderts; den Einfluß, welchen hin und wieder die in Hessen aufgenommenen Refugiés übten; die wiederholt und durch die Consistorialverordnung vom 1. Februar 1726 mit längerem Erfolg versuchte Einführung des Heidelberger Katechismus und endlich die Bestrebungen des Rationalismus.

Das Alles aber ist vorübergegangen; selbst der Rationalismus ist nur noch in Ruinen vorhanden; die weit überwiegende Zahl der Geistlichen und des Volks steht fest auf der Kirchenordnung von 1657 und dem Bekentnis, welchem sie Ausdruck gibt, und welches wir als das der Augustana erkennen. Bei einer itio in partes der deutschen evangelischen Landeskirchen wird die hessische auf Seiten der Lutherischen stehen müssen, ohne ihre Verbesserungspunkte, fofern dieselben wirklich auf die Schrift gegründet sind, aufgeben zu wollen.

E. E.

Ein verweister Pfarrer.

Κύριε ἤδη ὄζει, Joh. 11, 39.

Salomon Vögelin, Pfarrer in Uster. Die Geschichte Jesu und der Ursprung der christlichen Kirche. Für das Volk und die höhern Volksschulen dargestellt. X. 183. Rapperswyl, Bauer, 1867.

„Die vorliegende Schrift ist ein Versuch, in allgemein verständlicher Sprache dem Volke das Leben Jesu und die Anfänge der christlichen Kirche so darzustellen, wie sie sich nach den gesicherten Ergebnissen der neuesten Forschungen überhaupt feststellen lassen." S. III. „Die Darstellung ruht auf folgenden Grundüberzeugungen:

1. Jesus war ein Mensch, von andern Menschen verschieden nicht seiner Natur, seinem Wesen oder seiner Abstammung nach, sondern einzig durch das Maß seiner geistigen Begabung und seiner sittlichen Kraft.

2. Wunder gibt es nicht und gab es nicht, auch in der Geschichte Jesu nicht. . . .

3. Auch die Reden Jesu waren Reden eines Menschen. . . .

Weil dieser Glaube nach und nach ins Bewußtsein des ganzen Volkes dringen soll, so ist auch von vornherein damit der Anfang zu machen bei der Bildung des Volkes, in der Schule. Daß das in einer der Schule angemessenen Form geschehe, nämlich die Phantasie anregend, zum Gemüte sprechend, ist selbstverständlich. „Nur das sollte man nicht mehr versuchen dürfen, unter dem Mantel dieses pädagogischen Grundsatzes die alten Wundergeschichten und die alte überlebte Theologie wieder in die Schule einzuschmuggeln." S. VII.

Die erste Abteilung des Buches umfaßt das Leben Jesu, die zweite den Ursprung der christlichen Kirche. Das Alte Testament soll aus dem Unterricht wegfallen, „da es uns ja darum zu thun ist, schon bei der Jugend mehr und mehr den jüdischen Sauerteig aus der christlichen Religion auszufegen." S. VIII. Folgen wir nun dem Gang der Erzählung.

Jesus stamte aus Nazareth in Galiläa. Seine Eltern, Joseph und Maria, waren arme unbekante Leute. Schon im Vaterhause lernte er den Druck der Armut kennen, und wuchs auf als ein rechtes Kind seines Volkes. Er teilte die heitere, frohe Anschauung der Galiläer in irdischen und himlischen Dingen, das Eigentümliche an ihm aber war ein weiches und zartes Gemüt, mit Gott auf einem Fuß inniger Vertrautheit. Die religiösen Parteien seiner Zeit lernte er genau kennen, und lernte auch von ihnen. Mit den Pharisäern teilte er die Hofnung auf die Erlösung des Volkes und das Bestreben strenger und tiefsinniger

Gesetzesauslegung, fand aber die Erfüllung der Gebote nicht im Uebertreiben ihres Buchstabens, sondern in der Ausübung ihres Sinnes und Geistes. Den Sadduzäern „mochte er die Freiheit von Menschensatzungen und geläuterte Vorstellungen über das ewige Leben verdanken." S. 22. Am meisten aber berührte er sich mit dem Grundgedanken der Essäer. „Der Größte unter denen, die aus den Essäern hervorgingen, war Johannes, genant der Täufer. Bei diesem ließ sich Jesus taufen, „wodurch er also öffentlich das Bekentnis seiner Schuld und das Gelübde der Reinigung ablegte." S. 55. Jesus dachte wol nicht daran, neben Johannes aufzutreten, als aber der Täufer gefangen wurde, sah er darin einen Ruf zur öffentlichen Wirksamkeit. Er stund damals zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre, „ein untadelhafter Mann in der Fülle seiner Kraft." Die Schriftgelehrten predigten ihre todten Glaubenssätze, er die lebendige Religion des Herzens. Die Grundlehre Jesu war die Predigt der Liebe. Allerdings erwartete Jesus auch eine endliche Scheidung von Guten und Bösen, „aber dieses Gericht hat Gott sich selbst vorbehalten, oder vielmehr hat es jedem Menschen in seine Hand gegeben; es vollzieht sich im Leben jedes Menschen fortwährend, und schließt sich ab mit seinem Tode, nicht erst zehn oder tausend Jahre nachher." S. 50. In Ausmalungen und Beschreibungen des Lebens nach dem Tode hat sich Jesus nie eingelassen, sondern höchstens einige bildliche Andeutungen gegeben. „Wer aber diese wörtlich verstehen wollte, der würde seinen Sinn gänzlich verfehlen." S. 52. Die jüdische Religion verlangte von ihren Anhängern die genaueste Erfüllung einer Reihe von Geboten und Gesetzen, Jesus nur eine Gesinnung voll Liebe gegen Gott und den Nächsten. „Es ist offenbar, daß Jesus eine neue, der jüdischen entgegengesezte Religion predigte, eine Weltreligion, aber ebenso sicher ist es, daß er das nicht mit deutlichen Worten aussprach." S. 54. Was ihn selbst betrifft, so fand er im Kreise seiner Jünger hohe Ehrfurcht und volle Hingebung. „Aber jede weiter gehende Verehrung wies er ebenso entschieden von der Hand." S. 55. Er machte nie einen Hehl daraus, daß auch er der menschlichen Schwachheit unterworfen sei. Aus diesem Gefühl heraus betete er im Vaterunser: „Vergib uns unsere Schulden." Was die Wunder des Heilands betrifft, so ist es die Art der meisten Menschen: „Sie wollen lieber außer sich kommen, als in sich gehen. Gott ist ihnen nicht der Gott der Ordnung, sondern ein Gott der Willkür. Daher sind die Wunder in die Religion hereingekommen." S. 58. Für die Religion haben sie nicht den mindesten Wert. Wenn man aber die Jesu zugeschriebenen Wunder im Einzelnen untersucht, so wird der Saz gelten: „Entweder hat Jesus das vollbracht, was von ihm erzählt wird — dann aber war es kein Wunder im wirklichen, unerklärlichen Sinn. Oder aber, was erzählt wird, ist ein wirkliches, unerklärliches Wunder — und dann kann es Jesus nicht vollbracht haben." S. 58 f. Wer wirkliche Verbesserungen bringt, findet nirgends lebhafteren Widerstand, als gerade bei seinen Fachgenossen. So verfeindete sich auch Jesus die herschenden Gewalten. „So wenig aber die Pharisäer von Anfang an den Plan hatten, Jesus zu tödten, so wenig hatte er von vornherein die Absicht, zu sterben. Diesen Gedanken kann ja Niemand fassen, der ernstlich einen Lebensplan verfolgt." S. 75. Dennoch entschloß er sich, „den Gegnern auf ihren eigenen Boden zu folgen, in Jerusalem, am Siz ihrer Macht sie anzugreifen und hier die eigentliche Entscheidung zu erwarten." Freilich konte er sich über sein persönliches Schicksal keinen Täuschungen hingeben, aber er sezte eben nicht voraus, daß das Gottesreich an seine Person allein gebunden sei, und meinte nicht, mit seinem Tode gehe auch sein Werk unter. S. 77. Zu der Reise nach Jerusalem wählte sich Jesus die Zeit des Osterfestes, „weil er sich in der Mitte seiner Landeskinder sicherer fand, als allein." S. 78. Unter den Eindrücken, die ihm in Jerusalem entgegentraten, verzweifelte er, das Volk für seine Lehre gewinnen zu können. Zu gewaltig war ihm der Tempeldienst und die dadurch begründete Herschaft der Priester entgegengetreten. Es ist eine bekante Erscheinung, daß man in aufgeregten Zeiten stets den Untergang der Welt erwartet. Jesus schloß sich an den bestehenden Volksglauben an, wie das in einzelnen Vorstellungen jeder Mensch thut. „Der Untergang des Volkes und der Stadt, den Jesus aus den gegenwärtigen Zuständen berechnen konte, traf ein; der Untergang der Welt aber, den Jesus nicht berechnen konte, traf nicht ein." S. 86. Ein unerwarteter Zufall beschleunigte sein Geschick. Judas, „einer der vertrautesten Jünger Jesu", der ursprünglich Jesu mit Begeisterung geliebt zu haben scheint, ein „von hohen Gedanken erfüllter", jedoch verblendeter Mensch verrieth seinen Meister, von dem er einstmals gehoft, er werde sich gegen die Römer erheben. Der Ausgang des Lebens Jesu ist bekant. „Die Volksobersten bearbeiteten unausgesezt die Menge, der Festtaumel steigerte ihren Fanatismus, das viele vergossene Opferblut machte sie blutdürstig! und der Zusammenfluß so vieler Tausende von Landsleuten kühn." S. 98. Jesus starb am Kreuze und bewährte die Liebe bis ans Ende. Mit dem Tode Jesu endet der erste Teil.

Ein zweiter Teil schildert den Ursprung der Kirche. „Die Jünger waren selbst von dem Auftreten Jesu und der geistigen Art seiner Wirksamkeit nicht befriedigt gewesen, Jesus hatte es ihnen, ohne daß sie es sich eingestanden hätten, nicht recht gemacht. Sie schoben die Schuld davon auf seinen Tod, der ihn daran gehindert habe. „Darum wollten sie eine zweite Erscheinung Jesu, wo er dann Gelegenheit hätte, Alles das gut zu machen, was das erste Mal nicht nach ihrem Sinn gewesen war." S. 106. Zu solchen Gedanken half ihnen das alte Testa-

ment. Selbstverständlich steht von der Person Jesu „kein Wort“ daselbst. „Aber was man sucht, das hat man noch immer gefunden, namentlich in der Bibel.“ S. 107. „Es hieß irgendwo im A. T. von dem unterdrückten Volke: „„Nach zwei Tagen wird der Herr uns wieder lebendig machen, am dritten Tage uns wieder aufrichten.““ Das wurde also sofort auf Jesus bezogen, und auf diesen Beweis baute sich dann der Glaube auf, Jesus sei am dritten Tage auferstanden.“ S. 107. „Offenbar war ein solches Verfahren nur möglich in einer Zeit der Aufregung, wo man nicht mehr im Stande war zu unterscheiden zwischen dem, was da war und was nicht da war; wo man sofort, was man wünschte, wirklich und leibhaftig vor sich sah.“ S. 107. Irgend ein äußerer Zufall kam dazu und gab zu einer solchen Erscheinung den Anlaß.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Lutherische Herbst-Conferenz in Bielefeld.

Im Anschluß an das Referat über die Frühjahrsconferenz und den damals gehaltenen Vortrag über die Rechtfertigungslehre sei nachträglich bemerkt, daß eine eingehende Discussion über den Vortrag nicht stattfand. Doch machten sich drei Richtungen in der Conferenz geltend, die eine erklärte sich gegen H.'s Auffassung, eine andere erklärte sich mit H. einverstanden, eine mittlere war mit Tendenz und Motiv der H.'schen Auffassung im Einklange, konte nur nicht in allen Beweismitteln beistimmen.

Zur Eröffnung der diesjährigen Conferenz predigte Pastor Vorberg aus Amerika, der auch nachher noch eine Ansprache an die Conferenz hielt. Im Anschlusse an das Wandeln des Herrn auf dem Meere in Matthäi 14 wurde zur Eröffnung der Conferenz gesagt, daß wir nach den vorjährigen Siegen viel Herliches für die lutherische Kirche erwartet hätten. Aber es komme anders; man versuche, eine Professorendoctrin statt der Lehre der Kirche einzuführen und die lutherische Kirche nur noch wie einen Sterbenden zu dulden. So geht der Wind über uns. Petrus sank nicht, weil der Wind kam, sondern weil er zweifelte. Der Wind, der da über Petrus kam, thut uns not. Unser Herr ist am Kreuze gestorben und hat am Kreuze überwunden. Wir sollen glauben, nicht schauen. Unser gutes Gewissen ist, daß in der lutherischen Kirche nichts Falsches ist; sie ist auch noch nicht in der Union untergegangen. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß Manches an der lutherischen Kirche untergeht, wie ein gesunder Baum die Blätter wechselt, aber doch noch derselbe gute Baum bleibt. Eine bloße Repristination gibt es nicht, hilft auch nicht. Glauben wir und dulden wir in der Treue gegen Gott und unsere Kirche, so wird der Herr ins Schiff treten und helfen.

Das Referat über Abendmalsgemeinschaft behandelte zuerst das Theoretische der Frage. Die Trennung im Sacrament sei tief zu beklagen, die Vereinigungsversuche führen zu keinem Resultat, die Spaltung ist das kleinere Uebel gegenüber der Auflösung der Kirche. Principiell ist die Trennung festzuhalten, weil Abendmalsgemeinschaft Kirchengemeinschaft ist.

Es wurde sodann der Vorwurf zurückgewiesen, als sei die Verweigerung der Abendmalsgemeinschaft unlutherisch. Das Recht dazu könne der lutherischen Kirche nicht abgesprochen werden, wie weit ihre Pflicht darin gehe, sei ja eine andere Frage. Der Beweis für das Unbiblische des Verfahrens wurde als nicht stichhaltig erwiesen und Loehe's Anschauung dargestellt, der einen biblischen Grund gegen die Abendmalsgemeinschaft in dem Worte St. Pauli finde: Einen ketzerischen Menschen meide. Aber auch Loehe müsse schließlich zugeben, daß eine absolute Trennung nicht durchzuführen sei und rathe, wo es nicht anders möglich sei, auch zur Teilnahme am Sacrament in lutherischen Gemeinden, wo auch Nichtlutheraner Zutritt haben. Dieser Notstand sei überhaupt anzuerkennen und die Frage über Abendmalsgemeinschaft verwandele sich factisch für uns wol in die Frage nach den Grenzen der Abendmalsgemeinschaft. Das führte auf den zweiten Abschnitt des Referats, der die Frage betrachtete, sofern sie Zeitfrage geworden sei. Es stellte historisch dar, wie zuerst die s. g. Mindener Erklärung der Bekentnis-Paragraphen der rhein.-westf. Kirchenordnung, die Grenzen der Abendmalsgemeinschaft fixirt hätten, und wie die Anträge der Kreissynode Blotho auf den Provinzialsynoden von 1856 und 1859 eine (Fixirung) Interpretation der betreffenden Paragraphen angestrebt haben, die aber als unnötig verworfen sei; wie die Frage wieder zur Sprache gekommen bei dem Austritt des Pastors Feldner aus der Landeskirche und referirte über die Bescheide der kirchlichen Behörden in der Angelegenheit, die einen gewissen Rückzug nicht verkennen ließen, insofern constatirt sei, daß die aus Liebe gestattete Abendmalsgemeinschaft auf rechtliche Titel nicht zurückzuführen sei und nicht eine Gleichberechtigung der Glieder beider Confessionen an dem Abendmal einer confessionellen Gemeinde ausdrücke.

Zum Schlusse wurde die Stellung (neupreußischer Lutheraner) besonders der hannoverschen Brüder dargestellt auf Grund des Berichtes über die lezte hannoversche Pastoralconferenz und die dahinschlagenden Artikel in den lezten Nummern des neuen Zeitblattes von Dr. Münkel.

Im Anschlusse an das einleitende Referat wurden in der Discussion mehrere Fragen verhandelt; so, ob die s. g. drei Bekentnisparagraphen Gesez seien oder nicht. Entscheidend für diese Frage dürfte die bezügliche Cabinets-Ordre Friedrich Wilhelm des IV. vom 25. November 1855 sein, in welcher es am Schlusse heißt: „Eine officielle Publikation des Beschlusses der beiden Provinzialsynoden wird bei dem rein kirchlichen Charakter desselben nicht angemessen sein.“ Darnach wird man wol nicht berechtigt sein, die Paragraphen ein Gesez zu nennen. Die Stellung, welche dieselben in unserer Kirchen-Ordnung haben als Einleitung vor den eigentlichen gesezlichen Paragraphen, deutet darauf hin, daß die drei Paragraphen nicht mit den übrigen officiell publicirten Bestimmungen gleiche gesezliche Dignität haben sollen. Und selbst wollte man stricte nach den drei Paragraphen die Frage über die Abendmalsgemeinschaft entscheiden, so könte man nur vermöge einer Interpretation, die von lutherischer Seite allezeit bestritten ist, die gesezliche Abendmalsgemeinschaft daraus herleiten.

In der Debatte darüber, ob überhaupt Abendmalsgemeinschaft mit Reformirten zulässig sei, oder ob sie unter allen Umständen sündlich, oder, wenn das nicht, wann sie Sünde sei, wurde etwa Folgendes bemerkt: Ob die Kirchen-Ordnung einige so oder so auszulegende Paragraphen über Abendmalsgemeinschaft hat, ist nicht so wichtig; unser oberstes Gesez ist das Wort Gottes und wie sich in der kirchlichen Behandlung der Ehefrage alles unter diesen Kanon wird fügen müssen, so auch in der Frage über Zulässigkeit der Abendmals-

gemeinschaft. Sucht man nach einem Princip, um zu entscheiden, wann Abendmalsgemeinschaft mit den Reformirten zur Sünde wird, so kann man den Saz hinstellen: Abendmalsgemeinschaft wird Sünde, sobald sie eine Verdunkelung der hellen bekentnismäßig festgestellten Wahrheit involvirt. Hierhin gehört also die Teilnahme an einem reformirt verwalteten Abendmal, bestehe sie in dem Genuß oder in der Ausübung von Amtsfunctionen, ferner die Beteiligung an einer unirten Verwaltung, bei welcher das lutherische Bekentnis nicht zu seinem vollen und ungeschwächten Ausdruck und Recht komt, endlich die Zulassung solcher Reformirter, welche einen bewußten Gegensaz gegen die in der lutherischen Spendeformel bezeugte Wahrheit aussprechen. Denn durch alles dies würde das Bekentnis der Wahrheit als etwas Irrelevantes hingestellt.

Aber so bestimt die oben beschriebenen Formen der Gemeinschaft als Sünde hinzustellen sind, eben so bestimt ist es als Vorzug unserer Zeit gegen eine frühere auszusprechen, daß die gastweise Zulassung gläubiger Reformirter, welche keinen bewußten Gegensaz gegen die lutherische Lehre an den Tag legen, als eine christliche Forderung an die lutherische Kirche anerkant wird. Die alte Kirche hat Abendmalsgemeinschaft gehalten auch mit solchen Kirchenlehrern, welche nicht den vollen und klaren Ausdruck der Abendmalslehre hatten, wenn sie nur das von der Kirche geglaubte Mysterium anerkanten. Luther hat den Reformirten deshalb die Gemeinschaft verweigert, weil er Grund hatte, in ihrer Lehre eine bewußte Leugnung dieses Mysteriums und eine Gefahr schwarmgeisterischer Verirrung zu sehen. Daß aber später lutherische Theologen auch solchen Reformirten, von deren wahrhafter Gläubigkeit sie überzeugt sein konten, und bei denen kein bewußter Gegensaz gegen das hohe heilige Mysterium des Altarsacraments zu finden war, die Gemeinschaft verweigerten, darauf hat Gott den Stempel seines Wolgefallens nicht gedrückt. Ein namhafter Historiker (Carl Adolph Menzel) weist nach, daß die Beschreibungen, welche die Theologen von den ewigen Qualen der andersgläubigen Christen entwerfen, welche also der gegenseitigen Excommunication entsprungen waren, zu den furchtbaren Grausamkeiten Veranlassung gaben, womit im dreißigjährigen Kriege die Chrtsten unter einander sich leiblich quälen zu dürfen glaubten. Was die Stellung der lutherischen Kirche zu den einzelnen Reformirten betrifft, so hat dieselbe sich, seitdem die reformirte Kirche sich im Laufe der Jahrhunderte als eine von Gott reich begnadigte und vor den Gefahren der Schwarmgeisterei bewahrten bewiesen hat, besonders aber seit dem die Deutsch-Reformirten mit der Conf. Sigismundi und dem Leipziger Colloquium das Mysterium beider Sacramente mit möglichster Annäherung an die luth. Lehre anerkant haben, wesentlich geändert. Delitzsch in seiner Schrift über die bairische Abendmalsfrage führt Universitätsgutachten lutherischer Seits aus dem 16. Jahrhundert an, in welchen dem einzelnen reformirten Christen jede Teilnahme am lutherischen Altar abgesprochen wird, dagegen aus der Zeit der sogenanten verknöcherten lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert finden sich Gutachten lutherischer Facultäten, welche solchen Reformirten, die der lutherischen Praxis sich unterwerfen wollen, das h. Abendmal nicht verweigert wissen wollen, weil dieselben als Patienten anzusehen seien. Das macht, man hatte die einzelnen Deutsch-Reformirten seit der Conf. Sigismundi besser würdigen gelernt. In verschiedenen Gegenden z. B. in Mömpelgard bestand die gastweise Zulassung der Reformirten. Wollten wir in unserer Zeit gläubige Reformirte, die noch nicht abgeschlossen haben über die Sacramentsfrage, zurückweisen, so würde das bei dem Zustande unserer lutherischen Gemeinden, in denen ganz andere Patienten von uns zum Altar zugelassen werden, der Wahrheit vor Gott entbehren. Wenn dagegen Jemand seinen Gegensaz gegen die eigentümliche Wahrheit des luth. Abendmals ausspricht, den wird kein luth. Pastor zulassen können und nach der Erklärung unserer Kirchenbehörde dazu auch von Niemand gezwungen werden dürfen.

Am andern Morgen wurde uns zum Anfange eine die Gewissen ansprechende Auslegung von Joh. 7, 29. gegeben, aus der ich nur einzelne Gedanken mitteile. Man möge der Macht des göttlichen Wortes und der h. Sacramente Großes zu trauen und den Saz festhalten, daß die Wirksamkeit der Gnadenmittel nicht an die Person des Geistlichen gebunden ist, so behalte doch die Persönlichkeit des an den Herrn gläubigen Christen und Pastors eine sehr große Bedeutung. Qualis rex, talis grex. Für einen Pastor ist es die große Frage: glaubst du von Herzen? Die Stege des wahren Glaubens an Christum sind uns in dem Worte Joh. 7, 37 gezeigt: Wen da dürstet, der komme zu Mir und trinke. Durst entsteht durch Mühe, Arbeit, Hitze, die sich einstellen, wenn wir nicht mit einem handwerksmäßigen Amtiren zufrieden sind, sondern die Selen wirklich zu Christo bringen und im ganzen Umfange Diener Christi sein wollen. Dem Selendurste sind von Gott unversiegliche Quellen in den Gnadenmitteln gegeben, die das Eigentümliche an sich haben, daß sie demjenigen Quellen werden, der dürstet. Ob wir also selbst dasjenige üben, was wir unsern Gemeinen empfehlen? Dem Durstigen ist geboten: trinke. Es gibt eine Vergebung der Sünde auch für die Pastoren. Daß wir nun auch, wenn wir an Christum glauben, wie die Schrift sagt, sofort und immer sichtbaren Segen haben, ist uns nicht verheißen. Es heißt auch in der Schrift an einem Orte, daß der Same aufgehet und wächset, ohne daß es der Mensch weiß, der ihn gesäet hat.

Dem Referenten „über Grundschäden in der heutigen Theologie und deren richtige Ueberwindung nach Scheele: die trunkene Wissenschaft und ihr Erbe an die evangelische Kirche" werden viele Conferenz-Mitglieder es danken, daß er mit diesem Referate Allen, die es noch nicht gelesen haben, die Lectüre des Scheele'schen Buches empfohlen hat.

Eine Richtung der heutigen Theologie, die sich gläubig nent, schöpft nicht aus der reinen Quelle, sondern ist berauscht von den Principien der philosophisch überwundenen, modernen Philosophie. Philosophie und jene Theologie haben einen unheilvollen Bund geschlossen. Scheele hat den Mut den Bannspruch jener sich selbst wissenschaftlich nennenden Theologie nicht zu fürchten, er verteidigt die geschmähte Kirchenlehre als einzig aus der Schrift erwachsen, klagt aber jene Theologie der Fälschung der Erkentnißquelle und des Erkentnisweges an. Hauptsache sei im Christentum nicht Gedanken, dialektischer Proceß, sondern objectiv göttliche Thaten, subjectiv ein bußfertiger Glaube, welchem sich die göttliche Offenbarung erschließe. Auch in der Theologie ist nicht das Wissen das Erste, sondern das christliche Leben; nicht vernünftige Ueberführung, sondern Ueberzeugung im Gewissen. Die neuere Theologie muß ihren Hochmut und Impietät, worin sie auf die Kirche herabsteht, bitter büßen. Denn es gibt nun einmal keine wahre Wissenschaft des Christentums ohne Zusammenhang mit dem Boden der Kirche, des von Gott geschaffenen Organismus, in welchem Er Seine Offenbarung nach dem Maße ihres Ringens erschließt. An drei besonderen Punkten, nämlich an der angeblichen Voraussetzungslosigkeit jener Theologie, an ihrer angeblichen Fortbildung der Kirchenlehre und an ihrer angeblichen Vermitte-

lung zwischen moderner Bildung und Christentum legte Referent nach Scheele das Verfahren jener trunkenen Wissenschaft dar. —

Da bislang, wie es früher beabsichtigt wurde, eine Conferenz für innere Mission sich an die luth. Conferenz nicht angeschlossen hat, so ist dieses Mal, wie auch auf der vorigen Conferenz ein Anfang gemacht, die Arbeiten der inneren Mission in der Conferenz zu verhandeln. Aus den Sätzen über das Diakonissenwesen hebe ich die wichtigsten heraus: wenn die apostol. Gemeine das Vorbild jeder Gemeine ist, so muß neben den übrigen Functionen die Armenpflege ins Leben treten. Fliedners Verdienst ist, daß er unsere Blöße aufgedeckt hat; er ist in dieser Sache Reformator, Prophet und Apostel. Gemeinen, welche keine Diakonissin erzeugen, haben eine bedenkliche Signatur; Gemeinen, die keine Diakonissen wünschen, haben nur ein Armenbudget. Ziel: Diakonissen aus der Gemeine, für die Gemeine in Gemeine-Krankenhäusern. Städtische Krankenhäuser sind gut, aber leicht Stätten, wo man sich abkauft. Die Krankenhäuser gehören ebenso sehr dem Pastor wie dem Arzte. Die Diakonissensache ist Sache der Kirche, der Gemeine; sie soll niedrig einhergehen.

Zum Schluß der Conferenz gab der von der Synode Wisconsin nach Deutschland gesandte Pastor Vorberg ein Bild von der geistlichen Not der Deutschen in America und legte den Nachdruck darauf, daß es unsere unserer Liebe befohlenen Brüder seien. Wie die Katholiken auch in America thätig sind, beweist der einzige Umstand, daß sie vor kaum 75 Jahren keinen einzigen Bischof in America hatten, jezt 6 Erzbischöfe und 139 Bischöfe. Die Wisconsin-Synode habe allein 12 offene Stellen für Prediger; in Cammin habe sich große Bereitwilligkeit zur Hilfe gezeigt; Dr. Wichern wolle ein Proseminar errichten. Es komme besonders auf junge geistliche Kräfte an, die in America als Prediger und Lehrer dienen wollten. Die Gemeineverhältnisse seien geordnete, geregelte, nicht willkürliche, wie vielfach gesagt werde.

Lutherische Conferenz in Hannover.

Am 30. und 31. October trat in Hannover eine Conferenz von Dienern und Gliedern der lutherischen Kirche aus allen Ländern Deutschlands mit alleiniger Ausnahme Altpreußens und Württembergs zusammen. Die Namen der Conferenzmitglieder sind folgende: Aus Holstein: Bischof Koopmann, Probst Nielsen, Pastor Decker; aus Schleswig: Generalsuperintendent Godt, Probst Caspers; aus Oldenburg: Pastor Ramsauer; aus Lauenburg: Pastor Hanewinckel; aus Mecklenburg: Oberkirchenrath Kliefoth, die Professoren Philippi, Dieckhoff und Mejer; aus Hannover: die Oberconsistorialräthe Niemann und Uhlhorn, die Superintendenten Lührs, Sievers und Mühlenstedt, die Pastoren Münkel, Evers und Friedrich, der Oberconsistorialassessor, Friederichs, der Regierungsassessor Lohmann; aus Bückeburg: Consistorialrath Reiche; aus Oberhessen: Superintendent Kümmel, Pfarrer Kolbe; aus Darmstadt: die Pfarrer Müller, Baist und Schlosser; aus Braunschweig: Domprobst Thiele: aus Sachsen: Professor Luthardt; aus Erlangen: Professor von Zezschwitz. Der Präsident von Harleß in München, welcher durch seine gehäuften Geschäfte in den Ausschüssen des Reichsraths leider am persönlichen Kommen verhindert war, beteiligte sich an der Conferenz und deren Verhandlungen doch durch ein eben so herzliches als eingehendes Schreiben.

Der Zusammentritt dieser Conferenz ist zunächst durch Pastoren der Hannoverschen Landeskirche veranlaßt und betrieben worden, aber während man Anfangs nur einen Zusammenschluß in engerem Kreise beabsichtigte, so weiterte sich der Kreis ohne und zum Teil wider Willen und Vermuten so weit, daß er zulezt fast sämtliche lutherischen Landeskirchen Deutschlands umfaßte. Was eine solche Conferenz zum Teil hervorragendster Glieder der lutherischen Kirche wünschenswert und notwendig machte, liegt so sehr auf der Hand, daß es nicht nötig sein dürfte, darüber viele Worte zu machen. Ist es schon seit Jahrhunderten ein Mangel und ein Schaden gewesen, daß die Territorialgrenzen zugleich Kirchengrenzen waren, so abgesperrte, daß durch ihre Schlagbäume kaum Jemand ungehindert passiren durfte und das Bewußtsein einer großen, einigen lutherischen Gemeinde niemals recht lebendig aufkommen konte, so wäre es in unserer Zeit der gesteigerten Anforderungen an die Kirche, der mannigfaltigsten Gefahren für die Kirche, des vermehrten Dranges nach Einheit der Kirche — geradezu eine Unterlassungssünde, wenn jede Landeskirche in ihrer bisherigen Isolirung bleiben und der Dinge warten wollte, die kommen werden. Gilt es doch heutzutage auch für die deutsche lutherische Kirche mehr als je, mit der einen Hand zu bauen und mit der anderen das Gebaute zu schützen. Diese Erwägungen, die Not der Zeit, das Bedürfnis der Kirche, der allgemeine Ruf nach Aufhebung der territorialen Grenzsperre, nach Vereinigung der Kräfte aller lutherischen Kirchen Deutschlands, nach gemeinsamem kirchlichen Leben und Handeln haben in den lezten Jahren schon öfters zu Versuchen einer lutherischen Einigung geführt, aber von Erfolg waren diese Versuche bis dahin nicht gekrönt worden. Daß mit der Conferenz, welche hier tagte und in vollkommener Einmütigkeit das Bedürfnis der lutherischen Kirche berieth, ein glückverheißender Anfang gemacht ist, diese Zuversicht hegen wir. Es wird nicht fehlen, daß sich Tausende mit in Reihe und Glied stellen. War sie eine vorläufige vertrauliche Zusammenkunft, so beabsichtigt sie doch nicht, immer nur hinter verschlossenen Thüren zu bleiben, sondern demnächst auch sich zu einer allgemeinen lutherischen Conferenz zu erweitern, und mit Abhaltung größerer Versamlungen, sowie mit Vorträgen über Gegenstände allgemeinen kirchlichen Interesses vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der engere Ausschuß, welcher zur Vorbereitung niedergesezt wurde, besteht aus folgenden Personen: Präsident v. Harleß, Oberkirchenrath Kliefoth, Bischof Koopmann, Kirchenrath Langbein, Ob.-Consist.-Rath Niemann, Pastor Münkel, Pfarrer Kolbe, Pfarrer Schlosser, Ob.-Consist.-Assessor Friedrichs. — Wenn einige Zeitungen von einem Gegensaz gegen den Kieler Kirchentag geredet haben, so ist zu entgegnen, daß die Conferenz längst beschlossene Sache war, ehe ein Kirchentag in Kiel tagte. Wenn die Neue Ev. K. Z. in der Hannoverschen Conferenz einen Absenker der um Pfingsten d. J. zu Leipzig gehaltenen sieht, so besteht zwischen beiden keine Spur äußerer Verbindung. Wenn endlich das leztgenante Blatt einige hämische und wegwerfende Aeußerungen thut und von einem Patrocinium Kliefoths und Niemanns redet, darunter die Conferenz stände, so vermag keine Creatur das in sie gelegte Princip zu verleugnen. Uebrigens hat die Conferenz getagt unter dem Patrocinium der lutherischen Kirche und ihres Herrn im Himmel

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 18. December. № 101.

Diderot.

IV.

Gegensätze und unlösbare Dissonanzen begegnen uns in gleicher Weise in Diderot's Schriften wie in seinem Leben. — Er behauptet, seinen Vater schwärmerisch zu lieben; es treten ihm die Thränen in die Augen, wenn er seinen Namen ausspricht; er ruft mit Emphase: „Ein väterliches Herz! — Nur die, welche selbst Väter gewesen sind, wissen, was das ist; es ist dieses ein Geheimnis, welches glücklicherweise die Kinder selbst nicht kennen"; und doch verlezt er dieses Vaterherz Jahre hindurch aufs Tiefste und läßt ruhig des Vaters Fluch über seinen Ungehorsam ergehen. — Er verherlicht das Glück und die Segnungen des Familienlebens, und nent das Fundament derselben, die Ehe, einen selbstmörderischen Vertrag, der sich schon durch sein Entstehen annullire. „Du thust einen Schwur, sagt er, einen Schwur ewiger Beständigkeit unter einem Felsen, der schon in diesem Augenblicke zerbröckelt." — Er schreibt in einem Brief an seine „Freundin" im Jahre 1762: „Ich, der ich vielleicht meiner ganzen Umgebung Kummer bereite, der das Leben derjenigen vergiftet, die ihm am teuersten sind, — was fällt mir ein, gegen das Leben zu schreien." Wir wissen nicht, ob unter diesen Liebsten die treue Gattin war; sie mußte aber darunter sein, — und von derselben schreibt er im Jahre 1765 mit einer wahrhaft empörenden Perfidie: „Es ist wahrhaftig recht traurig, sich an eine Creatur gefesselt zu haben, bei der man sich nicht versprechen kann, ihr je den geringsten Vorwurf machen zu dürfen, weder den der Untreue, noch den des Ekels, noch auf Ausschweifungen rechnen zu können; weder den Mut zu haben, gegen sie zu fehlen, noch die geringste Hofnung, daß sie gegen uns fehlen wird, sich in der Notwendigkeit zu befinden, entweder sich selbst zu hassen oder sie, so lange man lebt, anzubeten; das ist zum Verzweifeln. Das ist eine ganz eigene Begebenheit, für die ich aufgespart war." — Er schreibt so von seiner Gattin an seine Maitresse! — Begleiten wir Diderot aus dem Kreise der entweihten Familie in den der Freundschaft, wer hat mehr von der Seligkeit treuer Freundschaft declamirt, als er, und welcher Freund schien seinem Herzen näher zu stehen, als Jean Jaques. Wir sehen sie im Schloß von Vincennes, wo Rousseau den eingekerkerten Herzensfreund besuchte, unter Thränen der zärtlichsten Rührung umschlungen. Ob Rousseau Recht hat, wenn er sich später fragte, ob diese Rührung bei Diderot eine ächte gewesen sei, da er mitten in dieser Scene zu dem Geistlichen, der Zeuge derselben war, sagte: „Sie sehen, mein Herr, wie sehr meine Freunde mich lieben" — lassen wir dahin gestellt sein. Gewis aber ist es, daß, als später durch eine Reihe erbärmlicher und neidischer Klatschereien, die, wie Diderot's Tochter sagt, „der Teufel selbst nicht verstehen konte", zwischen dem Freundespaar ein Bruch eingetreten war, der ganz Paris beschäftigte, sich Diderot in seine Tugend einhüllte und in einem Brief an Baron Grimm von dem alten Freunde sagt: „O mein Freund, lassen Sie uns tugendhaft sein, denn der Zustand derer, welche aufgehört haben, es zu sein, macht mich schaudern." Ja der unheilige Zorn gegen den alten Jugendfreund war so maßlos und anhaltend, daß er nach Rousseau's Tode im J. 1781 mit einer geharnischten Polemik gegen denselben und einer Apologie seiner selbst hervortrat, die um so mehr empörte, als sich der Angegriffene nicht mehr verteidigen konte. Wie seltsam klingt es da, wenn ein Diderot dem Verfasser des Glaubensbekentnisses des savogischen Vicars Blasphemien vorwirft, „indem er die Mysterien der Religion als absurde und kindische Logogryphen und ihre Wunder als Märchen behandele", oder wenn der Verfasser der „Confessions" angeklagt wird, daß durch die Wärme seiner wollüstigen Schilderungen eine Anzahl junger Frauen verführt worden sei", oder „daß er, indem er gegen die Lüderlichkeit der Sitten predigte, selbst einen frivolen Roman schrieb." Bedachte denn Diderot nicht, daß die Steine, die er auf den Verstorbenen warf, alle auf sein eignes, des Lebenden Haupt zurückfallen mußten? — Demselben Widerspruch begegnen wir auch in Diderot's Stellung zum Staate und den Lenkern derselben. Wer hat je so antikönigliche Dinge gesagt, wie Diderot in der „Geschichte des Abbé Reynal"; wer hat die Mittel und Absichten, die Kreuzgänge und Schleichwege des Absolutismus mit einem Scharfblick verfolgt, wie er nur dem glühendsten Haß zu Gebote steht; und dennoch sonte er sich in den Strahlen der kaiserlichen und königlichen Gunst, die von Petersburg und Berlin herüberleuchteten, und freute sich, daß er seine Tochter mit russischem Gelde aussteuern konte. So gibt es also auf dem sittlichen Gebiete keinen Punkt, wo sich nicht in Diderot's Leben die schreiendsten Contraste zeigten; überall steht dem Ja ein schneidendes Nein gegenüber. „Est-il bon? Est-il méchant?" ist sein eigner Ausspruch über sich selber; und auch wir möchten die edlen Regungen in ihm nicht ganz für gemachte und die

Lobpreisungen der Tugend nicht für erheuchelte ansehen, sondern für Zeugnisse, daß der Geist Gottes fortwährend an seinem Herzen arbeitete, während ihn das „Gesez der Sünde in den Gliedern" freilich immer wieder gefangen nahm. Merkwürdig ist es dabei, daß Diderot selbst von diesem jammervollen Wanken und Schwanken seines Herzens ein Gefühl hatte: „Ich habe eine Maske", sagt er, „welche den Künstler betrügt, sei es, daß zu Vielerlei darin verschmolzen ist, sei es, daß die Affecte meiner Sele, indem sie sich rasch einander folgen, sich alle auf dem Gesichte spiegeln." Ein Gefühl — sagen wir — welches aber nur über die Oberfläche hinstreifte und das wandelbare Spiel der Affecte nicht in der verdeckten Zerrissenheit des Herzens suchte, nichts von der tief eindringenden schmerzlichen Erkentnis eines Paulus (Röm. 7), die ihn zu dem Ruf heiliger Sehnsucht trieb: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes", darum auch nichts von jenem gewaltigen Ringen um einen neuen gewissen Geist. Dieser sittlichen Zerrissenheit Diderots entspricht auch die religiöse. Es fehlt in seinen Schriften kein Ausdruck des Hasses und der Verbitterung des Menschen der Sünde, der sich erhebt wider Alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, und dennoch kann er nicht ganz loskommen von dem, zu dem wir geschaffen sind. — „Der Glaube an die Existenz Gottes erscheint ihm nicht nur als ein Irtum, sondern als der gefährlichste aller Irtümer, aus welchem der Aberglaube, die Gräuel der Religionskriege, Pfaffentrug und Pfaffenherschaft, schreckliche Gemütskrankheiten und tausend andere Leiden hervorgingen"; er sagt: „Die Lüge (und meint dabei das Christentum, wenn auch zunächst das katholisch gefärbte) soll ihre Märtyrer haben, und die Wahrheit (die Philosophie des 18. Jahrhunderts) sollte nur von Feigen gepredigt werden?" Er hat eine „Art von Trinität, das beliebte „„Wahre, Gute und Schöne"", die etwas mehr wert ist, als die christliche"; er ist gewis, daß „wir (die Männer der Pariser Salons und die Spötter von Grandval) besser sind, und daß die Philosophie mehr gute Menschen macht, als die ausreichende und wirksame Gnade"; er nent das Christentum eine „Abgeschmacktheit", einen „Wahnsinn, der nur seinen Anhängern Rechenschaft zugestehe", und schließt den Brief an Voltaire, in dem alle diese Blasphemien aufgehäuft sind, mit den Worten: „Ach, großer Bruder, fahren Sie fort, große Werke (ouvrages) und gute Werke zu vollbringen, auf daß sie (die christlichen Lumpen) vor Aerger bersten. Adieu, erhabener, teurer und rechtschaffener Antichrist." Er ist an diesen und an tausend anderen Stellen nicht blos ein Sceptiker, auch nicht blos ein Läugner, sondern ein Lästerer, und dennoch ließe sich aus seinen Schriften ein ebenso großes Spicilegium von Stellen zusammenbringen, die für Gott ein Zeugnis ablegen, und zwar nicht blos aus der Encyclopädie, wo er aus Furcht vor der Censur Theist war, sondern auch, wo er aussprach, was für den Augenblick wenigstens seines Herzens Meinung war. Er bezeugt den sittlichen Charakter des Christentums, wenn er in seinem „Essai sur le mérite et la vertu" sagt: „Kein Glück ohne Tugend, keine Tugend ohne Glauben an Gott", und wiederum: „Der Atheismus läßt die Tugend ohne Stütze; er verschlechtert den Menschen und treibt ihn indirect zu völliger Entsittlichung." Er bekämpft in seinen „Pensées philosophiques" zwar die Beschränkung der Gottesverehrung auf Tempel von Stein, zeugt aber, wenn auch nur etwa im Geiste von Schefer's Laienbrevier für dessen Allgegenwart: „Man dringt nicht genug" — lauten seine Worte — „auf die Gegenwart Gottes. Die Menschen haben die Gottheit aus ihrer Mitte gebant und sie in das Allerheiligste verwiesen; die Mauern eines Tempels verschließen ihren Anblick, sie existirt nicht darüber hinaus. Ihr Sinlosen, brecht die Schranken nieder, welche eure Ideen verengen. Entlasset Gott aus dem Kerker, seht ihn allenthalben, wo er ist, oder sagt, er sei gar nicht. Wenn ich ein Kind zu erziehen hätte, so würde ich rings um dasselbe her die Zeichen vermehren, die auf die göttliche Gegenwart hinweisen. Wenn sich z. B. ein Kreis um mich bildete, so würde ich einen Plaz für Gott bezeichnen, und meinen Zögling gewöhnen zu sagen: „Wir waren vier zusammen — Gott, mein Freund, mein Erzieher und ich —", ein Ausspruch, der bei seiner Naivität auch von einem christlichen Erzieher zu erwägen wäre. Wenn er nun in derselben Zeit, wie wir oben angeführt, erklärte, daß er die falschen Atheisten, die vorgeben, von der Nichtexistenz Gottes überzeugt zu sein, weil sie leben möchten, als ob er nicht existire, verabscheue, die wahren Atheisten beklage, weil aller Trost für sie erstorben scheine; für die Sceptiker aber zu Gott bitte, weil sie der Einsicht ermangelten"; wenn er „in der römisch-katholischen Kirche geboren, auch in der Religion seiner Väter sterben" will: so müssen wir glauben, daß er damals noch etwas von dem Erbe eines frommen Hauses bewahrt habe. Nun sagt uns freilich sein atheistischer Freund Naigeon, daß ihn dieses religiöse Fieber bald verlassen, und er nach einigen Anfällen keine Nachwehen mehr gespürt habe, sondern gründlich geheilt gewesen sei; aber es muß doch nicht so leicht sein, die Bande des Herrn und seines Gesalbten zu zerreißen und von sich zu werfen seine Seile. Es kommen auch im späteren Leben Diderot's noch Zeugnisse des Gewissens und Herzensbewegungen vor, aus denen wir erkennen, daß Gott nicht so schnell von einer Sele läßt, als sie von ihm zu lassen geneigt ist. Wir dürfen es nicht blos als die officielle Sprache der Encyclopädie ansehen, wenn Diderot in dem Artikel: „Plaisir" sagt: „Der unfromme Mensch haßt Gott natürlicherweise, weil er die Abhängigkeit, die ihn seiner Herschaft unterwirft, und das Gesez haßt, welches seine Begierden beschränkt. Dieser Haß der Gottheit bleibt im Herzen der Menschen verborgen, wo Schwäche und Furcht ihn verdecken, und dieser verborgene Haß läßt in Allem, was der Gottheit trozt, ein geheimes Vergnügen empfinden."

War nicht dieser tiefe Blick Diderot's in das trozige Menschenherz vielleicht zugleich ein schmerzlicher in das eigene? Wir müssen, wir wollen es glauben. Neben dieses Gewissenszeugnis stellen wir noch eine Herzensbewegung. Einmal war Diderot in Grandval auf dem Felde, hatte eine Kornblume und Kornähren

gepflückt und schien sein Herz zu befragen. „Was machen Sie da?“ fragte Grimm. „Ich höre.“ — „Wer spricht zu Ihnen?“ „Gott.“ — „Und was?“ „Es ist Hebräisch, das Herz versteht es; aber der Geist steht nicht hoch genug.“ — Dagegen heißt es: „Selig sind, die geistlich arm sind.“ Diderot hätte sagen sollen: „mein Geist steht nicht tief genug“; er dünkte sich reich und satt, und darum blieb er elend und jämmerlich, arm, blind und blos. Er brauchte keinen Erlöser und darum kam er nicht zu dem lebendigen Gott, so nahe ihm derselbe trat in einzelnen Momenten seines gottentfremdeten Lebens. Wol verkünden die Himmel die Ehre Gottes und die Kornähren und Kornblumen auf dem Felde, aber dieses „Hebräisch“ versteht nur der, der „Ihn wesentlich in Christo fand“; denn Niemand komt zum Vater, denn nur durch den Sohn. Diderot sagt: „Le déiste seul peut faire face à l'athée“; aber es ist nicht so. Diderot's Lebensgang beweist, daß der Atheismus als der Stärkere über den Schwachen komt, und daß, wer nicht hat, von dem genommen wird, was er hat. —

Sollen wir die wechselnden, zerrissenen, verworrenen Züge, die uns Diderot's Leben bietet, in ein Bild zusammenfassen, so muß zuerst gesagt werden, daß ihm von Gott viel gegeben und anvertraut war. In einem kräftigen und edel gebildeten Leibe wohnte ein feiner, reicher und beweglicher Geist. Sein Scharfblick, seine feine Beobachtungsgabe befähigte ihn, alle Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens zu fassen und zu verstehen, während eine rege und reiche Phantasie ihm eine Meisterschaft in der Gestaltung verlieh. Fehlte ihm auch ein strenges consequentes Denken und der eigentlich schöpferische Genius, so daß er „in keiner Wissenschaft ein Gesez entdeckt, in keiner Kunst ein Ideal erschaffen hat“ — so war doch sein Wissen unbezweifelt ein selten reiches und umfassendes. Dem beweglichen Geiste entsprach das leichtbewegte Herz. Alles hat in demselben einmal wiedergeklungen, selbst mancher heilige Ton aus der zukünftigen Welt. Er hat das Wehe der Menschheit auf das Lebendigste mitgefühlt, seine Hand war jeder menschlichen Not geöffnet. Nehmen wir zu diesen Gaben des Geistes und des Herzens, mit denen ihn Gott geschmückt, den Segen eines frommen Elternhauses und später einer frommen und treuen Gattin, die Zucht, in die ihn Gott nehmen wollte, früher durch schwere Entbehrungen, durch den Tod seiner Kinder*), durch das Gewissen, dessen Mahnstimme in ihm nie ganz verstumte; betrachten wir endlich die maßlose Güte und Leutseligkeit, mit der ihn Gott getragen bis ins hohe Alter hinauf: so müssen wir sagen, daß ihm viel gegeben war. Und nun dagegen seines Lebens Frucht? — Wir wollen nicht davon reden, daß er, wie er am Abend seines Lebens selbst schmerzlich empfand, „zwar viel gearbeitet, aber nichts Großes, Vollendetes geschaffen, es nie zu einem architektonisch befriedigenden Kunstwerk gebracht hat“; aber davon müssen wir reden, wie er an sich selbst den Tempel Gottes geschändet hat durch unreinen Wandel, und wie viel giftigen Samen er ausgestreut hat in seinen Schriften, der seine Frucht schon getragen hat und noch fortwuchert unter seinem und unserem Volke. Gottlosigkeit und sittliche Haltlosigkeit, das ist die tiefe Krankheit seines Lebens, die jede edlere Blüte seines Lebens verderbt hat. Denn selbst das, was an ihm lobenswert und liebenswürdig erscheinen könte, wird dadurch, daß demselben jede Beziehung auf Gott und jeder sittliche Kern fehlte, nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Wer von sich selbst sagen kann: „Ich habe Einfachheit, Wahrheit, Selenwärme, einen Kopf, der sich entflamt, Hang zum Enthusiasmus, Liebe zum Guten, Wahren und Schönen“ — wer im Hinblick auf seine Wolthätigkeit „sich um so mehr achtet, je weniger Andere ihn loben“, — der hat seinen Lohn dahin. Diderot hat durch seinen Atheismus nicht blos die „köstlichsten Augenblicke seines Lebens“, sondern sein Leben selbst verloren; denn „vita sine deo nulla vita est.“ — Wie stehen wir nun zu Diderot? — Al. Vinet sagt am Schluß seiner biographischen Scizze: „En qualité d'homme, je ne saurais aimer ni haïr Diderot.“ Das ist das Rechte. Nicht hassen wollen wir ihn, aber lieben, bewundern können wir ihn ebenso wenig. Es ist eine schön und reich besaitete Harfe; aber sie ist tief verstimt, und schneidende Mistöne schrecken uns zurück, so oft wir uns nähern wollen. Eine schmerzliche Teilnahme dürfen wir ihm aber nicht versagen. Was konte Diderot sein, und was ist er geworden durch eigne Schuld und unter dem Fluch eines verpesteten Zeitalters!

*) Drei Kinder wurden ihm in zartem Alter durch den Tod entrissen; unter ihnen ein Sohn, der von dem Arm der Frau, die ihn trug, auf die Schwelle der Kirche fiel, in der er getauft werden sollte. Welch eine Weckstimme an ein Vaterherz!

Die Rede des Dr. Schenkel auf dem zweiten Protestantentage.

Auf dem zweiten Protestantentage, der am 26. und 27. September unter großem Geräusch und Gepränge in Neustadt an der Hardt abgehalten ist, hat Dr. Schenkel wieder in die Posaune gestoßen. Es ist immer dieselbe Melodie, die er spielt, wenn auch etwas variirt. Der Mann besizt eine bewunderungswürdige Unverdrossenheit, immer dasselbe zu sagen. Die Rede, die er auf dem zweiten Protestantentage gehalten hat, und in welcher er das schon so häufig Gesagte noch einmal sagt, handelt von dem Princip der Union.

Man muß es anerkennen: Dr. Schenkel besizt eine nicht gewöhnliche Gewandtheit und Fertigkeit im Reden und Schreiben. Seine Darstellung ist lebendig, drastisch, anfassend, ganz darauf berechnet, bei dem großen Haufen seiner modern Gebildeten Glück zu machen. Er gebietet mit einer gewissen Virtuosität über die ganze Reihe jener Schlagwörter und Kraftausdrücke, wodurch er sein Publicum namentlich gegen die lutherischen Orthodoxen in Flammen zu setzen weiß. Gegen die leidigen Orthodoxen wird er nicht müde, seine Raketen steigen zu lassen. Sie lassen ihn nicht ruhen und schlafen, sie verfolgen

ihn wie Gespenster, gegen sie ist unaufhörlich seine Polemik gerichtet, — freilich in einer Manier, die nur allzusehr an die abgenuzten Phrasen demokratischer Zeitungen und Tagesblätter erinnert, wenn diese sich herbeilassen, über kirchliche Fragen zu reden. Immer ist sein Ton erregt, leidenschaftlich, maßlos, hochfahrend. Da wird über die höchsten Erscheinungen in der Geschichte der Kirche abgesprochen, als ob das Alles nur so nichts wäre, weil er Alles nur mit der Schablone seiner eigenen dünnen Begriffe mißt. Aber mit der souverainsten Verachtung schreitet er über den Köpfen seiner jetzigen Feinde hinweg, er behandelt sie so von der Höhe herab, ab ob es sich gar nicht der Mühe verlohne, daß man sich noch mit ihnen beschäftige. Und dennoch macht er sich so unbeschreiblich viel mit dem kleinen, fanatischen, verblendeten, unwissenschaftlichen Haufen zu schaffen, der es Schuld haben soll, daß „alle wissenschaftlichen Erneuerungs- und alle kirchlichen Verbesserungsversuche in unserer Kirche bis auf den heutigen Tag gescheitert sind". Dafür mäht er denn auch diese Unverbesserlichen der Reihe nach nieder, wie der Schnitter ein Waizenfeld, so daß man sich nur darüber wundern kann, wie sie gleichwol den Kopf nach oben haben.

Gewis, diese Schenkel'schen Rodomontaden, womit er seine modern Gebildeten haranguirt — sie müssen Eindruck machen. Das ist die Sprache des Volks, die er den verstockten Orthodoxen so sehr empfiehlt und anpreis't, das sind die eigenen Gedanken seiner Gebildeten, der Herren eigener Geist, der in den Schenkel'schen Reden zum Ausdruck komt. Für dies entschiedene Negiren und Niederreißen des Positiven, für diese saftigen Kraftausdrücke, die er den Orthodoxen an den Kopf wirft, und mit denen er die Orthodoxie umbläst, haben seine Culturmenschen, die auf der Höhe der Zeit stehen, ein ausgezeichnetes Sensorium. Denn Dr. Schenkel versteht sich nur auf die Negative. Er goutirt z. B. Luther nur in der ersten Periode seiner reformatorischen Thätigkeit von 1517—21. Den spätern Luther wirft er ohne Weiteres ins Lager der alten Scholastiker. Denn alles Positive erregt ihm Verdruß, und was er etwa davon stehen läßt, sind einige elende, schwächliche Reste. Ob der Mann samt seinen Genossen sich wirklich einbildet, daß das positive Christentum seinen Angriffen weichen werde, daß er den positiven Gehalt desselben aus der Luft schaffen, und die Kirche auf eine Reformation nach seines Herzens Gelüste eingehen werde? Staub wird er aufwirbeln, wie er dies schon genugsam gethan. Im Uebrigen wird die Kirchengeschichte über ihn zur Tagesordnung übergehen. Man baut am Reiche Gottes nicht durch bloße Negationen, und kein Tieferblickender wird sich durch hohle Phrasen, in denen uns immer auseinandergesezt wird, daß die ganze Entwicklung unsrer Kirche ein großer Fehler sei und ganz anders hätte verlaufen sollen — irgendwie düpiren oder aus der Fassung bringen lassen.

Wir kommen zu der Schenkel'schen Rede, der 10 Thesen vorausgeschickt sind. Schenkel will von dem Princip der Union handeln und nimt seinen Ausgang von der Reformation. Er macht die Entdeckung, daß der Protestantismus im Zeitalter der Reformation noch mit einem Reste katholisch-mittelalterlicher Anschauungen behaftet geblieben sei. Dieser alte Erbrest, den die Reformation nicht zu überwinden wußte, ist nach Schenkels Meinung die Unentbehrlichkeit des Dogmas für das christliche Heilsleben. Die Rückkehr des Protestantismus zum Dogmatismus ist eine schwere Verirrung, ein Abfall von seinem Princip. Der Dogmatismus hat die Spaltung der protestantischen Kirche in zwei Confessionen verschuldet. „So lange die Protestanten der Meinung sind, daß die „„reine Lehre"", die satzungsmäßige Formel, also das theologisch formulirte Gesez die Blütenkrone des protestantischen Geistes darstelle, so lange rühmen sie sich vergeblich, das Evangelium aus den verschütteten Gräbern wieder ans Licht gebracht zu haben. Denn das Evangelium ist Geist und Leben, nicht Formel und Gesez, es ist Religion und nicht Theologie."

Die Union hat nun die Fesseln des Dogmatismus gesprengt. „Sie ist der thatsächliche und rechtliche Ausdruck für das moderne protestantisch-christliche Bewußtsein, daß der Schwerpunkt des Christentums nicht auf dem kirchlichen Dogma, sondern auf der christlich-sittlichen Lebensgemeinschaft ruhe (Thes. 1). Sie hat jenen Schwerpunkt aus den vergänglichen Gebilden theologischer Systeme in das unvergängliche Heiligtum des Gemüts und Gewissens zurückverlegt. — Wo nun das Princip der Union eine Wahrheit geworden ist, da ist die kirchengesezliche Gebundenheit an die Auctorität der Bekentnisschriften eine sittliche Unmöglichkeit geworden. Ihre Auctorität muß fallen. Gleichwol ist in ihrem Inhalte ein Unvergängliches. Dies besteht aber nicht in den darin formulirten Lehrsätzen, sondern in den großen Grundsätzen, den lebendigen Ideen, aus denen sie entsprungen, von denen sie getragen sind.

Dieser Grundsätze gibt es hauptsächlich drei. Zum ersten gehen die Bekentnisschriften von der Voraussetzung aus, daß es keine höhere geschichtliche Erkentnisquelle des Heils gebe, als die Schrift. Was nun aber zur Heilswahrheit gehört, kann nur auf dem Wege freier Forschung ermittelt werden. — Zum zweiten erkennen die Bekentnisschriften in der Person Jesu Christi das angemessenste und höchste Offenbarungs-Organ des göttlichen Willens an die Menschheit. Ohne Christum kein Heil — das ist ihr Losungswort. — Drittens sind die Bekentnisschriften von der großen Wahrheit durchdrungen, daß die Gemeinde aller gläubigen Christen zur Selbstregierung berufen ist, und nicht unter der Gewalt eines mit besondern übernatürlichen Gaben und Vorrechten ausgerüsteten geistlichen Standes steht.

Wer diese drei „großen" Principien oder Grundsätze anerkent, der stellt sich unter die Auctorität des ächten und lebendigen protestantischen Bekentnisses. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 21. December. № 102.

Die Rede des Dr. Schenkel auf dem zweiten Protestantentage.

(Schluß.)

Das sind etwa die Hauptmomente der Schenkel'schen Rede, die wir meistens mit des Verfassers eigenen Worten angeführt haben. — Auctorität oder Freiheit: Schenkel stellt sich mit ganzer Entschiedenheit auf die Seite der lezteren, der absoluten, zucht- und zügellosen Freiheit. Er sieht nur darin das Heil der Kirche, wenn all' und jeglicher Dogmatismus d. h. alle Lehrauctorität niedergebrochen ist, und er begrüßt die Union als den großen kirchlichen Fortschritt, weil sie einen so bedeutenden Schlag auf die Verbindlichkeit der Bekentnisschriften ausgeführt habe. Er will in dieser Beziehung ganz reine, freie Bahn haben; und das Lossein von allen Auctoritäten, so daß sich Niemand noch durch irgend welche Schranke genirt oder beengt fühlt, nent er protestantische Gewissensfreiheit, auf welche namentlich die protestantischen Gemeinden ein unveräußerliches Recht haben. Freilich will es auf den ersten Blick scheinen, als zöge er durch die aufgestellten Principien doch wieder Schranken. Er spricht sogar von einem Sichstellen unter die Auctorität des ächten und lebendigen protestantischen Bekentnisses, wer jene Principien anerkenne. Aber es ist nur Schein. Jene Principien wollen keine Lehrsätze, sondern nur Grundsätze sein. Sie sind in der That auch nur ganz leere Formen und Formeln, abstracte Gesichtspunkte, weite Gefäße gleichsam, die ein Jeder nach seiner subjectiven Willkür mit beliebigem Inhalt erfüllen kann. Schenkel kann auf seinem dermaligen Standpunkte auch nicht anders. Hätte er z. B. bei dem zweiten aufgestellten Princip irgend welche positive Bestimmungen über Christi Person und Werk gegeben, so würde er eine neue Lehrauctorität aufgerichtet, d. h. seinen Standpunkt aufgegeben haben. Hätte er in seinem ersten Grundsaze die heilige Schrift als die höchste Erkentnisquelle des Heils oder als die absolute Norm der Erkentnis der christlichen Wahrheit hingestellt, und ihr diese auctoritative Stellung ohne weitere Cautelen eingeräumt, so würde er wiederum eine Schranke gezogen haben. Aber durch den Grundsaz von der freien Forschung (uns ist männiglich bekant, wie der Dr. Schenkel sie versteht) durchbricht er sofort wieder die Schranke. Kurz, er macht ganz freie Bahn, räumt Alles aus dem Wege, was einer Auctorität ähnlich sieht, und öffnet dem Subjectivismus Thor und Thür vermöge seines ganz leeren, rein formalen Freiheitsbegriffs. Ein Jeder mag auf seine eigene Hand forschen, der Eine dieses, der Andere jenes Resultat gewinnen. Hat er das Amt und den Beruf dazu, so mag er seine Ueberzeugungen auch vortragen nach bestem Wissen und Gewissen. Jeder Standpunkt, der sich nur geltend zu machen weiß, hat seine volle Berechtigung. Aber irgend welche Lehrauctorität aufzurichten, hieße den obersten protestantischen Grundsaz, die Gewissensfreiheit, in Fesseln schlagen.

Man muß diese Principien, die eine Beseitigung aller Auctorität auf dem Gebiete der Lehre erstreben, weiter rückwärts verfolgen. Sie haben ihre Wurzeln in der Gesamtanschauung Schenkel's über Wesen und Grundcharakter des Christentums. In dieser Beziehung hebt sich aus seinem Raisonnement der folgenreiche Saz hervor, der in seinen Consequenzen entscheidend ist: Das Evangelium ist Geist und Leben, nicht Formel und Gesez, es ist Religion und nicht Theologie. Prüfen wir, wie er diesen Saz versteht, wie er ihn verwendet, was er daraus folgert!

Das Christentum erhebt den Anspruch, die absolute Religion, die absolute Offenbarung Gottes zu sein. Das Object, dem sich die Offenbarung zuwendet, ist der gefallne Mensch. Sie will den Menschen aus der Tiefe des Falles zur Lebensgemeinschaft mit Gott erheben, und wir adoptiren in dieser Beziehung vollkommen den Saz, daß das Evangelium Geist und Leben sei, den rechten Geist und das rechte Leben vermittele. — Die Offenbarung hat nun aber ihr Absehn auf den ganzen Menschen. Denn da keine der verschiedenen Potenzen des geistigen und sittlichen Lebens nach dem Falle intact geblieben ist, so sucht sie alle diese verschiedenen Kräfte zu erneuern, zu reinigen, zu verklären, und sie wendet sich gleichmäßig an das Gefühl, an das Erkentnisvermögen, wie an den Willen, an das Wissen wie an das Gewissen. Sie ergreift den Menschen in seiner Totalität. — Jene verschiedenen Potenzen des geistigen und sittlichen Lebens hangen nämlich auf's Innigste zusammen, sie bedingen sich gegenseitig, sie wirken bei jedem geistigen Acte auf einander und mit einander. Die ethische Stellung, die ein Mensch einnimt, bedingt durchaus die Art und Weise seines Denkens, seiner Erkentnis, so sehr, daß schon Johann Gottlieb Fichte behauptete: die Menschen denken viel mehr mit dem Herzen, als mit dem Verstande. Wiederum insluirt der Erkentnisstandpunkt, den Jemand vertritt, unmittelbar auf sein sittliches Leben, und gibt diesem wenigstens zum Teil seinen Impuls, seine Direction. Sie corrumpiren sich auch gegenseitig, und wenn das Herz seinen Mittelpunkt in Gott

verloren hat, und den Mächten der Sünde verfallen ist, so trübt und verdunkelt sich auch das Auge des Geistes, das Licht der Erkentnis für die göttlichen Dinge, und der Mensch wandelt in der Finsterniß.

Hieraus resultirt aber, daß die göttliche Offenbarung, die den Menschen zu erlösen und zu erneuern strebt, keine Seite des menschlichen Wesens, weder die theoretische noch praktische oder ethische, unberührt lassen durfte und konte. Die heilige Schrift sagt dies bestimt aus. Sie gebraucht, um das Wesen der göttlichen Offenbarung zu bezeichnen, die technischen Ausdrücke: Wahrheit, Licht, Leben, Gnade. Das Evangelium ist nicht blos Leben, sondern es ist ebenso sehr Licht und Wahrheit. Wol ist es gewiß, daß die lezten Begriffe keineswegs blos theoretischer Natur sind, sondern das ethische Moment stets in sich mit befassen; ein Gleiches gilt von den Begriffen Erkentnis und Erkennen. Aber wer kann es verkennen, daß an vielen Stellen des N. T. die theoretische Seite die vorwiegende ist?

Die heilige Schrift legt durchweg ein ungeheures Gewicht auf das Erkennen der Wahrheit. Sie ist sich vollkommen bewußt, wie wichtig die rechte Erkentnis der Wahrheit in dem ganzen Organismus des geistigen und sittlichen Lebens ist. Die Apostel sind von dem Bewußtsein getragen, daß Gott ein Wort habe an sie ergehen lassen, daß sie im Besitze der Wahrheit Gottes sind. Die Wahrheit ist ihnen weder ein inhaltsleerer noch auch ein amphibolischer Begriff. Es legt sich in diesen Begriff, wenn wir so sagen sollen, die ganze lebendige Person Christi hinein. Denn Christus spricht: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Alles, was Christus und die Apostel in der Einheit des Geistes, in innerer Uebereinstimmung wie aus einem Ton von den göttlichen Dingen verkündigen, ist nach den Grundideen des Christentums der materiell erfüllte Begriff der Wahrheit. Das Christentum hat eine klare, deutliche, unzweideutige Antwort auf die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? — und der Apostel Paulus, der sich bewußt war, durch Christum aus dem Tode ins Leben gekommen zu sein, ist andrerseits ebenso felsenfest davon überzeugt, im Besitze der allein seligmachenden Wahrheit Christi zu sein, so sehr, daß er im Anfange des Galaterbriefes gegen alle falsche Lehre seine starke Stimme erhebt und ausruft: So auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders, denn wir euch gepredigt haben, ἀνάθεμα ἔστω! Kurz, das Christentum, wie es urkundlich in der heiligen Schrift uns vorliegt, macht den Anspruch, nicht allein für das christliche Leben, sondern auch für das christliche Denken unbedingte Auctorität zu sein.

Es sollte nicht nötig sein, an diese bekanten Thatsachen zu erinnern, wenn nicht immer wieder Versuche hervorträten, die klaren Gesichtspunkte zu verrücken. Dr. Schenkel u. A. trägt sich mit ganz andern Anschauungen über Wesen und Grundcharakter des Christentums. Er definirt das Evangelium als Geist und Leben. Er sagt: das Evangelium sei Religion und nicht Theologie. Kein vernünftiger Mensch wird ihm dies bestreiten. Die Theologie als Wissenschaft hat sich aus dem Bedürfnis des menschlichen Geistes nach Systematisirung des christlichen Lehrstoffs erst nachher entwickelt. Doch was verbirgt sich eigentlich hinter jener Phrase, über die alle Welt einverstanden ist? Die Tendenz ist diese, daß Schenkel, indem er das Evangelium ausschließlich als Leben faßt, nun die Lehre des Evangeliums zu etwas Unwesentlichem herabdrückt und sie freigibt. Er betrachtet Leben und Lehre als Gegensätze, die von einander unabhängig sind, und sucht die Bedeutung der leztern für das christliche Heilsleben so viel wie möglich abzuschwächen. Er weiß wol, warum er das thut. Er kann auf seinem Standpunkte die Schranke einer objectiven, fixirten Lehre, die Auctorität sein will, nicht gebrauchen. Er räumt alle Schranken hinweg, auch diejenigen, welche die Schrift noch ziehen könte. Deshalb muß das Evangelium blos Geist und Leben sein. Deshalb darf das Christentum nichts anders sein, als „das Evangelium der Liebe und Gotteskindschaft, wie es in Christo dargestellt und durch sein Leiden und Sterben besiegelt ist.“ Deshalb legt er den alleinigen Accent auf das Leben, und erklärt die Lehre für indifferent und vogelfrei, für eine Sache, deren Grundcharakter es ist, disputabel zu sein, bei der es niemals zu festbestimten, allgemein giltigen Resultaten kommen, die niemals den Anspruch erheben darf, Auctorität zu sein. Da, auf dem Gebiete der Lehre, können sich die verschiedensten Geister tummeln, die Resultate „der freien Forschung“ des Einen haben grade so viel Recht, als die des Andern, der decidirte Unglaube gilt ebenso viel, als der Glaube. — Um die Auctoritätsstellung der heiligen Schrift zu untergraben, haben Schenkel und Genossen einen ausgezeichneten Fund gethan. Sie geben nämlich vor, vermöge ihrer freien Forschung „das Christentum Christi“ reproduciren zu wollen. Die Tendenz bei dieser Reproduction des Christentums Christi geht dahin, die Evangelisten und Apostel mit Einem Schlage bei Seite zu schieben, dieses und jenes nach subjectiver Willkür aus der Schrift herauszugreifen, was das Christentum Christi repräsentiren soll, das Dogmatische auf sich beruhen zu lassen, dagegen wie weiland der Nationalismus einige ganz allgemeine religiös sittliche Sätze der Schrift zu entlehnen, die aber, weil sie von der dogmatischen Grundlage losgerissen sind, zu Trivialitäten und Gemeinplätzen herabsinken.

In der That, wenn man dies Alles ins Auge faßt, so verwahrt sich Dr. Schenkel vergebens gegen den Vorwurf, daß er den positiven Gehalt des Christentums auflösen wolle. Es ist nur eine naive Selbsttäuschung, wenn er meint, daß seine polemische Stellung nur gerichtet sei gegen die ungenießbare vergängliche dogmatische Schale, und nicht gegen den Kern der christlichen Wahrheit und des christlichen Lebens. Wer die großen Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christentums für gleichgültig erklärt oder principiell in Frage stellt, der tastet das Wesen des Christentums an, der befindet sich in einem äußersten Gegensaz zu dem positiven Gehalt des Christentums, zu dem Geiste, der in Aposteln und Evangelisten wohnte und wirkte, und in dessen Kraft sie das Evangelium der Welt bezeuget haben.

Die großen Realitäten des Christentums, die Thaten Gottes

in Christo zu unsrer Erlösung haben die Männer Gottes in ihr innerstes Leben und Bewußtsein aufgenommen. Jene Thatsachen sind der Inhalt ihres Glaubens und Wissens gewesen. Ihr Bewußtsein von den göttlichen Dingen, ruhend auf der innersten Lebenserfahrung, ist eine gewisse, unzweifelhafte Zuversicht; der äußerste und schärfste Gegensaz zu dem Schenkel'schen Grundsaz: *Πάντα ρεῖ*! Sie haben das Evangelium, welches in ihnen ein Leben geworden war, verkündigt und gepredigt, damit es das Leben der Welt würde. Sie haben es verkündigt nicht in der Form von dogmatischen Satzungen, sie haben keine dogmatischen Compendien geschrieben. Die apostolischen Schriften sind Gelegenheitsschriften, entsprungen aus dem lebendigen Urquell des christlichen Geistes je nach dem praktischen Bedürfnis — wir fragen aber, ist die christliche Lehre in ihnen weniger fest und fixirt, wollen sie weniger Norm für das christliche Denken und Wissen sein, weil sie formell keine wissenschaftlich ausgeprägte Satzungen enthalten? — Dr. Schenkel scheint sich etwas darauf zu Gute zu thun, gefunden zu haben, daß das Evangelium kein theologisch formulirtes Gesez, sondern Geist und Leben sei, daß die Bibel keine wissenschaftliche Dogmatik, sondern ein Volksbuch sei. Was will er mit diesen allgemein anerkanten Sätzen? Er will uns einreden, daß die Lehrsubstanz der heiligen Schrift etwas Flüssiges, nach der subjectiven Freiheit eines Jeden Dehnbares sei, daß folglich auch die Kirche niemals das Recht gehabt habe, Glaubensbekentnisse aufzustellen, die nach den Anschauungen des Dr. Schenkel nur satzungsmäßig vorgeschriebene Formeln, theologisch formulirte Gesetze sind ohne Geist und Leben. Dr. Schenkel irrt aber vollständig. Ist die Bibel auch ein Volksbuch — und wir können dies nur zum Teil zugeben Angesichts eines Buches wie der Römerbrief, wo sich schon ein starker Ansaz findet zu einer systematischen Verarbeitung des christlichen Lehrstoffes — aber ist sie auch ein Volksbuch, so ist die Lehre darin doch eben so fixirt als in den spätern Glaubensbekentnissen, und sie bindet die dissoluten Geister eben so sehr, wie diese.

Dr. Schenkel braucht sich nicht binden zu lassen. Er kann sich von der Schrift lossagen und seinen Dissens erklären. Er kann z. B. behaupten, daß die Theologie des Apostels Paulus noch mit einem Reste alt-jüdischer Anschauungen behaftet geblieben sei, welche der Apostel nicht habe zu überwinden gewußt, daß in der heiligen Schrift überall viel zu viel Dogmatisches enthalten sei, was als die ungenießbare Schale billig aus ihr entfernt werden sollte. Er kann dies Alles sagen im Namen seiner gerühmten Gewissensfreiheit, wie er sie versteht. Nur Eins kann und darf er nicht behaupten, nämlich: daß die Schrift nicht auch ihn binden wolle, daß sie nicht den Anspruch erhübe, auch ihm, dem Kirchenrath Schenkel Auctorität sein zu wollen. Der Saz des Apostels: Wer Euch ein anderes Evangelium verkündigt, als was Ihr empfangen habet, *ἀνάθεμα ἔστω* — will ein allgemein gültiger sein, und reichet auch in das theologische Denken wie in die amtlichen Functionen des Dr. Schenkel hinein. Vielleicht wäre es zweckmäßig, seinen Dissens zur Schrift offen und ehrlich zu erklären, und das Gerede von freier Forschung, hinter der sich nur die dürre Negation der biblischen Positivitäten verbirgt, ein für alle Mal aufzugeben. Denn dann kämen wir aus den Nebeln in die Klarheit, aus dem Schein ins Wesen, und auch die blödesten Augen müßten dann erkennen, daß alle die Invectiven, die Schenkel gegen die Orthodoxen schleudert, unmittelbar gegen die Apostel und Evangelisten gerichtet sind, daß sein Bestreben, mit den kirchlichen Bekentnissen aufzuräumen, nichts anderes ist, als die Schrift selbst über den Haufen zu stürzen. Ja, so ists! Der Apostel Paulus z. B. wird geschmäht und gescholten, gegen ihn wird geeifert und gegeifert, wenn Schenkel „voll sittlicher Entrüstung" gegen die Orthodoxen und die Orthodoxie losfährt, und nicht müde wird, sie an den Pranger zu stellen.

Wir sagen troz der Bannstrahlen eines Schenkel: die Kirche hat ein gutes Recht gehabt, Glaubensbekentnisse zu stellen, ihrem Glauben Ausdruck zu geben, Auctoritäten aufzurichten, Schranken zu ziehen gegen den Unfug der Willkür. — Nicht alle Menschen haben die Complexion des Dr. Schenkel. Sie haben ein anderes Blut. Es ist ihnen einfach unwohnlich, auf Brei zu stehen oder auf dem Winde zu reiten. Sie haben das Bedürfnis nach etwas Gegebenen, Festen, Sichern, was sie mit der vollsten Freiheit in ihr geistiges Leben hineinziehen, was sie mit ihrem innersten Denken und Leben vermählen, worin ihr Herz ausruhen kann. Schenkel mag dies beklagen, er mag dagegen wüten, ändern wird ers nicht können. — Es ist der Zug der Kirche nach dem Positiven gewesen, der die großen Glaubensbekentnisse geschaffen hat, und zwar in Zeiten, wo sie in Gefahr war, die Positivitäten des Christentums zu verlieren. Da hat sie sich zusammengeschlossen, um aus den negativen Strömungen, die gegen die Kirche anbrausten, die positiven Wahrheiten des Christentums zu retten. Wenn irgend etwas, so sind die Schöpfungen und Bildungen der Glaubensbekentnisse in der Kirche Thaten ihrer Freiheit gewesen, und es ist immer etwas Großes gewesen: dieser Zusammenklang der Geister, die sich auf einen gemeinsamen Boden stellten, und die Realitäten des Christentums in stürmischen Zeiten wie Grundpfeiler hoch aufrichteten in der Kirche. Ist freilich der lebendig machende Geist entflohen, aus dem die Bekentnisse geboren sind, so werden sie zu todten Satzungen herabsinken, und wir sind keineswegs in dem Falle, Alles in Schuz nehmen zu wollen, wie man die Verbindlichkeit der Bekentnisse in äußerlicher, gesezlicher Weise gehandhabt und ihnen Geltung verschafft hat. Namentlich wird aber derjenige in ihnen nur todte Formeln und Formen, nur äußerliche Satzungen und Gesetze erblicken, er wird die Aufrechterhaltung derselben und das Stehen auf dem Boden der Bekentnisse nur todten, öden Formeldienst und Buchstabenknechtschaft nennen, der sich zu ihrem positiven Inhalte in einer radicalen Opposition befindet. In diesem Falle ist Schenkel und Genossen. Nach seiner Meinung liegen die Bekentnisse auf der Kirche wie ein eiserner Bann, wie ein Joch, und sein Streben ist darauf gerichtet, die Kirche von Formeln und Formen, vom Dogmatismus zu befreien. Daß Christenmenschen mit Geist und Freiheit auf den Bekentnissen

stehen, und in ihnen den Ausdruck ihres Denkens und Lebens finden, ist ihm ein unvollziehbarer Gedanke. Sie müssen deshalb allesamt verblendete Buchstabenknechte sein.

Mit ihnen ist nichts anzufangen, eine Vereinigung mit ihnen ist nicht möglich. „Denn", sagt er, „die confessionelle Dogmatik will ihr Scepter nicht niederlegen. Die Theologen wollen sich mit dem einfachen Gemeindeglauben, der ihren Subtilitäten den Rücken kehrt, in der Kirche nicht zufrieden geben. Der Clerus will von seinen, dem Volke unverständlichen Formeln nicht lassen, zumal da sie dazu dienen, seine eigene Wirksamkeit mit dem Zauber des Mysteriums zu umgeben, und ihm die Mühe ersparen, mit den Kindern unserer Zeit die Sprache zu reden, die ihrer geistigen Bildung entspricht, und ihrem Herzen die angemessenste ist." — Ihnen, den Theologen, dem Clerus, schreibt Schenkel also den Absagebrief. Dagegen appellirt er an das Volk und ruft es auf den Plan. Das Volk soll voran, ihm drückt er das Banner in die Hand, welches die Aufschrift trägt: Gemeindeprincip! „Nie sind", sagt Schenkel irgendwo in seiner kirchlichen Zeitschrift, „kirchliche Erneuerungen von Priestern und Bischöfen ausgegangen, sondern von Männern des Volks, welche die Gabe und die Weihe dazu von Gott empfangen hatten." Auch jezt muß die Sache von der Nation in die Hand genommen werden, nicht vom Clerus. Denn weil dieser seine Zeit verkant hat, weil er fortfährt, galiläisch zu reden, weil er auf die moderne Culturentwicklung nicht eingegangen ist, so hat er seine Mission verwirkt und ist zu den Todten geworfen.

Wenn wir nun diese Reden und Redensarten auf ihren eigentlichen Inhalt zurückführen, so ist ihr Sinn unzweifelhaft dieser, daß das Volk, nämlich das Schenkel'sche Volk, ihm helfen soll, daß die Bekentnisschriften als Lehrauctoritäten aus der Welt kommen, und die Schenkel'schen „Grundsätze und lebendigen Ideen" an die Reihe kommen. Beiläufig muß hier zunächst bemerkt werden, daß Schenkel nach dem Vorgange aller Volksmänner einen Teil des Volks oder eine gewisse Schicht des Volks rundweg das Volk nent. Es ist das ein kleiner Rechnungsfehler, der aber weiter nicht genirt. Denn daß es noch andere Elemente im Volke gibt, die die „Grundsätze und lebendigen Ideen" Schenkels nicht goutiren — darauf komt es ihm nicht an. Sie sind nicht das Volk, sie kommen nicht in Betracht, sie zählen nicht mit.

Wir wollen ihn nun grade nicht mutlos machen, aber sagen müssen wir's doch: Herr Schenkel wird sich in dem Volke, in *seinem* Volke verrechnen! Sein Volk ist viel zu indifferent gegen die kirchlichen Dinge, als daß es sich in einen nachhaltigen Kampf hineinjagen lassen, überhaupt nachhaltig diesen Dingen sein Interesse zuwenden sollte. Wol läßt es sich einmal momentan aufregen, wenn es gilt, eine liberale Predigerwahl durchzusetzen oder ein gutes Gesangbuch über die Höhe zu bringen. Wol läßt es sich einmal, wenn sich Gelegenheit bietet, Phrasen vordreschen von Gewissensfreiheit, und reibt sich die Hände, wenn die Orthodoxen zunichte gemacht werden. Im Uebrigen ist's eine schwer bewegliche Masse, in ganz andern Interessen versunken, als wozu sie Herr Schenkel gebrauchen will. Freilich ruft uns Schenkel immer zu: Das Volk hat Religion, nur nicht Eure Religion, nur nicht die Religion mit Euren Subtilitäten, ihr lutherischen Pfaffen! Es hat Religion — nur mag es Euer Galiläisch nicht! — Nun, es läßt sich nicht statistisch genau ermitteln, wer und wie Viele Religion haben, wer nicht. Um das zu sehen, müßte einmal eine große kirchliche Krisis eintreten. Das Volk müßte von allen den Theorien, die Schenkel ihm seit Jahren gepredigt hat, selbst die praktischen Consequenzen ziehen, und die große Volkskirche etablirt werden, kurz die Geister müßten offenbar werden, — dann würde auch Herr Schenkel sehen, daß es mit der Religion des Volkes doch nicht sehr glücklich bestellt sei, wenn erst das Massenregiment käme. Man würde ihn bald bei Seite werfen troz seines Protestes, daß es so nicht gemeint sei. Jedenfalls gibt es unter dem auf der Höhe moderner Cultur stehenden Volke allerlei Volk. Es gibt auch Materialisten und Pantheisten darunter, die den Standpunkt Schenkels weit hinter sich haben und schon anfangen, ihn zu belächeln. Was munkelt doch der böse Dr. Strauß? Wie? Die kritischen Resultate des Dr. Schenkel sollen eigentlich in Tübingen fabricirt sein? Sie sollen den Neckar heruntergeschwommen und bei Heidelberg ans Land gezogen sein, um hier zu dem „Charakterbilde Jesu" verwertet zu werden? Es ist schlimm, wenn man anfängt, ein Gegenstand der Ironie zu werden!

Ein verweser Pfarrer.

(Schluß.)

„Nach allen Untersuchungen ist der Mensch durchaus nicht im Stande zu unterscheiden, ob ein Bild von außen oder von innen das Sehfeld seines Auges trifft; er unterliegt diesen Eindrücken unwillkürlich und widerstandslos. Und ganz wie mit dem Auge, so ist es auch, nur seltener, mit dem Ohr; Worte, Reden, die man im Innern oft bewegt und wiederholt, treffen zulezt das Trommelfell mit der Gewalt eines wirklichen Tons." S. 108. Was diese Zustände, die man Entzückungen oder Verzückungen zu nennen pflegt, von den Träumen scharf unterscheidet, das ist, sie vererben sich, sie sind ansteckend. Ganz in dieser Weise erklären sich nun auch die Erscheinungen, die die Jünger von Jesu hatten. Sie waren die Fortsetzung der Eindrücke, die die Jünger während seines Lebens von Christo empfangen hatten. „Die Worte, die er sprach, waren die Wiederholung dessen, was er bei Lebzeiten zu ihnen geredet; seine Geberden die bekanten Geberden seines Umganges mit ihnen." S. 109. Daneben gab es aber auch andere Erscheinungen, in denen Jesus die Gestalt des zum Himmel Erhöheten hatte, und neue wunderbare Worte sprach. „Indem sie sich wiederholten: „„Dir ist gegeben alle Gewalt im

Himmel und auf Erden"", hörten sie zulezt ihn selbst sprechen: „„Mir ist gegeben alle Gewalt."" Die Wahrheit, die allen diesen Visionen zu Grunde liegt, ist die feste Ueberzeugung: Der Mensch ist seinem Geiste nach unsterblich; der Geist sinkt nicht mit dem Leibe zugleich ins Grab, um dort zu vermodern, sondern kehrt zu Gott, als zu seinem Ursprung zurück. Der Mensch lebt fort in der Liebe der Seinigen und wirkt weiter in seinen Werken. Und was er in seinem Leibe nicht vollbringen konte, das wird die Zeit zur Reife bringen. S. 110. „Es wäre richtiger, anstatt immer von der Auferstehung Jesu, von seinem Fortleben unter uns zu reden." S. 111. — Der rasche Zuwachs der Gemeinde nach dem Tode des Herrn wird uns erklärlich durch das, was wir von der Apostel Lehre und ihrem Leben vernehmen. In der Lehre machten sie zum Hauptpunkte die Predigt von der Auferstehung Jesu und die Schilderung des nun sofort anbrechenden Gottesreiches, das sie in den Farben und mit den Worten der Propheten ausmalten. „Diese Sprache war Allen wolbekant und verfehlte nie ihre Wirkung auf die buchstabengläubigen Juden." S. 112. In der Lehre von der Erfüllung des Gesetzes stunden die Jünger offenbar mit den Priestern und Pharisäern auf ein und demselben Boden. Die Lehre Jesu war ihnen selbst zu einem Gesetze geworden. Der schlagendste Beweis liegt in der eigentümlichen Erscheinung der Gütergemeinschaft. Durch dieselbe wurden die bisherigen Gemeindeglieder verdorben, und eine Menge Leute herbeigelockt, die sonst nie daran gedacht hätten, Christen zu werden; ein anschauliches Bild, wohin es führt, wenn man, anstatt den Sinn und Geist einer Lehre zu erfassen, hier der brüderlichen Liebe, ein Wort herausgreift und nach diesem allein die Welt umändern will. S. 117. Umgestaltet wurde der Zustand der ersten christlichen Kirche durch Paulus„körperlich schwächlich und unansehnlich", beeinflußt durch ein „höchst schmerzliches Nervenleiden", doch außerordentlich ausdauernd und von ungeheurer geistiger Willenskraft. Bekant ist, wie seine Bekehrungsgeschichte erzählt wird. Es ist „augenscheinlich", daß die Damascuserscheinung „nichts Anderes war, als die Stimme des Gewissens in Paulus, das endlich dem langen Kampf seiner Gedanken ein Ende machte." S. 131. Er ging nun zuerst nach Arabien. „Dort, wo in späterer Zeit auch Mohamed seine Religion aussann, hat Paulus aus der alten jüdischen Religion und aus seinen neuen Erlebnissen eine neue Religion zusammengesezt, die von der einfachen Weise, wie Jesus das Gottesreich verkündigt hatte, weit genug abstach. Da er absichtlich von den alten Jüngern nichts wissen wollte, ist es freilich nicht zu verwundern, daß er auch eine von ihrer Verkündigung völlig freie Lehre zu Stande brachte." S. 131. Unangenehme Erörterungen fanden zwischen beiden Parteien statt. Seit seiner zweiten Missionsreise finden wir Paulus nie mehr in Gemeinschaft mit andern ihm Gleichstehenden, sondern nur umgeben von Gehülfen, die schon der äußern Stellung nach ihm untergeordnet waren, „und bei denen keinerlei Widerspruch gegen seine Meinung zu befürchten war." S. 140. Auf einer dieser Reisen wirkte Paulus lange in Corinth, neben der Predigt als „Geselle" des Aquila. Die Verhältnisse dieser Gemeinde waren sehr schwirig. Ihre Zusammenkünfte boten ein höchst unerquickliches Bild. Ging es an die Predigt, „so hörte man wol zwei, drei, fünf, zehn auf Einmal, Männer und Weiber durcheinander, rufen." Am schlimsten arteten die Liebesmale aus. Die Unbescheidenheit und Arbeitsscheu der Armen hatte diese Einrichtung dahin verstanden, daß sie sich von den Reichen ernähren ließen. Diese jedoch wollten sich zulezt auch nicht länger misbrauchen lassen, verzehrten ihr Mitgebrachtes allein, während ihre Nachbarn hungrig und neidisch zusahen. War das schon ein eigentümliches Liebesmal, so verlezte die Ausgelassenheit, die bei diesen Malzeiten herschte, auch ihre religiöse Bedeutung. Wie war es möglich, zum Schluß noch Abendmal zu halten, wenn in wüstem Durcheinander „die Einen lärmten, die Andern schliefen?" S. 146 f. Nach längerem unermüdlichem Wirken in den Heidenlanden wurde Paulus in Jerusalem gefangen genommen, nachdem vorher noch unangenehme Verhandlungen mit den dortigen Häuptern der Gemeinde stattgefunden. Was die Apostelgeschichte in dieser Beziehung erzählt, „das dient nur dazu, uns mistrauisch zu machen." S. 153. Sie scheint etwas zu verhüllen, was man später nicht mehr gern hörte. Von Jerusalem wurde er dann nach Rom geführt, und ist dort dem allgemeinen Blutbad unter Nero gewis nicht entgangen. Auf jenem Leichenfelde verlieren sich die Spuren des Apostels.

In einem Anhang folgt dann unter Anderm die Betrachtung der neutestamentlichen Schriften. Die „vier Evangelien waren allgemein in Gebrauch erst 150—160 Jahre nach Christi Geburt." Keines derselben ist von einem Apostel oder einem Augenzeugen verfaßt, sondern alle gehen schon auf die Berichte einer spätern Zeit zurück. Eben darum sind sie auch schon ganz voll von Wundererzählungen. „Es folgt daraus, daß man sie mit Behutsamkeit lesen muß." S. 179. Die Apostelgeschichte will Frieden zwischen Judenchristen und Heidenchristen predigen. Um das Bild apostolischer Eintracht herauszubringen, ist freilich der wirklichen Geschichte „oft ziemlich viel Gewalt angethan, und auf Kosten der Erbaulichkeit komt die Wahrheit zu kurz. Neben diesen geschichtlichen Schriften enthält das Neue Testament ferner eine Samlung von Briefen. Der einem Briefe vorgesezte Name bedeutet nicht immer den wirklichen Verfasser, sondern oft blos den Apostel, in dessen Sinn und Geist der Brief abgefaßt sein soll. Das lezte Buch ist die sog. Offenbarung des Johannes. Sie prophezeit den sofortigen Untergang der Welt, der also nicht eingetreten ist. — „Der Geist, der von Jesus ausgegangen ist, muß in den Herzen der Menschen fortleben, nicht auf dem Pa-

pier. Darum hat schon Paulus treffend gesagt: „„Der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der lebendig macht.““

So schreibt Herr Salomon Vögelin, Pfarrer in Uster, welcher gelobet hat, „das Wort Gottes, Gesez und Evangelium nach den Grundsätzen der evangelisch-reformirten Kirche gemäß den heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes treu und lauter zu verkündigen", in einem Buche, das für die Bildung der Jugend bestimt ist, von dem er selbst sagt: „diese Schrift ist recht eigentlich aus der Schule hervorgegangen. Für's erste ist, was ich hier schriftlich biete, das, was ich von Anfang an sowol an der Sekundarschule, als an der Ergänzungsschule mündlich durchgenommen habe. Sodann ist der ganze Stoff während zwei Jahren mit den hiesigen Lehrern Abschnitt für Abschnitt aufs Sorgfältigste durchgegangen, geprüft, redigirt, wiedergeprüft, und erst nach allseitiger Verständigung, namentlich auch über den Ausdruck, festgesezt worden." Als gesicherte Ergebnisse der neuesten Forschungen werden die bodenlosesten Willkürlichkeiten im herausfordernsten Tone, mit leichtfertiger Anmaßung hingestellt, von dem Gliede einer Partei, die sich mit Vorliebe ihres ernsten Gewissensdranges, ihres heiligen Wahrheitstriebes zu rühmen pflegt, und einer der angesehensten zürcherischen Stadtgeistlichen scheut sich nicht, in öffentlicher Synode, das „sehr interessante Büchlein" des Herrn Pfarrer Vögelin der Beachtung zu empfehlen. Mit welcher absurden Keckheit, man dürfte wol sagen Frechheit, die Texte der heiligen Schrift in diesem elenden Jugend- und Volksbuch behandelt werden, mögen noch folgende Stellen beweisen, welche als Worte des Herrn angeführt werden. Selig seid ihr, die ihr reines Herzens seid, denn ihr werdet Gott schauen. (In euerem Herzen wird sich wie in einem reinen Spiegel Gottes Ebenbild einprägen.) S. 29. Ihr sollet nicht meinen, daß ich nur gekommen sei, das Gesez oder die Propheten aufzulösen. S. 30. Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen. Also ist der Mensch auch Herr des Sabbats. S. 69. Fürchtet euch nicht vor Denen, die nur den Leib tödten können, die Sele aber nicht zu tödten vermögen. Fürchtet vielmehr Den, dem ihr Rechenschaft schuldig seid über eure Sele! S. 67. Die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel des Himmels haben ihre Nester, aber wer den Menschen nachgeht, hat nicht, wo er das Haupt hinlege. S. 27. — Gilt nicht bei solchen Büchern noch immer das höhnende Wort von Goethe: Kam mir ein Einfall von ungefähr, so spräch ich, wenn ich Christus wär?

Nachrichten.

Von der Niederhessischen Gränze, im December 1867.

Sei es einem aufmerksamen Beobachter der Entwicklung der Kurhessischen Kirche gestattet, über die neuesten Veröffentlichungen im Interesse dieser, immerhin sehr beachtenswerten Kirche Bericht zu erstatten. Dieser aufmerksame Beobachter darf sich mit gutem Gewissen auch einen unparteiischen nennen, und darum darf er nicht verschweigen, daß bei den Schritten, welche neuerlich und neuestens, besonders von Seite der Niederhessischen Geistlichkeit erfolgten, um den bisherigen Bestand zu retten, immerhin die Politik etwas hereinspielte. So erklärbar und teilweise entschuldbar Solches auch sein mag, so trägt es doch sehr zur Trübung der Lage bei, und kann nach Innen und Außen der guten Sache nur schaden, weil auf dem Felde der Politik Leidenschaften rege gemacht werden, welche der Kirche völlig fremd bleiben sollten.

Wir verlangen nicht stoische Apathie, wo es sich um Entfernung der Dynastie und den Verlust der Selbständigkeit des Vaterlandes handelt, aber doch darf billig gefordert werden, daß den vorhandenen dringenden Verhältnissen und Forderungen einigermaßen Berücksichtigung gewährt werde, besonders wenn dieselben nach einem Gesetze der Notwendigkeit erfolgten, dessen Fäden in Gottes unerforschlicher, aber stets in Gericht und Gnade waltender Hand zusammen laufen. Ferner darf von Geistlichen insonderheit ruhige Anschauung und Ergebung erwartet werden! sie sollten mit Vermeidung aller Bitterkeit in gerechter Beurteilung der immerhin verwickelten Sachlage und im Gehorsam des vierten Gebotes der Gemeinde vorangehen, und nicht durch gelegentliche oder geflissentliche Aeußerungen die Brandfackel der Unzufriedenheit zu nähren suchen! So weit die nachstehend verzeichneten Zeugnisse und Eingaben an die höchsten Behörden von politischen Motiven geleitet und durchdrungen sind, so weit werden sie wirkungslos verhallen.

Es wird gewis von keiner Seite her geläugnet werden können, daß die Preußische Regierung, besonders in der neuesten Zeit und seit dem Besuche des Königs in Cassel, (im August d. J.) namentlich auf dem kirchlichen Gebiete, mit großer Schonung zu Werke geht und den altgeknüpften Banden mit dem Fürstenhause und der Person des Kurfürsten zarte Rücksicht trägt. Ein Beispiel ist Consistorial-Rath Dr. Vilmar in Marburg, ein entschiedener, fester Charakter. Seine Anhänglichkeit an den depossedirten Kurfürsten ist bekant; obgleich es eben so bekant ist, daß ihn der Kurfürst nicht ertragen mochte und darum aus seiner Nähe entfernte. Dr. Vilmar, der in der Weise mit der neueren Geschichte des Landes verwachsen ist, daß man unwillkürlich an ihn denken muß, wenn man den Namen Kurhessens hört, macht aus seinem Schmerze über die politische Veränderung in seinem Vaterlande keinen Hehl, und verbirgt auch nicht seine Abneigung gegen Preußen; aber, — es ist ihm nach wie vor die freieste Bewegung gestattet, und er ist noch nie wegen seiner gereizten Sprache (z. B. in den Vorreden zu seinen neuesten Büchern, in dem Schlußworte zu seinen pastoraltheologischen Blättern oder auch in seinen Ansprachen und Conversationen) in Anspruch genommen worden.

Treten wir nunmehr der Frage näher: „Was ist in Hessen zur Wahrung des Bekentnisstandes, und zur Abwehr der Union, seit der Besiz-Ergreifung durch Preußen geschehen?" so machen wir von vorn herein die Bemerkung, daß einheitliche Schritte aus dem gesamten Lande Kurhessen bisher nicht geschehen sind, auch nicht geschehen konten, weil eben die Kurhessische Landeskirche eine einheitliche nicht ist. Es sind in dem Lande die drei Kirchenabteilungen neben einander. Die Provinz Hanau ist unirt, Oberhessen mit Marburg ist größtenteils lutherisch mit einzelnen untermischten reformirten Gemeinden, und Niederhessen mit Cassel umschließt die s. g. Hessisch-reformirte Kirche,

d. h. wie Viele dort zu sagen pflegen, die Kirche mit lutherischem Herzen und reformirtem Angesichte. Wir beschränken uns für dieses Mal auf Mitteilungen aus der Provinz Nieder-Hessen mit Cassel.

Vom Sommer d. J. datirt eine Schrift vom C.-R. Dr. Vilmar: Die Gegenwart und die Zukunft der Niederhessischen Kirche. In Aphorismen erörtert von A. F. C. Vilmar, Cons.-Rath in Marburg. Die kleine Schrift von kaum drei Bogen ist von der Sorge eingegeben, es möchte die Niederhessische Kirche dem Anpralle der Preußischen Union nicht gewachsen sein, „nicht nur deshalb, weil seit einer Reihe von Jahren von der kryptocalvinistisch-unionistischen Seite keine Mühe gespart worden ist, diese Kirche als indifferent in den Unterscheidungslehren zwischen der lutherischen und reformirten Kirche, mithin als für die Union bereits vollständig präparirt, ja als schon wirklich unirt darzustellen, sondern vor Allem aus dem Grunde, weil innerhalb der Hessischen Kirche von bekanten unionistischen Führern eine Agitation ins Werk gesezt wurde, um unter den veränderten politischen Verhältnissen eine Umkehrung der Kirchenverfassung mittelst Einführung einer Synodal-Organisation zu erwirken ꝛc." Es ist nun Vilmars Rath an seine Niederhessischen Landsleute recht auf der Hut zu sein und das lutherische Bekentnis, aus dessen Brunnen-Gruft sie ja doch eigentlich gehauen seien, mehr bei sich zur Geltung kommen zu lassen. „Wir haben es nicht mehr mit dem alten Feinde, dem Rationalismus zu thun, welcher, so arg er auch im Einzelnen verwüstet hat, doch blöde genug war, nicht zu wissen, wo das Herz der Kirche sizt, welcher die Ordnungen und Bekentnisse vernichtete, eben darum aber, weil er deren Kraft unterschäzte, ihren Bestand unangefochten ließ, und später ihre Kraft an sich selbst reichlich erfahren mußte. Der jetzige Feind ist ein viel klügerer, weil von uns ausgegangener Feind, welcher die wirklich schwache Seite unseres Kirchenwesens sehr wol kent, besser, als vielleicht wir selbst, und seine Stöße geradezu auf unser Herz richtet; suchen wir nun Hand oder Arm oder Fuß gegen ihn zu decken, lassen aber das Herz unbeschüzt, so trifft er eben das Herz, vielleicht bis zum Tode. Es kann uns, stellen wir jezt nicht das Bekentnis in aller Unbedingtheit, immerhin auch in aller Schroffheit, voran, recht wol durch den Feind unmöglich gemacht werden, in der Folge überhaupt noch zu bekennen." — Landgraf Moritz hat vielleicht mit Absicht, vielleicht nur durch die Verhältnisse eingeengt, die niederhessische, s. g. reformirte Kirche zu einer Insel unter den deutschen Kirchenkörpern gemacht. Und diesen insularen Standpunkt wollen wir festhalten? — — Wir halten ihn aber fest, wenn wir uns lediglich auf die Kirchenordnung und nicht in erster Stelle auf das Bekentnis in runder, klarer, allen Zweifel unbedingt ausschließender Weise berufen."

Kaum hatte der ergraute Vorkämpfer in das Streithorn gestoßen, so vereinigten sich in Niederhessen rührige Kräfte für Wahrung des Bekentnisses und der alten Hessischen Kirchen-Ordnung. Vor Allem unterschrieben 118 Pastoren Niederhessens in Bebra unter dem 12. Juli einen Protest gegen alle Neuerungen der Lehre und der Kirchenordnung, worin sie unter Anderem sagten: „Eine Aenderung ihrer Verfassung, vollends die Einführung einer solchen, welche der Kirche Augsburgischen Bekentnisses fremd, und nur der Kirche Helvetischen Bekentnisses eigen ist, müßte nicht blos als eine Zerstörung unserer Kirchenordnung vom Jahre 1657, welche in dem Leben des Volkes tiefe Wurzel geschlagen, und durch Pflege der Gottesfurcht, Zucht und Sitte segensreiche Früchte getragen hat, sondern auch als eine Zerstörung des dem Hessischen Volke eigentümlichen Lebens selber angesehen werden!"

In einer weiteren Eingabe an das Cultusministerium in Berlin, die ebenfalls entschieden gegen Einführung der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung protestirt, sagen dieselben Unterzeichner, die sich in der oben gedachten Vorstellung an den König selber gewendet hatten: „Da unsere Kirchenordnung dem gesamten Glaubensinhalt der Augsburgischen Confession, zu der unsere Niederhessische Kirchengemeinschaft sich bekent, die zutreffendsten Formen darbietet, in die Erscheinung zu treten, sich zu entfalten und fortzupflanzen, so liegt für die lebendigen Glieder unserer Kirchengemeinschaft nicht das geringste Bedürfnis vor, in irgend welcher Richtung die Formen der Kirchenordnung durch andere zu ersetzen. Es könte eine solche Maßnahme also nur zu Gunsten der vom Glauben Abgefallenen und der von diesen, beim Mangel zureichender eigener Einsicht verleiteten vollzogen werden, und müßte folglich für diese und für die in lebendigem Glauben auf der Augsburgischen Confession noch Stehenden gleich verderblich wirken."

Man sieht, das lutherische Bekentnis ward von der s. g. reformirten Niederhessischen Kirche als Panier aufgesteckt, das helvetische, reformirte Bekentnis wird ausdrücklich perhorrescirt! — So entschieden war dies bisher noch nicht geschehen!

Ein Mitglied des Casseler Consistorium Kraatz ließ sich zum Militair-Oberprediger der gesamten Preußischen Garnison berufen und hatte mit der Annahme dieses Rufs ein Amt in der unirten Kirche angenommen. Sofort vereinigten sich 18 Niederhessische Pastoren, darunter 5 Metropolitane, und erließen folgende Erklärung an denselben:

An Seine Hochwürden des Herrn Consistorialrathes und Divisionspredigers Kraatz in Cassel:

„Durch die Annahme eines Amtes in der unirten Kirche, einen Schritt, dessen Verantwortung wir Ihrem Gewissen anheimgeben müssen, sind Sie aus Ihrer bisherigen Kirchengemeinschaft, der Sie durch die hessischen Kirchenordnungen angehörten, ausgeschieden. Wir, die wir in dieser Kirchengemeinschaft auf Grund dieser Kirchenordnungen festbeharren, müssen nach dem unumstößlichen kirchlichen Grundsatze, daß Niemand in einer ihm fremden Kirchengemeinschaft ein Amt bekleiden kann, es mit Ihrer jetzigen kirchlichen Stellung für durchaus unverträglich erkennen, daß Sie in unserer Kirchengemeinschaft ein Amt, zumal ein Amt im Consistorium bekleiden. Wir erwarten daher von Ihrer Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit, daß Sie, um große Aergernisse und Verwirrungen zu vermeiden, die Bekleidung jeden Amtes in Ihrer früheren Kirchengemeinschaft in möglichster Kürze aufgeben."

Endlich erschien um dieselbe Zeit eine kleine Druckschrift von dem Metropolitan Pfaff in Hersfeld, zugleich im Namen der ganzen Diozese veröffentlicht, worin das gute Recht der Hessischen Kirche und des lutherischen Bekentnisses in derselben nachgewiesen, und zugleich Alle, die es angeht, beschworen werden, diese alte Bekenner-Kirche in ihrer bisherigen Existenz ungestört zu belassen. — Nun, von so vielen Seiten angegangen, ließ sich denn endlich auch das Consistorium in Cassel vernehmen, und zwar in einem Erlasse an die gesamte Geistlichkeit Niederhessens, den wir zum Schlusse hier noch mitteilen:

Cassel, am 17. Oktober 1867.

Der Consist.-Rath Pfaff zu Hersfeld überreicht die Schrift: Be-

denken der Pfarrer der Inspektur Hersfeld in Sachen der Hessischen Kirche. Hierauf wird Folgendes eröffnet:

Das Consistorium hat zu den Fragen, welche sich bezüglich der Zukunft der Hessischen Kirche aus der Einverleibung des Kurfürstentums Hessen in das Königreich Preußen ergeben, von Anfang an den Standpunkt eingenommen und bisher unverändert festgehalten, welcher in den nachfolgenden Sätzen seinen Ausdruck findet:

Die Hessische Kirche hat durch die gedachte politische Veränderung an ihrem Rechtsbestande in Ansehung des Bekentnisses, des Cultus und der Verfassung Nichts eingebüßt, sondern sie ist mit demselben in seiner vollen Integrität unter das Kirchenregiment Sr. Maj. des Königs getreten, sie nimt es als eine Sache der Gerechtigkeit in Anspruch, daß dieses ihr Recht anerkant und keine Reform ihres organischen Bestandes anders, als auf Grund des historisch und rechtlich Gegebenen, und auf dem durch die jetzige Kirchenverfassung gewiesenen Wege in Absicht genommen, und jede andere Veränderung, so wie jede Einführung solcher Elemente, welche auf einem fremden Boden erwachsen sind, und im principiellen Widerspruche mit den Grundgesetzen der Hessischen Kirche stehen, ferne gehalten werden. Was die Niederhessische Kirche insonderheit anbelangt, so muß es als das Ziel Aller, welche berufen sind, bei der Leitung derselben mitzuwirken, anerkant werden, die Niederhessische Kirche, mit Vermeidung des Streites ob lutherisch oder reformirt, in ihrer Eigentümlichkeit, wie diese sich in ihren Gesetzen und Einrichtungen darlegt, zu erhalten, und über die gegenwärtige Krisis zu fernerer Entfaltung der ihr von Gott verliehenen und mit in ihrer Eigentümlichkeit beruhenden Kräfte und Gaben unverlezt hinüberzuführen; es ist daher mit allem Nachdruck dafür einzutreten, daß die Ordnungen, namentlich die Kirchenordnung der Niederhessischen Kirche unversehrt erhalten, die Einführung der reinisch-westfälischen Kirchenordnung, welche in wesentlichen Punkten sich mit derselben im Widerspruch befindet, abgewehrt, und überhaupt keine Reform, die nicht eine Wiederbelebung, und Entwicklung der Niederhessischen Kirche selbst ist, herbeigeführt werde.

II. Den Metropolitanen und Pfarrern wird noch folgendes eröffnet: Das Consistorium hat Grund anzunehmen, daß seine Stellung zu den Fragen, welche sich aus der gegenwärtigen Lage der Dinge für die Hessische Kirche ergeben vielfach nicht zutreffend beurteilt worden ist, und daß man sich namentlich dadurch hie und da beunruhigt gefunden hat, daß das Consistorium bisher unterließ, seine Auffassung in einer Eröffnung an die Geistlichkeit kund zu geben. Sollten in ersterer Hinsicht irrige Ansichten Eingang und Verbreitung gefunden haben, so wird der obige Beschluß denselben genügend begegnen. In der anderen Hinsicht wird zu bedenken gegeben, daß solche Kundgebungen, wie sie erwartet werden sein mögen, nur mit der Rücksicht, welche dem Consistorium seine Stellung als Königliche Behörde auferlegt, und überhaupt nur unter ganz besonderen Verhältnissen eintreten können, und daß das Consistorium das Vorhandensein eines wirklichen Bedürfnisses nicht glaubte annehmen zu sollen, da bisher Nichts geschehen ist, was ernste Sorgen für diese Integrität der Hessischen Kirche rechtfertigen konte, vielmehr nur eine einfache, u Nichts vorgreifende Anfrage des Königl. Cultusministeriums in Betreff der Verfassung der Hessischen Kirche vorliegt, und da außerdem die mündliche Zusicherung S. Maj. des Königs an das geistliche Ministerium zu Cassel verbürgt, daß die preußische Union durch keinerlei Maßregeln der Gewalt oder der Ueberredung in Hessen eingeführt werden soll. Das Consistorium hielt es daher für ausreichend, gemäß seiner oben dargelegten Auffassung unter Beifügung aller aus seinem Bezirke eingegangenen Anträge auf Erhaltung der Hessischen Kirche an das Königl. Cultusministerium berichtet zu haben. Was übrigens das Verbleiben des Consist.-Raths Kraatz nach seiner Bestallung zum Militair-Ober- und Divisionsprediger im Consistorium betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß nach der Militair-Kirchenordnung v. 1832 die Militair-Ober-Prediger als Solche Mitglieder der betreffenden Consistorien sind, in denen sie die auf das Militairkirchenwesen sich beziehenden Angelegenheiten zu vertreten haben, es sich demnach nur um die Mitwirkung des Kraatz bei den übrigen Consistorialgeschäften handeln könne, in welcher Hinsicht die vollständige Aufklärung über die rechtliche Stellung der gedachten Geistlichen zu der Hessischen Kirche bei dem Königl. Cultusministerium beantragt worden, bisher aber noch nicht erfolgt ist." —

Aus Nassau.

Im October hat die Kirchenbehörde eine Aufforderung zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Union erlassen. Man war vorher zweifelhaft gewesen, ob diese „geschwinden Zeitläufte" zu einer solchen Feier angethan sein dürften — da brachten die Protestantler auf ihrer Versamlung zu Oberlahnstein die Sache in Fluß und dem Vernehmen nach vereinigte sich die positive Union mit der negativen zu gleichem Antrage beim Kirchenregimente. Die Aufforderung zur Unionsfeier begint mit dem Hinweis auf die Erklärung der Idsteiner Synode von 1817: Da beide protestantische Religionsteile im Wesentlichen ihres Bekentnisses übereinstimmen u. s. w. Mit diesem „Wesentlichen" des Bekentnisses meinte aber die Idsteiner Synode das Bekentnis der Aufklärung des fortgeschrittenen bessern Geistes. Die Feier am 3. November ist hier mehr, dort weniger pronoucirt ausgefallen; in der unirten Kathedrale zu Wiesbaden überschritt die Union an dem Tage alle Grenzen — es war ihr Alles eins; Glaubenserweckung, innere und äußere Mission, Rettungshäuser, Diakonissen — Alles nahm sie in Beschlag und den Reformatoren blieb nichts übrig, als sich unter die Orgelbälge zu verkriechen.

Es ist bezeichend, daß der Drang zur Unionsfeier von den Freien zu Oberlahnstein ausging, denn dort ging es am 24. September im Jahre des Heils 1867 sehr wunderlich zu. Der Hauptvortrag des Pfarrers Stadelmann benagte den Herrn Christus von Tübingen aus; es wurde nachgewiesen, daß die in der Tübinger Kritik stehen gelassenen Rudera Christi zur Legitimation eines Christen und eines Pfarrers völlig ausreichten. Die Inspiration wurde über Bord geworfen, der Mythus als Princip der Bildung der Evangelien proklamirt, die Christuslehre der ersten Evangelien zum großen Teil, die des Johannisevangeliums ganz verworfen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Mittwoch den 25. December. № 103.

Der Katechismus.

Erster Artikel.

Der Katechismus war ehedem, noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hinein, weit und breit im evangelischen Christenvolke ein Hausbuch, nächst dem Gesangbuch wol das am meisten gebrauchte, und diente sonderlich in den Hausandachten als Grundlage der geistlichen Unterredung zwischen dem Hausvater und den Kindern und Leuten des Hauses. Alte Leute wissen davon noch zu erzählen, und der erbauliche Ton, der durch die alten Katechismen hindurch geht, wie auch ihre äußere Form, großer Druck und dgl., zeigen uns diesen ihren Zweck deutlich, zeigen, daß Luthers Absicht erreicht war, die er in den Ueberschriften der Hauptstücke anzeigt: Die Zehen Gebot, wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich fürhalten soll. Und ähnlich die übrigen Ueberschriften.

Diese Bedeutung des Katechismus hatte ein Ende, als die Verwüstungen des Rationalismus auch dieses Feld ergriffen und dem Katechismus das Mark aussogen. Er verwandelte sich bald in eine schulmeisterliche Sittenlehre nach den bekanten Grundsätzen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Zwar sind nicht alle Katechismen diesen Weg gegangen. Ja mancher hat sich das positive Christentum erhalten. Aber auch die besten tragen nur zu sehr das Gepräge ihrer Zeit, und nicht nur in der unpopulären und unkirchlichen Ausdrucksweise, sondern auch in der doktrinären, abstrakten, begrifflichen Behandlungsart, in dem moralisirenden Ton, und ganz besonders in der Vernachlässigung des lutherischen Katechismustextes.

Es ist nun wahrhaft erfreulich zu sehen, wie mit dem erwachenden kirchlichen Leben sich die Liebe, Eifer und Fleiß der Pastoren und die Fürsorge kirchlicher Behörden dem Katechismus wieder zuwendet. Zahlreiche neue Bearbeitungen erscheinen, und der Fortschritt ist unverkenbar, sowol was die Klarheit und Bestimtheit kirchlicher Lehre, als was den näheren Anschluß an den Text des Katechismus betrifft.

Man könte es freilich vielleicht für das gerathenste halten, einfach auf die älteren Katechismusbearbeitungen zurückzugehen. Doch die Praxis hat sich schon dagegen ausgesprochen. Selbst wo man ältere Katechismen zu Grunde gelegt, hat man es an bedeutenden Aenderungen nicht fehlen lassen; und es wird schwerlich auch der besten älteren Katechismen einer wieder in weiterem Kreise zur Herschaft kommen. Wir halten das auch nicht für das richtige zu erstrebende Ziel. Wie auf andern wichtigen Gebieten der Theologie, genügt auch hier bloße Repristination nicht. Wir werden unten auf die Mängel der alten Katechismen zu sprechen kommen. Die Aufgabe ist vielmehr mit treuer Verwertung der früheren bedeutenden katechetischen Arbeiten und mit möglichster Anlehnung an die katechetische Tradition die früheren Mängel zu vermeiden, den Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden, und zugleich die urfprünglichen Motive und Ziele des Katechismus sowol im Ganzen als im Einzelnen aufs Neue lebendig zu erfassen und zum Bewußtsein zu bringen. Denn nur das Neue ist berechtigt, was zugleich alt und ursprünglich ist.

Von der höchsten Wichtigkeit ist nun, daß wir uns darüber klar werden: Was ist eigentlich der Katechismus? Welches ist seine eigentümliche Bedeutung, Ziel und Aufgabe?*) Das Verständnis dafür ist in der lutherischen Kirche schon frühe verdunkelt worden. Die vorwiegende Sorge und Eifer für die reine Lehre, die unter heißen Kämpfen sich vollziehende Zuspitzung derselben, die beginnende Herschaft des Scholasticismus und der formalen Begriffsentwickelung übt schon im sechszehnten Jahrhundert auch auf die Behandlung des Katechismus den stärksten Einfluß aus. Zwar ist das Ziel, die Befähigung zum Abendmalsgenuß, richtig erkant; allein man gewöhnt sich daran, als den Weg dazu und als die Aufgabe des Katechismus die Einführung in den Lehrbegriff der Kirche und dessen gedächtnismäße Aneignung als die wesentliche Bedingung der Zulassung zum heil. Abendmal zu betrachten. Und während Luther, um menschlich zu reden, mit meisterhaftem Griff den katechetischen Stoff auf ein Minimum beschränkt hat, wird nun die ganze Dogmatik mit den schwirigsten Fragen, noch dazu samt der scholastischen Begriffsformulirung in den Katechismus hineingetragen. Wer sich davon überzeugen will, der mag aus Dieterici Institutiones catecheticae ein Bild davon gewinnen. Sind sie auch für höhere Schulen berechnet, so sind sie doch eine Zusammenfassung der katechetischen Arbeiten des sechszehnten Jahrhunderts.

Der Pietismus trat auch auf dem katechetischen Felde gegen die herschende Richtung reagirend auf. Ohne die Pflege

*) Vgl. v. „Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen Katechetik", dem wir viel Belehrung und Anregung verdanken, mit dessen Ausführungen auch die hier gegebenen Erörterungen wesentlich übereinstimmen.

kirchlicher Lehre und Erkentnis zu verleugnen, und ohne den Boden kirchlicher Lehre zu verlassen, macht sich das Dringen auf Herzensfrömmigkeit und geistliches Leben in der Behandlung des Katechismus in hohem Grade geltend, und es ist darin ein Fortschritt zum Besseren nicht zu verkennen. Namentlich ist es von hoher Wichtigkeit, daß der Pietismus als die eigentümliche Bedeutung der Confirmation das bewußte subjective Eingehen auf die Taufgnade, die Erneuerung des Taufgelübdes hinstellt. Doch fehlt es dabei nicht an Verirrungen. Als Zweck des Katechumenats betrachtet man die Samlung der Wiedergebornen zu einer ecclesiola in ecclesia; die Wiedergeburt aber wird als von der Taufe getrent angesehen; durch die Erweckung und innere Geisteswirkung hat sich die Wiedergeburt erst zu vollziehen, und der Katechismusunterricht hat die Aufgabe, diese Erweckung herbeizuführen, indem man die Confirmation als den ordnungsmäßigen Termin für den Durchbruch zum neuen Leben ansieht. So komt es, daß die Confirmation nahezu als eine Ergänzung der Taufe betrachtet und die Bedeutung der lezteren verdunkelt wird; nicht minder aber die Bedeutung des Altarsakraments.

Diese Verdunkelung der Erkentnis über das wahre Ziel und Aufgabe des Katechismus in beiden genanten Perioden bringt es auch mit sich, daß, obwol der Katechismustext im Ganzen die Grundlage bleibt, doch weil man das Bedürfnis fühlt, mancherlei dem Katechismus eigentlich fremden Stoff, dort zur Vervollständigung des Lehrbegriffs, dort zur Erörterung pietistischer Zeitfragen, hinzuzufügen, der Anschluß an den Katechismustext in immer zunehmendem Maße gelockert wird, so daß lezterer, statt den Gang der Erklärung zu beherschen, vielfach genötigt wird, sich in eine von andern Gesichtspunkten beherschte Ordnung einzufügen.

Es hat nun zwar im vorigen Jahrhundert nicht an tüchtigen Versuchen gefehlt, die Einseitigkeit beider genanten Standpunkte zu überwinden, mit gesunder Lehre und kirchlicher Objectivität die erbauliche Wärme zu vereinigen; aber der Zweck des Katechismus wird nicht erreicht, weil man sich seiner ursprünglichen Ziele nicht klar und lebendig bewußt wird.

Da die Zeit des neuerwachten Lebens auch auf dem katechetischen Gebiete zunächst an die lezte bessere Zeit anknüpfte, so übt die pietistische Anschauung von der Confirmation noch immer großen Einfluß aus. Doch ist er offenbar im Rückzuge begriffen, wie sich das auch in den neueren Bearbeitungen des Katechismus deutlich zeigt.

Gleichwol will es uns scheinen, wofür ja auch die Menge der jezt erscheinenden Katechismen ein Zeugnis ist, daß die Aufgabe noch nicht gelöst sei. Vergleicht man die wichtigsten neueren Bearbeitungen unter einander, so kann man sich des Eindrucks eines vielfachen Schwankens und planlosen Suchens nach dem rechten kaum erwehren. Darum wird es vor Allem wichtig sein, daß der Katechismus und sein Verhältnis zum kirchlichen Katechumenat klar erkant, das Ziel des kirchlichen Katechumenats fest bestimt, der Katechismus gänzlich in den Dienst dieses Ziels gestellt und dem entsprechend behandelt werde.

Es ist freilich hoch zu verwundern, aber doch Thatsache, daß über die Bedeutung des Katechismus noch die größte Unklarheit herscht. Die Frage: Was ist der Katechismus? hat, auch wenn wir die tüchtigsten neueren Bearbeitungen einsehen, noch keine irgend genügende Antwort gefunden. Ja wir müssen die meisten hierauf gegebenen Antworten geradezu als falsch bezeichnen. Der neue Hannoversche Katechismus, den wir übrigens hoch in Ehren halten, sagt auf diese Frage: „Der Katechismus ist ein kurzer Unterricht, in welchem die Hauptstücke der christlichen Lehre, so viel einem jeden Christen zu seiner Seligkeit zu wissen nötig ist, aus der heiligen Schrift genommen und durch Frage und Antwort erklärt werden.“ *) Damit stimmen im Wesentlichen alle neueren Bearbeitungen überein, man vgl. Bachmann, Kolde, Caspari, Krüger, Münchmeyer, Wangemann, Wendel, den Neustrelitzer Katechismus u. a., aber allerdings auch schon der alte Dresdener, der Spenersche Katechismus und die Institutiones von Dietrich geben diese Antwort. Und doch liegt ihr ein offenbarer doppelter Irtum zu Grunde, den jeder als solchen erkennen muß, sobald er nur näher zusieht. Der eine Irtum, die Entstehung des Katechismus betreffend, ist die Annahme, daß der Katechismus ein Auszug aus der heil. Schrift sei. Das klingt doch, als hätte sich Luther an die Bibel gesezt, sich ein Excerpt gemacht, und das für das Volk herausgegeben. Daran hat aber der Reformator gar nicht gedacht. Abgesehen von den Schriftstellen in den Lehrstücken von Taufe und Abendmal hat Luther nichts direkt aus der Schrift in den Katechismus aufgenommen; die eben genanten Stücke samt dem von der Beichte sind überhaupt das einzige, was er selbständig und neu hinzugefügt hat; dagegen waren der Glaube und Vaterunser schon von Alters her und der Dekalog seit dem Mittelalter die Stoffe des kirchlichen Katechumenen-Unterrichts. Es waren also diese drei Stücke in der Tradition des kirchlichen Lebens schon vorhanden, und Luthers Werk war nur die Zusammenordnung in dieser, allerdings höchst bedeutsamen Aufeinanderfolge und die Auslegung. Der andere mit dem ersteren in innerem Zusammenhang stehende Irtum ist die Zielbestimmung: „So viel einem Christen zu seiner Seligkeit zu wissen nötig ist.“ Im Ernste wird das schwerlich Jemand glauben, daß der Katechismus genau das Maß dessen enthielte, was zur Seligkeit zu wissen nötig ist. Dafür läßt sich überhaupt kein gemeinsames Maß aufstellen. Denn dies Maß ist für jedes Individuum verschieden. Der Schächer am Kreuz, dem der Herr das Paradies durch Seine Zusage aufschloß, hatte schwerlich den ganzen Inhalt des Katechismus in sein Wissen aufgenommen; hingegen für die große

*) Der richtigen Zielbestimmung viel näher komt, was das Ausschreiben des Hannov. Consistoriums vom 19. April 1862 vom Katechismus S. 22 sagt: „Er ist seinem ursprünglichen Begriffe nach die bestimte Summe gemeinkirchlicher Lehre, als der lebendige Kern aller fernern Glaubensentwicklung, und der Schlüssel zum Verständnis der Schrift und ihrer Predigt, wie der Liturgie, des Liedes, des Gebets und aller geistlichen Handlungen und Uebungen der Kirche.“

Mehrzahl der Christen macht das Leben mit seinen Leiden, Anfechtungen, Kämpfen und Versuchungen noch Manches zu wissen und zu lernen nötig, das zur Seligkeit dient und doch nicht im Katechismus steht. Dazu ist eben das durch lebendige Personen vertretene Amt da, und die Predtgt des Wortes Gottes und die Selsorge, daß jeder erfahren kann, was ihm grade zu wissen nötig ist, auf daß er selig werde. Wir wollen damit natürlich nicht bestreiten, daß jener Erklärung eine Wahrheit zu Grunde liegt, sofern der Katechismus die wichtigsten Stücke christlicher Lehre und Lebens enthält; sondern nur das bestreiten wir, daß mit dieser Bestimmung das dem Katechismus eigentümliche ursprüngliche Ziel richtig bezeichnet werde.

Nein, der Katechismus hat ein anderes Ziel, er ist der Unterricht für die Katechumenen, und sein Ziel, sie für das Leben in der Kirche und mit der Kirche zu bereiten. Dies muß der Natur der Sache nach nicht einzig durch intellektuellen, sondern auch durch selsorgerischen Unterricht, nicht blos durch Bereicherung des Gedächtnisses, sondern auch durch Einwirkung auf Gemüt und Willen geschehen. — Die Krone des kirchlichen Lebens ist das Sakrament des Leibes und Blutes Jesu Christi; daher auch das wichtigste Ziel des Katechismus die Bereitung für den Empfang des Altarsakraments. Denn erst dadurch wird der Getaufte in den Vollgenuß der Güter des Reiches Gottes auf Erden eingesezt, und also auch seine Eingliederung in den geistlichen Lebenszusammenhang mit der Gemeinde des Herrn vollendet. Die Confirmation hat eben ihre Bedeutung darin, daß sie die Bestätigung der geschehenen Bereitung, und somit die Thür zum Eingang in die volle Kirchengemeinschaft, insonderheit in die Sakramentsgemeinschaft ist. Es ist auffallend, daß auch da, wo dies als das Ziel des Confirmandenunterrichts klar und bestimt erkant wird, wie in den meisten der genanten Katechismen, doch dieser Zweck und Aufgabe nicht dem Katechismus selbst zugesprochen wird, ein Fehler, der nicht ohne nachteilige Folgen für die richtige Auffassung und Behandlung des Katechismus geblieben ist. Namentlich hat es dazu verleitet, daß der Weg zur Erreichung des richtig erkanten Katechumenatszieles vielfach neben dem Katechismus herging, daß man unnötige Einschiebsel machte, während der lutherische Text die Behandlung des betreffenden Gegenstandes an einem viel passenderen Orte fordert und andeutet.

Also um Bereitung für das kirchliche Leben handelt es sich. Daß ich, entsprechend meinem durch die heilige Taufe mir geschenkten Bürgerrecht in der Kirche Gottes, an dem Leben der Kirche, namentlich dem gottesdienstlichen Leben, im Segen Teil nehmen, die Heilsgüter der Kirche, sonderlich das heilige Altarsakrament, im Segen genießen könne, dazu soll mich der Katechismus unterweisen. Wir sehen, die Aufgabe des Katechismus ist keine theoretische, sondern durch und durch praktische. Alle Hauptstücke des Katechismus stehen im Dienst der Praxis, nämlich der Erziehung für das kirchliche Leben. Es sind darum nicht blos die Hauptstücke der Lehre, sondern auch des christlichen Lebens, die den Inhalt des Katechismus bilden, und es ist von höchster Wichtigkeit, daß sie unter diesem Gesichtspunkt betrachtet und behandelt werden. Daß dies, mit Ausnahme des ersten Hauptstücks, übersehen wurde, hat der richtigen Behandlung des Katechismus und dem katechetischen Unterrichte viel Eintrag gethan.

Vom Gesez ist es allgemein anerkant, daß seine Bedeutung im Organismus des Katechismus die ist, Erkentnis der Sünde zu wirken. Dadurch schafft es den nötigen Untergrund für den durch den Glauben ergriffenen Besiz des Heils, und dient zugleich als Anleitung zur Beichte.

Das zweite Hauptstück ist aber nicht „Unterricht von Gott und seinen Werken und Wolthaten, so viel einem jeden Menschen zu seiner Seligkeit zu wissen nötig ist“ (Hannov. Kat. und der Sache nach die meisten andern), sondern er ist das christliche Taufbekentnis, das der Täufling in der alten Kirche bekante, das jezt innerhalb der Christenheit die Pathen an des Kindes Statt bekennen; und das darum ein wesentliches Stück des christlichen Katechumenen-Unterrichts ist, weil die Confirmanden dies Bekentnis sich anzueignen und es als notwendige Voraussetzung der Confirmation öffentlich zu wiederholen haben, wozu noch komt, daß es auch im öffentlichen Gottesdienste das Bekentnis der Gemeinde ist. Wie ungehörig daher und übel angebracht hier die Auseinanderreißung von objectivem und subjectivem Glauben, und wie bedeutsam dieser innige Zusammenhang zwischen Glauben und Taufe ist, das sei hier vorerst nur angedeutet.

In gleicher Weise steht das heilige Vaterunser in der innigsten Beziehung zur Taufe. Es ist das Kindschaftsgebet des getauften Christen, der im Glauben seines Kindesrechts dies gegen seinen himlischen Vater gebraucht. Es ist als solches der tiefste Ausdruck des christlichen Kindschaftslebens. So hat auch schon die alte Kirche das Vaterunser als die ideale Stufe des christlichen Lebens ihren Katechumenen zur Aneignung dargeboten. Und das ist auch jezt die Bedeutung des Vaterunsers im Katechismus. Es soll nicht nur eine Anleitung zum Gebet überhaupt sein, sondern soll das Kindschaftsgebet in seiner Uebereinstimmung mit dem Kindschaftsleben zur Darstellung bringen.

Die heilige Taufe bildet nach allem Gesagten den notwendigen Untergrund schon für die drei ersten Hauptstücke, und es würde ein verfehlter Unterricht sein, der nicht bei Behandlung derselben wiederholt und mit Nachdruck auf sie hinwiese. Es fragt sich nun, welches die eigentümliche Bedeutung und Aufgabe des Lehrstücks von der Taufe an der ihm im Katechismus zugewiesenen Stelle ist. Wir vermögen nicht der Ansicht von v. Zezschwitz beizustimmen, daß der wesentlichen Aufgabe des Katechismus durch die Trilogie von Gesez, Glaube und Vaterunser genügt sei, und die übrigen jenem Centrum nur freier angefügt seien; noch auch, „daß Luther nach der Auslegung des V. U. die eigentliche Aufgabe wie erledigt ansieht und mehr nur anhangsweise die Belehrung über Taufe und Abendmal folgen läßt.“ Denn wenn Luther sagt: „Wir haben nun ausgerichtet die drei Hauptstücke der gemeinen christlichen Lehre. Ueber dieselbige ist

noch zu sagen von unsern zweien Sakramenten, von Christo eingesezt, davon auch ein jeglicher Christ zum wenigsten einen gemeinen kurzen Unterricht haben soll, weil ohne dieselbigen kein Christ sein kann; wiewol man leider bisher nichts davon gelehret hat", so ist es doch gewis richtiger, daraus zu folgern, daß er diese Lehrstücke für unentbehrliche Bestandteile des Katechismus gehalten hat, als für einen lose angefügten Anhang. Es fehlt auch den lezten Hauptstücken keineswegs der innere Zusammenschluß, weder untereinander, noch an die vorausgegangene Trilogie. Halten wir nur die Aufgabe des Katechismus fest im Auge: Bereitung für das kirchliche Leben, so wird sich zeigen, wie durchaus passend und unentbehrlich sich diese lezten Stücke in den Organismus des Ganzen einfügen. Wir dürfen nur nicht meinen, wir hätten es hier mit bloßen dogmatischen Lehrstücken zu thun. Der Augenschein widerspricht dem. Es wird uns nicht nur gesagt, was die Taufe und Abendmal ist, sondern auch, wie wir als getaufte Christen wandeln, wie wir das Altarsakrament würdig empfangen sollen. Und noch mehr tritt in dem Stück von der Beichte die Lehre vor der praktischen Anleitung zum Beichten zurück. Daher dürfte es sich wol hauptsächlich erklären, warum Luther, bei dem großen Gewicht, das er auf den Trost der Absolution legt, die Lehre vom Amt der Schlüssel nicht in den Katechismus aufgenommen, sondern sich mit dem kurzen Hinweis auf die Gewisheit der Vergebung der Sünden in der Antwort auf die Frage: Was ist die Beichte? begnügt hat. Die Bereitung zum kirchlichen Leben trat ihm vor der Lehre durchaus in den Vordergrund; die Lehre hatte ihm im Katechismus nur die praktische Aufgabe, diesem Lebenszweck zu dienen. Wir werden daraus schließen dürfen, daß ihm auch in den Lehrstücken von der Taufe und vom Abendmal der praktische Gesichtspunkt der maßgebende war, und daß auch der Unterricht von dem Wesen der Taufe und des Abendmals den praktischen Zweck hat, zum würdigen Wandel in der Taufgnade, und zum würdigen Empfange des heil. Abendmals die unentbehrliche Erkentnisgrundlage zu gewähren.

Bedenken wir nun, daß der würdige Empfang des Altarsakraments das wichtigste Ziel des Katechismus ist, so wird durch die Stellung dieses Sakraments am Schlusse der Hauptstücke dieses Ziel bestimt und deutlich zu erkennen gegeben. Es ist damit aber auch gezeigt, wie eng dies Lehrstück in den inneren Organismus des Katechismus eingefügt ist.

Die Stellung des Stücks von der Beichte vor dem Sakrament des Altars rechtfertigt sich damit ganz von selbst, und zeigt, daß auch dieses Stück einen organischen Bestandteil des Katechismus bildet. Die Beichte weglassen, oder in den Anhang bringen, heißt den Organismus des Katechismus zerstören. Aus dem vorher über den inneren Organismus der Stücke von der Taufe und vom Abendmal Gesagten ergibt sich aber, daß auch das Stück vom Amt der Schlüssel, dessen Aufnahme im Anschluß an die katechetische Tradition der lutherischen Kirche durchaus geboten ist, seine richtige Stelle nicht hinter, sondern vor der Beichte hat. Der Unterricht von der Bedeutung der Absolution bildet die Unterlage für die Anleitung zum Beichten.

Nach den nunmehr gewonnenen Resultaten hat es keine Schwirigkeit mehr, die Bedeutung des Lehrstücks von der Taufe und den Grund seiner Stellung vor der Beichte zu erkennen. Die Taufe bildet die Voraussetzung für die Beichte, sowol nach der subjektiven, als nach der objektiven Seite hin. Auf Grund der empfangenen Taufgnade und der damit übernommenen Verpflichtung hat die Beichte zu geschehen. Die Mahnung, daß der alte Adam durch tägliche Reue und Buße soll ersäuft werden, weist wie mit Fingern in das sich anschließende Stück von der Beichte hinein. Andererseits geschieht die Absolution auf Grund des in der Taufe begründeten Kindesstandes, dessen Bestätigung und Reactivirung ihr eigentümliches Wesen ist.

Wir glauben hiermit den Nachweis geliefert zu haben, daß der ganze Katechismus vom ersten bis zum lezten Hauptstück ein einheitlicher Organismus und sein Ziel und Aufgabe Bereitung für das kirchliche Leben, sonderlich für die Teilnahme am Abendmalsrechte ist. Wie sehr dazu Luthers Auslegung in allen ihren Teilen stimt, das nachzuweisen werden wir, will's Gott, in einem zweiten Artikel Gelegenheit finden, der die richtige Behandlung der einzelnen Hauptstücke auf Grund ihrer hier gezeigten Bedeutung im Organismus des Katechismus in Kürze besprechen soll.

Hier haben wir nur noch auf Grund der gewonnenen Resultate die praktischen Gesichtspunkte anzudeuten, welche für die richtige Erklärung und Behandlung des Katechismus im Allgemeinen maßgebend sein werden.

Hat der Katechismus kein anderes Ziel, als das der Ausrüstung für das kirchliche Leben, so darf er nicht als ein systematisches Lehrbuch betrachtet und behandelt werden. Dazu ist er gar nicht geeignet, und es wird sich bald dabei herausstellen, daß dabei entweder die Systematik oder die Frucht fürs Leben zu kurz komt. Für die höheren Klassen der Gymnasien würde also der Katechismus nur im Falle der Not anzuwenden sein, d. h. wenn es sich herausstellen sollte, daß die nötigen Katechismusgrundlagen fehlen, was ja freilich in unserer Zeit nicht allzuselten vorkommen dürfte. Dann muß aber auch der Katechismus in seinen eigentümlichen Zielen erfaßt werden, damit sie noch nachträglich erreicht werden. Als das normale Bedürfnis für höhere Gymnasialklassen aber wird immer ein einfaches systematisch angelegtes christliches Lehrbuch gelten müssen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1867. Sonnabend den 28. December. № 104.

Diderot.

V.

Zum Schluß noch ein Wort über die Arbeit von Rosenkranz und über die Aufnahme, die sie gefunden. Wenn R. auch die Schatten, die dunkeln, tiefen Schatten in Diderots Leben nicht absichtlich verdeckt, wenn er sich der sensualistischen, atheistischen und unsittlichen Tendenzen seiner Schriften vom Standpunkte seiner Philosophie polemisirend entgegenstellt, so ist doch zugleich ein apologetischer Zug, der durchs ganze Werk hindurchgeht, unverkenbar. — Wo ein Schrei des sittlichen Unwillens an seiner Stelle wäre, hat R. eine mildernde Bähung oder gar ein Schminkpflästerchen bei der Hand; wo es gilt, für die Ehre Gottes einzustehen, hat sich R. „zu der Einsicht erhoben, daß in der Geschichte des menschlichen Erkennens der Materialismus ein ebenso berechtigter Standpunkt ist, als der Spiritualismus, der Atheismus ein ebenso berechtigter, als der Theismus." Es liegt für ihn „das Interessante in Diderots Geschichte darin zu sehen, wie er Stufe um Stufe Atheist geworden ist." Und dennoch gibt er sich bei jeder Gelegenheit Mühe, von seinem Diderot den Vorwurf des nackten Atheismus fern zu halten. Er sagt: „Diderot ist manchmal theistisch, manchmal sceptisch, manchmal pantheistisch, aber niemals positiv atheistisch", — „er äußert sich atheistisch, aber sagt nie geradezu wie Holbach: es ist kein Gott!", — „er war weit entfernt davon, ein Fanatiker des Atheismus zu sein." Jedenfalls hätte ihm Diderot für diese Mühe nicht gedankt, denn jedenfalls wollte er in seiner lezten Periode Atheist sein und rühmte sich dessen unverholen; und wenn er es nicht war in dem Sinne, wie der strenge einsame Denker Spinoza, der jeden Augenblick für seine Ueberzeugung Märtyrer geworden wäre, so war dieses nur Mangel an Consequenz, sein sprungweises, aphoristisches Denken, seine schillernde Persönlichkeit. Und wenn wir den Atheismus Diderot nach dem von ihm selbst angegebenen Maße messen, wenn wir ihn an sein eigenes Wort halten: „Nur dem rechtschaffenen Menschen komt es zu, Atheist zu sein. Der Böse, welcher die Existenz Gottes leugnet, ist ein parteiischer Richter. Er ist ein Mensch, welcher fürchtet und weiß, daß er für schlechte Handlungen, die er begangen, einen Rächer zu fürchten hat" — so war es ein Atheismus der unlautersten Art. Rosenkranz versichert uns freilich, daß Diderot ein durchaus rechtschaffener, pflichttreuer, zuverlässiger Mann gewesen sei, ja er redet sogar von dem „Adel seiner Sele"; aber so tief wir auch unseren Begriff von der justitia civilis herabzustimmen suchen, bis auf das von R. beliebte Niveau herabzukommen, sehen wir uns außer Stande. Von einem rechtschaffenen Manne verlangen wir zunächst, daß er wahr sei und nicht doppelzüngig; nun wissen wir aber von R. selbst, daß Diderot, während er in der Encyclopädie theistische Artikel schrieb und den Atheismus ein „monströses System" schalt, nicht blos in den Salons der Chorführer der Spötter war, sondern auch in seinen apokryphischen Producten den Atheismus predigte. Ein pflichttreuer Mann wird seine Treue doch gewis vor Allem gegen die bewähren, die ihm durch die heiligen Familienbande angehören. Nun berichtet uns R. freilich: „Die Sorge für seine Familie war ihm heilig. Nie hat er es ihr fehlen lassen", — fügt aber gleich hinzu: „Er war seiner Frau, die ihm an Bildung zu ungleich war, untreu geworden, aber stets hat er ihr das Leben angenehm zu machen gesucht." Klingt das nicht fast wie ein Hohn? oder ist dem schon das Familienleben heilig, der die Seinen nicht verhungern läßt? Aber nicht blos mit Entschuldigungen tritt R. für seinen Clienten ein, es erscheint ihm sogar manches wie eine harmlose Idylle, was andere Leute mit sittlichem Widerwillen erfüllt. So schließt er seine Relation über den Briefwechsel Diderot's mit seiner Geliebten: „Beglückt und gehoben durch die Liebe und den Geist seiner Sophie, sollte Diderot nun auch durch den Tod seines Vaters ein Vermögen erben, das ihm einen freieren Genuß des Lebens ermöglichte." Ist es nicht stark, bei dem Tode eines würdigen Vaters zunächst daran zu denken, wie sich der sittenlose Sohn mit seiner Maitresse bequemer einrichten könne? — Und was sagen wir von dem Erstaunen unsers Biographen, wenn er in dem Briefwechsel des „verrufenen Diderot, des frivolen Encyclopädisten" mit derselben Volant den Passus liest: „Lieben Sie mich daher immer, damit ich immer das Laster fürchte. Fahren Sie fort, mich auf dem Wege des Guten zu unterstützen. Wie süß ist es, seine Arme einem guten Menschen zu öffnen; dieser Gedanke ist es, der die Liebkosungen heiligt." Ist denn nicht dieses eitle Tugendgeschwäz, an ein Weib gerichtet, mit dem man in Ehebruch lebt, geradezu empörend, und bedenkt denn R. nicht, daß in demselben Briefwechsel Schamlosigkeiten vorkommen, die man auch nur abzuschreiben erröthet? Aber selbst für diesen schamlosen Cynismus hat R. allerlei Entschuldigungen und Milderungsgründe. „Man kann seinen Cynismus", sagt er, „als die Reaction seines Verstandes gegen das Uebermaß

seiner Empfindsamkeit ansehen. Er stellte in ihm wieder den ganzen Menschen her und bewahrte ihn davor, in Empfindelei zu versinken. . . . Er verschmähte die Zote nicht, um der krankhaften Verweichlichung der Gefühle durch das Extrem des nackten Naturalismus entgegenzutreten." — In der That — seltsame Heilmittel. — „Oft aber", fährt der Advokat fort, „gibt er sich dem Prickel, irgend eine Seite des naturalistischen Standpunkts aufs Aeußerste zu treiben, nur in aller Unschuld hin, weil ihm gerade eine für den Fall einschlägige Anekdote in den Kopf komt, und wenn er bisweilen Gewissensbisse über die Unsauberkeiten bekomt, die er dem Leser zumutet, so beteuert er: „lasciva nobis pagina, vita proba (!)." Dasselbe Streben, Diderot von den dunkeln Flecken rein zu waschen, die an ihm haften, läßt R. auch die politischen Extravaganzen des Philosophen in einem milderen Lichte sehen. So meint er, die nach Königsblut dürstenden Verse in der Dithyrambe: „les Eleutheromanes" sprächen keineswegs Diderot's eigene Gesinnung aus, er habe nur ein poetisches Spiel mit dem Naturmenschen Rousseau's treiben wollen, dessen Willkürleben sich gegen alle Autorität negativ verhalte. Er habe jene Verse als abgedankter Bohnenkönig zur Erheiterung seiner Unterthanen declamirt. Man müsse Scherz verstehen, und könne Diderot keine Schuld geben, wenn später der „kannibalische Sanscülottismus in diesen Versen seinen Ausdruck gefunden habe."

Wir glauben an diesen Beispielen nachgewiesen zu haben, wie sehr durch Rosenkranz's gewaltsame und gewagte Sachwalterschaft das sittliche Urteil überall beirt und auf keine Weise ein objectives Bild gewonnen wird. Ja, man erkent nicht einmal mit voller Klarheit, wie ihn R. selbst angesehen wissen will, indem wie bei einem sich unaufhörlich drehenden Leuchtthurm die Lichter und Schatten im raschesten Wechsel an unserem Auge vorübergehen. Wir bestreiten nicht die Richtigkeit des Satzes: „Man kann das Suchen, aber nicht das Finden Gottes fordern", wir verlangen aber ein stilles, treues, demütiges Suchen, wir verlangen das Aufschauen zur ewigen Lebenssonne mit einem sonnenhaften Auge. Aber „wer könte ihn finden, der ihn entweder mit einem Hellerlicht sucht, wie Naigeon, oder mit einer qualmigen Pechfackel, wie Diderot." Diderot hat zwar zu wiederholten Malen in seinem Leben ausgerufen: „Je souffre mortellement, de ne pouvoir croire en Dieu!" aber diese Seufzer wechselten mit Lästerungen, sowie seine prunkenden Tugendreden mit namenlosen Gemeinheiten. Dieses eben hätte R. als den Grund aller Widersprüche, Zerfahrenheit und Zerrissenheit nachweisen sollen, daß ihm ein bleibender Zug nach dem Ewigen fehlte, und daß er darum zu denen gehörte, die „immerdar lernen, aber niemals zur Erkentnis der Wahrheit kommen." (2 Tim. 3, 7.)

Es gibt keine Frage des modernen Materialismus, die nicht von Diderot angeregt und soweit es der damalige Stand der Wissenschaft gestattete, bis zu den lezten Consequenzen fortgeführt wäre. Die Darwin'sche Permutationstheorie, die Heterogenese unserer heutigen Naturforscher, wonach ein niedriges Thier ein höheres, folglich auch ein Affe einen Menschen soll hervorbringen können, es sind nur consequente Ergänzungen der von Diderot in Fluß gebrachten Anschauungen. Dasselbe gilt von den sittlichen Fragen; die Sittlichkeit wurde gänzlich von der Beziehung auf den heiligen Gott losgelöst und in die Sphäre der Naturnotwendigkeit verlegt. Die Fragen nach der Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit des Einzelnen wurden schon von Diderot ganz in derselben Weise beantwortet, wie von den neuesten Materialisten: die Sünde, wenn noch von einer solchen die Rede ist, liegt nicht in dem Gegensaz gegen einen heiligen Willen, sondern nur in der Unnatürlichkeit. Daß auf demselben Boden auch die Emancipation der Frauen, die Auflösung der Ehe, die Untergrabung des geheiligten Familienlebens, der Umsturz der Staaten wucherte, ist schon früher im Einzelnen nachgewiesen worden. Alles dieses gipfelte aber in der Läugnung des lebendigen Gottes, an dessen Stelle le grand tout, die Natur, erhoben wurde, in welcher der freigewordene Mensch das Priestertum verwaltete in schnöder Anbetung seiner selbst. Wenn das R. nur einen „Kampf nent gegen den ungöttlichen Gott der Jesuiten und Jansenisten (es ist charakteristisch, daß diese ohne Weiteres zusammengeworfen werden) gegen dies monströse Zerrbild des alten Jehovah, diesen apotheosirten Tyrannen, diesen Moloch,"*) — so verstehen wir es nun vollkommen, in welchem Sinne er von einer Prophetie moderner Instincte und Tendenzen redet. Uns will es scheinen, als ob R. einmal von diesem alten Jehovah etwas anders gedacht hätte, als er in seiner Critik der Straußischen Glaubenslehre in den Berliner Jahrbüchern von einem absoluten Du redet, welches Stand hält in allem Wechsel der Dinge, welches mir Freund bleibt in Freud und Leid, Freund, wenn ich gut, Freund aber auch sogar, wenn ich böse handle, Freund dadurch, daß er mir Züchtigung und Besserung bereitet und aus dem Abgrunde jeder Schuld mit nie zu erschöpfender Liebe mich wieder emporzieht. — Dieses absolute Du ist doch wol nichts Anderes, als Jehovah, der Bundesgott: „Ich werde sein, der ich bin." — Sollte R. von der Prophetie der modernen Instincte auch etwas trunken geworden sein? — Aus dem Ja und Nein, welches durch das ganze Buch über Diderot hindurchgeht, läßt sich dieses schwer entscheiden. Jedenfalls haben die Modernen die Arbeit des Königsberger Philosophen in ihren Journalen und Feuilletons mit lautem Jubel begrüßt und aus der Prophetie des Diderot schon ein „Heroentum des Geistes" gemacht. Daß sie damit nicht blos ihrem eigenen Geiste, sondern auch dem Geiste unseres deutschen Volkes ein Armutszeugnis ausstellen, haben sie nicht bedacht. Wehe uns, wenn es mit uns schon dahin gekommen wäre, daß wir eine neue Geistestaufe bei dem Volke an der Seine suchen und dort die verschütteten Brunnen wieder aufgraben müßten, um Lebenswasser zu finden. — Alles, was bei unserem Volke auch in Kunst und Wissenschaft groß und herlich und fruchtbar ist,

*) Rosenkranz, II. 421.

wurzelt im Glauben an den lebendigen Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi, und im Geiste des Evangeliums, zu dessen Träger und Hüter unser Volk vor allen anderen geweiht ist. Soll der Feigenbaum mit seiner Süßigkeit und der Weinstock mit seinem Most den Dornenstrauch über sich herschen lassen, der zu allen Zeiten von da drüben zu uns herübergewuchert ist? Es ist tief zu beklagen, wenn die Machtworte, die in Paris gesprochen werden, auf die Neugestaltung unseres Staatenlebens hemmend und bindend einwirken; wenn wir uns aber auch für unser Geistesleben von dort her noch immer die Parole holen müßten, so verdiente der Name unseres Volks aus dem Buche der Geschichte getilgt zu werden. Wir wollen nichts von jenen modernen Instincten und Tendenzen wissen, deren Prophet Diderot war, wir suchen die Wahrheit, die da frei macht, wir suchen einen festen Grund, auf dem wir stehen und bleiben, wenn neue Stürme der Geister und Völker über uns kommen, wir suchen die Weisheit, die „da bleibet, das sie ist, und doch Alles verneuert." — Hätte Rosenkranz an seinem Lebensbild zeigen wollen, wie ein Volk mit allem seinem Esprit der Fäulnis verfällt, wenn es den Geist Gottes betrübt, wie eine reichbegabte Natur ohne bleibende Blüte und Frucht bleibt, wenn sie sich von der ewigen Lebenswurzel losreißt, so hätte er mit seinem Opfern von Zeit und Mühe eine dankenswerte Aufgabe gelöst; jezt können wir ihm nur für das reiche Material danken, durch welches er es uns erleichtert hat, einen Mann kennen zu lernen, der der ausgeprägteste Typus seines Volkes ist und seiner Zeit. — Dem todten Diderot wieder ein Leben einzuhauchen, welches für die Gegenwart fördernd und fruchtbar wäre, konte ihm nicht gelingen; denn es gilt von Persönlichkeiten dasselbe, was Thomas Carlyle von Epochen der Geschichte sagt: „Alle Epochen, in denen der Glaube vorherscht, sind herzerhebend und fruchtbar für Zeitgenossen und Nachkommenschaft; alle Epochen aber, in denen der Unglaube seinen traurigen Sieg behauptet, verschwinden aus den Augen der Nachwelt, weil Niemand Lust hat, sich mit dem Studium des Unfruchtbaren zu befassen."

H. E. W.

Der Katechismus.

Erster Artikel. (Schluß.)

Also nur keine systematische Zwangsjacke dem Katechismus umgeworfen. Vielmehr hat die Erklärung ganz allein in den eigentümlichen Sinn und Ziel des Katechismus einzugehen, wie schon Luther mit seiner Auslegung durchaus kein anderes Ziel verfolgt hat, als dies, die Bedeutung der einzelnen Stücke für die Zwecke des katechetischen Unterrichts, resp. für das kirchliche Leben ans Licht zu stellen. Es wird sich später Gelegenheit bieten, dies wenigstens an einigen Exempeln zu zeigen. Aus diesem Grunde kann es aber auch nicht die Aufgabe der Erklärung sein, Luthers Auslegung neben dem Texte selbständig zu behandeln, wie es z. B. Löhe in seinem Hausbuch von Anfang bis zu Ende thut, und die meisten Bearbeitungen wenigstens zum größeren Teile; vielmehr hat die Erklärung den Text durch die Auslegung Luthers zu erläutern, so daß sich herausstellt und einleuchtet, daß es wirklich die richtige sachgemäße Auslegung des Textes ist. Andrerseits folgt aus dieser Superiorität des Textes vor der Auslegung Luthers, daß die Erklärung da, wo Luthers Auslegung einzelnes vom Text unberücksichtigt läßt, wie z. B. im dritten Gebot, im zweiten Artikel (das Gericht), vielfach im Vaterunser u. s. w., unmittelbar auf den Text zurückzugehen hat. Ergänzungen, die weder durch den Text, noch durch Luthers Auslegung indicirt sind, werden nur dann eine Berechtigung in einer Katechismuserklärung haben, wenn sie dem Katechismusziel dienen und zur Bereitung fürs kirchliche Leben förderlich sind, wobei noch vorausgesezt wird, daß sie sich mit dem durch den Katechismustext Indicirten nahe berühren. Namentlich muß apologetisches und polemisches, wie die konfessionellen Unterscheidungslehren u. a., als etwas dem Katechismusziel fremdartiges wegbleiben, zumal da eine oberflächliche Darstellung der Unterschiede für die konfessionelle Treue kein Schuz, eine dazu genügende Auseinandersetzung aber im Katechismus unmöglich ist. Es ist sehr zu beachten, daß Luther selbst im Katechismus die Polemik gänzlich vermieden hat. Wenn der Katechismus die zu seinen Zielen dienenden positiven Lehren mit Klarheit darstellt und sie dem Herzen wichtig und teuer macht, so ist seiner Aufgabe genügt. Es muß bei dringenden Veranlassungen dem mündlichen Unterricht die nötige polemische Auseinandersetzung nach der durch die eben drohenden Gefahren geforderten Seite hin überlassen werden. Sonst muß dies der späteren pastoralen Einwirkung durch die Predigt und Selsorge vorbehalten bleiben.

Seine eigentliche Stelle hat der Katechismus im Konfirmandenunterricht. Aber da sowol die Schule als die häusliche Erziehung an der Bereitung fürs kirchliche Leben mitzuarbeiten, nämlich der kirchlichen Erziehung vorzuarbeiten haben, so muß schon von frühe auf aus dem Katechismus der Grund gelegt werden. Den Anfang bildet naturgemäß die Einprägung des lutherischen Textes und der wichtigeren Sprüche ins Gedächtnis, woran sich dann die Erklärung des Wortlautes und der wichtigsten und faßlichsten Wahrheiten zu schließen hat. Die eigentliche Einführung in den sachlichen Zusammenhang des Katechismus und in das Verständnis seines Ziels, und die genauere sachliche Erklärung der einzelnen Teile wie der dazu ausgewählten Sprüche muß dem Konfirmandenunterricht verbleiben; die Schule stiftet größeren Segen, wenn sie neben der ihr soeben zugewiesenen Aufgabe für Auswendiglernen der wichtigeren Kirchenlieder Sorge trägt, und namentlich durch lebendige Einführung in die biblische Geschichte den Boden der Herzen bereitet, als wenn sie in ziel- und planloser Weise dem Konfirmandenunterrichte vorgreift.

Auf der anderen Seite liegt es bei der Bedeutung, die der Katechismus für das kirchliche Leben des christlichen Individuums hat, in der Natur der Sache, daß ein diesem Zweck entsprechender Katechismus auch nach der Konfirmation seine Bedeutung nicht verliert. Sein weiterer Gebrauch wird für das Gedächtnis und für das Herz ein Anhalt sein, daß das empfangene nicht wieder verloren gehe; hingegen wird das Leben das Verständnis dafür fördern und vertiefen. Man bedenke, daß selbst Luther noch in alten Tagen seinen Katechismus zu beten pflegte. Und grade, weil der Katechismus der alte Jugendbekante ist, darum wird er für eine große Zahl schlichter Leute, die vielleicht an das Lesen anderer Erbauungsbücher nicht kommen, sie auch wenig verstehen, weil das neue ihnen schwer faßbar ist, ein ganz besonders willkommener Sontagsgast und Hausfreund sein.

Weil nun der Katechismus so ganz und gar ein Buch fürs Leben ist, darum muß er auch den Bedürfnissen des Lebens entsprechen. Einfalt, heilige Einfalt ist das Haupterfordernis

des Katechismus. Luther hat darauf in den Ueberschriften zu den Hauptstücken so nachdrücklich als nur möglich hingewiesen: Die zehn Gebote, wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich vorhalten soll. Der Glaube, wie ein Hausvater denselbigen seinem Gesinde aufs einfältigste vorhalten soll u. s. w. Einfalt war die Zierde vieler älteren Katechismen, die ihnen so viel Eingang im Volke verschaffte. Die neueren lassen es daran meist fehlen.

Zur Einfalt gehört vor allem eine einfache körnige, in den biblischen Geist eingetauchte Sprache, die sich freilich nicht künstlich machen läßt; sie wird nur einerseits durch Vertiefung in die Schriften unserer Väter, und andrerseits in die Fassungsgabe unsers einfachen Volks ermöglicht; ferner eine den heiligen Zielen entsprechende, auf das praktische Leben gerichtete, nicht schulmeisterliche, sondern erbauliche Behandlung. Aller Schematismus ist zu vermeiden, die praktischen Lebensziele müssen alles beherschen, die Methode muß überall, nicht nur im allgemeinen, sondern in allen Einzelheiten sich durch den Stoff die rechten Wege weisen lassen. So sind z. B. die nötigen Definitionen nicht begriflich zu entwickeln, sondern aus dem im Katechismus gegebenen Stoff zu gewinnen.

Die Form der Frage und Antwort hat man wunderlicher Weise als einen wesentlichen Bestandteil des Katechismus angesehen, und darum alles was in Frage und Antwort geschrieben ist, es sei worüber es wolle, einen Katechismus genant. Es wird darum auch in den Erklärungen des luth. Katechismus vielfach in die Begriffsbestimmung des Katechismus die „Erklärung durch Frage und Antwort" aufgenommen. Das ist ein Irtum. Diese Form des Katechismus ist wol sehr praktisch und wichtig, durch eine mehr als dreihundertjährige Tradition bewährt, aber nicht zum Wesen des Katechismus gehörig. Auch ist der eigentliche Zweck der Frage- und Antwortform keineswegs die Erleichterung des Unterrichts und des Verständnisses, wiewol diese Zugabe nicht zu verachten ist, sondern es soll dadurch das Bekentnis der Katechumenen einen Ausdruck gewinnen, der ihn fort und fort nötigt, sich über das Verhältnis seines wirklichen inneren Zustandes und Lebens zu dem ihm vorgesteckten Ziel Rechenschaft zu geben, und der ihn auch „durch sein ganzes Leben begleiten kann und soll." Es sind also Bekentnisfragen und Bekentnisantworten, mit denen wirs hier zu thun haben. Darum fast die durchgängige Applikation auf das Subjekt: Wir sollen Gott fürchten, ich glaube, wir bitten in diesem Gebet u. s. w., die wiederum als eine beständige Anregung zum eigenen Eingehen auf das von Gott gegebene von großer praktischer Wichtigkeit ist. Nur in dem Lehrstück von der Beichte, wo wie schon erwähnt, das Lehrhafte von dem Praktischen ganz und gar in den Hintergrund tritt, gestaltet sich die Frage und Antwort ganz wie von selber zu einem selsorgerischen Zwiegespräch, in welchem das Beichtkind fragt, der Beichtvater Auskunft gibt. Sonst wird die Antwort überall den Katechumenen als Bekentnis in den Mund gelegt. Dieser Bekenntnischarakter der Frage- und Antwortform muß nun auch auf die Erklärung des Katechismus übergehen. Es darf diese Form nicht, wie vielfach bei Löhe, den Charakter einer geistlichen Unterhaltung oder Disputation annehmen. — Es erhellt aber auch hieraus, daß die Frageform, da sie nicht als Unterrichtsmittel zu dienen bestimt ist, nicht die Aufgabe hat, alle Sätze einzeln zu zergliedern. Damit wurde der Stoff von der Form zurückgedrängt und seine erbauliche Wirkung bedeutend beeinträchtigt werden. Darum dürfen die Antworten nicht zu kurz sein; selbst mehrere Sätze, oder eine längere, wenn nur einfache und durchsichtige Periode, sind durchaus nicht zu tadeln. Auch darin ist Luthers Text ein bedeutsames Vorbild. Die Zergliederung des im Buche gegebenen Stoffes ist Sache des mündlichen Unterrichts. Frei ich wird die Form, je leichter sie sich zergliedern läßt, desto vollkommener sein.

Klarheit und frischer Fortschritt der Gedanken wird eine wichtige Aufgabe der Katechismuserklärung sein, und Luthers Text giebt auch dazu vortrefflichen Anhalt. Dagegen werden alle Schematismen mit Klassifikationen, Bezifferungen der Unterabteilungen, Ueberschriften u. dgl. zu vermeiden sein, zumal dabei so leicht das richtige verfehit wird. Was der lutherische Text davon bietet, ist vollkommen ausreichend. Ein klarer durchsichtiger Gedankenfortschritt macht auch solche Mittel überflüssig.

Ebenso halten wir, dem Vorgang des Hannov. Katechismus zustimmend, die neuerdings so beliebte, den alten Katechismen fremde Beifügung vieles sonstigen Apparates, als Citate von biblischen Geschichten, Aussprüche Luthers, Liederverse, Lektionen u. a. für störendes Beiwerk, das sich wol für ein dogmatisches Compendium schickt, aber nicht für den Katechismus, „weil dergleichen für den Lehrer berechnete Zuthat dem Wesen des Katechismus widerstreitet und seine klaren, durchsichtigen, fest umrissenen Charakter verletzen würde. (Ausschreiben S. 28.). Derartige Zugaben hat der Katechet, so weit sie wirklich nötig und der Sache dienlich sind, mündlich zu erfragen oder zu geben. Dann wird das Interesse daran desto reger sein, während das Auswendiglernen besonders der biblischen Beispiele leicht einer bloßen Abrichtung ähnlich wird. Ueberhaupt wird hierbei ein strenges Maß inne zu halten sein. Für ganz verfehlt halten wir es, alles und jedes mit biblischen Beispielen belegen zu wollen.

Zu vermeiden sind ferner alle Schlagwörter, Wortspiele, geistreiche Einfälle, exegetische oder andere Künsteleien, wie sie sich in neueren, sonst brauchbaren Katechismen vielfach finden. In einen Katechismus gehört nur einfache, gesunde, bewährte Hausmannskost, keine Naschereien und Leckerbissen. Der lutherische Katechismustext gibt überall zu erklären genug, daß man nicht nötig hat, Seitenwege zu gehen und absonderliches zu suchen. Man lerne nur die Fassungsgabe des gemeinen Mannes erst recht kennen, so wird man finden, daß für ihn grade das allereinfachste das rechte und das nächstliegende das praktischste ist.

Die Sprüche aus Gottes Wort haben im Katechismus nicht blos die Aufgabe, Begriffe zu erörtern, oder dogmatische Sätze zu beweisen, und alle Lehre und Forderungen auf die göttliche Autorität zurückzuführen; sondern sie sollen durch ihr Bezeugen, Mahnen, Unterweisen und Trösten auf das Gemüt und den Willen einwirken und also wesentlich mithelfen zu der großen Aufgabe: Bereitung für das kirchliche Leben. Danach wird sich also die Auswahl zu richten haben. Es sind die kräftigsten, erbaulichsten, bündigsten und faßbarsten Stellen auszuwählen und zugleich die, welche am besten in das Leben des Glaubens einführen. Nicht die Uebereinstimmung der Worte, sondern der Sache mit dem Gegenstand des Unterrichts muß entscheiden. Doch darf es nicht bei den Sprüchen, die zum Auswendiglernen bestimt sind, wozu neben den wichtigsten dogmatischen Stellen besonders Sprüche praktischen Inhalts sich eignen, sein Bewenden haben. Oft wird es angemessen sein, auch etliche historische Bibelverse zur Veranschaulichung des gesagten mit hinzuschreiben, wie sich das in alten guten Katechismen auch findet. Es wird dies um so nötiger sein, als wir die Allegation von biblischen Geschichten verworfen haben.

Weil aber der Katechismus eine Mitgift fürs Leben ist, so soll er nicht spärlich, sondern reichlich mit Gottes Wort versehen sein. Viele köstliche Sprüche, die sich für die Jugend zum Auswendiglernen nicht eignen, weil sie noch so gar über ihre Köpfe hinweg gehen, werden durch die Lebenserfahrung dem reiferen Alter aufgeschlossen und ein Brunnen des Segens und Trostes werden.

Beilage.

Das sind die Anforderungen, die wir im allgemeinen an einen Katechismus stellen, der seine Aufgabe im Konfirmandenunterricht und im späteren Leben erfüllen soll. Er muß — so können wir das gewonnene Resultat kurz zusammenfassen — nicht nur eine Katechismusbearbeitung, sondern nach Form und Stoff ein Katechismus selber sein. Diesen Katechismus aber würden wir aus naheliegenden pädagogischen Gründen der Schuljugend nicht schon vorher in die Hand geben. Vielmehr würde dazu ein besonderer Leitfaden herzustellen sein, der, ohne das für den Konfirmandenunterricht vorzubehaltende zu anticipiren, lezterem auf Grund der gleichen Ziele in die Hände arbeitet. Der wesentliche Inhalt dieses Leitfadens wäre demnach: Erläuterung des Wortverständnisses des Katechismustextes und eine Auswahl aus den im ausführlicheren Katechismus verzeichneten Sprüchen, so viel ihrer zum Auswendiglernen für Schulkinder geeignet sind. Hier würde denn auch einer mehr schulmäßigen Behandlung des Stoffes, sofern sie nur das Lebensziel nicht außer Augen läßt, Raum zu geben sein.

Sünde und Laster.

Zu dem Art.: Die specielle Selsorge. IV. Die Lasterhaften.

Sündhaft wird der Mensch geboren, aber lasterhaft wird er erst, wenn die Sünde sich ungehindert entwickelt. Wie die Dispoſition zur Sünde verschieden ist, so sind auch die Laster verschieden, die daraus hervorgehen. Ein geschickter Arzt erkent die Krankheit im ersten Anfange, und gebraucht seine Mittel, daß sie nicht zum vollen Ausbruch komme und tödtlich werde. Die Sele komt krank in die Welt, und die Erziehung kann wol nicht die Krankheit wegnehmen, kann aber doch das Kind zu dem Selenarzte hinführen, der es gesund machen und vom Tode erretten kann. Es gibt Eltern und auch mürrische und hypochondre Lehrer und Gouvernanten, die die armen Kinder behandeln, als wären sie schon lasterhaft, und die Sünden der Jugend bestrafen, als wenn sie Verbrechen begangen hätte. Das Kind fühlt, daß man ihm Unrecht thue, und wird nicht gebessert, sondern verbittert, und das ist fast das übelste, das geschehen kann. Wer dem Kinde die fröhliche Unbefangenheit raubt, kann es vielleicht zerbrechen, aber gebessert wird es wahrlich nicht. Es kann wol lernen sich verbergen und das Böse heimlich thun, auch wol seine Zuflucht zur argen List nehmen, aber die Sünde legt es nicht ab. Je mehr man das Kind nötigt, die Thür zu seinem Herzen zu verschließen, und es so behandelt, daß es der Verstellung und Lüge anheimfällt, desto unheilbarer wird es. Es verliert den Glauben an die Liebe und damit auch die Fähigkeit, sich helfen zu lassen. Es gibt fast keinen traurigeren Anblick, als ein Kind, das durch tyrannische Mishandlungen scheu und trotzig gemacht ist. Dadurch wird der Fortschritt in der Sünde gefördert, und das Laster entwickelt sich schnell. Ein armes Kind schlagen und züchtigen, das kann freilich ein jeder leicht thun, aber so wie Eltern und Lehrer wahrlich keine Befriedigung in sich fühlen, wenn sie das Kind gemishandelt haben, so wird es auch gewis nicht dadurch gebessert, und es kann in der Weise Verstocktheit, Bosheit und wol gar Rachsucht hervorgerufen werden. Wenn die Kinder sich zum ersten Male zum Confirmanden-Unterrichte versammeln, kann man sehr leicht die erkennen, die durch Furcht und Angst erzogen werden, und es sind gerade diese am wenigsten zugänglich für die tieferen Gedanken des Evangeliums. Im Gegensaz gegen diese Behandlung oder Mishandlung der Kinder gibt es Eltern, die auf andere Abwege gerathen, indem sie von den Kindern Alles, auch ihre Fehler, liebenswürdig finden. Sie sehen in den Unarten die Anlagen zu Tugenden, aus dem Uebermut soll die Thatkraft, aus dem Troz die Energie, aus dem Eigensinn die Festigkeit des Charakters u. s. w. sich entwickeln. Der Knabe, der mit Schlauheit sich durchlügt und die Lehrer überlistet, und in wolüberlegter Weise der verdienten Strafe zu entgehen weiß, wird bewundert, und man glaubt, er werde einmal ein bedeutender Mann werden. Das Töchterchen, das von höflichen Leuten wegen seines angeblich hübschen Aussehens gerühmt wird, merkt es sehr bald, daß die Eltern sich geschmeichelt fühlen, und daß sie darauf bedacht sind, es möglichst herauszuputzen, so wird oft in dem armen Kinde das gefährlichste Laster für ein weibliches Wesen, die Gefallsucht, ausgebildet. Wie muß man doch ein kleines Mädchen beklagen, das schon so früh wie eine Zierpuppe von der Mutter gemishandelt und zur Ziererei angeleitet wird. Von Natur ist das weibliche Wesen mit Schüchternheit und Demut geschmückt, und erst durch eine ganz verkehrte Erziehung werden diese natürlichen Tugenden ausgerottet. Wenn man sieht, wie ein kleines Mädchen in der künstlichsten Weise geschmückt und wie eine Schauspielerin, die eben auf die Bühne gehen will, gekleidet wird, dann kann man sich nicht wundern, wenn es später den Sinn für den wahren Schmuck der Sele verliert und in seichter Oberflächlichkeit sich gefällt, und selbst bei der Ausbildung seiner Talente nur das eine Ziel im Auge hat, wie es glänzen und den Menschen gefallen will. Die Eitelkeit ist der gefährlichste Feind des Mädchens, und rechte Mütter sollten sehr ernstlich darauf bedacht sein, ihre Töchter möglichst dagegen zu schützen. Kinder und Eltern müssen einst vor dem Richterstuhle Gottes stehen. Wenn nun das Kind an jenem Tage verloren geht, und die Eltern sich gestehen müssen, daß sie es selbst verleitet und die angeborne Sündhaftigkeit gepflegt und sich haben entwickeln lassen, wie werden sie dann ihr Unrecht beseufzen müssen. Es wurde einmal ein Raubmörder hingerichtet; ehe der Henker sein Amt verrichtet, wurde es ihm gestattet, noch ein Wort zu sagen. Er hörte in der Zuschauer-

Menge die weinende Stimme eines Weibes, das laut schrie. Der Verbrecher wies mit dem Finger auf das Weib und sprach: „das ist meine Mutter, die ist schuld, daß ich hingerichtet werde; als kleiner Knabe habe ich bei den Nachbarsleuten Kleinigkeiten gestohlen und sie hat mich nicht deshalb getadelt, so bin ich von Stufe zu Stufe tiefer gesunken und zum Mörder geworden.“ Wie das Unkraut wuchert, den guten Samen erstickt und die Kräfte des Ackers aussaugt, so auch die Sünde, sie unterdrückt die guten Anlagen des Kindes, verwüstet das Herz, und macht alle Kräfte des Leibes und der Sele sich unterthänig. Zuerst wird die Phantasie des Kindes von unreinen Bildern erfüllt, darauf die Neugierde, wie die verbotene Frucht, die lieblich anzusehen ist, schmecken möge, dann der heimliche Zug zu denen hin, die schon der Sünde dienen, endlich die bequeme Gelegenheit und der Fall, der Weg geht von einer Ungerechtigkeit zur andern. Die Scham vor sich selber wird immer schwächer, bis zulezt der Zustand eintritt, von dem geschrieben steht, wer Sünde thut ist der Sünde Knecht. Das Gebet ist schon längst verstumt, und der Zug zu Gottes Wort ist so kraftlos geworden, daß vielmehr eine Abneigung oder gar ein Haß gegen die Kirche sich entwickelt hat. Weil aber doch die Gedanken, die sich verklagen, und entschuldigen, nicht ganz und nicht immer schweigen, so nimt der Mensch seine Zuflucht zur Lüge. Zuerst muß die Auctorität der h. Schrift beseitigt und das zweischneidige Schwert stumpf gemacht werden, sodann die Theorie: es gibt keinen Gott und kein Gericht. Aber auch im Leben des Lasterhaften gibt es Gnadenstunden. Die Folgen seiner Sünde haben vielleicht seines Leibes Gesundheit zerstört, oder haben ihn der Schande anheim fallen lassen, oder haben sein Fortkommen in der Welt verhindert. Er muß einsehen, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Wer jemals in das innere Leben eines solchen armen Menschen gesehen hat, der die schweren Ketten des Lasters trägt, und die vergeblichen Anstrengungen kent, die er macht, sie zu zerreißen, der wird zum innigsten Mitleiden bewegt. Die selbstgerechten Kinder der Welt mögen wol hart über ihn urtheilen, indem sie meinen, es komme nur darauf an, daß er den Willen habe sich zu bessern, so könne er es auch; wer aber die Macht der Sünde, die zum Laster sich ausgebildet hat, kent, der weiß auch, daß eben die Willenskraft gebrochen ist. Jeder Geistliche, der in der Selsorge tiefere Erfahrungen gemacht hat, hat gewis reichlich solche Sclaven kennen gelernt, die sich in ihren Ketten winden und krümmen, und nach der Freiheit sich sehnen, aber zerreißen können sie sie nicht. Vielleicht gelingt es eine kurze Zeit die gewohnte Sünde zu lassen und ein- oder zweimal der Versuchung zu widerstehen, aber die Rückfälle kehren immer wieder und zulezt verfallen sie in eine stumpfe, gedankenlose Gleichgültigkeit. Ein junger Mensch, in dem sich ein gar schimpfliches Laster sehr früh ausgebildet hatte, das seine geistigen Kräfte und seine Leibesgesundheit verzehrte, klagte seine Not, daß er bei allem Ringen nicht von der Sünde los könne. Ich fragte ihn, ob er mir sagen könne, weshalb der Heiland ein Erlöser genant werde? Er war aber mit der Heilslehre ganz unbekant.

Ich sagte ihm, daß der Herr allein die Gefangenen frei machen könne und die finsteren Ketten zerreißen. Er schüttelte den Kopf und ging, aber sehr bald kam er wieder und verlangte zu erfahren, wie er könne erlöset werden. Ich las mit ihm Römer 7, 14—25, als ich ein wenig die einzelnen Verse erklärt, sagte er öfters „ja, so ist es mit mir“ und hob an zu weinen. Er war offenbar erstaunt, daß in der h. Schrift in so klarer Weise sein innerer Zustand beschrieben sei, und damit war der Anfang gemacht, daß der Glaube an Gottes Wort erwachte. Er erfuhr auch bald durch Gottes Barmherzigkeit, daß das Gebet seinem Willen neue Kräfte brachte, und er ist späterhin ein Zeuge dafür geworden, daß der Heiland wirklich ein Erlöser sei. Vorsichtig aber muß man diesen Personen gegenüber im Gebrauche der Lehre von der Rechtfertigung sein, sie sind sehr geneigt, in solcher Weise die Vergebung der Sünden sich anzudichten, daß sie dabei in der alten Sünde heimlich fortleben zu können meinen. Sie werden leicht im Kampfe müde und ihr Glaube wird kraftlos. Es ist dies oft bei älteren Männern und Frauen der Fall, wenn mit dem schwächer werden des Leibes auch das Laster abzunehmen scheint, so trösten sie sich leicht mit einem todten Glauben, ohne daß sie zum wahren neuen Leben hindurch gedrungen sind. — Die Sünde, aus der sich mit der Zeit das Laster entwickelt, meldet sich gewöhnlich schon im Kindesalter an. Es kann nun freilich die Erziehung wie gesagt nicht die Sünde ausrotten und dem Kinde ein neues Herz geben, sie kann aber doch den Dienst des Täufers Johannes verrichten und dem Herrn den Weg bereiten zum Herzen. Wenn der Herr zu seinen Jüngern als die Kindlein zu ihm gebracht wurden, sagt — wehret ihnen nicht, lasset sie zu mir kommen, so ist vor allen Dingen das zu vermeiden, was den Kindern hinderlich sein kann, dem Zuge des Vaters zum Sohne zu folgen. Von entscheidendem Einflusse auf die Entwickelung des Kindes ist die Luft, die es im Vaterhause einathmet. Ist es hier die heidnische Frage, was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden, um die sich alles dreht, so geht auch das Kind unter im irdischen Wesen und dem Laster ist die Thür geöffnet. Herscht im Hause die Eitelkeit und die Hoffart und ist Alles darauf berechnet zu genießen und zu glänzen, so wird auch das Kind der Sinlichkeit anheimfallen und ein Knecht des Fleisches werden. Jedes neugeborne Kind ist eine dringende Aufforderung an die Eltern in der Aufrichtigkeit vor dem Herrn zu wandeln und im Gebrauche der Gnadenmittel, Gebet und Gottes Wort, es zu gewöhnen vor dem zu wandeln, der Herz und Nieren prüfet, auf daß es zu dem komme, der allein den Sieg geben kann über Fleisch und Blut und die Versuchungen in dieser Welt. Der größte Reichtum, den Eltern den Kindern hinterlassen können, besteht wahrlich nicht in Geld und Gut, sondern vielmehr darin, daß sie von ihnen das Beispiel der lautern und wahren Frömmigkeit gesehen haben. Des Vaters Segen baut ihnen Häuser und der Mutter Gebet zieht sie immer wieder zurück zn dem, der sie bewahrt in den Versuchungen und sie tröstet in aller Not.

Nachrichten.

Aus Nassau.

(Schluß.)

Auf Befragen erklärt der Vorsitzende, Dekan Schroeder: „Die Conferenz stehe fest auf ihren Statuten, in welchen auch die Tübinger Schule Raum habe." Diese im Protestiren so fortgeschrittenen Protestanten haben erst kürzlich mit Wort und Schrift dafür gekämpft, daß die Union nicht auf den Symbolen, sondern auf einer religiösen Verehrung der Lehren des Evangeliums stehe. Sie haben darin allerdings Recht, aber das heiße ich dann die Lehren des Evangeliums schön verehren, wenn man sie in öffentlicher Versamlung vor Geistlichen und Laien als Mythen und Quisquilien an den Pranger stellt. Wieder ein eclatantes Beispiel, daß hinter der Animosität gegen die Symbole als Menschenwerk stets die Feindschaft gegen das Evangelium im zweiten Gliede steht. Als von anderer Seite der Versamlung zu Oberlahnstein vorgehalten wurde, wie man bei solchen Grundsätzen an den drei hohen Festen noch die Kanzel betreten könne, lud Pfarrer Stadelmann ein, nur einmal Festags in seine Kirche zu kommen. Es ist zu glauben, daß man da auch wol etwas vom „Erlöser" und „Heiland" hören wird, aber der alte Claus Harms sagt schon 1817 in seiner 46. These: „Von den Lippen gewisser Prediger lauten die Worte: unser Heiland und Erlöser wie unter gewissen Briefen die Worte: „Ihr Freund und Diener." Und die kommen und verlangen Feier der Union, deren Panier sie hoch halten mit den Händen und zertreten mit den Füßen.

Gegen meine lezten*) Mitteilungen in d. Bl. ist Superintendent Hegemann in St. Goar in Nr. 4 des evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westphalen mit der Behauptung aufgetreten, daß ich dem unirten Nassau nicht immer gerecht werde. Wo ich es verfehlt habe, wird aber eigentlich nicht gesagt. Im Gegenteil, wenn durch meine Mitteilung so mancher löblichen Zustände die Ev. K. Z. mit sich selbst in Widerspruch kommen soll,**) so wäre doch wol eher zu sagen, daß nun Nassau wieder zu seinem Rechte gekommen wäre.

Als Verläumdung sind meine lezten Mitteilungen in d. Bl. in No. 35 der Darmst. K. Z. ausgeschrien.***) Die Darmst. K. Z. fährt da einmal mit vollen Segeln, was gar selten an sie kömt; indessen es bleibt dabei. Merkwürdiger Weise ist sie in den Thatbeständen fast überall mit mir einverstanden, sie sucht nur die corpora delicti auf einen andern Karrn zu laden. Wenn ich z. B. behaupte, die Altlutheraner seien torquirt — ja, sagt sie, torquiren ist noch zu mild ausgedrückt. Nun, und die Verläumdung? Nicht die unirte Kirche, nein, der Staat hat's gethan. Als wenn das hier zweierlei gewesen wäre!†) Oder wenn ich das bureaukratische Centralisiren des Unionsgeistes anziehe, so ist die Darmst. weit entfernt, das zu loben, aber — die Verläumdung — es war ja anderwärts auch so! Wenn ich von einem Torquiren der Lutheraner in der Union geredet habe, so besteht die Verläumdung darin, daß dies der Darmst. K. Z. unverständlich ist. Es ist ihr ferner nichts davon bekant (auch Aktenkundige wüßten nichts davon!), daß eine lutherische Gemeinde zwei Jahre lang das Abendmal gemieden habe, oder daß die lutherischen Gebräuche verboten seien. Wenn nun aber Alles eine Verläumdung sein soll, was die Darmst. K. Z. nicht weiß, dann kämen wir doch wol ein Bischen zu weit. Auch daß die Union Ja — Nein, Wischiwaschi ist in ihrem Bekentnis, muß eine Verläumdung sein — weil die Gelehrten noch heute nach 1800 Jahren über unendlich wichtigere Fragen nicht klar sind! Ganz außer sich geräth aber die Darmst. K. Z. darüber, daß ich zur moralischen Kenzeichnung der Union ein Rescript angeführt habe, welches schon 1816 edirt wurde und das sogar von einem katholischen Juristen verfaßt sei. Sie vergißt dabei, das ich vom Geist der Union ausgegangen bin und daß dieser Geist 1816 so gut vorhanden war wie 1817, sie bedenkt aber auch nicht, daß sie durch ihre Klagen mir nur zu Hilfe komt, denn es kann ja wahrlich der büreaukratisch-nivellirende unkirchliche Geist der Union nicht besser characterisirt werden, als durch solche Nachweise, daß katholische Beamte Rescripte entwerfen, die das innerste Leben der evangel. Kirche angehen.*) Als bloße Merkwürdigkeit mag noch erwähnt werden, daß die Darmst. K. Z. meine Wendung „wenn sie Brod und Hostien mit Eiweiß u. s. w."**) als Vorsicht und Feinheit auffaßt, um einem möglichen Injurienprocesse auszuweichen, wie denn auch andere auf den Gedanken gekommen sind, mit diesem „Wenn" wolle ich dahingestellt sein lassen, was mir als Thatbestand doch ganz bekant sei! Doch genug und über genug! Die Darmst. K. Z. braucht ein jezt bei den Unirten sehr beliebtes Motto zur Ueberschrift: „der mein Brod ißt, tritt mich mit Füßen." Das Brod, was die Union „mein" nent, wie ist das in ihren Besiz gekommen? Die Väter haben es sich mit Blut und Thränen erworben und die Union hat es 1817 mir nichts dir nichts in ihre Tasche spaziren lassen. Die Union sollte schamroth werden wenn sie sagt „mein Brod." Den guten Rath der Darmst. K. Z. beantworte ich damit: es ist seit Jahren dafür gesorgt, actenmäßig, daß die Union mir für meine Person meine Stellung nicht unerträglich machen kann. Wenn übrigens die Union wie die Darmst. K. Z. in meinen Auslassungen grundlose Verdächtgungen, Schmähungen und Mishandlungen sähe, so würde sie mich längst ausgeschieden haben; die Union ist aber andrer Ansicht, sie weiß, daß ich doch immer nur Menschenwerk angreife und daher auch ein viel größeres Recht in der Kirche habe, als Stadelmann und Consorten.

---

*) Oder vielmehr vorlezten.

**) Weil sie früherhin Nassau ein geistlich verarmtes Land genant habe.

***) Diese Nummer der Darmst. K. Z. ist von Seiten der Union als Panacee wider Teufel, Hölle und Luthertum hier förmlich colportirt.

†) Die Darmst. K. Z. meint, es könne mir nicht unbekant sein, daß die Geistlichkeit und der Bischof dahin gewirkt hätten, daß das Torquiren aufhöre. Es sind mir im Gegenteil Fälle bekant, daß der Staat dem Torquiren Einhalt thun wollte, daß aber die Kirche nicht folgte. Ein anderes Mal gings wieder umgekehrt. Unsrer 8—10 machten einmal eine Eingabe gegen das Torquiren, da drohte aber der Staat, wenn wir nicht ruhig wären, so würden wir torquirt.

---

*) Damit jedem sein Recht geschehe, muß bemerkt werden, daß einzelne Geistliche gleich damals gegen dieses Rescript protestirt haben und man gab ihnen denn auch so weit nach, daß sie den Gefallenen einen Verweis geben dürften, nur dürfe dieser Verweis nicht ehrenkränkend sein.

**) Geschah übrigens auch in Preußen nach 1817. Vrgl. Volksblatt für St. u. L. 1867. Nr. 25.

Bemerkungen zu „Nachrichten aus Oldenburg" im September-Heft der Evang. K. Z.

Es sind in diesem Artikel einige Beschlüsse der hiesigen Landessynode aufgezählt, über welche es dann heißt: „alle diese sind auf Antrag und Betrieb des Oberkirchenraths erfolgt, um der „Freiheit" und den Wünschen des Staats gerecht zu werden." So wird ein Mitglied des Oberkirchenraths wol einige Bemerkungen dazu sich gestatten dürfen.

1. Nach harten Kämpfen ist die verderbliche und skandalöse Predigerwahl eingeführt worden, in Folge deren das Studium der Theologie so abgenommen hat, daß der Oberkirchenrath alljährlich aus allen Teilen Deutschlands fremde Kandidaten herbeizuziehen genötigt ist, welche die Weise, und selbst die Sprache, unsers Volks nicht verstehen, während früher Ueberfluß an Theologen war.

   Noch früher, und zwar recht häufig, scheint im Oldenburgischen gleichfalls ein Ueberfluß an Theologen nicht vorhanden gewesen zu sein, da die Verzeichnisse hiesiger Prediger aus den verschiedensten Zeiten Beispiele davon liefern, daß Nicht-Oldenburger als Geistliche angestellt sind. Da bis 1849 die Pfarrerwahl hier nicht Rechtens war, so wird das Angeführte von ihr nicht unbedingt hergeleitet werden dürfen, läßt sich aber auch genügend schon daraus erklären, daß überall nach einer Periode des Ueberflusses an Kandidaten, die dann länger ohne Anstellung bleiben, eine andere des Mangels sich anbahnt und umgekehrt. Gegenwärtig ist die Ebbe in dieser Beziehung dem Abnehmen wieder recht nahe.
2. Die bedeutenden kirchlichen Armenfonds sind von der Synode der bürgerlichen Gemeinde überantwortet.

   Daß je eine Fonds-Ueberantwortung von Seiten der Synode an die Armenkommissionen, als förmlicher Akt (wie nach dem Ausdrucke geglaubt werden könte), Statt gefunden habe, weiß ich mich nicht zu entsinnen, wogegen Jedermann bekant ist, daß die Armenkommissionen die Kapitalien, die sie von jeher in Verwaltung hatten, darin behalten haben, nur ist vom Oberkirchenrath den Kirchenräthen, die Etwas hiervon, als rein kirchlichen Charakters, glaubten darthun zu können, in dem einzelnen Falle Aufforderung zugegangen, die Beweise dafür, behufs Reklamirung, beizubringen.
3. Den Pastoren ist der Vorsiz, den sie bis dahin hatten, und selbst das Stimmrecht in der Armenkommission entzogen worden. Nur die Erlaubnis, den Sitzungen der, jezt bürgerlichen, Behörde berathend beizuwohnen, ist ihnen geblieben.

   Da es bis jezt nicht, auch nur hinsichtlich der kirchlichen Armenpflege, möglich war, dem Vorsitzenden des, hiermit betrauten, Kirchenraths, dazuzu verhelfen, daß er das hätte nachsprechen dürfen, wozu die Apostel sich gedrängt fühlten: es taugt nicht, daß wir das Gottes Wort unterlassen, und zu Tische dienen, darum wählt Diakonen! schien es unter jeder Bedingung Pflicht, wenigstens diejenige Befreiuung für ihn nicht auszuschlagen, die von staatlicher Seite damit angeboten wurde, daß die, jezt bürgerliche, Behorde ihn mit einem Vorsitzer-Amte verschonen wollte, was nicht nur zeitraubende Schreibereien, sondern, unter Umständen, selbst eine gewisse polizeiliche Wirksamkeit im Gefolge hat. Daß dabei der Wunsch ausgedrückt wurde, des Rathes des Predigers als eines, nun völlig unparteiisch zwischen Gebern und Empfängern der Armenunterstützungen stehenden Mannes sich nach wie vor, versichert halten zu dürfen, wollte als eine anerkennenswerte Würdigung des geistlichen Charakters seines Amtes erscheinen.
4. Gleichfalls ist die kirchliche Verlobung abgeschafft worden, die dem Geistlichen Gelegenheit gab, nicht nur das Brautpaar persönlich kennen zu lernen, sondern auch eingehend mit ihnen zu reden, und ihn verpflichtete, ihnen Gottes Wort ans Herz zu legen. Durch diese schöne Einrichtung wurde schon die, der Hochzeit vorausgehende Zeit der Proklamation als eine geweihte und geheiligte dargestellt.

   Die Kirchenvisitationen in den Gegenden, wo die Verlobung im Munde des Volks „Untertrau" hieß, hatten den Beweis geliefert, daß gerade die Feierlichkeit, womit dieselbe vollzogen war, den Wahn hatte verbreiten helfen, die Verlobten seien bereits Copulirte, und daß, in Folge davon, die der Hochzeit vorangehende Zeit in einem Grade und Umfange entheiligt wurde, daß hier von Grund aus Wandel zu schaffen unerläßlich schien. Daß Gottes Wort den Proklamirten vom Prediger ans Herz gelegt wird, kann jezt allerdings nur geschehen, wenn sie freiwillig zu ihm oder er zu ihnen ins Haus komt. Da die meisten hiesigen Gemeinden nicht von übergroßer Ausdehnung sind, ist das Leztere aber auch durchgängig ausführbar, und, wo ein richtiges Verhältnis zwischen dem Pfarrer und den Pfarrgenossen besteht, das Erstere, auch in den größten Gemeinden nicht selten.
5. Dabei ist auch der Anfang gemacht, den Parochialzwang zu durchbrechen, indem das Brautpaar zur Copulation, die sonst dem Selsorger des Bräutigams zustand, nach Gutdünken den Pfarrer der Braut oder des Bräutigams wählen kann.

   Dem Einsender der „Nachrichten" scheint es unbekant, oder nicht im Gedächtnis gewesen zu sein, daß in andern Landeskirchen von jeher dem Selsorger der Braut die Copulation zustand und noch zusteht. Daraus dürfte zu entnehmen sein, daß, nach dem Urteil der Gesamtkirche, es indifferent ist, welcher von beiden, in Betracht kommenden, Selsorgern die Trauung vornimt, und wo mit dieser der Oberkirchenrath sich in Uebereinstimmung weiß, betreibt er, wenn Gottes Wort nicht entgegen steht, es allerdings gern, Alles, was noch an Zwang in der Kirche vorhanden ist, zu beseitigen, um, wie vom Einsender ihm nachgerühmt wird, der „Freiheit" gerecht zu werden. Gehen dabei zugleich Wünsche des Staats in Erfüllung, so ist dies ja ganz angenehm. Nur zum Zielpunkt sich das setzen zu wollen, wie vom Einsender angenommen wird, bleibt ihm so lange unmöglich, als Gott ihm Gnade gibt, auch über sein Amt so zu denken, wie nach Gal. 1, 10 der Apostel von dem seinigen gedacht hat.

Nielsen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 97. Die specielle Selsorge. IV. 1157
Nachrichten. Duisburg 1164
— 98. Urteile der Zeitgenossen über Basedow 1165
Beilage. 1173
Aus der Antrittspredigt eines reformirten Geistlichen 1175
Das Bekentnis der Hessischen Kirche 1176
Nachrichten. Duisburg. (Schluß) 1178
— 99. Christophorus 1181
Nachrichten. Oestreich 1188
— 100. Das Bekentnis der Hessischen Kirche. (Fortsetzung und Schluß) 1189
Ein verweser Pfarrer 1196
Beilage. 1197
Nachrichten. Lutherische Herbst-Conferenz in Bielefeld 1199
Lutherische Conferenz in Hannover 1203
— 101. Diderot. IV. 1205
Die Rede des Dr. Schenkel auf dem zweiten Protestantentage 1210
— 102. Die Rede des Dr. Schenkel auf dem zweiten Protestantentage. (Schluß) 1213
Ein verweser Pfarrer. (Schluß) 1220
Beilage. 1221
Nachrichten. Von der Niederhessischen Gränze, im December 1867 1223
Aus Nassau 1228
— 103. Der Katechismus. I. 1229
— 104. Diderot. V. 1237
Der Katechismus. I. (Schluß) 1241
Beilage. 1245
Sünde und Laster. (Zu dem Art.: Die specielle Selsorge. IV.) 1245
Nachrichten. Aus Nassau. (Schluß) 1249
Bemerkungen zu „Nachrichten aus Oldenburg" im September-Heft der Evang. K. Z. 1251

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109811080